Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik

der

Welt und Litteratur.

Nichts der Welt in keinem Falle
Ein Geheimniß doch verhehlt,
Kommen Lumpen wird's erzählt,
Und am Ende wissen's Alle.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die in Facsimile nach und nach von mir herausgegebenen Autographa meiner Sammlung haben, theils wegen der Handschrift, theils wegen des Inhalts der Dokumente, die dadurch veröffentlicht wurden, ein meine Erwartungen übertreffendes Interesse gefunden. Die Theilnahme an Briefen bedeutender Individuen möchte sich durch den Umstand erklären lassen, dafs man in Deutschland seit längerer Zeit den geschichtlichen Werth von Mittheilungen der Art erkannt, und ihnen gewissermafsen in unserer Litteratur die Stelle eingeräumt

hat, welche die Franzosen den Memoiren anweisen. Da wir in der Geschichte immer mehr von methaphysischem Raisonnement zu dem Thatsächlichen übergehen, so ist nichts so geeignet, über Erscheinungen des Lebens und der Litteratur, — welche Letztere auch ihr geheimnifsvolles Dunkel hat, meist durch die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller hervorgebracht, — Licht zu verbreiten, als die oft unter dem Siegel der Verschwiegenheit ausgesprochenen Mittheilungen. Schriftdenkmale der Art bilden das Material zur geheimsten, aber wahrsten Geschichte der Zeit. Wird man mir aber nicht den Vorwurf machen, das Siegel des Geheimnisses gebrochen zu haben? Ich fürchte es nicht; denn zum Theil berühren die Briefe die Vergangenheit, und diejenigen sowohl, welche sie geschrieben, als die an welche sie gerichtet waren, sind vom Schauplatz böser Konflikte abgetreten; sie würden aber, lebten

sie noch unter uns, jetzt wo diese Konflikte gehoben sind, gewifs nichts gegen die Veröffentlichung ihrer Ansichten und Kenntnisse einzuwenden haben; was die Briefe der Lebenden betrifft, welche uns näher liegende Zeitverhältnisse berühren, so mufs ich zur Ehre derselben annehmen, dafs ihnen die Wahrheit und die richtige Würdigung der Erscheinungen in Welt und Litteratur höher stehen, als die Bedenklichkeiten kleinmüthiger Seelen, erzeugt durch konventionelle Verhältnisse. Und wichtig ist in dieser Beziehung Alles, auch der kleinste Umstand, wie solches unser Johannes von Müller in seinen Briefen an verschiedenen Orten ausspricht. Der Zufall und Bemühungen mehrer Freunde haben den Herausgeber in den Besitz einer sehr reichen Sammlung seltener Dokumente gebracht, die, abgesehen von dem Werthe, den sie als Autographa haben möchten, einen noch höhern für geschicht-

liche Aufklärungen in sich tragen. Berühmte Autoren würden in einem ganz andern Lichte erscheinen, ihre Werke eine ganz andere Würdigung erhalten, wenn der Besitzer dieser Sammlung die Diskretion nicht höher achtete, als das Vergnügen des Publikums; — obschon er, — er muſs es offen gestehen, einen besondern Antrieb in sich fühlt, so höchst charakterisirende Dokumente der Oeffentlichkeit *nicht* vorzuenthalten; besonders da er für sich auch nicht die geringste Verpflichtung finden kann, Briefe der Art, die er für baares Geld öfters erkauft, und deren Verfasser mit ihm in durchaus keiner Verbindung, in keinem Verhältnisse stehen, — als Geheimnisse zu respektiren! —

Würde übrigens der Vergleich wohl passend sein, wenn ich in der von mir angelegten Sammlung von Schriftdenkmalen einen Zauberspiegel zu besitzen

glaube, in dem sich die Heroen einer Generation ohne umgehängten Flitterstaat in nackter Wahrheit zeigen?' Ein hochmüthiger edler Ritter, uralten Geschlechts, macht der Gattinn des Herrn Verlegers, der das grofse Verdienst hatte sehr pünktlich in der Zahlung des Honorars zu sein, tiefe Komplimente und küfst ihr „demüthig" die Hand: — eine gefeierte Schriftstellerin verlangt vom Verleger, dafs er ihr philosophisches Werk unter dem Namen eines männlichen Verfassers und eines Magisters der freien Künste erscheinen lassen solle und begründet ihren Wunsch auf eine für das weibliche Geschlecht wenig schmeichelhafte Art; andere berühmte Litteraten bestellen sich lobende Rezensionen: — Novellenschreibende Philosophen tragen naturphilosophisches Urlutherthum vor und schliefsen mit Bitte um — Geld-Vorschufs. Doch nicht blos im Reiche der Schriftsteller

gehen Dinge der Art vor: die menschliche Natur giebt der Schwäche überall ihren Tribut! untergeordnete Personen, doch bekannte und berühmte Namen, wollen von Vorgesetzten Zulage haben; bei jeder Vermehrung ihrer Familie werden sie dringender, und reihen Schmeicheleien an einander, mit denen sie die erbetene Begünstigung zu bezahlen glauben. Wir lernen hochstehende Männer kennen, welche in vertraulichen Briefen Aeufserungen vernehmen lassen, die mit ihrem öffentlich ausgesprochenen Meinungssystem nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen sind; Andere erblickt man in ein Gewebe von Intriguen verwickelt, denen sie stets gestrebt haben fremd zu scheinen.

Nach diesen Andeutungen wird man dem Herausgeber nachfolgender Denkschriften und Briefe nicht Unrecht geben, wenn er seiner Sammlung Auto-

graphe eben deshalb einen geschichtlichen und litterarischen Werth beilegt, gänzlich abgesehen von der jetzigen Modekrankheit: Zettelchen, Mittagseinladungen u. d. g. von der Hand berühmter Personen zusammenzubringen, um es alsdann eine „Autographen-Sammlung" zu nennen, die allein in diesem Sinne, sehr untergeordneten Werth haben möchte. Diese Ansicht klar auszusprechen, hielt ich für nöthig, um meine Liebhaberei und meine Sammlung auf das entschiedenste von der mit Recht so oft bespöttelten Handschriften-Sammlerei zu sondern und zu scheiden.

In den Briefen, welche ich in diesem ersten Bändchen der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich weder eine chronologische, noch alphabetische oder anderweitige Ordnung beobachten mögen, sondern sie bunt auf und durcheinander folgen lassen, um in keiner Beziehung gebunden, und

im Stande zu sein, auch noch während des Drucks, aus dem reichen Schatze, der mir zur Benutzung vorliegt, und der sich täglich mehrt, stets das Interessantere und Wichtigere wählen zu können. Dieses Werk reiht sich übrigens dem bei L. Sachse & Comp. in Berlin von mir herausgegebenen: „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen" an, und man wird in denselben bereits schon jetzt die treuen Nachbildungen der meisten Handschriften derjenigen bedeutenden Individuen finden, von denen hier Briefe mitgetheilt werden.

Berlin, den 2. Mai 1838.

Dr. Dorow.

Inhalt.

Seite

Der Königl. Preuſs. kommandirende General Graf Tauentzien von Wittenberg und das 4te Armee-Corps in den Jahren 1813 und 1814. Denkschrift eines Augenzeugen . . . . . 3.

Bericht des französischen Kriegs-Ministers Herzogs von Feltre an den Kaiser Napoleon. Februar 1814. 45.

Briefe.

Arndt, Ernst Moritz . . . . . 224.

Blücher, Fürst von Wahlstadt . . . . . 58.

Gneisenau, Graf Neidhard von . . . . . 215.

Grotefend, G. F. . . . . 169.

Hamann, Joh. George . . . . . 121.

Hardenberg, C. A. Fürst von . . . . . 85.

Kant, Immanuel . . . . . 117.

Knigge, Ad. Franz Fr. Lud. Freiherr von . . . . 166.

Krudener, Juliane Freyfrau von . . . . . 111.

Laroche, Sophie von . . . . . 162.

Ligne, Fürst von . . . . . 181.

Moser, Fr. Karl von . . . . . 76.

Müller, Johannes von . . . . . 68.

Piatoli . . . . . 201.
Potocki, Ignaz Graf . . . . . 194.
Ramler, Karl Wilhelm . . . . . 177.
Robert, Ludwig . . . . . 98.
Schütz, Henriette Händel- . . . . . 130.
Werner, Ludwig Zacharias . . . . . 90.
Winckelmann, Joh. . . . . 127.
Wolf, Friedrich August . . . . . 81.
Zschokke, Joh. Heinr. Daniel . . . . . 190.

Der

Königl. preuss. kommandirende General

Graf Tauentzien von Wittenberg

und

das 4te Armee-Corps

in den Jahren 1813 und 1814.

Denkschrift eines Augenzeugen.

Vorwort des Herausgebers.

Im vorigen Jahre ward einem Freunde in einer kleinen sächsischen Stadt von einem dasigen alten Mann ein demselben erbschaftlich zugekommenes Memoire mitgetheilt, welches einen wichtigen Abschnitt in der letzten Kriegs-Geschichte bespricht und namentlich für den General Grafen von Tauentzien und seine Handlungsweise von Interesse ist.

Aus den abgerissenen unzusammenhängenden Erzählungen des damaligen Besitzers soll man den Schluss haben ziehen können, dass die Schrift von bedeutender Hand sei und wohl volle Glaubwürdigkeit verdienen mögte, ja dass sie dem Grafen Tauentzien selbst nicht unbekannt geblieben. Dem sei nun wie ihm wolle: wir werden es stets für einen Gewinn für die Geschichte halten, wenn man einzelne Darstellungen aus derselben, besonders wenn sie so offenbar den Stempel der Wahrheit und Zuverlässigkeit an sich tragen, wie hier der Fall ist, der Oeffentlichkeit übergiebt; hier walten aber noch ganz besondere Interessen vor: man hört nämlich über

Tauentziens Rückmarsch nach Berlin stets noch Tadel und Anfeindungen, obschon es der französische General Pelet später unwiderleglich dargethan hat, dafs es wirklich Napoleons Absicht gewesen, sich auf Berlin zu werfen. Der General-Lieutenant von Müffling zweifelt in seinem Werkchen „Napoleons Strategie 1813" zwar daran, und sieht diese Unternehmung für zu gewagt an; auch schwebt über der Stellung des Grafen zum damaligen Kronprinzen von Schweden ein unerfreuliches Dunkel, und endlich ist der General Graf Tauentzien in der preufsischen Kriegs-Geschichte der Jahre 1813, 14, 15 eine so ehrenwerthe und ausgezeichnete Notabilität, dafs die Veröffentlichung des gedachten Memoires gewifs mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen werden wird. Ueber Graf Tauentziens Persönlichkeit dürfte bei jedem unpartheiisch und rechtlich denkenden Menschen, welcher Gelegenheit hatte den General näher kennen zu lernen, nur eine Stimme sein. Er besafs allerdings einen grofsen Stolz, doch war dieser edler Art; Tauentzien war grofsmüthig, wahrhaft ritterlich, menschenfreundlich und oftmals mildthätiger, als er hätte sein sollen; ein treuer Diener seines ihm über alles theuern Monarchen, war er ein ächter Vaterlandsfreund, mit einem Wort: ein Biedermann. Besafs er vielleicht einige Schattenseiten, so schadeten diese höchstens ihm selbst. Er war völlig selbstständig und keine Günstlinge oder Schmeichler konnten sich rühmen, etwas über ihn zu vermögen. Er vergafs gern wenn er gekränkt wurde, aber sein Ehrgefühl duldete nicht die ge-

ringste Schmach. Im Dienste behandelte er seine Umgebung ununterbrochen mit einem freundlichen Ernst; ausser dem Dienst war er ein höchst unterhaltender und heiterer Gesellschafter. Seine Untergebenen liebten und ehrten ihn, denn wenn auch hier und da vielleicht sich Einer oder der Andere nicht hinlänglich von ihm ausgezeichnet glaubte, so lag die Schuld gewifs nicht an dem General, sondern an Verhältnissen, welche ihm selbst oftmals bittere Gefühle verursachten.

Der Wahrheit und Gerechtigkeit glauben wir es schuldig zu sein, zugleich hier noch die Bemerkung zu machen, dafs der damalige Major von Rottenburg, Chef des Generalstabes, sich durch seine Behauptung und durch die feste Durchsetzung seiner Meinung, dafs nicht auf Dahme und Luckau, sondern auf Jüterbock der Rückzug des Corps stattfinden müsse, den gröfsten Dank verdient hat. Ohnbezweifelt war dieses der einzige Weg, der zur Vereinigung mit dem Bülowschen Corps führte, indem bei einem Rückzuge über Dahme nach Luckau der Feind ungehindert über Jüterbock nach Berlin marschirt wäre, wodurch der Kronprinz von Schweden veranlafst werden konnte mit seinen Schweden vielleicht sogar die Oder zu passiren. Dafs übrigens dieser Rückzug in völliger Ordnung, wenngleich mit grofsem Verlust ausgeführt wurde, beweiset die Schlagfertigkeit des 4ten Armee-Corps am folgenden Tage und dessen ausgezeichnetes Verhalten während der Schlacht, obschon es nur aus ungefähr 10,000 Mann bestand

Hier folge nun die Denkschrift, welche wir weder in ihrer Construction noch Orthographie zu ändern wagten, weil um so mehr ihre Authentizität daraus hervorgehen mögte.

In den seit dem verhängnifsvollen Kriege von 1813 bis 1815 verflossenen Jahren haben sich mancherlei Ansichten bei dem Publikum manifestirt, Mittheilungen über stattgefundene Ereignisse und über heldenmüthige Thaten der kommandirenden Generale und ihrer Truppen sind überliefert, und an oft richtigen aber noch öfter partheivollen Urtheilen hat es nicht gefehlt!

Jetzt — nach Verlauf längerer Zeit — während welcher die Leidenschaften beruhigt und vielfache falsche und schiefe Ansichten berichtigt sein dürften, sei es einem Augenzeugen erlaubt über die Lage und über das Verfahren eines kommandirenden Generals, der nicht allein gegen die äufseren, sondern auch gegen innere Feinde zu kämpfen hatte, wahr und leidenschaftslos zu sprechen, was um so mehr geschehen kann, da hier Niemand den Schreiber dieser Zeilen in seiner stillen Einsamkeit belauscht und er auch nur mit der Nachwelt spricht. Es ist dieses nämlich der General Graf Tauentzien von Wittenberg, ein Mann dessen ächt deutsches Herz seinem Könige unter allen Umständen mit unerschütterlicher Treue und inniger Liebe ergeben war und der in jeder Beziehung eine richtige Würdigung der Mit- und Nachwelt verdient.

Als der König in Breslau sich für den Krieg gegen Napoleon ausgesprochen hatte, wurde sehr eifrig debattirt wem das Kommando der preufsischen Armee anvertraut werden solle; die Meinung und der Wunsch des Kaisers Alexander war, dafs der General Graf Tauentzien gewählt werden möge. — Allein der damalige Oberst von Scharnhorst, welcher theils seinen unbedingten Einfluſs auf den General von Blücher, theils aber auch die Stimme des Volkes, wie der Armee sehr richtig zu würdigen verstand, wufste den Kaiser für Blücher zu gewinnen, und die Erfahrung hat diese Wahl vollkommen gerechtfertigt, denn wenn auch der Kaiser eben so füglich für seine Meinung anführte: dafs sich der General Graf Tauentzien hinsichtlich der äufseren Formen und der diplomatischen Gewandheit und wahrhaft grofsartigen Ansichten, so wie auch seiner militairischen Kenntnisse wegen besonders gut zu einer solchen Stellung eigne — da auch fremdherrliche Truppen ihm untergeordnet werden sollten — so hat doch auch der Fürst Blucher den Beweis geführt, dafs er es vollkommen verstanden, sich die Liebe und das Vertrauen aller seiner Krieger zu erwerben. — Der General Graf Tauentzien wurde nun in Schlesien nicht angestellt, sondern erhielt den Befehl über das Blokade-Corps vor Stettin, so wie auch das General-Commando zwischen der Oder und Weichsel. Dafs er in Gemeinschaft mit dem damaligen Civil-Gouverneur, jetzigen Grofskanzler a. D. von Beyme hier rastlos thatig war, ist zu allge-

mein bekannt, um noch weiter berührt werden zu dürfen.

Nach dem Waffenstillstande erhielt der Graf von Tauentzien den Befehl über das neu formirte grofsentheils aus Landwehrmännern bestehende 4te Armee-Corps, bei welchem sich nur zwei Reserve-Regimenter von der Linie befanden, die sich erst bei der Blokade von Stettin einigermafsen zu Soldaten gebildet hatten. Seine Cavallerie aber bestand aus Leuten und Pferden, welche erst seit zwei bis drei Monaten hierzu gestempelt waren. Diese Thatsache ist defshalb wichtig um die nun folgenden Ereignisse richtiger und partheiloser beurtheilen zu können. Die Truppen welche zum Corps des Grafen von Tauentzien gehörten, standen gröfstentheils an der Oder, in Crossen, Züllichau und der Umgegend, als sie den Befehl erhielten, in Eilmärschen sich nach Berlin zu begeben. An dem nämlichen Tage, wo das Bülowsche Corps Berlin verliefs, (es war am 20. August) rückte das Tauentziensche Corps in und um Berlin ein; es sollte hier rasten. Allein das Vordringen des Feindes unter dem Marschall Oudinot bestimmte den Grafen Tauentzien in der Nacht des 21. Augusts in die Gegend von Blankenfelde zu marschiren, um von dort, nachdem man bei Jünsdorff*) stark kanoniren hörte, des Feindes rechten

*) Jünsdorff war von preufsischen Truppen besetzt, wurde aber nach einigen Stunden vom Feinde genommen, später jedoch durch einige Bataillons Landwehr-Infanterie mit dem Bajonett wieder genommen, ein Angriff welcher von zwei Kanonen unterstützt wurde

Flügel in Respect zu erhalten; er machte Miene auch hier vorzubrechen. Allein er wurde sowohl an diesem, wie am folgenden Tage mit bedeutendem Verlust zurückgewiesen, was unbedingt zum Gewinn der Schlacht bei Grofs Beeren beitrug. — Hier schon war es, wo der Graf von Tauentzien mit dem Benehmen des damaligen Kronprinzen von Schweden nicht einverstanden war; derselbe äufserte sich im Vertrauen öfters darüber, und fand eben hierin in der Folge die beste Rechtfertigung seines früher eigenmächtig gefafsten Entschlusses, ohne den geringsten Aufschub Berlin zu verlassen und sich bei Blankenfelde aufzustellen; dadurch allein ward die Schlacht von Grofs Beeren — gewifs wenigstens der glückliche Ausgang derselben herbeigeführt, — denn auf des fremden Heerführers kräftige Unterstützung war wohl nicht zu rechnen.

Nach der Schlacht von Grofs Beeren marschirte das 4te Armee-Corps über Dahme, welches bereits vom Feinde verlassen worden, gegen Luckau, wohin auch der General von Wobeser mit seinem Detachement von Baruth aus dirigirt war. Dieser alte brave Militair hatte den Commandanten von Luckau zur Uebergabe aufgefordert, jedoch eine trotzige Antwort erhalten. Graf von Tauentzien liefs nun die Stadt beschiefsen und zwar mit gutem Erfolge, da mehrere Häuser sehr bald in Feuer aufgingen. Auch war der commandirende General schon zum Sturm bereit; ein feindlicher Parlamentair änderte jedoch diesen Vorsatz, indem derselbe anzeigte, dafs der Kommandant zur Capitulation entschlossen wäre. —

Der Kronprinz von Schweden hatte mehrere Schreiben mit der Aufforderung an den Grafen von Tauentzien erlassen, so eilig wie möglich sich mit ihm vor Wittenberg zu vereinigen; allein der Graf von Tauentzien hatte die Absicht sich dem General von Blücher zu nähern, da er besorgte, dafs es dem Kronprinzen von Schweden kein wahrer Ernst mit dem Vorrücken und mit einem Angriff auf den Feind sei. — Die Drohung desselben jedoch, dafs er sich gezwungen fühle, Berlin Preis zu geben und sich sogar über die Oder zurückzuziehen, wenn man ihm nicht unbedingt folgen würde, bestimmten endlich den Grafen von Tauentzien, nachdem abermals ein schwedischer Offizier vom Kronprinzen an ihn geschickt war, einen Nachtmarsch zu machen, um so schnell wie möglich in die Gegend von Wittenberg zu kommen, woselbst der Kronprinz mit seinem ganzen Armee-Corps bereits vorgefunden werden sollte. Als aber der Graf von Tauentzien am 3. September Abends 8 Uhr bei Seyda ankam, fand er keinen Mann von des Kronprinzen Corps, dessen Hauptquartier sich in Rabenstein vier Meilen von Seyda befand, und nur der General von Dobschütz vom 4ten Armee-Corps hatte Zahna besetzt, wohin er früher schon detachirt war. Es fanden an diesem und dem folgenden Tage kleine Vorpostengefechte statt, die ohne weitere Bedeutung oder Folgen waren.

Am 5. September wiederholten sich diese kleinen feindlichen Neckereien, jedoch wurde es bald von beiden Seiten ruhig. Der General Graf von

Tauentzien, welcher sich in den Versprechungen des Kronprinzen getäuscht sah, entschloss sich — da es von Seiten des Kronprinzen durchaus keinen Anschein hierzu hatte — zu ihm nach Rabenstein in Begleitung des Majors von Eisenhart und des Hauptmanns von Puttkammer zu reiten und ihm geradezu zu erklären, dass er, wenn er sich nicht entschlösse den Feind gleich anzugreifen, von Seyda abmarschiren und sich mit dem General Blücher vereinigen würde, da dieser vorwärts gehen, und sich in Sachsen mit ihm verbinden könne. Gegen 1 Uhr Mittags kamen sie in Rabenstein an; der General wurde äußerst gütig und freundlich aufgenommen, und nachdem selbiger den Kronprinzen über zwei Stunden gedrängt und die Nothwendigkeit einer Offensive ernstlich ans Herz gelegt hatte, entschloss sich endlich der Kronprinz zu folgenden Worten:

„Eh bien Comte Tauentzien vous avez raison, „demain nous attaquons et vous ferez la pre„miere attaque.“

„Dies ist alles was ich wünsche,“ erwiderte der General, „und ich eile zurück auf meinen Posten, völlig befriedigt.“ — Der Kronprinz lud den General zur Tafel ein, welches dieser aber ablehnte, da er noch vier Meilen reiten musste um zum Hauptquartier zu gelangen. Auch schlug er die ihm angebotene Equipage aus, welches wahrlich zu seinem Glück, nicht gelangen zu werden, viel beitrug, wie sich dieß in der Folge zeigen wird. — Der General war aber sehr froh, als er erfuhr dass seine Begleiter eine

von Treuenbrietzen eben angekommene Courierchaise in Beschlag genommen; er hatte noch eine Unterredung mit dem General von Krusemark, die eine ganze Stunde gedauert haben mochte, und eilte dann Seyda wieder zu erreichen. Die Reise ging zwar schnell von Statten, doch schien der Postillon den rechten Weg verfehlt zu haben. Auch die Handpferde, welche bisher dem Wagen folgten, hatten einen anderen Weg eingeschlagen, und ein gewisses Vorgefühl von den Dingen die da kommen sollten schien sich der Reisenden zu bemächtigen: die Ahnung, dafs sie wohl gar dem Feinde in die Hände fallen könnten, beunruhigte den General und seine beiden Begleiter. Es mochte ungefähr halb 7 Uhr des Abends sein, als ein grofses aufgehendes Feuer etwa eine halbe Stunde vor Seyda, wirkliche Besorgnifs erregte; der General befahl dem Postillon schnell zu fahren. Schon konnte man hin und hersprengende Reiter beim Schein des Feuers sehen; der General befahl einen derselben zu rufen, da er sie für Landwehr Cavalleristen hielt. Dies geschah und die Antwort war: *qui vive?* In dem nämlichen Augenblick kam auch ein Offizier mit mehreren Reitern an den Wagen gesprengt und fragte in französischer Sprache: wo kommen sie her? wo wollen sie hin? und nachdem der General etwas zögernd diese Fragen mit: „von den Vorposten," und „nach dem Hauptquartier" beantwortet hatte, glaubte wahrscheinlich der französische Offizier, dafs der General ein Deutscher sei, und wiederholte dieselben noch einmal elsassisch deutsch; schnell und bestimmt

erfolgte darauf die Antwort. „Nun so machen sie doch, dafs sie fortkommen, sie sind ja auf dem letzten Posten und können leicht gefangen werden, oder sind Sie etwa gar Preufsen?" erwiderte der französische Offizier. Der Major von Eisenhart fing an laut zu lachen, und sagte: „warum nicht gar Preufsen?" „Nun so eilen Sie fort zu kommen," sprach der Offizier, und der General von Tauentzien antwortete „freilich! freilich!" Es ist unbegreiflich, dafs der französische Offizier den preufsischen General nicht an dem grofsen rothen Adler-Orden erkannte. Auch der Major von Eisenhart trug den Orden pour le merite; es war noch hell genug um deutlich sehen zu können! Aber der Franzose schien mit Blindheit geschlagen zu sein.

Wo nun aber hin? es schien nicht mehr zu bezweifeln, dafs das Hauptquartier von dem Feinde genommen war, wenn gleich für den General und seine Begleiter unbegreiflich; man hatte weder schiefsen gehört, noch weniger war eine Meldung von einem feindlichen Angriff eingelaufen. — Der Postillon mufste zuerst gerade auf Seyda zu, und dann erst als man ungefähr den Vorposten aus dem Gesichte war, in einen grofsen Bogen wieder aus der Chaussee herauszufahren suchen, welches dann auch wunderbarer Weise, fast im Angesicht des nämlichen Offiziers gelang, der noch immer mit Aussetzung seiner Posten beschäftigt war. Um nicht zu weitläuftig zu sein, soll nur noch bemerkt werden, dafs kurz darauf zwei Kosaken den Wagen umritten, durch einige russische oder polnische Worte

machte man sich denselben verständlich und der General liefs sich zu einem Kosaken-Pulk unter dem Befehl des Obersten Koteinikoff begleiten, der ihn auch sogleich erkannte, da er bei Stettin unter seinem Befehle gestanden hatte. Glücklicherweise befand sich ein Chirurgus bei diesem Detachement, der etwas Deutsch sprach und den Dollmetscher machen konnte. Leider aber erfuhr der General von Tauentzien nicht das Geringste, indem der Oberst erst vor einer Stunde dieses Bivouacq bezogen und von dem Feinde nichts weiter wufste, als dafs er seine Vorposten nicht fern von ihm postirt habe. Da die Handpferde des Generals und seiner Begleiter, wie oben bemerkt ist, abhanden gekommen waren, so gab der Kosakenoberst die nöthigen Pferde und er selbst mit 50 Kosaken begleitete den General, welcher ungeachtet der völligen Finsternifs sein Armee-Corps aufsuchen wollte. Es dauerte lange ehe es ihm gelang eine Spur davon zu entdecken, und erst bei dem Dorfe Oelma erfuhr er von einem Blessirten, dafs sein Corps geschlagen und nach Jüterbock retirirt sei. — Hier entliefs auch der General die Begleitung der Kosaken und benutzte die Courierchaise wieder.

Diese wunderähnliche Rettung des Generals von der Gefangenschaft hatte nicht allein die vortheilhaftesten Folgen für ihn selbst, da er sich von dem Augenblick an als besonders von Gott beschützt und zu grofsen Dingen berufen betrachtete, sondern auch für die allgemeine Sache war sie gewifs von der grösten Wichtigkeit. Gegen 1 Uhr in der Nacht

vom 5. zum 6. kam der General in Jüterbock an; hier in und vor der Stadt fand er sein Corps gelagert, und erfuhr nun von dem Chef des Generalstabes, dem Major von Rottenburg, den ganzen Verlauf der Sache. — Es hatte nämlich der Feind den General von Dobschütz am 5. gegen Mittag mit grofser Uebermacht angegriffen und ihn so stark gedrängt, dafs er gezwungen wurde sich auf das Hauptquartier Seyda zurückzuziehen, von wo aus er auch zwar kräftig unterstützt, dennoch zur Verfolgung des Rückzuges vom Feinde gezwungen wurde. Unglücklicherweise ward die Abwesenheit des commandirenden Generals bei diesem Gefecht sehr stark gefühlt, denn Niemand hatte sich des Kommandos gehörig angenommen, und lange soll es sogar unentschieden geblieben sein, ob man sich über Dahme nach Luckau, oder nach Jüterbock zurückziehen müsse, bis endlich der Chef des Generalstabes von Rottenburg zum letzteren rieth und seine Meinung auch glücklicherweise durchsetzte.

Am 6. November früh gegen 7 Uhr ritt der Graf von Tauentzien von Jüterbock ab, um den Feind zu recognosciren. Gegen 8 Uhr begegnete er einem Unteroffizier vom pommerschen Landwehr Cavallerie-Regiment des 3ten Armee-Corps, den der General von Bulow an den General von Tauentzien abgeschickt hatte um denselben dringend zu bitten sich nur eine einzige Stunde gegen den Feind zu halten, indem er mit seinem ganzen Corps in Anmarsch sei; dies versprach der General von Tauentzien auf das Bestimmteste. — Auch sahe man die

Avantgarde des Feindes sich nähern, und der General von Tauentzien liefs dem General von Dobschütz befehlen, sogleich aus seiner Aufstellung bei der Windmühle vor Jüterbock abzumarschiren und sich rechts nach den Höhen von Kaltenborn zu ziehen. Während diefs geschah rückte der Feind in drei Colonnen vor und man schätzte seine Stärke ungefähr auf 40,000 Mann mit 60 Stück Geschützen. — Kaum waren die preufsischen Truppen auf den oben bezeichneten Platz angekommen, so befahl der General einem Bataillon Infanterie, zwei Escadrons Landwehr-Cavallerie und der reitenden Batterie des Lieutenant Papendiek vorzurücken, mit dem Bemerken, dafs er den Feind angreifen würde. — Diefs glaubte der General um so sicherer thun zu können, da der General von Bülow ihm zugleich hatte sagen lassen, dafs er dem Feinde bereits in der Flanke und im Rücken gehe.

Der General griff also unter seiner persönlichen Führung den Feind an, und kaum war diefs geschehen, als dieser seine Massen entwickelte, und man bald überzeugt wurde, dafs man es mit einem mehr als dreimal stärkeren Gegner zu thun habe. — Das feindliche Kanonenfeuer dauerte ununterbrochen fort, das preufsische Geschütz antwortete mit gleicher Heftigkeit. Alle Versuche des Feindes vorzudringen, waren vergebens; alle Truppengattungen wurden ins Gefecht gezogen und kein Schritt Terrain von beiden Seiten aufgegeben. So verfloss eine Stunde nach der anderen, ohne auch nur einen Mann vom 3ten Armee-Corps zu sehen, und aufser dem General

glaubte schon ein Jeder, dals keine Hulfe zu erwarten und der Rückzug unvermeidlich werden würde. Aber der General von Tauentzien sagte mit edlem Feuer: „Wenn ein commandirender General einem andern ein Versprechen giebt, so darf dieser nicht daran zweifeln, und ich werde eher mit meinem ganzen Corps auf dem Platze liegen bleiben, ehe ich einen einzigen Schritt weiche.“ So wurde es Mittag 12 Uhr; die Munition war fast erschöpft, die Truppen aufs aufserste ermattet, die Bagage schon nach Trebnitzen abgeschickt, und noch liefs sich keine Hülfe sehen! Eine augenblickliche Ruhe von beiden Seiten liefs beim General den Entschluls reifen, mit der Cavallerie einzubrechen, um wo möglich einige Vortheile zu erringen. Dieis geschah und zwar mit dem glücklichsten Erfolge, denn mehrere Quarrees wurden gesprengt, Fahnen erobert und Gefangene gemacht. Der brave Major von Barnekow, Commandeur des 3ten pommerschen Landwehr-Regiments, blieb mit seinem Adjutanten bei dieser Gelegenheit, und der Rittmeister von Treskow nahm, ungeachtet einer erhaltenen Schufswunde, mit eigener Hand eine feindliche Fahne; hierdurch kam das Gefecht zum Stehen. Der Major von Eisenhart, der sich auf dem rechten Flügel, also unweit Domnewitz befand, versuchte es den General von Bülow aufzufinden, da eben wieder ein Stillstand eingetreten war, in welchem man von beiden Seiten nichts unternahm; und hatte auch das Glück, ein Bataillon des 3ten Reserve-Regiments unter dem Befehl des Majors von

Puttlitz*) in Anmarsch zu treffen. Von diesem erfuhr er, dafs der General von Bülow ganz nahe auf einer Anhöhe halte, er eilte zu diesem, um im Namen des Generals von Tauentzien dringend um die schnellste Unterstützung zu bitten. Ein Husaren-Regiment und die Batterie des Capitain Ludwig erhielten nun auch den Befehl, sich eiligst dem Corps anzuschliefsen. Der General von Bülow glaubte, dafs dasselbe bereits zurückgeschlagen sei, und dafs die Truppen, welche er von der Höhe erblickte, dem Feinde angehörten; hoch erfreut war er, das Gegentheil zu erfahren. Ueber den nunmehr erfolgten Gang der Bataille soll hier nichts weiter gesagt werden, da sie hinreichend, — mehr oder weniger richtig — beschrieben worden; nur sei noch angeführt, dafs der Graf von Tauentzien, unter der kältesten Todesverachtung, mit fortwährender Ruhe und Besonnenheit, aber auch mit Eifer und Umsicht die ferneren Maafsregeln zum glücklichen Ausgange der Schlacht persönlich angab und fast überall war, um durch seine Gegenwart und seinen Muth die Truppen anzufeuern. Hohe Zeit war es aber auch, dafs endlich die langst ersehnte und fest zugesagte Hülfe eintraf, sie bestand jedoch ausser dem 3ten Armee-Corps, nur aus einer schwedischen und einer russischen Batterie und aus zwei

*) Dieser ausgezeichnete Staatsdiener hat sich bei dieser Bataille ganz vorzüglich durch hervorstehende Tapferkeit ausgezeichnet, und mit seinem Bataillone mehrere Kavallerie-Angriffe abgeschlagen, worauf er selbst zum Angriff mit dem Bajonett überging.

Cavallerie-Regimentern. Erst am Abend nach gewonnener Schlacht, als der commandirende General dem Kronprinzen die erbeuteten Fahnen überbringen und zugleich bitten liefs, durch weniger fatiguirte Cavallerie die Verfolgung des völlig in wilde Flucht geschlagenen Feindes befehlen zu wollen, übersendete dieser, den man jetzt auffand, zwar dem Grafen von Tauentzien viele Danksagungen für dessen heldenmüthiges Benehmen, und mancherlei Versprechungen, aber auch den Befehl als Rückantwort, dafs vor dem folgenden Morgen durchaus keine Kavallerie zur Verfolgung des Feindes abgeschickt werden könne und solle. Der General Graf von Tauentzien wurde hierdurch aufs heftigste echauffirt und würde gewifs ohne weiteres durch seine Kavallerie den Feind haben verfolgen lassen, wenn dies, wegen der ungeheuren Anstrengungen derselben, nur möglich gewesen wäre. Die Folge dieser Schonung des Feindes war, dafs es ihm, der schon von Wittenberg durch das 3te Armee-Corps abgedrängt war, nun doch gelang, bei Torgau über die Elbe zu kommen, während bei schneller Benutzung des erstrittenen Vortheils kein Franzose entkommen sein würde. Ja selbst die beiden Marschälle Oudinot, Ney und einige bedeutende Generale *) hatten sich nach Dahme mit einigen Tausend Mann und ein Paar Kanonen retirirt, von wo nun die ersteren

*) Wie es hiefs, die Generale Reynier, Pactod und Bertrand.

sich am andern Morgen früh retteten, während die Mannschaft durch den General von Woheser in Dahme gefangen gemacht und die Kanonen genommen wurden. Es waren über 2000 Mann und die letzten beiden Kanonen, welche der Feind einigermafsen zusammengehalten hatte.

Von jetzt an war es für den General von Tauentzien entschieden, dafs der Kronprinz von Schweden nicht den Willen habe, ernsthaft und nachdrücklich gegen den Feind zu operiren und er hatte keinen gröfseren Wunsch, als sich aus seiner Nähe zu entfernen, und mit dem General von Blücher zu vereinigen.

Mehrmale hatte er sich in dieser Art geäufsert, und versichert, dafs er mit Freuden unter Blüchers Befehle stehen wolle, da er hier trotz seiner scheinbaren Selbstständigkeit nur mit unzähligen Hindernissen und gegen bösen Willen zu kämpfen habe. Dieser Gedanke liefs ihm weder Tag noch Nacht Ruhe, besonders da sich die Anzeichen mehrten, welche seinen Verdacht rechtfertigten. Der General nämlich, durch mehrere auffallend scheinende Handlungen des Kronprinzen äufserst beunruhigt, war voller Besorgnisse.

Laut und rücksichtslos ward von den Truppen die Handlungsweise des Kronprinzen von Schweden nunmehr besprochen, ja man erzählte sogar, dafs derselbe den Wunsch gehabt, sich von dem französischen Volke zum Könige gewählt zu sehen, wenn Napoleon fortwährend zum Rückzuge gezwungen würde.

Der Augenblick ist noch nicht gekommen, um über diesen interessanten Zeitabschnitt alles aufzuklären. Doch mufsten hier die Gefühle jener Zeit ausgesprochen werden, weil sie auf die Handlungen einen directen Einfluss ausübten. Jetzt darf man bei ruhiger Ueberlegung jedoch auch nicht übersehen, dafs die Stellung des schwedischen Feldherrn eine ganz eigenthümliche und vorzugsweise politischer Natur war. Er durfte sich nicht unbedingt der sogenannten Kriegs-Raison hingeben.

Der General Graf von Tauentzien hatte am 9. September vom Dahme aus den Major von Vogel, seinen ersten Adjutanten, mit den eroberten Fahnen nach Teplitz zum Könige abgesendet. Allein durch oben bemerkte Aufschlüsse über den Kronprinzen veranlafst, schickte er noch in der Nacht vom 11. zum 12. September den damaligen Major von Eisenhart ebenfalls dahin ab, mit der Weisung, soviel als möglich zu eilen um den König selbst mündlich von Allem aufs genauste zu unterrichten und auch dem Staats-Kanzler, sowie dem Geheimen Kabinets-Rath Albrecht Alles mitzutheilen, was einem Briefe nicht füglich anvertraut werden konnte. Zugleich sollte er dem General von Blücher anzeigen, dafs der General bemüht sei, sich mit ihm zu vereinigen, mit dem Bemerken, dafs er sich mit Freuden seinen Befehlen unterwerfen wurde. Herr von Eisenhart, welcher 2 Tage später, als der Major von Vogel von Dahme abreisete, soll die erhaltenen Befehle nicht allein erfüllt haben, sondern auch einen Tag früher als der

erste Bote in Töplitz angekommen sein. Da der König erst von demselben erfuhr, dafs der Major von Vogel mit den Fahnen schon zwei Tage vor ihm abgeschickt, derselbe aber weder unterweges von ihm eingeholt, noch dieser etwas von demselben gehört hatte, so war man sehr besorgt, wo jener geblieben sei, oder welches Schicksal ihn getroffen haben könne. Den Gang der Schlacht und deren Resultate liefs sich der König ausführlich vortragen; nicht minder das besonders merkwürdige Ereignifs am 5. September, wo der General Graf von Tauentzien so wunderbar der Gefangenschaft entging.

Am folgenden Tage kam der Major von Vogel glücklich an; er hatte den bedeutenden Umweg über Prag genommen, um nicht etwa dem Feinde in die Hände zu gerathen. Am 17. September traf der Major von Eisenhart aus dem Hauptquartier des Königs in Herzberg wieder ein; der General von Tauentzien war über die schmeichelhaften Aeufserungen des Königs hoch erfreut, so wie auch darüber, dafs der General von Blücher ihm versprechen liefs, zur Vereinigung mit dem 4ten Armee-Corps alles mögliche beitragen zu wollen. Verschiedene feindliche Bewegungen hielten den General von Tauentzien in der Gegend von Liebenwerda, Elsterwerda und Herzberg fest, und erst am 23. September setzte sich dessen Corps nach Bischofswerda in Marsch um die intentionirte Vereinigung mit Blücher zu bewerkstelligen. Allein kaum eine Stunde nach dem angetretenen Marsch erhielt der General die höchst niederschlagende Nachricht von

dem General von Blucher, dafs seine Vorposten vom Feinde angegriffen und zurückgedrängt wären. Auch hörte man nach Bischofswerda hin stark kanoniren. Die Truppen des 4ten Armee-Corps mufsten in ihr eben erst verlassenes Lager wieder einrücken.

Am 24. September Abends erhielt der General die Nachricht, dafs Blücher den Feind geschlagen und ihm viele Gefangene abgenommen habe.

Am 25. September wollte der General den Brückenkopf von Torgau angreifen, die Truppen waren bereits auf dem Marsch; allein glücklicherweise bekam der General die zuverlässige Nachricht von einer bedeutenden Verstärkung, welche die Besatzung erhalten. Nachts 1 Uhr traf derselbe in Liebenwerda wieder ein. Die Nacht vom 25. zum 26. war sehr unruhig, indem sich der Feind sehr mobil zeigte; indessen beruhigte sich alles wieder. Torgau wurde durch den General von Wobeser mit der ostpreufsischen Landwehr beobachtet. Am 28. September kam endlich die so schnlichst gewünschte Vereinigung mit dem Blücherschen Armee-Corps zu Stande, wodurch ein höchst freudiges Gefühl überall erregt wurde. In Elsterwerda kamen die beiden kommandirenden Generale zusammen, um ihre ferneren Operationen zu verabreden. Allein eben so niederschlagend war es für das 4te Armee-Corps, als man erfuhr, dafs der Kronprinz abermals darauf drang, dafs der Graf von Tauentzien sich mit ihm vereinigen möge, um die Elbe zu passiren. Dieser prinzliche Heerführer drohte jetzt, wie auch jedesmal früher,

wenn er den General Grafen von Tauentzien aufforderte, sich mit ihm zu vereinigen, dafs im Weigerungsfalle er sich zurückziehen würde, anstatt über die Elbe vorzugehen.

Am 1. Oktober begann nun dieser Marsch; Blücher folgte auf dem Fufse nach, und dieſs erweckte neuen Jubel. Kaum in Jessen angelangt, wurde das 4te Armee-Corps von Blüchers Truppen wieder verdrängt und marschirte nach Seyda. Den 4. October passirte das Blüchersche Corps seitwärts von Elsterwerda die geschlagene Brücke über die Elbe, griff den in und bei Wartburg postirten Feind an und erwarb sich, wie allgemein bekannt ist, neue Lorbeeren. Der General von Tauentzien beauftragte den Major von Eisenhart, den Lauf der Schlacht zu beobachten, um ihm dann so schleunig als möglich über alles ausführlichen Bericht abstatten zu können. Er selbst, bei dem Uebergange des Blücherschen Corps gegenwärtig, war untröstlich, sich nicht ebenfalls denselben bei dieser Gelegenheit anschliefsen zu können; doch sein Marsch mufste sich nach Dessau dirigiren. Der Major von Eisenhart machte diese Schlacht, wenn gleich auch nur als Zuschauer, mit, und nachdem sie gewonnen, wurde derselbe von dem General von Blücher auf dem Schlachtfelde mit Aufträgen an den General von Tauentzien und an den Kronprinzen von Schweden abgesendet, um persönlich Bericht abzustatten. Eine kurze schriftliche, in französischer Sprache geschriebene Anzeige, von dem jetzigen General der Infanterie von Müffling aufgesetzt, vom General Blücher

unterschrieben, wurde offen zur Uebergabe an den Kronprinzen mitgegeben. Es war jedoch der Hauptmann von Weyher, welcher den Bericht über die gewonnene Schlacht dem schwedischen Kronprinzen überbrachte.

Der Herr von Weyher wurde gar nicht vorgelassen, ja der Kronprinz durfte nicht einmal geweckt werden, denn es war bereits Nacht und Se. Königliche Hoheit zur Ruhe gegangen.

Am 5. October ging das 4te Armee-Corps bei Coswig über die Elbe; den 6. October durch Dessau bis Cötritz, woselbst das Hauptquartier blieb. Den 8. October marschirte das Corps wieder zurück durch Dessau und ging auf der Strafse nach Halle bis Hinsdorff und Gegend. Am 10. October wurde nach einer Unterredung des Generals von Tauentzien mit dem Kronprinzen das Hauptquartier wieder nach Dessau verlegt und blieb am 11. daselbst in der Erwartung, jeden Augenblick vom Feinde angegriffen zu werden. Der General ritt gegen Wörlitz vor, um zu recognosciren und kehrte erst spät Abends zurück. Am 12. October überrumpelte der Feind die Kosaken-Vorposten, und warf sie in gröfster Eile und fliehend auf die bei Dessau stehenden Infanterie-Posten, welche leider, keine feste Stellung mehr gewinnen konnten, da die Kosaken sie theils umritten, theils Veranlassung wurden, dafs viele in der Elbe verunglückten. Der Andrang des Feindes war so grofs, dafs der General es für vortheilhaft hielt, wieder nach dem rechten Elbufer zurückzugehen um dort Position zu nehmen.

Die Brücke von Roslau wurde zerstört, weil der General von Thümen dem General von Tauentzien melden liefs, dafs Napoleon selbst mit 300000 Mann aus Wittenberg hervorgebrochen sei und ihn gezwungen habe, die Blokade von Wittenberg aufzuheben. Zugleich bat er um eine Unterstützung, weil er sehr gedrängt werde. Der General Graf Tauentzien liefs die 2te Neumärkische Landwehr-Brigade sogleich zum Soutien abmarschiren, und als der General von Thümen sich bis Roslau zurückgezogen hatte, ward auf dessen Wunsch auch seine Arrier-Garde durch Truppen des 4ten Armee-Corps abgelöst. Der General von Thümen versicherte dem Grafen von Tauentzien, „dafs sich Napoleon selbst an der Spitze jener 300000 Mann befände, und den Marsch nach Berlin beabsichtige, auch sei es sicher, dafs Napoleon einen Tagemarsch voraus gewinnen, und wir schwerlich noch zeitig genug Berlin zu Hülfe kommen würden"*).

*) Dafs dies wirklich Napoleons Absicht gewesen — wie wir in dem Vorwort bereits angedeutet, — hat der General Pelet später (Spectat. milit. T. I.) unwiderleglich dargethan, wenn gleich — wie bereits gesagt — der Gen. Lieut. v. Müffling in seinem Werkchen „Napoleons Strategie 1813" daran noch zweifelt, und diese Unternehmung für zu gewagt ansieht. Der General Graf Tauentzien bekundete mithin sein richtiges Erfassen des Verhältnisses und des Gegners, durch den Entschlufs zurück zu gehen, und einem Napoleon gegenüber konnte diese Bewegung nicht schnell genug geschehen, wollte man ihm zuvorkommen.

Umstände, die hier fern bleiben mögen, General Pelet aber genügend l. c. entwickelt, haben allein Napoleons Auf-

Des Generals Graf Tauentzien Lage war nun allerdings höchst kritisch, da es zu seiner Aufgabe gehörte, Berlin unter allen Umständen zu decken. Auch war ihm vom Kronprinzen diese Verfahrungsart auf das dringendste anempfohlen, und hatte er sich sehr besorgt hierüber persönlich gegen den vom General von Tauentzien an ihn abgeschickten russischen Capitain Oeuneff ausgesprochen, mit der Versicherung, dafs er erst wieder frei geathmet, als er erfahren, dafs der General einen forcirten Marsch nach Berlin angetreten habe.

Jetzt wären wir denn auf den Punkt gekommen, welcher bisher nicht gehörig, wenigstens nicht unparteiisch, beurtheilt zu sein scheint. Nur der König soll — wie man sagt — sich nach dem Frieden hierüber billigend und ganz zum Vortheile des Grafen von Tauentzien ausgesprochen haben. Es handelt sich nämlich von dem Rückzuge dieses Generals, der einzig und allein durch Berücksichtigungen motivirt, aber nur zu gewifs ganz gegen die innigsten Wünsche desselben, die immer nur vorwärts drängten, ausgeführt wurde. Dafs der General über eine Stunde lang das Pro et Contra abwog, kann seine nächste Umgebung bezeugen; fürchterlich war sein Kampf, der Nothwendigkeit, seiner Ueberzeu-

geben des Entwurfs veranlafst, und den schon angetretenen Marsch nach Berlin rückgängig gemacht.

Der preufsische Feldherr wird durch die Erörterungen im Specialen auf das Glänzendste für die Geschichte gerechtfertigt, wie bei seinem Könige durch dessen klares Erfassen der Ereignisse, was die Folge zeigen wird.

gung und den drängenden Umständen nachgeben zu müssen. Er glaubte alle errungenen Vortheile verloren, wenn es Napoleon gelänge, Berlin wieder zu gewinnen, welches demselben als Haupt- und Residenzstadt unermefsliche Vortheile darbieten konnte. Nicht minder fürchtete er den moralischen Eindruck, welchen diefs Ereignifs nicht allein auf die Armee, sondern auch auf die Nation nothwendig machen mufste, und so entschlofs er sich endlich zu einem Nachtmarsch über Zerbst, um wo möglich wenigstens zu gleicher Zeit mit dem Feinde Berlin zu erreichen. Er schrieb an die Prinzessin Wilhelm, an den Gouverneur und mehrere Einflufs habende Männer in Berlin, er bestimmte genau die Zeit, wann er dort eintreffen könne, und schickte starke Detachements ab, um den Feind, der über Bölzig vorzudringen schien, genau beobachten zu lassen; da er jedoch von diesen durchaus keine Meldung erhielt, entstand natürlich die Besorgnifs, dafs selbige dem Feinde in die Hände gerathen seien. — Das Corps marschirte nun auf gut Glück, ohne vom Feinde stark beunruhigt zu werden, über Görtzke und Golzow bis Potsdam, wo es am 14. October ankam. Schon in Görtzke erhielt der General vom Hofrath und Hofpostmeister Brese durch eine Couriergelegenheit ein Schreiben, worin derselbe ihm mittheilte, dafs sein Anmarsch grofse Freude in Berlin errege, und dafs der beste Geist unter den Einwohnern herrsche; auch glaube man sich gegen den Feind bis zur nahen Hülfe halten zu können. Aus diesem Briefe entnahm der General von Tauentzien auch die

sichere Nachricht, dafs der General von Wobeser noch immer vor Torgau stehe.

In Potsdam angekommen, erfuhr der General, dafs der Feind bei Bolzig Halt gemacht habe. Der General liefs nun zwar in Potsdam Truppen stehen, glaubte jedoch mit einem Theil des Corps nach Berlin marschiren zu müssen, weil er auf diese Weise um so eher die Stadt zu beruhigen, deren Einwohner zu einer vielleicht nothwendig werdenden Vertheidigung vorzubereiten und endlich Unterstützung zu erhalten hoffen konnte, da die Truppen an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litten. Dies ist der Grund den der General für den Marsch von Potsdam nach Berlin angab, und es ist nicht zu leugnen, dafs sich die Truppen in einem sehr traurigen und erschöpften Zustande befanden, obschon man andererseits die Ueberzeugung hatte, dafs diese braven Truppen eben so gern und willig nicht allein in Potsdam stehen geblieben, sondern noch freudiger auf der Stelle wieder vorwärts marschirt waren. Der Schmerz des Generals und seines ganzen Corps, an der Schlacht von Leipzig nicht Theil genommen zu haben, läfst sich mit Worten nicht ausdrücken; er war gränzenlos!

Mehrere Tage blieb das Corps in Berlin und Gegend, und nachdem es mit allen Bedürfnissen wieder versehen worden, ging es wieder nach der Elbe.

Die bis dahin vorgekommenen Einzelnheiten können füglich übergangen werden und es wird in der Erzählung, wo der General Graf Tauentzien sein Corps theils zur Blokade von Wittenberg, theils zur Belagerung von Torgau verwendete, fortgefahren.

Nach einer vorgenommenen Recognoscirung des Feindes bei Wittenberg, verlegte der commandirende General sein Hauptquartier nach Domitsch, ungefähr 3 Stunden von Torgau; auf dem rechten Elbufer belagerte der General-Lieutenant von Wobeser diese Festung. — Bald wurde die erste Parallele gegen das Fort Zinna ungefähr 400 Schritt von diesem entfernt eröffnet, und der commandirende General war vielfaltig in selbiger gegenwärtig *).

*) Die Parallele hatte keine genügende Communication rückwärts und der Zugang war nicht immer ohne Gefahr; als sich daher einmal der commandirende General zu Fuss über die dahinter liegende, vom Cavalier des Forts bestrichene Plaine mit einem starken Gefolge dahin verfügte, wäre er um ein Haar erschossen worden. Die Aufmerksamkeit des Feindes war rege geworden, und die Kugeln schlugen fortwährend um den General ein. Seine Umgebung ging nun zwar so schnell wie möglich auseinander, um die Zielscheibe zu verringern, allein er selbst, der an der Brust litt, und einen sehr kurzen Athem hatte, wäre wahrscheinlich zum Opfer geworden, wenn nicht einer seiner Vertrauten, der schon in der Parallele in Schutz war, heraus und auf ihn zusprang und ihm mit aller Anstrengung die deckende Brustwehr zu erreichen half. Hiermit war zwar viel gewonnen, aber nun kam Alles darauf an, den General wieder aus der Linie hinaus und in Sicherheit zu bringen; es war nämlich erst 12 Uhr Mittags. — Der Begleiter hatte zwar sein Pferd und eine reitende Ordonanz bei sich, da aber das erstere zu wild war, um dem Feldherrn angeboten werden zu dürfen, so persuadirte ihn der Vertraute, nicht ohne Mühe, das der Ordonanz zu besteigen und sich seiner Führung zu überlassen. Man verliefs nun die Parallele am entgegengesetzten Ende, den Weg nach der Festung hin einschlagend, bis man bemerkte, dafs die Geschütze eine neue Richtung genommen hatten, worauf man wieder ausbog und schnell zurückeilte, wodurch es gelang, ungefährdet aus dem Schusse zu kommen. Lange ritt der General still und nachdenkend, als er plötzlich seinen Begleiter heranrufend, ihm

Die Belagerung wurde mit grofser Thätigkeit betrieben und bald ward die dritte Parallele sehr nahe gelegt, und die Festung und das Fort mit sehr grofsem Erfolge beschossen. Da im Fort ein Pulvermagazin in die Luft flog und der Feind einsah, dafs es bald genommen werden würde, so entschlofs er sich zu capituliren *). Zuerst wurde ein Geistlicher *** zum General Grafen von Tauentzien nach Domitsch zu diesem Behufe geschickt, der unter dem Vorwande, den General um Schonung der Stadt zu bitten, diese Angelegenheit einzuleiten suchte. Allein der Oberforstmeister von Zoeben in sächsischen Diensten hatte schon früher benachrichtiget, dafs dieser Mann französisch gesinnt sei; man war also vorsichtig genug, demselben nichts anzuvertrauen und seinen salbungsvollen deutsch-patriotisch scheinenden Worten, die mit Thränen gewürzt wurden, nicht mehr Glauben zu schenken, als sie verdienten. Aber bald kam eine Unterredung zwischen dem General Grafen von Tauentzien und dem General Brun de Villaret auf den Vorposten zu Stande,

die Hand reichte und sagte: „ich weifs nicht wie ich Ihnen Ihre Freundschaft genug danken soll, Sie haben mir nun schon zum zweitenmale das Leben gerettet." — „Nichts als meine Schuldigkeit, Ew. Excellenz, also nur meine Pflicht", war die Antwort. — „Nein", erwiederte er lebhaft, „Freundschaft, reine Freundschaft ist es!" drückte ihm die Hand und äufserte sich ferner darüber sehr freundlich. — Dies wird hier nur angeführt, weil es einen Blick in die Gemüthlichkeit eines Mannes werfen läfst, den man so gewöhnt gewesen ist, kalt und stolz zu halten, was er wie schon gesagt durchaus nicht war, wie sich hier wohl unwiderleglich zeigt.

*) Das Fort Zinna war nämlich schon genommen.

bei welcher jedoch nichts bestimmt wurde, da letzterer Forderungen machte, die nicht zu erfüllen waren. Die Beschiefsung der Stadt wurde nun heftig fortgesetzt, und zwar mit dem besten Erfolge, da nach einigen Tagen der Gouverneur General Dutaillis, welcher dem in der Festung verstorbenen Grafen Narbonne im Commando gefolgt war, sich den Bedingungen des Grafen von Tauentzien fügte. Dieser General hatte nur einen Arm, und schien sehr unter dem Einflufs des Generals Brun de Villaret zu stehen. Aber was konnte die Besatzung hoffen; Mangel an allen Bedürfnissen war eingetreten, auch wüthete die Ruhr unter den Soldaten und eine Menge Kranke erschwerte den Dienst und verpestete die Luft. Die Besatzung erhielt freien Abzug, und der Gouverneur versprach auf sein Ehrenwort, alles, was sich in der Festung von Geschütz und Waffen befände, überhaupt alles Kriegsgeräth und Munition redlich zu überliefern. — General Graf von Tauentzien setzte eine Commission von preufsischen und sächsischen Offizieren, denen ein Banquier, Robert, aus Berlin beigegeben wurde, nieder, um die genaueste Specification über alle Gegenstände und vorzuglich über den grofsen Schatz von 13 Millionen Thalern, welcher nach einem allgemeinen Gerücht vorhanden sein sollte, anzufertigen.

Der Oberst von Jannerette, welcher der französischen Sprache mächtig war und sich vorzüglich hierzu pafste, wurde zum Präses und der Major von Eisenhart zum Mitglied dieser Commission ernannt.

Eilf Tage war hinreichende Beschäftigung vorhanden, um ins Klare zu kommen; allein die grofsen Geldsummen, welche gleich anfangs von dem französischen General abgeleugnet wurden, waren nicht aufzufinden, man fand keinen Heller vor, obschon man die Bücher der dortigen Kaufleute einer genauen Untersuchung unterwarf. Kurz alles Forschen war vergebens und die Ursache dieses falschen Gerüchts war wahrscheinlich der Umstand, dafs eine Menge grofser Wagen mit der Aufschrift: „*Trésor Impérial*" leer von Dresden nach Torgau geschafft worden waren. Auch ist es wohl in die Augen leuchtend, dafs der französische Kaiser eine so grofse Summe nicht in Torgau zurückgelassen, sondern vielmehr wenigstens bis Leipzig mitgenommen haben würde. Mehrere Tage nach dem Ausmarsch der Garnison blieben einige französische Generale nebst dem Gouverneur Dufaillis in Torgau zurück, welche die Kommissarien aufs gastfreundlichste zu bewirthen hatten, da der General von Tauentzien befohlen, mit aller möglichen Schonung und der nöthigen Umsicht zu verfahren, um wo möglich Eröffnungen in Betreff des Geldes zu erhalten und so eine redliche Erfüllung der Versprechungen herbeizuführen. Allein das Geld mochten sie wohl aus den oben angeführten Gründen nicht überweisen können, und das Uebrige mufste aus allen Ecken und Winkeln hervorgesucht werden. Ja man wollte in der Stadt wissen, dafs Kanonen und Gewehre des Nachts von den Franzosen in die Elbe versenkt worden, nachdem die Capitulation bereits abgeschlossen gewesen; jedoch waren auch darüber

keine gewisse Anzeigen zu erhalten. — Ein alter sechszigjähriger General und der General Sauer, Chef der Gensdarmerie, wurden nach vielen Bitten auf ihr Ehrenwort entlassen. Beide verpflichteten sich, niemals wieder gegen die Alliirten dienen zu wollen. Aber der ehemalige Gouverneur Dutaillis und General Brun de Villaret wurden der Capitulation gemäfs nach Berlin als Gefangene abgeführt; beide hatten sich von Anfang an nicht besonders lobenswerth betragen. Während die Commission sich in Torgau beschäftigte, kam der General Graf Tauentzien auf einige Stunden dahin, um sich selbst von dem Erfolge der Untersuchungen zu überzeugen, und da er sich von Allem möglichst unterrichtet hatte, sah er wohl ein, dafs keine Schätze zu finden waren, noch sein konnten. Bei seiner Abreise machte er noch bekannt, dafs der russische Kaiser mehreren Staabs-Offiziers den Annen-Orden zweiter Klasse ertheilt habe. — Bald erhielt der General von Tauentzien die Nachricht, dafs man russischer Seits die Capitulation, welche er der französischen Besatzung bewilligt, nicht respectirt, sondern selbige auf ihrem Marsch angehalten habe, und zwar von Seiten des sächsischen General-Gouvernements, an dessen Spitze der Fürst Reppnin stand; dasselbe hatte sich dieser unerlaubten Handlungsweise schuldig gemacht. Graf Tauentzien klagte dieserhalb bei dem Kaiser von Rufsland und es gedieh von seiner Seite zu sehr ernsthaften Erklärungen, da er es sich zur Ehrensache machte, in den Augen der Franzosen in dieser Hinsicht

völlig gerechtfertigt zu erscheinen. Darauf wurde Wittenberg ernsthaft angegriffen und endlich mit Sturm genommen. Der Hauptmann von Neander, ehemals bei der Artillerie stehend, hatte eine Brücke erfunden, vermöge welcher man über die Mauer gehend in die Festung sollte eindringen können. Es waren auch Versuche zwei Meilen von Wittenberg angestellt, die befriedigend schienen, indessen hat man doch keinen Gebrauch von dieser Erfindung gemacht, da es ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen wäre. Wenn das Gedächtniss nicht trügt, so war es der General Krauseneck, welcher von dem Versuche abgerathen. — Der Major von Eisenhart war mit der Ausführung dieses Unternehmens bereits beauftragt, und soll sich über diese Abänderung sehr unzufrieden geäussert haben; er mochte wohl an einen glücklichen Erfolg glauben und sich sehr geehrt fühlen, als Kavallerie-Offizier zur Lösung einer solchen Aufgabe erwählt worden zu sein. Bei dieser Gelegenheit mag hier ein Tadel ausgesprochen werden, welcher öfters gehört wurde, und der sowohl den kommandirenden General, als den Major von Eisenhart traf; nämlich dass jener diesen Offizier zu so vielfältigen, vielseitigen und verschiedenartigen Aufträgen gebrauchte, und dass dieser sich nicht um- und vorsichtiger dagegen zu bewahren gewusst habe. Wurde auch Alles gut und glücklich ausgeführt, so fordert einmal die preussische Militair- und Civil-Administration ein unbemerktes, ruhiges Fortschreiten im gewöhnlichen, streng vorgeschriebenen Dienstgleise; Extravaganzen darin füh-

ren selten zu Glück und Anerkennung in Preufsen! —

Bedeutende Vorräthe wurden in Wittenberg gefunden, unter andern auch mehrere tausend französische Infanterie-Montirungen, welche anfänglich verkauft werden sollten, weil sie nicht tauglich, wenn gleich völlig neu waren. Da aber die Bekleidung der Kavallerie sich bereits in sehr schlechtem Zustande befand, so machte man dem General den Vorschlag, für dieselbe aus jenen französischen Uniformen Kollets machen zu lassen; es geschah und entsprach völlig dem Zwecke.

Der General hatte sein Hauptquartier zu Quedlinburg genommen, doch verlegte er es bald nach Hundsburg — 3 Meilen von Magdeburg — um diese Festung enger einschliefsen zu können.

Obschon der Friede in Paris bald darauf abgeschlossen wurde, so wollte der Gouverneur von Magdeburg, General Lemarois, durchaus sich nicht fügen, und selbst den von Paris über Tauentziens Hauptquartier angelangten Befehlen des französischen provisorischen Gouvernements nicht Folge leisten. Es kam zwar eine Zusammenkunft zwischen dem General von Tauentzien und dem Gouverneur auf Antrag des Letzteren, bei den Vorposten zu Stande, die aber nur einige Minuten dauerte, weil der Gouverneur den General lange auf sich warten liefs, und dann sich gleich im ersten Augenblick mit solcher Arroganz betrug, dafs der General von Tauentzien sein Pferd wendete, mit der Hand zum Zeichen des Abschiedes winkte und fort ritt. Hierdurch wurde

nun zwar der französische General sehr bestürzt, und fragte was dies bedeuten solle, erhielt aber sofort die deutlichste Aufklärung, indem man ihn auf sein unpassendes Betragen aufmerksam machte. Nun wandte sich der Gouverneur an den in Magdeburg wohnenden Medizinalrath Dr. Voigtel, der sein Arzt war, und schickte ihn nach Hundsburg, um die Einleitung einer Capitulation zu versuchen, da der General Graf von Tauentzien erklärt hatte, dafs kein französischer Offizier sich zum zweitenmale bei ihm sollte blicken lassen. Dieser Dr. Voigtel zeigte sich hierbei als ein alter treuer Anhänger seines Königs und Vaterlandes, und durch ihn erfuhr der General umständlich und pünktlich Alles, was zu wissen nöthig war. Mehreremale kam er ins Hauptquartier um ferneren Bericht zu erstatten, noch öfter aber schickte er zuverlässige Boten mit Briefen. Der Gouverneur war unbesonnen genug, die tollsten und überspanntesten Forderungen zu machen, allein der General blieb bei den Bedingungen stehen, die er einmal festgesetzt hatte, und so kam es endlich dahin, dafs der Gouverneur den Wunsch äufserte, einen preufsischen Commissarius mit völliger Vollmacht nach Magdeburg gesendet zu sehen. Der commandirende General beorderte zu diesem Geschäft den Major von Rottenburg, Chef seines Generalstabes, welcher sich den Major von Eisenhart als Begleiter erbat. Es war an einem Sonntage — das Datum ist nicht mehr erinnerlich — als die beiden Commissarien gegen 4 Uhr Nachmittags in Magdeburg von mehreren Franzosen

begleitet, eintrafen. Kaum wurde dieſs Begebniſs daselbst bekannt, als das Volk sich in Massen vor das Fürstenhaus und auf den Wall begab und mit fürchterlichem Geschrei verlangte, daſs die erschossenen Landsleute sich zeigen sollten. Unzählige Lebehochs wurden dem Könige und der preuſsischen Armee gebracht, dergestalt, daſs man wohl für die guten Menschen besorgt werden und fürchten konnte, der Gouverneur werde ihnen dieses nach der Abreise der preuſsischen Offiziere entgelten lassen. Gleich nach der Ankunft muſsten die Bevollmächtigten ein Diné bei dem Gouverneur einnehmen; dasselbe war noch nicht beendigt, als das stürmische Rufen des Volks den Gouverneur zur Aufforderung veranlaſste, auf den Wall herauszutreten und sich zu zeigen. Kaum war dieſs geschehen, als ein ununterbrochenes Vivat Rufen, mit heftigen Verwünschungen gegen die bisherigen Peiniger vermischt, gar nicht enden wollte.

Statt nun den eigentlichen Zweck der Sendung zu besprechen, wollte der Gouverneur die Abgesandten in das Gesellschaftszimmer seiner Maitresse, einer Madame ***, woselbst sich der gewöhnliche Sonntagszirkel versammelt hatte, führen; welches jedoch bestimmt abgeschlagen und der Gouverneur ersucht wurde, der Sache ein Ende zu machen. Nun erklärte er, daſs er die Bedingungen, welche ihm vorgelegt worden, nicht eingehen würde, und daſs mit seinem Chef des Generalstabes, der von ihm instruirt sei, alles Uebrige abzumachen wäre, da er für seine Person jetzt zur Gesellschaft müsse. Hierauf entfernte sich derselbe. Der Chef set-

nes Generalstabes, ein geborner Schweizer, suchte das Benehmen des Gouverneurs nach Kräften zu entschuldigen, und bat dringend, Nachsicht zu haben. Er versicherte, dafs sich alles ganz nach Wunsch arrangiren würde, und er nur noch einmal mit dem Gouverneur sprechen wolle. Solches wurde zwar zugestanden, doch aber auf diesen abermaligen Versuch von Seiten der Franzosen erklärt, dafs man nunmehr eine kategorische Antwort vom Gouverneur erwarte, und dafs — wenn er dann nicht die sieben vorgelegten Bedingungen unbedingt unterschreiben wolle, die Bevollmächtigten augenblicklich Magdeburg verlassen, und bei den Vorposten angekommen, den Befehl zur schnellsten und engsten Einschliefsung Magdeburgs, der Anweisung des commandirenden Generals zufolge, an die Truppen geben würden. Dann konnte von keiner Kapitulation weiter die Rede sein, sondern nur von unbedingter Ergebung.

Der französische Oberst verliefs die Kommissarien, kehrte aber bald darauf mit dem Gouverneur zurück, der dieselben freundlich fragte, ob man sich nun arrangiren wolle. Die Antwort war natürlich, dafs dies nur von ihm abhänge, er dürfte nur die Punkte als genehmigt unterschreiben, dann wäre alles abgemacht. Nochmals versuchte er das hohe Pferd zu besteigen, erklärte, „dafs ihm das Gouvernement in Paris nichts zu befehlen habe, und dafs er jetzt König von Magdeburg und diese Festung noch lange zu vertheidigen sei, — ja so Manches könne sich bald ändern". Hierauf soll den Major

von Eisenhart die Geduld verlassen und derselbe heftig ausgerufen haben:

„Wenn das Ihre Meinung ist, so erkläre ich „Ihr Corps für Brigands und Sie für deren „Chef. Ihr Schicksal wird nicht zu beneiden „sein."

Die hierbei mit der Hand gemachte verständliche Bewegung an den Hals, und die Bemerkung zu dem Major von Rottenburg, „dafs sie nun, da alles vergeblich schiene, gehen und keine Zeit mehr verlieren wollten", verfehlte den Zweck nicht, man rief die Deputirten sogleich zurück, und erklärte sich bereit, die Kapitulation in der geforderten Art zu unterschreiben. In einer halben Stunde war die Angelegenheit abgemacht, und man schied ganz einig und freundlich von einander. — Es war bereits 10 Uhr Abends, als die Deputation vom Gouvernementshause, in Begleitung eines französischen Offiziers abfuhr. Sämmtliche Häuser auf dem weiten durch die Stadt zu passirenden Weg waren erleuchtet, das Volk war auf der Strafse versammelt und folgte dem Wagen bis zum Thore unter fortwährendem „Vivat" Rufen. Manche laute Verwünschung gegen die Franzosen wurde dabei gehört! Um den commandirenden General baldmöglichst von dem glücklichen Erfolg der Sendung zu benachrichtigen, eilten die Bevollmächtigten, so viel es nur möglich war, um das Hauptquartier zu erreichen, welches jedoch erst um 1 Uhr in der Nacht möglich ward. — Der General, hoch erfreut über diese glückliche Beendigung, beabsichtigte wieder den Ma-

jor von Eisenhart mit dieser Nachricht zum Könige nach Paris zu schicken, allein dieser wünschte seine Brigade nicht zu verlassen, und so ward der Hauptmann von Weyher dahin gesandt. Dieser reisete nun als Courier dahin ab, und erhielt von dem Monarchen für seine Dienste während des Feldzuges das eiserne Kreuz erster Klasse.

Zur Uebergabe der Festung, der Geschütze und Bestände wurde dagegen nun der Major von Eisenhart mit kommandirt.

Bei dieser Gelegenheit machten die Franzosen viel Weitläuftigkeiten, wollten einige Geschütze mitnehmen u. s. w., welches Begehren jedoch mit Festigkeit zurückgewiesen wurde.

Nachdem die Franzosen Magdeburg verlassen hatten, waren die Einwohner dieser Stadt bemüht, ihre Freude über die endliche Befreiung und ihren Dank dem General und dem Armee-Corps auszudrücken. — Es wurde eine Deputation vom Magistrat nach Hundsburg geschickt, um dem General die intentionirten Feierlichkeiten mitzutheilen und um dessen Genehmigung zu bitten; man einigte sich auch bald darüber, nachdem der General das ihm von der Stadt zugedachte Geldgeschenk aufs Bestimmteste abgeschlagen hatte. Der Einzug in Magdeburg und die unzähligen Beweise der treuen Anhänglichkeit an den König, so wie die Freudenbezeugungen, die unter mancherlei Gestalt sich so sprechend äufserten, sind durch die öffentlichen Blätter hinlänglich bekannt und beschrieben, weshalb dieſs hier mit Stillschweigen übergangen werden kann. Bald darauf verlegte

der General sein Hauptquartier nach Hof Geismar, wo dasselbe bis zum Rückmarsch in die Friedensgarnisonen blieb.

In Berlin angekommen, erhielt der General, nachdem der König mit den Garden ebenfalls zurückgekehrt war, das General-Commando in den Marken. Die Truppen des 4ten Armee-Corps marschirten nach ihren Provinzen, wurden jedoch erst später aufgelöst.

Der König hatte den General von Bülow zum Grafen mit dem Zunamen von Dennewitz ernannt, und diefs war die Veranlassung zu gewaltigen Debatten und einer Correspondenz zwischen diesem General und dem Grafen von Tauentzien, welcher glaubte, dafs er auf diesen Beinamen gerechtere Ansprüche habe. Da indefs der König anders entschieden, so verlangte er, dafs der General von Bülow schriftlich erklären solle, dafs das 4te Armee-Corps wenigstens das Nämliche in der Schlacht geleistet habe, als das 3te Armee-Corps. Der Major von Rottenburg mufste sich nach Freienwalde zum General von Bülow begeben, woselbst er sich im Bade befand und ihm das Schreiben übergeben; doch wurde diese Angelegenheit nach Wunsch ausgeglichen.

Wie gnädig der König übrigens für den General gestimmt war, bewies er am 6. September 1814, dem Jahrestage der Schlacht von Dennewitz, in Charlottenburg, woselbst sämmtliche Offiziere, welche der Schlacht beigewohnt hatten, zum Dine eingeladen waren.

Der König, nachdem er mit mehreren Generalen gesprochen, soll sich zu einem der anwesenden Staabsoffiziere des Tauentzienschen Corps mit der Frage gewendet haben: „ob die Berliner heute viel Feierlichkeiten zu Ehren des 4ten Armee-Corps angestellt hätten, als dieser sich mit der Unwissenheit in dieser Angelegenheit entschuldigte, soll der König weiter gesprochen haben:

„Die Berliner können nicht genug dem 4ten Armee-Corps danken, denn drei Mal hat es zur Rettung der Stadt sehr viel beigetragen. Das erste Mal bei Blankenfelde, wodurch das 3te Armee-Corps bei Beeren den Feind glücklich schlug; dann bei Dennewitz, wo der General Tauentzien mit seinem Corps so ausgezeichnet brav gefochten hat, und endlich als der Feind aus Wittenberg vordrang, ehe bei Leipzig sein Schicksal entschieden wurde."

Man bemerkte die Verbeugung des Offiziers, vernahm seine Versicherung: „dafs Se. Majestät durch diese huldreiche Aeufserung und Anerkennung die gröfste Belohnung für Alles gegeben, was das Corps mit Freuden für seinen geliebten Monarchen und für das Vaterland geleistet, und falsche Ansichten jetzt leicht verschmerzt werden könnten. Nahestehende versicherten, dafs des Königs Erwiederung gewesen: „man habe nicht anders glauben können, als dafs Napoleon nach Berlin marschiren würde, woran er doch weit klüger gethan hätte, als in den Cul-de-Sac bei Leipzig sich hineinzuwagen, wo er doch seine Endschaft vor Augen sehen konnte.

Die Einnahme von Berlin würde ihm aber in jeder Beziehung den gröfsten Vortheil gewährt haben; Stettin und Cüstrin würden entsetzt worden sein, und wenn auch Hülfe gesendet wäre, so würde man doch zu spät gekommen, und es Napoleon gelungen sein, sich nach Magdeburg zu ziehen und sich à cheval an der Elbe aufzustellen; Hamburg wäre auch noch in seinem Besitz gewesen und jedenfalls hätte er einen vortheilhaften Rückzug bewerkstelligen können."

Es lag wohl klar am Tage, dafs der König diefs darum sagte, um es theils dem General Grafen von Tauentzien mitzutheilen, theils diese Aeufserungen auch im Corps selbst bekannt zu machen, welches denn auch nicht unterlassen worden ist.

Bericht

des

französischen Kriegs-Ministers,

Herzogs von Feltre,

an

den Kaiser Napoleon.

Februar 1811.

Vorerinnerung.

Der vorstehenden Denkschrift über Graf Tauentzien von Wittenberg schliefst sich wohl zweckmäfsig der officielle Bericht eines französischen Generalstabsoffiziers an, worin die abentenerlichsten Schilderungen der preufsischen, russischen und schwedischen Befehlshaber gegeben werden.

Für die Geschichte jeder Periode ist es aber stets von der höchsten Wichtigkeit, den wirkenden Geist genau zu kennen und zugleich die Materialien zu übersehen, welche den Machthabern zur Beurtheilung der Ereignisse sowohl als ihrer Lage vorgelegen haben. In beider Hinsicht ist das hier nachfolgende Aktenstück wichtig, welches von einem Kosaken im Kriege 1814 aufgefangen wurde und uns im Original

vorliegt. Welche Ansprüche die damaligen Soldaten der grofsen Armee auch da noch machten, als sie durch Krieges Schicksal Ueberwundene geworden, wie durchaus unmöglich sie es ansahen, dafs Frankreich jetzt an die Reihe sei, die Kosten des Krieges zu bezahlen, wie sehr sie es als ein Recht anerkannten, ihre Intriguen überall siegreich durchdringen zu sehen, und ihren Willen als Gesetz gelten zu lassen; mit welcher Arroganz sie auf ihre damaligen Sieger immer noch herabsahen, das ergiebt sich aus diesem Schreiben des chef d'état major Hugues.

Nimmt man nun aber diese Meldung in dem zweiten Sinne, so sieht man, auf welche falsche Ansichten der Kriegs-Minister, Herzog von Feltre durch solche Beobachter geführt werden mufste. Herr Hugues begründet die Wahrheit seiner Nachrichten auf Aussagen, die er nur von Hörensagen haben konnte und die das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit an sich tragen, wohl aber zu der Vermuthung führen mufsten, dafs die gröfste Disharmonie in der Armee der Allirten herrsche. Ueberdies führt er Gerüchte an, die nicht im Mindesten im Charakter der Personen liegen, und nur gegen einen Gefangenen, mithin Unzufriedenen, geäufsert werden konnten. Endlich meldet er eine Menge von Details über die Armeestellung und über Personen, die in solcher Ausführlichkeit durchaus nicht in seiner Lage zu erfahren waren. Und sind des Herrn Hugues Mittheilungen vielleicht nicht ein wichtiges Material für die Kombinationen des Kriegs-Ministers, ja selbst nicht ohne Einfluss auf

Napoleons Berechnungen gewesen? Beide mögen es vielleicht nicht in die Waage gelegt haben, dafs der Verfasser bei seiner Rückkehr den Wunsch hatte, das bei Leipzig erlebte Unglück wieder auszugleichen, und zwar dadurch, dafs er mit vollen Händen zurückkam. So war er eigentlich nur auf Kundschaft gewesen!

Der Kriegsminister Herzog von Feltre begleitet den Bericht des chef d'état major Hugues mit folgenden Worten an den Kaiser: *Sire, j'ai l'honneur de transmettre à Votre Majesté un rapport confidentiel que m'adresse Mr. Hugues, Colonel exchef d'Etat major au IIe Corps d'armée.*

Unbemerkt mag es nicht bleiben, dafs das Schreiben des Herzogs Paris, 27. Janvier 1814, und das des Colonels Paris, 26. Fevrier 1814 datirt ist. Nun folge das Aktenstück selbst.

Rapport

Monseigneur.

Le Colonel Hugues exchef d'état Major de la 3e division du IIe Corps fait prisonnier de guerre a Leipsick le 19. octobre dernier, a l'honneur de rendre compte à Votre Excellence, qu'en vertu des ordres du Prince Royal de Suède, il partit de Greiswald*) (Pomeranie suedoise) avec un convoi de 107 officiers français pour rentrer en France sur leur parole d'honneur. Arrivés à Elberfeld (grand duché de Berg) les generaux Wintzingerode et Boo-

*) Greifswalde

sten*) se refusèrent de nous laisser passer le Rhin; toutes les représentations que leur fit M. de Gyl-leuwau**) officier suédois chargé par son gouvernement de nous remettre aux avant-postes français furent inutiles, il fut renvoyé par le premier Général en lui disant: vos officiers français ne passerons pas et vous pourrez de ma part en rendre compte au Prince Royal. Déjà nous étions prévenus par des officiers russes que nous éprouverions de grandes difficultés. Un d'entre eux qui commandait une place, et auquel nous nous présentâmes pour obtenir un logement, nous dit en arrivant: Ah! Ah! Messieurs, vous voulez rentrer en France, eh bien vous n'y rentrerez pas: Monsieur le Prince Royal vous a donné des ordres pour cela, mais Son Excellence le prince de Schwarzenberg a ordonné de ne pas les respecter.

Toutes les circonstances me déterminèrent à quitter le convoi à Elberfeld pour me rendre à Dusseldorf auprès du général Wintzingerode qui ne voulu point me recevoir et me fit dire par un de ses officiers, que je pouvait m'adresser au général major prince Wolkonski. Je me présentai chez lui. Après lui avoir montré mon passeport, je lui découvris ma poitrine, pour qu'il examinât de près deux coups de feu qui me traversent le corps et dont les plaies ne sont point encore aujourd'hui cicatrisées. Je le priai ensuite de donner ses ordres

*) Borstell. **) ?

pour que ceux du Prince Royal de Suède fussent exécutés. Il parut touché de ma triste position; et elle était d'autant plus affligeante que j'étais entièrement dépourvu d'argent. Je ne dois pas taire à Votre Excellence que pendant tout le temps de ma captivité qui a duré quatre mois et trois jours, je n'ai reçu de traitement que pendant quarante jours. Tous les officiers qui étaient avec moi ont été dans le même cas.

Le prince Wolkonski me promit de me rendre aux avant-postes français sous trois à quatre jours, et m'engagea sa parole d'honneur. Cette parole d'honneur a été faussée; je retournai chez lui le cinquième jour pour lui rappeler sa promesse; il la reitera en ajoutant: Sur mon honneur, foi de prince et de général sous six à huit jours au plus tard je vous renverrai aux avant-postes. Quatre jours après, il partit pour Cologne, et me donna l'ordre de m'y rendre, en m'assurant qu'il me renverrait de cette place. Je m'y rendis sur le champ, et à mon arrivée, il en était déjà parti. Mon projet fut de le suivre, mais le commandant de la place, qui probablement avait reçu ses instructions s'y opposa et me garda onze jours pendant les quels je lui écrivis deux fois sans recevoir aucune réponse. Indigné de cette conduite aussi contraire aux lois de la guerre qu'à celles de l'honneur, je quittai Cologne incognito, et je me dirigeai sur Mons où j'arrivai le 16. du courant. Le général en chef Bullow *) y arriva le même jour.

*) Graf Bülow Dennewitz

Le 17. on célébra l'anniversaire de sa naissance par un repas que firent préparer plusieurs officiers de son armée, à l'hôtel de la couronne. Plusieurs toasts y furent portés, entre autres ceux-ci: à la victoire remportée à Soissons par nos braves. — À notre prochaine entrée dans Paris.

Voulant ensuite témoigner sa satisfaction au cuisinier qui avait préparé le dîner, il lui fit cadeau d'un Napoléon de vingt francs et de trois bouteilles de vin de Champagne; le dernier objet ne lui coutait rien. Le jeune prince d'Orange voulut aussi se montrer généreux et lui donna quatre francs.

Pendant les journées du 16., 17. et 18., treize régiments d'infanterie et huit de cavalerie traversèrent la ville avec quarante deux pièces d'artillerie du calibre de 4, 6 et 8. L'infanterie s'élève de 23 à 24.000 hommes, y compris 6000 qui sont passés en dehors. La cavalerie n'arrivait pas à 4000 hommes. Toutes ces troupes ont pris la route de Beaumont et se dirigeaient sur Laon par Avesnes et la Capelle.

Le Duc de Saxe-Weimar a du arriver à Mons, le 19. au soir avec 2000 saxons. Son avant-garde composée de deux régiments de cavalerie dont un de cuirassiers y entra vers les onze heures du matin.

Un employé français qui comme moi s'est evadé, a vu arriver le Prince Royal à Cologne le 11. du courant. Son armée composée de 30 à 35,000 suedois y compris 4 à 5000 chevaux avait passé le Rhin à Mühlheim et à Cologne, sur des ponts volants dans les journées du 8., 9 et 11. Le general Bullow partit le 18. de très grand matin.

Pour donner à Votre Excellence une idée de la sotte présomption et de la légèreté du général Bulow*), je vais lui rapporter les propos qu'il a tenus à table, la veille de son départ, entouré du prince d'Orange, d'un grand nombre d'officiers de son armée et de quelques fonctionnaires publics, et dont je garantis l'authenticité.

Messieurs, dit-il, je vous annonce que nous venons de remporter une victoire complète. L'armée française est detruite et Bonaparte n'a plus d'autre ressource que celle de se brûler la cervelle pour éviter d'être pendu.

Il entrepit ensuite le Prince Royal qu'il traita de Girouette, de présomptueux, ignorant, ambitieux et pas plus propre à commander qu'à regner. Nous ne l'avons vu qu'un moment à Leipsick, ajouta-t-il, encore n'y vint-il que pour gêner nos operations.

Il termina cette conversation fortement appuyée par les sots qui l'entouraient, en disant: Les Russes sont des presomptueux, ils veulent avoir tout fait, et ils ne nous ont rendu aucun service dans cette campagne.

Je partis de Mons le 19. me dirigeant sur Avesnes par Beaumont. J'arrivai le 20. à Avesnes où il passa dans la journée quatre régiments faisant partie de ceux qui étaient passés à Mons.

Vers les 6 heures du soir j'appris que 3000 fantassins et 1200 chevaux qui s'étaient dirigés sur

*) Graf Bülow Dennewitz.

la route de Landrecy par Maroilles avaient rétrogradé sur Prisches et Novion et que toute l'armée de Bullow était réunie sur la route de Laon. Je profitai de ce moment, pour rejoindre l'armée française ce que j'ai été assez heureux d'executer le 22. en arrivant à Peronne, sans rencontrer un seul ennemi.

D'après les rapports des differents paysans, le général Bullow aurait laissé une nombre de troupes peu considérable pour observer les places fortes ou fortifiés. Celle de Juliers seule est serrée plus étroitement et le corps qui en fait le blocus ne se compose que de 2000 fantassins et 1000 cosaques.

Dans toutes les communes où l'ennemi a passé il a enlevé entièrement les bestiaux et les moyens de transport. En général, l'habitant est réduit au désespoir et ne respire que la vengeance.

Les bulletins les plus mensongers et les proclamations les plus absurdes, circulent dans tous les pays que l'ennemi a conquis. Ils excitent les habitants à prendre les armes contre leur patrie et à participer au rétablissement de l'ordre; si j'en juge par les dispositions que j'ai remarquées dans presque toutes les communes que j'ai parcourues, elles prendront les armes et nous aideront à les exterminer avant qu'une fuite honteuse les ait eloignes des lieux qui ont ete temoins de leurs forfaits.

J'ai l'honneur d'être avec un profond respect etc.

Paris, le 26. Fevrier 1814.

Signé: **E. Hugues.**

Briefe.

Die mit einem † bezeichneten Briefe gehören nicht der Sammlung des Herausgebers an.

Karl August, Fürst von Hardenberg.

Der nachstehende Brief des Fürsten ist wohl ein hellerleuchtendes Beispiel von der Milde und Humanität dieses grofsen Staatsmanns, womit er extravagante Weltbeglückungs-gedanken junger, sonst aber talentvoller Manner nicht allein beurtheilt, sondern womit er auch stets bemüht war, sie wieder in die ruhige Bahn tüchtiger Wirksamkeit zurückzuführen.

Den 28sten December 1818.

Ew. Hochwohlgeboren sende ich die beiliegenden Briefe zurück. Herr *** hat ein gutes Herz und ausgezeichnete Talente, aber sein grofser Leichtsinn macht ihn zum Verschwender und leitet ihn in seinem Betragen zusamt seiner Exaltation irre. Durch beides werden seine guten Eigenschaften in den Schatten gestellt. Er wird unbrauchbar für den Dienst und das Leben, wenn er sich nicht ändert. Seine Fantasie nährt er blofs mit schönen Bildern, die ihm herrliche Ideale vorspiegeln, wie sie unter

dem Monde nicht erreichbar sind, wenigstens, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrte, nicht durch Männer erreicht werden, die es anfangen wie Herr ***, sondern nur nach und nach und durch gesetzte kraftvoll aber anhaltend, und mit Klugheit handelnde Männer. Herr *** liebt heute diese morgen jene. Ich wünsche dafs der Gegenstand seiner jetzigen Leidenschaft glücklich durch ihn werde und ihn glücklich mache, und seinem unruhigen, von schwindelnden Ideen taumelnden Geiste eine andere Richtung geben möge! — Seine Bestimmung in Oppeln ist keine Verbannung. Wie unsinnig schreibt er aber über den Ort und die dortigen Menschen! Er handle: das Feld ist ihm dazu geöffnet. Durch Fleifs und Kraft, durch Anhalten, kann dort vieles verbessert werden. Aber es geht nicht auf einmal, darum ist das Collegium dorthin geschickt, dafs die Verbesserung bewirkt werde. Er mufs nicht sagen, was kann ein Assessor? Er kann viel in seinem Wirkungskreise und durch Einflufs auf andere, viel insonderheit, indem er sich durch treue und fleifsige, anhaltende Dienstführung vorbereitet einst mehr zu leisten. Aber er möchte jetzt schon das Ganze regieren, alles umwerfen, zerreifsen etc. Ich fürchte, er wird statt dem Rath seiner Freunde zu folgen, die ihm solchen schon sehr oft gaben, seinem Wahne folgen, und sich noch mit andern ins Unglück stürzen. Ich habe gar nichts dagegen, wenn Sie ihm diese Zeilen mittheilen wollen. Er möge sie recht beherzigen, und auf die Wage legen, was ich für ihn that, und wie er meine Erwartungen täuschte

Ich bedaure aus Ihrem Briefe zu ersehen, dafs Sie den irrigen Glauben haben: ich wäre Ihnen nicht mehr zugethan. Worauf gründen Sie den? Sein Sie von meiner wahren Hochachtung überzeugt, wenn gleich ich Ihre Ansichten nicht ganz theile, so schätze ich in Ihnen doch den rechtlichen Mann und seine Aufrichtigkeit.

Hardenberg.

Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt.

Bei Blüchers Offenheit, Gradheit und Gemüthlichkeit erscheint jeder Brief desselben als ein treuer Abdruck seiner jedesmaligen Gemüthsstimmung, ohne Beiwerk von irgend etwas Unwahrem; und wir glauben daher, dafs die Bekanntmachung auch scheinbar unbedeutender Blätter von seiner Hand, zur nähern Charakteristik des Helden dienen könne.

Die Briefe a. bis f. sind an den jetzigen General-Major v. Eisenhart gerichtet, und geben ein schönes Bild von der gemüthlichen Art und Weise, wie Blücher mit denen seiner Untergebenen lebte, welche er liebte und denen er sein Vertrauen geschenkt hatte. In den Jahren 1810 und 1811 hatte Blücher das Militair-Kommando in Pommern. Der Brief g. ist ein Bericht an den Grafen Tauentzien von Wittenberg, von der Hand des Generals von Gneisenau geschrieben, jedoch von Blücher mit dem Zusatz: „Es freuet mich das du gesund bist, bleib ferner mein Freund", unterschrieben.

Aus dem Briefe b. lernt man Blüchers Courtoisie kennen, wenn er an Frauen schrieb, die er verehrte.

Der Brief i. ist an des Fürsten Gemahlin gerichtet und aus einer Zeit in welcher Blücher seinen Ruhm begründete, und an die jedes deutsche Herz mit Hochgefühl zurückdenkt

n.

Stargard, d. 6ten Juny 1810.

Mein lieber Eisenhard

sie sind schon wider unruhig. lassen sie Werder immer Major sein, bleibt es Fride so wird aus euch alle nicht vill werden, und kommt krig nun denn wird es wohl gehen, in dessen will ich doch dafs meinge tuhn, welches aber am besten geschehen kann, wen ich selbst kom.

Schreiben sie mich mit negster Poste wafs mit Hardenberg geworden man hat mich unterrichtet dafs er wider angestellt würde, aber ich weifs nicht in welche qualite, ich denke als Primie minister, er ist ein braver man, und hat erfahrung die zu solchen Posten nothwendig, so hat er auch kentnifs von unsre nre Verfassung. D 30 July gehe ich nach Freien Walde und bleibe bis ausgang. Rochell ist Schuld dran er ist schon seit 11 Tage da. Sie werden also mit ihrer Schonen Frau sich auch da einfinden und zwahr ohne allen widerspruch. Schreiben sie mich ja gleich und alles Mogliche neue. Den Herr v. N. N. seine Instruktionen zur Tressur — —

— — — — — — entheld so vill dummes Zeug und widerspruch dafs ich überzeugt bin die wahrheit wird dem König ein leugten. mit hin sag ich nicht ein word. Herr v. N. N. weifs indefsen meine meinung schon. Er kommt mich vor wie jener held. der wie er von einem Zuge zurückkahm. mit seine lantze eine wind Mühle angriff. und verwundrungsvoll wahr. dafs dieser kaldblüttige gegner nicht weichen wollte.

Eisenhard ich bin ihnen noch vor ein Pahr spohren schuldig. in Freienwalde will ich bezahlen. küssen sie ihre Frau Ehrerbietig die Hand. adieu Paltzgraff

Blücher.

b.

Stargard. d 11ten Juny 1810

Liber Eisenhard

Ich danke ihnen hertzlich vor Ihre beide Brieve wollte gott dafs der Inhald des letzsten in erfüllung ginge. Hardenberg seine anstellung gefeld mich. ich weifs auch, dafs Wittgenstein vihll anteil daran hat. Wafs ihre Frau Schwester Ihre angelegenheit betrift so müssen sie sich nuhr noch etwafs Zeit lassen bis der Minister erst im Sattell sitzt dan will ich gerne zu erfüllung ihrer wünsche nach meine kräfte beitragen. obgleich ich dafs gütterverspühlen nuhr vor eine unreiffe Frucht hallte. Wenn es nur in unsrem Militär so eine verordnung gebe. wie im Civill. so käme noch einmahl hoffnung bei mich. denn die militärsche harlekins. die es bey euch gibt. müssen auch kuhlgeholt werden

dafs sie nach Freien Walde komen wollen, ist mich lib. Empfehlen sie mich der hipschen Frau und küssen meinen kleinen Paten.

Schreiben sie is gleich wider.

a pro po wie stet es mit die Tugend Ritter.

ich bin und bleibe der ufrichtige Freund

Blücher.

gehn sie nuhr grade zu Hardenberg und Empfehlen mich, sie werden gut uf genommen werden, auch Wittgenstein grufsen sie vilmahl.

e.

Stargard, d 13ten July 1810.

Mein liber Eisenhard.

Ich bin ihnen sehr dankbahr vor ihre beiden brieve und bitte is Fohrt zu fahren mich mit allem zu unterhalten. Dafs von P... nichts vernünftigs oder wenigst nichts vorteilhaftes kom würd habe ich vermuht, indessen haben wihr doch unsern Feldherrn Gesund wider, dafs mufs genug sein, die Herren Engeländer scheinen nur amüsiren zu wollen, denn sie sind tiglig im gesicht, und kommen auch nachts nahe an land, doch nuhr immer mit Chaloupen, die Garnison zu Collberg mufs aber doch immer ut die Strümpfe sein, und scheint mich als wen es lange dauerte, bis unser Contingen sich in bewegung setzt den darum hin kommen wihr wohl nicht. Frantz werden sie is woll schon gesprochen haben er wollte ut einen Tag nach Berlin gehn.

vom Konig erwahrte ich eine antwohrt, ich habe jeden Punkt der Instruktion beantwohrtet

und manches gentzlich verwortfen, wo zu den besonders 16 Stück hibe gehören, dafs ist eine wahre Charlatanrie, besonders habe ich den Herrn v. N. N. darüber angegangen, dafs er sich unterstanden den von Berlin — — — — — — — es schriftlich zu geben, das der könig es noch nicht Difinitiff befohlen und sich darüber Erkläret, doch sollten die — — — — — — — — — — — — — — — — — wie kan ein — — — — — — — — — — — — — — — — geben die der könig noch nicht bestimt hat, aber ich werde ihm so nicht lofs lassen, er soll schon erfahren, dfs er einem alten Preufsen zu nahe gekommen ist. Empfehlen sie mich der Schönen Frau grüssen auch Lossow, und bleiben mein Freund

Blücher *).

d.

Stargard, d. 16ten Novb. 1810.

Ich danke ihnen mein alter Paltz Graff vor ihren lieben briff, Fahren sie ia Fohrt mich zu unterhallten. Ich habe häutte ein grofses Promemorium betreffend der ungeregtig keitt die man sich gegen dafs Militair, und besonders von Justiz wegen erlaubt am König und auch an statz Kantzler geschickt, horchen sie doch nach was es vor eine Sensation magt. Empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Frau, und grüfsen Lossow übrigens bleibt es beim allten

Blücher.

*) Die im Briefe a. und c. mit Strichen bezeichneten Stellen sind nicht zu entziffern.

e.

Stargard, d. 22sten Juni 1811.

Lieber Paltz Graff.

Dankbahr habe ich ihre beiden brieve erhallten der gubte D. geht mich recht nahe, und so dafs alarme Madgen, die in Ihre Dumheit sich zu so einem Schritt verleitten liefs, die Frau Mama hat sich vorwirffe zu machen.

Herrn v. N. N. magt man hir zum Generall oder gesanten in Cassell, vill gliek, zu solch Pilister handwerk schickt er sich auch am besten.

B. nent man hir al- nachvolliger in der Brigade gestern komt hir die nachricht Fihle sei erschossen, dafs sollte mich sehr leid tuhn, den guten Tauentzin wollte ich die 30 M. woll gonnen. Ich habe, seit gestern abend zwei Estafletten an König geschickt, weill die Francosen ville mine machen Schwinemiunde zu besetzen und uns ihre Domanier dahin Des hoiren wollen, mit gubte soll es nicht geschehen.

horchen sie wafs meine Meldungen vor Sensation machen, und schreiben mich gleich.

haben sie die geselligkeit und schicken mich so vihll tuch zum rock recht fein aufs dem Lagerhaufse, auch so vihl roht futter da zu dafs andre zubeher habe ich. Ihre Frau gemahlin eine Glucklige entbindungsstunde und ihnen einen gesunden Paltz Graffen. Vale

Blücher.

f.

Buntzlau, d. 23ten Märtz 1813.

Mein liber Paltz Graff

Ich erhallte in diesen augenblick ihr Schreiben vom 11t Martz, da der König ihnen versprochen in der Armee wider an zu stellen, so müssen sie nicht uf hören ihm zu bitten bis es gescheben ist, sie sehn wohl ein da sie Stabsofficir sind dafs ich sie nicht grade anstellen kan, ich habe won ihrer anstellung in Breslau lauht gesprochen, und von des königs umgebung verlangt, dafs sie den Monarchen erinnern sollen. Scharnhorst der in einigen tagen zu mich komt will ich die sache ans Hertz legen. und ich hoffe es wird geschen. ich höre nicht uf Ihre Frau gemahlin innig zu verEhren, und wen es die Eiffersucht zu lest so Empfehlen sie mich derselben ufs gehorsamste, sie sagen ia nicht wafs mein Paltz magt, leben sie wohl alter Freund, ich bleibe immer der Ihrige

morgen geht es weitter. **Blücher.**

---

g.

An den General-Lieutenant Grafen von Tauentzien.

H. Q. Laubau, d. 22sten August / 3ten Septbr. 1813. Morgens 9 Uhr

Mit grofsem Vergnügen habe ich aus Ew. Excellenz Schreiben vom 28. August den brillanten Erfolg Hochdero Anstrengungen ersehen, als wozu ich meinen aufrichtigen Glückwunsch abstatte.

Alles was bey mir vorgegangen ist, wird Ew. Excellenz der anliegende Tagesbericht sagen, und der Lieutenant Graf Haugwitz mündlich überbringen. Den 26. August hat die grosse Armee Dresden erstürmt, aber nicht bekommen.

Den 27. kam das Corps von Vandamme über Königstein der Armee in die rechte Flanque und den Rücken. Dieß veranlaßte eine rückgängige Bewegung nach Böhmen. Vandamme folgte, wurde am 30. August angegriffen und gänzlich geschlagen.

General Vandamme nebst 3 Generalen wurde gefangen, 6000 Mann und 15 Canonen genommen. Die unsrigen haben Peterswalde wieder und den 31. August sollten Colonnen des Feindes bei Altenberge angegriffen werden.

Ich poussire eine Avantgarde von 20000 Mann gegen Bautzen, welche heut Abend daselbst ankommen und den Feind angreifen wird.

General Graf Bubna marschirt über Schluckenau gegen Stolpe.

General Graf St. Priest dirigirt sich auf Löbau.

Meine Partisans umkreisen den Feind.

In diesem Augenblick gehe ich in mein Haupt-Quartier Gurlitz ab

Es freuet mich das du gesund bist, bleib ferner mein Freund.

Blücher.

Ih.

Stargard, d. 8ten April 1811.

Guedigste Frau

Sie haben mich eine unbeschreiblig Frohe stunde gemagt, Fahren sie doch ia fohrt den Paltz Graffen Angst und bange zu machen, wenn ich nuhr der Stoff bin wo mit sie ihm die Hertzens unruhe verursachen, so bemitleide ich ihm nicht wen er auch umkommt. aber wie können sie so grausahm sein mich nur erst in einer so grofsen entfernung ein solches bekentnifs abzulegen, erkennen sie meine ufrigtigkeit, ich habe ihnen immer lauht gesagt wie wehrt sie mich sind, und wie innig ich sie verehre. wihr wollen Fohrt Fahren uns recht innig guht zu sein, und der Paltz Graff soll zu seinem Zorn es wissen.

meine guedige Frau ihr liber Brif entheld so vihll angenehmefs vor mich, Herr Massena hette denn ufgehört Schrecklich zu sein.

wen Schöning die grefin erobert so soll es mich hh sein, ich bin ihm guht, und wen er hir zu hause ist komt er vihll zu mich.

Hatzfeld seine Sendung ist einzig, aber es geschehen heutte zu Tage lauhter Dinge die die vernunft nicht einmahl ahndet.

bei der Visite so sie von der Frau v. Kleist gebohrne Rüchel gehabt hätte ich wohl gegenwertig sein mögen, den negst ihnen bin ich dieser kleinen Frau auch recht guht, und sie thun mich eine Wohltad wenn sie mich sellbiger Empfehlen, leben sie nun wohl meine verehrte komt ihr drolliger

Paltz Graff so lassen sie ihm zur vermehrung seiner unruhe meinen brieff lessen, und geben mich ein mahl nachricht wafs vor ein gesicht er dazu gemagt hat. mit unbegrentzter Ehrfurcht und verehrung bin und bleibe ich

Euer gnaden

treu und gantz gehorsamster

Diener

Blücher.

A. †

uf den March nach Paris den 26sten Juni 1815.

gesund bin ich, noch 12 Meilen von Paris die ich auch halde zurücklegen werde. Schon habe die Pariser, und die Provisorische Regirung Deputirte geschickt und bitten um einstellung der Feindseligkeiten, ich habe sie nicht angenommen. Bonaparte ist abgesetzt, und will nach Amerika gehen, ich habe Nostiz heütte nach Laon geschickt und von die Deputirte Bonaparte sein Todt oder sein auslifferung, die übergabe aller Festungen an der Saubre und der Mafs verlangt dieses wehre die Condition unter welche ich mit ihm unterhandlen wollte. Denn ohn er acht marchire ich noch heutte grade uf Paris, ich werde das Eisen Schmieden weill es warm ist, den ich will vor dem herbst zu hause sein, lebe wohl küsse lisettchen, grüsse alle bekannten, besonders Lottchen, die Girod und Worseig, noch ein word, dein Bruder und Girod sind gesund.

Blücher.

Johannes von Müller.

Der erste der hier mitgetheilten Briefe von Johannes von Müller ist an Friedrich Nicolai in Berlin gerichtet und ein würdiges Denkmal der offenen grofsartigen Gesinnung des ausgezeichneten Mannes. Der zweite Brief an Madame Sander, Gattin des bekannten Buchhändlers in Berlin, geschrieben, zeigt uns Joh. v. Müller von einer sehr edlen Seite. Während der Franzosen-Herrschaft war in dem Sanderschen Verlage das berüchtigte Buch: Gallerie preufsischer Charaktere, aus den französischen Handschriften übersetzt. 8. Germanien 1808. erschienen, in dem auch Joh. v. Müller auf das lieblooseste mitgenommen wurde. Nun sollte sich die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen und Sander wollte aus Furcht, als Verleger jenes Buchs zur Verantwortung gezogen zu werden, Berlin verlassen. Madame Sander, eine hochgeachtete Frau, schrieb nun in dieser Zeit an Joh. v. Müller, und dieser durch Sander und den Verfasser des Buches schwer beleidigte Mann antwortete in dem vortreff-

lichen Briefe, welcher hier der Oeffentlichkeit übergeben wird.

B.

Wien, d. 14ten December 1798.

Auch ich, mein werthester Herr und Freund, sehe denjenigen Theilen Ihrer Reisebeschreibung, welche die Schweiz betreffen sollen, mit Begierde entgegen: ich kenne Sie als freimüthig, aber auch als einen Mann von praktischem Verstand, welcher nicht Ideale sucht, oder sich in Theorien versteigt. Meiners und der Verfasser der Briefe über die Schweitz und Schweitzer, die bei Vieweg erschienen, sind die beiden Extreme von Bewunderung und Tadel, zwischen denen Ihr gerader Sinn die Mittelstrafse nicht verfehlen wird. Vornehmlich wird er mit allen aussöhnen, wenn man, wie es der Fall gewifs sein wird, nicht ein Bestreben zu tadeln, sondern die Liebe des Guten, das Wohlwollen für die Nation selbst und die wahrhaft philosophische, nicht sansculottische, Freimuthigkeit sehen wird. Mit letzterer ist es, leider, in der teutschen Litteratur fast noch weiter gekommen als in der politischen Welt. Ich habe mit wahrer Traurigkeit weggelegt, was Schillers Musenalmanach für Proben davon enthielt: In anderen Schriften bin ich auch selber Gegenstand dieses Tons geworden, und habe, nach meiner gewohnlichen Maxime, dazu geschwiegen. Aber hier kommen Manner dazu, deren ganz litterarische Laufbahn solche Erbitterung noch viel weniger erwekken zu sollen scheint, als das Leben eines Mannes,

der zugleich durch politische Welthändel, obwol ohne seine Schuld, Feinde in nicht geringer Anzahl bekommen haben mochte. Obiges Buch über die Schweitz ist eben so unanständig geschrieben: Wenn einem Verfasser sogar die Alpen unbedeutend sind, so läfst sich von seiner Unpartheilichkeit in anderen Sachen wenig hoffen; aber doch Anstand hätte beobachtet werden können. Gewifs wird die in Teutschland noch bei weitem nicht zur möglichsten Perfektibilität gediehene Litteratur durch diesen Ton vollends wider in Verfall kommen, sie verliert jene Würde, der sie nie mehr als jetzt bedurfte, wo sie so mächtige Gegner hat; ich nehme an meiner eigenen Unlust ab, wie widrig es mehr als Einem wohldenkenden Mann sein mufs, durch Bücherschreiben sich einer solchen Behandlung auszusetzen. Man wandelte sonst gern in den Hainen der Musen; aber jetzt sind sie von Räubern eingenommen, die den ersten besten, welcher ihnen vorkömmt, ausziehen, mit Unrath beflecken und litterärisch morden. Allein ich komme auf Ihr Schreiben zurück. — Der Selbstmord ist allerdings, wie Sie sagen, in dem teutschen Theil, nicht nur des Bernergebietes, sondern beinahe der gantzen, zumal der protestantischen Schweitz, sehr häufig; in der französischen nirgend so wie in Genf, wo er, zu meiner Zeit (1773—1780), verhältnifsmäfsig viel gemeiner war, als zu London, und zwar unter allen Klassen: Häupter der Republik, die reichsten Particularen, und gemeine Dienstboten, ja Kinder, liefsen ihn sich zu Schulden kommen; man wollte bemerkt haben, dafs die

durch Rousseau überspannten Begriffe und Gefühle von Unabhängigkeit das Uebel gemehrt hatten. Aber auch zu Schaffhausen war er, und zwar schon vor dreifsig bis vierzig Jahren, und unter nichts weniger als durch Lectür verstimmten Leuten, nicht selten. Ich schreibe einen grofsen Antheil der düstern Stimmung zu, welche im sechzehnten und mehr noch im siebzehnten und auch noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch die Prediger und Sittenmandate bei den Reformirten hervorgebracht worden. (Ich erinnere mich keiner Stelle von Haller, wohl aber hat Zimmermann (entweder in dem Buch vom Nationalstolz oder in den Erfahrungen) davon gesprochen: Zimmermann ist übrigens keineswegs brauchbar, wo er von Bern oder bernischen Sachen spricht; Seine Eitelkeit fand seine Rechnung in der Verfassung nicht, welche man doch wol seinetwegen nicht ändern konnte.) Ich freue mich sehr auf Mösers kleine Schriften und sein Leben durch Sie. Oft schon hat einer die Juno zu umarmen geglaubt und erhaschte eine Wolke: So ging es mir als ich Ihnen das letztemal schrieb, mit meiner Auslegung von *Σίασσ ουτ*, dem Berg der Gräber der persischen Könige; wobei ich an den Bi-Sutun dachte. Ich bin diefsmal durch das Gedächtnifs, aus dem ich schrieb, verführt worden: der Bi-Sutun liegt nicht in der Gegend von Persepolis, sondern weit, weit davon in Kurdistan, daher ich eine andere Auslegung suchen mufs, aber doch den Schnitzer nicht ungebeichtet lassen wollte. Ich bitte Sie, meiner nicht zu schonen, wenn Sie z. B. über schweitzerische Sachen glaub-

ten, dieses oder jenes von mir vernehmen zu können. Ich verbleibe mit jener warmen Hochachtung und Freundschaft, wie vor vier und zwanzig Jahren Ihr ganz ergebenster Diener

J. v. Müller.

B.

Cassel, im Dezember 1808.

Madame, Sie haben sich gar nicht geirrt, wenn Sie geglaubt haben, dafs ich noch allezeit an allem, Sie und Herrn Sander und Ihr Haus betreffenden einen sehr freundschaftlichen Antheil nehme. Jenes Buch ist mir nie zu Gesichte gekommen: Wenige, eigentlich Böttiger schriftlich, und mündlich der Herr Minister von Schulenburg, hatten mich in die Kenntnifs davon gesetzt, als Ihr biederer, guter Mann selbst mir darüber schrieb. Das ist eine vergessene Sache. Sprechen wir vom gegenwärtigen Umstand. Dafs der zurückkommende Hof eine völlige Amnestie geben wird, bin ich überzeugt. Wäre es nicht der gröfste Unsinn, eine Hälfte der Stadt gegen die andere armiren zu wollen, um Dinge die geschehen sind, als niemand seiner selbst Herr war! Von dieser Seite hat unser Freund nicht das mindeste zu besorgen. Vielleicht wäre wegen anderer Ursachen zu wünschen, dafs er von den Gegenständen entfernt würde, deren Anblick allerhand Erinnerungen in ihm selbst, in seinem patriotischen Gemüth, rege machen könnte. Zu dem Ende wünschte ich ihm irgend eine gute Anstellung bei einem Lyceum. Er versteht vortrefflich die klassische Litteratur, und

Untersuchungen dieser Art würden ihn zerstreuen. Zu einer Privatsekretairstelle bei einem jungen ungrischen Cavalier kann ich ihm, in seinen Jahren und nach vieljähriger Selbstständigkeit unmöglich rathen; ihm, der, um in dem Hause den gehörigen Platz zu behaupten, ungrisch wissen müfste, der von allen Verhältnissen der Palfy's nichts wissen kann, der den Charakter des vier und dreifsig jährigen Gebieters gar nicht kennt, der unmöglich an so ein Hauswesen, an den Stolz, ich will nicht sagen, der Magnaten, sondern der ungrischen Dienerschaft sich gewohnen könnte. Unmöglich kann ich einen so abentheuerlichen Gedanken gut heifsen oder unterstützen; zu wohl kenne ich diese Herren. Meine eigentliche Meinung wäre, sie blieben in Berlin, aber ohne einiges Verhältnifs mit dem Hof; auch die kleinen Prinzen, auch Delbrück, sollen Sie ja nicht suchen: nicht als wüfste ich nicht, dafs dieser ein sehr braver Mann, jene, treffliche Kinder sind; es ist nur wegen gewisser Ideen, die man nicht rege machen mufs. Sondern sie blieben, ganz dem Geschäft gewidmet, und Herr Sander in mufsigen Stunden ganz der klassischen Litteratur; da kann er schöne, berichtigte, mit Noten versehene Ausgaben machen; mit einem Wort, nur den Augenblick, das Zeitalter, soll er vergessen, es greift sein edles Herz zu stark an. Ist es durchaus unmöglich (ich behaupte aber, dafs es nur so scheint), so gehe er vorerst in irgend eine unschuldige kleine Stadt, etwa in Sachsen; dann beraiden wir uns (Böttiger, andere Freunde, auch ich) ihm bei einer gelehrten Schule

irgend eine angemessene Stelle zu verschaffen; in etlichen Monaten, meine ich, sollte sich das wol geben. Die Privatsekretairstelle aber, ich bitte Sie, an die denken Sie nicht; er schickt sich dazu noch viel weniger, als ich, und ich hielte es kein Vierteljahr aus (ich müfste denn den Herrn voraus vertraut gekannt und als Freund geliebt haben, auch seiner Standhaftigkeit hierin sehr sicher sein). Ich müfste mich sehr irren, oder ein luftiger französirter Teutsche oder Ungar, dortiger Verhältnisse kundig, übrigens noch mehr lebhaft, artig, geschmeidig als gründlich, das wäre so der Sekretair für F. P.... Irre ich mich, wissen Sie gewifs, dafs dieser Palfy ein ganz anderer Mann ist, sei es, versuchen Sie es! Ich kann es nicht glauben; und wie könnte ich den guten und edlen Sander in eine Laufbahn empfehlen, für die er so wenig ist, als sie für ihn! Wie viel mehr möchte ich Ihnen sagen, wenn Sie gegenwärtig wären! Ihre Lage interessirt mich äufserst. Wenn ich eine erledigte Stelle für sein Fach hätte, ich würde sie ihm gleich zu verschaffen suchen. Aber halten Sie sich nur an einen dieser Punkte: still, ohne Hofverbindungen, zu Berlin zu bleiben (später, nach einem, nach zwei Jahren würden auch diese sich wieder anknüpfen lassen) oder dafs er an einem dritten Ort eine Anstellung für die Lieblingsstudien seiner Jugend abwarte. Mein Rath fliefst aus der Fülle meiner Ueberzeugung; lassen Sie ihn durch andere vernünftige Menschen prüfen. Kann ich ja Ihnen oder den Ihrigen meine alte Freundschaft sonst beweisen, so werden Sie

mich bereitwillig finden. Des Buchs ohngeachtet (welches nicht nur dem Verleger, sondern selbst dem Autor zu verzeihen, mir gar keine Mühe kostet; — es ist allzu unbequem, einen Groll gegen jemand in der Welt herumzutragen —) bin ich und bleibe Ihnen und Herrn Sander mit alter Hochschätzung und biederer Freundschaft zugethan.

J. v. Müller.

Friedrich Karl von Moser.

Der hier folgende Brief ist an Friedrich Nicolai in Berlin geschrieben.

Bridesheim bei Worms d. 30sten April 1767.

Hochedelgeborner! Insonders hochgeehrtester Herr.

Was müssen Ew. Hochedelgeboren von Ihrem nachlässigen Correspondenten denken? Dero Schreiben vom 7. Februar vorigen Jahres hatte ich in Wien erhalten und nichts war fester, als mein Vorsatz, dessen Inhalt nach seinem ganzen Umfange zu beantworten. Eine Menge einzelner Anmerkungen hatte ich mir dazu notirt, und ich schmeichelte mir, sie würden ein und anderes vorzüglich Bemerkungswürdiges enthalten, zu dessen Wahrnehmung mich selbst die Zerstreuung meines damaligen Gesandschaftspostens in Stand gesetzt hatte. Eine Uebereilung meines Secretairs, der vor gut gefunden, vier Blätter der Schreibtafel weiter, als ihm angegeben

war, auszulöschen, hat mich um diese Gedächtnifshülfe gebracht. Den ganzen darauf folgenden Sommer und Herbst war ich durch so viel Geschäfte und Reisen unterbrochen, dafs ich mit wahrem Schmerz mir das Vergnügen versagen mufste, mit Ew. Hochedelgeboren mich zu unterhalten, und nun bin ich seit dem Februar wieder in einer mir aufgetragenen Kaiserlichen Commission von Hause abwesend und werde erst gegen Ende May in meine geliebte Stille zurückkehren können. Ich bin inmittelst, mit Quittirung meines Hessischen Dienstes und anderer Connectionen in die alleinige Dienste unsers würdigsten Kaisers als Reichs-Hof-Rath eingetreten, und habe dabei die schätzbare Erlaubnifs, meinen Aufenthalt in Frankfurth zu beharren und nur erforderenden Falls zuweilen in Wien mich einzufinden. Diese mehrere Mufse wird mir zugleich die Zeit verschaffen, mit den Beiträgen zur deutschen Bibliothek fleifsiger, als es bisher möglich gewesen, fortzufahren, und ich werde mir gewifs ein eigenes Vergnügen daraus machen, Mitarbeiter an einem Werk zu sein, das Ew. Hochedelgeboren Unternehmung und Geschmack so viel Ehre macht, und das ich nach meinen wenigen Einsichten, als den Anfang der Reformationsepoque in der deutschen Gelehrsamkeit betrachte, da die Litteratur-Briefe sich nur in dem eigentlichen Gebiet der schönen Wissenschaften begränzten, jener Plan aber sich über alle Theile der Gelahrtheit erstreckt. Was hat diese Arbeit, was hat ganz Deutschland und die Nachkommenschaft an dem geistvollen Herrn Abt verloren? Es scheint

aber fast, dafs die Schale des Körpers einen so sehr aufgeklärten und reifgewordenen Geist nicht mehr habe fassen und aufhalten können. Ich mufs dann doch, so viel mir mein Gedächtnifs noch liefert, einiges von meinem Wiener Aufenthalt nachtragen, ob etwa ein und anders Ew. Hochedelgeboren angenehm sein möchte. Der Kaiser ist bei noch jungen Jahren ein Herr von einer wahrhaften, gerechten, ausnehmend billigen und aufgeklärten Denkungsart, welche sich auch auf seinen moralischen Geschmack, auf die Wahl seines Umgangs und die Manier seiner eignen Begegnung erstreckt. Man könnte, ohne ihn als einen Monarchen zu betrachten, an denen oft das Mittelmäfsige und Falsche bewundert wird, eine Sammlung von seinen Sprüchen, Reflexionen, Repliquen machen, die seinem Herzen und Verstand Ehre machen würden, wenn er auch ein blofser Privatmann wäre. Seine Hand-Bibliothek ist ganz auserlesen und enthält die besten und geistreichsten deutschen und französischen Schriftsteller in der Politik, Geschichte und den schönen Wissenschaften. Was darf man von einem Kaiser denken und hoffen, der den Montesquieu zu seinem Handbuch hat, ganze Stellen von ihm auswendig kann, und in seinen Thaten zeigt, dafs er den Geist der Gesetze kenne und übe. Er spricht sehr rein und gut deutsch, schreibt es auch ziemlich gut, doch das französische noch besser, welcher Sprache Feinheit und Wendungen er sich ganz zu eigen gemacht. Seine Aufsätze dürften sich ohne Beschämung neben denen von Ihrem grofsen König sehen lassen und man darf dazu sez-

zen: Er glaubt was er schreibt. Er liebt, schätzt und schützt die Wissenschaften, doch vornehmlich in den Theilen, welche zur Aufklärung des Verstandes und Aufhellung des Geistes einer ganzen Nation abzielen. Dies scheint sein eigentlicher grofser Plan und Wunsch zu sein, und, wenn Ihm Gott das Leben läfst, wird Er unter seinen Oesterreichern und Böhmen das werden, was Peter der Grofse unter seinen Russen war. Wehe denen, die das Wahrzeichen der Dummheit und Trägheit an ihren Stirnen tragen, er demüthigt sie bis zum Versinken. Er hat einige wenige Herren von sehr edlem Herzen und gereinigtem Geschmack, die er seines vertrauten Umgangs würdigt. Für die eigentlichen Künste scheint er weniger Neigung zu haben, und die vielen kostbaren Sammlungen, welche sein Herr Vater an Naturalien, Edelsteinen, Münzcabineten, mathematischen und mechanischen Instrumenten etc. gemacht, dürften wohl erhalten, nie aber sonderlich vermehrt werden. Sein Augenmerk ist zu stark auf die innere Gröfse seines Staates und darauf gerichtet, die Wunden so langer Kriege durch Verbesserung der Staats-Oekonomie und Abschneidung des Ueberflusses, durch Erhöhung der Naturgaben, und durch ein wohl unterhaltenes Militaire auszuheilen. In so weit an allem diesem die Wissenschaften mit Antheil haben, in so weit sind sie ihm auch, als Regenten, interessant. Er ist ein sehr einsichtsvoller und billiger Religions-Mann, liebt und schätzt ohne Vorurtheil, geschweige Hafs, die Protestanten, und findet in unsern Schriften und Methoden just das,

was er bei den andern vermifst, wovon ich aber verschiedene bemerkungswürdige Umstände übergehen mufs. Die Kaiserin Königin hat in ihren Staaten für die Wissenschaften königliche Kosten angewandt, den König, Ihren Herrn, kosten alle seine Universitäten gewifs nicht so viel, als das blofse Theresianum zu Wien. Die Anstalt ist in sich vortrefflich, und könnte die Sonne einer ganzen Nation sein, das Unglück ist aber, die Jesuiten sind es, und die sind es allein, welche die Erziehung in allen Landen dieser grofsen Frau zu dirigiren, und über alles, was nur von weitem an die Wissenschaften gränzt, monarchisch zu gebieten haben. Künste und Küfsteleien genug, aber schlechterdings keine Freiheit zu denken; nicht aus Mangel der Einsicht, und dafs man deren hohen Werth mifskennte, sondern blos aus einer religiösen Furcht, dafs es von der Freiheit zu schnell zur Frechheit und Unglauben überschlagen möchte. Die Vorsicht, die zu diesem Zweck bei der Einfuhr, sodann Censur der Bücher angewandt wird, ist die äufserste, so man sich denken kann, und tritt durch den üblen Humor, und ungeschlachten Sinn des die Censur dirigirenden Herrn von Swieten oft in das abgeschmackte und lächerliche über. Die Mauern sind so hoch geführt, dafs beinahe der Tag selbst nicht hineinfallen kann. Die Sprache polirt sich ungemein, Herr von Sonnenfels hat daran grofsen und rühmlichen Antheil. Er würde noch unendlich brauchbarer und schätzbarer sein, wenn seine Lebensart weniger zerstreut und lustig wäre, welches ihn bei seiner grofsen Besoldung oft

in die Nothwendigkeit setzt, dem Herrn von Trattner zu gefallen in der Eil was hinzuschmieren, das nicht überdacht noch geschliffen genug ist, weil man denselbigen Tag noch etliche Dukaten zu einer kleinen Schwelgerei nöthig hat. Unter andern Gelehrten auf der Universität, bei der Bibliothek und die vor sich leben, befinden sich verschiedene helle Köpfe, die zwar denken und reden, aber nicht schreiben dürfen; Lichter, unterm Scheffel versteckt. Ueberall fehlt das Charnier, die Kette, so diese zerstreuten nützlichen Glieder zusammenfaßte, und zu einem nähern gemeinschaftlichen Zweck und Plan verbände. Dann überhaupt zu sagen, findet man: Nacht ist's nicht mehr, aber noch eine mit vielen Strich-Wolken bedeckte Morgenröthe. Unter Personen von Stand findet sich, daß die Herren, so in Gesandschaften viele Gelegenheit gehabt haben, mit Protestanten umzugehen, und mehrere auswärtige Staaten zu sehen einen weit feineren und zum Theil ausgebildeten Geschmack haben. Der Fürst von Kaunitz ist ein großer Kenner und passionirter Beschützer der Künste und Wissenschaften; der Reichs-Hof-Raths-Präsident Graf von Harrach, ein sehr gelehrter Herr und witzig nach dem Fuß, wie man es zur Zeit des Duc de Montausier am Hofe Königs Ludwigs XIV. war; der Vicepräsident, Baron von Hagen, der vertraute Freund des Metastasio, ist mit den besten griechischen und lateinischen Schriftstellern oder vielmehr allen so bekannt, daß Herr Geheime Rath Klotz ihm nicht verweigern würde, zum

Collegen anzunehmen. Unter den Damen sind unsere neuesten und besten Dichter und Schriftsteller der Toilettenputz. Sie werden leicht glauben, noch bei weiten nicht bei allen, aber doch bei vielen, so den Ton mit geben. Ich erstaunte, als eine der vornehmsten Damen mir ganze Seiten aus Hagedorn, Gleim, Hallern, mit Affeckt rezitirte. Die Gräfin von Harrach würde in Berlin brilliren, und wieviel gehört nicht dazu?

Unter vielen Ungarischen Herrn findet sich grofse Kenntnifs und Liebe der schönen Wissenschaften, versetzt mit einer Englischen Liebe der Freiheit. Ihre Situation, und da sie lieber auf ihren Herrschaften als am Hof sind, tragt vieles dazu bei, sie haben auch Auswege, die ihnen die Bekanntschaft mit vielen Büchern etc. durch Polen weit mehr erleichtern als in Wien selbst. Ich mache mir über die ruhige Nachmittags-Stunde selbst ein Compliment, welche mir das Vergnügen verschafft hat, mit Ew. Hochedelgeboren mich zu unterhalten. Herr Gebhard wird in umstehender Messe ein Frühlings-Kind von meinetwegen präsentiren, dessen freundschaftliche Aufnahme ich erbitte. Vor etwa zwei Monaten erhielt ich einen schon alt datirten Brief von einem Herrn Veist, so bei deroselben logiren soll und der eine anständige Stelle sucht. Er ist mir ganz und gar unbekannt. Darf ich mir Nachricht von seiner Person, Alter, eigentlichem Metier und Absicht erbitten? um auf den Fall er noch in Berlin sein sollte, ihm Nach-

richt geben zu können, wann sich ein annehmlicher Weg zu seiner Versorgung eröffnete.

Ich empfehle mich zu Dero beharrlich gütigen Angedenken, und bekenne mich mit unwandelbarer Hochachtung Ew. Hochedelgeboren ergebenster Diener

F. H. v. Meyer.

Friedrich August Wolf.

Die Briefe a. b. des grofsen Philologen sind an den Kriegsrath Karl Gottlieb Böck in Königsberg in Preufsen — den geistreichen Uebersetzer der Georgika des Virgil —' gerichtet.

Der Brief c. an den Geh. Ober-Regierungsrath Dr. N. N., damals in Coblenz, und d. an den Dr. Dorow, welcher im Namen des oben gedachten Kriegsraths Bock den ausgezeichneten Mann um eine Bevorwortung für dessen gänzlich umgearbeitete Uebersetzung der Georgika bat, die bei Schellenberg in Wiesbaden mit einem Anhange eigener Gedichte des Uebersetzers erschienen ist.

a.

Berlin, d. 8ten October 1814.

Ew. Wohlgeboren werden meine weltberüchtigte Briefscheu um so mehr entschuldigen, da die bisherigen Zeiten uns beinah unser selbst vergessen liefsen. In allen aber, was ich noch von Ihnen sah,

erschienen Sie mir als ein hochachtungs- und zugleich liebenswürdiger Mann. So auch in der neuesten Sendung vom 26sten September, die ich sogleich nach der Rückkehr von einer viermonatlichen Reise beantworte. Sollte Ihnen ein gewisser Versuch deutscher Hexameter (die 1ste Satire des Horatius bei Hitzig 1813) zu Gesicht gekommen sein, so brauche ich nicht erst zu sagen, was ich an den frühern, auch Vossischen, Versen der Art zu wünschen übrig sehe. Es ist dies ganz aufserordentlich viel, so dafs man nicht weifs, wo anzufangen und aufzuhören. Vofs scheint als Cyclop (wie Herder sagte) in einer Art von Eisenhammer zu arbeiten; folglich sehr regelmäfsig; und dennoch sind weder in seinem Homer noch Virgil auch nur fünf Verse hintereinander durchaus richtig. Denn Trochäen statt Spondeen, wie er so oft dergleichen hat, wären den Alten unlesbar gewesen; da jene einer Zeit, einer Kürze nämlich, für den Fufs ermangeln. Hiernach erlauben Sie mir, Ihnen offen zu sagen, dafs bei aller Leichtigkeit und Schönheit Ihrer neubearbeiteten Uebersetzung für den strengen Metriker auch manches zu wünschen bleibt. Im ersten Verse ist die nach fester Regel unsrer Prosodie kurz, so auch zu in umzustürzen, und für im dritten Verse. Hingegen mein kann kraft seines Diphthongs und der Bedeutung nur lang sein (v. 5.); so auch hin vor gleitende (v. 6.) und an dem (v. 6.) ist beides nothwendig kurz etc. Darf ich hier noch etwas bemerken, so hat für zweimal so wiederholt (v. 1. u. 5.) etwas nicht Behagliches, und eben so wenig das Mäcenas

hinter Bienen, etc. Doch, was würden Sie sagen, wenn ich so fortführe, Ihnen meine Empfindungen darzulegen? Ich gestehe daher, dafs, soviel Ehre es Ihnen macht, mit dergleichen gelehrten Arbeiten Ihr Alter zu erheitern, ich doch nicht rathen würde, bis zur letzten Abfeilung fortzuschreiten. Denn diefs möchte einen Aufwand von neuer Mühe und Kraft erfordern, der sich schwerlich belohnte. Der Deutsche wird troz allen grofsen Worten sobald nicht zur Nation werden, und seine eingebornen Schätze kennen lernen, auch schwerlich jemals ein sicheres Gehör bekommen. Denn, aufser etwa in zwanzig Sylben, bleiben in unserer Sprache nirgend Ungewifsheiten über Länge und Kürze, wenngleich eine gute Anzahl Sylben anceps sind, so gut als in beiden alten Sprachen. Anceps ist aber das nämliche Wort oft durch seinen Sinngehalt, z. B. und als Copula durchaus kurz, lang hingegen, wenn ich z. B. sagte: und dies wolltest du thun, für ergone etc. Sehr stimme ich Ihnen, vortrefflicher Mann bei, wenn Sie die Vergleichung mit Vofs so unnatürlich harten Dollmetschereien nicht scheuen; allein Vofs und seine Leute im Eisenhammer möchten wieder anderes auszusetzen finden. Daher eben mein obiger Rath, den ich übrigens selbst befolge, da ich nach den Wolken, Acharnern und der Satire des Horaz nicht leicht eine Wort-Uebersetzung mehr zum Druck geben werde, wiewohl ich Gesänge des Homer liegen habe, womit ich ziemlich zufrieden zu sein Ursache finde, und (unter uns gesagt) so übersetzt, dafs ich für jeden

Spondeus wieder einen reinen Spondeus, und einen Dactylus für jeden Dactylus gab. Mit ausnehmender Hochachtung beharre ich etc.

Wolf.

b.

Für einen wohlwollenden Mann, aber für diesen allein.

Odyss. IV. V. 561 Fufs vor Fufs, und Cäsur vor Cäsur.

(Gott gebe, ebenso leicht als im Griechischen.)

Nicht ward Dir es beschieden, | o göttlicher Fürst Menelaos,
Tod und Verhängnifs dahein | in dem Rofsland' Argos zu leiden:
Nein, zu Elysiums Flur | und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter Dich einst hinführen, | wo thront Goldhaar Rhadamanthys.
Dort lebt arbeitlos | und behaglich der Mensch sein Leben.
Nie ist da Schnee, | nie rauscht Platzregen da, | nimmer auch Sturmwind;
Selbst Okeanus sendet | des Wests hellwehende Hauche
Ewig dahin, die Bewohner | mit Frühlingsluft sanft kühlend.

Bei Voss hat sich wenig von dem rhythmischen Zauber erhalten, wodurch die Stelle im Homer selbst fast einzig ist. Zuletzt hinken bei ihm die Weste — ⏑ | — ⏑ | — ⏑.

c.

Berlin, d. 8ten August 1816.

Irre ich nicht, so habe ich Ihnen, mein theuerster Freund, den ersten Theil des Bekkerschen Grammatiker-Wesens geschickt: hier haben Sie den zweiten,

damit Sie nicht ein schlechteres käufliches Exemplar neben jenes stellen dürfen. Auch das Uebrige hoffe ich Ihnen ebenso zu senden. — Gern hätte ich Ihnen auch das erste Bändchen meiner neuen Zeitschrift beigelegt: aber es sind noch ein Paar Bogen davon zu drucken. Gleichwohl wünschte ich, daſs Sie sich, als Gelehrter oder Schulmann, bald zu einem gröſsern oder kleinern Beitrage — denn *καὶ ὀλίγον φίλον ἐστιν* — rüsten mögen. Soll es etwas längeres sein, so bedarf es nur einer kleinen vorherigen Anzeige bei mir; unfrankirt immer, versteht sich. Daſs es Ihnen in Ihrer neuen häuslichen Verbindung wohlgehe, höre ich mit groſser Freude, nun wünsch' ich auch zu erfahren, wie die Koblenzer Lage Ihnen behagt. Indem ich bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin angelegentlich zu empfehlen, und des ehemaligen ungezogenen Einfalls in die *Γυναικωνῖτις* nicht weiter zu gedenken, unterzeichne ich — schon mit Einem Fuſs gleichsam im Wagen, um nach Schlesien zu gehen — mein Vale mei memor.

F. A. W.

d.

Berlin, d. 23sten October 1818.

Höchstgeschätzter Herr und Freund. — Mit groſsem Vergnügen empfing ich das Zeichen Ihres gütigen Andenkens und zugleich die Nachricht Ihrer schönen antiquarischen Unternehmung. Auf letztere bitte ich mich ja nicht als Subscribenten (Friedrich August Wolf zu Berlin) zu vergessen. Beiher bitte ich noch, mich dem lieben Hundeshagen zu empfeh-

len, und dem grofsen Kirchenlehrer Schellenberg zu Wiesbaden. — Was Ihren Wunsch wegen Bevorredung betrifft, mufs ich aber bedauern, auf keine Weise demselben entsprechen zu können. Es ist diefs ein alter Vorsatz, der sich auf eine allgemeine Abneigung gründet, selbst für das Beste im Schriftstellerwesen Stimmen zu werben. Kann dafs ich meinen eigenen Sachen ein Wort Vorrede vorsetze. Auch hilft dergleichen heut zu Tage fast nichts; ja es schadet oft. Bei solchen poëtischen Uebersetzungen z. B. würden gleich dadurch gewisse Leute mehr in den Harnisch gejagt, wenn ich mit einem lobenden Worte vorausginge. Nachfolgen will ich lieber, wenn ich etwas Vollendetes sehe. Ganz genau kann ich mich übrigens jetzt wirklich nicht mehr der frühern Proben erinnern; nur dafs sie sich durch Leichtigkeit des Tons vor Vofs-Art sehr empfahlen. Es gehören aber zu einem solchen Werke noch so viele andre Bedingungen, (wie jetzt Ihr würdiger Herr Vater aus dem dritten Theil meiner Analekten ersehen kann) dafs mir selber immer bange wird, wenn ich sie alle zusammendenke. Sie werden mich daher recht angelegentlich verbinden, wenn Sie alles thun wollen, dafs ich nicht in den unangenehmen Fall komme, zwischen meiner echten Neigung für die schönen Studien des edlen Kreises, und meiner alten Abneigung von Vorrede-Wesen mich herumzuquälen. Mochte Ihnen sonst mein Name auch weiterhin zu einem altwerdenden Freund erinnern! Ganz der Ihrige.

Wolf.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

III.

An Madame Sander in Berlin.

Warschau, d. 9ten Juli 1804.

Wer Apollen Gaben überreichen will, muſs zuvor am Altar der Grazien opfern. Soviel zur Entschuldigung meiner Kühnheit, zu der mich Freund Hitzig verleitete. Es ist die, daſs ich, ohne das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft, Sie zu bitten wage, Ihren Herrn Gemahl zu disponiren, sobald als möglich, beifolgendes offnes Schreiben, mit einem in Maroquin gebundenen, mir in Rechnung zu stellenden Velin-Exemplar meiner Thals-Söhne, dem Herrn Geheimen-Rath von Göthe zu Weimar zu übersenden. Verzeihung dieser an Sie gewagten Bitte erwarte ich gewiſs, denn edle Fräulichkeit kann nicht zürnen. Ob Sie aber meinen Brief an Herrn von Göthe durch ein Schreiben begleiten, ob Sie ihm ein paar Worte zu Gunsten des armen Schwarmers sagen wollen, der Ihnen nicht ganz mifsfallen

zu haben für seinen schönsten Lohn hält — muſs ich Ihnen unbedingt anheimstellen. Ihr würdiger Gatte, dem ich mich herzlich zu empfehlen bitte, ist von meinen Nöthen und meinem beschränkten Wunsche, in irgend einem schönen Fleck der Erde ohne Dienst-Joch friedlich vegetiren und schwärmen zu können, zu gut unterrichtet, um auch die kleinste Erläuterung von meiner Seite entbehrlich zu machen. Auch bedarf es keiner. Denken Sie sich einen der gutmüthigen, romantischen Tagediebe, die in Sheakspeare as you like it in Wäldern herumschlenkern, legen Sie ihm einige Aktenstöfse auf den Rücken, unter deren Last er fast versinkt. Denken Sie sich diesen Tropf, zu blöde und zu oft zurückgestofsen, um für sich selbst sprechen zu können, und doch zu schwatzhaft, wenn ihm einmal das Herz aufgeht; in einer Nufsschaale sich König eines unendlichen Raums wähnend, wenn es nur dort keine Akten giebt, und doch an eben diese Akten, die ihm die Sonnenblicke der Kunst vermauern, gefesselt durch die Pflicht des Gatten, dem es sein Gewissen nicht erlaubt, die Existenz eines schuldlosen Weibes lediglich dem prekairen Autor-Erwerbe und dem wandelbaren Ertrage eines beschränkten Kapitals anzuvertrauen. Denken Sie sich ihn, an's kalte Dienst-Joch geschmiedet, sich täglich nach einem warmen Rebenlande sehnend, ohne Aussicht dorthin zu gelangen, und täglich die Kunst bejammernd, die er der Pflicht opfern muſs. Denken Sie sich das — und Sie haben mein trauriges Bild. Sie sind weise und gut; so spricht der allgemeine Ruf. Sie werden

das, was ich sage, nicht mifsdeuten. Es ist, im Gewande des Scherzes, finsterer Ernst; es gilt Rettung des letzten Restes eines verunglückten Künstlerlebens — noch wenige Jahre des Dienstes, und — ich bin für meine Gottheit, die Kunst, auf ewig verloren. Herrn von Göthe, und wär er mehr noch als er in jeder Rücksicht ist, darf ich, ohne Entwürdigung, das nicht sagen, was ich seiner edlen Freundin vertrauen kann, denn — sanft

schuf Gott das Weib, dafs sie dem Erden-Pilger
Ein Leitstern sei auf schwerer Duldenbahn.

Genug! — Ob ich für Ihren Werth Achtung habe, kann Ihnen, nach diesem Briefe nicht zweifelhaft sein, denn wie wollten Sie wohl ein so herzliches Zutrauen, ohne Schmeichelei, anders nennen? — Ob ich — ein bitterer Zweifel! meinen Werth dadurch bei Ihnen herunterseize? darüber entscheide — Sie sind ja auch Gattin — Ihr Herz! Nun noch die Bitte: lassen Sie mich seinen Urtheilsspruch wissen, verschmähen Sie nicht die Hochachtungsversicherung meines ungebildeten aber vortrefflichen Weibes, und zürnen Sie nicht über die vielleicht zu kühne Hingebung eines vom Schicksal Vernachlässigten, der sich mit innigster Hochachtung nennt Ihren ganz gehorsamsten Diener

Werner.

6.

An Adelbert von Chamisso.

Berlin, d 11ten Februar 1808.

Mein sehr geliebter Freund! Ich begrüfse Sie mit einem Namen, den ich Ihnen angetragen haben würde, waren Sie mir nicht zuvorgekommen. Ich habe Sie schon seit ein paar Jahren ganz vorzüglich beobachtet und es scheint mir gar keine Frage, dafs wir Freunde sein müssen. Verzeihen Sie, dafs ich Ihren lieben Brief jetzt erst beantworte. Ich war in Verhältnissen, die mich dieser anscheinenden Unart wegen entschuldigen, aus denen mich Gott jedoch eben so rettete, als aus mehreren Irrsalen meines Lebens. Sie schreiben mir mit einer Herzlichkeit, die mich innigst rührt, und für die ich Ihnen herzlich danke. Sie wollen mich als einen Freund, einen Retter, eine stützende feste Säule, wie Sie sich ausdrücken, umarmen. Ich glaube Ihnen das. Auch ich kenne die Lage wo der Mensch wenn der Boden unter ihm zu sinken scheint, sich nach einem Anhalt umsieht, und jetzt besonders, wo ich sehr allein bin, wandelt mich dieser menschliche Wunsch oft an. Aber es steht in der Bibel: Verflucht ist der, der sich auf Menschen verläfst, und hält Fleisch für seinen Arm! — Wir sind beide füglich unbehülflich und hülfsbedürftig, aber wir haben ja Gott und Alles was wir uns gegenseitig thun können, ist etwa, dafs Einer dem Andern die Einwirkungen mittheilt, deren ihn Gott gewürdigt hat, wozu ich denn auch gern erbötig bin, insofern es mündlich

geschehen kann, da dergleichen Mittheilungen ihrer Natur nach sich schriftlich nicht thun lassen. Dieses wenige Göttliche abgerechnet, wovon man in dem, was ich geschrieben habe, und zwar in den trivialen Stellen besonders, hin und wieder schwache Spuren entdecken kann, so bin ich ein erbärmlicher Mensch, der sich selbst so wenig als Anderen zu rathen weifs. Ich versuchte es in den Thals Söhnen, die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammen zu klingeln, und diesen Klingklang hat man gelobt, sollte es Gottes Wille sein, so werde ich vielleicht künftig einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann eben so albernerweise tadeln. Indessen man mufs auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und also klingle ich, so lange die Leute noch darauf hören. Unter uns beiden kann die Rede davon nicht sein. Wir wollen es uns eingestehen, dafs die Thals Söhne und die grünen Almanache nur Pallette sind, an denen wir die Farben unsers Pinsels probirt haben. Anch' io son' pittore! diesen Ausruf wollen wir nachsprechen. Aber beten können wir zu Gott, dafs er uns, wenn auch nicht zu Malern, doch zu ihm gefälligen Menschen mache! Ich höre jetzt bei Fichte die Anweisung zum seeligen Leben oder, was er und jeder Vernünftige damit für synonim hält, zum Leben in der Liebe, zum einzigen wahren Leben. Fichte ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen von gesunder Kraftfülle. Dem Johanneischen System ergeben, ist er selbst ein Johannes, ein Vorläufer der Zeit, in der Glaube und Kraft sich vereinigen sollen, die wir glaubend erwarten, und was

an uns ist, herbeiführen müssen, und die uns um so näher ist, je mächtiger die Menschheit durch den Druck von aufsen und Leiden von innen dazu fortgestofsen wird. Sie sind mit Fichten bekannt, und haben ihn mit Erfolg benutzen können, da Sie selbst religiös organisirt sind, und Fichte für dergleichen Gemüther (denn Andere verwirft er) geschaffen scheint. Seine Existenz ist Beweis, dafs es für die Philosophie einen Punkt giebt, aus dem sie die Religion adelt. Fichten's System scheint, so weit ich es kenne, eine Vorschule der Religion wie Jean Paul eine der Aesthetik geschrieben hat; dafs Aesthetik keine Gedichte machen lehrt, wissen Sie. Ihnen hat Gott eine praktische Vorschule gegeben. — Leiden! danken Sie ihm dafür. Sie können anders nicht zur Religion d. h. zum klaren Bewufstsein Ihrer Gottlichkeit gelangen. Sie sind im Kampfe zwischen Pflicht und Neigung, stärkt Gott Sie insofern, dafs jene siegt, so sind Sie geborgen. Wenn Sie der Muth verlafst, was auch dem Besten kommen kann, so schütten Sie Ihr Herz aus vor Gott und würdigen Freunden, unter welchen unsere treffliche Freundin Sander, als geprüfte Sachkennerin, um so höher steht. — Schreiben Sie mir gelegentlich ob Sie an Jesum Christum, d. h. an das Mittler-Amt der Liebe glauben; es wäre nicht übel, doch hält es darin ein Jeder wie er kann. — Den Theremin liebe ich sehr; er ist gesund und schuldlos. Ich wünsche schuliehst ihn bald verheirathet zu sehen mit einem gesunden Mädchen, es wäre die einzige Heirath, die ich, wenn ich's könnte, aus al-

len Kräften beschleunigen würde, ich rechne jedoch dabei vorzüglich auf den Beistand unserer edlen Sander, deren geringstes Verdienst es ist: klüger zu sein, als wir Alle. Sie, mein theurer Adalbert, können noch nicht füglich heirathen. Zur Heirath nämlich gehört hauptsächlich, dafs man dem Götzendienste nicht anhängt, und dem sind Sie noch sehr ergeben. Jede reine Seele durchlebt die Periode der Ideale, indessen behält dennoch Gottes Gebot: Du sollst keine andere Götter haben neben mir, seine unumstöfsliche Kraft. Auch mit Ihrem Stande scheinen Sie nicht zufrieden, das thut mir leid, da Sie religiöse sind, und es zum priesterlichen Stande keine bessere Vorbereitung giebt, als den Soldatenstand, wiewohl sie sich nicht vereinbaren lassen, da bekanntlich der Priester sich nicht mit Blute beflecken darf. Dafs Sie die Unschuld in Sich und Andern achten, weifs ich; befleifsigen Sie sich eben so der Wahrhaftigkeit, welche die Basis der Vergöttlichung ist. Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich nicht oft schreibe, ich mufs viel Briefe schreiben, auch mit allerlei Menschen viel sprechen, habe also nicht viel Zeit übrig. Was der Rede werth ist, kann ohnedem nicht geschrieben, sondern mufs gesprochen werden, ich mufs auch Sie sprechen, und wenn Sie nicht zu mir kommen können, so komme ich wohl einmal, will's Gott zu Ihnen.

Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht den, der sich im Ernste Ihren Freund nennt und im Scherz Zacharias.

Unser wackere Sander war sehr krank, bessert

sich aber jetzt gottlob. Er hat eine seltene Reinheit und Zartheit des Herzens, die zum Theil schon der Zug beweist, dafs er mit deshalb hypochondrisch ist, weil er seiner Frau unwerth zu sein glaubt; ein Irrthum zwar, denn wer redlich liebt, ist des trefflichsten Weibes werth, aber doch ein sehr edler. Seine Frau fühlt und erwidert das durch die sorgfältigste Pflege, und ich bin überzeugt, dafs sie lieber zu Grunde gehen, als den ohne sie ganz hülflosen Vater ihrer Kinder hülflos lassen könnte. Sie sollten diese kräftige Dulderin sehen, wenn sie eine Thräne, die man ihr nicht übelnehmen kann, in's Herz schluckt.

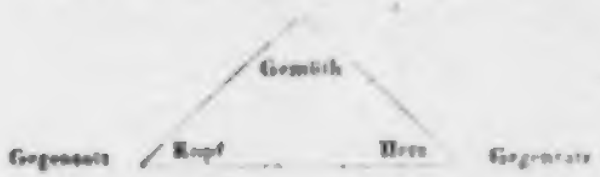
BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ludwig Robert.

Bei der Anwesenheit des geistreichen Robert in Dresden im Jahre 1816 wurde er durch einen Freund in das Haus einer sehr liebenswürdigen, schönen Frau geführt, welche Robert in folgender Art charakterisirt:

Augenlust voll Seelenschätze:
Munter, trüb', und spitz und lind:
Ausgelassen im Gesetze:
Liebevoll und streng gesinnt.
Ist dies mütterliche Kind
Ausbund aller Gegensätze.

Synthetischer Einheitspunkt.



Dem leichtentzündlichen Robert widerfuhr, was vielen bei dieser Frau schon widerfahren war: er verliebte sich, ward sehr unglücklich und flüchtete, um nicht gänzlich unterzugehen. In Karlsruhe angekommen schrieb er seinem Freunde D. nach Dresden

den mit a. bezeichneten Brief, welcher gewifs zu dem genialsten und pikantesten gehören möchte, was aus Roberts Feder geflossen. Die darauf folgenden Briefe b. und c. sind an Roberts Schwester, Rahel Varnhagen von Ense, gerichtet, und von einer Schärfe des Verstandes, Tiefe des Gemüths, Reichthum der Ideen und voll innern Gehalts, dafs der Wunsch hier wohl ausgesprochen werden darf: Roberts Schriften in einer Gesammtausgabe recht bald der Oeffentlichkeit übergeben zu sehen.

a.

An Dr. D. in Dresden.

Karlsruhe, d. 14ten September 1816

Was denken Sie jetzt?! Rival-ami! Diplomat! Mephistopheles! Tyrann! verruchter, in Sachsen verbannter und verzauberter Preufse! Was können Sie noch gegen mich einwenden? ich bin ja nicht da, ich bin ja fort. Sie an meiner Stelle wären geblieben? Für dieses sophistische, sphinxhafte Räthselwort wünsche ich Ihnen noch heute, bei ruhigem Blute, dafs alle Menschen Ds wären, und Sie mit Ihnen in lebhaftem Verkehr sein müfsten. Ich habe Ihnen bis jetzt nicht geschrieben, weil es mir nicht möglich war; darüber mögen Sie sich freuen; ich schreibe Ihnen jetzt, weil ich es kann; darüber mögen Sie sich ärgern. Ich hätte mit Ihnen zu rechten, aber ich will es nicht; oder vielmehr ich brauche es nicht mehr. Treibt Euch Ihr Weltgeschöpfe nur unten in der Ebne, in Meer und Wüste umher, ich sitze wieder oben in

meinen Berggarten, und sehe ohne Hafs Eurem Wirrsal zu, und steig' ich ja einmal hinunter, so thu' ich es mit Bewufstsein, und es ist nur ein Besuch, den ich Euch mache, ein freundlicher; ich treffe selten Jemand zu Hause, und lasse dann eine Karte, ein Gesicht zurück, und Ihr steckt es aus Prahlerei an den Spiegel. Wenn nun der ringsum mit meinen oder andern schönen Karten besteckt ist, und aus der Mitte Euch Euer liebes Ich ansieht, dann haltet Ihr Euch für schön und gut, lieb und stark, und für phantastisch und gefühlvoll, und für weise und religiös, und seid so überglücklich, dafs Ihr gar nicht mehr wifst, wo Euch der Schuh drückt. Wer sich aber um Mitternacht allein in den Spiegel sieht, sagen die alten Weiber, hinter dem steht der Teufel; die jungen Weiber aber hören nicht darauf. — Das war Dichtung; und so nehmen Sie's denn wohl nicht übel, dafs ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe. Eigentlich meinte ich auch gar nicht Sie, sondern eine Dame, die Welt nehmlich. Mein lieber D., Ihnen bin ich wahrlich gut; denn Sie haben wirklich einen kleinen extra-guten Kerl in Ihrem klugen, schwarzen Herzen sitzen, und könnte sich dieses nur das wilde unmusikalische Schlagen abgewöhnen, so wären Sie ein überaus vortrefflicher Mensch, mit dem man noch besser leben könnte, als man es jetzt schon kann. — Soll ich Ihnen Neuigkeiten schreiben? ich weifs nichts, denn mir ist nichts begegnet, weder ein bedeutender Mann, noch eine anziehende Frau; die Natur ist dieselbe grofse Form, in die man alles hineinschauen

kann, was man will und kann, und die sich also jeder selbst ausfüllen muſs; die alte Geschichte müssen Sie in alte und neue Bücher hineinlesen; die neue sitzt auf dem Kreisstuhle, ist am Ende ihrer guten Hoffnung, hat Geburtsschmerzen, und behauptet, daſs, wenn sie die ungeschickten Accoucheurs nicht zufrieden lassen, sie ein todtes Kind zur Welt bringen würde. Die Professionisten glauben, sie werde ihr Wochenbette in Frankfurth halten; einige Künstler meinen aber auf Erden; erst müſste aber der Jude England Bankrott machen und ihm das Hausiren auf dem Meere verboten werden, was sehr bald geschehen soll; dann müſste der Jüngling America konfirmirt werden, und der Sklave Westindien frei sein; und wenn alsdann dem Doktor Luther eine Kapelle in der Peterskirche erbaut, der Papst Bedienter und in die Livree der Zeit gesteckt würde, dann würde die Weltgeschichte ein neues Rom gebahren, was zugleich sie beherrschen und ihr dienen würde. Das hat mir die komische Muse gesagt, die doch viel klüger und amüsanter ist, als ihre ältere ernstere Schwester. — War Louis Voſs bei Ihnen? Wenn er da war, so schreiben Sie mir doch ein Wort von ihm, und seine Gedanken, sein Urtheil über unsere Dresdener Freunde; und daſs ich das Kind (das mütterliche) nur bei seinem Namen nenne, über Fr. v. L. Ich gebe auf wenig lebender Menschen Urtheil so viel, als auf Voſs; und ich begreife es gar nicht, es muſs ein Zauber des Schicksals sein, daſs ich einen ganzen Winter lang in Einer Stadt mit ihm gelebt und ihn gar nicht ge-

sehen habe. War er nicht in Dresden, und Sie schreiben ihm, so sagen Sie ihm ein freundlich Wort von mir, und wie oben an er in der Liste meiner lieben Menschen steht. Sie werden es meinem Briefe nicht anfühlen, wie trocken und kalt mein Herz ist; aber für die Kunst bin ich eben in dieser starren Zurückgestofsenheit glühender als je, und die öde einsame Langweiligkeit dieser kleinstädtischen Residenz des geselligen Todes ladet, ja zwingt mich zum Fleifs. — Dennoch werde ich nicht hier bleiben, ich reise in wenigen Tagen für eine kleine Zeit nach Mannheim, kehre dann wieder hieher zurück, und sobald mein Gedicht beendigt ist, bringe ich es selbst nach Stuttgart zu Cotta, wo ich den Winter über bleiben und ein Trauerspiel schreiben will, dessen Grundidee mir schon licht und klar ist, und um die sich, wie um einen lebendigen Kern, Fabel, Karaktere, Zeitepoche und Situationen schon organisch ansetzen. Meine Arbeiten sind mein Lebensplan und wohl mir! wenn ich so einig mit mir bin, dafs ich nur dem Einen innern Plan des bessern Lebens und nicht zugleich auch einem täuschenden, äufsern folge, wo man denn von zwei Polarkräften angezogen in seinem heiligsten Wesen zerrissen wird. Ich bin übrigens nicht so überweltlich einsiedlerisch gesinnt, um nicht zu glauben, dafs es auch äufsere irdische Seeligkeit gäbe, aber die mir zu bereiten habe ich versäumt, durch Irrthum und Zerrissenheit meiner Jugend, durch Schlechtigkeit oder, wenn ich das gelindere Wort dafür brauchen soll, durch Dummheit. Die Strafe aber

ist von dieser Welt. Alle Schuld rächt sich auf Erden, und nur in dem Himmel kann man der irdischen Nemesis entfliehen. Man nennt diese Flucht gewöhnlich Resignation und muſs bis ans Ende des Lebens laufen. Und doch ist es wieder Wollust, sich selbst und Alles was uns lieb, zu vernichten, und auf keine Gunst des Schicksals mehr zu rechnen. Rückfalle in die Urkrankheit giebt es wohl noch; aber sie werden immer schwächer, und man muſs nur auf sie gefaſst sein. Ich werde zu ernst. Adieu. Grüſsen Sie die grüne Witzalle und ihre lustig trüben Bewohner. Ihr

Robert.

Schreiben Sie unter der Adresse Herrn Legationsrath Varnhagen von Ense, Königl. Preuſsisch. Geschäftsträger am Hofe zu Karlsruhe für Ludwig Robert. Und schreiben Sie mir Facta vom Linckschen Bade.

№ 4

Ludwig Robert an seine Schwester.

Paris, d. 29ten Juni 1826
Schwere Hitze.

Liebe Freunde, und Dir besonders, liebe Rahel, tausend Dank für die Briefe! und hunderttausend Dank für die groſse Aufmerksamkeit, die Fichte'schen Briefe an Reinhold (aus Reinholds Leben und Briefwechsel) mir kopiren zu lassen! Du siehst es ein, daſs ich Dir von hieraus Dein Werk (so nenne ich Deinen ausführlichen Brief) nicht wohl beantworten kann, da ich laufen, fahren, Visiten machen, und

Cotta'n doch die gehörigen Berichte senden muſs, besonders da aus dem Hauptgeschäft, um dessentwillen ich hier bin, wohl nichts werden wird; 1) weil, trotz dem, daſs die Franzosen jetzt einen ordentlichen Respekt vor Deutschland haben, es ihrer doch gar wenige, ja fast gar keinen giebt, der deutsch wüſste, selbt die nicht, die aus dem Deutschen jetzt übersetzen; 2) weil Cotta was er früher wollte, jetzt nicht will, und überhaupt mit diesem Manne mündlich alles, auf dem Wege des Briefwechsels aber gar nichts auszurichten ist. So wirft er denn das viele Geld, das ich hier von ihm ziehe, rein weg; denn meine Einsendungen, wie fleiſsig ich auch bin, können ihm dafür kein Aequivalent geben. Jedoch er ist zufrieden, und so kann ich's auch seiñ.

Die Sängerin hat die Briefe geschickt, und auch einen Besuch gemacht; ich finde sie hübsch, aber mich stört ein Familien-Erbzug in ihrem hübschen Gesicht; ich sehe darin, wie sich ihre Mutter mit ihrer Köchin zankt, wie stets von Gemeinem in ihrer Kinderstube die Rede war, und wie ihr Talent die ererbte Ordinairheit nicht überwältigen, ja nicht erreichen kann, weil es zu tief sitzt. Sie macht hier — ohne alle Uebertreibung sag' ich es — Furore; sie wird stets mit Applaus bedeckt; die Journale sind voll von ihr; und doch lassen sich die Franzosen nichts weiſsmachen, und wissen gar zu gut, wo ihr der Schuh drückt. Bei der gröſsten Kunsteinseitigkeit hat dieses Volk den gröſsten Kunstinstinkt, den sie aber, als Instinkt, selbst oft leider verachten, weil sie gar zu euraeinirt (von Ra-

eine u. s. w.) sind. Schade, dafs mein Bericht über den Debüt der S. nicht in's Morgenblatt gekommen ist, er war gut und schilderte den Eindruck; Mad. Montenglaut ist mir rasch um zwei Tage zuvorgekommen, und hat einen Bericht gegeben, über den man sich hier lustig macht. — Auch ihr Spiel gefällt den Franzosen. Viel!! — Gérard, der Maler, sagte mir gestern, sie spielte nicht in dem Genre, wie sie es gewohnt wären, aber mit Zügen aus der Natur gegriffen, die vortrefflich und von der gröfsten Wirkung seien. So habe sie als Donna Anna in Don Juan, in dem Duett „Wo ist mein Vater hin", sich immer an den Verlobten gehalten, und rückwärts nach der Stelle hin gestarrt, wo früher der Ermordete gelegen; er, Gérard, könne das noch nicht vergessen! — Ueberhaupt ist man in Extase, wie brav sie in diesem andern Genre gesungen habe. Ich will sie heute darin hören. Bis jetzt, in Rossiniaden, ist Dein Urtheil über sie das meine.

Humboldt, den ich erst spät, und nach seinem ausgesprochenen Wunsch, besuchte, und der auch bei mir war, ist ungemein artig und durch die That zuvorkommend. Er hat uns in Gérard's Attelier und auch in dessen Soiree's geführt. Rike machte das gröfste Aufsehen.

Eben so artig und thätig ist Oelsner. Der hat uns zu einer Gräfin Salis, einer Engländerin, geführt, die ganz verliebt in Rike ist und ihr ewig Billette schreibt; dort kommen Königliche Ultra's, schrecklich vornehme Leute hin!

Apropos! Der Baron Delmar hat uns auf sei-

nem prächtigen Landhause mit Park in Issy ein Diné gegeben, wo unter andern der General von L. R. A., mit seiner Frau, gebornen Fräulein Z., war. Sie spricht von Berry's, Talleyrand's u. s. w. grade mit dem Berliner raschen Hofton, wie sonst von Radziwill's, Ferdinand's u. s. w., und er moquirt sich auf gut preufsisch über sich, die Frau, die Ultra's, die Liberalen und alles, mit altbekanntem Witz, zum Theil noch aus der Zeit der berlinischen Gensdarmen-Offiziere. Komisch! mitten in Paris und zwischen Bourbonischen Hofleuten! Delmar ist ganz von den Geschäften zurückgezogen, und besitzt zweimalhundert und fünfzig tausend Franken reiner Einkünfte, ist das personifizirte Blasé-sein, und sitzt hypochondrisch und alt und übelausschend mitten im herrlichen Park und in dem mit hundert (ohne Uebertreibung) Wachskerzen erleuchteten Saale zum Erbarmen da. Nicht anders kam er mir vor, als eine zum Ueberflufs verdammte Seele, die inmitten aller Pracht und Herrlichkeit sitzt, und über welcher die höllischen Flammen der ewigen Langenweile zusammenschlagen. Welch einen Brennpunkt von geistigem Leben könnte man mit diesen Mitteln bilden! Statt dessen verliert er, wie man sagt, seine fünfzigtausend Franken jährlich in der guten Gesellschaft, die, wie ich sehe, damit umgeht, ihn irgend einem armen Fräulein zuzuschanzen.

August von Stael war artig; ist aber von vielem, es scheint mir sogar von allerhand, zu sehr zerstreut. Auch reiste er gleich nach England, und geht von da nach der Schweiz.

Bei seinem Schwager, dem Herzog von Broglie, war ich schon früher durch einen Anverwandten des Hauses, Grafen von Helmstatt, eingeführt. Er ist ein geschendter Mann, von den besten, höflichsten, und negativsten Formen, ein leidenschaftlich die Rechte studirender Pair von Frankreich, noch jung, und nicht unschön. Sie — soll sehr geistreich sein; ich habe nur ihren Abandon im Betragen gemerkt; kattunenes Kleidchen, hübsche Physiognomie. Ich war zum Diné und zu den Soirée's da.

An Benjamin Constant habe ich die Macht der Verhältnisse und die Kämpfe der Zeit geschickt, und er mir ein karakteristisches Billet darüber geschrieben.

Cousin versteht viel von deutscher Philosophie, welches wirklich viel ist, da er nicht viel, oder kaum, deutsch weifs. Er ist geistreich; aber er hat das umgekehrte Schicksal der Schiller'schen Maria: sein Ruf ist gröfser als er. Trotz seiner Freundlichkeit, und trotzdem er im Sturmschritt Riken die Kour machen wollte, bin ich mit seinem Betragen gegen mich und mit der Aechtheit seiner Gesinnungen nicht zufrieden. Nicht allein, dafs er mich nirgends hingeführt, obgleich mir's vielfaltig versprochen, so hat er überdies die einigemale, die er mich bei Broglie's traf, mich verläugnet, mir nicht dort Rede gestanden, gemacht als ob er kaum mich kenne und noch viel weniger mich gut angeschrieben, oder nur im entferntesten angedeutet, dafs er meine Verwandten in Berlin kenne, — kurz, mich positiv verläugnet, nachdem er den Morgen bei mir war, oder mit uns beim Restaurateur dinirt hatte. Ich habe

das ihm (eigentlich soll es heifsen mir) so wenig übel genommen, dafs ich ihn zwang, mir Billets zu der Kammer, Bücher, und was mir sonst angenehm war, zu verschaffen. Noch gestern früh war er bei mir, und ich habe ihm einen zwei Bogen grofsen deutschen, sehr guten philosophischen Brief, den er über sein Buch von dem Kanzler Müller aus Weimar erhielt, und der an letztern von dem dortigen Finanzminister geschrieben war, ins Französische übersetzend diktirt; ebenso einige aus einem deutschen Briefe von Göthe an den Grafen Reinhard geschriebene und von diesem für Cousin wörtlich angeführte Stellen über den Globe, den Göthe sehr protegirt und würdigt. Ich weifs recht gut, dafs Cousin nun mit meinen deutschen Federn geschmückt herumstolzirt, und gönne ihm seine vogue, die er auch verdient, wenn auch nicht ob dem, was die Franzosen von ihm denken und dünken. Was ich ihm aber wirklich übel nehme, was mir an ihm anwidert, das ist erstlich sein äufserer und dann sein innerer Schmutz; der letztere besteht in seinem unbewufsten Respekt vor den Aristokraten und in seiner Kriecherei vor ihnen. Ihn, der es mir fast auffahrend übel nahm, als ich ihn fragte, ob er den jungen Montebello als Mentor begleitet habe, antwortend, dafs dergleichen die deutschen Journale nur gesagt hätten, weil man in Deutschland keine Idee von der Möglichkeit habe, dafs ein Herzog und ein Gelehrter zusammen als Freunde reisen könnten. — ihn, der, als ich das einnehmende Betragen des Herzogs von Broglie lobte, mir erwie-

derte, dafs derselbe wenigstens für Franzosen noch viel zu viel morgue hätte. — ihn, Cousin, habe ich bei eben diesem Broglie sich lakaienartig dem Exminister Pasquier nahen, und mit Katzenbuckel und in Knechtsstellung — wie kein Anderer — vor ihm stehen und demüthig sprechen sehen! Schmutzige Seelenwäsche! dachte ich; ungesäubertes Gemüth! — Meine einzige Rache gegen ihn besteht darin, dafs er es gewifs nicht im entferntesten ahndet, dafs ich ihn so durchschaue, und dafs er mich für einen bon homme d'Allemand hält. — Wie denn aber die Franzosen eine gar feine Nase haben, so hat man schon Witterung hier, dafs es mit seinem Deutschwissen nicht weit her ist, und folgendes Witzwort ist gesagt worden: Nie wären zwei Philosophen so einig gewesen, wie Cousin und Hegel; der habe nämlich deutsch gesprochen, jener französisch, und da keiner den andern habe verstehen können, so hätten sie beide, um sich kein dementi zu geben, einander Recht gegeben. Die mir merkwürdigste Stelle aus Göthe's Brief ist folgende: die Mitarbeiter des Globe lobend sagt er ungefähr so: „Es ist erfreulich zu sehen, wie sie zusammenwirken, wie Ansicht, Urtheil etc. in Gesellschaft entstanden; dagegen man einem deutschen, auch dem besten Werke, die Einsamkeit abmerkt, und nur die Stimme eines Einzelnen vernimmt." Das kann man, dünkt mich, nehmen wie man will; ich aber sage: Siehe Fichte's Staatslehre, S. 61—63! Ich bitte dieses nachzulesen! —

Ueber die Fichte-Briefe werde ich von Karlsruhe aus umständlich schreiben. Welcher schöne

(nicht hübsche, nicht niedliche) Karakter! Welche unerschütterliche Konsequenz! Und wie ist es nicht wahr — was ihm seine, ihn nicht verstehende Gegner, und auch die, die so gütig sind, gütig gegen ihn zu sein, aufbürden — dafs er nämlich seine Religion (Denksystem) geändert habe. Daran ist kein wahres Wort! Nur in verschiedenen, bald strengen, bald minderstrengen und herablassenden Formen hat er immer dasselbe gesagt. Freilich manches von Andern, was früher nicht gesagt war, darin aufnehmend, aber nur was in den andern Systemen eine Inkonsequenz war, nur in das seine ebendefshalb eingefugt werden konnte, und eingefugt nur defshalb wurde, um sich verständlicher zu machen. So in der Staatslehre der offenbarte Gott Vater des Christenthums, der formal ein ganz anderer ist, als der metaphysische Gott, substantiell und jenseits der Erscheinung aber derselbe. Da ich nun hier auch das ganze Buch (unaufgeschnitten) von Cousin erhielt, so habe ich auch die andern Briefe gelesen. Welch ein widerwärtiger Mensch ist Jacobi! Er, der Wohlhabende, klagt Fichte'n an, dafs der unglücklich Verfolgte in Berlin wieder freien Athem schöpft und eine Professur in München verlangt, während jener sich doch um die Präsidentenstelle der Akademie bewirbt! Weil der arme Fichte, von seiner Frau vermuthlich bestürmt, kurz vorher mit allem zufrieden war, soll er nun gar keine Ansprüche mehr machen, und Famulus bei Jacobi werden! Er, der wahrhaft edel seine Stelle aufgab, weil ein Lehrer, der von der Regierung einen Verweis als Gottes-

laugner empfängt, nicht mehr lehren kann und darf! Und was nennt der waschlappige Jacobi Stolz, Anmafsung u. s. w.? Man möchte aller Empfindung gram werden, wenn man so empfinden sieht. Auch fürchtet sich Jacobi's Herz nicht allein vor seinem Kopf, sondern auch sein Kopf vor seinem Herzen; und so schwankt er zwischen Denken und Empfinden hin und her, und reicht mit keinem, und auch mit beiden nie aus. Wenn er sagt, dafs ihn Fichte anekelt, so kann ich drauf schwören, dafs er mich anekelt. Alle Gegner Fichte's sind inkonsequent, und wo ihnen je zuweilen die Wahrheit aus- und zublitzt, da widersprechen sie sich selbst, und sagen was Fichte sagt, ohne es zu wissen, weil sie ihn nicht verstehen, hauptsächlich nicht die Realität der Erscheinung als Erscheinung aus dem alleinigen, ja des alleinigen Seins, welche Erscheinung sie immer als Schein nehmen! Der liebste unter den korrespondirenden Antagonisten Fichte's ist mir der poetische Therild. Der Herr Herausgeber, der junge Herr Reinhold, ist auch schon weit weit weit über Fichte, als eine Zeiterscheinung, hinaus; ich kann ihn aber versichern, dafs die Zeit noch gar nicht bis zu Fichte gekommen ist. —

Dafs ich Dir etwas über Paris sagen soll, wirst Du doch nicht verlangen. Im Morgenblatt steht einiges von mir (Aphorismen überschreiben), freilich für das Publikum leider eingerichtet.

Grofses habe ich nur Eines gesehen: Talma in Charles VI.; ein durch die Intriguen seiner Frau Isabelle schwachköpfig gewordener König: er kommt

krank an, und wird — wird, man sieht es kommen — auf der Bühne wahnsinnig; er bekommt nämlich den alten Anfall, fühlt es, und sagt es vorher. Gröfseres gab es nie, selbst Fleck reicht da nicht hin. Mehr sag' ich nicht!! Das Stück ist unter aller Kritik, und doch ist zu Shakespeare's Zeiten gewifs nichts Gröfseres dargestellt worden, als dieser glückliche Einfall des französischen Dichters.

Zweitens sah ich etwas Merkwürdiges, das Diorama; das kunstvoll in natürlicher Gröfse beleuchtete Bild eines Kreuzgangs in einem verfallenen Kloster, mit einer Aussicht in einen engen Hof. Das ist kein Bild, das ist so täuschend, dafs es Wahrheit ist. Die Sonne scheint hell, und wird wieder dunkel, dann werden auch alle Schatten blässer; das Laub an den Bäumen scheint sich zu bewegen, die Wolken ziehen, man sieht den Staub auf dem Fufsboden, u. s. w. Ein Engländer hat einen Stein hineingeworfen, um sich zu überzeugen, und das Gemälde durchlöchert. Das ist durchaus nicht englischer Tic. Ich habe dieselbe Empfindung gehabt, und hätte es auch gern gethan.

Das Dritte ist etwas Niedlich anmuthiges: eine Seiltänzerin in der Porte St. Martin, die, ohne zu springen, auf dem Seil mit derselben Grazie, mit demselben süfsen Zauber tanzt, wie die Vigano, besser. Du kannst mir's glauben, als in der Oper, wo sie sich sehr verschlimmert haben, und wo sich, wie in Berlin, alles auf das Rundtreben auf Einem Fufse reduzirt.

Auf der Strafse haben mich nur die höchst

prächtigen, täglich mit Gas erleuchteten Cafe's, und besonders die neuen Passagen gelernt, sonst ist alles wie ehmals, die Tische, die Bänke und die alten Franzosen.

Koreff schickt Dir einen Brief von der Gräfin Custine, die auf dem Lande ist. Er ist auch wie ehmals. Klaproth ist artig und freundlich. Dem guten Gans danke ich für seinen Brief und alle Güte. Ich habe alle seine Briefe abgegeben, bis auf die an Gan, Goepp und Eckstein nicht; ich werde ihm die Ursache davon sagen.

Ludwig Robert.

e. f

Ludwig Robert an seine Schwester.

(Der fünfte Mai. Ode auf Napoleons Tod von Aless. Manzoni. In der Italischen Urschrift nebst Uebersetzungen von Göthe, Fouque, Giesebrecht, Ribbeck, Zeune. Berlin, 1828. 8. Vgl. das Buch: Rahel. Bd. III. S. 340. f.)

Berlin, am 11ten Oktober 1828.

Hier folgt die Ode Manzoni's zurück! Ich habe Original und Uebersetzungen aufmerksam gelesen. — So weit ich das erstere verstehe — ich, der ich nie in Italien war, die dortige Bühne und Gesellschaft nicht kenne, die Sprache nicht spreche, und also die Tiefe und lebendigen Abstufungen des Ausdrucks sicherlich nicht gewahre — finde ich das Gedicht einfach, abgerundet, nicht überladen, und die wenigen Bilder ungesucht und richtig. Welthistorisch, wie die deutsche Vorrede es nennt, kann ich es aber nicht finden, eben so wenig karakteri-

stisch; denn aufser den verschränkten Armen pafst es so ziemlich auf alle geschichtlichen Helden, die Glück und Mifsgeschick wechselnd erlebt haben. Auch erfordert wohl die welthistorische Karakteristik dieses nom fatal ein gröfseres als ein Gedicht von neun kurzen Strophen, deren Metrum selbst mir allzu klein und liederartig erscheint, da doch die Italiäner viel grofsartigere Formen für so grofsartige Stoffe besitzen. Ich glaube daher, dafs Manzoni auch nur ein Lied machen wollte. Ein Hauch, ein Seufzer scheint es am Sterbetage des grofsen Weltbewegers; und wenn der Dichter sagt, dafs dieser Seufzer „forse" so lange leben wird, als das Angedenken Napoleons, so ist dieses wohl nur eine poetische Lizenz, die aber der ehrliche Deutsche buchstäblich-gläubig nimmt.

Hinsichtlich der Uebersetzungen bin ich ganz Deiner Meinung: keine genügt, und Zenne's ist doch, nicht nur die beste, sondern auch ohnedies sehr zu loben. Nun willst Du, ich soll eine sechste Uebersetzung versuchen — aber unsere deutsche, an Laster gränzende Narrheit, immer nur um das Fremde uns zu kümmern, nur das Fremde zu loben und zu preisen, und das Einheimische zu übergehen oder herunterzusetzen, dieser naive Knechtsinn, der sich dort auf dem Schilde der Krämer, und hier dadurch kund giebt, dafs ein fremdes Lied, wie wir deren selbst bessere haben, sogleich von fünf namhaften Personen, den Fürsten der deutschen Dichtkunst an der Spitze, fünfmal übersetzt wird, hat mich, nicht zu nochmaligem Uebersetzen des Liedes, wohl aber

zu den folgenden eigenen Strophen im Versmafse Manzoni's — gezwungen! —

Ein eigenes Lied
im neuesten fremden Silbenmafse.

Ein Lied! — und wie mit Schnelligkeit
(Die Zahl ist nicht zu schätzen)
Auf Speisen, auf gezuckerte,
Sich gleich die Fliegen setzen,
Also das deutsche Vaterland
Gleich Uebersetzer sieht,
  Sobald im heifsen Afrika,
  Auf Schwedens kalter Scheere,
  Am Indus, in Amerika,
  Vom Meere bis zum Meere,
  Wenn's nur von einem Fremden ist,
  Erscheint ein neues Lied.

Wie über's Haupt Schiffbrüchiger
Die grausen Wogen schlagen,
Die Wogen, die den Sinkenden,
So eben noch getragen,
Um hinzuschauen, jammervoll
Nach seiner Heimath Strand:
  Also von Uebersetzungen
  Wird man erdrückt, ersticket;
  Und wie das Auge sehnsuchtsvoll
  Auch nach dem Eignen blicket,
  Doch füllt Papier, unendliches,
  Der Uebersetzer Hand.

Ach, wie so oft, wenn Fremdes nur
In Deutschland wogt und waltet,
Steht tiefbetrübt mein Genius,
Die Arme überfaltet,
Und fragt die Fluth, die brausende,
Nach unserm Eigenthum!

Dann naht sich ihm Erinnerung.
Verscheucht die Nebelwogen.
Die Sonne sieht er goldig hell
Am blauen Himmelsbogen:
Die Muse zeigt, die tröstende,
Ihm Deutschlands Dichterruhm.

Ludwig Robert.

Immanuel Kant.

---

a. †

An den Bibliothekar Joh. Erich Biester in Berlin.

Königsberg, d. 29sten December 1789.

Ihr gütiges Andenken an mich und das angenehme Geschenk, welches Sie, theuerster Mann! mir mit dem letzten Quartal Ihrer Monats-Schrift gemacht haben, erregt in mir den Vorwurf einer Undankbarkeit, in so langer Zeit diese Ihre Freundschaft gegen mich durch nichts erwiedert zu haben. Ich habe verschiedene Stücke für Ihr periodisches Werk angefangen, und bin immer durch dazwischenkommende nicht auszuweichende Stöhrungen unterbrochen und an der Vollendung derselben gehindert worden. Bedenken Sie indessen, werthester Freund! sechs und sechszig Jahre alt, immer durch Unpäfslichkeit gestöhrt, in Planen, die ich nur noch zur Hälfte ausgeführt habe und durch allerley schriftliche oder auch öffentliche Aufforderungen von meinem Wege abgelenkt, wie schweer wird es mir alles, was ich mir als meine

Pflicht denke, zu erfüllen, ohne hier oder da eine zu verabsäumen? — Allein ich habe jetzt eine Arbeit von etwa nur einem Monate zu vollenden; alsdann will ich einige Zeit ausruhen und diese mit einigen Ausarbeitungen, im Falle sie Ihrer Monats-Schrift anständig sind, ausfüllen. Aber was ich schon längst hätte thun sollen, und immer wieder aus der Acht gelassen habe, das thue ich jetzt, nämlich Sie zu bitten, mit der Uebersendung Ihrer Monats-Schrift quartalweise sich ferner nicht unnöthigerweise in Kosten zu setzen. Denn, da ich die Stücke, so wie sie monatlich herauskommen, ohnedem von meinen Freunden communicirt bekomme, warum soll ich Sie damit belästigen? Die Unterbleibung dieser Zusendung wird nicht im Mindesten in mir den Eifer schwächen, Ihnen, hierin sowohl als in jedem anderm Falle, nach allem meinem Vermögen zu Diensten zu seyn. In Hoffnung auf Ihre gegenseitige Freundschaft und Gewogenheit beharre ich jederzeit

Ihr ergebenster treuer Diener
Kant.

b.

An denselben.

Königsberg, d. 30ten July 1792.

Ihre Bemühungen, geehrtester Freund, die Zulassung meines letzten Stücks in der Berliner Monats-Schrift durchzusetzen, haben allem Vermuthen nach die baldige Zurückschickung derselben an mich, warum ich gebeten hatte, gehindert. — Jetzt wiederhole ich diese Bitte; weil ich einen anderen Gebrauch, und zwar

bald davon zu machen gesinnet bin, welches um desto nöthiger ist, da die vorhergehende Abhandlung, ohne die nachfolgende Stücke, eine befremdliche Figur in Ihrer Monats-Schrift machen mufs; der Urtheilsspruch aber Ihrer drei Glaubensrichter unwiederruflich zu sein scheint. — Es ist also mein dringendes Gesuch: mein Manuscript mir, auf meine Kosten, sobald als möglich, mit der fahrenden Post wieder zuzusenden; weil ich von verschiedenen unter den Text eigenhändig geschriebenen Anmerkungen keine Abschrift aufbehalten habe, sie aber auch nicht gern missen wollte. Den Grund, warum ich auf die Berliner Censur drang, werden Sie sich aus meinem damaligen Briefe leicht erinnerlich machen. So lange nämlich die Abhandlungen in Ihrer Monats-Schrift, so wie bis jetzt, sich in den engen Schranken halten, nichts, was der Privatmeynung Ihrer Censoren in Glaubenssachen einigermafsen zuwieder zu seyn scheinen könnte, einfliefsen zu lassen, macht es keinen Unterschied, ob sie innerhalb den Königlichen Landen oder auswärts gedruckt würde. Da ich aber in Ansehung meiner Abhandlung des letzteren wegen etwas besorgt seyn mufste, so war die natürliche Folge: dafs, wenn sie dennoch, wieder ihre Einstimmung, in der Monats-Schrift erschienen wäre, diese Censoren darüber Klage erheben, den Umschweif, den sie nimmt, fernerhin verhindern und meine Abhandlung, die sie alsdann ohne Zweifel weidlich anzuschwärzen nicht ermangeln würden, zur Rechtfertigung ihres Gesuchs (um Verbot dieses Umschweifs) anführen möchten, welches mir Unan-

nehmlichkeiten zuziehen würde. Ich werde dem ungeachtet nicht unterlassen, anstatt dieser Abhandlung Ihnen, wenn Sie es verlangen, eine andere, blos moralische, nämlich über Herrn Garve in seinen Versuchen I. Theil neuerdings geäußerte Meynung von meinem Moralprinzip, bald zuzuschicken und bin übrigens mit unwandelbarer Hochschätzung und Freundschaft der Ihrige

I. Kant.

Johann Georg Hamann.

n. †

An Friedrich Nicolai in Berlin.

Königsberg, d. 22sten September 1771.

Höchstzuehrender Herr und Freund,

Mit dem Ende des April's habe die Abbtsche Correspondenz erhalten, die mir einen vergnügten Abend gemacht oder vielmehr eine halbe Nacht gekostet. Wundern Sie sich nicht, dafs ich Ihnen noch nicht für ein mir so interessantes Andenken gedankt habe; da ich Ihnen unendlich mehr für die Achtsamkeit schuldig bin, mit der Sie sich bei der von mir ertheilten Vollmacht eingeschränkt haben.

Ueberbringer dieses, mein Gevatter seit heute, der mir vieljährige Proben einer gründlichen und lebhaften Freundschaft gegeben, wird Ihnen meine Zerstreuung, in der ich den ganzen Sommer durch zugebracht, beschreiben. Ihm allein hab ich es zu danken, dafs eine elende Hütte, die ich mir voriges Jahr aus Verdrufs auf den Hals gekauft, in eine bequeme und angenehme Wohnung verwandelt wor-

den, in der ich mir nur noch einen glücklichen Feyerabend meines Lebens und die letzte Oelung der Muse zu einem Schwanengesang wünsche. Ich habe noch eine kleine Uebersetzung liegen, die Hervey und Bollingbroke betrifft, und mit der ich gern als Uebersetzer in jedem Verstande Abschied nehmen möchte. Dies Feld soll der Rücken meiner Mutter seyn. Was macht unser alter Moses Mendelssohn? Ist er wieder hergestellt? Herr Gumperts sagte mir ja und brachte mir einen Gruſs mit, wenn beides zuverlässig ist. Was sagt er zu Michaelis mosaischem Rechte? Ich der ich blos zu meiner Gemeinde lesen kann, wünschte wenigstens zum besten der Messen zwölf solche Schriftsteller. Ich thue diesen Wunsch als ein wahrer Parasit. — Dies ist der groſse Erasmus unsers Jahrhunderts. — Herr Momus Herz scheint mich ganz vergessen zu haben. Weil er mir keins von seinen Betrachtungen geschickt hat: so hab ich eins stehlen müssen. Die Schuld sei auf seinen Kopf. Ungeachtet ich ihn im Geist unbekümmert über Lob und Tadel seinen Weg dahinwandeln sehe, kann ich mich nicht enthalten, über seine erworbene Fertigkeit in der Schreibart mich zu freuen und zu wundern. Es kommt freilich alles darauf an, in demjenigen reifer zu werden, was nach Garat et principium et finis ist.

Lebt unser Herder noch? Wird seine Preisschrift nicht diesen Michaelis herausgekommen seyn? Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken und unsern gemeinschaftlichen Freunden. Vale.

J. G. Hamann.

8.

An denselben.

Königsberg, d. 22sten December 1776.

Höchstzuehrender Herr und Freund,

Ἐχάρην δὲ — μεγάλως, ὅτι ἤδη ποτὲ ἀνεθάλετε τὸ ὑπὲρ ἐμοῦ φρονεῖν — οὐχ ὅτι ἐπιζητῶ τὸ δόμα, ἀλλ' ἐπιζητῶ τὸν καρπόν. — Mit einer so unschuldigen Freude habe ich gestern Ihres Daniel Seuberlich's feynen kleynen Almanach aus der Hand meines Penzel erhalten, der seinen Neid nicht bergen konnte, eines ähnlichen Andenkens nicht gewürdigt worden zu seyn; ich habe ihm versprochen, seine Recension in der hiesigen gelehrten Zeitung meinem gegenwärtigen Danksagungsschreiben beizulegen, und Ihnen, Höchstzuehrender Freund, zu melden, daſs er sogleich bei Erhaltung dieser angenehmen Neuigkeit eine Prämie für jeden seiner Commilitonen darauf gesetzt, der ihm einen Beitrag zu liefern im Stande wäre, so sich zum nächsten Jahrgange qualifizirte. Gestern vor acht Tagen war die Vorrede das Gegengift eines schwermüthigen Abends für uns beide gewesen. Ich nehme an seinem Schicksal wie an dem meinigen Antheil; und da es lauter Malcontenten in Preuſsen giebt: so ist seine Zufriedenheit in einem Lande, das Jedermann wenigstens ein Purgatorium zu seyn dünkt, eine sehr seltene Ausnahme in meinen Augen gewesen. Nach einer Quarantaine von funfzehn runden Wochen hab ich heute meinen Kirchengang halten können. — Auſser mancherlei spekulativischen Bedenklichkeiten und zum Theil praktischen Schwierig-

keiten den Verkauf meines Büchervorraths wirklich auszuführen, ereigneten sich zwei entscheidende Vorfälle, welche auch den eigensinnigsten guten Willen zu vereiteln im Stande sind. Das erste war der Deus ex machina eine Krankheit, die anfänglich ein nichts bedeutendes Flufsfieber zu sein, in ein Gallenfieber überzugehen schien, aber sich bald zu einem förmlichen Quartanfieber erklärte, just im Termin der Auktion. Drei Tage vorher erhielt ich einen Gevatter-Brief von einem meiner würdigsten Landsleute und Freunde, der die ganze Sache auf eine noch gelindere Art hintertrieb und mir einen Both auf den Kern meiner Bücher that, auch eine artham baar übersandte. Da ich leider! ein lenksamer Geschöpf bin, als es mir anzusehen und oft zuträglich ist: so nahm ich den doppelten Wink mit beiden Handen an, und begnügte mich, wegen den bereits gehabten und noch zu theilenden Unkosten, einigen Ersatz und Raum zu bessern zu gewinnen, auch mich vorzüglich schlechter, und für mein Gesicht unbrauchbarer Ausgaben und neuerer Fortsetzungen zu entschlagen. Ungeachtet alle meine Hausgenossen mit mir zu gleicher Zeit vom Fieber theils überfallen, theils bedroht wurden, bin ich doch so glücklich gewesen, mit einem einzigen Recidiv davon zu kommen, trotz der Besorgnifs meines Arztes bei einer so ungünstigen Jahreszeit. Wieviel ich bei einer zehnjährigen, einfachen, sitzenden und traurigen Lebensart aufgesammelt: so hoffe ich dennoch wieder auf eine Zeitlang erleichtert, und lab nur noch für die Gesundheit meiner guten Hausmutter

Ursach besorgt zu seyn. Zwar war ich kaum im Stande, mich die ersten Wochen aus dem Bette zu rühren; konnte aber mit leichterem Kopf und Gemüthe lesen und denken als gegenwärtig, und hatte den Vortheil, in einen aufserordentlichen festen Schlaf bei einbrechender Hitze zu versinken. Ich habe damals Mufse gehabt, unsers Freundes Eberhard's Apologie des Sokrates dritte bis viertehalbmal durchzulesen und erst recht kennen zu lernen — vielleicht in einer mit des Verfassers etwas correspondirenden Lage. Sein Geschmack an philosophischen Untersuchungen hat mich desto neugieriger gemacht nach seiner Preisschrift, wo ich mir gewünscht, ihn in seinem rechten Element zu finden. Den 2ten huj., am Geburtstage meiner kleinsten Tochter, war einer meiner hiesigen ältesten Freunde so gütig, mich damit zu erfreuen. Da ich kurz vorher zum erstenmal in meinem Leben mit Leibnitzens Theodicee hatte fertig werden können: so war es mir desto angenehmer in der neuen Theorie des Denkens und Empfindens das Andenken dieses grofsen Mannes erneuert zu finden, seine so übelverstandene Monadenlehre und harmoniam praestabilitam. Ungeachtet meines Vorurtheils für Cartesii Methodum und die unvermeidliche Hypothesensucht aller systematischen Nachfolger, scheinen selbige doch alle, ohne ihr Wissen und wider ihren Willen, mehr den Geist der Philosophie unterdrückt als befördert zu haben, und es würde vielleicht eben so schwer seyn, in allen diesen Schulen ihre wahre Gestalt zu erkennen, als das Christenthum in den herrschenden Sekten desselben.

Sollten aber die Wissenschaften noch länger fortfahren mit den schönen Künsten in der Täuschung zu wetteifern: so werden die Gelehrten in der besten Welt bald eben so glücklich seyn, als die Kinder im Philantropino. Doch manum de tabula! — — Verzeihen Sie mein eilfertiges Geschmiere, Höchstzuehrender Herr und Freund! ich bin weder meiner Zeit immer mächtig, noch eben so wenig meiner Feder als meiner schweren Zunge. Tausend Glück und alles mögliche Gute zum bevorstehenden Neuen Jahre! Hab diese Zeilen provisorie geschrieben ohne zu wissen, wann und wie sie abgehen werden. Ich empfehle mich Dero geneigtem Andenken und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn Ihr ergebenster

Johann Georg Hamann.

Sollte der Verdacht zweier hiesiger Kenner gegen das authentique Alterthum — —*) gegründet seyn?

*) Das mit zwei Strichen bezeichnete Wort war abgerissen: Nicolai hatte dabei geschrieben: „Nein."

Johann Joachim Winckelmann.

An Herrn von Mechel in, berühmten Kupferstecher in Basel.

Rom, d. 12ten December 1767.

Mein theuerster Freund!

In der Schuldigkeit, die ich vor Ablauf dieses Jahres meinen Freunden abzutragen gedenke, ist, was ich Ihnen schuldig bin, vornemlich mit begriffen, und dieses besteht in der wiederholten Erklärung der Zufriedenheit über unsere Freundschaft, in der Versicherung derselben auf meiner Seite und in herzlichen Wünschen, sonderlich Sie zu sehen. Ich bin vor etwa vierzehn Tagen von Neapel, nach einem Aufenthalte von zween Monaten, zurückgekommen, wo ich mit aller Welt Friede gemacht, und auch bei Hofe mehr erlangt habe, als ich hoffen konnte. Der gute Anschein hierzu, welchen ich wider mein Vermuthen fand, bewegte mich, meine Reise, die auf Sicilien gerichtet war, bis auf das nächste Frühjahr auszusetzen, und ich habe Neapel, da ich von niemand abhing, nach meinem Sinn genossen. Viel

Dinge habe ich gesehen, bemerket und aufgezeichnet, die zu seiner Zeit erscheinen werden; aber in einiger Zeit darf ich noch nichts schreiben, um mir nicht den fernern freien Zutritt daselbst zu sperren. Ich habe unsern Riedesel daselbst getroffen, und er ist mein beständiger Begleiter fast an allen Orten gewesen. ich hoffe ihn gegen das Carneval hier zu sehen, und nach demselben werde ich nach Porto d'Anzio am Meere gehen, um meine über die Hälfte vermehrte und verbesserte Geschichte der Kunst (was deucht Sie!) in die französische Sprache aus dem gröbsten zu übersetzen, die hernach mit neuen und grofsen Kupfern ausgeziert, auf meine Kosten hier gedruckt werden soll. Denn in ihrer eigenen Sprache kann ich dieselbe wegen des Privilegii, welches Walther hat, nicht drucken lassen. Da mich aber deucht, es würde die Welt etwas verlieren, wenn dieses Werk nicht erscheinen sollte, so mufs ich alle meine Geduld zusammen nehmen. Der König in Preufsen läfst hier von Statüen aufkaufen, was zu haben ist, und neulich sind deren sieben und zwanzig von hier abgegangen; an andere wird noch beym Cavaceppi gearbeitet. Mein Kardinal hat seine Villa mit neuen Gebäuden erweitert, und mit verschiedenen neuen besonderen Werken vermehrt, unter welchen auch ein kleiner Obelisk von etwa vier und zwanzig Palmen ist; dieser wird auf dem längst für denselben bestimmten Platze aufgestellet werden. Von den hiesigen Reisenden kenne ich, Gott sei Dank, niemand, daher ich schliefse, dafs es keiner verdienet. Man erwar-

tet des Mengs Frau alle Stunden; sie kommt aus Spanien, und führet fünf Mädgens und einen Buben mit sich. Die Absicht davon weifs ich nicht, weil der Briefwechsel mit ihrem Manne seit zwey Jahren von neuem aufgehoben ist. Die Freundin und der Freund seyn von ganzer Seele gegrüfset, und ich bin und bleibe lebenslang

Der Ihrige eigene

Winckelmann.

Reifstein, der ehrliche Mann lasset herzlich grüfsen. Ich beneide dessen hohe Tugend

Henriette Händel-Schütz.

a.

An eine Freundin in K.

Tapiau, d. 22sten December 1811.

Traute, liebe Freundin! Ich kann unmöglich diesen ganzen langen Sonntag hingehen lassen, ohne mich mit Ihnen zu unterhalten, — jetzt nur schriftlich — ach sonst vergingen wenig Tage an denen wir uns nicht sahen, jetzt werden Wochen, Monate, vielleicht Jahre vergehen — vielleicht das ganze lange Leben, ehe ich Sie wiedersehe. Ich finde so selten, so wenig weiblichen Umgang für mein Herz und meinen Kopf — und jetzt, da ich dieß Glück doppelt in Ihnen und der theuren, lieben B. fand, find ich es nur, um es nach sieben Monaten des reinsten, edelsten Genusses zu verlieren, und wie ein schöner Traum eines sechzehnjährigen Mädchens im Frühling schwebt die Geschichte der verflossenen, verhängnißvollen sieben Monate mit ihren funfzehn Leiden und Freuden vor meiner Seele. — Gestern Morgen beim Abschied bin ich noch einmal im ganzen Theater herumge-

gangen. — wie ich oft diesen Sommer that, noch eine schön durchwachte Nacht, an Ihrem stillen Teich, in Ihrer lieben Gesellschaft — und habe meinen luft'gen Hallen, meinen edlen Logen Valet gegeben. Drei kleine Teppiche von dem grofsen grünen gemacht, habe ich mitgenommen, zur Erinnerung der schönen Gefühle, die ich oft auf diesem Teppich empfangen und gegeben — auf ihm begann ich meine Bahn in Königsberg und endete sie — und wenn ich so auf diesem sanften Grün erst die heiligen Muttergefühle Meroqens, oder Isabellens in meinem Gefühl erzeugte, ehe ich sie der erfreuten Menge wiedergab, und wie ich so am Geburtstage des Königs meine antiken Gestalten, in blaue und rothe und weifse Gewänder gehüllt darüber hinwandeln sah, so war mir der grüne Boden das Bild der hoffnungsreichen Erde, auf der tausend bunte liebliche Blumen für meine Kunst und meine Freundschaft und Liebe für Sie mir aufblühten! Doch das ist vorbei, hinunter ging die Sonne jener Tage, und dem Narrenkönig gehört nun ein für allemal die Welt!!! Wir kamen gestern Abend um vier Uhr hier an, der Gemahl und Thekla recht wohl, ich aber so übel und matt, dafs ich zeitig ins Bette eilte, die Nacht aber und heute früh befand ich mich so schlecht, dafs wir nicht weiter reisen konnten, sondern heut hier bleiben mufsten. Wenn doch der gute Doktor mir ein Mittel gegen das fürchterliche Uebelsein schicken könnte, mein Magen ist ganz in Unordnung, und wenn ich ein Weilchen gefahren bin, dreht sich alles mit mir herum. —

Doch an Abentheuern fehlt es uns hier nicht. Herr G. wohnt mit uns in einem Gasthofe, und seine auf meinen Mann erbosten Füfse — wandeln über unsern Häuptern. — Ferner so ging der Gemahl gestern Abend in Pantoffeln auf den Hof, und indem er eine Schwelle zu betreten glaubt, gleitet er bis an den Knöchel in's Wasser, geschwind zieht er den Fufs zurück, hebt den Andern, holt weit aus, und tritt bis über die Wade mit diesem in's kühle Bad, so durfte sich keiner über den andern beschweren. Eben jetzt, da ich schreibe, um fünf Uhr, versammelt sich über mir die schaulustige Menge, es mufs sehr schön sein, denn sie trampeln fast so arg, als wenn in Königsberg Herr Pumpernickel sie begeistert. — Ich mufs schliefsen, sonst möchten Sie noch alberneres Zeug zu lesen bekommen, als schon hier geschrieben steht. — Leben Sie wohl, beste, liebste, trauteste Frau. Tausend Grüfse und Küsse an Nikias den trefflichen Arzt, die Kinder, Schenckendorf, Friedländer, und alle, die mich lieb haben. Von

Ihrer treuen, liebenden, dankbaren
H. Händel-Schütz.

b.

Tilsit, d. 26sten December 1811.

Traute, liebe Freundin! Sie sehen dafs ich Wort halte und Ihnen aus jeder Stadt, wo wir uns aufhalten, schreibe, — ich wünsche nur, dafs Sie meine Briefe so gerne lesen, als ich sie Ihnen schreibe. Wir fuhren am 23. d. von Tapiau ab —

hatten aber den Abend vorher noch ein komisches Abentheuer — es war nämlich in dem Zimmer neben mir an, Herrn G. zu Ehren, ein Abendessen vom Gouverneur und dem Präsidenten von Tapiau angestellt (so nennen sich nämlich zwei tapfere Biergurgeln); Herr G. überhob sich dieser Ehre nicht wenig und gab unsere ganze Geschichte in Königsberg seinen Wohlthätern zum Besten, — meinte: die Schütz sei aber eine gute Schauspielerin, nur erschrecklich stolz und mache viel Prätension. Endlich schrie der Präsident: der Bürgermeister von Krähwinkel soll leben! Meinetwegen, erwidert Herr G., es kommt mir nicht drauf an, ich lasse alle Leute leben. Der Schnee machte die Wege so schlecht, dafs wir sechs Pferde nehmen mufsten, und den 24. d. in der Nacht hier ankamen. Der alte M. kam gleich selbst zu uns, als er unsern Namen hörte und wir mufsten gleich bei ihm, mit seiner gesammten Familie zu Mittag essen. — Es machte mir eine wundersame Empfindung, als ich den redlichen zwei und siebzigjährigen Mann vor mir sah, der unsern Freund Schenkendorf zu Tage gefördert hat; es ging ihm sehr zu Herzen, als ich ihm sagte, er könne die Hand nicht mehr brauchen, und er vermafs sich hoch und theuer, er würde ihm die Hand gerettet haben *). Der alte Degen ist ziemlich derb, und trug mir auf, Schenkendorfen zu sagen, wenn er heirathete, so sollte er nach

*) Schenkendorf war durch einen Pistolenschufs am rechten Arm gelähmt.

Tilsit kommen, damit er seine erste kleine Hausbestie ebenfalls bei den Ohren ans Licht ziehen könnte, gleich ihm. Ich sagte ihm darauf, was ich gehört hätte, dafs Scheuckendorf nämlich seinen Nesselbecker Sand künftig selbst bewirthschaften, und sich dazu aus der Ferne die Wirthschafterin holen würde, dann möchte er wieder zufragen. Wir werden den künftigen Sonntag im Hause des Herrn Justizrath S. ein Deklamatorium, und den Tag darauf eine Pantomimische Darstellung geben, in dem nämlichen Saal, auf der nämlichen Stelle, wo der berühmte oder berüchtigte Friede unterzeichnet wurde. — Der Gemahl kann nicht das Vergnügen haben, an Sie zu schreiben, er sitzt bis über die Ohren in Geschäften, die Tilsiter Buchdruckerei besitzt nur 5 Lateinische, 5 kleine Deutsche, und 5 grofse E. — Deshalb können die Zettel nicht gedruckt, sondern müssen geschrieben werden, es sei denn, dafs man die E wie bei Herrn Höckert in Manko behielte. Der liefs hier in Gottes Namen auf die Zettel setzen: Die Kasse wird um 5 Uhr g öffn t. Uebrigens ist es wahr, dafs selbige Littauer ein — — — — Volk sind, wenigstens das Erste, denn die Feiertage über ist die Strafse nicht leer geworden von vollen Heydamaken. — Wir wohnen nicht weit (ich kann nicht sagen vom Thore, denn die Thore ermangeln dieser Stadt) vom Eingang, recht gut und reinlich, welches mir sehr zu Statten kommt, da ich schon wieder einen Tag das Bette hüten mufste, wegen meines kranken Magens. — Der alte M. hat mir ziemlich

zugesetzt mit Ingwer und Branntwein auf den Magen und Cajaput-Pulver, und ich bin gottlob wieder besser. Theure, liebe Freundin, schreiben Sie mir doch nach Memel, Postrestant, grüfsen Sie herzlich Ihren lieben Mann, die schmachtende Tochter und Pierrot Sohn, Friedländer, Schenckendorf tausend, tausendmal von Ihrer treuen

H. Händel-Schütz.

c.

St Petersburg, d. 31ten Januar alt. K., 12 Febr. neuen K.

2 Stunden nach meiner Ankunft.

Traute, beste Freundin! Sie werden mich der Nachlässigkeit beschuldigen, dafs ich beinah vier Wochen konnte hingehen lassen, ohne Ihnen zu schreiben. Ich konnte aber bei Gott nicht einen ruhigen Augenblick finden, ich bin überzeugt, Sie werden mir glauben, also — genug davon. Von Memel sind wir glücklich abgereist, mit Briefen nach Polangen, an einen Schweizer, Herrn Oetler, — damit er uns einigermafsen durchhelfen möchte beim Visitiren; als ich nun so da safs, auf einem Sopha, das die Farben aller Frühstücke, die die Reisenden darauf verzehrt hatten, an sich trug, mit Herzklopfen die Shawl begierigen Augen der Juden und Russen betrachtete, welche meinen Koffer visitirten, fiel mir die alte Geschichte vom Orpheus ein, dessen Gesang die wilden Bestien zähmte, und ich fing plötzlich an, den Kuhreihen zu singen. Dem wachthabenden Kosacken fiel die linke Hand mit der Sä-

belspitze immer tiefer, zu allen Thüren kuckten Köpfe herein. Der Herr Visitirdiener kuckte ebenfalls, mit der Feder hinter dem Ohr und nickte mich freundlich an, — aber unsern Schweizer hatten Sie sehen sollen, erstarrt, mit offnem Munde und Augen über die Sophalehne gebeugt, blickte er mich an, wollte lächeln, konnte nicht, endlich traten ihm grofse Thränen in die Augen und er brach los: säll isch der Churcichc, säll ich euch sänge? — Er nahm uns mit in sein Haus, oder vielmehr in seine Bohlenhütte, und gab uns, was er hatte, an der schwarzberäucherten Wand hing der Wasserfall von Schaffhausen, den er mir gleich mit einer Art von Triumph zeigte — obschon er etwas defekt war und auch sonst kein Kunstwerk, so hing er doch mit schwärmerischer Liebe an dem Bilde, es hatte ihn auf allen Reisen begleitet, und war sein Trost in dieser gräfslichen Einöde — gewifs er liebte sein Vaterland so wie Regulus, und hätte dem Bösewicht auf sein Drohen, dafs er ihn martern wolle, ebenfalls geantwortet: ich sah den Adler in Karthago's Mauern, wo ist die grause Qual, die jener glich! Vom Lande kann ich Ihnen nicht viel sagen, es ist ein elendes, flaches Land, voll abscheulicher Hundehütten, worinnen Menschen wohnen, die von Menschen nichts als die Gestalt und die Reinlichkeit vom Schweine erlernt haben. — Die grofsen adeligen Landhäuser würden Ihnen, so wie mir ein lautes Lachen erpressen, es sind lange hölzerne Scheunen, von grofsen Tannenbäumen zusammengesetzt, die Zwischenräume mit Werk ausge-

stopft, inwendig mit weifsem Kalk beworfen, nie gemalt; die Fufsboden wissen nicht, was Scheuern für ein Ding ist; Jung und alt, schön und häfslich, arm und reich, laborirt an der Wasserscheu; die Zähne, Hälse und Hände der schönsten Damen sind schmutzig, so finden Sie in ihren Schlafzimmern von Waschtoiletten, oder andern hübschen weiblichen Möbeln, — nichts, nichts von alle dem. Unser erstes Nachtquartier war bei einem Herrn von — —, dessen Sohn lange bei uns in Halle gewohnt hat. Als wir nun des Abends wie gewöhnlich eine Menge Wasser zum Waschen begehrten, lief die ganze weibliche Familie, fünf Töchter nebst der wahrhaft vollendet schönen Stiefmutter herbei, um zu sehen, was wir mit dem Wasser machen wollten. Kurz es ist ein Inbegriff von Unreinlichkeit in diesem Lande, aber gut, herzlich, gastfrei und aufrichtig, auch naiv; ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen, dafs bei allen diesen Landsitzen auch nicht ein Garten ist (ich dachte immer an M.'s Leiden, wenn der hier leben sollte), da nahm die Haushälterin das Wort, und versicherte mit Wichtigkeit, es sei auf dem Landsitz des Herrn v. N. ein schöner Apfelbaum!! auch sei der Platz zu einem Garten schon vor einem Jahre abgesteckt; ich fragte, wie lang wirthschaftet die Herrschaft bereits? — erst siebzehn Jahr, war die Antwort. Bei S. waren wir sechs Tage, man nahm uns mit brüderlicher Liebe auf, er ist ein herrlicher Mensch. In B.'s Wohnsitz ist die ganze Bande der Posträuber gefangen, er ist Landrath, und die Untersuchung die-

ser Gräuel ist sein Geschäft. — Ich habe an seinem Arm alle Gefängnisse besucht. Der Karl Moor dieser Bande ist ein liefländischer Edelmann, Ignatz von Korsack. Er spielte aber nie selbst mit, sondern war blos Direktor. Die vier Mörder der Postillonen zeichneten sich alle durch schwache, kleine Figuren und bleiche Gesichter aus, besonders der Hauptmörder, ein Knabe von siebzehn Jahren Meyer Elias, Lewin Sevel, Schöps Abraham, Hiedel Moses. Lauter Juden! — Die ganze Bande ist an zweihundert stark, von denen drei Theile Litthauer sind, die sich über die Grenzen gestohlen haben. Von hier ging es gerade über Mietau nach Riga — da ist es aber allerliebst; die Menschen sind sehr kunstsinnig, gastfrei, besonders die Frauen haben einen natürlichen Takt für Alles, ich habe unter mehreren drei besonders angenehm gefunden, Madam Hartmann, Frau von Grotte und die Gräfin Pahlen. Jetzt aber kann ich Ihnen etwas durchaus Authentisches und Interessantes schreiben, wobei Sie lachen werden, und zwar von — Frau von Grüdener, o hilf Apollo und ihr heiligen Neune; hätte unser F. und Schenckendorf gewufst, was eigentlich an dieser Dame ist, und wie sie in Riga geachtet wird, und warum sie Riga verlassen hat, sie würden wahrlich nicht zu ihrer Kreuzeslamm-Fahne geschworen haben, und in Riga Mäuschen still von ihrer Anbetung für sie schweigen. Sehen Sie meine geliebte Freundin, die Natur ist ewig gerecht, und der, in dem sie wohnt, mufs ewig und immer einen Widerwillen gegen alle Unnatur empfinden, hat auch

gleich ein bestimmtes, deutliches Gefühl davon, wo Unnatur ist, gleich dem Gretchen im Faust, der stets die Brust bewegt ist, wenn Mephistopheles in der Nähe ist: — so gings uns beiden mit dieser Frau. — Wir wollen uns aus der Ferne die Hand drauf reichen, ewig dieser heiligen Stimme in uns würdig zu bleiben, lieber uns mit unsern Fehlern und Schwachheiten (wenn wir deren hätten) zeigen, und sie nach Möglichkeit verbessern, und durch unsere Aufrichtigkeit, Treue, vernünftige Sorge für unsere Kinder und Natürlichkeit beweisen, dafs wir Gott dienen und lieben, als durch eine solche empörende, aller Weiblichkeit, aller Scham und aller Mutterpflicht Hohn sprechende, aberwitzige Rolle, wie diese Frau um des Ruhmes willen spielt, eine fromme Christin zu sein; als ob das je ein Ruhm sein könnte, was eine Pflicht ist, und was jeder unverdorbene Mensch von selbst thut. Dem rechtlichen Menschen kann die christliche, und keine Religion etwas anders sein als die reinste Moral, das ist sie auch für mich den Menschen, die Mythen und romantischen Begebenheiten in der Bildung und dem Entstehen der Religionen sind für mich, die Kunstlerin, und dafs ich diesen Theil mit Gefühl und Phantasie und Begeisterung auffasse, wird mir wohl Niemand abläugnen, der meine Madonnen und Magdalenen sah. Doch wieder zu unserer Heldin. Wen ich nur sprach, jung und alt, Mann und Weib, sprachen nie anders von ihr, als von einer Person, die sich durch ihr Betragen der Achtung aller Menschen verlustig gemacht hat. Sie ist nur unter dem

Namen der verrückten Ministerin bekannt, und hat in Riga, in ihrem Hause, die Woche dreimal gepredigt, sage gepredigt, vor einer Versammlung von Bierknechten aus einem Wirthshause vor Riga, Schustern, Schneidern, Leinewebern, getauften Juden, die Christen wurden, weil sie sich dadurch von der Strafe für begangene Verbrechen befreiten — Russen, die Hasenfelle aufkauften, und dergleichen Gesindel. — Merkwürdig ist dabei, dafs unter dieser Versammlung auch nicht ein rechtlicher Bürger — wie behauptet wird — gewesen ist, sondern lauter bankerotte Spitzbuben. Da hat denn die zarte Orangenblüthe unter diesen Distelköpfen gesessen, und ihnen von der eindringenden Liebe, und von dem, durch die eindringende Liebe im Durchbruch begriffenen Gnadenbächlein, von der lebendigen Freudenkerze und vom Täublein das in der Ritze singt, — erzählt. Dies ist ihr höhern Orts gelegt, und das Gerücht davon unterdrückt worden, weil noch Viele in Riga sind, die sich dieses empörten Aberwitzes schämen. — Der Weg zum irdischen Glanze durch das Christenthum war ihr also abgeschnitten, sie mufs auf einen andern denken, und ihr böser Genius giebt ihr folgenden ein. Es ist eines Abends Thee bei ihr, sie geht hinaus auf den Korridor, nach einem Ort, den auch die Kaiserin besuchen mufs, kommt wieder mit weit geöffneten Augen, starren Blicken, pathetischen Schritten, und verkündet nichts geringeres als: Gott habe sie einer Erscheinung gewürdiget, und ich weifs nicht was mit ihr gesprochen. Ein junges liefländi-

sches Fräulein hält dies für Ernst, und sagt in der Angst ihres Herzens: Fand der liebe Gott denn Ihre Excellenz auf der Brille sitzend? Eine kleine Verlegenheits-Pause, dann ein erzwungenes Husten, dann ein zurückgehaltes Kichern, endlich ein überwältigendes Gelächter folgt diesem unschicklichen Auftritt, und Frau von Grüdener muſs dem Spott weichen und Riga verlassen. Man nannte ihre Gesellschaften Thränen-Societe, Seufzer-Colonie, und Lauwasser-Ressource!! Lesen Sie doch diese Geschichte Schenkendorfen vor, — aber nicht F., er steht mit ihr in Verbindung, und würde es nicht glauben, er muſs aber den Glauben mit der Zeit in die Hand bekommen. — Weiſs der Himmel, auch überall hat sich diese Grüdener lächerlich gemacht. — Von Riga an bis Petersburg sehen Sie nichts als eine einsame Oede, bald dick bald dünn mit Wäldern von Birken und Tannen besetzt, und kein Vogel, nicht Sperling, nicht Krähe bewohnt diese Wüsten, kein friedliches Hausthier begegnet dem Wanderer auf dem alle Beschreibung übertreffenden schlechten Wege, der vielleicht seit Peter dem Grofsen nicht ausgebessert wurde, — wir liefsen in Riga unsern Wagen auf Kufen setzen, aber später muſsten wir noch eine Kibitke kaufen, weil ich es im Wagen nicht aushalten konnte, ich fürchtete, Sie, meine Liebe, um den Gevatterstand im künftigen September zu bringen; defshalb packte ich mich mit dem Gemahl auf die Heu gefüllte Kibitke und mit meinem Fuhrmann Stopoi, Stopoi (fahr zu), so kamen wir denn heute Mittag um zwei Uhr um und um gerüttelt in dieser

herrlichen, schönen Stadt an. Morgen an meinem Geburtstage will ich diesen Brief an Sie vollenden. Gute Nacht! — Das einzige Angebinde zu meinem Geburtstage heute ist: dafs ich an Sie, meine Geliebte, an Hebel und Schenkendorfen schreibe, und so bin ich recht vergnügt an diesem Tage, und feire ihn still und tief in meiner Seele. Im ersten Nachtquartier hinter Riga, Rop, hatte der Postmeister allerliebste Blumen, unter andern einen herrlichen Epheu in einem Topf, der alle vier Fenster bezogen hatte; wie ich denn immer an die denke, die ich liebe, so dachte ich gleich an M., ob er es nicht auch so machen könnte, weil der Epheu nicht in seinem Garten fortkommt; anbei folgt eine Probe, ich glaube es ist ganz gewöhnlicher, wie er am Rhein überall wächst. Die Schmetterlinge fand ich zwei Tagereisen von hier, in die Bretterdecke eines kalten Zimmers eingeklemmt, es machte mir eine eigene Empfindung, die armen Südländer so vernichtet und doch ganz zu erblicken, ich dachte recht lebhaft bei ihrem Anblick an Ihre Kinder, wie sie sich den Sommer immer mit der nämlichen Gattung herumtrugen, — da waren glückliche Zeiten!

Schreiben Sie mir doch, geliebte Freundin, einige Zeilen. Ich schreibe Ihnen mit Fleifs nichts von meiner Kunstgeschichte auf der Reise. Sie werden genug Salbaderei in der Eclatanten Zeitung darüber lesen. — Mein Gemahl sagt, die Krüdener würde mit einem K, nicht mit einem C geschrieben. Sie werden finden, dafs es mir überhaupt beim

Schreiben nicht auf die Buchstaben ankommt, ich hab's nun einmal nicht gelernt! Adieu liebe, liebe Frau! Tausendmal küsse ich Ihre Kinder, auch ein Küfschen mit Erlaubnifs an den Mann.

Ewig Ihre
H. Händel-Schütz.

Juliane, Freifrau von Krüdener.

8.

An den nachmaligen Erzbischof Borowsky in Königsberg in Pr.

Riga, d. 15ten a. St. April 1804.

Bester und verehrungswürdiger Freund, gestern erhielt ich Ihren lieben Brief, der mir eine so wahre und lebhafte Freude verursachte; und fahren Sie immer fort mir diese Freundschaft zu schenken, die ich so sehr zu schätzen weifs. Ich kam hier recht glücklich an, und war unaussprechlich glücklich meine Mutter gesund wiederzufinden. Mit Güte und Liebe überhaupt lebe ich bei ihr, — und bin immer mehr in den Gedanken bestätigt, dafs kein Engel besser sein kann als diese vortreffliche Frau. Ich kann Ihnen nur wenig heute schreiben weil eben wieder ein Ball gegeben wird; seit meiner Ankunft habe ich nichts wie Feste gesehen, und könnten Schmäuse und Bälle mich befriedigen, so könnte ich hier recht meinem Geschmack Genüge thun. Aber Sie wissen es! zu meinem Glück gehört Wirk-

samkeit und — eine einfache Lebensart, und allmählig hoffe ich wieder anfangen zu können was ich wünsche, Arbeit und Betriebsamkeit. Ich danke Ihnen theurer Freund auch für Ihren lieben Rath was die Schulen auf meinen Gütern betrifft; ich werde mich damit beschäftigen und das von Herzen. Was das Werk über die Bauern, welches Sie zu lesen wünschen betrifft so hoffe ich Ihnen selbiges nebst der Tasse nächstens zu überschicken. Ganz Ihre treue Freundin, die nie aufhört Ihnen mit ganzer Seele ergeben zu sein.

B. Krüdener.

Darf ich Sie bitten dem Buchhändler Nicolovius, der mir geschrieben hat, zu sagen: dafs ich ihm fürs erste die Exemplare von Valerie, die er wünscht nicht schicken kann, sobald sie aber gedruckt ist, soll er welche bekommen. Die Kaiserinnen sind, sagt man, sehr zufrieden mit diesem Werke gewesen.

b.

An eine jüngere Freundin in Königsberg in Preufsen.

Gnadenfrey, d. 5ten Januar 1812.

Meine theure Julie, Sie sind meinem Herzen nahe und in meinem Gebet täglich eingeschlossen. Nicht Zufall war es, dafs ich zu der lieben zarten Julie so von ganzem Herzen gezogen wurde! ach ich war nur eine schwache elende Stimme, die Sie aber aufmerksam machen sollte auf die grofse herrliche Stimme, die am Kreuze rief: das that ich für dich, was thust du für mich! O theures Kind, das

ich so herzlich liebe, wie viel Seeligkeit, die die Welt nicht kennt, liegt in diesem heiligen Aufruf. Lafst uns uns freuen, dafs die gröfste Liebe starb, um uns (ganz vom Göttlichen entartete Geschöpfe) zu versöhnen mit dem Vater, und uns die Kraft zu geben, wenn wir auch lieben wollen, heilige, glückselige Geschöpfe zu werden.

Lafst uns also dem grofsen und einfachen Wege folgen! Lafst uns lieben, nicht ohne Ruhe, bis wir glauben und lieben, weil wir es von Natur nicht können. Lafst uns täglich in die gröfste Schule gehen und Kinder werden — bitten wie es uns gelehrt wird, bitten um das Leben das aus Gott kommt, und so wird mitten unter dem erstarrten Jahrhundert, unter den Leichen der Aufklärung, unter der schweren Atmosphäre des Unglaubens der alle Laster erzeugt, — der göttliche Funken von Oben uns erwärmen, uns bewahren. Wir werden dann wie sorglose, heitere Kinder wandeln, wir werden es fühlen, dafs unsere Haare gezählt sind und dafs, wenn wir Kinder sein wollen, auch ein liebender Vater jeden Umstand, auch den kleinsten des Lebens leitet. Von der ewigen Sonne wird die Liebe in uns angezündet sein, und wir werden schon hier den Frieden des Himmels haben, wenn wir aus Liebe zu Gott alles Unreine in uns verzehren lassen. Das kann nur geschehen, wenn wir in so einem Rapport mit Christum stehen, dafs wir Ihm in Demuth alles offenbaren, kindlich uns mit Ihm über jede Sünde, jede Schwachheit besprechen und Ihn bitten, es möge doch so werden, wie wir täglich gedankenlos

beten: Dein Reich komme; das ist: werde Du Souverain und König in meinem Herzen und Alleinherrscher, und siege über Alles. O ist einmal der Mensch dahingekommen, so kann man von Herzen beten: Dein Reich komme; und allmählig, belebt durch Ihn allein, predigt man dieses Reich auch andern, und fühlt, dafs man deshalb auf der Welt ist, um das Grofse, das Herrliche zu verbreiten, zu lieben Gott über Alles, und Glückseeligkeit die allein von Ihm kommt, unter den Brüdern zu verbreiten. O welch ein Leben voll hoher Wonne! — und wie erniedrigt man das Leben, ich sage nicht wenn es durch Unglaube uns unter das Thier sinken sieht, aber schon dann wenn wir es nur zum Zweck unserer kleinen Erdenfreuden machen, von denen wir blindlings wähnen, sie wären Alles, und wodurch wir uns so himmelweit von der Bestimmung entfernen, zu welcher uns die liebende Stimme am Kreuz rief. O meine theure Julie, Sie feingeschaffene zarte Seele, ergeben Sie sich ganz dem der Sie herrlich machen will; beten Sie oft wenn auch nur kurz; bitten Sie Ihn, Sie beten zu lehren; werden Sie klein, kindlich, einfach. Die Liebe duldet Alles, leidet gern und denkt nur daran, dem, den sie liebt, ein göttliches Leben zu predigen, denn an den Früchten werdet ihr sie erkennen; und wenn Sie sich noch so schwach fühlen, so klagen Sie es Ihm und er hört Sie, und ist mächtig in den Schwachen und Sie sorgen nur dafs Sie lieben; die ewige Liebe schafft in Ihnen einen neuen Geist, eine neue Ge-

burt, wo der irdische Sinn verzehrt wird von der göttlichen Flamme; dann sind wir schon hier glückselig, obschon uns äufsere Umstände niederdrücken. Es kommt eine Zeit, wo besonders Arbeiter nöthig seyn werden; es nahen sich wichtige, dem Menschengeschlecht höchst wichtige Zeiten und auch Zeiten des Kampfes. — Lafst uns Ihn lieben denn er liebte uns zuerst. Beten sie oft vereint. Gebet ist: sich der Sonne nahen die alles erzeugt und alles verzehrt was weg mufs. Lieben Sie Ihre theuren Eltern recht innig und leben ihnen und ihren Geschwistern; Ihr Beispiel wirke überall sanft und zeuge von einem hohen Leben; beten Sie für alle Verirrte. Mein Herz hat die Hoffnung Sie bald zu sehen; wie? das wollen wir dem Herrn überlassen, befleifsigen Sie sich nur recht, sein zu werden. Sie werden schon erfahren haben wie wir uns hier so lange aufhielten; es war auch eine Leitung des Herrn und mir ist Gottlob überall wohl. Es ist ein sehr lieber Ort, wo sehr viele köstliche Seelen wöhnen, obgleich, wie Sie wissen, ich das zu sehr Beengte in Formen nicht liebe, weil Christi Geist grofs und frei ist. Auch die Gemeinde finde ich sehr erkaltet in der wahren Liebe, und der fürchterliche Geist der Zeit-Kälte ist bis hierher gedrungen. — Doch ist im Ganzen vieles schön und der Grund ist der einzig wahre Christus der Gekreuzigte. Es giebt hier viel köstliche Seelen von grofsem Geist und Bildung, viele Französinnen. Ich drücke Sie mit Mutterliebe, und durch die Gnade des Herrn

auch mit Muttertreue an mein Herz. Ihre Sie liebende Freundin

B. Krbdener.

Juliette umarmt und liebt sie alle.

e.

An dieselbe.

Carlsruhe, d. 30sten August 1812.

Meine theure, innig geliebte Julie. Mit tiefer Rührung danke ich dem Herrn das Glück Ihrer Bekanntschaft: wie oft umschwebt mich Ihre zarte Seele, und wie gern drückte ich Ihre holde Gestalt an mein Herz: oft sehe ich meine Julie umwölkt von etwas Schwermuth; Ihre Züge stellen sich mir zuweilen so dar, und ich denke mir dann: wie Leiden die moralische Sonne werden, die die herrlichsten Früchte hervorbringt und reift. Ja meine Theure! ging die ewige Liebe nicht selber diesen Weg? Verliefs nicht der, der sich zu Tode liebte, alle Himmel und die Seeligkeiten des Vaters, um sich allen Schrecken des Todes und allen Martern hinzugeben? wurde er nicht ein Fluch an unsrer Statt und lud er nicht unsre Missethat auf sich? Theure! lassen Sie dieses anbetungswürdige Geheimnifs der Liebe Ihnen täglich vor Augen schweben; Er wolle sich Ihrer Seele, Ihren Gedanken oft so darstellen, und durch seine grofse Liebe Ihr Herz in heifse Liebe auflösen; Er wolle Ihnen Muth geben, aus Liebe zu Ihm täglich etwas zu tragen, zu dulden; Er wolle Ihnen zeigen, wie Alles, Alles von seiner brennenden, nie zu erschöpfenden Liebe zu-

gesandt wird, um Sie zu immer gröfserer Glückseligkeit zu reifen. Er will Ihr ganzes Herz, aber warum will Er es? Theuerste Julie, um es ganz zu erfüllen, zu beleben, zu heiligen, zu durchglühen, um es fähig zu machen, in dem Elemente der Liebe, welches das Element der Glückseligkeit ist, zu leben Aus dem Ozean nie versiegender Seeligkeiten will Er Sie tränken, und daher will Er sich Ihnen selber geben; Nichts köstlicheres kann Ihnen werden, theures Kind. Vergöttern will Sie Jesus Christus, unser Herr und Gott, seiner göttlichen Natur theilhaftig machen, und daher gab Er uns im heiligen Abendmahl mehr als der Seraph je erringen kann; Gott selbst, der Mensch gewordene Gott, gab uns sein Fleisch und sein Blut, damit wir dadurch das ewige Leben bekommen. O meine Geliebte, wäre uns diese überschwengliche Gnade doch recht lebhaft vor Augen; wie würden wir vergehen vor Schaam über unsre Unwürdigkeit. Ja meine Julie, wir wollen trachten nach dem Leben aus Gott, aus Christo unsrem geliebten Herrn. Gebet und Treue in den geringsten Kleinigkeiten werden uns Ihm immer näher bringen. Bitten Sie täglich um Liebe, thun Sie Alles aus Liebe, freuen Sie sich der Gelegenheiten, die Sie in den Stand setzen, aus Liebe etwas zu tragen, zu dulden, verkannt zu werden, harte Worte zu hören, Ungerechtigkeiten zu dulden oder in Lagen zu seyn die Ihnen schwer vorkommen. Freilich scheint dies der Natur widersinnig und gar zu schwer, aber es ist die gröfste Gnade die uns widerfahren kann, wenn wir in diesen Ge-

heimnissen eingeweiht werden, die uns in die unsichtbare Kirche einführen, die allein bestehen wird; es ist das herrlichste Ziel in Zeit und Ewigkeit: Gott über Alles lieben, und zu lernen wie wir Ihn über Alles lieben. Wenn wir anfangen uns zu vergessen: und wie geschieht dies? wenn wir täglich aus Liebe uns opfern, das ist: unsrem Stolz, unserer Eigenliebe, unserer Bequemlichkeit, unsrem Eigenwillen entsagen lernen, und dazu braucht der Herr nur Laien und Menschen; benutzen wir seine Gnade, lernen wir aus Liebe zu Ihm alles tragen, und bitten wir beständig darum, so werden wir sanftmüthig, demüthig, klein, frei von Eigenwillen, ganz seinem Willen ergeben; wir werden Kinder, und Kindern offenbart sich der Ewige. O wie leitet Er Sie mit Mutterhänden, wie trägt Er Sie, wie sind Ihre Haare gezählt, Ihre Schritte alle gegängelt, und wie erfüllt hohe Freude das Herz des geliebten Kindes! Allmählig werden diese Kinder eingeweiht: Ihm, dem Angebeteten Seelen zuzuführen, — und nun begreift man, wie man bitten kann: Dein Reich komme. O man wünscht dann schnlich, dafs das Reich des Liebenswürdigsten ausgebreitet werde, dafs Jedermann so glücklich werde Christum zu lieben, damit alles Elend, alles Leiden aufhöre und das Reich der Finsternifs ganz zertreten werde. O es schlägt in meiner Julie Brust so ein Herz, und damit es so gefühlvoll schlagen konnte, mufste es selber durch Leiden tief gekränkt worden seyn, es mufste der Acker die hohe himmlische Aussaat empfangen, es mufste mit Thrä-

nen zubereitet werden! Die köstlichen herrlichen Thränen der Leiden, die gleich den Perlen im Ozean durch Stürme gereift werden, werden auch Perlen werden. O denken Sie sich doch nur Mutterliebe, wie ist sie so zart, so schonend! denken Sie sich meine Liebe zu Ihnen, hätte ich Sie betrüben, hätte ich Ihr zartes Herz zerreifsen mögen? O! und der, der am Kreuze blutete und alle Stürme der Hölle über sich ergehen liefs, hätte der nicht Freude an Ihrer Freude, aber weil er sie so sehnlich wünscht, weil Er sein Kind so gern ganz glückselig haben will, liefs Er den Acker durch Thränen bearbeiten; mit einer Hand nahm Er das Flittergold vergänglicher, betrüglicher Freuden, von Menschenhänden und Menschenherzen auf einen Augenblick bereitet, doch aber auch zugleich vergiftet, und sagte: ich behalte dir mein Kind ein reines Glück vor; alles was dein Herz wünscht, sollst du haben, mehr als du je träumen oder hoffen kannst, soll dir werden, lerne nur zuerst mich lieben und dich mir hingeben. O meine Theure, sehen Sie Ihn den Allerheiligsten, Besten, Zärtlichsten in seiner erblafsten Todesgestalt: sehen Sie den Blick der über alle Wolken herrscht auch für Sie im Todeskampf erlöschen: hören Sie die Worte, die auch für Sie von Ihrem Gotte schon im alten Bunde ausgesprochen wurden: „mein Sohn, meine Tochter, gieb mir dein Herz." Denken Sie sich wie Gott nur Ihr Herz will, um es mit Seeligkeit schon auf Erden zu füllen; — daher geloben Sie es Ihm, dafs Ihr ganzes Herz Ihm angehören soll. Nicht gleich wird man so wie man

sich gern schon sehen wollte; es geht über die Frucht Sonnenschein und Dürre, Frost und Regen, und doch steht sie herrlich da zur Erndte! Auch Ihre Kälte, Ihre Dürre, Ihre Unlust, Ihr öfteres Fehlen, Ihr geringer Glaube und kalte Liebe schrecke Sie nicht ab; Sie sollen ja nur wollen, nur täglich laufen wollen und sich in die offenen Arme der Liebe hineinwerfen wollen.

„Wer sein Leben liebt, wird es verlieren, und wer sein Leben hasst, wird es behalten", so steht es im Evangelium. Es ist, liebe Julie, vom Adamitischen Leben die Rede; wer gern seinen Stolz, seine Eigenliebe und alle uns angebornen Unarten pflegt, sich nicht wehe thun will, die Gelegenheiten meidet, die uns von uns selbst befreien, das heifst: vorzieht seinen Willen zu thun, wenn man Gelegenheit hat, ihn zu brechen; vorzieht seine Bequemlichkeit, seinen Stolz, seine Launen, den Umgang unschicklicher Gedanken, die Sorgen über sein Leben, über seine Zukunft, anstatt sich Christum ganz hinzugeben und sich zu bekämpfen, — der bleibt mit seinem irdischen Sinn, seinen Unarten im Adamitischen Leben, und ist nie glücklich, würden ihm auch alle seine irdischen Wünsche erfüllt. Wer aber Christum, unsern Gott und Herrn über Alles lieben will, der thut täglich etwas um Ihm zu gefallen. Diese Treue zieht täglich neue Gnaden zu, und man liebt und glaubt immer mehr, man sieht wie im täglichen Umgang mit Gott wir Ihn immer mehr kennen lernen, wie wir Christum, mit dem wir über alles uns verständigen, immer besser kennen lernen, wie er uns

so nahe ist, wie er so gern erhört, so gern hilft: das giebt alsdann immer mehr Zutrauen und Liebe. Nur immer gebetet, das Gebet ist allmächtig; und wenn wir tausendmal fehlen, tausendmal um Verzeihung gebeten; Christus verzeiht ja so gern und immer. Aber rein mufs der Wille seyn, entsetzlich dagegen die Sünde, die uns vom Liebenswürdigsten scheidet, — ja die Sünde trennt uns ja von Gott, wie könnten wir also die Sünde lieben? Darum Geliebte lafst uns reines Herzens werden, dann werden wir auch das Glück haben, Christum Seelen zuzuführen und diese Seelen in der Liebe zum Herrn zu unterrichten. O meine Theure es ist kein gröfseres Glück auf Erden und im Himmel, als für Jesum zu leben, und es ist wohl werth etwas dafür zu leiden. Denken Sie sich so mit Millionen Menschen in Zeit und Ewigkeit verbunden, von den reinsten Gefühlen belebt, unsere Gebete mit den Gebeten der Engel zu vereinigen und immer fort so zu leben, immer reicher an wahrer Glückseeligkeit und an tiefer Erkenntnifs zu werden. Freilich die Welt kann das nicht begreifen und nennt Schwärmerei und Unsinn den göttlichen Sinn und das göttliche Leben. Das ist eine Aufforderung mehr für Unglückliche zu beten, die die Wahrheit nicht kennen, auch nicht kennen wollen und die in ihrem irdischen Streben auch nur Elend finden. Wie manche Seele wird durch das Gebet gewonnen. Nun meine Theure! mein ganzer Brief sei Ihnen eine Aufforderung zur Liebe zu Gott in Christo Jesu! Dieses allein ist Noth; es ist der Schatz der

alles enthält und die Perle für die wir alles andere verkaufen sollen. Was könnte ich Ihnen wohl Wichtigeres sagen? Alle Lebensweisheit und Lebensglückseeligkeit ist in der Liebe zu unserm Gott und Heiland enthalten. Ich liebe Sie herzlich meine theure Julie und mein Herz pflegt noch immer die süfse Hoffnung Sie wiederzusehen; Sie haben sich fest an mein Herz angeschmiegt oder vielmehr der Allweise und Allliebende, der alles lenkt, hat Sie mir so ans Herz gelegt; ich bete für Sie und die Ihrigen täglich und weifs, dafs wenn es Zeit ist und es der Wille des Herrn ist, wir auch vereinigt werden. Ich trage das auch dem Herrn vor, der so herablassend den seinigen erlaubt, Ihm dem treusten Helfer alles zu sagen, alles zu bitten. Ich lebe mit meiner Tochter und den lieben unsrigen ein einfaches, doch hohes glückliches Leben, und der Herr segnet uns mit der Seeligkeit, dafs wir mit mancher Seele von dem einen Nothwendigen sprechen dürfen! fahren Sie fort auch im gemeinschaftlichen Gebet mit Ihren Geschwistern; glauben Sie mir, es liegt darauf ein unaussprechlicher Seegen; wenn wir uns auch noch kalt finden, es schadet nicht: kommen wir nur mit aller Kälte, oder mit allen Sorgen und allen Zerstreuungen zum grofsen liebevollen Arzt und übergeben uns Ihm ganz. Ich umarme Sie in Gedanken, meine Julie, und liebe Sie mit Treue. Ihre

Krüdener.

d.

An dieselbe.

Carlsruhe, d. 21sten Januar 1814.

Ob Sie meine geliebte Julie, den Brief den ich Ihnen durch Ihren lieben Bruder schrieb, bekommen haben, weifs ich nicht; ich hatte das Vergnügen gehabt, ihn hier bei mir zu sehen und es war vieles in seiner Seele, was mich sehr für ihn interessirte. Beten Sie nur recht für ihn liebe Julie. In den Stürmen wo so manches untergeht, keimt auch neues Leben und grofs geht der gerettete Mensch aus den Trümmern empor, alles Elende und Mittelmäfsige scheitert, wer sich am ewigen Erlöser hält, wer seine Blicke dahin schickt, wo niemand abgewiesen wird, o! der ist glücklich. O meine Theure! Sie, Max, Rafael, Henriette, Sie mir Alle [illegible]ergefsliche und Geliebte! ich schliefse Sie Alle in mein Herz ein und auch täglich in mein Gebet. Sie umschweben mich wie Geistermenschen, in denen das höhere Leben sich entwickelt hat. Sie haben sich angeklammert an den, der die Auferstehung und das Leben ist; lassen Sie Ihn nicht los. Er, der Lebendige, den jetzt Völker und Könige im Staube anbeten, dem sie den Ruhm endlich zuschreiben ihrer Siege, Er wird Sie emporziehen. Lieben Sie Ihn, so lieben Sie Gott. Innige, warme, reine Liebe für den, der sich zu Tode an uns liebte, ist das höchste Resultat des Lebens; es ist allein Leben. O wenn auch noch Stürme, Leiden der Zeit über Ihr Haupt gehen; Geliebte halten Sie aus, Sie

Alle; denken Sie, welches positive Glück Sie haben, da Sie Christum kennen; werfen Sie sich Ihm in die Arme, wenn Sorgen Sie quälen oder Ihr Herz gekränkt ist; denken Sie: ich habe einen Freund der Alles kann, der über Alles herrscht; der mich unaussprechlich liebt, unaussprechlich! Ich will mich still hinlegen, ich will bitten den, der das Meer bedrohete, auch meinen innern Sturm zu stillen; ich will denken, kein Leiden kann grofs genug sein die Glückseeligkeit aufzuwiegen, Christum lebendig zu kennen, seelig zu werden im Leiden, wenn wir es als Geschenk der Liebe annehmen; darin liegt ein grofser Schatz. Christus ist den stillen sich hingebenden Leidenden nahe. Beten Sie oft, geliebte Julie, Sie Alle und geben Sie Ihm Ihr ganzes Herz!

Ihre treue Freundin

B. Krüdener,
geb. Vietinghoff.

e.

An dieselbe.

Bei Memel, d. 18ten März 1818.

Geliebte Julie, auch an der Ostsee hier bei Memel rufe ich Ihnen zu: Christus der Herr segne Sie mein Kind. Ihre Blumen sind noch hier und noch schön. Da ist die Hyacinthe weifs wie Alpenschnee und rein, dort die Myrthe ein Sinnbild jungfräulicher Brautliebe, da die Rose Königin der jugendlichen, unschuldsvollen Freude, zart wie deutsche Liebe, die kein Hauch noch befleckte, kein

Hauch niederer Sinnlichkeit; dort die Orangestaude, die Blüthe und Frucht zusammenträgt und uns lieblich mahnt: nicht ohne Frucht den Frühling heiliger Gottesliebe vorüberziehen zu lassen; und nun steht auch da die Nelke als Bild der Treue, so wie Goldlack, Gold uns an Geist erinnert: Geist, der gereinigt wird, wie Gold von allen Schlakken und Befleckungen, und nun auch Rosmarin, das Bild des Absterbens, oft auf Gräbern erscheinend, hier an das geistige Sterben mahnend, ohne das keine Liebe zu Christus unsern Herrn und Gott, keine Ehre, keine Treue, keine Reinheit sein kann. Nun auch das Schneeglöckchen, das aus dem Schlufs des Winters hervorgeht, den Frühling weissagend: — mir sind sie Boten alle, und überall verkünden sie mir den Frühling auf dem Leichenfeld des Abfalls. Nun noch die Judenkirsche: sie steht da und sagt mir auch, dafs das geächtete Volk zur neuen, aus allen Konfessionen gesammelten Kirche kommt, die unter dem treuen Hirten wandern wird und im gelobten Lande den neuen Himmel und die neue Erde erwarten wird! —

Wir machten eine herrliche Reise über die Rafael Ihnen viel sagen wird; das grofse Meer freute uns Alle. Grüfsen Sie Alle, besonders die theure Kanzlerin. Beten Sie Alle für mich und erfreuen Sie mein Herz, indem Sie immer mehr Gott Jesum Christum und in Ihm den dreieinigen Gott verkündigen; ich hoffe dafs ein grofser Seegen in Königsberg zurückblieb. Rafael wird ein grofser herrlicher Mensch und alle Edle werden ihn lieben. Bitten

Sie auch um Ueberzeugung wie wichtig die Fürbitte der heiligen Mutter ist. Maria die Gebenedeite flehe für uns Alle zu unserm Herrn Jesum Christum.

Ihre Sie innig liebende

B. Krüdener.

Hier mögen noch die wahrhaft begeistert niedergeschriebenen Zeilen folgen, welche Frau von Krüdener einem jungen Freunde zum Abschied gab, als dieser im December 1812 nach Preufsen zurückkehrte um an dem still gewünschten und gehofften Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Sie schrieb:

Wer den Sohn nicht hat,
der ist schon gerichtet.

Lassen Sie mich, theurer junger Mann, Ihnen diesen wichtigen Spruch aufzeichnen als das wichtigste was ich Ihnen je sagen kann. Mit Blut und Flammenschrift lesen wir die gerechten Strafgerichte Gottes, und gehen auf brennenden Wegen gröfsern noch entgegen. An den Sohn glaubte fast Niemand mehr, und die Menschen stiefsen von sich die Liebe, die den gröfsten Tod starb. Sie stiefsen von sich die Gnade und die Erlösung und mit der Lehre vom Kreuz auch die Lehre des Erlösers und das Leben aus Gott. So wurde denn Alles aufgelöst, und trotzig fordern die Menschen selbst den Richter auf, da sie des barmherzigen Versöhners nicht zu bedürfen glauben. Und der Richter der Lebendigen und der Todten, Er kommt bald. Vor Ihm gehen die

Strafengel, die grofsen Gerichte, und in der Glut der Leiden, im Schmelztiegel geht der moralische Prozefs vor. Und geht die grofse Scheidung an, es werden nun alle Heiden Europa's, alle laue Namen-Christen, alle halbe Bekenner, alles was nicht ganz Christum angehört, geschieden von dem stillen und verborgenen Volke, das als Bekenner und Nachfolger verschmäht wurde. Noch ist Christus die Liebe, noch breitet er die Arme der Liebe nach den Verächtern aus, denn grofs und gut sein, ist bei Ihm eins: Er ist gut wie keiner, und der kleine Mensch, der weder glauben noch lieben kann, der gefallene Mensch kann daher nichts mehr von der Liebe seines Gottes begreifen. Noch breitet er die Arme aus; aber nicht halbe Liebe will Er, nicht dies ästhetische Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Er will Nachfolger: Christen, das heifst Helden im Glauben, im Handeln, im Lieben. Unter diesen Fahnen schwören Sie lieber junger Mann und Sie werden auch gerettet. Die Vasallen der Sünde und des Stolzes gehen unter in den Fluthen des Verderbens: sie haben zerrüttet, zerstört. Kinder bauen wieder auf. Immer wenn die von Gottes Geist Gezeugten, die Glieder dessen der stets das Haupt seiner Kirche war. Diese Kirche ist die unsichtbare; immer blühte sie, nur verborgen den Augen der Heiden unserer Zeit und denjenigen verborgen, die nur die Schaale suchten, nicht den Kern. Die äufsere Kirche fällt, die todten Formen müssen von Todten begraben werden. Stolz und Undankbarkeit

sind die Attribute der Finsterniſs. Fliehen Sie die Athleten der Finsterniſs. Liebe und Demuth tragen auf Christi Spuren und Wegen zum Licht, zum Himmel. Lernen Sie schon hier die Regionen, wo Christus lebt, bewohnen: Bürger der Erde und der Sinnlichkeit Sklaven ertragen sie nicht. Himmelsbürger allein können die Regionen der Liebe ertragen. Wer hier nicht schon seelig ist, wird es dort nicht. Glück und Seegen wünscht Ihnen

M. v. Kräudener.

Marie Sophie La Roche.

An Fr. Nicolai in Berlin.

Speier, d. 20sten July 1785.

Erlauben Sie mir Ihnen gleich nach meiner Rückkunft aus Paris, über einen Auftritt beim Abbé de l'Epée eine richtige Auskunft zu geben, und Sie, meinen verehrungswerthen Freund, zu bitten, von der Wahrheit meiner Anzeige überzeugt zu sein. Der Unterricht der Taubstummen wird unter die Pariser Merkwürdigkeiten gezählt, und verdient es, da es wirklich staunend ist, was die Leute an grammatischer Kenntnifs zeigen, deren Nutzen zu bestimmen ich mir nicht anmafse. Als ich da war, kam auch ein Chevalier de St. Louis mit einer Marquise, und drängte mich einige Minuten nachher auf die Seite, damit seine alte Marquise mehr Platz haben möge; der Hofmeister von Madame Bethmann's Söhnen warf sich unwissend meiner, zum Chevalier für mich auf, und sagte einem Abbé von Bordeaux, Schüler des l'Epée: dafs man oft nicht wisse, wen man be-

leidige, dafs ich eine gar gewaltig merkwürdige Frau aus Deutschland sei u. s. w. Darüber wird mir wieder Platz gemacht, und am Ende Pariser Höflichkeiten gesagt. Abbe de l'Epee fragte mich dann nach Ihnen: *Madame, connaissez-vous Monsieur Nicolai à Berlin? — Oui, Monsieur, c'est un homme de beaucoup de mérite et qui a rendu des grands services à la litterature.— Il m'est d'autant plus sensible d'avoir été maltraité de sa part — Comment cela Monsieur?* nun liefs er ein geschriebenes Heft langen, aus welchem er ein Stück Beurtheilung seines Unterrichts vorlesen mochte, und sich besonders über den Ausdruck schwacher Kopf beklagte; ich sagte simplement: *Je ne crois que Mr. Nicolai se soit servi de ces expressions, et suis sur que s'il avait été ici avec moi, que son ame honnête et sensible, aurait été touché comme moi, je lui écrirai vos chagrins sur ce malentendu.* Das war Alles mein theurer schätzbarer Freund! und war auch die Gesinnung meiner Seele, denn ich war gerührt von dem Anblick etlicher fünfzig Tauben und Stummen, die mit Kinderliebe auf den freundlichen alten Mann sahen, ich betrachtete seinen ungeheuren Fleifs in Erfindung der Zeichen, wodurch sie alle mögliche Regeln der Grammatik gelernt hatten; und glaubte in diesem Zustande, dafs der Auftritt die nämliche Wirkung auf Sie gemacht haben würde; nun reiste ich nach Bordeaux, kam erst fünf Wochen nachher zurück und hörte dann, dafs Abbé de l'Epee diese wenigen Worte in das Journal eingerückt, und eine Dame allemande dabei

genannt habe, aber er hatte den Auszug meiner Gedanken nach dem herrschenden Unmuth seiner Seele gemacht, und darüber wollte ich Ihnen, wenn das leichte Journal de Paris in Ihre Hände käme, die einfache Wahrheit sagen. — nehmen Sie zu gleicher Zeit eine erneuerte Danksagung von mir an, denn ich fand des 61sten Bandes der Berliner Bibliothek erstes Stück, und darin meiner Pomona wieder so vortheilhaft gedacht, dafs ich mich freute, gegen Sie gerecht gewesen zu sein. Vielleicht wissen Sie nicht einmal, wieviel Gutes Ihre Bibliothek mir dadurch erweist; Catharina liefst sie mit Eifer, und findet also darinnen, dafs die Frau, welcher sie eine so grofse Unterstützung gab, ihre Güte verdiente, vielleicht, theurer Herr Nicolai, sind Sie dadurch auch neuer wahrer Freund für mich, und tragen bei, dafs die grofse wohlthätige Frau mir noch einmal Gnade beweifst, um die ich bitte, da ich nach dem Beifall, den meine Briefe an Lina in der Berliner Bibliothek erhielten, den Rath befolgte, sie der Kaiserin zuzueignen, und in der kleinen Schrift anzuzeigen, dafs, da sie durch Erschaffung des dritten Standes die ewige Wohlthäterin des russischen Reiches wurde, ich diese der dritten Klasse gewidmete Briefe zu Ihren Füfsen lege. — Baron von Grimm schickte der Kaiserin ein Exemplar, sagte mir aber, ich solle ihr doch Alles schicken, was ich geschrieben hätte. Sie fühlen selbst, was für einen edelmüthigen, grofsen Dienst Sie mir und meiner Familie leisteten, wenn Sie die Güte hatten, auf

meine Bitte — Sternheim — Rosaliens Briefe und Pomona anständig gebunden und ein Wort des Beifalls und Fürsprache dabei, der grofsen gütevollen Frau zuschickten. Ewiger Dank von mir, ewige Belohnung in Ihrer Seele, wäre der Lohn für die That des rechtschaffnen edlen Mannes.

Sophie La Roche.

Adolf Franz Friedrich Ludwig, Freiherr von Knigge.

Der interessante Brief des Freiherrn von Knigge, welcher hier folgt, führt uns in die Zeit zurück, als das berüchtigte Buch „Bahrdt mit der eisernen Stirne" erschien, welches von August von Kotzebue zwar geschrieben, doch von demselben unter dem Namen von Knigge herausgegeben wurde.

An Fr. Nicolai in Berlin.

Bremen, d. 18ten December 1791.

Verehrungswürdiger Herr und Freund! Gleich nach Empfang Ihres letztern Briefes kam der Herzog von Oldenburg hierher. Er besuchte mich, und ich nahm Gelegenheit, ihm meine Besorgnifs wegen Kotzebue zu eröffnen. Ich fügte hinzu: „ich hoffte, „er würde sich nicht einen Menschen zum Gesand„ten aufdringen lassen, auf dem eine öffentliche In„famie haftete, und den ich, wo er mir in den „Wurf käme, so behandeln würde, wie er es ver„diente." Hierauf antwortete er: „Noch sei ihm „nichts davon bekannt, dafs Alopäus auf immer von

„seinem Hofe abgerufen, und seine Stelle einem An„dern anvertraut werden würde. Er glaube auch, „dafs Kotzebue seinem Range nach auf einen solchen „Posten keinen Anspruch machen könnte. Auf jeden „Fall aber würde er sich diesen Mann verbitten.“ Was Herr Vieweg gerichtlich ausgesagt hat, habe ich noch nicht erfahren können. Es heifst, seine Aussage sei so gewesen, dafs die hannövrische Regierung nun schon nach Petersburg den Antrag zur Bestrafung des Bösewichts habe ergehen lassen können. Nächstens hoffe ich das mit Gewifsheit zu erfahren. Wenn Sie, würdigster Herr und Freund! genauere Nachricht haben, so bitte ich gehorsamst um Mittheilung derselben. Ihren Namen werde ich, so wie bisher, treulich verschweigen. Indessen hat mich des elenden Pasquillanten freie Erklärung in der gothaischen Zeitung bewogen, beiliegende Anzeige in verschiedenen Zeitungen abdrucken zu lassen. Es soll ihm wenigstens nicht gelingen, die verdiente öffentliche Verachtung von sich abzuschütteln. Wer der Verfasser und wer der Verleger der Briefe eines Preufsen an Zimmermann ist, habe ich nicht erfahren können. Niemand will hier davon wissen. Ich gestehe, dafs es mich betrübt, dafs sie die Direktion der allgemeinen deutschen Bibliothek aufgeben wollen, obgleich die Ursachen nicht schwer zu errathen sind. Von seinem Ansehen verlieren wird das Werk gewifs; Herr Bohn ist ein sehr redlicher und verständiger Mann, aber Ihr Name hat Mitarbeiter und Leser angezogen; jetzt steht blofs ein Buchhändler an der Spitze von anonymen Recensenten.

Meine Gesundheit ist höchst elend. Die Bettwärme allein lindert meine peinlichen Schmerzen. Ich verrichte daher alle meine Geschäfte im Bette, welches ich seit vier Monaten nie über drei Stunden lang des Tags verlassen habe. Olbers, der sich hochachtungsvoll empfiehlt, ist nun mein Arzt. Er sagt, mein Uebel sei ein Geschwür am Blasenhalse. Meine Kur wird über drei viertel Jahre dauern. Indessen bin ich geduldig und heiter, weil mir's doch übrigens wohlgeht, und ich nicht mehr so viel Kummer und Sorgen habe, als ehmals. Die Anzahl meiner hiesigen Freunde und derer, die mir wohlwollen, nimmt täglich zu. Meine Arbeiten haben Erfolg, sind von angenehmer Art, besonders was das Schul- und Kirchenwesen betrifft, und meine unmittelbaren Vorgesetzten in Stade sind sehr würdige Männer. Olbers ist bei den magnetischen Kuren immer nur Zuschauer, vielleicht ein wenig zu gläubiger Zuschauer gewesen. Jetzt giebt er sich gar nicht mehr damit ab; der fromme Wienhold hingegen arbeitet noch drauf los, doch heimlicher als ehmals und das Häuflein der Gläubigen wird immer kleiner und kalter. Man spricht nicht mehr von diesen Armseligkeiten und so wird der Partheigeist gewifs nicht genährt. Olbers ist auch ein sehr geschickter Astronom.

Aber ich gerathe ins Plaudern; verzeihen Sie gütigst! Mit der innigsten Verehrung bin ich Ihr treuer Diener

Knigge.

Georg Friedrich Grotefend.

Die durch den Professor Dr. Levezow im Königlichen Museum bewirkte, sehr unvortheilhafte, nachtheilige und unzusammenhängende Aufstellung der durch den Herausgeber dieser Briefe in Italien erworbenen Sammlung bemalter hetrurischer Gefäfse war Veranlassung, dafs derselbe ein Schriftchen: „Einführung in eine Abtheilung der Vasensammlung des Königlichen Museums zu Berlin. 8. Berlin 1833. herausgab und dasselbe seinem Freunde G. F. Grotefend in Hannover zueignete. Diese Schrift enthält zugleich auf vier Steindrucktafeln sämmtliche Inschriften, welche auf gedachten Vasen vorkommen. Der hier folgende Brief ist nun eine Antwort auf die Uebersendung des Buchs und sucht einen Theil der Inschriften zu erklären.

Hannover, d. 26sten Januar 1833.

Hochgeschätzter Freund!

Endlich erfahre ich einmal wieder einen festen Wohnsitz von Ihnen, dafs ich Ihnen wieder schrei-

ben kann. Jetzt vor allem meinen herzlichsten Dank für die Einführung in Ihre köstliche Vasensammlung, aber zugleich mein Bedauern über den ominösen Anfang eines neuen Jahres mit der Rose im Gesicht. Möge sich diese in die Rosen auf den Wangen verlieren, und so auf frische Blüthen deuten, wie die dicke Backe auf einen gespickten Beutel, sei es mit Golde oder Anticaglien. Kommen Sie nur immerhin nach Hannover, nicht leicht verfehlen Sie mich da; nur werde ich wohl gegen Ostern einmal nach Göttingen fahren, um meines ältesten Sohnes Braut von da zu uns zu holen. Grofse Sprünge zu machen, erlaubt mir mein Schulamt nicht, das mir nicht einmal so viel Zeit zu Nebengeschäften übrig läfst, wie mein untergeordnetes Amt in Frankfurt. Wenn Sie daher gar etwas von mir über die bekanntgemachten Inschriften zu erfahren wünschen, so kann ich nur sehr oberflächliche Bemerkungen liefern, die gern besser begründeten weichen. Die ich lesen kann, sind, die einzige lateinische Volcani pocolom, d. h. Vulkansbecher ausgenommen, rein griechisch. Form der Buchstaben und der Umstand, dafs V nur Konsonant ist, und O die Stelle des U vertritt, sprechen vereint für das Alter der lateinischen Inschrift, in welcher der Genitiv blofs i lautet, aber was die Inschrift mit der Gruppe darunter gemein habe, begreife ich nicht. Ist etwa damit das Balsamarium als ein *Ηφαιστότευκτον* gemeint, das Vulcanus verfertigt hat? Die Inschriften der in derselben Grabhöle gefundenen Vase mit den Quadrigen sind undeutlich, aber unverkennbar griechisch. In e. erblicke ich die Spuren von *Ηιο-*

ΛΥΙΟ(Σ) Bakchus, wie in d von *ΑΡΙΑ(Γ)ΝΑ* Ariadne. Auf eine ähnliche Weise sind diese Namen Tab. IV. fig. 5. geschrieben: d. *Λ(Γ)ΟΝΥ(Σ)ΟΣ*, c. *ΑΡΙΑ(Γ)ΝΕ*. Eben daselbst zeigt b. die Spuren von *(ΑΘΗΝ)ΑΙΑ* Minerva, und a. von *(ΘΗ)CΕVC* Theseus. Der Name *ΙΟΒΕΝΑΙΑ* zeigt sich wieder ganz deutlich Tab. II. fig. 1. h., wie auch g. ganz deutlich *ΗΕΡΑΚΛΕΣ* Herkules und f. *ΙΟΛΑΟS* Jolaus lautet. Auch ist der Name des Kriegers a. *ΑΚΑΜΑΣ* nebst seinem Rosse b. *ΦΑΙΟΣ*, dem Namen des Achilleischen Rosses Balios ähnlich, nicht zu verkennen. Den andern Krieger möchte ich *(ΔΗ)ΜΟΦΩΝ*, Demophon, taufen; der Name seines Rosses a. *ΛΑΙΘΟΡΑ* ist vollständig ausgeschrieben, nur dafs nach alterthümlicher Weise das λ nur einfach steht. Die Weihe des Ganzen, zu dessen Erfinder und Maler sich in der Randschrift *ΕΧΣΕΚΙΑΣ ΕΓΡΑΦΣΕ ΚΑ(Π)ΟΝΕΣΕ ΕΜΕ* Exekias bekennt, spricht d. aus: *ΟΝΕΤΟΡΙΔΕΣ ΚΑΛΟΣ* der schöne Onetoride. So heifst des Menelaos Steuermann Phrontis Od. III. 282. als Sohn des Onetor; Onetor heifst aber auch ein Priester des Zeus: Il. XVI. 604. mithin auch andere. So finden wir denn auch Tab. III. fig. 1. b. und d. *ΟΝΕΤΟΡ ΚΑΛΟΣ* der schöne Onetor, bei dem Amazonenkampfe des Herakles, wo die Namen a. *ΗΕΡΙΚΛΕΟΣ* und *ΑΝΤΙΟΜΑΧΕΣ* im Genitiv stehen. Ein solcher Genitiv ist auch Tab. II. fig. 5. anzunehmen, wo man aufser der Weihe *(Κ)ΤΕΣΙΛΕΟΣ ΚΑΛΟΣ*, der schöne Ktesileos, die Namen *ΤΡΙΤΟΝΟΣ*, Tritons, und *ΗΕΡΙΚΛΕΙ(ΔΕΣ)* lieset. Man könnte

hier zwar verführt werden, *HEPAKIEΣ* im Nominativ zu lesen, allein da der Name Tritons, worunter ich nicht sowohl den Nereus, als Poseidon's Sohn Triton verstehe, im Genitiv steht, wo das doppelte *N* vielleicht die Länge des vorhergehenden *O* bezeichnet, so ist auch des Herakles Name in der jonischen Form des Genitivs um so mehr anzunehmen, da alle Namen jonisch lauten, und die Endung öfters abgeschnitten erscheint. Denselben Namen finde ich Tab. III. fig. 4. wieder, wo das Zeichen X aus allerlei Buchstaben verdreht erscheint. Ich lese nämlich a. *AKHEAOV* d. h. *Ἀχελῶον* des Achelous, b. *(HEPAKA(E)OΣ NIK(H)*, des Herakles Sieg, und verbinde *IV(I)X(Σ)* mit *IONIΣ*, Siegjauchzender Vogel. Das einzelne Zeichen vor dem Kopfe des Hermes könnte aus *H* verdreht sein, wenn auch das dritte Zeichen im Namen des Achelous ein *H* ist, so dafs X in *KH* aufgelöst wäre, wie bei dem Maler Exekias *Ξ* in *NΣ* und *Ψ* in *ΦΣ*. Alle bisher angeführten Inschriften von Herakles waren rein griechisch nach jonischer Mundart aus frühever Zeit; ein andrer Fall scheint aber bei Tab. I. fig. 2. einzutreten, obgleich die Buchstaben ähnlich geformt sind. Wenn auch hier das Zeichen X aus andern verdreht ist, oder vielleicht gar nur ein Zeichen zu verschiedenen Nebenzwecken: so kann a. *IAPIXN* als tuskischer Name des den Cacus erlegenden Hercules Garanus nach Verrius Flacius bei Serv. ad Virg. Aen. VIII. 203., den Aurelius Victor Recaranus nennt, gelesen werden. Dann würde ich b. *PΣAN* als Bezeichnung eines Tusken lesen, c.

aber *ΑΣΑΧ* oder Ara nach altrömischer Form als Bezeichnung der Ara maxima; e. und d. zusammen *ΑΡΕΦΝΑΕ ΑΘΑΝ(Ν)ΑΙΧΑ* als tuskische Form des Namens Herakles aus der griechischen Form des Namens Athenaia. Doch überlasse ich es andern, etwas Besseres zu finden. Da auch Tab. II. fig. 4. des Hercules Kampf mit dem Löwen darstellt, wie Tab. II. fig. 1., so könnte die unleserliche Schrift *ΙΟΛΑΟΣ* Jolaus bezeichnen: Tab. II. fig. 3. hat aber einige Aehnlichkeit mit *ΣΕΘΛΑΝΟΣ*, dem Genitiv des tuskischen Namens Sethlaus für Vulkanus, was denn eine Vergleichung mit der lateinischen Inschrift Tab. III. fig. 2. Volcani poculum darböte. Ob dieses auch eine Anwendung auf Tab. II. fig. 2. leide, oder in dem Endworte ein *καλός* stecke, mögen Andere entscheiden. Sehr deutlich lieset man Tab. IV. fig. 1. *ΑΝΤΙΑΣ ΚΑΛΟΣ*, welches keinen Zweifel übrig läfst, dafs auch Tab. IV. fig. 2. *ΑΥΣΙΣ ΚΑΛΟΣ* und 3. *ΚΛΙΙΣ ΚΑΛΕ* zu lesen sei, wie 4. a. b. *ΚΑΛΟΣ ΠΟΛΙΙΣ* der schöne Knabe. Auf fig. 6. steht blofs *ΚΑΛΟΣ*, da sich alles Uebrige auf die Darstellung bezieht, in deren Erklärung ich lieber dem Herrn Lenormant als Welckern beistimme. Denn wenn auch alles mit einander in gegenseitiger Beziehung steht, so läfst sich doch keinesweges sagen, dafs die Götter des Olympus ein Auge auf Achilleus und Patroklos werfen. Ich sehe vielmehr in dreierlei Darstellungen die heilbringende Harmonie geistig und körperlich dargestellt. Zuerst auf vier Thronen ein vierfaches Paar von Olympiern zur Bezeichnung der vier Elemente im fröhlichen Beisammensein, de-

nen Hebe, durch *H* bezeichnet, den Nectar einschenkt. Zeus und Here zur Bezeichnung der Luft; Poseidon und Amphitrite (denn an Thetis ist hier schwerlich zu denken, und dafs Amphitrite in der anderen Darstellung noch einmal vorkömmt, schadet der symbolischen Darstellung anderer Art eben so wenig, als wenn Hebe noch einmal in der Gesellschaft des Herakles erscheint) zur Bezeichnung des Wassers; hierauf zufolge der später gefundenen Scherbe mit den Buchstaben *ΑΦ* Aphrodite und Hephaistos zur Bezeichnung des Feuers, und zuletzt Dionysos und Demeter zur Bezeichnung der fruchttragenden Erde. Die andere Darstellung vertauscht die Nectar schenkende Hebe mit den Ambrosia reichenden Horen, *HOPAI* und statt der vier Götterthrone, ist nur einer mit *AMΦITPIT(E)* und *HEΣTIA OA(VMIIIA)*, als Bezeichnungen der sonst widerstrebenden Elemente des Wassers und Feuers besetzt, zu deren fröhlichen Harmonie sich aber noch *HEPMEΣ* und *AP(T)EMI(Σ)*, *HEAKEAI(Σ)* und *HEBE*, Hermes zur Bezeichnung der Wissenschaft, Artemis zur Bezeichnung der Kunst, Herakles (auf tuskische Weise Helkele genannt) zur Bezeichnung der Kraft, und Hebe zur Bezeichnung der Jugend, gesellen. Wenn Welcker aus der Hebe eine Alkmene schaffen will, so hat er ihre ewige Jugendlichkeit in Vergleichung mit der ewigen Jungfrau Artemis übersehen. Wenn Hebe hier als Gemahlin des Herakles keine Flügel hat, wie Hebe als Mundschenkin in der andern Darstellung, so hindert das keinesweges, beide für einerlei Personifikation unter verschiedenen

Symbolen zu erkennen. Die innere Darstellung giebt uns die heilbringende Harmonie der Freundschaft in *ΑΧΙΛΛΕΥΣ*, der die Wunde des *ΠΑΤΡΟΚΛΟΣ* heilt, und wir brauchen bei dieser blofs symbolischen (nicht tuskischen Darstellung wie Lenormant will) nicht einen Kampf zu suchen, in welchem Patroklus verwundet sein könnte, aufser dem Kampfe in der Ilias. Der Erfinder dieser symbolischen Darstellung hat sich mit den Worten *ΣΟΣΙΑΣ ΕΠΟΙΕΣΕΝ* bezeichnet, wie Tab. II. fig. 8 *ΗΕΡΜΟΓΕΝΕΣ ΕΠΟΙΕΣΕΝ* gelesen wird. Der letztere hat nach der Form der Buchstaben später gelebt, als der erstere, beide aber zufolge des *ν ἐφελκυστικὸν* und der Schreibart überhaupt viel später als Exekias; lauter Griechen, welche für Etrusker arbeiteten, und zwar Jonier der Sprache nach. Gern erklärte ich nun auch noch die wenigen andern Inschriften, um meine Dankbarkeit dafür zu bezeigen, dafs Sie mich in der Widmung Ihres sehr schätzbaren Buches so werthen Männern, wie William Gell und Bernardo Quaranta zugesellt haben; allein hier verläfst mich, wie andere, mein Oedipus. Um jedoch den Raum noch mit einigen Hariolationen zu füllen, bemerke ich, dafs mir die Inschriften als tuskisch erscheinen. Sind in Tab. I. fig. I. die Inschriften, Ihrer Andeutung zufolge, von unten herauf zu lesen, so möchte ich, einige Verzerrungen von Buchstaben voraussetzend, und f. und e. mit einander verbindend, lesen: *COISONI IOIAXXIIOTPITYA KLAYSIO* Göttin Athene Tritonia von Clusium. Dann aber finde ich fast immer dasselbe wiederholt, wie d. *VEIO IOVE*

IOVE IOVEINV, o Vejovis Jovis Jovino. c. *VEIOVE IOVE IOVEI(N)V*. b. *VEIOVE IOVE IOVE IOVEINO*. a. *VEIOVE IOVE IOVE IOVEI(N)O*, sei es nun, dafs damit die drei obersten Götter zugleich mit angerufen werden, oder dafs Vejovis eine Tochter Jovis bezeichnet. Ueber Tab. II. fig. 3. schweige ich ganz, die Buchstaben in Tab. II. fig. 7. könnten aber von oben herunter gelesen den Namen *APEKAE* d. h. Herkules, wie Tab. I. fig. 2. zu Ende geben. Auch über Tab. III. fig. 3. schweige ich, und bemerke nur, dafs sich hier eben so häufig die Endbuchstaben *SO* zeigen, wie Tab. I. fig. 3., was mir tuskisch scheint. Ich bitte mit diesem fürlieb zu nehmen, worin bei vielem Falschen doch etwas Wahres und Neues sein mag, worüber die Zeit vielleicht mehr Aufschlüsse giebt.

Ihr treu ergebener

G. F. Grotefend.

Karl Wilhelm Ramler.

Der folgende Brief Ramlers ist an K. G. Boek in Königsberg (S. Seite 81) gerichtet und spricht über dessen poetische Arbeiten.

Berlin, d. 11ten May 1770.

Hochedelgeborner, hochzuehrender Herr! Vergeben Sie mir die späte Zurücksendung Ihrer Originale und Uebersetzungen. Vielleicht ist auf dem ganzen Erdballe kein Korrespondent unfleifsiger als ich. Herr Lessing selbst, der so ungern antwortet, übertrifft mich hierin nicht, wie er selbst gesteht. Ich sollte mich von diesem Fehler bessern, allein er ist mit mir zu alt geworden. Entschuldigungen dieses Fehlers lassen sich leicht finden. Die beste ist diese: Wenn ich von allem Schreiben, allem Studiren, allem Dociren müde genug geworden bin, so will ich mich durch einen angenehmen Umgang, durch Gesellschaft, durch Gespräche, durch Spaziergänge wieder aufheitern, beantworte ich aber anstatt

dessen alle Briefe meiner Freunde, so habe ich ein Amt, das just noch einmal soviel Zeit erfordert, als meine übrigen Berufsgeschäfte. Sie würden sich über die Liste wundern, die ich Ihnen hersetzen könnte, wenn ich alle meine Briefschulden spezificiren wollte. Ihr Freund und mein Freund hat mich freilich sehr oft gemahnt, und ich habe ihm sehr oft den nächsten Posttag zu antworten versprochen; allein wie es mit allen menschlichen Sachen geht, so ging es mir mit manchem dieser Posttage. Indessen lassen Sie es sich nicht leid sein, dafs ich Ihnen Ihre Gedichte so lange entzogen habe, sie werden Ihnen jetzt ganz neu vorkommen, und Sie werden desto eher im Stande sein, die letzte Hand daran zu legen. Den Rath, den ich Ihrem Freunde, dem Herrn John, gegeben habe, würde ich mir die Freiheit nehmen, auch Ihnen zu geben. Man kann seinen Freunden keinen bessern Rath geben, als den, den man sich selbst gegeben hat. Ich rieth mir im Jahre 1746, als ich bereits Oden machte, die den Beifall von zweien unserer berühmtesten Dichter erhielten, ich rieth mir selbst, nichts von meinen Poesien eher drucken zu lassen, als bis ich sie den Mustern ähnlich gemacht hätte, die ich gern erreichen wollte, oder bis ich wenigstens selbst keine Fehler mehr zu entdecken im Stande wäre. Hierzu gehört nichts als Zeit. Freilich übertrieb ich mein Nichtschreiben: denn ich hätte billig wenigstens im Jahre 1752 sollen anfangen lassen, meine Sächelchen dem Publiko gedruckt mitzutheilen; aber ich habe dabei nichts verloren, als ein Paar Theile Oden, und habe zwanzig

Jahre Leben dadurch gewonnen. Sie, mein Herr, bedürfen gleichfalls nichts als Zeit, denn man sieht es Ihren Gedichten an, dafs Sie sich eigener Kunstrichter sein können, sobald Sie wollen. Da Sie aus dem Ovid einige Geschichten übersetzt haben, so bin ich auf den Einfall gekommen, Ihnen anzurathen, dafs Sie dergleichen mythologische Historien uns in Ihrer eigenen Sprache mittheilen möchten, und sie weder aus dem Ovid, noch Homer, noch Hygin, noch Aelian, noch Apollodor, und wie sie alle heifsen, Wort für Wort nehmen, sondern nur alle diese Scribenten zu Grunde legen, und uns alsdann etwas eigenes liefern möchten. Sie würden sich alsdann eben so berühmt machen, wie sich Ovidius gemacht hat. Da Sie ein Poet sind, so würden Sie ohne Zweifel den Vers der Prosa vorziehen. Wenn ich aber auf den Nutzen sehe, den bestimmter die Maler und Bildhauer und Kupferstecher und Schaumünzer davon haben würden, wenn sie ihre Erfindungen aus einer andern Quelle herholen könnten, als aus dem einzigen Ovidius, so wünsche ich noch lieber, dafs man alle Geschichten, die von den Göttern und Halbgöttern vorhanden sind, in einer schönen und einfältigen Prosa uns erzählen möchte. Was meinen Sie zu diesem Vorschlage? Leben Sie wohl, mein Freund und Dichter, und theilen dem Herrn John eben diesen Vorschlag mit; vielleicht gefällt es ihm, Theil daran zu nehmen; ich bin mit der aufrichtigsten Ergebenheit Ihr Freund und Diener

Ramler.

Da ich bei den Liedern der Deutschen allemal auf ein artiges Ganze sehe, auf einen Einfall, der durch das ganze Lied herrscht, so werde ich Ihr Liedchen an den Wermut mir hierzu ausbitten. Die beiden letzten Reime in jeder Strophe wünsche ich männlich. Mit dem Reime — itzt — beschützt und mit der Elision des e ist beiden Strophen geholfen.

Karl Joseph, Fürst von Ligne.

Die beiden ersten hier folgenden Gedichte des Fürsten von Ligne (a. und b.) sind an Frau von Crayen gerichtet und aus den Jahren (a) 1800, (b) 1809. Es erscheint wohl passend, hier die treffenden Worte zu wiederholen, welche Varnhagen von Ense über diese geistreiche Frau für das 2te Heft der Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen niedergeschrieben hat. Selbige lauten: „Frau von Crayen, geb. Leveau, war am 1. November 1755, am Tage des Erdbebens von Lissabon, zu Berlin geboren. Aus einer achtbaren Familie der französischen Réfugiés stammend, empfing sie die sorgfältige Erziehung, welche in diesem Kreise herkömmlich war; doch schlofs dieser ganz französischen Bildung sich nothwendig eine deutsche Lebensseite an, worin die ungekünstelte Natur gesunder Volksthümlichkeit waltete. Der Verein beider Elemente war der Entwickelung munterer Geistesgaben besonders günstig. Im Rufe dieser letztern und zugleich der gröfsten Schönheit wuchs

Fräulein Leveau glänzend heran, und empfing frühzeitig die schmeichelhaftesten Huldigungen, auch von den höchsten Personen, deren Aufmerksamkeit sie nicht entgehen konnte. Nach Leipzig verheirathet, strahlte sie dort viele Jahre als die schönste und geistreichste Frau der Stadt, alle hohen und ausgezeichneten Personen, welche dorthin kamen, drängten sich in ihren belebten Gesellschaftskreis. Als Wittwe zog sie wieder nach Berlin, und lebte dort noch über zwanzig Jahre in der grofsen Welt, als eine der namhaftesten, witzigsten und unterhaltendsten Frauen, die man begierig aufsuchte, und nirgends missen wollte. Bis in ihr höchstes Alter behielt sie die jugendliche Lebhaftigkeit des Geistes und das thätige Gedächtnifs, welches ihrer Erzählungsgabe und ihrem Witz unerschöpfliche Stoffe und Bezüge lieh; jeder leiseste Anstofs erregte ihren satirischen und pikanten Humor, der seine Wirkung nie verfehlte, und eben so beliebt als gefürchtet war. Sie stand in vieljähriger freundschaftlicher Verbindung und vertraulichem Briefwechsel mit den angesehensten und geistreichsten Personen, mit dem Herzoge von Gotha, dem Herzoge von Weimar, dem Fürsten von Ligne, und vielen Andern. Der Fürst von Ligne hat mehrere an sie gerichtete sehr schmeichelhafte Briefe dem Druck übergeben. Sie starb den 26. Februar 1832."

Im Jahre 1811 befand sich Fürst von Ligne in Töplitz, schon sechs und siebzig Jahr alt; Frau von Crayen hatte gleichfalls ihren Badeaufenthalt in Töplitz. Der Fürst verliebte sich in ein Juden-

mädchen, Tochter eines hausirenden Handelsmanns, und knüpfte mit derselben ein förmliches Liebesverhältnifs an. Eines Tages hatte er um zehn Uhr Abends in abgelegener Berggegend ein Rendez-vous verabredet, verliefs zu dieser Stunde die Gesellschaft der Frau von Crayen, sich jedoch offen mit seinem Liebesabentheuer entschuldigend. Das Mädchen kam nicht. Der Fürst von Ligne entwarf darauf die Verse, welche wir unter c. lesen, und gab sie des folgenden Tages an Frau v. Crayen.

---

c.

Le 19. Septembre à Dresde.

O Phoebus dont le nom plutôt que la lumière
Se trouve souvent en mes vers;
Je prends congé de toi: je quitte ta carrière,
Avec un autre vas ennuyer l'univers.
Quoique bien avec Mars, ne faisant point la guerre
Les sots n'ayant fermé son sanctuaire;
Mais mal avec Plutus, la fortune et l'amour,
Etant privé de tout bien sur la terre:
Me jetant dans tes bras, je passai chaque jour.
Grand Apollon, à ton service:
Et des envahisseurs réparant l'injustice
Dresde me prêta son secours.
Je vendis tous mes vers, avec tous leurs amours
En raison, beaucoup moins qu'en rimes;
Les gardant, je vendis mes mauvaises maximes.
A mon trentième tome étant juste arrivé.
Voilà mon commerce achevé.

Grâces à son ennui, la Russie et la France
Ayant vu que c'était affaire de finance
Ont dit avec sagacité:
Donnons à cet auteur un peu d'indemnité.
Des jambons enfumés, dans la sale patrie
Assignons lui de quoi, sans vers, passer sa vie.
Nouveau Thundertendronck, je quitte l'Hélicon
Parnasse, Aganepide et le sacré vallon,
Et la mauvaise eau d'Hypocrène
Pour le bon vin qu'en cave il faut que l'on me mène,
Mais, avant, Apollon, présente, je te prie,
À la bonté, l'esprit, la grâce, la beauté
Tous les genres de charme et l'amabilité
Enfin, à ma nouvelle amie
Le dernier tribut de mon coeur:
Divine Cray, ton nom au mien va faire honneur.
Finissant par chanter la beauté qui me touche,
Je laisserai chaque lecteur,
Comme on dit, sur la bonne bouche.

Assez longtemps on vous vantait à moi.
De peu croire, aisément je me suis fait la loi.
Bon! Me disais-je, ou précieuse
Ou malgré son esprit, pouvant être ennuyeuse,
Cray n'est point ce que l'on m'en dit.
Peut-être, qu'à Leipzig, ce magasin d'esprit
Le ton guindé de Germaine savante
De Cray ne fait qu'une pédante.
Mais vous voir, mais vous admirer,
Mais vous trouver une femme charmante.

La tournure la plus piquante,
Aimant très fort à rire, et point à soupirer,
Par le goût, la gaité se faisant adorer .....,
Pour la dernière fois à vos pieds je me jette.
Adieu, frères Walther. Adieu muse et trompette,
Au service de Cray me voici pour toujours.

Du cœur ou de Faveur j'implore le secours:
Et dussiez vous ne pas m'aimer à la folie
À moins que par hasard vous n'en ayez l'envie;
Récompensez mes dernières amours.

Chère, belle, nouvelle, ancienne connaissance!
Ayez des droits à ma reconnaissance.

II.

Teeplitz le 2. août 1809

Nos Muses d'autrefois, les Muses d'aujourd'hui
De France, d'Angleterre et de la Germanie,
Dont l'esprit n'est que de l'ennui
Et dont la joie est la mélancolie
Vous valent elles, croyez-vous?
À ce genre piquant l'on est peu fait chez nous.
En femme fort jolie ici partout aimée
On vous aurait ailleurs, sans cesse célébrée;
Et l'heureuse nature au dessus de tout art
Vous eût fait éclipser l'esprit des Mortemart.
Sévigné, près de vous, eût passé pour commère.
L'on eut trouvé fade la Deshoulières.
Et ne dissertant pas sur le même sujet,
On eut quitté pour Vous l'hôtel de Rambouillet.

A Paris, chaque soir, l'on vous aurait citée
Pour quelque mot brillant de la même journée.
L'esprit qu'on peut nommer argent comptant
Qui part comme un éclair, et le trait du moment,
Vous rend justement admirée.
On le dit, et je vois que mainte qualité,
Comme un sens très profond, du tact, de la bonté,
Se trouvent réunies à cent choses aimables,
Et même, je crains fort, d'autres fort estimables.
Mais ce qui me console un peu,
C'est que de vos beaux yeux le regard et le feu
Font que l'on ne dit point: Crayen a du mérite.
Ce titre est le cachet toujours de la laideur,
Qui mettant les désirs en fuite
Empêche de donner l'assaut à la pudeur,
Et sauve ainsi ce qu'on appelle honneur.
L'amour de son carquois, vous a donné des armes
Pour soutenir longtemps le pouvoir de vos charmes.
Servez vous en, tirez à bout portant
À tous les coeurs le trait le plus perçant.
Dédaignez de ce Dieu les plaintes, les alarmes.
Pour les autres, pour vous, usez de chaque instant,
Ni regrets, ni remords, ni passion, ni larmes.
Plaisez toujours, aimez pour un moment;
Et riant de l'amour, enchantez un amant.

e.

Vers à Judith que j'avais attendue au mont Ligne, une demi heure, inutilement, que j'avais employée à écrire ceci.

O Grand Dieu, d'Israel d'un peuple favori
Qui perdit tes bontés, je suis le seul ami:
À ton ancien culte fidèle,
J'attends de Sion la plus belle.
Mon Mont n'est pas celui de Sinaï.

Mais de Judith la loi sera venue ici.
Hier quand d'y venir elle fit la promesse;
Holopherne, lui dis-je, eut bien moins de tendresse,
Et je la lui prouverais aujourd'hui.
Pour vous, perdre la tête est chose naturelle
La couper, comme à lui, serait chose cruelle.
Je veux la conserver pour vous plaire toujours,
Et prouver que les Juifs généreux en amours
N'ont pas comme l'on dit une âme intéressée.
Comme l'arche de Dieu vous serez encensée.
Mais n'adorez point le veau d'or
Ce qui vous attira la colère céleste.
Que mon coeur soit votre trésor.
Ne comptez que pour rien le reste.
Vous serez mon Agar, ma Sara, ma Judith
Et si j'étais aussi vieux que David
Je vous ferais ma Sulamite.

Mais mon coeur et mes pieds sont plus chauds
que les siens.
Ô le premier de tous les biens
Toujours présent à ma pensée!
Ta démarche grave et posée
Ton comment et ton j'ai l'honneur
De vous saluer, ton sourire
Sur moi, sans cesse, assure ton empire:
Et ton regard pénètre jusqu'au coeur.
Il est midi, ma chère Israélite!
Hélas! midi, midi passé!
Mon amour aujourd'hui sera-t-il offensé?
Tu savais en naissant déjà l'arithmétique.
Mais ton maitre à danser, de français, de musique
Un coup d'oeil au miroir pour ranger tes appas.
Ou contre le papier le change de ducats;
Tes parents, ton comptoir, un séducteur peut-être
Me dérobent le temps dont je ne suis pas maitre.
J'attends, regarde encore et je ne te vois pas.
Mon espoir est en haut, mon désespoir en bas
De ce mont ou j'écris, te regrette et t'adore.
Le temps marche, il avance, ainsi coulent nos
jours,
Ainsi que ce ruisseau dans son rapide cours.
Si la mer rouge oppose au rendez-vous
Quelques obstacles vains, je les franchirai tous;
Judith, tout cède à ma baguette
Même les eaux de contradiction.
Jericho tomberait au son de ma trompette;
Apporte moi cette toison

Qui vaut celle de Gedeon
Et bien plus que la mienne, et même de Moyse.
Dussé-je éprouver l'accident
Qu'il reçut au sortir de son buisson ardent,
Je veux, un autre jour, dans la terre promise
Que tu fasses entrer ton amant.

Johann Heinrich Daniel Zschokke.

Der Brief, welchen wir hier folgen lassen, ist an den trefflichen Kupferstecher Bolt geschrieben und aus der für Zschokke wichtigen Lebensepoche, als er, jede Aussicht auf eine Anstellung aufgebend, das deutsche Vaterland verliefs und sich in Graubündten niederliefs.

Fantasie bei Bayreuth, d. 17ten Juni 1795.

Mein lieber Ardhingello,

Mir ist's, als hätt' ich Ihnen schon von Leipzig aus geschrieben, oder vielmehr, mir war's so. Ich erwartete sogar von Ihnen schon eine Antwort und Nachricht von Ihnen und Ihrer lieben Familie. Aber da hätt' ich lange hoffen können. Unter meinen zusammengelegten Papieren fand ich auch den Anfang des Leipziger Briefes an Sie, worin ich Ihnen damals über einen alten Weiberkopf von Denner, das einzige in seiner Art, was ich je, täuschend durch Farben der Natur nachgeahmt sah, schreiben

wollte. Im Anfang des Briefes dankte ich Ihnen und Ihrer würdigen Frau Mutter und Schwester für Ihre gastfreundliche Aufnahme auf's herzlichste — — aber jetzt und in diesem Briefe muſs ich um Verzeihung meines langen Stillschweigens bitten. Dieſs ist das Nothwendigste. Und wahrlich, auch wenn Ihr freundschaftliches Herz kein Wort für mich spräche, wär' ich zu entschuldigen. Die ewigen Unruhen und Zerstreuungen auf der Reise, das immerwährende Weitereilen und Nirgendssein macht zwar das Herz nicht leer und kälter, aber das Gedächtniſs verworrener. Ich hielt den unvollendeten Brief für vollendet, und dachte nun weiter nicht daran eine Pflicht zu erfüllen, die mir eben so süſs, als wichtig ist. Nehmen Sie also diesen meinen ersten Brief, den Vorläufer von mehreren, nicht mit der Kälte an und auf, die er zu verdienen scheint, und stoſsen Sie nicht den Dank von sich zurück, den er Ihnen in meinem Namen für Ihre Gastfreundschaft überbringt. Sollten Sie aber doch wirklich schon einen Brief von mir erhalten haben (denn mir ist's noch immer so) alsdann sei dieser wiederholte Dank nie zu viel, weil ich doch dadurch noch nichts vergelte. Von Berlin aus bis Leipzig hatte ich das traurigste Reisewetter, Tage, die bei weitem schlimmer waren, als jener, an welchem wir durch Berlin architektische Wanderungen anstellten, denn theils hatte ich auſser dem Regen noch Wind, Kälte, Hagel, Schnee, theils auch keinen Bolt zum Reisegesellschafter. Leipzig darf ich Ihnen nicht schildern, Sie sind selbst dort gewesen, kennen die Erkerstadt und ihre reizenden

Environs, besonders das Rosenthal bei Gohlis. Sie sprachen einst davon zu mir mit einem Enthusiasmus, mit welchem man von der Schönheit zu sprechen pflegt. Ich sah das Alles, empfand das Alles, und erinnerte mich Ihrer mehr als einmal. Aber all diese Schönheiten sind schon wieder verschlungen worden durch den Anblick so vieler neuern und gröfsern. Wie ist es möglich, dafs noch so viele schöne Geister in den flachen, märkischen Sandwüsten gedeihen können, wo man überall nichts, als eine häfsliche oder eine kastrirte Natur erblickt. Seitdem ich das Altenburgische und das Erzgebirge hinter mir hatte, seitdem ich auf fränkischem Grund und Boden stand, athmete ich eine schönere Luft, wölbte sich über mir ein lächelnderer Himmel, umringten mich reizendere Landschaften. O Bolt! wären Sie doch hier bei mir gewesen, wie glücklich wären Sie, und ich durch Sie gewesen! — Bei uns suchten wir nach einer malerischen Eiche, hier ist jede Staude unterm und überm Felsstück zeichnenswerth. Die romantischen Ruinen von Berneck auf dem Sonnengipfel eines schroffen Felsen, an dessen unbüschtem Fufs ein Dörfchen oder Städtchen schwebt, wie ein Vogelnest unter Gesträuchen, waren das erste, was ich in dieser Art auf dem fränkischen Boden sah. Denken Sie sich mein schwärmerisches Ich oben unter den Trümmern, auf des Felsens letztem Gipfel! — ich war in diesem Augenblick sinnlos vor Entzücken. Doch davon ein andermal mehr. Meine Zeit ist jetzt so kostbar, dafs ich mit Minuten wuchern mufs, die ich dem Umgang mit

so vielen neuen Bekannten und Bekantinnen absteh'e.

Daſs Abällino in Leipzig mehreremale gegeben, und recht brav gegeben worden sei, wissen Sie gewiſs schon durch Freund Maurer. Aber daſs man mich auch in Bayreuth damit überraschte, können Sie nicht wissen. Der Direktor der hiesigen, neuorganisirten, Königl. privil. Truppe, Quandt, hat den Abällino in Leipzig gesehen, und hier ward er schon studirt, als ich ankam; endlich aufgeführt, ganz im Leipziger Kostüme z. B. Rosamunde im rosenfarbnen Gazekleide, Abällino mit feiner Haut-Maske. Es gefiel — dies Glück hat ihr Pathchen bisher in allen Städten gehabt — gefiel sehr. Zwei Tage darauf stand in der Bayreuther Zeitung ein Lobgedicht auf Abällino's Moralität, und mir namentlich dedicirt. Der Poet ist mir unbekannt bis jetzt, er hat sich M — r. unterzeichnet. Nun nächstens aufs Fichtelgebirge. — Die Beschreibung meines jetzigen Aufenthalts erfahren Sie von Herrn Maurer. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Mutter und Schwester recht herzlich! Und die letzten Worte meines Briefes sind: O Bolt! lieber Bolt, wären Sie bei Ihrem

Zschokke.

Graf Ignaz Potocki und Abbé Piatoli.

Die hier mitgetheilten Briefe des Grafen Potocki sind an seine Tochter Christine, welche sich damals in Hamburg aufhielt, und an Frau von Crayen in Berlin geschrieben. Als der Graf bei der Thronbesteigung des Kaisers Paul seine Freiheit erlangte, eilte er mit seiner geliebten Tochter auf seine Güter. Im ersten Jahr der wiedererlangten Freiheit erkrankte die Tochter; eine in Krakau bereitete Medizin, welche das kranke Mädchen anfänglich mit dem gröfsten Abscheu von sich stiefs, nahm sie endlich dennoch ein, weil ihr Vater knieend vor ihrem Bette darum bat. Der Apotheker hatte ein Versehen gemacht und ein so starkes Gift bereitet, dafs Gräfin Christine sofort einschlief, um nie wieder zu erwachen. Der Vater klagte sich des Mordes seiner Tochter an, verfiel in Trübsinn, seine Kräfte schwanden und nie erhob sich sein Geist wieder zu der alten Stärke und Klarheit.

Nach den Briefen des Grafen Potocki mögen die Briefe des Abbé Piatoli folgen. Piatoli war

ein treuer Freund und steter Begleiter des Grafen und ihm wird vorzüglich die Ausarbeitung der Constitution von 1791 zugeschrieben.

--

n.

Graf Ignaz Potocki an seine Tochter.

Le 9. Decembre 1794.

Ah ma chère que de catastrophe depuis la dernière lettre que je t'ai écrite. C'etait si je ne me trompe quelques jours après la levée du premier siège. Le second a fini par l'assaut de Prague, par le massacre de tous les habitans et d'une grande partie des troupes qui le defendaient, enfin par la capitulation de la municipalité de Varsovie, qui garantit à tous les habitans et citoyens sûreté de leurs personnes et de leurs biens. Je n'ai pas quitté mon poste et jusqu'à la dernière heure j'ai servi ma patrie. Bien du monde s'est inquieté, lorsque pour procurer à l'armée une retraite moins precipitée de Varsovie, je me suis rendu seul au camp Russe pour parlementer. On s'inquiète encore sur mon sort futur, je continue de croire à ma conscience au milieu de mes peines, c'etait une consolation pour moi d'avoir pu penser a la delivrance de notre ami commun. Je ne suis moins occupé de celle de mon frère, et le ..... a parfaitement senti le moral de ce procédé. Il m'a assuré ainsi que B. qu'ils ecriraient à Vienne pour que les nôtres soient remis en liberté, et que l'ami commun y soit compris. Nationaux, etrangers,

Russes, tous me témoignent la plus grand estime, mais j'ignore ce que prononcera sur moi la grande Déesse. Dans cette incertitude ma chère tu ne quitteras pas N. Tes craintes seront mêlées d'espérance, tu penseras que je sais souffrir et que je souffrirai pour la meilleure des causes. Il se peut aussi que nous n'ayons plus de patrie. Tu y gagnera peut-être, car c'est de son amour qu'ont toujours découlés tous les malheurs de ma vie. Je t'embrasse et toute ta société.

Tu feras part de ma lettre à Madame C. à Leipzic. — Elle a le plus grand droit à savoir de mes nouvelles. Le vilain J.. que tu nommais plaisamment le philosophe, a enlevé toute ma caisse le jour de l'assaut de Prague. C'est un perte de 1500 Ducats passés. Je n'en avais que cinq au moment de la grande déroute.

Je t'ai annoncée dans ma dernière que mon sort dépendait de la grande Déesse. Elle vient de le prononcer. Je suis arrêté depuis hier et obligé dès aujourd'hui de faire un voyage pour Petersbourg; je le ferais comodement et en compagnie de deux des nôtres. Aprends je te conjure cette nouvelle d'une manière digne de ton père. La detention en R. est ordinairement accompagnée d'une interruption sévère de toute correspondance. Embrasse bien tendrement de ma part Mlle. J., invoque avec confiance son amitié et je la prie de suivre à ton égard les conseils que lui donnera Madame L. quand même ses conseils auraient quelque chose de contradictoires. Mais tu n'entreprendra aucun voyage avant que les chemins

ne soient rétablis. Console toi ma chère Christine par l'idée du calme parfait que j'ai dans ma situation. Si quelque chose peut troubler ce calme, c'est la crainte d'affliger par mon sort mes amis. Et pourquoi n'auraient-ils pas la morale, la délicate sensibilité, de penser comme moi sur ma destinée? Voilà ce que je leur demande, et ce que j'exige de toi au nom de l'amour paternel. Tu feras parvenir de mes nouvelles comme je les donne à Leipzic. Cette commission doit prouver à la personne, qui en est l'objet plus particulièrement, combien m'est présent l'amitié que je lui dois.

6.

Au dieselbe.

P. le $\frac{8}{19}$ Janvier 1793.

Ma bien aimée! Il m'est permis de t'écrire; quelle consolation pour moi. J'en profite sur le champ. Après que j'ai fait mon voyage jusqu'à Petersbourg sans accident. À mi chemin une tumeur superficielle s'étant manifestée sur mon pied gauche, mais cela ne m'a pas empêché de continuer ma route. J'avais pris des précautions pour que le mal n'empira pas, et grâces aux soins que l'on me donne, mon érésipèle n'aura pas de suites. En général je suis traité ici avec douceur, honnêteté et générosité. Ainsi mon enfant je te conjure de modérer ton chagrin. La raison chez toi ma bonne Amie doit être de toutes les heures. Tu connais ma chère Christine l'intéressant tableau de la charité Romaine? La fille

qui y nourit son père — elle n'a pas du tout (l'air pleureur) le ton pleureur. Milles amitiés à Madame C.; dans des momens d'une trop grande sensibilité grondez vous réciproquement et toujours en mon nom. Que cette lettre soit aussi pour Madame C. N'oublie pas ta petite société et tous ceux qui te soignent. Penser à toi, et lire, remplissent jusqu'à présent mes journées. Tu devine que je pense plus que je ne lis et je t'embrasse bien tendrement même pour cela.

c.

An dieselbe.

St Petersbourg, 23. Janvier 1795.

Ma bien aimée Kryna! J'ai reçu ta lettre à l'adresse de la Comtesse Branicka, tu lui dois de la reconnaissance. Cependant Madame Branicka n'aurait pu nous rendre ce service sans l'agrément de l'Impératrice. Ainsi ton coeur se doit élever jusqu'à elle, et quant à ce devoir tu ne peux mieux le remplir qu'en faisant des voeux pour sa personne. Ayant obtenu en arrivant ici la permission de t'ecrire, j'en ai profité sur le champ.

d.

An dieselbe.

(Dieser Brief ist gleich nach der Befreiung des Grafen, also 1796 geschrieben.)

Enfin ma chère fille ma détention est terminée, grâce en soit rendue à l'Empereur, et ce qui est heureux, honorable et selon mes voeux a un En-

pereur comme Paul premier. Le jour de mon élargissement (trente du passé) ce Prince a poussé la bonté jusque à venir me voir et s'entretenir avec moi près d'une heure. Contre son ordinaire il a donné à cette visite une espèce de solennité, et il s'est rendu chez moi suivi des premières personnes de sa cour, et comme disent les Italiens, *in fiochi*. Mais entré dans ma chambre seul, il a déposé aussitôt l'aspect d'un Souverain et n'a voulu paraître qu'en homme vertueux, sensible, aimant et aimable. Je ne saurai te rendre actuellement tout ce qu'il m'a dit, et cependant chaque mot de sa part est gravé dans mon coeur, et le sera un jour dans le tien. Tu peux juger de la manière dont il s'est énoncé par ces dernières paroles: „Ah que je suis content d'avoir suivi mon propre instinct!" Il m'a parlé de mon frère Stanislas et de ce qu'il nomme des preuves d'amitié qu'il en a reçu. Personne n'a obligé ce Prince dans la moindre chose, sans laisser dans son souvenir une impression ineffaçable; à la lettre il n'a oublié que les injures et les sottises passées. Les formes que l'Empereur respecte l'ont seules obligées de me donner une preuve de sa générosité, avant celle de sa justice, car j'ai reçu au moment où il m'a rendu la liberté le don de milles ames, et le séquestre de mes terres n'est pas encore levé. Je ne pouvais point me refuser absolument à ce don sans manquer à l'opinion, au respect et à la reconnaissance.

Je reviens à ce qui touche beaucoup plus mon coeur. L'Empereur a traité Kosjusko tout aussi généreusement que moi. Ce dernier m'a dit n'ayant

pas de Christine, qu'il s'exile en Amérique. Tous les Polonais sont délivrés sans exception, et le nombre en monte jusqu'à seize mille. Je crois que la suite du règne de ce prince ressemblera au début — et je pense qu'il a fait d'avance le journal de son règne. Les sensations de bonheur que j'éprouve depuis trois jours ont influe sur mes nerfs mais sans aucun accident fâcheux. Ma santé va bien — mes parens et presque tous mes compatriotes ici m'ont témoigné leur sollicitude d'une manière très active, du moment qu'ils ont vus les circonstances probables; mais je dois mon éxistence à Monsieur Sokolnitzki ci-devant officier dans le corps du Génie en Littuanie. Cet ami m'a soigné pendant tous le cours de ma maladie comme tu l'aurais fait, si tu n'étais que mon fils. C'est le même qui a sacrifié deux ans de sa liberté pour partager le triste sort de son ami l'ancien président Zakrzevski Je te conjure ma chère — toi ma soeur (car le nom de belle soeur est faible) mon frère, de menager tous votre santé et de vous conduire de manière que je vous revoie bien portants. Cette lettre est bien longue pour mes forces et pour toutes les distractions auxquelles je suis exposé actuellement.

e.

Graf Potoki an Frau von Crayen.

Le 9. Novembre.

Vous me demandez chère Madame Crayen ce que je pense sur le nouveau traité d'Alliance de la Pologne avec la Russie? Ce n'est ni traité, ni une

alliance: C'est un acte de Vasselage invoqué par Stanislas, et imposé par Catherine. On le dirait adroit lorsqu'on pense à l'inquiétude qu'il donne à la Prusse. Il n'en peut résulter aucun bien pour la Pologne, beaucoup de mal pour les autres. C'est en vérité l'abyme qui a invoqué l'abyme.

f.

Abbé Piatoli an Frau von Crayen.

Dresde le 16. Avril 1794.

Voici, Madame la quatrième fois que je reprends la plûme pour vous écrire. Vous devinez aisément les raisons, qui ont dû la faire tomber de mes mains. La situation de ses amis à Leipzic exigeait une lettre consolante, et j'étais inconsolable moi-même! J'ai lû vôtre dernière lettre à ma bonne amie — et me suis reproché mon silence. — Oui, Madame, il est parti; et son départ nous a tous plongés dans la désolation. Autant sommes nous forcés d'admirer le principe, le motif, et le bût de ce départ, autant le moment, les circonstances et l'aspect de l'ensemble nous font trembler. Cette noble confiance, qui vous a si souvent et si justement allarmée pour lui, a été sans doute la cause inédiate de ce triste évenement. Vous vous rappellez, Madame, sans doute, tout ce que vôtre intérêt pour lui vous a fait dire, et écrire, pour l'éloigner de tout ce qui devait le replonger dans le tourbillon, où il ne fallait rentrer jamais, ou tout autrement. Mille occasions se sont présentées pour traiter par manière de discutation, et comme en abstrait, des

bornes du patriotisme, et des circonstances où il doit préférer l'inaction aux dangers inutiles, et de celles, où l'utilité très-probable du but et la grande possibilité du succès rend la mort préférable. — Mais tout en convenant des principes son âme pénétrée de l'idée que toute oppression poussée trop loin doit élancer un peuple, lorsqu'elle ne l'a pas écrasé, a vû des possibilités où nous ne voyons que des malheurs, et les cris généreux de quelques citoyens l'ont emporté sur la voix de l'amitié calme et réfléchissante. Mirabeau l'a dit: Ce sont les bornes plus ou moins reculées du possible qui constatent la différence entre les hommes! Ah! Madame, ces bornes sont bien reculées chez notre Ami: elles le sont en raison de la force de son esprit, de son imagination riante, et de son patriotisme. J'ai toujours ignoré le véritable état de ses engagemens avec des hommes d'ailleurs respectables, qui ont dû se méfier de ma manière de voir, surtout d'après mes liaisons avec l'homme, qui a si mal défendu sa couronne et sa nation. Je n'ai cependant jamais pû croire, que ces engagemens iraient jusqu'à l'entraîner d'une manière si prompte à reprendre une place sur le vaisseau menacé de toutes parts. Je pouvais m'attendre au contraire, qu'il aurait assez de fermeté pour résister aux impulsions d'un enthousiasme prématuré; qu'il aurait en un mot le courage de paraître timide. C'est peut-être ce courage, qui lui a manqué, et dès le moment — que quelques citoyens ont levé le bouclier, dès le moment, que l'ami, le compagnon de Washington s'est montré,

son cœur n'a pû resister, et son esprit n'a plus trouvé de bornes au possible. C'est, Madame, l'histoire fidèle de ce qui s'est passé chez cet homme incomparable, du moins autant qu'il m'est permis de le deviner par la suite des faits, que je viens de rapprocher dans ma surprise et dans ma tristesse; — dans cet état de choses paraître des derniers — eut été pour lui se rendre coupable de tout le mal qu'on ferait, ou de tout le bien qu'on manquerait, ou qu'on pourrait mal faire. — Vous le connaissez, et vous verrez dans ce récit la vérité simple, et telle, que vos réflexions mêmes, vous l'auront fait saisir. Cependant nous pouvons croire que sa course ne sera pas d'abord une démarche decisive. Il faut espérer, qu'en s'approchant du foyer des événemens il ne s'y jettera pas tête baissée. Il sera à portée de voir, d'observer, et d'apprecier les choses. Et je compte assez sur ses lumières et sur la pureté même de son amour de la patrie, pour m'attendre à le voir s'arrêter, se retirer même, s'il ne résulte de ses remarques qu'une certitude du mal. — La poste part, Madame, lisez je vous prie ce fragment, comme un morceau dicté par l'intérêt le plus vif et le plus sincère pour vous. Mon amie est accablée de peines, et me rappelle tous les tristes pressentimens, qui m'ont fait mettre tant d'opposition au déplacement de notre colonie du séjour de Leipzic.

J'écrirai mieux, et plus en détail une autre fois — si vous trouvez, Madame que je puisse contribuer tant soit peu à vous tranquilliser ainsi que tous nos chers amis à Leipzic.

8.

Abbé Piatoli an dieselbe.

Dresde le 27 Avril 1791.

Le ton qui règne dans vôtre dernière lettre, Madame et les idées sombres dont je vous vois affectée, exigent tous nos soins. Lorsque ceci vous parviendra, une partie de vos inquiétudes aura été dissipée par la lecture des pièces intéressantes que notre bonne amie s'est empressée de vous envoyer. Mais il faut vous mettre à portée d'apprecier d'orenavant par vous même les événemens et la situation de l'homme incomparable, qui fait le sujet de nos regrets et de nos allarmes. Permettez moi toute l'effusion de la confiance. Vous brûlerez ensuite cette lettre, et vous sentirez vous-même l'importance de cette précaution.

En vous disant, Madame, que notre ami a été déterminé à partir par son honneur et son patriotisme, je ne vous ai pas dit, qu'il se soit jetté tête baissée dans le danger, au contraire je vous ai mandé, qu'ayant dû se présenter des premiers aux événemens après la malheureuse époque du Juillet 1792, dont on ne cessait pas de faire retomber en partie sur lui la honte, et les désastres, il a cependant pris ses mesures pour ne point tomber sous le reproche d'avoir commis une étourderie aussi éloignée de son esprit, qu'une lâcheté l'eut été de son caractère. Cela doit vous dire, qu'en se rapprochant du foyer des affaires, il ne s'y est pas plongé de manière à renonçer à toute retraite honorable, en

cas qu'il voie de près l'impossibilité du succès. Je vous prie de vous arrêter sur cette réflexion. Elle calmera votre imagination, et elle vous épargnera toutes les autres inquiétudes, que vous me paraissez avoir. D'ailleurs son rôle ne devant naturellement commencer, qu'à mesure que celui du militaire se développera et prendra de la consistance, il n'est pas à craindre, que sa personne soit exposée, ni que ses opérations le mettent dans un trop grand embarras. — Vous appréhendez, Madame, que ceux, à qui il s'est confié, ne l'abandonnent au moment, où ils trouveront un plus grand avantage dans un autre parti. Autant que je puis conjecturer, je ne vois à qui il aurait pû s'attacher aujourd'hui, si ce n'est à des gens d'honneur, à qui le désespoir, et une ferme détermination de périr ont mis les armes à la main. Ces hommes là seront-ils écrasés, tout est dit pour eux, et leurs adhérens occupés du civil et du politique auront le tems de se sauver: ou l'issue du combat, donnera-t-elle à la politique l'occasion de se déployer? et les têtes appellés par la patrie aux fonctions ministérielles travailleront à l'abri de la force armée, et en proportion de ses succès. Enfin, quelque soit le sort des événemens, pour peu que la nation se prononce et se soutienne, il y aura toujours de quoi s'en tirer avec honneur pour un homme tel que notre ami, tandis que, s'il s'était tenu dans l'inaction, une honte éternelle aurait flétri son nom, et empoisonné sa vie! — Il ne nous a pas consulté — non, Madame, le' pouvait-il prendre conseil d'aucun autre, hors de son cœur, et des circon-

stances? — J'ai été cruellement affligé de son départ; j'en ai été malade. Mais je devais m'avouer à moi-même, qu'à sa place j'en aurait fait autant que lui. Et tout en plaignant mon ami de s'être jetté au milieu des chances, que personne ne pouvait calculer, j'étais forcé d'admirer ses vertus — et de m'en fier pour le reste à sa prudence. Dieu sait si j'aurais bien voulu le suivre, et partager ses travaux et ses dangers! mais mes rapports personnels m'empêchaient d'un côté de me mêler d'un mouvement qui pouvait devenir incopatible avec d'autres devoirs; et m'eussent rendu de l'autre, si non suspect, certainement incapable d'agir avec succès, ou d'inspirer de la confiance. En m'occupant ici de l'objet le plus précieux pour le coeur de mon ami, je garde le poste unique qui puisse me convenir, et me dedomage par la douce satisfaction d'ajouter quelque prix à ce dépot. Quant aux autres qui n'ont pas accompagné le Maréchal vous êtes trop au fait des choses pour ne pas convenir qu'ils l'auraient moins aidé qu'embarassé! —

Il faut que j'ajoute un mot sur l'Américain *). Et c'est aussi pour vous tranquiliser. Cet homme n'a pas le bras seulement. Il a des grandes qualités d'âme; et là, où il sent son infériorité, il sait se deferer à ceux qui sont, ou qui lui semblent dignes de son estime.

Pistoli.

---

*) Kosciusko.

16.

Abbé Piatoli an dieselbe.

Dresde, 1 4 Mai 1791

Condamne. Madame, a travailler toujours a bâton rompu, je n'ai pû que vous envoyer des fragmens. — Me voilà qui reprend la plûme dans un moment libre. Il est a vous ce moment! Votre cœur y a tous les droits.

Je vous parlais dans ma dernière phrase du chef qui fait aujourd'hui l'espoir de ses concitoyens. Cet homme, pour autant que j'en sais, a été forcé par son honneur, et par le cri de tous ses frères d'armes de se mettre à la tête d'une entreprise, qui aurait commencé sans lui; mais qui très-probablement aurait été très-mal conduite. Ses amis, et les meilleurs citoyens ont senti, qu'il n'auraient pû se tenir dans l'inaction sans exposer son honneur, et, qui pis est, sans trahir la patrie, qu'ils étaient accusés d'ailleurs d'avoir abandonnée il y a deux ans. Voilà en deux mots ce qui a déterminé certains individus a se montrer sur un theatre si périlleux. L'esprit public bien prononcé, le désespoir general, l'enthousiasme de la vengeance ont tenu lieu de preparatifs, et de conspiration. Vous dites, que cela même ajoute a vos frayeurs. D'accord, Madame. Mais il n'en est pas moins vrai, que dans les circonstances, nos amis etaient assez sacrifié entre l'infamie, et la mort. Et y aurait il a choisir? De grâce, que votre imagination n'aille se forger des malheurs, qui n'existent pas. Un grand peuple va

se mettre en armes pour défendre ses foyers, et ses droits les plus chéris. Des ennemis puissants vont le combattre. Le choc sera terrible; et les chances très douteuses. Cependant pour peu que la nation se soutienne — l'issue n'en sera qu'honorable pour les particuliers. Car enfin le mal n'est pas certain; et quand il le serait, les individus n'en seront pas tous les victimes. En mettant les choses au pis, mille ressources restent encore au patriotisme, qui trouvent grâce auprès des rivaux, et qui obtiennent l'admiration des ames honnêtes. Personne de notre colonie, que je sache, ne viendra cette fois-ci à l'affaire; hors notre petit peloton de Carlsbad, qui passera certainement par Leipsic. Ce sera alors, Madame, que vous aurez là-dessus tous les éclaircissemens consolants, dont je vous prie de faire usage d'avance sur ma parole. Vous aurez aussi des réponses plus positives sur la demande importante que vous nous faites: Reverra-t-elle son père? Pourquoi pas? C'est pour le moment tout ce qu'il nous est permis de vous dire, et ce que vous vous direz à vous-même. Des raisons bien fortes m'engagent à le croire; et telle chose qui arrive, je n'en vois aucune d'assez forte pour craindre le contraire. Je sais, Madame, que nous sommes malheureusement porté par une sorte de penchant irrésistible à trembler pour le danger de ce qu'on aime. Et c'est précisément ce qui me rassure. Car, malgré les exagérations de la crainte, rien ne s'offre à mon esprit, qui donne tant soit peu de solidité à nos alarmes. Ah! Madame! L'imagination est un présent

inappreciable de la nature. Mais ce present devient funeste, si la main sage de la raison ne borne son vol, et ne la retient dans les limites du vrai! Est-ce à vous, que je devrais rappeller que le coeur est un juge tres-suspect surtout de l'avenir. Le voile sombre, qui couvre les evénemens du lendemain est inaccessible au sentiment; et à peine la raison calme, et le calcul de la meditation la plus soutenue peuvent enlever un coin. En un mot le sentiment agit. L'esprit compare et prévoit. Me parlerez-vous de pressentiment? Je ne le crois pas. C'est un fantôme que la joie ou la douleur extrême se forgent en reflechissant sur l'objet, qui nous rejouit, ou nous accable. C'est l'ombre qui vous précède, ou vous suit, selon le point d'ou vous éclaire un rayon. Les anciens y croyaient plus, que nous: mais les anciens croyaient à bien des choses, qui font rire aujourd'hui nos enfans; et quelque grand que fût Cesar, quoique admirable que fut le peuple Romain, ils croyaient aux rêves, ils suivaient les augures, tandis qu'ils savaient à peu près mepriser les oracles. — Oui, Madame, si nous consultons la raison, tout nous porte à esperer, que nous le reverrons. Cela est d'autant plus vrai aujourd'hui, que l'insurrection de quelques citoyens courageux vient de prendre un caractère national, et qu'on ne pourra jamais plus attaquer les individus dès ce moment, que la totalité, son Roi à la tête, se sera prononcée. — D'ailleurs ne voulez vous pas compter pour quelques choses les evénemens? Le cercle de ces derniers est immense; et c'est là, ou le raisonne-

ment le plus calme et le plus sévère trouve toujours de quoi modérer sa joie, ou soutenir son courage. C'est là la borne entre la folle espérance, et le découragement. Je devrais aussi vous dire quelques mots, Madame, sur l'imputation, qu'on fait aux Polonais d'imiter les Français. Croyez que rien n'est plus injuste, que cette accusation. Vous l'aurez vû par les papiers autentiques, que ma bonne amie et la vôtre a dû vous confier. L'acte de l'insurrection n'est qu'un manifeste contre l'oppression étrangère: et son but est de relever le Gouvernement depuis, non pas de le combattre. Le Tribunal qu'on se plait à appeller révolutionaire, n'est que le jugement de la confederation, que toute association pareille en Pologne est obligée d'établir, pour suppléer les pouvoirs publics, qui sont suspendus, durant l'état de crise. Ce jugement est local dans les Palatinats, et il y en a un suprême pour les cas d'appellations. La confédération de Targowiez formée par la grande Caterine en a fait autant, sans que personne se soit avisé de l'accuser de Gallicisme. — Les mots liberté et nation étaient familiers aux Polonais avant que la France eut songé à s'en servir; et les bonnets rouges sont très communs depuis des siecles en Pologne parmi les citoyens, et ils sont même d'uniforme pour plusieurs regimens. — Que cela serve à vous calmer, Madame; et surtout rappellez vous, qu'on nous a taxé de Jacobinisme, lors même, que nous étions les victimes du système monarchique, et qu'on avait crée une confédération à Targowiez pour détruire ce système. — Trêves de ces

objets, qui sont tous hors de vous, ou plutôt au dela de vous.

Croyez toujours a l'amitie la plus vraie d'un homme, qui vous est devoue autant qu'il vous estime.

Pistoli.

4.

Abbe Pistoli an dieselbe.

Prague, le 9 Juillet 1797.

Tout, hors ma mauvaise étoile, Madame, a repondu aux soins de votre bienfaisante amitie. L'illustre voyageur, qui veut bien vous remettre ce billet, avait pris d'assez loin ses mesures pour seconder votre tendre interêt à ma faveur. Vous saurez par une autre voie ce qui m'a fait manquer le bonheur que vous m'aviez prepare. Ne craignez pas des lamentations. La bizarre combinaison des circonstances dont je suis la victime depuis trois ans, m'a accoûtumé a regarder ce qui m'arrive, comme une parcelle de la grande masse d'evenemens, qui rendront si singulière a jamais l'histoire de ce bout de siecle. N'attendez pas non plus de remercimens, ni que je vous prie d'en faire de ma part. Ma reconnaissance est si pure, et si profondement sentie, que pas une des langues connues n'aurait des mots pour l'exprimer. Pourquoi la philosophie de Kant, qui a paru prendre un essor si sublime vers l'idéal, est-elle tombée entre les mains de ravaudeurs très médiocres? si elle etait au point, où l'on doit esperer que quelques génies la porteront un jour, nous

aurions peut-être des formes transcendantes pour rendre les sentimens du plus haut degré, à peu près comme on a des phrases algébriques. Malheureusement nous sommes bien loin encore de ce point. — Vous aimable, intéressante Madame — vous avez dans vos regards, dans vos traits, dans le son de votre charmante voix un langage, qui est au dessus de toute la philosophie présente et à venir. Employez en ma faveur cette éloquence qui vous est si propre; et mes sentimens s'embelliront par vous, et seront agrées par le protecteur éclairé des talens et du goût.

En vérité, Madame, n'y a-t-il pas une sorte d'acharnement dans la destinée qui me poursuit? Par le motif qui vous a engagée à me procurer des instans si précieux, jugez de ce qu'il en a dû coûter à mon coeur de les perdre. Vous — mais ne me voilà-t-il pas sur le ton d'une jérémiade? — La paix, qui est, dit-on, définitivement conclue, ne m'a apporté jusqu'ici, que des avantages philantropiques. On m'a fait comprendre, que mon élargissement est remis à la publication. Et si mon guignon voulait qu'on ne la fit pas, cette publication? ou si on la différait d'une année, comme on a tant d'exemples? Après avoir vû passer inutilement pour moi les époques, qui m'avaient été fixées d'avance, et officiellement, que dois-je espérer de cette dernière qui sera très-lente dans sa marche, et trop vague pour y compter. Les compagnons d'Enée voyaient l'Italie s'enfuir devant eux à mesure qu'ils en approchaient: c'est ainsi que m'échappe ma liberté — mais ceux-là

etaient persécutés par la haineuse Junon, et Junon etait immortelle. La Mienne n'est plus; elle a passé comme une météore!

Un nouveau trait de bienfaisance, que je vous dois aussi sans doute, et dont je suis pénétré, pourrait ranimer mon espoir, si le Ministre, qu'on a engagé de parler pour moi à Vienne, savait où s'adresser. — Helas! Je vois d'ici quatre endroits. Dans le premier ce n'est que du phosphore; dans le second que de la glace; dans le troisième, de la fumée; et dans le quatrième, du bourbier. — Vous étudierez ceci, comme vous cherchiez jadis à vous rappeller les noms des quatre chevaux du soleil! Adieu, amie incomparable. Si l'on vous donne quelques renseignemens sur les suites des sollicitations, que le Ministre, dont j'ai parlé, a promis de faire, veuillez en instruire ma bonne amie. Ce serait beaucoup de gagné, si du moins on parvenait à savoir la cause pour la quelle on retient un otage polonais, apres qu'il n'y a plus de Pologne? — Cette cause n'est assurement pas parmi celles, qu'on donne ordinairement aux detentions, puisque j'ai l'assurance la plus formelle, que le Gouvernement n'a rien contre moi. Cela ne pourrait-il piquer la curiosité de l'homme le plus indolent? Si vous faites cette découverte, Madame, je vous promets une place entre Newton et le Colombe. — Imaginez de vingt placets, que j'ai donné, d'autant de lettres, que j'ai ecrites à V., je suis encore à savoir, si on en a lû une seule. Enfin ajoutez ce bienfait à tant d'autres. Voyez, s'il est possible

d'eclaircir ce mystère. Fût-il le plus desagréable pour moi, je préfererais de l'apprendre a l'ignorance où je suis. — Ceci tient à mon caractère, vous le savez, et à mon amour pour la justice. Si l'on me dit: tu est là, parce qu'on t'a noirci de telle ou telle manière; je répondrais: on se trompe; mais on est conséquent. On a pû croire une calomnie et dès qu'on la croit, ce qui m'arrive est expliqué. Vous rappellez-vous ce philosophe qui se jetta dans l'Euripe, parce qu'il n'en pouvait pas expliquer le flux et le reflux? Hé bien, l'impossibilité de m'expliquer, moi, mon inconcevable captivité, a manqué me tourner la tête deux ou trois fois tout de bon.— J'oublie que j'abÿme la vôtre à force de bavarder. Adieu donc encore une fois. — Gare d'un homme qui n'a qu'une affaire! Toujours à vous dans toute l'effusion de mon ame. —

Pintell.

P. S. On m'assure, que ma liberté dépend exclusivement, et uniquement de la personne de M. le Baron de Thugut!

August Neidhard, Graf von Gneisenau.

Für einen künftigen Biographen des Feldmarschalls Grafen von Gneisenau werden die hier folgenden Briefe desselben gewifs von sehr hohem Interesse sein; — sie führen uns, besonders der erste Brief — zu Lebensperioden des ausgezeichneten Mannes, welche zu den bedeutungsvollsten seines Lebens gehören, und aufserdem gewährt die Gefühlsweise desselben einen wohlthuenden Eindruck.

Adam George Friedrich von Horn, an den die Briefe gerichtet, war am 19. September 1772 zu Reetz in der Neumark geboren; derselbe gehört zu den bedeutenden Charakteren der vielbewegten Zeit von 1807 – 1815, und verdient in jeder Beziehung eine ausführlichere Erwähnung, welche mit um so gröfserer Genauigkeit hier gegeben werden kann, da durch die gütige Mittheilung des Schwiegersohns von Horn, des Hauptmanns von Griesheim, der Herausgeber die Lebensverhältnisse desselben kennen gelernt hat, und überdies diese Gele-

genheit auch gern benutzen will, um dem trefflichen heimgegangenen Freunde ein Wort der Erinnerung zu weihen.

Horn trat — wie uns Herr von Griesheim mittheilt — jung in das Regiment, welches 1806 den Namen von Treskow führte und in Danzig in Garnison stand. Er avancirte in diesem Regimente im Jahre 1802 zum Premier-Lieutenant und wurde 1806 als Adjutant zu dem Herzog Eugen von Würtemberg kommandirt, der das Reserve-Corps befehligte, zu welchem auch das Regiment von Treskow gehörte. In dem Gefecht bei Halle am 17. October erhielt von Horn einen Schuss durch den linken Arm; kaum hatte er sich denselben an der Schärpe befestigen lassen, als eine Kartätschkugel die linke Hand zerschmetterte und in den Unterleib eindrang. Der Schwerverwundete wurde aus dem Gefecht und nach Magdeburg gebracht. Hier kam er in Folge der unglücklichen Kapitulation in feindliche Gefangenschaft, wurde jedoch auf sein Ehrenwort entlassen, da er des Zustandes seiner Wunden wegen nicht zu transportiren war. Nach erfolgter Wiederherstellung begab sich von Horn nach Berlin, trat hier in den Tugendbund und stand bald mit den ausgezeichnetsten Männern in nahen Beziehungen, von welchen hier nur Justus Gruner, Schleiermacher, v. Gneisenau, E. Moritz Arndt, v. Clausewitz, v. Chazot, v. Stein, v. Scharnhorst genannt werden mögen. Hafs gegen den Unterdrücker, Thatkraft, Durst nach Befreiung von dem fremden Joche waren die Bande,

welche damals schnell die edelsten Geister in Wechselbeziehung setzten; von Horn gehörte ihnen ganz an, kräftig an Geist wie an Körper, gebildet, mehrerer Sprachen kundig, kühn und unternehmend wurde er zu Gefahr bringenden Geschäften und Aufträgen des Bundes gebraucht. Im Jahre 1811 ernannte den bis dahin noch nicht wieder Angestellten, der König in Anerkennung der im Jahre 1806 bewiesenen Tüchtigkeit zum Hauptmann von der Armee, mit der Zusicherung baldiger Wiederanstellung; als diese im Jahre 1812 jedoch noch nicht in Erfüllung gegangen war, ging von Horn über Dänemark und Schweden nach Petersburg, wo er nach vielfachen Drangsalen im August anlangte, und sehr bald bei der eben in der Formation begriffenen russisch-deutschen Legion, als Kommandeur des Jäger-Corps die gewünschte Anstellung fand. Er machte in der Legion die Feldzüge von 1812, 13, 14 und 15 mit, zeichnete sich mehrfach aus, avancirte zum Major, zum Oberstlieutenant und Kommandeur eines Bataillons im 2ten Regiment der Legion. Im Jahre 1814 trat er mit demselben in den preußischen Dienst zurück und ward am 31. October 1815 zum Bataillons-Kommandeur im sechsten Kurmärkschen Landwehr-Regiment ernannt. Er erlag am 16. Januar 1832 einem Nervenübel, welches sich schon früher in Folge seiner vielfach schweren Verwundungen ausgebildet, und gegen welches jede ärztliche Hülfe fruchtlos war; sein kräftiger Körper kämpfte noch Jahre lang, nachdem der edle Geist der Krankheit schon erlegen. Die Briefe von Gneisenau,

und E. Moritz Arndt geben das schönste Zeugnifs, wie hoch von Horn in der Achtung seiner ausgezeichneten Zeitgenossen stand!

London, d. 15ten Januar 1813.

Mein theurer Freund.

Sie sind in Rufsland, Sie wissen wo ich bin, und Sie haben mir noch nicht ein einzigesmal geschrieben! Mir, von dem Sie wissen, dafs ich Ihnen so herzlich ergeben bin. Fast fürchte ich, dafs Sie an mir irre geworden sind. Ich will Ihnen die Gründe sagen, warum ich dieses fürchte.

Gibson, in der Unwissenheit, welche Geschäfte ich hier betreibe und wie ich sie betreibe und wie man mich mit Ungewifsheit der Entscheidung peinigt, dringt sehr in mich, für die Legion zu wirken, und sagt an einer Stelle seines Briefes, die Legion fange an das Vertrauen zu mir zu verlieren. Dafs dieses bei Chazot, Clausewitz, Goltz u. s. w. nicht der Fall sei, weifs ich, indem sie meine Schritte kennen und von meinen fallenden und steigenden Hoffnungen jedesmal unterrichtet worden sind. Aber ich habe den Verdacht, dafs Sie eine solche Aeufserung gegen ihn gethan haben und wenn ich mich nicht irre, so habe ich Ursache, darüber bekümmert zu sein, indem gerade Sie einer der Wenigen sind die von der Natur meiner Thätigkeit und von meinen Gesinnungen unterrichtet sind. Lassen Sie sich daher sagen, dafs ich, obgleich ich mit Hinder-

nissen und selbst Demüthigungen zu kämpfen hatte, obgleich ich sogar in manchen Zeiträumen fast gänzlich hoffnungslos war, ich dennoch nie aufgehört habe für die gute Sache zu wirken, und das zwar blofs aus Pflichtgefühl, um mir Nichts, wenn Alles mifslungen wäre, vorzuwerfen zu haben. Hätte mich dieses Gefühl nicht gehalten, so hätte mich meine Empfindlichkeit längst vermocht nach Spanien zu gehen. Die Beharrlichkeit der russischen Armee und des russischen Volks hat endlich gesiegt; ohne diesen Sieg wäre dennoch mein Bestreben vergeblich gewesen. Auf den Frieden hatte Bonaparte gerechnet, auf den in der feindlichen Hauptstadt zu erzwingenden Frieden. Er hat fehlgerechnet, und hierin, in diesem Rechnungsfehler liegt allein die Veranlassung unserer neuauflebenden Hoffnungen; ohne diesen Rechnungsfehler hätten wir alle das stürzende Gebäude nicht halten können. Eine Trümmer nach der Andern hätte uns begraben. Aber obgleich unsere Hoffnungen an einem so schwachen Faden hingen, so arbeitete ich dennoch auf die Möglichkeit, dafs es anders werden könne, hin. Diese Möglichkeit hat sich nun in Wirklichkeit verwandelt, und dennoch, werden Sie es glauben? sind wir darum nur um ein Weniges hier fortgerückt.

Diese ungeheuren Erfolge der Russen sie sind nicht hinreichend, um die Furchtsamen, die Unentschlossenen, auf Inseln und auf dem Kontinent aus ihrem Geisterstupor zu wecken. Von hier aus wird kaum etwas Anderes geschehen, als dafs man die Legion in Sold nimmt und sich damit an die schwe-

dische Armee lehnt. Die Mächte des Kontinents unter französischem Einfluſs werden sich nicht entschlieſsen, sich eher öffentlich zu erklären, bevor nicht russische Armeen weit in ihr Gebiet vorgerückt sind. Nur noch eine Aussicht bleibt uns übrig, von der ich hier nicht reden will und auch selbst nicht hinreichend reden kann, da wir seit langer, langer Zeit ohne Nachrichten von jenseits sind, ausgenommen diejenigen, die uns von der französischen Küste zukommen. Es fehlen uns jetzt sieben russische und sechs schwedische Felleisen.

Die Uebernahme der Kosten des Soldes (auf deutschem Fuſs) der Legion und ihre Ausrüstung sind endlich von der brittischen Regierung beschlossen worden; die Legion bleibt dabei in russischem Dienst. Dieses hilft zwar der Legion aus ihren augenblicklichen Verlegenheiten, ist aber nur eine Halbmaasregel. Mein Plan war nach einem gröſseren Maasstabe zugeschnitten, aber die Umstände sind dem nicht günstig. Man führt den Krieg hier nur stückweise.

Lassen Sie bald etwas von sich hören, und glauben Sie an die Unverbrüchlichkeit meiner Gesinnungen gegen Sie. Gott befohlen.

N. von Gneisenau.

b. †

Höchst bei Frankfurt a. M., d. 4ten December 1813

Mein lieber Horn.

Fast werden Sie die Züge dieser Hand nicht mehr erkennen, so lange habe ich Ihnen nicht ge-

schrieben. Ich rechne auf Ihre Nachsicht. Ich bin deswegen nicht weniger von treuer Theilnahme an dem was Ihnen begegnet erfüllt gewesen. — Als Sie Berlin früher als Sie von mir Nachricht erhielten, verliefsen, da wichen Sie von der mit Ihnen verabredeten Bestimmung ab, dieses nicht zu thun, bevor Sie nicht einen Wink von mir erhalten würden. Diese Ihre Ungeduld, bald in den Kampf zu kommen, so viel Ehre Sie Ihnen bringt, hat Sie gerade davon entfernt gehalten. Wer kann indessen die Ereignisse so genau vorher berechnen. Damals waren Ihre Schritte bestimmter als die meinigen es schienen, und hätte nicht Napoleons Vermessenheit und Mangel an Vorsicht seine ganze Armee untergehen lassen, und wäre folglich dadurch das Kriegstheater an die Düna und den Dnieper versetzt worden, so kamen hinwiederum Sie früher zum Kampf als ich.

Einer mündlichen Unterredung sei die Erzählung meiner damaligen Schicksale vorbehalten. Ich übernahm damals leider eine Mission, deren Erfolg ich zeither verwünscht habe. Was damals ein grofser Gewinn schien, ist seitdem eine Last geworden.

Mit tiefer Betrübnifs erfüllt mich noch immer der Tod unseres Chazots. Könnten Sie die Briefe lesen, worin er mit hoher Zuversicht hinter Moskau die Morgenröthe des neuen Tages ankündigte! Er erblickte sie noch, aber nicht das volle Werden des Tages.

Geben Sie mir Nachricht von sich; noch besser besuchen Sie mich, wenn Sie in unsere Nähe

kommen, wovon ich eine Ahndung habe. Ich hoffe dafs Sie bald von Ihren Feinden den Dänen werden befreit werden und dann dem Rheine zueilen sollen. — Mit hochachtungsvoller Freundschaft

Ihr treuergebener

N. v. Gneisenau.

Fritz Dohna tausend Grüfse. Der arme Scharnhorst konnte auch die Früchte, die er gepflanzt hatte, nicht geniefsen.

e. †

Teplitz, d. 24sten September 1816.

Sie wollen, mein lieber Horn, nicht zürnen, dafs ich Ihre letztere Zuschrift erst jetzt beantworte und mich mit dem Verbot der hiesigen und Carlsbader Aerzte entschuldige, weder zu schreiben noch zu denken, welches Letztere von den Eingebornen besonders sehr willig beobachtet wird. Das Erstere soll den Augen schaden, das Zweite den unfähigen Ministern.

Herr Geheimer Staats-Rath von Stägemann hat mir die Ehre erwiesen, mir die neueste Ausgabe seiner Gedichte zu übersenden, ich habe dafür gedankt und dabei bemerkt, dafs ich die Gedanken der Urschrift einiger Gedichte vermisse, die Herr von Stägemann entweder weggelassen oder gemildert wiedergegeben hat. Ich weifs nicht ob ich Recht habe. Zu meiner Verwunderung sind diese vortrefflichen Gedichte hier zu Lande, selbst von den Gebildeten, noch gar nicht gekannt.

Der Stand der Erkenntnifs des Guten und Bö-

sen ist überhaupt hier noch gar sehr tief. Wie müssen wir uns Glück wünschen, dafs wir bei uns daheim, mit nur wenigen Ausnahmen, überall eine, wenigstens leidlich gebildete Gesellschaft zusammenbringen können und dürfen wir auch nicht alles drucken lassen, so können wir doch wenigstens reden was wir wollen. Hier ist Finsternifs noch überall und wenn auch einige Wenige in die Region des Lichtes auftauchen, so gebrauchen sie ihre Kräfte, ihres leiblichen Bestens wegen, nur dazu, um die andern in der Region der Finsternifs nieder zu halten. Wie so ganz anders ist es bei uns, wo Kenntnisse und ein feiner Geist der Untersuchung in allen Dingen sich regen.

Wie leben Sie? Was denken Sie? Was hoffen Sie? Was treiben Sie? Es wird mir erfreulich sein, dies von Ihnen zu vernehmen. Lassen Sie daher etwas von sich hören. Sie wollen mich Ihrer Gemahlin ergebenst empfehlen und die Versicherung meiner alten hochachtungsvollen Freundschaft annehmen. Gott befohlen!

N. v. Gneisenau.

Ernst Moritz Arndt.

Wieviel und wie kräftig E. M. Arndt in der Zeit der Erhebung des preufsischen — des deutschen Volks gegen den mächtigen Eroberer gewirkt, wird von seinen Zeitgenossen gewifs nie verkannt, nie vergessen werden. Arndt hat durch sein lebendiges Wort und durch seine kühne Schrift im grofsen Kampfe sich treu bewährt; zur Verständnifs seiner damaligen Gesinnungen, ja zur Verständnifs des ganzen Mannes können seine Briefe an von Horn (siehe Seite 215) wohl als bedeutungsvoll bezeichnet werden; es mögen einige derselben hier folgen.

a. †

An den Major v. Horn in der russisch-deutschen Legion.

Petersburg, d. 22sten August 1812.

Tausend Dank, theurer Freund, für Ihren herzlichen Brief und die freundliche Erinnerung.

Ich bin noch zu jung hier, als dafs ich Ihnen

Ihre Fragen recht beantworten könnte und Ihren Wünschen und Hoffnungen den rechten Balsam auflegen; ich kann mir auch wohl denken, wie Ihnen in der einsamen Unthätigkeit und Lahmheit, die Sie sehen und worin Sie leben, die fröhlichsten Aussichten und grünsten Hoffnungen oft grau werden müssen. Das erscheint aus allem, es ist kein rechter Trieb nach Zusammenhang in dem Ganzen, was die deutsche Legion betrifft, aber ich glaube nicht, dafs russischer böser Wille oder hinterrückische und eigensüchtige Absichten mit im Spiele sind. Ich hoffe, Gneisenau wird mit dem englischen Gesandten Lord Cathcart kommen und Geld und Kraft mitbringen. Nimmt England uns an und sorgt für den rechten Nerv und leitet ein feuriger und energischer Mann die Bildung und Zusammensetzung, so wird es rascher gehen und eine ganz andere Gestalt gewinnen.

Freilich wär' es das Wünschenswertheste, wenn nur gegen die Mitte Oktobers ein fünf bis sechstausend Mann fertig sein könnten, die Russen eben so viele zupacken, und diese dann auf das geschwindeste nach Teutschland gebracht würden, wo es gährt. Ich zweifle nicht, dafs, nach einigen kühnen Thaten und mit der gegebenen Zeit von nur sechs Wochen, wenn die Führung und Leitung in die rechten Hände kommt und die Mittel, die zu Gebote stehen, recht gebraucht werden, und man vor den grofsen Revolutionären nicht zittert, binnen Kurzem aus diesem Häuflein ein stolzes und stattliches Heer erwachsen würde, das dem Drachen von hin-

ten in den Schwanz beifsen könnte, wo er allein getödtet werden kann. Ich glaube wirklich sein grofses Schicksal ist nahe; aber aus uns kann nichts werden ohne einen grofsen Aufstand und eine stattliche und nationale Bewaffnung, wodurch die Freunde uns vertrauen, die Feinde und Neider uns nichts anhaben dürfen, und wodurch unser feiges und verrätherisches Gesindel allein gezüchtigt und unser weichliches und weibisches allein gehindert werden kann den alten teutschen Dreck wieder herzustellen.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und besänftigen Ihre und Ihrer Freunde alle Ungeduld. Ich hoffe, diesmal werden wir nicht getäuscht werden. Ihr

E. M. Arndt.

b. †

Petersburg, d. 30sten Oktober 1812.

Anbei, lieber Freund, zwanzig Exemplare Katechismus. Ich wünsche dafs er Früchte trage. Der alte Herzog*) hat ihn viel zu wild gefunden und zu revolutionair. Das wundert mich nicht; aber das wundert und ärgert mich bisweilen bis in die tiefste Seele, dafs die meisten Menschen noch immer voll halben Wahns sind und mit versteckter Liebe und der wie der Ochs zur alten Krippe gehenden Gewohnheit immer wieder zu, dem alten nichtigen Dreck zurückrollen. Wenn ich nicht wüfste, dafs für das Volk gearbeitet werden mufs und dafs das Volk endlich durchschlagen und wegtreiben wird.

*) Herzog Peter von Oldenburg.

wohin man nicht will, so möchte ich oft daran gehen, wo die Dummheit und Halbheit weder gesehen noch gehört wird. Die neuesten Sachen haben Euch ohne Zweifel erfreut. Das kann zu vielem Guten führen. Die faule Ruhe, worin die meisten sich niederzusetzen meinen, wann der Teufel fällt, wird ihnen nicht werden; auch mögen sie ihre sanguinischen Hoffnungen wegen seines Falls noch ein wenig turnen; es geht so geschwind nicht.

Unser Chazot ist hier, zuerst etwas kränklich, jetzt gottlob besser, die alte redliche und biedere Seele wie immer. Auch Boyen und Dohna Scharnhorstianus sind gekommen.

Gehabt Euch wohl und behaltet lieb Euern

E. M. Arndt.

Grüfset Münchhausen.

e. †

Petersburg, d. 20sten November 1812.

Dank, herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Euren lieben Brief, auch für die Einlage Dank! am meisten Dank für das treue menschliche Herz, das Euch zum Schreiben brachte. Euren trefflichen Brief an St. (Stein) kann ich ihm nicht geben, werde aber den Inhalt erzählen, und werde Münchhausen auftragen, dafs und wie er mit St. sprechen soll. Der Alte ist zu heftig und oft schon zu ergrimmt und ungeduldig, als dafs ich dies Oel, was Ihr bereitet, so in ihn giefsen könnte. Es ist ein Unglück, Waisenkind zu seyn, das gröfste, an seinem Volke verwaist zu seyn. Nur wo das eigene Volk ist, da

treibt Lob und Tadel die Menschen, wie der Hammer den Nagel; hier verlieren sich auch die Besseren in Nebendingen und Nebenleidenschaften und Wohllust, wo es Noth thäte, dafs nur ein Trieb in allen glühte. Das erfahre ich nicht heute zuerst, dafs es wenige Teutsche giebt, die ganz in Einem zu leben verstehen; weil die jämmerlichen Franzosen das können, darum sind sie unsere Meister, und bis jetzt leider noch mit Recht. Es mufs noch ganz anders werden, es müssen noch ganz andere Menschen aus unserer Mitte heraus, wenn das teutsche Volk seinen verlorenen Gott wieder erkennen und sein Heil wieder gewinnen soll. Wenn England uns nur erst hätte! es wird uns gewifs nehmen; aber die diplomatische Langsamkeit und Dummheit ist des Teufels.

Gott erhalte Euch! Ich weifs Euch nicht mehr zu schreiben. Ich sehe recht gut, wie es steht, und sehe leider, dafs wenige Menschen so warme und reine Gesinnung haben, dafs sie die lebendigste äufsere Thätigkeit haben, ohne welche man auf Erden nichts ausrichtet.

E. M. Arndt.

Ich habe nichts Euch zu schicken; bald vielleicht. Hier darf Weniges durch die Presse laufen, kaum durch die Lippen. Stark grüfst und sagt ihm, ich schreibe ihm nicht, weil er mir, als hierher kommend, vorbeireisen könnte.

d.

St. Petersburg, d. 1sten December 1812.

Vieles könnte ich Euch sagen und klagen, und will's Euch nicht klagen noch sagen. Ich sage Euch, lieber Freund, das Eine, die Menschen müssen anders werden, oder vielmehr zum grofsen Werk mufs ein anderes jüngeres und geistvolleres Geschlecht kommen, das nur das Eine sieht. Ich klage damit weder unsere älteren noch neueren Freunde an, begreife aber von Tage zu Tage mehr, dafs nur aus einem Wirbelwind des Volks, aus reiner Freundlichkeit, Frömmigkeit und Begeisterung für Freiheit das Heil kommen kann; und dafs ein dunkles Gefühl von Hafs, eine gewisse angeborne teutsche Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit nichts erklecken wird. Ihr meint, ich soll schelten und drein hauen — wozu? Sie haben (wenigstens die meisten) in petto, künftiges oder wenigstens nachleuchtiges Jahr (nach dem zerstörten Bonaparte) wieder in Ruhe zu kommen. und wenn ich Ihnen sage, es sei ein Glück, dafs der B. wenigstens für seine Person entrinnt, es sei nothwendig, wenn wir frei und tüchtig werden wollen, dafs wir uns noch fünf Jahre oder länger mit der blutigen Elle gegen die Franzosen messen. so sehe ich in den meisten Gesichtern ein dummes oder ein erschrockenes Erstaunen — das habe ich auch lange gelernt, dafs Menschen die im fünf und dreifsigsten und fünf und vierzigsten Jahre nicht durchaus rein und edel sind, es nachher nicht mehr werden. Menschenstimme ermahnt solche nicht, nur das Unglück ermahnt sie. Mein Trost ist, dafs

die Noth und Gewalt der Zeit alles herbeiführen und den Dreck abspülen wird: die Jüngsten werden befehlen müssen, die Alten sind meist in Egoismus oder Pedanterie, die böseste Nichtigkeit, versunken. Und doch soll das ganze Leben drein gesetzt werden und nur ein Flammen-Wirbelwind des vollsten Herzens kann Heil und Rettung bringen. Dafs Ihr schweigen sollt, habe ich mit nichten sagen wollen; auch habe ich Stein *) Euren Brief mündlich bestellt; bei seiner Heftigkeit und damals sehr gereizten Erbitterung durfte ich nicht anders. Stein ist kein Soldat, und deswegen kann er bei dem besten Willen in dieser Sache nicht mehr. Das ist das Unglück, dafs kein Haupt da ist, das von Natur Haupt seyn kann: ein eigenes Unglück. Chasot war durch Alter, durch Rang, durch Geburt, durch Leichtigkeit mit den hiesigen Grofsen französisch zu leben dazu berufen. Warum hat ers nicht übernommen? weil er nicht kann; nicht der edle Ehrgeiz und Stolz zu befehlen, nicht die unermüdliche Thätigkeit und Liebe zu Menschen und Männern, welche diese Zeit verlangt — er hat nicht den treuen und redlichen Sinn, aber den Stahl der Männerseele hat er verloren: die Weiber haben ihn verdorben, wie die meisten Zeitgenossen. Sonst hätte er wohl fühlen müssen, dafs er hier bleiben, General-Major werden, die Elenden ausmärzen, die Rechten erheben, um vier Uhr aufstehen und um zwölf sich niederlegen mufste, für die grofse Sache und nichts anders den-

*) Der Minister Freiherr vom Stein.

ken und träumen. Ich habe jetzt hier einen Tyroler, der heim zieht, das ist ein anderer Kerl — da ist der volle Mensch und Mann und die volle Liebe. Ich habe halb und halb einen Entschluſs genommen — ich werde auch Soldat (hier darf ich nicht unter Euch fahren, weil schlaue Dummköpfe die meinen: ich wolle in Rufsland ein groſses Glück machen, mich als Revolutionär ausschreien) und werde nachher, wanns weiter geht, mit Euch leben, und Euch den kleinen Dienst und Wesen wohl absehen. Eigentlich bedürfen wir nichts als Seele.

Hier habt Ihr Politika. Sie wären anders geschrieben, wären sie nicht in Petersburg gedruckt. Ich werde mich wohl hüten, hier wieder was zu drucken. Behaltet ein Ding für Euch, eins für meinen lieben Münchhausen, und eins gebt Brunnow, den Ihr von mir grüſset, weil es ein lieber Mann seyn soll. Jetzt arbeite ich meine Kronik fürs teutsche Volk aus, wozu ich seit Jahren Stoff und Sinn gesammelt. Das — hoff ich — soll ein Buch werden, das jeder Teutsche lesen mag und auch versteht.

Gott bewahre Euch und lasse Euch den Muth nicht sinken über der Elendigkeit und dem Elend der Gegenwart. Nur Geduld! die Zeit wird kommen, wo jeder mit der Faust und dem Geist wird weisen können, wer er ist. Keine sichere Gelegenheit weifs ich jetzt nach Teutschland, die Geld im Schnabel tragen könnte. Euer

E. M. Arndt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, gedruckt bei Petsch.

Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik

der

Welt und Litteratur.

Bleibt der Welt in keinem Falle
Ein Geheimnis doch verhehlt,
Kommt Einigen wird's erzählt,
Und am Ende wissen's Alle.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Auch in diesem Bande wird man finden, dafs kein Brief publizirt ist, welcher für den Schreiber oder Empfänger kompromittirend sein könnte; man hat die Vorrede im ersten Bande dieser Denkschriften und Briefe falsch gedeutet, denn an keiner Stelle derselben ist die Absicht ausgesprochen, alle in meiner Handschriften-Sammlung befindlichen Briefe — ohne Rücksicht und Auswahl — bekannt machen zu wollen. Ein eben so wohlwollender als geistreicher Freund bemerkte bei dieser Gelegenheit und bezüglich auf die in gedachter Vorrede ausgesprochenen Grundsätze über mein Recht gekaufte Briefe zu publiziren: „Dorow's Mittheilung zeigt Sorgfalt und Rücksicht, und es ist kein Zweifel, dafs er in dieser Weise fortfahren wird. Sein

Recht als Herausgeber durfte er sich aber nicht schmälern lassen, daher jene Abfertigung subjektiver Vorschriften und Meinungen, die sich als objektive Norm unberufen vordrängen wollen, und die in den meisten Fällen nichts hinter sich haben, als eigene kleine Furcht, auf dunkeln Wegen unerwartet durch ein Streiflicht beleuchtet zu werden." Und hiebei wird es auch sein Bewenden haben müssen, trotz aller noch so schön klingenden moralischen Floskeln, in welchen sich manche Kritiker deshalb sehr wohl zu gefallen scheinen, weil sie sich dadurch auf die leichteste und wohlfeilste Art in einen heiligen Geruch hoher Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe zu bringen im Stande sind, doch aber nebenbei, wenn sie auch nicht Publikationen dieser Art zu machen vermögen, öfters das der Oeffentlichkeit Preis geben, was sie gehört haben, wobei der Umstand bedauerungswürdig genug ist, dafs sie sehr oft falsch zu hören die Gewohnheit ha-

ben. Hiemit seien denn ein für alle Mal alle Angriffe, Anfeindungen u. dgl. beantwortet, und der in dieser Beziehung von mir gewählte Weg und die dabei aufgestellten Grundsätze können nicht geändert werden.

Die in der zweiten Abtheilung dieses Bandes enthaltenen Mittheilungen gehören einer Zeit an (nämlich den Jahren 1792 bis 1799), aus welcher jede Zeile von Wichtigkeit sein möchte, die zur Aufhellung der damaligen Ereignisse in Frankreich dienen kann, — ja selbst die kleinsten Details in den Verhandlungen sind beachtungswerth, besonders weil man noch so wenig von der Art und Weise kennt, wie diese Revolutionsmänner damals unter einander ihre Verhandlungen machten, wie sie an einander schrieben. Aus schriftlichen Denkmalen dieser Art, scheint mir, ist ein höchst lehrreicher Begriff der damaligen Zeit in Frankreich zu erhalten, welche in ihren Ursachen und Erscheinungen noch so we-

nig ergründet und erkannt sein möchten! Dies war der Gesichtspunkt, der mich bei Bekanntmachung dieser, sehr ins Specielle gehenden Dokumente leitete — Dokumente, die meine Sammlung im Original zu besitzen das Glück hat. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, dafs die meisten dieser Depeschen und Noten an einen so berühmten, höchst merkwürdigen Mann, wie Rewbell, gerichtet sind, ein Mann, zu dessen vollständigem Verständnifs des Charakters und der Wirksamkeit noch viel Material zusammengetragen werden mufs.

Berlin, im October 1838.

Dr. Dorow.

Inhalt.

a. Briefe.

	Seite
Fagel, Joh. Jakob	188
Genelli, Hans	91
Gentz, Friedrich von	117
Hahnemann, Samuel	193
Hackert, Philip	191
Hohenzollern, Joseph Fürst von	30
Jahn, Friedrich Ludwig	87
Jung Stilling, Joh. Heinrich	176
Karl XIV., König von Schweden	43
Kästner, Abr. Gotthelf	85
Kolbe, Karl Wilhelm	141
Leo XII., Papst	105
Mendelssohn, Moses	115
Müller, Adam von	138
Reinhard, Franz Volkmar	97
Robert, Ludwig	76
Schlabrendorf, Gustaf Graf von	3
Schleiermacher, Fr. Ernst Dan.	35
Wieland, Chr. Martin	180

Seite

Wolf, Fr. Aug. 23
Wolff, Pius Alex. 65
Zschokke, Joh. Heinr. Daniel 47

b. Denkschriften, Briefe, Depeschen und diplomatische Noten

aus der

französischen Revolution von 1792 bis 1799.

Bonnier d'Arco, Ange Elis. Louis Ant. 238
Bouilland 190
Calon, E. Niclas 208
Dumont, André 215
Guiot, Floréal 211
Labadie 217
Larombe St Michel, J. P. 226
Napoléon Bonaparte 250
Rivaud 247
Röhl, Philippe 202
Sotin 208

Briefe.

Wer einen Brief einmal abgesendet,
der hat an die Welt geschrieben.

LAVATER.

Die mit einem † bezeichneten Briefe gehören nicht der Sammlung des Herausgebers an.

Gustaf, Graf von Schlabrendorf.

Varnhagen von Ense hat uns im dritten Jahrgange von Raumer's historischem Taschenbuch mit des edlen Grafen Lebensverhältnissen näher bekannt gemacht; indem wir also zu genauerer Kenntnifs derselben dahin verweisen wollen, mag hier vor den Briefen des Grafen ein Schreiben des 1832 verstorbenen J. J. Göpp, Pfarrers der evangelischen Kirche zu Paris und Präsident des Consistoriums, seine Stelle finden, worin über des Grafen letzte Tage Bericht erstattet wird. — Graf Schlabrendorf ist eine zu grofsartige, bedeutende Erscheinung in unserer Zeit, als dafs es nicht dankenswerth erscheinen sollte, alle auch die kleinsten Züge aus dem Leben des Mannes zu sammeln und mitzutheilen. In der oben gedachten Beziehung ist der Brief vom Pfarrer Göpp, wahrscheinlich an K. E. Oelsner gerichtet, ein vollständiger und zuverlässiger Belag. Derselbe ist Paris den 15. November 1824 datirt und lautet:

„Ew. Wohlgeboren verlangen von mir einen schriftlichen Bericht über die letzten Lebensumstände des verewigten Grafen von Schlabrendorf. Zwei Geschäftsreisen und gehäufte Arbeiten hinderten mich, diesem Wunsch sogleich zu willfahren. Sollte nun mein Brief zu spät kommen, so bezeuge er Ihnen wenigstens mein Verlangen Ihnen gefällig zu sein. Mehrere Monate vor dem Tode des Verewigten bemerkten seine Freunde mit Besorgniſs eine auffallende täglich merklichere Abnahme seiner physischen Kräfte. Ew. Wohlgeboren theilten diese Besorgniſs und wünschten, ich möchte, in Kraft meines Amtes, ihn auffordern, seine Wohnung und Lebensart, die ihm schon lange nicht zuträglich und unter den dermaligen Umständen äuſserst gefährlich war, gegen eine Wohnung auf dem Lande zu vertauschen; auch ihn vermögen, eine Frauensperson zur Bedienung anzunehmen. Dies that ich gegen Ende Julius mit Dr. Spurzheim, mit dem ich mich darüber verstanden hatte. Es gelang uns, nicht ohne Mühe, ihn in eine maison de santé vor der Barrière de Clichy zu bringen, wo er sich zu gefallen schien, und ich ihn ungefähr einen Tag um den andern besuchte. Die reinere Luft, welche er daselbst einathmete, schien wohlthätig auf ihn zu wirken. Seine Eſslust kehrte, bis auf einen gewissen Grad, zurück; er fand wieder Wohlgefallen an der Unterhaltung, sprach selbst wieder in den Stunden, die ich mit ihm zubrachte, mit Theilnahme über die Gegenstände, die ihn immer vorzugsweise beschäftigt hatten. In diesen Tagen las er auch wieder die öffentlichen Blätter und

machte über die Zeitereignisse treffende Bemerkungen, wie er früher zu thun pflegte. Auch griff er zuweilen nach einem Buch und schien mit Vergnügen gewisse Stellen, die ihn sonst mochten angesprochen haben, nachzulesen. So traf ich ihn eines Tages, den Don Quixotte in der Hand. Ich fragte ihn, ob ihm dieses Werk Zerstreuung gewährte. Er erwiederte, er habe in frühern Jahren den Verfasser dieses merkwürdigen Buches nicht nur als einen ausgezeichneten Schriftsteller, sondern auch als einen vortrefflichen Menschen bewundert, und er finde seine frühere Meinung auch jetzt, nach seiner langen Erfahrung bestätigt; so könne nur ein vorzüglicher Mensch schreiben, einen Charakter, wie der des Don Quixotte, nur ein vorzüglicher Mensch erfinden. Er endigte mit einem Vergleich zwischen Cervantes und Lesage, bei dem er diesem volle Gerechtigkeit wiederfahren liefs, der aber, in der Hauptsache, sehr zum Vortheil des Spaniers ausfiel. Was ich vor vielen Jahren schrieb, setzte er zuletzt hinzu, das wiederhole ich; und nun rezitirte er mir folgenden Vers:

„Unter der Schellenkappe barg Seelenadel Cervantes!"

Ich fügte im Nachhausegehen bei:

Also, den trefflichen Spanier würdigend, sprachst du, o Gustaf!
Selbst, von vielen verlacht, nach Verdienst nur von wenigen gewürdigt,
Unter des Bettlers Gewand birgst Du das reichste Gemüth.

So verstrich die erste Hälfte des Augusts. Der Arzt bezeugte mir seine Zufriedenheit über den Zu-

stand des Kranken, und hoffte ihn wenigstens für eine Zeit wieder emporzubringen. Plötzlich aber schlug er, wahrscheinlich in Folge einer Unverdaulichkeit, wieder um. Es stellte sich ein heftiges Brechen ein, welches mehrere Tage, bis achtundvierzig Stunden vor seinem Ende, sich oft wiederholte und ihn sehr angriff. Dann kam eine starke schmerzliche Geschwulst und ein leichter Ausfluss an den Füßen. Alle diese Uebel und das Gefühl seines herannahenden Todes, welches er, wie ich wohl bemerkte, in gewissen Augenblicken hatte, vermochten nicht seinen Muth niederzuschlagen. Mit grofser Geduld ertrug er auch seine letzten vermehrten Leiden, gab sich zerstreuenden Gesprächen und auch den Tröstungen der Religion, an die ich ihn erinnerte, willig hin, sprach selbst darüber mit Wohlgefallen, so viel es ihm noch seine sehr verminderten Kräfte erlaubten. Auch seines Vaterlandes erwähnte er unter diesen Umständen mit liebender Rückerinnerung, besonders in Gefolg eines Besuchs, den ihm Ihr neuangekommener Gesandter, Herr Baron von Werther machte, und der ihm eine wahre Erquickung gewährte. Am Vorabend seines Todes, den 19. August, brachte ich noch ungefähr zwey Stunden mit ihm allein zu. Er war sehr schwach und sprach wenig, aber hielt mich zurück und fand Gefallen an dem, was ich zu seiner Ermunterung sagen konnte. Sein damals noch nicht gestilltes Brechen, bei dem ich ihm den Kopf stützte, schien ihn sehr zu ermüden; aber nie, auch in diesen peinlichen Augenblicken nicht, hörte ich von ihm einen

Ton des Unmuths oder der Klage. Seinen Tod glaubte ich nicht so nahe. Indessen versprach ich ihm, ihn den folgenden Tag wieder zu besuchen; und wirklich kehrte ich am Freitag wieder dahin zurück. Das Brechen hatte aufgehört, aber seine grofse Schwäche dauerte fort. Während ich bei ihm war, kam der Arzt Dr. Spurzheim, der sein volles Vertrauen besafs und der ihn mit vieler Sorgfalt behandelte, auch wahrscheinlich ihn gerettet hätte, wenn er sich hätte entschliefsen können, ihn früher zu rufen. Ich wohnte dem Verband der Füfse bei, die ihn sehr zu schmerzen schienen. Wir blieben noch einige Zeit bei ihm, fuhren dann zusammen nach Haus, und der Arzt verbarg mir nicht, dafs er nichts mehr hoffte. Wir kamen überein, dafs ich den Kranken mit seiner Lage bekannt machen sollte, und Spurzheim versprach, mir den günstigen Augenblick anzuzeigen. Aber der Tod übereilte unsern Verewigten. Am folgenden Tage, Abends um 5 Uhr, verschied er, und ich sah ihn nicht mehr. In Abwesenheit seiner übrigen Freunde und nähern Bekannten besorgte ich, nach dem Wunsche des Preufsischen Gesandten, seine Leichenfeier und lud dazu einige Personen, die mit ihm in Verbindung gestanden waren. Am Dienstag den 24. August, fand diese in unserer Kirche, und sodann auf dem Gottesacker, genannt Père Lachaise, statt. Dort ruht Schlabrendorfs Asche." —

So weit die Mittheilung des Prediger Göpp und nun mögen einige Briefe des edlen Greises folgen.

a. †

Paris, d. 6ten Juni 1815.

An K. A. Varnhagen von Ense.

Bin ich gleich ohne alle Nachricht von Ihnen seit Ihrem Schreiben vom 15ten Februar, so nehme ich dennoch für gewifs an, das meinige vom 22sten April sei Ihnen richtig zugekommen, da es mit sicherer Gelegenheit nach Basel ging. So viel jener Tag und meine Gesundheit erlaubten, war es, glaub ich, ausführlich genug. Was seitdem hier geschah, läfst sich als blofse Folge der dort geschilderten Lage betrachten. Es ist ein wunderliches Ding, in der Vorstellung und Wirklichkeit, um das, was Nation genannt wird. Höfe und höfische Schriftsteller haben lange genug ihr thätliches und mögliches Dasein rein weggeläugnet. Damals sollte es, bei hoher Strafe, nichts anders geben als Fürsten und Unterthanen, Amtsbefehl und unbedingten Gehorsam. Seitdem öffentliche Meinung (und was kann im politischen Sinne wohl Nation bedeuten, als andaurende, mithin regelmäfsig genährte, gegliederte, und sich aussprechende öffentliche Meinung?) seitdem sie zuweilen sich in solcher Leibesgestalt zeigte, dafs kein Wegläugnen mehr helfen wollte, da fing man auch an, sie zu begrüfsen, sie zu bestechen, und in Dienst zu nehmen; versteht sich zur Ausführung von Zwecken, die entweder der öffentlichen Meinung unbekannt blieben, oder die sie schwerlich möchte gebilligt haben. Unter solchen Umständen nun hat die Arme sich nie anders als zufällig und höchst ärmlich ausbilden können, dergestalt dafs sie noch

allenthalben zwischen Sein und Nichtsein schwebt, ja nur durch ungeheure Umstände vermocht wird, irgend ein unzweideutiges Lebenszeichen zu geben. Wer sie achtet, ist oft verlegen sie zu errathen; aber wer Gewalt besitzt, und noch mehr erringen möchte, der berühmt sich des vertrautesten Umganges mit jener unsichtbaren Schutzgöttin, und schwört nie anders als nach ihrem Geheifs zu handeln, während sie vor Erstaunen, und unbeholfen, wie sie aus Mangel an guter Erziehung noch ist, im rechten Augenblick nicht Worte zu finden weifs. Doch an diesem Unglücke ist es nicht genug. Es melden sich unverschämte, ja wohlmeinende aber getäuschte Wortführer, und so bringt jeder Tag auch neue Mifsdeutung und Verworrenheit. Indessen wundre ich mich, ganz im Stillen, nur über Eins. Wie viele Jahre sind's denn, und es gab noch gar keine Nationen! Heute, wie ich lesen mufs, stehen sie alle fix und fertig da. Sollte man nicht glauben, sie entstünden eben so leicht wie ein Menschlein vom Weibe geboren? während ich geträumt hatte, Nationalschwangerschaften könnten Jahrhunderte lang anschwellen, bis vielleicht ein ungeleckter Bär an's Tageslicht kömmt, an dem man noch weit länger zu erziehen hat. Eben daher mag es wohl kommen, dafs ich, wenn gleich von Natur häklich, doch nicht leicht gegen Nationen mich erbofse, während ich Knaben und Männer, sehr wackre Männer gewahre, die mit der einen Nation stets liebäugeln, an der andern schlechthin alles bekritteln, gerade als wollten sie abwechselnd uns Göthens Enthusia-

sten und Kunstkenner darstellen. Letzthin erwische ich ein Blatt vom Rheinischen Merkur, und sehe wie der Mann gegen die principia der französischen Nation eifert. Werden wir nicht bald Landkarten bekommen, nach den principiis der verschiedenen Nationen ausgemahlt? Ach, dafs sich unser Herr Gott erbarme! wer soll denn die Säuglinge erziehen, wenn sie schon für baumstarke Kerle gelten? So traf ich einst im Jean Paul ganz mit Licht bedeckte Länder an, und stand da wie ein Schulknabe, der sein Pensum rein vergessen hat.

Aber wozu dieses geschwätzige Selbstgespräch? vielleicht statt einer Vorrede zu dem Bekenntnisse, dafs ich den gegenwärtigen Zustand nicht mit sicherm Blicke zu überschauen vermag, und mich nicht stellen will, als vermöchte ich so etwas. Kennzeichen giebt es genug, von dem was man anekelt, oder wünscht; aber weifs der Beobachter schon, was die Mehrheit nächstens zu ergreifen und festzuhalten vermag? Die Erziehung ist nicht vollendet, doch kann sie nicht unvollendet bleiben, so viel darf man behaupten, und täglich rückt sie vorwärts. Selbst der flüchtigste Besuch in der Hauptstadt würde Sie höchlich befremden. Jenes ewige Getöse, das Ihnen so lästig war, ist nur an wenigen Stellen, und selbst dort sehr gemäfsigt anzutreffen. Hingegen öffnet kein neuer Laden, oder es ist ein Lesezimmer; nicht selten mehrere nebeneinander. Auf den Boulevards dienen Zelte dazu, in den öffentlichen Gärten grofse Sonnenschirme. Dort werden von Lesern jeder Klasse die mancherlei Zeitungen und Flugblätter ge-

nossen, die nach Art der Erdschwämme, mit jedem frischen Morgen den Wandrer anlocken. Das Vorspiel zu diesen Schulanstalten machen in aller Frühe die Lastträger auf ihren Vorleser horchend. Gesprochen wurde zu keiner Zeit dreister. Im Garten der Tuilerien veranlafst ein einziger Mittelsmann seine vorher nie zusammengetroffenen Bekannten, sich ungebunden und laut gegeneinander zu äufsern. Aufzüge und Festtage könnten Sie ansehen, ohne ein freundliches Gesicht zu erblicken. Oft zog die alte Garde vor meinem Fenster vorbei, an den Verschanzungen zu helfen, mit Tonwerkzeugen aller Art das lustigste: *Ça ira!* an ihrer Spitze erschallend, aber jedes Antlitz unter der Bärenmütze so ernst, als dächte es, wie ein deutscher Metaphysiker, über den einzig möglichen Zweifel nach. Der Verkehr zwischen Hauptstadt und Departementern, durch so viele Abgeordnete der einzelnen Gemeinen, Regimenter u. s. w., durch Wahlherren, durch Mitglieder des gesetzgebenden Raths, ist ungemein lebhaft. Jeder bringt Thatsache, Gefühle, Meinungen mit her, und erndtet dergleichen hier ein. Kurz, jedermann fühlt, es gebe einen entscheidenden Krankheitswechsel, einen nahen Todeskampf, aus dem die Nation neugeboren hervorgehen müsse. Fox nennt eine Restauration die unglücklichste aller Revolutionen. Die Bourbons haben ihn nicht Lügen gestraft, und das Zeitalter scheint jeder Restauration keinesweges günstig. Die Zweite, wenn gleich aus sehr verschiedenen Gründen, schmeckt nicht besser als die Erste, wie könnte es wohl die Dritte? oder eine Re-restau-

ration? Ganz abgesehen von dem Willen und der Fähigkeit der sich ausschliefslich legitim dünkenden, macht sie nicht blofs ihre nähere Umgebung, sondern ihr Trossgesindel im ganzen Reiche, der Krone verlustig. Anmafsungen, Ansichten und Gefühle dieses Trosses lassen sich eben so wenig mit den übrigen Klassen heute noch verschmelzen, als ausrotten. Dieser Trofs bliebe unbekehrbar, auch wenn ein alter Hof sich von Grund aus bekehren könnte. Soll der Hof verfassungsmäfsig herrschen, kann er jene leidenschaftlichen Vorurtheile nicht gehörig zügeln, die blos durch offenbare Uebermacht oder Schrecken zurückgedrängt werden. Wo also das Gesetz nicht hinreicht, müsse auch die Bürgerfehde eintreten. Nach den sichersten Berichten wäre es hierzu unfehlbar gekommen, ohne die neue Umwendung. Auf der andern Seite ist schon hinlänglich klar, was kein Erfahrner anders vermuthen konnte. Nämlich der Held ist wie immer. Nichts verlernt, und nichts zugelernt! Weder Liebe noch Vertrauen kann er bei der Mehrheit erwerben und bewahren, geschweige denn in den gebildeten Ständen. Selbst das Heer, auf dem doch die Schuld der wunderleichten Rückkehr fast ausschliefslich zu lasten scheint, ist hierbei nicht auszunehmen. Auch dort hat vielfache Vergleichung gelehrt, dafs beim ganz Unbegränzten kein Heil zu hoffen ist. Freilich während des Schlachtgetümmels mag es ein überzarter Unterschied dünken, ob der Krieger blofs sein Land, seine Ehre, oder die Allgewalt des Herrschers vertheidige; aber auf welche Seite auch der Sieg sich neige, sind die Fol-

gen jenes Unterschiedes höchst wichtig. Der Anführer selbst kennt zur Genüge seine beiden Hauptstützen. Widerwillen gegen den alten Sauerteig eines durchaus fremd gewordenen Geschlechts, und Ehrgefühl das die langerkämpfte Unabhängigkeit nicht beugen mag unter Waffengewalt. Würde nicht durch diese beiden Gefühle die Hauptfrage verwickelt, man wäre bald auf dem Reinen. Aber wie ein junges Kind, das jede einfache Frage mit schlichtem Sinne beantwortet, durch Verwickelung derselben in Verlegenheit geräth, so geht es auch einem alten Kinde, trotz dem Prunktitel einer geistreichen und tapfern Nation. Ist etwa der Einzelmensch, mit noch so reichem Vernunftschatze, ohne alle Empfindungswärme wohl im bürgerlichen Leben irgend ein Wesen von Bedeutung? und behelfen die Meisten, auch auf glängendem Schaugerüste, sich nicht mit einem und demselben Paare vorherrschender Gefühle, unbekümmert welche Vernunftgründe ihnen der Geschichtforscher unterschieben möge? warum denn soll in einem Zeitalter, wo zum Erstaunen der Menschheit Nationen geboren werden, irgend eine derselben, schon mit dem schlüpfrigen Werkzeuge der Vernunft vollkommen vertraut, es bei jeder Ueberraschung mit männlicher Entschlossenheit handhaben? Allein, ich frage zu viel. Kriege müssen ja sein, und der gegenwärtige ist kein alltäglicher. Litte das uns umgebende Sinnenschauspiel keine gewaltsame Umstaltung, vergebens predigte der Geist. Mir ist am Geistersehen heute eben nicht viel gelegen, und doch ging es in meiner Einsiedelei letzthin gar nicht mit rechten Dingen zu.

Stellen Sie sich eine Nymphengestalt vor, die bei mir eintritt, ohne dafs ich die Thüre sich bewegen sah. Während sie meinen Bart zu belächeln schien, denn es locket sich mein grauer Bart in der That recht ehrwürdig, riefen tausend Stimmen in mir: dich besucht die Geheimschreiberin der öffentlichen Meinung. Indem ich mich auf die Kniee werfe, flüstert sie mir zu: *les constitutions octroyées arrivent trop tard pour faire fortune*, freilich den Zeigefinger über ihre Lippen haltend, aber mit so schelmischem Blicke, als wollte sie andeuten: wenn du es nicht bald weiter sagst, ist's kahle Alltagswahrheit. Melden Sie mir doch, ob sie das in Ihren Gegenden schon sei. Wenn ich über Krieg nachdenke, scheint mir fast, als könne man Krieg führen, ohne recht zu wissen, wo er eigentlich hinführe. Da begann letzthin ein Krieg, um das Land von fremden Herrschern zu säubern; doch kaum war der Zweck erlangt, hatte man zugleich ein recht hübsches Gefilde Preſsfreiheit erobert, und einstimmig riefen alle deutschen Völker nach gesetzlicher Verfassung. Schon giebt es wieder Krieg und zwar um Frieden dem Nachbar zu gebieten für immer. So etwas läfst sich schon hören, allein wer es durchsetzt, nimmt auch wohl den zurückgelassenen Theil Preſsfreiheit, und forderte nicht mehr Verfassung, sondern giebt sie. Ob das zu unwahrscheinlich geträumt sei, können Sie ungleich besser wissen als ich.

Leichter werden Sie glauben, dafs der Acte additionell, die erblichen Pairs, die Vorstadt-Föderationen, hier Niemandem Geschmack abgewinnen.

Unter Niemand verstch ich freilich nicht Benjamin Constant, jetzt Benjamin Inconstant genannt, und selbst nicht den biedern Sismondi, dessen Stubenrepublikanismus freilich einer mehrstündigen Unterhaltung mit dem Allgewaltigen, und den Thränen eines solchen Helden der Empfindsamkeit nicht zu widerstehen weifs. Aus den öffentlichen Anreden und der Antwort werden Sie zur Genüge ersehen, dafs man für die Zukunft etwas Besseres zu versprechen gezwungen ist, freilich aber mit hergebrachter Doppelzüngigkeit. Ob ein Carnot alles billige, werden Sie ebenfalls leicht errathen. Ist die National-Lage seltsam, so ist es die seinige nicht minder. Abzutreten, dazu gebricht es ihm an Kraft wohl nicht, aber was ist dadurch gewonnen? Vermuthlich also sammelt er Kraft für bessern Anlafs. Müssen wir nicht alle vorerst mit dem Strome schwimmen? Was jenen Mann betrifft, so enthalte ich mich blofs des Aburtheilens über ihn, bis die Tagesrolle geendigt ist. So viel scheint mir die gemeinste Billigkeit zu heischen. Wer über den Zahnbrecher Chateaubriand noch nicht abgeurtheilt hat, lese seinen langen Bericht an den Sohn des heiligen Ludwig mit dem Zepter Heinrich des Vierten. Mit solchen Klappwörtern begehrt der heuchlerische Mystiker heute die Völker zu unterjochen? Dafs doch Rittergeist sich nur als Schafskopf noch brüstet, und die Taufe des Zeitalters verschmähet, die sogern den Fürsten wie den Bauer durch Bürgersinn adeln möchte!

Die Deputirtenkammer, wenn gleich durch Ta-

gesumstände wunderlich bunt und zuweilen toll zusammengesetzt, enthält dennoch eine leidliche Anzahl wohlgesinnter und wackrer Männer. Wollte man die Form der Wahlen prüfen, bliebe nicht viel gesetzmäfsiges übrig. Nach der Frucht allein müssen sie abgeschätzt werden; ist diese schmackhaft, so kann der Nationalwille alles heiligen. Freilich wird Er, der grofse Er, trachten eiligst Geld und Leute ausschreiben zu lassen, und dann: *ite, missa est!* Denn läfst er sie während des Krieges versammelt, so kann sie durch Umstände allmächtig werden, und ein einziger Beschlufs Ihm den Hals brechen, oder doch seinen Despotismus ein für allemal lähmen. Nämlich Manche glauben noch, es könne ihm ein Maulkorb angelegt werden, obwohl die Vorrichtung so überherrlich wäre, dafs sie schon deshalb auf keinen allgemeinen Glauben Anspruch machen darf. Mufs er stürtzen, nun so kann es doch nur im Heere, oder durch Gesetzesform, oder durch sogenannte Jakobiner geschehen. Trennt er den gesetzgebenden Körper, nun so hat er vollends die ganze Macht der öffentlichen Meinung gegen sich, dergestalt, dafs im Nothdrange jener Körper sich durch eigenen Willen oder Volks Aufruf wieder versammeln mag, geschähe es auch noch so unvollkommen. Wo nur das Volk nicht betrogen wird, sondern ächtes Heil erringt, da scheint die gebrechlichste Form ein Götterschild. In der Hauptstadt verfährt die Polizei zwar willkührlich, doch im Aeufseren sehr liberal; doch vermuthet man während des Krieges hier eben so viel Terrorismus, als schon in

mancher Provinz durch die neuen Generallieutenante der Polizei verübt wird, auf Anlafs freilich der dreist-albernen Bourbonisten. In der Hauptstadt kann Nationalgarde unter allen Umständen sowohl Bourbonisten, als Pöbel im Zaum halten, und ohne vollgepropfte Kasernen könnte der Terrorismus schwerlich Wurzel fassen, zu blofsem Schutze eines verhafsten Despotismus. Ueber Unfug der heutigen Formen habe ich mich schon deshalb nicht einlassen wollen, weil im Drucke genug darüber gesagt wird, wovon ich Belege übersende, und weil diese Spiegelfechterei ohnehin vorübergehende Erscheinung des Tages ist. Mit meiner Gesundheit, namentlich mit meinem gelähmten Arme geht es verzweifelt langsam; besonders da wärmere Tage immer mit kühlen Winden oder Regenwetter abwechseln. Am besten ist es jung zu sein, und darnach strebe ich wenigstens im Geiste. Aus Deutschland bin ich leider ohne alle Nachricht, so dafs ein kleines Brieflein mir eine echte Wohlthat wäre. Giebt es über die Schweiz an hiesige Handelshäuser dazu nicht Mittel? Gott sei mit jedem deutschen Biedermanne, und stärke jedes biedre Vorhaben!

Schlabrendorf.

b. †

Paris, d. 10ten März 1816.

An denselben.

Ihre Zuschriften vom 9ten November, 12ten Dezember mit Ihren Erzählungen, und vom 18ten Februar mit Ihren Gedichten, sind richtig eingelau-

fen, und ich hätte den Empfang der ersteren gewifs früher angezeigt, wäre es nicht meine Absicht gewesen, einige für Sie vorräthig liegende Schriftchen zugleich abzusenden, woran bei meinem Klausnerleben bald dieses, bald jenes widrige Ohngefähr mich hinderte. Empfangen Sie meinen Dank für die Mittheilung Ihrer neuesten Erzeugnisse, unter welchen ich einige wie alte Bekannte wieder aufnahm, die andern wie solche behandelte. Aber nicht ganz so wollten sich der oesterreichische Offizier mit seiner Freundin Eugenie behandeln lassen, die mir in einem Gewirre verschiedenartiger Eigenschaften erschienen, wie ich sie im wirklichen Leben nicht glaubte angetroffen zu haben. Freilich hab ich nur gewisse Dinge klar gesehen, und öfters erst wundersam spät; während alles übrige im bunten Gemenge vor meinen Augen vorüberschwebte, bis endlich die Winterjahre noch die Insichgekehrtheit bestärkten. Johanna Stegen hatte ich 1814 zu lieb gewonnen, um sie nicht gern wieder anzutreffen. Hat sie keiner unsrer Künstler dargestellt, mitten unter den norddeutschen Jünglings und Männergestalten in den verschiedenen Stellungen ihres Waffendienstes? Auch im Kupferstiche gäbe das biedre Mädchen, im friedlichen Zimmer, wo unsere Frauen und Mädchen andre Tugenden zu üben haben, noch manche schöne Erinnerung. Wie geht's der Kriegsgefährtin heute? Kann man etwas für sie thun? Billig hätt' ich das früher fragen sollen, aber vielleicht ist es noch nicht zu spät.

In den Verzögerungen, die Sie betreffen, sehe

ich blofs was in allen persönlichen Angelegenheiten die zu meiner Kenntnifs kommen, ich bisher immer wahrnahm und die grofsen Angelegenheiten auf die gezwungner Weise Jedermann seine Augen richtet, geben ja keinen erfreulicheren Anblick. Hier schlug einst ein Lustigmacher vor, sich aller Staatsgläubiger zu entledigen, indem man Monat für Monat eine neue Amtstube errichte, weil doch jede auf neue Formen dringen werde, bis endlich sich alles Geschäft in lauter Form auflöse. Sollte man nicht glauben, der Begleiter einer Gemäldesammlung, sobald diese ausgepackt worden, sei leicht genug zu entlassen? Herr Frank, der mit vielem Mifsmuth sich zur Unthätigkeit verdammt sieht, ist nach Monaten nicht weiter, als am ersten Tage, obgleich immer mit den schönsten Hoffnungen umringt. Mit Geschäftsheimlichkeiten mag es wohl meistens nicht viel anders sich verhalten. Gruners Bestimmung nach der Schweiz galt noch in Berlin für geheim, als hiesige Zeitungen, die eben nicht vorschnell sind, ihrer erwähnten. Wahr ist es, dafs man hier seine Augen gern auf Deutschland, und namentlich auf Berlin richtet. Was mich betrifft, so weifs ich schon längst in den allertollsten Gerüchten zur Stimmensammlung zu schreiten. Ist nämlich einmal die Frage Ob rein abgemacht, so will Jeder die Frage Wie und Wann beantworten; hierzu fehlt nun der Stoff, daher also die mannigfaltige Auflösung der Einbildungskraft, während ich in jedem neuen Propheten nur einen Zeitgenossen erblicke der mit der Frage Ob fertig ist — habe doch an dem grofsen Korsen

ich mit dem Wie und Wann zuweilen scheitern müssen, während meine Entscheidung des Ob während funfzehn Jahren aufrecht stehen blieb.

Was das Constitutionswesen jenseits des Rheins belangt, so hab ich darüber nie zu einiger Klarheit es gebracht, darf also heute mich nicht wundern, wenn ich lauter Nebel sehe, und nicht einmal zu verurtheilen weifs, die da nicht wollen oder wollen. Etwas geschehen der Art ist wohl in dieser Welt nie; worauf gründet sich die Hoffnung, dafs es dort zum Erstenmale geschehen solle? Die russische Philanthropie war doch wenigstens vorauszusehen, eben so gut wie die brittische, die ihr keineswegs nachstehet. Freilich hat man doch wenigstens die Freude, im Unterhause einen Wellington, wegen seines elenden Verkleisterns der Protestantenverfolgung, Lügen gestraft zu sehen! Aber auch diese Freude gewährt, wie alles Uebrige, vor der Hand gar nichts weiter als das innere Gefühl. Durch Ludwigs Unterschrift sind Martin und Froissard, die an den hiesigen Lancasterschen Schulen arbeiteten, als Protestanten unfähig für jeden Schulunterricht erklärt worden. Die Minorität der Deputirtenkammer, seitdem sie die Schwäche der Ministerialmajorität in der Amnestiesache gesehen, verhält sich durchaus leidend, und der Scherz des Augenblicks ist, der L. sei gefährlich krank, weil man ihn verdammt habe, *de garder cinq ans la chambre.* Uebrigens nennt man die Herren nicht mehr weifse Jakobiner, sondern volklose Jakobiner. Mögen Sie nun bald etwas erfreuliches zu melden haben. Rahel grüfse ich zwar sehr freund-

lich, finde es aber doch unerhört boshaft, funfzehn Jahre zurückzudenken, um mich wegen einer Nacht zu verspotten, die ich wegen ihrer Entblöfsung von jedem Genusse und jeder Hoffnung schon rein vergessen hatte. Die beikommende Rechtfertigung des schlauen Massena scheint mir in sofern lehrreich, und der Bekanntmachung in Deutschland würdig, als sie zum Beweise dient, dafs es keine Nationalverschwörung gab, und die Bourbons weichen mufsten, weil sie auf gar Nichts zu stützen waren. Kennen Sie des elenden Fauche-Borel Schrift gegen Blacas? — Wäre dieses Schreiben auch weniger eilfertig, so dürften Sie doch keine ausführliche Nachrichten über hiesiges Unwesen erwarten. Der Morning Chronicle und Surveillant sagen das Wesentlichste. Die Nebenumstände verdienen für den grofsen Blick kaum noch besondre Aufmerksamkeit.

Schlabrendorf.

Friedrich August Wolf.

a. †

An — — *)

Halle, d. 18ten April 1807.

Wenn Ihnen, verehrtester Herr und Freund — denn ich wage es, Sie noch mit dem letztern Namen anzureden, wozu mich einst so viele Beweise Ihres edeln Herzens berechtigten — wenn Ihnen die wahren Ursachen des hiesigen öffentlichen Unglücks bekannt wären, so würden Sie es nicht für ein Compliment halten, zu hören, dafs man Ihrer hier seit dem 17. October des vorigen Jahres oft gedacht und oft gewünscht hat, Sie noch den Unsrigen nennen zu können. Zwar ist die Zahl der zugleich Biedergesinnten und Bedachtsamen hier sehr klein, die gleich anfangs einen solchen Wunsch thaten, aber es sind doch grade die, deren Andenken und Vertrauen einem Manne Ihrer Rechtschaffenheit werth ist. Von mir seyn Sie versichert, dafs ich mit jedem Jahre mehr eingesehen habe, was wir überhaupt, und was ich persönlich durch Ihr Weggehen verloren.

*) Es ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, dafs dieser Brief an den Geh. Tribunals- und Justizrath Klein geschrieben ist, welcher bis zum Jahre 1803 oder 1804 erster Professor der Rechtswissenschaft in Halle war, und dann nach Berlin zurückkam.

Der Schlag, den die Universität gelitten hat, wird jetzt, wo man so manchen hoffnungsvollen jungen Mann hierdurch nach Göttingen oder Heidelberg wallfahrten sieht, immer fühlbarer. Glücklicherweise gehöre ich indessen unter die noch vom Schicksal Begünstigten, indem unser guter König mir vor einigen Jahren eine bedeutende Zulage, als Mitgliede Ihrer Academie, aus deren Fonds anwies, und dieser Fonds von unsern Nachbarn jenseit des Rheins geschont und erhalten ist. Letzteres bestimmt mich daher, das zweite Quartal, das mich eben der Rendant erwarten läfst, in Berlin selbst abzuholen, und in einigen Tagen, wenigstens auf ein paar Wochen, in Ihre Nähe zu kommen; ja, finde ich, dafs es meinen Umständen entspricht, so möchte ich mich wohl für die nächste Zeit vielleicht ganz dort niederlassen. Mehrere meiner dortigen Gönner und Freunde riethen mir schon seit Monaten grade hin dazu, aber verschiedene Verbindungen, die ich mit Leipziger Verlegern habe (denn nun kann man endlich *per otia Gallica* auch schreiben, statt ewig zu lehren), machen mir noch immer die Ausführung eines solchen Gedankens schwer. Ich wünschte selbst jetzt, obgleich ich diesem Briefe sogleich nachreisen werde, den ganzen Plan von Ihnen gegen jedermann verschwiegen; denn ich habe endlich durch die Wanzen, die unser ruinöses Gebäude erzeugt hat, lernen müssen, auch aus den unschuldigsten Vorsätzen gegen Personen, die ich nicht kenne, Geheimnisse zu machen. Sie, innig verehrter Freund, sind daher der Einzige, dem ich es sage, dafs mein

Entschluſs, mich auf eine Zeitlang in Berlin niederzulassen, seiner Reife näher tritt.

Ich setze für jetzt nichts hinzu, als die wärmste Bitte um die Erneuerung Ihrer Freundschaft, und meine besten Empfehlungen an Ihre Demoiselle Tochter, die ich vor ein paar Jahren in Magdeburg sah — und leider nicht erkannte. Mit unwandelbarer Hochachtung und Ergebenheit der Ihrige

Wolf.

An Varnhagen von Ense.

Schlangenbad, d. 23sten Mai 1824.

Würdigster, theuerster Freund!

Legt man solche drei Briefe, wie die Ihrigen sind, zum Beantworten vor sich, so wird einem ganz seltsam zu Muthe; eigentlich können dergleichen gar nicht beantwortet werden: die entsprechende Antwort erhalten Sie von Herz und Gemüth aus, während man sie sich nur in Gedanken wiederholt. Ohnehin kann eine noch immer schwächliche Hand, wie die meinige, nicht von ferne Anspruch machen, mit Ihrer kräftigen weder im Gedanken noch im Ausdruck zu wetteifern. Nehmen Sie daher diesen Erguſs einer der erstern heitern Stunden, die ich in Schlangenbad gewann, bloſs als ein Zeichen meiner innigen Dankbegierde auf, für den thätigen, eifrigen Antheil, den Sie an meiner Reise nehmen, und geben mir von Zeit zu Zeit auch von der Fortsetzung desselben ebenso erfreuliche Beweise; und sollte ich

nicht jedesmal präcis wiederschreiben, und unerledigte Nummern bei mir haben, so glauben Sie ja nicht, dafs sie nicht ihre schöne Wirkung gethan: eine solche macht bei mir alles, was von Ihnen kommt. Ueberdies wie könnte jemand bei solchen Briefen, nach dem Geschäftsausdruck, von „Erledigen" reden, da ihre Fülle eher vom Antworten abschrecken möchte?

Wie ich in den ersten Tagen nach meiner Abreise, nicht nach Potsdam, wie Nicolovius gemeint und wohl gewünscht hat, sondern rasch durch Potsdam durch, nach Weimar, im Munde der mutheilschwänzeluden wie der offenen Widersacher mag zerzaust worden sein, kann ich mir vorstellen. Beiden fiel gewifs nicht ein, dafs der Unmuth der letzten unruhigen halben Stunde noch etwas zu Papier bringen könne, das seine Wirkung *ad hominem* nicht verfehlen dürfe: denn wirklich, der *homo* ist in unserm guten König das Vorherrschende. Dabei ist mir indefs der Gedanke an fremde Hülfleistung, von dem Sie und andere Bekannte mir schreiben, höchst rührend gewesen. So geht es aber, wenn man nicht der goldenen Regel folgt, Alles selbst zu thun. Nur erst diesmal — nach zwei und vierzig Jahren — überliefs ich dem Ministerium, um höflicher zu scheinen, wegen des Urlaubs ins Ausland an den König zu schreiben, der solchen Urlaub nur allein bei uns giebt, kein Minister, geschweige ein Neutrum: und dabei ist denn das herausgekommen. Doch es ist ja alles *exigui pulveris iactu* in gute Ordnung gekommen, und vielleicht kann bald ein andrer braver Mann die Exem-

plification benutzen. Bekannt ist sie ja wol ziemlich dort geworden? Wohl gar auch mein *ultimum scriptum* vom Berliner Pult aus? Denn an Schwätzern fehlt es nie dem Min — ium! War doch dies Eine der Ursachen, die mich so früh aus diesem *um* heraustrieben. Kaum hätte ich damals in einem entworfenen Rescript einen wohlhäbigen Mann etwas nach Verdienst gedrückt, so schwatzten es die copirenden Subalternen an dessen Vettern und Muhmen, und ich zog mir Widersacher zu, ohne Nutzen zu stiften.

Wie froh lebe ich jetzt, wo ich nicht an die *turbas urbanas* erinnert werde, selbst die tiefe Einsamkeit dieses grofsen Badehauses macht mich glücklich. Etwas Stoicismus gehört zwar bei dem ewig unfreundlichen Wetter dazu, so vergnügt zu seyn als ich bin. Möchte ich Ihnen meine Lebensweise und Stimmung beschreiben können! Fürchtete ich nicht die Sommerhitze im Süden von Frankreich, ich bliebe hier noch vierzehn Tage. Auch die Bäder bekommen mir seit etlichen Tagen wohl. Die Hauptwirkung, die sie thun, ist Beruhigen; nicht einmal menschliche Leidenschaften lassen sie aufkommen, wie sie sonst wohl im Wasser entstehen. Es ist eitel und lauter Wasser, ohne Beimischung irgend eines Stoffs, das echte Pindarische *ἄριστον ὕδωρ*, das eben deshalb noch keine Chemie hat zersetzen können. Zersetzbares giebt es hier nicht.

Noch hätte ich Ihnen von der Reise von Weimar bis Frankfurt viel zu schreiben. Aber das Widrige verdient Vergessenheit. Von dem Erfreulichen

in Weimar aber doch etwas. Grade am zweiten Festtage, wo mir Goethe eine grofse Mittagsgesellschaft geladen hatte, gerieth er, der mit Reden zu Aller Erstaunen unerschöpflich war, über Ihre drei Denkmale, die man in Weimar noch wenig zu kennen schien, und pries sie so aus dem Busch, dafs der Superintendent Röhr, neben mir, blafs und erschrocken ward, sie noch nicht gesehen zu haben. (Seit Bertuch ist nämlich der Buchhandel dort ein wenig träge worden.) In gewisser Hinsicht, sagte Goethe, hätten Sie etwas Ultra-Plutarchisches damit geliefert; das Plutarchisch-Parallele zöge sich ohnehin durch die drei gewaltigen Kerle fein durch. Auch Stil und Ausdruck wurde hochgelobt, und besonders gefiel ihm die letzte Periode des Schlufsstücks. Aber das Alles ist blofs Einzelheit: er konnte nicht aufhören zu preisen, und billig hätten Ihnen gegen vier Uhr den 19. April die Ohren tüchtig klingen sollen. Nach geschlossenem Panegyrikus bekam dann auch Ihr lieber Nachbar Streckfufs einige *Laudes* über seine Uebersetzungen und auch die kleinern eignen Gedichte. Sagen Sie ihm doch ein Wort davon. — Desto trauriger war, nach dem achttägigen Aufenthalt, meine Reise auf Gotha, wo ich auch gleich wieder lagern mufste, doch nur auf Eine Nacht, in dem schönen Mohren. Worauf ich aber gerechnet hatte, den herrlichen Jacobs wenigstens zu sehen, verdarb ich mir selbst durch eine abgeschickte Karte, worauf ich andeutete, wie ich vor Brustschwäche fast stumm angekommen sei. Darauf folgte dann ein heiterer Briefwechsel, wo er über

weit schlimmer gewordene Taubheit klagte und durch Besuch mir eher schädlich als angenehm zu werden glaubte. Dafür hatte ich nur den Ersatz, seine neue deutsche Bearbeitung der Anthologie (sonst „Tempe" genannt) desto früher zum Wegbegleiter zu erhalten. Zugleich kam der astronomische Minister Lindenau, und schlug mir, da er von Nizza gehört, vor, doch bei dieser Nähe Herrn von Zach zu besuchen, wollte auch meinen, dafs mich der allseitige Mann genügend kenne; indefs gab er mir obenein ein Briefchen *à Son Excellence le Grande Maître B. de Z.* in die Tafel mit, und so denke ich wirklich bald, wenn ich ein See-Vomitiv ertragen kann, den Abstecher nach Genua zu machen; denn vor den Hayfischen, die oft in den Hafen von Nizza kommen, fürchte ich mich wenig, und die Afrikanischen Kaper, die einen von der andern Seite packen möchten, sind ja wohl durch die Engländer gefesselt. — (Jene deutsche Anthologie von Jacobs bitte ich ja sich recht schnell zu verschaffen, auch solche an Streckfufs bestens zu empfehlen).

Von der weitern Reise auf Frankfurt läfst sich auch kaum Böses genug sagen. Immer hat ich noch an dem Hofschmaus vom dritten Festtage durch Brust- und Magendrücken, und die hofmännische Nachgiebigkeit, auf die Goethe ordentlich schalt, mufste ernstlich bereut werden. Vor allem, meinte Goethe, hätte ich den Grofsherzog, da er mich im Theater auf den ganzen folgenden Tag zu sich einlud, fragen sollen, wie hoch dermalen Se. Grofsherzogliche Hoheit wohn-

ten, und hätte ich dann von den drei und achtzig Stufen gehört, gleich dem Wunsch nach einer kurzen Audienz im Hofraum oder unten bei der Gemahlin äußern sollen. Letztere war auch so übergnädig, daß sie auf die Nachricht, ich würde vor Tafelzeit zu ihr kommen, sagen ließ, daß sie mich früher bei Goethe zu sehen wünsche. Den einen Tag der Woche ist sie immer dort des Vormittags, einen die Großfürstin, einen dritten der alte, jetzt sehr hartherige Herr, der jedoch fast so munter ist, als Goethe, aber allerdings nur fast. Ohne meinen neuen von den Weimarer Freunden in der Eil gewählten Bedienten hätte ich aber gewiß nicht fortkommen können; denn allein konnte ich nicht in, nicht aus dem Wagen kommen. Ueberhaupt kann ich mit dem Tausch zufrieden sein. Es ist eine gelinde Weimarsche Natur, dabei aber von guter Körperstärke, hat als Reuter Napoleon bei Waterloo besiegen helfen, kann auch recht gut den Wagenlenker machen etc. etc. Großen Verstand hat er zwar nicht, doch immer mehr als der alte rohe Kerl, den ich — wie Sie einmal hören können — aus reinem Mitleid annahm, und ihn dann auf zwei Jahre und darüber, wie einen Jagdhund, einhetzte und abrichtete, doch natürlich nur für häusliche Zwecke: für Reisen würde ihn auch der Duldsamste nicht brauchen können. Schreiben kann dieser nun zwar weniger leserlich, aber desto bessere Federn schneidet er, wie oben Figura zeiget, wenigstens auf der ersten Seite dieses Sie durch Ueberlänge plagenden Briefes. Sie sehen, wenigstens in Buchstabenzahl,

mochte ich Ihnen gleich kommen, wenn auch in keinem andern Punkte. —

So ging es denn kriechend und erfroren, wiewohl im Pelzkleide, fort bis Fulda, wo die grofse Klimascheide ist, und grade als Sie die Worte niederschrieben: „Endlich dürfen wir Sie im Frühling reisend denken!" schien es auf etliche Stunden so, auch sah ich dort wirklich Grüne auf Wiesen, und endlich Gelbheit auf der Butter, leider aber ohne Wärme, die Ihr Brief verkündet, zu fühlen, aufser die vom Pelz. Indefs hatte mir schon Goethe ein fröhlicheres Dasein von Fulda bis Hanau verkündigt. Hätten nur Krankheitsanfechtungen schon da aufgehört, etwas ganz anderes als Ihr Euphemism besagt: „Krankheitsanspielungen!" So geplagt gelangte ich endlich in der Gegend von Hanau vor das Dorf, wo meine älteste Tochter (die jüngere ist die Halberstädterin) bei einem grundschlechten Prediger hauset, schickte noch schnell durch einen Boten eine übel verstellte Hand hinein, die das gute Weib auf den dritten Tag zu ihrer jüngsten Schwester zum Wiedersehen einer Jugendfreundin nach Frankfurt bestellte. Gleich aber entdeckt, war ich wieder verrathen, jetzt durch mich selbst, in Weimar durch Ihre vortreffliche Gattin, dann durch Ew. Liebden wieder in Frankfurt. Ueberall hiefs es beim Empfange: Endlich! Nun ging es erstlich in den Schwan, und da ich mich über vier und zwanzig Stunden da etwas erholt hatte, zu den Meinigen, anfangs nur auf Stunden, aber sogleich auf Tage und auf die Nächte dazu, und nur mein schon

vollgekramtes Zimmer und Reisewagen blieben auf die neun Tage im Gasthofe, woher der Bediente von Zeit zu Zeit das Erwünschte abholen mufste. Kleine Ausfahrten konnte ich in Frankfurt nur ein Paar in's Freie machen und zwar in die Kirche, von da zu meinem alten Freund Sömmering, dem hier seine gute Münchner Pension von dem hiesigen König gegönnt wird, ohne Abzug, zum beständigen Wohnen, und der in einem recht behaglichen Garten das ganze Jahr durch von seinen anatomischen Thaten ruht.

Zu Besuchen gab es noch keinen Muth, und manche Einladungen zu dicken Mittagsessen wurden sämmtlich abgelehnt, zuerst beim dicken Jassoy, dem weltbekannten Doctor Juris, dann bei dem Herrn von Gerning und beim Graf Reinhard. Aber letzterer machte nur die Freude zu mir zu kommen, und über eine Stunde behaglich zu verplaudern. Dafs der Graf Golz noch nicht wieder zurück war, gab mir eine gute Entschuldigung gar nicht in sein Hotel zu kommen, ob's gleich die Frau Gräfin ausdrücklich an mich gelangen liefs. Aber in meinem Zustande, vollends escarpins! Kaum, dafs ich noch Einen Weg zu dem edlen Geldkönig Rothschild machen konnte und wol mufste. Denn ich hatte meine Anweisung von Berlin aus an ihn abhanden kommen lassen, und so mufste ich ihm mich selber darstellen, nach dessen Ansicht er aber glaubte, mir noch etwas Mehr für das Jahr anweisen zu können; und so habe ich von dem allgegenwärtigen Menschen Anweisungen auf unbestimmte monatliche Forderungen an so viele Messieurs, als ich schwerlich

verbrauchen werde. — Zuerst werde ich dann auf Montpellier gehen, wo ich noch auf dem Wege her recht eindringende Adressen an einen *président de la Faculté de Médecine* und andere Aerzte eingesammelt habe, noch vorher an eine Fanny Faure, die Frau eines jungen Wein-Negotianten zu Saint-Peray, die aufgefordert wird, mir, wenn ihre *village* mir gefiele, sogleich ein Paar *chambres* zu längerm Aufenthalt einzuräumen, ja, *en cas de besoin*, sogar ihre *cuisse* mit *confidence* anzuvertrauen. Dann geht's nach Marseille, Toulon, das wunderschöne Hières und Nizza. Vom letzten Orte ist doch wohl auch dort die Zeitungsnachricht erschollen, dafs so eben, *quasi mea causa*, zwei treffliche Aerzte, ein Französischer und ein Englischer, dort ein recht paßliches Invalidenhaus „für die zusammenströmenden kränklichen Europäer" erkiesen und mit allen Comforts, „wie jede Nation sie wünschen mag", ausgesteuert haben — das ist wahrlich ein trefflicher Fund für einen so sorglosen Reisenden, wie ich bin, schon sofern, dafs es unter vielen Wohnungen schnell die gemäfseste finden hilft, und sie soll ein wahres Palais sein, für etliche und dreifsig Familien, was so ein Englisman eine Family nennt! In der That, noch läfst sich alles zu meinen Gunsten vortrefflich an, und zu Leben und Sterben habe ich auch schon von Montpellier aus Aerzte genug als Bekannte.

Nun noch ein Paar Blicke in Ihre Briefe für das, was in der Seele mir sich nicht gleich darbot. Ueber die schöne Frau im Herrnhuterkleid habe ich ergötzlich gelacht. Vor zwei Jahren sah ich sie und

erschrak, und die Bescheidenheit traue ich ihr zu, daſs sie weder in Gesellschaften dort, noch auf Ihren jetzt doch noch unstaubigen Corso kommen wird. Die devote Tracht wird dort Aufsehen machen.

Auch ergötzlich haben über einen traurigen Fall Andre gelacht, wie ich in Frankfurt hörte, die Sachsenhäuser nämlich über ihren Mitbürger Buttmann. Es hat einer gesagt: „ein stiller Freitag hätte dem überlauten Schreier nicht anders als gefährlich sein können und was er denn überhaupt im Tode Jesu wollte!"

Könnten Sie dem Schweizerjüngling Meyer von Knonau meine besten Gegen-Komplimente, nicht als *complementa sermonis*, sondern herzlich gemeint, wiedergeben, so würden Sie mich sehr verbinden. Seines braven Vaters erinnre ich mich gar deutlich von Halle her.

Noch erschreckt mich — auſser der Länge dieses Briefes — etwas Sie, Theuerster, Angehendes: der hingestreute Wink, daſs Sie sich wohl im Sommer von dort aus dem Staube machen möchten! Das wäre ja ein erschrecklicher Verlust für mich, obwohl ich Ihnen mit Freuden *πάντα ἀγαθὰ καὶ καλά* wünsche, die Sie nicht selber sich gewähren können. Möchten Sie neben A. in Paris sein!

Unwandelbar und von ganzen Herzen der Ihrige.

Wolf.

P. S. Das ist doch noch ein andrer Brief als der vierseitige charmante, der von Anfang bis Ende schalt! —

Wie es mich auf meinen Genius stolz macht, dafs er mich vor nun schon sechs Wochen aus Berlin trieb! Wo hätte ich anders so wohl werden können als hier, und als ich mich heute während dieser langen Frauenschreiberei befunden habe! —

Fr. Ernst Daniel Schleiermacher.

An — — —

Berlin, d 13ten September 1811.

Sie müssen in der That, mein werther Freund, eine grofse Masse von Geduld für mich aufbringen, aber ich rechne auch sehr auf die gütigen Gesinnungen, die Sie in Ihrem letzten Briefe äufsern, wenn gleich ich mir nicht alles, was Sie mir zur Entschuldigung annehmen, wirklich zuschreiben kann. Wie grofs mein Einfluſs auf die wirkliche Errichtung der hiesigen Universität gewesen, wage ich nicht zu bestimmen; ich halte ihn nur für gering und für sehr indirekt. An der Organisation habe ich Anfangs aber auch eigentlich nur bis Ende des vorigen Jahres einen sehr lebhaften Antheil gehabt; indefs ist, wie es denn zu gehen pflegt, auch schon damals, wie viel mehr noch seitdem, manches geschehen und unterblieben, was ich nicht auf meine Rechnung nehmen möchte. Was Sie mir in Ihrem Briefe von den Gesinnungen gegen diese neue Anstalt sagen, hat mich in der That überrascht. Ich dächte, wo man nur irgend deut-

schen Sinn hat, könnte man nicht anders, als sich darüber freuen. Mir wenigstens ist es sehr einleuchtend, dafs weder die ausländischen Regierungen, noch die willkürlichen Constitutionen so stark und so unfehlbar auf die Ertödtung des Nationalgeistes wirken werden als die Umwandelung der Unterrichtsanstalten, wie sie jetzt in den neuerrichteten Departements betrieben wird, und der intellektuelle Despotismus der kaiserlichen Universität. Daher sollte man sich freuen in einem Staat, welcher direkten Einflüssen dieser Art bis jetzt am wenigsten ausgesetzt ist, ein neues Asyl für deutsche Art und Wissenschaft errichtet zu sehen. Behalten wir nur Friede, so denke ich wird dieses Geschrei sich bald verlieren und die Sache über ihre Gegner sehr glänzend siegen. Mit dem Erfolg dieser beiden Semester haben wir alle Ursache zufrieden zu sein. Mir hat sie doch auch schon etwas eingetragen, meine theologische Encyklopädie hat sich zu einem kleinen Compendium gestaltet, das freilich, wie ich fürchte, an und für sich sehr schwer verständlich ist, aber doch mir und den Zuhörern, wie ich erprobt habe, sehr gut ausreicht. Bei den nächsten Vorlesungen will ich eine kleine litterarische Anleitung hinzufügen, die dann, so Gott will, in eine zweite Auflage mit übergehen kann. Nächstdem habe ich unter dem Namen der Dialektik ein allgemeines philosophisches Collegium, ich kann noch nicht sagen ausgearbeitet, aber doch angelegt, wodurch meine Ansichten über diese Gegenstände völlig in Ordnung gekommen sind, indefs bin ich bis jetzt gesonnen sie lange oder immer

esoterisch zu halten. Für die Disciplinen, die ich sonst vorgetragen, haben mir leider meine Geschäfte nicht zugelassen etwas bedeutendes zu thun; dieses würde, da ich auch nichts litterarisches gearbeitet habe, nicht erklärlich, wenn ich nicht sieben Monate am Magenkrampf auf eine fast unerträgliche Art gelitten hatte. Jetzt bin ich endlich seit wenigen Wochen befreit, nachdem ich mich fast drei Monate lang magnetisiren lassen, was auch die Zeit weggenommen hat.

Ihre Wünsche, mein lieber Freund, habe ich seit Empfang Ihres Briefes theilsig im Auge gehabt. Die Universität Breslau hätte wohl eine Gelegenheit dargeboten Ihnen Kanzel und Katheder vereint anzuweisen, wenn nicht die Universität-predigerstelle schon längst eventualiter für den Consistorialrath Gafs, der sich auch sehr dazu eignet, bestimmt gewesen wäre. Die theologische Fakultät dort ist indefs vor der Hand so besorgt, dafs man bald merken wird, es reicht nicht hin, und eine Predigerstelle könnte sich dann, da es Ihnen an Beifall nicht fehlen wird, in der Folge dazufinden. Allein Sie müssen uns zuvor irgend ein Specimen theologischer Erudition in die Hände geben, damit ich etwas reales anzuführen habe. Doch vielleicht erfüllt Augusti's Abgang nach Breslau Ihre Wünsche auf eine andre Weise. Den ersten Theil Ihres Winkelmann habe ich mit Genauigkeit gelesen und so, dafs ich mir von Ihrem Fleifs eine eigne, sehr erfreuliche Ueberzeugung erworben habe; mit dem zweiten ist es mir leider noch nicht so gut geworden. In Ihren Predigten lese ich mit

vielem Vergnügen; das einzige, was ich dagegen sagen möchte ist, dafs Sie in Absicht der Sprache eben so viel von Ihren Zuhörern fordern als man mir Schuld giebt, aber auf andre Art; ich glaube nämlich, dafs meine Zuhörer eher wissen werden, was sie nicht genau verstehen, die Ihrigen aber sich leichter einbilden werden verstanden zu haben, weil das Schwere sich unter einem poëtischen und sehr gefälligen Gewande verbirgt. Die poëtischen Schlüsse sind eine sehr schöne Zugabe; es sammeln sich auf diese Art treffliche Elemente zu einem Liederbuche; nur das in Ihrem letzten Briefe scheint mir wegen dieser bestimmten Form von Allegorie der Kanzel unmittelbar weniger angemessen. — Sollte sich, was Sie das Christliche am Sophokles nennen, auch zu einer besondern Schrift eignen, wiewohl sich dergleichen besser gelegentlich beibringen liefse, so würde ich doch einen weniger paradox klingenden Titel wünschen. Doch ich mufs ungern abbrechen mit der Versicherung meiner herzlichen Anhänglichkeit.

Schleiermacher.

Joseph Fürst von Hohenzollern.

Fürstbischof von Ermeland und Abt von Oliva.

Rafael Ignatius Bock, der innigste Freund von L. Z. Werner, Verfasser des Heldengedichts Aura und mehrerer geistreicher philosophischer und poetischer Werke, verliess seine juristische Laufbahn, trat zum katholischen Glauben über und wollte ins Kloster nach Oliva gehen. Dem Vater, K. G. Bock — als Dichter und Uebersetzer der Georgika bekannt und hochgeachtet, zu dem Kreise von Hamann, Kant, Hippel gehörend*) — einem eifrigen Lutheraner, war dieser Entschluss eine harte Prüfung, doch er willigte ein, da er die aus innerster Ueberzeugung bei dem Sohne hervorgegangene Religionsveränderung nicht weiter bekämpfen konnte. Der Vater schrieb deshalb an den Fürstbischof von Ermeland, Joseph von Hohenzollern; die Antwort des Prälaten ist merkwürdig, indem wir daraus ersehen, wie selbst ein so aufgeklärter Mann, wie Joseph von Hohenzollern, über die damalige (1806) Aufhebung der Klöster dachte: wir finden dieselbe unter a, so wie

*) Siehe Band I. p. 81.

uns b. einen Brief des Fürsten an Rafael Bock bringt, welcher in dem Jahre 1808 geschrieben ist. Briefe dieser Art charakterisiren auf klare Weise die Schreiber wie die Empfänger!

An den Kriegesrath Bock in Königsberg in Pr.

Oliva, d. 3ten Juli 1806.

Wenn ich Ew. Wohlgeboren geehrte Zuschrift nicht so gleich beantwortete, als Pflicht und Neigung mich dazu antrieben, so lag die Schuld doch nur in den jenes Schreiben begleitenden Umständen. Der Geheimrath Simpson übergab mir nämlich Ihren Brief mehrere Wochen nach Empfang desselben, es wurde abgeredet, dafs meine Antwort ebenfalls durch seine Hand an Dieselben gelangen sollte, in der Zwischenzeit aber wurde der verehrungswürdige Herr Geheimerath von einem Schwindelanfall befallen, der allen seinen Freunden bange Folgen fürchten läfst und von dem er sich noch nicht erholen kann. Ew. Wohlgeboren und Ihres Herrn Sohnes Zutrauen hat mich beehrt und tief und wahr gerührt; ich ersuche Sie das Geständnifs meiner tiefgefühlten Hochachtung gütig aufzunehmen. Sie haben ein schönes Beispiel ächten Bildungsgeistes aufgestellt, denn der Sieg über verjährte Vorurtheile fällt oft dem Gebildesten schwer; ich hoffe Sie werden diese Aeufserung nicht mifsdeuten. Ihr Herr Sohn mufs sich bei jedem edlen Gemüthe Achtung und innige Zuneigung erwerben, ich habe ihn ganz verstanden,

das Streben meines bessern Selbsts ist auch das seinige, wir haben gleiche Ansichten, und ich freue mich versichern zu können, dafs unsere Herzen in schönem Einklang stehen. Wie beseligend ist das Gefühl einen solchen Sohn zu besitzen! Sie sind ein glücklicher Vater.

Was nun den Eintritt Ihres Sohnes in das hiesige Kloster betrifft, so stünde seinem Wunsche nichts entgegen, vielmehr würden wir auf eine solche Acquisition stolz sein, wenn ich mich nicht verpflichtet fühlte, Sie auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Zuvor aber mufs ich ersuchen das Ganze mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen. Es ist nur zu gewifs, dafs sämmtliche Klöster in Westpreufsen aufgehoben werden sollen! mit dem uns benachbarten Kloster Carthaus wird dieser Tage der Anfang gemacht werden, wegen Oliva ist mir zwar immediate noch nichts bekannt gemacht, indessen da es allgemeines Princip ist, ist auch keine Ausnahme zu vermuthen. Die Ursache der Aufhebung zu erörtern möchte ich nicht gern wagen, dürfte aber doch zunächst im Geiste der Zeit zu suchen sein. Alles schwankt, nichts steht fest, freche Hände beflecken auch das Ehrwürdigste, der Geist der Zerstörung schreitet durch die Welt, und die Menschen (so scheint es) haben keinen Himmel mehr. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. —

Wie lange könnte sich im Aufhebungsfalle nun wohl Ihr Herr Sohn seines Entschlusses freuen, da ohnehin einige Jahre zum Novicist und noch nöthigen Studien unumgänglich erforderlich sind? In-

dessen steht ihm ja der weltgeistliche Stand offen, und auch in diesem läfst sich so viel und schön für Himmel und Erde thun und wirken! — Dies wäre jetzt mein Rath — stets werde ich den wärmsten Antheil an dem Schicksale Ihres Sohnes nehmen, aus der Fülle meines Herzens will ich den Himmel anrufen, dafs er ihm seinen besten Seegen zu Theil werden lasse, und bin ich nicht zu unbescheiden, so füge ich den Wunsch hinzu, zuweilen Nachricht von seinem fernern Schicksal und Zufriedenheit bekommen zu können!

Joseph Hohenzollern,
A. v. O.

b. ÷

An Rafael Bock in Frauenburg.

Oliva 1808.

Nehmen Sie meinen innigen Dank für Ihre liebevollen Wünsche und Worte aus gerührtem Herzen freundlich auf. Die Theilnahme edler Naturen ist mein Stolz, und gewährt mir die kräftigste Aufmunterung. Ihr Zutrauen ist mir theuer und ich hoffe dessen würdig zu werden. Nehmen Sie auch meinen lebhaften Wunsch, Sie heiter und zufrieden zu wissen. Uebrigens kann Sie ja nichts irre machen; was wir in der Idee erfafsten, bleibt unser. Menschen von einer gewissen Tiefe und Kraft des Gemüths sind nicht in Gefahr durch das Weltgewirre verblendet zu werden, so wie tiefe und klare Bäche unter der Eisdecke immer ruhig fortfliefsen.

Joseph Hohenzollern,
A. v. O.

Karl XIV. Johann, König von Schweden.

An den General-Lieutenant Grafen v. Walmoden.

à mon quartier général de Zerbst le 28. Septembre 1813.

Monsieur le Lieutnant Général Comte de Walmoden! Vôtre dépêche du 26 septembre que je viens de recevoir me dit: que les Danois étant réunis aux Français à Lubeck, à Ratzbourg, et même à Hambourg une opération partielle ne peut point avoir lieu. Il y a dix-sept lieus de Lubeck à Hambourg, et si les Français et les Danois occupent cette ligne, ils sont faibles par-tout, dès lors il est facile de percer sur un point. Le détachement que le général Pecheux avait envoyé sur la rive gauche de l'Elbe vous a mis à même d'obtenir des succès, je vous assure, mon cher Comte, que personne ne s'en est plus réjoui que moi. Si les rapports, que j'ai reçus sont véridiques, l'ennemi a perdu par suite de ce mouvement, en tués, blessés ou prisonniers, près de quatre mille hommes. Depuis ce temps le Prince d'Ekmühl a porté sur Hambourg deux ou trois mille Français, et en ajoutant la grande quantité d'hommes qui sont

tombés malades depuis quinze jours on peut sans hazarder porter la diminution de ses forces de sept à huit mille hommes; ainsi Français et Danois sur la Stecknitz, c'est-à-dire sur une ligne de dix sept lieues, ne forment pas un total de vingt à vingt-quatre mille hommes. En concentrant vos troupes entre Rhena et Schönberg par une ou deux marches forçées et dérobant vos mouvemens à l'ennemi, vous surprendrez les Danois, et vous les battrez indubitablement. En conséquence, au reçu de la présente vous porterez six mille hommes du Landsturm à Boitzenbourg, vous rappellerez par une marche forcée le Général Tettenborn de Lünebourg. Le Général Tettenborn attirera l'attention de l'ennemi sur la basse Stecknitz dans les environs de Lauenbourg et vous fournira ainsi le moyen de presser les Danois jusque dans l'intérieur du Holstein. Les avis qui me sont donnés assurrent que l'armée Danoise ne demande que l'occasion pour se replier derrière l'Eyder, ou de passer de notre côté. Opérant son mouvement en arrière, elle découvre le flanc gauche du Prince d'Eckmühl, et dès-lors vous pourrez l'attaquer brusquement, et même l'empêcher de regagner Hambourg. Enfin, Monsieur le Comte, c'est une bataille qu'il est nécessaire de livrer aux Danois et au Prince d'Eckmühl, et il est instant qu'elle le soit. Si malheureusement elle est perdue, votre cavalerie couvrira votre retraite, et vous avez peu de chose à craindre. Vous serez soutenu par la population entière du Mecklenbourg, et de la Poméranie suédoise, et s'il est nécessaire vous aurez vingt-cinq mille hommes

de renfort. J'ordonne au Lieutnant Colonel Marvitz de se mettre en marche, et de se porter à Boitzenbourg avec son corps fort de près de deux mille cinq cens hommes, il appuyera votre gauche de manière à n'avoir rien a craindre sur ce point; ainsi toute votre armée à l'exception de deux régimens de Cosaques doit être réunie sur un terrain de deux lieues de plus: marchez avec confiance, abordez l'ennemi corps à corps, et Dieu bénira vos armes. Du moment que vous aurez obtenu des succès, laissez au général Vegesac le soin de poursuivre l'ennemi avec sept à huit mille hommes de troupes régulières, et venez de suite passer l'Elbe à Dömitz pour former ma droite; vous pouvez alors vous adjoindre la Brigade de Marvitz; elle sera réunie à celle du general Putlitz qui va recevoir l'ordre de se porter à Havelberg; ainsi vous aurez toujours un corps respectable pour vous porter à Uelzen et à Celle. Les événements se précipitent avec une telle rapidité, qu'il nous faut avoir constamment l'esprit tendu pour les saisir. Le moment est arrivé, profitons-en. Dans quatre jours l'armée passera l'Elbe à Roslaw, Acken ou Ferklande. Je préfère ce dernier endroit, si les circonstances n'en décident pas autrement, parcequ'il m'approche davantage de vous, me conduit directement en Hannovre, me fournit le moyen d'y diriger votre corps, et de faire un mouvement à gauche pour me porter sur Halle et sur Leipzig. Vous aurez vu par les nouvelles de l'armée les precautions que nous prenons pour avoir des points fixes sur l'Elbe, elles doivent vous faire plaisir.

J'ai envoyé le général Czernicheff à Cassel avec trois mille chevaux. Le Roi de Westphalie est peut-être son prisonnier au moment où j'écris cette lettre, je la termine en vous recommandant de faire du mal aux Danois. L'intérêt de la cause générale l'exige, l'intérêt particulier de la Grande-Bretagne, que vous servez, l'ordonne. Le rétablissement de votre ancienne patrie comme électorat vous le commande, et moi je vous en prie. Je vous renouvelle, Monsieur le Comte, les assurances de mes sentiments et prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde,

Etant

votre bien affectionné

Charles Jean.

Johann Heinrich Daniel Zschokke.

Ueber den Ruhm, den Zschokke seit seines Aufenthalts in der Schweiz, als Schriftsteller und als thätiger, ausgezeichneter Bürger der Schweiz, erhalten, — ist Zschokke der Lehrer in Frankfurt an der Oder und sein Streben und Dichten als solcher, ganz vergessen worden, und wir haben aufser seinen Druckwerken aus jener Zeit wenig Haltpunkte, um richtig zu beurtheilen, wie er damals fühlte und strebte. Im ersten Bande dieser Briefe und Denkschriften theilte ich bereits aus dem Jahre 1795, als Zschokke sein Vaterland verliefs, einen Brief desselben mit; durch die Güte der Schwester des verewigten trefflichen Kupferstecher Fr. Bolt bin ich jetzt im Stande aus den Jahren 1794 — 1797 Briefe an Bolt hier zu geben, welche den Mann bis zu seiner Ankunft und Feststellung seiner Lebensverhältnisse in der Schweiz, charakterisiren und uns von ihm ein lebhaftes Bild vor Augen führen. Jener im ersten Bande abgedruckte Brief ist also zwischen die hier folgenden Briefen f. und g. zu setzen.

Nicht unbemerkt kann hier bleiben, dafs diese Briefe von Zschokke, so wie die Briefe von Kolbe an Bolt, zugleich auch ein wohlthuendes, schönes Bild von dem Letztern geben. Bolt war sehr ausgezeichnet als Kupferstecher, doch als Mensch steht er noch höher, und mit Recht kann man von ihm sagen: er war nach Charakter, Gemüth und Gesinnung ein wahrhaft edler Mensch! Auch bei seinen Schülern lebt er in dankbarer Erinnerung fort, und unsre brave Künstlerin Auguste Hüssener hat aus Pietät für ihren verstorbenen Freund und Lehrer sein Portrait, — sprechend ähnlich — in Kupfer gestochen. Die Platte ist mir zugestellt und ich werde nicht säumen das Blatt baldigst der Oeffentlichkeit zu übergeben.

B.

Frankfurt a. d. O., d. 22sten August 1791.

(Natürlich, bei einer Pfeife Taback geschrieben.)

Mein Lieber!

Gotteslohn für die beiden antiken Köpfe, davon der eine der Juno, der andre der medicäischen Venus gehören soll. Offenherzig zu gestehn, ich bin mit den Köpfen in Verlegenheit, wiewohl ich Lavaters Physiognomik studiert habe. — Welcher Kopf gehört zum Rumpf der Juno? — Homer nennt die Juno gewöhnlich die Ochsenäugigte; aber ich suchte umsonst nach dieser karakteristischen Unterscheidung. Eben so wenig fand ich in einem der Köpfe das süfse, schaamvolle Lächeln der Medicäerin, wel-

ches ich sonst bei ihr bemerkt zu haben glaube, und sie mir so liebenswürdig machte. Eine Venus in *puris naturalibus*, auch nicht einmal mit dem beliebten Schleier umhüllt, welcher so viel Aehnlichkeit mit den Herzen und Schmerzen der Poeten hat, ist für mich, ohne ein verschämtes Lächeln, keine liebenswürdige Liebesgöttin. Eine Venus ohne Enveloppe und Unterrock mufste selbst bei den keuschen Griechen etwas roth werden.

Dafs Ihnen die schwarzen Brüder angefangen haben zu gefallen, wundert mich und wundert mich nicht.

Was für ein Freiheitslied meinen Sie denn? Die Uebersetzung von *Allons enfans de la Patrie!* oder meine eigne Geburt?

Was Sie über meinen Kopf und mein Herz sagen, ist kaltes Kompliment, welches ich leicht erwiedern könnte, ohne so sehr zu schmeicheln wie Sie, wenn ich nicht als zu Ardinghello den Zweiten redete.

Sie fragen mich wer der Verfasser von Lyonnel sei? — Eben derjenige, den Sie während er Ihnen daraus vorlas, zeichneten.

Ad rem zeichnen. Ich denke, Sie wollen mir einen Abdruck von meinem Kopf schicken? Und was Ihre Zeichnungen betrifft, ich wollte sagen *opera omnia:* so halten Sie hübsch Wort. Mit den beiden Antikenköpfen haben Sie einem Durstigen ein Paar Tropfen Wassers gereicht. Er wird immer durstiger. Beiläufig erinnern Sie doch unsern gemeinschaftlichen Freund Herrn Maurer an die schöne italienische Landschaft! — Seiner Frau

Gemahlin empfehlen Sie mich recht innig, und küssen Sie derselben in meinem Namen Hand (und Mund?) Antworten Sie bald Ihrem

Heinrich Zschokke.

b.

Frankfurt, d. 1sten October 1791.

Aber ich, mein Lieber, so ein abgesagter Feind von allem Rechnen ich auch bin, halte viel auf das Rechnen in der Freundschaft; rechne gern ab und an, je nachdem es die Konvenienzen erfordern. Sie durften eher nicht eine Sylbe von mir erwarten, bevor Sie mir nicht wieder geschrieben hatten.

Und was haben Sie mir denn geschrieben? Einen ganz kleinen Brief voll grofser Räthsel. Ihre Kupfersammlung, auf welche ich immer mit stiller Ergebung hoffte, kann ich nicht erhalten, trotz dem, dafs Sie sie schon zusammengesucht haben? Weil — Ihnen das Verzeichnifs fehlt? Das letztere will ich Ihnen vor der Hand gern schicken.

Mein neustes Portrait kann ich noch nicht erhalten — weil — gewisse Ursachen dagegen sind? — Das löse mir mal ein neuer Theseus auf — ich könnte den geheimnifsvollen Knoten höchstens nur *ad modum Alexandri Magni* zerhauen.

Ins Künftige bitten wir, uns über diese mystische Offenbarungsfloskeln neue Offenbarungen zu schreiben.

Endlich, Sie haben Freundinnen? — Ja, daran hab ich schon, eh Sie mir's schrieben, noch keinen Augenblick gezweifelt. — Und eine derselben wol-

len Sie mir zur Belohnung für die frohen Augenblicke, welche Ihnen und Ihr mein Abällino gemacht, zeigen? — Um, nur zeigen!

Mir kömmts vor, als kennten Sie mich nicht. Ich habe mit dem Abällino den unartigen Kinderzug im Charakter gemein, dafs wir auch gleich rufen: haben! haben! wenn uns eine Puppe gefällt. Zeigen Sie mir also Ihre Puppe nicht nur, sondern im Fall der Noth — — —

Nun, das übrige ergänze Ihre lebendige Ardinghello-Freundschaft.

Apropos, was kostet's, wenn Sie eine Vignette, wie z. B. vor dem Ardinghello zeichnen und stechen? Ich wünschte den billigsten Preis zu wissen, aber bald. Die Idee soll Ihnen gegeben werden (aber nicht die blofse Idee vom Preise oder der Bezahlung).

Wenn Sie meinen lieben Maurer und dessen eben so liebe Frau sprechen: so haben Sie die Güte, erstern zu sagen, dafs ich's wohl sehe, wenn er den Kuno von Kyburg ohne allen Prunk, als ein vom Drucker ohnedies schon, so wie vom Autor verhunztes Ding, mit einem simpel gedruckten Titel vom Stapel ab ins Meer der Lesewelt laufen liefse. —

Und letzterer (d. i. nicht der Lesewelt, sondern Madame Maurer), dafs ich ihr im Geiste recht freundlich die Hand küsse, und mich freue, dafs Zairi Töchterlein vom Tode wieder erstanden. —

Allen guten Seelen, empfehlen Sie diejenige, welche herzlich darnach schmachtet, wieder der ih-

rigen einmal recht nahe zu sein, und die als Aushängeschild trägt den Namen Ihres

Heinrich Zschokke.

Noch eins! ich hab ein herrliches Mädchen, (aber nur im Kupferstich) Kraft und Geist, Jugendfülle, und Ueppigkeit des neunzehnten Jahrs. — Sehn Sie's doch an, ich bin verliebt darin. Sirta von Schnorr und Mangot, bei Wort und Leo in Lefs. Schön ist sie nicht. Aber!!

e.

Frankfurt, d. 29sten October 1794.

Nur fein deutlich und gelindsam sich erklärt, mein Lieber, ohne Poltern, ohne Toben; so läfst man sich bedeuten und bittet noch dazu um Verzeihung, wenn man mit einer zudringlichen Frage irgend unbequem gefallen sein sollte. Was die Kupferstiche betrifft: so bin ich jetzt ruhig, und freue mich wie ein Kind auf Weihnachten. Will auch nicht mehr fragen und nicht mehr Gedankenstriche ziehn, so sehr ich's freilich wohl noch immer könnte ob eines Gegenstandes, über welchen in allen Ihren lieben Briefen ein und dieselbe unveränderliche Dunkelheit herrscht.

Vom dritten Theil der schwarzen Brüder weifs ich zur Stunde selbst noch nicht mehr, als den Titel, welchen ich meinem Freunde Opitz gegeben habe, und zwölf geschriebene Bogen, die in meinem Pulte liegen.

Sie fragen, was das JHDZ auf dem Titel des

Abällino zu bedeuten habe? Meinen Namen, und keinen andern. Ich heifse Johann, Heinrich, Daniel Zschokke. Zusammenbuchstabirt: JHDZ.

Ich habe nicht, wie Sie sagen, in meinem Namen ein Paar Buchstaben, sondern ein Paar Namen zuviel.

Das Lied auf *Allons enfants*, welches Madame Maurer so gütig ist, von mir zu verlangen, könnte nichts anders, als die deutsche Uebersetzung davon sein. Diese hab' ich zwar gemacht, aber man hat sie mir genommen, und ich kann durchaus nicht erfahren, wohin sie gekommen ist. Auf ausdrücklichen Befehl der Madame Maurer müfst ich das Lied zum andernmal in einer bequemen Stunde übersetzen. Aber ein bessrer Dichter hat schon eine bessre Arbeit dazu geliefert, nämlich Vofs im Schlefswigschen Journal.

Empfehlen Sie mich an Herrn und Madame Maurer als meinen Freunden, desgleichen Ihrer Theuren — mir unbekannten; noch mehr aber Ihrem eignen Herzen

Ihren

Zschokke.

d.

im December 1794.

Ja, ich habe schwer gesündigt an unsrer Freundschaft — habe Ihren lieben Brief so unverzeihlich lange unbeantwortet gelassen, und von Ihrem angenehmen Geschenk nicht einmal gemeldet, dafs es mir richtig eingehändigt worden sei. — Meine Un-

dankbarkeit ist eben so grofs, als die Freude, welche ich beim Empfang Ihrer Kupferstiche empfand.

Aber die Sünden thun mir herzlich leid, und reuen mich sehr. Ich selbst bin muthlos, Sie in eigener Person um Verzeihung zu bitten, schicke Ihnen deswegen Ihren Liebling meiner Geisteskinder — Ihren und meinen Abällino zu, — der nun für die Vergehungen seines Vaters büfsen mag.

Ich habe dem Jungen einen andern Rock angezogen, er hat dadurch beinah eine ganz andre Physiognomie erhalten. Er soll künftig nie ohne Ihren Namen in die Welt wandern, seien Sie sein Ptlegevater. Aber die Frage ist, ob Sie ihm nun noch so gut sind. Aber erzählen wird er Ihnen, dafs in jedem Augenblick seiner Umwandlung ich an Sie gedacht habe, und schon darum sollten Sie doch diesem Kinde der Liebe gut werden.

Die Karl Döbellinische Gesellschaft hat Ihren Pflegesohn so lieb gewonnen, dafs sie ihn schon jetzt einstudiret, um ihn in Stettin zu spielen. Der Himmel gebe ihm Glück; das wünsch' ich ihm zum Neujahr. Ich sage mich völlig von ihm los. Sie sind nun sein Pathchen und sein Vater.

Hätte der Schneider nicht so lange an Abällinos Rock geflickt; so würden Sie ihn schon längst nebst einem Brief von mir erhalten haben. Aber ohne Fürsprecher wollte ich doch nicht schreiben; und dieser Fürsprecher mufste grade Ihr Favorit sein.

Er erzähle Ihnen auch meine Freude über Ihr Geschenk. Ich habe fast den ganzen ersten Tag

hindurch gegalt, gezahlt, geordnet, gekunstrichtert und gesprungen. Ein halbes Dutzend Pfeifen Knaster braunt' ich Ihnen zu Ehren bei der Durchsicht Ihrer Werke ab, — wie sonst grofse Herrn ihre Feuerwerke. Aber eine gute Pfeife Knaster ist besser als ein Meisterstück von Feuerwerkerei.

Ich will Ihnen künftig in meinen Briefen allerlei über Ihre Arbeiten vorplaudern, recht viel Schönes und recht viel Schlechtes, — je nachdem ich zu einem oder dem andern aufgelegt bin.

Die Schlachtstücke — da soll man mich 'mal kritisiren hören. Lessing und Winkelmann sollen sich untern Grabhügel noch über ihren würdigen Nachfolger freun! — Nein weg, mit den Schlachtstücken, da war Bolts Geist nicht, ein so schönes Licht auch auf die Gruppe des sinkenden Spartakus niederfallt.

Aber ein Stück wie No. 108. oh, da hab' ich mit dem Fufs gestampft vor Freuden, und mich gefreut, dafs Bolt mein Freund ist — und das war meine ganze Recension.

Und dasselbe liebe grofsäugigte Mädchen wieder in No. 109 oder unter der Eiche No. 111 darneben dem hagern Herrn, den ich fast beneiden möchte, dafs er neben dem braunen, schalkhaften Mädel so dasteht, und immer dasteht. — Wahrhaftig, 's ist mir so viel Geist, so viel Liebe in diesen Platten, dafs ich immer Bolten zu sehn glaubte, wie er bei dem Mädchen steht, die den Abällino gern las.

Aber ich rede kein Wort mehr. Erst mufs ich

Verzeihung haben. Und die wäre mir im Grunde leicht zu erobern, wenn ich erzählen wollte, dafs der Tod meines einzigen Freundes meines lieben Schwagers Faucher mich auf lange Zeit so düster, so unzufrieden mit der Welt gemacht, und so mich zu allem Arbeiten und Schreiben unfähig gemacht hat, dafs ich lange nichts schreiben, sondern immer nur träumen und weinen konnte; wenn ich erzählen wollte, dafs ich beinah durch Unvorsichtigkeit des Mädchens im Kohlendampf erstickt wäre, wenn man mich nicht noch zur rechten Zeit, wiewohl schon ohne Besinnung gefunden hätte. —

Aber ich will keine Freundschaft mir erwecken durch Mitleid, sondern durch eignes bessres Verdienst.

Na werden Sie mir wieder gut. Küssen Sie Herrn und Madame Maurer freundschaftlich in meinem Namen. Auch küssen Sie in meinem Ihr Liebchen von No. 111, und wenns möglich ist sich selbst im Spiegel oder Portrait oder in Natura.

Ich bleibe unveränderlich

Ihr

JHDZ.

c.

Frankfurt, d. 20sten Februar 1795.

Endlich, mein Ardhinghello, schreib ich Ihnen; — meine Grüfse und mein Dank an Sie, für die gastfreundliche Aufnahme in Berlin, sind schon diesem Briefe längst vorausgelaufen.

Neues hat sich hier zu Lande mit mir nicht viel ereignet. Ich bin vergnügt und gesund gewesen, ein anhaltender Kopfschmerz in der letztern Woche störte mich etwas in meiner Laune.

Seit meiner Wiederkunft in Frankfurt behagt's mir hier wenig. Berlin hat mich wirklich noch nie so interessirt, mir so wirklich gefallen, als das letztemal.

Fast alle meine Vorurtheile wider diese Residenz hab' ich fallen lassen.

Und zu dieser Verwandlung haben Sie mit unserm Freund Maurer ebenfalls nicht wenig beigetragen. Ich danke Ihnen nochmals für die frohen Stunden, die Sie mir gewährt. Wie gerne möcht ich vergelten! Das neuste, was ich Ihnen jetzt zu schreiben hätte, wäre, dafs mein Entschlufs zur Reise nach Italien und Dalmatien in mir immer fester und lebendiger geworden. Ich habe es noch stark im Sinn, zum künftigen Frühjahr, Ende Mais, Anfangs Juni von hier abzusegeln. — Wie sehr hätt' ich gewünscht in Ihrer Gesellschaft Ardhinghellos Vaterland zu durchschwärmen! — Ich habe jetzt einen andern Reisegefährten in einem meiner frühern Freunde gefunden — doch ist's mit ihm noch ungewifs.

Und eben daher eine Bitte. Verschiedne meiner Freunde und Freundinnen in verschiedenen Städten und Gegenden haben meine Silhouette verlangt. Ich verachte die Silhouetten, und wünsche Ihnen etwas besseres zu geben. — Wollen Sie meinen Wunsch erhören, lieber Bolt, und Ihre Zeichnung von mir

in Kupfer stechen? oder nur radiren, ätzen? wie es heifst.

Ich gebe Ihnen für die Platte mit dem gröfsten Vergnügen das, was Sie von den Buchhändlern empfangen. — Und zur Unterschrift: Heinrich Zschokke — für seine Freunde.

Geben Sie mir Ihr Jawort! Es ist die erste bedeutende Bitte von mir an Sie — und vielleicht die letzte, wenn ich mein Vaterland nicht wiedersehen sollte.

Antworten Sie mir bald. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau Mutter und Fräulein Schwester, und bleiben Sie gut

Ihrem

Zschokke.

5.

Frankfurt, d. 18ten April 1795.

Ich bekenne es gern, dafs es sehr unartig von mir war, Ihnen so lange nicht zu schreiben, ob ich gleich mit meinem Geiste oft genug bei Ihnen lebe. Allein so grofs meine Sünde in der Freundschaft war, so grofs sei nun auch Ihre Tugend, Ihre Grofsmuth gegen mich. — Zu rechtfertigen ist mein Stillschweigen keineswegs, aber zu entschuldigen.

Meine grofse mir vorliegende Reise hat mich bisher aufserordentlich in Thätigkeit erhalten; so dafs ich froh war, wenn ich aufspringen konnte vom Schreibtisch, um freien Odem zu holen. Dann war ich entweder durchaus verstimmt, um mich mit einem meiner Lieblinge zu unterhalten, oder — ehrlich gesagt — zu träge und müde geworden.

Ich bedaure Sie herzlich, dafs Sie so viel arbeiten müssen, und wünsche demungeachtet Ihnen und der Welt Glück, dafs Sie so viel arbeiten können. — Aber, lieber Ardinghello, bedenken Sie auch die Stärke und Schwäche Ihres Körpers! — opfern Sie sich nicht zu früh auf. Es ist besser, einen Thaler weniger in der Tasche, und einen gesunden Tropfen Bluts mehr in den Adern zu haben.

Die Ehre, wofür der Künstler hauptsächlich oder beiläufig arbeitet, verdient nicht, dafs man ihr eine einzige reelle Lebensfreude opfert. —

Sie wollen, wenn Sie mein Portrait stechen, eine andre Unterschrift geben. Diese Unterschrift klingt schmeichelhafter für mich; die meinige schmeichelhafter für meine Freunde. Sie meinen Göthe, Wieland etc. haben sich nicht stechen lassen. Ich gestehe, wenn ich einer dieser Männer wäre, würd' ich's auch nicht thun, weil dann die Eitelkeit nicht zu läugnen wäre. Da ich aber zur Zahl der *virorum obscurorum* gehöre, da ich Schattenrisse zu mangelhaft, Gemälde zu theuer finde, um meine Freunde, bei meiner Abreise, damit, als ein Andenken, zu beschenken; so wählt' ich den Kupferstich. Da er nicht öffentlich erscheinen, sondern privatim verschenkt, und unter den Spiegeln meiner Lieben paradiren soll: so findet der Vorwurf der Eitelkeit noch weniger statt, oder es verdient ihn eben so jeder, der sich auch nur silhouettiren liefse. Unter meinem Kupferstich könnte eben so gut stehn: *Henri Zschokke pour prendre congé.* Inzwischen lafs ich mir jede Bedingung gefallen, wenn Sie mir meine Bitte

bald erfüllen wollten. An meiner Dankbarkeit zweifeln Sie nicht. —

Was übrigens die Ehre in Kupfer gestochen zu werden betrifft; so theile ich sie jetzt mit vielen elenden Wichten. Lorbeern in Kupfer gestochen, sind keine wirkliche.

Auf Ihre vortreffliche Arbeit zum Kuno freu ich mich; nicht des Kuno, sondern Ihrer Kunst wegen. Kuno war Ihrer Kunst übrigens nicht würdig.

Zuletzt noch ein Wort von Ihrem Pflegesohn Abällino. Er ist in Stettin mit Beifall gegeben. Neulich hat ein neues Kaufartheischiff, das von Swinemünde auslief, den Namen Abällino empfangen. In Frankfurt sah ich die Aufführung. Man spielte schlecht. Fast alle Charaktere waren vergriffen, und Döbbelin beklagte sich, dafs ich ihn, durch mein hartes Urtheil darüber um tausend Thaler gebracht habe. In Magdeburg ist er gegeben, und mit gröfserem Applaus, als in Stettin, aufgenommen worden. Nun adieu! Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau Mutter und Schwester von Ihrem

Zschokke.

5.

Bei Bern, d. 12ten Juli 1796.

Mein lieber, theurer Bolt.

Ihr Brief vom 11ten März kam in der Mitte vorigen Monates erst in meine Hände, nachdem er ein Vierteljahr lang, der Himmel weifs, wo, herumgeschwärmt ist. Er war inzwischen wohl conservirt; er kam von Ihnen, und dies ist mir genug. Allein,

Sie sagen mir schon von einem an mich abgesandten Briefe, ich aber habe keine Zeile von Ihrer Hand gesehen; die ersten sind dies Schreiben von Ihnen, welches vor mir liegt.

Mit den Briefen gehen aufserordentliche Verwirrungen vor. Vom Abällino zweiter Ausgabe sagen Sie mir das erste Wort; Freund Opitz hat mir davon noch keine Silbe geschrieben, kein Exemplar für mich nach der Schweiz besorgt. — Fragen Sie doch unsern lieben Maurer, ob er denn kein Paket von mir durch die Felseckersche Buchhandlung in Nürnberg empfangen, oder keinen meiner Briefe.

Was mein Portrait betrifft; so bitt ich Sie um unsrer Freundschaft willen, lassen Sie es vor keinem Buche gestellt werden. Ich erbat es mir von Ihnen nur um meinen verschiedenen Freunden und Freundinnen eine kleine Freude zu machen.

Dafs ich ein ganzes Vierteljahr in Paris herumgeschwärmt bin, werden Sie vielleicht durch andre erfahren haben. Allerdings ist Paris der Reise des Künstlers werth: Rom geht durch Buonaparte unter und in Paris zum neuen Leben wieder auf. Die Lyceen, die Theater und besonders das Museum im Louvre locken und ziehn mit Magnetengewalt aller Welt Künstler herbei. Ich bin unaussprechlich glücklich im Museum, in diesem Triumphhause menschlicher Kunst gewesen — in dieser Bildergallerie ohne gleichen.

Sie werden auch um vieler andern Hinsichten willen, die Reise nach Paris nicht bereuen, wenn Ihnen gleich die Pariser und Pariserinnen so wenig,

als mir, oder andern jetzt in Paris lebenden Deutschen behagen werden. — Dazu kömmt, dafs es in Frankreich für den Fremden sehr wohlfeiles Leben ist. Ich logirte im *Hôtel la Prime, rue Grenelle Saint Honorée,* also in der Nähe des *Louvre, Palais royal* und der *Thuileries*, und bezahlte für ein Zimmer nach der Strafse heraus monatlich anderthalb Karoline. Dies war von allen was ich genofs das theuerste. Essen, Trinken, Kleider, Theater, Lustbarkeiten andrer Art sind meistens wohlfeil.

Wenn Sie nach Paris gehen, so werden Sie durch die Schweiz müssen. Ich schätze mich schon in Hoffnung glücklich, Sie bald hier umarmen, und mit meinen Schweizerfreunden und Freundinnen bekannt machen zu können. Auch hier am Fufse der Alpen wollen wir das Bündnifs unsrer Freundschaft bei einem Glase Wein und einer Pfeife Tabak erneuen, und auf der Spitze des Gotthard oder Rigi unsern deutschen Brüdern ein Vivat rufen. Herr Oelsner dankt Ihnen tausendmal für das angenehme Geschenk. — Schreiben Sie mir bald. Ich reise in der andern Woche nach Savoyen. Sobald ich Ihre Ankunft höre, flieg ich Ihnen mit offnen Armen entgegen.

Das Urtheil des Herrn Kolbe über meinen Abällino macht seinem Geschmack viel Ehre; es stimmt in der Hauptsache mit den meisten öffentlichen, die mir bisher zu Ohren gekommen sind, überein.

Findet Sie dieser Brief noch in Berlin, so empfehlen Sie mich allen meinen lieben Freunden, mit

denen Sie in Verbindung stehn, besonders auch Ihrer liebenswürdigen Familie.

Ewig

Ihr

Zschokke.

II.

Reichenau in Graubünden, d. 30sten Januar 1797.

Ja mit dem Nachhausekommen wirds seine guten Wege haben, mein lieber Arthingello! — Ihr Gevatter ist ein grauer Bruder worden zur Strafe, dafs er ein Paar schlechte schwarze geschrieben hat. — Kommen Sie auf Ihrer Frühlingsreise nach der Schweiz und in die Republik des freien Rhätiens, da werden Sie finden: 1) Reichenau ein schönes, neues Schlofs und Herrschaft, am Fufs des himmeltragenden Calanda; am Zusammenflufs des Ober- und Niederrheins in einem äufserst romantisch-schönen Thale. In einem Nebenflügel residirt Bürger Comeyras, französischer Gesandter bei unsrer Republik — der gröfste Theil des Schlosses, nebst Schlofsgarten u. s. w. ist dem bündnischen Seminarium geeignet. Dies Seminarium ist frei und unabhängig, einst vom Bundespräsidenten von Tscharw errichtet, jetzt erblich und eigenthümlich an einen andern überlassen. 2) Und diesen andern werden Sie auch finden; es ist der Eigenthümer und Direktor des hiesigen von Schweizern, Bündnern und Italienern besuchten Instituts. Es ist ein guter Freund von Ihnen, mit Namen Zschokke. Sein gegenwärtiger Mitdirektor und Kollege, ein liebenswürdiger, ein und siebzigjähriger,

rascher Greis, der Herr Professor Nesemann, wird Ihnen auch nicht mifsfallen.

Das wäre also ein Vorschlag zur Güte, den auszuführen Ihnen allein zukommt. — Ich bitte, bitte! Kommen Sie!

Ich bin, wenn sonst nicht unbekannte Stürme mich wieder angreifen, im Hafen der Ruhe und segle nicht weiter. Anspruchslos auf den Glanz der Welt, bescheiden und zufrieden leb ich hier in republikanischer Simplicität mir selbst, der guten Sache, und den Musen. Mein Herz ist ruhig; meine Jugendwünsche ruhn am Ziel.

Dafs Sie die Barbareien des achtzehnten Jahrhunderts zeichnen wollen freut mich — mein Julius Sasse ist jetzt schon in der zweiten Ausgabe unter der Presse — ich wünschte wohl Ihr Kupfer dazu.

Schicken Sie mir doch durch Mefsgelegenheit, durch Orells in Zürich, Ihre Kupfer zu — meine Schriften sollen Sie haben — ich gesteh es — ich hatte unsern Vertrag ganz vergessen! — Kann ich Ihnen mit Addressen auf Ihrer künftigen Reise dienen — so steh ich gern zu Befehl mit meinen Bekanntschaften. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Familie. — Adieu! ein Kufs! Ewig Ihr

Zschokke.

Pius Alexander Wolff.

In den Jahren 1817 bis 1826 enthielt die Haude- und Spenersche Zeitung in Berlin Theater-Kritiken, welche sich Lessings Dramaturgie würdig anschliefsen und es wohl verdienten, gesammelt und zum Nutzen dramatischer Künstler als ein Ganzes zu erscheinen. Der Verfasser*) hat bis jetzt unbekannt bleiben wollen und somit soll sein Name auch hier nicht genannt werden. Die Correspondenzen, welche derselbe in jener Zeit mit den denkenden und gebildeten mimischen Künstlern Berlins führte, geben den sichersten Beweis von der Wichtigkeit solcher gehaltvollen Beurtheilungen. Man wird uns Dank sagen, wenn hier einige Briefe von P. A. Wolff — diesem wahrhaft genialen und grofsen Künstler — mitgetheilt werden, welche er damals an den unbekannten Recensenten über seine Darstellungen des Hamlet, Egmont und Posa schrieb. Nachzulesen sind: beim Briefe a. die Kritik in der Spenerschen Zeitung No. 148. 149. vom 10ten und 12ten December 1818; Brief b. ebendaselbst No. 4. 5. vom 9ten und 12ten Januar 1819; Brief c. ebend. No. 29. vom

*) Vorgänger des jetzigen geistvollen Kritikers in derselben Zeitung.

9ten März 1819; Brief d. ebend. No. 127. 130. vom 23sten und 30sten Oktober 1819.

B.

Berlin, d. 10ten December 1818.

Zählen Sie mich, verehrter Unbekannter, unter diejenigen Künstler, die einen Kritiker, wenn sie ihn geprüft und schätzen gelernt haben, wie einen wohlwollenden Freund betrachten; dafs dieses bei Ihren Beurtheilungen der Fall ist, werden Sie daraus erkannt haben, dafs jedesmal, wo Sie mich überzeugt haben, ich Ihrer bessern Ansicht gefolgt bin. Ich berufe mich auf das „Leben ein Traum" und so weiter, zunächst auf „die Heimkehr".

Heute gilt es meinem Hamlet, und ich stehe für jedes Wort und jede Bewegung Rede; nicht um auf meinen Ansichten zu beharren, um Ihrem Urtheile über mich keinen Grund zu geben, welcher Sie glauben machen könnte, ich hätte Ihre Bemerkungen nicht beachtet, wenn in der Folge einiges von dem Gerügten wiederkehren sollte. — „Wie ich — dem Herkules"!*) Im Allgemeinen schwebt ein

*) In der Beurtheilung heifst es: mit der Stelle: „wie ich dem Herkules" — bin ich uneins. Wolff sagt: wie ich — (kleine Pause, irgend ein Entgegengesetztes suchend — dann, als nehme er das Erste Beste:) „— dem — Herkules"! — Ich glaube: Hamlet ist vom Gefühl seiner Schwäche so durchdrungen, dafs ihm in dem Augenblicke sein Gegensatz ganz bestimmt und ohne Suchen vorschwebt, und dafs er nur den Gott der Kraft sich entgegensetzen kann und soll. Deshalb steht auch weder im Englischen noch in der Uebersetzung vor Herkules ein Gedankenstrich sondern es heifst bestimmt: „wie ich dem Herkules". —

Gleichnifs nie so auf der Zunge, dafs der Sprechende, wenn ich recht beobachtete, nicht eine kleine Pause mache, ehe er solches ausspricht, denn jedes Gleichnifs ist an sich schon eine Folge der Reflexion. Hier ist es aber dem Hamlet gar sehr daran gelegen, einen recht bedeutenden Abstand zu finden, indem er den jetzigen König mit seinem Vater vergleicht, und als hätte er den gröfsten Contrast plötzlich gefunden, entfährt ihm nach einem kleinen Nachdenken der Name Herkules. Dafs der Gedankenstrich im Buche fehlt, kann nicht in Anschlag gebracht werden, denn Pausen, so wie die Melodien der Deklamation, mufs der Darsteller componiren, und indem Sie meine Anrede an den Geist billigen, geben Sie mir solches zu, ich spreche sie mit mehrfachen Pausen, welche von Shakespeare eben so wenig vorgezeichnet sind. — „Das Gespräch mit Horatio auf der Terrasse zu unbefangen". Sie mögen vollkommen Recht haben, dafs mir dieses mifslungen, aber ich war dann so unglücklich, meine Intention nicht in Evidenz gebracht zu haben. Denn schon das Auftreten in dieser Scene, wenn Sie es vielleicht früher bemerkt haben, oder in der Folge beachten werden, wird Ihnen erklären, was ich mir denke, das in Hamlets Seele vorgeht, als er den Ort betritt, wo ihm sein Vater nach dem Tode erscheinen soll. „Die Luft geht scharf, es ist entsetzlich kalt", hören Sie, als eine Folge innerlichen Schauers gesprochen, und diese Scene behauptet überdiefs jedesmal eine so grofse Gewalt über meine Fantasie, dafs ich eben durch diese Befangenheit vielleicht verhindert wurde,

sie so darzustellen, wie ich sie empfinde, und Sie dadurch vollen Grund erlangten mich zu tadeln. Es ist so schwer sich über dergleichen in ein Paar Zeilen zu erklären, worüber man gar viel und lang sprechen möchte, da es sich so sehr der Mühe verlohnt, und es ein so grofser Genufs ist, wenn es einen Gegenstand betrifft, den beide Theile tief ins Herz geschlossen haben. Mein früheres Kunstleben gewährte mir diese Annehmlichkeit in so hohem Grade, dafs ich hier, wo ich es entbehre, um so mehr ein Recht habe, mich darüber zu beklagen. Das Pochen, das Ausbleiben der Flamme u. s. w. werden Sie früher nie bemerkt haben; Sie tadeln es mit vollem Rechte, sind aber auch gewifs überzeugt, dafs ich mir so etwas nicht würde zu Schulden kommen lassen, wenn man solchen Zufälligkeiten in der Eile begegnen könnte. Mein unterirdischer Inspector verunglückte bei dem Versinken des Geistes, und dieser mufste nun auf so störende Weise von einem Geistlosen erinnert werden. Ich berufe mich darauf, dafs es bei keiner der vorigen Vorstellungen Hamlets der Fall war. Indem ich diese Zeilen an Sie richte, habe ich keinen andern Grund als den obenerwähnten: Sie zu versichern, dafs Ihre Beurtheilungen meine volle Achtung und Aufmerksamkeit haben und behalten werden, und es nie Mangel an einem von Beiden sein wird, wenn Sie mich auf etwas beharren sehen, zu dessen Abänderung es mir an der vollen Ueberzeugung fehlt. Meine Zeit wird mir nicht erlauben, meinen Liebling weiter zu vertheidigen, aber wir leben ja in einer Stadt, und stun-

denlang sogar unter einem Dache, sollte es mir zum Besten der Kunst nicht vielleicht so gut werden, Ihnen einmal im Leben zu begegnen, um unsre Ansichten über den Hamlet auch unter einen Hut zu bringen? Ich schliefse diese Zeilen, in Eile geschrieben, mit der Bitte mir ein Zeichen zu geben, dafs Sie solche erhalten haben, jedoch kein öffentliches. Sollten die Gründe Ihrer Anonymität so bedeutend sein, dafs sie die freundliche Einladung mich näher kennen zu lernen, überwiegen, so empfangen Sie hiermit die Versicherung, dafs ich diefs sehr beklage, indem es mir eine Gelegenheit entzieht, meine Ansichten über die Kunst durch gegenseitige Mittheilung auszubilden und zu befestigen.

Wolff.

D. †

Berlin, d. 9ten Januar 1819.

Ich danke Ihnen für zwei freundliche Briefe. In dem ersten erwähnten Sie selbst, dafs Sie mir mit dem Schlufs der Hamletskritik wehe thun wollten, daher schwieg ich. Auch glaubte ich aus Ihren Zeilen die Mahnung zu lesen: der Künstler soll sich nicht anders gegen die Kritik vertheidigen wollen, als durch seine Leistung. Sie waren daher sehr gütig, einer Uebereilung so freundlich zu begegnen, die ich in der Wärme mir habe zu schulden kommen lassen, welche immer noch einige Tage nach einer Lieblingsdarstellung bei mir anhält. Ich habe meinen Hamlet mit Göthe studirt und meine Darstellung nach seinen Ansichten regulirt, und würde

mich leichter von der Rolle selbst trennen, als meinen Glauben abschwören. Dafs Sie mir indessen nicht blofs Schmerzen verursacht haben, sondern auch Nutzen, wie das nicht anders möglich ist, wenn man es mit einem geistreichen Manne zu thun hat, er mag wohl oder übel wollen, werden Sie gewahr werden, wenn ich jemals den Hamlet hier wieder geben sollte, wozu ich aber vor der Hand keine Neigung verspüre. — Habe ich als Posa die Scene im vierten Akt mit Carlos eiskalt zu geben geschienen, so habe ich schwer gefehlt, und Sie werden mich es büfsen lassen. Andern ist es nicht so vorgekommen, und gewollt hab' ich es auch nicht. Kälter als in allen andern Scenen mit Carlos ist hier der Posa; denn im Anfange der Unterredung belügt er ihn, weiterhin ist er empfindlich, durchgehends aber mit dem Gedanken an die Donnerwolke, die über seines Freundes Scheitel hängt, beschäftigt. Die Besonnenheit Posa's und die Leidenschaftlichkeit des Carlos im Contrast, so wie das Uebergewicht eines ruhigen Ernstes, mit welchem Posa die Brieftasche fordert, sind hier die Intentionen des Dichters, das weifs ich aus seinem Munde, und Carlos, als er seinem Freunde um den Hals fällt, glaubt ja auch der seltsamen Verschlossenheit Posa's durch einen Vorwurf über seine Kälte zu begegnen. Uebrigens ist in dieser Scene eine Nuance, die Posa's Liebe gegen seinen Freund recht warm hervorhebt: „So hab ich's nicht gemeint, so wahrlich nicht, dafs du erschrecken solltest", wobei ich jedesmal, auch in der letzten Darstellung, den Carlos mit Innigkeit

unarme. Yngurd und Braut von Messina werden nächstens wieder auf die Bühne kommen, zu ersterem fehlt nur noch die völlige Genesung der Demoiselle Roger (Asla). Sodann Wallenstein, doch habe ich zu letzterm, so wie zu Egmont und Götz noch keine Aussicht, da die Flamme auch gar nichts verschonte, was Melpomene angehörte. Der Anfang Ihres heutigen Billets ist so freundlich, daſs ich es nicht unterdrücken kann, Ihnen zuzurufen: Sein Sie nicht zu strenge, erinnern Sie sich in welchem Zustande ich vor drittehalb Jahren die Regie des Trauerspiels übernahm, und da Sie das Beste der Kunst wollen und befördern, so verkennen Sie wenigstens nie, auch in dem Mangelhaften nicht, meine ähnliche Absicht. Ich habe mein Leben meiner Kunst hingegeben, und kann nur Reue oder Unlust empfinden, die von Mannern erweckt wird, von denen recht verstanden zu sein, ich als Glück erkenne. Eine ähnliche Correspondenz habe ich nie geführt, und setze sie auch nicht weiter fort; sie giebt nur den Schein von Ihnen geliebt sein zu wollen, und in diesem Lichte gerade vor Ihnen zu erscheinen, ist mir unerträglich, abscheulich, unwürdig. Leben Sie wohl! ich enthalte mich bei der Aufschrift dieses Briefes Ihres Namens, weil Sie es so zu wollen scheinen, doch werden Sie wohl selbst gefühlt haben, daſs Sie mir zu interessant sein mussten, um eine sehr verzeihliche Neugierde zu unterdrücken, und daſs es dem Manne wohl ansteht, wenn er sich ohne Furcht nach einem gerüsteten Begleiter umsieht, der seine

Waffen zu führen weifs, und die Hand am Schwerdte behält.

Wolff.

e. †

Berlin, d. 11ten März 1819.

Recht herzlich freut es mich, dafs meine letzte Darstellung des Hamlet Ihnen Vergnügen machte; ich höre von allen Seiten sie meinen frühern Darstellungen vorziehen, und fühle tief wie sehr ich Ihnen verpflichtet, wie viel ich Ihnen schuldig bin. Gönnen Sie mir, uns fortwährend Ihre Aufmerksamkeit und Mittheilung Ihrer sinnigen Beobachtungen, Sie finden Dank für Ihre Wachsamkeit. Aber auch für Ihre Diskretion danke ich, hinsichtlich der scenischen Aenderungen, die ich nach Ihren Wünschen auf meine Verantwortung ohne Anzeige unternommen hatte. Ad vocem Diana benachrichtige ich Sie, dafs ich mich längst jedes Streits und jeder Einwendung in Kleiderangelegenheiten begeben habe, ich unterrichte mich nur von den Farben im Voraus, weil meine Fantasie daran gewöhnt ist, bei dem Studio meiner Rolle sie vor Augen zu haben. Mit meinem Eigenthum aber, mit meinem Antlitz will ich nach Ihren Wünschen verfahren; Sie sollen den Cäsar bebackenhartet schauen, und zwar in der Form, wie Ihre Beschreibung. Ich hatte vor einigen Tagen eine angenehme Ueberraschung. Ich glaubte längst durch ein geistiges Band mit Ihnen verbunden zu sein, und wie mich meine Ahnungen denn selten täuschen, habe ich nun die Bestätigung gefunden. Sie haben mich, mein geschätzter Freund, in dreierlei Gestalten an-

gesprochen, und sind der Urheber meiner Pretiosa, die nächstens in neuer Gestalt die Bühne betreten soll.

Wolff.

d. 7
Berlin, d. 27sten October 1819.

Ihren Ansichten abermals mit Erfolg nachkommend hatte ich die Erscheinung*) so verändert, daſs der Beifall allgemein war, die Musik war um die Hälfte gekürzt. Clärchen hatte nichts mehr aufzulangen, in der rechten Hand einen leichten Palmzweig haltend, in der Linken die Palmkrone, ruhte sie auf dem Kopf eines Löwen, hinter welchem eine weiſse Lanze mit dem kleinen Freiheitshütchen und den sieben Pfeilen aufgesteckt war, alles leicht in Harmonie mit den Wolken gemalt, sie bewegte sich sehr wenig, schwang einmal den Zweig, zeigte nach dem Ufer, dann nach dem Hute und hielt die Krone über Egmonts Haupt. Die Scene mit Ferdinand hatte ich etwas gekürzt, das „fahre hin" mit der gewünschten Bewegung begleitet, und im dritten Akt mein Clärchen nach Herzenslust im Arm gehalten, es ging alles sicherer, freier und bestimmter als in der ersten Vorstellung, so kam es auch allen meinen Bekannten vor, die ich darüber sprach. Das Haus war eben so voll als das erstemal, die Aeuſserungen des Beifalls dieselben, eben so am Schluſs das zweimalige Applaudissement, Clärchen und Egmont wurden gerufen. — Die gestrige Recension**) ist so,

*) Im Egmont von Goethe.

**) In der Vossischen Zeitung erschien eine Recension, welche schlecht, ungerecht und wegwerfend war.

dafs ich mich hüten werde, eine meiner Lieblingsrollen, wie Hamlet oder dergleichen diesen Winter zu spielen, das ist Mord und Todschlag, und Sie werden sehen, die dritte Vorstellung von Egmont ist leer, wir haben es der Recension wegen nicht auf's Repertoir gesetzt, obwohl es von mehreren Seiten gewünscht ist. Doch was klage ich in einem wehrlosen Zustand, ich tröste mich am Ende mit dem Dichter, der eben so schlecht wegkömmt, obwohl er viel leichteres Spiel hat, sein Egmont bleibt, der meine geht vorüber. Aber Ihr, die Ihr die Feder führt, und besserer Meinung seid, dürft Ihr Euren Geschmack, Euer Vergnügen so höhnen lassen? Könnt Ihr es zugeben, dafs man Eure Talente, die Ihr pflegen und hegen wollt, mit Füfsen tritt? müfstet Ihr nicht auch einmal das Schwerdt zum Schutze der Eurigen ziehen, recht derb anholen und dem Barbaren den Schädel spalten?

Wissen Sie auch, dafs Ihre Recension*) in ganz anderer Art als in künstlerischer grofsen Aufsehen macht, davon mündlich, ich werde mich hüten Ihnen darüber zu schreiben**).

Eslair ist in Leipzig engagirt. Freund! warum waren Sie nicht in der letzten Egmonts-Vorstellung. Sie hätten Ihre Freude gehabt, auch in der Giftscene hat die Stich etwas gekürzt. Ich schwöre Ihnen zu Gott und allen Heiligen, ich hatte den ganzen Abend Sie in Gedanken, und wollte es Ih-

*) Spenersche Zeitung No. 127. vom 23sten October 1812.

**) Wolff meint in politischer Beziehung: man verbot nämlich die Aufführung des Egmont.

nen recht zu Dank machen, denn womit kann ich Ihnen meinen Dank sonst bezeigen als in dem Streben Ihren Ideen nachzukommen, und Sie geben sich so viele Mühe mit mir. So muſs es auch sein, einen tüchtigen Freund an der Seite kann der Künstler nur etwas leisten, streng und ermunternd. Nur wer Euch ähnlich ist, versteht und fühlt, nur der allein darf richten und belohnen.

Weiff.

Ludwig Robert.

Saul's That und Bestrafung sind bereits als der Geschichte anheimgefallene Facta zu betrachten, und man darf darüber die Details sammeln, damit die Motive, welche dem Verbrechen zu Grunde lagen, stets mehr und mehr aufgeklärt werden. Ludwig Robert, ein eben so geistreicher Dichter, als streng rechtlicher und wahrhaftiger Charakter, berichtet über Saul's Hinrichtung umständlich in dem hier folgenden Briefe.

†

An K. A. Varnhagen von Ense in Berlin.

Mannheim, d. 22sten Mai 1820

Herzlichen Dank für Ihre beiden ausführlichen nachrichtsvollen Briefe, die ich doch endlich beantworten muſs. Ich habe hauptsächlich deshalb damit gezögert, weil Sie Gegennachrichten vom Lande Baden von mir verlangen und ich so eingezogen und ohne allen Umgang (auch darum, weil ich gern un-

gestört hier bleiben wollte) gefehlt habe, dafs ich durchaus nichts wufste, als das, was die Fama des öffentlichen Marktes laut aussprechen darf. Da wollte ich nun vorher einige Eingeweihte sprechen; unter andern Liebenstein, der hieher zum Hofgericht versetzt ist; es ist mir aber bei seiner Eingezogenheit bis jetzt noch nicht gelungen. Und wer weifs ob es mir auch etwas geholfen hätte? Denn meiner Ahnung oder richtiger meiner innersten Ueberzeugung nach, ist das Geheimnifs der Eingeweihten: das grofse Staatsmysterium des Nichts. — „Was Preufsen thut, ist wohlgethan!" ist hier Hof- und Staatsparole und „Nachgemacht!" heifst das Gegenwort, das jede Militair- und Civil-Schildwacht antworten mufs. Wenn bei Ihnen in den Kuchenladen die französisch liberalen Blätter zu finden sind, so sind sie vom Carlsruher Museum verschwunden und dort nur der Moniteur, das Journal des Debats und die Preufsische Staatszeitung zu finden. Was soll das helfen? Stehen nicht im Journal des Debats so freisinnige Worte, als unter Louis XV. Voltaire sie nicht zu schreiben wagte? Müssen nicht darin die Reden und Discussionen der linksten Seite abgedruckt werden und sind die Ultras nicht gezwungen wieder Willen links und linkisch zu sein? Denken Sie aber nur nicht, dafs hier noch die rege Theilnahme für politische Gegenstände sei, wie z. B. die Stuttgarter Versammlung. Die reichen Aernten, die Milde des südlichen Klimas, und, man darf es sagen, die Milde der Regierung, die auf gut Oestreichisch Niemand belästigt, Niemand im vorzüglichen Genusse

seines Lebens stört und doch Leben und Eigenthum und auch das Recht zwischen Gleichberechteten schützt, läfst vergessen, dafs vor einem Jahr einmal eine Ständeversammlung in Baden war; und heifst es gleich, dafs sie bald wieder zusammenkommen wird, so nimmt man doch geringen, ja gar keinen Antheil daran. Selbst weniger eitelustige unschaulichere Menschen sind gleichgültig dagegen, und meinen, es könne dort zu keinem bedeutenden Wort kommen, da die Rechte der Stände durch die Machtvollkommenheit — gleich Null geworden wären. Im Schlosse werden sie nicht mehr zusammenkommen, sondern in dem Hause, wo sonst der Minister Hacke wohnte. Man meint Duttlinger, Liebenstein, Rotteck und Kern würden nicht mehr erscheinen, wie und wodurch dies geschehen soll, weifs ich nicht recht. Auch Kern ist versetzt und soll in Folge dessen melancholisch geworden sein. Die Regierung ist wie gesagt milde, und milder noch die Beamten. Man fühlt keinen Druck und athmet vergnüglich die freie Luft des milden Himmels. Der Grofsherzog ist wohl und munter, und verfehlt kein Theater. Wie sollte ich zu der hohen Ehre kommen ihn zu sprechen, da ich nichts in seinen Mittwochsaudienzen zu erbitten habe. Einmal bin ich ihm nah und zu Fufs begegnet. Er kannte mich nicht. Auch habe ich ihn ja auch nur flüchtig und ein einzig Mal als Markgraf gesprochen. Von den Büchern, die Rotteck und Liebenstein schreiben sollen, habe ich nichts gehört. Sobald sie erscheinen sollen Sie sie erhalten. Von Kunst weifs ich Ihnen von hier aus nicht

viel zu sagen, obgleich unser Theater durch den neuen Intendanten Herrn von Sternberg ganz umgewandelt ist und nicht übel. Das Karlsruher Theater aber wird täglich schlechter und gemeiner, die Oper ausgenommen. Der berühmte Sänger Wild hat mir total mifsfallen.

Vorgestern früh um halb sechs Uhr fand hier die Hinrichtung Sands statt. — Was ich Ihnen darüber schreibe ist so authentisch, dafs Sie es in meinem Namen erzählen können. Als man ihm das Urtheil ankündigte, vernahm er es freudig. Als man ihn fragte, ob er auch im Stande wäre den Kopf gerade zu halten und überhaupt genugsam gesund, stand er von seinem Lager auf, ging das Zimmer auf und ab und hielt den Kopf in die Höhe. Unter mehreren Dingen, die er bei dieser gerichtlichen Scene zu Protokoll diktirte, war auch: dafs es seine Eltern lieber sehen müfsten, dafs er auf dem Schaffotte, als an einer Lustseuche stürbe. Von nun an durfte in den letzten drei Tagen Jedermann zu ihm, den er annahm. Der Regimentsrath Bloch, der bei ihm war, erzählte mir, dafs er ihn im Gespräch mit einem Geistlichen gefunden hätte, worin ganz abstrakt über religiöse und philosophische Gegenstände gesprochen wurde; er war fünf Viertelstunden da und wufste mir doch nicht viel zu erzählen; aufser Sand's Aeufserung, dafs Körperschmerz kein und nur Seelenschmerz Schmerz wäre. Alle die ihn schon früher und dann später sahen stimmen darin überein, dafs er nach empfangenem Todesurtheil heiterer und auch körperlich gesunder war. Das hektische Fieber sank

fast auf Null und er afs mit Apetit, *con amore* wie sich ein gebildeter Augenzeuge ausdrückte, selbst um drei Uhr Morgens (am letzten) seine Mehlsuppe. Aus des Oberstlieutenants H. Munde weifs ich folgendes Gespräch: H. Kennen Sie mich denn? Sand. O ja, Sie waren bei meiner Arretirung, trugen aber damals Uniform. Werden Sie auch Uebermorgen ——? H. O ja! ich werde sogar den Zug commandiren, der Ihren Wagen eskortiren wird. Sand. Ich danke Ihnen. — Was ist der Tod? Lassen Sie uns einmal ein ruhiges Wort darüber sprechen: Sie haben ihm gewifs schon oft entgegengestanden; ich sehe es an Ihren Dekorationen. Sie sind ihm nahe gewesen (NB. Ehrenlegion). Nun da konnten Sie sterben, da werden Sie vielleicht wieder sterben für Eines Andern, für eine Ihnen ganz fremde Idee. Ich sterbe für meine Idee, für das was ich für recht und gut halte. H. Das sind Kantische Floskeln, und Sie hätten bei Zeiten besser gethan, Wasser unter Ihren Wein zu schütten. Als ich ihm dies sagte, fuhr H. im Erzählen fort, schwieg er und die Thränen kamen ihm in die Augen. Ich thue desgleichen. — Den Tag vor seiner Hinrichtung liefs sich Sand den Scharfrichter kommen und unterhielt sich anderthalb Stunden lang mit ihm. Es ist (bei der Verschwiegenheit des Mannes) nicht viel davon ins Publikum gekommen, und die einzelnen Worte, die man gehört hat, sind nicht besonders merkwürdig. Merkwürdiger ist die Verwandlung des kolossalen Mannes, der, seines Amtes gewöhnt, plötzlich weich und unsicher ward; indem, wie er

sagte, statt zuzureden und zu trösten, er getröstet und zugesprochen wurde. Dafs die städtische Regierung besorgt und vorsichtig war, ist ihr nicht zu verdenken; vielleicht hat auch der General Neuenstein (der von Seiten des Grofsherzogs zur Ankündigung des Urtheils an die verwittwete Frau Grofsherzogin gesendet war, welche gleich die Stadt verliefs und noch nicht wieder zurück ist) die gemessenen Befehle dazu mitgebracht. Die ganze Garnison rückte aus. Auf allen Plätzen der Stadt standen schon um 3 Uhr Morgens und blieben dort stehen Bataillone oder Eskadrone. Patrouillen in die Strafsen und bis zum Heidelberger Thor hinaussendend; denn dicht vor diesem, auf dem innersten Platz, die Kuhweide genannt, war das einfache, nur mannshohe Schaffot errichtet. Dort standen, ich glaube, zwei Bataillone. Im Zeughause waren die Kanonen bereit; jeder Mann hatte zehn Patronen und sein Gewehr geladen. Den Wirthen war anbefohlen jedes verfängliche Wort der Polizei anzuzeigen. Die Chaise, worin Sand und der Zuchtmeister (den Sand, weil er von ihm in seiner Krankheit gepflegt wurde, lieb gewonnen und sich erbeten hatte) safsen, wurde von einer Eskorte Cavallerie, vorausreitend und nachfolgend, begleitet. Als der Wagen den Hof des Gefängnisses verliefs, ward von den dort versammelten Weibern, ein lautes Heulen und Schluchzen vernommen. Sand, halb liegend (wegen seiner Brust) halb sitzend im Wagen, grüfste freundlich rechts und links die versammelte und weinende Menge. Es ist nur Eine Stimme über sein heiteres, fast ver-

klärtes Ansehen. „Ich ging nur meinem Buben zu Liebe hinaus, sagte ein gebildeter Beamte, und war ängstlich und nahm mir vor, ihn gar nicht anzusehen, aber als ich nur die Chaise von weiten und seine grofse Ruhe sah, ward ich plötzlich so ruhig, dafs ich selbst der Hinrichtung hätte mit beiwohnen können". Gegen seinen Muth im Tode ist gar nichts zu sagen, meinen die Offiziere. Und als mein Aufwärter, ein Soldat, von der Expedition zurück kam, sprach er: „Ach, es war doch ein gar zu schöner Mensch und ist so schön gestorben; ich hätte laut heulen mögen". — Die Begleitung eines Geistlichen hatte sich Sand verbeten; aber nicht aus Mangel an Religion, wie er wollte, dafs man es dem Volke sagen sollte, sondern aus Achtung vor dem Stand, der nicht dahin gehöre, wo Blut fliefse. Er stieg also, von seinem Wärter und noch von einem Knecht gestützt, auf das Gerüst. Hier stand er nun allein, sah sich nach allen Seiten um, dann hob er die Hand empor, warf ein weifses Tuch kraftvoll zu Boden, hob dann die Hand zum Schwur in die Höhe, sprach darauf einige Worte leise zum Nachrichter, der sich verneigend ihm nahte und setzte sich dann. „Bindet mich nicht zu fest, es schmerzt mich beim Athemholen; ich sterbe in der Gnade meines Gottes; die Binde tiefer, ich sehe noch", waren seine letzten Worte. Hiermit stimmen alle Berichte überein. Nicht darüber, was er bei obigen Gesticulationen gesprochen habe. Glaubwürdige Zeugen behaupten: Nichts, nicht ein Wort; andre eben so glaubwürdige, er hätte gesagt: ich sterbe für

Deutschlands Freiheit, ich schwöre es. Andere behaupten gehört zu haben: hier unten ist keine Gnade, mit meinen Feinden sterbe ich versöhnt, meine Freunde lehre ich sterben. Kurz hierüber sind selbst die Augenzeugen nicht einig, oder wollen auch wohl nicht einig seyn. Die Menge hat sich, nach dem Ausspruch Aller, ruhig, still und, wie nie bei solcher Gelegenheit, anständig betragen. Es waren weniger Menschen versammelt als man vermuthet hatte; auf einen Mann konnte man drei Frauen rechnen; genug, aber nicht allzuviel, Studenten waren zugegen und nicht die kleinste Unordnung ist vorgefallen. Wohl aber wurden der Stuhl, worauf Sand sass, Haar von ihm, blutige Splitter des Gerüstes, sogleich mit Begierde und Andrang gekauft. Alles war gerührt, erhoben und durch seinen Tod versöhnt. Das Mitleid scheint ansteckend in der Luft gewaltet zu haben; denn obgleich ich keinen Schritt aus meinem Hause that; obgleich ich mit aller Kraft meiner Phantasie mich in die Lage des Grofsherzogs versetzt hatte und mir sagen mufste, dafs ich an seiner Stelle den Sand nicht begnadigt haben würde, so habe ich doch die ganze Nacht nur zwei Stunden geschlafen und am Morgen, wider Willen, lang und heftig weinen müssen. Und dasselbe ist Leuten begegnet, die sonst nicht leicht weinen, z. B. eben dem Zuchtmeister, der von der Expedition mit verschwollenen, rothgeweinten Augen zurückkehrte. Nur zwei Menschen habe ich sagen hören, dafs seine Fassung erzwungen und sein Benehmen theatralisch gewesen wäre. Ich lasse dahingestellt sein, ob diese Beiden Einzi-

gen richtig gesehen haben; aber dafs es ihm um ein kraftvolles öffentliches Sterben zu thun war, beweisen folgende Worte von ihm, die authentisch wahr sind. Erstlich: „Wenn mich nur in der ungewohnten Frühkälte beim Herausführen kein Nervenschlag trifft"! und zweitens: „Sollte mein Körper vor Schwäche zittern, so ist es nur der Körper, mein Geist weifs von keiner Furcht". Der Körper wurde in einen Sarg gelegt, in derselben Chaise zurückgeführt und Nachts still begraben. Jedermann ging wieder an sein gewohntes Geschäft. Lobenswerth ist die Milde und der Anstand, mit welcher Sand von der Regierung behandelt wurde und die er selbst laut anerkannte. Er ist gepflegt worden wie ein Kind im Hause der Eltern. Kein Kutscher wollte ihn hinaus fahren, da kaufte die Regierung eigends eine Chaise zu diesem Behuf und ein Bauer fuhr ihn u. s. w. Das ist Alles, was ich zu sagen weifs, aber dieses Wenige ist der strengsten Wahrheit gemäfs und kein zweifelhaftes oder verfälschtes Gerücht habe ich aufgeschrieben. Haben Sie die Güte diese Facta auch dem Bruder M. mitzutheilen, den ich freundlichst grüfse. Nochmals herzlichen Dank für Ihre ausführlichen Briefe. Von mir weifs ich Ihnen nichts Neues zu sagen. In meinem Künstlerleben ist Ebbe, so nenn' ich, auf die Fluth hoffend, die Trockenheit in mir. Meine Freundin, von Ihrem Andenken gerührt, empfiehlt sich Ihnen und bittet Sie, Rahel den einliegenden Brief zu geben.

Ludwig Robert.

Abraham Gotthelf Kästner.

Ein merkwürdiges Blatt befindet sich von Kästners Hand in meiner Sammlung; es ist mir unbekannt, ob es jemals irgendwo bereits abgedruckt worden ist; so viel ich auch geforscht, ich habe keine Gewifsheit darüber erhalten können. Daher mag es hier folgen.

Ueber ein Paar Wörter in der jetzigen deutschen statistischen Sprache.

Göttingen, im October 1798.

Neufranken sollen die französischen Republikaner bedeuten. Kein Deutscher nannte die Ludwigs-Unterthanen Altfranken; Klopstock giebt in der deutschen gelehrten Republik dem erwähnten Wort eine ganz andre Bedeutung. Graf Stolberg hat sich gegen den Namen Neufranken stark erklärt, meines Erachtens nicht mit Unrecht. Im Deutschen, freilich nicht in der edlen Schreibart, nannte man die Franzosen zuweilen Franzen, so könnten die jetzigen Neufranzen heifsen. Was brauchen sie aber einen andern Namen als: Republikaner? Oder, sie von den vormaligen vereinigten Helvetiern und Niederländern, von den noch vereinigten Nordamerika-

nern zu unterscheiden, die nur ihre Freiheit bewaffnet andern Nationen zubrachten: Republikanisirende.

Citoyen geben deutsche Schriftsteller durch Bürger: — Der deutsche Bürger ist doch gewöhnlich Unterthan eines Fürsten, auch habe ich irgendwo gelesen, dafs ein französischer Soldat einen deutschen Bürger den *Citoyen* mit *Bourgeois* erwiedert hat. Ich dächte also man behielte im deutschen *Citoyen* unübersetzt so gut als Spahi und Janitschar.

Längst ist es getadelt worden den Consul römischen Bürgermeister zu nennen; Damm fühlte das Ungeschickte darin, machte ihn aber noch unschicklicher zum römischen Fürsten. Ich weifs nicht warum man gerade in diesen beiden Wörtern Reinigkeit der deutschen Sprache affektirt, von der man sonst, seit Gottscheds puristischen Zeiten weit genug zurückgekommen ist selbst in Schriften, die durch Witz und Schreibart der deutschen Sprache Ehre machen sollen. So geben unsre Schriftsteller keine Entwürfe mehr, sondern Skizzen. Ein Wort, das aus *Esquisse* und *Skizze* zusammengeflickt ist, dem Maler verziehen wird, wie dem Artilleristen Laffete; aber bei Schriften gebraucht aussieht, als hätte der schöne Geist auch einmal was von schönen Künsten schwatzen gehört. Mancher Autor, der es braucht, könnte eben so gut die erste Sylbe aus dem italienischen und die letzte aus dem französischen nehmen.

A. G. Kästner.

Friedrich Ludwig Jahn.

Ist Jahn auch in neuester Zeit beinahe gänzlich in Vergessenheit gekommen, so lebt er doch noch im frischen Andenken bei denen, die ihn in den Jahren 1812. 13. 14. 15. wirken sahen und seine originell-eigenthümlichen, freilich meistens konfusen Reden hörten. Hier wird ein Blatt aus dem Jahre 1818 mitgetheilt, welches gewifs zu denen gehören möchte, die diesen Mann am vollständigsten charakterisiren, und daher darf es nicht untergehen. Die damals gewifs schon obwaltenden Verhältnisse, wodurch Jahn im Jahr 1819 in seiner öffentlichen Wirksamkeit gehemmt wurde, scheinen ihm bei Niederschreibung dieses Briefes noch nicht klar gewesen zu sein. —

Berlin, d. 11ten November 1818.

Passow hat wider Menzel's Wuthrede einige Worte drucken lassen: „Zur Rechtfertigung meines Turnlebens und Turnziels". Ich finde sie ganz in der Ordnung. Einem Stein, der an der Erde liegt, kann ich ausweichen, ein Stein aber, der aus

der Höhe herunter fällt, kann mich zermalmen. Auch hiesigen Kunstrichtern — wenn sie nicht gerade wider das Turnen eingestallt sind — scheinen sie wohlgesetzt. Sie haben auch in Breslau viel gefruchtet, was wirklich etwas bedeutet, da Menzel (Seite 31) ganz eingezünftet ist. Es ist aber kein Nest so verspiefsbürgert im ganzen Lande, als gerade Breslau. Wem dort nicht auf dem Schweidnitzer Keller von Klein auf der Lümmel geläutet worden, gilt bei den Bierhähnen nichts. Soldin in der Neumark, wo Kotzebue sein Krähwinkel empfangen, ist ein Lichthaufen gegen Alt-Breslau. Da haben sie doch nur Sturm geläutet, und Feuerlärm geschlagen, als die Bienen gar lustig die Spitze des Glockenthurm umschwärmten. — Den weinerlichen Quänglern wird auch diese Wehrschrift wieder nicht recht sein, und ich höre sie schon vorher von Demuth, Gelassenheit und Ergebung zimpern. Es giebt nämlich so arme christliche Krippenreiter, so sich zur Leidenskirche backstreichen lassen, den Gang zur Kampfkirche scheuen, und darum nie zur Feier in die Siegeskirche gelangen. — Noch giebt es einige Faselhänse, die das Weidwort ruhig allzeit im Munde führen, und wie Erzpfründner immer fürchten, ihre Daumg könnte durch ein derb Wort gestört werden. Mit der Siebenschläferzeit ists aber Knall und Fall ausgeworden. Als Ratz kommt keiner mehr durch. So — oder so — heifst die Losung. Der Erziehungsdirektor im Waisenhause zu Potsdam, Zarnack hat im 681sten Stück des Benzenberger Beobachters eine Pommersche Gans gewaltig gerupft, die

„auch nach gerade anfangen wollte ein Lied vom Nachtheil des Turnens zu singen". Sein Name steht darunter. So ist's recht. Wer schriftturnen will, gebe sich kund. In Schlesien hat das Schliefsen der Turnplätze zu Breslau und Liegnitz einen ganz andern Eindruck im Volke hervorgebracht als die Turnfeinde beabsichtigten. Aus Sprengelneid gegen Liegnitz begünstigen nun Oppeln und Reichenbach das Turnen. Auch kommen Oestreicher aus den benachbarten Grenzmarken herüber um die Sache kennen zu lernen. Der Bauchritter B. und der französelnde K. haben durch ihr Anängeln und Verleidenwollen sich um ihr letztes Bischen Ansehn gebracht. In der ersten Freude trugen sie den Strauss ihrer Klatschrosen zu öffentlich zur Schau. So konnte nicht verschwiegen bleiben, wer den Befehl hervorgeärgert. Alles Volk will aber den öffentlichen Weg, keine heimlichen Schliche. Einen Machtspruch hält keiner für Urtheil von Rechtswegen. Selbst der lappische oder irrwegische Steffens ist damit nicht einverstanden. Auch meint er, sein Buch sei der wahre Neuntödter. Gegen seine Zerrbilder hat sich auch schon Hegel erklärt. — Ein anderer will „die Weisheit des Junkerthums" schreiben. Aufser dem steht ihm sein Lebenslauf bevor, als Vordruck zum Conversations-Lexikon. Seit gestern ist die ganze Stadt voll von der Friedstellung des Baskischen Humboldt. Man erwartet ihn nun zum Winter aus England und meint, er würde im Staatsrath staatskanzlern helfen. Koreff soll entdeckt haben, dafs die Aussicht von Pisa noch schöner sei als von Glinike. Einsicht

durchs Drahtgitter hat letztere nur auf die Strafse. — Der Bau des neuen Schauspielhauses ist mit vier Grad Kälte gestern erfroren. Heute haben die Anzeigen angefangen bei Ausbietung von Wohnungen den Miethpreis beizusetzen. Das spart viel Fragen. Ich wollte doch rathen an eine gute Wohnung zu Ostern, noch vor Neujahr zu denken, und mir darüber zu schreiben. Das Umherzigeunern der Staatsschalter mufs doch endlich wohl aufhören. Am 16ten hält N. N. Probelehren zu B. Er will gern fort aus seiner Stelle, weil sein verpächserter Rector aus Preufsenhafs, Turnfeindschaft und Groll wider die neue Zeit ihn heimtückisch verfolgt. Warum wird denn das Verzeichnifs der in Bonn bereits befindlichen Lehrer nicht im Benzenberger Beobachter, Hamburger Correspondenten und Oppositionsblatt bekannt gemacht? Wenns erst dort gestanden, so fafst sich Reufner ein Herz und legt die Streichfeder bei Seite.

Friedrich Ludwig Jahn.

Hans Genelli.

In dem ersten Bande der Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, finden wir eine kurze Schilderung dieses geistreichen Mannes von Varnhagen meisterhaft entworfen; demselben verdankt der Herausgeber auch die Mittheilung des hier folgenden Briefes, welcher im April 1818 geschrieben worden ist.

An August Friedrich Bernhardi in Berlin.

(April 1818.)

Wohlgeborner Herr Director
Werthgeschätzter Freund.

Hiermit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar meines Versuchs über das Theater darzureichen; nehmen Sie ihn auf mit jener Wohlgeneigtheit, die sonst Ihren Umgang so erfreulich macht. — Es sind nunmehr bald zwei Jahre über den Druck dieser Schrift verflossen, auch ist indessen der Eine, an den ich sie dedicirt habe, der Graf von Finken

stein, neuerlichst (den 18ten April) verstorben. In der Zwischenzeit ist mir unter andern Dingen zuletzt auch Kannegiefser's Abhandlung über den Aristophanes zu Gesichte gekommen; doch schwerlich hätte ich bei meiner Arbeit Rücksicht darauf genommen, wenn sie mir auch früher bekannt geworden wäre. Es scheint mir ein gar wildes Genie, und abgesehen von der Gelehrsamkeit aller Art, womit er so reichlich und überflüssig ausgestattet scheint, ist unser Sehen doch gar zu verschieden, so dafs es am Ende wohl gut war, wenn er mir zu spät zukam, um mich noch irre leiten zu können. Ich denke, man soll nicht immer und gleich von vorn ein polemisiren wollen: da stehet nun meine Ansicht — hoffentlich klar und deutlich genug — als eine künstlerische, der Kannegiefser'schen gegenüber, an der, wie ich argwohne, der demokratische Geist der Sophistik das eigentliche Reizmittel sein soll. Nun mag die Welt richten und sichten, ohne dafs ich selber meine Eitelkeit damit zu erhitzen brauche. Eines hätte ich gelegentlich denn doch wohl berücksichtiget, wenn noch Zeit dazu gewesen wäre. Der genannte Schriftsteller behauptet nämlich, dafs Athen nicht nur in der ganzen Zeit, da die Tragödie und die alte Komödie in ihrer eigentlichen Blüthe standen, sondern noch bestimmter bis zur Zeit, da Lykurgos Archon war, kein steinern Theatron besessen, sondern immerfort sich mit einem hölzernen begnügt habe, welches er oben ein noch nach dem Keramikos verlegt. So viel, denke ich, wird jedermann von selbst einsehen, dafs seine Darstellung dieses höl-

zernen Theaters nur das Traumgebild eines Trunkenen sein kann, der aber auch im nüchternsten Zustande schwerlich fähig wäre, eine architektonische Vorstellung zu fassen, und was hierbei seine Ansicht vom scenischen Spiele für eine Gestalt gewinnt, ist für das erste Mal lustig genug zu beobachten. Allein durch jene zuerst angeführte Behauptung müfste ohne Weiteres seine oder meine Vorstellung nothwendig fallen, je nachdem sie sich als irrig oder richtig bewährte. Darum hätte ich — wenns noch angegangen wäre — gern noch auseinander gesetzt, wie Alles, was mir bei den Alten über jenen Bau des Lykurgos vorgekommen ist, sich offenbar nur als eine Restauration des früher vorhandenen, aber in den späteren Unruhen bis zur Unbrauchbarkeit beschädigten Theatron sich schon bei dem Tempel des Dionysos in den Sümpfen befand. Auch hätte ich hierzu gern eben jene späteren Unruhen noch ein wenig näher durchleuchtet, weil, falls mich die alte Erinnerung nicht gänzlich täuschet, gar manche hierher bezügliche Umstände einleuchtend auf ein steinern Gebäude deuten. Aufserdem ist Kannegiefser noch einige Zweifel zu lösen schuldig geblieben. Als jener älteste hölzerne Bau während dem Spiele des Pratinas eingestürzt war, ward beschlossen, wie ausdrücklich berichtet wird, das neue Gebäude auf eine dauerhaftere Weise zu errichten. Lag nun — wie ich mit viel gelehrteren Männern glaube, schon jener älteste Bau an dem Abhange des Berges, so wird gar sehr begreiflich, dafs er unvermerkt bis zum Einstürzen vermodern

konnte; nicht so leicht wenn er frei stand, wie im Keramikos. Sodann: Wie vorsichtig und fest man denn auch den neuen construiren mochte, so mufste er — wurde er wiederum von Holz errichtet, und es mochte dies geschehen wo es wollte — doch in der geraumen Zeit vom Pratinas bis zu jenem Lykurgos verschiedene Male wenigstens der Ausbesserung bedürftig geworden sein: und eine solche Ausbesserung ist keine gar so unbedeutende Sache. Ist es nun wahrscheinlich, dafs während so viel andere ... Futilitäten ... uns freigebig berichtet werden, von dergleichen Ausbesserungen kein Wort auf uns herabgekommen sein sollte, da sie doch jedesmal öffentliche Discussionen herbeiführen mufsten? Ferner: Als nach jenem berühmten Einsturze das neue Gebäude wieder war aufgerichtet worden, wird es ausdrücklich als eine besondere Einrichtung des Aeschylos angegeben, dafs nun vor dem Proskenion ein Logeion von Holz angebaut wurde (was also vorhin wohl nicht einmal da war?) um dem scenischen Spiele mehr Platz zu gewähren, aber auch ausdrücklich von Holz, um den Stimmen der Skeniker, die hier sich am weitesten von den Zuhörern entfernt fanden, alle mögliche Stärke zu retten. Wie verfiel man nun nur darauf, so gewissenhaft anzumerken, dafs dies Logeion von Holz sein mufste, wenn das ganze Gebäude von dem gleichen Materiale war? Umgekehrt, an ein hölzern Proskenion ein steinern Logeion anzubauen, würde wohl niemals jemanden eingefallen sein. War aber die Skene aus Steinen erbauet, so war es gewifs um so mehr

auch das Theatron, das gerade zunächst vor dem Einsturze gesichert werden sollte. Diese Zweifel hat Kannegiefser zu lösen versäumt; dagegen legt er ein grofses Gewicht darauf, dafs in den Aufzählungen der Bauten des Perikles nirgend etwas von einem Theater vorkommt: als wenn in dem eben nicht holzreichen Attika ein so bedeutendes Gebäude von Holz eine solche Kleinigkeit gewesen wäre, dafs Perikles, wenn er selbst es veranstalten mufste, unterlassen haben sollte, sich darob rühmen zu lassen! besonders da es schon ein solches Hauptbedürfnifs des theuern Müfsiggänger-Volkes geworden war! Vielmehr hätte Kannegiefser — als ein so entschiedener Demokrat — doch erwägen sollen, dafs, wie tyrannisch und selbstsüchtig auch ein Demagoge in seinem Flor verfahren mag, er doch nicht so leicht als der einzige und alleinige in Allem und Jedem erscheinen darf; dafs er besonders in dem, was ihn als den reichsten auszeichnen und den Neid aufreizen kann, es oft wünschen mag, dafs auch andere sich neben ihm hervorthun, wenigstens es dulden mufs, und sollte er selbst sie unter der Hand dazu aufmuntern und unterstützen. Doch dies konnte ich nicht mehr ausführlich machen. Sollte es ohne scheinbare Absichtlichkeit in das Werk selbst verarbeitet werden, so war die Stelle dazu im dritten Abschnitte; dieser aber war schon längst gedruckt. Jetzt hätte es hinten nachgetragen werden müssen, wodurch aber die Schrift eine polemische Miene gewonnen hätte, was ich schlechthin vermeiden wollte. Es wird also dabei sein Bewenden haben müssen.

bis ich ersehe, ob es überall auch nöthig werden möchte. Denn zwar gewärtige ich mich an jenem Manne eines derben und gereizten Recensenten; doch ich bin des Streitens so abhold — weil es schwer, wo nicht unmöglich wird, dabei seine Eigenliebe hinlänglich im Zügel zu halten, dafs sie Einen nicht blende und selbst die Lehre übersehen mache, die doch auch in dem Feindseligsten noch stecken kann — dafs ich mich demselben nicht unterziehen mag, so lange nicht das Beste der Sache selbst es gebieterisch heischet.

Behalten Sie mich in Ihrem freundschaftlichen Andenken als den, der mit unwandelbarer Hochachtung verbleibt.

Genelli.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Franz Volkmar Reinhard.

Der hier mitgetheilte Brief des berühmten Kanzelredners ist an Karl Friedrich Ständlin in Göttingen gerichtet.

Dresden, d. 19ten September 1792.

Hochwürdiger und hochgelehrter Herr.
Hochzuverehrender Herr Doctor und Professor!

Ew. Hochwürden haben die Güte gehabt, mich mit der von Ihnen herausgegebenen Moral des verstorbenen Michaelis, und mit einem von Ihnen selbst geschriebenen Programme zu beschenken; für beides sage ich den verbindlichsten Dank. Der Inhalt des Letzteren war mir sehr willkommen, und sehr interessant für mich; von der erstern hingegen gesteh ich, dafs sie meine Erwartung nicht befriedigt hat. Ich kann nicht läugnen, dafs ich mich ungemein freute, als ich hörte, die Moral des seligen Michaelis würde noch herauskommen. Die in seinen Anmerkungen zur Bibelübersetzung, auch in andern seiner Schriften beiläufig vorkommenden trefflichen

Erläuterungen moralischer Gegenstände hatten die Hoffnung in mir erweckt, ein eignes Werk von diesem mit vielem Beobachtungsgeist und Scharfsinn begabten Manne über den ganzen Umfang der Moral müsse eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit haben, und über manche noch lange nicht genug cultivirten Gegenden dieses grofsen Feldes einen reichen Segen verbreiten. Allein ich habe alles weit magerer gefunden, als ich mir vorgestellt hatte. Am allerwenigsten hat mir das Genüge geleistet, was im ersten Theil über die Prinzipien der Moral gesagt worden ist; der zweite Theil ist für mich lehrreicher gewesen, vielleicht, weil mir Michaelis immer glücklicher zu sein schien, wenn er praktische Gegenstände zu behandeln hatte, welche dem gemeinen Leben nahe liegen, als wenn es darauf ankam, die festen Grundsätze einer Wissenschaft methodisch zu entwickeln. Weit mehr Befriedigung verspreche ich mir von der Geschichte der christlichen Sittenlehre, welche Ew. Hochwürden dem Werke des seligen Michaelis beizufügen entschlossen sind. Die Idee einer solchen Geschichte, welche Ew. Hochwürden in der Vorrede zum ersten Theil der Michaelischen Moral bereits entwickelt haben, finde ich vortrefflich, und freue mich schon im Voraus darauf, durch Ew. Hochwürden ein Bedürfnifs befriedigt zu sehen, dafs ich schon lange, fast möchte ich sagen, schmerzlich gefühlt habe, ohne eine Hoffnung zur Stillung desselben nähren zu können. Da indessen Ew. Hochwürden meine Gedanken über Ihre Idee der Geschichte der christlichen Moral ausführlicher zu wis-

sen verlangen, so erlaube ich mir noch einige Bemerkungen.

Was nämlich zuerst die Quellen betrifft, aus welchen eine solche Geschichte geschöpft werden mufs, so bin ich mit Ew. Hochwürden darüber einverstanden, dafs die von Ihnen bereits angegebenen bei weitem die ergiebigsten und zuverlässigsten sind. Ich kann jedoch nicht umhin, zu glauben, dafs der Geschichtschreiber der christlichen Moral auch die bürgerlichen Gesetze der christlichen Völker, die ganze Rechtspflege derselben, und insonderheit ihren Criminalcodex zu Rathe ziehen müsse. Bekanntlich haben die Begriffe, welche die Christen von der Moral hatten, auf ihre bürgerlichen Gesetze einen grofsen Einflufs gehabt, und sich auf mancherlei Art darin ausgedrückt, dagegen haben auch diese Gesetze auf die Moral zurückgewirkt, und ihr mancherlei Modification ertheilt. So läfst sich z. B. aus den Gesetzen der Burgundionen und Allemannen für die Geschichte der Moral im sechsten und siebenten Seculo fast mehr gründliches und wichtiges lernen, als aus irgend einer andern Quelle. Man kennt den Zustand der Sittlichkeit zu den Zeiten Carls des Grofsen nicht genug, wenn man nicht auch mit der damaligen Justizverfassung und Rechtspflege bekannt ist. Welche Begriffe von der Sittenlehre in dem mittlern Zeitalter geherrscht haben, kann man unmöglich gehörig deutlich machen, wenn man die Criminalverfassung des Occidents nicht zur Hülfe nimmt. Wer die eingebildeten Verbrechen, welche in diesen Zeiten bestraft wurden, wer die

Beschaffenheit dieser Strafen selber, wer die Art und Weise, wie man inquirirte, wer endlich die Personen, die dazu gebraucht wurden, genauer überlegt, kann für die damals herrschenden moralischen Begriffe mehr fruchtbare Schlüsse ziehen, als sich aus den theologischen Schriften jenes Zeitalters ableiten lassen. Die Anstalt der *Missorum regiorum*, der Send- oder Synodalgerichte, der westphälischen Freigerichte u. s. w. verbreiten über die moralische Denkungsart des Mittelalters ein ganz eignes Licht, und scheinen von dem Geschichtschreiber dieser Denkungsart keinesweges übersehen werden zu dürfen. Dafs eben dies auch von den Anstalten und der Justizverfassung des orientalischen Kaiserthums gilt, brauch ich kaum zu erinnern. Es ist freilich wahr, dafs diese Quelle noch wenig oder gar nicht für die Geschichte der christlichen Moral benutzt ist, aber ich bin innig überzeugt, dafs sie den, der daraus zu schöpfen versteht, weit mehr darbietet, als man anfangs denken sollte.

Die Gegenstände, welche Ew. Hochwürden in den Umfang ihrer Geschichte zu ziehen gedenken, gehören unstreitig in dieselbe, da Sie indessen noch nicht alles vollständig angegeben haben, worauf Rücksicht genommen werden soll, so kann ich nicht wissen, ob Sie auch die religiösen Ceremonien der Christen, und ihre Feste und Lustbarkeiten mit dahin rechnen. Ich gestehe, dafs ich beide Gegenstände in der Geschichte der christlichen Sittenlehre für wichtig halte. Die Ceremonien des öffentlichen Gottesdienstes hängen bekanntlich mit der Denkungs-

art und dem sittlichen Gefühl derer, die sie beobachten, auf mehr als eine Art zusammen, und ihre Beschaffenheit ist ein sehr belehrender Spiegel von dem Zustande der Moralität eines Zeitalters. Mit den Lustbarkeiten, Zeitvertreiben und Spielen hat es dieselbe Bewandtnis; nicht nur der höhere oder niedrigere Grad des moralischen Gefühls, sondern auch die Ueberzeugung von dem, was man für erlaubt und unerlaubt hält, drückt sich in demselben aus, und bezeichnet den Geist der Zeiten. So sollte ich meinen, dafs aus dem Ritterwesen der mittleren Zeiten, aus den Turnieren, aus den Mysterien, *Actus sacramentales*, Narrenfesten, Oster- und Weihnachtspossen und andern Lustbarkeiten der mittlern Zeiten für die Geschichte moralischer Begriffe sowohl, als auch der Sitten selber vielartig gelernt werden könnte. Man sieht sich, wenn man sich auf diese Untersuchung einlassen will, freilich genöthigt, eine Menge von Sachen zu lesen, die mit der Moral des Christenthums sehr wenig zusammenzuhängen scheinen. Indessen hat der einzige Flögel, andrer jetzt nicht zu gedenken, in seiner Geschichte der komischen Litteratur, und den dazugehörigen späteren Abhandlungen schon sehr glücklich vorgearbeitet, und alles erleichtert.

Von der Methode, nach welcher Ew. Hochwürden die Geschichte der Moral zu bearbeiten gedenken, hab ich mir zwar aus dem, was Sie davon sagen, keinen ganz bestimmten Begriff bilden können; doch scheint es mir, dafs das Ganze in bequeme Perioden getheilt, bei der Geschichte einer jeden

Periode die chronologische Ordnung mit der Realisirung verbunden werden, diese Verknüpfung aber vermittelst gewisser allgemein herrschender sittlicher Hauptbegriffe geschehen soll, welche durch alle Zeiten, wiewohl auf mancherlei Art modificirt, fortlaufen, und an die sich daher die Erzählung am bequemsten halten kann. Unstreitig ist dieser Entwurf vortrefflich, aber ich fürchte, bei der Ausführung dürften sich sehr grofse Schwierigkeiten zeigen. Die Verknüpfung der chronologischen und Sachordnung hat bekanntlich bei jeder Geschichte ungemein viel Schweres, wenn alles so gestellt werden soll, wie es zu einer leichten Uebersicht des Ganzen erforderlich ist; diese in der Natur der Methode selbst liegenden Schwierigkeiten dürften auch hier eintreten. Die Beibehaltung eben derselben Hauptbegriffe durch alle Perioden hindurch scheint eine gewisse Einförmigkeit hervorzubringen, und einen Zwang nöthig zu machen, bei welchem manches nicht bequem Platz finden, manches nicht nach seiner ganzen Wichtigkeit wird herausgehoben werden können. Im Orient ist die christliche Sittenlehre offenbar nicht so vielen Veränderungen unterworfen gewesen, wie im Occident; zu einer Wissenschaft hat sie sich dort nie erhoben. Die Erzählung wird nach der angegebenen Methode entweder bei Zeiten eine blofse Geschichte der Moral der abendländischen Kirche werden; oder es wird bei jeder Periode vom Orient fast eben dasselbe mehrmals erinnert werden müssen. Manche von den in der Vorrede angegebenen Hauptbegriffen hat die allgemeine und herrschende

Kirche mit einzelnen und gedrückten Parteien gemein, andere wieder nicht; soll sich die Erzählung immer an diese Begriffe halten, so wird es schwer werden, das, was herrschende Denkungsart, allgemein zugestandene moralische Ueberzeugung war, von dem Eigenthümlichen einzelner Parteien dergestalt zu unterscheiden, dafs sich alles zu einer leichten Absicht darstelle. Ich weifs aber freilich, so grofs auch die mit der von Ew. Hochwürden gewählten Methode verknüpften Schwierigkeiten sein mögen, keine andre vorzuschlagen, welche bequemer wäre. Es ist mir beigefallen, dafs man die Gestalt der christlichen Moral in den ersten drei Seculis im allgemeinen entwerfen; hernach ihre Schicksale in den herrschenden Kirchen des Occidents und des Orients gleichfalls zusammenhängend bis auf unsre Zeiten beschreiben; zuletzt endlich diejenigen Parteien beider Kirchen, die in Absicht auf die Moral etwas Eigenthümliches hatten, nach der Zeitordnung einzeln darstellen und würdigen könnte. Ich empfinde wohl, dafs auch diese Einrichtung ihre Unbequemlichkeiten haben würde, doch hätte man es dabei vielleicht mehr in seiner Gewalt, eine allgemeine und pragmatische Uebersicht zu geben, den Zusammenhang der Ursachen, welche eine Modification der moralischen Ueberzeugungen hervorbrachten, fühlbarer zu machen, und jedem Hauptabschnitt andre Unterabtheilungen zu verschaffen. Doch ich vergesse mich; Ew. Hochwürden verzeihen die Geschwätzigkeit, mit der ich mich hier über Dinge ausbreite, die Sie vielleicht nicht einmal von mir zu

hören verlangt haben. Suchen Sie die Ursache der Freiheit, die ich mir hier genommen habe, in dem ungemeinen Eifer, welchen ich für Ihren Entschluſs fühle, und in dem ungeduldigen Verlangen, mit welchem ich dem Werk entgegensehe, womit Sie uns beschenken wollen.

Ew. Hochwürden finden übrigens hier beigelegt, was ein Oberhofprediger, der sich von allen eigentlich gelehrten Untersuchungen durch sein Amt entfernt sieht, noch am ersten geben kann, nämlich Predigten. Nehmen Sie dieselben mit Ihrer gewohnten Nachsicht und Güte auf, und würdigen Sie mich Ihrer ferneren Gewogenheit. Mit der gröfsten Veneration bin ich

Ew. Hochwürden

gehorsamster Diener
Reinhard.

Papst Leo XII.

aus dem Hause della Genga.

Der mehrfach ausgesprochene Wunsch, einen Brief des Papstes Leo XII., welchen derselbe an mich geschrieben, mitzutheilen, indem Briefe der Päpste an Privatpersonen, besonders an Protestanten, wohl zu den Seltenheiten gehören mögen, veranlafst mich, dieses Schreiben hier abdrucken zu lassen, um so mehr, da Leo XII. ein einsichtiger, ausgezeichneter Mann war, der die Zeit und ihre Anforderungen begriff und einsah, dafs Duldung und Toleranz nothwendig geworden, und dafs das düstre Mittelalter mit seiner Hierarchie und Feudalherrschaft nicht mehr in Deutschland gedeihen könne, und die Zeloten derselben nur als seiltänzerische Fantasten verlacht werden, die sich selbst und ihrer Sache, die sie vertheidigen wollen, einen gänzlichen Untergang bereiten. Doch zuvor noch einige Worte zur Verständnifs, wie ich zu dieser Correspondenz gekommen!

Im Jahr 1823 gab ich „Denkmäler alter Spra-

che und Kunst" *) heraus und theilte darin ein in Westphalen gefundenes sprachlich interessantes Manuscript aus dem dreizehnten Jahrhundert mit: „Legende der Stiftung von Frekkenhorst und Leben des heiligen Bonifazius, des deutschen Apostels." In Westphalen erhob sich über diese Mittheilung noch ein anderes — ein religiöses Interesse; die Sprache in der Legende, der westphälischen Mundart verwandt, ein National-Gegenstand, munterte zum Lesen zwar auf, — doch ein Ketzer hatte das Buch edirt, um es also lesen zu dürfen, fehlte Erlaubniss. Man soll es daher zur Begutachtung nach Rom gesendet und daselbst Zustimmung gefunden haben. Dieser Vorgang ward mir Ende des Jahres 1824 mitgetheilt. Da ich stets nach Italien zu reisen hoffte, so nahm ich diese Verhältnisse wahr und sendete im März 1825 jene Schrift an Leo XII. und fügte die von mir herausgegebenen Abbildungen der Externsteine **) bei, welche in Italien dem Namen nach — besonders in Rom — sehr bekannt sind, da diese interessanten Steinmassen schon seit 1093 lebhafte Handelsverhältnisse, Streitigkeiten und Begünstigungen von Seiten der katholischen Kirche veranlafst hatten und Papst Leo sich ihrer, wie ich nachher aus seinem Munde erfuhr, mit grofser Le-

*) Denkmäler alter Sprache und Kunst. Herausgegeben von Dr. Dorow. Berlin und Bonn 1823 - 1827. 2 Bände. 8. Mit 9 Steindrucktafeln.

**) Denkmale germanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen. Untersucht und dargestellt von Dr. Dorow. Stuttgardt und Berlin 1823—1826. 2 Bände 4. mit 67 Steindrucktafeln in Folio.

benolgkeit noch erinnere. Obschon ich in meinem Briefe an den Papst jede Annäherung, hinsichtlich des Glaubens, auf immer bestimmt zurückwies, so nahm Leo XII diese Neuerung doch sehr freundlich auf und antwortete in dem hier nun folgenden, von ihm unterschriebenen Briefe.

Leo P. P. XII.

Spectabilis ac Salutem. Accepimus una cum epistola tua plena humanitatis et officii operum exempla a Te in lucem editorum. Et primum otii aliquid nacti eximis ab assiduis occupationibus nostris, legimus ea sane libentissime. Nihil enim Nobis accidere gratius poterat consilio isto salutarrimo, quod a Te susceptum profiteris. Nam si qua ratio apta est ad vitia profliganda, et ad homines mutua inter se caritate ita conjungendos, ut eorum sit unum cor et anima una, hujusmodi potissimum actorum lectio videtur esse hominum sanctissimorum, quorum vita perpetua fuit exercitatio caritatis. Nulla ibi austeritas objurgationis, nulla vituperationis acerbitas, qua, ut vere ais, irritent potius animos et abalienant, quam alliciant, sed omnia sunt ad persuadendum maxime idonea, exemplo ad imitationem mirum in modum excitante. Quare Tibi gratias agimus, Teque vehementer hortamur, ut, quod integra fiat Catholica fide, pergas etiam atque etiam urgere propositum tuum. Quod reliquum est, cupidi sumus aliquando videndi tui, Tibique, quod nunc scripto facimus ex animo, verbis reque ipsa gratum animum nostrum testificandi.

Interea Patrem luminum ac Deum totius consolationis supplices rogamus, ut tua ista voluntas homines juvandi, te ipsum in primis juvet, atque in hanc mysticam aream receptum, extra quam salus esse non potest. Te quoque Nobis liceat cum ceteris filiis nostris paterno affectu complecti. Datum Romae apud S. Petrum die 9. Aprilis Anni 1825. Pont. Nri. An. II.

Leo P. P. XII.

(Zugleich mit Ihrem Briefe, würdiger Mann, empfingen Wir Ihren Gruſs voll Humanität und Proben der von Ihnen herausgegebenen Werke. Sobald Unsre anstrengenden Geschäfte Uns einige Zeit übrig lassen werden, werden Wir dieselben gewifs mit Vergnügen lesen. Nichts konnte Uns angenehmer sein als der Entschluſs, den Sie gefafst zu haben scheinen*), denn, wenn irgend etwas geeignet ist, Fehler auszutilgen und Menschen durch das gemeinsame Band der Liebe zu verknüpfen, dafs sie ein Herz und eine Seele sind, so scheint dies vorzugsweise die Lectüre der Handlungen besonders heiliger Menschen zu sein, deren Leben eine immerwährende Uebung der Liebe war. Denn da finden sich keine strengen Vorwürfe, kein harter Tadel, wodurch, wie Sie ganz richtig bemerken, die Gemüther eher gereizt und entfremdet werden, als angelockt, sondern Alles ist vor-

*) Ich hatte nämlich in meinem Briefe an den Papst bei Uebersendung der Legende von Frekkenhorst und des heiligen Bonifazius angedeutet, dafs ich die Fortsetzung solcher Editionen beabsichtige.

zuglich geeignet zu gewinnen und auf bewundrungswürdige Weise durch Beispiel Nacheiferung zu erregen. Deshalb sagen Wir Ihnen Dank, und ermahnen Sie angelegentlichst in so weit es in Uebereinstimmung mit dem katholischen Glauben geschehen mag, fortzufahren und Ihr Verhalten zu beeilen. Uebrigens wünschen Wir dereinst Sie zu sehen und Ihnen, was Wir hiedurch von Herzen schriftlich thun, durch Wort und That Unsre Dankbarkeit zu beweisen. Indessen wollen wir den Vater des Lichts und den Gott alles Trostes anflehen, dass Ihr Wille, den Menschen zu helfen, zuvörderst Ihnen selbst hülfreich sei, und dass es Uns durch Ihre Aufnahme in diese heilige Bundeslade, ausser welcher kein Heil sein kann, gestattet sei Sie, sammt Unsern übrigen Söhnen, mit väterlicher Liebe zu umfassen.»

Haben Tagesblätter meine später in Rom mit Papst Leo XII. gehabte Unterredung auch bereits mitgetheilt, so darf dieselbe hier auch wohl einen Platz finden, um dieser ganzen Verhandlung den Schlufsstein zu geben. Königliche Huld machte es möglich, dass ich im Jahr 1827 nach Italien reisen konnte. In Rom angekommen ward mir sehr bald bewilligt, dass am Sylvesterabende eine Audienz statt haben sollte, welche vielleicht um so bedeutungsvoller war und um so mehr Aufmerksamkeit erregte, als der Papst zwischen Weihnachten und Neujahr Niemanden zu sprechen pflegt und Vorstellungen

ohne diplomatische Vermittelung*) zu den grofsen Seltenheiten gehören. Das Letztere sollte auch bei mir geschehen, denn der Papst wollte einen Mann, von dem er wufste, dafs er aus Ueberzeugung evangelisch sei, ohne alles Hofceremoniel sprechen. Nach 6 Uhr Abends fand ich mich im Vatican ein und ward durch den diensthuenden Prälaten in das Arbeitszimmer des Papstes geführt; Jener entfernte sich sogleich wieder. Ich fand den Papst allein, an seinem Arbeitstische sitzend, mit Zusiegeln mehrerer Briefe beschäftigt; derselbe hatte ein einfaches weifses Ordenskleid an. Als ich mich genähert hatte, reichte mir der Papst die Hand, welche ich küfste; das Zimmer war von einer auf dem Tische stehenden Arbeitslampe spärlich erleuchtet. Auf meine Bitte, deutsch sprechen zu dürfen, machte der Papst in französischer Sprache sehr interessante Bemerkungen über diese wie über die italienische und deutsche Sprache, anführend, dafs er zwar deutsch lese und verstehe, doch nur so viel spräche, als nöthig sei in Deutschland zu reisen. Mit grofser Freundlichkeit fuhr er fort über dieses

*) Prälat G. Gasparini schrieb deshalb d. 30sten December 1827 an Monsignore Capaccini — derselbe, der königlich in Deutschland war — folgendes: „Il Santo Padre è in grado di ricevere il Sig. Consigliere Dorow domani a sera. Non sapendo dov'egli alloggi, la prego di farglielo giungere l'avviso al più presto insieme colle mie scuse per non averlo servito prima, mentre nè sabbato scorso nè mercoledi potei essere a piedi di S. Santità. In attenzione di un cenno di riscontro ho il bene di ripetermi".

Land sich zu äußern, wie sehr er es liebe und seine Bewohner ihrer Offenheit, Redlichkeit und Freimüthigkeit wegen hochachte; sprach über das rasche Vor- und Fortschreiten der Wissenschaften in Deutschland und kam endlich auf Preußen, welches er lobend erwähnte in Vergleich zu Holland, das „sich auf eine Art gegen ihn benehme, wie es durchaus einem Souverain gegen den anderen nicht zieme, nicht Wort halte und daher mit Waffen gegen ihn auftrete, welche er hasse und daher auch nicht zu führen verstände". Ferner: „Es macht mir viel Kummer, daß die Verhältnisse in Holland eine so feindseelige Wendung genommen, welches so gar nicht nöthig gewesen wäre, da wahrlich mit mir so leicht zu unterhandeln ist: was ich verspreche das halte ich auch". Seine Seele war mit Holland sehr beschäftigt, denn er erzählte mir noch viel von seinen Unterhandlungen mit dem holländischen Gesandten. Als der Papst sich auch über das Libellistenwesen in Frankreich beklagte und ich darauf bemerkte, daß es nicht die Protestanten wären, die ihm in dieser Beziehung jetzt Kummer gemacht, sondern die enragirten Freunde des päpstlichen Stuhls, die Helden der Congregationen, schien er diese Meinung vollständig zu theilen und sagte: „Dumme oder zu hitzige Freunde sind allerdings viel gefährlicher als kluge aber rechtliche Feinde, wie es in der Mehrzahl die Protestanten sind". Lange noch sprach er über diesen „schlechte Treiben" und schloß: „Ihre Regierung ist in diesen Beziehungen grade das Gegentheil

von Holland; Ihr König ist der bravste, rechtlichste Herr, den ich kenne; auf ihn blickt der Himmel mit Freude, und seine Unterthanen finden ihre Zuversicht in seiner Gerechtigkeit. Ja, Ihr König ist ein wahrhaft gerechter Herr aller seiner Unterthanen; das Glück seiner katholischen Kinder liegt seinem milden Herzen eben so nahe als das seiner eigenen Glaubensgenossen. Ich kann nur Freude und Beruhigung empfinden über Alles, was ich aus Preußen über diese meinem Herzen so wichtige Angelegenheit höre". Als der Papst abermals auf Verleumdung kam und auf meine Bemerkung, warum man in Rom zu allen Verleumdungen schweige und nicht mit den stets siegreichen Waffen der Wahrheit auftrete, meinte er: „Die Wahrheit kommt stets ans Licht, auch ohne menschliches Dazuthun". Im Laufe des Gespräches fand ich, daſs der Papst dennoch die öffentliche Meinung sehr hoch anschlage, es aber fühle, daſs es in Rom an Subjecten fehle, die er zu solchen öffentlichen Widerlegungen brauchen könne; diese Ansicht des Papstes ging noch klarer hervor, als ich anführte, daſs man selbst in Deutschland öfters auch glaube, daſs der Protestant, der nach Rom käme, daselbst durch Vorspiegelungen und dergleichen zum Uebertritte bewogen würde, welches ich jedoch nicht bemerkt, im Gegentheil es mir schien, daſs die Convertiten keine Berücksichtigung fänden. Mit jugendlicher Lebendigkeit, die sich dem ganzen Körper mittheilte, und funkelnden, verzehrenden Auges, aus dem die innigste Ueberzeugung dessen leuch-

tete, was der Papst sagte, rief er aus: „Es ist eine arge Lüge, keinem Menschen werden hier Anträge zum Uebertritte gemacht; ich verachte die, welche Ueberzeugung heucheln und aus Eigennutz ihren Glauben verändern; ich achte alle christlichen Confessionen, und frei und ungehindert kann Jedermann hier leben. Maasregeln für die allgemeine Kirche der Christenheit zu nehmen, ist meine Pflicht als Oberhaupt derselben, und wer meine Handlungen in dieser Beziehung nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist ungerecht, ist sehr ungerecht. Sie sind Protestant und ich achte Sie; ihren auch die Protestanten, sie sind es redliche Leute; es ist mir wahrhaft lieb, daſs Sie sich von dem Ungrunde dieser Verleumdungen hier in Rom selbst überzeugt haben und also darüber in Deutschland die Wahrheit mittheilen können. Bleiben Sie nur noch recht lange hier, und hoffentlich soll es Ihnen immer deutlicher werden, daſs man hier wahrhaft tolerant ist und öfters mehr als in Deutschland". Mehrmals machte ich Miene zu gehen, doch der Papst begann das Gespräch stets von Neuem, reichte mir auch mehrmals, während wir sprachen, die Hand und drückte in jeder Art Zufriedenheit und Wohlwollen aus. Als ich mich nun endlich empfahl, sagte er: „Ich habe mich gefreut, Sie kennen gelernt zu haben, und hoffe, Sie vor Ihrer Abreise noch mehre Male zu sprechen; ich wollte Sie in diesem Jahre noch sehen, um Ihnen ein kleines Andenken an meine Person zu geben; diese Medaille mit meinem Bildnisse habe ich dazu gewählt; nehmen Sie sie, leben Sie wohl und

erinnern Sie sich, daſs Sie einen Freund in Rom haben". Hierauf drückte er mir die Hand mit seinen beiden Händen, und ich ging. Das Aeuſsere des Papstes war würdevoll und sehr lieberich, seine Stimme sanft, und herzlich der Ton; dabei sprach er mit Lebhaftigkeit, sehr geläufig und mit groſser Klarheit.

Moses Mendelssohn.

An Herrn von Breitenbauch, in Bugka.

Berlin, d. 19ten April 1757.

Mein langes Stillschweigen würde gewifs nicht zu entschuldigen sein, wenn Sie mich jemals hätten Ihre Addresse wissen lassen; auch in Ihrer Antwort auf mein letztes Schreiben, durch Ihren vormaligen Bedienten, habe ich sie vergebens gesucht. Bei Herrn Lessing habe ich mich zwar mehr als einmal nach Ihrem Befinden erkundigt. Der, dachte ich, müfste es ganz gewifs wissen; allein der gute Mann schreibt zwar ziemlich fleifsig, seitdem er in Leipzig für lange Weile fast vergeht; aber was er gefragt wird, darauf antwortet er gewifs niemals. Er ist ziemlich poetisch in seinem Briefwechsel. Eben jetzt erhalte ich ein Schreiben von ihm, er verspricht mir mit nächstem ein ganzes Buch von einem Briefe. Wahrhaftig ein gesegnetes Jahr! in welchem Lessing ganze Bücher an seine Freunde, und der Herr von Breitenbauch der Welt seine poetische Arbeit mitzutheilen verspricht. Herr Naumann ist von Hamburg weggereist.

Seine besten Freunde allda wissen nicht, wo er hin ist. Wenn er nur nicht irgendwo ins Geheim an einem allgemeinen Frieden arbeitet. Dies glaube ich ganz gewifs, Herr Naumann wird sich mit der Zeit, wenn er beim Leben bleibt, durcharbeiten, und Figur in der Welt machen. Wenigstens aspirirt er nach ziemlich hohen Dingen. Sie haben Recht. Mein Leben in dem Reiche der Gelehrsamkeit hat eben nicht lange gedauert. Aber ganz todt bin ich noch nicht. Ich bin jetzt vielmehr in meiner Verwandlung, und wenn diese vorüber ist, wer weifs ob ich nicht gar alsdann noch Flügel haben werde. Halten Sie nur Ihr Versprechen und rücken mit Ihrer Arbeit heraus; vielleicht läfst sich dadurch aufmuntern Ihr ergebenster Freund und Diener

Moses.

Friedrich von Gentz.

Die hier folgenden zwei Briefe a. und b. und der Scherz c. werden wohl die ältesten bis jetzt bekannt gemachten schriftlichen Denkmale des berühmten Mannes sein; sie sind aus der Zeit, in welcher er seinem Namen noch ein e anhängte. Auch erscheinen diese Briefe wohl gerade deshalb um so interessanter, als sie allein nur auf seinen Gemüthszustand, seine Liebe und Entsagung Bezug haben. a. zeigt uns Gentz als Bräutigam, erfüllt mit glühender Liebe zu dem geliebten Mädchen, sich das herrlichste häusliche Glück in dem Besitz desselben träumend; b. dagegen, zwei Jahre später, stellt ihn uns getröstet über das wohl durch seine Schuld aufgelöste Verhältnifs dar. Der Brief a. ist ein merkwürdiges Gegenstück zu den Briefen, welche Varnhagen von Ense im zweiten Theile der Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel von Gentz bekannt macht, worin dieser seine ihn beinahe verzehrende Liebe zu der Tänzerin Fanny Elsler kund giebt in

einem Alter von sechs und sechzig Jahren, während der hier mitgetheilte Brief die Liebe des zwanzigjährigen Mannes ausspricht. Welch ein merkwürdiger Contrast!

Die Sophismen c. sind zur Schilderung des Charakters von Gentz nicht unwichtig; das Blatt zeigt deutlich wie er im zwei und zwanzigsten Jahre schon über weibliche Treue, Ehe u. dergl. raisonnirte und sich in diesen Beziehungen, durch keinen Gewissensskrupel beengt, das Leben leicht und angenehm zu machen kein Bedenken tragen würde.

Das Original des merkwürdigen Bgriefes d. theilte Adam Müller seinem Freunde Friedrich Schulz in Berlin mit und dieser gab den Brief 1823 an Herrn von Cotta zur beliebigen Benutzung; Herr von Cotta scheint jedoch das Schreiben entweder vergessen zu haben oder mochte aus Rücksicht für den damals noch lebenden Gentz keinen öffentlichen Gebrauch davon machen. Schulz hatte vorsichtigerweise von dem Briefe eine diplomatisch genaue Copie selbst angefertigt, welche dieser werthe Freund jetzt meiner Sammlung geschenkt hat.

II.

An Herrn v. G. in Königsberg in Preufsen.

Berlin, d. 30sten September 1785.

Würdiger, theurer Freund!

Ich habe gleich beim Anfange dieses Briefes eine wichtige und angelegentliche Bitte an Sie, und die besteht darin: Lesen Sie ihn, um Gotteswillen,

nur in einer Stunde, wo Sie recht Lust haben einen Brief zu lesen: wenn Sie ihn in einer trüben, verdrüfslichen, oder auch nur zu geschäftigen Minute erbrechen, so geben Sie meiner herzlichen Bitte Gehör: Legen Sie ihn wieder zusammen, und heben Sie ihn für gelegenere Zeit auf. Am liebsten wollte ich, Sie lasen ihn auf dem Lande, von nichts beunruhigt und in keiner andern Gesellschaft, als in der Gesellschaft Ihres guten freundschaftlichen Herzens. Das werden Sie nun wohl schon merken, dafs ein solcher Eingang eine Folge prophezeiht, bei der meine Seele aufserst interessirt ist; und Sie haben Recht. Der Brief, den ich Ihnen hier schreibe, ist mir so wichtig, dafs ich jede Zeile mit Bewegung ansehe, und denke: auch du hilfst mein Schicksal entscheiden.

Sie wissen was es für mich heifst: aus Königsberg gehen, weil Sie wissen was es für mich hiefs: in Königsberg leben. Unter Ihren Augen wuchs in meiner Seele das Band auf, welches mich so fest an diesen Ort knüpfte, dafs ich nach allen Veränderungen, die um mich und in mir vorgingen, nach tausend vergeblichen Versuchen, nach so manchen unnützen Täuschungen meines schwachen Herzens klar und deutlich einsah — dafs mein Leben in diesen unauflöslichen Knoten mit hineingeschlungen war. Ich kann mich dreist darauf berufen, dafs Sie meine Liebe zu Bernardine, sobald Sie sie nicht von der bürgerlichen Seite ansahen, in Ihrem unparteiischen Verstande so wenig, als in Ihrem reinen und gefühlvollen Herzen verdammen konnten. Sie sahen, dafs

unter allen den Männern, die sich um Ihre Schwägerin bewarben, ich der Einzige war, dem die Abgeschiedenheit von allen Nebenabsichten, als ein unverkennbares Merkmal wahrer Liebe, so sicher, so unbezweifelt zugesprochen werden konnte. Ich entdeckte an ihr nach und nach alle Vorzüge, die ich nur je in das kühne Ideal einer vortrefflichen Gattin mir eingewebt hatte; mein Herz liebte sie, und meine Vernunft unterschrieb die gerechtfertigte Wahl meines Herzens, so lange, als diese Wahl noch nicht in den brennendsten Wunsch ausartete. Denn das dachte ich damals wohl, dafs diese Liebe, ob sie gleich die reinste, geprüfteste, unverwerflichste war, doch zugleich die hoffnungsloseste in der Welt sein würde. Ein Mensch, der noch weit von aller Versorgung entfernt schien, der in einer Entfernung von vier und achtzig Meilen Eltern hatte, deren Beifall er vielleicht nie erlangt hätte, wäre immer mit einem Heirathsprojekt ausgelacht worden, wenn auch das Mädchen, welches er liebte, ihn von Anfang an begünstigt hätte. Ueberdem bin ich jung: dafs man im zwanzigsten Jahre in einem gewissen Verstande eben so viel Erfahrung, und weit mehr gelacht haben kann, als andere Menschen im vierzigsten, das glauben die meisten Leute nicht, und lassen sich daher nicht träumen, dafs ein sehr junger Mann bessre Lebens-Principien, und bessre Ehestands-Grundsätze haben könnte, als Einer der acht oder zehn Jahre älter ist, das heifst, acht oder zehn Jahre länger gegessen und getrunken hat. Ich sah also vorher, was geschah. Wenige von denen, die um meine

Liebe wufsten, bedauerten mich; doch das waren die Edelsten und Besten; ich weifs recht gut, dafs auch G. darunter war; viele begnadigten mich mit einem tadelnden, critischen Achselzucken, und die Meisten verspotteten mich; für meine Liebe war das Alles gleich unwirksam; das Feuer brannte, man mochte hineingiefsen, was man wollte. Ich darf Nichts hierüber weiter sagen; denn Sie sind selbst Zeuge gewesen.

Unterdessen lernte Bernardine mich genauer kennen; sie fand einige gute Seiten an mir; sie nahm wenigstens Antheil an meinem Schicksale, und das war damals schon äufserst viel für mich. Ich hatte ihr von jeher mehr durch mein ganzes Betragen, als durch meine Worte, meine Liebe zu erkennen gegeben; ich war besonders in allem, was den Wunsch nach ernsthafter und wirklicher Verbindung, auch nur in der entlegensten Zukunft verrieth, höchst behutsam, und weil ich sie kannte, höchst schüchtern und zurückhaltend. Ich glaube, dafs ich bis auf einen gewissen Zeitpunkt, in einem zweijährigen Umgang das Wort: Heirath, nicht zweimal genannt habe. Endlich fafste ich denn gar den verzweifelten Entschlufs, meine ganze Liebe zu unterdrücken, und unter dem Schutz einer genauen Freundschaft wollte ich meinem kranken Herzen einbilden, dafs ich von aller unbefriedigten Sehnsucht frei geworden war. Dies, mein bester G., war die Zeit, wo Sie unzufrieden mit mir waren, da ich doch derselbe Mensch blieb, der ich gewesen war; dies war die Zeit, wo ich mir selbst vorspiegelte, dafs ich mich um C**h***

bewärbe, da ich doch Bernardine nie mehr liebte, als gerade da. In diesem unglücklichen Kampf zwischen Liebe, Vernunft und Freundschaft überraschten Sie mich einst, als Sie in einer mifsmuthigen Stunde, an einem Abend bei Münzmeisters, mir Salz in meine schmerzhafte Wunde streuten, Sie, dessen Hand sonst immer so menschlich und so sanft mit mir umgegangen war. Sie schalten mich sogar, dafs ich so kleinmüthig gewesen wäre, von meiner Liebe abzugehen, mich — der ich mich eher von meinem Leben, als von jenem süfsen Traume getrennt hätte, und wenn er auch ewig ein Traum hätte bleiben sollen.

Sie können denken, wie mir zu Muthe war, als die Zeit meiner Abreise immer näher rückte. Nur vier Wochen vorher trug sich die äufserst wichtige Begebenheit zu, die einen der Hauptpunkte meines Briefes ausmacht. Mein Vater hatte durch mancherlei Umstände Verschiedenes von meiner Liebe erfahren, und ** hatte bei seiner Anwesenheit in Berlin sehr zu meinem Vortheil gesprochen; ein Brief, den ich an ihn in dieser Zeit schrieb — und Gott weifs! ich hatte ihn nur für ** geschrieben — kam in die Hände meines Vaters, und — dieser Brief nahm einen neun und funfzigjährigen Mann, aber vom reinsten, edelsten, besten Herzen und vom menschenfreundlichsten Verstande, für das Liebes-Interesse eines ein und zwanzigjährigen Jünglings ein. Sie werden mir leicht glauben, dafs diese Nachricht mir einen Freuden-Stofs gab, der mich in den Himmel versetzte; ich hörte sie aus dem Munde der Frau

des **, an die ihr Mann zuerst über die Sache schrieb. Bald darauf erhielt ich einen Brief von meinem Vater selbst: mit stummem Erstaunen, und Thränen der namenlosesten Dankbarkeit las ich, wie dieser edle Mann mir seine Hülfe, die ich nicht einmal gesucht, die ich mich nicht erkühnt hatte zu suchen, freiwillig antrug, mich, nachdem er mich beschworen hatte, dafs nichts als reine Liebe, und zwar nicht blinde, sondern überlegte Liebe gegen ein Mädchen, die sie verdiente, meine Wünsche leiten müfste, versicherte, dafs er, falls sie es nur zufrieden wäre, Alles für mich thun wollte, was seine Verbindungen, sein Ansehen, seine Bemühungen und sein Vermögen nur erlauben würden, um mich eher, als es im gewöhnlichen Lauf des Lebens geschieht in den Stand zu setzen, dafs ich an Heirathen denken könnte. Der erste Schritt, den ich that, nachdem ich mich von meinem Erstaunen und von meiner undenkbaren Freude über diesen unerwarteten Antrag erholt hatte, war natürlich — dafs ich ihn Bernardine vorlegte. Sie kannte mich ganz, sie hatte mich zu ihrem Freunde gemacht; auch da ich das Wort Liebe vor ihr nicht mehr nannte; ich wufste, dafs es einige Menschen gäbe, die bei ihr so viel galten, als ich; und ich wagte also diesen Schritt. Lieber G.! Sie wissen doch auch, was Menschen-Freuden sind? Denken Sie sich meine Empfindungen, als dieser Schritt gut ausschlug. Sie versprach mir, meinen unveränderlichen, unauslöschlichen Wünschen, da sich jetzt eine höhere Hand für ihre Erfüllung zu verwenden schien, auch nicht weiter entgegen zu

sein; sie nahm den Antrag meines Vaters an, des besten Vaters den je ein Sohn gehabt hat, und versprach mir — seine Tochter zu werden, wenn unser Schicksal es erlaubte. Ach Gott! was waren das für ein Paar Tage, da diese Begebenheit reifte!

Unglücklicherweise war es nur vierzehn Tage vorher gewesen, dafs Sie mich bei Münzmeisters so strenge getadelt hatten: und ich hatte nicht Muth genug Ihnen damals ein Geheimnifs zu entdecken, das ich in seiner ersten Entstehung wie ein Gewebe von der feinsten Seide bewahren mufste, wenn nicht etwas daran reifsen sollte. Acht Tage nachher war Ihr Geburtstag; nach der Comödie, womit wir ihn gefeiert hatten, wünschte ich Ihnen aus ganzem vollen Herzen Glück; Ihre liebreiche Seele ergofs sich wieder, und ich hörte es mit dem innigsten Vergnügen, dafs Sie mir noch gut wären: indessen fehlte mir in dem Augenblick, da ich Ihnen mein Herz eröffnen wollte, der Muth, und hundert Betrachtungen hielten mich wieder zurück.

Bis auf den letzten Augenblick, den ich in Königsberg zubrachte, waren Sie Zeuge von der Anhänglichkeit, mit der ich an Bernardine hing, und ich bin sehr geneigt zu glauben, dafs Ihnen schon damals das Verhältnifs, worin wir waren, nicht ganz entging. In Ihrem Hause, diesem Sammelplatz so mancher Freude, die ich in Königsberg genofs, diesem frohen Aufenthalt, den mir schon Ihre freundschaftliche, redliche Gesinnung gegen mich so angenehm gemacht hatte, brachte ich die letzten Stunden zu, und Ihre Umarmung war die letzte Freude,

indem ich auf den langweiligen Wagen steigen wollte, der mich von einem Ort wegführen sollte, der so nahe an meinem Herzen lag.

Ich kam nach Berlin, sprach meinen Vater, und er wiederholte mir seine Versicherungen. Seine Freundschaft mit dem Minister von Schulenburg und dem Minister von Werder, mit den Cabinetsräthen, und andern Personen von grofsem Einfluſs, die grofse Liebe, die er durch seinen Charakter, der in jeder seiner Handlungen hervorleuchtet, sich allenthalben erworben hat, selbst das Ansehen, was dadurch, daſs der König Zutrauen zu ihm und Zufriedenheit mit seiner Direction geäufsert hat, auf ihm ruht; überdem seine ungewöhnliche Thätigkeit und seine Liebe zu mir waren mir Bürge, daſs seine Versprechungen nicht bloſse Worte sein würden. Schulenburg wollte, daſs ich den allem Etablissement so widrigen und leeren Referendarius-Titel gar nicht führen sollte: er schickte mir das Patent als Geheimer Sekretair drei Tage nach meiner Introduction bei der Kammer zu; und machte mir in vierzehn Tagen zwei hundert und funfzig Thaler als jährliches Gehalt aus. Ohne meinen Aufenthalt bei der Seehandlungs-Societät, eine so solide und dauerhafte Anstalt sie auch jetzt ist, fixiren zu wollen, versprach er vielmehr, mich zu gebrauchen, wo es in der Folge am vortheilhaftesten für mich sein würde. Ich sehe auf Weihnachten einer neuen Vermehrung meiner Einkünfte entgegen, und überhaupt kann ein junger Mann nicht leicht hellere Aussichten haben, als ich. Doch das ist noch nicht genug. Mein

grofsmüthiger Vater will mir das Glück, was er mir gönnt, gern bald bereiten. Er will, damit ich bald heirathen kann, mich so lange bis meine Einkünfte vollkommen hinreichen, aus eigenen Mitteln unterstützen. Er hält auf einer Seite mich für vernünftig und reif genug, um zu heirathen, und hält es auf der andern für unbillig, ein Mädchen, die in den vollen Jahren dazu ist, und der es an Heirathsanträgen nie gefehlt hat, lange warten zu lassen. Bernardine ist entschlossen mir nach Berlin zu folgen; nur also die Einwilligung ihres Vaters und Grofsvaters fehlt noch zu meinem Glück, und ich brenne vor Begierde, mich um diese künftiges Frühjahr zu bewerben.

Hier lieber, bester G. haben Sie denn also die ganze Sache, und mein Herz zugleich vor Ihnen ausgebreitet. Es war nicht Mangel an Zutrauen, dafs diese Eröffnung nicht eher geschah; bewahre mich Gott vor dem Gedanken bei Ihnen! Es war Mangel an Muth, weil so unendlich viel darauf ankommt, wie Sie die Sache nehmen werden. Ihr letzter Brief, voll so gütiger und freundschaftlicher Aeufserungen, machte mich dreist; mein Vater selbst, von der besten Meinung für Sie eingenommen, weil er nie anders, als gut von Ihrem Charakter urtheilen gehört hat, trieb mich schon seit einiger Zeit an, mich Ihnen zu entdecken, und jetzt ist mir unbeschreiblich wohl, da ich es gethan habe.

Ich mag die Sache betrachten wie ich will, so sehe ich, Gottlob! keine Seite daran, die mich mit Recht befürchten liefse, dafs Sie sie gänzlich mifs-

billigen würden. Sie lieben Ihre Schwägerin, und wünschen, daſs sie einst recht glücklich leben möge. Keiner von allen denen, die sich um sie beworben haben, hat den Wunsch sie glücklich zu machen, so stark und so rein gefühlt, als ich. Ich wünsche sie zu heirathen, blos weil ich sie liebe, und ich liebe sie nicht blos, weil ich sie heirathen will. Sie sind in den Zeiten, die wir noch zusammen durchlebten, zufrieden mit mir gewesen, ohne Empfehlung und Verwandschaft wuſste ich als Student mir Ihre Freundschaft zu erwerben, warum sollte ich Ihre Liebe nicht verdienen können, wenn mein glückseeliger Stern mich zu Ihrem Schwager machte. Wenn ich so nicht raisonnirte, wenn ich nicht so viel Zutrauen zu Ihrer Freundschaft hätte, so würde ich hier diesen Brief schlieſsen. Ich würde, ehe ich noch einen Schritt weiter thäte, erst abwarten, was der schon gethane für Folgen haben würde; ich würde, ehe ich Sie bäte, mein Rathgeber und Helfer zu sein, Sie nur erst fragen, ob Sie auch noch mein Freund wären. Aber das thue ich nicht. Mit freimüthiger Zuversicht auf Ihr Herz, und mit dem frohen Bewuſstsein der Reinigkeit meiner Absicht, trete ich Ihnen sogleich noch Etwas näher, und bitte Sie um Hülfe und Rath. Kein Mensch kennt vielleicht den alten Groſsvater besser als Sie; kein Mensch gilt, allem Ansehen nach, mehr bei ihm, als Sie. Haben Sie also sonst gegen meine Verbindung mit Bernardine keine Einwendungen, so rathen Sie mir, bei welcher Seite ich das wichtige Werk, den alten Mann und ihren Vater mir günstig zu ma-

chen, anfangen soll, und hernach unterstützen Sie mich durch Ihre Vorsprache und durch Ihre Autorität. Es ist dreist und viel, was ich bitte: aber Sie wissen, dafs es die Eigenheit der Liebe ist, nichts unvollendet zu lassen. In dem Augenblick da ich dachte: Du willst nun nicht länger säumen an den guten G. zu schreiben, dachte ich auch schon: der gute G. wird gewifs der thätigste und hülfreichste Freund sein, den du dir in dieser Sache nur verschaffen kannst.

Meine Hoffnungen sind bis jetzt glänzend genug gewesen. Ein Mädchen, wie Bernardine, hält, was sie verspricht — das ist die Hauptsache. Ueberdem sind nun ihre beiden Brüder in Berlin gewesen, Beide haben vollen Herzens, Beifall über mein Vorhaben ausgeschüttet; Beide sind ganz und ungetheilt mit der Familie zufrieden gewesen, in die ihre liebenswürdige Schwester treten will, obgleich der älteste nicht einmal meine Eltern kennen gelernt hatte, die unglücklicherweise auf einige Wochen nach Breslau gereiset sind. In Königsberg habe ich viele Freunde; selbst Ihr Schwiegervater ist mir nicht ganz abgeneigt, wie ich mir schmeichle; Münzmeisters sind mir gut, Ihre liebe Frau Gemahlin ist meine Freundin, und ich wüfste nicht leicht einen Menschen von einigem Einflufs in Ihrer Familie, der mir offenbar entgegen sein sollte.

Ich würde mich daher für sehr glücklich halten, und die Zwischenzeit, die mich noch von einer nähern Bemühung, mein grofses Ziel zu erlangen, trennt, mit Ruhe und Zuversicht verleben, wenn ich

wüfste, dafs Sie, der wirksamste und aufgeschenste in der Familie, mein Unternehmen begünstigten. Grund, auch dies zu hoffen, habe ich. Ich weifs, dafs Sie sich, blos durch Ihr gutes Herz und Ihre theilnehmende Seele geleitet, fast bewegen liefsen einige Schritte für S. zu thun, obgleich Sie nicht ganz überzeugt waren, wie es eigentlich mit seinen Absichten stand. Warum sollten Sie mir nicht helfen, da Sie dadurch zugleich mich zum glücklichsten aller Menschen machen, und Ihrer Schwägerin aller Wahrscheinlichkeit nach, die aber bei mir die frohste Gewifsheit ist, einen guten Mann schenken?

Wenn Sie lieber kommen und noch nicht für meine gute Sache eingenommen sind, dann bitte ich nur noch Eins — beschwöre Sie aber darum bei dem süfsen Gefühl der Menschlichkeit und Liebe — lesen Sie meinen Brief nur noch einmal; und hat er das Unglück, Ihnen auch dann zu mifsfallen, so verbrennen Sie ihn, und melden mir kurz mein Schicksal. Spricht aber Ihr Herz noch seine alte Sprache: o dann! ich weifs, dafs Sie nicht gern schreiben, aber solcher Ausnahmen giebt es auch nicht viele — dann beglücken Sie mich bald mit einem langen und gütigen Briefe. In allen Fällen aber bitte ich Sie um alles, warum ich bitten kann: lassen Sie keinen Menschen am Inhalt dieses wichtigen Briefes Theil nehmen.

Sie können denken, mit welcher Ungeduld ich Ihre Entschliefsung erwarte. Freilich würde sie noch gröfser sein, wenn ich Ihnen nicht so herzlich gut wäre, und eine geheime Stimme mir nicht sagte,

dafs Ihre Freundschaft nicht da am kältesten sein wird, wo ich sie am nöthigsten brauche. O! bestätigen Sie mich bald in diesem seeligen Glauben. Die erste Stunde, die Sie meinem Glück widmen, wird die sein, in der Sie mir schreiben werden. Und der Himmel schenke Ihnen für jede solche Stunde ein frohes glückliches Jahr! Aus der innersten Tiefe des Herzens gewünscht von

Ihrem ewig ergebenen und getreusten Diener und Freunde

Gentz.

b.

Berlin, d. 18ten Mai 1787

An Herrn S.*) in Königsberg in Pr.

Ich habe mich herzlich gefreut, mein lieber S., aus Ihrem neulich erhaltenen Briefe zu sehen, dafs Sie mich noch nicht ganz vergessen haben; und zugleich haben Sie mir durch diesen Brief die angenehmste Veranlassung gegeben, Ihnen einmal wieder zu versichern, dafs ich noch nicht aufgehört habe, Ihr Freund zu sein.

Was Ihre Familie that, thaten Sie nicht. Sie haben keinen Tropfen in den Wermuth-Becher gemischt, den ich da austrinken mufste, wo ich das letzte Ziel aller menschlichen Glückseligkeit zu erreichen hoffte. Im Gegentheil bin ich überzeugt, dafs Sie es immer gut mit mir gemeint, und bis ans Ende für mein Bestes gearbeitet haben.

*) Bruder der Bernardine.

Ueberdies mein lieber S., ist alle Bitterkeit, die diese unglückliche Geschichte etwa noch in meiner Seele zurückgelassen haben mochte, unter der wohlthätigen Hand der Zeit, jetzt völlig verraucht. Ich sehe alle vergangnen Begebenheiten nunmehr in ihrem wahren Lichte, ohne Verblendung und ohne Leidenschaft, und das Spiel menschlicher Schwachheit in ihnen, ohne Groll und ohne Unmuth. Meine Seele ist ruhig: die bösen Tage, die ich erlebt habe, erscheinen mir jetzt blos von ihrer wohlthätigen Seite, als Schule der Erfahrung und der Lebens-Weisheit für die Zukunft, als dunkle Stellen in unsrer Laufbahn, die den Werth der folgenden Klarheit herausheben und erhöhen, als wahre Wegweiser zu einer wesentlichen und unzerstörbaren Glückseligkeit, deren Keim und Wurzel nirgends als in unserm eignen Selbst zu finden ist, und die man nie eifriger schätzt, als wenn man vorher gelitten hat.

Auch ist mein herzlichster Wunsch, dafs es nicht nur Ihnen, sondern auch allen andern Mitgliedern Ihrer Familie recht wohl gehen mag. Ich habe gegen keinen einzigen Hafs oder heimliche Erbitterung behalten; könnte ich Jedem von Ihnen Dienste leisten, und wären sie mit den beträchtlichsten Aufopferungen verbunden, so würde ich bereit und willig dazu sein. Nach meiner Denkungsart können Beleidigungen uns für die Zeit, in der wir sie unverschuldet erdulden, verwunden und schmerzen, aber sie müssen nie das Andenken an empfangne Freundschafts-Dienste und an ehmalige glückliche Zeiten ganz zu verwischen im Stande sein.

Sie werden sich verdient um mich machen, wenn Sie Ihren Verwandten, die mich vielleicht jetzt alle sehr unrichtig beurtheilen mögen, besonders aber Ihrer Schwester Bernardine und Ihrem Bruder bei Gelegenheit, diese meine Aeufserungen allenfalls wörtlich mittheilen. Dafs sie aufrichtig und ungeheuchelt sind, wird man um desto eher glauben, da ich keine eigennützigen Absichten, selbst nicht die entferntesten mehr haben kann, da ich alle diese mir sonst so werthen Personen, sammt dem Lande, worin sie leben, und worin auch ich einst recht glücklich war, allem menschlichen Vermuthen nach, nie wieder sehen werde.

Dafs Sie vergnügt und zufrieden, freut mich. Gottlob! auch ich bin es. Meine ganze Lage gefällt mir, meine Geschäfte auf dem General-Directorio, wo ich jetzt allein arbeite, gefallen mir; ich behalte Zeit genug zu meiner eigenen Disposition, zum Umgang mit meinen Freunden, zu dem Genufs der hiesigen Vergnügungen, und zum Lesen, welches immer noch eine meiner Lieblings-Beschäftigungen ist. Wenn Sie einst wieder nach Berlin kommen sollten, so gehen Sie nicht vor meinem Hause vorüber. Ich werde es mir zur Pflicht machen, Ihnen so viel in meinen Kräften steht, Ihren Aufenthalt recht angenehm zu machen. Das nämliche können Sie in meinem Namen Ihrem Bruder sagen. Käme er heute nach Berlin, so wollte ich ihm heute noch zeigen, dafs mein Herz zum Lieben, aber nicht zum Hassen geschaffen ist, dafs ich zürnen, aber auch unumschränkt vergeben kann. Ihr Stammbuch er-

folgt hierbei. Den gröfsten Theil der Schuld, dafs es sich hier so lange herumgetrieben hat, und dafs Sie es jetzt demungeachtet so wieder zu sehen bekommen, als Sie es verlassen haben, fällt meinem Bruder und seiner bekannten Faulheit zur Last. Verantworten kann er es nicht; aber empfehlen läfst er sich Ihnen bestens.

Jetzt kann ich nichts weiter hinzusetzen, als meinen wahren und herzlichen Wunsch, dafs Sie immer glücklich, vergnügt und mein Freund sein und bleiben mögen. Der Himmel führe Sie einst nach Berlin und Sie sollen sehen, dafs ich noch eben so wie von jeher bin und sein werde

Ihr aufrichtig ergebenster Freund und Diener

Gentze.

e.

Sophismata. (Figurae dictionis.)

Jede Anlage, jede entschiedene Anlage in einer menschlichen Seele hat die Natur hineingelegt.

Die Natur ist nichts anders, als der Zusammenhang der Wirkungen Gottes.

Also hat Gott, in einem gewissen Verstande, alles das, was wir entschieden Anlage nennen, in uns hervorgebracht.

Ich glaube, dafs ich mit einer gewissen Frau so durchgängig und vollkommen harmonire, dafs unsre Aehnlichkeit gar wohl eine entschiedene Natur-Anlage genannt werden kann.

Es ist also ausgemacht: dafs die Natur, d. i. Gott, uns für einander bestimmt hatte, wenn gleich

der Weltlauf, d. i. die Reihe der äufserlichen Begebenheiten, unsre Verbindung hinderte.

Wir sollten also nach den Regeln und dem Willen der Natur wirklich verheirathet sein.

Wir sind es also in und vor den Augen des Wesens, welches alle Dinge kennt wie sie sind, und durch den Nebel dessen, was wir Umstände nennen, hindurch dringt, d. i. vor den Augen Gottes.

Welches zu beweisen war.

d. 18ten November 1786.

Gentze.

d. †

An Adam von Müller.

Töplitz, Juli 1810.

Die erste specielle Bemerkung, die ich Ihnen mittheilen mufs, betrifft den Unterschied zwischen Begriff und Idee, die das ganze Werk*) beherrscht und belebt. Anfänglich frappirte es mich, dafs dieser Unterschied in einer Schrift von Ihnen eine so grofse Rolle zu spielen bestimmt war, theils weil andere vor Ihnen (und selbst solche schlechte Leute wie B. u. s. w.) sich der nämlichen Bezeichnungen, obgleich freilich in einem ganz andern Sinn bedient hatten, theils weil mir diese Form mit Ihren frühern Ansichten nicht ganz übereinzustimmen schien. Der ganze Skrupel lösete sich indefs bald, und zuletzt glaubte ich vollkommen inne zu werden, dafs Sie unter Ideen nichts anderes verstehen als die Vor-

*) Adam Müllers Werk: die Elemente der Staatskunst.

stellung der Dinge im Verhältnifs ihrer nothwendigen Gegenseitigkeit, mit einem Wort, was Sie bisher den Gegensatz nannten; — unter Begriff hingegen die Vorstellung der Dinge aus dem Verhältnisse ihrer Gegenseitigkeit herausgerissen, mithin vereinzelt, verfeinert u. s. w. Daher denn auch der Idee durchaus das Leben, die Wirklichkeit, Gott; dem Begriff nichts als Tod, absolutes Nichts, der Teufel u. s. w. entspricht. Ich glaube aber, Sie hätten wohl gethan, wenn Sie dies, so sehr es auch aus dem Werke selbst hervorleuchtet, irgend einmal deutlich und bestimmt gesagt hätten, wäre es auch nur um zu verhindern, dafs es irgend einem Stümper einfalle, sich damit grofs zu machen, diese Distinktion zwischen Begriff und Idee habe ja er, oder sein Grofsvater Kant, oder sein Vetter Fichte oder Buchholz auch schon gepredigt. — Als vorzügliches Modell für die Verfassung des Mittelalters liefs ich es mir im Anfange gefallen, das, was Sie die fünf Reiche nennen, aufgestellt zu sehen, nachher hat mich die häufige Wiederholung dieses Ausdrucks (der wie ich mich deutlich erinnere nicht einmal von Ihrem Gepräge ist) etwas choquirt. Die Christenheit ist zu keiner Zeit in jenen fünf Reichen eingeschlossen gewesen, heute nun gar weniger als je. Bei dieser Gelegenheit mufs ich Ihnen doch mein Schema von einem heutigen Europäischen Völkerstaate vorlegen. Dafs Sprache und Nationalität die wahren und die einzigen Grenzen der einzelnen Staatengebiete bezeichnen habe ich längst geglaubt und bin jetzt, besonders auch durch

Sie mehr als je davon überzeugt. Diese Staatengebäude müssen allenthalben abgesetzt, abgerundet und consolidirt werden; und dafs es dazu kommen wird, ist mir jetzt (da meine ganze Furcht vor der Universalmonarchie verschwunden und Bonaparte für mich theils durch tief praktische, im letzten Kriege — nämlich dem von 1809 — glücklich erworbene Einsicht, theils durch Ihre herzerhebende Weltansicht, von der falschen Höhe, auf der ich ihn wähnte, gestürzt, und in eine sehr gemeine, besonders aber sehr vergängliche Erscheinung verwandelt ist) nicht im geringsten mehr zweifelhaft. Das künftige befsre Europa mufs also aus folgenden Staaten bestehen: Spanien (mit Portugal) mit allem was französisch redet, nur die Schweiz ausgenommen; Grofsbrittanien, Deutschland, Italien, Ungarn und die Illyrischen Länder; Griechenland (die Türken, dieser Schandfleck der Christenheit fort, fort auf ewig aus Europa), Polen, Dännemark, Schweden und das europäische Rufsland. Von diesen elf Staaten müssen die zwei mittleren: Deutschland und Italien eine Föderativ-Verfassung, jedoch eine solche, die ihre politische Einheit nicht ausschliefst, vielmehr befördert, erhalten; die andern mögen sich gestalten, wie sie wollen. Die Schweiz und Holland liefs ich, theils wegen ihrer Eigenthümlichkeit, theils wegen ihrer alten und langen Selbstständigkeit, theils aus manchen andern wichtigen, politischen Gründen bestehen.

Durch Aufstellung wahrer und zum Theil überaus

sinnreicher Ideen über das Papiergeld haben Sie sich in meinen Augen unschätzbares Verdienst erworben, ob dies gleich nur als ein Zweig eines höhern, nämlich des Ihnen ganz eigenthümlichen, welches in der Erweiterung, Befruchtung, Erhebung und Verklärung der Vorstellung vom Gelde überhaupt liegt, zu betrachten ist. Sie sind auch an verschiedenen Stellen auf die einzig wahre und gründliche Ansicht des Verhältnisses zwischen Metallgeld und Papiergeld gekommen, indem Sie jenes für das Weltgeld, dieses für das Nationalgeld erklären. Und dennoch habe ich in dem Ganzen Ihrer Darstellung noch eine etwas zu fühlbare Vorliebe für das Metallgeld bemerkt. Sie haben dasselbe an verschiedenen Orten und besonders in der ein und zwanzigsten Vorlesung, in einem so reizenden Lichte dargestellt, dafs die meisten Ihrer Leser gewifs zu grofsen Anstrengungen gegenseitiger Gerechtigkeit genöthigt sein werden, um sich nachher darin zu finden, dafs Papiergeld und Credit doch auch vollständiges Geld sind.

Gentz.

Adam von Müller.

III.

An den Criminaldirector Dr. Julius Hitzig in Berlin.

Dresden, d. 10. April 1809.

Ew. Wohlgeboren erhalten anliegend die verlangte Anzeige der Druckfehler mit dem Bemerken, dafs ich den Druck der von Ihnen gütigst übernommenen Vorlesungen baldigst beendigt zu sehen wünsche. Wollen Sie demnach die Güte haben mir die Aushängebogen von den drei letzten Vorlesungen so bald als möglich zukommen zu lassen, damit die mir zugestandenen Freiexemplare noch während meiner Anwesenheit in Dresden, d. h. vor dem ersten Mai, hier eintreffen können. — Indem ich Ihnen die Freude erwiedre über die Verbindung, in welche Herr Reimer mich hat mit Ihnen bringen wollen, nehme ich mir die Freiheit Sie um Ihren Rath in einer litterarischen Angelegenheit zu bitten, die mir sehr nahe am Herzen liegt. — Ich habe, veranlafst durch den

staatswissenschaftlichen Unterricht beim Prinzen Bernhard von Sachsen Weimar, den mir der Herzog übertragen hatte, mein Dresdner Geschäft mit Vorlesungen: über die Idee des christlichen Staates beschlossen. Selbige sind als Beschluss des Unterrichts des Prinzen im Laufe des verflossenen Winters in Gegenwart des hiesigen *Corps diplomatique* und der bedeutendsten Einheimischen und Fremden abgehalten worden. Es ist die bedeutendste und ich glaube auch die kräftigste und gelungenste Arbeit meines Lebens, auch wohl hinreichend interessant für das grösere Publikum, da die Staatskunst als schöne Kunst mit lebendiger, kritischer Rücksicht auf alle im Umlauf seiende Vorurtheile und Irrthümer bisher noch nicht dargestellt worden. Eine Probe dieses Werkes ist bei Walther im Januar erschienen: von der Idee des Staats und ihrem Verhältnis zu den populären Staatstheorien. Vielleicht ist Ihnen selbige zu Gesicht gekommen. Ich lege den Plan der gesammten Arbeit diesem Briefe bei und da ich nicht voraussetzen kann, dass Ihre eignen vielfältigen Unternehmungen Ihnen die Verlagsübernahme dieses etwas voluminösen Werkes gestatten möchten, so frage ich bei Ihnen freundschaftlichst an, ob Sie mir in Berlin vielleicht einen Verleger für die Arbeit verschaffen könnten. Alle sechs und dreissig Vorlesungen liegen zum Druck bereit. Sie kennen den Dresdner Buchhandel; ich habe keinem hiesigen Buchhandler den Antrag gemacht. Brockhausen in Amsterdam, an welchen ich mich wenden müsste, ist mir zu entfernt; der Druck würde wegen

der Correctur mit grofsen Schwierigkeiten verknüpft sein. Deshalb wäre mir Berlin am gelegensten. Vielleicht finden Sie in Ihren Connexionen einen Verleger, der zu den unter dem beifolgenden Prospectus bemerkten Bedingungen die Sache unternähme. Gereuen würde es ihn wahrscheinlich nicht, zumal staatswissenschaftliche Arbeiten vielleicht noch heute das gröfste Publikum in Deutschland haben.

Halten Sie meinen Eifer in dieser Sache dem Gefühle zu gute etwas würdiges und erfolgreiches geschrieben zu haben, und auch im Falle, dafs Sie mir keinen Verleger empfehlen könnten, seien Sie von der Hochachtung und Werthschätzung überzeugt, womit ich die Ehre habe zu sein

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster

Adam Müller.

N. S. Ich mufs indefs mit umgehender Post um eine gütige Nachricht in dieser Sache bitten, da ich gegen Ende dieser Woche an Brockhausen schreiben möchte. Wollen Sie sich bei etwanigen Anträgen in dieser Sache, auf meine Beiträge zum Journale Pallas (bei Cotta), vorzüglich auf die dort befindliche Darstellung des Adels beziehn, so wird diefs vielleicht von Nutzen sein.

B.

An Friedrich Schulz in Berlin.

Wien, d. 10ten December 1811.

Mein verehrter Freund!

Die nächste Wirkung von einer solchen Nach-

richt, wie die von dem schrecklichen Ende unsers Kleist*), ist wohl, dafs man die übrig gebliebenen Freunde zusammenzählt, und überhaupt den zerrissenen Kreis enger zusammenzieht. Aus Judenhänden unter vielen andern Berlinischen Klatschereien haben wir diese Nachricht empfangen, die uns in unzähligen Rücksichten so nahe anging; und zuletzt auch noch die schriftlichen Beweise erhalten, dafs beide Verstorbene das Andenken an uns in das frevelhafte Spiel ihrer letzten Gedanken verwickelt haben. Durch die Entfernung wird nun das ganze schreckliche Bild, wie in einen Rahmen gefafst, während an Ort und Stelle Umstände und Urtheile zu- und abströmen, und die ganze That eigentlich nie die Ruhe und Abgeschlossenheit erreicht, in der wir sie zu sehen verurtheilt sind. Kurz, wir müssen uns an die hinterbliebenen Freunde fester anschliefsen, um eine Erholung zu finden. Wenige Menschen stehen uns näher als das Stägemannsche Haus und Sie, und so finden Sie es begreiflich, dafs ich ein Bedürfnifs habe, wenn auch nur wenige Zeilen, Ihnen zu schreiben.

Empfehlen Sie mich zuvörderst Herrn Geheime Staatsrath Stägemann und sagen Sie ihm, dafs ich, wenn auch bisher ohne Lebenszeichen, das Andenken an seine Güte, noch mehr aber an die Freundschaft, womit er mich beehrt, unaufhörlich im dankbarsten Herzen trage. Meine Frau hat ein wirkliches Heimweh nach dem Stägemannschen Hause, dem sie in einem eben

*) Heinrich von Kleist erschofs sich d. 21sten November 1811. mit ihm, eine ihm befreundete Frau.

abgehenden Briefe Luft macht und wenn ich in der für meine Studien und in unzähligen Rücksichten so glücklichen Lage, die mir in Wien bereitet worden, ein geheimes Verlangen nach Berlin nicht unterdrücken kann, so meine ich jetzt im Gedanken nur die theuren Personen, die am letzten Tage unsres Aufenthalts in Berlin uns noch ihr Lebewohl (ich möchte sagen, da es uns so glücklich ergangen, ihren Segen) so freundlich ins Haus brachten. Deshalb lege ich es Ihnen aufs Herz und verpflichte Sie feierlichst und nehme alle Ihre grofse Beredsamkeit in Anspruch, dafs Sie unser Andenken in jenem Hause erhalten, als wären wir dort. Vielleicht ist unsre Stelle unbesetzt geblieben, und dann stehn Sie uns dafür, dafs sie es auch ferner bleibt, da wir die Aussicht auf Berlin um so weniger aufgeben können, als nichts die Stelle unsrer dortigen Freunde bei uns zu ersetzen vermag. Und doch hat der Himmel für uns viele glückliche neue Verhältnisse herbei geführt: meiner Frau hat er ein Kind geschenkt und mir noch aufserdem den Schutz und die unschätzbare Freundschaft des Erzherzogs Maximilian von Oestreich, den jedes Lob nur entweihen könnte, ferner ein glückliches und über den Wechsel der Zeit erhabenes Einverständnifs mit Friedrich Schlegel, mit dem ich über alle Hauptgegenstände für eine Person zu gelten wünschte, ferner den Oberstlieutenant Catinelli und Salis und den Freiherrn Pengler, von denen allen Sie noch mehr hören werden: gar nicht zu gedenken, dafs unser sehr ruhiger, von dem schönsten Sommer beschienener Aufenthalt noch

durch die Anwesenheit A. W. Schlegels, Alexander Humboldts und vor allen — Franz Baaders an Interesse gewann; daß Moriz Reding uns in unserm Hause beehrte, daß auf einer Reise nach Steiermark im Herbste sich viele der schönsten Bekanntschaften anknüpften, und daß Gentz, obgleich minder jugendlich als sonst, doch für die Staatswirthschaft begeisterter als je und ohne Frage die erste unter allen lebenden Autoritäten dieser Disciplin, uns nach alter Gewohnheit die meisten Abende schenkt! Sie sehen, liebster Freund, wir wollen uns wichtig machen — aber nur damit das Verlangen und die Sehnsucht nach Berlin einen Werth erhalte in den Augen unsrer Freunde, und daß Sie und die vortreffliche Stägemannsche Familie empfinden, daß es die Personen selbst sind, und keine andere Unwesentlichkeit des Beisammenseins, wonach wir uns zurücksehnen. Also besorgen Sie gewissenhaft den Auftrag meines Herzens, um so mehr, da der Einzige den ich außer Ihnen solcher Commissionen für werth hielt, leider nicht mehr ist!

Adam Müller.

Karl Wilhelm Kolbe.

Dieser ausgezeichnete Mann hat sich nicht allein als Kupferstecher einen wohlbegründeten Ruf erworben, sondern auch als Schriftsteller wird er stets ehrenvoll genannt werden.

Die hier nachfolgenden Auszüge aus seinen Briefen an seinen Herzensfreund Bolt in Berlin werden gewifs mit wahrer Theilnahme gelesen werden. Aus keinem seiner Werke leuchtet aber sein glühendes Gefühl für wahre Freiheit und für sein deutsches Vaterland heller hervor, als aus dem ungedruckten: „Briefe über die französische Revolution", ein Werk welches häufig citirt und besprochen worden ist*). Aus späteren Briefen ersieht man, dafs sich im Jahr 1816 der Fürst von Hardenberg für den Druck desselben zwar lebhaft interessirte, doch da Kolbe durchaus Nichts in dem Ergufs seiner Gefühle ändern wollte, so unterblieb die Bekanntmachung des Manuscripts. Gegenwärtig befindet es sich in der Sammlung des Herausgebers dieser Briefe.

*) Siehe u. A. Conversationslexikon, Artikel: K. W. Kolbe. 8te Ausgabe. B. VI. S. 263.

n.

Dessau, Juni 1795.

Belogen- lebe ich jetzt in einem Lande, wo ich als Landschaft-zeichner mich besser befinde als in Berlin. Ich weifs nicht ob Sie Dessau schon gesehen haben. Der Boden ist gröfstentheils vortrefflich, und das lebhafteste Grün erquickt überall das Auge. Ungeheure Eichenwälder, die aus mehr als hundertjährigen Stämmen bestehen, und bis zur Krone hinauf mit dem dichtesten Laube prangen, erstrecken sich in unabsehliche Ausdehnung und unter ihnen zieht sich ein sammtner Wiesenteppich fort, auf dem Kräuter und Blumen aller Art in üppiger Fülle sprieſsen und mit dem lieblichsten Wohlgeruche die Luft durchdüften. Die Ufer der Elbe sind vortrefflich, auf beiden Seiten mit dichtem Laubgebüsch besetzt, das amphitheatralisch bis in das anspülende Wasser hinabsteigt. In mächtigen Krümmungen wälzt der Strom eine Zeitlang sich langsam fort, dann verschwindet er plötzlich hinter einem in dichtem Grase versteckten Vorlande oder hinter Inseln, die mit Schilf umwachsen oder mit Weidengebüsch besetzt sind oder mit Eichen, die ihre riesenmäfsigen Zweige bis in die Fluth hinabtauchen; bald tritt er wieder hervor und rollt jetzt durch reiche Kornfelder, jetzt durch Wiesen und Felder in gebognen Schlangenlinien immer weiter fort, bis er endlich in der Ferne verdämmert und dem oft getäuschten Blick sich ganz entzieht. An Waterlooschen Waldpartien zumal ist die Landschaft unerschöpflich, und je mehr ich die Natur selbst betrachte und studiere, desto mehr mufs

ich über die Wahrheit erstaunen, die dieser grofse Künstler in die Anlage und Ausführung seiner Compositionen gelegt hat. Form und Gruppirung der Bäume, Verschlingung und mannichfaltige Abstufung des Gebüsches, das zwischen die Stämme sich hindurch windet; Gestalt und Bekleidung der Gründe, die bald in sanften Hügeln nacheinander fortfliefsen, bald mit Kräutern und Gebüsch unziert abwechselnd in Höhen und Tiefen durcheinander laufen, bald in wilden Klüften sich aufthun, wo Waldbäche schäumend hinunterstürzen; alles ist der Natur wie abgestohlen, und was man vom Homer gesagt hat: dafs er und die Natur eins wären, liefse sich mit eben dem Recht auf Waterloo anwenden. Die Reize unsrer Gegenden werden durch die künstlichen Anlagen, die der Fürst, ein enthusiastischer Gartenliebhaber, mit grofsem Aufwand und wahrem Kunstgefühl überall hat anbringen lassen, nicht wenig erhöht. Der Garten zu Wörlitz ist schon allein eine reiche Fundgrube für die Künstler. Er hat sich seit meinem letzten Aufenthalt in Dessau ungemein erweitert, und einige Spielereien abgerechnet, von denen man leicht abstrahiren kann, sehr verschönert. Der Fürst hat den Verstand gehabt, sich überall von der Natur leiten zu lassen, — die ihm freilich trefflich vorgearbeitet hatte. Ein grofser See, der in mannichfaltigen Windungen den Garten durchströmt, und durch die dunkle, spiegelnde Wasserfläche, das üppigquellende Grün der ihn umgebenden Ufer ungemein erhöht, ist ihm dabei gar sehr zu statten gekommen. Die ganze Anlage bietet Partien dar, die ich mir

in Italien nicht reizender denken kann? Auch der Bruder des Fürsten, der Prinz Hans Görge, hat ganz in der Nähe von Dessau einen Garten angelegt, der vortreffliche Theile hat, und der von Tage zu Tage sich immer mehr verschönert. Wer also Sinn und Gefühl hat für Schönheiten der Natur — und das sollte wohl billig jeder Landschaftszeichner — der kann hier in Dessau ganz behaglich leben. Als ich neulich von einem Spaziergange nach Wörlitz allein zurück kam durch eine Landschaft, wo die romantischten Waldpartien sich nacheinander vor mir entfalteten, denn der Weg nach Wörlitz, zwei Meilen lang, kann für sich schon allein für einen Garten gelten, und meine Seele noch voll war von dem Eindruck, den die Pracht der durch Geschmack und Kunst gehobenen Natur auf mich gemacht hatte, liefs ich die Empfindungen, die sich in mir drängten, allmählig laut werden und ergofs sie in ein lateinisches Gedicht, wovon ich Ihnen, weil es nur kurz ist, die Uebersetzung hier mittheile. Ich will es zwar für kein Meisterstück ausgeben; aber es enthielt mehr Gefühle, und — im Grunde eben so gut, dafs ich damit diesen Brief anfülle, als mit andern Dingen, die Sie eben so wenig interessiren würden. — „Wenn da des Menschen Vaterland ist, wo ihm wohl ist, so sei Dessau mein Vaterland! Gütig nehme es meine erschöpften Hausgötter auf! Hier schützt die mildspendende Ceres das Feld, auf weichem Grase scherzt das Chor der Hamadryaden. Hier sind Quellen, hier dichtes Gebüsch, hier ein wiederauflebendes Tempe. Sieh, es kehrt auf Wörlitzens Fluren Ar-

cadia zurück! Unbestechliche Treue waltet hier und der Gesetze gemilderter Ernst. Unter eines Trajan's wachsamer Obhut schirmt Freiheit und Gerechtigkeit die Rechte des Menschen. Hier sei mein Loos in verborgener Stille den Rest meiner Tage zu verleben, hier mein müdes Haupt in die Gruft zu senken! Fahrt hin ihr Sorgen! und ihr, schleichender Krankheit unheilbare Schmerzen, fahrt hin! bald nimmt der gütige Schoofs der Erde mich auf! Bald sagt, wer sinnend mein Grabmahl umgeht: der du hier deiner Pilgrimschaft trüben Rausch verschlummerst, leb wohl! Sanft und leicht umfange dich dein Hügel!" — Sollten Sie das Original zu sehen Lust haben, so steht es Ihnen zu Dienste. Und nun — um auf etwas anderes zu kommen. Sie werden mich fragen, was ich denn eigentlich in Dessau treibe? Was für Amts- und Berufsgeschäfte ich habe? — Die Wahrheit zu gestehn, noch keine! Der Fürst scheint mich aufs Gerathewohl haben kommen zu lassen! Bei einer Unterredung, die ich mit ihm gehabt habe, sagte er mir, dafs seine Absicht sei, eine Kunstschule für Handwerker einzurichten, und dafs er mich erwählt habe um ihnen im architektonischen Fach Unterricht zu geben. — Sie können sich meine Verwunderung denken. Ich antwortete natürlich, dafs das meine Sache gar nicht wäre, dafs ich mit diesem Theile der Kunst mich nie beschäftigt hätte u. s. w. Er meinte es würde mich wenig Mühe kosten mich dahinein zu arbeiten. Es wäre übrigens noch nichts eingerichtet, und ich möchte mich also bis auf weitern Bescheid gedulden. Seit dem sind nun

schon drei volle Monate verstrichen, und ich weiß noch von nichts. Indessen wird mir monatlich mein Gehalt pünktlich ausgezahlt, und ich kann mir also meine Muße sehr wohl schmecken lassen. Meinetwegen möchte sie noch Jahre lang dauern! Uebrigens hoffe ich, daß der Fürst von dem grillenhaften Einfall, mich zum Architekten zu machen, wird abzubringen sein. Der Herr von Erdmannsdorf ist mir gewogen, er gilt viel bei dem Fürsten, und hat mir versprochen das Seinige zu thun, um ihn auf andre Gedanken zu bringen. Sie sehen also, daß ich im Ganzen genommen, wenigstens vor der Hand, mit meiner Lage zufrieden zu sein Ursach habe. Ich kann mich ungestört dem Studium der Kunst und meinen übrigen Liebhabereien widmen; ich bin Herr meiner Zeit und meiner Geschäfte, und lebe völlig unabhängig an einem Ort, wo ohnehin der politische Despotismus seine Krallen noch nicht entblößt hat. Die Gegenden sind angenehm, und ich finde überall volle Nahrung für meine Kunst und für mein Gefühl. Auch an Freuden fehlt es mir nicht, und ich genieße hier als Mensch und als Künstler eine Achtung, die ich vielleicht nicht verdient habe, die aber, ich gestehe es, meiner Eigenliebe — denn welcher Mensch ist ganz ohne Eigenliebe? — sanft und wohl thut. — Mit Einem Wort, ich könnte glücklich sein, wenn ich nicht einen Wurm mit mir herumtrüge, der mir allen Genuß verbittert und der mich früher oder später in's Grab legen wird.

b.

Dessau, November 1785.

Was seit jeher in der Natur mich am meisten angezogen hat, ist nicht Wasser, obschon dies durch Bewegung wenigstens Leben heuchelt; nicht Felsen, die in ihrer reichen, colossalischen Majestät zwar dem Auge und der Einbildungskraft gefallen mögen, aber die Seele kalt lassen; nicht Luft und Gewölke, die bei ihrer Flüchtigkeit und ihrem ewigen Wechsel nichts haben, was die Sinne festhalten könnte — sondern Bäume und Kräuter und alle Erzeugnisse des Pflanzenreichs, und die Sonne, die ihnen Licht und Wärme mittheilt. Hier rührt und reizt mich alles, die schöne grüne Farbe, die dem Auge so wohl thut, die unendliche Mannichfaltigkeit der Formen und die Verschiedenheit des Ausdrucks, die in jeder derselben liegt; vor allem das Leben, das sie beseelt, das ihre Welt an die meinige schließt und die Saiten meines Herzens unmittelbar berührt und tönen läßt. — Sehen Sie, das ist meine Welt, der Tummelplatz meiner reinsten, angenehmsten Empfindungen; hier fühl' ich mich wohl, und ich habe schon mehr als einmal im Scherz gesagt, daß wenn im Paradies keine Bäume wären, ich für meine Seligkeit keinen Pfifferling geben möchte. — Bäume sind es, die mich zum Künstler gemacht haben. Der unwiderstehliche Drang Gegenstände, die mich so lebhaft anzogen, aus der Fülle meiner Phantasie auf dem Papiere wieder hervorzuzaubern, — dieser Drang hat mich zuerst in das Fach der Kunst geworfen. Und das Bestreben, diese Gegenstände so wahr und

lebendig wieder darzustellen, als ich sie innig fühlte, ist bisher mein vorzüglichstes Bestreben gewesen. Alle übrigen Theile der Kunst, Composition, Gruppirung, Beleuchtung u. s. w. habe ich vor der Hand diesem einzigen untergeordnet. *Rien n'est beau que le vrai; le vrai seul est aimable!* hat schon Boileau von der Dichtkunst gesagt, und was in Anschung dieser gilt, das gilt auch von dem darstellenden Künstler. Nur Wahrheit und Lebendigkeit im Ganzen wie in den Details, nur jener Charakter der Anschaulichkeit, der dem unbefangenen Zuschauer den unwillkührlichen Ausruf abpreſst: Das ist wirkliche Natur! — nur das ist es, was, wenigstens nach meinem individuellen Gefühle, ein Werk der Kunst zum Meisterwerke stempelt. Alle übrigen Vorzüge, wenn dieser fehlt, können zwar Bewunderung erregen; aber sie blenden nur, sie erwecken keine Theilnahme; sie treffen das Herz nicht. — Daher habe ich den Waterlooschen Blättern, so wild und nachlässig sie hingeworfen sind, vor den Swanfeldschen immer den Vorzug gegeben. Die letztern stehen in Anschung der malerischen Verdienste weit über den erstern, aber sie haben die Wahrheit nicht, die ich in den Waterlooschen in ihrer ganzen Fülle finde. Daher ist mir Giefsner so lieb. Wüfste man es nicht aus seinen Gedichten, so würde man es aus seinen radirten Blättern sehen, dafs dieser Mann die Natur in jedem Kraut, in jedem Halme fühlte. — Sehen Sie, Freund, diese Künstler nun habe ich mir, zunächst nach der Natur selbst, zu Mustern erwählt. Unter ihrer Leitung bin ich bis zu dem Standpunkt

gelangt, auf dem ich jetzt halte; und ich werde nicht eher rasten, bis ich ihnen, nach meiner Art freilich die Natur anzuschauen, im wahren, reinen, kräftigen Ausdruck derselben, so nah gekommen bin, als der geringe Umfang meiner Talente es verstatten wird. — Es mag sein, dafs andre Künstler einen andern Weg einschlagen, um zum Ziele zu gelangen. Sie mögen auf die malerischen Theile der Kunst die Zeit und den Fleifs verwenden, die ich an das Studium der Wahrheit setzte; das Genie mag bei ihnen die Stelle des Gefühls vertreten; sie werden mich an Reichhaltigkeit der Composition, an überraschenden Zusammenstellungen, an Gröfse und Pracht der Erfindungen, an künstlerischen Lichteffekten u. s. w. leicht übertreffen; ihre Werke mögen, mit Einem Wort, einen glänzendern und lebhaftern Eindruck hervorbringen! Ich — werde mich mit dem bescheidenen Lobe begnügen, dafs meine Darstellung wahr ist. Und wenn ein empfindsames Herz sich mit Wohlgefallen an meine Landschaften anschliefst; wenn in einer fühlenden Seele der Wunsch sich regt: Möchte ich unter jenen Bäumen wandeln! in jene Schatten mich vertiefen! am kräutervollen Bord jenes Baches durch das sanfte Geriesel seiner Wellen von süfsem Schlummer überrascht werden! Möcht' ich an der Hand eines Geliebten in jenes ahnungsvolle Gebüsch mich verlieren, wo unser geheimes Gespräch das Rauschen der Blätter und der Gesang der Vögel nur begleitet, nicht stört! — dann habe ich dreifach und vierfach meinen Zweck erreicht. —

Aus diesem Geständnifs werden Sie es sich zum Theil erklären können, warum meine Erfindungen so simpel und einfaltig und kunstlos sind; warum ich so gerne Waldpartien und Dickichte zum Stoff meiner Landschaften wähle. Ein zweiter Grund ist freilich der — dafs die Phantasie nichts wiedergeben kann, als womit sie genährt worden ist. Ich habe einen grofsen Theil meines Lebens in einer Gegend zugebracht, die weit umher nichts als Waldung ist — und wohl mir, dafs dies Loos mir ward! denn sonst könnte ich nur kalte, trockne Natur, wie sie in Berlin zu finden ist, darstellen. An grofse Partien in italienischem Geschmack, an weitläuftige Aussichten hat mein Auge sich nie gewöhnt. Auch in der Nachahmung habe ich zu wenig Gelegenheit gehabt Landschaften in diesem Styl zu sehen und zu studieren. Was Wunder, dafs sie beide meinem Aug' und meinem Herzen fremd geblieben sind? Was Wunder, dafs meine Einbildungskraft über Compositionen der Art nicht mit Wärme brüten kann. — Ueberdem hat meine Empfindungsart eine eigne Wendung genommen, von der ich nicht weifs, ob sie ein Werk der Natur, oder Angewöhnung ist. — Ich mag nehmlich alles, was mich reizt und lockt, gern in der Nähe haben; ich mag gern jede Schönheit, die auf mich wirken soll — wenn ich so sagen darf — mit Händen greifen. Und dies gilt auch von den Schonheiten der Natur. Eine geheime, beschränkte, von Fülle und Leben strotzende Waldpartie hat seit jeher einen stärkern Eindruck auf mich gemacht, als die reichste, weit ausgedehnteste

Aussicht. Ich fühle mich da so allein mit mir selbst, so häuslich-einsam, so von der Welt und dem tosenden Menschengewühl abgesondert! Jene dunklen Schatten, die nur hie und da ein gleichsam verlorner Sonnenblick durchstreift; jenes grüne, dichtgeflochtene Dach, das die hohen Eichen über mich wölben, jenes liebliche Gesträuch, das von allen Seiten mich bedrängt, das wollüstig die Arme gegen mich ausstreckt, als wollte es mich umfassen, und sich um mich schlingen und mir liebkosen, — dieses hohe üppige Gras, in und unter welchem sich tausend Insekten muthwillig verfolgen, und haschen; jetzt auftauchen und dann wieder verschwinden; — und dann diese feierliche Stille, die nur durch das Zusammenschlagen der Blätter, oder das Zwitschern der Vögel, oder den Widerhall meiner Fußstritte unterbrochen wird. — Dies alles versetzt mich in eine lieblich-schwärmerische Stimmung und berührt wie mit einem Zauberstabe meine rege gewordene Phantasie. Dann flieg' ich in Gedanken über die dichte Laubwand hinweg, die meinen gierigen Blicken wehrt; ich ahne im Geist die reizenden Schattenplätze, die waldumbüschten Wiesen, die romantischen Ansichten, die dahinten liegen, und meine arbeitende Einbildungskraft malt sie mir mit den glühendsten Farben aus. Dieser Bach, der hinter Gebüsch meinem Blick entschlüpft, — in welchen Wiesengrund, in welch blumiges Tempe mag er seine silbernen Wellen fortspülen? Jener mit Gesträuch umkränzte Damm, der sich zwischen hohen Eichen versteckt, — durch welche grasreiche Fluren, durch welche schilfum-

wachsene Sumpfgegend mag er sich fortwinden? Jener Weidenbusch, den rankender Epheu und der wilde Hopfen, der wie Kränze in seinen Locken hängt, mit undurchdringlicher Bekleidung umsponnen haben, — welchen geheimen Schattensitz, welche Ruhestätte der Liebe mag er nicht verbergen? An jenem umbüschten Teich glaube ich das Flüstern badender Mädchen zu hören, und hinter jenen Eichenstämmen die frohlockenden Stimmen scherzender Hamadryaden. Die herrlichen Gestalten der alten Götterwelt werden lebendig in meiner Seele. Ich höre den Satyr durch das Schilf rauschen, eine Nymphe zu haschen,

Quae fugit ad silvas et se cupit ante videri.

Ich sehe den jauchzenden Zug des Bacchus durch die Eichenstämme schwärmen, und die rasenden Mänaden, die in wilder Lust ihre Thyrsusstäbe schütteln und die Klappererze zusammenschlagen, dafs Feld und Wald davon widertönt. In ein Dickicht, wie dieses stieg Apollo vom Olympus hernieder, als er den Python erlegte. Verachtender Zorn safs auf der Stirne des Gottes und an seiner Schulter rasselte der pfeilevolle Köcher, indefs vom Westwind aufgewühlt sein goldnes Haar den ewig jugendlichen Nacken umflofs. — Auf jener Wiesenflur pflückte Europa die blühende Rose und den duftenden Krokus und wand mit ihren Gespielinnen sich Blumenkränze, als in einen glänzenden Stier verwandelt, der Donnergott sich zu ihr schlich und unter ihren liebkosenden Fingern sich schmiegte und die scherzende Nymphe willig auf seinen Rücken nahm — aber

plötzlich sprang er auf und unbekümmert ihres Mädchengewimmers, froh der süfsen Beute, stürzte er sich in die Wogen, und durchflog den Ozean — der wie ein Spiegel sich vor ihm ebnete, — zu fernen Gestaden hin, wo er abwerfend den Trug, in herrlicher Göttergestalt das staunende Mädchen umarmte und der nun nicht mehr sich Sträubenden den jungfräulichen Gürtel schmeichelnd löste. — Dort an jener moosumwachsenen Eiche, in deren hohlem Stamm der Uhu nistet, und an welche die Thränenweide sich trauernd lehnt, dort, neben dem Schilf des Sumpfes, wo der wildernde Wermuth in üppiger Fülle staudet, — dort sank der schöne Adonis in seinem Blute nieder, vom scharfen Zahne des Ebers tödtlich verwundet! Ach! er streckte die reizenden Glieder in den Staub, der liebenswürdige Jüngling! und Blut besudelte seine goldnen Locken, und seine blühenden Wangen hatte die Hand des Todes gebleicht. Wehklagend stieg die Göttin vom Olympus nieder; vergebens schlang sie ihre weifsen Arme um den Hals ihres Lieblings; vergebens versuchte sie durch heifse Küsse in seinen entseelten Busen das entflohene Leben zurückzurufen. Rings um sie standen die Grazien und mischten ihren Jammer zum Jammer ihrer Gebieterin. Weithin tönte ihr wehklagendes Aechzen, und Wald und Ufer hallten es zurück. — Ein todter Nebel verhüllte das Angesicht des Himmels; seufzend strichen einsame Windstöfse durch die Wipfel der Bäume; die Sonne barg sich in Finsternifs, und die ganze Natur schien den Schmerz der jammernden Göttin zu theilen. — —

Doch Muse, wohin reifst dich das Feuer der hohen trunknen Schwärmerei? Dein Hörer steht bestürzt und fragt sich, wo ihm sei. — Es ist wohl Zeit, dafs ich von meiner poetischen Begeisterung mich erhole, die — wie der Dieb in der Nacht — über mich gekommen ist. Mein armer Pegasus steht da und ächzt und keucht, und kann nicht wieder zu Athem kommen. Wir wollen ihm Zeit geben sich zu verschnaufen — und da es schon spät ist, so wird es wohl das Beste sein, für heute zu schliefsen und uns hübsch zu Bette zu legen, um von unsrer pindarischen Effervescenz wo möglich, nach einem sanften Schlaf zur nüchternen Besonnenheit wieder zu erwachen! Gute Nacht also!

Es ist freilich traurig, dafs, wie der Lauf der Welt nun einmal ist, das Verdienst sich erst mit Flittern und Schellenwerk behängen mufs, um Aug und Ohr der Menge auf sich zu richten. Noch schlimmer aber ist es, dafs in der Regel das Flitterwerk allein schon hinreichend ist, und das Verdienst selbst, — höchstens die Erlaubnifs hat, als blofs entbehrliche Zugabe, so nebenbei mitzulaufen.

Und nun, nachdem ich Alles, was ich von Sachen der Kunst mit Ihnen zu beschwatzen hatte, glücklich abgethan habe, lassen Sie uns noch, mein theurer Freund, über eine Angelegenheit, die unsre Herzen unmittelbar angeht, ein vertrauliches und freundschaftliches Wort mit einander wechseln. Sie errathen, dafs von meiner unbekannten Gönnerin die Rede ist, von der Sie mir in ihrem vorletzten Briefe

die so anziehende und geistvolle Beschreibung ge
macht haben. Schon diese Beschreibung allein hatt
mein armes, fast erstorbenes Herz mit neuer Wärm
belebt. Urtheilen Sie wie mir ward, als ich in Ih
rem letzten Schreiben die mir mitgetheilten Auszüg
ihrer Briefe las! — Also kann ein so alltäglicher
unbedeutendes Geschöpf, wie ich bin, das in hypo
chondrischen Augenblicken sich selbst vernichte
möchte, welches allen Glauben an seinen eigne
Werth verloren hat, — ein Geschöpf, das im bi
tern Gefühl seiner physischen und moralischen Kraf
losigkeit sich so oft die Hamletschen Worte zugeru
fen hat: Wozu sollen solche stümperhafte Gesellen
wie du bist, zwischen Himmel und Erde herumkri
chen? — ein solches Geschöpf kann noch Theilnahm
in einer edlen, weiblichen Seele erwecken! — Wah
lich! liebster Freund, in meiner traurigen Lage, di
mit jedem Tage düstrer wird und freudenloser, i
ein Wort des Zuspruchs wie dieses, wahrer Balsa
für mein halb schon aufgelöstes Herz; und es i
nicht Schmeichelei oder rhetorischer Schellenklan
wenn ich Ihnen sage, daſs die Stimme, die in I
rem Briefe wiederhallt, für mich die Stimme eine
Engels gewesen ist, die mir Zuversicht und Selbs
vertrauen gepredigt und meinen zusammensinkende
Geist von neuem aufgerichtet hat! — O daſs ic
von diesem Engel, der mir in der Entfernung
freundlich die Hand bietet, den Schimmer nicht s
hen darf! Daſs ein so weiter Zwischenraum mi
von ihm trennt! Daſs mein Ohr nicht Worte s
nes Mundes hören, mein Auge an dem holden L

eben seines Angesichts sich nicht weiden kann! — Doch vielleicht habe ich eher Ursach dieses Umstandes wegen, meinem Schicksal zu danken, als mit demselben zu hadern. Ich bin — und leider, weiß ich es! — in der Nähe ein unerträglicher Mensch. Die Laune, die mich fast ununterbrochen plagt, liegt wie eine düstre Wolke um mich und verscheucht jedes wohlwollende Herz, das sich für mich interessiren möchte. Mein störrisches, mißmüthiges Wesen, meine Taziturnität, mein geist- und seelenloser Umgang, das Nichtssagende meiner Gestalt, — alles das würde das holde Geschöpf bald von mir wegdrängen, das in der Entfernung diese und andre Fehler nicht sieht. — Mag also immer der geheimnißvolle Schleier, unter dem sich unsre Bekanntschaft entsponnen hat, fortdauernd über derselben schweben! Auch durch Länder getrennt, können ja Seelen, die sich verstehen, unsichtbar zusammentreten, und ihre Empfindungen gegen einander auswechseln. — Diese Dämmerung selbst, in die sich unsre aufbrennende Freundschaft einhüllt, wird das Anziehende derselben erhöhen — durch den freien Spielraum, den sie der Phantasie gewährt. So wird meine neue Freundin für mich wie eine Gestalt aus einer andern Welt sein, deren Wesen zu zart und zu geistig ist um meinen gröberen Sinnen bemerkbar zu werden; und so wie in der lieblichen Abendämmerung, von einer duftenden Rosenlaube her, die Stimme der Harmonika sanftönend sich ergießt und wie mit überirdischem Wohllaut die Luft umher erfüllt, so wird aus der Ferne, die sie mir verbirgt, die begrü-

fsende Stimme der Freundschaft wie aus einer höhern Region zu hallen scheinen, und mit desto unwiderstehlicherer Zaubergewalt meine empörten Sinne in Ruh und Frieden einwiegen. — Schreiben Sie ihr demnach, liebster Freund, — wenn Sie glauben, dafs das als zu kecker Vorwitz von meiner Seite nicht übel aufgenommen werden dürfte, — dafs die Stellen, die Sie mir aus ihren Briefen mitgetheilt haben, für mich das gewesen sind, was dem ermüdeten Wanderer, der in finstrer, frostiger Nacht hoffnungslos herumtappt, der erste erquickende Sonnenblick ist, der durch die Wüste streift. Sie haben mir eine schöne Aussicht eröffnet, eine liebliche Ferne in die ich aus besseren Zeiten einige Strahlen zurückfallen sehe, — aus Zeiten, wo ich ein anderer Mensch war als jetzt, wo mein Sinnen noch nicht verdüstert, mein Herz gegen jede Art des Genusses noch nicht verschlossen und todt war. Schreiben Sie ihr, dafs ich, — der nach Theilnahme lechzt, und dem die freundliche Anhänglichkeit eines Thieres schon wohlthut, — meinem Schicksal nie genug Dank wissen kann, dafs es zu einer Zeit, wo der Mensch und vorzüglich das Weib mir immer fremder und fremder werden, eine so reizende Bekanntschaft mir entgegengeführt hat. — Schreiben Sie ihr, dafs, wachend und träumend, ihre liebliche Graziengestalt wie ein wohlthätiger Genius mich oft freundlich-lächelnd umschwebt und den trägen Nebel zerstreut, den ein menschenfeindlicher Dämon rings um mich herzieht; — dafs das holde Angebot ihrer Freundschaft mir Glauben und Zuversicht zu mir

selbst wieder eingelöfst hat, und dafs, seitdem eine so edle Seele mich ihrer Theilnahme würdigt, es wieder licht geworden ist in meinem Geist und ich es nun wieder wagen darf das Haupt aufzuheben, und als Mensch unter Menschen zu treten. — Aber — darum mufs ich Sie bitten, Freund! Schildern Sie mich nach der Wahrheit! Verbergen Sie keine meiner schwachen Seiten. Ich will nicht für besser gehalten sein, als ich wirklich bin! Sagen Sie ihr ganz unverholen, dafs ich mich für einen der ärmsten aller Erdensöhne halten mufs, dafs ich in der Einsamkeit verwildert bin, dafs langwieriges Leiden alle Energie des Geistes und des Körpers in mir gelähmt hat, und noch ferner lähmt. Sagen Sie ihr, dafs ich ein trockner, launischer, eigensinniger, mit Einem Wort, langweiliger Mensch bin, der aufser etwas schlechtem Menschenverstand und einem bischen Herz, sonst nichts hat, was ihn über die gewöhnliche Menschenklasse erhebt, wohl aber manches, was ihn unter diese noch herabsetzt. — Und wenn sie sich durch alles diefs nicht abschrecken läfst; wenn sie, trotz dieser Bekenntnisse darauf besteht, mich in den Zirkel ihrer Vertrauten aufzunehmen, — wohlan! so sei ihr hiemit der Handschlag der Treue geboten, und der Handschuh hingeworfen zum Kampf der Freundschaft auf Leben und Tod! — Noch Eins, ehe ich diesen Artikel schliefse! Sie sprechen in Ihrem Briefe von Eifersucht, und dafs Sie fürchten, ich möchte Ihnen in das Licht treten. — Wäre es nicht das Lächerlichste aller Thorheiten, das für baaren Ernst aufzunehmen, so

würde ich Ihnen sagen: Beruhigen Sie sich, Freund! Die Zeiten, wo ich hätte gefährlich werden können, sind nie gewesen, oder doch schon längst vorüber. Ich habe, Gottlob! früh genug den Verstand gehabt einzusehen, daſs ich zum Liebeshelden nichts taugte, und mich also bei Zeiten in die Schanze der Freundschaft zurückgezogen. Und jetzt ist vollends alles was nach einer Flamme oder einem Flämmchen der Leidenschaft aussehen möchte, in meinem Herzen erloschen. Nur für die Freundschaft ist ein glimmendes Fünkchen darin noch übrig geblieben. — Freundschaft aber ist nicht ausschlieſsend, nicht unduldsam, hegt und pflegt die grämliche Eifersucht nicht; sie sieht nicht scheel, wenn der Gegenstand, dem sie zugethan ist, sich in warmen Wohlwollen an mehrere Menschenherzen schlieſst. — O könnt' ich meine besseren Tage zurückrufen, könnt' ich die Schuppen abstreifen, die Hypochondrie und Leiden aller Art um mich gehäuft haben, — und wäre das Glück mir eben so hold gewesen, als es karg und eigensinnig sich gegen mich bewiesen hat, — ich würde mir in irgend einer lieblichen Waldgegend ein Hüttchen hinpflanzen, wo es an Gras und Bäumen und Quellen nicht fehlte! — ein Hüttchen der Zufriedenheit geweiht und ihrer Mutter, der Freundschaft! Hier würde ich den Kreis meiner Lieben um mich her versammeln. Auch Sie und meine neue Freundin würde ich nicht vergessen, und die gute *** nicht, und einige andere treffliche Seelen, die Länder und Meere jetzt von mir trennen, deren Andenken aber meinem Herzen auf ewig heilig sein

wird. Hier würden wir, vergessend der Welt, und von ihr vergessen, in harmonischer Eintracht ein neues Leben beginnen. Unter Gesprächen und Handlungen der Freundschaft, von keinem Zwist, von keinem Aerger getrübt, unverkümmert durch die Leidenschaften, die in wildem Ungestüm die Menschen gegen einander stofsen, abwechselnd der Betrachtung der Natur und der Arbeit gewidmet, und im Gebiet der Künste und der Wissenschaften, getheilt zwischen eignen Schöpfungen und dem Genufs, den die Schöpfungen Anderer uns gewährten, würden unsere Tage, zwar ohne rauschende Ergötzungen, doch sanft und selig dahinfliefsen, und jedem derselben würde des horazische vixi! an der Stirn geschrieben stehen. So würde unvermerkt unser Stundenglas verrinnen, bis der Tod, ein holder Genius! uns freundlich-lächelnd in ein anderes besseres Land winkte, um dort — nur mit erhöheten Sinnen und geschärfterem Empfindungsvermögen — den in diesem Leben angefangenen Traum auf ewige Zeiten fortzuträumen. Denn nur in diesem ärmsten einfachsten Genufs kann die Seeligkeit der Frommen nach dem Tode bestehen — oder es giebt dort überall keine Seeligkeit, und es verlohnt sich der Mühe nicht unser trauriges freudenleeres Dasein in eine andre Welt hinüber zu schleppen! —

c.

Dessau, Januar 1796.

Ich habe nun wirklich das längst erwartete Diplom erhalten. Zu meinem grofsen Erstaunen sah

ich daraus, dafs ich nicht etwa, wie ich es erwartete, zu einem blofs aufserordentlichen, sondern zu einem ordentlichen Mitgliede der Akademie ernannt worden bin. Obschon, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich so ganz eigentlich nicht einmal weifs, was für einen Apfel ich daran gefressen habe. Ich habe mich um die personelle Einrichtung der Akademie bisher so wenig bekümmert, dafs ich von dem Unterschiede, der zwischen den verschiedenen Mitgliedern derselben obwaltet, nur eine ganz dunkle Idee habe. Wenn Sie mir doch darüber einiges Licht geben könnten. Meil, an den ich mich dieserhalb gewendet habe, wird mich noch Monate hinhalten. Denn Pünktlichkeit im Schreiben scheint zu seinen Tugenden eben nicht zu gehören. — Die Akademie fordert mich in oben erwähntem Diplom auf, ihr mit meinem guten Rath und meinen Kunstkenntnissen an die Hand zu gehen, wie auch zu den edlen Zwecken, die sie sich vorgesetzt hat, nach dem Maafs meiner Kräfte mitzuwirken. Das Alles wird wohl im Grunde nicht viel mehr als eine blofse *façon de parler* sein, über deren Bedeutung ich mir demnach den Kopf nicht zerbrechen werde. Auch von Vorrechten wird darin gesprochen, an denen ich Kraft des Patents Theil nehmen soll. So süfs dies Wörtchen in's Ohr bläst, so fürcht' ich doch, dafs es sich in der Nähe betrachtet, ebenfalls in einen blauen Dunst auflösen wird. — Immerhin! Wer wenig erwartet, der kann nicht leicht getäuscht werden. —

Sie sehen, bester Freund, dafs die Kunst auch auf unserm bis dahin frei gelegenen Boden wurzeln will. Das ist mir wirklich sehr lieb, — obschon ich nicht läugnen kann, dafs ich durch die vielen und guten Künstler, die sich hier allmählig zusammenfinden, verzweifelt ins Dunkle treten werde. Künstlerneid ist glücklicherweise nie mein Fehler gewesen. Ich kenne das Maafs meiner Fähigkeiten sehr gut; und bei dem Alter, in dem ich angefangen habe, dies Fach zu studieren, bei den ewigen, unausweichbaren Zerstreuungen, die mich überall in meinem Studium aufhielten, bin ich sehr zufrieden, nur über den Stümper mich hinweg geschwungen zu haben. Ich lasse gern den Talenten eines Jeden volle Gerechtigkeit widerfahren, und wo ich einen Mann finde, der mir überlegen ist, da gestehe ich es aufrichtig und ohne Zurückhaltung. — Leider ist das nicht die Denkungsart der mehrsten Künstler. Unter keiner Menschenklasse herrscht so viel Neid und Eigendünkel. Wie oft habe ich mich geärgert, wenn ich mittelmäfsige Kunstmänner die trefflichsten Werke mit verächtlicher Miene bespötteln und bemäkeln sah, gerade, als ob sie im Stande gewesen wären so etwas zu machen! Und noch gut, wenn sie diesen Eigendünkel nur unter sich anliefsen, aber die mehrsten unter ihnen, die über das enge Gebiet ihres Fachs nie hinweggeguckt haben, setzen alle übrigen menschlichen Beschäftigungen neben der ihrigen herunter, und scheinen der Meinung zu sein, dafs der Künstler, wie ein zweiter Atlas, der Welt seine Schultern ganz allein unterstellt, und

dafs ohne ihn Sonne und Mond auf ihrer Bahn nicht fortrücken würden. Wie einseitig und albern! Und in der Regel sind es gerade die Mittelmäfsigsten und Talentlosesten unter ihnen die am lautesten in die Posaune stofsen, und den Werth ihrer Beschäftigungen und nebenbei ihren eignen Werth mit der schreiendsten Stimme vor sich hertragen! *Navigent Anticyram, helleborumque bibant!*

d.

Dessau, August 1798.

Haben Sie die Aktenstücke gelesen, die die vereinigten Staaten in Amerika haben drucken lassen, und die eine Folge seltsamer Unterhandlungen enthalten, die auf Veranlassung des Directorium's mit dem amerikanischen Gesandten in Paris gepflogen worden sind? Sie stehen im Junius der Minerva und werfen ein sehr bedeutendes Licht auf die Grundsätze des französischen Fünfblattes. Ich hatte sie noch nicht gelesen, als ich in einem meiner letzten Briefe Ihnen über die französische Revolution einige fliegende Worte schrieb. Aber sie dienen dem von mir aufgestellten Satze, dafs bei einer egoistischen, höchst verdorbenen Nation, wie die französische ist, von ächtem wahren Republikanismus auch im Traume nicht die Rede sein kann, zum entschiedensten Beweise. Das Betragen, welches sich zufolge dieser Akten, deren Authenticität unbezweifelt ist, und gegen welche die französische Regierung nur durch unbedeutende Winkelzüge sich zu verwahren versucht hat — das Betragen, sage ich, das das Direktorium

sich erlaubt hat, würde bei einer Privatperson schurkisch genannt werden, ist aber bei Männern, die die ganze Macht des Staats in sich vereinigen, abscheulich. Jene opfert ihrem niedrigen Eigennutz doch nur das Interesse einzelner Individuen, diese das Wohl und das Glück und das — Blut ganzer Nationen auf. Es ist voraus zu sehen, dafs, wenn die dermalige Regierung in Frankreich noch lange besteht, und des unerhörten Waffenglücks sich erfreut, das sie bisher begleitet hat; wenn Männer noch lange das Ruder des Staats führen, die sich nicht scheuen durch ihre Comittenten fremden Gesandten erklären zu lassen, dafs man nur durch Geld etwas bei ihnen ausrichten könne, dafs man sie wie Advokaten behandeln müsse, die die gerechteste Sache nur dann zu verfechten übernehmen, wenn man ihnen die Gebühren gehörig entrichtet; dafs sie bei ihren Verhältnissen mit andern Nationen gar nicht auf die Gerechtigkeit ihrer Beschwerden, und auf die Gründe, die diese unterstützen möchten, sondern blos und allein auf die Geldsummen, die sie von ihnen ziehen könnten, Rücksicht nehmen, dafs mit Einem Wort ihr Wahlspruch: Geld oder Krieg! *la bourse ou la vie!* sei — so lange, sage ich, solche Männer an der Spitze der Regierung stehen, ist für Europa keine Ruhe zu hoffen. Durch diplomatische Taschenspielerkünste, worin sie Meister sind, wird es ihnen ein leichtes sein unter dem Schein des Rechts ein Volk nach dem andern anzugreifen, nachdem sie es vorher durch die feinsten Intriguen bearbeitet, aufgelöst und zum Widerstand völlig

gelähmt haben. Und so werden sie nicht eher rasten bis Europa zu einer unübersehbaren Wüste umgeschaffen, und die bedeutensten Völker dieses Erdtheils das geworden, was die Schweiz jetzt ist, — ein Volk, dem seine sogenannten Befreier das Mark aus den Adern gesogen haben, das keinen Willen mehr haben darf, als den ihrigen, und für welches sich der Baum der Freiheit in die Zuchtruthe des härtesten Despotismus verwandelt hat! — O der herrlichen Früchte einer Revolution, die die ganze Menschheit regeneriren sollte! —

e.

Dessau, November 1800.

Mit Ihrem Urtheil über den Vater Homer und über griechische Poesie überhaupt kann ich unmöglich zufrieden sein. Ich möchte es fast eine Blasphemie nennen. — Doch verzeih' ich es Ihnen, weil ich mich in Ihre Lage versetze. Es ist mit der griechischen Poesie wie mit der griechischen Kunst beschaffen. Auge und Geist müssen sich an ihre Formen erst gewöhnen. Man mufs sie erst ertragen lernen, ehe man sie schön findet. — Zeigen Sie einem Layen in der Kunst den Kopf der mediceischen Venus, glauben Sie, dafs er das Edle, Grofse, Reine in den Formen desselben empfinden wird? Er wird naserümpfend vorüber gehen, und das stumpfnaxige, rothbäckige Gesicht seines Mädchens tausendmal schöner finden. — Nicht weil es ihm an Sinn für das wahre Schöne fehlt, sondern weil er nicht Gelegenheit gehabt hat, diesen Sinn auszubilden. Wir

Künstler haben jene Formen studiert; sie haben das fremdartige, zurückstofsende für uns verloren, jetzt hindert uns nichts mehr in ihren Sinn einzugehen und je mehr wir sie untersuchen, desto mehr werden wir durch grofse Einfachheit und Erhabenheit derselben angelockt und hingerissen. — Poesie und bildende Kunst (und Musik) müssen bei Einem und demselben Volk nothwendig dasselbe Gepräge tragen; denn sie sind Ausflüsse Eines und desselben Geistes. Wenn demnach hohe Simplicität und die edelste, reinste Schönheit den Hauptcharakter der bildenden Kunst bei den Griechen ausmachten, so liefse sich daraus schon schliefsen, dafs über ihren dichterischen Produkten eben derselbe Geist wehen mufs. Und dies ist auch wirklich der Fall. Aber freilich bedarf unser verwöhnter Geist erst Uebung, um an dieser hohen Einfalt, die das Flitterwerk moderner Cultur so weit aus unsern Augen gerückt hat, einen reinen Genufs zu finden. Roh erscheint uns anfangs der Diamant wie ein gemeiner Kieselstein. Aber je mehr wir ihn anschleifen, desto mehr erhöht sich sein Schein; bis er endlich in seine fleckenlose Masse alle Farben des Regenbogens aufnimmt, und sie auf das Herrlichste zurückstrahlt.

r.

Dessau 1801 oder 1802.

Sie werden unter den beigefügten Zeichnungen eine Menge weiblicher Figuren finden. Diese müssen Sie als Uebungsstücke betrachten. Ich weifs, sie sind gröfstentheils schlecht, doch für Bach noch

immer gut genug. — Meine Absicht war, mich in Gewändern zu versuchen, in welchem Theile der Kunst ich leider noch sehr schwach bin. Ich wählte dabei die Tracht unsrer hiesigen Bürgermädchen, weil sie mir äufserst reizend dünkt. Das kleine nette Mützchen, das über der Stirn und im Nacken das Haar frei läfst, und einen der schönsten Theile des Kopfs, das Ohr, unverhüllt dem Auge preifs giebt; dies Mützchen, das die muthwilligen Geschöpfe auf tausendfache Art durch Stoff, durch Farbe, durch Zierrath zu vermannigfachen wissen, — giebt unsern Mädchen, die ohnehin die Natur im Punkt des Wuchses und der Gesichtszüge eben nicht kärglich ausgestattet hat, — es sind gröfstentheils lange, schlanke Brünetten — ein äufserst elegantes und wirklich bezauberndes Ansehn. Wie ganz anders, als die viereckigen Kasten unsrer Berlinerinnen, die ich immer für ein Ideal des Ungeschmacks gehalten habe. Seit meiner ersten Jugend sind diese abscheulichen Dinger mir ein Gräul gewesen, und ich habe nie begreifen mögen, wie menschliche Wesen, die als solche, doch nicht ganz ohne wenigstens einen Funken von Sinn und Gefühl sein können, auf eine so häfsliche Art der Bekleidung gerathen sind, durch welche offenbar die Schönste entstellt, die Erträgliche zur Häfslichen und die Häfsliche zum Ungeheuer ungeschaffen wird. Hätte irgend eine Akademie in Böotien einen Preis auf den gothischsten, geschmacklosesten Kopfputz gesetzt, ich glaube auch die Freistätte der Phantasie würde keine ärgere Mifsgeburt an den Tag gefördert haben. — Ich sehe zwar

aus einem Ihrer Blätter, dafs unsre Landsmänninnen an ihren Mützen zu flicken und zu bessern anfangen. Aber damit ist dem Uebel nicht abgeholfen. Wo ein Gebäude durchaus und in seinem innersten Wesen schlecht ist, da mufs es bis auf den Grund abgetragen, und ein Anderes an dessen Stelle aufgeführt werden. — Eine solche totale Umschaffung hat bei uns, und in sehr kurzer Zeit, Ein geschmackvolles Weib bewirkt. Denn früher trugen unsre Dessauerinnen eine Haube, die fast eben so geschmacklos war, als die der Berlinerinnen. Sie erfand das Mützchen, das noch den Vorzug hat ganz national zu sein, trug es zuerst und regte die Gebildeten zur Nachfolge auf. Und jetzt ist es so gang und gebe geworden, dafs man auf Promenaden und an Orten, wo sich die elegante Welt versammelt, dergleichen Mützen in Schaaren sieht. Hoffentlich werden sie in Kurzem die alte Tracht gänzlich verdrängt haben. — Wie sehr wäre es zu wünschen, dafs in Berlin auch ein solches Weib aufstünde. Eigentlich wär es sogar, glaube ich, Pflicht der Akademie, für eine anständigere, geschmackvollere Nationaltracht zu sorgen. Denn was sollen die Fremden von unserm Geschmack und ästhetischem Sinn urtheilen, wenn sie überall auf eine so scheufsliche Tracht stofsen?

5.

Dessau, Januar 1803.

Auf Schadow ist ja in der eleganten Zeitung ein heftiger Ausfall geschehen. Der Aufsatz scheint von A. W. Schlegel zu sein, der für seinen Freund

und Clienten Tieck mit Faust und Fufs streitet. Was wird Schadow thun? wird er antworten und wie?

Meine Meinung übrigens über den streitigen Punkt ist diese: Wir müssen nicht die Arbeiten der Griechen, sondern ihre Verfahrungsart nachahmen. Sie veredelten ihre Nation. Eben so müssen wir die unsre veredeln. Der Meisterwerke der Griechen sind nur wenige auf uns gekommen. Schliefsen wir in diesen engen Kreis unser Ideal ein, so müssen wir unausbleiblich eintönig werden. —

k.

Dessau, Juni 1805

Mein Manuscript habe ich abgegeben, und es wird jetzt daran gedruckt*). Ich habe greulich um mich gebissen. Auf Adelung, auf die Franzosen, auf die Akademie, auf wer weifs was, habe ich giftige Bolzen abgeschossen, und um, wie man sagt, meiner Arbeit einen Drucker zu geben, werde ich sie dem König von Preufsen widmen. — Uebrigens habe ich aus verschiedenen Rücksichten meinen Namen nicht genannt, und ich bitte Sie mich ja nicht zu verrathen. Sobald der Druck geendigt ist, erhalten Sie ein Exemplar. —

k.

Dessau, 1810.

Sie mögen wohl recht haben, lieber Freund,

*) Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlage zur Poesie. 2 Bände Berlin 1804.

mit mir unzufrieden zu sein. Aber ich kann mir nicht helfen. Scheu vor dem Briefschreiben ist bei mir zu einer wahren Krankheit geworden, gegen die ich mit allen Gründen der Vernunft vergebens ankämpfe. Wie und wodurch eine so grofse Verwandlung sich in mir bewirkt hat; wie es kömmt, dafs ich, der ich einst als Briefsteller meine Rolle so rüstig spielte, nun so ganz mein eigner Antipode geworden bin, kann ich freilich weder Ihnen noch mir selbst erklären. Wir leben jetzt in dem Zeitalter unbegreiflicher Erscheinungen, und so mag auch diese, als ein winziges Tröpflein freilich, mit dem grofsen Ozean sich vermischen.

Sie fragen mich ob ich zu dem Abdruck eines an Sie geschriebenen Briefes über eine Palämonseiche meine Einwilligung wohl geben möchte? Ich will des Henkers sein, wenn ich mich erinnere Ihnen jemals einen solchen Brief geschrieben zu haben. Was soll ich Ihnen also antworten? Ob der Brief so gestellt ist, dafs er mit Ehren öffentlich auftreten kann, weifs ich nicht. Am zweckmäfsigsten wäre es gewesen, wenn Sie mir den Wisch zur Ansicht überschickt hätten. Da dies nicht geschehen ist, so bleibt mir freilich nichts übrig, als mich unbedingt in Ihre Hände zu geben. Glauben Sie, dafs ich durch die öffentliche Erscheinung des gedachten Briefes nicht blos gestellt werde, nun, so mögen Sie ihn meinetwegen drucken lassen, wiewohl ich freilich voraussehe, dafs dadurch meinem Lorbeerkranz, weder dem künstlerischen, noch dem

schriftstellerischen, auch nur der Schatten eines Blättchens zuwachsen wird.

Ich habe noch einen ganzen Stofs politischer Briefe hier liegen, die ursprünglich für Sie bestimmt waren, und die ich Ihnen wohl in die Hände spielen möchte*). Da sie aber nicht blos gesalzen, sondern gepfeffert, ich hätte fafst gesagt, mit fressendem Gifte eingerieben sind, so wage ich es nicht, sie Ihnen auf dem gewöhnlichen Wege zukommen zu lassen. Es wird sich früher oder später wohl eine Gelegenheit finden sie auf einem Seitenpfade an ihre Behörde zu bringen.

Meine Kunst ist leider eingeschlafen, sechs Platten liegen da und suchen schon seit Jahren einen Käufer und finden keinen. Für wen und für was soll man arbeiten, — jetzt, da ein zerstörender Dämon alles unter einander wirft, da Morden der Hauptberuf der Menschheit wird und die finstere Barbarei des Mittelalters über Europa zurückzukehren droht? Ich bin kein ausgezeichneter Geist; aber doch möchte ich fragen: wo ist der Mensch, der in diesen Zeiten der Unterdrückung und des Sklavenseins es der Mühe werth achten könnte seine Kräfte anzustrengen — für ein verworfenes Geschlecht? für ein Geschlecht, dem das Schicksal wird; das ihm gebührt, von Einem einzigen in den Staub getreten zu werden?

Ich bin jetzt mit der Ueberarbeitung meiner Schrift

---

*) Die im Eingange erwähnten Briefe über die französische Revolution.

beschäftigt zu einer neuen Auflage*), wenn diese einmal nöthig werden sollte. Es ist manche giftige Stelle mit eingeflossen, die ich freilich werde mildern müssen, aber ganz werde ich nicht schweigen. — Und warum sollte ich auch ein Blatt vors Maul nehmen? Ich bin des Lebens und Treibens auf diesem Erdenrund herzlich, recht herzlich satt. Die Welt hat sich immer wie ein fremdes Element um mich her gedreht. Und jetzt? Ich kann sagen, dafs sie sich ganz von mir abgelöst hat. Ich wandle in ihrem Schutt, wie einst Marius unter den Trümmern Carthagos. — Leben Sie wohl.

*) Ueber den Wortreichthum der deutschen Sprache.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling.

Alles was Jung geschrieben, jede seiner Aeufserungen über sich und seine Werke, über die Zeitverhältnisse möchte der Aufbewahrung werth erscheinen! Ein eigener Geist der Milde, Frömmigkeit spricht sich darin aus und übt eine seltene Anziehungskraft über das Gemüth des Lesers, besonders desjenigen, der den herrlichen Greis persönlich gekannt und der die Ruhe und das wahrhaft apostolisch Fromme und Einfache in dieser edlen Menschennatur lieb gewonnen hatte. Irrte Jung auch öfters in seinen Ansichten und Urtheilen, so athmete auch hierin noch ein gottergebener Sinn, der selbst sein Irren uns lieben läfst.

So viel mir bewufst, sind nur wenig Briefe desselben zur Oeffentlichkeit gekommen, daher mögen einige aus meiner Sammlung hier folgen. —

a.

An Herrn Salzwedel, Apotheker in Frankfurt am Main.

Carlsruhe, d 17ten November 1808.

Mein theuerster Freund und innigst geliebter Bruder!

In der zuversichtlichen Hoffnung, dafs Sie mein Recept der nervenstärkenden Visceral-Pillen noch haben, — doch ich will es Ihnen lieber noch einmal hier beilegen — schicke ich diesen jungen Menschen, welcher fünf und funfzig Stunden weit zu mir gereist ist, und den angehenden schwarzen Staar hat. Haben Sie die Güte ihm die Pillen zu machen; Gott wolle sie an ihm segnen.

Meine Geisterkunde macht grofse Sensation allenthalben. Viele erheben sie in den Himmel, Andere verdammen sie in die Hölle und machen mir viele Leiden. Dies Buch ist nur für solche Zweifler geschrieben, denen die Wahrheit theuer ist, aber denen die Philosophie im Wege steht. Da wirkt dies Buch unvergleichlich, schon mehrere dieser Art sind dadurch überzeugt worden. Das aber begreife ich nicht, wie es wahre Christen geben kann, die nicht damit zufrieden sind, da es sich auf allen Blättern ganz bibelmäfsig legitimirt. Mir ist indessen genug, dafs der Herr mir in meinem innersten Seelengrund seinen Beifall bezeuget. —

Herzlichen Dank für alle Ihre Liebe, der Herr segne Sie dafür. Geben Sie doch das Recept nicht aus den Händen. Ihr ewiger Freund

Jung Stilling.

b.

An — —

Carlsruhe, d. 21sten November 1814.

Mein theuerster Freund!

Gleich nach Empfang Ihres lieben Briefes vom 11ten dieses ging ich zu Herrn — —, überreichte ihm Ihr Schreiben und richtete Ihren Auftrag aus; er erklärte sich, dafs er für das was er Ihnen geschickt habe nichts annehmen könne und wolle, er würde Ihnen aber schreiben und mir den Brief selbst überbringen. Dies ist aber bis heute noch nicht geschehen, damit ich nun nicht in die nämliche Kategorie gerathe, worinnen er steht, so schreibe ich Ihnen, dafs ich Ihren Auftrag befolgt habe.

Sie wünschen, theuerster Freund! mit mir über die gegenwärtigen Zeitumstände reden zu können; was ich darüber sagen kann, das ist im 28sten Heft des grauen Mannes gesagt worden, was ich aber da nicht sagen konnte, ist, dafs ich vom Wiener Congrefs nichts erwarte, dafs der Friede von keiner langen Dauer sein wird, und dafs die Gerichte des Herrn zum Ziel eilen werden. Die Ursachen, die mich bewegen so zu urtheilen, sind die Fortschritte der Sittenlosigkeit, der Irreligion, des Luxus u. dgl. In den Jahren 1812 und 1813 hat Er sichtbar gezeigt, dafs Er noch der alte Bibelgott ist; Jedermann erkannte und konnte erkennen, dafs hier eine sichtbare, unmittelbare göttliche Dazwischenkunft eintrat; dies machte auch eine mächtige, allgemeine Erschütterung, allein dabei ist es auch geblieben. Wir

wollen wieder Deutsche sein, aber keine Christen; wir wollen die alte deutsche Nationaltracht tragen, und kennen sie nicht einmal, aber die alte deutsche Treue und Religiosität bleibt zurück. Theuerster Freund! Das nothigste, das wir zu thun haben, ist unsre Lampen brennend zu erhalten und mit Oel zu versehen, schleunig unsern Weg, ohne nach Sodom zurück zu sehen, ohne Aufenthalt fortzuwandern und unsern Blick auf das herrliche Reich des Herrn zu richten, dessen Bürger wir werden wollen.

Meine nun schon lang schwer leidende Frau und meine Tochter grüfsen Sie von Herzen. Ich bin mit innigsten Bruderkufs und Gruſs Ihr treuster

Jung Stilling.

Christoph Martin Wieland.

Der hier mitgetheilte Brief a. von Wieland in seinem zwanzigsten Jahr geschrieben, ist in den zwei Sammlungen seiner Briefe (Zürich und Wien) nicht enthalten und wahrscheinlich also bis jetzt ungedruckt; unstreitig gehört er zu den interessantesten Briefen des ausgezeichneten Mannes, dessen Geist und Gemüth damals (1753) wohl mit Schweizer Freiheits-Ideen reichlich genährt gewesen sein mag, die er denn auch hier in vollem Maafse ausspricht. Der Brief b., wenn auch nur über buchhändlerische Angelegenheiten (über die Herausgabe Lessingscher Werke), ist zur Kenntnifs des liebenswürdigen, fremde Geistesgröfse so willig anerkennenden Charakters von Wieland nicht unwichtig.

a.

Zürich, d. 16ten Juli 1753.

Werthester Herr!

Ihr Schreiben hat mir nicht anders als angenehm sein können, da es mir in Ihnen und einigen

andern würdigen Leuten, die Sie mir bekannt machen. Freunde entdeckt, die ich meinen Schriften und den wohlbeschaffenen Herzen meiner Leser zu danken habe. Ich bin sehr erfreut in Ihnen einen Freund des Herrn Spalding zu kennen, und ich werde mich Ihnen sehr verbunden achten, wenn Sie mich diesem liebenswürdigen Weisen bekannt machen und ihm meiner ungemeinen Hochachtung und Ergebenheit versichern wollen. Meine Entfernung von den Deutschen (gegen die ich aus guten Ursachen so viel Widerwillen und Verachtung trage, als man, ohne gegen die wenigen einzelnen guten und schätzbaren Personen derselben ungerecht zu sein, gegen eine ganze Nation tragen kann) ist mir bisher so lieb gewesen, dafs ich nicht gedacht habe ihnen jemals näher zu kommen. Ich würde aber schwerlich auf meinen Beschlufs bestehen, wenn Sie nur noch etliche zu den vortrefflichen Männern hinzusetzten, mit deren Freundschaft Sie mir schmeicheln. Ich mufs daher gegen Sie und gegen mein allzugeselliges Herz auf der Hut sein, damit nicht beide in den besten Absichten, noch aus einer unscheinbaren, manchen verächtlichen, mir aber unentbehrlichen Freiheit in ein helles, geräumes, angenehmes — Gefängnifs locken, wo mein einziger Trost wäre, dafs man mir noch zuweilen den Besuch meiner Freunde erlaubte. Ich fürchte die Welt, mein verehrtester Herr, mehr als dafs ich sie hassen sollte; denn zu diesem letztern hat sie mir noch keine Gelegenheit gegeben, oder geben können, weil sie mich nicht kennt. Aber ich kenne sie so gut, dafs ich die

Entfernung von ihr für einen Menschen meiner Art für das einzige Mittel halte seine moralische Freiheit und welches eben so viel ist seine Unschuld zu bewahren. Dieses ist ein Hauptpunkt, der mich, ob ich gleich dem Glück gar keine Verbindlichkeit habe, dennoch sehr ungewifs machen würde, wenn mir auch die vortheilhaftesten Umstände angetragen würden.

Sie werden leicht erachten, mein Herr, dafs ich auf keine andere Weise in Ihren Gegenden bleiben könnte, als wenn ich ein *emploi* erhalten würde, welches ich aber, wie ich schon gesagt, nicht wünsche.

Ich bin kein Geistlicher wie man Ihnen gesagt zu haben scheint. Ich hatte ehedem im Sinn, einen akademischen Lehrer abzugeben. Ich habe mich aber seit geraumer Zeit geändert, und auch damals, da ich mich auf eine solche Art aufopfern wollte, hätte ich es blos gethan, weil ich diese Lebensart unter den schlimmern für die erträglichste hielt. Ehedem sollte ich ein *Politicus* werden. Ich hätte gute Anscheinungen gehabt, wie man sagt, mein Glück zu machen. Ich habe aber andere Begriffe von Glück und Unglück gehabt, und wäre jederzeit lieber ein Holzhacker als ein Hofmann oder Advocat gewesen. Aus diesem werden Sie sehen, mein werther Herr, dafs mir alle gewöhnliche Wege, zu dem Vergnügen, nach Ihrem freundschaftlichen Wunsch, in Ihrer Gegend zu leben, verschlossen sind. Ich kenne nur noch einen einzigen, ich weifs aber kaum ob ich Ihnen davon sagen soll. Ich habe mit einigen Freunden ein Project einer Akademie gemacht, welche ein Antipode der deutschen Akademien und Gymnasien,

Pädagogien und wie sie heifsen, sein sollte. Die Wissenschaften, die darin gelehrt werden sollten, wären Philosophie, Geschichte und Mathematik, vor allem, die Moral und Politik, und die nöthigste Kunst, die Kenntnifs der Menschen. Die Schulformen sollten gänzlich in dieser Akademie abgethan sein. Die Lehrer, wenigstens die ersten, sollten alle Genien, alle von gleicher Wahrheit und Tugend beseelt sein. Freiheit und *bon sens* sollten hier ihren Sitz haben. Die Hauptbemühung der Lehrer sollte sein, die Irrthümer, Vorurtheile, Phantome der Erziehung und Gewohnheit aus den Köpfen der Schüler zu räumen und ihre Herzen zu bilden. Die Schüler sollten ausgewählt werden, ihre Anzahl sollte nicht über dreifsig sein. — Dieses sind einige der stärksten Züge meines Plans. Er ist vernünftig und menschenfreundlich, aber er ist beides zu sehr, als dafs er ausgeführt werden könnte. Es müfste einen grofsen Herrn geben, der zwanzigtausend Thaler anwenden wollte, der Welt einen merklichen Nutzen zu schaffen. Aber unsre Auguste brauchen ihre Einkünfte zu Soldaten, Opern, Tänzerinnen, Redouten und andern dergleichen Nothwendigkeiten, und die kleineren Seigneurs wollen nach Proportion keine kleinern Herren sein. Ich schreibe Ihnen hiervon, weil ich hoffe, dafs Sie diesen Artikel für sich behalten werden. Wenigstens möchte ich nicht, dafs mein Plan irgend einem Minister bekannt würde. Diese Art von Antropomorphis, welchen man mehr Weyrauch streut, als die Heiden ehemals den Teufeln streuten, in deren Handen es stehet die Wissenschaften auszu-

breiten, die Verdienste zu erkennen, die guten Köpfe aufzumuntern, und alle Arten der guten Anstalten ins Werk zu setzen — werden alles dieses so lange bleiben lassen, als man sie um Tugenden willen, die sie nie gehabt haben, um Thaten, die sie nie gethan haben, um Gnaden, die sie nie, wenigstens wissentlich keinem der sie werth war, gegeben haben u. s. w. vergöttert und anbetet. Ehe ich einem solchen Sünder etwas zu danken haben wollte, will ich von der Vorsehung und mir selbst Freiheit, Zufriedenheit, selbstgewählte Armuth eines Cimon oder Sokrates annehmen.

Ich weifs nicht ob Ihnen Herr Sulzer, von dem Sie ohne Zweifel meinen Namen erfahren haben, auch gesagt hat, dafs ich mich seit dem November des vorigen Jahres bei dem Herrn Professor Bodmer aufhalte, welchen Sie aus dem Noah, wie ich vermuthe, genugsam kennen werden. Sie dürfen der liebenswürdigen Idee, welche dieses vortreffliche Werk von dem Genie und dem moralischen Charakter des Herrn Bodmers Ihnen darstellen wird, kühnlich trauen und sich versichern, dafs man, so ungewöhnlich es auch ist, doch bei ihm einen sichern Schlufs von seinen Schriften auf ihn selbst machen kann. Sie können hieraus selbst muthmafsen, wie glücklich die Zeit, die ich bisher bei diesem weisen und in unserem Weltalter in der That seltenen Mann zugebracht, für mich gewesen, und dafs mich der Umgang mit meinen hiesigen klugen und edelmüthigen Freunden in gewisser Absicht ekel gemacht. — Wenn es Ihnen belieben sollte, mich ferner mit Brie-

fen und Nachrichten von Ihnen und Ihren Freunden zu hehren, so ersuche ich Sie mir auch etwas von Clauer, einem Berliner, und von einem Büttner, der sich noch vor zwei Jahren in Halle aufgehalten, zu schreiben. Ich erinnere mich, dafs zu der Zeit, da ich im Kloster Bergen war, (in dem Jahr 47, 48) ein junger Herr von Arnimb da war, welcher vielleicht mit dem Herrn von Arnimb, den Sie mir anpreisen, verwandt ist. Ich bitte Sie, diesen Letztern, wenn er meiner erwähnen sollte, meine unterthänige Empfehlung zu machen, und Sich selbst versichert zu halten, dafs ich mit vieler Erkenntlichkeit für Ihre Freundschaft und mit aufrichtiger Ergebenheit sein werde

Dero gehorsamster Diener

Wieland.

n. 4

Weimar. 1793.

An die Vossische Buchhandlung in Berlin.

Mit dem lebhaftesten Dank erkenne ich den sehr verbindlichen Beweis von Achtung, den Sie mir durch den Inhalt Ihrer gütigen Zuschrift vom 12ten dieses und besonders dadurch haben geben wollen, dafs Sie es von meiner Willkühr abhangen lassen, ob die Lessingschen Litteratur-Briefe in der Ausgabe der sämmtlichen Schriften dieses grofsen Schriftstellers, welche Sie veranstalten, an den mich und meine frühern Werke betreffenden Kritiken und Persiflagen verkürzt, oder vollständig und unverstümmelt erscheinen sollen. Glücklicherweise haben Sie die

Entscheidung dieser Alternative einem der wärmsten Verehrer von Lessings seltenem Geiste und grofsen Verdiensten um Deutschlands Litteratur, Geschmack und Aufklärung überlassen; einem Manne, der mit Vergnügen anerkennt, „dafs ihm Lessings Tadel nützlicher gewesen ist, als der übermäfsige Beifall, womit seine Jugendwerke von so vielen andern überschüttet wurden; und der es sich selbst nie vergeben könnte, wenn er fähig wäre seiner Eitelkeit auch nur eine einzige Zeile aus Lessings Feder, — geschweige ein Körnchen des attischen Salzes, womit seine Kritiken gewöhnlich so reichlich gewürzt sind, aufzuopfern. Sie können von dieser meiner Erklärung öffentlichen Gebrauch machen, und ich wünsche es sogar.

Das einzige, was ich hiebei allenfalls (nicht um meinetwillen) wünschen könnte, wäre dies: dafs die Verlagshandlung einem hiezu hinlänglich qualificirten Freunde des seligen Lessings auftrüge, zu sehen, ob unter den Stellen, wo Lessing (nach Herrn Nicolai's Ausdruck) muthwillig gewesen, nicht etwa da oder dort solche vorkommen, die Lessings nicht würdig sein und eher seinem als meinem Andenken bei der Nachwelt Schaden thun könnten. Sollten sich Stellen dieser Art finden, so dürfte es, aus Pflicht gegen den Nachruhm eines so vortrefflichen Mannes, wie Lessing war, besser gethan sein, sie entweder wegzulassen, oder mit einer berichtigenden Anmerkung zu begleiten. Gegen alle die Persifflagen hingegen, die wirklich witzig und treffend sind, habe ich nichts einzuwenden. Jene

Kautel dürfte um so nöthiger sein, da von meinen Schriften schwerlich eine andere als die durchaus sehr verbesserte Ausgabe von der letzten Hand, an welcher ich schon seit geraumer Zeit arbeite, auf die Nachwelt kommen und folglich von manchem, worüber sich Lessings zuweilen sehr scharf beifsender Witz vor dreifsig Jahren lustig machte, in meinen sämmtlichen Werken keine Spur mehr zu finden sein wird. Indessen, wenn auch Sie, meine Herren, von diesem meinen unmafsgeblichen Gedanken keinen Gebrauch zu machen für besser finden sollten, können Sie versichert sein, dafs ich mich dadurch nicht für beleidigt halten werde, sondern Ihnen vielmehr für die äufserst delikate und edle Art, wie Sie sich über diese Sache in Ihrer Zuschrift gegen mich erklärt haben, gar sehr verbunden bleibe.

Wieland.

Johann Jakob Engel.

An August von Kotzebue.

Berlin, d. 21sten October 1789.

Mein theuerster, vortrefflichster Freund!

Ihre Indianer in England sind gegeben, und mit dem besten Erfolg von der Welt gegeben. Ich wählte dazu den Geburtstag der regierenden Königin, die bei der dritten Vorstellung das Haus selbst besuchte und mir beim Weggehen sehr viel Angenehmes über die Vorstellung sagte. Als ich gestern zum Kronprinzen kam, war das erste Wort Ihr Lob und der Wunsch, dafs Sie mehr schreiben möchten. Mit diesen hohen Personen ist der ganze Hof und das ganze Publikum einig. Schrödern in Hamburg habe ich unter Bedingung der sorgfältigsten Aufbewahrung auch dieses neue Stück gegen acht Stück Friedrichsd'or, und unter gleicher Bedingung dem Herrn von Dalberg in Manheim gegen zehn Stück Friedrichsd'or überlassen. Für Menschenhafs und Reue sind von letzterm zehn Augustd'or richtig eingelaufen. Ich will hoffen, dafs die zwanzig Stück Friedrichsd'or

von meinem Rendanten eingelaufen sind. Befehlen Sie über meine Kasse, mein liebster Herr Präsident: alles, was sie vermag, wird sie zu Ihrem Dienste leisten. Künftig müssen Sie nun Ihre Produkte in höherm Preise halten; nicht allein bei den Theatern *), sondern auch bei den Buchhändlern. Himburg, wie ich höre, prahlt, Ihnen, ich weifs nicht was für ein ansehnliches Honorarium gegeben zu haben. Lassen Sie ihn das in Zukunft wirklich geben, oder ich schaffe Ihnen einen andern Verleger. Hat er Ihnen doch nicht Wort in Ansehung der Eleganz gehalten: denn das Kupfer ist ja so elend als möglich. Vor dem Masaniello hingegen steht eine so schöne Vignette. Die Kupfer stehen, ihrem Werthe nach, in umgekehrtem Verhältnifs mit den Stücken. *Bono vino non opus est hedera!* hat vielleicht der Verleger gedacht, — wenn er nur gelehrt genug dazu wäre.

Nicht allein Herr Schröder, auch Herr von Dalberg, auch Herr Grofsmann, der sich das Stück nafs von der Presse kommen lassen, schreiben mir von der allgemeinen Sensation, die Menschenhafs und Reue gemacht hat. Ich verspreche mir fast gleiche Wirkung von den Indianern. In Hamburg haben sie die gewifs, weil hier Robert und Jack so sehr an ihren Platzen sind. Sollten sie an andern Orten weniger wirken, so mufs es daher rühren, weil die Schauspieler nicht so vortrefflich spielen, wie sie hier in Berlin wirklich spielen. Ich bin mit der Vorstellung dieses Stücks weit mehr, als mit

*) Engel war damals Oberdirector des Berliner Theaters, welche Stelle er bis zum Jahr 1791 behielt

der des ersteren Stücks zufrieden. Die Unzelmann ist sicher die einzige Gurly in Deutschland; Mattausch, Fleck, die Döbbelin, selbst Czechtitzky, als Samuel — sie spielen wirklich recht trefflich. Ob Sie für den künftigen Druck nicht noch einige *Fucas posteriores* würden anwenden müssen? überlasse ich Ihrer eigenen Entscheidung. Wenigstens würden Sie zuvor die Güte haben, meine Veränderungen anzusehen, um sie genehmigen oder verwerfen zu können. Die Theilnahme Liddy's an Samuels Freierei habe ich sehr gemindert; dem Visitator vieles gestrichen, dem Jack einige zu sichtbare Nachahmung des Peregrine-Pickel genommen; aber immer bleibt noch das auszusetzen: dafs ein Paar Personen ein wenig zu viel von ihrem eigenen Charakter sprechen. Ich weifs, Sie nehmen mir meine Offenherzigkeit so wenig übel, dafs Sie sie vielmehr fodern. Tilgen Sie nur noch diesen einzigen Fehler, und ich bin überzeugt, dafs auch im Lesen das Stück von der trefflichsten Wirkung sein wird.

Haben Sie denn nicht noch einige ältere Ausarbeitungen liegen, die sich zur Aufführung qualificirten? Wenn Sie deren haben, so schicken Sie mir sie ja in der festen Ueberzeugung, dafs Ihre Ehre mir so lieb, wie meine eigene ist. Der Eremit auf Formentera wird in einigen Wochen erscheinen, und auch von dessen Erfolg werde ich Ihnen ungesäumt Nachricht geben. Ihre Sonnenpriesterin — ist sie schon in der Arbeit? Verzeihen Sie gütigst die Eilfertigkeit dieses Geschreibsels! Wenn ich bei

meinen vielen Zerstreuungen Ihnen öfter schreiben soll, so müssen Sie mir schon ein wenig Unordnung und Geschwätz zu Gute halten. Ich bin von ganzer Seele

Ihr

Sie herzlich verehrender und liebender

Engel.

Die von Ihnen vertilgte halbe Scene, wo Liddy ihren Schutzgeist ruft und Gurly sich fürchtet, habe ich wieder hergestellt, sie that treffliche Wirkung in der Vorstellung, und bereitet zur Erkennungsscene zwischen Gurly und John vor; indessen sehe ich die Gründe sehr wohl ein, die Sie zum Streichen bewogen haben.

Samuel Christian Friedrich Hahnemann.

Die zahlreichen Verehrer Hahnemanns werden gewifs gern einen Brief von demselben lesen, den er in seinem vier und zwanzigsten Jahr geschrieben und der uns mit der damaligen Richtung seines Geistes und mit seinen litterarischen Arbeiten bekannt macht. Seine Handschrift ist eckig, kantig und gleicht der eines Kindes.

An Friedrich Nicolai in Berlin.

Erlangen, d. 23sten April 1779.

Hochedelgeborner,
Hochzuehrender Herr!

Die eifrigste Wahrheitsliebe und der dringendste Wunsch, mich und die Welt über die Lehren eines Buchs (*Mirabeau Systeme de la Nature* 8. I. II. *Tom.* 1770. *Londres.*) belehrt zu sehen, waren es, die mich bewegen konnten, meiner Uebersetzung davon in unsre Sprache einen Verleger zu suchen. Ja wohl!

Suchen. — Denn wo findet sich leicht der von Vorurtheilen unbenebelte Mann, der diese *Paradoxa* drucken zu lassen das Herz hätte? Und oh! wie wichtig sind sie gleichwohl?! Die Hoffnung, in Ihnen diese Person zu finden, giebt mir die Erlaubnifs zu fragen: Können — dürfen — wollen — Dieselben dies Werk übernehmen? Ich bitte mir baldigst die nähereste Entscheidung darüber aus. Beiläufig zu sagen — den verdienstleeren Namen eines Uebersetzers erhielt ich durch einige englische Bücher, als: W. Falconer's Versuch über die mineralischen Wässer. Leipzig 1777, 78. 2 Theile. 8.; J. Bell's neuere Heilkunst, ib. eod. unter dem falschen Namen Spohr übersetzt; Stedmanns physikalische Abhandlung; Nugent, über die Wasserscheu u. s. w.

Briefe an mich können hier beim Herrn Hofrath Schreber, oder Isenflam abgegeben werden. Ich bin mit der schuldigen Hochachtung

Hochedelgeborner,
Hochzuehrender Herr!

dero gehorsamster Diener

D. Samuel Hahnemann.

Philip Hackert.

Wie der von Göthe so hoch gestellte und gefeierte Künstler über den Culturzustand in Italien 1783 geurtheilt, darüber belehrt uns der nachstehende Brief, bei dessen Abdruck übrigens Hackerts Orthographie und Construktion genau beibehalten worden ist, um dem Brief seinen eigenthümlichen Charakter nicht zu rauben.

An Herrn Dr. Marcus Elieser Bloch.
in Berlin.

Albano, d. 27sten August 1783.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre gehabt Ihren Brief vom 18ten Julius zu erhalten, da ich aber bis am Ende des October Monaths hie auf dem Lande zwey Posten

von Rom bleibe, theils wegen der gesunden Luft, theils wegen meiner Studien die ich beständig fortfahre, nach der Natur zu machen, so kann ich die Ehre noch nicht haben Ihnen nach Wunsch zu antworten. Sobald ich in Rom kommen werde, so werde ich mir alle mögliche Mühe geben, ob von Ihrem Werke*) da was abzusetzen ist; da ich diesen Winter wieder nach Napel gehe, so werde ich mich auch dort bei den Gelehrten Freunden erkundigen und Ihnen alsdann Nachricht davon ertheilen. Da ich seit fünfzehn Jahr hier in diesem Lande lebe, so kenne ich die Nation ziemlich, ich vermuthe nicht dafs hie viel abzusetzen ist, denn der gröfste Theil ist in einer Unthätigkeit die beinahe unerträglich ist; die grofsen Bibliotheken die Fond genug haben neue Werke anzuschaffen verwenden theils das Geld schlecht, die *Cardinäle* und *Prelaten* sind gewohnt Geschenke anzunehmen; diejenigen die wirklichen Geschmak haben, denen fehlt es an Vermögen. Wer hie Geschicklichkeit besitzt arbeitet für Fremde, besonders in den schönen Künsten, denn Rom bleibt noch beständig das Vaterland der schönen Künste. Die Römer fangen unter dem jetzigen Pabst**) an die Künste etwas weniges zu befördern, es fehlt ihnen aber an den guten Geschmack ob sie gleich die Quelle besitzen, wo alle Nationen kommen und hie daraus schöpfen. — — Die deutsche Litteratur bleibt hie so unbekannt als wenn man in Canada lebte;

*) Allgemeine Naturgeschichte der Fische.
**) Papst Pius VI.

dieses mein herr ist ohngefehr in Kurzem der jetzige Zustand Roms. Der ich übrigens mit aller Hochachtung die Ehre habe zu sein

Mein Herr Ihr

bereitwilliger Diener

Philippe Hackert.

Denkschriften,

Briefe, Depeschen und diplomatische Noten

aus der

französischen Revolution vom Jahr 1792 bis 1799.

Boulland.

Der nachstehende Brief ist aus der Zeit wo der Schwindel der Republikaner in seiner höchsten Blüthe stand, fünf und zwanzig Tage nach der Proklamation der Republik, also vom 16ten October 1792. Welch ein vulkanischer Boden! welche ungeheure Ideen waren im Schwunge! Aus diesem Schreiben ersah ich zuerst, dafs man die *droits de l'homme* auf einen Stein der Bastille eingegraben hatte, als Parallele zu den Gesetzen Moses. Unbestreitbar war die Section des Boulland in der Gegend der *Rue du Mail* und hiefs *Guillaume Tell;* die Kirche *Saint Augustin* hiefs *Augustin* und in dieser sind die *droits de l'homme* aufgestellt! Der Schreiber des Briefes ist ein Künstler.

Le 25e du 1er mois de la Republique une et indivisible.

Mille pardons, Patriote Palloy, si je ne t'ai pas plutôt repondu pour te dire que les médailles

de destruction de la Bastille, ton mémorable ouvrage, dont tu m'a fais gratieusement l'envoy sous l'enveloppe de ton honorable diplôme et autres pièces probantes de ton brûlant patriotisme, m'ont singulièrement électrisé.

Il semblait que tu assiégeais mon âme! Ton feu republicain en s'amalgamant pour ainsi dire au mien, lorsque j'ai vû et lû, y a excité un volcan de montagne excessivement revolutionnaire. On ne saurait trop l'être pour le salut et l'achèvement de la République! Malheur aux moderés!

Mon intention était d'aller aussitôt chez toi à pied, car il y a 55 ans que moi Artiste venu à Paris sans culottes avec mon chausson y chemine pédestrement, pour te témoigner, tout brûlant, ma reconnaissance.

Mais occupé de jour et de nuit au Comité de Surveillance de la Section de Guillaume Tell mes devoirs m'empèchent d'en rendre de particuliers.

Enfin je m'échappe, car je ne puis plus y tenir et je cours chez toi, Patriote Palloy. Si je ne te trouve pas prends et lis. Vois mon ame à découvert. C'est mon coeur qui est tout entier à la République, ma Patrie, qui te parle!

Je n'ai pas besoin de te dire, que j'ai remunis aussitôt au Comité de la Section de la Halle au bled, ta lettre concernant la proposition que tu fais de nationnaliser le piedestal entaché cy devant par la Statue d'un Despote dans la Place de la Victoire nationnale. Tu en recevra une réponse digne d'une section sansculotisée.

J'ai lue dans l'assemblée générale de Guillaume Tell au milieu des applaudissements celle que tu lui a adressée. Elle en a renvoyée la Décision a un Comité et l'instruira de la decision.

J'ai placé dans l'Eglise d'Augustin, qui par la suite deviendra le temple de la Nature et de la Morale, les bustes de Pelletier et de Marat. Ces Apôtres de la liberté meritaient bien de figurer et de déplacer ceux du fils de l'homme quoiqu'ils fussent de vrais sansculottes. La Pierre de la Bastille sur la quelle tu a fais graver les droits de l'homme de la Constitution republicaine y figure d'une manière distinguée. Il viendra un tems où les juifs déplaceront dans leur Sinagogue les tables surannées de leur loi pour la remplacer par une pareille.

Reçois, Patriarche de la liberté mes remercinents sur l'adoption que tu fais de moi Sansculotte, car je te dirais avec franchise que jusqu'à ma nomination à la place de membre de Comité de Surveillance, je n'ai jamais eu aucune place salariée, ayant toujours servi depuis la révolution ma patrie avec désintéressement. Je suis père de famille, mais je suis enfant de la Republique. Mon seul regret sera de ne pouvoir souvent apostoliser sous un Maitre tel que toi à cause de ma station permanente au dit Comite et de mes fonctions d'archiviste à notre societe populaire.

Salut et fraternité à toi, Patriote Palloy et à tes dignes Apôtres.

Ton Concitoyen Boulland.

Philippe Rühl.

Rühl, dieser wüthende Jacobiner war stets unter den Rednern in der Nationalversammlung zu finden, wenn Anlafs zu Beleidigungen der Person des Königs vorhanden oder unsinnige Anträge zu unterstützen waren; z. B. legte er am 12ten Januar 1792 der Versammlung eine Schrift über die Abschaffung der Hosen vor, welche Dr. Faust in Bückeburg den Gesetzgebern der Franzosen übersandt hatte. — Das hier mitgetheilte Aktenstück ist wahrscheinlich die Anklage des Generals Ludwig Franz Baron von Wimpfen, welche ihn 1793 ins Gefängnifs brachte, in welchem er bis zu Robespierre's Sturz blieb; er starb in Paris 1800. Zu derselben Zeit und vielleicht durch diese Denunziation mit veranlafst, ward sein Bruder Felix von Wimpfen, den Rühl zur Guillotine befördern will, vor die Schranken des Convents gefordert, welches gleich nach dem Sturz der Gironde geschah; das Dokument ist also im Sommer 1793 geschrieben, zeichnet sich aufser seinem unverschämten Inhalt auch noch durch den höchst merkwürdigen, un-

gebildeten Styl aus und durch ein confuses Gemenge von *tu* und *vous*. General Felix Wimpfen ward bekanntlich flüchtig, da er seine Drohung, mit 60,000 Mann nach Paris kommen zu wollen, nicht ausführen konnte, hielt sich bis zum Sturz Robespierre's in Bayeux versteckt, ward nachher wieder als Divisionsgeneral angestellt und starb 1814.

Je t'ai denonce comme un homme indigne de commander à des républicains, et je prouve, défenseurs généreux de la liberté et de l'Egalité, d'abord ma denonciation par des faits indépendans de ce qui est relatif à ta femme, à la quelle je reviendrai ensuite.

Fils d'un Baillif du Duc de Deux Ponts qui n'a jamais prétendu être noble d'origine et qui n'a jamais méconnu les Apothicaires ses Cousins, tu as la vanité de te dire déscendant des anciens Seigneurs de Wimpfen, ville impériale du Cercle de Suabe; et tu espères que le public éclairé donnera dans cette bourde; mais ce public sçait trop bien que la ville de Wimpfen n'a jamais eu d'autres Seigneurs que les Ducs de Suabe, et qu'elle est devenue libre et impériale après la mort de Conradin qui a eu la tête tranchée à Naples; et tu serais ami de l'égalité?

Associé avec Limbourg-Styroum Escroc du premier ordre et qui se dit héritier de Sleswic et de Holstein, tu t'es mis à la tête d'une espèce de Comité épuratoire de la noblesse, ce qui t'a donné un ridicule complet aux yeux de toute l'Allemagne; et tu serais ami de l'égalité?

Marié à la fille d'un honnête négociant, tu la fais passer pour religionnaire d'extraction noble; et tu serais ami de l'égalité.

Tu te plais à apprendre au Public que ta fille est dame d'honneur de la femme du trop fameux Salm-Kyrbourg; et tu serais ami de l'Egalité?

Tu étouffes d'encens le duc de Wurtemberg de desastreuse mémoire pour ses pauvres sujets; et tu serais ami de la liberté?

Tu te rappelles avec délice les ruineuses et ridicules fêtes de ce petit tyran; et tu ne vois pas les larmes que ces fêtes ont fait couler; et tu serais ami de la liberté?

Tu combles d'éloges le Landgrave de Hesse, cet infâme marchand d'esclaves; et tu serais ami de la liberté?

Et je ne fixerais pas l'attention du peuple, qui te nourrit et que j'ai l'honneur de représenter, sur un général qui fait gloire de pareils principes?

Je ne fixerais pas l'attention de ce peuple sur un général qui s'est vanté qu'on lui a fait des propositions pour le trahir et qui n'a jamais voulu déclarer le nom de celui qui doit lui avoir fait ces propositions?

Je ne fixerais pas l'attention de ce peuple sur un général dont le frère est en armes contre lui dans les armées du tyran de Vienne?

Je ne fixerais pas son attention sur un général dont l'autre frère est en contrerevolution ouverte, et chef d'une bande de traitres et de laches?

Je ne fixerais pas son attention sur un général

dont la Belle-Sœur, nièce de Stengel, Cabaretier à Mannheim, a été longtems l'entremetteuse des émigrés et que j'ai fait chasser de Landau, elle et sa fille de très lubrique complexion? Citoyen général, je serais le plus vil et le plus méprisable des hommes, si après toutes ces données, je m'étais tû devant un peuple qui me demande compte de tout ce qui se passe dans l'intérieur de mon ame, lorsqu'on discute ses intérêts, lorsqu'il s'agit de son salût.

Oui je le répete que je ne vous crois pas digne de commander à des républicains, fiers défenseurs de la liberté et de l'egalité.

Mais venons au grand point, qui vous choque le plus et sur lequel vous vous offrez à transiger avec moi: quant à ce point je vous declare que sans vouloir içi relever la turpitude de la Koenigseck et de tout ce que vous pouvez avoir de commun avec elle, je n'ai pas dit que vous aviez cédé votre femme au Duc de Wurtemberg; j'ai dit que l'on n'a jamais craint de dire publiquement que vous aviez cédé votre femme au Comte de Puckler, grand-maitre ou grand maréchal de la cour du duc de Wurtemberg; et que pour une somme convenue vous l'aviez reprise avec ses sept enfants; c'est là ce que j'ai dit, et c'est là ce que j'ai entendu dire plus d'une fois à vos anciens camarades et à nombre d'autres personnes domiciliées alors comme vous dans la nouvelle Babylone d'Allemagne.

Comme je connais très parfaitement le petit Coseigneur de Gaildorf, dont la Brasserie de

Bourg-Farrenbach près de Nuremberg faisait la plus grande ressource je n'ai pas prétendu que la somme dont il s'agit était bien grosse, Vous avez donc grand tort citoyen-général de vous récrier la dessus; Vous avez encore très grand tort si vous croyés que je produirai jamais d'autre garant de ce que j'ai dit, que la renommée générale, qui je vous assure n'est pas en votre faveur; vous avez tort enfin si vous imaginez, que vous parviendrez jamais à me persuader que l'on a confisqué à votre femme un bien de plus de dix mille Louis, je connais trop bien ses facultés pour me tromper à ce sujet.

Au reste Citoyen-général, je n'ai jamais eu l'intention de te faire retirer par la nation les moyens de subsister; tu as bien servi autrefois les tyrans qui l'ont opprimé, il est juste que vous jouissiez de la récompense de vos anciens services, quoique très long-temps interrompus et entièrement effacés jusqu'au moment ou Félix avec quelques uns de ses collègues vous ont fait rappeller. Quant aux lauriers de Félix qu'il déposera bientôt aux pieds de la Guillautine qui l'attend; ils étaient faciles à cueillir avec une garnison pleine de valeur et des Citoyen courageux qui le surveillaient de près. Quoiqu'il en soit je ne te dis pas son complice, quand j'ai demandé ta rémotion; tu ne m'as été que suspect et je n'ai eu devant les yeux que ma patrie en pleurs et cruellement dechirée par des traitres tels que ton frère, étrangers comme toi et lui, car tu n'es pas né français, tu es né sujet du Duc de Deux-Ponts. Que les

traitres disparaissent, que je périsse sous les coups qu'ils pourront me porter et je croirai mon sort des plus heureux; que la France soit sauvée, que la liberté et l'égalité triomphent et je descendrai victorieux dans la tombe!

Voilà citoyen-général toute la rétractation que tu obtiendras jamais de moi; ni toi ni tes semblables ne m'en arracheront jamais d'autre; tu peux lui donner toute la publicité que tu jugeras convenable.

Philippe Bâhl.

E. Nicolas de Calon.

Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob der in der hier folgenden Meldung unterzeichnete Volksrepräsentant, der durch mehrfache Biographieen bekannte Ed. Nicolas de Calon ist. Das interessante Dokument ist vom 23sten September 1793, und man sieht daraus, wie damals jedes Wort belauscht und als Verbrechen bezeichnet wurde. Geschichtlich merkwürdig ist das Faktum einer Arrestation von Robespierre im Jahre 1793, da sein völliger Sturz erst im Juli 1794 erfolgte. Eine Nachschrift, die dasselbe Faktum bestätigt, ist von Burban und J. M. Sotin unterzeichnet; letzterer wohl der bekannte Jean Marie Sotin de la Coindière, welcher zu jener Zeit *commissaire central auprès du gouvernement de la Seine* war und 1797 als Minister der Polizei fungirte. Die in ausgezeichneter Schrift mitgetheilten Worte sind im Dokument gedruckt, neben denselben befindet sich noch ein roth aufgedruckter hieroglyphenähnlicher Stempel, wahrscheinlich eine Namenschiffre; ähnliche kommen jedoch auf keinem der vielen Dokumente vor, welche meine Sammlung aus dieser Zeit besitzt.

Convention Nationale.

Comité

de Sureté générale et de surveillance de la convention nationale.

Du 2e. Vendémiaire l'an second de la République française une et indivisible.

Je déclare qu'aujourd'hui à six heures et demie du soir, étant assis avec mon épouse et ma fille sur un banc des Tuilleries, j'entendis un particulier, au milieu d'une groupe d'environ trente à quarante personnes, qui disait hautement que Robespierre avait été étouffé sans l'entendre et que les administrateurs de la Municipalité de Paris avaient également été condamné sans être entendus. Je me suis approché de lui et lui ai rappelé que Robespierre était un scélerat et qu'il oubliait que la Municipalité était en rebellion et condamnée par la loi et qu'il n'y pouvait y avoir qu'un coquin qui puisse prendre leur parti et les défendre, à l'instant mon collègue Legendre à qui je dis que cet homme était un coquin et qu'il fallait le faire arrêter; un moment après ce même homme fut arreté par une patrouille.

Le Representant du Peuple

Calon.

Nous déclarons nous soussignés, qu'à la même heure promenant aux jardins de Tuilleries, voyant un troupe, nous nous sommes approchés et avons entendu un particulier à nous inconnu, lequel hautement s'exprimait ainsi avec l'air de la fureur. *on*

les a étouffés sans les entendre; l'un de nous lui a demandé de qui il voulait parler; de Robespierre et de la Municipalité, a repondu l'inconnu, après plusieurs propos élevés entre nous et prononcés avec la chaleur, que nous inspirait un pareil aveu. Plusieurs personnes se sont écriées: c'est un partisan de Robespierre, qu'il soit arrêté! On nous annonce qu'un représentant du peuple, membre du Comité de surété générale est présent, alors nous lui dénonçons le propos qui vient d'être tenu, et qu'on a l'audace de soutenir. Le représentant ordonne qu'il soit arrêté; aussitôt l'un de nous le saisait au collet, et le conduit entre les mains d'une patrouille qui passait, un second individu s'écrie et parait vouloir le soutenir, le représentant l'arrête lui même et au moment qu'il lui met la main au collet, cet individu s'écrie: *à moi mes amis!* Nous les avons accompagnés au comité de surété générale et avons fait la présente déclaration que nous signons.

Burbon. — J. M. Sotin.

Floreal Guiot.

(Volksrepräsentant.)

Wohl kann man dieses Aktenstück als höchst interessant bezeichnen, indem sich daraus ergiebt, auf welche leichtsinnige Weise damals administrirt wurde. Die Epurationen waren so gut als Todesurtheile. Der Bericht ist an den schrecklichen Volksrepräsentanten Le Bon nach Arras gerichtet und vom 21sten Februar 1794 datirt, also aus der Zeit, wo das Schreckenssystem seinen höchsten Gipfel erreicht hatte; Robespierre wurde erst am 27sten Juli 1794 gestürzt.

Lille le 3 Ventôse an 2e de la république une et indivisible.

Floreal Guiot à Joseph Lebon son collegue.

Je serais très faché, mon collègue, qu'il me fut échapé dans une lettre quelques expressions qui te fissent douter de l'estime et de la confiance que tu m'inspires. Si tu me connaissais personnellement, tu saurais que je suis franc envers mes collègues, que

j'estime ou n'estime pas, et que je dis nettément aux uns et aux autres ma façon de penser; je te connais pour un patriote, un montagnard aussi pur que chaud révolutionnaire et loin de vouloir écarter ton concours, j'aurais désiré servir de second dans ma mission épineuse à un représentant du peuple tel que toi. Ne prends point ceci pour un compliment, je suis trop républicain pour m'en servir.

Si je t'ai dit dans ma lettre que je craignais que des intriguans ne t'eussent engagé à faire l'épuration de l'administration du district par l'intermédiaire de la société populaire, c'est que d'abord j'ignorais que ce fut de ta part une mesure générale, et puis une raison encore plus plausible pour le craindre, c'est que revenant d'une tournée dans la district d'Harbruck, je m'étais aperçu que quelques intriguans dans la société populaire avaient profité de mon absence pour y exciter du trouble et je redoutais qu'ils eussent imaginé ce mode d'épuration pour l'accroitre et finir par se rendre les maitres dans la société.

Je te dirai franchement que je crois qu'il est très dangéreux dans ces départements ci de charger les sociétés populaires de l'iniative de l'épuration des autorités publiques, sur tout quand on n'est point sur place pour les diriger, et je te soumets ma methode. Quand je veux épurer quelque part les autorités, je vais à plusieurs seances de la société populaire de l'endroit, et je tâche d'y distinguer quelques vrais Sansculottes ayant du sens; je les apelle auprès de moi; ils me donnent la liste

des citoyens propres aux fonctions publiques et j'en cause à fond avec eux. Ensuite je me rends à la société, j'y lis la liste des candidats et ils subissent non seulement de la part des sociétaires, mais encore de tout le peuple qui est dans les tribunes, un scrutin épuratoire.

J'ignore jusqu'à quel point Arras a besoin d'épuration, mais je te garantis que Douai en a un besoin encore plus pressant. Hentz en avait commencé une que j'ai finie. — mais n'étant resté que vingt quatre heures dans cette commune il avait été trompé sur le compte des personnes dont il s'était environné. Je n'ai pu rectifier son erreur parce-qu'étant tombé malade et ayant passé huit jours dans mon lit, il ne m'a été possible d'aller à la société qu'après l'épuration. Cette seule séance me suffit pour reconnaître que Hentz et moi nous avions l'un et l'autre fort mal opéré, et je me promettais bien d'y retourner pour détruire l'ouvrage sorti de mes mains.

Si tu veux faire cette bonne oeuvre civique, vas y passer huit jours; commence par épurer la société populaire en ouvrant la bouche aux sansculottes, au peuple des tribunes qui se taisent devant les Messieurs à phrases académiques et tu seras ensuite bien assuré du succès de ton épuration des autorités publiques. A Douai, je t'en préviens, les sansculottes, les hommes à tablier, ces patriotes si purs, y sont dans un état de nullité absolu, dont il faut les tirer avant que de tenter aucune reforme.

Tu trouveras peut-être ma lettre bien longue,

mais ne m'envies pas ce moment de repos que je mérite bien par mes travaux et par mes veilles.

Salut et fraternité

Florent Guiot.

p. S. Si tu désires envoyer cette seconde lettre au comité de Salut public, il y verra comme toi la pureté de mes intentions.

André Dumont.

Auch dieser Bericht ist aus der Schreckenszeit, vom 16ten März 1794. Quintedi, der Heilige des Tages, ist der Thun ein Seetisch. Mit Empörung sieht man daraus die leichtfertige Weise, wie Frau von Louvancourt arretirt wurde, und wie ein Wort an Le Bon ihr das Leben für den Augenblick gerettet hat.

Liberté. Egalité.

à Amiens le 25 Ventôse de l'an 2e de la République française, une et indivisible.

André Dumont, Représentant du Peuple dans les départements de la Somme et de l'Oise;

à son collègue Le Bon.

Je ne peux exprimer ma surprise des soi-disant Propos de la Cⁿᵉ Louvancourt à la quelle je n'ai pas parlé depuis plus de 7 mois et que je n'ai vu qu'une ou deux fois en la vie; cette femme que l'on regarde ici comme patriote, est, je crois,

plus galante qu'aristocrate; au surplus comme je n'ai à son égard eu d'autre intention en la faisant arrêter que de la comprendre dans l'arrestation des ci devants, je te la renvoye, quoique tu ne la demandes point.

Tu trouveras cy-joint l'extrait d'un arrêté que j'envoye pour la nourriture des détenus à Doullens et leur argenterie.

Tu m'annonces *que plusieurs de mes alentours sont compromis dans les papiers trouvés;* je te conjure de me les désigner, comme collègue, comme ami, et surtout comme républicain. Tu me dois ces renseignements; tu sens que je ne peux tolérer près de moi des intriguants et si j'en connaissais je ne balancerait pas sur le parti à prendre; j'attends ta response avec impatience.

Le Décret mille fois salutaire qui vient d'être rendu, tue les intriguants et sauve la république. Salut

Dumont.

Labadie und Rivaud.

Die beiden hier folgenden Schreiben von Labadie an Rivaud, und von Rivaud an Rewbell stehen in einigem Zusammenhang. a. ist den 5ten December 1795 ein *Quintidi* (Heiliger des Tages *Chevreuil*) und b. den 7ten December 1795 ein *Septidi* (Heiliger des Tages *Cypris*) geschrieben. Im ersteren wird über die Verpflegung der Armee und den Wucher der *Emplogés* geklagt: der darin erwähnte Barthelemy ist der später so berühmt gewordene Staatsmann. Wir finden hier das *vous* wieder eingeführt und man mufs erstaunen, dafs das Du so schnell aus der officiellen Sprache verschwand. Welch ein klares Bild giebt dieser Bericht von den Betrügereien und Intriguen bei der Armee!

Der zweite Brief an Rewbell erwähnt derselben Anordnungen, und die eine Stelle, wo von Barthelemy die Rede ist, findet allein nur im ersten Briefe ihre Erklärung und ihr Verständnifs. Uebrigens herrscht hier noch das Du. Man mufs höchlich er-

staunen, dafs so kurz nach der Schreckenszeit wir hier schon den Namen Gott und Jesus wieder finden. Eben so eigenthümlich ist die Art, wie man sich der Offizianten los machte, die man nicht mehr mochte, „*je m'en déferai à coup de sabre*"; einfach und praktisch! —

IX.

Morbach le 15 frimaire 4e année republicaine.

Labadie Commissaire des guerres au représentant du peuple Rivaud.

L'agent en chef des vivres, Citoyen représentant, a je crois juré la dissolution de l'armée, et ce que je vais vous exposer en est une preuve convaincante.

Depuis que je suis chargé du service le plus pénible de l'armée, celui de ses subsistances, j'ai réclamé pour être près de moi un employé supérieur de chaque administration et celui du pain est sans contredit le plus nécessaire, parceque les manutentions qui alimentent l'armée doivent être surveillé tant pour la bonne fabrication du pain que pour y faire verser les grains nécessaires, afin qu'elles soient toujours en état de pourvoir aux besoins du soldat. Dans la retraite de Mayence, on m'avait donné le citoyen Chambille Sous-inspecteur pour être chargé de cette partie intéressante, mais j'ai reconnu que le Cn Chambille qui ne connait point les localités, ni la langue du pays, pourrait être employé plus avantageusement ailleurs que près de moi, où il faut

une activité telle que les subsistances soient, toujours assurées aux troupes. Aujourd'hui on m'a adjoint à L'Ordonateur Mathieu et à ce titre charge spécialement des subsistances de l'armée. J'avais demandé près de moi un inspecteur principal des vivres, j'avais désigné le Citoyen Bavelonis avec lequel je me fesais fort d'assurer le service, malgré les obstacles sans nombre qu'on y rencontrait, mais au lieu de l'employé que je demandais, arrive aujourd'hui seulement le citoyen Chambille, à qui l'agent a dit par dérision: rendez-vous près du Commissaire Labadie, il vous demande avec instance.

Lorsque cet employé est arrivé, je lui ai demandé qu'elles étaient ses instructions; il m'a répondu qu'il n'en avait pas et qu'il n'avait même aucun renseignement pour assurer le service de l'armée dans le cas où les manutentions viendraient à manquer. Je l'ai invité à se transporter à Landau, Germersheim, Lauterbourg et Anweiller pour y entretenir le service d'une manière stable et telle que le soldat ne soit jamais dans le cas de manquer de subsistance; il m'a répondu que l'agent lui avait ordonné verbalement de ne point se déplacer, et que d'ailleurs les employés des manutentions n'avaient pas reçu ordre de déférer à ses ordres.

Vous voyez, Citoyen représentant, que cet agent donne les preuves les plus convaincantes de son aristocratie et de sa malveillance et que sa conduite ne tend à rien moins qu'à dégoûter le soldat et à le porter à toutes les extrémités.

J'arrive d'une tournée que j'ai faite depuis la

droite de la ligne jusqu'à la 10e. Division exclusivement. J'ai pris des mesures pour assurer les subsistances des 4e, 5e, 8e et 9e Divisions, de l'avant-garde et de la réserve de Cavalerie. Le pain de la 10e division était assurée par les mesures que l'agent disait avoir prises; cependant au moment de mon départ pour ma tournée, la 10e division manquait de pain et le Général Delaborde qui la commande et le commissaire de guerre qui en a la police, me mandent par une ordonnance extraordinaire que les troupes composant cette division manquent de pain; j'en fais partir de suite 8000 rations pour Anweiller. Arrivé de ma tournée je reçois une lettre par la qu'elle le commissaire de guerre de la même division me demande avec les plus vives instances 5 à 6 mille rations de pain sans les quelles le soldat se trouverait réduit à une livre par homme. Je me suis empressé de donner des ordres pour que l'envoie de 6000 rations de pain lui soit fait sur le champ. Il ne me sera donc possible, Citoyen représentant, malgré toute ma bonne volonté et mon amour pour le bien-être de nos frères d'armes, de parvenir à leur procurer non seulement ce que la loi leur accorde, mais même leurs besoins les plus urgents, puisque les agents s'opposent à ce que je sois secondé; il faudroit pour en venir à bout purger l'armée de la cupidité de l'aristocratie et de la malveillance de quelques un d'eux et principalement de l'agent de vivres, dont l'arrogance et l'insouciance pour les devoirs sont portées au plus haut dégré.

Je fais part de tous ces faits à l'ordonnateur

Mathieu en le prévenant que je vous en rendrai compte ainsi qu'au pouvoir exécutif; mais je crois inutile de recourir à ce dernier, il suffit que vous soyez instruit de la conduite de l'agent Barthelemy pour le faire rentrer à son devoir et s'occuper un peu moins des bénifices de sa place .... qui ont porté sa fortune au point où elle est. Au sur plus, je le crois maintenant trop riche pour s'intéresser à la chose publique, aussi se ventait-il, quil ne demanderait pas mieux que le bonheur d'être destitué.

Cy joint copie de la lettre qu'écrit à l'agent Barthelemy le citoyen Chambille destiné à me seconder pour assurer le service de l'armée.

Salut et fraternité

Labadie.

b.

Armée
de Rhin et Moselle.
Liberté. Egalité.

Au quartier général à Herxheim le 17frimaire l'an 4 de la République française, une et indivisible.

Le Réprésentant du peuple Rivaud, Commissaire du Gouvernement près de l'armée de Rhin et Moselle.

Au C. Reubel Président du directoire exécutif.

J'ai l'espérance mon cher patron, que nous ferons quelque chose de plus que de garder nos lignes. Le général Jourdan avait le 10 de ce mois un peu

battu les autrichiens sur la Lauter. Il doit avoir passé cette rivière, je veux dire établi ses ponts sur divers points car il parait qu'il occupait Creutznach. Si l'ennemi le laisse gagner les hauteurs d'Alzey, nos affaires doivent prendre une bonne tournure. A notre gauche on s'est renforcé, nos troupes occupent Deuxponts. Nous nous lions donc plus facilement avec les mouvements de l'armée de Sambre et Meuse; et je pense qu'il ne faut plus que l'occasion. En attendant je tiche de recueillir des moyens de transports, indispensables pour aller en avant; nous recueilleront peut-être des chevaux pour l'artillerie, nos magasins se garniront. A présent le pays est si humide qu'il n'y a pas diable qui remuat les canons. Mais les premières gelées amèneront j'espère quelque circonstance qui nous fera aller en avant. Je tiche de détruire, les impressions dont je t'ai parlé; en insinuant ce qui est plus vraisemblable, que sans la retraite de Mayence on nous eût demandé la paix et que le moyen de l'avoir, le seul qui nous reste, c'est de pousser l'ennemi au de là du Rhin. Je m'en vais demain inoculer cette idée sur toute notre gauche jusqu'à Deuxponts. C'est par là je pense que devra comencer le mouvement, et c'est par conséquant la partie que je vais cultiver le plus, sans negliger l'autre; au reste je ne laisse échapper aucune occasion de remonter sur ce point l'esprit; et cela prend. J'ai la certitude que lorsqu'on se croira en mesure de pousser les trouppes en avant, elles s'y presenteront bien, et que les Autrichiens ne se feront pas prier pour s'en retourner;

ils sont aussi las que nous, et pas plus à leur aise; on leur a fait des prisonniers qui avaient aussi les souliers atachés avec des fisselles. Notre infanterie est à peu de chose près chaussée. j'ai raccroché sept mille paires de souliers qui ont été distribués. on m'en fait attendre de Metz dix mille, et je pense que le tiers sera suffisant pour le premier besoin du moment. Le reste sera toujours à portée de l'armée pour les remplacements journalliers. Ainsi tu peux regarder l'armée comme vêtue et chaussée, il n'y a que la coiffure qui manque à l'infanterie; mais ces petits diables de Carmagnoles aiment mieux attraper des coups de Sabre que de porter leurs vilains Casques; jen parle aujourd'hui au directoire. Recommande lui en cas de changement, le casque palatin dont tu connais la forme legere et elegante; il y a une autre chose à prendre d'eux, c'est la forme de leurs capottes. Les nôtres ne sont bonnes que pour des malades et non pour des hommes qui ont à marcher.

Tu me parais n'être pas content tout à l'heure de l'esprit de Paris. Je ne sais pas quant on a dû l'être. Faites que de là comme de partout on nous envoie les élégants de la réquisition; nous les mettrons au pas ou a l'hôspital et pendant ce tems là du moins ils ne motionneront pas aux Chauffoirs. Il nous rentre quelques jeunes gens des departements du Rhin; je faits rage pour qu'ils viennent; je regrette, que vous n'ayez pas fait à l'armée la proclamation que tu m'annonçais. Je t'apprends ce que tu sais déjà peut-être que Buhot qui s'était, ne sais com-

ment, mais grâces à Dieu, trouvé suspendu par la loi du 3 Brumaire, est allé à Paris pour vous prouver que la loi a eu tort à son égard; pour le bien de l'armée, faite que la loi aye raison. Il invoquera Merlin; dis à Merlin qu'il ne se laisse pas toucher par ce câlin; on dit que c'est un pauvre patriote (je veux dire mauvais); mais je le garantis un détestable ordonnateur, par dessus cela jaloux de ceux qui font mieux qui lui. Ses liaisons et un ascendant qu'il avait sur le Commd. Général avaient fait éloigner tout ceux qui valaient mieux que lui.

Barthelemy était en chef dans cette cabale, mais avec plus d'activité qu'il n'en met dans sa partie; et il servait encore par son ascendant particulier à engouer Lamartillère; outre donc toutes les raisons d'ôter d'ici ce Barthelemy, il y a celle là que Lamartillère, avec toute sa supériorité, n'a plus ce qu'il faut pour s'en faire obéir. Au reste il est connu que Barthelemy ne demande que son remplacement, il le dit partout; on sait qu'il n'avait pris la place que pour se mettre en position de faire dire, qu'il était utile, ce qui assurément n'est pas vrai. Je te fais juge d'un de ses tours, à l'égard du Commd. chargé du service des subsistances, et le motif de celà c'est que ce Commissaire a excité la jalousie de Buhot, d'où il est résulté que le service lui a été ôté, rendu et repris et redonné, selon que Buhot y trouvait plus de difficulté ou qu'il était plus ému de jalousie, et qu'enfin, quoique Buhot ne soit plus ici on le lui ôte encore, quoique on convienne qu'il a une activité rare. J'ai dit une fois au direc-

toire que si je ne destituais par le Barthelemy, c'est que je n'avais personne à mettre à sa place. Vous en ferez ce que vous voudrez, mais s'il me joue encore quelque tour comme celui d'avant hier, dont Lamartillère l'excuse en jettant la faute sur le commissaire de la division, il est infaillible que je m'en déferai à coups de sabre. Adieu; malgré les chouans de Paris, et ceux que les armées engraissent dans l'administration, j'espère que vous sauverez la république et que à mesure quelle se consolidera, nous trouverons un plus grand nombre de républicains, qui dorment parmi ceux qui n'ont besoin que de n'avoir pas peur pour se devouer et s'attacher fortement à un système, qui est selon leur coeur, puisqu'il est selon la justice. Mais la justice n'est pas toujours suivie du courage, et cependant elle a encore besoin de s'armer de son glaive; et sur tout de bons coups de fouets aux autorités qui négligent leurs devoirs, car c'est là la science, comme disait Jésus. Tout à toi bien cordialement.

Rivaud.

Jean Pierre Lacombe St. Michel.

Der um die Organisation der französischen Armee, besonders um Errichtung der reitenden Artillerie hochverdiente Lacombe ward 1740 geboren; als Deputirter bei der Nationalversammlung stimmte er für den Tod Ludwigs XVI. *sans appel et sans sursis*, gehörte zum *comité de salut public* und war dann *membre du conseil des anciens*; endlich ward er General-Inspecteur der Artillerie, zeichnete sich in der italienischen Campagne 1805 aus und starb d. 27sten Januar 1812. — Ich bin im Stande von diesem merkwürdigen Mann hier zwei Eingaben an seinen Freund Rewbell mitzutheilen, welche, als die vielleicht einzig noch existirenden Manuscripte von Lacombes Handschrift, meiner Sammlung geschenkt worden sind. Beide gehören unstreitig einer Zeit an, obschon nur die eine vom 8ten Januar 1796 datirt ist. Da der Inhalt sich auf Frankreichs Verhältnisse zur Türkei bezieht, und die Wichtigkeit derselben von Lacombe besonders hervorgehoben wird, so haben diese Aktenstücke für unsre Zeit gleichfalls ein besonderes

Interesse und enthalten so manchen Wink, der wohl zu beachten wäre.

•

n.

Paris, le 19 nivôse an 4e.

Lacombe St. Michel au citoyen Reubel,
Membre du directoire.

Je crois te devoir mon cher Reubel quelques reflections fesant suite aux entretiens, que nous avons eu sur la Turquie; tu en feras l'usage que tu voudras.

L'ancienne diplomatie aurait eû comme la nouvelle, le projet d'armer la puissance ottomane contre la Russie et la Hongrie; et même de lui fournir des moyens de combatre ces puissances avec avantage à l'aide des secours que nous pouvons lui procurer, tant en matériel qu'en personel, mais ce qui doit distinguer la loyauté et l'activité republicaine, de l'intrigue et de l'insouciance monarchique, c'est de ne pas se borner à de trompeuses promesses ou tout au plus à une molle exécution qui ne diffère d'une totale inactivité que par la dépense, c'est de faire que les secours soyent réels afin que les avantages soyent éficaces: c'est de prévenir ce qui est arrivé jusqu'à présent, que les tentatives de ce genre au lieu d'augmenter notre prépondérance à la porte ottomane, par le sentiment de l'utilité de notre alliance, ne la diminue en devenant l'ocasion de reproches graves et fondés.

Il ne parait pas possible d'atteindre ce but tant qu'on séparera dans cette occurence et ainsi qu'on

l'a fait jusqu'à présent, la partie diplomatique de la partie militaire; cette vérité n'a besoin pour être sentie que des premiers élémens de la connoissance des hommes.

En effet, l'ambassadeur qui aura négotié et obtenu un secours, aura vû s'augmenter par la même, sa considération auprès du Divan; mais dès que les secours seront arrivés cette considération se portera nécessairement vers l'officier chargé de leur direction et de leur employ, et plus on en sentira l'utilité, plus la prépondérance de celui-ci augmentera au détriment de la prépondérance de celui-là; car il n'est plus question d'obtenir, mais de diriger et d'employer, et soit qu'il faille conseiller ou agir, l'ambassadeur ne se trouve tout au plus qu'en seconde ligne, l'officier est au premier rang par la nature des choses. Je sais que le devoir de l'ambassadeur est d'aider lui-même à ce changement dans les idées, mais l'acomplissement de ce devoir tient à la vertu la plus dificille, l'abnégation de soi-même, et je ne pense pas que le gouvernement doive faire dépendre le succès de ses opérations de l'éxercisse constant d'une vertu si rare: cependant, si l'ambassadeur cede à l'orgueil ou à la vanité si naturelle à l'homme, rien ne lui sera si facile que de faire tomber la chose sur la personne, car l'officier étant souvent occupé ou même absent, et toutes les communications officielles étant dans les mains de l'ambassadeur, on sent facilement que bientôt l'officier aura à se plaindre du Divan, ou le Divan de l'officier et que celui-ci finira par être en totale défaveur. Cette

supposition a déjà pour elle l'autorité de l'exemple, pendant l'ambassade de Choiseul-Gouffier.

Le seul moyen de remédier à cet inconvénient serait que l'ambassadeur fût un officier général en état d'être chargé en chef de cette expédition; parce qu'alors il n'aurait et ne pourait avoir d'autre intérêt que son succès; et qu'on ne s'y trompe pas, tant que les secours militaires seront efficaces, la diplomatie n'éprouvera aucune difficulté, la considération de l'ambassadeur militaire ira en augmentant et celle de la France croîtra dans la même proportion.

Ce serait une bien faible objection que celle qui se tirerait du trop d'occupations que donnerait cette double mission à celui qui en serait chargé; car sans doute on ne s'attend pas que celui-ci fera tous les détails de ces deux places; il lui suffira donc d'avoir, dans chacune des parties, un second de son choix, qui ait l'intelligence et l'activité nécessaires.

Quand à lui, ses fonctions se borneraient à être également appelé au conseil pour les négociations et pour la guerre; à être en état d'avoir un bon avis et un avis prépondérant, dans l'une et l'autre partie, et par conséquent un intérêt au succès de tous deux; et d'en réunir en lui même, et en lui seul, les moyens les plus efficaces.

J. P. Lacombe St. Michel.

b.

Lacombe St. Michel au citoyen Reubel.

J'ai causé l'autre jour avec toi, mon cher Reubel, sur les moyens en artillerie que je crois instant

de donner aux tures: je t'écris comme à mon ancien collègue: en conversation l'on ne donne pas à ses idées la suite qu'on peut y metre en écrivant, c'est pourquoi je les ai recueillies et te les présente sans prétention.

J'ai été au comité de salut public avec toi; j'y ai été chargé de la partie de la guèrre: je ne vous ai pas accablés pédantesquement, de plans de campagne, dans les quels compilant, Feuquières, Montécuculli, Turenne, Vilars, j'aurais pû me donner l'air d'un homme savant et à grande conception, aux dépens des autres; mais toutes ces citations de dictionaires n'en imposent qu'aux sots.

La manie de ceux qui pour la première fois se trouvaient à la guèrre ou à la politique, était de nous donner de longs mémoires où je n'ai pas vû une idée nouvelle; j'ai vû au contraire que les hommes qui réunissaient le plus de conaissances étaient ceux qui en parlaient le moins; c'est ainsi que je t'ai vû marcher, et d'après ton exemple j'ai cru qu'en gouvernement il vallait mieux agir avec promptitude, que parler longuement.

Lorsque les savans par éxellence les Doulcet-Pontécoulant, les Défermont etc. sont venus au comité, ils ont demandé: quel était le plan de campagne? je leur ai dit que d'après mes observations le comité était convenù qu'il fallait menacer le Rhin, et entrer en Italie, si l'on en avait les moyens; qu'il fallait avoir une déffensive active aux Pirénées orientales, prendre la Biscaye et Pampelune aux Pirénées occidentales: que si l'on passait le Rhin il n'y

fallait pas tenter des conquêtes, que ce ne devait être qu'une course, pour y prendre des moyens de vivre, les ôter à nos ennemis, détruire, et repasser sur la rive gauche.

Pour tracer un pareil plan il ne fallait pas une main de papier: l'on ne pouvait donner que des instructions générales au commandant de l'armée, qui était venu en prendre de verbales au comité, et dont l'exécution devait dépendre des moyens qu'il aurait à sa disposition.

Aujourd'huy que rentré dans le repos du conseil des anciens, je peux me livrer à mes idées, je te présente celles que je crois utiles a mon pays: je parle sur une matière que je connais: je porte avec moi le voeu bien prononcé d'un ami de la chose publique, et à ce double titre je suis sur d'exciter ton attention.

Le partage de la Pologne doit montrer aux yeux les moins clairvoyans le projèt formé de chasser le Ture d'Europe: la triple alliance du Nord doit nous faire craindre, que la puissance Anglaise tente avec succès de semparer exclusivement, du commerce du Levant; le sort de nos manufactures des départemens méridionaux, la tranquillité intérieure qui dépend de la prospérité des états, les destinées de la république qui tiennent au bonheur du plus grand nombre, à ce lien qui attache l'individu à un ordre de choses plûtot qu'à un autre, les plus grands intérèts enfin, imposent au Gouvernement françois la nécessité de soutenir le Gouvernement ottoman de tous ses moyens: et je dis plus, de ses moyens les plus prompts, car il ne faut pas se le dissimuler si

comme l'on ne peut en douter, il se trame des projets hostiles contre les posessions du Turc, nous serons par les Anglais, bloqués dans nos ports de la Mediterannée passé l'équinoxe de mars; il faudrait donc avant ce tems faire passer à Constantinople les moyens indirects qui sont en notre pouvoir.

Je n'éxaminerai pas, combien il eut été important que notre ambassadeur à la Porte, eut déterminé le Divan à montrer des intentions hostiles du côté de la Hongrie: des prisoniers français qui en arrivent, assurent qu'il n'y a pas quatre mille hommes de troupes: les événemens qui viennent de se passer sur le Rhin, prouvent combien il eut fallu tendre à diviser les forces de nos ennemis: quel est donc le devoir des ambassadeurs, si ce n'est de négocier des diversions pour les puissances quils représentent lorsque les forces de celles-cy ne leur permettent pas de les faires elles même?

L'instabilité du Gouvernement françois jusqu'au moment de la constitution a dû naturellement, donner à nos agens extérieurs une incertitude nuisible à l'objet de leurs missions: ils se sont peut être plus occupés de ce qui se passait à Paris, que dans les cours qui devaient fixer leur attention; il est donc important qu'on employe des hommes sur lesquels l'opinion s'est prononcée; qui joignent à des talens, et sur tout à l'outil universel, (l'esprit) de s'être assez prononcés en actions, pour qu'ils soyent liés à la republique sous peine de la vie.

Si lon pouvait lire dans le coeur des hommes, la moralité serait le meilleur garant; mais quand j'ai

vû un Saladin, vouloir forcer le comité de salut public à conclure un marché de grains qu'il protégeait et dont il répondait sur sa moralité, il n'est personne qui ne puisse l'invoquer.

Il est un moyen plus sûr de juger des hommes; c'est par leur intérêt; ceux qui se sont assez mis en avant pour qu'il n'y ait plus de composition entre eux et les rois, doivent inspirer quelque confiance au Gouvernement, et quoique l'apparence n'en impose pas toujours, les formes ne sont pas à négliger, au contraire; car celui qui par sa place est destiné à obtenir de l'influence, doit avoir les qualités extérieures qui attirent la confiance et je crois que la franchise et une marche droite, digne enfin d'une grande nation, déconcerte bien des ruses diplomatiques.

L'ignorance et les préjugés des Ottomans, ne leur permettront pas de long-tems, de combiner leurs moyens de guerre avec les nations européennes; mais on peut faire à leur égard ce qu'on a pratiqué depuis trente ans: c'est de leur envoyer des instructeurs, des artilleurs; il faudrait faire adopter aux turcs l'artillerie à cheval; et surtout de très grands changemens dans le matériel de cette arme.

L'artillerie à cheval en France, est un peu de ma création et ce n'est pas sans peine que je la fis décréter par l'assemblée législative, tant il est vrai que les choses les plus simples et dont l'application est si facile ne sont pas celles qui entrent le plus vite dans la tête des hommes.

L'artillerie à cheval se manoeuvre comme l'artillerie à pied; la même instruction leur est co-

mune; il faudrait donc envoyer à Constantinople un officier général de cette arme, à qui on laisserait la liberté de se choisir une dixaine d'officiers et sous-officiers instructeurs: j'indiquerais Dulauloi, jeune, ayant le bon âge (trente cinq ans) général de brigade, officier actif ayant des talens, celui particulièrement de bien voir, et d'être impassible sur tous les événemens.

L'artillerie à cheval n'est pas encore en usage dans les armées russes; elle n'a jamais été employée avec succès par l'empereur; il est donc incontestable que si lon parvient à la faire adopter aux turcs, avec la bravoure naturelle de ce peuple, son intrépidité et son audace à l'arme blanche, il aura l'avantage la première compagne: qu'on se rapelle que dans sa dernière guèrre contre Joseph second en 1788, les troupes autrichiennes fuyant de toutes parts, ne furent rassurées que lorsque le Maréchal de Laudon en prit le comandement.

Il est éssentiel de changer le sistème d'artillerie de campagne, des Turcs: la chose est elle facile? oui et non; oui pour les moyens qui dépendent de nous; non pour vaincre leurs habitudes; entrons dans quelques détails.

L'on sait que le Turc a une artillerie très matérielle; autrefois il la fondait dans ces camps.

Le ministère français a cherché plusieurs fois à introduire des changements dans leur artillerie, mais trop souvent les Turcs ont été livrés à des aventuriers: de Tot par éxemple y a fait des prodiges d'invention, sans produire aucun résultat qui leur fut

avantageux: en 1784 sous le ministère de Ségur, l'on y envoya l'inspecteur actuel St. Remy; cet officier très instruit, a fait couler à Constantinople plusieurs pièces du calibre de 8; il cherchait vraiement à être utile à cette nation, lorsque Choiseuil-Goufier le fit rapeller.

M. de Choiseuil-Goufier voulait avoir l'air de servir les turcs, sans les servir réellement: L'ambassadeur français à la Porte, qui recevait les bienfaits de Catherine, devait en courtisan habile, être plus empressé de plaire à Marie-Antoinete d'Autriche, qu'à servir véritablement son pays: M. de Choiseuil, a mis toute sa philantropie dans son voyage pitoresque de la Grèce; il ne lui en restait plus à la révolution française.

Il a dû résulter de la conduitte des différens ambassadeurs français à la Porte, une forte métiance à l'égard du Gouvernement français, on ne poura donc faire revenir le Divan de ses préventions qu'en lui montrant des résultats prompts: voici comme je les concevrais.

Je voudrais que le Gouvernement francais, pressé comme il l'est par les circonstances, envoyat à Constantinople un artiste, qui pût emmener avec lui des ouvriès à son choix; il faudrait qu'il emportat avec lui une boutique toute montée; avec laquelle en peu de jours on produirait des résultats: on peut observer que les ateliers qui ont été établis à Lyon et dans tout le midi offrent une infinité de ressources, qu'il serait trop long de détailler.

Un vaisseau de guerre bon voilier, ayant ordre

d'éviter le combat, passera malgré toutes les croisières: il peut au moyen des atteliers formés par la compagnie Pempelone dans l'ancien Vivarais, Forest, Beaujolois, porter des fèremens d'affuts, et voitures d'artillerie, de telle manière qu'arivant avec des ouvriers, il est très possible en un mois d'établir un équipage d'artillerie de campagne à la française dans Constantinople.

Voilà qui suffira pour un premier éssay, il ramenera la confiance des Turcs; mais il faut y faire des établissemens plus majeurs et alors il faudra traiter avec une compagnie, soit de compte à demy, soit en l'encourageant par des primes plus ou moins fortes; mais toujours de manière a ce que le gouvernement connaisse la quantité de fournitures et puisse rendre la compagnie dépendante de lui.

Je ne m'apesantirai pas davantage sur les moyens d'éxécution il suffit de les indiquer; je dirai seulement qu'en intéréssant et liant les négotiants des différentes places au succès de l'opération, on les empechera d'y nuire; le gouvernement lorsque la politique l'exigera, pourra se contenter de favoriser le commerce interlope.

Ce n'est pas une liaison passagère qu'il importe au Gouvernement français d'entretenir avec le Turc, il faut y préparer des établissemens solides qui puissent servir d'apuy à notre commerce du Levant.

Notre politique doit être de conserver tant que nous le pourons, la supériorité d'industrie que nous avons sur les Turcs; de les rendre dépendans de nous, et sans nous refuser à leur donner les co-

noissances qu'ils desireront aquérir dans le matériel de la guérre, il n'est pas de notre intérêt de les provoquer à cet égard.

Il est de principe, qu'un gouvernement doit préférer tout ce qui simplifie le travail, en le réduisant à des Elémens, tels que compter, vérifier, payer; trois choses faciles qui n'exigent qu'un petit nombre d'agens, s'executent sans beaucoup de frais, et avec des talens ordinaires.

Ici se borne une lettre déja presque trop longue pour un memoire; cependant j'ai cru ces idées utiles et je les présente à mon ancien collègue Reubel; je l'engage à faire venir l'ex constituant Pempelone, actuellement fondeur et constructeur, homme à très grands moyens et qui dans un quart d'heure d'entretien lui developera tous ceux d'exécution; il pourra de même repondre à toutes les objections; je crois Pempelone une homme très précieux pour le Gouvernement.

J. P. Lacombe
St. Michel.

Ange Elisabeth Louis Antoine Bonnier d'Arco.

Nachstehende vier diplomatische Noten von Bonnier an Rewbell — dem Präsidenten des Directoriums — gewähren ohne Zweifel ein grofses historisches Interesse. Bonnier war zuletzt französischer Gesandter beim Congresse in Rastadt und ward d. 28sten April 1799 auf der Rückreise ermordet. Der Rapport a. ist vom 21sten Februar 1796. Rewbell hat zur Seite darauf mit eigener Hand geschrieben: *Un faussaire n'est pas fait pour trouver asyle en France.* Napoléon bereitete sich damals zu seinem berühmten Feldzuge vor und Frankreich wünschte deshalb mit Schweden in gutem Einverständnifs zu stehen, daher wohl Rewbells kurze abweisende Antwort. Der Inhalt erscheint von hoher Wichtigkeit; wären die darin ausgesprochenen Zweifel wahr, so würde die Anerkennung Rufslands zu Gunsten der neuen Dynastie in Schweden einen doppelten Werth haben.

Die dann folgenden Aktenstücke b. c. d. sind bedeutend zu nennen, weil man einen Blick in die da-

malige Politik that, die Bonnier sehr scharf durchschaute; seine Rathschläge waren versöhnend, doch Rewbell scheint nicht darauf eingegangen zu sein. b. ist vom 13ten October 1798, c. vom 25sten November 1798, d. vom 30sten November 1798; sie ergänzen sich, da es drei auf einander folgende Noten sind. Welch ein *Compromis* für das Directorium, nach solchen Berichten nicht auch versöhnend gehandelt zu haben? Wenn die eigentlichen Urheber der Ermordung der Gesandten und die Ursachen, warum sie geschehen, auch nicht mehr zweifelhaft sind, obschon diese Dokumente Muthmafsungen anderer Art zulassen, so erklären dieselben das damalige unbegreiflich ruhige Verhalten der französischen Regierung bei diesem verübten Frevel! es mufste also wohl den französischen Machthabern angenehm sein, Bonnier und seinen Begleiter fortgeschaft zu sehen; — Bonnier konnte sprechen, und das war nicht wünschenswerth.

---

a.

Bureau diplomatique.

Rapport (secret).

4 Ventôse an 6e.

Un fait aussi singulier qu'important est consigné dans la dépêche du Citoyen Cacault, Agent de la République en Italie, du 29 Nivôse dernier, dont la Copie a été envoyée au Directoire exécutif par le Ministre des relations extérieures. On ignore si ce fait a été remarqué, s'il a été présenté à l'attention

du Directoire; mais nous l'en avons jugé digne, et voici le précis de l'article de la dépêche, qui y est relatif.

Le Comte de Monck, homme très connu par sa double familiarité avec le feu Roi de Suède, et avec la Reine-mère d'aujourd'hui, fut convaincu après la mort de Gustave III d'avoir répandu de faux billets d'état. Le gouvernement consentit à lui laisser la vie, mais on l'obligea de signer l'aveu de son crime, et après avoir consigné ses biens, on lui accorda une pension de dix mille livres, sous la condition qu'il passerait le reste de ses jours hors du territoire de la Suède, et qu'il changerait de nom!

Monck a vécu quelque tems retiré à Naples, ensuite il est venu s'établir à Pise, affectant l'obscurité, mais portant toujours son vrai nom.

Le Baron de Wrangel, ancien Ministre de Suède en Italie et qui depuis trois ans y vivait en simple particulier, s'étant lié avec Monck avait entrepris une négotiation en sa faveur, sur l'assurance qu'il en avait reçue, de n'avoir émis un faux papier d'État que d'accord avec Gustave III et pour le profit particulier de ce prince. Wrangel avait même été autorisé à offrir à Monck vingt mille livres de Pension, au lieu de dix, s'il voulait cesser d'inquiéter la cour et tenir ses engagements. — Enhardit par ce signe de faiblesse, Monck a menacé, il a écrit en Suède: que la vie et la couronne du Roi étaient dans ses mains.

On sait les droits de la famille régnante à Petersbourg sur cette couronne, en cas d'extinction de

la Branche masculine, qui règne à Stockholm; on sait que les Ducs de Sudermanie et d'Ostrogotie n'auront point d'enfans; si le jeune Roi de Suède n'est pas fils de Gustave III, si c'est là un des secrets de Monck, si ce fait était prouvé, l'ambitieuse et hardie Catherine est capable d'en tirer parti. — La menace de Monck a probablement réveillé des craintes de ce genre à la cour de Suède. Wrangel en a reçu l'ordre de demander au Grand-Duc de Toscane l'arrestation de l'ancien favori, et son transport sur une frégatte en Suède, où on veut l'avoir, à quelque prix que ce soit.

Dans le même moment, Wrangel est mort à Livourne, peu de jours après son décès, de nouveaux ordres lui ont été addressés de Stockholm, et portés par un aide de Camp du Roi en Courrier, qui instruit de cet événement est venu à Genève, pour remettre le paquet au chargé d'affaires en Italie, et qui est retourné à Pise; on annonce l'arrivé prochaine d'une frégate suédoise à Livourne. Monck dit hautement que ces mouvements sont dirigés contre lui, il a demandé un Sauf-Conduit pour se rendre en Suède, mais on hésite à le lui accorder, dans la crainte qu'il ne s'en serve pour infirmer les actes souscrits avant son éxil. Il est visible qu'on craint bien d'avantage que ce favori trop instruit ne livre à l'impératrice des secrets de conséquence.

C'est Mr. de Reuderholm qui conduit cette affaire, d'ordre privé du Roi et du Régent, à l'insçu de tous les Ministres.

Tel est le précis que nous avons annoncé, il

en résulte, qu'il y a dans ce moment à Pise un individu, nommé le Comte de Monck, se disant dépositaire de secrets d'État, d'où dépendent la vie et la Couronne du Roi de Suède. Il en résulte encore, que la Cour de Suède, mêlant dans cette affaire l'orgueil à la faiblesse, passant tour à tour de la séduction à la violence, mais constante dans le dessein de s'emparer de Monck à tout prix, justifie en quelque sorte par sa conduite l'aversion de cet homme, et qu'en effet Monck doit être initié à des mystères, dont elle veut prévenir la révélation.

Jettons maintenant un coup d'oeuil sur le Cabinet de Stockholm. La République a-t-elle lieu d'en être très satisfaite? L'or que nous lui avons prodigué a-t-il produit des avantages bien réels? La Marine suédoise a-t-elle rempli ses engagemens? Cette cour ne pencherait-elle pas aujourd'hui, ne fut-ce que par peur, à se rapprocher de la Russie, si celle-ci daignait lui faire un signe de bienveillance? — Est-elle tout à fait étrangère aux intrigues du Cabinet de Vienne, et le Despote Reuderholm est-il notre ami?

Il serait donc utile, si ces doutes sont fondés, et ne le fussent-ils pas, il serait toujours prudent de nous ménager un moyen pour contenir la Suède, et la contenir d'autant mieux, qu'en agissant sur elle par la crainte, on peut agir sur la Russie par un sentiment contraire. Le gouvernement français tirerait de cette combinaison la faculté de les influencer l'une et l'autre, de les balancer entr'elles, ou de les mettre aux prises suivant les circonstances et notre intérêt.

Nous n'hesiterons point à proposer notre idée: nous la croyons utile, et le secret des délibérations du Directoire ne nous y laisse voir aucun inconvénient. Cette idée est d'attirer en France, à Paris, sous l'oeuil du gouvernement ce redoutable Comte de Monck qui est actuellement à Pise; quand il y sera, on verra quel parti il conviendra d'en tirer. Mais le moyen de faire venir en France un homme persécuté par une Cour qui a traité avec la Republique? Le moyen est très simple, c'est de lui démontrer qu'il n'y a d'asyle sûr pour lui qu'en France.

Veut-il sérieusement retourner à Stockholm, avec un sauf-conduit? il faut lui rappeler que c'est son ennemi, que c'est Renderholm qui conduit cette affaire; il faut lui rappeler qu'il a écrit en Suède: la vie et la couronne du Roi sont dans mes mains. Voudrait-il se réfugier en Russie? on lui dira: êtes-vous assuré d'y arriver? et d'ailleurs, ne connaissez-vous pas Catherine? vous serez accueilli, on aura votre secrêt, et vous disparaitrez.

Restera-t-il en Italie? d'un moment à l'autre, il peut se voir sacrifier à l'intérêt, ou à la peur, par cette foule de petits états, qui beaucoup moins que d'autres mettent en balance un homme et leur sûreté.

Il est donc très facile de lui faire entendre que c'est en France seulement qu'une victime des Rois doit chercher un asyle, et peut espérer des secours; mais il faut dans une pareille commission de l'adresse, de l'activité, un profond secrêt. Le gouvernement ne doit y paraître qu'à travers un voile, qui le

laisse assez percer pour inspirer la confiance, mais pas assez pour le compromettre.

Bonnier.

B.

Rastadt le 23 Brumaire an 7e de la République française une et indivisible.

Au Citoyen Reubell membre du Directoire exécutif.

Citoyen,

Je vous envoie les deux notes que la légation vient de passer à la députation d'Empire, et qu'on a déjà imprimées. Le Ministre recevra par ce même courrier l'envoi officiel de ces deux pièces accompagnées d'une lettre détaillée. Permettez que je vous invite à en prendre connaissance. J'ai lieu de croire, au surplus que les notes feront quelque effet.

J'ai donné à dîner ces jours ci à quelques personnes; dans la soirée tout le Congrès à peu près a paru chez moi, quoique les notes de la légation ne fussent encore ni remises ni connues, ni même qu'on s'attendit à une réponse si prompte. Il n'y a guère manqué que les prêtres et les Prussiens. Mr. de Lehrbach s'est montré infiniment honnête et affectueux, et n'a parlé de sa Cour que comme très intentionnée de vivre en bonne intelligeance avec la République. Si les Ministres français pouvaient en douter, a-t-il dit, il était chargé spécialement de leur donner à cet égard les assurances les plus positives. J'ai crû devoir vous raconter ces petites anecdotes qui ne sont pas de nature à trouver place

dans la correspondance officielle, mais qu'il est peut-être bon que le gouvernement n'ignore pas.

La députation s'est assemblée aujourd'hui, elle se réunira pour vôter dans deux ou trois jours. Nous éprouverons quelque embarras pour la République, si nous ne recevons pas bientôt les instructions que nous demandons au Ministre.

J'aime a croire que votre santé est entièrement retablie. Vous pensez bien que je mets aussi au rang de mes idées, les plus agréables celle d'être toujours un peu aimé de vous, et celle encore que vous n'êtes pas mécontent de moi. Ces pensées là sont nécessaires à l'adoucissement de toutes mes misères.

Salût et Respect

Bonnier.

c.

Rastadt le 5 frimaire an 7e de la Rép. franç une et indivisible.

Au Citoyen Reubell Membre du Directoire exécutif.

Citoyen,

Je vous envoie notre dernière note a la députation de l'empire; j'aurais voulu pouvoir y joindre la lettre que vous écrivons par ce courrier au Ministre, en réponse à la dépêche que nous venons d'en recevoir. Veuillez en prendre connaissance, l'objet mérite véritablement attention; je sais combien vous avez le coeur et l'esprit juste, il est impossible que nos raisons ne touchent pas l'un et l'autre.

Quant à l'ultimatum que la légation est au mo-

ment de donner, vous m'avez autorisé à trop de confiance et de franchise avec vous pour ne pas vous déclarer particulièrement que je ne suis point d'avis de cette mesure dans l'état où se trouve la négociation extrémement améliorée depuis quelque tems, et au milieu des intrigues qui environnent la faible députation de l'empire. Le Ministre nous a autorisés à donner cet ultimatum, rien n'est plus sage, mais une autorisation n'est point un ordre; cest simplement la faculté de faire, en tems convenable, une chose qu'on ne pourrait pas faire de mouvement; c'est une marque de confiance, une sorte d'approbation anticipée, qui par cela même doit être justifiée par une conduite plus circonspecte fondée sur toutes les probabilités de succès. Or je pense qu'en l'état actuel des affaires, un ultimatum est inutile, parce quon n'est plus divisé que sur de véritables minuties qui ne valent pas la peine qu'on emploie, pour s'en débarrasser, une arme aussi solennelle que l'ultimatum. Je pense que cette mesure appliquée à des difficultés de peu d'importance n'en est cependant pas moins dangereuse dans l'espèce (?) présente, parcequ'il m'est démontré que le parti de la guèrre saisira ce moment décisif pour amener la Rupture à la quelle ce parti multiforme travaille depuis si longtems. J'ai développé mes motifs dans une Conférence de la légation, on y a fait peu d'attention; functus sum officio; mais je n'en reste pas moins convaincu que si l'art des négociations est de maitriser les circonstances, il consiste surtout à y obéir pour les maitriser mieux. Je regarde la réussite de

l'ultimatum délibéré comme extrêmement problématique, pour ne rien dire de plus, et cela seul m'aurait empêché de le tenter, d'après même nos précédentes instructions, qui suivant moi devraient être combinées avec les nouvelles, toutes les fois que celles-ci ne renferment pas d'ordre précis, et ne font que nous rétablir dans une faculté que la prudence du gouvernement avait suspendue. Puissé-je ne tromper, c'est mon vœu le plus ardent et le plus sincère! En attendant, j'ai perdu toute espèce de repos à l'idée de voir échouer une négociation qui, à travers tant d'obstacles, touchait à une issue heureuse; au surplus si le gouvernement, qui voit et qui fait ce que je ne puis ni voir ni connaître, attache peu d'utilité à la paix de la République avec l'Empire d'Allemagne, en ce cas je n'ai plus rien à dire; mais je doute que ce système soit celui du gouvernement ni le vôtre.

Dans tout ceci, comme dans toutes les communications que vous m'avez permises, ne voyez, citoyen, que mon zèle et ma véracité. Rendez surtout justice aux sentiments que je vous ai voués, à mon souvenir religieux de toutes vos bontés pour moi.

Salut et Respect.

Bonnier.

P. S. La députation s'est assemblée ce matin et s'est ajournée au 10 de ce mois pour voter sur notre note du 3

d.

Rastadt 10 frimaire au 7e de la Rep. franç. une et indivisible.

Au Citoyen Reubell Membre du Directoire exécutif.

Citoyen,

Vous aurez eu connaissance de la dernière note remise par les Ministres prussiens à la légation française touchant le péage d'Elsfleth et je doute que cette nouvelle pièce de la Prusse vous ait extrêmement satisfait. Mais ce qu'il faut que vous sachiez encore, c'est que ces Messieurs se sont bien gardés de prendre le même ton et d'affecter le même système dans la Note qu'ils ont présentée en même temps à la députation, ils n'y parlent qu'en passant et avec beaucoup de mesure de ce péage Oldenbourgeois, et leur innocente Réthorique s'y éxerce principalement sur le Thalweg Ruderich.

Je me suis d'autant plus piqué de vérifier ce fait, en recourant aux actes originaux insérés au Protocole de l'Empire, que la chose m'avait été dite par le Comte de Lehrbach dont jétais bien aise aussi de vérifier l'affection. Il est donc évident que les Prussiens ont senti eux-mêmes toute l'injustice et l'inconvenance de leurs prétentions par rapport à la ligne militaire de démarcation, et qu'ils n'ont pas voulu s'exposer à une visitation très facheuse de la part de la députation, à qui j'aurais été d'avis, par cette raison, de communiquer leur note, si je n'avais craint que cette démarche ne fut nuisible aux vues du Gouvernement et à la manière d'être avec le Cabinet de Berlin: au

surplus, vous ne pouvez pas vous faire une idée des intrigues de cette légation prussienne.

J'ai eu ces jours-ci beaucoup de monde à dîner, et une grande partie de la députation s'y est trouvée. Notre dernière note a complètement réussi, les dispositions sont bonnes; mais je persiste à croire que si l'ultimatum est donné, la Prusse le fera échouer, ou ne le pourra. Citoyen, jusqu'au dernier moment je vous dirai la vérité telle que je la sens. Ici comme ailleurs je tiendrai mon engagement de servir avec zèle le Directoire exécutif, tant qu'il ne me jugera pas un serviteur inutile.

Salut et Respect

Bonnier.

P. S. La députation ne s'assemble que demain pour voter sur notre Note du 3., nous aurons probablement le conclusum le 14. ou le 15.

Napoleon Bonaparte.

Ein merkwürdiges Blatt von Berthier's — nachmaligem Fürsten von Neuchatel — Hand geschrieben und von Bonaparte unterschrieben; Verona d. 23ten November 1796. — Die in ausgezeichneter Schrift mitgetheilten Worte sind im Dokument gedruckt und dasselbe mit einer Vignette in Kupfer gestochen verziert, welche uns die auf einer Kanone sitzende Freiheits-Göttin mit der Jacobinermütze und der dreifarbigen Fahne zeigt; um das Ganze schlingt sich ein aus Wolken sprossender Eichenkranz.

Armée d'Italie

République francaise

Liberté **Egalité**

An quartier général de Vérone le 3 frimaire An 5 de la République une et indivisible.

Bonaparte Général en Chef de l'Armée d'Italie.

Au Citoyen Myot ministre plénipotentiaire de

la Republique près le Grand Duc de Toscane et Commissaire du Gouvernement en Corse.

Je reçois Citoyen Ministre la lettre que Vous m'avez ecrite avant Votre départ pour Corse. La mission que Vous avez à remplir est extrémement difficille; ce ne sera que lorsque toutes ces affaires se seront terminées, qu'il sera possible de faire passer des forces en Corse; vous y trouverez le Général Gentily qui commande cette division; c'est un honnête homme généralement estimé dans le pays.

Le Corse est un peuple extremement difficile à connoitre; ayant l'imagination très vive, il a les passions extremement actives.

Je vous souhaite sante et bonheur.

Bonaparte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, gedruckt bei Petsch.

Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik

der

Welt und Litteratur.

Nicht der Welt in keinem Falle
Ist Geheimnis doch verhehlt,
Keinem Kampfer wird's verhehlt,
Und am Ende wissen's Alle

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

a. Briefe.

	Seite
A'Court, William (Lord Heytesbury)	113
Bernstorff, Christian Graf von	71
Beyme, Carl Friedrich von	204
Falk, Johannes	64
Gottsched, Joh. Christoph	53
Grouvel, Jean Bapt. Louis	49
Hoffmann, Ernst Theod. Am.	17
Humboldt, Wilh. von	3
Jacobi, Fr. Heinr	60
Kalckreuth, Fr. Adolph Graf von	78
Klencker, Joh. Friedr.	63
Metternich, Phil. Adolph Graf von	39
Niebuhr, Barthold Georg	13
Recke, Elisabeth von der	73
Schlabrendorf, Gustav Graf von	191
Wilhelmine, Prinzessin von Bayreuth	33

B. Denkschriften.

Adam Müller's Vorstellung an den Staatskanzler von Hardenberg im Namen mehrerer Edelleute gegen die neuen Gesetzvorschriften im Jahr 1811 215

Die Uebergabe der Festung Magdeburg im Jahre 1814. Vom General-Lieutenant von Lossow. (Ergänzung zu dem Aufsatze: Graf von Tauentzien und das 4te Armee-Korps in den Jahren 1813 und 1814. (siehe den 1sten Band der Denkschriften und Briefe). 225

Graf Bülow von Dennewitz und Graf Tauentzien von Wittenberg. Von von Bardeleben. (In Bezug auf den Aufsatz: Graf von Tauentzien und das 4te Armee-Korps. (siehe den 1sten Band der Denkschriften und Briefe) 253

Druckfehler.

Seite 102. Brief 5. Zeile 7 und 8. statt: montir l. meniren.

Briefe.

† Die mit einem † bezeichneten Briefe gehören nicht der Sammlung des Herausgebers an.

Wilhelm von Humboldt.

Die hier folgenden Briefe unseres unvergefslichen Humboldt sind sämmtlich an Varnhagen von Ense gerichtet, dem ich die Mittheilung derselben verdanke. Welche Goldkörner in diesen wenigen Worten zur Charakteristik der bedeutendsten Menschen! Göthe's, Wolf's, Schlabrendorf's, Hardenberg's, Rahel's. Besonders ist das Wort über den Staatskanzler so merkwürdig als geistreich und von wahrhaft historischer Wichtigkeit. Aufserdem ist aber auch Humboldt selbst in allen diesen Aeufserungen scharf ausgeprägt. Varnhagen bemerkt mir bei dieser Gelegenheit ein treffliches, wahres Wort, indem er schreibt: „Etwas Eitelkeit, die sich aus solchen Mittheilungen verräth, mögen mir die Leute immer vorwerfen. So grofs ist meine Eitelkeit doch nicht, einen so geringen Vorwurf um jeden Preis meiden zu wollen." —

8. †

An Varnhagen von Ense.

Berlin, d. 21sten März 1830.

Ew. Hochwohlgeboren bezeigen sich immer so ausnehmend gütig gegen mich, dafs ich Ihnen nicht genug dafür danken kann. Ein neuer Beweis davon ist mir Ihr letztes Schreiben vom 12ten d. Monats gewesen. Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann. Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich Wort zu halten, und meine Freiheit doch sehr ungern gebunden zu fühlen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bedaure, unmöglich, Ew. Hochwohlgeboren Güte ganz zu entsprechen, und die Rezension wirklich zu übernehmen. Ich will indefs in den nächsten zwei bis drittehalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständnifs zu ersparen, dafs ich nichts, was ich des Gegenstandes würdig hielte, zu Stande gebracht habe. Ich besitze von der letzten Göthischen Ausgabe nur die in Oktav, da die Kleinheit des Drucks mich von der andern abschreckt. In der Oktav-Ausgabe aber befindet sich die Reise noch nicht. Ew. Hochwohlgeboren würden mich daher sehr verpflichten, wenn Sie mir dieselbe gütigst mittheilen könnten. Von Ihrer Krankheit hatte ich mit der aufrichtigsten Theilnahme gehört. Ich hoffe gewifs,

dafs jetzt auch die letzte Spur davon verschwunden sein wird. Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

W. von Humboldt.

b. †

An denselben.

Tegel, d. 7ten Mai 1830.

Ew. Hochwohlgeboren haben mir durch Ihr eben so gütiges, als interessantes Geschenk der Zinzendorfischen Lebensbeschreibung ein sehr grofses Vergnügen gewährt, für das ich Ihnen meinen herzlichsten Dank abstatte. Es war gewifs eine sehr richtige Ansicht, den Mann als Staatsmann zu schildern; es blieb jedoch nicht weniger schwierig, zu zeigen, wie seine dahin einschlagenden, grofsen Eigenschaften sich mit Motiven verbanden, die sonst nur dem einsamen Gefühle eigen sind, ja wie sie sogar wahrhaft und ganz aus diesen Motiven entsprangen. Diese Schwierigkeiten zu überwinden, ist aber Ew. Hochwohlgeboren vollkommen gelungen.

Dafs die Biographie des verstorbenen Staatskanzlers in Ew. Hochwohlgeboren Hände fällt, ist mir sehr angenehm gewesen aus Ihrem Schreiben zu ersehen. Meine Empfindungen für diesen Mann sind in allen Zeiten, auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieselben geblieben, und es freut mich daher, dafs er bei Ihnen gewifs zugleich die würdigende und schonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von

ihm sagen, dafs, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1816 wie die Entwickelung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieselbe für Preufsen herbeizuführen, als den seinigen. Ich habe dies in der Mitte dieser Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden schien, für den Ausgang gezittert. Dagegen ist es gewifs auch wahr, dafs man für sich selbst vielleicht eher auf den Antheil an diesem Drama verzichtet hätte, um in entschiedenerer Gröfse und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehen.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner lebhaften und ausgezeichneten Hochachtung.

W. von Humboldt.

c. †

An denselben.

Tegel, d. 30sten August 1830.

Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, dafs sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthische Schrift bereits anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir

den Aufsatz zurück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen. Es würde mir angenehm sein, sechs Exemplare der Anzeige zu meinem Gebrauch zu erhalten.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten und freundschaftlichen Ergebenheit.

W. von Humboldt.

4. †

An denselben.

Tegel, d. 5ten März 1832.

Ich statte Ew. Hochwohlgeboren meinen wärmsten Dank für die anliegend zurückerfolgende Schrift und die gütige Mittheilung der Göthe'schen Aeusserung in dem Briefe an meine Tochter ab. Ich habe den Aufsatz über unsern ewig denkwürdigen Freund mit grofsem Vergnügen gelesen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückversetzt, und es ist Ew. Hochwohlgeboren, wie es mir scheint, sehr gut gelungen, aus den Charakterzügen und der Handlungsweise des Mannes gerade so viel auszuheben, als dem grofsen Publikum ein anschauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder so zu schildern, dafs auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wieder erkennen. Dafs darum doch nicht ganz der Eindruck entsteht, den wir gerade bei diesem uns theuer und ehrwürdig Gewesenen wünschten, mufs Sie nicht

irren. Es giebt mittelmäfsige und grofse Menschen, welchen man ihre Verdienste und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tisch zählen kann. Zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. Wer nicht in den ersten Tagen seines Umganges von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, dafs er Sinn für ihn besafs, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres inneres Wesen, eins der merkwürdigsten und seltensten, das sich je auf Erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmüthigsten Weichheit und dem unerschütterlichsten Muthe wiedergäbe.

Ich habe mit grofser Freude gehört, dafs die Akademie mich näher mit Ew. Hochwohlgeboren verbinden wird. Leider besuche ich sie nur jetzt so selten. Ew. Hochwohlgeboren schenken mir aber wohl einmal einen Tag hier, wenn die Jahreszeit anfängt milder zu werden.

Erhalten Sie mir indefs Ihr gütiges Andenken, und empfangen Sie die erneuerte Versicherung meiner aufrichtigen und ausgezeichneten Hochachtung.

W. von Humboldt.

6. †

An denselben.

Tegel, d. 5ten September 1833.

Ich bedaure unendlich, dafs eine Unpäfslichkeit mich des Vergnügens beraubt, Ew. Hochwohlgeboren

hier zu sehen, hoffe indefs, dafs dies Hindernifs recht bald gehoben sein wird. Leider mufs ich nur Ew. Hochwohlgeboren bitten, die Tage zwischen dem 11. und 18. zu vermeiden, weil mich in diesen eine militairische Einquartirung treffen wird, die unsere Gespräche unangenehm stören würde. Auf Ihren gütigen Brief kann ich mit Rücksendung der Anlagen nur ein dankbares Ja antworten. Wie sollte es mir nicht erfreulich und ehrenvoll sein, meinen Namen an der Spitze geistreicher Aufsätze zu erblicken und diese Auszeichnung einem neuen Beweise Ihrer gütigen Freundschaft zu danken? Auch die Miterwähnung Göthe's und Wolf's ist mir schmeichelhaft, und entspricht aufserdem ganz den Empfindungen meines Herzens. Empfangen Sie also meinen lebhaften Dank, der um so aufrichtiger ist, als ich ganz die Gesinnung erkenne, die aus Ihrem geneigten Anerbieten hervor geht. Durch Körte's Leben veranlafst, habe ich mich viel mit Wolf in diesen Tagen beschäftigt. Zwischen ihm und Göthe macht in den allgemeinsten Charakterzügen die Nemesis den bestimmenden Unterschied. Das klingt sehr paradox. Allein in Göthe war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beständige Mafshalten in Allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In Wolf war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaafs, oft selbst im Vortrefflichen, daher bisweilen eine eben so göttliche Vermessenheit. Sehr schön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Göthe's: dieser war dagegen, besonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn, und er konnte lange nicht

genug seinen, auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit, wahrhaft grofsen und vielumfassenden Geist.

Wie soll ich Ihnen für den Briefwechsel Ihrer verewigten Frau danken? Meine Tochter, die gleich gerührt über dies Andenken von Ihrer Hand ist, liest mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Interesse, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geistes und des Gefühls nach einer Entwickelung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, dafs einen das Verlangen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem so wie in diesem, kein Buchstabe ein todter ist.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner hochachtungsvollsten und freundschaftlichsten Ergebenheit.

W. von Humboldt.

f. †

An denselben.

Tegel, d. 17ten October 1833.

Ich glaubte in diesen letzten acht Tagen selbst nach der Stadt zu kommen, und Ew. Hochwohlgeboren meinen Besuch abstatten zu können. Zufällige Umstände haben mich daran gehindert, und so eile ich, Ihnen meinen herzlichsten Dank für das schöne mir zugeeignete Werk zu wiederholen. Wenn man

auch bei zerstreuten Aufsätzen den Werth der einzelnen im vollsten Mafse erkennt, so springt die Reichhaltigkeit des Ganzen doch erst dann recht in die Augen, wenn sie so glücklich zusammengestellt sind, als dies in Ihrer neuen Schrift der Fall ist. Ich habe vieles wiedergelesen, anderes, was mir, wenn es vielleicht auch schon gedruckt war, entgangen war, zum erstenmale, und alles mit gleichem Interesse und gleichem Vergnügen. Die schwer zu erreichende Trefflichkeit der Darstellung noch ganz abgerechnet, zeigt sich durch die ganze Reihe dieser Aufsätze hindurch das glücklichste und seltenste Talent, persönliche und schriftstellerische Charaktere gerade von der Seite aufzunehmen und zu schildern, von welcher sich ihre Individualität am richtigsten und klarsten entfaltet. In der gröfsten Mannigfaltigkeit der Individualitäten, welche in dieser Schrift berührt sind, liegt das Gemeinsame, dafs sie alle einer nicht sehr entfernten Zeit angehören. Ew. Hochwohlgeboren haben auch in einer Stelle mit wenigen aber trefflichen Worten den Unterschied unserer Zeit von dem vorigen und vorletzten Jahrhundert charakterisirt. Sie sollten dies weiter verfolgen, und ein ausführliches Bild des Geistes der letzten dreifsig Jahre etwa und der früheren zurück bis zu den Jahren, wo Göthe's Einfluſs anfing herrschend zu werden, entwerfen. Höchst merkwürdig ist dieser Unterschied gewifs, und er knüpft sich sichtbar an die politischen Begebenheiten an. Niemand aber wäre so geeignet, ihn richtig aufzufassen, aus seinen wahren Quellen herzuleiten, und in sei-

nen feinsten Verzweigungen zu verfolgen als Sie. Sie würden nicht blos Thaten und Worte, sondern auch die wirkliche Gesinnung selbst zu erwägen wissen, aus der freilich jene fliefsen, die aber eine eigne sich in Thaten und Worten nicht immer gleich klar aussprechende Gestalt und Farbe hat. — Ich nähre noch immer die Hoffnung, Ew. Hochwohlgeboren bald einmal selbst zu sprechen, und bitte Sie indefs die Versicherung meiner herzlichsten und freundschaftlichsten Hochachtung anzunehmen.

W. von Humboldt.

Barthold Georg Niebuhr.

Wenn auch blofs als historische Merkwürdigkeit zu betrachten, so dürfte der nachfolgende Brief von Niebuhr dennoch auch grofsen Anreiz für die Oeffentlichkeit haben. Niebuhr's Geist, welcher uns aus seinem jetzt bei Perthes herausgegebenen Leben und Briefen scharf und nicht wohlthuend anspricht, und nach denen seine harten unbegründeten Urtheile über die grofsen Persönlichkeiten der Zeit sich in der selbsteigen verletzten Eitelkeit auflösen möchten, tritt uns auch in diesem Briefe an Varnhagen von Ense in seiner Schroffheit nicht allein entgegen, sondern belehrt uns abermals, dafs Niebuhr gewifs kein umsichtiger Staatsmann gewesen ist. Wilhelm von Humboldt's schlagendes Wort: „Niebuhr spielt unter den Gelehrten den Staatsmann, unter den Staatsmännern den Gelehrten," fällt uns dabei ein, und es wäre wohl zu wünschen, dafs die wenigen jetzt noch lebenden hohen Staatsbeamten aus des Staatskanzlers nächster Umgebung das interessante Verhältnifs aufklärten, in dem Niebuhr zu dem Fürsten Hardenberg stand, —

ja die Manen des grofsen Staatsmannes fordern es dringend, damit die kleinlichen gereizten Angriffe des historischen Anatomen welche er gegen Hardenberg stets vorgebracht, und die Perthes jetzt hat drucken lassen, endlich eine wahre und richtige Würdigung finden.

†.

An Varnhagen von Ense.

Berlin, d. 21sten Februar 1815.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrter Herr Hauptmann!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank, dafs Sie sich durch die Uebereinstimmung unsrer Ansichten und Ueberzeugungen haben veranlassen lassen, mich mit dem Geschenk Ihrer Schrift über Sachsen zu beehren. Es ist mir um so angenehmer, sie von Ihrer Hand zu besitzen, da ich schon das Vergnügen gehabt hatte sie zu lesen, und jene Uebereinstimmung kannte, die zwischen unsern Ansichten auf einer Seite und einem grofsen Theil derjenigen, welche in „Preufsen und Sachsen" aufgestellt sind, nicht so ganz Statt findet.

Wir haben freilich beide unsre Worte verloren, und wenn man sich mit der Erwerbung bestimmter Einsichten trösten könnte, so hätten wir wohl, beide in Hinsicht auf Sachsen und auf ganz Deutschland und dessen Verfassung, die anschauliche Ueberzeugung gewonnen, dafs Schriften, wo nicht alles vor-

bereitet ist, so dafs ein Pamphlet oder ein Liedchen als politische Kräfte erscheinen können, für die Entscheidungen des Augenblicks völlig fruchtlos und ohnmächtig sind. Ich denke, man kann Schriften als einen gepflanzten Kern ansehn, aus dem der Baum sich nicht schneller als frühstens in einem Vierteljahrhundert erwachsen erheben kann. Der Augenblick, der über das Glück oder Unglück unsres eignen Lebens entscheidet, ist in der Gewalt der Staatsmänner. Die Schriftsteller, mächtig über die verflossene und für die zukünftige Zeit, sind ganz ohne Bedeutung für die Gegenwart. Ueber vieles kann man sich nur „einhüllen und weinen": einiges kann der Himmel vielleicht, freilich auf dem Wege grofser Nachtheile für uns und für die armen, armen Sachsen, zum Besten wenden. Dafs wir die sächsische Armee nicht *en masse* erhalten, ist vielleicht sehr gut; und es mag äufserst heilsame Folgen haben, wenn die Sachsen die österreichische Hypokrisie in ihrem innersten Mark empfinden. Gebe uns nur Gott Verstand, für unsern Antheil eine historisch begründete Verfassung einzurichten, und ein Regierungssystem anzunehmen, wodurch das Gefühl in den Uebrigen erwache, zu bejammern, dafs sie nicht preufsisch geworden sind.

Sollte denn Baiern wirklich betrogen werden? Man glaubt es hier, und doch kann ich es nicht denken, denn die werden Entschlossenheit haben zu drohen, und mit dem Eugen und Murat wären sie hinreichend, Oesterreich aus den Angeln zu heben. Ueberhaupt sind wir am Jahre 1648 oder 1635?

Kennen wir auch nur alle Keime der neuen Gestaltungen? — Und stehen unsre Länderassignationen wenigstens fest? oder schon nicht mehr?

Auch für Ihr historisches Werk über den Feldzug, welches ich gestern durch die Verlagshandlung bekommen, sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ich habe es noch nicht gelesen, weifs aber von Andern, dafs Sie die Initiative historischer Enthüllungen genommen haben.

Erlauben Sie mir eine Bemerkung. Auch ich bin ein aufrichtiger Bewunderer der Gröfse in Mirabeau: aber ist es nicht zu besorgen, wenn man ihn jetzt schon anführt, dafs die Heuchler und Lügner darüber Allarm erregen? Es ist freilich wahr, dafs man einmal das Eis brechen mufs, dies Publikum an verschrieene Charaktere und Namen zu gewöhnen: als Spinoza und Hobbes zuerst wieder genannt wurden, schrie man auch. Ich empfehle mich Ihrem Andenken mit vorzüglicher Hochachtung und bin

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Niebuhr.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Zur nähern Verständnifs der nachfolgenden Briefe Hoffmann's an seinen Herzensfreund den Präsidenten von Hippel ist wenig zuzufügen. Sie sprechen deutlich die Stimmung und die Erlebnisse des Briefschreibers aus, und erscheinen von so gröfserem Interesse, weil sie in den drei wichtigsten Wendepunkten seines Lebens mit vollem Bewufstsein seiner Lage geschrieben worden sind. Hoffmann's treuer Freund begleitet diese Briefe mit folgenden Worten: Hoffmann's Brief vom 12. December 1807 (a) ist wenig Monate nach seiner Vertreibung aus Warschau geschrieben, er bedarf als Zeugnifs seiner damaligen Verlegenheit keines Commentars. Nur als Vervollständigung seines Urtheils über Werner stehe hier folgende Stelle aus einem andern spätern Briefe vom 23. April 1808, der die genauen Angaben über Hoffmann's Kontrakt mit Cuno und die daraus geschöpften Hoffnungen des ersteren über seine Zukunft enthält, aufserdem aber zu viel häuslich Oekonomisches berührt, um mitgetheilt zu werden. Hoffmann schreibt: „Unser „Werner ist vorgestern hier angekommen und ich

„bin gestern im Puppenspiel mit ihm gewesen, um „den Doctor Faust zu sehen. Ich versicherte ihn, „dafs ich zwar mitunter ein Bischen an Gott gedacht „hätte, an den gemüthreichen Weber solle er mich „aber schliefsen, und ich wäre begierig, wie er das „machen würde. Mit geheimnifsvoller Miene versi„cherte er mich: er habe sehr viel mit mir vor, „wolle sich mit mir zur Ausführung ganz neuer „Ideen verbinden, und es sei ihm in dieser Hinsicht „eben ganz recht, dafs ich ein Unterkommen im süd„lichen Deutschland gefunden hätte. Er ist noch un„entschlossen, ob er diesen Sommer nach Paris, nach „Rom, nach Madrid, oder nach — — Freienwalde „gehen soll. Der Mann hat vieles Geld erworben, und „thut so bekümmert, so ängstlich um seine Existenz, „als wenn es keine Buchhändler und keine Theater „in der Welt mehr gäbe; worüber ich und mehrere „Freunde ihn dann tüchtig herumtermachen, welches „er duldet und am Ende lacht." Zum Verständnifs dieser Stelle gehört ein uns vorliegender kurzer Brief Werner's aus Weimar, in welchem sich die Aeufserung findet: „Denken Sie auch ein Bischen an Gott? Schliessen Sie sich nur an den gemüthreichen Wehber (Weber)."

Hoffmann nahm, wie wir sehen, diese Ermahnungen nicht gut auf.

Der Brief Hoffmann's vom 1. November 1814 (b) enthält über die völlige Feststellung seines Dienstverhältnisses die alte Befürchtung, dafs die Kunst vom Dienste werde erdrückt werden. Seine Aeufserung über den Justizminister von Kircheisen aber

zeugt von völliger Unklarheit in Beurtheilung dieses für Kunst und Wissenschaft, so wie für alles Edle zugänglichen, trefflichen, denen die ihn kannten, unvergeßlichen Staatsbeamten. Ansprechend und heiter ist übrigens die Weise, wie Hoffmann sich über seine neue Bekanntschaft mit Geistesverwandten ausdrückt.

Der dritte Brief vom 18. Juli 1815 (c.) enthält in Hoffmann's Weise alle Gründe ausführlicher entwickelt, die sein Genius, der nur die Freiheit seiner Schwingen zu bewahren strebte, ihm gegen die Fesseln des collegialischen Dienstes eingab. Seine Phantasie hatte sich darüber ein Bild entworfen, das er, wie bekannt, späterhin selbst als unrichtig anerkennen mußte, als er durch das Zureden seiner Freunde vermocht ward, die ihm dargebotene Rathsstelle beim Kammergericht anzunehmen. Und gerade der Minister von Kircheisen und seine Umgebung waren es, die Hoffmann richtig würdigten, und über seine bessere Natur seine Fehler nicht sehen zu müssen glaubten. Erfreulich ist auch die Theilnahme Hoffmann's an dem Glanze seines Vaterlandes, so gleichgültig, so widerlich ihm, der nie ein Zeitungsblatt las, selbst auch Krieg und Frieden und alles Gerede und Geschreibe über Politik war.

Der vierte Brief (d), so viel wir uns erinnern, im Monat Februar oder März 1822, wenn nicht der letzte, doch einer der letzten mit gelähmter Hand auf dem Krankenbette geschrieben, und hiernach schon seinen Freunden ein überaus theures Andenken, bedarf nach Form und Inhalt einiger Erläuterung. Ausgelassene Laune, erhöhter Nerven-

reiz im ersten Beginn seiner Krankheit, vielleicht wohl auch die Hoffnung auf Steigerung des Effekts seiner pikanten Märchen und Novellen hatte ihn, ohne dafs er an eine Schuld dabei dachte, vermocht, dem Mährchen: Meister Floh eine Episode mit den Untersuchungsverhandlungen gegen einen wegen polizeilichen Verdachts gefänglich eingezogenen „Knarrapanti" einzuverleiben. Hoffmann hatte dazu einige ihm der Satire werth scheinende Erfahrungen aus seinem Wirkungskreise als Criminalrichter und Beisitzer einer Untersuchungs-Commission benutzt, was den leitenden Obern derselben um so pflichtwidriger erscheinen mufste, als er seinen Freunden und im Weinhause mit bitter verwundenden Scherzen im Voraus davon erzählt hatte. Das schon bei Wilmans in Frankfurt a. M. zum Druck bereit liegende Manuscript ward nach Berlin zurückgeholt, und es sollte ein strenges polizeiliches Verfahren gegen Hoffmann eröffnet werden, das mindestens mit einer Versetzung von Berlin endigen mufste. Es kostete Hoffmann's Freunden nicht geringe Mühe, den an einem unheilbaren Nervenübel dahin Siechenden auf dieses über ihm schwebende Gewitter so vorzubereiten, dafs ein Nervenschlag seinen Lebensfaden nicht gewaltsamer und früher abrisse, als bis die Natur ihn abgesponnen. Es gelang indessen, und Hoffmann faſste sich eben so schnell, wie er seinen Entschlufs ausführte, auf den Grund eines wahrhaften Zeugnisses von seinem Arzte, dem verstorbenen Dr. Heinr. Meyer, um einige Tage Aufschub des Verfahrens und um Zulassung zu einer schriftlichen Vertheidigung zu

bitten. In dem Moment, als er die Gesuche unterschrieben hatte, ist der vorliegende Brief geschrieben. Der Erfolg konnte nicht günstiger ausfallen, — Dank sei es der stets gerechten Huld des Königs — vermittelt durch drei Verstorbene, den Minister von Kircheisen, den Kabinetsrath Albrecht und den General von Witzleben, und den noch lebenden Minister von Kamptz. Strenge, gerecht, und doch zugleich freundlich und würdig bewahrte Kircheisen seinem Untergebenen den Schutz des Gesetzes. Hoffmann erhielt die erforderliche Zeit, um so viel Kraft zu sammeln, dafs er mit Besonnenheit und aller ihm zu Gebote stehenden Gewandheit der Darstellung, vom Siechbette aus seine Vertheidigung diktiren und zur höchsten Instanz befördern konnte. Der Geist der Wahrheit mufs klar zu dem unbefangenen hellen Geiste der Urtheilenden gesprochen haben; denn die Leben und Ehre bedrohende Gefahr endigte mit einem Verweise, den Hoffmann wohl verdient zu haben anerkennen mufste, und wie sich von selbst verstand, mit Zurücknahme der Unheil bringenden Episode. Zwei andere leiblich Verstorbene aber, und vorzugsweise ein dritter in Hoffmann's Briefe Genannter, der, um mancherlei irdischen Wirren zu entgehen und den Nachruhm berühmter *oeuvres posthumes* noch im Leben hinter der Kirchhofs-Coulisse zu kosten, durch eigene Todeserklärung sich selbst aus der Liste der Lebendigen gestrichen, bewiesen eine ganz andere Gesinnung.

Hoffmann erstand bekanntlich von seinem Leidenslager nicht mehr. Friede seinem Andenken!

Berlin, d. 12ten December 1807.

Mein theuerster einziger Freund!

Dem Himmel sei es gedankt, dafs das fatale Mifsverständnifs, welches unter uns obwaltete, jetzt ganz gehoben ist, und dafs ich frei mit Dir über mich und meine Existenz sprechen kann. Leider habe ich noch bitter zu klagen, und die Freude war sehr vorübergehend, da indessen wenigstens die drükkendste Sorge gehoben ist, so verweise ich mein Klagelied auf's letzte Blatt und trenne es ganz von dem, was ich Dir über meine Kunst zu sagen habe. Du hast ganz Recht, mein theuerster Freund! — für verloren, für ganz verloren kann ich die Zeit nicht halten, die ich in der Sclaverey zubrachte. Aufserdem, dafs ich Zeit genug gewann, die Theorie fleifsig zu studiren, gelang es mir auch, in der letzten Zeit praktische Werke zu liefern und zur Ausführung zu bringen. In W. hat man Messen und Opern von mir aufgeführt, und dafs ich nicht bekannt geworden bin, liegt blofs darin, dafs W. kein Ort ist, der einige Concurrenz hinsichts der Kunst hat. — Vorzüglich aber glaube ich dadurch, dafs ich aufser der Kunst meinem öffentlichen Amte vorstehen mufste, eine allgemeine Ansicht der Dinge gewonnen und mich von dem Egoismus entfernt zu haben, der, wenn ich so sagen darf, die Künstler von Profession ungenieſsbar macht. — Mit Werner habe ich sehr viel in W. gelebt, und er vorzüglich gab auch Anlafs zu einer sehr schwierigen Composition von mir, die aber nicht aufgeführt worden ist.

Das Kreuz an der Ostsee war für die Berliner Bühne bestimmt und ich setzte die Ouvertüre, Märsche und Chöre dazu; Iffland erklärte indessen, dafs das Stück in seiner Urgestalt für die Bühne unausführbar sei, und so blieb die Sache liegen. — Vorzüglich war die Scene der Schlacht hinter dem Theater ganz von Musik begleitet und löste sich auf in einen sanften choralmäfsigen Marsch der Ordensritter, welcher in dem Buche abgedruckt ist, und den Du Dir vorspielen lassen kannst. Ohne Zweifel wäre ich längst bekannt geworden, wenn jene Composition auf's Theater gekommen wäre, und auch jetzt würde es mir gelingen, bekannt zu werden, wenn die Zeitumstände nicht hier auf alles, was Kunst heifst, so verderbend wirkten, indessen lacht mir ja eine frohe Zukunft entgegen, und diese mufs mich stärken für die Gegenwart. Ich glaube Dir schon geschrieben zu haben, dafs ich eine Oper aus einem Melodram für's Bamberger Theater setzen soll, von beiden ist der Text vom Grafen Julius von Soden. Die Oper heifst: der Trank der Unsterblichkeit — das Melodram: Joseph in Aegypten. — Da habe ich denn nun den Winter vollauf zu thun, vorzüglich auch, wenn es mir gelingt, die Composition der Musik-Parthie eines Wernerschen Schauspiels, das hier auf die Bühne kommen soll, zu erhaschen. Werner, dem es auf seiner Reise sehr wohl ging, der dem Könige von Bayern mit seiner Gemahlin vorgestellt wurde, der mit dem Herzog von Gotha viel lebte, u. s. w., ist jetzt in Jena und wohnt bei Göthe, der ihn auf das freundschaftlichste aufgenom-

men und der sich über seine Werke sehr vortheilhaft erklärt hat. Den Bock habe ich in W. persönlich kennen gelernt und von seinem Mönchthum auch schon früher Kunde erhalten. — Von Schroetter und Schenkendorf ist auch in Berlin viel die Rede. — Fichte und Schleiermacher sind wieder hier, Werner kehrt auch nach Berlin zurück. Varnhagen, Chamisso, Winzer, Robert sind Dir gewifs unbekannte Namen, indessen nenne ich sie Dir, als junge höchst talentvolle Leute, die uns gewifs viel, viel gutes liefern werden. So wird z. B. in Kurzem aus diesem Kreise ein Künstler-Roman erscheinen, der so ziemlich das, was in dieser Art jetzt da ist, in's Dunkle stellen wird. Nur wenig kann ich den Umgang dieser Leute nützen, da ich wieder tief, tief in das Studium alter Meisterwerke, von denen ich hier die Partituren auftreiben konnte, gerathen bin. Du kannst Dir überhaupt nicht denken, mein einziger Freund, was ich hier in B. für ein stilles, zurückgezogenes Künstlerleben führe. In meinem kleinen Stübchen, umgeben von alten Meistern, Feo, Durante, Händel, Gluck, vergesse ich oft alles, was mich schwer drückt, und nur, wenn ich Morgens wieder aufwache, kommen alle schwere Sorgen wieder! — Erfährst Du etwas näheres über die Absichten des Minister Stein mit uns verjagten Officianten, so schreib es mir doch, vorzüglich wünschte ich auch zu wissen, ob es wohl rathsam sein würde, sich an ihn oder an den Kanzler Schroetter schriftlich zu wenden. Letztern kennst Du ja persönlich, ich zwar auch, doch nur flüchtig bei Gelegenheit der Justiz-Revision. — Bekäme ich

das halbe Gehalt, so würde ich an irgend einem wohlfeilen Orte ganz der Kunst leben.

Noch immer kann ich mich nicht an den Gedanken gewöhnen, dafs Du in Deiner jetzigen Lage immer bleiben solltest. Irgend ein unvorhergesehener Stofs bringt Dich gewifs auch in eine Carriere, die ganz Deinem Gemüth zusagt!

Grüfse Deine liebe Frau herzlich von mir. Ewig, Ewig

Dein treuer

Hoffmann.

b.

Berlin, Französische Strafse Nr. 28.
2 Treppen hoch, d. 1sten November 1811.

Geliebtester Freund!

Est ist in meinem Leben etwas recht Charakteristisches, dafs immer das geschieht, was ich gar nicht erwartete; sei es nun Böses oder Gutes, und dafs ich stets das zu thun gezwungen werde, was meinem eigentlichen tiefern Prinzip widerstrebt. — So glaubte ich mich auf immer der Justiz entschlagen zu haben, und Du siehst mich in diesem Augenblick von Akten hochumwallt, dekretiren, referiren und was weifs ich alles! — Nach Kircheisen's Verfügung soll ich bei dem Kammergericht sechs Monate umsonst arbeiten, um zu lernen, dafs es jetzt Werthstempel giebt u. s. w., indessen mufs ich rühmen, dafs ohne die mindeste Bemühung von meiner Seite mir dadurch eine merkliche Erleichterung Rück-

sichts meiner täglichen Subsistenz geschehen, dafs ich jetzt Urtelsgebühren erhalten werde. — Erst hier habe ich recht ausführlich erfahren, wie sehr Du, mein einziger, theuerster Freund, Dich bemüht hast, mir meinem Wunsche gemäfs, eine meiner Neigung entsprechende Stelle in irgend einem Ministerial-Büreau zu verschaffen, und nicht versichern darf ich es Dir wohl, wie tief im Innern ich Deine wahrhafte Freundschaft und Liebe fühle. — Dafs Deine Bemühungen keinen glücklichen Erfolg hatten, daran ist die feindliche *materia peccans* Schuld, die durch mein Leben schleicht, und recht verderblich schon manche frohe Hoffnung weggezehrt hat. — Mein Muth verläfst mich indessen nicht, bin ich auch wieder hingerathen, wo ich durchaus nicht hingewollt, so mufs ich doch gestehen, dafs seit der entsetzlichen Zeit von 1806 bis 1808, sich meine Lage merklich gebessert hat. — Ganz, in meinem Wesen und Thun recht feindselig vernichten könnte man mich aber, wenn man mich wieder in das mir verhafste Polen, nach Posen oder Kalisch schickte, indessen glaube ich wohl, dafs man auf meine dringenden Protestationen deshalb Rücksicht nehmen wird. — Mein lebhafter Wunsch ist nun zwar, in Berlin zu bleiben; das Schicksal eines Kammergericht Raths ist indessen wohl nicht beneidenswerth. Den Kircheisen deshalb angehen mag ich nicht, denn aufserdem, dafs er es für eine ganz besondere, nur durch blitzendes Justizbrillantfeuer zu erlangende Auszeichnung hält, bei dem Justiz-Garde-Normal Bataillon angestellt zu werden, so wird er auch glau-

ben, es sei mir nur darum zu thun, recht fleifsig in die Komödie zu gehen, u. s. w. Davon, dafs dem Freunde der Kunst, ich kann wohl in gerechtem Bezug auf mich sagen, dem Künstler, das Leben unter Freunden der Kunst, unter Künstlern in besondern Wohlbehagen manches leicht tragen läfst, dem er sonst erliegt, davon hat er wohl keine Idee. — Dafs ich ferner endlich nach wahrem Vagabondiren endlich einmal einen Port finden will, in dem ich nun bleibe, dafs bedenkt er auch nicht. — Genug! — für meine künftige Existenz ist mir in der That bange. — Könntest Du mir, bei Deinen vielfachen hiesigen Konnexionen vielleicht einen guten Rath geben, was ich für mein Hierbleiben thun soll und kann, so zeigst Du mir in dem verworrenen Buschwerk, in dem ich jetzt unsicher umhertappe, wenigstens einen Pfad! — Noch in diesem Augenblick nehme ich eine untergeordnetere Stelle, als die eines wirklichen Raths ist, mit einem auskömmlichen Gehalte, mit Freuden an, wiewohl ich bei der Justiz, ohne meinem Ehrgefühl wehe zu thun, nicht herabsteigen konnte. — Genug von diesen Odiosis! Die beiden ersten Tage, als ich in B. angekommen, lebte ich in der That wie in einem Freudentaumel. — Der herrliche Fouqué kam nämlich gerade von Nennhausen herein, und mit ihm lernte ich bei einem Mahl, das Hitzig angeordnet, Tieck, Franz Horn und Chamisso kennen. Denselben Abend hatte ich Gelegenheit, herrliche Stimmen vieles aus meiner Undine (die Oper, die Fouqué dichtete und ich componirte) recht brav vortragen zu hören, und wie ging mir das poetische

Leben wahrhaft auf, als Fouqué mir versicherte, nur erst in meiner Musik wären die fantastischen Gestalten — Undine — Kühleborn — recht lebendig ins Leben getreten. — Wahrscheinlich kommt, sobald nur der Graf Brühl als Intendant angekommen, Undine, jedoch nicht unter meinem Namen, auf das hiesige Theater, wenn ich dann als Ober-Landesgerichts-Rath nach Kalisch müßte! — —

Vielleicht hast Du schon etwas in meinen Fantasie Stücken geblättert, und es hat Dich manches angesprochen, noch habe ich den 3ten Band nicht erhalten, sobald er hier ist, sende ich ein sauberes Autor Exemplar, denn nichts ist billiger, als daß Du mich auf meiner schriftstellerischen Laufbahn immer im Auge behältst. Laß Dir ja für Dich und Deine Kinder zum wahren Ergötzen Peter Schlemihl's wundersame Geschichte von Chamisso kommen, das hat, wenigstens auf mich, besonders gewirkt. Dem unglücklichen Schlemihl hat der Teufel seinen Schatten abgekauft, und er geht nun schattenlos durch die Welt, u. s. w. Deiner lieben Frau und auch Deiner Tochter, der Sängerinn, empfehl mich sehr — bei der Sängerinn fällt mir ein, daß, wenn Du vielleicht Musikalien brauchst, so gieb mir doch den Auftrag, ich will alles pünktlich und treu besorgen. — Meine liebe Frau, der es in Berlin sehr gut gefällt, grüßt Dich und die Deinigen herzlich. — Behalte mich nur lieb, mein einzig treuster Freund.

Ewig der Deine

Hoffmann.

c.

Berlin, Taubenstrafse Nr. 31.
d. 18ten Julius 1815.

Mein geliebtester Freund!

Ich sende Dir eben den vierten und letzten Theil meiner Fantasie Stücke, mit dem herzlichen Wunsche, dafs Du manches darin finden mögest, was Dich erfreut und nach ernstem, auch wohl langweiligem Geschäft aufheitert. — Auf das innigste danke ich Dir auch für die mir so schnell übersandte Empfelung an Schuckmann, die ganz gewifs gewirkt haben würde, wenn die von mir gestellte Prämisse, nämlich dafs das Büreau vergröfsert werden sollte, zu der mich Nicolovius verleitet hatte, nicht falsch gewesen wäre. — Dem Himmel sei es gedankt, dafs ich Dir endlich einmal etwas Erfreuliches melden kann. Diederichs hat es dahin gebracht, dafs der Justizminister von seinem Prinzip abgegangen ist und mich, unerachtet ich Rath gewesen bin, in einem Büreau als Expedient anstellen will. Ich expedire wirklich schon seit drei Wochen für den in's Bad gereisten Justiz-Rath Rübiger und kann nach Diederich's Versicherung in wenigen Tagen dem Rescript entgegen sehen, dafs mich als Expedient mit 800 Thaler Gehalt, seit dem 1sten Juli zu beziehen, anstellt. Nur dieser, dieser bescheidene Posten ist meinen Wünschen gemäfs, denn:

1) Tauge ich nicht mehr zum Rath, weil ich zuviel vergessen und bei jeder Gelegenheit befürchten mufs, dafs in der Session, bin ich im ursprünglichen Gesetz auch völlig tatfest, doch ein Gedächtnifs

starker Kollege ein neueres Rescript, wie einen versteckten Dolch hervorzieht, und mich damit tödtet. —

2) Stehe ich sonderbarer Weise in der litterarischen und künstlerischen Welt jetzt so, dafs ich nicht aufhören kann zu schreiben und zu componiren. Zu beiden läfst mir der Expedienten Posten hinlänglichen Raum. Man bekommt die geringe Arbeit ins Haus gesendet, und darf niemals ins Büreau gehen. Ich rechne im Durchschnitt drei Stunden tägliche Arbeit, da ich fix im Styl bin. —

3) Darf ich als Expedient die ad 2 genannten Allotria treiben, die dem Rath verdacht werden. Mufs sich das Gute ereignen, so trifft alles zusammen, und so kam es denn auch, dafs, als ich die Gewifsheit der Anstellung erhielt, der Buchhändler Duncker mir für ein nicht zu starkes Manuscript 80 Friedrichsd'or zahlte*). Ich konnte ein gutes Logis beziehen, konnte mich nothdürftig einrichten, und habe noch zu leben, bis neue Gelder eingehen. — So siehst Du mich, mein theuerster, geliebtester Freund! nach so vielen Stürmen endlich im Hafen.

Ich kann es nicht läugnen, dafs ich gemüthliche Freunde hier um mich versammelt habe, indessen ist es ein eigenes Ding damit, wenn man zusammen so recht ins Leben getreten ist, und so wirst Du mir nimmer ersetzt. — Dafs Du nicht für das beengte

*) Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruder Medardus, eines Capuziners. Herausgegeben von dem Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier. 2 Thle. (2te Auflage). Berlin, 1827. Duncker und Humblot. 2 Thlr.

Leben in M. passest, ist mir klar, und ich sehe Deinen Aufenthalt dort nur für ein Opfer an, das Du der Nothwendigkeit, Deine Güter wenigstens einige Zeit hindurch noch im Auge zu haben, bringst. Du kommst gewiſs wieder hieher, und Gott sei es gelobt, daſs ich weiſs, wie keine Aenderung Deines öffentlichen Verhältnisses Deine Gesinnungen gegen mich zu ändern vermag. Du hast mir das genugsam bewiesen.

Was sagst Du zu den neusten Begebenheiten? — In welcher Glorie erscheint unser Vaterland! — Was waren das hier für herrliche Tage! — Die Einholung der beiden Couriere waren herrliche Volksfeste, recht bis ins Innerste hinein gefeiert! — An gemüthlichen Volkswitzen fehlt es nicht: Unter dem Brandenburger Thor blickte ein Junge zur Victoria herauf und rief: Nu kick man — kick man — Nu hest Du gut kicken. Und ein anderer erwiederte: Nu geiht det so fort, so hebben wir, ener acht Dage, den Düvel doolgeschlan. — Ergötzlich wird es Dir vielleicht sein, daſs der Aufsatz in den freimüthigen Blättern etc.: der Dey von Elba in Paris, von mir ist, so wie ich auch in die Spenersche Zeitung einrücken lieſs, daſs nach glaubwürdigen französischen Nachrichten derjenige Uebelgesinnte, der in der Schlacht von Mont St. Jean das den glorreichen französischen Waffen so verderbliche: „*sauve qui peut*" rief, derselbe Korporal war, der bei Leipzig zu früh die Brücke sprengte, und die Schlacht verlieren machte. — So werden Allotria getrieben! —

Erfreue mich, mein geliebtester Freund, bald mit einem Briefchen; meine Frau empfiehlt sich Dir und

der Deinigen sehr angelegentlich, so wie ich Deiner lieben herrlichen Frau und den Sängerinnen mich sehr — sehr zu empfehlen bitte. Ewig

der Deine

Hoffmann.

d.

Geschrieben im Februar oder März 1822.

In der Anlage die unterschriebenen Schreiben. Ich habe ziemlich gut geschlafen, nachdem ich eine Anwandelung von Ohnmacht überstanden. Vergiß nicht, mein theuerster, einziger Freund! mein ganzer Hort und Heil, dem Pückler zu sagen, daß ich gern streichen will. — Vielleicht läßt sich in diesem Wege die Sache am besten einlenken und ausgleichen. — Sage nur, der ganze Knarrpanti sollte heraus, wenns nicht anders wäre. — Noch immer sind die Sachen gut gegangen.

Ich bin noch sehr schwach.

Hoffmann.

Sophie Wilhelmine, Prinzessin von Baireuth
und
Philipp Adolph, Reichsgraf von Metternich-Winneburg und Beilstein.

Die Prinzessin Wilhelmine war die Tochter des Markgrafen George Friedrich Carl von Baireuth, geboren den 27sten Juli 1714, starb als Wittwe den 7ten September 1749, nachdem sie sich den 25sten Mai 1734 mit Carl Edgard, letzten Fürsten von Ostfriesland, vermählt hatte, der bereits den 25sten Mai 1744 starb. Ihr älterer Bruder, seit 1735 regierender Markgraf, Friedrich von Baireuth hatte sich 1731 mit Friedrich des Grofsen ältester Schwester, der Prinzessin Wilhelmine vermählt, von welcher die für die Zeitgeschichte, namentlich auch für den Hof von Baireuth so höchst interessanten Memoiren geschrieben sind.

Zum nähern Verständnifs der hier mitzutheilenden Briefe mufs zuvor über eine Begebenheit gesprochen werden, welche wenig oder vielleicht bis jetzt noch gar nicht bekannt geworden ist: nämlich die 1726 beabsichtigte Vermählung der Prinzessin mit Philipp

Adolph, Reichsgrafen von Metternich. Es scheint interessant, die dabei gepflogenen Verhandlungen dem Briefe der Prinzessin an Graf Metternich wörtlich folgen zu lassen, indem man dadurch ein merkwürdiges Bild erlangt, wie Verheirathungen dieser Art zu der damaligen Zeit eingeleitet und festgestellt wurden und mit welcher Genauigkeit, Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit über die Verhältnisse, selbst fürstlicher Personen, Auskunft gegeben werden mußte. Philipp Adolph Graf von Metternich war der Urgroßvater des Kaiserlich Oesterreichischen Staatskanzlers Fürsten von Metternich.

à Monsieur le comte de Metternich de Winneburg et Beilstein pp. à Oberlohme.

Den 28sten Februar.

Mein lieber Auserwehlter Englischer Adolph.

Meines lieben Engels sein Engels Portrait und heutiges Schreiben hatt mich ganz ausser mir vor Vergnügen gesetzet und weis ich nicht *expressions* genug zu finden, mich vor das liebe Bilt zu bedanken, noch meine Freudte genug zu exprimiren, über daßelbe und meines lieben Engels Adolphs seine Beständigkeit, wenn es mir Erlaubet und nicht zu frey ist, so embrassire meinen Engel mit wahrer Treue davor, nunmehr haben mein Hertzens Engels Adolph heute völlig das Endte an meiner Ewigen Treuen und Liebe gegen Ihnen gestifft, und wirdt

nichts mehr mich von Ihnen *separiren* oder gegen Ihnen *changiren* können, wenn es auch mein Leben kosten sollte, keine *tourment* und nichts solt mich von Ihnen bringen, weill Sie nichts als meine *person* haben wollen, so soll Ihnen Dieselbe auch werden, *coute qui coute*, Gott wirdt uns doch helffen, das wier vergnüg leben, und wirdt meine Liebe und Treue das was mir an Reichthum abgeht ersetzen, ich will mich auch gerne in allen *accommodiren* und nichts *prostituiren*, als meines Engels Hertz und liebe, damit aber meine Verwandten und andern nichts mehr sagen können, so Schreiben Sie mir wie Sie mir versprochen halt öffentlich und da benennen Sie alles wie Sie mich halten könen und auch wollen nach meinem Standt, so kann noch mehr auf der Vermählung dringen, meines Engels Adolphs Sein *secretair* hatt schlegte Antwort bekommen, mein *oncle* hat mir Ihre Briefe und Seine Antwort *communiciret*, wier kriegen keinen *consens*, Gott wirdt uns aber doch zusammenhelffen, in gantz bayreuth Spricht man Sie würden mich nun nicht verlangen, weill das Testamenth so schleglanten thätte, man freuet Sich recht darüber, und bin schon was rechts mith angehönet worden, wenn doch nur Gott gebe das die antwort halt von Wien käme, an Ihro Majestät Ihren beichtvatter habe geschrieben. Wenn der Brief etwann nicht nach Ihren *gout* so schreiben Sie mir einen andern vor, ich will gern alles thun was Sie haben wollen, und Sie mir gewahig *sure* das Sie meinen ich habe Ihnen nimmer lieb. Ach Jesus Engels Adolph, recht von Hertzen habe ich Sie lieb, be-

haben Sie mich nur allzeit lieb, es ist mir nur leidt wenn sie mich haben so werden Sie mich hernach nicht mehr leiden können, das were denn ein rechtes Unglück vor mich. das Sie Sich so klagen, und melten es fehlte Ihnen was wenn ich es wüste würde ich mich ungemein alteriren Ach Engel cariren Sie mirs um Gottes Willen nicht was Ihnen fehlet, Ach Herr Jesus was wäre das vor ein greuliches Unglück wenn Sie Stürben, bitte um Jesus Wunden, und unserer lieben Frau Willen, Sich ja wohl zu managiren und allen chagrin zu meiden, verabsäumen Sie Sich um Gottes Willen nicht sondern brauchen fleisig medicamenten vornehmlich aber tranquilisiren Sie Ihr Gemüth sonst kann keine medicin anschlagen der chagrin ist noch ärger als alle Krankheiten ich bleibe beständig Gott und unsre liebe Frau wirdt uns halt zusammen helffen behalten Sie mich nur lieb und lassen das Werk nimmer Ruhen, wenn wier nicht zu Ostern zusammen kommen so fürcht es gehet noch vielt Zeit drauff, promiren Sie es nur gewiß in Wien, nach bayreuth werden Sie wohl nach der Antworth von Hertzog nimmer mögen. Hasselwitz ist ein gutter Freund das zeugnis nun Ich ihm selbst geben, es ist aber nichts zu thun wier kriegen den consens nimmermehr wo nicht etwann die Kayserliche intercession noch darzu hilfft, es ist aber das Sie doch nicht wolten meine Verwandten so dächte Ihr Majestät der Kayser könnte uns doch durch commissiones zusammenhelffen, und alle Verhinderung verwehren, ein wegen das wier ohne consens zusammenkommen nun getroffen werden, den Ihren

Willen giebt meine Mutter und die Königin, nimmermehr in die Heyrath, ich wölte wier wären beysammen es würdt mir sonst noch übel gehen, verlassen Sie mich aber nur nicht so will alles gerne leidten und beständig bleiben, ich habe meinen Adolph von Hertzen lieb, und hab Ihn nicht wie man mir Schuld giebt vergessen das Engels Bilt, es freud mich gar zu sehr, daneke Ihnen tausendt mahl davor, es sichet Ihnen sehr gleich, die Antworth auf diesen Brief Schicken Sie wiedter an die Verwaltern, hernach aber schreiben Sie mir einmahl durch den Hufsaren Lieutenant, der geschlechts Nahme heist, de Pela. das mir mein Engel so viell Schreiben ist mir eine *consolation* und dürffen Sich nicht *excusiren* wegen der Dintenflecken mit mir dörffen Sie keine *façon* und *complimenten* mehr machen sonst glaube Sie haben mich nicht recht lieb, der *pussetems* glaube hatt mich schreiben und mir sagen wollen ich sollte Ihnen beständig bleiben darum hatt Er die Feder auf den Brief geworffen, es freuth mich das Er noch so in gnadt, und Ihnen *divertirt*, mein Sauber der kleine Schwartze ist mir auch ein rechtes *Divertisement*, ist ein närrisch Hindge, Diane wirdt halt sterben, die arme närren ist immer krank, ich bin in den Hunds *discour* gerathen das darüber gantz *confus* in meinem Schreiben bin, mit unsern Testamenth siehest sehr *confus* aus der Herr Margraff willes nicht *passiren* lassen, wenn Ihnen nur eine Stundte sprechen solte, es läst sich nicht alles Schreiben es *passiren* viell *intriguen* in der Welt, *enfin* wenn Ihnen nur halt hätte so were in allen

zufriedten, die *Absolution* von pater Lutze ist mir eine rechte *consolation* der Zettel siehet aber halt wie *poßier* seine Handt, Sie Schreiben ich schreibe nichts als immer von *Abstragiren* und *quittiren*, man redt mir Eben nichts anderes beständtig vor, wenn Sie wiedter wollen gesundt werden So willes nimmer so schreiben sondtern nur das Ihnen liebe, und beständtig bin. Schreiben Sie mir doch um Gottes Willen was Ihnen Schadt, ich bin bis in Todt *en peine* über Ihr Krankseyn, ich bin Gottlob bey allen *chagrin* ziemlich wohl, das macht die Hoffnung das Ihnen halt Erlangen werdte, ich träume auch beständtig von meinen Engel das Sie bey mir wären, bitte nochmahls mit lieb zu behalten, ich lebe und Sterbe

Meines lieben Engels Adolphs

Ewig Getreue

Wilhelmine.

Schicken Sie den Cimbeck nimmer sondern nur einen gemeinen Boten zu fuß, nach entmannsberg die Frau fürcht es mögte was verrathen sönet werden, *poblier* grüße ich, und *passetems* auch, das.

b.

Graf von Metternich an den Hofkammerrath Wilden.

Egrr, d. 23sten Juli 1736.

Obzwar gantz sicher gehoffet von der Ehre zu proßtiren Ew. Wohlgeboren annoch vor Dero Abreise bei mir zu sehen um das höchst benöthigte in Meiner Angelegenheit mit Denenselben zu verabre-

den, so habe jedoch dieses Glücks mich nicht wegen allzufrühzeitiger Dero Abreise theilhaftig machen können, dahero mich genöthigt befunden hiermit durch gegenwärtigen Expressen schriftlich an Ew. Wohlgeboren zu gelangen bittend bei Ihro hoch fürstliche Durchlaucht dem Herrn Markgrafen die Sache dahin zu determiniren, damit an den Herrn Hauptmann Müssel eine kleine schriftliche Ordre ausgefertiget werden möge, um damit bei diesen so hart darauf persistirenden alle widrige Einwendungen fernerhin *in totum* gehoben, und ich in den bereits so lang sehnlichst erwünschten *entrevue* nicht länger *suspendiret*, sondern Mir erlaubt sein möge, Ihre durchlauchtige Prinzessin persönlich gehorsamst aufzuwarten, und Dieselbe in Dero so harten Einsamkeit einigermafsen zu *consoliren*, mit Vollziehung der *Copulation*, und der dessentwegen zu bestimmenden *Zeit* unterwerfe Mich *exposé* mit aller Unterthänigkeit dem hohen Willen und Gebot Ihro hochfürstlichen Durchlaucht des Herrn Markgrafens, zumahlen ohnedem vorhero im Reich persönlich die Veranstaltung machen und alles dahin *dirigiren* muſs, damit bei Ihro durchlauchtigen Prinzessin dahinkunfft es alles vollständig zu Dero gröſsern Ehre und vollkommen *Satisfaction* gereichen möge; anbei denn Mein Ansuchen (um die behörige ordre an den Herrn Hauptmann Müssel zu *effectuiren*) nachmahlen *respective* zugleich aber auch durch Ueberbringer dessen die versicherte und erwünschte Nachricht an mich zu überschreiben, auch bitte zumahlen die Madame Bienhartin *in totum* gewonnen, und von derselben das Mindeste nicht zu

befürchten stehet, und versichere, dafs vor das mir hierdurch erzeigte allerhöchste Vergnügen niemahlen ermangeln werde, in der That zu zeigen, wie ich seyn.

Ew. Wohlgeboren meines hochgeehrtesten Herrn

Hofkammerraths pp.

P. S. *en particulair* oder Vertrauen und verlasse Mich in Meiner ganzen Angelegenheit und dessentwegen von mir erwünschten glücklichen *effect tres ferme* auf Ew. Wohlgeboren, und versichre hiermit krafft Meiner *Cavallier Parole*, sobald das Werk vollendet, und zu völligen Stand gebracht sein wird, Mich mit fünfhundert *species* Dukaten *recognition* baar einzustellen; dieses habe dessentwegen *aparté* beigelegt, damit auf Erforderung Ew. Wohlgeboren diesen Brief an Ihro hochfürstliche Durchlaucht vorzeigen, und dieses beibehalten können.

Verhandlungen

über die beabsichtigte Heirath zwischen Graf Pet. Adolph von Metternich mit der Prinzessin Wilhelmine von Bayreuth.

A.

Der Herr Graf von Metternich wolle unbeschwert zu Seiner eigenen *Satisfaction in margine* hierbei anzumerken belieben, was es um nachfolgende von Demselben angegebene Umstände für eigentliche Bewandnifs habe.

1) Ob Ihm, den Herrn Grafen, zum *succes* Seines Vorhabens mit der Prinzessin Wilhelmine, durch den Geheimrath von Benckendorf, Hofrath

von Ziegesar, und Hofkammerrath Wilden, nicht nur seit vielen Monaten Hoffnung gemacht, und solche von Zeit zu Zeit unterhalten, sondern Er auch

2) des Herrn Markgrafens höchstfürstliche Durchlaucht völliger Zufriedenheit von dem Geheimrath von Beuckendorf, noch kürzlich, da dieser eine *tour* nach seinem Gute Schlottenhof gethan, versichert worden; Wie dann

3) der Geheimrath von Beuckendorf gleich zu dem ersten Vertrage, der ihm von der Sache durch den Fürst Lobkowizisch Ober Amtmann Löblein, geschehen, sich ganz *facil* und *prompt* bezeiget; mit ihm

4) sogleich über der Prinzessin künftiges *Entretien* und seinen Zustand, und was mit seinen des Grafen Kindern Ersterer Ehe alsdann zu thun wäre, in Unterredung getreten; die *Affaire*

5) durch fortwährende *Correspondence*, davon Er die Briefe noch aufzuweisen hätte, in Bewegung erhalten; dergestalt

6) nur allein der von Grünberg deshalb wohl 5 mahl in Bayreuth gewesen; ja es wäre

7) diese Angelegenheit von Bayreuth aus so viel, wo nicht mehreres, denn von Seiner Seite, fortgesetzt und getrieben worden; Auser dem Er, der Herr Graf,

8) schon vor einem halben Jahre nach seinen Gütern am Rheinstrohme abgereiset sein würde; dahingegen Er

9) voritzo von dieser *Affaire* wohl 30000 fl. Schaden und Kosten allbereits rechnen könnte; es läge solchem nach

10) dermalen nur an Ihrer Majestät der Königin allergnädigste *Approbation*; demzumahlen Ihn

11) der Geheimrath von Benckendorff bei der letztern *entrevue* den Anschlag gegeben, dafs Er, der Herr Graf Sich zu allerhöchstgedachter Ihrer Königlichen Majestät ins Carlsbad, und zwar bei Ausgang der *Cur*, damit Dieselbe Sich nicht vorher darüber *alteriren*, verfügen, und Dero allergnädigste Einstimmung auszuwirken trachten möchte; wie es sich denn vielleicht schicken würde, dafs Er, Geheimrath von Benckendorff selbst nach dem Carlsbad käme, und das *dessein* unterstützen und zur Endschaft bringen könnte.

Darneben die Briefe und andere Nachrichten, so Er darüber in Händen hat, entweder *originaliter*, oder in *rubrizirten* Abschriften mit beifügen, Sintemahl Ihre hochfürstliche Durchlaucht von allen diesen *tractaten* nichts wissen, weniger jemals Dero *Consens* zu der *intendirten Mariage* gegeben, hingegen aber gnädigst gemeinet sind, dem Herrn Grafen auf Begehren von Dero hierbei *interessirten Minister*, Räthen und Dienern alle beliebige *Satisfaction* zu verschaffen.

Bayreuth den 25. *Octobris* 1726.

Marg Gräfl. Brandenburg-Culmbachs. Geheime Kanzley allda.

Ad Mandatum Sui.

Sr. hochfürstlichen Durchlaucht bestallter Ober Schenk, Obrister bei der *Grenadier-Guarde* und *Commendant* der Festung Plassenburg

C. W. Gravem Beute.

B.

Auf höfliches Ansuchen Sr. hochgräflichen Excellenz, des hochgebornen Herrn Philipp Adolph des heil. Röm. Reichs Grafen von Metternich-Winneburg und Beilstein, Herr der Herrschaften Königswarth, Nauheim, Gaulsheim, Spurkenburg und Pousseur, Chur Mainzischen Erb Cammerern, und Chur Trierischen wirklichen Geheimen Rath, und Ober-Amtmann, habe

Ich Endes Benannter den gewesenen Chur Bayrischen Dragoner Fändrich, Herrn Georg Adam Ignati von Metzberg nach Bayreuth abgeschickt, um sich daselbst gehörigen Orts zu informiren, ob man bei dasigen durchlauchtigsten hochfürstlichen Hause nicht gemeinet sei, die durchlauchtigste Prinzessin Einen sichern Reichsgrafen, jedoch ohne damalige Benennung Dero hohen Namen und Stammes vermählen zu lassen, zu dem Ende sich obgenannter von Metzberg bei dasigem Landschaftsrath, Herrn Röfslern, immaßen er ansonsten Niemand in Bayreuth bekannt war, insinuiret, und seine von mir obgehabte *Commission zu confidence* entdecket, mit Bitte dieses gehörigen höchsten Orts bekannt zu machen, und von dem Erfolg Ihm zu seiner Direction die unbeschwert beliebte Antwort zu geben. Woranf erstgedachter Herr Landschaftsrath Röfsler sich sogleich zu dem hochfürstlich Markgräfl. Geheimen Rath, und Referendarius, Herrn von Wild, verfüget, und demselben gedachten Vortrag hinterbracht, der sich sodann ohne Anstand zu Sr. hochfürstl. Durchlaucht, dem Herrn Markgrafen daselbst begeben, und mir bei dessen Zurückkunft durch Herrn Röfslern die versicherte

Nachricht geben lassen, dafs nach zwei Tagen einige gewisse Cavalliers nach Göptmannsbühl abgeordnet, und *in causa Principali puncto* dieses Herrn Grafens das Mehrere deswegen vernehmen sollten. Zu dem Ende ich Oberamtmann mich um gleiche Zeit, als den 8ten December *anni praeteriti* daselbst einzufinden belieben lassen möchte. Und wie Ich nun auf diese erhaltene *Ordre in Termino* zu Göptmannsbühl mich eingefunden, also ist auch darauf andern Tages früher der Herr Geheimrath von Beuckendorff allein in seinem Schlofs daselbst angelangt, welchen dann sogleich durch Herr von Metzberg zu seiner Ankunft gratuliren, und denselben *in negotio* nete meine Aufwartung zu machen, um die gelegenliche Zeit ersuchen lassen, worauf dann derselbe nicht allein durch seinen Laquey mich höflich gegen complimentiren, sondern auch, dafs ihm jederzeit durch meine Dahinkunft eine besondere Ehre geschehen würde, wissen lassen; demzufolge habe ich mich in Dero Schlofs verfüget, woselbst mir Wohlgeborner Geheimrath von Beuckendorff bis in den Schlofshof entgegen gegangen, und nach beiderseitig observirten Ceremoniel in Dero Oberes Zimmer geführet, und nachdem wir uns beiderseits niedergelassen, habe ich im Namen hocherwähnter Sr. hochgräflichen Excellenz nicht nur den Vortrag *puncto* der mit der durchlauchtigsten Prinzessin intendirenden Marisge gethan, sondern auch dafs aus dieser hohen Familie verschiedene Churfürsten und Fürsten, sodann vornehme Kaiserliche Generale und Obersten entsprossen, nebst dem auch Sr. Excellenz mit den beiden

Immediaten Reichsgrafschaften Winnenburg und Beilstein, von deren Jeden Sie *votum et sessionem Imperii* hätten, nebst andern ansehnlichen Herrschaften und Landes Gütern von Gott gesegnet seyn, welche allerdings *sufficient*, die durchlauchtigste Prinzessin nebst dem erforderlichen Staat vergnüglich zu unterhalten: *Ad quod* Herr von Benckendorff, ob dem Herrn Grafen bekannt, dafs die Prinzessin ein wenig ausgewachsene Schultern habe, *Ad quod ego*, Ja. *Item*, ob dem Herrn Grafen bekannt, dafs die Prinzessin unglücklich gewesen sey; *Ad quod ego similiter*, Ja. Ferner ob Herr Graf durch diese *Mariage* grofse Gelder suche; *Ad quod ego*, Nein, sondern Se. hochgräfliche Exellenz schätzten sich es lediglich vor eine *special* hohe Gnade, mit diesem hochfürstlichen Hause allirt zu werden, und würden das Uebrige bei erfolgenden gnädigsten *Fiat* S. hochfürstlichen Durchlaucht zu selbst gnädigsten Belieben anheim geben, und sich in allen Dero gnädigsten *intention submittiren*; *Ad quod* Herr von Benckendorff, Er wolle dieses alles Sr. hochfürstlichen Durchlaucht treulich referiren, und von der ausfallenden gnädigsten Resolution mir demnächst *parte* geben. Was nun hierauf mehr hochfürstliche Durchlaucht gnädigst *resolviret* haben sollen, ein solches zeiget die *vidimirte* Beilage *de dato* Bayreuth vom 17ten December *anni elapsi* des mehreren: wovon auch auf jedesmaliges Verlangen das wahre *Originale ad statum videndi et legendi* angeschickt werden kann: zu dem Ende dann auch obbesagter Herr von Benckendorff zufolge des erlassenen *Original* Schreibens

vom 5ten Januar *anni instantis*, den 15ten *dicti* mit seiner Frau Gemahlin, und Herrn Hofrath Ziegesar in dem hochgräflichen Schloss Königswarth angekommen, andern Tages, Morgens, als Herr von Benckendorff mit erstbemeldeten Hofrath in Beisein des Herrn von Grünbergs zu mir Ober Amtmann von Lieblein in mein Zimmer gekommen, hab ich nicht allein meinen zu Göpmannsbühl *meine Excellentissimi per longum et latum* gethanenen Vortrag *remonstrando* wiederhohlet, sondern auch diese hochwichtige *affaire* zu einem schleunigen glücklichsten Ausgang *de meliori recommandiret*. Nach welchem dann Herr von Benckendorff *repliciret*, wie man *Primo* die *Princessin ratione dotis*, sicher zu stellen vermeinte, und weil damals eben Se. hochgräfliche Exellenz unpäfslich waren, ist Herr von Grünberg zu demselben mit dieser *Proposition* abgeschickt worden, und *stante pede* zurückgebracht mit der hochgräflichen Herrschaft Nauheim: nach welchem *pro secundo* Herr von Benckendorff weiter fortgefahren: wo der *Princessin Domicillium* sein sollte, *Ad quod ego*, Dero *meublirter* Hoff zu Coblenz, welchen Sr. hochgräfl. Exellenz jederzeit zu bewohnen pflegten, und endlich *pro Tertio*, was man vor einen Staat für die Princessin formiren wollte, welches ich Ober Amtmann zu selbstiger Ueberlegung und weiterer *Disposition* Herrn von Benckendorff anheimgestellt habe: hierauf derselbe geantwortet: Er müsse bestehen in einem *Cavalier*, 2 Pagen, und einer Gesellschafts *Dame*, das übrige werden Ihro Exellenz von selbsten weiter zu *reguliren* wissen, wie denn hochge-

dachte Derselbe mit dem Ihro aufhabende *Chargen* zu quittiren, sich belieben lassen müssen, worauf man dann geantwortet, dafs mehr Hocherregte Sr. hochgräflichen Exellenz um so weniger Bedenken tragen würden, diesen und noch mehreren Staat zu bewilligen, als Sie Dero vorherig-glorwürdig verstorbenen Frauen Gemahlin eben diese angeführte Bedienung gehalten hätten, wie Sie sich denn auch nach erfolgenden glücklichen *success* in Quittirung Ihriger *Chargen* in balden *resolviren* würden. Nach diesem Verlauf hat Herr von Benckendorff *pro Quarto* weiter hierauf beigetruckt, dafs Se. Exellenz gleichgemeldetermafsen vielleicht ein grofses Stück Geld sucheten, welches man aber dermalen von Seiten hochfürstlicher Durchlaucht nicht bey Handen hätte, wohl aber würde der Princessin gewöhnlichermafsen von dem Lande eine Vermählungssteuer so bis 40000 Rthlr. betragen dürfte, nebst einer fürstlichen Ausfertigung zugeleget werden, ohne was Ihr noch künftighin nach dem Tode Dero hochfürstlichen Eltern (welche jedoch der liebe Gott noch viele Jahre in allen hohen Wohlsein erhalten wolle) zufallen möchte, nämlich nur allein zwei silberne und ein vergoldetes *service*, nebst vielen andern verschiedenen *Pretiosen* Effekten, dann an *Allodial* Gütern bis 300000 Gulden, wegen welcher die Princessin jedoch mit Ihren Herrn Vettern einen *Disput* haben könnte, welchen man aber hierauf geantwortet, dafs man denen *Prioribus inhaerire*, und sich vollständig dem hohen Willen und der Gnade Sr. hochfürstlichen Durchlaucht unterwürfig mache, und hierin nicht das

Mindeste nicht vorschreiben wolle; wogegen Herr von Benckendorff bei solchen Umständen schliefslich meldete, dafs kein besseres *expediens* vorhanden sei, als dafs Sr. hochfürstlichen Durchlaucht sich in Dero angelegenes Ober Amt Himmel Cron zu verfügen geruhten und daselbst alles unter der Hand mit Sr. Excellenz verabreden möchten, bei welchem Verlafs es auch damals verblieben und in der zuversichtlichen Hoffnung sich also diese *Affaire* geendiget. Welches denn der Wahrheit zur Steuer nicht allein durch meine eigene Handes Unterschrift und beigedruckten Siegel *verificiren*, sondern auch diese meine wahre *Deposition in omnem Eventum* von der ganzen Welt *et quidem coram judicio quocunque jurato* zu verfechten mich offeriren thue.

Neustadt an der Waldnab den 17ten December 1710.

Sr. hochfürstlichen Durchlaucht des Herzogs von Sagann, und Fürsten von Lobkowitz über Dero gefürsteten Reichsgrafschaft Sternstein in der Pfaltz, denn deren Herrschaften Waldthurn und Waldheim Verordneter Rath und Ober Amtmann

L. S. Christoph Conrad de Liehlein.

Jean Baptiste Louis Gresset.

Friedrich der Grofse hatte den Marquis d'Argens bei dessen Aufenthalte in Frankreich 1747 ersucht, sich für ihn nach einem litterarischen Gesellschafter umzusehen, vielleicht auch zu versuchen, ob Gresset, mit welchem Friedrich schon als Kronprinz in brieflicher Verbindung gestanden, nach Sans-Souci zu kommen geneigt sein möchte. d'Argens antwortete darauf den 5ten September 1747 aus Paris: Gresset lebe in viel zu angenehmen Verhältnissen und sei in Paris aus mehrfachen Gründen so gefesselt, dafs an seine Erwerbung nicht zu denken sei*). Von Gresset's hier folgendem interessanten Schreiben vom 26. September, und zwar aus Amiens datirt, in welcher Stadt er sich auch sehr bald darauf ganz niederliefs, ist in d'Argens' vorhandenen Briefen an den König durchaus nicht die Rede; auch ist nirgends eine Spur zu finden, dafs Friedrich sich für die ihm angebotene Komödie „le méchant" bedankt habe.

*) Preufs, Friedrich der Grofse mit seinen Verwandten und Freunden. gr. 8. Berlin, 1838. S. 129.

Nach unserm Briefe zu urtheilen, scheint also d'Argens wohl aus Eifersucht auf Gresset's Geist und Liebenswürdigkeit dem Könige über die Verhältnisse des Dichters nicht das Wahre berichtet zu haben. —

An den Marquis d'Argens.

A Amiens, ce 26. Septembre 1747.

Permettez moi, Monsieur, de venir vous importuner et vous demander une grace, dont je vous aurai une obligation infinie. Je cherche à remédier par toutes les voïes possibles au travestissement sous lequel l'impudence et la friponnerie des imprimeurs m'ont fait courir le monde jusqu'à présent: on me mande d'Amsterdam qu'on m'y barbouille encor actuellement, et que c'est à la réquisition de plusieurs libraires d'Allemagne qu'on va joindre cette mauvaise édition à toutes les précédentes que je désavoue également; vous êtes à portée, Monsieur, de me sauver le cours qu'elle pourroit avoir en Allemagne si vous voulez bien faire insérer dans les journaux de Berlin et de Leipsig la lettre imprimée que j'ai l'honneur de vous envoyer, je vous devrai un service eſsentiel et toute ma reconnoiſsance; je voudrois de tout mon coeur trouver l'occasion de vous la prouver, et pouvoir vous être bon à quelque chose à Paris, je serai toujours à vos ordres. Me permettrez-vous aussi, Monsieur, de vous confier mes craintes et mes espérances sur la plus chère et la plus flatteuse de toutes mes pensées? Suis-je assez heu-

reux pour que Sa Majesté le Roy de Prusse daigne encor m'honorer de la protection et des bontés dont ses lettres m'ont flatté? je n'ai point osé depuis longtemps importuner Sa Majesté par les miennes

Quis posset dignum pollenti pectore carmen
Condere pro rerum majestate?

Si vous vouliez bien, Monsieur, renouveller mes très-humbles hommages au Roy et touts les sentiments de mon respect et de mon admiration, vous pourriez m'instruire s'il me sera permis d'envoïer à Sa Majesté la comédie que j'ai donnée cette année au théatre, et qui ne sera imprimée que quand on la redonnera cet hiver; touts les arts et touts les talents doivent au Maitre au Génie qui les éclaire, leur tribut et leur hommage, hommage également au dessus de l'inutile fiction et de la basse flatterie.

Ce culte servile et frivole
que l'adulation rend aux titres, aux rangs,
deshonore à la fois l'usage des talents
et le sacrifice et l'Idole;
que de Rois chantés dans leur temps
par les vils flagorneurs et leur petite gloire,
et bientôt disparus avec leurs complaisants
et leurs autels et leur mémoire!
Pour qui la verité brûle t'elle l'encens?
quel est l'heureux Tribut qu'avoüeront touts les ages?
C'est celuy des etres pensants,
offert au Monarque des Sages.

Si vous jugez ces vers dignes d'un instant d'attention, aïez la bonté, Monsieur, de les montrer à Sa Majesté et de m'apprendre s'ils ont eu la gloire de lui plaire.

Il y a déjà quelque temps que Mde. la duchesse

de Chaulnes m'a chargé de la lettre que vous trouverez ici; je n'ai pû la faire partir que fort longtemps après sa datte, vû que je ne fais que de reçevoir cette lettre imprimée que je recommande à vos bontés; je vous réitére, Monsieur, touts mes remercîments et toutes mes excuses de la peine que je vous donne. Disposez entiérement de mes services et de la reconnoissance. Je suis charmé d'avoir cette occasion de vous renouveller les témoignages de mon estime la plus distinguée, et les regrets que je partage avec ma patrie sur vôtre éloignement. J'ay l'honneur d'etre avec une parfaitte considération

Monsieur

Votre très humble et très obéissant serviteur

Gresset.

Johann Christoph Gottsched.

Ist der nachtheilige Einfluſs, welchen Gottsched's Geschmacklosigkeit, Flachheit und Philisterthum auf Litteratur und Kunst ausgeübt, auch zur Genüge bekannt, so weiſs man doch weniger von den Intriguen und Machinationen, welche er spielte, um Groſses und Treffliches herabzuwürdigen, und man kennt die Mittel nicht, die er zur Erreichung solcher Zwecke anwendete. Der nachfolgende Brief giebt uns von diesen Bestrebungen ein recht klares und offenes Bild und zugleich sein Urtheil über Homer und Milton, welche er „Ungeheuer" und „schwülstig" nennt, deren „blinde Anhänger verächtlich gemacht werden müſsten."

An Daniel Stoppe.

Leipzig, d. 13ten August 1743.

Hochedler und Hochgelahrter
Insonders hochzuehrender Herr Rector,
Werther Gönner und Freund,

Ich kann nicht umhin nach einer so langen Un-

terbrechung unsers Briefwechsels, daran theils meine hiesigen vielen öffentlichen und Privatgeschäfte, theils auch seit ein paar Jahren die dringende Arbeit mit der Aufsicht über das grofse Baylische Wörterbuch schuld gewesen, denselben wiederum zu erneuern, und Eure Hochedlen zu versichern, dafs ich auch in dieser Zeit meines Stillschweigens niemals unterlassen habe ein treuer Freund Denenselben zu seyn, und Dero Verdienste um unsere Dichtkunst und Muttersprache allemal gebührend zu erkennen. Wäre ich von den letztern nicht schon vorlängst überzeuget gewesen, so würden mich Dero schöne Fabeln nicht eine Stunde mehr im Zweifel lafsen, dafs Deutschland an Ew. Hochedlen einen Dichter besitzet, der ihm Ehre macht, und durch dieses Werk bey seinen Landsleuten mehr Nutzen schaffet, als alle Franzosen in dieser Art der Poesie bey sich und uns geschafft haben. Dieses habe ich noch unlängst in Dresden erfahren, da ich mich wegen des allgemeinen Land-Tages als Abgeordneter unserer hohen Schule fünf bis sechs Wochen daselbst aufhalten müssen. Ich konnte nicht umhin allemal, wenn man mich um Schriftsteller fragte, die man der Jugend und dem Frauenzimmer mit Nutzen und Vergnügen zum Durchlesen in die Hände geben sollte, Ew. Hochedlen Fabeln vor allen andern zu nennen; und selbige ihrer Unschädlichkeit und reinen Sittenlehre wegen allen andern vorzuziehen, was unsere Poeten in diesem Theile der Dichtkunst noch geliefert haben. Ich habe auch mit Vergnügen gesehen, dafs mein Vorschlag allenthalben vielen Beyfall gefunden, sobald man mit

diesem schönen Werke näher bekannt geworden. Hierbey aber kann ich Ew. Hochedlen nicht bergen, dafs ich mir auch bereits wegen dieser Dero Fabeln Feinde zugezogen. Ich weis nicht ob Dieselben die Recension gelesen haben, welche ich davon in das zwei und zwanzigste Stück meiner critischen Beyträge eingerückt, und wo dieses Werk mit den Hamburger Fabeln und Erzählungen zusammengehalten, von beyden aber ein sehr unpartheyisches Urtheil gefällt, und von Dero Arbeit ehe zu wenig als zu viel Gutes gesagt worden. Dieses hat nur ein Paar mürrischen Criticos in Zürch, die nach dem Exempel ihrer Nachbarn der Franzosen, sich zu Erbfeinden des oberdeutschen Geschmackes und aller sächsischen und schlesischen Dichter aufgeworfen, bewogen, mir in einem französischen Journal den Herrn von Hagedorn, als den Verfasser der Erzählungen, auf den Hals zu hetzen, und es ihm gleichsam für eine Schande auszulegen, dafs seine Poesie mit Ew. Hochedlen Arbeit in eine Classe gesetzet worden. Nun halte ich zwar den Herrn von Hagedorn für viel zu vernünftig als dafs er nicht die Bosheit dieser Leute und ihre Begierde mir nur einen Feind aufzubringen, der wegen seiner edlen Schreibart vielen Beyfall findet, einsehen und mich und mein Verfahren freysprechen sollte. Allein den fürwitzigen Schweizern sollte man wohl auf die Finger klopfen, und zwar weis ich eine Art die ihnen sehr wehe thun wird, wozu aber niemand so gut als Euro Hochedlen fähig ist. Sie werden es unfehlbar wissen, dafs diese zween Helvetier an der Uebersetzung des ungeheuern

Miltons ein sehr liebes Kind zur Welt gebracht, daran sie eine grofse Freude haben, ungeachtet alle Deutschen die verstellten Züge desselben, trotz der Affenliebe der zween Väter dazu, deutlich sehen. Da man nun bisher mit allem ernsthaften und ordentlichen Verfahren wider sie nichts ausrichten können, sondern sie dabey bleiben, unsern Deutschen den Miltonschen Schwulst anstatt des kaum vertriebenen marinischen, durchaus aufzudringen; so fehlt es uns nur an jemandem, der die Fähigkeit hat, *les Rieurs de son coté* zu bringen und der ihnen ihren lieben Milton lächerlich mache. Wie wäre es nun, wenn Ew. Hochedlen ein Stück aus diesem Gedichte vornehmen, und es nach Art des Scarronischen *Virgile travesti* in diejenige scherzhafte und lustige Schreibart einkleideten, die in Dero Fabeln eine so angenehme Wirkung thut? Es müfste erzlustig zu lesen seyn, wenn Sie etwa das Stück nähmen, wo die Teufel in der Hölle mit einander zu Rathe gehen, wie sie den Erzengel Michael und sein Heer bestürmen wollten, und dieses auf gut jenensisch vortrügen, etwa z. E. von Fenster einschmeissen, von Renomisten, von Wetzen und peroat redeten, wenn sie etwa dem Adam nachsagten, dafs er immer in Doctor Luther's Hauspostille läse, denn Ew. Hochedlen wissen es ohne mein Erinnern wohl, dafs Scarron's gröfste Schönheit eben darinnen besteht, dafs er alle alte und neue Sachen, Erfindungen und Moden unter einander menget, der Juno z. E. ein Paternoster umhänget, und den Jupiter in Staatsperücken und steifen Westen von parisischen

Stoffen aufführet. Auch die Stelle im Milton, wo Adam und Eva zuerst mit einander zu Bette gehen, ist jetzund im Original, für einen, der nicht der Uebersetzer selbst ist, so lustig, dafs ich nichts würdigeres finde in die scarronische Art umgekleidet zu werden. Eure Hochedlen erwählen nun diese oder jene Stelle oder beyde zugleich, so wird es doch wohl nöthig seyn eine theologische Behutsamkeit zu gebrauchen, und sowohl Gott selbst als auch andere Sachen zu verschonen, die gar zu sehr in das Systema der Religion einschlagen. Est ist genug dafs nur die Teufel lächerlich werden, um auch ihren blinden Homer, und dessen blinde Anhänger verächtlich zu machen. — Entschliefsen sich Ew. Hochedlen nur aus Liebe zu ihrem Vaterlande und zur deutschen Freyheit, die im Denken selbst allen auswärtigen Zwang abschütteln mufs, so wie sie es in politischen Sachen zeither durch die glorreichen Waffen eines deutschen Friederichs und einer deutschen Maria ziemlich glücklich bewiesen hat. Vor Druck, Verleger und eine Erkenntlichkeit lassen Sie mich nur sorgen. Ich wünsche nächstens einen Anfang zur Gewährung meiner Bitte zu empfangen, und verharre mit aller Ergebenheit und Hochachtung

Eures Hochedlen

Meines Hochzuehrenden Herren

Rectoris

Dienstergebenster und

gehorsamster

Diener

Gottsched.

Wenn die schweizerische Uebersetzung Milton's in E. H. Händen nicht seyn sollte, so kann ich ehestens damit aufwarten. Es müfste aber NB. die Art von Versen in der neuen scarronischen Umschreibung nur die altväterische Art der Knittelverse seyn, bald so, wie sie Hans Sachse gemacht alle von vier Füfsen und mit gewissen Freyheiten.

Friedrich Heinrich Jacobi.

II.

An die Vossische Buchhandlung in Berlin.

Pempelfort bei Düsseldorf d. 17ten December 1793.

Hochedelgeborner,
Hochzuverehrender Herr!

Ich habe mit Lessingen nur wenige Briefe gewechselt. Alle, den Ersten ausgenommen, mit dem er mir seinen Nathan schickte, und der nur aus wenigen Zeilen bestand, sind Antworten, oder fordern Antwort auf eine Weise, die es unmöglich macht sie allein erscheinen zu lassen. Ich müßte also, wenn Sie es auch verlangen, meine Briefe dazu geben. Hieran verhindern mich aber Gründe von mehr als einer Art. Sie werden mich zum Theil errathen können, wenn Sie die zwey Lessingischen Briefe, die ich S. 7 und S. 58 meiner Schrift über Spinoza, zweite Ausgabe eingerückt habe, ansehen wollen. Es sollte mich wundern, wenn nicht auch andere Freunde Lessing's, z. B. Reimarus und seine Schwester, die

wirklich einen Schatz Lefsingscher Briefe besitzen, sich in einem ähnlichen Falle mit mir befänden. Doch finden sich unter einer solchen Menge Briefe leicht einige, die man dem Publico Preis geben kann, wenn man nicht noch andere Gründe der Weigerung hat. Ich habe im Jahr 89 mit Reimarus und seiner Schwester über diesen Gegenstand ausführlich gesprochen, und ihre Gedanken ganz übereinstimmend mit den meinigen gefunden.

Gern habe ich mich bey Ew. HochEdelgeboren von allem Verdacht der Ungefälligkeit reinigen wollen, und wünsche Gelegenheit zu erhalten mich durch wirkliche Dienste noch besser in der Zukunft darvon zu reinigen. In dieser Absicht besonders empfehle ich mich Ihrem Andenken, und bin mit gröfster Hochachtung

Ew. HochEdelgeboren

gehorsamster Diener

F. H. Jacobi.

b.

An [illegible]

Eutin, d. 14ten Juny 1802.

Da bin ich wieder, lieber alter Freund und Bruder, und kann, wenn es mir zu lange währt, in sechs Stunden Zeit Dich sehen, Dich hören, Dich umarmen. Ich hatte auf Deine gewöhnliche Pfingstreise nach Lübeck gehofft, und auf Dein Säumen auf dem Wege, mufste aber dort vernehmen, dafs Du Prorector seyst und nicht aus der Stelle kommest. Du

wirst aber, hoffe ich, doch nicht immer den Zepter, sondern auch zuweilen noch die Feder in der Hand halten, und dann auch Deinem Freunde, nach einer so lange unterbrochenen Mittheilung, einige Kunde von Dir geben wollen. Sollte ich Dir von mir erzählen, da wäre kein Ende. Die Hauptabsicht meiner Reise, Verbesserung meiner Gesundheit, habe ich nicht erreicht. Dazu wurde ich am Ende, bey Dohme in Homburg, noch ernstlich krank, und leide noch itzt an den Folgen. Du bist vollkommen gesund, so hörte ich in Lübeck. Sorge dafs Du es bleibst. — Wie bist Du mit Baggesen, wie ist Baggesen mit Dir zurecht gekommen? Schreibe mir auch von Kleuckern, wie es ihm geht; vor allen Dingen von der Münsterinn. Ich hörte zu Hanover, von der Feldmarschallinn Wallmoden, ihre Mutter käme nach Kiel, und hätte dort wirklich schon ein Haus gemiethet. Das wäre schrecklich. Sage der Münsterinn, sie müfste durchaus nächstens zu uns nach Eutin kommen, und eine Zeitlang in meinem Hause verweilen. Grüfse sie auf das herzlichste von mir und meinen Schwestern.

Ich lese jetzt Bardilis philosophische Elementarlehre; morgen hoffe ich das Büchlein zu Ende zu bringen und werde es dann gleich wieder von vorne anfangen. An ein paar Stellen, deucht mir, hat er es mit mir zu thun haben wollen. Diese Schrift zieht mich sehr an, und ich lese sie mit der lebhaftesten Theilnahme. Schelling's Bruno und das zweyte Heft seines philosophischen Journals lag noch unaufgeschnitten auf meinem Tische. Nicht so Garve's nach-

gelassene Schrift über das Daseyn Gottes: hier ist viel mehr als ich diesem Manne zugetraut hätte. Ueber meinen Taschenbuchs Aufsatz und Antikant hat, wie ich höre, so gut als noch kein Wort verlautet. Siehe da, Lieber! ein Packet von Dir mit der Kieler Post. Das Siegel war mir fremd; der Umschlag ganz durchnäfst und beschmutzt und kaum mein Nahme zu lesen. Ich schäle vorsichtig den Umschlag ab, und ziehe mühsam, doch nicht unverletzt, das Innere hervor; finde einen Brief; er war von Dir! Habe Dank, Du Guter! für Deine zuvorkommende Liebe. Ich freue mich der Bestättigung durch Dich selbst, dafs es Dir wohl geht. Dafs Luise Stollberg jetzt fast immer in Kiel ist, wufste ich nicht. Sage ihr, dafs ich sie aus dem innersten der Seele grüfse und mich nach ihr sehne. Und noch ein mal wiederhole ich Dir hier meinen Auftrag an die treffliche Amalie. Es ist wahr, was Dir Köppen gesagt hat, dafs ich so viel Briefe zu schreiben habe, dafs ich mich nicht durchsehe, um so weniger durchsehe, da ich wegen des schlechten Zustandes meines Kopfs und meiner Augen noch nicht einmal habe anfangen können; aber Dich werde ich gleichwohl nicht ohne Nachricht von mir lassen, wenn Du mich dazu reizest. Lene grüfst Dich mit aller Freundschaft. Ich herze Dich brüderlich.

Dein alter

F. H. Jacobi.

Einer meiner Pariser Freunde, der treffliche Abbé Morellet hat gebeten, ihm *Grammatices latinae* ante-

res antiqui opera Heliae l'utschii in 4to *Hanoviae* 1602 zu verschaffen. Frage Kleucker, frage Hansler, ob sie dazu Rath und Vorschub wissen. Wenn Du meine zwey Bände Leibnitz nicht mehr brauchst, so sende sie mir gelegentlich zurück. Eile hat es nicht damit.

Nachschrift von Kleucker.

Elias l'utschius Antverpiensis, der bey seinem Eintritt in diese Welt gelacht haben soll (welcherlei Talente bei den Gelehrten in unsern Zeiten nicht angemerkt zu werden pflegen) aber in seinem 26 Jahre sie schon wieder verlassen mufste, hat meinen Nachrichten zufolge, seine *Grammaticos veteres*, *Hanoviae* 1605, in 4to edirt. Bei einem Leipziger Antiquar möchte diese Ausgabe am ersten zu bekommen seyn. Grufs an Jacobi und Glückwunsch zu seiner Heimkehr!

Kleucker.

Johannes Falk.

Ist uns Johannes Falk durch sein menschenfreundliches Wirken und durch das nach seinem Tode erschienene Werk: „Göthe aus nähern persönlichen Umgange dargestellt," theuer und werth geworden, so mufs der hier folgende Brief die Liebe für diesen trefflichen Mann um Vieles erhöhen. Es wäre übrigens interessant zu wissen, ob diese Luthers-Knaben ihre Bestimmung erfüllt haben und jetzt als tüchtige Schullehrer segensreich wirken!

An

Weimar, Sonntags d. 13ten Juny 1819.

Verehrungswürdigster Herr und Freund!

Sehr angenehm überraschte mich Ihre menschenfreundliche Zuschrift. Hinter der Bahre meines 19 jährigen, blühenden Sohnes, in weiche Trauer versunken, erklang mir dieselbe, wie der Flügelschlag eines Adlers aus den Wolken, dessen männlicher

Laut der Ermunterung mir noch einmal, wie unser herrlicher Luther, mahnt, in die eigenen Hände zu schauen, in die Gott auch gelegt hat allerlei Kraft und Kunst. Ach! unsere arme, nordische Jugend! Wie sollen wir es anfangen, den Schwindel zu bannen, der sich von Süden aus, über dieselbe zu ergiefsen droht! Heiliger, kernhafter, männlich fester Luther! Wie würde Dir zu Muth werden bei diesem aus griechischen Lumpen und Lappen zusammengeflickten Theatervorhang, bemalt mit den schönen, in allen Zeitungen gangbaren Worten, Fügung, Schicksal, Verkettung der Begebenheiten, wobei die einzelne That sich als völlig gleichgültig, in den allgemeinen Ring der Weltgeschichte, in die grausam nothwendige Verkettung der Begebenheiten verliert, ja völlig auflöfst; so das Schwarz Weifs, Weifs Schwarz: ein Mord Leben, und Leben Mord ist. Armselige, messalinisch-müllnersche, bemalte, kleine Schicksalsgardine. Wie konntest du, in die Politik des Tages eingewandert, es dir herausnehmen, den Blitz und Donner des uralten, hohen Berges Sinai, mit jesuitischen Künsten, zudecken zu wollen. O des Nichterbarmenden — nein, erbarmungswürdigen Gottes, der eine solche Strohpuppe, wie den Herausgeber des literarischen Weimarschen Wochenblattes, aus eigner, angestammter, göttlicher Willenskraft nicht zu beseitigen vermochte, sondern es geduldig abwarten mufste, bis ein Sand, ihm, dem Allmächtigen, zu Hülfe kam, den Sinai abtrug, die Gesetztafeln zerbrach, und sich mit dem zwiefachen, blutigen

Greuel des Mordes und Selbstmordes zu beflecken, für wahren Gewinnst achtete! Aber freilich, was können wir anders von einem Gott erwarten, der erst seit ein paar Jahren aus dem Dreck hervorgewachsen ist, und nun eben anfängt auf diesem oder jenem Katheder sich seiner selbst bewufst zu werden! Kein Wunder, dafs alle seine Willensmeinungen ihm selbst wie unbedingte Orakelsprüche vorkommen! Von nun an ist er sein eigener Sinai! Zu höhern Zwecken zu gelangen, dispensirt er von Mord und Todschlag! Wie Mäuse unter den Recipienten seiner metaphysischen, alles verdünnenden Luftpumpe gebracht, sollen wir nicht einmal piepen, wenn uns der Herr Professor die Seele auspumpt; sondern in seeliger Gelassenheit, das Schicksal, die Fügung, die Verkettung, die Unterordnung zu höhern Zwecken abwarten, bis wir zum Lohn, für alle diese Aufopferung in ein Mäusefell oder in den 184sten Paragraphen eines vertrockneten Lehrbuchs einwandern! O, Luther! Luther! Wie lange soll noch bei deinem Gottgetreuen, nordischen Volk diese Tezel'sche Zweyzüngigkeit, diese politische Ablafskrämerey fortdauern! Wie fundamentlos ist unsre Erziehung geworden, dafs man unserm nordischen Sinn solche südliche Spitzfindigkeiten ungestraft bieten darf. Ich weifs wohl, was schlecht ist; und hasse, ja verfluche es, wie jene. Aber wie soll es endigen, wenn Mord und Selbstmord sich über Verläumdung und Klatscherey zum Richter einsetzt. So steuerlos schwankt die höhere Bildung des Volks.

Was die der untern Klassen betrifft, darüber habe ich, in dem gedruckten Aufrufe, die Akten geliefert. Es wird mich innig freuen, mich über beide Pole, die von dem Eis des Rationalismus so hoch umlagert sind, dafs das arme Schifflein der Kirche lange nicht mehr zu derselben hindurchkann, mit einem Gotterleuchteten Mann, dem diese heilige Sache der Menschheit eben so nahe und blutig, wie mir, am Herzen liegt, auszusprechen. Bis Johanni finden Sie mich, Verehrtester! in Weimar. Von Johanni in Eisenach, wo ich eines Zweiges unserer Anstalt sorgsam pflegen und warten will! Ihr Weg geht ja auch wohl dort hin. Zuvor benachrichtigen Sie mich mit ein paar Worten über den Tag Ihrer Ankunft, auf dafs ich nicht zufällig über Land gehe; denn es würde mir leid thun, wenn Sie mich, oder ich vielmehr Sie verfehlte! Dem edlen Staatsrath Schulz, der so innig und warm Alles Gute fördert, meinen herzvollsten Grufs, wie meine innigste Theilnahme über das, was ihn betraf. Er ist nur einmal, ich bin fünfmal und wie vielmal sind Sie, verehrtester Freund! in geliebten Kindern gestorben? Lafst uns dies Feuer des Trübsals lieb sein, edle Freunde! Das Menschenherz ist von Natur eisern; Gott mufs es schmieden, damit dasselbe in ein Werkzeug seiner Ehre die Verwandlung erleide. Ich lege Ihnen einige Nachrichten von unserm Institut bei. Vielleicht können Sie und der feurige Schulze zum Besten unserer armen Jungen, worunter so manche Sachsen und Preufsen sind, etwas in Berliner Kreisen vermitteln. Besonders wünschte ich dies für zwei brave

Nachkommen Luthers. Georg und Melchior Luther, jeder 13—14 Jahre alt, aus Diedorf, bei Möhra im Oberland, gebürtig, sind den ersten Juny a. c. in unserer Anstalt eingetroffen. Seit länger als einem Jahre wurden ihretwegen, weil sie Landschullehrer werden wollten, zwischen drei — vier Konsistorien Schriften über Schriften gewechselt. Die Sache selbst aber kam dadurch nicht weiter. Die Kinder standen endlich unter freiem Himmel, und konnten sich mit Akten bedecken. Ein Pfarrer F. in Rudolstadt, der mit ziemlichem Geräusch, ein Luthers-Institut anlegt, verlangte für jeden dieser Knaben 200 Thlr. jährlich. Aufserdem zwölf Servietten für Jeden, zwei Nachtmäntel, und ich weifs nicht, was noch alles für Weltlappalien, an die ein armer Dorfschullehrer, im Winkel seiner Schule, wohl wenig denken wird. Die Welt ist so verflacht und öde, dafs die Würde eines ächten Dorfschullehrers nach dem Beispiel unsres göttlichen Erlösers, der gewifs weder an einen Schlafmantel, noch an zwölf Servietten dachte, wenn er sagte: „des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt!" völlig unbegriffen dasteht. Als ich diese Akten las, ergrimmte der Geist in mir, dafs Luthers Kindeskinder ein ganzes Jahr vergeblich, und um was? um was, lieben Brüder? unter uns, unter euch, sollten gebettelt haben. Alsobald erklärte ich frisch: „ich wollte diese Kinder in Gottes und Luthers Namen, in unser Institut aufnehmen, und sie zu Landschullehrern erziehen, auch wenn ich keinen Pfennig Zubufse für sie erhielte." Und das ist nicht Alles erklärt, son-

dern den ersten Juny a. c. auch wirklich ausgeführt worden. Die beiden Jungen sind da, und zu Brod und Tisch für sie wird der Herr auch Rath schaffen, dessen Güte so unüberschwenglich ist. Habe ich Recht oder Unrecht gethan, dafs ich hierin so rasch zu Werke ging? Ich sage: Recht! Denn wie mir das Herz brennt, wenn ich solches höre: wie sollte denn nicht Andern das Herz brennen, wenn sie es lesen. Es wäre ein Uebermaafs von Dünkel, wenn ich meinerseits glaubte, mein norddeutsches Vaterterland sey so an Gefühlen arm, dafs ich allein, unter meinen Brüdern, als Retter und Helfer in gemeinsamer Noth dastände? Nein! Nein! Es ist noch ein ganzer Himmel von Leitsternen vorhanden, und ich bin dessen so gewifs in meinem Herzen, dafs, wenn heute noch vier arme Luthers-Knaben, aufser diesen, an meine Thüre klopften, ich in festem Vertrauen auf Gott, und meine deutschen Brüder, keinen derselben ungetröstet zurückschicken wollte. So eben, indem ich diese Zeilen schreibe, worin sich mein Herz ergiefst, treten die Luthers-Kinder herein. Ich lasse Ihnen einen neuen Rock anmessen, durch einen andern Schneiderburschen aus Appolda, den ich auch, aus Gottes Gnade, habe lernen lassen, und der dafür ein Paar neue Stiefel verlangt, wiewohl ich in der That noch nicht weifs, wo zu beiden Geld herkommen soll. — Daher diese Pause! Das Maas ist genommen. Können Sie nun, Theuerster, im Kreise Ihrer Berliner Freunde für diese armen Luthers-Knaben einen jährlichen gröfsern oder kleineren Beitrag von zusammentretenden Menschen-

freunden ausmitteln: so sage ich Ihnen: der Dank des alten, kräftigen Heldengeistes wird um Sie und mit Ihrem Wirken sein. Steh auf, edler Schulz! Leb! ein Leben im Volk, nicht auf dem Katheder, sondern mit Jüngern, wie unser Heiland es lebte! Erwecket, ermuntert, kräftiget, bis sich euer: „*mente virtute juveni!*" an die deutsche Jugend ergangen, wie ein leiser Engelruf in die Wolken und in den Himmel verliert, dann zu Donnerpsalmen wird und den Blitzen und Sturmwind, die uns bedrohen, Stillstand gebietet, und alles so grimmig Entzweite in Liebe ausgleicht, versöhnt und heiligt.

Treu in dem Herrn verbundener
Diener und Freund
Johannes Falk.

Christian, Graf von Bernstorff.

Oft charakterisiren wenige Zeilen den Staatsmann bedeutungsvoller als lange diplomatische Deductionen. Zu jenen möchte das folgende Schreiben des Staatsministers Grafen Christian von Bernstorff gehören. Der vielbeschäftigte, einflufsreiche Mann konnte im October 1830 seine Zeit der Lösung solcher Vers-Aufgaben widmen! und wie klar spricht sich des Grafen politische Meinung, in Betreff Frankreichs, darin aus, — um so wichtiger da derselbe damals noch ungeschwächt den Staatsgeschäften vorstand und erst viel später sich von solchen zurückzog.

An Herrn von — — — in Berlin.

Berlin, d. 12ten October 1830.

Mir ist heute die Aufgabe wieder eingefallen, so Sie mir neulich gestellt haben, liebster Herr von — — —; eine befriedigende Lösung zu finden.

dürfte schwer sein. Wäre es erlaubt; den Engel Michael heraus zu lassen, würde ich folgenden Versuch wagen:

Der Bourbon,
Frankreichs Sohn,
Durchbohrt dem Drachen
Den blut'gen Rachen

oder

Durchbohrt dem gift'gen Drachen
Den blutgetränkten Rachen.

Ganz der Ihrige

Bernstorff.

Elisabeth Charlotte Constantia von der Recke.

Es ist allgemein bekannt, in welchen religiösen und mystischen Verbindungen die edle Frau von der Recke gestanden hat, die es ihr möglich machten, Verhältnisse dieser Art scharf und klar zu übersehen. Aus diesem Grunde ist ihre Ansicht über das papistische und pietistische Treiben jener Zeit, wie sie diese hier in dem Briefe ganz offen ausspricht, gerade jetzt von dem höchsten Interesse, und doppelt lehrreich der mit so glühenden Worten ausgesprochene Warnungsruf einer tief und feinfühlenden Frau von so grofser Welterfahrung.

An — — —

Dresden, d. 24sten December 1822.

Ihr Umgang, hochgeschätzter Freund, den ich leider nur eine kurze Zeit zu geniefsen das Vergnügen hatte, liefs in meinem kleinen Kreise angenehme Erinnerungen zurück, welchen das Bedauern folgte, dafs Sie Carlsbad sobald verlassen mufsten.

Unsre Gedanken begleiteten Sie nach Anspach, wo wir wufsten, dafs ein wechselseitiges Interesse Ihnen sehr angenehme Stunden verschaffen würde. Bald erhielt ich von Feuerbach einen Brief, der mir sagte, wie sehr Ihr Besuch ihm Geistesgenufs gegeben habe; nur bedauerte, dafs Sie ihm so wenige Stunden geschenkt hätten; er also nicht den Vortheil gehabt habe, Sie eben so viel sprechen zu hören, als er — durch Ihre an ihn gerichtete Fragen — habe sprechen müssen: — alle Ihre Fragen hätten ihm die Ueberzeugung gegeben, dafs ein offenherziger Gedankentausch mit Ihnen, wohlthätig auf Sie Beide wirken würde.

Ihr interessanter, nur für mich zu schmeichelhafter Brief, sagt mir dafs meine Erwartung in Rücksicht Feuerbachs eingetroffen ist; Sie haben diesen, — für alles Grofse und Edle — glühenden Freund der Wahrheit richtig aufgefafst. In der That ist unser Feuerbach eine eben so edle, als seltene Erscheinung: doch unbesorgt können seine Freunde dies interessante Original nicht lieben; denn die Lebhaftigkeit seiner Gefühle zerrüttet die Gesundheit dieses edlen Lichtfreundes, der — Wahn und Irrthum, — für die Zerstörer der Staaten, und der Glückseligkeit aller Menschen hält: — Wo Wahn und Irrthum gepflegt werden, da wird der Saame eines wuchernden Unkrauts ausgestreut, der nur giftige Früchte tragen kann. Von dieser Wahrheit ist unser Feuerbach und jeder überzeugt, welcher über das Sinken und Steigen der Staaten nachgedacht und die Weltgeschichte studirt hat. Diese sagt uns:

die niedrigen Leidenschaften geistreicher Menschen erfinden Truggewebe, durch welche sie diejenigen in ihren Netzen fangen, die nicht Zeit, nicht Seelenkraft genug haben, um über das Heil ihrer Seele nachzudenken: so erfand denn die Despotie das Mittel, die Hierarchie, — durch Glaubenszwang fest zu gründen, indem der Gebrauch der heiligen Vernunft — (die der Geist Gottes ist) in Glaubenssachen untersagt, und die Geheimnisse der Religion gläubig zu verehren, als einziges Mittel zur Seeligkeit angepriesen wurde. So schufen schlaue Priester für sich — so wie die christliche Religion vom Staate geschützt wurde, — ein Reich der Welt, in welchem das Reich Gottes unterging, welches Christus durch seine einfach erhabene Tugendlehre hier schon gründen wollte: — „zu uns komme dein Reich!" das Reich des Lichts — der Wahrheit und der Tugend! aber diese beseeligende Lehren des heiligsten Menschenfreundes wurden durch Pfaffenbetrug so umnebelt, dafs Priesterlist eine Inquisition zu gründen, eine Bluthochzeit zu veranlassen wufste, um die heilige Vernunft und den Geist allgemeiner Menschenliebe aus dem Christenthume zu verbannen, welches sie in ein sündhaftes Papstthum, durch Sündenablafs verwandelten. Dieser Sündenwucher, durch den die Menschen entmoralisirt werden, ist die Stütze des Papstthums, die Frevel durch Kirchenpomp und Kirchensatzungen zu begünstigen weifs. Jetzt leben wir Pro-

testanten in einer sehr kritischen Zeit, in welcher dahin gearbeitet wird, dafs man uns die durch Blut errungenen Vortheile der Reformation wieder entwinden will. Die lichtscheuen Geister, die nur im Finstern ihr Wesen treiben, haben fast alle Fürsten und ihre Minister für das Papstthum, und für Glaubenszwang durch ein aufgestelltes Gespenst so gewonnen und in Furcht gesetzet, dafs man sogar in manchen Staaten das heilige Licht der Vernunft, welches Gott den Menschen gab, um Gutes vom Bösen zu unterscheiden, dadurch zu erlöschen sucht, dafs nichts über die Machinationen der Päpstler gedruckt werden darf, wodurch uns Protestanten das Missionswesen der römischen Kirche entschleiert werden könnte. Dies — dies, dafs auch freisinnige, vorschreitende Regierungen sich haben verleiten lassen, Maasregeln zu ergreifen, die den Zweck haben, uns in die finstern Zeiten verflofsener abergläubischer Jahrhunderte zurückzuführen, versetzt uns Protestanten in tiefen Schmerz, und erregt traurige Besorgnisse, wenn man sieht wie auch in anderer Beziehung mystische Andächtelei um sich greift. Auf die geheimen Umtriebe der Verfinsterer sollten die Staatsmänner aufmerksam sein; diese Umtriebe umnebelten den edlen Geist eines verstorbenen Monarchen und wirken jetzt in andern Richtungen fort. Wir gehen durch die Umtriebe der Lichtscheuen traurigen Irrnifsen entgegen! und mein Blick in die nächste Zukunft wäre noch trüber, als er ist, leuchtete in der katholischen Kirche nicht ein Mann wie Weiller hervor, der den

Muth hat, als Direktor der Schulanstalten in München, eine Rede drucken zu lassen, — „über eine gewöhnlich nicht genug beobachtete Form des Unglaubens." Unsre sich zum Aberglauben hinneigenden Protestanten sollten diese Rede eines katholischen Geistlichen beherzigen. In so wenigen Blättern habe ich noch nie so herzeindringend und schön die unseeligen Folgen des Aberglaubens dargestellt gefunden. Auch wünschte ich, dafs unsre Protestanten Weillers Rede — „über die religiöse Aufgabe unserer Zeit" — lesen mögen. Einen so helldenkenden katholischen Geistlichen hat Baiern; und doch können sich zur protestantischen Religion öffentlich bekennende Prediger verleiten lassen, ihren römisch katholischen König zum obersten Bischof ihrer protestantischen Kirche zu erklären, — ihn, der als katholischer König in Glaubenssachen unter dem zu fürchtenden Bannstrahl des Papstes steht. Ist da nicht zu fürchten, dafs in Bayern auf protestantischen Kanzeln, gleich dem verstorbenen Oberhofprediger Starck zu Darmstadt, katholische Lehren durch geheime Päpstler vorgetragen werden.

Um den Geist der römisch katholischen Kirche kennen zu lernen, wie er auch in unsern Tagen, die Glaubensfreiheit der Protestanten unter einem katholischen Monarchen unterdrückt, so lese man „Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn, von Gregor von Berzowiezz." —

Elise von der Recke.

Friedrich Adolph Graf von Kalckreuth.

Der Feldmarschall Graf von Kalckreuth hat als Militair und Diplomat, besonders als Eroberer von Maynz 1793 und als ehrenwerther Vertheidiger von Danzig im Jahr 1807 bei seinen Zeitgenossen volle Würdigung und Anerkennung gefunden, — weniger kennt ihn die Welt als feinen, gefühlvollen Mann, den Alle, die ihm persönlich nahe standen, liebten und wahrhaft bewunderten. Sein Witz, sein scharfer sarkastischer Verstand tritt uns noch jetzt oft in den geistvollen Bonmots entgegen, die seiner Rede im Kreise fröhlicher Gesellschaft, in Fülle entströmten. So z. B. heißt es in einem meiner Sammlung angehörigen Briefe des Generals Grafen von Tauentzien von Wittenberg an den General von Eisenhart, vom 27sten März 1817: „Jahn hält seine Vorlesungen über das Volksthum fort; letzthin hat er öffentlich in einer Sitzung den Feldmarschall von Kalckreuth aufs gröbste und beleidigendste angegriffen: dieser, zwar der Auflösung nahe, (80 Jahr alt) conzentrirt noch alle Kraft in seiner spitzigen Zunge und bedient sich dieser Waffe. So hat er neulich

versichert, dafs die deutsche Sprache seit kurzem grofse Verbesserungen erfahren und viele Abkürzungen stattfänden, welche das nämliche sagten: so z. B. hätte man früher sich des Ausdrucks Dummerjahn, Grobejahn u. s. w. bedient, jetzt drückte das Wort Jahn alles dieses aus."

Doch wir wenden uns zu dem gefühlvollen, der Freundschaft zugänglichen Gemüthe des Grafen von Kalckreuth, welches uns in seiner Korrespondenz mit Demoiselle Karoline Lucius, verehlichten Schlegel, in den Jahren 1778 – 1810, so anziehend anspricht; die Originale befinden sich gleichfalls in meiner Handschriften-Sammlung. Kalckreuth hatte diese geistreiche Frau durch ihren Briefwechsel mit Gellert kennen gelernt und knüpfte, ohne sie persönlich gesehen zu haben, — durch den gemeinschaftlichen Freund, Buchhändler Reich in Leipzig, eine Verbindung an, welche bis zu dem Tode des Feldmarschalls fortdauerte. Den Briefen liegt eine kurze Einleitung von Demoiselle Lucius eigener Hand geschrieben bei, nebst einem Briefe des Buchhändlers Reich: zur nähern Verständnifs dieses interessanten Verhältnisses darf weder jene noch dieser hier fehlen.

Caroline Lucius schreibt: „Unerwähnt darf es nicht bleiben, dafs die dem neunten Bande der nach Gellert's Tode 1774 herausgekommenen sämmtlichen Werke einverleibten Briefe Karolinens an ihren lieben Professor die Aufmerksamkeit des damaligen Preufsischen Obersten von Kalckreuth auf sich zogen und er an seinen Freund, den Buchhändler Reich in Leipzig, sich in Ausdrücken äufserte, die diesen

veranlafsten, an Karoline zu schreiben*). Reich mochte die Antwort Karolinens seinem Freunde mitgetheilt haben, der denn an sie selbst schrieb und den Grund zu einem Briefwechsel legte, der mehrere Jahre dauerte, bis Kriegsereignisse und Kalckreuths sehr verschiedene Anstellungen und sehr bewegtes Leben ihn unterbrachen, sich jedoch nach dem Schlusse des französischen Krieges, und der Belagerung von Danzig, wo Kalckreuth Kommandant war, wieder erneuete. Während des Krieges von 1778 war Kalckreuth einige Zeit in Dresden, suchte daselbst die Familie Lucius auf, und machte Bekanntschaft mit der jüngsten Schwester, deren Geist ihn ebenfalls so anzog, dafs er lange Zeit, so lange der Krieg und sein Aufenthalt in Deutschland und Westpreufsen dauerte, mit ihr Briefe wechselte. Herr Reich machte sich immer noch Hoffnung, diesen Freund mit Karolinen auch persönlich bekannt machen zu können. Es gelang ihm nicht. Lange nach seinem Tode 1811 sandte der König von Preufsen Herrn von Kalckreuth, der nun Graf und Feldmarschall geworden war, nach Paris, um Napoleon seine Glückwünsche zu dessen Vermählung mit der Erzherzoginn Marie Luise abzustatten, und bei der Rückreise wufste es Kalckreuth durch von Weimar aus an Karoline abgesendete Briefe und andere Maasregeln möglich zu machen, dafs sie nach Weifsenfels kommen und im Gasthofe zu den drei Schweizern

*) Der nachfolgende Brief von Reich, d. d. Leipzig. d. 8ten März 1777.

ihn sprechen konnte. Er überhäufte sie mit Liebkosungen und Artigkeiten, schien sehr zufrieden mit ihrer Persönlichkeit, ob sie gleich schon zwei und siebzig Jahr alt war und Er — noch älter — kam ihr fast zu jung in seinem Benehmen vor. Er zeigte ihr die vom französischen Kaiser erhaltene Dose mit dessen Portrait und gab ihr auf ihre Bitte sein in Kupfer gestochenes Eigenes. Bei der Abreise mufste sie sich zu ihm in seinen Wagen, und der ihn begleitende Adjutant Graf Henckel in die nachfolgende Kutsche setzen, und ihn bis an den Fufspfad begleiten, der durch eine breite Wiese an die Saale führt, wo am jenseitigen Ufer ihre Pfarrwohnung und die auf der Anhöhe sich zeigende Kirche, an der Spitze des Dorfs steht. Seitdem haben sie einander nur noch zweimal in Angelegenheiten eines Andern gesehen. Und auch diesen Freund mufste Karoline überleben! Er war derjenige Adjutant des Prinzen Heinrich, der dem Professor Gellert ein Reitpferd im siebenjährigen Kriege zum Geschenk überbringen mufste. An einem seiner Geburtstage, als er im Einjährigen Kriege eine Zeitlang in Görlitz oder dessen Nachbarschaft in Quartier stand, sandte sie ihm ein kleines Gedicht ohne Namen, und da er ihre deutsche Handschrift noch nie gesehen, wufste er nicht von wem es kam. Ein anderes, das sich vielleicht noch finden wird, sandte sie ihm nach Königsberg, als sie seine bevorstehende oder vollzogene Vermählung erfuhr."

Buchhändler Reich in Leipzig an Karoline Lucius, verehl. Schlegel.

Leipzig, ce 8. Mars 1777.

Madame

Il est bien singulier, qu'en recevant votre lettre, j'en fermois une autre, qui roulait sur votre chapitre, Madame. Après la publication de nos lettres à notre défunt ami, Mr. de Kalckreuth, Lieutenant Colonel, autrefois Adjutant du prince Henri, n'est pas le seul qui s'est informé sur votre état, et qui avait envie de vous connoitre de plus près! Mr. de Kalckreuth ajouta même „il me faudrait une femme pareille pour être heureux" — — enfin il vient trop tard, comme bien d'autres. Si je ne savais pas Madame, que vous êtes contente de votre sort, et que votre coeur est aussi estimable, que votre esprit vous fait honneur, j'aurais gardé le silence; mais à vous on peut tout dire, sans risquer la moindre chose. —

Que je me réjouis de l'espérance de nous revoir à la fin après une si longue absence! Je me flatte que vous ne refuserez pas alors notre soupe, et que vous me dédommagerez du passé. Ma femme ajoute ses prières aux miennes, et elle se flatte de gagner quelque part à votre amitié! Vous possédez déjà tout à fait la sienne, et je crois, que vous êtes faites l'une pour l'autre, et que j'aurai le plaisir de savoir deux amies de plus dans le monde.

Parlons maintenant de votre élève Madame! Je suis bien mortifié Madame, que l'ouvrage en question est déjà entre les mains de Mr. Spener à Berlin, et que je n'en connois point d'autre, que je vous

pourrais proposer. C'est incroyable avec quelle avidité on s'empare de touts les bons ouvrages dès qu'ils paraissent! J'ai trois lettres devant moi d'autant différents traducteurs, et je n'en puis pas contenter un seul — Faites imprimer vos propres lettres Madame, elles vaudront plus que toutes les traductions, et vous mettront en état de remplir vos vues touchant le jeune homme: mais si votre coeur s'y oppose, acceptez ma bourse, et traitez moi en ami, qui est, et qui sera toujours avec la plus parfaite considération

Madame

votre très humble et très
obéissant serviteur
Reich.

à Volckersdorff près Dresde,
le 7. Juillet 1778

Madame,

En date du 16me Mars 1777 vous avez écrit, Madame, à Mr. Reich mon ami une lettre charmante. Il y est question de moi dans des expressions si gracieuses, si favorables que depuis longtems je me propose d'oser vous adresser mes respectueux remercimens, me faisant gloire de n'être pas inconnu à une Dame qui illustre son Sexe, que j'admire depuis longtems, qui a été mon maitre en Philosophie. Le badinage que j'ai fait à Mr. Reich qu'il vous a communique. Madame, je le repète: mais il ne s'agit

que de vous et tout ce qui n'est pas vous ne m'intéresse que peu, très convaincu qu'il n'y a rien qui puisse égaler cette philosophie douce, sage et profonde, dont vous avez donné des leçons. Venu malheureusement trop tard comme tant d'autres, je me bornerai, Madame, à rendre toujours à votre mérite une justice sûre et sentie; je ferai constamment pour vous les voeux d'un ami, épris de votre superiorité. Puisse l'agrément de votre situation servir de preuve visible que la providence dirige les événemens. Vous voir et vous admirer un jour de près est un de mes ardens désirs, mais dont la possibilité me parait très éloignée.

Qui pourroit entendre parler avec indifférence de l'aimable personne dont vous faites l'éloge. Votre approbation vaut cent mille suffrages. Mais, Madame, ce n'est pas vous et mon admiration s'arrête sur l'auteur de ces lettres touchantes, instructives, spirituelles qui m'ont procuré quelques soirées des plus délicieuses de ma vie.

J'ignore à quel hazard heureux je dois d'être connu de Mr. votre époux, touché de la bonne opinion dont il m'honore je vous supplie de lui faire mes complimens les plus affectueux. S'il étoit possible qu'un homme dont la destination est turbulente peut-être de quelque utilité à des amis non agités qui cultivent en paix la sagesse, j'oserois offrir mes services. Si un tel cas éxistoit jamais, daignez disposer de celui qui se fait une félicité de vous respecter, de vous le dire et de nourrir les sentimens

de la consideration la plus distinguée, avec lesquels je suis

Madame

Votre très humble et très obeïssant serviteur

Hafet reuth.

9.

au camp près Zittau,
le 24 Septembre 1778.

Madame,

Votre correspondance gracieuse et amicale me sert de preuve nouvelle, Madame, combien il dépend de nous d'augmenter nos plaisirs factices; qu'il reste peut-être mille plaisirs de sentiment à découvrir, qui soulageroient nos peines, augmenteroient notre félicité et je suis de l'avis d'un auteur moderne, qui vouloit que les gouvernements récompensent largement l'inventeur d'un nouveau genre de plaisir. De ce genre sont, Madame, vos chères et charmantes lettres: quelle joye, quelle satisfaction, quand j'en reçois! je suis alors dans une ivresse de félicité inconnue, non existante pour des ames vulgaires. Quand tout ce qui m'entoure souffre des maux physiques inévitables de notre état, outre ma sérénité, ma gaité ordinaire, je suis dans les délices et c'est à vos bontés, à votre chère et précieuse amitié que je les dois, peut-être un peu à l'étude que j'ai faite de toutes les sensations delicieuses, dont une ame sensible peut être affectée. C'est pénétré de la plus vive recon-

noissance, ma respectable amie, que je vous fais mes remercimens pour cette spirituelle et ravissante lettre. C'est au moins l'ame d'un ange qui les dicte: daignez être persuadée que les momens agréables, qu'elle m'a donnés, ne pourront être surpassé qu'un jour par votre présence. Les miennes auprès des vôtres ne seront jamais que l'ombre, mais l'ombre étant nécessaire au tableau, je compte sur votre indulgence; aucune d'elles ne méritera le grand jour, ainsi je compte mon aimable amie, pleinement sur votre amitié, quant au secret de notre correspondance. Je suis fort du principe de cet ancien Philosophe qui conseillait: cache ta vie. Les amis que vous voulez pour témoins de notre liaison épistolaire y ont tant de droits que j'y souscris volontiers. Je connois ceux d'une soeur chérie: cette confiance entre deux soeurs est un bonheur d'un grand prix. L'amitié la plus sincère fondée sur la plus haute estime me lie à Mr. Reich depuis longtems et j'honore aussi sincèrement Mr. votre époux que je désire avec empressement de faire sa connoissance.

Vous faites, Madame, avec tout l'esprit imaginable un brillant calcul sur ce que je puis perdre quand j'aurai le bonheur de vous voir: il m'a amusé, je l'ai trouvé charmant sans être de votre avis: laissez-moi le soin de mes intérêts; je les connois comme le négociant le plus rusé. L'Idée que je me suis faite de votre personne est exactement telle que vous pensez, mais votre présence sera la voix céleste qui animera cette statue de Pygmalion et je ne pressentirai pas dans ce moment ci sur ma situation d'alors.

Quant à moi l'idéal que vous pouvez vous former est très facile: tous les militaires se ressemblent; quand on a vû l'un, on les a tous vûs: figures lourdes et matérielles, vieillards précoces, disant des choses communes en phrases triviales et dans les termes des halles; substituant dans leurs récits à l'inutilité des réflexions spirituelles, un jurement placé à propos: se croyant nés pour fumer et parlant des boissons respectives comme du nec plus ultra de la félicité humaine; louant beaucoup leur bravoure, retenant de leur géographie militaire que la Preigle baigne les murs de Vienne et que le Rhin traverse la Bohême et si vous leur demandez le nom du général qui commandoit l'armée ennemie, ils vous répondront que leur mémoire négligée n'est pas habituée à retenir tant de détail. C'est un ami pareil, Madame, que vous avez eu l'imprudence de choisir: que sera-ce quand vous verrez de vos yeux une aussi rebutante figure. Quoiqu'il en soit je risquerai ce qui peut en avenir avec mon audace habituelle, vous croyant trop généreuse, trop indulgente, pour chercher dans un militaire vieilli dans les camps cet air de grandeur qu'avoient les statues des Grecs, le ton de la bonne compagnie, un esprit cultivé, un stile noble et l'expression tendre du sentiment. Il ne s'agit pas ce que nous serons, il s'agit de l'heureux moment ou nous nous verrons. Qu'il me paroit hélas bien éloigné. Depuis ma derniere ma destination a changé: je suis resté avec le beau Régiment où je sers au Corps d'Armée du Prince de Bernburg qui couvre la Lusace: je compte pour cer-

tain la campagne incéssament finie et selon les apparences je passerai mon hyver dans les villages à l'entour de Bautzen. Que cela est loin de Burgwerben! Comptez-vous, mon aimable amie, ne pas bouger cet hyver? ferez-vous quelque voyage vers ces cotés ci? où demeure Madame votre soeur? Pardonnez l'indiscretion de ces questions: je trouve un charme à calculer la possibilité de vous voir et quand ces calculs seroient des chimères, au moins je goute l'indicible plaisir de m'occuper de vous. Vous me permettez de vous écrire: c'est une faveur dont je sens tout le prix. Ce seront des jours de fête, des momens délicieux pour moi. Pourvû que la stérilité de mes épitres ne vous fatigue pas? Vous savez déjà tout l'effet que vos précieuses lettres ont fait sur ma sensibilité: il dépendra de vos bontés d'en augmenter l'intensité. Je vous répondrai constamment avec toute la promptitude que permettra ma position. Mais ces lettres voyagent un mois entier; que cela est long pour mon esprit impatient de s'aiguiser au vôtre, de recevoir de douces leçons dans un stile charmant. J'ai eu l'honneur de vous le dire, vous avez été mon maitre en Philosophie, vous l'êtes et vous le serez toujours. Dans votre Elysée, plus heureux que moi cent momens vous restent qu'il dépend de vous d'accorder à vos amis. Dans ces momens précieux daignez vous rappeler un ami qui vous admire: mettez par écrit vos pensées et mettez à la poste à son adresse ces fragmens isolés tels qu'ils sortiront de votre plume. Comptez que vous les envoyez à un homme alteré de tout

ce qu'elle trace. Je le répète, vos lettres, ma respectable amie, sont un trésor qu'aucun oeil humain ne verra chez moi, un trésor qui sera la douceur de ma vie. Je pense que cette proposition est d'autant moins incongruë, qu'il me semble qu'il y auroit un charme à s'entretenir avec un ami, le compagnon continu de nos sensations et de lui communiquer les idées naissantes: si cette intéressante correspondance est un tête à tête, on ne peut trop les multiplier. Pensez y, ma très chere amie; je verrai ce que pourra votre générosité! — Je finirai en vous répetant que mon coeur vous est dévoué pour toujours, que vous y trouverez constamment tous les sentimens que vous souhaiterez y trouver et que je serai toute ma vie avec l'attachement le plus tendre et la vénération la plus sentie

Madame

votre très obeïssant serviteur et respectueux ami

Kalckreuth.

Mon adresse est actuellement: au Corps d'Armée du Prince de Bernburg par Dresde, dans la haute Lusace.

c.

au quartier de Cantonnement
Herwigsdorff près Zittau.
ce 30. Octobre 1778.

Madame,

J'ai eu l'honneur de vous écrire encore avant la fin de Septembre. Etant resté sans réponse, je

crains, Madame, de quatre choses l'une: ou que ma lettre ou votre réponse soyent perduës, ce qui quoique désagréable seroit le moindre mal, puisque notre correspondance ne contient rien que tout le monde ne puisse lire. Il y a encore à craindre que je soye dans votre disgrace, que je n'aurois pourtant pas mérité, mais ce que je crains le plus, c'est que vous ne soyez malade et j'avoue que mon inquiétude à ce sujet est fort vive. Puisse t'elle ne point être fondée! mais je vous conjure de m'en tirer et si ce malheur contraire à mes voeux existoit, je souhaite bien ardemment votre prompte convalescence: des modèles aussi parfaits sont des bienfaits de la divinité, qu'elle doit nous laisser contempler, admirer et ne les reprendre que le plus tard possible.

Ma destination pour cet hyver sera un village derrière Loebau, où je compte me rendre en moins de quinze jours; je me propose d'y vivre presque en Anachorète de la Thébaïde. Ma solitude s'embellira, Madame, si je puis espérer d'y recevoir de vos nouvelles et de vous reïtérer quelquefois les assurances de la vénération sincère et de l'amitié respectueuse avec laquelle je suis

Madame,

votre très humble et très obeïssant serviteur

Kalckreuth.

d.

à Herwigsdorff ce 13. Novembre 1778.

C'est bien gracieusement, ma charmante Amie, que vous m'avez dédommagé de l'inquiétude où me

laissait votre long silence: c'est presque en même tems que j'ai reçu vos deux lettres si touchantes, si spirituelles: vous avez eu bien raison quand vous avez la bonté de dire que la dernière me surprendroit agréablement; c'est ce qu'elle a fait, elle m'a donné une joye inexprimable, joye qui ne peut être conçue que par des âmes sensibles comme les nôtres. C'est avec la plus vive gratitude, Madame, que je vous remercie de ces deux inappréciables lettres: vous écrivez comme un ange; je sçai vos lettres par coeur. Combien je m'estime heureux de ce que vous daignez m'accorder ces têtes à têtes charmans qui me rendent meilleur et rendent à mon coeur cette douceur, cette finesse de sentiment que le bruit des armes pourroit émousser. Tout ce que vous dites me pénètre jusqu'au fond de l'âme, mais un amour propre assurement très permis en considération de l'objet qui en est la cause, me fait trouver le plus de délices à ce que vous vous plaisez à me dire de gracieux. Si vous pouviez être temoin, mon adorable Amie, de l'effet; osant me flatter de votre tendre et généreuse amitié, je suis convaincu que vous abandonneriez votre plume à toute l'effusion de ce coeur si bon, si excellent. Ma vénération pour vous est sentie, elle sera inaltérable, elle vous est vouée pour la vie, comme cette vive tendresse et cette ardente amitié que vous avez bien voulu agréer de la part d'un admirateur qui connoit, qui sent toute l'étendue de votre mérite.

Je chéris comme vous, ma très chère Amie, les beautés simples et grandes de la nature: la beauté

de cette journée dont vous faites une si ravissante description, je l'ai sentie comme vous et peut-être dans le même moment; c'est un plaisir de prédilection pour moi de me trouver seul avec la nature dont la troupe profane ne sent pas le sublime: j'aime même les frimas, les horreurs de l'hyver, l'aspect farouche de cette chaine de montagnes que j'ai sans cesse devant les yeux. Ces brillantes horreurs de la nature sont pour moi un remède efficace meilleur que le quinquina: quand mon ame frise de mollir sous le chagrin inévitable de la vie, je m'expose de gré une couple d'heures à ces frimats et si je sortois avec une âme presque fatiguée de sa constance, je rentre avec celle de Brutus: je me suis étendu, ma charmante Amie, sur cet article pour vous prouver que dans l'admiration de la nature nous sympathisons. Puissions nous sympathiser en tout, je m'en flatte un peu: la lune m'est un spectacle touchant, je l'aime comme vous, elle me fera toujours penser à cette divine muse qui digne d'un trône goute le bonheur dans la simplicité: mais, Madame, je n'ai nul besoin des astres pour penser à un objet si chéri: depuis que vous m'avez rendu fier, en me permettant de me flatter que je ne vous sois point indifférent. Vous maitrisez tellement ma pensée qu'elle vous abandonne rarement. Puisse cette amitié si douce, si tendre contribuer essentiellement à la félicité de nos jours: cela me paroit très possible d'après mes idées de bonheur et de félicité préférant les sentimens aux richesses, à l'éclat, à toutes les satisfactions de l'orgueil; une heure d'entretien à Burgwerben avec cette

spirituelle amie, a un triomphe. J'ose ecrire que nos âmes sont faites l'une pour l'autre Vous parlez, ma respectable amie, avec une si tendre reconnoissance de feu Mr. Gellert notre ami commun que j'en ai été emu: vous m'accordez sa place dans votre coeur: puissai-je en être digne et y regner comme lui! je vous respecterai, je vous chérirai avec la même tendresse, peut-être plus vivement, ce que vous pardonnerez à l'âge et à mon état, qui mettant de la force partout en met encore dans l'intensité du sentiment.

Vous n'avez pas tout à fait compris mon parallèle militaire. Je suis bien loin de méconnoitre les vertus qu'on trouve dans cet illustre corps. J'y ai des amis nombreux, que je respecte, qui brillent d'un éclat sans tache, dont l'amitie m'est importante: mais malheureusement un grand nombre, gens de presence accablante ressemblent, Madame, au portrait que je vous en fis, qui devoit un moment vous amuser par la fidélité, l'honneur du pinceau et puis vous deviez deviner: Je me rappelle à cette occasion un vers de l'homme singulier de Dètouches:
vous m'auriez entendu si vous vouliez m'entendre.

Le 21. de ce mois j'entre dans ce quartier que je dois occuper durant l'hyver: le village s'apelle Herwigsdorff comme celui-ci, mais situé près de Loebau. Je n'avois désiré pour cet hyver que repos et liberté; je renonçois à gloire et agrément et je n'aurai aucun de ces quatre articles. Je serai environné, on massacrera impitoyablement mon tems; loin des Ames à sentimens délicats, loin des esprits fins

et cultivés, je ne pourrai communiquer à personne les idées naissantes, à peine que des militaires comme mon pinceau fidèle les a rendus me laisseront le loisir nécessaire pour ces spirituels têtes à têtes auxquels, ma céleste amie, vous avez la grâce de vous prêter. Dans cette situation désolante quel baume plus sûr pour mes maux, Madame, que vos admirables fragmens. Les voeux de la plupart des humains sont insensés, la Providence ne pourroit pas sans miracle les exaucer: les miens sont moderés, la réalité est possible: ce seroit que chaque Courier ou du moins presque aussi fréquemment, il me vint de ces fragmens admirables, nourriture pour mon âme du plus grand prix. Je sçai d'avance que votre coeur compatissant qui se plait à faire des heureux, ne refusera pas de donner un bonheur qui dépend de vous, surtout puisque vous croyez vous même l'hyver favorable à la correspondance. Ma vive reconnoissance ne pourra jamais l'exprimer dans ces termes foibles que trace la plume, mais j'espère qu'un jour quand je jouïrai de la félicité de vous baiser la main avec la plus sincère gratitude, ma bouche sera plus éloquente à vous exprimer les sentimens de mon coeur: car je crois toujours couleur de rose: il m'est impossible de croire que des âmes qui se conviennent ne se verront jamais: j'espère du ciel cette faveur, j'espère d'avantage et je serois malheureux si je ne l'espèrois. l'Idée que je ne serois nulle part mieux que chez vous, mon aimable amie, n'est nullement hardie; elle est juste, conforme à mes sensations; elle est juste sans cette belle description par laquelle vous

l'expliquez. En faisant une de ces promenades solitaires et ravissantes avec vous, les déserts de la Lybie me paroitroient des jardins enchantés. Dans cette nature que j'admire, l'homme est toujours ce que j'admire le plus et surtout l'homme qui comme mon amie tient plus de l'ange que de l'homme.

Je suis sensible autant qu'on peut l'être au bien que Mrs. Reich et M. vous ont dit de moi. Je connois peu le Second, mais je chérirai toujours l'âme belle et forte du premier. Si je vais jamais à Leipzig sans pouvoir pousser jusqu'à B. W., je me flatte que j'aurai le bonheur de vous voir chez lui. Pour cet hyver nulle esperance que quelque événement me conduise dans ces heureuses contrées, heureuses surtout puisque, Madame, vous les habitez: tout au plus je puis prévoir au mois de Février une commission momentanée pour les environs de Torgau.

Vous desirez savoir pourquoi je vous respecte comme mon maître en Philosophie? Outre ce contentement de l'état dans lequel la providence nous a placé, répandu dans toutes vos chérissables lettres, ma philosophie qui me soutient dans le cours de mille événemens fâcheux consiste dans un petit nombre de sentences pour moi d'un grand prix: je pourrois les appeller mon décalogue philosophique, j'en dois une couple à Homère, à Virgile, j'en dois à des âmes, que j'aime, une à la Reine Christine; je vous en dois une, ma chère amie, vous dites quelque part que la durée de nos jours est indifférente, qu'il s'agit de l'emploi qu'on en a fait. Depuis cet instant la soif des grandeurs est tarie dans mon coeur. C'est

à cette pensée que je dois ma nouvelle philosophie, que je ne veux rien être, que bien loin d'aspirer au récompenses, il me suffit d'avoir bien fait; je n'exige pas qu'on me rende justice, je permets même qu'on l'ignore: et cette façon de penser que je vous dois, s'est tellement identifiée avec mon être que l'été passé elle fit dire à un homme d'esprit que j'étois le premier égoïste de la terre. Cet égoïsme il me semble est très permis: mieux élevé, plus cultivé que le simple soldat honnête homme, ne saurois-je comme lui remplir scrupuleusement mes devoirs sans but, sans gloire sans récompense? Je le puis, j'en ai le courage: l'orgueil suprême d'oser être content de moi même me suffit comme à lui. Après cette explication exacte vous me permettrez, Madame, de vous adorer comme mon maitre en Philosophie, ou comme Minerve qui en a pris le masque malgré le ridicule que des esprits froids et prophanes veulent jetter sur Lavater, je l'aime, je me plais à ses ouvrages. Je ne connois pourtant de ses fragmens que le premier Volume. Vous y désireriez mon portrait: cette idée m'enchante et me flatte: je le désirerois autre part.

Ce que vous dites, Madame, sur l'âge de vos respectables parens fait l'éloge de votre coeur: ce sont de ces tristes evenemens dans le cours de la nature dont même on n'a pas le droit de se plaindre: heureux encore quand comme vous ma respectable amie, on ne court le danger de les perdre que quand on règne déjà au temple de la sagesse. Né dans vos contrées, je n'ai pas connu mon père: j'ai perdu ma mère dans mon enfance. Il vous reste de plus

un moyen de consolation à vous preparer: peut-être avez vous trouvé l'ami sensible dont l'âme est capable de connoître tout le prix de la vôtre? Faites en l'homme de votre coeur, le confident de vos pensées. Qui n'aspireroit, qui ne seroit glorieux d'un aussi beau rôle!

Je suis entraîné, Madame, par le plaisir de causer avec vous et ne m'apperçois pas que ma lettre devient fort longue. J'ai pourtant bien d'avantage à vous dire; mais la poste va partir: quand puis-je me flatter d'une réponse? considérez moi comme un affamé que votre générosité nourrit. Je vois que je vous ai souvent appellé Madame et que vous me donnez du Monsieur. Les épithètes qui blessent l'amitié, pourront-elles ne plus se trouver dans nos lettres? non que le respect que je vous porte puisse en être alteré: il surpasse toute expression, puissiez vous lire dans mon coeur, vous en seriez content, vous me permettriez de vous adorer sous quel trope que vous acceptiez cette expression. Puissai-je trouver dans votre réponse que vous aimez un peu votre etc.

e.

à Herwigsdorff près Loebau, ce 4 Janv. 1779.

Je suis affligé et honteux, ma chère amie, d'avoir tant tardé à vous répondre: je crois que connoissant la tendre amitié qui m'attache à vous, vous devinez sans que j'aie besoin d'alléguer mes excuses, qu'il n'a pas dépendu de moi de vous écrire plutôt. D'abord je reçus vos deux charmantes lettres extrême-

ment tard: l'une et l'autre la veille de Noël. Adressez toujours à Herwigsdorff près Loebau, sans que elles courent premièrement à Zittau. Je voulois tous les jours vous répondre, mais les convulsions des félicitations annuelles ne m'en ont absolument pas laissé le loisir. J'ai de nombreuses connexions et liaisons, pas toutes également intéressantes, en attendant chacune absorbe sa quote part de tems et l'enlève au plaisir. J'appelle plaisir le charme de m'entretenir avec une amie, telle que vous, que j'aime, que j'honore au delà de toute expression. Vos lettres toutes divinement bien écrites, toutes des chefs d'oeuvres, me donnent une félicité centuple de celle que les miennes très foibles en comparaison peuvent vous donner; que peuvent-elles contenir que les assurances de ce tendre attachement qui ne finira qu'avec ma vie, que vous méritez à tant de titres et combien je m'estime heureux de ce que je ne vous suis point indifférent: et combien je suis ravi de l'espoir que vous me faites concevoir, mon aimable amie, que je trouverai toujours dans votre exellent coeur tous les sentimens que je voudrai y trouver. Je chérirai chaque émanation de vos tendres sentimens avec un feu dont vous serez toujours satisfaite.

Je trouve un usage charmant ici en Saxe, qui n'est pas chez nous: c'est celui des souhaits imprimés, ils épargnent la peine d'être éloquent sur un sujet rebattu: il y en a de fort spirituels parmi et on a le choix. Je vous en envoye deux, ma chère amie, qui partent de coeur: à savoir laquelle des deux félicitations vous préférerez, c'est une affaire de goût.

J'en ai reçu un grand nombre et de fort jolies, de fort tendres; plusieurs dames très aimables m'ont fait cette galanterie: la plus jolie m'est venue d'une main inconnue. Ce sont des trophées parfaitement bien dessinées à la plume et sur l'égide les vers s'y joints. Je soupçonne une Dame.

A ce que vous disent ces deux envois, je n'ajouterai plus rien, ma chère amie, que l'assurance que votre bonheur sera le constant objet de mes désirs, que je serai attentif à tous les moyens possible d'y contribuer et que je me souhaite comme la chose la plus essentielle à ma félicité la durée de la tendre amitié, dont vous m'honorez.

Bien loin, de brûler vos lettres, ma chère S., je les conserve soigneusement: je goûterai encore souvent des momens délicieux, à les relire; mais je vous demanderai la faveur de brûler les miennes qui ne valent nullement la peine d'être conservées. Les vôtres expriment avec élégance et feu tout ce que vôtre coeur leur dicte: j'y trouve presque tout ce que je désire, chaque période a de nouveaux d'autres charmes pour moi: la plus délicieuse est toujours celle, quand vous avez la charité de me dire, que vous m'aimez un peu.

Vous voulez savoir comment je suis né dans vos contrées. Mon père a servi avec distinction dans les troupes de Saxe. Il étoit le plus ancien capitaine au régiment du fameux Prince Frédéric Adolphe de Weissenfels, qui a été mon parrain et dont je porte le nom. Le régiment est celui du Prince Clément d'aujourd'hui, en garnison alors comme au-

jourd'hui en Thuringe, mon père était à Sangershausen: il se maria en secondes noces à Sophie de Bülow de la maison de Beyer Naumburg proche de Sangershausen, femme de courage, d'ésprit et faite pour les affaires. Je naquis à Beyer Naumburg le 21. Février 1737, le cadet de la famille. Une soeur de ma mère, bonne vieille femme, Madame de Wiedemann, possède encore la terre de Zelschen près Lützen non loin de chez vous. En Janvier 1739 mon père fit un héritage très considérable d'un parent très éloigné du même nom, possesseur de grandes terres en Silésie que mon frère a hérité de mon père. Ce parent, colonel au service de Saxe, retiré du service nous regardoit peu, mais mon père lui avoit rendu service à la guerre, époques essentielles où une faveur quadruple de prix: d'hazard j'ai trouvé la veuve de ce colonel enterrée ici à Herwigsdorff, morte d'un flux de sang sur le pavé de Loebau, où elle étoit allée consulter un médecin. Son frère possédoit alors Herwigsdorff et en hérita 80000 écus.

Mon père forcé par cet héritage à se retirer en Silésie, quitta comme major, mon frère l'accompagna. Il ne jouït pas longtems de sa fortune, il mourût deux mois après dans les bras de mon frère, enfant alors, d'un coup d'appopléxie à la fleur de son âge. C'étoit la probité, la solidité même, je ne l'égalerai jamais. Ma mère suivant avec la famille ne le trouve plus; je la perdis en 1748. L'année avant elle m'avoit mis dans l'établissement des Herrnhuthiens, qui étoit alors dans ses terres et qui est aujourd'hui à Neusaltz en Silésie. Vers la fin de sa vie elle donna

dans ces pieuses rêveries. Mon frère qui servoit alors dans les Gardes du Corps, que le Roi distinguait beaucoup, le dit à Sa Majesté, qui ordonna que je vinse à Berlin; je fus mis en pension chez un pasteur de l'église françoise, oncle de Mad. la Générale le Coq, que j'ai l'agrément de revoir actuellement à Görlitz et le Roi me fit officier aux Gardes du Corps dès que l'âge pût le permettre; défense à cette occasion aux Herrnhuthiens de ne plus prendre de jeunes gentilhommes dans leur séminaires; malgré cela c'est d'où date leur attachement pour moi, joint aux services, que j'ai pû leur rendre dans la dernière guerre. Voila, ma charmante amie, l'origine de celui que vos honorez de vos bontés, l'origine de mon attachement pour les contrées que vous habitez, qui par le séjour, que vous y faites, me deviennent de jour en jour plus intéressantes. Ce récit a du être long et ennuyeux comme tous ceux de cette espèce; mais je n'ai fait qu'obéir à vos ordres.

Ce que vous avez la grâce de me dire, qu'un officier prussien auroit dit de moi à Mll. votre soeur, me paroit un compliment spirituel et flatteur, que je dois à votre grâcieuse amitié. Cependant je ne jurerois de rien: j'ai le bonheur non mérité, que des gens que je ne connois souvent pas de nom, m'aiment beaucoup. Si le fait est vrai ayez la grâce de me dire la demeure de Mlle. votre soeur, et le nom de cet officier, afin que je puisse dans l'occasion lui en témoigner ma reconnaissance, en ayant beaucoup pour celui qui dit du bien de moi à Mlle. votre soeur dont j'aspire à mériter l'amitié et les bonnes grâces.

L'idéal, que j'ai conçu de vous est, il est vrai, aussi chérissable qu'il est possible à l'imagination, mais je suis convaincu que vous le surpassez encore et que mes foibles idées ne peuvent pas vous atteindre: l'ésprit le plus juste et le plus brillant, la plus belle âme, un coeur fait pour cette tendre amitié, le plus solide bonheur de la vie se manifeste partout dans vos lettres, pourroit-on s'empêcher de ne pas chérir ardemment celle, qui les a tracées.

Je voudrois qu'il me fut possible de me transporter quelque fois par magie auprès de vous, je réaliserois ces charmans têtes à têtes, qui me rendent déjà si heureux ici. Combien nous aurions de choses à nous dire et j'ai assez d'orgueil pour me flatter que nous serions content l'un de l'autre. Quand l'ouvrage me retient chez moi, je vis ici très solitairement; quand j'ai des momens de reste je vais voir bonne compagnie. Mes diners ordinaires sont très courts et leur briéveté peut seule les rendre supportables. Du 10 au 20 je m'amuserai très bien, quelquefois dans la societé de la plus belle dame de vos contrées, qu'on ne peut voir sans l'admirer. Le 20 mon frère arrive et restera quinze jours avec moi, après quoi je projette une tournée à Dresde, où je ne m'ennuyerai pas. Toute éspérance de paix a disparu. Quant à moi particuliérement cela n'est nullement défavorable, je fais peu de cas de la vie, beaucoup de la satisfaction suprême d'avoir bien fait: je ne désire que de finir digne de quelques larmes qu'on daignera peut-être verser pour moi.

Personne ne sauroit, ma chère S., souhaiter plus

ardemment une chose, que je désire plus vivement, que ce bonheur, qui peut-être nous rassemblera un jour: et l'idée de couler dans votre délectable société une partie de mes jours est un rêve ravissant, un ciel que vous me montrez en perspective: c'est déjà une félicité de s'en flatter, jusque là ma réspectueuse amitié et mon fidèle attachement vous prouveront que je mérite un peu un sort si désirable. Ne me laissez pas languir après vos lettres; ma très chère amie, votre vie simple et heureuse vous laisse la maitresse de vos momens: je ne suis pas si fortuné. Vous pouvez porter la sérénité, le bonheur dans ma solitude, ne vous y refusez pas.

Vous bâtissez pour moi, ma chère et aimable amie, des châteaux en Espagne, dont la beauté est hors de doute. Comptez qu'il faut être quelque chose dans cette vie, que je n'ai appris que le métier des armes, que l'applaudissement universel m'y fait rire de tous les dégouts inévitables par l'essence de ce métier même, ou gauchement inventés par l'ingratitude. J'ai refusé il y a quelques années le plus brillant des établissements, qui allioit honneurs, plaisirs, richesses par passion pour languir dans les honneurs obscurs des légions: mais celle d'être utile l'emporte chez moi sur tout. L'envie de causer avec vous, ma charmante amie, m'entraineroit plus loin, s'il ne falloit mettre ma lettre à la poste avant l'arrivée de mon réfectoire: j'appelle ainsi mes dinera quotidiens. Mille complimens affectueux à Mr. votre époux, conservez moi votre tendresse et restez convaincue que

j'aimerai ma chère S. jusqu'au dernier instant de ma vie avec la plus vive ardeur.

5.

à Ober Bennersdorff près Herrnhuth, ce 13. Fevr. 1779.

Vous auriez quelque apparence de motif, mon aimable amie, si vous me grondiez de mon long silence, ayant depuis près de quinze jours ou à peu près votre charmante lettre du 17. Janvier. Voici l'histoire de ce silence. Mon frère qu'avant la mort de l'électeur de Bavière je n'avois pas vû de treize ans, que peut-être vû nos destinations, si différentes, si éloignées l'une de l'autre, je ne reverrai plus que deux fois dans ma vie, avoit fait un voyage ici pour passer neuf jours avec moi. Je n'ai pas voulu le priver d'un seul de ces momens, durant ces neuf jours, ce qui accumula ouvrage et correspondance. Au départ de mon frère l'armée s'ébranla: autre tracas absorbant le tems, de sorte que j'ai été sur le point de faire une banqueroûtte épistolaire. Un peu de loisir dont je jouis ici, me met en état de payer peu à peu mes dettes et il n'y en a aucune que je paye avec plus de plaisir, que celle, ma respectable amie, de vous assurer de mon inaltérable attachement. Mon devoir qui me tient cloué ici et le cordon qui depuis la mi Janvier devient orageux, m'ont privé de la satisfaction d'aller embrasser notre ami Mr. Reich à Dresde, mais si j'en suis le maitre, j'irai le voir à Sellershausen avant que la paix dont on parle tant, nous fasse retourner chez nous et alors je me flatte bien d'y faire la connoissance de la char-

mante muse qui habite Burgwerben. Ce sera assurément un bien grand jour de fête pour moi.

Je ne vous parle pas de la volupté, que m'a fait goûter votre intéressante lettre: vous savez à quel point elles me sont chères, ces lettres si divinement bien écrites, mais j'ai, ma chère amie, une petite guerre à vous faire: vous avez montré ma dernière lettre, ou vous en avez cité des lambeaux, car Madame de P. sait, que j'ai parlé d'elle et quoique certainement c'étoit dans les termes de respect et de reconnoissance que je dois à cette illustre maison, j'aurois préféré qu'elle ne le sçut pas. Elle a été curieuse de savoir, quelle corréspondance je pouvois avoir dans ces contrées: j'ai nié; j'ai dit que je n'en avois qu'à Leipzig, et cela pas pour le plaisir d'en imposer, mais par une fantaisie qui m'a été de tout tems particulière, qu'une liaison m'est d'autant plus chère qu'elle est moins connue. Vous avez très bien deviné que la belle dame dont la présence à quelquefois métamorphosé ce triste cordon en olympe pour moi, est sa brillante et réspectable fille. Pourquoi citez vous Roxelane à ce sujet? y a-t'il quelque danger à fêter les dieux? Peut-être différons nous de sentiment sur un sujet aussi important. La maladie que je crains le plus, dont j'approche malheureusement, c'est la sagesse si mal à propos vantée de Salomon, quand blasé sur tout parcequ'il avoit trop goûté de tout, il s'écrioit dans ses accès de satieté: Tout est vanité! Malheureusement comme lui presque revenu de tout, je saisis avec empressement chaque étincelle de goût qui peut m'attacher à

la vie et tandis que le sage modère ses passions, réprime ses fantaisies, moi sage d'une autre éspèce, qui connois un peu le coeur humain, la futilité de la vie, la valeur des choses, j'excite mes passions, je cajole mes fantaisies, ne craignant jamais qu'elles m'entrainent, mais bien qu'elles m'abandonnent; ainsi j'aurois laissé ce coeur, que Mars rend invincible, très parfaitement le maitre de devenir l'esclave de deux beaux yeux, si tel eut été mon destin. Poursuivons ma spirituelle amie, ce chapitre intéressant. Vous me demandez une profession de foi sur les qualités de ma maitresse. Elle est facile, car je n'en ai pas. Je suppose que vous entendez par là non l'acception abjecte, car dans ce cas je suis très innocent, j'ai une éspèce d'horreur pour des arrangemens de cette éspèce, mais la beauté dont en galant chevalier je porte les couleurs. Or je suis amoureux depuis près de 30 années de Dulcinée du Toboso, que je cherche depuis avec la même ardeur, que mon réspectable prédecesseur Don Quichote. Il seroit à sa place ici de chanter la chanson „mon coeur est à vendre, qui veut l'acheter" mais comme mes auditeurs n'en voudroient pas, je préfère de dire en prose que je me flatte de l'amitié des dames, étant leur plus ardent panégyriste, la supériorité que je donne à leur sens sur le mien étant motivée; plusieurs m'honorent de l'éstime la plus flatteuse et la plus distinguée, mais je n'ai pas ce que proprement on appelle une maitresse, mes amies ont ce rang, que celle qui est présente est toujours au prémier; parmi les ab-

sentes c'est celle qui écrit le plus fréquemment, qui est la Favorite.

Dès que je viendrai à Dresde, j'irai rendre mes devoirs à Mlle. votre soeur et lui témoigner ma vive gratitude pour le mot flatteur qu'elle a dit „*er ist einer von uns.*" Ce mot est du plus grand prix pour moi et tous mes éfforts tendront à mériter cette bonne opinion, que cette aimable personne veut bien avoir de moi. Je vous suplie de vous interposer pour qu'elle daigne m'accorder son amitié. Je serai d'autant plus enchanté de faire sa connoissance, que vous dites qu'elle vous ressemble, c'est la louer beaucoup, je serai avide de voir le portrait, qu'a fait tirer de vous Mr. Reich et il ne tiendra pas à moi qu'au moins j'en aye une copie. Je ne suis pas du sentiment de Lavater sur quantité de sujets quoique grand partisan de la Physiognomique. Un seul coup d'oeil me suffit pour voir si un homme me convient ou non; mes liaisons les plus intimes étoient des coups de foudre et je doute que je me lie jamais avec quelqu'un qui au bout de cinq minutes n'étoit pas encore mon ami intime. Notre tendre amitié, ma chère S., a des fondemens bien plus solides que les portraits et les silhouettes; c'est une confiance illimitée fondée sur la générosité supposée de nos coeurs: c'est une espèce d'image de la foi. Supposé une impossibilité, que nos coeurs ne fussent pas irréprochables, après tant de confiance, il faudroit rougir de se trahir, dussions nous ne nous voir jamais; ainsi de quel côté que j'envisage notre liaison, les bontés dont vous m'honorez, je les considère comme une faveur du ciel.

Comptez mon aimable amie, que je ne cesserai de vous admirer, de vous aimer qu'avec mes jours et je vous garantis que vous ne vous répentirez jamais des sentimens que vous daignerez m'accorder. Avec votre permission je demanderai à Mlle. votre soeur une de vos silhouettes, ne fut ce que pour quelques jours; je vous promets qu'elle serrera les noeuds qui nous tiennent et que ce sera une fête pour moi de la posséder durant quelques jours, sans les autres effets que je prévois. C'est avec délices que je lis toutes vos charmantes lettres, tous les sujets m'y intéressent infiniment; mais l'article essentiel, ma chère S., est toujours celui de votre amitié, que j'y cherche d'abord, que je relis le plus souvent: tout ce que vous me dites sur ce sujet reste gravé ineffaçablement dans mon coeur. Quand nous nous verrons, je rirai avec vous sur le mot de presque souligné que vous n'avez pas compris. Je ne suis pas difficile, je n'exige rien, je vous ai les obligations les plus sincères sur les momens couleur de rose que vous ajoutez à ma carrière: ma reconnoissance ne finira jamais et je voudrois par des services essentiels pouvoir vous donner des preuves avec quel excès je vous suis dévoué. Le bruit des armes prématuré a déjà fait fuir tous les plaisirs dans une turbulente solitude, tous les miens n'ont pas fui, il me reste le souvenir de mes amis, ces têtes à têtes épistolaires, que vous m'avez accordée, qui me charment au delà de toute expression: honorez moi, ma chère amie, le plutôt que vous pourrez d'une de ces chères lettres: appréciez l'impatience de votre ami par la vôtre

et daignez rester convaincu de sa tendre et ardente amitié.

Thalia et Melpomène étoient des noms sans prétentions, tout au plus deux amatrices du théâtre. Mes complimens à Mr. votre époux. Je n'irai pas si tôt encore à Dresde: l'air n'y sera convenable à ma santé qu'au mois de Mars.

8.

à Gaussig près Bautzen ce 14. Avril 1779.

Je rougis, ma chérissime amie, de prendre la plume après un si long silence. J'ai reçu vos charmans vers pour mon jour de naissance et vos deux intéressantes et aimables lettres: je vous baise les mains pour ces marques réiterées de votre tendresse et de votre amitié: les vers étoient charmans, je voudrois mentir les belles choses que vous me dites, mais surtout, ma chère S., j'ambitionne de mentir toujours vos bontés et les sentimens flatteurs dont vous m'avez honoré jusqu'ici. Mlle. votre soeur dont la touchante correspondance vient d'augmenter les délices de ma vie, m'a fait une vraie fête en m'envoyant la silhouette de son admirable soeur: à en juger par cet ombre l'original doit être bien aimable. Avec quelle ardeur je désire de faire sa connoissance pour vous dire, ma douce et bonne amie, mille choses tendres que la plume n'éxprime que foiblement. Dans votre avant dernière lettre vous me faites espérer votre silhouette également, que je serois ravi d'avoir la même amie, par l'une et l'autre aimable soeur. J'au-

rois peine à vous dire combien je m'estime heureux de posséder l'amitié de ces deux soeurs si chérissables, surtout la vôtre: conservez la constamment à un homme qui connait tout le prix de votre mérite et qui vous est si tendrement devoué. Je ne vous ai pas fait encore un mot d'excuse sur ce silence etonnant: vous croirez, ma chère amie que je brode, mais c'est une vérité éxacte que c'est uniquement faute de loisir que j'ai tardé à vous répondre: jugez, ayant négligé une occupation si chère, combien peu j'ai été le maitre de mon tems. D'ordinaire je suis arriéré de vingt lettres, quoique je ne fasse qu'écrire quand je suis à la maison et que je ne sorte que quand le devoir l'éxige ou bien pour voir l'élite de la bonne compagnie. Votre indulgence, ma réspectable amie, me fait éspérer mon pardon: je promets amendement pour l'avenir: comment pourriez vous seulement douter que je négligeasse une corréspondance si précieuse, si agréable, si instructive; si je suis le maitre d'un moment?

Je ne suis point aussi porté que vous, ma très chère amie, pour la paix. La continuation de la guerre n'éxposait la Saxe à aucun danger et quant à moi je perds de toutes les façons à la paix. Surtout il faut quitter cette Saxe chérie où j'ai eu le bonheur d'acquérir tant d'amis; il faut m'éloigner de vous à une distance immense. La récompense que vous me promettez pour tant aimer la Saxe m'est bien douce et bien désirable. Comptez, ma chère amie, que je vous prendrai au mot et que vous ne pouvez plus reculer: je mérite largement cette douce

récompense car j'aime prodigieusement la Saxe, et quelle récompense me réserverez vous si je vous aime plus encore que la Saxe. J'aurois été avec un vrai plaisir à Sellershausen, mais maintenant je n'ose plus l'espérer. Je pars demain pour Glogau en Silésie par rapport à la remonte et quoique je compte être de retour vers la fin du mois, je crains de ne plus retrouver les Prussiens en Saxe et qu'il me faudra les suivre aussitôt: alors je dirai avec Chaulieu; je ne verrai désormais tous ces plaisirs qu'en peinture. J'ai encore un millier de grâces à vous rendre, ma très chère S., pour ce joli poëme pour mon jour de naissance: oserois-je vous demander la faveur de me dire si ces vers étoient de vous: tandis que j'aurois eu le loisir de répondre, j'ignorois, mon aimable amie qu'ils étoient de vous et lorsque je l'appris par Mlle. votre soeur, je n'ai plus été le maitre d'un seul moment: Je soupçonnois d'abord une autre dame, femme de beaucoup d'ésprit. Si l'amour avoit donné à l'enfant nouveau né ces flèches rapides qu'indique le poëme, j'en ferois voler une jusqu'à B. W.

Si vous voulez avoir la grâce de me répondre, de m'écrire souvent, comme je vous en ai itérativement prié, que mon absence de courte durée ne vous inquiète pas, adressez toujours vos lettres au Piegr. et elles me parviendront avec sûreté et devrois-je vous confirmer encore tout le plaisir qu'elles me font; vous écrivez comme un ange, je ne me lasse pas de lire et relire vos charmantes lettres. J'ai fait la connoissance de Mlle. de Bonckau, soeur de votre favorite, et j'ai bien pensé à vous: me faudroit-il de

tels souvenirs près de tout ce brillant de votre mérite, je pense très souvent à vous, je brûle d'impatience de faire une connoissance qui m'est si précieuse, à confirmer de bouche une amitié qui ne finira qu'avec ma vie et que je tâcherai de mériter par la vénération la plus sincère et le tendre et respectueux attachement avec lequel je vous suis dévoué. Adieu, ma très chère amie, si vous pouvez aimez moi comme je vous aime et ne soyez jamais insensible à la vive tendresse de votre sincère et fidèle ami.

Dès que je pourrai, vous aurez une plus longue lettre mon ange, que celle-ci griffonée à la hâte avec un pied dans l'étrier: je vous baise les mains avec l'amitié la plus tendre, la plus ardente.

(Fortsetzung folgt.)

Sir William A'Court, jetziger Lord Heytesbury.

Indem hier aus dem Nachlafs eines ausgezeichneten Mannes, des Geheimen Legationsraths Salomon Bartholdy mehrere Correspondenzen mitgetheilt werden, möchte es nicht unzweckmäfsig sein, die in Deutschland wenig bekannt gewordene merkwürdige, ja beinahe fabelhaft klingende Charakteristik desselben ins Gedächtnifs zu rufen, welche ein Engländer machte, als Bartholdy's Werk über die Carbonari in London anonym erschien. Diese Schilderung steht im ersten Theil der: *Aventures et exploits des bandits et des brigands de tous les pays du monde. Traduit de Macfarlane, par M. Defaucompret. Paris*, 1834, *p.* 217 218; und bezieht sich auch auf Bartholdy's Verhältnifs zu Sir William A'Court, dessen Briefe an jenen hier folgen sollen. Macfarlane berichtet: Un ouvrage très-curieux, mais que je crois peu connu, sur les Carbonari, a été publié à Londres sous le voile de l'anonyme; mais je puis affirmer avec certitude que l'auteur en est feu le Baron Bartholdy,

quelques soins qu'il ait pris pour le cacher. Il était le seul étranger qui connût parfaitement cette société mystérieuse. — Le Baron Bartholdy était, comme homme, plus curieux et plus bizarre que son ouvrage. Il était Résident à Rome pour S. M. le Roi de Prusse, et il était connu par l'encouragement qu'il donnait aux beaux arts, par ses connaissances, et par sa maison dans laquelle il avait employé quelques jeunes allemands plcins de génie, étudiant la peinture, à peindre des fresques, qui pouvaient presque rivaliser avec les ouvrages du même genre des anciens maitres italiens. Il avait été Juif, et il conservait encore les manières et le costume de sa nation, quoiqu'il eût adopté la religion luthérienne. Sa conversion offrit le sujet d'un bon mot aux Romains, qui dirent qu'il ne fallait pas désespérer de lui, puisqu'il avait déjà changé de quartier en enfer, où les Juifs doivent être plus mal logés que les hérétiques et les schismatiques. Il était souvent à Naples, et il y recherchait la compagnie des Anglais, et surtout celle d'un diplomate distingué*), dont les Napolitains l'appellaient le jackal, parce qu'il était continuellement avec lui. C'était le petit homme le plus affairé et le plus curieux que j'aie jamais connu, un vrai Paol Pry politique. On disait qu'il savait tout ce qui se passait, et rien n'était plus probable, car il se montrait toujours dans les momens de troubles et d'intrigues, et on le voyait partout, presque en même temps, mêlé avec des gens de tous les partis. Il

*) Sir William A'Court.

m'inspira quelque temps une sorte de crainte nerveuse, car en quelque lieu que j'allasse j'étois sûr de rencontrer sa physiognomie sinistre et son oeil d'inquisiteur. Les Napolitains, peut-être sans autres preuves que son apparition de mauvais augure, le regardaient en général comme un ennemi mortel des institutions libérales, qu'ils avaient si mal adroitement voulu établir. Et quand ils apprirent sa mort, quelques années après leur révolution, ils purent à peine croire cette nouvelle, car ils avaient porté le Baron sur leurs tablettes, comme étant „le Juif-Errant."

Die Augsburger Allgemeine Zeitung von 1825 gab in der Beilage zu Nr. 230 einen Nekrolog dieses vielseitig bewegten, umfassend gebildeten Mannes, dessen Tod (in Rom, am 27sten July 1825) ein sehr herber Verlust für die Kunst und für die Künstler war; diese verloren in Bartholdy einen Förderer und treuen Schützer; jene einen talentvollen Streiter, der durch kräftige Worte dem schädlichen, unheilbringenden Streben der sogenannten Nazarener in Rom und Deutschland entgegen arbeitete. Ein damals von Bartholdy in dieser Beziehung verfafster Aufsatz, welcher anonym erschien, vielleicht wenig beachtet, in der Journal-Litteratur untergegangen ist, dürfte gerade für unsre Zeit von Nutzen und bedeutendem Interesse sein, indem gewisse Malerschulen jetzt wieder eine abgeschmackt süfslich-frömmelnde Richtung genommen haben, und eine wahre Wuth für Kunstausstellungen entbrannt ist, die sich denn auch zum Nachtheil für die Kunst vervielfachen. Dieser treffliche beachtungswerthe Aufsatz möge das An-

denken an Bartholdy erneuen und finde daher hier seine Stelle. Bartholdy schrieb bei Gelegenheit der in Rom im April 1819 zu Ehren der Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich veranstalteten Kunstausstellung Folgendes:

Ueber die Kunstaustellung im Pallaste Caffarelli zu Rom im April 1819.

Die Ankunft des Kaisers von Oesterreich zu Rom, erregte bei den meisten hier anwesenden deutschen Künstlern den Wunsch, Demselben ihre Werke vor Augen bringen zu dürfen. Bei der Schwierigkeit, welche die beschränkte Zeit Sr. Majestät, und die Unmöglichkeit Sie in die Wohnungen vieler Einzelnen einzuladen, entgegensetzte, entstand der Gedanke einer allgemeinen und öffentlichen Ausstellung. Die Geld-Unterstützung, deren es zur Ausführung bedurfte, wurde von der Frau Baronin von Humboldt, geb. von Dachenöden, dem preufs. Gesandten Herrn Niebuhr und dem preufs. Generalconsul Herrn Bartholdy zu gleichen Theilen dargeboten, während der Gesandtschaftssekretär des Herrn Niebuhr es übernahm, in zwei geräumigen, schön beleuchteten Sälen des Pallastes Caffarelli, die nöthigen Veranstaltungen zur Aufnahme der verschiedenen Gegenstände zu treffen, denen ein unter den Künstlern gewählter Ausschufs die Plätze anwies. Der Aufforderung an nicht deutsche Künstler, beizutreten, folgten einige Russen, Schweden, Dänen, Schweizer, Niederländer, und ein italienischer Bildhauer, Schüler des Herrn Thorwaldsen.

Das „Verzeichnifs der Kunstgegenstände, die im Pallaste Caffarelli am Capitole bei Gelegenheit der hohen Anwesenheit JJ. k. k. apostol. Majestäten ausgestellt sind," (*Catalogo degli oggetti di arti che sono esposti nel Palazzo Caffarelli al Campidoglio, all' occasione dell' Augusta presenza delle loro Maesta Imp. Reali Apostoliche*) enthält 178 Nummern: die Liste der Verfertiger derselben, *Elenco degli artisti le opere di' quali sono esposte*

sul Pal. Caffarelli al Campidoglio, zählt in alphabetischer Ordnung 63 Namen, nemlich 48 Maler, von denen viele jedoch nur Zeichnungen eingesendet haben; eine Malerin; Herrn Eberhard als Maler und Bildhauer zugleich; sieben Bildhauer, vier Kupferstecher und zwei *Fonditori di bronzo* (Erzgiefser).

Mit Leidwesen bemerkte man den gänzlichen Mangel architektonischer Werke; die Baukunst ist matter geworden als jede ihrer Gesehwister, und unglüklicherweise zu einer Epoche, die freilich den Untergang von Städten aber auch ihr Entstehen erblikt, und wo im Westen wie im Osten, die Preisaufgaben für Sieges-Denkmale, Pallaste, Schauspielhäuser, Börsenhallen etc. häufig waren. Man mufs dieses vielleicht dem Unterschied zwischen älterer Lebensart und neuern Gewohnheiten zuschreiben, der Begierde das Antike zu erhalten, und das Mittelalter hervorzurufen, das sich nicht zu heutigem Brauche schiken will; — das Bequeme und Häusliche dem Erhabenen, die Schnelligkeit, die baldigen Genufs verspricht, dem Dauernden vorzuziehen, das langen Genufs gewährt.

Bei einer so ansehnlichen Menge von Schöpfungen im Pallaste Caffarelli begreift man, dafs es nicht die Absicht seyn könne sie weder zu analysiren, noch alle zu berühren. Von den Urhebern ist zu sagen, was immer statt findet, wenn viele nach einem schwer zu erreichenden Ziele streben: wenige vom Götterfunken beseelt; manche vom Talent; einige schlecht: die Meisten mittelmäfsig, nicht ohne eine gewisse Festigkeit und guten Willen, welcher gute Wille mehr für den Künstler, als für sein Werk gewinnt; ein Wohlwollen, dem die Beschüzer der Kunst, und denen ihr Gedeihen am Herzen liegt, nicht zu vielen Raum geben sollten, indem hier Nachsicht leicht verführerisch wird.

Mit Kaltblütigkeit über die Kunst zu reden, jetzt wo der Enthusiasmus an der Tagesordnung ist, möchte für viele Ketzerei seyn. Aber wer immer verzükt ist, ist es eigentlich nie; und deren Kennerschaft blos auf dem Durchlaufen von ein paar Gallerien, oder dem Durchlesen einiger Schrif-

ten beraubt, geht es wie solchen, die ungewohnt Pallaste zu betreten, auch die schlechtesten Geräthschaften in denselben für vorzüglich halten. Die Italiener verstehen es besser: sie sind Kinder aus einem vornehmen Hause, die mit ihren Herrlichkeiten vertrauter sind, weil sie darunter aufwachsen. Doch zurük zur römischen Ausstellung.

Von neuern mehr unbekannten Arbeiten, hatte Hr. Cornelius zwei Cartons aus dem Paradiese des Dante geliefert, Anfangs bestimmt *al fresco* in der Villa Palombara des Marquis Massimo gemalt zu werden; aber jüngere Verbindlichkeiten, die er mit dem Kronprinzen von Baiern eingegangen, dessen im Baue begriffenes Museum mit Sujets aus der Mythologie auszuschmüken, haben jene älteren unterbrochen, vielleicht zum Besten der Kunst, die beim Uebergange zur Fabelwelt der Griechen und Römer nicht verlieren wird. Hr. Overbeck zeigte zwei Cartons aus dem befreiten Jerusalem des Tasso, der eine stellt Jerusalem selbst, mit gelösten Fesseln, der andre Olint und Sofronia auf dem Scheiterhaufen dar, — beide eines solchen Zeichners würdig, — der wenn sie ein wenig kaltgefunden würden, mit Recht behaupten mag, dafs die Glut des Dichters sich schwerlich mit Pinsel oder Reiskohle übertragen lasse. Eine Flucht nach Aegypten und eine Madonna von Hrn. Overbeck waren zu unbedeutend, um dabei zu verweilen. Ungetheilten Beifall erwarb Hr. Wach durch das Portrait eines Mädchens in der Tracht von Velletri (der Kopf nach der Skizze eines Franzosen *alla prima*) und vor allem durch die Kopie der Vision Ezechiels nach Raphael, in einer Vollkommenheit, fähig den Eindruk des Originals zu verewigen, wenn dieses jemals verloren ginge. Von Hrn. Wilhelm Schadow gefiel hauptsächlich ein Bild, auf dem er sein eignes Portrait, mit dem seines Bruders und Thorwaldsens in ihrer Mitte gruppirt. Von Hrn. Veit die Allegorie der Religion in Oel, eine Wiederholung von der, die er *al fresco* in einer der Vorhallen des Pio-Clementinischen Museums gemalt. Die HH. Franz Catel und v. Rohden zeichneten sich durch Landschaften aus, auf denen Letzterer, durch

Auffassung und treue Nachbildung des Einzelnen, Ersterer durch merkwürdig lebendige Staffage und Ergreifen eines weiten Horizonts, überraschen. Herrlich waren ferner die Landschaftsstudien des Hrn. Helmsdorf nach der Natur, und des Barons von Stackelberg klassische Ansichten verschiedener Gegenden Griechenlands, so wie die Zeichnungen der HH. Bernhard, Rehberg und Rösel, von Sachverständigen und Liebhabern gesucht.

Hr. Rudolph Schadow hatte nebst den Gipsen einiger Basreliefs, die Spinnerin und das Mädchen, die ihre Sandalen festbindet, in Marmor ausgestellt; die häufigen Wiederholungen, die er bereits davon hat machen müssen, bezeugen, wie sehr sie ansprechen. Aber einen weit vollkommeneren Begrif von dem Umfange der Talente dieses Bildhauers, gibt dessen kolossale Gruppe des Achilles und der sterbenden Amazone zu seinen Füfsen, deren Modell in seiner Werkstatt zu sehen ist, und die in Stein keinen Plaz einer Hauptstadt verunzieren würde. Die Psyche des Hrn. Tenerani ist gut gedacht und behandelt, und eine Büste, von Hrn. v. Launitz, seelenvoll; die Cartons des Hrn. Eberhard, biblische Geschichten, zeigen manche gut ersonnene Komposition; der Triumphbogen Constantins in vergoldeter Bronze, von den HH. Hopfgarten und Jollage, ist kein mechanisches, sondern ein wahres Kunstwerk; — die Kupferstiche der HH. Amsler und Bahrdt, sind in eigner und kräftiger Manier, — und manches Gute und Wakere könnte hier noch beigefügt werden, wenn es nicht aufser den engen Gränzen dieses Aufsazes läge, — oder diejenigen, die nur versprachen, solchen beigesellt werden dürften, die schon leisten.

Nachdem das angenehmere Geschäft des Lobes vollbracht ist, bleibt es eine unerläfsliche Pflicht des gewissenhaften Beurtheilers, auch heilsamem Tadel seinen Lauf zu lassen, und das Messer bei solchen Bäumen am wenigsten zu schonen, die üppig wuchern, und mit Schmarozerpflanzen bedekt sind, die man in der Ferne für ihre Aeste nehmen könnte.

Der Zustand der bildenden Künste pflegt mit dem Zustande der Wissenschaften eines Zeitalters und einer Nation so ziemlich gleichen Schritt zu halten, und ungefähr dieselben Eigenheiten und Kennzeichen an sich zu tragen. Man hat dieses in Griechenland unter Perikles und Alexander, zu Rom unter August und den Päpsten aus den Häusern Mediei und Farnese; in Spanien unter Karl V. und den ersten Philippen; man hat es unter Ludwig XIV. in Frankreich, man hat es endlich später in den Niederlanden wahrgenommen, die zugleich Europa durch die Presse belehrten und mit Bildern erfüllten, und als im 13ten und 14ten Jahrhunderte Flagellanten die Heerstrafsen Italiens bedekten, und tausende das Bufsgewand des heil. Franziscus anlegten, wandte die Einbildungskraft der Maler sich am liebsten auf Hölle, Fegefeuer und jüngstes Gericht. — Deutschland hat neuerdings ein ähnliches Phänomen gezeigt. Gegen Ende des 18ten Jahrhunderts begann die Vorliebe zum Romantischen, Halbverständlichen, Schwärmerischen; gute Köpfe, denn dieser bedarf es immer, um dem Geiste der Schwachen eine schiefe Richtung zu geben, bemächtigten sich der glänzenden Seite dieser Dinge, und man verglich damals zuerst das Nibelungen-Lied den Homerischen Gesängen, drukte alte mönchische und Hans Sachsische Reime auf, und betrachtete die Ammen-Mährchen und Legenden als einen unerschöpflichen Born der Dichtkunst. Nicht lange darauf liehen Schriftsteller den Künstlern dieselben Ansichten; die gothische Baukunst sollte das Ideal jeder Baukunst und aller Formen werden, von den Kirchthürmen, bis zu den Porcellainfabriken und silbernen Leuchtern hinab; in der Malerei wurden Sammlungen, die mehr historischen und nur einseitig künstlerischen Werth hatten, denen vorgezogen, die vollendeter und vielseitig waren, welches man als einen Fehler rügte; die Neigung für das Alterthümliche des Volks bestach; die Begierde, verborgene Schätze hinter jeder beräucherten Leinwand und auf jedem wurmstichigen Brette auszustöbern verführte, und das Aufputzen des Rostigen wurde die Mode einer Sekte.

Aber bald trugen geflügelte Insekten diesen Samen in den Kelch von Blumen, die diesseits der Alpen blühten, und das Lüftchen, das am Rheine und im Norden von Deutschland aufgesprungen war, wehte seine Nebel den Landsleuten zu Rom zu. Wie eine Brüderschaft verbündeten sie sich zuerst beim Weinglase, und dann bei nüchternen Liebesmalen, (denn auch der Anbeginn hatte verschiedene Akte und spielende Personen). Hierauf sonderten sie sich in Wirkungsart und Kleidung von den Gefährten, schwermüthig mit langen herabhängenden Haaren, wodurch die Gesichter hagerer und blasser wurden, sittlich und intolerant, und einen Fanatismus für ihr System im Busen verschliessend, der, da ihr Einfluss und ihre Zahl noch geringe waren, sich nicht so frei äusserte, und vielleicht deshalb tiefere Wurzeln schlug. Die Römer gaben ihnen den Namen Nazareni — die Franzosen nannten sie *les tragédies allemandes*.

Einiges aus der Lehre dieser Schule war unläugbar auf Wahrheit gegründet, nemlich, „dass die Kunst seit dem 17ten Jahrhundert ausgeartet und verweichlicht sei,*) dass ihre Bekenner zu viel vernünftelten, und zu wenig von innerem Gefühle ergriffen wären, das nur aus der Religion und manche setzten — wider die Erfahrung aber nicht minder zuversichtlich hinzu — nur aus der römisch-katholischen Religion sich entwikeln könne. Sey dem also, so müsse man die Kunst dahin zurükführen, von wo sie ausgegangen, und dieser Punkt wäre das Zeitalter, wie die Werke, der Wiederhersteller im 13ten oder 14ten Jahrhundert; Giotto, Cimabue, Ghirlandajo, bis zum Pietro Perugino, und auch noch einige andere, die schon die Epoche der Mediäer berühren, aber noch hinter ihr in ihren Produktionen zurükgeblieben sind; S. Francesco d'Assisi und der Campo santo di Pisa wurden die Wallfahrtsörter, — Florenz eine bessere Universität als Rom. Raphael, den man

*) Die Caracci, Guido Reni, Guercino und die Bolognesser Schule sind ohne jede Anerkennung ihrer Verdienste mit unter den Verdammten

nicht sogleich seiner Würde entsezen konnte, (wie man nicht damit anfing, Göthe unter den deutschen Poeten zu entthronen), wurde als eine doppelte Person betrachtet: als Schüler des Perugino, in seiner ersten trokenen Manier, hinauf bis damals, wo er das Ausmalen der Kapelle der Piccolomini zu Siena übernahm, die nur erst keimende Fähigkeiten erweist, und dann wieder in der spätern, wo er in der Fülle der Kraft seinen Zauber über alles verbreitete, was er zum Vorwurfe seines Pinsels wählte. Lezteres übergeht man oberflächlicher, und die Galathea und Psyche und die freiern Götter und Göttinnen werden als Verirrungen mit dem Schleier des Mitleidens bedekt, in Lethe versenkt. Dafs Leonardo da Vinci von höherm, und Francia von gleichem Range mit Raphael sey, wird angedeutet.

Unstreitig machen zu Rom die Kapelle des Masaccio zu S. Clemente und die des Beato Giovanni da Fiesole im Vatikan Vergnügen und Eindruk, weil man von der Mannheit der Raphaelschen und antiken Kunst gern, ja mit Rührung, auf die Wiege derselben zurükschaut. Aber bleibt man lange unter den Werken dieser Kindheit, so ist es unmöglich sich nicht von ihrer Unmündigkeit zu reiferer Gesellschaft zu sehnen. Die Vor-Raphaelschen Künstler wären bei solchem Ueberflusse an Ideen und Motiven, die sie besessen, schneller noch zur Vollkommenheit gediehen, wenn die Armuth an Mitteln sie nicht gehemmt hätte. Hiezu gehören: Unkenntnifs der Oelfarben und ihrer Anwendung, weshalb sie sich mit Eyweis und Goldgrund durchhalfen, nicht sie vorzogen; ferner Mangel an Regeln der Perspektive und Ungeschiklichkeit im Zeichnen, besonders der Körper und des Nakten, nicht aber eine Scheu vor letzterm, etwa aus Züchtigkeit, wie die heutigen Nachahmer vorschüzen oder errathen lassen möchten, eine leere, allen Fortschritten schädliche Grille, die jenen ältern Malern so fremd geblieben, dafs sie ihre Tüchtigkeit darin, sobald sie sich nur einigermaafsen fühlten, gern an den Tag legten, wie z. B. Signorelli im Dome von Orvieto; und eine Grablegung, Crucifix oder St. Sebastian, nicht wie ihre

Jünger für das Aeuſserste hielten. Was man mit am meisten an den braven Alten bewundern sollte, ist die Unbefangenheit, mit der sie allen ihren Eingebungen Raum gönnten; die Nachäffer verscherzen diesen Vorzug, und ahnen kaum, daſs es für einen ächten Wahrheitsfreund, in und auſser der Kunst, keine unausstehlichere Affectation gibt, als die der Naivetät.

Und hier ist auf einmal der Flek, von wo aus man sich vom richtigen Pfade, den man mit Sinn und Takt ausgespürt hatte, verirrte, und in Labyrinthe gerieth. Die Kunst war ausgeartet, und muſste zu ihrer Quelle zurükgeleitet werden, und diese Quelle ist für uns die Natur, nicht peinlich unter ein Microscop gequält, als wenn es darauf ankäme, ein Aederchen zu entdeken, das den Anatomen entgangen ist, sondern wie die gewaltigen Meister aus dem 16ten Jahrhundert sie zu entziffern verstanden. Auch was die Aeltern Schäzenswerthes haben, ist von ihr in der Reinheit ihrer Absichten entlehnt, während die blinden Akolythen sie nur in den Werken jener Verehrer suchen und erkennen wollen, und sich statt der sprudelnden Welle an dem Wasser erfrischen, das in Cisternen aufbehalten, seicht geworden.

Hieraus die Abwesenheit eines eigenthümlichen Gepräges, so daſs man oft nicht weiſs, ob man ein Original aus dem 19ten, oder eine Copie aus dem 14ten Jahrhundert vor sich hat; eine Flachheit, die sogar auf die Porträte übergegangen, die selten den Charakter der Personen, als den Stempel der Manier darbieten. Hieraus das Conventionelle; die knieenden Engel mit gefalteten Händen, eine Gattung Wappenengel, halb im Schlafe aufzuzeichnen, und die immer, wie die Wappenadler und Löwen, aus Ehrfurcht vor ihrer Herkunft wiederholt, und nicht verschönert werden. Ohne den Verdacht derer zu theilen, die dieses für einen Schlupfwinkel der Dürftigkeit erklären, soll es doch nicht unbeachtet bleiben, daſs es freilich unendlich bequemer ist, am 14ten und 15ten Säkulum zu kleben, als sich zu höherem Fluge aufzuschwingen; daſs eine parallele Stellung

weniger Aufwand an Erfindung erheischt, als eine reizende nicht gewöhnliche; ein hölzernes oder mit dem Eisen gebügeltes Gewand weniger als ein fliefsendes, dafs endlich eine Mantelfigur nur Spielerei gegen eine unbekleidete an Studium ist. Auch sind heilige Sujets in affectirt devoter Zeit (bewahre Gott die ächte Frömmigkeit damit zu verwechseln,) und vor affectirt devoten Personen, kein übles Schutzmittel gegen den Spott, wenn auch das Machwerk selbst Stoff dazu gäbe.

Da die alten Meister Kleidung und Sitten entfernter Völker und Zeiten wenig kannten und berücksichtigten, so schliefst man, dafs man sich von jeder Genauigkeit darin entbinden könne; und glüklich, wenn dieses noch ohne Karikatur geschieht, wenn nicht Stazer vom Hofe Maximilians I. mit Noah in die Arche gehen, Gerichtsdiener von Nürnberg die keusche Susanne wegschleppen, oder den Cäsarn Papierkappen von Bildhauern und Buchdrukern aufgestülpt werden. Ueberhaupt mufs man das seynsollende Launenhafte vorsichtig handhaben, und nicht etwa einen welschen Hahn oder einen Fuchs an eine Stelle einschieben, wohin zuweilen die Künstler ihre Freunde, Mäcenaten oder sich selbst zu konterfeyen pflegen.

Die Compositionen der Nachahmer der Quattro-Centisten sind oft überladen statt reich zu seyn; die Figuren enge auf einander gepakt, wie die Bienen am Eingange ihres Stokes, die Köpfe wie die Beeren einer Traube, und wo weder Füfse noch Arme mehr ausreichen, Architektur und Schnörkel, um diese, Einfassungen von Frucht- und diken Blumenkränzen und vierfüfsigen Thieren, Vögeln und Insekten. Nirgends darf das ermüdete Auge Ruhe finden; der Wirth glaubt wider Pflicht zu handeln, wenn er den Gästen nicht durch hundert Schüsseln eine Unverdaulichkeit zuzieht, und alles dieses wird fühlbarer, weil die Luft-Perspective verschmäht, die Hinter-Mittel und Vordergrunde gleich emsig ausgeführt sind, so dafs die Gegenstände, wie bei gewissen Tapeten, alle in einer Fläche und nahe vor dem Beschauer liegen, und mit ihren, wie

von eisernem Griffel eingekrazten Contouren dennoch nicht recht heraustreten.

Auch in der Landschaft bemüht man sich solche Eigenheiten geltend zu machen, und ganz besonders in denen hinter historischen Gemälden, fast immer à vue d'oiseau genommen; und zu Rom, wo, so weit der Blik reicht, alles in die herrlichsten Wellen-Linien verschmilzt, oder sich zu grosen Massen aufbaut, spalten sie barbarisch die Felsen in nichts als Nadeln und Zaken und regelmäfsige Crystalle, die Bäume werden gekrönte Binsen, der Vordergrund eine *Flora Europæa*, und statt der glühenden sammtnen Tinten, hier sogar unzertrennlich von kalten Steinen und Ruinen, zieht man der ganzen Natur eine bunte Hanswurst-Jake an.

Ueberhaupt ist es wider die Grundsäze der Geschichts- und Landschaftsmaler dieser Schule, die Farben durch Mitteltinten in Harmonie zu bringen. Je schreyender neben einander, je schillernder wie Taubenhälse, desto genialer. Schade, dafs man nicht alle Gewänder in Regenbogen tauchen, und die Seraphim und Cherubim wie Colibris befiedern kann. Das Colorit des Fleisches, freilich das schwerste, ist aber auch am unvollkommensten, und kein Blut durchfliefst es. Vergebens sucht man das Leben und die Wärme der Venetianer, die Kühnheit und Frische eines Rubens: selten werden Titian oder Paolo Veronese zu Rathe gezogen, noch seltner die Muster des Helldunkels, Correggio oder Rembrandt.

Unstreitig sind eine genaue und fleifsige Behandlung preiswürdig, und bekunden die Liebe des Künstlers zu seinem Werke: aber der Saz, „die höchste Ausführung ist das höchste Verdienst," ist nicht einmal richtig, wenn man auch hinzufügt: Falls sie der Wirkung des Ganzen keinen Abbruch thue, wovon die Möglichkeit schwer zu erweisen. Noch falscher ist es, historische Bilder von gröfserm Formate wie Miniaturen zu streicheln und zu lekken, und die Nebensachen dergestalt herauszuheben, dafs *tableaux de genre* daraus werden. Ehemals be-

lächelte man diejenigen als Laien, die von einem Gemälde entzükt wurden, auf dem die Stoffe der Kleidungen Musterkarten für Fabrikanten waren, die Maschen der Strümpfe sich zählen liefsen, und die langsteinglichten, kerzengraden Blumen in gläsernen Gefäfsen, die man zu zerbrechen fürchtete, mit ihren Staubfäden in den Schwefeltropfen der Verfertiger blinkten.

Unvermeidlich wird hierdurch die Steifheit, eine unversöhnliche Feindin der Anmuth und Lebhaftigkeit, und einigermafsen das bittere Wort eines Italieners gerechtfertigt, den man über die Ausstellung im Pallaste Caffarelli befragte, und der, ohne von seinem Kataloge aufzusehen, erwiederte: *Vi mancano le Grazie!* Nemlich Hr. Thorwaldsen hatte seine Gruppe der Grazien hinzusenden versprochen, die im Verzeichnisse Nr. 1. steht, aber vergeblich erwartet wurde. Denn diese Ausstellung offenbarte leider, wie weit die eben aufgezählten Uebel schon um sich gegriffen haben, und dafs mehr als die Hälfte der deutschen Künstler zu Rom von einem oder dem andern angesteckt sind.

Die Jahre von 1809 bis gegen 1815, wo diese Theorien die meisten Anhänger fanden, waren den Künstlern zu Rom nicht günstig. Die Franzosen, die bis 1814 herrschten, gaben nur den Berühmten, und sehr parthelisch, Aufträge. Die Landeseingebornen verkauften, statt zu kaufen. Die wohlhabenden Fremden kamen selten an. Die deutschen Künstler — und gerade fanden sich mehrere mit Anlagen und Kraft sie auszubilden zusammen — hatten so wenige Gelegenheit zu letzterem, dafs manche gezwungen waren, sich durch Zeichnungen für Buchhändler zu nähren, und kaum Mufse behielten, kleine Bildchen nach eignem Triebe zu vollenden. Ihre Werkstätten waren leer und ohne Proben von dem, was sie zu schaffen vermöchten. Sie entwarfen mittlerweile Gemälde mit Worten, mit nicht unlöblichem Vertrauen auf die Zukunft, die sich ihnen zuerst durch ein gemeinschaftliches Unternehmen eröffnete. Die HH. Cornelius, Overbeck, Wilhelm Schadow und Veit vereinigten sich, und vollbrachten mit raschem Muthe, und un-

geschreckt von vielfachen Schwierigkeiten, das Ausmalen eines Zimmers *al fresco*, in einem Hause, *all' Arco della Regina*, wobei die Wahl und Anordnung der Gegenstände ihrem Ermessen anheim gestellt wurde.*) Da diese Arbeit nicht unberühmt geblieben, so wäre es überflüssig weitläuftig davon zu sprechen. Niemand kann den Gemälden das gebührende Lob versagen, dafs sie in Betref der Zeichnung, des Ausdrukes vieler Köpfe, der Erfindung in Composition und der Farbe theilweise, nicht allein dem Guten unsrer Epoche, sondern auch so manchem Gepriesenen aus besseren, gleich oder vorzuziehen seyen. Ob seitdem zu Rom etwas Vorzüglicheres von diesen Malern gemacht worden, ob ihre Kunst stille gestanden? mögen Andere entscheiden.

Der Winter von 1815 und 1816 führte die aus Rom entwandten Kunstschätze dahin zurük. Der Friede verstattete wieder über die Alpen zu wandern, und Schaaren reicher Reisenden eilten die italienische Luft einzuathmen. Bald verdoppelten und verdreifachten sich die Preise aller Kunstprodukte, und auch die mittelmäfsigsten fanden Absatz.

Kurz auf die Neu- und Wifsbegierigen folgten die Fähnlein verschiedener junger Leute aus den deutschen Bundesstaaten, deren früherer Beruf für die Kunst durch das Waffengeräusch unterbrochen worden war. Der Ton in Germanien hatte Veränderungen erlitten: neben der Religiosität waren die Gemüthlichkeit, die Deutschheit und eine Vaterlandsliebe, hochmüthig und alles aufser sich verachtend, als Hebel des Erhabnen und der Begeisterung erkannt worden, und versinnlichten sich in einer eignen Tracht, die ein wohlgewachsener Jüngling zuerst elegant und mit Koketterie auf der *Trinità de' monti* und dem *Caffè del Greco* zeigte. Aber bald klirrten Sporen, und hin und wieder Hieber und Rappiere, der Bart unter und über dem Kinne

*) Da Hr. Franz Catel nur geringen Antheil an dieser Arbeit nahm, indem blos die Ansicht der Nil-Ueberschwemmung über einer der Thüren von ihm a fresco gemalt wurde, (der Joseph ist a tempera) und er noch damals schon einen begründeten Ruf genofs, so ist er den obenbenannten Malern nicht beigezählt worden.

stiefsen mit dem Schnauz- und Bakenbarte zusammen, der Ton rauh und burschikos; der ausgeschnizte feingenähte Kragen, die goldenen und silbernen Spangen wurden Luxus; der Polrok, nicht mehr geschniegelt, und der Franzen und Troddeln beraubt, wich einem cynischen abgeschabten; — die römischen Bürger nannten die schrekhaften Gestalten nach dem Zurufe der Räuber: *Faccia in terra!!*

So konnte der harmlose Künstler in den Gefilden, wo Genufs der Schönheit und Natur ihm zugleich Beschäftigung, Freude und Ruf vorbereiten sollten, sich noch nicht aus einer Verkettung, aus einem schweren Wolken-Horizonte reifsen, die ihn wie Irrwische zum Antheile an Angelegenheiten hinnekten, von welchen die erwählte Bestimmung ihn jubelnd hätte lösen müssen, und Partheiwuth, aufgereizte Gehässigkeiten und Neid vergifteten den jugendlichen Frohsinn, die Anspruchslosigkeit, und zugleich die Hauptannehmlichkeiten des römischen Künstlerwesens. Aus den Hallen der Musen sehnte man sich nach der Herberge der Zunft, und wählte auf dem Feste in der Villa Scultheifs am Himmelfahrtsabende 1818 die Lade des Handwerks zu seinem Symbole. Mehr als dreifsig Neugeworbne kleideten sich bei dieser Gelegenheit (dem Zenithe des Schwindels) in das wenige Jahre zuvor ersonnene Gewand der Altvordern, und Allegorien, Inschriften und Embleme bewiesen, dafs man im Herzen unschuldig und nicht unheilsuchend, aber verkehrt und beschränkt sein könne, und dafs man auf einer ganz andern Stufe stehen müsse, um sich anzumafsen den Stall des Augias zu reinigen, und den Umgang mit Menschen zu Boden zu stampfen. Da manche Klügere seitdem in sich gegangen sind, so ist vorauszusagen, dafs ihr Beispiel und das Mildere dieses Himmels, wo scharfe Eken sich leichter abnagen, auch allgemeiner wirksam seyn werden.

Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich sind bei dessen Besuche im Pallaste Caffarelli mehrere dieser Schwächen nicht entgangen. Seine Abneigung gegen Unnatürliches und Ziererei, „die die Kunst mehr rükwärts als vor-

wärts treiben," hat sich in seinen schmeichelhaften Aeusserungen wie in den entgegengesetzten bekundet, und aus solchem Munde verfehlt die Wahrheit selten ihren Zweck.

Warum aber dieser Aufsaz schonungslos mit Künstlern und ihren Werken verfährt, die nicht blos ihrer Talente, sondern auch meist ihrer Moralität wegen, vielleicht auf mehr Gelindigkeit Ansprüche hätten? bedarf einer Rechtfertigung am Schlusse. Gerade weil sie Achtung verdienen, ist es nicht gleichgültig, was sie beginnen; weil ihr Streben nicht getrennt da steht, weil endlich der Uebergang vom Guten zum Bösen so leicht ist, dafs er der Schnelligkeit des raschesten Höllengeistes verglichen werden konnte.
Rom, Mai 1819.

Nach dieser Abschweifung vom eigentlichen Gegenstande unserer beabsichtigten Mittheilung, welche man nicht unfreundlich aufnehmen möge, kehren wir zu den vertraulichen Briefen des Sir William A'Court an den Ritter Bartholdy, Königl. Preufsischen Geschäftsträger zu Rom, zurück; diese Briefe bieten ein Interesse dar, welches durch die lange Frist, die seit deren Abfassung verflossen ist, keineswegs geschmälert wird. — Graf von Lusi, dem wir die nachstehende treffliche Uebersetzung der A'Courtschen Briefe verdanken, begleitet dieselbe mit folgenden Worten:

Abgesehen von der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche auf eine leichte und vertrauliche Art berührt werden, gewährt es Stoff zum Nachdenken, wenn man sieht, wie zu jener Zeit einer der ausgezeichnetsten Diplomaten Englands über die obwaltenden Umstände dachte. Ein Ministerium, welches Sir W. A'Court in den Grundsätzen, die wir in den vorliegenden Briefen oft ausgesprochen finden, günstig war, konnte wohl keinen andern Zweck im

Auge haben als diejenigen, die Ruhe und Ordnung in Europa zu fördern. Damals waren die Haupt-Nationen Europa's zu einem festen Bunde vereinigt: man wollte der Selbstsucht, der Democratie und Anarchie Grenzen setzen. In wiefern dieser Bund stillschweigend gelöst worden ist, darf hier nicht erörtert werden; dafs aber die Nationen, welche sich von dessen Grundsätzen allmählig abgelöst haben, weder an Ruhm, noch an Credit, noch an innerm Wohlstande überhaupt gewonnen haben, kann dem Auge, selbst des ungeübten Forschers, nicht entgehen. Mit Zuversicht dürfen wir daher hoffen, dafs die Erfahrung für diejenigen Regierungen nicht ungenutzt vorüber gehen wird, welche bis jetzt noch dem frühern Systeme huldigen und dafs, sollten sich einem dieser Throne Rathgeber nahen, welche, etwa unter dem trüglichen Scheine demselben mehr Popularität oder gar andere Vortheile zu schaffen, das Band der Einigkeit und der Kraft mit den, früher in Noth und Tod Verbrüderten, auch nur im geringsten locker zu machen versuchen wollten, dafs alsdann die Geschichte als warnender Engel auftreten und die Weisheit der Herrscher dahin lenken werde, solchen trügerischen Verlockungen ihr Ohr zu schliefsen.

Im Jahr 1820, unter Lord Castlereagh's Administration, durfte der Repräsentant England's, gegen den der Preufsischen Krone, über gesetzwidrige Gesellschaften, über Aufruhr und Hochverrath sich mifsbilligend äufsern. Der Carbonarismus wurde von der englischen Regierung so wie von allen angefeindet, und die Ruhestörer konnten leicht und fast ohne

Blutvergiefsen unterwürfig gemacht werden. Keine Hülfslegionen leisteten dem Aufruhr Vorschub, keine halbverdaute Allianzen nährten den Bürgerkrieg; aber England war grofs, mächtig, wie noch nie; es wurde nicht durch unerfüllte Aeufserungen compromittirt, keine Agitatoren predigten den Aufruhr, keine Colonien drohten sich der Macht des Mutterlandes zu entziehen. Dies war die Periode, in welcher die vorliegenden Briefe fallen. Die Offenheit, der liebenswürdige Einklang des Britischen Diplomaten mit dem Preufsischen erregen ein Gefühl des Wohlbehagens, in das sich aber doch einiger Schmerz mischt! — Zu bemerken ist noch, dafs Sir W. A'Court häufig, und zwar immer auf die ehrenvollste Weise, von dem General Church spricht. Die Feinde dieses Mannes, welcher jetzt in königlich griechischen Diensten sich befindet, hatten über sein vorgeblich zweideutiges Benehmen, während der Neapolitanischen Revolution, ihn vielfältig getadelt. Seine Handlungen erscheinen hier vollkommen gerechtfertigt. — Der General Church hat in Diensten des Königs von Neapel stets seine Schuldigkeit gethan; so wie er auch, während seines langen Aufenthalts in Griechenland, die allgemeine Achtung und Liebe sich erworben hat.

a.

Naples, the 7. Dec. 1819.

We have had such a succession of shooting parties with the King, that till now, I have not had time to thank you for your letter, nor to reply to it.

I was glad to find that there would be no difficulty about the dispensation. A few days more or less can make no great difference to the lovers, so long as the weather remains as cold as it is at present. If the wind come round to the South West, their virtue will be in great danger.

The other commission I gave you, appears to have escaped your recollection; I mean the promise to procure me a copy of the Princess of Wales' letter, giving hopes of her becoming a catholic; should such a letter ever have been written, as was reported.

Neapel, d. 7ten December 1819

Wir haben so viel Jagdpartien mit dem Könige gehabt, daſs ich bis jetzt weder Zeit hatte Ihnen für Ihren Brief zu danken, noch denselben zu beantworten.

Es hat mich sehr gefreut zu erfahren, daſs die kirchliche Dispensation keinen Schwierigkeiten unterworfen sei. Es kann jetzt den Liebenden auf ein paar Tage nicht an. kommen, so lange es nämlich so kalt bleibt. Sollte aber ein Süd-West Wind eintreten, so möchte ihre Tugend wohl auf die Probe gestellt werden.

Meinen andern Auftrag scheinen Sie vergessen zu haben: nämlich die Bitte um Erfüllung Ihres Versprechens, mir eine Abschrift des Briefes der Prinzessin von Wales zu verschaffen, in welchem die Aussicht gestellt wird, daſs sie katholisch werden könnte; wenn solcher Brief überhaupt, wie man versicherte, geschrieben worden ist.

With respect to news of a public nature, I have very little to send you. The Admiral is come back from his cruise upon the coast of Barbary, having accomplished nothing either at Algiers or Tunis, or perhaps I should say, rather worse than nothing, for the Barbaresques have evidently had the best of the official correspondence at both regencies. The Bashaw of Tripoli alone has yielded to the demands which were made him.

Sir T. Maitland seems to have had some trouble in settling the St. Maura business, which was more serious than was at first imagined. — The insurrection was evidently encouraged, if not originally instigated, by the small party of factious and discontented individuals still existing at Corfu. — Sir Thomas has got the clue to all these intrigues, and seems to think that the explosion at St. Maura will,

---

Oeffentliche Neuigkeiten habe ich Ihnen nur wenige mitzutheilen. Der Admiral ist von seinem Kreuzzuge an den Küsten der Barbaresken Staaten zurückgekehrt, ohne irgend etwas, sei es in Algier oder Tunis, ausgerichtet zu haben. Ich behaupte sogar, dafs er weniger als nichts bewirkt hat: denn beide Staaten haben in der officiellen Korrespondenz die Ueberhand behalten. Nur der Pascha von Tripolis hat sich gegen die ihm gestellten Forderungen nachgiebig bewiesen.

Sir T. Maitland scheint in der Erledigung seines Geschäfts zu St. Maura einige Schwierigkeiten vorgefunden zu haben. Die Sache war ernsterer Art, als man es anfangs glaubte. Der Aufstand wurde von einer kleinen Anzahl Unzufriedener, die noch in Corfu sind, unterstützt: wo nicht gar angezettelt. Sir Thomas hat Aufschluss über alle diese Intriguen erhalten und glaubt daher, dafs die Unruhen

in the end, have a every good effect, as it has tended to unmask our enemies.

We have nothing new here, except the certainty of a considerable deficit in the Sicilian revenue. The propietors cannot sell their corn, and have been obliged to tender it to government in lieu of payment of taxes. There is an inclination to favour the Sicilians at the present moment, and they will not be pressed.

I have not yet received the return of which I promised you a copy. Here is a great deal of dilatoriness in the military department.

The cleansing of the emissary of Fucino is finally decided upon, but it is not yet settled whether the work will be intrusted to a company, who are willing to undertake it, or to the commons. The latter

---

zu St. Maura nützlich sein werden; da wir durch dieselben die Mittel erhalten haben, unsern Feinden auf die Spur zu kommen.

Wir haben nichts Neues hier, ausser der Gewifsheit, dafs in den Sicilianischen Einnahmen ein bedeutendes Deficit statt findet. Die Landeigenthümer können ihr Getreide nicht verkaufen, und sind genöthigt gewesen, es dem Gouvernement als Zahlung für die Auflagen anzubieten. Man ist geneigt, Sicilien jetzt nicht zu drücken; und wird daher wohl keine ernste Maafsregeln ergreifen.

Bis jetzt habe ich die Liste, deren Abschrift ich Ihnen versprochen hatte, noch nicht erhalten. In dem Militairdepartement sind Weitläuftigkeiten an der Tagesordnung.

Die Reinigung des Abzugskanals von Fucino ist endlich zugesagt worden. Es ist aber noch nicht bestimmt, ob es einer Gesellschaft überlassen, oder den Gemeinden anvertraut werden wird. Die letzteren wünschen, wie mir No-

are very desirous, as I am informed by Nocelli, to have the work entrusted to them.

Your friend Ramdohr is very angry because the police have arrested two travelling students, countrymen of his, without giving him any previous notice. — I do not know whether they were justly, or unjustly arrested, but I think a little more urbanity and attention towards Ramdohr would not have been misplaced. Perhaps they do not consider him as Minister, as he has not received his credentials. —

We have two marriages, as the english papers say, in High life. — Borcel is certainly to be married to the Princess of Courland, whose divorce from Accerenza has been pronounced. — He is to commit this foolish act at Rome next month, so you may

---

celli sagt, sehr, die Unternehmung in ihre Hände zu bekommen.

Ihr Freund Ramdohr ist sehr aufgebracht darüber, dafs man zwei reisende Studenten, seine Landsleute, seitens der Polizei, arretirt hat: ohne ihn davon zu benachrichtigen. Ich mag nicht entscheiden ob diese Leute mit Recht, oder Unrecht arretirt worden sind; aber mir scheint, dafs etwas mehr Höflichkeit und Aufmerksamkeit gegen Ramdohr hätte angewendet werden können. Vielleicht betrachtet man ihn nicht als Minister, weil er sein Beglaubigungs Schreiben noch nicht erhalten hat.

Es sind hier zwei Heirathen im Gange, von denen, welche die Englischen Zeitungen Heirathen in der Hofwelt nennen. Borcel wird gewifs die Prinzessin von Curland heirathen; so wie ihre Scheidung von Accerenza ausgesprochen sein wird. Er will diese Narrheit künftigen Monat zu Rom vollbringen, und Sie werden daher Gelegenheit haben, ein Zeuge der Ceremonie zu sein. — Die andere Heirath ist

have an opportunity of witnessing the ceremony. — The other marriage is that of Radowski with the young Duchess of Carigliano. — Her parents, or rather relations, consent, provided he produce proofs of his being possessed of the fortune he states he has got in Poland. —

I am much obliged to you for your list of English. I, however, very much doubt whether Burghersh and his dogs will be allowed to join your party, for his trip to Rome last year was very must disapproved of at home. — I have received ordres to go there (simply however as observer and reporter) in the event of a vacancy in the Papal Chair, and I suspect that Ministers would be by no means pleased, should Burghersh make his appearance at Rome, even though it only be in the character of Nimrod.

I am very anxious to see the papers you pro-

die von Radowski mit der jungen Herzoginn von Carigliano. Ihre Eltern, oder vielmehr Verwandte geben ihre Einwilligung; so wie er nämlich das Vermögen nachweisen kann, welches er in Polen zu besitzen vorgiebt.

Ich danke Ihnen sehr für die mir mitgetheilte Liste der Engländer. Ich mufs aber sehr bezweifeln, ob Burghersh und seine Hunde von den Ihrigen sein werden; denn sein Ausflug nach Rom, im letzten Jahre, ist zu Hause sehr übel aufgenommen worden. Ich habe Befehl bekommen, dorthin zu gehen; (aber nur als Beobachter und Berichter) im Falle der heilige Stuhl erledigt werden sollte; aber ich glaube dafs das Ministerium es sehr ungern sehen würde, wenn Burghersh in Rom erschiene; wäre es auch nur in der Rolle des Nimrod.

Ich bin sehr neugierig auf die Papiere, welche Sie mir

mise to send me. I shall not value the copy the less for having been in the hands of the Count Portalis.

Your crucifix does not tempt me; nor have I any great desire for manuscripts. Good editions of the latin classics (when not dear) are what I want, and I should always prefer those in quarto. — Cicero, Horace, Virgil, Suetonius, Tacitus and Livius, I do not want, as I already possess them.

I hope the next post will bring me some account of your manuscript. — If Mr. Gifford had declined receiving it, I think I should already have heard from him. It reached England the end of October, and we have letters down to the middle of November.

Lady A'Court, Lady Georgina Quinn, and all your other friends in my circle, desire to be parti-

---

versprochen haben. — Ich werde die Copie deshalb nicht weniger schätzen, weil ich weifs, dafs sie bereits in den Händen des Grafen Portalis gewesen ist.

Ihr Crucifix kann ich nicht gebrauchen: eben so wenig hege ich einen grofsen Wunsch für Manuscripte. Gute Ausgaben der Lateinischen Classiker (nicht zu theuer), das ist was ich wünsche: möglichst in Quarto. — Den Cicero Horaz, Virgil, Suetonius, Tacitus und Livius brauche ich nicht; weil ich dieselben schon besitze.

Ich hoffe mit nächster Post von Ihrem Manuscripte zu hören. Hätte Herr Gifford es nicht annehmen wollen: so würde ich schon Nachricht darüber haben. Es mufs Ende October in England angekommen sein, und wir haben schon Briefe bis zu Mitte November.

Lady A'Court, Lady Georgina Quinn und alle übrigen Freunde in meinem Circle empfehlen sich Ihnen bestens. —

tularly remembered to you. The latter will answer your postscript by another postscript in my next letter.

Adieu! — *Conservez-moi toujours votre amitié,* and believe me with sincere regard and esteem very faithfully yours

Will. A'Court.

Pray remember me to the Cardinal and M. de Blacas.

b.

Naples, Dec. 13. 1819.

I cannot give you a copy of the Bey of Tunis's answer to the Admiral, as I sent the one I received, to England exactly as it reached me. Admiral Freemantle cannot supply me with another, as he sent the original to the Lords of the admiralty from Malta. — If any future correspondence take place, you shall be furnished with a copy of it, provided

---

Die letztere wird Ihr Postscriptum durch ein dergleichen in meinem nächsten Schreiben beantworten.

Adieu, *conservez moi toujours votre amitié* und sein Sie meiner innigsten Ergebenheit und Hochachtung überzeugt. Aufrichtigst der Ihrige

Will. A'Court.

Empfehlen Sie mich dem Cardinal und Herrn von Blacas.

b.

Ich kann Ihnen keine Abschrift von der Antwort des Bey's von Tunis an den Admiral schicken; da ich die, welche ich erhalten habe, sofort, als sie mir behändigt wurde, nach England gesandt habe. Der Admiral Freemantle kann mir keine andere verabfolgen, da er das Original von Malta aus, den Lords der Admiralität geschickt hat. Jede andere Mittheilung, die mir zukommen sollte, werden Sie abschrift-

it be not of a secret nature, and that. I cannot suppose it we will be.

Lord Burghersh's journey to Rome will certainly take place, as you informed me, but I hear, that he undertakes it without having obtained the consent of his government. — I know not whether he trusts to fortune for its not being known, or whether he hopes to be able to turn aside the displeasure of Lord Castlereagh. — You will certainly not see me at Rome until the Pope's last moments arrive. — I shall be very much obliged to you to let me know occasionally the state of his health and also any details respecting the intrigues of those, who wish to succeed him.

I am fully aware that Burghersh and Foster are both pressing for this mission in the event of my removal. I do not, however, see any prospect of

---

lich erhalten, wenn sie nicht geheimer Art ist, welches, wie ich glaube, nicht der Fall sein wird.

Lord Burghersh's Reise nach Rom wird, wie Sie mir schreiben, gewifs statt finden; ich höre aber, dafs er sie ohne vorherige Erlaubnifs seines Gouvernements unternimmt. Ich weifs nicht, ob er auf gut Glück glaubt, dafs es nicht bekannt werden wird; oder wie er sonst hofft Lord Castlereagh's Mifsvergnügen zu beschwichtigen. — Mich werden Sie gewifs nicht früher in Rom sehen als der Papst in den letzten Zügen liegt. Ich würde es Ihnen sehr danken, wenn Sie mir gelegentlich etwas über seinen Gesundheitszustand, so wie über die Intriguen derer, welche ihm nachzufolgen wünschten, mittheilen wollten.

Es ist mir genau bekannt, dafs Burghersh und Foster beide sich um meinen Posten bemühen, wenn ich ihn verlassen sollte. Ich sehe aber jetzt wenig Wahrscheinlichkeit

my moving for the present. — Spain is not yet vacant and Lord Clancarty, who has the embassy to the Low Countries, is much better in health, and is gone back to his post. Under these circumstances I do not see how I can be moved.

From the letters of the last post from England, it appears that the old King is certainly failing, tho' not in immediate danger. — If he die, the parliament must be dissolved within six months, but (notwithstanding the troubled state of the country) the Ministers would probably not let these six months elapse, but dissolve immediately; for they would find it very difficult to do any thing with a parliament, the members of which were certain of appearing again before their constituents at the end of the session. A new parliament is always more manegeable than one at the point of death. — You will easily understand this.

dazu. Spanien ist noch nicht vacant, und Lord Clancarty, in den Niederlanden, befindet sich besser und ist wieder nach seinem Posten abgegangen. Unter diesen Umständen sehe ich nicht ab, wie ich versetzt werden könnte.

Laut den letzten Briefen aus England scheint es als ob es mit dem alten Könige, wenn auch nicht augenblickliche Gefahr vorhanden ist, doch bald zu Ende gehen würde. — Wenn er stirbt, so muſs das Parlament binnen sechs Monaten aufgelöst werden; doch würden wahrscheinlich, ohnerachtet der Unruhen im Lande, die Minister nicht diese Frist abwarten; sondern es gleich auflösen; denn es würde ihnen schwer werden, mit einem Parlamente fertig zu werden, dessen Mitglieder binnen kurzem vor ihren Wählern zu erscheinen haben. Ein neues Parlament ist immer leichter zu regieren als eines, dessen Auflösung nahe bevorsteht. — Sie werden dies leicht einsehen.

I am much obliged to you for your continued activity respecting the dispensation. The difficulties started by Morris are quite absurd, and you did perfectly well in taking him so roundly to task.

Madame d'Accrenza is already divorced according to the forms of her own country, and has nothing whatever to say to Rome. — She may, and will, marry again immediately; as to the Duc d'Accrenza, it is a different thing. He of course cannot be divorced according to his religion, nor can he marry again. He did not fail, I assure you, to put this circumstance strongly forward, when the sum was fixed, which he received for consenting to the divorce, according to the forms required by the Duchess. The Lady will bring Borel an income of about 50000 francs per annum.

Since I last wrote, I have spoken with Medicis

Ich danke Ihnen sehr wegen Ihrer fortgesetzten Thätigkeit in Betreff der Dispensation. Die Schwierigkeiten, die Morris vorschiebt, sind widersinnig, und Sie haben ganz recht gethan, ihn so kurz abzufühven.

Frau von Accrenza ist bereits, nach den Gesetzen ihres Landes, geschieden, und hat nichts weiter in Rom abzumachen. Sie kann und wird sich sogleich wieder verheirathen. Was den Herzog von Accrenza anbetrifft, so ist dies eine andere Sache. Er kann, seiner Religion gemäfs, nicht geschieden werden, noch sich wieder verheirathen. Er hat nicht ermangelt, diesen Umstand stark zu betonen, als es auf die Bestimmung der Summen ankam, die er für seine Zustimmung zur Scheidung von der Herzoginn erhalten sollte. Sie wird Borel ein jährliches Einkommen von etwa 50,000 Francs mitbringen.

Seit meinem letzten Schreiben habe ich mit Medicis

respecting the emissary of the lake of Fucino — He does not seem very friendly to the measure. He thinks that if it be undertaken by a company, it will be an endless source of lawsuits, — if by the commons, that should any unforseen obstacles present themselves, the expence would fall on the government. The obstacle he principally dreads, is that it will be found upon examination that the emissary not only wants clearing out, but that it has absolutely given way, and fallen in, which would render the undertaking a most serious one. He also fears overflowings of the Garigliano, which already is unable to keep its own stream within its banks after heavy rains. — The other Ministers are friendly to the undertaking, and the King has given his consent, but still the reluctance of Medicis makes me fear the result. He spoke to me of the possibility

---

über den Abzugskanal des Sees von Fucino gesprochen. Er scheint die Maafsregel nicht sehr zu billigen. Er meint dafs, wenn die Unternehmung durch eine Gesellschaft betrieben würde, es endlose Processe herbeiführen möchte. Geschähe es aber durch die Gemeinden, so würden die Ausgaben, sollte irgend ein unerwartetes Hinderniſs kommen, dem Gouvernement zur Last fallen. Was er am meisten befürchtet ist, dafs der Abzugskanal nicht allein der Reinigung bedarf, sondern dafs er ganz beschädigt und theilweise eingestürzt ist; welches das Unternehmen zu einem sehr bedeutenden gestalten würde. Er fürchtet auch etwanige Ueberschwemmungen des Garigliano, der so schon, bei starkem Regen, kaum in seinem Bette bleibt. Die übrigen Minister sind für die Sache gut gestimmt; so auch der König; der bereits eingewilligt hat, aber Medicis Abneigung macht mir das Gelingen zweifelhaft. Er sprach mit mir von

of being able to carry off the water by a pump or a steam engine. — I cannot think that such a scheme would answer.

I never believed that the Princess of Wales would write such a letter as that attributed to her. I shall, however, be glad to have the true version of it. The commission at Milan is going on prosperously. — An agent was here last week to find the captain and the mate of the vessel, in which the princess went to the Holy Land etc. — He was easily found, and as I hear from the agent, his evidence is quite conclusive. I, of course, had nothing whatever to do in the business, but to advance the money which the agent required.

I am going to Persano with the King on the 23d. to remain there three weeks. I shall have nothing to write from thence but the quantity of game slaughtered.

---

der Möglichkeit, das Wasser durch eine Pumpe oder durch eine Dampfmaschine zu entleeren. — Beides scheint mir aber wenig Erfolg zu versprechen.

Ich habe es nie für möglich gehalten, daſs die Prinzessin von Wales solch einen Brief, wie den ihr zugeschriebenen, verfaſst haben könne. Es wird mir aber lieb sein, das Nähere darüber zu erfahren. Vorige Woche war ein Agent hier, der den Kapitain und Steuermann des Schiffes auftreiben sollte, mit dem sie nach dem heiligen Lande gereist war. Er wurde leicht gefunden und seine Aussagen sollen, wie der Agent mir sagt, entscheidend sein. Ich hatte natürlich in der ganzen Sache nichts zu thun, als die Gelder vorzuschieſsen, die der Agent brauchte.

Ich reise den 23sten mit dem Könige nach Persano um drei Wochen dort zu bleiben. Ich werde von dort nichts als die Zahl des erlegten Wildes zu schreiben haben.

The Davy's are intelligent pleasant people, when separate, but they quarrel so constantly, when together, that it is quite unpleasant being in company with them. — By the by, Lady Davy has told us all, that you regretted nobody at Naples but Lady Georgina Quinn, and myself. — However flattered I may be by such a distinction, I cannot but think you a little imprudent to have reposed this confidence in one of the fair sex, who was sure to repeat it. — You have made all the rest of the Neapolitan world your ennemies.

Did you see Lord Whitworth when he passed through Rome? I never knew him before, and have been much disappointed in his society. The liberals need not have been so much afraid of his visit to Paris last year. — He is an excellent good man, mais

---

Die Davies sind eine liebenswürdige und gescheidte Familie, wenn man einzeln mit ihnen umgeht; sind sie aber beisammen, so zanken sie sich immer so, dafs man es satt bekömmt. Apropos! Lady Davy hat uns allen erzählt, Sie hätten behauptet, dafs Sie niemanden von der Gesellschaft in Neapel vermissen würden als Lady Georgina Quinn und mich. So schmeichelhaft mir dies auch ist; so kann ich doch nur bedauern, dafs Sie ein solches Eingeständnifs einer vom schönen Geschlechte gemacht haben, die es gewifs weiter erzählen mufste. Sie werden sich dadurch die Feindschaft der ganzen übrigen beau monde von Neapel zugezogen habe.

Haben Sie Lord Whitworth bei seiner Durchreise durch Rom gesehen. Ich kannte ihn nicht und seine Persönlichkeit hat meinen Erwartungen gar nicht entsprochen. Die Liberalen hätten vor seinem Besuche in Paris, im letzten Jahre, nicht so viel Furcht haben sollen. Er ist ein vor-

voilà tout. — With the exception of Lord and Lady Spencer and the Davys, we have not a very large importation of intellect amongst our visitors this year.

I have just received the *Correspondance inédite de Buonaparte*. I promise to myself much information from it.

The article in the Quarterly, upon Italian litterature, was certainly by Hugo Foscolo, who is in England.

I unite a manifesto published by the intendant with respect to the Fucino project.

No news from Corfu, Malta, or Barbary.

Remember me to the Cardinal and M. de Blacas.

c.

Pesaro, Dec. 25th 1819.

I send this letter to Lady A'Court at Naples, desiring her to forward it to you by the first safe

---

trefflicher guter Mann: *mais voilà tout.* Mit Ausnahme des Lords und Lady Spencer und der Davies haben wir wenig an Geist ausgezeichneten Besuch diesen Jahr hier gehabt.

Ich habe eben die *Correspondance inédite* von Bonaparte erhalten, und hoffe viel daraus zu lernen.

Der Artikel über Italienische Litteratur in der Quarterly Review, war gewifs von Hugo Foscolo, der jetzt in England ist.

Ich füge Ihnen ein Manifest des Intendanten, über das Project von Fucino bei.

Neues aus Corfu, Malta oder den Barbaresken Staaten giebt es nicht.

Empfehlen Sie mich dem Cardinal und Herrn von Blacas.

Ich schicke diesen Brief an Lady A'Court nach Neapel und bitte sie, ihn mit der nächsten sichern Gelegenheit Ih-

opportunity. It contains the list of the army, which I promised you.

As it is very uncertain when this will reach you, I shall add nothing more than that I ever remain etc.

A thousand thanks for the two volumes sent to me by the hands of the Princess Butera.

d.

Persano, Jan. 1st 1820.

Many thanks for your letter and its enclosures. — I will endeavour to procure for you the papers you require, and in the mean time send you a proclamation from Corfu not without interest. I would shew you a number of very curious letters upon the same subject, were you at Naples, but cannot send them to you, as they must not be trusted out of my hands.

nen zu übermachen. Er enthält die Rangliste der Armee welche ich Ihnen versprochen hatte.

Da es sehr unsicher ist, wenn Sie dieses Schreiben erhalten, füge ich blofs die Versicherung hinzu, dafs ich stets verbleiben werde u. s. w.

N. S. Tausend Dank für die beiden Bücher, welche Sie mir durch die Princess Butera gesandt haben.

Herzlichen Dank für Ihren Brief und dessen Einlage. Ich werde es versuchen, Ihnen die Papiere zu verschaffen, welche Sie wünschen; und übersende Ihnen inzwischen eine nicht uninterressante Proclamation aus Corfu. Ich würde Ihnen eine Menge sonderbarer Briefe über denselben Gegenstand mittheilen, wenn Sie in Neapel wären, aber kann sie nicht absenden, weil ich sie nicht aus den Händen lassen darf.

No news but of boars and stags and woodcocks of little interest but to sportsmen. — You shall hear from me more at length, when I return to Naples.

e.

Persano, Jan. 2d. 1820.

I send you all the papers relating to the arrangements made by General Church to prevent smuggling upon the coast of the Adriatic. — You may possibly wish to see them.

I send this packet to Naples to be forwarded to you by the first traveller going to Rome. — God knows when it will reach you.

A happy new year to you!

f.

Naples, Jan. 19th 1820.

Your letter of the 23d. December and 7th. January with their enclosures, have duly reached me, and I

Neues giebt es hier nichts als die Menge des erlegten Wildes. Sie werden mehr von mir hören, so wie ich wieder in Neapel bin.

Ich schicke Ihnen alle Papiere, welche die Einrichtungen betreffen, die General Church zur Verhütung des Contrebandhandels an der Küste des Adriatischen Meeres angeordnet hat. Vielleicht haben sie einiges Interesse für Sie.

Ich schicke dies Alles durch den ersten Reisenden, der von Neapel nach Rom geht. Gott weifs, wenn Sie es erhalten.

Viel Glück zum neuen Jahr.

Ihre Schreiben vom 23ten December und 7ten Januar habe ich beide richtig erhalten und bin Ihnen viel Dank

have a thousand thanks to return you for the information and amusement they afforded me. — I should have answered them sooner, if I had had a moment's leisure, but we only returned from Persano on the 10th., to set out again for Mondragona on the 11th., from whence we returned yesterday and are preparing for another excursion to Venasso in the course of a day or two. — These chases amuse me and contribute to my health, but they interfere dreadfully with business, and I find such an accumulation of notes and letters always upon my return, that I have hardly time to get through all I have to do, before I am called to a fresh excursion.

I have had no opportunity of forwarding your books to Church, but I propose sending them by Lord Guilford, who goes from hence to Otranto, in the course of next week.

---

schuldig für die Nachrichten und für das Vergnügen, welches Sie mir gemacht haben. Ich hätte sie früher beantwortet, wenn ich einen Augenblick Muße gehabt hätte. Wir sind aber erst am 10ten von Persano heimgekehrt, und am 11ten nach Mandragora gereist, von wo wir erst gestern zurück sind. In ein paar Tagen geht es wieder nach Venasso. — Diese Jagden belustigen mich zwar und sind meiner Gesundheit förderlich; aber sie stören die Geschäfte zu sehr und nach jeder Rückkunft finde ich eine Masse Briefe vor, die ich kaum Zeit zu lesen und zu beantworten habe, ehe es wieder aufs Neue fort geht.

Ich habe bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, Ihre Bücher an Church zu schicken; aber hoffe hiezu Lord Guilford benutzen zu können, der in künftiger Woche von hier nach Otranto reist.

I have heard nothing whatever from M. Gifford, the editor of the Quarterly Review, which astonishes me excessively. — I see an english translation of Orloff's book is advertized. — It will hardly pay the expences of printing.

We have had a grand distribution of cordons and keys, and the selection of individuals has given very general satisfaction. Seven Neapolitans and seven Sicilians have received St. Janvier. — Amongst the former are the Duke of Cassano, the Prince Caramanico and the Marquis del Vasto, all Muratists. — Filangieri has got the key of chamberlain, as well as the Prince Geraca. — Tommasi has got St. Janvier, which for him, is a very great distinction. — Partanna, who is at Berlin, has also got St. Janvier.

Nugent and his wife have both been dying of

Von Herrn Gifford, dem Herausgeber der Quarterly Review, habe ich durchaus nichts gehört: was mich sehr Wunder nimmt. Eine Uebersetzung von Orloff's Buch ist angezeigt. Sie wird wohl schwerlich die Druckkosten decken.

Hier hat eine grosse Ordens-Vertheilung statt gefunden; auch viel Kammerherrn Schlüssel sind ertheilt worden; und die Wahl der Begnadigten hat allgemein befriedigt. Sieben Neapolitaner und sieben Sicilianer haben den S. Januarius erhalten. Unter den ersteren der Herzog von Cassano, der Fürst Caramanico und der Marquis del Vasto; alle Muratisten. — Filangieri und der Fürst Geraca haben den Kammerherrn-Schlüssel erhalten. — Tommasi den S. Januarius, was für ihn eine sehr grosse Auszeichnung ist. Partanna, zu Berlin, hat auch den S. Januarius bekommen.

Nugent und seine Frau sind fast dem Sumpffieber er-

a mal-aria fever, which they caught by going to spend a week in a wretched house upon his new purchase at Castel Volturno. — They are now out of danger but in a very weak state. — I understand that Nugent is playing gros jeu in this purchase. If he succeed in draining the land and rendering it capable of cultivation, he will be one of the richest proprietors in the kingdom of Naples, but if he fail, he will be ruined, as two other persons, who attempted the same thing, have been before him.

Your reflexions upon the state of the seven Islands and their Governor are very just. — It is a subject upon which I should say much, but cannot venture to write it by the common post.

Your anecdote of the Cardinals is delightful. Madame Murat has lately advanced a request to be permitted to visit Rome for a couple of months.

legen. Sie bekamen es, weil sie eine Woche in einem elenden Hause zubrachten, welches in seinem neuangekauften Gute zu Castel Volturno liegt. Sie sind nun aufser Gefahr, aber noch sehr schwach. Ich höre, dafs Nugent ein gewagtes Spiel unternommen hat, indem er diesen Ankauf riskirte. — Kann er das Land austrocknen und urbar machen, so wird er einer der reichsten Eigenthümer im Königreiche Neapel; mifslingt dies aber, so wird er ruinirt werden, wie es zwei seiner Vorgänger in solchen Speculationen gegangen ist.

Ihre Bemerkungen über den Zustand der sieben Inseln und deren Gouverneur sind sehr richtig. Es ist ein Gegenstand über den ich Vieles sagen könnte; aber worüber ich meine Gedanken nicht der gewöhnlichen Post anvertrauen möchte.

Ihre Anecdote über die Cardinäle ist köstlich. Madame Murat hat die Erlaubnifs nachgesucht, einige Wochen in

She has also requested to be allowed to send Achilles, her son, to his uncle, Joseph, in America. — Both requests will be refused.

The Duchess of Accerenza has written to Borcel to put off her marriage with him till the summer. This, in my opinion, looks as if she had changed or was changing, her mind. — She has perhaps found some abler-bodied man.

I hear nothing further of Radowki's marriage. The Prince Christian of Denmark has been here with his wife some days, but does not make a greater sensation at Naples, than other travelling Princes. — We do not overwhelm these kind of people with civilities; there never was a court so little hospitable as that of Naples. — I hear that his object in travelling is the hope, that change of air may render

Rom zurückzubringen; und ebenfalls gebeten ihren Sohn, Achilles, zu seinem Onkel Joseph nach America schicken zu dürfen. Beides wird abgeschlagen werden.

Die Herzogin von Accerenza hat an Borcel geschrieben und um Aufschub ihrer Verheirathung bis zum Sommer nachgesucht. Dies sieht mir fast aus, als hätte sie ihre Meinung geändert oder würde es noch thun. Vielleicht hat sie einen tüchtigeren Mann gefunden.

Ich höre weiter nichts über Radowski's Heirath. Der Prinz Christian von Dänemark hat einige Tage mit seiner Frau hier zugebracht. Er macht aber nicht mehr Aufsehen hier als andere reisende Prinzen. Wir sind überhaupt hier nicht allzuhöflich gegen solche Leute. Es hat wohl nie einen weniger gastlichen Hof gegeben als den neapolitanischen. Ich höre sie reist in der Hoffnung, daß seine Frau, mit Hülfe des Wechsels der Luft, fruchtbar werde. Etwas

his wife fruitful. — Change of something else would be more likely to be successfull.

The rumour of my going to Berlin is renewed, but I hear nothing upon the subject from Lord Castlereagh. Much as I like Naples, it would be a great convenience to me to be moved nearer to England and, next to the Hague, Berlin is the residence, I prefer to any other.

The pamphlet concerning the Carbonari, which you send me, I find highly interesting, and when we combine it with Church's report, they both together give me a very clear idea of the state and progress of these societies. — I cannot consider them as very alarming, so long as they receive no assistance from without.

Adieu. — Believe me ever

very truly and faithfully yours.

anderes zu wechseln würde wohl wahrscheinlich mehr von Erfolg sein.

Das Gerücht meiner Versetzung nach Berlin erneuert sich. Ich höre aber darüber nichts von Lord Castlereagh. So sehr ich Neapel liebe, würde es mir doch äußerst angenehm sein, England näher zu rücken; und, mit Ausnahme des Haags, würde ich Berlin jedem andern Orte vorziehen.

Die Broschüre über die Carbonari, welche Sie mir zugesandt haben, finde ich sehr interessant: und wenn man ihren Inhalt mit den Rapports von Church vergleicht, bekömmt man eine klare Idee des Zustandes und der Fortschritte dieser Gesellschaften. — Ich kann sie aber nicht für sehr beunruhigend halten: so lange als sie nicht Vorschub vom Auslande erhalten.

Adieu, wie immer Ihr sehr herzlicher und treuer Freund.

Naples, Febraary 3d.

Are the loves of Papaffy and Micalef always to be suspended? Is there no hope of a dispensation? — Pray jog the Cardinal's memory upon this subject. — I fear he has no bowels for those in love.

I am as much annoyed, as you can be, at the little notice taken of my letter by M. Gifford. — I cannot help thinking, that his answer must have miscarried. I will write to him again in the sense you wish.

I should have liked very much to have had the letters of Cicero, with the marginal notes of Tristan d'Acunha's. — The thirty sequins would not have frightened me. Lord Guilford is delighted with his purchase.

Sir H. Davy has succeeded perfectly in deta-

Werden denn Papaffy und Micalef niemals das Ziel ihrer Liebe erreichen, und ist denn gar keine Hoffnung zur Dispensation vorhanden. Ich bitte Sie, erinnern Sie doch den Cardinal daran. Dieser Mann mufs ein ehernes, der Liebe ganz entfremdetes Herz haben.

Ich bin eben so ärgerlich als Sie selbst darüber, dafs Herr Gifford von meinem Briefe keine Notiz genommen zu haben scheint. Ich kann am Ende nur glauben, dafs seine Antwort, Gott weifs wohin, sich verirrt hat. Ich werde ihm abermals auf die Art, wie Sie es wünschen, schreiben.

Ich wäre sehr gern in Besitz der Briefe des Cicero, mit den Randglossen von Tristan d'Acunha, gelangt. Die dreissig Zechinen hätten mich nicht abgeschreckt. Lord Guilford ist über seinen Kauf entzückt.

Sir H. Davy ist es vollkommen gelungen, die Blätter

ching the leaves of the Herculanum manuscripts from each other, so that it now requires but a very short period to ascertain the contents of each roll. — A very large proportion of the manuscripts, however, are completely ruined, and the letters totally obliterated. There is, upon the whole, very little reason to expect, that any-thing worth having will be found. — We shall get a complete catalogue of what there is, and at all events, set the question of the worth of the collection at rest for ever.

My courier returned from England a few days since, but has brought me nothing respecting myself. — Lord Castlereagh tells me, that the admiralty being desirous of sending back the courier immediately, he must defer writing to me upon several subjects till another opportunity. — This is extremely provoking. — *Au reste*, every thing is going on well and quietly in England. The chancellor of the ex-

---

der Manuscripte aus Herculanum zu sondern und zu entfalten; so dafs man nun in kurzer Frist jede Rolle entziffern kann. Viele der Manuscripte sind aber verdorben und die Schriften ganz unleserlich. Im Ganzen genommen ist wenig Hoffnung vorhanden, dafs man etwas zweckmäfsiges daraus ersehe. Wir werden davon ein vollständiges Verzeichnifs erlangen; und jedenfalls die Frage über den Werth der Sammlung für immer entscheiden.

Mein, seit einigen Tagen aus England zurückgekehrter Courier hat nichts Neues über meine Bestimmung mitgebracht. Lord Castlereagh schreibt mir dafs, da die Admiralität den Courier gleich zurücksenden müsse, er manches, was er mir mittheilen wolle, auf eine andere Gelegenheit ersparen müsse. Das ist recht unangenehm. *Au reste* geht alles ganz gut in England. Der Bericht des Kanzlers

chequer's report has proved much more favorable than was expected, and trade is reviving. Every thing is looking better, and even those, who were the most desponding, begin to be in better spirits.

Sir Graham Moore (brother of the general killed at Corunna) succeeds to the command of the Mediterranean, and the Rochefort is to go home to Portsmouth to receive his flag. — Lady Freemantle and her family return to England in the Rochefort. The officer now in command is ordered to send a fregate here in March to convey Lord Spencer to Marseilles. — Lord Whitworth has now settled to return by land and sets out on the first of March.

I like Mad. de Barot very much. I am afraid she had a very stupid dinner here the other day, as she knew none of the party, and set next to Lord Spencer, who did not speak a word to her.

---

der Schatzkammer ist viel günstiger als man es erwartete und der Handel lebt wieder auf. Alles gewinnt ein besseres Ansehen und selbst die Verzagten schöpfen neue Hoffnung.

Sir Graham Moore (Bruder des zu Corunna gebliebenen Generals), hat das Commando im Mittelländischen Meere erhalten, und der Rochefort segelt nach England, um dort seine Flagge zu empfangen. Lady Freemantle nebst Familie reisen mit demselben Schiffe zurück. Der jetzt ad interim kommandirende Officier hat Befehl erhalten, im März eine Fregatte herzuschicken, um Lord Spencer nach Marseille zu bringen. Lord Whitworth hat sich entschlossen, zu Lande zu reisen und geht am 1sten März ab.

Frau von Barot gefällt mir sehr. Ich fürchte sie hat letzthin ein Diner bei mir sehr langweilig gefunden; denn sie kannte niemanden von der Gesellschaft und sass neben

Madame Floridia has been very ill for several days. — She has had an inflammation in her bowels, connected with some complaint in her womb. She is better, but not out of danger. Our chase at Vennsso has been put off till the 17th., and the beau monde are alarmed, that the King's masquerade should be put off also.

Radowski's marriage is at an end. He will not agree to settle at Naples.

Another marriage just announced is that of Mr. Vestris to Mademoiselle Ronzi. — She will be a loss to San Carlos.

I was very glad to hear of prince Hardenberg's triumph. — The fall of Humboldt does not seem to be much relished by the Prussians here. — An impenetrable mystery covers all that is passing at

---

Lord Spencer, der die ganze Zeit über nicht ein Wort mit ihr wechselte.

Madame Floridia ist mehrere Tage sehr krank gewesen. Sie litt an einer Unterleibs-Entzündung. Jetzt ist sie besser, doch noch nicht ausser Gefahr. Die Jagdpartie zu Venasso ist deshalb bis zum 17ten aufgeschoben worden; und die beau monde fürchtet, dafs des Königs Maskerade dasselbe Schicksal theilen werde.

Radowski's Heirath ist auseinander gegangen. Er will sich nicht in Neapel niederlassen. —

Eine neue Heirath ist in petto; nämlich Vestris mit Mademoiselle Ronzi. Dies ist ein Verlust für das Theater von S. Carlo.

Fürst Hardenberg's Sieg hat mich gefreut. Humboldt's Fall scheint den hier anwesenden Preufsen nicht angenehm zu sein. — Ein tiefer Schleier bedeckt Alles, was in Wien vorgeht. Wenn alles vorbei ist, soll uns eine grofse Offen-

Vienna. — We are to be dazzled by a general disclosure, when the work is terminated. If this silence can be maintained, it is certainly the wisest thing to be done, considering the present state of the press throughout Europe.

Esterhazy is here, but nobody sees him. — He does not seem to be well with Jablonowsky, and is exceedingly angry that he has not been invited to the chase.

Prince Leopold has written from Vienna in the strongest manner to press the King to give him Circello's house. The poor old Marquis and his wife are quite in despair. It is a cruel thing to be driven into the street at their age. — I think the Prince might have waited till Circello's death. In the common course of nature he cannot last much longer. Indeed I should not be surprized, if this alarm were to put an end to him.

---

harung überraschen. — Wenn das Geheimnifs so bewahrt werden kann, so ist es allerdings sehr gut, wenn man den gegenwärtigen Zustand der Presse in Europa bedenkt.

Esterhazy ist hier. Niemand sieht ihn aber. Er hat nur einmal bei mir gespeist. — Er scheint mit Jablonowsky nicht auf sehr gutem Fufse zu stehen. — Er war sehr böse darüber, dafs er nicht mit zur Jagd eingeladen worden ist.

Prinz Leopold hat von Wien aus dringend an den König geschrieben und ihn gebeten, ihm Circello's Haus zu geben. Der alte Marquis und seine Frau sind darüber in Verzweiflung. Es ist hart, in dem Alter dieser Leute auf die Strafse geworfen zu werden. — Der Prinz hätte wohl, dünkt mich, ihren Tod abwarten können, der ja, dem Natur Laufe gemäfs, nicht lange ausbleiben kann. — Ja ich

I have no news whatever to send you either from Malta, or the Ionian Islands. — You must not believe all the stories in circulation respecting to Maitland's removal. — They are the fabrications of his ennemies.

B.

Venasso, Febr. 20th 1820.

I write this letter from Venasso, you must therefore not expect that I shall furnish you with any thing very interesting. — Histories of the chase are not very amusing to you.

According to your suggestion I have written to the Cardinal by this day's courier. I am ashamed not to have done it sooner.

The King's death (if true) will make a great bustle in England. Ministers will probably assemble

---

würde mich nicht wundern, wenn dieser Kummer sein Ende beschleunigen sollte.

Neuigkeiten habe ich weiter nicht für Sie, weder aus Malta noch aus den Jonischen Inseln. Glauben Sie nicht an alle die Redensarten über Maitland's Abberufung. Das sind Fabeln, die seine Feinde in Umlauf setzen.

Ich schreibe Ihnen dieses aus Venasso. Sie müssen daher keine sehr interessante Neuigkeiten erwarten. Jagd-Geschichten stehen bei Ihnen nicht hoch im Werthe.

Laut Ihrem Wunsche habe ich an den Cardinal durch gegenwärtigen Courier geschrieben. Ich schäme mich wirklich, es nicht früher gethan zu haben.

Des Königs Tod wird (wenn die Nachricht wahr sein sollte) viel Lärm in England machen. Die Minister werden wahrscheinlich sofort das Parlament versammeln um die

the parliament immediately, in order to pass the mutiny bill, which otherwise expires in March, and then dissolve it. They never will submit their plans of finance to a parliament, certain of being dissolved in six months. Radicalism is so completely crushed, I have no doubt but that the elections will go on very quietly.

The divorce question must now be brought forward, or dropped for ever. The Princess' allowance ceases and a new grant must be passed. If this be done and she assume the title of Queen, it will be impossible to attack her afterwards. — My own opinion is (and I have some grounds for what I say) that the divorce will be attempted, in despite of the opinions of the greater part of the cabinet.

Tommasi has promised me the papers, you asked

Mutini Bill durchzubringen, die sonst erst im März vorkommen würde; nachher aber das Parlament auflösen. — Sie werden gewifs nicht ihren Finanzplan einem Parlamente unterlegen, welches in sechs Monaten aufgelöst werden mufs. — Was den Radicalismus anbetrifft, so ist er so complett niedergedrückt, dafs ich nicht im geringsten daran zweifle, dafs die Wahlen sehr ruhig vor sich gehen werden.

Jetzt mufs die Scheidungs-Frage erörtert werden, oder man mufs sie für immer fallen lassen. — Die Appanage der Prinzessin hört jetzt auf und es mufs eine neue Bewilligung statt finden. — Geschieht dies und nimmt sie den Titel als Königinn an, so wird es nachher unmöglich werden, sie anzugreifen. — Meine Meinung ist (und ich sage es nicht ohne einigen Grund dazu zu haben), dafs man die Scheidung vorzubringen versuchen wird: wenn auch gleich der gröfste Theil des Cabinets mit dieser Maafsregel nicht einverstanden ist.

for, but has not yet sent them to me. — I will jog his memory upon the subject, as soon as I return to Naples.

You have been misinformed with respect to Sicily. That country was never more quiet. — The hereditary Prince is not coming over sooner than was originally intended, that is to say, in the summer, preparatory to his assuming the functions of Vice-roy upon the departure of the King of Sicily. The report of his coming has probably arisen from the arrangements now making in the palace. — He is, for the future, to inhabit Prince Leopold's apartments, to whom the King has given the palace of General Acton, turning out Circello and Tommasi. — Poor old Circello and his wife are heart-broken at the loss of their garden etc. — I think P. Leopold might have waited for the old man's death. He

---

Tommasi hat mir die Papiere, welche Sie wünschen, versprochen; hat sie mir aber bis jetzt noch nicht geschickt. — Ich werde es ihm in Erinnerung bringen, so wie ich nach Neapel zurückkehre.

Sie sind falsch berichtet worden über den Zustand von Sicilien. Dieses Land war niemals ruhiger als jetzt. — Der Kronprinz wird nicht früher herkommen, als es bestimmt war, nämlich im Sommer, ehe er die Funktionen eines Vicekönigs bei der Reise des Königs nach Sicilien antritt. — Das Gerücht seiner Ankunft verdankt wahrscheinlich den Vorbereitungen, die man im Schlosse trifft, seinen Ursprung. Er wird inskünftige Prinz Leopolds Appartements bewohnen. Dem Letzteren hat der König den Pallast des Generals Acton gegeben und Circello, so wie Tommasi müssen daher den Platz räumen. — Der arme alte Circello und seine Frau sind ganz untröstlich über den Verlust der

cannot last long, and it is really a cruel thing to turn an old servant into the street at so advanced an age. — Circello is eventually to have the palace which is building opposite his own, but as this cannot be ready for a year or two, he is to occupy *en attendant* the apartments where the Academia is now held. The Academia moves to the Stigliano palace.

Tommasi has taken Narbonne's present residence who breaks up his establishment, and returns to France in April. — It is very clear from this, that he does not expect to return.

The Burkes arrived before I left Naples, but I have not yet seen them. She will positively not be received at Court. — She is too well known here, and has acted very imprudently in coming, as it has only tended to rip up old and half-forgotten stories.

---

schönen Gärten. Mich dünkt, Prinz Leopold hätte des alten Mannes Tod abwarten können. — Er kann es ja nicht lange mehr machen; und es ist in der That grausam, einen alten Diener in so hohen Jahren auf die Straße zu werfen. Circello soll nachher das Palais erhalten, welches dem seinigen gegenüber gebaut wird; da dies aber erst in ein oder zwei Jahren fertig sein kann, so soll er *en attendant* die Zimmer erhalten, welche bis jetzt die Akademie einnahm. Letztere wird nach dem Palais Stigliano versetzt.

Tommasi hat Narbonne's jetzige Wohnung genommen. Dieser löst seinen Hausstand auf und geht im April nach Frankreich. Es geht hieraus klar hervor, daß er nicht zurückzukehren beabsichtigt.

Die Burkes sind angekommen, ehe ich Neapel verlassen habe, ich habe sie aber noch nicht gesehen. Sie wird gewiß nicht bei Hofe empfangen werden. — Sie ist hier sehr wohl bekannt und hat sehr unweise gehandelt, daß

Maitland is returned from Malta to Corfu. The eight pirates were all condemned to death and hanged. Their guilt was beyond all doubt.

The Rochfort arrived from Malta on the 17th. After embarking Lady Freemantle and her family, she will sail directly for Portsmouth. — The new Admiral will hoist his flag in her, and she will return to the Mediterranean in May or June. — 'Till she return, we shall not have a line of battle ship in these seas. — I cannot think, that this is a wise economy.

Lord Spencer cannot have a fregate to convey him to Marseilles, which is a great disappointment to him. He returns by land and will set out the beginning of March. — Lord Whitworth leaves us about the same time, as also M. Labouchere. — If

---

sie hergekommen ist: denn es hat nur alte, halbvergessene Geschichten wieder aufgerührt.

Maitland ist von Malta nach Corfu zurückgekehrt. Die acht Seeräuber sind alle zum Tode verurtheilt und aufgehängt worden. Ihr Verbrechen war ganz deutlich erwiesen.

Der Rochfort ist am 17ten von Malta angekommen. Er wird Lady Freemantle und ihre Familie an Bord nehmen und dann gerade nach Portsmouth segeln. Der neue Admiral wird auf ihm seine Flagge hissen und dann im Mai oder Juni wieder nach dem Mittelländischen Meere kommen. Bis zur Rückkehr des Rochfort werden wir kein einziges Linienschiff in diesem Meere haben. Ich kann eine solche Oekonomie unmöglich für weise halten.

Lord Spencer kann zu seiner Rückkehr nach Marseille keine Fregatte erhalten, welches ihm sehr ärgerlich ist. Er reist nun zu Lande und will am Anfang März sich auf den Weg machen. Lord Whitworth verläßt uns ungefähr

the King be dead, the coronation and the general election will hurry many of our travellers home. This will not break my heart.

I have seen very little of the Barots since they dined with us. She will never forgive me her being seated between her husband and a man, who did not speak to her all dinner-time. — I am sorry she is offended, for I like her society, though I do not think, that she has the very best ton in the world.

Jablonowski left us this morning to break the news of the Princess Jablonowski's death to his wife and Madame Woyna. He comes back with the Prince of Denmark, the day after tomorrow.

I have no other gossip to send, and this is no place for news.

---

um dieselbe Zeit; und eben so Herr Labouchere. — Wenn der König todt ist, so werden die Krönungsfeierlichkeiten und die Parlamentswahlen viele unserer Reisenden zur Rückkehr nach Hause bewegen. — Dies wird mir gerade nicht das Herz brechen.

Ich habe die Barots nicht gesehen, seit sie mit uns speiseten. Sie wird es mir nie vergeben, dafs ich sie bei Tische zwischen ihrem Gemahle und einem Manne placirt habe, der die ganze Zeit lang nicht ein Wort mit ihr gesprochen hat. Es sollte mir Leid thun, wenn sie böse sein sollte; denn ich finde ihre Gesellschaft angenehm, wiewohl mich dünkt, dafs sie nicht den besten Ton in der Welt besitzt.

Jablonowsky hat uns heute verlassen um seiner Frau und Frau von Woyna den Tod der Fürstin Jablonowsky auf schonende Weise beizubringen. Er soll übermorgen mit dem Prinzen von Dänemark zurückkehren.

Andere Gesellschafts Geschichten habe ich nicht mitzutheilen und für Neuigkeiten ist dies kein Ort.

L.

Naples, March 7th 1829.

I had hoped of being able to send you the papers, so long promised, by this occasion, and in that hope deferred answering your last letter longer than I should have done. I have in fact received the papers, but as they require further elucidation, which I am promised, I shall not forward them to you, until I can send them in the most satisfactory shape.

Many thanks for your very interesting details respecting the conduct and proceedings of our Royal Lady at Rome. The Cardinal was kind enough, also, to send me a statement of what had passed. I shall feel particularly obliged to you if you will keep me informed of all what she does in the Roman capital. — I cannot persuade myself that she

---

Ich hatte gehofft Ihnen mit dieser Gelegenheit die so lange versprochenen Papiere zusenden zu können, und verschob deshalb die Antwort auf Ihren letzten Brief länger als ich es sonst gethan hätte. Ich habe nun zwar diese Schriften erhalten, aber sie entbehren gewisser Aufklärungen, die mir noch zugesagt sind, und ich werde sie Ihnen erst dann schicken, wenn ich dieselben in der vollkommensten Form zusammengestellt haben werde.

Tausend Dank für Ihre interessanten Nachrichten in Betreff der Aufführung und des Benehmens unserer Königlichen Dame zu Rom. Der Kardinal war ebenfalls so gütig, mir einen Bericht über das Vorgefallene mitzutheilen. Ich werde Ihnen unendlich verbunden sein, wenn Sie mir über Alles, was sie in der Römischen Hauptstadt vornimmt Kenntnifs geben wollen. Ich kann es nicht glauben, dafs

will be allowed to assume the title of Queen. — The courier, I expect, will undoubtedly bring me some definite instructions with respect to her.

Few occurrences have taken place here, since I last wrote, worthy of communication. — Perhaps you have not heard, that Lord Spencer has purchased the rare and valuable library of the Duke of Cassano, which is now on its way to England in the Rochfort. — I do not exactly know what he paid for it, but report says 10,000 ducati. — This would be, at the present rate of exchange, about twelve pounds sterling per Volume.

The hereditary Princess has just been brought to bed of a daughter. The whole family come over from Palermo in the month of May. The King will go to Sicily in July or August, provided the political horizon be not clouded over, or indicate storms.

man ihr erlauben wird, den Titel der Königinn anzunehmen. Der Courier wird mir, wie ich erwarte, einige definitive Instruktionen in ihrem Betreff bringen.

Hier ist, seit meinem letzten Schreiben, gar nichts von Wichtigkeit vorgefallen. Vielleicht wissen Sie noch nicht, dafs Lord Spencer die seltene und kostbare Bibliothek des Herzogs von Cassano käuflich an sich gebracht hat. Sie ist jetzt auf dem Wege nach England, in dem Schiffe Rochfort. Ich weifs nicht genau, wie theuer er sie bezahlt hat. Ich glaube, wie man sagt, 10,000 Ducati. Dabei würden nach dem jetzigen Cours, ungefähr zwölf Pfund Sterling auf jeden Band kommen.

Die Kronprinzessin ist so eben von einer Tochter entbunden worden. — Die ganze Familie kommt im Mai von Palermo hierher. Im Juli oder August beabsichtigt der

Of course the intended visit of the duke and the Dutchefs of Orleans to Naples is at an end for the present.

Castelcicala is to go over to England with the rank of Ambassador extraordinary to compliment the King upon his accession.

I shall say nothing of the late terrible catastrophe or change of administration in France. — To say what might be said, would require a volume; it is a subject not to be entered upon in a short letter. Narbonne seems to argue well of the return of Richelieu to power, and has brightened up considerably, since the news arrived. For my own part, I see every thing *en noir*. I very much fear, that it will require another coalition, and another war, to bring that unhappy country to reason.

König nach Sicilien zu gehen, wenn nicht Wolken oder gar Stürme sich bis dahin am politischen Horizonte zeigen.

Es versteht sich, dafs für jetzt aus der beabsichtigten Reise des Herzogs und der Herzoginn von Orleans nach Neapel nichts wird.

Castelcicala soll als aufserordentlicher Botschafter nach London gehen, um dem Könige zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen.

Ich sage Ihnen nichts über die letzte entsetzliche Catastrophe oder Ministerial-Veränderung in Frankreich. Wenn man alles darüber sagen wollte, was sich sagen läfst, würde man ein Buch darüber schreiben müssen, und dies kann man doch in einem kurzen Briefe nicht. Narbonne scheint aus der Wiedererhebung Richelieu's gute Hoffnungen zu erhöpfen, und diese Nachricht hat ihn sehr aufgeheitert. Was mich anbetrifft, sehe ich Alles *en noir*. Ich fürchte, dafs eine neue Coalition oder ein neuer Krieg

Germany seems tolerably quiet again. — Radowski has received the key of chamberlain from the King of Prussia, given under the idea that he was about to conclude a very advantageous marriage in this country. The marriage is broken off, but I do not hear that he means to send back the key.

I have seen Lady Morgan. *C'est bien peu de chose.* — Her husband still more insignificant than herself. How very easily a certain kind of reputation is acquired by dint of effrontery and pretension.

Pray tell the Duchess of Devonshire when you see her, that the courier I lately sent to England, of the name of Parry, is dead. — He was an old servant of her brother, Lord Bristol. — I very much fear, that the journey was, in some measure, the cause of his death.

nothwendig werden wird, um jenes unglückliche Land zur Vernunft zu bringen.

Deutschland scheint jetzt ziemlich ruhig. — Radowsky hat vom Könige von Preufsen den Kammerherrn Schlüssel unter der Voraussetzung erhalten, dafs er hier eine vortheilhafte Heirath eingehen könnte. — Der Heirathsplan ist in Nichts zerfallen, aber ich glaube nicht, dafs er deshalb daran denkt, den Schlüssel zurückzuschicken.

Ich habe Lady Morgan gesehen. *C'est bien peu de chose!* Ihr Mann scheint noch unbedeutender als sie selbst. — Wie leicht kann man doch mit Hülfe von Unverschämtheit und Prätensionen einen gewissen Ruf begründen.

Sagen Sie doch gütigst der Herzogin von Devonshire, wenn Sie sie sehen, dafs der Courier, Namens Parry, den ich zuletzt nach England sandte, todt ist. Er war ein alter Diener ihres Bruders, Lord Bristol's. Ich fürchte sehr, dafs diese Reise seinen Tod veranlafst habe.

Camucini's house in the barracks of Pizzo-falcone took fire last night, and was burnt to the ground. He lost all his own clothes and those of his wife, but no pictures of any value. It is a hint from providence, that he wants fire.

A great many of our English are upon the move towards Rome. — Before the holy week our numbers will, I trust, be considerably diminished. I have had my full share of provocation this year.

Adieu. — Lady A'Court desires to be kindly remembered to you.

We are to have a camp at Sassa next month.

5.

Naples, March 15th.

I take the opportunity of the departure of a traveller for Rome to send you the paper you required. — The two lists are accompanied by an

---

Camucini's Haus in den Casernen von Pizzo-Falcone ist vergangene Nacht bis auf den Grund abgebrannt. Er hat alle seine und seiner Frau Kleider eingebüfst: aber keine Gemälde von einigem Werthe. Es scheint eine Andeutung der Vorsehung, dafs er des Feuers bedarf.

Eine Menge unsrer hier befindlichen Engländer sind im Begriff, nach Rom abzureisen, und vor der Charwoche werden unsere Reihen hier dünn gelichtet sein. Ich bin dieses Jahr genugsam gequält worden.

Adieu. Lady A'Court empfiehlt sich Ihnen bestens.

Wir werden ein Lustlager zu Sassa im künftigen Monat haben.

Ich ergreife die Gelegenheit der Abreise eines Reisenden nach Rom, um Ihnen die Papiere, welche sie wünschten, zu senden. Die beiden Verzeichnisse sind von einem

explanatory document, given me by Tommasi, lest I should be frightened by the long list of religious houses reestablished since the concordat. Without some such explanation, the number is certainly calculated to alarm.

Our camp is to be formed near Sassa on the 4th. April. — Do not take the alarm and suppose that we are going to seize upon Bonaventura and Ponte corvo. — The object is, that the King should see the whole of his army, which is now completely organized and equipped. — It will assemble in four divisions, one division relieving another at the camp. — All the army will be successively assembled, except the troops necessary to be left in the several garrisons.

No other news.

---

erklärenden Dokumente von Tommasi begleitet, welches er mir gab, damit ich nicht über die grofse Liste der, seit dem Concordate wieder hergestellten geistlichen Institute erschrecken sollte. Ohne solche Aufklärung müfste Einem wirklich diese endlose Anzahl angst und bange machen.

Unser Feldlager wird am 4ten April bei Sassa bezogen werden. Erschrecken Sie nicht und glauben Sie etwa nicht, dafs wir beabsichtigen, uns Bonaventura's oder Ponte Corvo's zu bemächtigen. — Der einzige Zweck der Sache, ist die Absicht des Königs, die ganze Armee, die nun neu organisirt ist, zu sehen. — Sie wird sich in vier Divisionen versammeln, von denen immer eine die andere im Lager ablösen wird. — Die ganze Armee wird nach einander so vorgeführt werden; mit Ausnahme der nöthigsten Garnisons Besatzungen.

Weiter giebt es nichts Neues.

I.

Naples, March 20th.

Altho' I have nothing of interest to communicate to you, I lose no time in replying to your last letter, being anxious to clear the financial reputation of Mr. di Medicis from the suspicions attached to it at Rome. — You know that he is my „Magnus Apollo" and that I always hear with pain any-thing that would seem to detract from his merits, as a statesman and able financier.

Your story of the method adopted to supply the deficiency of the revenue is totally unfounded. The system adopted is this. — You are aware that the payment to Beauharnois of 400,000 francs per month is included in the budget of this year, and that it is this payment which occasions the deficit. The deficiency, however, is not to the amount of the

Obschon ich nichts Interessantes Ihnen mitzutheilen habe, will ich doch keine Zeit in Beantwortung Ihres letzten Schreibens verlieren, da mir daran gelegen ist, den finanziellen Ruf des Herrn von Medicis gegen den Verdacht, welcher sich ihm zu Rom entgegengestellt, zu reinigen. Sie wissen, dafs er von jeher mein „magnus Apollo" war und dafs ich es immer mit Betrübnifs gesehen habe, wenn man seinen Talenten als Staatsmann oder Finanzier nicht Gerechtigkeit widerfahren liefs.

Ihre Ansichten über die Art, mit der man das Deficit im Schatze zu decken versucht, sind ganz ungegründet. Die Sache verhält sich so: Sie wissen, dafs die monatliche Auszahlung von 400000 Francs an Beauharnois im diesjährigen Budget eingeschlossen ist, und diese Summe ist an dem gegenwärtigen Ausfalle Schuld. Letzteres, ist aber nicht einmal so grofs als die ganze Zahlung an Beauharnois,

whole payment to Beauharnois, but about half of it, therefore it is clear, that if the government can contrive to reduce its payments upon this kind to 200,000 francs per month, instead of 400,000, that there will be no deficit at all. This it has done by an arrangement with two or three commercial houses, who have agreed to advance 200,000 francs per month, upon condition of receiving the sum, with interest, on the corresponding months of next year. Thus in fact, the payment to Beauharnois will be drawn from the treasury in two years, instead of one, and therefore leave no deficit of revenue in either. — By this very simple arrangement (upon which I hope I have expressed myself clearly) the government has been releaved from its embarassments and never for a moment thought of the impolitic proceeding reported to you at Rome.

sondern beträgt nur die Hälfte davon. Es ist daher klar, dafs wenn das Gouvernement monatlich nur 200000 Francen zu zahlen möglich machen kann, anstatt der vollen 400000; das Deficit ganz verschwinden mufs. Dies wird nun dadurch bewirkt werden, dafs man mit einigen Handlungshäusern einen Contrackt auf ein Darlehn abgeschlossen hat. Diese Häuser werden nun 200,000 Francs monatlich zahlen und dafür nach einem Jahre nebst Zinsen entschädigt werden. Auf diese Weise wird die Zahlung an Beauharnois in zwei Jahren, statt einem, durch den Schatz getilgt werden, und daher gar kein Deficit entstehen. Diese einfache Art (worueber ich mich klar ausgedrückt zu haben hoffe) hilft nun dem Gouvernement aus aller Verlegenheit, ohne dafs es je daran zu denken brauchte, solche unpolitische Mittel in Anwendung zu bringen, als man in Rom verbreitet hatte.

You may be quite certain of finding me at Naples all the summer, unless indeed I should be moved to another court, of which, however, I hear nothing more at present. Indeed all is in such confusion in England, owing to the change of sovereign, dissolution of parliament, etc. — that they have no time to think of those employed abroad.

With respect to Sicily, I have no intention of going there 'till the chasse begins in the month of November.

Five hundred of our galley slaves sailed in two fregates for Lisbon two days ago. — They were all delighted to go, so much so, that two of them, who were taken ill after they were embarked, hid themselves amongst the stores, that they might not be sent on shore again. — They were in the greatest despair when forced to land. — An immense number of petitions were sent to the King from those

---

Sie können gewifs sein, mich den ganzen Sommer über in Neapel zu finden, wenn ich nicht etwa versetzt werden sollte, wovon aber jetzt gar nicht mehr die Rede ist. — Man ist jetzt auch in England, nach dem Tode des Königs, zu sehr mit der Parlaments-Auflösung u. s. w. beschäftigt, als dafs man an die Diplomaten im Auslande denken könnte.

Nach Sicilien gehe ich nicht eher als zu Anfange der Jagdzeit, das heifst im Monate November.

Fünfhundert Galeerensklaven sind vor zehn Tagen in zwei Fregatten nach Lissabon transportirt worden. Sie gingen alle so gerne, dafs zwei derselben, die nach der Einschiffung erkrankten, sich im Schiffsraume versteckten, um nicht wieder ans Land gesetzt zu werden. Als man sie dazu zwang, waren sie in Verzweiflung. Unzählige Bittschriften wurden von den nicht ausgewählten an den König geschickt.

not chosen, praying to be allowed to embark also. Apparently the life of a galley slave here is not the most delightful thing in the world, since they are all so anxious to escape to the pestiferous regions of South America.

I do not like the placard at Monte Cavallo. — Why do they leave that original assassin, Sand, untried and unpunished? — Is not this encouragement for others? Before this reaches you, I hope you will have received the long promised papers, which I sent to you by Mr. Duncane.

No news.

P. S. I have just received Maitland's speech to the parliament, which I enclose. — It is much too prolix.

um mitreisen zu können. Das Leben eines Galeerensklaven muſs wohl nicht das angenehmste von der Welt sein, da sie sich alle so nach den pestilenzialischen Gegenden Süd-America's drangen.

Ich billige den Anschlag auf den Monte Cavallo durchaus nicht — Warum richtet und bestraft man den originellen Mörder Sand nicht? — Wird dies andere nicht ermuthigen.

Ehe Sie Gegenwärtiges erhalten, werden Sie hoffentlich die längst versprochenen Papiere, welche ich Ihnen durch Herrn Duncan schickte, zu Händen bekommen haben.

Neues giebt es Nichts.

P. S. Ich habe so eben Maitland's Rede an das Parlament erhalten und lege selbige hierbei. — Sie ist viel zu weitschweifig

m.

Naples, April 11th.

It is perfectly true, that several anonymous letters have been received, but this has always been the case, and I do not believe, that, upon the present occasion, they have been either more numerous, or more violent in their language than usual.

Seven or eight persons, including a priest and a monk, have been arrested for holding secret meetings for unlawful purposes at a small village on the road to Caserta. They belonged to one of the secret sects, which infest this kingdom, as well as the rest of Italy. — The principle adopted by this government is, not to meddle with these people, unless they proceed to action, or unless the meetings are composed of persons otherwise amenable to the laws. Upon the present occasion, the monk was a man of infamous character; the priest, of scandalous habits

Es ist vollkommen wahr, dafs mehrere anonyme Schreiben eingegangen sind. Dies ist aber immer der Fall gewesen und ich glaube nicht, dafs die jetzigen zahlreicher oder heftiger sind als die früheren.

In einem kleinen Dorfe bei Caserta hat man sieben oder acht Personen, worunter einen Priester und einen Mönch, wegen geheimer ungesetzlicher Zusammenkünfte arretirt. — Sie gehörten zu einer der geheimen Gesellschaften, welche dieses Königreich, so wie ganz Italien, beunruhigen. — Das Prinzip des hiesigen Gouvernements ist, sich in solche Sachen nicht einzumischen, wenn sie nicht zu Handlungen übergehen oder von Personen eingeleitet werden, die anderweitig verdächtig sind. Im gegenwärtigen Falle war der Mönch ein Mann von anerkannt niederträchtigem Charakter; der Priester wegen seiner schlechten Sitten verrufen. Er

and living in a state of public incest with his own niece, and the others, all persons, who had been in the galleys. Such a meeting it was judged advisable to interrupt. The members were arrested; the priest and monk will be confined in a religious house at Palermo, the other worthies will be sent to the Islands. This punishment, however, is only meant a kind of warning; and they will all be liberated again before the winter.

This meeting had nothing in common with the news from Spain, nor is there a word of truth in the report of a *Giunta di Stato*, being appointed to try this and all similar cases.

At Benevento some arrests have taken place of a similar nature, and one of the gendarmerie was wounded by one of the individuals arrested.

---

lebte öffentlich auf blutschänderische Weise mit seiner eigenen Nichte. Die übrigen Compromittirten waren schon alle auf den Galeeren gewesen. Eine solche Gesellschaft hielt man denn doch für nöthig aufzuheben. Die Mitglieder wurden arretirt. Der Priester und der Mönch werden in ein Kloster zu Palermo eingesperrt und die andere Sippschaft nach den Inseln transportirt werden. Diese Strafe wird indefs mehr als Warnung verhängt: und sie werden alle noch vor dem Winter ihre Freiheit wieder erhalten.

Diese Versammlung stand übrigens gar nicht mit den Nachrichten von Spanien in Verbindung; noch ist es wahr, dafs eine *Giunta di Stato* niedergesetzt worden sei, um diesen oder ähnliche Fälle zu richten.

In Benevento haben einige ähnliche Arretirungen statt gefunden, und bei dieser Gelegenheit ist ein Gensd'arme von einem der Arretirten verwundet worden.

Both these stories, which happened simply as I have now related them, have been much exaggerated here, and of course much more so at Rome.

I do not know upon what grounds the duchefs of Devonshire forms her opinion with respect to a change in the coronation oath, but I should very much doubt the fact. — There is nothing in the oath now to prevent the King from giving his consent to the emancipation, if it pass both houses of parliament. The change of the oath would be, in point of fact, conceding the question, for how refuse the boon afterwards, having flattered the hopes of the catholics by so strong a preliminary step? — The present King is decidedly against the catholic claims, and would not so far commit himself, as to expref s a conviction that the bill must paf s sooner or later; and yet such

Diese beiden Geschichten, welche sich ganz wie ich sie erzählt habe, verhalten, sind hier sehr übertrieben worden, und natürlich wurde in Rom noch weit ärgerer Lärm darüber gemacht.

Ich begreife nicht, auf welchen Grund hin die Herzoginn von Devonshire glaubt, dafs eine Veränderung in dem Krönungs-Eide stattfinden werde. Ich bezweifle es aber sehr. — In dem Eide liegt ja nichts, was den König verhindern sollte, zur Emancipation der Katholiken seine Zustimmung zu geben, wenn diese bei beiden Parlamentshäusern durchgehen sollte. Eine Veränderung der Eides Formel würde aber eine Art Bewilligung sein, denn wie könnte man diese nachher versagen, nachdem man den Hofnungen der Katholiken durch einen so entschiedenen Schritt geschmeichelt hätte. — Der jetzige König ist gewifs gegen die Emancipation und würde sich hüten, die Ueberzeugung auszusprechen, dafs sie früher oder später statt finden müsse. Dies

would certainly be the effect of demanding a change in the usual coronation oath.

I do not at all apprehend, that you will have any difficulty in finding a lodging at Sassa, and you may always be sure of a dinner either at Nugent's, or Cariati's. — My intention is to go there with Lady A'Court on the 18th (provided Nugent, who is to give us rooms, can receive us on that day) to spend the 19th in viewing the camp, to go the 20th to Monte Cassino, and to return to Naples the 21st — If you wish me to do any-thing about a lodging for you, write to me by return of post.

I do not believe that any Minister means to go there, except myself.

Church is going next month to assume the command at Palermo.

As you interest yourself about the Ionian Is-

würde aber durch die Eides-Formel Veränderung der Fall sein.

Ich zweifle nicht dafs Sie zu Sassa eine Wohnung finden werden; bei Nugent oder Cariati finden Sie auch immer ein Couvert. Ich gedenke (wenn Nugent die Zimmer giebt, wie er versprochen hat) am 18ten mit Lady A'Court hinzureisen, den 19ten das Lager zu besichtigen, den 20sten nach Monte Cassino zu gehen und den 21sten nach Neapel zurückzukehren. — Wenn Sie es wünschen und mir mit nächster Post schreiben, will ich eine Wohnung für Sie besorgen.

Ich glaube nicht, dafs aufser mir, irgend ein anderer Gesandter dort hinzureisen beabsichtigt.

Church geht den künftigen Monat nach Palermo, um dort das Commando zu übernehmen.

lands. I enclose the proceedings of the Ionian parliament.

No other news stirring.

m.

Naples, April 25th 1820.

I am at length able to send you the answer of Mr. Gifford, the editor of the Quarterly Review, who accounts for his long silence, and promises, that the article shall appear in his next number. Send me back the letter, when you have read it, as I shall be obliged to send him a few lines in answer.

I accomplished my journey to Sassa and to Monte Cassino, and was much pleased with my tour. By the bye, Nugent has begged me to tell you, that if you visit the camp, he hopes you will make his house your headquarters, where he has a bed always

---

Da die Jonischen Inseln Sie interessiren, schliefse ich hier die Parlaments-Verhandlungen derselben bei.

Sonst giebt es nichts Neues.

Endlich bin ich im Stande, Ihnen die Antwort des Hrn. Gifford zu senden. Er erklärt darin die Gründe seines langen Stillschweigens und verspricht, dafs der Aufsatz im November-Hefte der Quarterly Review erscheinen werde. Seien Sie so gütig, mir den Brief wieder zurückzuschicken, da ich ihm einige Zeilen Antwort schreiben mufs.

Ich bin zu Sassa und zu Monte Cassino gewesen und bin mit meiner Reise sehr zufrieden. Nugent hat mich gebeten, Sie wissen zu lassen, dafs, wenn Sie das Lager besuchen wollen, er hoffen würde, dafs Sie in seinem Hause Ihr Hauptquartier nehmen. Ein Bett soll dort immer zu

at your service. — If you determine to visit him, you had better be with him about the 3d of May, at which time you will see two divisions of the army together, amounting to above 12000 men. If you go at any other time, you will only find one division, or 6000 men.

The troops are really in good order; well-equipped and excellently well disposed. — There has been but one desertion since the camp was formed. — The King is delighted with the good spirit, he found amongst the soldiery, and returned to the camp yesterday, where he will remain till the 4th May.

The Duchess of Devonshire has been here some days. She is delighted with the letters she yesterday received from England, by which she learns, that the Cardinal's conduct towards the Princess of Wales, and his letter to Bergami have met the ap-

---

Ihrer Disposition sein. Sollten Sie dieses beabsichtigen, so sehen Sie, dass Sie den 3ten Mai dort sind. Alsdann sind zwei Divisionen der Armee zusammen, das heisst 12,000 Mann. Zu jeder andern Zeit finden Sie nur 6000 Mann, eine Division.

Die Truppen sind wirklich in gutem Zustande, gut equipirt und von dem besten Geiste beseelt. Seit Formirung des Lagers hat es nur einen Deserteur gegeben. Der König ist ausserordentlich zufrieden mit den Gesinnungen und mit der Disciplin der Soldaten. Er kehrte gestern ins Lager zurück und bleibt bis zum 4ten Mai dort.

Die Herzogin von Devonshire ist seit einigen Tagen hier. Zur grossen Freude gereichen ihr die Briefe, die sie aus England empfangen hat und welche bekräftigen, dass das Benehmen des Cardinals gegen die Königinn, so wie sein Brief an Bergami von allen Parteien gebilligt worden sind. —

probation of all parties. — For my own part, I never understood how there could have been a doubt upon the subject. — The Roman government did exactly what it ought to have done.

I hear that Vargas bears up better against misfortune, than our poor friend Labrador, who is literally heart-broken. — He will not see any-body, appears no more at court and is selling off every thing, — wines, horses, carriages, plate etc. etc.

The Neapolitans in general are glad that he is recalled, as he has contrived to render himself extremely unpopular amongst them. — For myself I am sorry, that he is going. — We shall gain nothing by Don Onis and his American wife.

I think, it clearly appears that the Spanish revolution will not be accomplished without a civil war. Many provinces and one third of the army are against the constitution. However dreadful the consequences

---

Was mich anbetrifft, habe ich nie begreifen können, wie man daran zweifeln konnte. Das Römische Gouvernement hat sich auf eine sehr schickliche Weise benommen.

Ich höre, daſs Vargas sein Unglück besser erträgt als unser armer Freund Labrador, der ganz zerknirscht ist. Er sieht Niemanden mehr, geht nicht mehr bei Hofe und verkauft Alles — Wein, Equipage, Silberzeug etc. etc.

Im Allgemeinen sind die Neapolitaner mit seiner Zurückberufung nicht unzufrieden, denn er war nicht geliebt. Mir thut es sehr leid; wir werden an Don Onis und seiner amerikanischen Frau nichts gewinnen.

Es scheint mir unzweifelhaft, daſs die spanische Revolution sich nicht ohne Bürgerkrieg enden wird. Viele Provinzen und ein Drittel der Armee sind gegen die Constitution. So traurig auch die Folgen eines Bürgerkriegs für

of a civil war may be for Spain, I shall hardly regret its occurrence, as it will so materially diminish the temptation in other armies to follow the example given.

We remain perfectly quiet here. — The hereditary Prince will come to Naples the end of the month, and the King's departure is still fixed for the end of July. A thousand events may happen before that time, to prevent its taking place.

I have no news whatever to send you, and shall therefore conclude by assuring you of my sincere esteem and friendship.

6.

Naples, May 8th 1820.

I sent you the last Edinburgh and Quarterly Review by Mr. Kundson, who left Naples last week. You will much oblige me by sending them back to me by the first opportunity.

Spanien sein mögen, so würde dieser mich weniger betrüben; denn dadurch würden andere Armeen abgeschreckt werden, einem solchen Beispiele zu folgen.

Wir sind hier ganz ruhig. Der Kronprinz wird Ende dieses Monats in Neapel eintreffen, und des Königs Abreise ist auf Ende Juli festgesetzt. — Tausend Sachen können aber von hier bis dahin eintreffen, welche diese Pläne stören und verhindern dürften.

Neues habe ich weiter nichts zu melden und schliesse daher mit der Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft.

Ich habe Ihnen durch Herrn Kundson, welcher im vergangenen Monat von hier abgereist ist, die Edinburgh und die Quarterly Review zugesandt: und bitte um gelegentliche gefällige Rücksendung dieser Hefte.

We have so many reports in circulation here respecting Monsignore Pacca, that I cannot help thinking there must have been some other cause for his flight, than mere distress and consequent forgery of bills of exchange. I cannot, however, guess at the nature of this cause, but am satisfied, there is more in the business, than has been given to the public. — Pray give me your real opinion upon this subject.

The dignitaries of the Roman church seem to be anxious to signalize themselves in every way. What a delicate story is this of Monsignore Monticelli. — And what a bévue in the government, to give publicity to such a tale!

My last letters from Vienna announce the speedy termination of the congrefs, tho' a little delay had

---

Es laufen hier so verschiedene Gerüchte über Monsignore Pacca, dafs ich nicht umhin kann, seiner Flucht noch andere Gründe, als blofse Geldverlegenheiten und daraus entstandene Wechselverfälschungen, unterzulegen. Was diese Gründe sein mögen, darüber bin ich nicht mit mir einig: aber gewifs ist es mehr, als was dem Publikum bekannt worden ist. Etwas steckt gewifs noch dahinter. Ich bitte Sie um Ihre aufrichtige Meinung hierüber.

Die hohen Würdenträger der Römischen Kirche scheinen sich überhaupt auf alle Art auszeichnen zu wollen. Was für eine köstliche Geschichte ist nicht die des Monsignore Monticelli. — Und welcher Mifsgriff ist es nicht von Seiten der Regierung, dergleichen Sachen Oeffentlichkeit zu geben.

Meine letzten Briefe aus Wien bringen mir die Nachricht, dafs der Congrefs bald zu Ende sein würde, obwohl die Nachrichten aus Spanien einigen Aufenthalt verursacht

followed the arrival of the news from Spain. I argue nothing satisfactory from their deliberations. — My opinions on that head agree perfectly with yours.

You will have heard that Lord Lauderdale has left England to meet the Princess of Wales and to escort her home. — This is not correct. — He has gone to meet her, authorized by the King and his Ministers to offer her certain terms, provided she will consent never to return to England. He is also authorized by the opposition to inform her, that if she will not accept these terms, she has no support to expect from them. This is all as it should be.

We have little foreign news stirring. — Stackelberg has received a courier from his government within these few days, bringing him a circular justifying the repulsion of the jesuits from the Russian domi-

hatten. — Ich erwarte wenig Gutes von diesen Berathschlagungen. — Meine Meinung hierüber stimmt ganz mit der Ihrigen zusammen.

Sie werden wohl gehört haben, dafs Lord Lauderdale von England abgereist sei, um die Prinzessin von Wales aufzusuchen und sie nach Hause zu begleiten. Dem ist nicht ganz so. — Er ist ihr, unter Zustimmung des Königs und der Minister, entgegengereist, um ihr gewisse Anerbietungen unter der Bedingung zu machen, dafs sie sich verpflichte, nie nach England zurückzukehren. — Er ist auch von der Opposition bevollmächtigt, der Prinzessinn anzudeuten, dafs, wenn sie sich nicht in die genannten Bedingungen fügen wolle, sie auf deren Unterstützung nicht rechnen dürfe. Dies ist alles vollkommen in der Ordnung.

Wir haben hier wenig Neues vom Auslande. Stakelberg hat von seiner Regierung durch einen Courier ein Cirkular erhalten, in dem die Beweggründe der Verbannung

nions, which is stated to have been decided upon for no other reason, than their attempts to make proselytes. — No political motive whatever led to the adoption of this measure.

Jablonowski is hourly expecting his leave of absence, at least so I am told; for I never see any-thing of him. — He is occupied with his gambling from morning till night, and thinks of nothing else. — Report says, that he has embarrassed himself very much, but this I can only give you as a report.

You desire to know the nature of Church's appointment in Sicily. He is to have the command of Palermo and its district, but as two junior officiers will be appointed to the other two Sicilian districts, he will be virtually, tho' not nominally, commander in chief of the whole island.

Labrador has sold off every-thing and leaves

---

der Jesuiten aus Rufsland dargelegt werden. Nur die Proselytenmacherei derselben hat diese Maafsregel, an welcher durchaus keine politischen Rücksichten Theil haben, veranlafst.

Jablonowsky erwartet stündlich seine Urlaubs-Bewilligung. Wenigstens höre ich so, denn ich selbst sehe ihn niemals. Er ergiebt sich vom Morgen bis Abends dem Spiele und denkt an weiter nichts. — Man sagt, dafs er bedeutend verwickelt sei, doch mufs ich die Wahrheit dieses Gerüchts auf sich beruhen lassen.

Sie wünschen etwas über die Art der Anstellung, die Church erhalten hat, zu erfahren. Er hat das Commando in Palermo und dessen Bezirk; da aber die Commando's der übrigen beiden Sicilianischen Districte jüngeren Generalen anvertraut sind, so hat er thatsächlich den Oberbefehl über die ganze Insel.

Naples in a few days. It is a very extraordinary thing, that altho' a chargé d'affaires is left here 'till Don Onis's arrival, Mr. de Heredia, the secretary of legation, is ordered to seal up the archives of the embassy and to carry them to Madrid. — Why should they take away the archives from hence? — Can they suppose, that any papers have been stolen from the copies, they already possess?

The Duchess of Devonshire leaves us on wednesday morning and will reach Rome on friday night. She will, I think, certainly return to pass the summer at Naples.

I have made no arrangements for the summer. I am waiting the result of the meeting of parliament, which I think will be followed by many changes in the diplomatic line. — We shall hardly hear any-

Labrador hat Alles verkauft und verläfst Neapel in wenig Tagen. — Es ist doch sonderbar dafs, obschon bis zur Ankunft des Don Onis ein Geschäftsträger hier bleibt, dennoch Herr von Heredia, der Legations-Secretär, den Befehl hat, die Gesandtschafts-Archive einzusiegeln und nach Madrid zu bringen. — Warum entfernt man die Archive von hier? Glaubt man vielleicht, dafs einige Papiere von den Copien, die man schon besitzt, entwendet worden sind?

Die Herzoginn von Devonshire verläfst uns am Mittwoch und wird Freitag Abend in Rom sein. Ich zweifle nicht daran, dafs sie zurückkommen und den Sommer in Neapel zubringen wird.

Ich habe noch keine Vorbereitungen zum Sommer getroffen. Ich will zuerst die Eröffnung des Parlaments abwarten, denn ich zweifle nicht, dafs nach derselben viele Veränderungen in unserm diplomatischen Personale statt finden werden. — Doch werden wir schwerlich vor Mitte

thing upon the subject before the middle of next month. — If any great changes take place, there is very little doubt but that I shall be included.

P.

Naples, June 9th 1820.

I have duly received both your letters, and have many thanks to return you for them. — I should have answered them sooner; but have not had matter wherewith to fill a letter.

The 2d conference between Ali Pacha and Maitland actually took place, as reported to you. — Ali, proving that a rupture with the Porte was inevitable, wished to draw a promise from the General, that he would not allow the Turkish squadron to enter the Ionian seas. He said he feared not the Sultan, if he only attacked him on the land side, but that he felt

---

des künftigen Monats etwas darüber erfahren. — Sollten grofse Veränderungen vorgenommen werden, so ist es wohl wahrscheinlich, dafs diese mich ebenfalls betreffen werden.

Den schönsten Dank für Ihre beiden Briefe, welche ich richtig erhalten habe, und die ich früher beantwortet hätte, wenn es mir nicht an Stoff gemangelt hätte, einen Brief auszufüllen.

Die zweite Zusammenkunft zwischen Ali Pascha und Maitland hat richtig statt gefunden, wie Sie gehört haben. Ali, der ganz gut seinen unvermeidlichen Bruch mit der Pforte voraus sah, wollte gern dem General das Versprechen entlocken, dem Türkischen Geschwader den Eingang in die Jonische See zu verweigern. — Er sagte, dafs er von einem Angriffe von der Landseite her nichts zu befürchten habe, dafs er aber von der See her nicht genü-

he was weak towards the sea, when he expected his good friends would protect him. — He held out a variety of inducements in order to obtain such a promise from Maitland, but without success. — We are fully aware of the treaty you mention, but whether we are to enforce its execution, or not, must be decided by government at home. — Maitland has written for instructions, but in the mean time a Turkish squadron of two fregates and three brigs has actually arrived at Corfu.

The reports you have received of the arrests, which have taken place here, are probably exaggerated. Several persons have been arrested, it is true, but all amongst the lowest classes and of the same description. as those arrested at Afragola several weeks ago. — The story of the General is altogether untrue. — The army, you may depend upon it, is

---

gend gedeckt sei und daher auf den Schutz seiner guten Freunde rechne. Er versuchte alle möglichen Verführungen, um dieses Versprechen herauszulocken; aber vergebens. Wir wissen recht gut von dem Tractate, den Sie erwähnen; ob wir ihn aber in Ausführung bringen sollen oder nicht, darüber kann blos unsere Regierung entscheiden. Maitland hat Instruktionen verlangt. Inzwischen ist aber ein Türkisches Geschwader von zwei Fregatten und drei Briggs bereits in Corfu angekommen.

Was Sie über die Verhaftungen, die hier statt gefunden haben, gehört haben, war bedeutend übertrieben. Mehrere Personen sind zwar arretirt worden, aber nur aus der niedrigsten Volksklasse; ungefähr wie die, welche vor mehreren Wochen in Afragola verhaftet worden sind. — Die Geschichte von dem General ist ganz ungegründet. Ueberhaupt ist die Armee, Sie können Sich darauf verlassen,

perfectly well disposed. — There are very few persons in this country, who trouble themselves about politics, much fewer than is generally supposed. — We shall continue peaceable and quiet, I make no doubt, notwithstanding the toast given at the Spanish clubs of „a speedy extension of the blessings of constitutional liberty to our brothers on the banks of the Tyber and the Sebeto." — You have no doubt heard of this toast and of the song, by which it was followed, the burthen of which was:

„Neapolitans! it is true, your chains are chains of flowers, but they are nevertheless chains, and ought to be broken."

The King named General Carascosa to walk in the procession of yesterday, as his representative. This was a compliment to the army and wisely

---

vom besten Geiste beseelt. — In diesem Lande geben sich wenig Menschen mit Politik ab; weit weniger als man gewöhnlich glaubt. Ich zweifle nicht, dafs es hier ruhig bleiben wird, trotz der Toasts, welche in den Spanischen Clubs ausgebracht worden sind, zu Ehren „einer raschen Verbreitung des Segens constitutioneller Freiheit über unsere Brüder an den Ufern der Tiber und des Sebeto." — Sie werden gewifs von diesem Toast, so wie von dem Gesange, der auf denselben folgte, gehört haben, dessen Refrain folgender war:

„Neapolitaner, Eure Ketten sind zwar Rosenketten; aber es sind doch Ketten und sie müssen zerrissen werden!"

Der König hatte den General Carascosa beauftragt, in der gestrigen Prozession als sein Stellvertreter zu erscheinen. Dies war eine Bevorzugung für die Armee, welche

imagined, tho' I hear our ultras are furious at the choice.

General Nocelli sails for Sicily to morrow, and the Prince will return here in the ship, which conveys the General to Palermo.

Church is expected at Naples tomorrow, or the day after. — I do not think he is much pleased with his new appointment, tho' it is certainly highly flattering to him. He will not be so great a man at Palermo, as at Lecce. — His vanity was much gratified by all the adulation he received at the latter place, which will certainly not attend him at the former. — At Palermo he cannot be the centre of every-thing, and he will be weak enough, I fear, to be mortified as vanity is his weak side.

The nomination of Apponi to the Roman em-

gut ausgedacht war, obschon, wie ich höre, unsre Ultras über diese Wahl wüthend sein sollen.

General Nocelli segelt morgen nach Sicilien. Das Schiff, welches ihn nach Palermo bringt, wird den Prinzen von dort aus wieder an Bord und hierhernehmen.

Man erwartet morgen oder übermorgen hieselbst den General Church. So schmeichelhaft für ihn sein neuer Posten sein mufs; so glaube ich doch nicht, dafs er sehr damit zufrieden ist. Er kann doch nie in Palermo eine so gewichtige Rolle spielen, als dies in Lecce der Fall war: dort wird seiner Eitelkeit nicht so geschmeichelt werden, als es hier der Fall war. In Palermo ist er nicht der Mittelpunkt, auf den Alles hinblickt, und er ist wohl schwach genug, um sich darüber zugrämen; denn die Eitelkeit ist seine verwundbare Seite.

Apponi's Ernennung auf den Gesandtschaftsposten zu Rom wird, wie mir scheint, eine Kränkung für unsern

bassy will be a mortification, I believe, to our friend Jablonowski. — I do not, however, see, that he has any right to complain. — Metternich told me, when he was here, that Apponi was to have it. — The fact is, that Jablonowski has much too good an opinion of his own little person, and sets his pretensions and claims a great deal too high.

I do not like to hear of any yielding in the quarter you mention. — I cannot understand the policy of placing an enemy in the situation of governor of Rome. — I detest all temporizing.

Adieu. — Believe me ever

very truly and sincerely yours

William A'Court.

Freund Jablonowsky sein. Eigentlich hat er aber doch kein Recht zur Beschwerde. Metternich sagte mir schon bei seinem Hiersein, dafs Apponi dorthin ernannt werden sollte. Aber Jablonowsky hat eine zu hohe Meinung von sich selbst, und steigert seine Ansprüche etwas über die Gebühr.

Ich bin mit keiner Nachgiebigkeit in der von Ihnen erwähnten Sache einverstanden. — Es ist eine mir unnatürliche Politik, seinen Feind zum Gouverneur von Rom ernennen zu wollen. — Ueberhaupt ist mir alles Temporisiren zuwider.

Adieu; aufrichtigst und immer der Ihrige.

William A'Court.

(Fortsetzung folgt.)

Gustaf, Graf von Schlabrendorf.

---

a. †

An Varnhagen von Ense.

Paris, d. 2ten October 1811.

Herr Doktor Reidel, den Sie schon persönlich kennen, geht nun auch auf Ihren Weltcongrefs, und ich benutze seine eilfertige Abreise, um Ihnen für Ihre liebenswürdigen Zuschriften vom 24sten Juni, 16ten Juli und 4ten September auf das herzlichste zu danken.

Alles was Sie melden ist für mich höchst lehrreich, da ich das gegenwärtige Deutschland so wenig an sich selbst kenne, und eigentlich nur aus der Vergangenheit, oder aus der Natur meiner lieben Landsleute errathen mufs. Doch gestehe ich gern ein, dafs mein schwaches a priori mit Ihrem wohlgenährten a posteriori noch nicht in bedeutenden Widerspruch fiel. So z. B. würde es mich wie ein Wunder überrascht haben, wäre dort schon so viel Gemeinsames zu erblicken, sei es nun in Grundsäzzen, Orts-Erfahrungen oder in Beurtheilung der

Führer. Unser bisheriger Bildungsweg erlaubt noch nichts dergleichen, und wir dürfen nicht einmal darüber zürnen, denn mit welcher rühmlichen Eigenschaft dürften wir uns wohl brüsten, die nicht eben jenem eigenthümlichen Wege zu verdanken wäre? Aber eingetreten ist die Zeit, wo unsre alte Bahnen gutentheils zerstört wurden, und wo sie überhaupt nicht mehr für unsre ferneren Bedürfnisse hinreichen. Mehr haben wir des reinen Lichtes, das darf man wohl behaupten, als unsre Nachbarn alle, aber ganz unverhältnifsmäfsig ist es vertheilt und von einander getrennt, ja wo es die erfreulichsten Strahlen wirft, ist es wohl nur selten mit einer angemessenen Aussteuer von Geschäftskenntnissen versehen. Daher möchte wohl das hauptsächlich richtige in der gegenwärtigen Lage auf ruhiges Einsammeln mannigfaltiger Erfahrungen, und auf gleichere Verbreitung richtiger Vorstellungen über ächte Staats- und Bürgerverhältnisse hinauslaufen.

Wenn Sachsen scheut was Bayreut sehnlich wünscht, so geht auch aus dieser Tageserscheinung hervor, dafs Völker überhaupt so gar neuerungstoll nicht zu sein pflegen, als mancher Schriftsteller beim Ausbruch der französischen Unruhen gern voraussetzte; sondern dafs wichtige Bestimmungsgründe sich anhäufen müssen, bevor die alten Formen den öffentlichen Hafs sich zuziehen. Meines Bedünkens verdienen die Sachsen eine gröfsere Schonung als nach dem Geiste unsrer Beamten ihnen vielleicht widerfahren möchte. Gerade ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an Staatsform und Fürstenhaus noch hinterdrein

zu ehren, wäre hohe und ersprießliche Klugheit. Hätte ich, der als Urgesetzbilder eines neuen Volks schwerlich von Ordensbändern etwas hören möchte, sie heute zu vertheilen, so sollte der schwarze und rothe Adler diejenigen Sachsen vorzüglich schmükken, die nebst strengem Diensteifer und unbescholtenem Rufe, auch bis zuletzt mit der vorzüglichsten Treue an alte Verfassung und den alten Fürsten hingen. Ich müfste mich sehr betrügen, oder das ganze Volk würde fühlen, als trüge es die Bänder, und dafür gewifs dem neuen Fürsten sich dankbar zeigen. Allein, bei dieser Hofklugheit bliebe ich nicht stehen. Nein, an Formen, Aemtern und Beamten änderte ich vor der Hand nichts als was schlechterdings keinen Aufschub leidet, und für jeden Preussen, der in Sachsen angestellt würde, sollten zwei Sachsen in die Aemter der älteren Provinzen eintreten. Ja, es frägt sich, ob nicht in diesem Falle wo das neu verbrüderte Volk gewifs nicht in der Ausbildung nachsteht, der kürzeste und sicherste Weg wäre, wie in Kriegszeiten er es ohnstreitig ist, folgende Sprache zu führen: Vernehmet, was wir bedürfen, und nun schaffet es selbst an! Wer etwa seine Einwürfe von der nothwendigen Einheit des Reichs herholen wollte, der müfste uns erst die gerühmte Einheit vorzeigen, oder doch seine Mittel, sie sofort zu bewerkstelligen. Ja, wäre eben das nicht vielleicht eines der brauchbarsten Mittel, wenn es nur allgemeine Verwaltungsgrundsätze gäbe und die Einzelverwaltungen sich nach der Oertlichkeit selbst bilden und umbilden dürften? Das Auge des

Fürsten sei allenthalben, aber auch nothwendig seine Hand? Doch schon mehr als zuviel, um zu erweisen, dafs ich ebenfalls in Briefen eben so gut zu träumen weifs, als im traulichen Geschwätz.

Aber auch über Polen habe ich geträumt. Ich selbst, als Einzelmensch, kann sie zwar nicht sonderlich schätzen und lieben, aber deshalb fühle ich nicht minder, dafs des Stoffes gewaltig viel in ihnen liege, und dafs es ungleich mehr ihr Unglück ist als ihre Schuld, wenn sie nicht in Ausbildung gleichen Schritt mit uns zu halten vermochten. Eben weil dort noch so viel rohe Natur herrscht, läfst sich reiche Ausbeute hoffen, würde es mit einiger Weisheit nur darauf angelegt. Von diesem halbwilden Volke, wo der wohlgezogene Mittelstand durchaus fehlt, läfst sich freilich behaupten, dafs es allezeit fertig zum Aufstande sei. Wer es nicht ausrotten kann und will, mufs darauf denken, ihnen einen bleibenden Zustand zu verschaffen. Nirgends ist Erwartung und Entschlossenheit, glaub ich, höher gespannt, als eben jetzt in jenem so tief gebeugten Volke. Wir Deutschen sollten, aus Pflicht und Eigennutz, jene Verzweiflungsvollen mild behandeln, und an ihrer allmähligen Erziehung brüderlich mitarbeiten. In ihrer Wildheit sind sie uns äufserst gefährlich, aber als treue Nachbaren können sie uns grofsen Vortheil bringen. Wir mögen äufsere oder innere Händel bekommen, so haben auch jene zuverlässig ihre Hände im Spiel. Desto erfreulicher ist, was in Böhmen ganz still vorzugehen scheint. Hingegen deutet die Superintendentenversammlung

wohl mehr auf reges Bedürfnifs als auf wohlgeordnete Begriffe. So war vielleicht auch der Aufruf des Herrn von Lamozan, der nicht einmal gut abgefafst sein soll, kaum etwas besseres als eine blofse Unverdaulichkeit seines jungen Bürgermagens. Der bisherigen Repräsentanten, die sich versammeln sollten, sind, glaub ich, kaum zehn; ihr innerer Beruf zu dieser Rolle ist mindestens zweifelhaft. Wie hätten diese als wahre Volksmünder oder Volksleiter sprechen dürfen, und was konnten sie denn unter fremder Waffenumgebung eigentlich fordern oder einführen? Die Sache war vermuthlich nicht werth, dafs man sie in Berlin beachtete.

Es darf keinesweges befremden, wenn der Mann, den Sie in Steglitz sahen *), sich einen ungleich richtigern und tiefern Blick erworben hat, als er wohl besitzen mochte, ehe er die Bühne verliefs. Die Vorgänge seit jener Zeit waren überaus lehrreich, und er stand nahe genug, mit Vorkenntnissen ausgerüstet, zum Theil auch selbst eingreifend, um sich wesentlich zu belehren. Möge sein neuer Erfahrungsschatz auf irgend einem Wege für das Gemeinbeste wuchern!

Ihr Krieg mit den Dänen scheint kein Vertilgungskrieg zu werden, und der glückliche Erfolg Ihrer Hamburgischen Unternehmung beweiset, dafs Sie Krieg zu führen wissen.

Der hiesige Wirrwar ist schon an sich selbst, und besonders nach dem geringen Werthe, den er

*) Grofskanzler von Beyme.

für Deutschland haben mag, keiner ausführlichen Darstellung werth. Weder Hauptperson, noch Bruder, Neffen oder Nichte, zeigen die mindeste Eigenschaft, von der sich etwas hoffen liefse. So gar nichts hat die hochgerühmte Unglückasschule erzeugt, dafs es wohl an allem Stoffe gefehlt haben mufs. Jeder von ihnen glaubt, wie fein und bedachtsam er zu Werke gehe, um das grofse Werk der Restauration aufzubauen, während sie eigentlich noch gar nichts als lauter Unklugheiten begingen. Wie viele und vielerlei Mifsvergnügte es gebe, mag ich nicht berechnen, noch in welchem Verhältnisse sie anwachsen. Bald wird die eine, bald die andere Klasse vorlaut. So z. B. waren es in letzter Woche die Emigranten, die damit droheten, selbst den Bürgerkrieg anzufangen, weil der König nicht genug König sei, wobei sie zugleich mit der Hülfe prahlten, die sie von den englischen Truppen in Belgien zu erwarten hätten. Dafs John Bull sein Blut und Geld aus Liebe zu den Lilien vergeuden wolle, bezweifle ich. Dort und in Nordamerika hat Napoleon seine meisten Anhänger, ja unter den hiesigen Besuchern kehren die meisten mit ähnlichen Gesinnungen zurück, und wenig erbaut von den Einwohnern, bei denen sie kalte und wohl gar spöttische Aufnahme finden.

Hier wird von einigen vermuthet, Talleyrand werde sich in Wien den Engländern anschmiegen, übrigens sein Geldinteresse wie gewöhnlich pflegen. Sein letztes Bon mot, denn es mufs fast immer bei solchen Anlässen etwas über ihn in Umlauf gebracht werden, hiefs: *la malle n'est pas bien faite, mais elle*

pourra se tirer en route. Soviel scheint gewifs, dafs die hiesigen Finanzen drei Priestern und Taschenspielern in die Hände gefallen sind, denen es eben Recht ist, königliche Creditspiere in den Umlauf zu bringen, um alsdann ihr Börsenspiel damit zu treiben. Sie können sich an Talleyrand's Lobrede auf den Staatscredit im Moniteur erbaut haben. Worüber manche lachen, ist, dafs der Abbé Louis sein Diaconus bei der Messe auf dem Vaterlandsaltar im Marsfelde am 14ten Juli 1790 war. Auch die Ernennung von Bourienne nach Hamburg ist Finanzspeculation. Er schiefst gegen ungeheure Vortheile die Summen vor, mit welchen man die Hamburger Bank befriedigen will.

Es giebt Abschriften von einem Aufsatze, in welchem Carnot darthut, dafs wenn Tausende von Emigranten nebst ihren zurückgelassenen Freunden schwächer als die von ihnen angeklagte Faction gewesen wären, die Convention sich nothwendig im nämlichen Fall befunden hätte, und den König nicht zu retten vermochte, an dessen Tod vielmehr die falschen Maafsregeln der Emigranten Schuld wären. Vermuthlich wird die Schrift in England gedruckt werden. Legen Sie besonderen Werth darauf und wünschen vielleicht eine Uebersetzung herauszugeben, die doch an Ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte nicht wohl gedruckt werden könnte, so würde ich mich bemühen, eine Abschrift zu erhaschen.

Sieveking ist als einer der vier Hamburger Bank-Commissaren noch hier und freute sich, von Ihnen durch mich Nachricht zu empfangen. Der Bollmann.

der ehemals Lafayette aus seinem Gefängnifs entführte, ist aus Amerika hier angekommen und geht vermuthlich nach Wien, um die amerikanischen durch Dampf getriebenen Böte auf der Donau einzuführen.

Danken Sie der launigen Kunstrichterin des Buchs der Frau von Staël über Deutschland, für das mir geschenkte Vergnügen, und entschuldigen Sie die Spuren meiner Eilfertigkeit.

Ihr ergebenster

Schlabrendorf.

B. †

An denselben.

Paris, d. 9ten October 1814.

Herr Doktor Bollmann, den ich seinem Wunsche gemäfs auch dem Minister Stein empfolen, überbringt Ihnen diese Zeilen. Er war es, der vor achtzehn Jahren den kühnen Entschlufs, aus Ollmütz Lafayette zu entführen, sehr verständig vollbrachte, wenn gleich dieser von neuem ertappt, der Befreier auch in Schlesien verhaftet wurde, und vielleicht als gerichtliches Opfer umgekommen wäre, hätten nicht Wiener Menschenfreunde ihn zu retten gewufst.

Seitdem führte er im vereinigten Nordamerika ein thätiges und beobachtendes Leben, so dafs er Ihnen über dieses Volk sichere Auskunft zu geben vermag. Nur werden Sie sich nicht daran stofsen, dafs er einer Partei (nämlich den Federalists) angehöre, und eine gewisse Vorliebe für England hege. Jenes soll dort in der That ganz unvermeidlich sein, und lehrreich ist, was er über amerikanische Sans-

culoterie und dortiges Bedürfnifs eines gebildeten Adelstandes urtheilt.

Wie es aber auch immer mit dem Bildungsbedürfnisse der jetzigen Nordamerikaner stehen mag, so glaube ich allerdings, dafs selbst aufser einem verständig erzogenen Mittelstande, als dem bleibenden Kerne der Völkerschaft, ohne welchen ich mir gar kein wahres Gemeinwesen vorzustellen weifs, noch irgend eine schöner veredelte Auswahl von Aristen etwas Wünschenswerthes sei, das heifst also, von bekannten Männern, die durch Bürgertugend den Namen des Reichsadels verdienen, und unter gewissen Bedingungen ihn auch tragen mögen.

Entstehung, Sicherung und Beschränkung eines solchen Adels denke ich mir auf dreifache Weise möglich. Entweder schon das Urgesetz hat ihm, theils auf Grundeigenthum, theils auf eigenthümliche Zuchtgesetze, sein Dasein verschafft, und dessen öffentliche Einwirkungsart genau bestimmt, oder es begünstigt die gesetzgebende Gewalt die Angliederung einer hohen Körperschaft, nach strengen, hinlänglich verbürgten Anordnungen; wobei ich freilich voraussetze, dafs Gesetzgebung nicht ausschliefslich in erbfürstlichen Händen liege, weil sonst der edelste Plan bald ausarten, und sogar dem ersten Zwecke entgegen wirken könnte. Endlich läfst sich nicht minder behaupten, dafs eine oder auch mehrere Körperschaften von dieser Natur sich aus eigenem Triebe im Staate mit dessen Genehmigung bilden könnten; wie es vormals zu mancherlei Zwecken allerlei Ritter- und geistliche Orden, oder auch Brüderschaften

gab, und wie Maurerei in vielen Staaten zwar blofs geduldet wird, in England aber gesetzmäfsiges Dasein geniefst.

Denn es läuft nicht gegen den Begriff des Staats, dafs, aufser der gemeinsamen Verpflichtung zum Sitten- und Reichsgesetze, noch Einzelbürger sich gesellen, um entweder höhere Pflichten und strengere Zucht freiwillig zu übernehmen, oder doch, um nach bekannten Regeln und Büfsungen, sich unausgesetzt als musterhafte Fährleute in strenger Ausübung dieser oder jener, vielleicht eben vernachlässigten Bürgerpflicht auszuzeichnen. Ob und welcher sinnliche Lohn aber, durch Titel, Rang, Ehrenzeichen ihnen zugestanden werde, das gehört nach örtlichen Umständen in das Gebiet der Staatsklugheit. Vereine hat man gestiftet, um den Musen zu huldigen; warum nicht eben sowohl, um dem Bürgersinn zu opfern? Trotz der bisherigen Erfahrung, dafs Musen dem ihnen vereint gebrachten Weihrauch selten ihren Beifall zulächeln.

Diese dritte Entstehungsweise könnte sogar wie Erneuerung und Umbesserung eines bereits gesunkenen und grundverderbten Adels benutzt werden. In diesem Sinne rief ich schon manchem Edelmanne zu, der den Nutzen seines Standes erhob: Eingebüfst hat die grofse Mehrzahl Eures Standes alle Vorzüge inneren Gehaltes und äufseren Vermögens; wer kann sie dieser wichtigen Mehrheit wieder verschaffen? Weder Königsgewalt und Königsweisheit, noch Euer eigenes Bestreben: denn wie werden die einzelnen, heute noch Lebenskraft besitzenden Glieder es ver-

mögen, den ungeheuren erstorbenen Körper von neuem zu beseelen. Aber in der Mitte Eurer blofs sinnlich noch vorhandenen Adelsgemeine, vermögt Ihr einen neuen geistigen Adel, als wahren Stellvertreter zu stiften. Bildet engere Kreise, gebt Euch edle Gesetze, kräftige Vergliederung, strenge Zuchtung, und es wird sofort wieder hochverehrte Edelleute geben. Kein Staat wird oder kann Euch hindern; Neider müssen wenigstens äufserlich nachfolgen, oder verstummen; die umringende Menge wird Beifall jauchzen.

Sollten diese Vorstellungen gar nichts weiter als unausführbare Träumereien enthalten? Vermuthlich nur in der vollständigen Kenntnifs unseres Zeitalters und Vaterlandes läfst sich befriedigende Antwort auffinden. Doch wird die Bemerkung wahr bleiben, dafs ein Plan dieser Art auch nach dem allerkleinsten Maafsstabe sich anfangen lasse, und wenn durchaus nichts Grofses erzeugt würde, doch im engen Kreise irgend Etwas.

So hätte denn noch kein Volk Alles zugleich! An Bürgersinn fehlt es dem grofsen Haufen in Amerika nicht; aber wohl an hinlänglich verbreiteten Einsichten und an Geschmack. Wir haben Beides, und wissen uns gar viel damit; aber wo steckt unsre Bürgertugend?

Carnot's letzt erwähnte Schrift ist ohne sein Zuthun und mit Auslassungen abgedruckt, aber noch selten; vermuthlich wegen neuerlings verhafteter fünf Buchhändler, auf deren Prozess man sehr begierig ist. Das Schriftchen hab' ich durchschaut, es ist

wahr und kräftig genug; allein, dafs im Verfasser für Kühnheit gelte, sich öffentlich sehen zu lassen, beweiset des Tages Erbärmlichkeit. Für den Druckort erscheint die gesagte Wahrheit nicht zierlich genug, und für unsre Landsleute nicht tief genug begründet, oder lehrreich genug angewendet. Demnach würde ich am liebsten Ihren Richterspruch entscheiden lassen, könnte ich mit einem Abdrucke schalten. Vielleicht findet sich dazu bald Gelegenheit. Beiläufig sei es gesagt, dafs Carnot sich in Antwerpen den herrlichsten Ruf erwarb. So viel zweckmäfsige Thätigkeit, ohne alle Scheinrührigkeit, war man nicht gewohnt, und sämmtliche Einwohner hätten sich auf seinen Wink geopfert. Ach, wie viel mehr ist unter dringenden Umständen der echte Geist werth, als aller Prunk.

Und mit diesem Seufzer schliefst

Ihr ergebenster

Schlabrendorf.

Da der Reisende ein Paar Tage länger blieb, ward es mir möglich, Carnot's mémoire zu verschaffen

e. †

An denselben.

Paris, d. 9ten April 1824.

Der einsam und gedrängt Schreibende glaubt allerdings noch deutlich zu bleiben für Andre, so lang' er seinen eigenen Gedanken mit deutlichem Bewufstsein festhält: aber dieser Glaube trügt oft, wie

ich aus mancher einzelnen Erfahrung weifs, und Ihnen bereits ein paarmal eingestanden habe.

Bartlippe ist mir so viel als bärtige Lippe.

Frischküssen so viel als herzhaft und herzlich.

Mithin stelle ich mir die noch unbärtige oder unreife Jünglingslippe vor, wie eine solche, die zwar Trieb zu küssen empfindet, aber den wahren Kufs zu vollbringen nicht vermag; welches der Bartlippe erst vorbehalten bleibt.

Sie sehen, dafs ich ohngefähr zu commentiren weifs, wie mancher Schul-Collaborator; allein ob dadurch bewerkstelligt worden, dafs mein Ausdruck auch ohne Commentar für verständlich gelten könne, bleibt allerdings zweifelhaft. Das Antworten wollte ich nicht verschieben, obwohl mein harter Schnupfen mich kaum aus den Augen sehen läfst. Nur einen besseren Ausdruck zu suchen, mufs ich auf einen günstigeren Augenblick verschieben. Hochachtungsvoll Ihr

Schlabrendorf.

Carl Friedrich von Beyme *).

An Varnhagen von Ense.

Steglitz, d. 2ten December 1815.

In der Hoffnung Ew. Hochwohlgeboren bald hier zu sehen, erwartete ich kaum noch einen Brief von Ihnen. Desto begieriger erbrach ich den letzteren, als ich Ihre Handschrift in der Adresse erkannte. Ganz neu war mir die Nachricht von Ihrer ganz veränderten Bestimmung, wozu ich Ihnen indessen, alles wohl erwogen, von Herzen Glück wünsche, so wie ich mich über die erneuerten Beweise von Herzensgüte und Seelengröfse des Fürsten Staatskanzlers, die sich auch bei dieser Gelegenheit wieder offenbart hat, innigst gefreut habe. Sie sind auf einen Punkt gestellt, wo Sie einen grofsen Schatz

---

*) Einen kurzen Lebensabrifs des Königlich Preufsischen Staatsministers und Grofskanzlers von Beyme findet man in der bei Duncker und Humblot erschienenen Gedächtnifsrede unsres hochverdienten Professors Preufs: „Worte der Erinnerung am Sarge des pp. von Beyme, gesprochen am 13ten December 1838."

von Erfahrungen und Beobachtungen zu künftiger Nutzanwendung für Ihr Genie, das sich durch alle Hindernisse durcharbeiten wird, sammeln können.

Sowohl Ihre Beschäftigungen als Ihre Muse werden Sie in den Stand setzen, sich zu möglichst vielem noch geschickter zu machen, welches in so einzigen Zeiten wie die gegenwärtigen für einen Mann von Ihrem Geiste und Fähigkeiten, in dem hoffnungsvollsten Lebensalter, der eigentliche Beruf zu sein scheint. Der jetzige Krieg hat gewisse Begriffe allgemein in Gang gebracht, die vorher zu schlafen geschienen. Wenn man dieses in der Reihefolge der Begebenheiten seit Erfindung der Buchdruckerkunst, nach der Reformation, nach dem Etablissement so vieler Zeitungen und Journale, nach so vielen Leihbibliotheken und nach der entstandenen Lesesucht, die gewifs nie so allgemein war, recht erwäget, so wird man sich gestehen müssen, dafs jetzt so vieles zusammenkommt, was vorher nie zusammen war, auch nicht beisammen sein konnte, was unsre Zeiten zu den merkwürdigsten macht, die je gewesen sind. Darum verliert auch selbst die Geschichte fast alle Anwendung, um die nächste Zukunft vorher zu bestimmen. Durch Einführung der Volks-Vertretung in den Staatsformen möchte am wenigsten die Zukunft heilsam bestimmt werden können, weil hier am mehrsten Ihre sehr richtige Bemerkung zutrifft, dafs immer frische Ereignisse alle Berechnungen zerstören. Der goldne Mittelstand ist, wo er je statt gefunden, immer nur durch den Kampf der Vertheidiger beider Extreme erfochten worden. Es ist also

eine sehr mifsliche Sache damit. Nichts als völlige Entkräftung beider Theile wird sie geneigt dazu machen und in diesem Falle bemächtigt sich leicht ein dritter beider Parteien. Seit wir uns nicht sahen, habe ich gerade diese Materie zum einzigen Vorwurf meiner Studien und meines Nachdenkens gemacht, mufs aber aufrichtig gestehen, dafs meine früher dagegen genährten Zweifel nur noch an Stärke zugenommen haben. Tugend in allen Ständen scheint mir die Hauptsache zu sein, wo die nicht ist, ist alles nichts und Wechsel wird stets statt finden. Ich glaube man wird ewig und ewig durch Revolutionen von einem System in das andere stürzen und die Dauer eines jeden wird von der temporellen Güte der Subjects abhängen. Ein repräsentatives System als Ziel für den Monarchen und das Volk, wie selbst Kant es für die einzig bleibende Staatserfassung erklärt, kann davon keine Ausnahme machen, sondern es wird auch selbst darin immer und ewig alles auf die Güte der Subjecte ankommen. Daher wird es eine Hauptsorge für den Staat sein, richtige Begriffe von Gott in Umlauf zu bringen und die Regierung mit der Kirche aufs innigste zu vereinigen. Doch ich gerathe für einen Brief viel zu tief in den Text. Ich wollte eigentlich nur meine Uebereinstimmung mit der von Ihnen mir gütigst mitgetheilten Ansicht des Herrn Fürsten Staatskanzlers, dafs die Volksvertretung aus Entwickelungen hervorgehen müsse, deren Zeit und Gestaltung sich nicht so im voraus bestimmen lasse, documentiren.

Ich traure aber für mich dabei darüber, dafs ich

für eine Zeitlang die Hoffnung werde aufgeben müssen, unmittelbarer Zeuge der fernern Entwickelung Ihrer Geisteskraft zu sein, woran ich einen so lebhaften Antheil nehme. Dagegen vertraue ich Ihrer Freundschaft, dafs Sie mich auch in der Ferne nicht ganz vergessen, sondern mich an Ihren Studien und Beobachtungen theilnehmen lassen werden. Meine Frau dankt für Ihre gütige Erinnerung an sie und empfiehlt sich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf das Angelegentlichste. Recht sehr bin ich Ihnen für die fernere gütige Mittheilung Ihrer Besorgnisse über die Wendung der französischen Angelegenheiten verbunden. Sollte aber nicht auch die andere Ansicht, welche die frühere Geschichte dieser Nation, besonders nach Mably geistvollen Beobachtungen gestattet, nämlich eines unaufhaltsamen Sinkens, zulässig sein. Lassen wir uns durch die grofsen Kraftanstrengungen, wovon wir Zeuge gewesen, auch nicht zu sehr täuschen, um eine mögliche gänzliche Erschöpfung zu übersehen. Wichtig ist in dieser Hinsicht besonders die Bemerkung, dafs aufser Napoleon (der noch nicht zu beurtheilen ist) gar kein grofser Mann aus der Revolution hervorgegangen ist und dafs die relativ wichtigsten Revolutionsmänner jetzt auf die Seite geschafft werden. Dem durch Schmaltz höchst leichtsinnig angefangenen Meinungs Streit hätte man mit dem tiefsten Stillschweigen begegnen müssen. Nun erwarte ich nichts Gutes davon. Die Würtembergischen Angelegenheiten verstehe ich nicht. Die Akten die ich gelesen, erklären mir das Wunder der Uebereinstimmung aller

Stände keinesweges. Auf beiden Seiten scheint man zu weit gegangen zu sein, am mehrsten aber scheinen die Stände Unrecht zu haben. Hierüber werde ich von Ihnen das beste Licht erhalten können. Es kostet mir Mühe zu schliefsen. Doch mufs ich. Ich versichere Sie meiner vollkommensten Hochachtung und aufrichtigsten Freundschaft.

Beyme.

b. †

An denselben.

Steglitz, d. 11ten April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

glaube ich nur meine schuldige Achtung zu beweisen, wenn ich Ihnen in der Anlage eine Berichtigung, Schillern betreffend, ganz ergebenst mittheile, zu deren Bekanntmachung mich ein unwiderstehliches Gefühl hingerissen hat*). Entgangen würde

---

*) Das Intelligenzblatt Nr. 29, pag. 233 der Halleschen Allgemeinen Litteratur-Zeitung vom April 1830 enthält die Berichtigung des Herrn von Beyme, von welcher der vorstehende Brief spricht: dieselbe lautet: „Die Zueignungsschrift des Herrn von Göthe an Se. Majestät den König von Baiern, vor dem letzten Theile seines von ihm herausgegebenen Briefwechsels mit Schiller, enthält einen mittelbaren Vorwurf für die Fürsten Deutschlands, welche Zeitgenossen Schillers waren: dafs nämlich Letzterer keinen Beschützer unter Ihnen gefunden habe, durch dessen Gunst ihm das Leben erheitert, dem Vaterlande aber seine Geistesthätigkeit länger erhalten worden wäre. Um diesen Vorwurf wenigstens von Se. Majestät dem Könige von Preufsen, meinem allergnädigsten Herrn, abzuwenden und

sie Ihrer Aufmerksamkeit wohl nicht sein, aber ich wollte mir diese Gelegenheit nicht entwischen lassen, mein Andenken bei Ihnen aufzufrischen und Ihnen die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu erneuern.

von Beyme.

e. †

An denselben.

Steglitz d. 16ten April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren beifälligen Aeufserungen über meine Bekanntmachung von der Grofsmuth, die unser allertheuerster König vor Jahren gegen den seligen Schiller bewiesen, haben mir erst recht die Augen in Ansehung der Gröfse und des Umfangs des günstigen Eindrucks geöffnet, den sie hervorbringen kann. Die sehr gnädige Aufnahme die sie, wie mir Herr Geheime-Kabinets Rath Albrecht, der

---

in einem Gefühle, das alle meine Landsleute mit mir theilen werden, wage ich es, die amtlich nur mir bekannte Thatsache zu allgemeiner Kenntnifs zu bringen: dafs unser allertheuerster König Schillern, als dieser den Wunsch geäufsert hatte sich in Berlin niederzulassen und deshalb nach Potsdam gekommen war, aus allerhöchst eigner Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich 3000 Thalern, nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage, zugesichert hatte. Nur dessen nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod haben den grofsmüthigen Monarchen und unser eigenes Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preufsen mehr zu zählen.

Berlin d. 27sten März 1830.

von Beyme.

mir auf Allerhöchsten Befehl den Dank des Königs für meine Aufmerksamkeit bezeigt hat, schreibt, bei Sr. Majestät gefunden, dient mir zur Bestätigung Ihres für mich vollgültigen Urtheils. Darum aber wünsche ich auch Ihre Voraussetzung bestätigen zu können, dafs ich einen Abdruck der Anzeige nach Weimar würde haben gelangen lassen. Dies ist, wie ich gestehen mufs, aus einer Empfindlichkeit nicht geschehen, die ich sogar Mühe gehabt habe bei Abfassung der Anzeige zu unterdrücken. Sie war durch die Spötteleien über die Einwirkungen unsres Sandes auf die Geistes Producte der Berliner angeregt, die, nach den letzten Blättern des Goethe-Schillerschen Briefwechsels Beide sich noch um, wo nicht gar nach der Zeit dieses Beweises von Huld erlaubten und damit an die gutmüthig vergessenen Xenien erinnerten. Sie wurde noch durch den Argwohn vergröfsert, den ich nicht ohne Grund hege, dafs Goethe vollkommen von diesem Ereignisse unterrichtet gewesen ist. Schiller hatte mir nämlich, als ich mich seines Besuchs in Potsdam erfreute und auf Befehl Sr. Majestät diese Angelegenheit mit ihm verhandelte, gesagt, dafs Goethe ebenfalls den Wunsch hege, mit einem Gnadengehalte des Königs nach Berlin zu kommen, und ich hatte ihm mit Vorwissen Sr. Majestät eröffnet, dafs auch seine Wünsche, wenn er sich darüber bestimmt ausspräche, huldreiche Gewährung finden würden. Es ist zwar früherhin, weder von Schiller, noch von Goethe, hierüber die leiseste Aeufserung zu meiner Kenntnifs gelangt, da indessen Schillers Stillschwei-

gen, dem seine des Königs Majestät Höchstselbst vorgetragene Bitte, die Pensions Zusicherung so lange geheim halten zu lassen, bis er sich von Weimar losgemacht haben würde, in Verbindung mit seiner bald darauf erfolgten Krankheit und Tod, alles Auffallende benahm, die aus seiner Eröffnung geschöpfte Vermuthung der Mitwissenschaft Goethe's nicht schwächen konnte; so war es mir wohl nicht zu verargen, wenn ich späterhin, aus der Entstellung, womit diese Angelegenheit in den Nachrichten von Schiller's Leben die sich vor seinen Werken befinden, auf eine böswillige Absichtlichkeit geschlossen habe. Dem sei indessen, wie es wolle; um der Vergrößerung des guten Eindrucks willen, wünsche ich mir nicht allein Glück dazu, die Aeußerungen meiner Empfindlichkeit zurück gehalten zu haben; sondern stelle Ew. Hochwohlgeboren anheim, dem Herrn von Goethe ein Exemplar, das ich zu dem Ende beilege, in meinem Namen mitzutheilen, und diese mittelbare Communication mit dem Mangel meiner persönlichen Bekanntschaft zu entschuldigen. Auf diese Weise kann ihm auch die Verspätung der Zusendung nicht auffallen.

Mündlich behalte ich mir noch ausführlichere Eröffnung über diese mir wichtiger als ich es dachte, gewordene Bekanntmachung vor und empfehle mich unter Anwünschung baldiger gänzlicher Befreiung von aller Unpäßlichkeit, Ihrem fernern freundschaftlichen Wohlwollen.

von Beyme.

d. †

An denselben.

Steglitz d. 5ten Mai 1830.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren meinen verbindlichsten Dank, für die angenehme Nachricht von der guten Aufnahme die die Mittheilung meiner Schillerschen Nachricht bei Herrn von Goethe gefunden. Auch ist es mir sehr lieb meinen Argwohn, um seine frühere Mitwissenschaft fahren lassen zu können. Eben so sehr bin ich Ihnen für die Mittheilung der Ansichten des Verfassers der Bekenntnisse einer schönen Seele, von dem Halleschen Religions-Umtrieben verbunden. Sie sind seiner und des würdigen Roehr werth, und erinnern an eine Anecdote, die ich dem Minister Grafen Haugwitz verdanke, daſs Goethe, vor etwa 50 Jahren, als er, in des Erstern und der beiden Stollberge Gesellschaft, Lavatern den Besuch in Zürich machte, zu einer Predigt, wovon der letztere nur den ersten Theil concipirt hatte, die beiden fehlenden Theile in dessen Anwesenheit zugeschrieben hat, welche Lavater Tages darauf ohne die mindeste Abänderung von der Kanzel gehalten. Zu der guten Aufnahme die ihr Zinzendorf bei des Königs Majestät gefunden, wünsche ich Ihnen Glück. In der innigsten Werthschätzung

der Ihrige

von Raumer.

Denkschriften.

Adam von Müller.

Als der Freiherr von Hardenberg im Jahr 1810 das wichtige Amt eines preufsischen Staatskanzlers angetreten, war sein erstes Augenmerk, die neue, durch den Fortschritt der Bildung und leider noch mehr durch die Noth der Zeit gebotene Gesetzgebung, die schon längst vorbereitet war, nun vollständig auszuführen. Zustimmung und Hülfleistung fanden sich auf allen Seiten, doch stiefs er auch auf einigen Widerspruch, und, wie immer in solchen Fällen, hing an die rechtlichsten Gesinnungen sich auch der Geist der Intrigue. Das folgende merkwürdige Aktenstück ist ein glänzendes Beispiel hievon. Adam Müller, der Schüler und Freund von Gentz und von diesem Meister enthusiastisch anerkannt und belobt, hatte sich in Berlin eingefunden und dem Staatskanzler seine Dienste angeboten. Sein dialektisches Talent und die Gewandheit seiner Rede entgingen dem Staatskanzler nicht, doch fand er in beiden mehr Schimmer als Gründlichkeit, und er begnügte sich, die künftige Brauchbarkeit des Mannes durch ein vorläufiges Wartegeld für den

Staat zu sichern. Allein das war Adam Müller's Meinung nicht, er wollte sogleich in eine seinen Ehrgeiz befriedigende Stellung treten, und nachdem er fruchtlos in wiederholtem Andringen zu beweisen gesucht, welch ein wichtiger Freund er werden könne, warf er sich mifsvergnügt auf die Gegenseite, und wollte nun um so schärfer darthun, dafs er als Feind sich geltend machen könne. Er gesellte sich den Widersachern Hardenberg's zu, lieh ihnen seinen Geist, seine Feder, und versäumte nichts, jenem bemerklich werden zu lassen, wer eigentlich diese Sache führe. Er bekannte seinem Freunde Wiesel, dafs er in diesem Sinne sogar Briefe zur Post gegeben habe, mit der Absicht und Hoffnung, sie sollten in die Hände der Behörde gerathen, und ihr über seinen Werth endlich die Augen öffnen! Als mehrere Edelleute eine Vorstellung gegen die neuen Gesetzvorschriften beabsichtigten, bot Adam Müller ihnen seine Feder, und entwarf ein Schreiben an den Staatskanzler, worin er alle Vorwürfe, die denselben gemacht werden sollten, doch geschickt mit persönlicher Schonung und schmeichelhafter Artigkeit zu verbinden wufste. Als es aber zum Unterzeichnen kam, waren die Theilnehmer nicht einig, sowohl die Abfassung als der Inhalt erfuhren Einspruch, und zuletzt blieb der verstorbene General von der Marwitz allein übrig, der das Schreiben unterzeichnete und absandte. Adam Müller hatte die Reinschrift absichtlich selbst geschrieben, die dem Staatskanzler schon wohlbekannte Hand sollte keinen Zweifel lassen, wer hier das Werkzeug sei; und sowohl der

Angriff als das eingestreute Lob eine vortheilhafte Rückwirkung auf den Verfasser üben. Allein der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, die Sache scheiterte. Adam Müller blieb unberücksichtigt, und ging nun nach Wien, um dort sein Heil zu versuchen. In Berlin verbreitete er vor seiner Abreise noch geflissentlich, dafs er nach Wien gehe, um gegen den Staatskanzler zu schreiben, und er verfafste auch wirklich in diesem Sinne bald nachher die agronomischen Briefe, die Friedrich Schlegel in seinem »deutschen Museum« abdrucken liefs. Das merkwürdigste aber ist, dafs Adam Müller in derselben Zeit nicht aufhörte, den Fortbezug seines Wartegeldes bei dem Staatskanzler nachzusuchen! Das nachstehende Schreiben, das ungeachtet seiner feindseligen Absicht viel Gediegenes und Beherzigungswerthes, und in Betreff der Verdienste Hardenberg's die gerechtesten Anführungen enthält, ist nach der eignen Handschrift Adam Müller's, wie er sie selbst seinen Freunden noch späterhin rühmend mitgetheilt, getreu abgeschrieben. —

Berlin, d. 11ten Februar 1811.

Hoch- und Wohlgeborner Herr!
Hochgebietender Staatskanzler!

Zu dem gegenwärtigen ehrerbietigen Anschreiben an Ew. Excellenz, von niemanden befugt oder angetrieben, als von unsrer eignen reinen patriotischen Absicht, ohne andere Vollmacht, als die, welche

uns der verehrte Karakter des Mannes giebt, an den wir uns wenden wagen wir von der Lage unsres Vaterlandes zu reden.

Wir wissen Ew. Excellenz nicht anders zu huldigen, als durch die Wahrheit, und unsre Freimüthigkeit.

In den Zeiten, da sich die Nation mit einem Scheine von Glück und Frieden täuschte, und da wir beinahe unsrer Ehre vergessen hätten, in den Zeiten, da wir durch Sorglosigkeit den unglücklichen Grund zu allem Elende legten, welches uns jetzt bedrückt — in jenen Zeiten war der Name Hardenberg, wo er gehört wurde, ein Wecker der Ehre für alle edlern Gemüther.

Es hat viele Personen gegeben, welche den Länderbestand, den äufseren Waffenruhm der preussischen Monarchie und ihre Consideration in Europa gerettet wissen wollten: wenige aber hatten es, wie Ew. Excellenz, auf die unbefleckte Ehre dieses Landes, d. h. auf die Erhaltung der vorhandenen Gesetze und Verfassung, auf die innere Unabhängigkeit dieses Staates abgesehn.

Die äufsere Unabhängigkeit, gegen den Rath Ew. Excellenz zu spät behauptet, ist für eine Zeitlang verloren, aber durch eine besondere Schickung des Himmels ging der eigentliche Kelch, die Vereinigung mit dem Rheinbunde, der Code Napoleon, und das Joch der Französischen Gesetze an uns vorüber. — Nach aufsen hin, und von aufsen herein waren wir eine Zeitlang gehindert und gestört: das kann dem freisten Staate begegnen; wenn er seine Gesetze,

seine Eigenthümlichkeit, seine Physiognomie, wir möchten sagen, wenn er seine Vorfahren und ihr Wort behauptet, so hat er seine Freiheit behauptet.

Irgend ein Gengiskhan oder Timur, irgend eine Pest oder andere Calamität könnte uns äufserlich abhängig machen, zu mancher List und mancher Nachgiebigkeit nöthigen: überwunden wären wir nicht eher, als bis wir den besondern, eigenthümlichen, auf vaterländischem Boden gewachsenen **Rechtszustand**, welcher das Wesentliche unsres Staats ist, fahren lassen.

Ew. Excellenz hatten bis **1807** an allen Orten diese innere Unabhängigkeit behauptet, auch zu allen Antrieben für die äufserliche Unabhängigkeit kräftigst mitgewirkt, als der Frieden von Tilsit Ihren erhabenen Bestrebungen Gränzen setzte.

Hochdieselben übernahmen im Juni des Jahres **1810**, zur höchsten Genugthuung des Königs und der Nation, wieder die Leitung der Geschäfte. Ew. Excellenz unterwarfen sich der Präpotenz derselben Macht, der, in den vorherigen Jahren, niemand kräftiger und persönlicher sich widersetzt hatte, als Sie.

Ew. Excellenz wufsten sehr wohl, dafs Ihr **politischer Karakter** und Ihre **persönliche Gesinnung** gegen den Feind der bürgerlichen Ordnung noch ein Stützungspunkt für Tausende war, für Tausende der Besten in diesem verderbten Jahrhundert: dennoch negociirten und kapitulirten Sie öffentlich und persönlich mit dem Befehlshaber von Frankreich.

Indem Sie es thaten waren Sie, unsrer innersten Ueberzeugung nach, Ihrem politischen Karakter voll-

kommen treu. Der Name Hardenberg gab kein Aergernifs: er besiegelte vielmehr die gröfste politische Lehre, welche diese Zeit an's Licht gebracht, dafs nämlich alles zu retten ist, so lange die vaterländische Gesetzgebung aufrecht steht. — Der König, der alte Stamm des Adels und des Besitzes, waren in Preufsen noch vorhanden: kein Gesetz war zertreten, keiner der grofsen Grundkontrackte dieses Staats gebrochen worden, und was der voreilige Eifer des Herrn von Stein, und seine öfters unüberlegte Nachgiebigkeit gegen die Systeme des Jahrhunderts zerstört, liefs sich wiederherstellen, weil das Neue mit dem alten Kern der Gesetze noch nicht verwachsen war.

Ew. Excellenz, ungeachtet äufserer und scheinbarer Versöhnung mit dem Feinde, dem für jetzt mit äufserlichen Waffen nicht zu widerstehen war, waren vollständig konsequent und blieben der Leitstern jedes Rechtlichgesinnten, als Sie die Geschäfte von Neuem übernahmen.

Dem Lenker der äufseren Schicksale Europa's mufsten Sie sich als Staatsmann, wie als Privatmann, wie alle Andre, vorläufig unterwerfen: aber dem vermeintlichen Gesetzgeber und Staatenreformator Napoleon war Preufsen noch nicht unterworfen; vor seiner tödtenden und versteinernden Hand konnte die preufsische Verfassung noch gerettet werden; Preufsen konnte noch ein alt europäischer Staat an Sitte und Gesetz bleiben; es brauchte nicht herunterzusinken in die Reihe der neugeschnitzten, form- und bodenlosen Staaten, die nur Armee, Polizei und

Gegenwart, aber keine Vorzeit und keine Zukunft haben — deshalb konnten Ew. Excellenz mit Ehre und vollständiger Behauptung Ihres bewunderten politischen Karakters, das Heft der preußischen Administration im Jahre 1810 übernehmen.

So unmöglich es war, daß ein politischer Karakter, wie der Ihrige, auch in den menschenfreundlichsten Absichten, je an der Spitze der Geschäfte des neuen Königreichs Westphalen stehen konnte, so angemessen war es, der ganzen früheren, ruhmvollen Laufbahn Ew. Excellenz, als Hochdieselben in unglücklichen Zeiten die Last der Geschäfte des altteutonischen Reiches Preußen übernahmen, dessen Schicksal in glücklichen Zeiten an das Ihrige persönlich, geknüpft worden war.

Ew. Excellenz mit dem Beifall der ganzen Nation, vereinigten alle Administrationszweige, alle Macht und allen Impuls in Ihrer Hand, — indem Sie zugleich der Nation eine ständische repräsentative Verfassung versprachen, durch welche die Bedürfnisse und Wünsche aller Stände fortdauernd dem väterlichen Herzen des Monarchen nahe gebracht, und dergestalt die in Hochderoselben Händen concentrirte Macht mit den Neigungen und Rechten des Volks in Einklang gebracht werden sollte. —

Dem alten Preußen hatte wenig gefehlt, als diese administrative Einheit einerseits, und diese Ausbildung und Concentrirung seiner alten, leider vernachlässigten Provinzial-Ständeverfassungen andrerseits, mit der Rückkehr Ew. Excellenz schien alles Wünschenswerthe erfüllt zu werden.

Preufsen, unter allen äufserlich überwundenen europäischen Staaten, schien der erste zu sein, der gleich weit entfernt von zäher Anhänglichkeit an das Hergebrachte und von sklavischer Hingebung an das Neue, unter den Stürmen der Zeit seine Gesetzgebung vollendete, Hardenberg der fast einzige Staatsmann des Continents, der an dem gefährlichen Prüfstein dieses Jahrhunderts treu erfunden wurde, nicht etwa unthätig-treu, indem er durch einen Rückzug in das Privatleben sich den grofsen Angelegenheiten der Gesellschaft entzog, wie so viele andere, sondern indem er in den gefährlichsten Perioden, das heifst besonders in denen des Friedens mit Frankreich, seine Stirn dieser furchtbaren Zeit darbot.

Ew. Excellenz sind in Ihrer grofsen Laufbahn unterbrochen worden. — Erlauben Hochdieselben uns, zu beweisen, dafs wir die Schwierigkeiten, welche sich Ihren erhabenen Absichten entgegengestellt, sehr wohl kennen. Ew. Excellenz fanden vor:

I. Einen ungeheuren Civil-Etat von Beamten und Pensionirten; eine grofse Anzahl sehr mächtiger persönlicher Verhältnisse wollten geschont, wenigstens mit Grofsmuth behandelt werden. Ew. Excellenz waren gezwungen, die Einrichtung der Administration grofsentheils nach gewissen gegebenen und unvermeidlichen persönlichen Verhältnissen zu modificiren: Hochdieselben konnten nur die allerschädlichsten darunter über die Seite werfen.

So wie nun vor dem Kriege der ganze administrative Impuls gröfstentheils von einer berlinischen Schule von Staatsmännern ausgegangen war, so hat-

ten sich, während und nach dem Kriege, als manche berlinische Autorität zu Schanden wurde, die Provinzen gleich an gegen die Haupt-stadt gerecht; die westphälische, ostpreufsische und fränkische Schule, in denen überhaupt seit längerer Zeit, durch den Einfluſs des Herrn von Stein, die Universität Königsberg und Ew. Excellenz, mehr Regsamkeit und Fortschritt wahrzunehmen war, bildeten die neue Administration während des Aufenthalts des Hofes in Preufsen. —

Nach der Rückkehr des Hofes gewann die Hauptstadt wieder etwas von ihrem alten Einfluſs, viele Beamte, die bis dahin gefeiert hatten, lebten wieder auf, und Ew. Excellenz fanden ein Personal von den allergemischtesten Ansprüchen, Systemen und Ansichten vor.

Wir bulligen der bewundern-würdigen Kunst, mit welcher Hochdieselben nach einem Systeme weiser Allmählichkeit dieses Chaos geordnet haben, wie wohl wir uns nicht verhehlen können, daſs bei dem schwierigen Problem der Finanz- und Polizeigesetzgebung, welches Ew. Excellenz unmittelbar zu lösen oblag, Hochdieselben die Mitwirkung der instruirtesten und routinirtesten Staatsbeamten entbehren mufsten, weil die wahren Werkzeuge noch nicht an den gehörigen Stellen versammelt waren, auch nicht sein konnten.

II. Ew. Excellenz, zu noch viel gröſserer Hemmung Ihrer Ansichten, fanden zweierlei nebeneinander in voller Kraft bestehende, und sich widersprechende Gesetzgebungen vor, die Gesetzgebung Frie-

dichs und die des Herrn von Stein; die erstere mufste um so mehr die Richtschnur aller Gerichtshöfe bleiben, als die letztere grofsentheils nur in Entwürfen bestand. Herr von Stein, ein grofser Skizzirer, und stärker im Entwurf als in der Ausführung, hatte noch überdies das Unglück, keine Zeit zur Ausführung, und dagegen Nachfolger zu haben, welche mit grofser Aemsigkeit und Philantropie, aber ohne alle praktische Kraft nach seinem Leisten fortphantasirten.

Wie viel Angefangenes und Halbvollendetes haben Ew. Excellenz vorgefunden, das sich nicht ganz bei Seite werfen liefs, ohne die Würde der Regierung völlig zu kompromittiren? —

Rechnen wir nun dazu, dafs die alte friedericianische Verfassung und das Landrecht an vielen Stellen wirklich der Zeit unangemessen waren, und dafs mit der mechanischen Disciplin der Monarchie Friedrichs gegen die zehnfach gewaltigere der Monarchie Napoleons nichts mehr auszurichten war, so fühlt jeder Unbefangene die Nothwendigkeit, dem Staate eine freiere und lebendigere Grundlage zu geben. Indefs wer vermochte unter dem gewaltigen Drange der Noth und des Augenblicks dieses ungeheure Werk, aus alten Materialien, die versammelt, aus neuen, die geprüft werden mufsten, zu Stande zu bringen! Ew. Excellenz fanden sich genöthigt, vorläufig, und bis zur Herbeischaffung der dringendsten Bedürfnisse des Augenblicks, den Rechtszustand und die Gerichtshöfe auf sich beruhen zu lassen, und dagegen die vom Herrn von Stein proklamirten

Administrationsgrundsätze zuerst mit Energie durchzuführen, obgleich Hochdieselben nicht in Abrede sein konnten, dafs einer vorauszusehenden, und schon in einzelnen Fällen eingetretenen Spaltung zwischen der Administration und den Gerichtshöfen bei Zeiten vorgebeugt werden müsse. Ew. Excellenz wohlthätigen Absichten für die Reorganisation des Staats stellten sich entgegen:

III. Der Finanzzustand des Reichs und die auswärtigen Verpflichtungen. Die intensive Produktionskraft des Landes zu erhöhen, schien die einzige solide Prozedur, um die Monarchie ökonomisch zu retten. Hindernisse, gesetzliche Hindernisse des Culturfortschritts waren allerdings vorhanden: aber in ärmeren, der Industrie abgeneigten Ländern bilden sich sehr leicht solche Banne und Schranken für die Gewerbe: es mufs ein Zwangsverkehr eintreten, damit überhaupt diese ärmlichen Gewerbe nur möglich sind.

Dem sei, wie ihm wolle: der Verkehr mit England, in den letzten zwanzig Jahren vor dem Kriege, hatte in so ungeheurem Verhältnifs zugenommen, England hatte uns mit seiner Industrie und seinen Industriegrundsätzen so angesteckt, dafs die vorhandenen Schranken der Gewerbe drückten, und eine sehr allgemeine Stimme sich für die Lösung dieser Bande entschied.

Wiewohl nun durch das kaiserlich Französische Blokadedekret von Berlin der alte Zustand der Dinge wieder eintrat, dem die alte Sperrung der Gewerbe angemessen war, so blieb die allgemeine Stimme

doch auf Seiten der Gewerbefreiheit, und — Ew. Excellenz glaubten ihr nachgeben zu müssen.

Auf gleiche Weise ist es ärmeren Ländern sehr angemessen, dafs sich die Dienstverhältnisse bei dem ersten unter allen bürgerlichen Geschäften, beim Ackerbau, unauflöslich befestigen, theils damit die Auseinandersetzung des Taglohns und der Dienste vermittelst baaren Geldes, welches fehlt, nicht nöthig sei, theils damit Herren und Unterthanen dauerhaft und für ihr ganzes Leben ihrer gegenseitigen Hülfe, ohne brittische Armentaxe, gewifs sein können. Diese bei uns auf unendlich verschiedene Weise, nach Maafsgabe des Lokals unsrer Provinzen und Kreise modificirten Dienstverhältnisse haben, wie die Schranken der Gewerbe, drückend und der Cultur vielfältig hinderlich geschienen.

Der grofse Markt, den England für unsern Ackerbau plötzlich eröffnete, hat der ländlichen Industrie einen Schwung gegeben, der dem Tagelöhnersystem manche Partheigänger verschaffte; andrerseits aber hat der unverhältnifsmäfsige Realkredit, welcher dem Grundeigenthume durch Friedrich II. eingeräumt worden, die Grundstücke in förmliche Circulation, wie Geldstücke, gebracht, der Adel ist zum Güterhandel, zum Wucher, und dann endlich in den letzten Zeiten der Noth zu allen halsbrechenden Spekulationen banqueroutirender Kaufleute verleitet worden. Da nun die grofsen Eigenthümer nach Maasgabe ihres schrecklichen Spiels von einem Gute auf das andre wanderten, so mufste aller Druck auf die Unterthanen fallen, deren Persönlichkeit, oder

doch deren Dienste von dem Grundstück unablöslich blieben, während die Gutsherren nach Wohlgefallen sich davon lossagten.

So, hauptsächlich durch die Schuld der Gesetzgebung, welche die Natur des Grundeigenthums, nämlich die bleibende Natur desselben, verläugnete, hat sich eine allgemeine Stimme für die völlige Auflösung der Dienstverhältnisse erzeugen müssen. Ew. Excellenz halten es gleichfalls für nothwendig, derselben nachzugeben. Endlich

IV. fanden Ew. Excellenz die Nation, alle Stände, ja die Majorität aller Individuen in einem traurigen Zustande der Ermattung und des Unglaubens an die Reorganisation des Staates, defshalb auf nichts als den Erwerb des Geldes gestellt, und nirgends eine edle Aufwallung für das Gemeinwesen, als etwa hier und dort der fruchtlosen Wuth gegen Frankreich.

Der Adel war auf die oben beschriebene Weise zum Wucher verdammt, demnach seines alten Karakters entblofst und mit den übrigen Ständen vermischt; die träge, philosophische Administration, die Ew. Excellenz voranging, hatte die grofse Wahrheit nicht empfunden, dafs den preufsischen Staat reorganisiren nichts heifse, als den Adel reorganisiren und die Gesetzgebung des Grundeigenthums reformiren. Alle Noth der Zeit drückten den Grundbesitzer; bei den niedrigen Preisen seiner Produkte, und bei seiner vor dem Kriege schon beträchtlichen, durch den Krieg noch gesteigerten Schuldenlast, sah er einerseits seinen ökonomischen Ruin voraus, wäh-

rend andrerseits sein unsichtbares Geburtsrecht vom Zeitgeist mehr und mehr in Zweifel gezogen wurde.

Wer konnte von den Individuen dieses Standes, in solcher Bedrängnifs, Hingebung an den Staat erwarten, der mit falscher Humanität das Fortbestehn des Adels nur zu dulden schien! Indefs die Veranlassungen dieser persönlichen Verderbnifs der Individuen seien welche sie wollen, — Ew. Excellenz fanden einen Zustand und eine Stimmung vor, wobei sich von der Majorität keine freiwilligen Opfer erwarten liefsen: da überdies der Augenblick drängte, so schlugen Hochdieselben den Weg des Zwanges und der Edikte ein. Das Ganze war zu retten, es war *periculum in mora*: auf dem Wege der Negociation und der freien ständischen Bewilligung schien keine Hülfe zu erwarten.

Soviel zum Beweise, dafs wir, weit entfernt von einem leichtsinnigen Tadel der Maasregeln Ew. Excellenz, uns bemüht haben, alle die unendlichen Schwierigkeiten Ihres grofsen Unternehmens in's Auge zu fassen. Die Schwierigkeiten unsrer äufseren politischen Lage haben wir dabei noch nicht in Anschlag gebracht: ganz Europa anerkennt Ew. Excellenz als einen Meister auf diesem Felde; aber wie vieles haben Hochdieselben thun und lassen müssen, um die eifersüchtige Wachsamkeit der französischen Regierung zu beschwichtigen, was in keiner alt-diplomatischen Schule zu erlernen, und was nur bei der tiefen Bekanntschaft Ew. Excellenz mit den Waffen des Feindes auszurichten war.

Zwei Umstände waren es aber, die Hochdiesel-

len voraussehn theils nicht konnten, theils nicht wollten:

1. Ew. Excellenz konnten nicht voraussehn, dafs die eine Hauptursache der unmittelbaren Bedrängnifs, die an Frankreich zu zahlende Contribution, durch glückliche Fügung so rasche Fortschritte zu ihrer Tilgung thun würde, als wirklich geschehen ist. — Aus diesem Grunde wagen wir zu behaupten, dafs heut nicht dieselbe Gefahr beim Verzuge ist, als im letztverflossenen Herbst.

2. Hochdieselben wollten nicht voraussehn, welche Sensation das plötzliche vertrauenerweckende Erscheinen Ihrer Person an der Spitze der Geschäfte, durch alle Stände der Monarchie nothwendig hervorbringen mufste. Unter allem Widerstreiten der Meinungen, besonders aber in der hier und dort laut gewordenen Opposition gegen die neu-emanirten Verordnungen müssen Hochdieselben wahrgenommen haben, dafs es noch einen Adel in Preufsen giebt und eine edle Bereitschaft zu allen Opfern, welche der Staat fordert, und dafs dieser alte bessere Geist nie untergegangen, diesmal aber geweckt worden durch den Namen Hardenberg.

Ew. Excellenz können nicht in Abrede sein, dafs der Muth der Nation und der Glaube an den Staat wieder belebt worden, und dafs auch von dieser Seite die Umstände sich sehr bedeutend verändert haben, gegen die Zeit, wo die neu-emanirten Gesetze verfafst wurden. Wenn alles eigennützig auf den Privatvortheil sieht, und keine Spur von unbefangener Hingebung an das Gemeinwesen mehr

wahrgenommen wird, dann ist es allerdings passend, nur durch Edikte und militairische Gewalt zu regieren: dieses sind unglückliche Zwischenzustände der Völker, wo auch die Fouché's, die Talleyrand's und Daru's glänzen mögen.

Wenn sich aber ein grofsmüthiges Verlangen, den Staat zu retten, durch alle Stände, zumal unter dem Adel, äufsert, dann ist der Augenblick gekommen, wo nur Hardenberge glänzen.

Ew. Excellenz hat die Natur jene bezaubernden Eigenschaften gegeben, vor denen alle egoistische Rücksichten schweigen, und jeder Einzelne sich wie von einem Vater angeredet und berathen glaubt. Hochdieselben sind zum Negociateur mit freien Völkern geboren, vielmehr noch, als zum Herrscher durch Edikte.

Wir sind weit davon entfernt, einen Theil der gesetzgebenden Gewalt zu begehren, die unserm Herrn und Könige unbeschränkt zusteht; wir begehren nur, dafs in einer ständischen, theils aus den Hauptklassen des Volks erwählten, theils durch Geburt berufenen, centralen Rathsversammlung die grofsen innern Angelegenheiten des Reichs alljährlich berathen und begutachtet werden mögten. Die Bedürfnisse der Nation wünschen wir fortgehend auf diese Weise dem Throne nahe gebracht zu sehn, und Ew. Excellenz als Landstand dieses Reichs, müssen diesen Wunsch theilen, wie durch seine Erfüllung Ihr Amt als Staatskanzler erleichtert und befestigt wird.

Wir begehren kein Selbstbestourungsrecht:

dem Konige und seinen Räthen kommt es zu, zu bestimmen, wann und wieviel gezahlt werden mufs; aber bekräftigt durch die alte Verfassung dieses Landes, und durch das alte ehrwürdige Verhältnifs zwischen dem Landesherrn und dem Adel, begehren wir das ächt-adeliche Recht, das heiligste Opfer des Staatsbürgers, dasjenige, welches dem Staate selbst dargebracht wird, mit Freiheit als Bewilligung, und in Folge einer ehrenvollen Negociation zwischen unserm Herrn und uns, seinen freien Vasallen und Unterthanen, darzubringen, nicht aber als einen erzwungenen Tribut, wie man ihn überwundenen und unterjochten Völkern abnimmt. Wir streiten hier nicht um die Form der Besteurung, obgleich wir behaupten, dafs ohne den Beistand einer allgemeinen ständischen Rathsversammlung, durch welche alle die verschiedenen Lokalitäten dieses Landes zur Sprache kommen, jede noch so systematische Form der Besteurung falsch sei.

Wir begehren keine unbedingte Beibehaltung der bisherigen Rechts- und Verfassungsformen, aber wir begehren, und werden nicht aufhören zu begehren:

1. Die Beibehaltung, ja die Auffrischung und Belebung des alteuropäischen Geistes unsrer Verfassung, der darin bestand, dafs Contracte nur durch Contracte aufgelöst werden konnten, und dafs in allen Zweifelsfallen der vorhandene Zustand, als der durch Jahrhunderte geprüfte, den Vorrang behielt.

2. Wir begehren die Beibehaltung, Wiederherstellung und weise Modificirung der Provinzial-

verfassungen dieses Landes. Die Umstände in den Provinzen sind zu verschieden, als dafs sie in finanziellen und legislativen Rücksichten ganz in einander verschmolzen werden könnten. Sie müssen besondre ständische Berathungen haben, damit die Bedürfnisse aller Landschaften und Kreise in die allgemeine ständische Rathsversammlung und so vor den Thron des Königs gebracht werden können. Aber alle diese Provinzialverfassungen müssen so modificirt, und, wo sie bisher ganz fehlten, aus der Lokalität der Provinz so berechnet werden, dafs ihnen allen die Richtung nach immer festerer nationaler Vereinigung inwohne, wozu denn die allgemeine ständische Rathsversammlung das beste Mittel sein wird.

3. Wir begehren den Beistand unsres Königlichen Herrn und seiner Rathgeber für die mögliche Erhaltung der bisherigen Grundeigenthümer bei ihren Besitzungen, indem wir dafür halten, dafs die Rettung des Staats von der Befestigung des alten Besitzes, und von der Erhaltung des hergebrachten Verbandes der Grundstücke unter einander, abhänge, und dafs es nur eine Art der radikalen Revolutionirung gebe, nämlich das Zerschneiden der Bande, welche den Eigenthümer an den Boden knüpfen.

Alle Dienst- und Unterthänigkeits-Verhältnifse, die Patrimonialgerichtsbarkeit, selbst die verrufenen Gemeinheiten, haben dazu beigetragen, diese innersten und heiligsten Bande, also den Staat selbst zu befestigen.

Wir bestreiten nicht, dafs Modificationen derselbennothwendig geworden sind, um so weniger, als wir gezeigt zu haben glauben, wodurch diese

Verhältnisse korrumpirt worden sind; aber wir glauben warnen zu müssen, dafs man nicht um den Pfennigsvortheil der einzelnen Privatwirthschaften, die Bande alzu rasch zerschneide, von denen die Haltung des Ganzen, also der Credit, also der Werth aller Wirthschaften und Besitzungen abhängt.

Dies nun sind die wenigen Hauptstücke, welche wir im Namen der Besseren in unserm Vaterlande begehren. Ew. Excellenz können jetzt, unter veränderten Umständen, und bei dem Nationalgeist, den Sie erweckt haben, unmöglich Bedenken tragen, die bisherige Suspension der vorhandenen Verfassungen aufhören zu lassen, in neue freie Negociation mit den Provinzen dieses Reichs einzugehen, um dergestalt auf der Basis der alten Verfassungen des Landes vollständigere und zeitgemäfsere Provinzialverfassungen, darauf eine Centralverfassung, und so einen vollkommen rechtlichen Zustand zu errichten.

Indem wir in der Umgebung revolutionairer Staaten das Werk unsrer Väter vollenden, erweitern und beleben, werden wir auch unseres widerwärtigen äufseren Schicksals Meister werden; indem wir zuerst danach trachten, dem Feinde der bürgerlichen Ordnung zum Trotz, ein Reich der Gerechtigkeit zu gründen, wird uns das Uebrige von selbst zufallen.

Wenn der persönliche Geist der Freiheit, das heifst der Geist des Rechts, zumal bei den Edelsten des Volks wieder Wurzel gefafst hat, wie in England, dann wird auch die Gewerbs- und übrige

Freiheit des Besitzes und Genusses in gehörigem Maſse wieder eintreten. Der politische Karakter Ew. Excellenz ist der Welt bekannt: die Nachkommen, die Genossen der Zeiten, welche Hochdieselben herbeiführen können, werden ihn bewundern. Diesem antirevolutionairen Karakter, der Ew. Excellenz im Jahre 1805 in den Augen aller Gutgesinnten zu dem (leider verschmähten) Schutzgeist der Monarchie erhob, können Hochdieselben nicht widersprechen. Sie können mit den vergänglichen Repräsentanten der Revolution kapituliren, weil es darauf ankommt, das Vaterland Ihrer Wahl zu retten: — unmöglich aber können die reinsten Hände, welche je die bürgerliche Gesellschaft besorgten, sich mit jenen Grundsätzen der Revolution befassen, die, wie das Böse selbst, nur in die Welt gekommen sind, damit die wahren Grundsätze der Ordnung und der Erhaltung sich an ihnen läutern und durch sie befestigen. Mit unbegränzter Verehrung

Ew. Excellenz

unterthäniger

Ueber die Uebergabe von Magdeburg im Jahr 1814 *).

Berlin im October 1838.

Nachdem das französische Gouvernement des Königs Ludwig XVIII. wieder eingesetzt worden war, wurde mit demselben preufsischer Seits in Paris ein Abkommen getroffen, nach welchem die von den Franzosen noch besetzten Festungen übergeben werden sollten.

Es wurde zu dem Ende von französischer Seite der Maréchal de Camp von Valazé nach Magdeburg geschickt, um die Uebergabe des Platzes an einen preufsischen Officier zu besorgen, und von preufsischer Seite durch den General Grafen Tauentzien zu gleichem Zwecke, der damalige Oberst und Brigade Commandeur von Lossau beauftragt, die Festung von dem General von Valazé zu übernehmen. Zur

*) Ergänzung zu dem Aufsatze: Der Königl. preufs. kommandirende General Graf Tauentzien von Wittenberg und das 3te Armee Korps in den Jahren 1813 – 1814. Denkschrift eines Augenzeugen. (Siehe den 1sten Band der Denkschriften und Briefe.)

speciellen Uebernahme der Festungswerke und der zur Fortification gehörigen Gegenstände, wurde der Ingenieur-Major von Kleist, ferner für die Artillerie, der Major Spreuth, für die Archive der damalige Hauptmann und Adjutant des commandirenden Generals, von Puttkammer, so wie zu Uebernahme der Montirungs-Depots, (die sehr bedeutend waren) der Magazine, der Cassen u. s. w. wurden mehrere Beamte des Kriegs-Commissariats dem Obersten von Lossau beigegeben, um unter ihm ihre Geschäfte zu vollführen, wovon sie demselben täglich in einer zu diesem Behuf des Vormittags um 11 Uhr angesetzten Conferenz Auskunft geben mufsten.

Eine besondere Instruction erhielt der Oberst von Lossau nicht; auch wurde demselben von einem früher mit dem französischen Gouverneur General-Lieutnant Lemarrois getroffenen Uebereinkommen durchaus nichts mitgetheilt. Ob der Gouverneur sich früher darauf eingelassen hatte zu parlamentiren, blieb dem Obersten unbekannt. Die Garnison bestand aus 18000 Mann und die Festung war vollständig ravitaillirt, General Lemarrois, General-Adjutant Napoleon's, diesem eifrig ergeben, und mit der Wendung des Glücks sehr unzufrieden.

Dies letztere äufserte sich auf eine sehr auffallende Art bei dem Empfang des Obersten von Lossau welcher erwartete, mit einer gewissen Berücksichtigung von dem Gouverneur aufgenommen zu werden, statt dessen jedoch eine etwas brüske Aufnahme fand, welche ihn um so mehr anwidern mufste, als er bei seinem Eintritt in die Stadt Magdeburg, sich

sehr bald von einer ansehnlichen Anzahl wohlgekleideter Herren und Damen umringt sahe, welche seinen Wagen bis zum Gouvernements-Hause geleiteten und sich den Ausbrüchen der lebhaftesten patriotischen Freude überliefsen, endlich das Ende ihres bisherigen Zustandes erlebt zu haben.

Hieraus entstand sogleich ein unangenehmes Verhältnifs zwischen dem Gouverneur und dem preussischen Obersten; der letztere explicirte sich so kurz und so trocken als möglich, liefs sich mit dem General Valaze und den übrigen Generalen der Garnison bekannt machen, und entfernte sich darauf bald nach seinem Quartier.

Von hier aus wurde das Geschäft eingeleitet: der preufsische Commissair conferirte oft mit dem französischen, und fand an dem General von Valazé einen achtungswerthen Officier, welcher seiner Seits alles aufbot, um das Geschäft zu erleichtern und die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Dergleichen gab es jedoch viele, wiewohl Schreiber dieses sie nicht mehr aus dem Gedächtnifs sämmtlich anzugeben vermag. Auch traten viele Reklamationen von französischer Seite ein, da die Convention wegen der Uebergabe der Festung mehrere Auslegungen zuliefs, welche erst debattirt und discutirt werden mufsten, und bei welchen General Valazé vorzüglich achtungswerth verfuhr, indem er die zu weit getriebenen Prätensionen des General Lemarrois zu beseitigen suchte. Unter andern sollten die ehemaligen alliirten Truppen der Franzosen, Neapolitaner, Italiener, Illyrier und vom Rheinbund sofort abmar-

schiren. Allein es fehlte ihnen an Geldverpflegung, an Bekleidungs-Gegenständen, vorzüglich an Schuhen, wozu das französische Gouvernement nichts hergeben wollte. Um nun hierin eine Aenderung herbeizuführen, autorisirte der General Graf Tauentzien den Oberst von Lossau diesen Truppen mäfsige Vorschüsse zahlen zu lassen, und wies zu diesem Behuf einen Fond von 6000 Thaler an. Nun aber fand eine neue Debatte mit den commandirenden Officieren jener Abtheilungen statt, welche ihre Forderungen möglichst hoch spannten, sich aber endlich dennoch mit einer Quote begnügen mufsten, die ihren Verhältnissen angemessen war.

Kaum hatten sich diese Fremden entfernt, als eine andere Schwierigkeit entstand. Es war nämlich in der Pariser Convention festgesetzt worden, dafs die Garnison auf jede 1000 Mann 3 Geschütze mitnehmen dürfe. Als nun aber der Gouverneur, für die 18000 Mann aus denen seine Besatzung bestanden hatte, drei Mal 18 Geschütze haben wollte, fand sich dabei zu errinnern, dafs nach dem Abmarsch der nichtfranzösischen Truppen, mehrere 1000 Mann von jenen 18000 abzurechnen wären, für welche daher keine Geschütze gegeben werden könnten, da in der Pariser Convention nur von französischen Truppen die Rede sei. Als es dem preufsischen Commissair unmöglich wurde hierüber zu entscheiden, entstand eine Correspondenz zwischen dem General Graf Tauentzien und dem General Lemarrois, die sich jedoch damit endigte, dafs ersterer nachgab, der Garnison 54 Geschütze bei ihrem Ab-

zuge zu bewilligen. Diese Geschütze sollten jedoch keine ehemalige preufsische Kanonen sein, welches eine neue Schwierigkeit hervorbrachte, bis auch diese nach Möglichkeit beseitigt wurde.

Nachdem nun alle Reclamationen überwunden waren, wurde (wie dies unumgänglich nothwendig sein mufste) eine förmliche Convention zwischen dem Obersten von Lossau und dem General Valazé abgeschlossen, durch welche die Zeit, die Art des Abmarsches, nebst allen die Festung und die Stadt betreffenden Bedingungen stipulirt wurden, und nach welcher die französische Garnison, unter Führung von preufsischen, dazu ausdrücklich ernannten Officieren bis zur französischen Grenze geleitet werden sollte; auch wurden die nöthigen Marschrouten, nach preufsischer gebräuchlicher Art ausgefertigt. Diese Convention wurde sowohl von dem General Grafen Tauentzien als vom General Lemarrois ratificirt.

Der Abmarsch ging nun vor sich, und der Gouverneur bezeigte sich jetzt, seinen Verhältnissen gemäfs, zuvorkommend gegen den preufsischen Obersten von Lossau welcher sich freundschaftlich von dem General von Valazé trennte, und dessen Besuch im Jahr 1815 in Paris empfing. Eine preufsische Besatzung rückte sofort in Magdeburg ein; der feierliche Einmarsch des General Grafen Tauentzien erfolgte einige Tage später.

Lossau.

8.

An den Königl. Preufs. Obersten von Lossau in Magdeburg.

Haupt Quart. Handisberg d. 10ten May 1814.

Ew. Hochwohlgeboren remittire ich hierbei die beiden Schreiben des Generals Valazé mit der Versicherung meiner Zufriedenheit über die Art wie Sie die Unterhandlungen, wegen der tractatsmäfsig festgesetzten Uebergabe von Magdeburg, eingeleitet haben. Die Entlassung der Ausländer ist keiner Frage unterworfen, da die jetzt bestimmten Grenzen Frankreichs sich hierüber deutlich aussprechen, und es kann durchaus kein Zweifel statt finden, dafs Illyrien und Polen etc. nicht in die Zahl der von Magdeburg nach Frankreich zu führenden Garnison mit eingeschlossen werden können. Hiernach bestimmt sich, auf den Grund der abgeschlossenen Convention, wonach für 1000 Mann 3 Stück Feldgeschütz mitgenommen werden dürfen, die ganze Summe; und in sofern nicht von Batterien die Rede ist, auch ohne dazu gehörige Wagen. Von Munition kann gar nicht die Rede sein, weil der Marsch vollkommen im friedlichen Zustande geschieht und die Geschütze also nur als ein Ehrenzeichen bewilligt sind. Was den Ausmarsch betrifft, so kann derselbe nur erst regulirt werden, wenn man sich über die streitigen Punkte geeiniget hat, und da die Freilassung des Ausländer keinem Widerspruche unterliegen darf, so müssen selbige augenblicklich herausgegeben werden; wonach alsdann die Reconvalescenten am 13ten d. M. als den spätesten Termin abgehen können.

Geschicht dies so wird es lästig für beide Theile, wenn die Garnison selbst in mehr als 3 Colonnen folgt, und sie hat alsdann sich am 15ten, 17ten und 19ten d. M. nach ihrer Bestimmung in Marsch zu setzen. Der 1ste Junius ist nur als Endtermin der Räumung in sofern nachgegeben, als besondere Hindernisse statt finden, da solche aber hier nicht vorhanden sind, so haben Ew. Hochwohlgeboren mir fördersamst zu berichten, ob man Schwierigkeiten in den Weg legt, damit ich augenblicklich einen Courier mit der Anzeige davon an Se. Majestät den König absenden kann, und sollte dieser mit den zu ertheilenden Resolutionen auch erst am 30sten d. M. zurückkehren, so bestehe ich dennoch fest und unabänderlich darauf, dafs die Räumung der Festung Magdeburg bei Verantwortlichkeit der französischen Behörden vollbracht werden mufs, so wie es die Convention auf den 31sten May d. J. als den letzten Termin bestimmt. Was nun die Cassen angeht, so spricht sich der Article secret deutlich dahin aus, dafs selbige von dem Augenblicke an, wo die Blokade aufhörte, für Se. Majestät Rechnung sein müssen, und der 21ste v. M., als der Tag, an welchem die im Original mitkommende Convention abgeschlossen wurde, ist also der Tag, von welchem an die Cassen für preufsische Rechnung zu übernehmen sind. Zu bemerken bleibt hierbei, dafs die 700000 Francs, welche man pro Monat Mai vorschufsweise bewilligt hat, auf die früheren Cassenbestände überzutragen sein werden, worüber mit dem Gouvernements-rath Francke nähere Rücksprache zu

nehmen ist. In Betreff der geforderten 15000 Paar Schuhe ist das Nöthige schon an letzteren ergangen; ferner sind die Gefangenen französischer Nation bereits frei gegeben; und regulirt sich der Abmarsch nach meinem billigen Verlangen, so wird zur Besorgung aller Erfordernisse ein Officier vorausgeschickt werden. Ueber alles, was nicht ganz speziell ausgedrückt sein sollte; wird der Major von Puttkammer nach meiner genauen Instruktion das Nähere Ew. Hochwohlgeboren mündlich eröffnen.

Tauentzien.

b.

An denselben.

H. q. Hundisburg, d. 12ten May 1814.

Aus Ew. Hochwohlgeboren Bericht vom 12ten d. M. ersehe ich mit Vergnügen, dafs Sie in den meisten Punkten wegen der Uebergabe von Magdeburg einig geworden sind; da jedoch die abgeschlossene Convention unbedingt als Norm gelten mufs, und ich in Ermangelung anderer Befehle von Sr. Majestät dem Könige, meinem Herrn, aufser Stande bin davon abzugehen, so kann ich Ew. Hochwohlgeboren auch nur in Betreff der statt findenden Differenzen dahin Auftrag ertheilen, dafs solche den französischen Autoritäten in Magdeburg bis dahin vorbehalten bleiben, bis mir zur Ausführung auf desfalls zu machende Anzeige auch meinerseits Befehl wird; für solche Fälle werde ich in aller Form Bürgschaft leisten, und da dem Hauptzweck, nämlich

der Räumung von Magdeburg hiernach kein Hinderniſs im Wege stehen kann, so darf ich mit Gewiſsheit voraussetzen, daſs ehestens alles so weit regulirt sein wird, daſs in den Hauptsätzen, welche die, beiden Theilen so erwünschte Räumung verzögern könnte, keine Zweifel mehr statt finden. Der Obristlieutnant von Rottenburg ist beauftragt Ew. Hochwohlgeboren mündlich meine nähern Ansichten mitzutheilen.

Tauentzien.

c.

An denselben.

H. Q. Hundisburg, d. 11ten May 1814.

Mit Vergnügen ersehe ich aus Ew. Hochwohlgeboren Bericht daſs Sie eben so thätig als einsichtsvoll in dem Ihnen aufgetragenen Geschäft vorschreiten. Zur Regulirung der Marschangelegenheiten habe ich den Major von Krause ernannt, und zur Führung der Kolonnen werden sich auſser ihm noch drei andere Officiers bei Ew. Hochwohlgeboren zum Empfang der nähern Instruction melden. Hauptsache ist die Räumung der Festung; wenn ich daher auch wünsche, daſs Sie mit Ernst zu Werke gehen, so ist es doch gut wenn Sie in Kleinigkeiten, die das Geschäft hindern könnten, nicht zu strenge sind. Was übrigens die fremden Truppen betrifft, so dürfen selbige nach dem bestehenden freundschaftlichen Verhältniſs nicht in einem schlechten Zustande abgehen, sondern Sie haben mit dem Gouvernementsrath Francke zu verabreden wie ihnen in aller Art,

selbst mit Traktamentsvorschuſs geholfen werden kann; jedoch dürfen Geldvorschüſse nur im wirklichen Nothfall gezahlt werden. Um so weniger die Franzosen für Truppen sorgen, welche bisher mit ihnen dienten, um so mehr ist es Ehrensache für uns dies zu thun und indem Sie sich gültige Papiere von dem kommandirenden Officier jeder Truppe einhändigen lassen, werde ich für die Vergütigung durch die Gesandtschaften sorgen. Was die Holländer betrifft, so bedürfen sie keiner Hülfe, da sich Kommissarien ihrer Nation anwesend befinden.

Tauentzien.

d.

An denselben.

H. Q. Haudisburg, d. 16ten May 1814.

Bei einem Ausfalle, den die französische Garnison in Magdeburg am 30sten November v. J. nach dem Dorfe Barleben unternahm, ist gedachtes Dorf durch ein, von einem gewissen Major Kosmann kommandirtes Detachement nicht nur geplündert worden, sondern das Detachement hat sich auch die empörendsten Mifshandlungen der wehrlosen Einwohner erlaubt, und Männer und Weiber auf der Flucht oder bei der Feldarbeit beschäftigt, umgebracht, wie Ew. Hochwohlgeboren dieses alles aus der beiliegenden Relation des General-Majors von Puttlitz und der derselben angefügten Liste der umgebrachten und verwundeten Personen ersehen werden, die ich zurückerwarte. Ich habe solches

damals Sr. Majestät dem Könige gemeldet, und den, in der abschriftlich anliegenden Kabinetsordre enthaltenen Beschluſs Sr. Majestät, dem Gouverneur Grafen Lemarrois bekannt gemacht. Zwar läſst sich derselbe jetzt nicht strikte in Ausführung bringen, da Magdeburg nicht durch eine Kapitulation übergeht, sondern von der französischen Garnison in Folge des eingetretenen friedlichen Verhältnisses und der darauf gegründeten Konvention vom 23sten v. M. verlassen wird; es ist aber dessenungeachtet nothwendig, daſs ein so barbarisches Benehmen gegen wehrlose Ackerleute und Weiber, das selbst der ungebildetste Krieger verabscheuen würde, darüber nicht ungeahndet bleibe. Ew. Hochwohlgeboren trage ich daher hiemit auf, diese Sache dort noch schleunigst näher zu recherchiren, und insbesondere auszumitteln, zu welchem Regimente der Major Kosmann gehört, wer jenes Detachement unter ihm kommandirt hat, und von welchem Regimente das Letztere gewesen ist, damit ich Ihren Bericht Sr. Majestät einsenden, und sodann zwischen den beiden Gouvernements festgesetzt werden kann, wie jener Frevel gerügt werden soll. Wenn Sie den Ihnen gesetzten Zweck nicht erreichen können, ohne sich an den General Grafen Lemarrois zu wenden, so autorisire ich Sie auch dazu, überzeugt, daſs derselbe für den Ruhm der von ihm kommandirten Truppen besorgt, Ihnen die nöthigen Nachrichten nicht versagen wird, um die wenigen Verbrecher auszumitteln, die sich so schändlich an dem höchsten Gut ihrer Kameraden, an deren Ehre, vergangen haben.

c.

An denselben.

H. Q. Haudisburg, d. 18ten May 1814.

Aus dem anliegenden Schreiben*) des K. Militair-Gouvernements zwischen Elbe und Weser werden Sie ersehen, dafs dasselbe mich förmlich und dringend requirirt, die Abreise der Ihnen bekannt gemachten Personen als des Bercagny, Schulze u. s. w. zu verhindern. Ich bin verpflichtet, der Requisition des K. Militair-Gouvernements so weit es in meinen Kräften steht, zu entsprechen. Schon gestern habe ich über diesen Gegenstand den Gouvernementsrath Francke instruirt, indem ich ihn zugleich anwiefs, sich sofort wegen der nöthigen Maasregeln an Ew. Hochwohlgeboren zu wenden und mit Ihnen darüber zu conferiren. Ich setze voraus dafs dieses geschehen sein wird und füge noch folgendes hinzu. Diejenigen Personen, welche das K. Militair-Gouvernement in Magdeburg zurückzubehalten wünscht, zerfallen in drei Klassen: I. Franzosen von Geburt, die aber in westphälischen Diensten gestanden haben, wie der Präfekt Bercagny, Postdirektor Faure, Inspecteur aux revues Bernard u. s. w. II. Preufsen von Geburt, die in westphälischen Diensten gestanden oder für diese Regierung gewirkt haben, wie der Maire Aeffner, General Sekretair Lehmann, Tribunalsrichter Waltmann u. s. w. III. Preufsen von Geburt, die

*) Das Schreiben des K. Militair-Gouvernements ist: Halberstadt d. 17ten May 1814 datirt und wird nicht hier mitgetheilt, weil es desselben Inhalts ist, als der Brief des Grafen von Tauentzien.

aber angeblich in französische Dienste getreten sein sollen, wie der General Polizei-Kommissair Schulze u. s. w.

Was nun die erste Klasse betrifft, so gehören diese Personen nicht zu der französischen Garnison, welcher nach der Convention der Abzug verstattet ist, denn sie waren nicht in französischen, sondern in westphälischen Diensten. Preufsen ist in die Stelle der westphalischen Regierung, durch Einnahme der Provinz und conventionsmäfsigen Abzug der französischen Garnison getreten; so wie jene Personen also früher der westphälischen Regierung Rechenschaft von ihrem Thun geben mufsten und das Land, nicht früher als bis dies geschehen war, verlassen durften, eine gleiche Verpflichtung liegt ihnen gegen Preufsen ob. Ew. Hochwohlgeboren trage ich daher auf, den Gouverneur General Grafen Lemarrois in meinem Namen aufzufordern: dafs er diesen Personen verbiete, mit seiner Garnison auszuwandern, und wenn sie sich dennoch in deren Reihen einschleichen sollten, sie arretiren und an die von Ew. Hochwohlgeboren präsidirte Commission abliefern lasse, oder gestatte dafs sie in den Reihen der ausmarschirenden Garnison von meinen Truppen aufgesucht und arretirt werden. — Der General Graf Lemarrois hat, nach der Anzeige die mir der Major von Puttkammer gestern gemacht hat, die Arretirung solcher Personen verweigert, weil dies eine Polizeisache sei, die nicht ohne Gründe verfügt werden könne, er wird also, wenn Sie ihm die vorstehenden Gründe mittheilen, hoffentlich die Arretirung nicht weiter verweigern. —

Was die zweite Klasse betrifft, so sind diese geborne Unterthanen der preufsischen Regierung, ohne Einwilligung derselben zur Auswanderung so wenig berechtigt als Franzosen aus Frankreich ohne Genehmigung der dortigen Regierung auswandern dürfen, und der Staat ist befugt, wenn sie der Entweichung verdächtig sind, sie arretiren zu lassen. — Aus diesen Gründen richten Sie eine gleiche Aufforderung an den Gouverneur wie wegen der ersten Klasse. — Was endlich die Preufsen von Geburt, welche in französische Dienste getreten sind, betrifft, so können selbige wohl nicht verhindert werden, mit der französischen Garnison abzumarschiren, ich kann sie aber nur alsdann als in französischen Diensten befindlich betrachten, wenn sie ein förmliches Patent von der vormaligen französischen Regierung vorzeigen können, nicht aber wenn sie nur von dem Gouvernement während der Blokade angestellt worden sind, denn diese letzteren sind noch keineswegs von der französischen jetzt herrschenden Regierung anerkannt worden, und ihre Anstellung hat nur den Zweck haben können, sie der Verantwortlichkeit gegen ihren rechtmäfsigen Oberherrn zu entziehen. — Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich, auch diese meine Erklärung dem Gouverneur anzuzeigen und ihn um die Zurückweisung oder Arretirung (wie ad I.) des Schulze und wer sonst noch von jenen Personen in französischen Diensten zu sein behaupten möchte, zu ersuchen, falls sie sich nicht auf vorstehende Weise als wirkliche französische Beamte legitimiren können. Sollte der Gouverneur eins oder das andere verwei-

gern, so erklären Sie ihm, daſs ich sogleich seine Verweigerung meiner, auf dem Völkerrecht und auf der zwischen befreundeten Nationen nothwendig stattfinden müssenden Billigkeit, beruhenden Anträge durch einen Courier Sr. Majestät dem Könige meinem Herrn, melden würde, damit auf diese Weise die Personen, welche er ihrer Verpflichtung gegen Se. Majestät entziehen wolle, nicht nur reclamirt würden, sondern das französische Gouvernement auch genaue Kenntniſs von seinem Verfahren erhalte, womit er das Unrecht in Schutz nehme, und den eingetretenen freundschaftlichen Verhältnissen geradezu entgegen handle. Ferner mache ich Sie auf die Unordnungen aufmerksam, welche bei Ueberlieferung der Vorräthe in Magdeburg, und Absonderung der von den abziehenden Truppen mitzunehmenden Gegenstände, dort vorfallen sollen. Die Commissarien Schober und Girard haben Ew. Hochwohlgeboren am 12ten d. ein dahin abzweckendes Schreiben überreicht, das ich Ihnen möglichst zur Berücksichtigung empfehle und haben Sie besonders darauf zu halten, daſs nicht mehr vollständige Pferde-Bekleidungen mitgenommen werden, als dort wirkliche Berittene oder unberittene Cavalleristen sind. — Schlieſslich ersuche ich Sie dem Gouverneur anzuzeigen, daſs der Ausmarsch der Garnison, und die zu deren Nachtquartiersbereitung nothig werdende Räumung mehrerer Dörfer, mich zwinge statt deren die Dörfer in dem neutralen Rayon auf dem linken Elbufer zu besetzen.

Talleyrand.

f.

An denselben.

H. Q. Handisburg, d. 20sten May 1811.

Es befremdet mich ungemein, dafs die französischen Behörden in Magdeburg sich weigern, diejenigen Personen, welche Sie ihnen auf meinen Befehl namhaft gemacht haben, auszuliefern und zurückzuweisen. Selbst der Feind pflegt dem Feinde eine Forderung solcher Art nicht zu versagen, um so viel mehr konnte ich von den französischen Behörden, als von denen einer befreundeten Nation eine Berücksichtigung meiner Gründe und meines gerechten Verlangens erwarten; selbst wenn sie nicht einmal erwägen wollten, dafs der Schutz, den sie jenen Personen gegen ihren rechtmäfsigen Oberherrn leihen, denselben nicht helfen könne, da der preussische Staat an den französischen Gefangenen, die er besitzt, eine hinreichende Sicherheit für die Wiederauslieferung jener hat, und an denen er die nöthigen Repressalien ausüben kann. Ich habe bei den von Ew. Hochwohlgeboren angezeigten Umständen die nöthigen Maasregeln wegen Reklamation der Entweichenden getroffen, deren Schicksal ihre Entweichung nur verschlimmern kann, Sie ersuche ich aber, mir Ihre Correspondenz mit den Generalen Valazé und Lemarrois, die Sie über diesen Gegenstand, insbesondere in Bezug auf mein Schreiben vom 18ten d. geführt haben, mir schleunigst einzusenden, da ich deren zu meinem höhern Orts zu erstattenden Bericht benöthigt bin. Sehr unangenehm ist es mir gewesen, da ich nicht doppelseitig zu handeln ge-

wohnt bin, dass wider meinen Willen, einige Polizei-Gensd'armen heute Morgen den Versuch gemacht haben, den p Schulze aufzuheben. Ew. Hochwohlgeboren empfehle ich nochmals die Verhandlung mit dem Gouverneur, General Grafen Lemarrois, wegen der in Barleben verübten Schändlichkeiten. Stellen Sie demselben zugleich vor, dass sich die aus Magdeburg abziehenden Kolonnen jetzt wieder ähnliche empörende Mifshandlungen gegen die Einwohner erlauben, wie während des feindlichen Verhältnisses, und ersuchen Sie ihn, dagegen die gemessensten Befehle zu erlassen, weil ich mich zum Schutz der Einwohner verpflichtet sehe.

Tauentzien.

8.

An denselben.

H. Q. Hundisburg, d. 21sten May 1814.

Ich habe um die Ordnung aufrecht zu erhalten dahin verfügt, dass der Commandant General-Major von Horn, der Obristlieutnant von Streit als Vice-Commandant, der Polizei-Direktor Struensee und der Major der Gensd'armerie von Götzen sich Morgen Nachmittag in die Festung begeben sollen, um nach dem Abmarsche der französischen Garnison sogleich in Uebereinkunft mit Ew. Hochwohlgeboren die nöthigen Maasregeln nach den verschiedenen Dienstbranchen zu treffen. In Folge dessen ist der General-Lieutnant von Wobeser angewiesen die benöthigten Truppen zur Garnison auf Ansuchen des Gene-

ral-Majors von Horn sogleich zu überweisen und derselbe wird nach Rücksprache mit Ew. Hohlwohlgeboren hierauf das Erforderliche veranlassen können. Uebrigens habe ich mich aus der Antwort des General Valazé überzeugt, dafs alle Vorsicht zur Sicherstellung der Magazine nothwendig ist und ich beauftrage Ew. Hochwohlgeboren, die zweckdienlichsten Maasregeln zur Verhütung eines Unglücks zu ergreifen, selbst wenn sie mit einigen Ausgaben verknüpft sein sollten.

Tauentzien.

Graf Bülow von Dennewitz

und

Graf Tauentzien von Wittenberg,

in Bezug auf die Denkschrift: Graf Tauentzien und das 3te Armee-Korps (siehe den 1sten Theil dieses Werks

Herr von Bardeleben an den Herausgeber.

Rinau bei Königsberg i. Pr. d. 20sten März 1839

Ew. Wohlgeboren

haben in Ihrem Werke „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur Theil I." einen anonymen Aufsatz, den Königl. Preufs. kommandirenden General Graf Tauentzien von Wittenberg und das 3te Armee-Korps in den Jahren 1813 und 1814 aufgenommen, in welchem unter andern auch theilweise Relationen über die Schlachten von Grofs Beeren und Dennewitz enthalten sind, Seite 42 aber einer Correspondenz Erwähnung geschieht, die zwischen jenem General und dem General Grafen Bülow von Dennewitz, wegen des diesem Letztern

durch des Königs Majestät verliehenen Namens „von Dennewitz" statt gefunden hat, auf den der General Graf von Tauentzien nach Angabe des Verfassers des in Rede stehenden Aufsatzes gerechtere Ansprüche zu haben glaubte.

Die in dem erwähnten Aufsatze enthaltenen irrthümlichen Angaben, die Schlachten von Grofs Beeren und Dennewitz betreffend, hier zu berichtigen, halte ich für überflüssig, da ihre Widerlegung sich in allen unpartheiischen und classischen Werken über die Kriegs-Geschichte jener Zeit vorfindet.

Die Ungenauigkeit aber, mit der die den General Grafen Bülow von Dennewitz persönlich betreffende Correspondenz-Angelegenheit über den Namen „von Dennewitz" Seite 42 mitgetheilt ist, und wodurch bei Solchen, denen die Thatsachen und Personen nicht hinreichend bekannt sind, nachtheilige Zweifel über die Art entstehen könnten, in welchen der General Graf Bülow jener Anforderung des Generals Grafen von Tauentzien

„schriftlich zu erklären, dafs das 4te Armee-Korps wenigstens eben so viel zum Siege bei Dennewitz beigetragen habe, als das 3te"

begegnet ist, legt es mir, dem Schwiegersohne des verewigten Generals Grafen Bülow von Dennewitz, als eine heilige, dem ruhmwürdigen Andenken dieses in jeder Beziehung ausgezeichneten Mannes schuldige Pflicht auf, das Sachverhältnifs der Wahrheit gemäfs mitzutheilen, wozu die mir vorliegende Original-Correspondenz der genannten beiden Generale genügend die Mittel gewährt.

Die oben genannten Original-Papiere aber beweisen unwiderleglich folgendes:

Der General Graf Bülow von Dennewitz hat die von ihm geforderte oben erwähnte Erklärung nicht allein nicht abgegeben, sondern gegentheils in seiner Erwiederung die Ueberzeugung ausgesprochen, dafs die Hauptsache, die ganze eigentliche Schlacht von Dennewitz, das 3te Armee-Korps und der von ihm zu dieser Schlacht entworfene und ausgeführte Plan entschieden haben: dafs also, nachdem des Königs Majestät aus Allerhöchster Gnade und ohne dafs er sich um diese so wenig, wie um irgend eine andere Auszeichnung beworben, ihm den Beinamen „von Dennewitz" verliehen, er denselben auch mit dem Bewufstsein, seiner nicht unwürdig zu sein, trage.

In der Erwiederung an den General Grafen von Tauentzien beweiset der General Graf Bülow von Dennewitz dieses thatsächlich indem er dem General Grafen von Tauentzien im Allgemeinen folgende Umstände in Erinnerung bringt:

1) habe er (Bülow) zu seiner verdeckten Aufstellung am 3ten September bei Kurzlippsdorf, so wie zu seinem Vorrücken und Angriff am 6ten September gegen Jüterbogk weder von dem Kronprinzen von Schweden den Befehl, noch von dem General Grafen von Tauentzien die mindeste Aufforderung erhalten;

2) habe die Leitung der Schlacht am 6ten September sein Werk sein müssen, da er die meisten, etwa dreimal so viel Streitkräfte wie der General Graf Tauentzien, beisammen hatte;

3) habe der General Graf Tauentzien den Ge-

neral Grafen von Bülow in dem Augenblicke, als dieser die zweite Attaque seines linken Flügels gegen des Feindes vortheilhafte Position auf der dominirenden Höhe zwischen Nieder-Gehrsdorf und Jüterbogk persönlich führte und den Feind von dort vertrieb, durch einen Adjutanten fragen lassen,

„wie und auf welche Weise er mit seinem Korps am besten mitwirken könne,"

worauf der General Graf Tauentzien ersucht wurde, sich an die linke Flügel-Brigade unter dem General von Thümen anzuschliefsen, zu welchem Behufe auch das 1ste Leib-Husaren-Regiment sogleich abgeschickt wurde, um diese Verbindung zu bewerkstelligen;

4) gehe hieraus zugleich hervor, dafs das 3te Armee-Korps den Feind auf seiner ganzen Fronte beschäftigt habe. Aufserdem beweise die Richtung seines Rückzuges auch, dafs er nur dem Angriffe des 3ten Armee-Korps gewichen sei.

Wenn der General Graf Bülow hiernach die von ihm geforderte Erklärung, „das 4te Armee-Korps habe wenigstens eben so viel zum Siege bei Dennewitz beigetragen, als das von ihm befehligte 3te," entschieden verweigert und zugleich die Ueberzeugung ausspricht, dafs er den ihm aus Königlicher Gnade verliehenen Beinamen „von Dennewitz" mit Recht trage, so erkennt er in jener Correspondenz doch gleichzeitig die grofsen Verdienste des Generals Grafen von Tauentzien, so wie die ausgezeichnete Tapferkeit, mit der sich das von ihm geführte 4te Armee-Korps bei Dennewitz, wie bei jeder andern Gelegenheit, geschlagen hat, vollkommen und ehrend an.

Diese letztere Anerkennung endlich war es, mit welcher der General Graf Tauentzien sich zufrieden gestellt erklärte und in Folge deren jene Angelegenheit — nach Wunsch (wie in der von Ew. Wohlgeboren mitgetheilten Relation Seite 42 angeführt worden) abgemacht ward.

Endlich mufs ich noch die irrthümliche Angabe in jenem *Memoire*, dafs der Major von Rottenburg sich nach Freyenwalde zum General von Bülow begeben habe, um ihm das Schreiben etc. zu übergeben, dahin berichtigen, dafs der General Graf Bülow, der sich in Freyenwalde im Bade befand, nachdem er jenes Schreiben, welches in Berlin in seiner bereits verlassenen Wohnung abgegeben war, durch einen seiner eigenen Adjutanten per Estafette nachgeschickt erhalten hatte, sogleich nach Berlin zurückkehrte, wo sodann diese Angelegenheit, wie erwähnt, schriftlich beendigt wurde.

Ew. Wohlgeboren ersuche ich ergebenst, dieses Schreiben in dem nächsten Theile, oder wenn kein solcher mehr erfolgen sollte, in der nächsten Auflage Ihres Werkes mit aufzunehmen.

Mit vollkommener Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

von Bardeleben.

Berlin, gedruckt bei Petsch.

Von den

Denkschriften und Briefen

erschien im vorigen Jahre

Bd. I. u. II.

gr. 8. geh. à 1½ Thlr.

Inhalt des I. Bandes: General Graf Tauentzien von Wittenberg und das 4te Armee-Corps in den Jahren 1813 und 1814. Denkschrift eines Augenzeugen. — Bericht des französischen Kriegs-Ministers Herzogs von Feltre an Napoleon. Februar 1814. Bisher ungedruckte Briefe und Poesien von E. M. Arndt, Fürst Blücher, Graf von Gneisenau, G. F. Grotefend, J. G. Hamann, Fürst Hardenberg, J. Kant, Freiherr v. Knigge, Freifrau v. Krüdener, Sophie v. Laroche, Fürst v. Ligne, F. K. v. Moser, J. v. Müller, Piatoli, Graf Potocki, K. W. Ramler, L. Robert, Henriette Händel-Schütz, Zacharias Werner, Joh. Winckelmann, Fr. Aug. Wolf, J. H. Zschokke.

Inhalt des II. Bandes: Briefe von J. J. Engel, H. Gentelli, Fr. v. Gentz, S. Hahnemann, Ph. Hackert, J. Fürst v. Hohenzollern, Fr. L. Jahn, J. H. Jung Stilling, Karl XIV. König von Schweden, A. G. Kästner, K. W. Kolbe, Papst Leo XII., M. Mendelssohn, A. v. Müller, F. V. Reinhard, L. Robert, Graf G. v. Schlabrendorf, Fr. E. D. Schleiermacher, Chr. M. Wieland, Fr. Aug. Wolf, Pius Alex. Wolff, J. H. D. Zschokke.

Denkschriften, Briefe, Depeschen und diplomatische Noten aus der französischen Revolution von 1792 bis 1799, Ange Elis. Louis Ant. Bonnier d'Alco, Boulland, Calon, André Dumont, Floréal Guiot, Labadie, J. S. Lacombe St. Michel, Napoléon Bonaparte, Rivaud, Philippe Rühl, Sotin.

In demselben Verlage erscheint so eben:

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Astralion.

Eine Arabeske.

8. sauber geh.

Diese überaus ansprechende poetische Gabe der beliebten Dichterin dürfte, bei sehr eleganter Ausstattung, zu einem Geschenk für Damen besonders geeignet sein.

Goethe's

Juristische Abhandlung

über

die rechtlichen Verhältnisse

der gemeinsamen Freunde der Frauen

das ist

der Flöhe:

in seltene theoretisch-practische Fragen gebracht,

mit

mannichfaltigen Rechtssprüchen verschiedener Gerichtshöfe, unter Beifügung der Zweifels- und Entscheidungsgründe, vervollständigt, durch die schlagendsten Aussprüche der berühmtesten Fakultäten bewiesen und nach rechtlichen und moralischen Grundsätzen an das Licht gestellt.

Für

alle Rechtslehrer, Richter, Sachwalter und sonstige Rechtsbeflissene auf Hochschulen und in der Weiberstube von grossem Nutzen und unentbehrlich.

Frankfurt 1768.

Lateinisch und Deutsch, sauber geheftet ; Thlr.

Diese höchst interessante Abhandlung voll Laune und Ironie, im rechten Studenten-Uebermuth von Goethe (lateinisch) geschrieben, ist fast gar nicht bekannt geworden und wird bei Juristen und Nicht-Juristen ungewöhnliches Aufsehen erregen.

Koeppe
Zur Lehre vom Besitz.
Eine Abhandlung.

gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Bei dem lebhaften Interesse, welches der seit dem Erscheinen der Gans'schen „Duplik" neu angeregte Streit über den Begriff und die Natur des Besitzes, in allen Kreisen der juristischen Welt, ja selbst über diese hinaus, gefunden hat, wird obige Abhandlung, welche noch einmal die ganze Macht der speculativen Anschauung der Sache entwickelt, und mit ebenso viel Einsicht, als Ruhe und Leidenschaftlosigkeit geschrieben ist, nicht verfehlen, die ganze Theilnahme des Publicums auf sich zu ziehen.

Im Herbste wird erscheinen:

Italia.

Mit Beiträgen von *Berthold*, *Gaudy*, *Gräfin Hahn-Hahn*, *Lüdemann*, *Rumohr*, *H. Schulz*, *Wille* u. A.

Herausgegeben von

Alfred Reumont.

2r Jahrgang.

8. elegant cart. Mit einem Titelkupfer. 2 Thlr.

Auf die Mannigfaltigkeit des Inhalts ist besondere Sorgfalt verwendet worden. Für den inneren Gehalt der Beiträge bürgen so bewährte Namen. Das Werk darf sich ohne Anmaßung dem Besten, was im Gebiete der schönen Litteratur und Kunst erscheint, an die Seite stellen.

Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik

der

Welt und Litteratur.

Viertes Band.

Mit vollständigem Namenregister über Band I—IV.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1850

Inhalt.

a. Briefe.

Seite

A'Court, William (Lord Heytesbury). Fortsetzung s. Band III S. 113. 15

Ancillon, Friedrich 15

Beyme, C. Fr. von 23

Cousin, Victor 183

Crelinger, Auguste 206

Dubois, P. F. 8

Forster, Joh. Reinh. 176

Gentz, Fr. von 32

Göthe und Spontini 156

Göthe, Joh. Wolfg. 163

Hegel, G. W. Fr. 142

Humboldt, Wilhelm von 42

Ludwig, Grofsherzog von Baden 3

Nostitz, Karl von 81

Récamier, Juliette 136

Schlegel, Dorothea von (geb. Mendelssohn) . . . 103

Seydelmann, Carl 193

Spontini, Gaspare 156

Stanislaus Augustus Poniatowsky 145

b. Denkschriften.

Seite

Graf von Haugwitz's Denkschrift über Freimaurerei u. s. w. 211

Die Familie von Rapin-Thoyras und Mauvers, dargestellt aus Briefen Königs Heinrich IV., Heinrich von Bourbon-Condé, Herzog von Mayenne, Coligny u. s. w. 220

Jeremias Bentham. On the Anti-Codification, alias the Historical School of Jurisprudence 246

Ueber die Antikodifiristen, alias die Historische Schule der Jurisprudenz 254

Napoleon Bonaparte. Eine Kriegsscene aus der Consulat-Zeit. Bericht an Jean Bon St. André . . . 263

Druckfehler.

S. 81. 82. 89. 102. wird gebeten, statt Nostix. stets Nostitz zu lesen

Briefe.

Die mit einem + bezeichneten Briefe gehören nicht der Sammlung des Herausgebers an.

Ludwig, Grossherzog von Baden.

Der Brief, welcher hier von Ludwig, Grofsherzog von Baden mitgetheilt werden kann, ist wohl als wichtig zu bezeichnen, weil er in die Gemüths- und Gefühlsweise dieses Fürsten einen erfreulichen Blick thun läfst. Seit seinem Tode (1830) sind Jahre verflossen, und das Urtheil über ihn und seine Regierung wird sich milder und gerechter gestaltet haben, als es zu seinen Lebzeiten und gleich nach seinem Tode überall laut wurde. Um so erfreulicher war mir daher die Mittheilung dieses interessanten Dokuments, welche mit folgenden Zeilen begleitet war: „Von dem Verleger der Denkschriften u. s. w. unterrichtet, dafs Sie an der Fortsetzung derselben arbeiten, finde ich mich veranlafst, Ihnen eine diplomatisch genaue Abschrift eines Briefes mitzutheilen, die ich durch Wohlwollen und Genehmigung des Empfängers besitze, mit dem Ersuchen: diesen Brief unter die Zahl derjenigen aufzunehmen, die Sie in der nächsten Fortsetzung besagter „Denkschriften" veröffentlichen werden."

„Dieser Brief ist von des hochseligen Grofsherzogs Ludwig von Baden Königl. Hoheit an den

als diesseitiger Kriegsminister verstorbenen General-Lieutenant v. Witzleben gerichtet, der zur Zeit des Empfanges noch vortragender General-Adjutant Sr. Majestät war. Wie sehr zur Ehre dieser Brief dem verstorbenen v. Witzleben gereicht und gleichzeitig dazu geeignet ist, über die mannigfache Wirksamkeit desselben auch aufser den Grenzen seines Amtsverhältnisses Aufschlufs zu geben: eben so sehr nimmt derselbe das höchste Lob, ja! ich möchte wohl sagen, wahrhafte Verehrung für seinen erlauchten Verfasser in Anspruch. Wenn ein Regent, dem mancherlei Wege durch seine hohe Stellung geboten sind, Personen sich zu verpflichten und deren Dienstleistungen anzuerkennen, mit Beseitigung jeglicher Convenienz, in so edler, zum Herzen dringender Sprache das Innerste seines tiefbewegten Gemüths aufschliefst, der kann, in Wahrheit! eben so wenig ein gewöhnlicher Charakter sein, als derjenige es gewesen sein mufs, der ihm solche Sprache zu entringen im Stande war."

„Dafs v. Witzleben ein wahrhaft grofsartiger, durch und durch edler Charakter war, begabt mit einer seltenen Verstandesschärfe, mit einem die Herzen leicht gewinnenden, offenen, gemüthlichen Wesen und einer fliefsenden populären Sprache; dies werden nur solche nicht anerkennen wollen, gegen deren Egoismus, Intrigue oder Ringen nach verderblichem Einflufs, oder solche, gegen deren ultraistische politische Ansichten er bei der Ausführung der Befehle und Absichten seines Königlichen Herrn in die Schranken zu treten genöthigt war, und was er

stets mit unbeugsamer Festigkeit that, es mochte Hohe oder Niedere betreffen. Sein ihm bis zum letzten Lebensmoment mit wahrhafter Huld zugethaner König, hat aber alle diese Eigenschaften erkannt. Dafür spricht die Verwendung v. Witzleben's nicht nur bei Fragen fast jegliche Staatsverwaltungs-Branchen betreffend, sondern auch bei solchen, die die innersten Angelegenheiten des Königl. Hauses herbeiführten. Und somit gehört er der Geschichte an, die, wenn sie dereinst in ihren Blättern die glorreichen Regierungshandlungen Friedrich Wilhelm's III. verzeichnen, auch nicht umhin können wird, seiner treuen Gehülfen zu erwähnen; und nicht als der geringsten einen, vielmehr als einen der wesentlichsten Förderer der grofsartigen Entwickelung des Vaterlandes, wird sie dann Job von Witzleben nennen, der auch darin zu den seltenen Erscheinungen gehörte, dafs er in treuester, unermüdlichster, sowohl alle körperlichen als geistigen Kräfte über-spannender Thätigkeit, den Tod zu finden sich glücklich pries."

---

†

An den General-Lieutenant von Witzleben in Berlin.

Carlsruhe, den 31sten December 1827.

Mein lieber Herr General! Ich kann das Jahr, in dessen Verlauf mir so schmerzliche Erfahrungen bereitet gewesen, mit erleichtertem Herzen scheiden sehen, und in das neue eine frohe Gewifsheit hinsichtlich der politischen Existenz Meines Hauses und

Landes hinüber bringen. Mit Beruhigung blicke Ich jetzt auf die Vergangenheit und in die Zukunft; Mir steht ein Gefühl zur Seite, in dem Ich das höhere Walten der Vorsehung dankerfüllt verehre. Als Ich vor 40 Jahren die angeborne Heimath verliefs und eine neue gefunden, da hatte ich keinen andern Gedanken, als Mir dort, im aufrichtig treuen Bestreben, Meiner Neigung und Gesinnung zu Folge, eine bleibende Stätte zu begründen. Ich fand glückliche Tage und aus der früh erlangten Selbstständigkeit später den nöthigen Muth, um die schweren, über mich verhängten Schicksale gelassen zu ertragen. Nach so ungewöhnlichen Fügungen zur Stelle Meines theuern Vaters berufen, sehe Ich nun in freudiger Rührung, wie eben aus jener ersten unvergefslichen Lebens-Epoche Mir ein köstliches Gut, die freundschaftsvolle Theilnahme Sr. Majestät des Königs gefolgt und der bleibende Schutz Meines Hauses geworden ist. Mir bereitet sich das unaussprechliche Gefühl, die Liebe und den Segen meines Vaters, die mich auf allen Wegen begleiten, durch treue Sorge für das Wohl meiner Brüder vergelten und so seinen innigsten Wunsch für sie und Mein Vaterland erfüllen zu können. Ich erkenne darin die Aufgabe Meines Lebens, die Erklärung meiner Schicksale und die Lösung meines Berufs; und eben so innig fühle Ich, dafs ohne die grofsmüthige Freundeshülfe Ich solcher Beruhigungen nicht theilhaftig wäre. Es thut Mir wohl, mit diesem Bekenntnifs ein segenvolles Jahr zu beschliefsen. Gewohnt, Ihnen Meine Empfindungen zu ver-

trauen, möchte ich gern ein bleibendes Zeichen an einen Augenblick knüpfen, wo so ernste Betrachtungen an Mir vorüber gehen. Ich sende es Ihnen in der Anlage; es ist der Orden Meines Hauses, dessen Namen die edelste Eigenschaft, die Sie so ganz besitzen, die Treue, ausspricht. Der Inhalt Meines Briefes wird Sie belehren, daſs es keine Gabe der Weltklugheit und der Convenienz sein soll. Ich wünsche nicht, daſs es also betrachtet werde. Meine Absicht ist, ein persönliches Gefühl zu bethätigen, und an dem treuen Diener des von uns gleich verehrten und geliebten Monarchen Meine eigene, unwandelbare Gesinnung zu offenbaren. Beurtheilen Sie es aus dieser Beziehung und mit der Ueberzeugung, daſs ich der bezeichneten Momente stets und immer eingedenk bleibe. Wenn ich noch meinen Dank für alle Ihre Bemühungen und insbesondere für Ihr Schreiben vom 29sten October beifüge, so geschieht es nur, damit ich keine werthvolle Wahrnehmung mit Stillschweigen übergehe.

Noch hatte ich, Sr. Majestät Meine ehrerbietigen Wünsche zum neuen Jahr darbringen zu wollen. Ich rufe morgen eine 40jährige Erinnerung zurück, worin die Belege für Meine steten Huldigungen enthalten sind. Empfangen Sie, lieber Herr General, zugleich die herzliche Versicherung der vorzüglichen Achtung und Werthschätzung, womit ich stets bin und bleibe

Ihr ergebener

Ludwig.

P. F. Dubois.

Der Wunsch, den Zustand des öffentlichen Unterrichts, und besonders der Universitäten und Gymnasien, in Deutschland näher kennen zu lernen, hatte den Staatsrath, General-Inspektor der Universität und Deputirten der niederen Loire, P. F. Dubois aus Paris, im Sommer des Jahres 1838 auch nach Berlin geführt. Durch den französischen Staatsrath und Pair, Herrn Victor Cousin, war er unserem Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Joh. Schulze empfohlen, welcher sich verpflichtet hielt, ihm zur Erreichung des Zwecks seiner Reise förderlich zu sein. Die ungewöhnliche Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher Herr Dubois sich eine gründliche Einsicht von den hiesigen Lehranstalten zu verschaffen suchte und in das Detail ihrer Einrichtungen einging, die Gediegenheit seines Urtheils über Gegenstände des öffentlichen Unterrichts und die Strenge und Wahrheit seines Charakters konnten nicht verfehlen, zwischen ihm und dem Herrn Schulze ein näheres Verhältnifs einzuleiten. Dubois verweilte mehrere Wochen in Berlin, und pflegte mit freimüthiger Offenheit

die von ihm in den hiesigen Lehranstalten gemachten Beobachtungen und Erfahrungen Herrn Schulze mitzutheilen. So bildete sich zwischen beiden Männern ein gegenseitiger Austausch ihrer Ansichten über die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts und über die Pflichten derer, welchen auf diesem Gebiete zu wirken vergönnt ist. In dem Maafse, als Herr Dubois sich mit den diesseitigen Zuständen vertraut machte, wuchs auch seine Achtung vor denselben, und hiervon dürfte das unter c. mitgetheilte Schreiben ein eben so unzweideutiges als erfreuliches Zeugnifs geben. Noch sei hier bemerkt, dafs unter Herrn Dubois Leitung das Journal, der Globe, gebildet wurde, dessen mächtiger Einfluss auf Frankreich allgemein bekannt ist. Unter a. sei hier noch ein Brief an den verstorbenen Professor Gans mitgetheilt, welcher aus der glänzenden Zeit der Wirksamkeit des Herrn Dubois beim Globe (1828) stammt, und woraus man ersehen kann, wie schon damals der ausgezeichnete Mann bemüht war, deutsche Gelehrsamkeit und deutschen Geist nach Frankreich zu verpflanzen. Der Brief b., gleichfalls an Gans, diene zum Beweise, wie Herr Dubois Lieblingswünsche aufzugeben wufste, wenn sie seinen begonnenen wissenschaftlichen Forschungen in Deutschland hinderlich werden konnten.

a.

Monsieur Gans, Professeur de droit.
Berlin.

Le Globe, recueil philosophique et littéraire.
Hôtel de Lièvres, Rue Neuve-Ventadour.

Paris, le 25. Juin 1828.

Mon cher Monsieur,

Depuis le moment où vous avez quitté Paris, je vous ai constamment addressé le Globe, et j'attends toujours que vous nous fassiez expédier par Mr. de Cotta, votre journal de la société critique, dont, si je ne me trompe, vous êtes l'éditeur. Plusque jamais il importe à la science et à nos deux pays que la communication soit fréquente et rapide entre toutes les études et tous les savans; la France aujourd'hui compte beaucoup de jeunes gens qui comprennent votre langue; la bibliothèque que j'ai formé au Globe, y rassemble toute cette jeune élite: il nous devient donc absolument indispensable d'avoir votre recueil. J'espère, Monsieur, qu'en retour du nôtre que vous recevez, on nous enverra toute la collection depuis 1827 — il parait, je crois, quotidiennement, mais pour éviter les pertes de N^os^, il serait mieux de nous l'adresser par mois ou par quinzaine. Y-aurait-il aussi de l'indiscrétion à vous prier de m'écrire de tems en tems quelques lignes sur les ouvrages les plus marquans qui paraissent, soit en droit, théologie et histoire ecclésiastique, philologie et littérature, afinque je puisse les faire venir. Si vous connaissez aussi des au-

teurs ou libraires qui pensent que des annonces ou articles au Globe puissent être utiles à leurs publications, seriez-vous assez bon, pour les avertir qu'en me les adressant, je m'empresserai d'en donner avis à nos lecteurs qui sont maintenant fort nombreux, et vont se multiplier encore, lorsque nous allons user de la liberté de traiter des questions politiques, que nous accorde la nouvelle loi. En mon particulier, Monsieur, je tiens vivement à connaitre tout ce qui se fait en exégèse, en histoire des religions et surtout du christianisme. J'espère même lorsque je vais être plus familier avec votre langue, faire un voyage exprès dans toutes vos universités. J'aurai grand plaisir à vous retrouver à Berlin: nous suivons ici vos travaux avec l'inquiétude d'amis et de frères: votre ouvrage sur le droit de succession a été dernièrement examiné dans la Revue Française (3e n°.); je ne sais pas ce que vous penserez de l'article, mais il est écrit par quelqu'un qui fait de vous grande estime, et qui étudie avec opiniâtreté.

Adieu, mon cher Monsieur, les affaires dont je suis accablé, m'empêchent de causer plus longuement; mais, comme j'espère prochaine reponse, nous nous reprendrons une autre fois.

Mess. Cousin et Guigniault se rappellent à votre souvenir.

P. P. Dubois,
rédacteur en chef du Globe

b.

Ce jeudi, 9. Août 1838.

Mon cher Monsieur,

après bien des perplexités et des combats je me décide avec chagrin à vous laisser partir sans moi. A l'heure même où je trace ces lignes le regret me porterait presque à une décision contraire. Mais il faut du Stoïcisme. En cédant au désir de mon imagination et du plaisir de faire avec vous un beau voyage, je sacrifie une étude sérieuse de l'Allemagne à une vue hâtive et pressée de l'Italie; je manque l'une et l'autre à la fois.

Je me résigne donc: partez; emportez mes voeux, et, je vous en prie, mon souvenir; le vôtre me restera ici et pendant le reste de mon pèlerinage germanique; je vous suivrai où vous allez, et quand je retrouverai Mr. Visbert à Paris, j'aimerai à causer de ce voyage que je ferais, si je ne consultais que mon goût. Mais qui sait, quand je pourrai revenir en Allemagne? et l'Italie, j'y puis voyager en famille.

Ma réponse promise pour ce matin, arrive tard; c'est que vingt fois je l'ai déchiré. Enfin le sort est jeté!

De nouveau mille amitiés, et mille voeux. Nous nous verrons souvent d'ici à votre départ.

c.

Berlin, lundi 20. Août 1838.

Mon cher Monsieur Schulze,

je vous renets votre collection des règlemens de Neigebauer, et les deux volumes de Thiersch; je

garde encore Heinhart que je n'ai pu lire; je vous le remettrai demain soir.

N'oubliez pas, s'il vous plait, les lettres que vous m'avez promises pour Weymar, et si vous connaissez quelqu'un à Prague, Dresde, Vienne surtout, vous me rendrez service de me donner aussi quelque moyen d'introduction.

Enfin vous m'avez promis les nouveaux statuts des facultés; soyez assez bon pour y songer et les venir. Je pars sans faute mercredi.

Après toutes ces prières, permettez moi de vous remercier du fond du coeur pour votre bon accueil. Je vous devrai beaucoup; vos conservations m'ont été et me seront très utiles pour me faire comprendre l'ensemble de vos institutions d'enseignement, et leurs progrès ultérieurs. La Prusse depuis bien longtems déjà l'objet de mon attention sous ce rapport, comme sous bien d'autres, le sera désormais bien plus encore, et je serai bien heureux, si quelquefois au milieu de vos graves occupations, vous voulez bien me donner l'indication soit des règlemens nouveaux intervenus, soit des livres importans sur l'éducation et l'instruction. Vous avez fait cela pour Cousin; je n'ai pas les mêmes titres, ni même autorité de talent, mais j'ai même zèle, et je suis plus que lui à l'oeuvre et à la pratique à ce travail de patience et de silence que vous définissez si bien. Là une inspiration, un conseil, un exemple peuvent porter de grands fruits. Je vous interrogerai quelquefois; vous me repondrez, je l'espère; oserai-je dire que vous me préviendrez aussi quelquefois.

quand une pensée utile à propager vous viendra? Nous l'avons souvent répété dans nos conversations: Prusse et France, France et Prusse; paix et science, c'est la vie et l'avenir du continent. Travaillons donc à cette oeuvre!

Je n'ai pas insisté pour être présenté à Mr. d'Altenstein; parceque je n'aime pas les vaines cérémonies; il ne me connaissait pas; pour moi c'eût été seulement une occasion de lui présenter l'hommage de ma vénération pour ses longs, patiens et glorieux travaux. Soyez du moins mon interprète auprès de lui. Cet hommage que je rends ici dans le secret, j'aimerais à le faire entendre, selon l'occasion et avec toute la réserve du discernement, du haut de la tribune de France.

Que la Prusse, c'est mon voeu le plus cher, apprenne de plus en plus à comprendre et le roi de juillet, et ces révolutionnaires de 1830 qui n'ont dans le coeur que l'amour de la vérité et de l'humanité. A leurs succès, à leur maintien est attachée la paix de l'Europe.

J'espère que je vous reverrai encore avant mercredi. Mille amitiés, et tout à vous.

P. F. Dubois.

P. S. Si vous aviez quelque chose à me mander, cela me parviendrait sous le couvert du Ministre de l'instruction publique, ou mieux encore à l'adresse ci-dessous:

P. F. Dubois,
Inspecteur-Général de l'université, député de la Loire Inférieure,
Dominique Saint Germain No. 15.

Friedrich Ancillon.

Briefblätter von Ancillon — selbst unbedeutend scheinende — sind schon deshalb von grofsem Interesse, weil überhaupt von demselben Wenges der Art der Oeffentlichkeit übergeben werden dürfte, und gerade Briefe es doch sind, welche die Individualität der Menschen am wahrsten und treffendsten bezeichnen. Für die hiesige französische Kolonie ist der Brief a. nicht allein von Wichtigkeit, sondern er entwickelt auch des Verfassers Ansicht über das Erlernen der französischen Sprache überhaupt, und zeigt uns des ernsten Staatsmannes joviale Laune seinem Freunde gegenüber. Die Blätter b. und c. erregen ein doppeltes Interesse, indem Ancillon sich in seiner bezeichnenden Art so ausführlich lobend über Göthe, und über Blücher, — des Letztern Verdienst und Ruhm jedoch etwas dämpfend, — ausspricht.

a.

An — —

Berlin, le 1. Avril.

Je te renvoye, cher ami, ton mémoire et je te remercie de me l'avoir communiqué. Je l'ai lû avec toute l'attention que son objet mérite, et avec tout l'intérêt que m'inspire et m'inspirera toujours ce qui vient de toi. Je t'en aurais parlé si je n'avais pas craint que la conversation ne devint trop vive pour un ex-fiévreux. Je te dirai en deux mots que tu ne m'as pas convaincu. Les causes de la décadence de la langue Française et par conséquent de l'eglise, sont situées à une bien plus grande profondeur. Cette décadence devait avoir lieu, en vertu de la force des choses qui ne permet pas que des gens sans éducation lettrée parlent deux langues à la longue, l'une toute la semaine avec leurs concitoyens, leurs ouvriers, leurs domestiques, et l'autre qu'ils revêtent ou doivent revêtir comme leur habit de dimanche. Nos pères parlaient le Français parcequ'ils ne savaient ni écrire ni parler l'Allemand: aujourd'hui les réfugiés parlent et écrivent l'Allemand, et de là vient qu'ils ne savent plus le Français. Cet état de choses, résultat nécessaire des loix de la nature humaine, était préparé de loin La guerre de 1806 et l'occupation du pays par les troupes Françaises, de mauvais choix que l'église a faite depuis dix à quinze ans en fait de Pasteurs, les développemens de l'art de la predication dans l'église Allemande, ont hâté les progrès d'un mal inévitable. Il s'agit de sauver le tronc aux dépends des branches,

v. a. d. de faire agréer au Gouvernement un plan par lequel l'existence séparée de l'église réfugiée, et tous les avantages dont elle jouit, soient déclarés indépendans de la langue et dépendans seulement de l'origine. Il faut conserver la personne morale de l'église Réfugiée, en sacrifiant son idiome. Aujourd'hui qu'elle existe encore intacte, un pareil contrat ne rencontrerait peut-être pas de grandes difficultés; quand elle aura traîné encore quelques années une existence languissante et qu'elle sera à-peu-près éteinte, la chose sera beaucoup plus difficile. Les remèdes que tu proposes, sont des palliatifs insuffisans ou des remèdes qui ne peuvent manifester leur effet que dans dix ou vingt ans, mais on n'arrête pas l'action du tems, comme l'on arrête les moulins chez nous, pour nettoyer la rivière ou pour piloter. Je me réjouirai de voir s'établir à Berlin une bonne école de plus, mais cette école, en la supposant même excellente, n'empêchera pas que les enfans qui parleront quatre heures par jour le Français et le reste du tems Allemand entre eux, avec leurs parens et plus tard avec tous ceux à qui ils auront à faire, n'oublient le Français. Les grandes masses attirent et englobent les petites.

La désunion des Pasteurs sur cette question est, sans doute, un mal, mais c'est un mal naturel. Ils sont découragés par le défaut d'auditeurs, et quand l'abandon des temples est monté à un certain point, il devient tous les jours plus grand, et le zèle tombe comme les corps avec une vitesse accélerée.

Dès qu'on ne trouve plus une véritable assemblée dans les temples, on ne s'y rend plus; j'en juge par moi-même. Je puis prier, penser à la religion, m'occuper d'elle chez moi. Que vais-je chercher dans les temples? L'action bienfaisante d'une assemblée (qui professe les mêmes principes que moi) sur mon ame. Si au lieu de cette assemblée, je trouve le désert et le vuide, je suis attristé, scandalisé, et non édifié. La mort ne peut donner la vie. C'est là, soit dit en passant, ce qui m'empêche à mon grand regrèt, de me rendre dans les temples aussi souvent que mon coeur le désirerait.

Passons à d'autres objets que tu traites, cher ami, dans ta missive d'hier.

Je te conseille de prendre un autre thermomètre de tes craintes et de tes espérances que la crainte et l'humeur de Mr. — — —. Je puis t'assurer que rien n'est encore décidé. La maladie de M. de Altenstein arrête tout. Il ne parait nulle part. Ainsi tranquillise-toi. Que veux-tu que je fasse pour dissiper des inquiétudes qui ne reposent sur rien? J'ai l'assurance positive du Ministre. Dois-je lui demander l'assurance de cette assurance? Ce serait faire, comme on l'a proposé en Angleterre demander aux Catholiques de prêter le serment qu'ils tiendront leur serment. Le Forbin futur ne décidera de rien, car on le placera lui-même à la pointe de la Pyramide quand elle sera construite et achevée.

Je n'aime pas trop les bossus, car ils sont dans la règle fiers, avantageux et hargneux. Mais en faveur de Pope et de Lichtenberg qui étaient aussi

bossus, je consens à payer 12 fl. pour tout bossu, si cela peut faciliter son entrée dans la pépinière. Je crains seulement que tu ne pèches contre le Lévitique en le faisant chantre, car il n'aura pas cette robe des Pasteurs qui comme celle de la charité, cache une multitude de fautes, et comme maitre d'école il mettra la malice des petits garçons à une rude école.

Adieu, très-cher, je te serre contre mon coeur.

Aurillam.

8.

An Varnhagen von Ense.

Berlin, den 3. September 1823.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz, dem ich die Ehre hatte das von Ew. Hochwohlgeboren ihm zugedachte schöne Geschenk (Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden) zu überreichen, haben mir aufgetragen, Denselben ihren verbindlichsten Dank und zugleich den ungetheilten Beifall, den sie Ihrer eben so sinnreich ausgedachten, als glücklich ausgeführten Arbeit nicht versagen können, auszudrücken.

Indem ich mich dieses angenehmen Auftrages entledige, werden mir Ew. Hochwohlgeboren erlauben, meinen persönlichen Dank hinzuzufügen.

Nichts konnte für den Heros unserer Litteratur, aber zugleich für das deutsche Volk ehrenvoller sein, als diese Sammlung gehaltvoller Urtheile, die da beweist, dafs von seinem ersten Erscheinen

bis zum späten schönen Abend seines genialischen Lebens, der grofse Dichter sich immer gleich, und die Nation seiner würdig immer geblieben ist. Es ist herzerhebend zu sehen, dafs es eine Vortrefflichkeit giebt, die über den Neid, so wie über einen jeden Wechsel der Zeit den Sieg davon trägt, dafs das Allgemeingültige auch manchmal das Allgemeingeltende ist, und dafs der Mann, der die Vielseitigkeit, die Tiefe und die Höhe des deutschen Genius am herrlichsten repräsentirt, auch von der ganzen Nation als ihre immer sich verjüngende Ehre und ihre unsterbliche Zierde anerkannt und gepriesen werde.

Mit inniger Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebener

Amelien.

An denselben.

Berlin, den 18. Januar 1827

Dafs ich so lange, Ihnen zu danken, gezögert habe, werden Ew. Hochwohlgeboren meiner Lage und meiner Gemüthsstimmung verzeihen. Ich wollte nicht meinen Dank abstatten, bevor ich nicht das mir gemachte Geschenk näher hätte kennen lernen, und nach dem unersetzlichen Verlust, der mich schwer getroffen hat, gehet mir alles schwerer von Statten. Jetzt, da ich sie gelesen habe, danke ich

Ihnen, hochwohlgeborner Herr, in meinem eigenen Namen, und im Namen des Vaterlandes. Sie haben in dem Leben von Blücher grofse Verdienste ohne Uebertreibung, und das *suum cuique* immer vor Augen haltend, mit Wahrheit gewürdigt, mit Kunst dargestellt. Der Klippen, die Sie glücklich und gewandt vorbeigeschifft haben, gab es viele; welches um so schwieriger war, da wir der Zeit der Handlung noch so nahe stehen, und die Zeit den Mann grofs gemacht hat, noch weit mehr, als der Mann die Zeit. Durch spätere Biographieen werden Ew. Hochwohlgeboren Ihr schönes Werk ergänzen und vollenden. Glücklich, wer eine solche Epoche des frischen, poetischen, heldenmäfsigen Lebens eines Volkes vollständig zu schildern vermag, und die ganze Wahrheit den nachkommenden Geschlechtern enthüllen kann!!

Dank sei auch Ew. Hochwohlgeboren, dafs Sie unserer litterarischen Vorzeit Aufmerksamkeit geschenkt haben, und manchen Namen, den glänzendere Erscheinungen in den Augen der Preufsen verdunkelt haben, oder zu verdunkeln droheten, der unverdienten Vergessenheit entrissen, und durch Ihre historische Kunst, so wie durch Ihre scharfsinnige Kritik, die ihnen gebührende Ehre wieder gesichert haben.

Sehr gern habe ich mich der angenehmen Pflicht entledigt, Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, Ihre ihm gewidmete Schriften vorzulegen. Ausgezeichnete Werke, so wie verdiente Männer, habe ich es mir immer zur Ehre gerechnet, einführen zu

dürfen. Seine Hoheit haben sich vorgenommen, Ew. Hochwohlgeboren selbst zu danken. Ich will dem Prinzen nicht vorgreifen, allein ich kann Ihnen im Voraus versichern, dafs er Ihr Talent und Ihre Gesinnung zu würdigen weifs.

Amelien.

Carl Friedrich von Beyme.

Haben wir so eben gelesen, wie der Minister Ancillon sich über Fürst Blücher und über Varnhagens Biographie desselben äufsert, so möge jetzt als Gegen-tuck des Ministers von Beyme Urtheil über denselben Mann folgen. Aus dem Briefe können leider nur Bruchstücke mitgetheilt werden, da der gröfsere Theil desselben, Interessen einer uns noch zu nahe liegenden Zeit berührt. — Zum näheren Verständnifs dieses Briefes (a.) mufs noch angeführt werden, dafs die Stelle über den Grafen von Haugwitz in Varnhagens Leben des Fürsten Blücher S. 80 heifst: „Aus eigener Willkür säumend, brachte der preufsische Abgesandte Graf von Haugwitz erst nach dieser grofsen Entscheidung (der Schlacht bei Austerlitz) die ernstlichen Forderungen seines Hofes an den nunmehr vollkommenen Sieger, und den in kriegerischem Sinn empfangenen Auftrag wandelte seine Unterhandlung zu dem entgegengesetzten um, indem er Preufsen nachgiebig an Frankreich durch Vortheile zu knüpfen meinte, die aus einem entworfenen Ländertausche hervorgehen

sollten." Varnhagen besprach diese Stelle, und die von Beyme dazu gemachten Bemerkungen freimüthig mit dem Grafen von Haugwitz selbst, bei dessen letzter Anwesenheit in Berlin. Der Graf war durch Beymes Aeufserungen sehr geschmeichelt, und verfehlte nicht, denselben in Steglitz zu besuchen. Um aber Varnhagen noch besser zu überzeugen, gab er ihm nicht nur mündlich die ausführlichsten Erläuterungen aus der geheimen Geschichte jener Zeit, sondern auch den darauf bezüglichen Theil seiner schriftlich aufgesetzten Denkwürdigkeiten zu lesen. Nach genauer Prüfung aller Angaben konnte Varnhagen sich doch nur entschliefsen, obige Stelle dahin abzuändern, dafs sie nun lauten solle: „Aus übler Klugheit — willkürlich, wie seine Ankläger sagen, oder noch Andere vorschriftsmäfsig — in seiner Ausrichtung säumend, brachte der Preufsische Abgesandte Graf von Haugwitz, der noch vor der Schlacht im Hauptquartier Napoleons angekommen war, erst nach dieser grofsen Entscheidung die ernstlichen Forderungen seines Hofes u. s. w." Der später in demselben Briefe erwähnte Präsident Morgenbesser war als Rath der Regierung (so hiefs ehemals das, was jetzt ein Ober-Landesgericht heifst) in Königsberg in Pr. einer der ausgezeichnetsten, scharfsinnigsten, arbeitsamsten und pflichttreuesten Beamten. Seine Unabhängigkeit und seine Gewissenhaftigkeit waren gleich grofs. Er lebte sehr einsam, arbeitete fast immer, studirte in seinen Mufsestunden, besonders auch die Schriften Kants, den selber jedoch er weder besuchte, noch überhaupt

öfter sah. Er hat einen Entwurf zum republikanischen Gesetzbuch drucken lassen. Eine wunderbare Merkwürdigkeit! Noch als Rath sagte er einst im Kollegium, als der Präsident über einen Sektirer schalt, der sein Kind nicht taufen lassen, und gar nicht zum Christen erziehen wollte: „Aber, Herr Präsident, wer kann mich denn zwingen, mein Kind zum Christen zu machen." Als Friedrich Leopold Graf Stolberg, nach Petersburg reisend, durch Königsberg kam, war mit Anderen auch Morgenbesser Gast bei einem Mahle, das jenem gegeben wurde. Man sprach von den Franzosen; sie seien nicht weit genug gegangen in der Revolution, meinte Morgenbesser: Stolberg, ganz erschrocken, bemerkte, nun weiter hätten sie doch gar nicht gehen können! „O warum nicht, versetzte Morgenbesser ruhig, haben sie doch noch nicht gewagt, das Erbrecht abzuschaffen. Also schon St. Simonist vor 1796.

Als Morgenbesser vernahm, er solle Präsident werden, schrieb er an den Justiz-Minister v. Kircheisen, er sei nicht mehr fähig, dem höhern Posten vorzustehen, man möge ihn doch nur Rath bleiben lassen, denn er müsse leider bekennen, dafs er es nicht mehr vermöge, länger als zwölf Stunden täglich zu arbeiten! Kircheisen zeigte diesen Brief als ein Beispiel, das seines gleichen nicht habe. — Auf die neuere preufsische Gesetzgebung, die von Königsberg ausging, hat er grofse Einwirkung gehabt.

Der Brief b. berührt mehrfache Interessen, er findet seine Veranlassung in dem Werk von Gans: „Rückblicke auf Personen und Zustände." Gans läfst

in denselben S. 211 den grofsen englischen Rechtsreformer Bentham sagen, als er denselben im J. 1831 in London besuchte: „Pah! Wir müfsten uns in euer Land begeben, wo die Gesundheit durchgängiger Reform seit beinahe einem Jahrhundert herrschend ist, und das Volk mit seiner Regierung so zusammengewachsen erscheint, dafs keine Abweichung bemerklich wird. Was wollen alle unsere Kirchenverbesserer, unsere Zehntenaufheber gegen die Energie eures Mannes mit dem Zopfe bedeuten? Ich verstehe darunter jenen hartnäckigen, beständigen und tapfern Prediger des göttlichen Wortes, der seine Tracht des gewöhnlichen Lebens auch auf der Kanzel nicht verlassen wollte, und vor Gott erschien, wie er vor den Menschen zu erscheinen pflegte. Mit solcher Gröfse können weder Brougham, ich mufs sagen, wie er heute ist, noch Stanley, noch Grey, noch Althorp in die Schranken treten." Es ist hier wohl nicht nöthig anzuführen, dafs Bentham den Prediger Schulze auf Gielsdorf meinte, der bei uns allgemein unter dem Namen Zopfschulze bekannt ist; das Nähere über diesen merkwürdigen Mann, der seiner Zeit vorausgeeilt war, seine Leiden und Verfolgungen lese man in Preufs Geschichte Friedrich des Grofsen Bd. 3, S. 219 nach, und man wird sehen, dafs Beyme den Mann wohl zu hart in dem Briefe beurtheilt. — Schulze's Gattin, eine sehr ausgezeichnete und treffliche Frau, schrieb, als sie den Aufsatz von Gans gelesen, in einem meiner Sammlung angehörigen Briefe an den Professor Preufs: „Aeufserst

tröstend ist mir der Gedanke: dafs mein Mann, der seiner Ueberzeugung und dem, was ihm als Wahrheit einleuchtete, so grofse Opfer gebracht, jetzt noch, nachdem er schon über 12 Jahre im Grabe ruht, bei so manchem Edlen noch im guten achtungsvollen Andenken steht."

a. 4

An Varnhagen von Ense.

(Auszug.)

Steglitz, den 18. Januar 1827.

Ew. Wohlgeboren freundschaftliche Besuche jetzt schon so lange entbehren zu müssen, ist ein Verlust für mich, den ich sehr schmerzlich empfinde, und der mir das Opfer, welches ich meinem kranken Stiefsohne bringe, um dessen Willen ich in diesem Winter nicht in die Stadt gezogen bin, sehr schwer macht. Desto dankbarer aber erkenne ich Ihre freundschaftliche Mittheilung Ihrer beiden neuesten Bücher. Alle Ihre literarischen Productionen haben für mich einen grofsen Reiz, den gröfsten aber mufste das Leben unsres Blücher, von Ihnen geschildert, haben. Ich war, wie ich es noch in diesem Augenblick bin, unwohl an einem heftigen Schnupfen, als ich es empfing, das konnte mich aber nicht abhalten es sogleich zu lesen, und noch weniger vermochte ich die angefangene Lektüre auch nur einen Augenblick zu unterbrechen. Ich habe sie also an einem Tage von früh bis in

die Nacht vollendet, und heute ist es mein erstes Geschäft Ihnen zu gestehen, dafs sie meine gröfsten Erwartungen übertroffen haben. Dies Buch wird ein Volksbuch werden, wie der Held desselben ein Volksheld war, sollte es auch bei vielen Einzelnen, in Einzelheiten das Schicksal seines Helden theilen, der es auch nicht immer und nicht Allen recht machen konnte. Selbst ich kann gegen zwei Stellen insonderheit, meine Erinnerungen nicht unterdrücken. Die erste pag 80: „Aus eigner Willkür sämmend, brachte Graf von Haugwitz u. s. w." ist nach meiner genauesten Kenntnifs des damaligen Geheimnisses, eine eben so ungegründete als verbreitete Beschuldigung, gegen welche die Nachwelt einst diesem Staatsmanne Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird, dessen gröfstes, in unserer Zeit aber ganz verkanntes Verdienst darin bestand, dafs ihm die Ehre seines Königs und das Wohl seines Vaterlandes mehr galt, als der Beifall der aufgeregten Zeitgenossen.

Die zweite Stelle ist pag. 134: „Der Minister von Stein u. s. w. legte in durchgreifenden Verordnungen den Grund zu einem ganz neuen gesellschaftlichen Zustande, wie ihn schon gleich nach dem Frieden von Tilsit der Minister v. Hardenberg angerathen hatte." Diese Stelle enthält, wie Ihnen auch unser würdiger Freund v. Staegemann bezeugen kann, einen doppelten, eben so allgemein verbreiteten als ganz grundlosen Irrthum. — — — —

Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden, lange vor der Ankunft v. Steins und vor der noch späteren

Arbeit des Fürsten Hardenberg ward die Verordnung vom 9. Oktober 1807, durch die Immediat-Commission in Memel, bei der Hr. v. Klewiz den Vorsitz führte und von der Hr. v. Schön, Niebuhr und unser Staegemann Mitglieder waren, selbst ohne Theilnahme des Hrn. v. Altenstein, der dem Fürsten v. Hardenberg nach Riga gefolgt war, völlig ausgearbeitet. Sie war schon lange vor v. Steins Ankunft zur Vollziehung gekommen und letzterem nur, auf mein Anrathen die Contrasignatur und die Publikation vorbehalten, zu der er sich sogar nicht ohne alles Widerstreben bei seiner Ankunft verstanden haben soll. Ganz anderen, aufser den Genannten, gebührt die Ehre zu dieser Verordnung, die den Grund zu allen Nachfolgenden legte, mitgewirkt zu haben: nämlich den beiden Ministern v. Schrötter und dem Ober-Landesgerichts-Präsidenten Morgenbesser. Ich weifs wem ich dieses schreibe und bin überzeugt, dafs dieses meiner erneuerten Versicherung wahrhafter Hochachtung Ihr Zutrauen nicht benehmen wird.

von Beyme.

b.

An den Professor Eduard Gans in Berlin.

Steglitz, den 3 März 1836.

Ew. Wohlgeboren Aufsatz über Ihr Zusammentreffen mit Bentham hat mich in mehr als einer Hinsicht, wie Alles was von Ihrem Geiste ausgeht interessirt, besonders aber als *memento mori*, dafs es mir nicht auch wie ihm ergehen möge, wenn jetzt auch bei uns, trotz vielen unerfreulichen doch auch

manche wesentliche Reform gelingt, an die ich vor wenig Jahren fast verzweifelte, damit unzufrieden zu sein und darüber sobald zu sterben, ehe ich von der Annäherung des Todes ein Gefühl in mir erlange. Ich bin zwar immer dagegen auf meiner Hut gewesen, aber schon dafs ich es gewesen, ist Beweises genug, dafs ich alle Ursache habe, jede Erinnerung dieser Art mit Dank aufzunehmen. Dann finde ich für die unsägliche Qual, die mir das Studium der Benthamschen Werke verursacht, mich durch die Notiz beschänt, dafs Sie durch die Dumontsche Bearbeitung weit leichter zu einem dem Meinigen ziemlich ähnlichen Urtheile gelangt sind, während ich unglücklicherweise die französische Bearbeitung und die englischen Kritiker im Edinburgh-Review so ungenügend fand, dafs ich mich dadurch gedrungen fühlte an die Quelle selbst zu gehen, und viele Zeit damit zu verschwenden. Dessen ungeachtet finde ich in der Uebereinstimmung mit Ihnen eine Sicherheit, die mich tröstet. Nächstdem haben Sie Sich nicht darin geirrt, wenn Sie meinten, dafs die Erinnerung dieses berühmten Mannes an den sogenannten und famosen Zopfprediger Schulze von Interesse für mich sein würde, da ich in dem gerichtlichen Drama, wozu dieses Geistlichen Neologie Anlafs gab, selbst eine Rolle gespielt, ja bei der Instruktion der anderweiten Vertheidigungs-Instanz, wozu ich deputirt wurde, seine persönliche Bekanntschaft gemacht, und dadurch die niederschlagende Ueberzeugung erhalten habe, dafs nichts als leere Eitelkeit ihn getrieben, in der Welt Aufsehen

zu machen. Von dieser Eitelkeit waren auch die Referenten und die meisten Votanten in seiner Sache angesteckt, die nur dadurch die Mehrzahl, welche das monströse Urtheil durchsetzte, erhielten, dafs zwei Stimmen, welche für Freisprechung *sans phrase* ausfielen, ihnen zugezählt wurden. Diese zwei Stimmen gründeten sich lediglich auf die merkwürdige, auch von unserm Preufs relevirte Thatsache, dafs König Friedrich, unter dessen Regierung das Consistorium der Ankläger des Schulze geworden, die neologischen Kanzel-Vorträge und Lehren desselben, für unsträflich erkannt hatte, und er also für die Fortsetzung derselben nicht bestraft werden könne, blos weil die Regierung mit dem Consistorium die Rolle der Anklage vertauscht hatten. Darnach werden sie selbst ermessen, wie sehr ich Ihr Erstaunen darüber theile, diesen Mann in der Erinnerung eines englischen Rechts-Philosophen noch nach 50 Jahren von so bedeutendem Glanze umgeben zu finden. Vielleicht ist diese seltsame Erscheinung nur eine Wirkung der Aehnlichkeit in dem Charakter beider Männer. Man sieht aber auch daraus, wie mächtig der Reiz ist, den die Opposition gegen willkürliche Autorität verleihet. Sie werden fragen, wozu diese umständliche Abschweifung? Ich antworte mit der Bitte, sie mit dem lebhaften Antriebe zu entschuldigen, den ich fühle Ihnen meinen herzlichen Dank für die Freundlichkeit zu beweisen, mit der Sie meiner Zurückgezogenheit so gütig gedenken. Hochachtungsvoll Ihr ganz ergebenster

von Beyme.

Friedrich von Gentz.

Die hier folgenden Briefe von Gentz wird gewifs jeder Unbefangene vortrefflich finden; immer das gleiche Feuer, die gleiche innere Bewegung, die sich nicht anders äufsern kann, als in Beredtsamkeit. Zum näheren Verständnifs des Briefes a. sei hier noch angeführt, dafs Gentz sich im Verfasser des Artikels über A. Müllers Vorlesungen geirrt hat, und Merkel den Abdruck des Aufsatzes von Gentz, von dem dessen Brief spricht, verweigerte, in No. 50, 11. März 1806, des Freimüthigen bemerkend: „Man hat mir eine Berichtigung einer Anmerkung über Müllers Vorlesungen in No. 36 des Freimüthigen zugeschickt. Ich glaube in dieser Berichtigung den Stil eines unserer berühmten Schriftsteller zu entdecken; doch da sie sehr bitter mit einem Andern über etwas zankt, das ich schrieb, kann ich sie hier nicht einrücken." Ob der Aufsatz von Gentz nun noch in irgend einem anderen Journal abgedruckt worden ist, weifs ich nicht.

8. †

An Gustav von Brinckmann in Berlin.

Dresden, den 1. März 1806.

In einem der letzten Blätter des Freimüthigen stand ein Artikel über die A. Müllerschen Vorlesungen, den ich, wenn diese Vorlesungen schon bekannter wären, da er einfältig und plump ist, gewifs mit Stillschweigen übergehen würde, den ich aber jetzt nothwendig releviren mufs, weil es erst darauf ankommt, das Urteil des Publikums zu fixiren. In dieser Absicht habe ich beiliegenden Brief geschrieben. Sie, mein theurer Freund, haben sich schon verschiedentlich über diese Vorlesungen mit solcher Wärme gegen mich erklärt, dafs ich kein Bedenken trage, Ihnen die Sache, worauf es hier ankömmt, ans Herz zu legen. Ich kenne Ihre Verhältnisse mit Merkel nicht; ich weifs also auch nicht, ob es Ihnen conveniren kann, Ihrer Seits ein Paar Worte über jenen feindseligen Artikel (worin auch ich, und zwar *de haut en blanc*, angegriffen bin), als Einleitung oder Zusatz zu meinem Briefe hinzuwerfen. In jedem Falle aber erbitte ich es mir zur Freundschaft, dafs Sie auf unverstümmelte Einrückung meines Briefes in den Freimüthigen dringen. Sie können Merkel sagen, dafs ich der Verfasser des Briefes bin; meinen Namen will ich aber nicht darunter setzen lassen, es sei denn, dafs Sie es der Mühe werth fänden, etwas dabei zu schreiben, und dies unter Ihrem Namen thäten; alsdann ist der meinige durch die Nachbarschaft und Gemeinschaft zu sehr

gehört, als dafs ich ihn weglassen sollte. Der Artikel, wider welchen ich schrieb, ist von unsrem „biedern und wackern" X. Er leugnet es zwar aus Leibeskräften, kriecht zu Kreuze, schreibt mir die de- und wehmüthigsten Briefe, und erdrosselt mich mit Zärtlichkeiten. Ich weifs es aber, und alle Farçen sind umsonst. Es ist die Eifersucht gegen Müller, der gleich durch seine ersten Stunden sein (des X.) armseliges Collegium zu Boden schlug, und den er besonders nicht verzeiht, dafs ich ihm die auswärtigen Gesandten, die Fremden, und einige vornehme Leute anwerbe. Der Mensch ist so klein, dafs es wirklich nicht möglich ist, sich über ihn zu ärgern; und ich leugne Ihnen nicht, dafs er unter meine gröfsten Belustigungen gehört, und ich ihn um vieles nicht entbehren wollte. Dabei ist er auch so knechtisch-dienstfertig, und so voll Furcht und Ehrfurcht vor denen, die er, wie mich, für seine Obern hält, dafs ich ihm gar nicht eigentlich gram werden kann. Uebrigens hat er den Brief nicht mit eigener Hand geschrieben, sondern durch den Hofmeister seiner Kinder, der einen gewissen Schmid herausgiebt, schreiben lassen. Sagen Sie also weiter nichts davon; ich wollte nur, dafs Sie es wissen sollten.

Ich hoffe, dafs in wenig Tagen eine Privat-Gelegenheit abgehen wird, mit der ich Ihnen über andere Dinge zu schreiben gedenke. Doch rechne ich fortdauernd sehr stark auf eine Zusammenkunft. — Es geht schlecht in der Welt; doch wir wollen Gu-

tes thun, und nicht müde werden. Behalten Sie mich lieb.

Gentz.

5.

An Adam Müller in Berlin.

Teplitz, den 21. October 1810.

Sie haben grausam und schrecklich Wort gehalten, obgleich es selten einen ungerechtern Entschlufs gab, als den, welchen Sie mit so bitterer Strenge gegen mich zur Vollziehung brachten. Sie hatten durchaus keinen haltbaren Grund, um Klage über mich zu führen; das, was Sie in Ihrem letzten Briefe „unerhörte Efforts" nennen, bestand in drei Briefen (vom 5. Juny, 10. und 23. July) von denen nur Einer über eine Seite lang war; und zwischen welchen Sie wenigstens Einen Brief von mir empfangen hatten, auf welchen der Ihrige vom 10. July die Antwort war. Erinnern Sie Sich dabei an die von Ihnen unbeantworteten Volumina von Briefen, die ich Ihnen in gewissen Epochen, und zuletzt noch in den ersten Monaten des laufenden Jahres, ohne je mit Ihnen Rechnung darüber zu halten, geschrieben habe; und bsinnen Sie Sich denn, mein Freund, ob es wohl billig ist, dafs Sie mir wegen angeblicher Saumseligkeit einen förmlichen Krieg ankündigen. — Doch dies alles verzeihe ich noch ohne Schwierigkeit; was mich aber in Ihrem letzten Briefe wahrhaft und ernsthaft geärgert hat, ist, dafs Sie aus meinem letzten Briefe, den Sie — allerdings mit vollem Recht — einen Gründ-

lung nennen, einen bittern Vorwurf gegen mich hernehmen, da doch eben in diesem Briefe deutlich genug erklärt war, wie ich bei der fatalen Stimmung, in welcher ich mich nun einmal befand, und, leider, noch befinde, nicht die Kraft in mir fühlte, bessre Briefe zu schreiben. Führen Sie mir dagegen nicht Ihr Beispiel auf; ich bewundre Sie, mehr als ich sagen kann, dafs Sie trotz aller Widerwärtigkeiten und Drangsale, trotz des Antheils, den Sie an der allgemeinen Ermattung haben müssen, und der besondern Gründe zur Niedergeschlagenheit, die ausserdem für Sie vorhanden sind, stets mit aufrechtem Haupt und Herzen einhergehen können, und, sobald Sie nur die Feder ergreifen, in voller Rüstung, jedes Feindes spottend, ja selbst des Sieges gewifs, da stehen. Dies bewundre ich; darum verehre ich Sie inniger als je; aber ich kann mir nicht geben, was der Schöpfer mir versagte, und was er in dem Mafse, wie Sie es besitzen, nur Wenigen verlieh. Alle Schrecknisse des vorigen Jahres habe ich überstanden, und fühlte, als der Sturm vorüber war, noch einen grofsen Theil meines Selbst aus dem Schiffbruch gerettet. Dies müssen Sie unter andern aus dem Enthusiasmus geschlossen haben, mit welchem ich Ihre Elemente ergriff. Aber mein letzter Aufenthalt in Wien, von welchem Sie so gut als gar nichts wissen, weil ich aufser Stande war, davon zu reden, schlug mich todt. Nachher traten einige andere widrige Umstände, und mein täglich steigender Mifsmuth über den Zustand unserer heutigen Schriftstellerei noch dazu, und so wuchs nach

und nach ein recht eigentlicher krankhafter Zustand meines Gemüths, eine Abspannung, eine Muthlosigkeit, eine Leere, eine Indifferenz, wie ich sie nie kannte, noch ahndete, eine Art von geistiger Auszehrung, von welcher mich, ich weifs es wohl, glückliche äufsere Conjunkturen, vielleicht auch schon die unmittelbare Zusprache irgend eines grofsen Seelenarztes wieder heilen könnten, aus welcher ich mich aber durch eigene Kraft herauszureifsen nicht vermag.

Und dieses Leiden, diese meine tödtliche Lähmung, die sich freilich noch in meinen Briefen an Sie abspiegeln mufs, über welche Sie mich bemitleiden sollten, die Sie meinetwegen auch, wenn Ihnen dies zweckmäfsiger schien, mit einiger Härte angreifen und bekämpfen mochten — rechnen Sie mir als ein Fort gegen Sie an und strafen mich dafür durch ein vorsätzliches Stillschweigen; behandeln mich, als wenn ich blos an Ihnen muthwillig gesündiget hätte, sonst aber alles in mir in bester Ordnung stände. Halten Sie dies für das beste Mittel, mich zum Schreiben, mich zur Thätigkeit zu reizen? Wie wollen Sie denn etwas anderes als Gründlinge bei mir fangen, wenn Sie dem ohnehin seichten und trüben Strom meiner jetzigen Tage, auch noch den belebenden Zufluſs Ihrer unerschöpflichen Seelenkraft, Ihres nie gebeugten Vertrauens, Ihrer reichhaltigen Freundschaft abschneiden? Ob mein Interesse für Sie geschwächt ist, darüber mag Frau v. Berg Ihnen Bericht abstatten. Ich brachte die letzten Wochen mit ihr und der Prinzessin von

Solms*) — der zu Liebe ich meinen Aufenthalt hier bis jetzt verlängert habe — allein, absolut-allein zu. Die Prinzessin kennen Sie nicht; Sie werden aber genug von ihr wissen, wenn ich Ihnen sage, dafs Frau v. Berg, mit allen ihren trefflichen Eigenschaften, doch nur eine Art von stillem Accompagnement zu der wahrhaft-erhabenen Liebenswürdigkeit dieses mit nichts zu vergleichenden Engels abgab. Wenn ich weniger krank wäre, als ich bin, hätten die Tage, die ich in ihrem Himmel verlebte, mich radikal heilen müssen; ich bedarf aber heroischer Arzeneien — vielleicht irgend einer gewaltsamen Operation. Nun mag Frau v. Berg Ihnen erzählen, ob auch nur ein Tag vergangen ist, ohne dafs wir von Ihnen gesprochen hätten; und wie, und was, mögen Sie ebenfalls von ihr hören. Wenn die Prinzessin sich morgen auf einen Thron setzen könnte, würden Sie es auch noch lebendiger inne werden.

Mein ewiger Grundsatz ist, dafs, wenn es Menschen, wie wir sind, nicht gut geht, die Schuld davon immer mehr oder weniger in uns selbst liegen mufs. So habe ich mir denn auch aus allem, was Frau v. Berg über Sie wufste, und aus dem, was ich Humboldt — erschrecken Sie nicht vor diesem Namen — der ausdrücklich einen Umweg machte, um hier zwei Tage mit mir zuzubringen, über Sie abgedrängt, das Resultat abstrahirt, dafs Ihre Lage in Berlin günstiger und glänzender sein würde,

*) Die jetzige Königin von Hannover.

wenn Sie Sich in gewissen Punkten anders benommen hätten. Die Berg hat grofs Unrecht gehabt, dafs sie die Königin wegsterben liefs, ohne durch diese etwas Bedeutendes für Sie ausgewirkt zu haben; aber es scheint mir, dafs Sie die Berg nicht gleich von Anfang gründlich und anhaltend cultivirt haben. Wie war es z. B. möglich, dafs ein so vollendetes Meisterwerk, wie Ihre kleine Schrift *), bei der Rückkehr des Hofes nach Berlin, so ganz todt zur Erde fallen konnte, dafs sie gar nichts Gutes für Sie stiftete, dafs selbst Frau v. Berg — es übersteigt allen Glauben — die Existenz dieser Schrift erst von mir erfahren mufste? Ich weifs wohl, dafs Sie selbst, von Stolz geblendet, auf dies Produkt, von welchem Sie in einem Briefe an mich beinahe mit Verachtung sprachen, keinen Werth legten; aber Ihre damaligen Protektoren und Freunde, deren Sie doch Viele hatten, müssen wahre Nachtmützen oder Hundsvötter gewesen sein, um nicht von einer, zugleich so herrlichen und so populären Composition die Veranlassung zu nehmen, Sie dem Hofe als eins der wichtigsten Kleinodien der verarmten Monarchie aufzuzwingen. Wäre dies geschehen, Hardenberg würde Sie heute gewifs nicht mit Gleichgültigkeit behandeln. Aber bei Hardenberg bedarf es mächtiger äufserer Anstöfse, um ihn aus seinem alltäglichen Geschäftskreise zu reifsen; er ist viel zu träge, um sich von freien Stücken mit

*) Die Rückkehr des Königs von Preufsen in seine Hauptstadt. Zur Erinnerung an den 23. December 1809.

einem ausgezeichneten Kopfe, der ihm überdies vielleicht von falschen Jüngern, als ein unruhiger oder gefährlicher geschildert worden ist, einzulassen.

Noch glaube ich indessen immer steif und fest, dafs Berlin der einzige Boden ist, auf welchem Sie, bei der heutigen Lage der Dinge, gedeihen können; es mufs und wird besser mit Ihnen gehen, wenn Sie es nur ernsthaft verfolgen. Wenn ich Ihnen etwas von meiner äufsern Thätigkeit und Gewandtheit, und Sie mir dagegen abgeben könnten, was Sie an Selbstständigkeit zu viel haben — so würde uns beiden geholfen sein.

Ich gehe morgen nach Prag zurück, und bald darauf nach Wien. Metternich ist endlich zurückgekommen; ich mufs sehen, wie unsere Sachen eigentlich stehen, und besonders auch, wie es mit den Finanzen geht, deren Lage mir problematischer geworden ist, als je zuvor. Denn dafs nach den beiden Patenten über die Capital-Steuer, die Banco-Zettel auf 850 fallen konnten, ist doch in der That ein unbegreifliches Phänomen! — Buol begiebt sich ebenfalls nach Wien; wie lange ich dort bleiben werde, weifs ich nicht, so viel ist aber gewifs, dafs mir jeder Brief von Ihnen eine Lebens-Nahrung, ein Gesundheits-Balsam, eine himmlische Erquickung sein wird. Wenn Sie Bombelles für keinen zuverläfsigen Besteller halten, so legen Sie Ihre Briefe in ein Couvert an den Fürsten Paul Esterhazy in Dresden; dann werden sie gewifs prompt bestellt. Grüfsen Sie mir das Kind bestens.

und melden Sie mir, was es eigentlich treibt und macht. Adieu.

Gentz.

Noch Eins. Wenn Ihnen einer oder der andere, der mich diesen Sommer hier gesehen, von meiner Gesprächigkeit, Liebenswürdigkeit, Beharrlichkeit im Guten u. s. f. spricht, so glauben Sie nicht etwa, dafs dadurch das, was ich Ihnen in gegenwärtigem Briefe von dem wahrhaft kranken Zustande meines Gemüthes gesagt habe, aufgehoben, oder im Geringsten affizirt würde; glauben Sie es nicht, und wenn selbst Frau von Berg in diesem Sinne redete. Sie allein lasse ich in der Tiefe lesen; alle Uebrigen wissen durchaus nicht, wie es in dieser Tiefe aussieht.

Wilhelm von Humboldt.

†

Burgörner, 7. August 1791.

An David Friedländer in Berlin.

Seit einigen Wochen, lieber Friedländer, bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt für's erste bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein Paar Worte über meine Art zu leben zu sagen.

Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und besonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geschäften entfernte, so werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schicksalen einen freundschaftlichen Antheil zu nehmen.

Ich lebe, wie Sie schon aus meinen Planen wissen, und aus der Ueberschrift dieses Briefes sehen, auf dem Lande, an dem schwer auszusprechenden Orte, und mein Leben ist so einfach, dafs es Ihnen nicht schwer sein wird, sich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beschäftigung mit den Studien, die mir immer die liebsten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vori-

gen Lebensart fast ganz hatte vernachlässigen müssen, wechseln mit Spaziergängen und meinem höchst angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfliefst ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein stilles, aber sehr genügendes Glück. Für mich ist der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmste; es ist der, den ich am besten auszufüllen vermag, und sollte es nicht wichtiger sein, seinen Kreis — wie grofs oder klein — auszufüllen, als gerade diesen oder jenen zu haben? Fühle ich je mehr Kräfte, als dieser Kreis fordert, nun so findet sich vielleicht auch ein gröfserer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun noch vor sich. Die intensive Gröfse ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach einem andern hin. Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so mufs er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, dafs ich für diesen Gewinn allein Sinn habe. Doch nun genug davon. Wie geht es Ihnen, mein theurer Freund? Was macht Ihre vortreffliche Familie, Ihre lieben Söhne? Sagen Sie mir bald ein Wort davon. Wenn ich mich je mehr mit politischen Dingen beschäftigt hätte, so wäre ein Langes und Breites über die Wunder zu schwatzen, die rund um einen vorgehen. Hätte Jemand diese Dinge vor zwanzig Jahren ge-

weissagt, so hätte man ihn verlacht. Nach dieser Analogie zu schliefsen, wer weifs, was noch zu erwarten steht. Dergleichen Erfahrungen, dünkt mich, sollten die Leute doch klug machen, und sie nicht so auf Begebenheiten vertrauen lassen. Wie viel Gutes hat man von Frankreichs Revolution geweissagt? Wie nah ist jetzt Alles wieder dem Untergang. Wie viel von der Aufklärung, die auf Friedrichs Zeitalter folgen würde? Hierauf ersparen Sie mir hoffentlich die Antwort. Die Nutzanwendung hiervon ist wohl die, dafs man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geschichte ansieht, sich daraus nimmt, was gut und heilsam ist, das Uebrige als Hülse betrachtet, und nur jenem innern Ideengesetze vertraut.

Verzeihen Sie dies lange Geschwätz, mein Bester. Empfehlen Sie mich den Ihrigen aufs Freundschaftlichste, und schreiben Sie mir bald. Es ist ja ein Wort, das sie in die Wüste sagen. Leben Sie wohl!

Ewig Ihr

Humboldt.

Meine Adresse ist:
Burgörner (sprich Burg-ör-ner)
Mansfeld.

Sir William A'Court, jetziger Lord Heytesbury.

(Schluſs.)

9.

Naples, June 27th 1820.

I have received another number of the Quarterly Review, but I do not find your article in it. I know from a friend of the editor, that he has so many papers in his hands, he hardly knows which to choose. — I trust, yours will appear in the next number.

The Carbonari have been a little more active at Salerno, since I last wrote. — They caused a number of inflammatory proclamations to be prin-

---

Neapel, d. 27sten Juni 1820.

Ich habe ein neues Heft der Quarterly Review erhalten, finde aber Ihren Aufsatz nicht darin. — Ein Freund des Herausgebers versichert mir, daſs dieser so viele Materialien in den Händen habe, daſs er nicht wisse, welches er zuerst verwenden solle. Ich hoffe Ihre Arbeit in dem nächsten Hefte zu finden.

Die Carbonari zu Salerno haben sich, seit meinem letzten Schreiben, etwas thätiger gezeigt. Sie haben eine Anzahl aufrührerischer Proklamationen, in denen eine freie

ted, calling for a free constitution, and distributed them by means of their agents in several of the neighbouring towns. — It was necessary to put a stop to this. — Fourteen persons, forming the committe, have been arrested, some of whom will be brought to trial, and executed, if found guilty. — The people at large are quiet and well affected, and the capital never was more tranquil. — The mischief is entirely confined to the secret societies, and the blow now struck at Salerno, will prevent its extending further. —

Government not being entirely satisfied with the intendants at Salerno and at Cosenza, they have been removed from their situations, as well as the commander of the troops at the former place — . These gentlemen were by no means implicated in

---

Constitution herbeigerufen wird, drucken und durch ihre Agenten in den benachbarten Städten verbreiten lassen. — Diesem Treiben mufste ein Ziel gesetzt werden. Vierzehn Personen, die das Committé bildeten, wurden verhaftet, von denen mehrere ins Verhör gebracht und, im Falle der Schuldbefindung, hingerichtet werden dürften. Das Volk im Allgemeinen ist zufrieden und gutgesinnt, und die Hauptstadt war niemals ruhiger. Das Unheil kömmt blos von den geheimen Gesellschaften her, und die kräftigen, zu Salerno ergriffenen Maafsregeln, werden wohl eine weitere Verbreitung des Uebels verhindern.

Das Gouvernement, unzufrieden mit den Intendanten zu Salerno und Cosenza, hat diese, eben so wie auch den Militair-Commandanten des ersteren Orts abgesetzt. Diese Herren waren keineswegen in dem Aufstande compromittirt, aber man findet sie zu schwach, um ihnen in kitzlichen Zeiten solche Stellungen anzuvertrauen.

the seditious proceedings, but were found unequal to their situations in „ticklish times." —

I received a courier from England last week, whose arrival has excited the curiosity of all Naples. — *Entre nous*, he only brought me an order to send two persons to England immediately, whose evidence is deemed necessary in the approaching investigation. — I apprehend that no trial will take place, but that having received the reports of the secret Committies, the two Houses will proceed forthwith to pass a Bill of degradation. —

How lucky Ministers always are! — Nothing but the rash step taken by the Queen, could have relieved them from the embarrassing situation, in which they were placed. — She left them no alternative but to proceed against her, which reconciles them at once with the King. —

In der vergangenen Woche habe ich einen Courier aus England erhalten, dessen Ankunft die Neugierde von ganz Neapel rege gemacht hat. *Entre nous*, er brachte mir blos den Befehl, zwei Personen nach England zu senden, im Falle deren Zeugnifs in der bevorstehenden Untersuchung für erforderlich gehalten würde. — Ich glaube, dafs es nicht zum richterlichen Erkenntnisse kommen wird, sondern dafs beide Parlamentshäuser, nach Kenntnifsnahme der Berichte der geheimen Committés, sofort vereint die Degradations-Bill durchbringen werden.

Was für ein Glück doch die Minister haben! Nur der übereilte Schritt der Königinn konnte sie aus der Verlegenheit retten, in der sie sich befanden. Sie hat ihnen nun keine andere Wahl übrig gelassen, als gegen sie einzuschreiten: und dadurch sind sie auf einmal wieder mit dem Könige versöhnt.

There is much mischief brewing in France, but I am glad to see, that the Royalists are in force, and have not been afraid to shew themselves during the late riots. It would have been amusing enough, if they had forced La Fayette to cry: *Vive le roi.* —

Don Ouis is on his road to Naples. – I have reason to believe, that it will be a long time before he gets there. — You will understand this. —

Church sails for Palermo on Sunday. — He is to have the chief command in Sicily *ad interim.* — Prince Scaletta, who is his senior officer, is to be removed, and report says, is to succeed Foscaldi, as Minister at Rome. — I do not guarantee these news, and therefore you will not mention it. — I believe it, however, to be true. —

In Frankreich brütet viel Unheil. Es freut mich aber zu sehen, daſs die Royalisten stark sind und sich nicht gefürchtet haben, bei den letzten Unruhen zu erscheinen. Es würde recht spaſshaft gewesen sein, wenn sie Lafayette gezwungen hätten, „*vive le roi*" zu rufen.

Don Ouis ist schon unterweges nach Neapel. Ich habe Ursache zu glauben, daſs es noch sehr lange dauern werde, ehe er hier ankömmt. — Sie werden mich wohl verstehen.

Church seegelt den Sonntag nach Palermo. Er soll ad interim das Ober-Commando in Sicilien führen. Der Fürst Scaletta, welcher älterer Officier ist als er, wird abtreten und, wie man sagt, an Foscaldi's Stelle Gesandter in Rom werden. Ich verbürge diese Nachrichten nicht, wiewohl ich sie für wahr halte, und bitte daher keinen Gebrauch davon zu machen.

No news from Ali Pacha. — I do not believe, that hostilities have begun. I saw a letter yesterday from Constantinople, from which it appeared, that the Porte began to relent. —

Adieu! — let me hear from you soon.

ever truly and faithfully yours

W. A'Court.

P. S. What will Jablonowski say to Apponi's appointment? — He has always told us, that „*Apponi n'étoit pas du bois, dont on faisoit des Ambassadeurs.*" —

c.

Naples, July 14th.

You do me an injustice in blaming me for not writing. I have so many persons to communicate with officially, besides my Government; so many interests to look after and so many of my country-

---

Von Ali Pascha giebt es nichts Neues. Ich glaube nicht, dafs die Feindseligkeiten schon ihren Anfang genommen haben. Ich las gestern einen Brief aus Constantinopel, nach dessen Inhalt es scheint, als finge die Pforte an nachzugeben.

Adieu, lassen Sie mich bald etwas von sich hören.

Immer aufrichtig und treulichst der Ihrige

Will. A'Court.

Was wird Jablonowsky zu Apponi's Ernennung sagen. Er behauptete immer, dafs „*Apponi n'étoit pas du bois, dont on faisoit des ambassadeurs.*"

Ihr Vorwurf über mein Stillschweigen ist ungerecht. Ich habe, mit Ausschlufs meines Gouvernements, so viel offizielle Correspondenzen, so viele Sachen zu besorgen, so viele meiner Landsleute, die sich beständig an mich wenden, und dabei einen solchen Mangel an Beistand in

men looking up to me for advice, and so little assistance from any of those attached to my legation, that I really have not a moment to spare to write to any-body. — I am even now writing this from my breakfast table. —

Besides, how can I write to you by post? — I can only send you the facts, and the facts you may learn from any other correspondent. — Neither the post nor couriers ever are sure. —

The revolution marches. — You are, no doubt, aware, that it was brought about by the army, (in imitation of what passed in Spain) aided by the Carbonari. — The commencement of this alliance between the two, dates as for back as the time of Murat. — They wished to have forced him to give a constitution to the nation, but he always found means to evade it. —

---

meinem Gesandschafts-Personale, daſs mir kein Augenblick für meine Freunde übrig bleibt. Selbst diese Zeilen schreibe ich während meines Frühstücks.

Ueberdies, wie darf ich es wagen, Ihnen durch die Post zu schreiben. Wenn ich Ihnen nur Thatsachen schreiben soll, so hilft es nichts; denn diese kann Ihnen jeder andere Correspondent mittheilen. Weder die Post, noch die Couriere sind zuverlässig.

Die Revolution macht Fortschritte. Sie wissen gewiſs bereits, daſs sie, nach dem Beispiele der Spanischen, durch die Armee herbeigeführt worden ist, und daſs die Carbonari Beistand geleistet haben. Die Verbindung dieser beiden schreibt sich bereits von Mürats Zeiten her. Ihn schon wollte man zwingen, dem Lande eine Constitution zu geben; er fand aber immer Mittel, der Sache aus dem Wege zu gehen.

I doubt, however, whether those, who first put the torrent in motion, find it quite so easy to guide, as they imagined. — The demagogues gain ground, which is the worst thing that could happen for this country. — The people now at the head of affairs, are men of sense and character, and fully comprehend that the non-interference of foreigners must mainly depend upon their abstaining from all acts of violence and keeping strictly within their own frontiers. — If they are obliged to give way to more violent counsellors, God knows what may be the result. —

The business of Benevento and Ponte-Corvo has been disavowed. —

A frigate, which left Palermo on the 12th. brings news that all was quiet, and the fête of St. Rosalia

Ich bezweifle indessen sehr, dafs diejenigen, welche den Strom entfesselt haben, es nun eben so leicht finden werden, ihn zu leiten. Die Demagogen gewinnen Terrain; und dies ist das Schlimmste, was dem Lande begegnen konnte. Die Männer, die jetzt an der Spitze stehen, sind Leute von Verstand und Charakter. Sie sehen vollkommen ein, dafs nur durch sorgfältige Vermeidung von gewaltsamen Handlungen und durch genaue Beobachtung gewisser Grenzen, die Einmischung des Auslandes verhütet werden kann. — Sollten sie gezwungen sein, heftigeren Rathgebern nachzugeben, so weifs der Himmel allein, welche Folgen daraus entstehen würden.

Die Angelegenheit von Benevento und Pontecorvo ist widerrufen worden.

Eine Fregatte, die Palermo am 12ten verlassen hat, bringt die Nachricht mit, dafs dort Alles ruhig ist, und

going on. — General Church was aware of what had happened. — The general opinion seems to be, that Sicily will take the opportunity of throwing off all connexion with this country, notwithstanding all they are doing to flatter and coax the Sicilians. — I sincerely hope this will not be the case. — It can never be our policy, to weaken the kingdom of Naples. —

In great haste, ever faithfully yours.

8.

Naples, July 20th.

Many thanks for your letter, which I hasten to aknowledge. — You need be under no apprehensions for our safety, so long as the present people remain at the head of affairs, for they are men of ability and moderate in their views; but if the tur-

---

dafs das Fest der heiligen Rosalie gefeiert würde. — General Church wufste, was vorgefallen war. — Im Allgemeinen glaubte man, dafs Sicilien die Gelegenheit wahrnehmen werde, um alle Verbindung mit Neapel aufzugeben; ungeachtet aller Mühe, die man sich giebt, den dortigen Einwohnern zu schmeicheln und zu gefallen. — Ich will aufrichtigst hoffen, dafs dies nicht der Fall sein wird. — Es kann nie unsrer Politik zusagen, das Königreich Neapel zu schwächen.

In gröfster Eile treulichst der Ihrige.

Tausend Dank für Ihren Brief, den ich sofort beantworte. — Sie haben für unsere Sicherheit nichts zu fürchten; so lange, als dieselben Männer, welche jetzt an der Spitze der Regierung stehen, die Macht behalten. Es sind geschickte und gemäfsigte Leute. Sollten aber die Stürme

bulent factions now awake succeed in driving them from the helm, God knows what will be the consequence. —

The great difficulties will be the finances. There is nothing in the treasury, and the provinces neither do nor will pay any-thing. — The Abruzzi want to be independent; and two other provinces had actually gone so far, as to proclaim themselves „the Lucanian republic." — Never was a revolution so slightly undertaken. — The chief movers of it appear to have foreseen nothing, and to have provided for nothing. — Not a plan, not an arrangment of any-kind! — Every difficulty seems a surprize to them. — They seem now overwhelmed at the magnitude of the deed they have accomplished, and to be frightened at their own work. — I hope it may end

der jetzt aufgeregten Parteien jene vom Ruder entfernen, so weifs der Himmel, welches die Folgen davon sein würden.

Die Hauptschwierigkeit sind die Finanzen. Im Staatsschatze ist kein Geld vorhanden, und die Provinzen thun nichts und weigern sich zu zahlen. — Die Abruzzen wollen unabhängig sein, und zwei andere Provinzen sind sogar so weit gegangen, sich, unter dem Namen der Lucanischen Republik, frei zu proclamiren. — Nie ist eine Revolution so leichtsinnig unternommen worden. — Deren Haupturheber scheinen nichts vorausgesehen und für nichts gesorgt zu haben. — Es giebt keinen Plan, keine Regulirung irgend einer Art. — Jede Schwierigkeit scheint ihnen unerwartet zu kommen. Jene Urheber scheinen von der Gröfse ihres eigenen Werkes überrascht, und durch dasselbe in Schrecken gesetzt zu sein. — Ich wünsche, dafs

well, for I cannot but love *ce beau pays*, but I see every thing *en noir*. —

Our news from Sicily are horrible! — Naselli arrived last night, having escaped from what may almost be termed a general massacre. — The Sicilians broke the statue of the King, destroyed his pictures, and declared that they never would have any further connexion with the Neapolitan Sovereign, or Neapolitan nation. — The garrison of Palermo attempted to restore calm, and a general battle was the consequence, in the midst of which the prisons were forced and the prisoners of every description let loose. — A general carnage ensued, which continued as long as the vessel, which brought the news, remained within sight and hearing of Palermo. — The streets were running with blood. —

Alles gut enden mag: denn ich kann nicht umhin, *ce beau pays* zu lieben; aber ich sehe schon Alles *en noir*.

Unsere Nachrichten aus Sicilien sind entsetzlich! Naselli ist gestern Nacht hier angekommen, nachdem er einer, man möchte sagen, allgemeinen Niedermetzelung entgangen ist. Die Sicilianer haben die Statue des Königs zertrümmert und seine Gemälde vernichtet. Sie haben erklärt, hinführo nie wieder in irgend eine Beziehung, weder zu der Neapolitanischen Nation noch zu deren König, stehen zu wollen. Die Garnison von Palermo suchte die Ruhe herzustellen, und in Folge dessen kam es zu einem allgemeinen Gefechte. Während des Letztern wurden die Gefängnisse erbrochen und alle Gefangene ohne Unterschied befreit. Eine fürchterliche Metzelei fand nun statt, welche noch fortdauerte, als das Schiff, welches die Nachricht brachte, die Rhede von Palermo in Sicht hatte. Stromweise fließt das Blut in den Straßen. — Die Bestürzung, wel-

The consternation that this has produced at Naples, is beyond belief. — It is, in fact, most horrible. —

General Church, after vainly attempting to check the proceedings of the mob, was obliged to embark in a small gun-boat on the 15th., two days before the massacre began. It is supposed that he is gone to Malta. —

If your northern Carbonari could see the state of things in this country, they would pause a little before they attempted a rising. — Whatever good may eventually result to this kingdom from the revolution, we have as yet gained nothing, but anarchy and terror. — Adieu. — in great haste.

8.

Naples, July 27th, 1820.

Church, instead of being gone to Malta, as was supposed, has suddenly made his appearance here.

---

che diese Nachrichten hier verbreitet haben, ist unglaublich. — Es ist aber auch in der That etwas Entsetzliches.

Der General Church hat, nachdem er sich vergeblich bemühte, den Pobel in Ordnung zu bringen, am 15ten sich in eine Kanonirschaluppe einschiffen müssen, gerade zwei Tage vor Anfang des Massakres. — Man glaubt, dafs er nach Malta gegangen sei.

Könnten doch Ihre nordischen Carbonari den Zustand der Dinge hier sehen. Sie würden gewifs sich lange bedenken, ehe sie zu dem Entschlufs kämen, einen Aufstand zu erregen. — Sollte auch zufällig für die Zukunft aus dieser Revolution etwas Gutes entstehen, so weifs ich doch so viel, dafs wir für jetzt nichts als Anarchie und Schreckniss davon haben. — Adieu. — In gröfster Eile.

Anstatt, wie erwartet war, nach Malta zu gehen, ist

— With a rashnefs bordering upon madnefs, he came at once into the mole, putting himself into the hands of his ennemies, when there was an English frigate in the bay, on board of which he might have gone, and from thence have presented his justification, if any justification were necessary. —

There is however, you will admit, something chivalerous and fine, in boldly defying one's ennemies, when conscious of having done one's duty. — *Mens conscia recti.* — But prudence certainly would have counselled a different conduct, for how expect to be fairly judged by those ever hostile to him, and in the midst of a revolution, which has set every angry passion afloat. —

My situation, with respect to Church, is one of extreme complexity. — He is, in the Neapolitan ser-

---

Church plötzlich hier erschienen. Mit einer Uebereilung, die man Tollkühnheit nennen möchte, kam er auf der hiesigen Rhede an, und lieferte sich in die Hände seiner Feinde, während eine englische Fregatte im Hafen lag, an deren Bord er Zuflucht hätte finden, und von wo er seine Rechtfertigung, wenn diese nöthig war, hätte einsenden können.

Es liegt aber doch, Sie werden es einräumen, etwas Ritterliches darin, seinen Feinden so unter die Augen zu treten, wenn man sich der gerechten Sache bewufst ist. — *Mens conscia recti.* — Die Klugheit hätte ihm aber andere Schritte zu thun gerathen; denn wie kann er erwarten, in der Mitte einer Revolution, die alle Leidenschaften in Gährung bringt, von denen, die immer seine Feinde waren, einen unparteiischen Richterspruch zu erhalten.

Meine Stellung, Church gegenüber, ist äufserst schwierig. Er ist nun einmal in Neapolitanischen Diensten und

vice and consequently amenable to Neapolitan laws; but he is also a British-born subject, and as such must be supported by me. — He is placed for the moment in the castel dell' Ovo, more for his own security than for any-thing else. — The populace had been worked up to great animosity against him by the infamous falsehoods published in the giornale. — This, however, appears to have past. — The public opinion is now running rather in his favour, particularly amongst the Carbonari. — His enemies are amongst the military. —

I presented a memorial for him to the Prince this morning. — I have other projects in contemplation in order to bring him out of his difficulties. — You may be sure I will never abandon him, however in-

---

als solcher den hiesigen Gesetzen unterworfen. — Andrerseits ist er durch seine Geburt englischer Unterthan, und hat, als solcher, Anspruch auf meinen Schutz. — Er ist für den Augenblick nach dem Castel del Ovo gebracht worden, mehr seiner eigenen Sicherheit als anderer Ursachen willen. — Der Pöbel ist gegen ihn durch die nichtswürdigen Verläumdungen der Journale im höchsten Grade aufgereizt worden. Doch scheint diese Wuth sich nun gelegt zu haben. Die allgemeine Meinung neigt sich jetzt zu seinem Gunsten, vornehmlich unter den Carbonaris. Seine Hauptfeinde sind im Militair zu suchen.

Ich habe dem Prinzen ein Memoire zu seinen Gunsten übergeben, und habe noch andere Pläne entworfen, um ihn aus dieser schwierigen Lage zu ziehen. Sie können überzeugt sein, daß ich ihn nie verlassen werde, so unüberlegt auch sein Benehmen war: denn er hat durch sein

considered his conduct has been, both with respect to himself and to me, in coming here. —

Our news from Sicily of the 19th. were deplorable. — The soldiers had all been killed or empoisoned, and the streets were heaped with dead Palermitans. — Prince Cattolica had been killed, quartered, his quarters hung up in different streets, and his head fixed upon a pole. — Many more of note had fallen, but the Englishman who brought the news, did not know their names. — The Government (if Government it can be called) was vested in the heads of trades (*Consoli degli Arti*), who set as a kind of senate, surrounded by a horde of ruffians, ready to execute any diabolical orders, it pleased them to issue. To add to the horror, a

---

Hierherkommen sich und mich ebenfalls in Verlegenheit gebracht.

Unsere Nachrichten aus Sicilien vom 19ten lauten sehr traurig. Die Soldaten sind alle niedergemetzelt oder vergiftet worden, und die Strafsen waren mit todten Palermitanern besäet. — Fürst Catolica ist getödtet und dann geviertheilt worden. Seine Gliedmafsen wurden in verschiedenen Strafsen aufgehängt und sein Kopf auf einen Spiefs gesteckt. Viele andere Personen von Range haben das Leben verloren; aber der Engländer, der die Nachricht hierher brachte, wufste ihre Namen nicht. — Das Gouvernement, wenn man ihm diesen Namen beilegen kann, bestand aus den Häuptern der Gewerbe (*Consoli degli Arti*), welche als eine Art Senat ihre Sitzungen hielten. Sie waren von einer Bande von Schuften umgeben, die zu allem fähig und immer bereit waren, die teuflischten Befehle auszuführen. Um die Schrecknisse zu erhöhen, fing Hungersnoth an sich zu zeigen, und man wufste nicht, wie man

famine was beginning, and there seemed to be no means of procuring any supplies. — After giving Mr. Fawkes (the Englishman above mentioned) leave to come away, they fired at his boat, and mortally wounded one of his men. —

A fishing boat has since brought some vague news of the 20th., picked up from another small boat at sea. — By this account, it would seem that the Archbishop has assumed a sort of authority, and was trying to adopt measures for the supply of the town with provisions. — This last news, however, is too vague to be relied upon. —

The rest of Sicily is quiet, but the cry for independance universal, except at Messina, where the inhabitants are willing to follow the fate of Naples, provided the Neapolitan Government will transfer the seat of the Sicilian Government from Palermo to Messina. —

---

dieser steuern sollte. — Nachdem man Herrn Fawkes (dem oben erwähnten Engländer) Erlaubniſs zur Abreise ertheilt hatte, feuerte man auf sein Boot, wobei einer seiner Leute tödtlich verwundet wurde.

Ein Fischerboot hat seitdem Nachrichten bis zum 20sten gebracht, welche es von einem anderen kleinen Boote auf der hohen See erhalten hatte. — Nach diesem scheint es, als habe der Erzbischof einige Autorität in Händen bekommen, und daſs er sich mit der Verproviantirung beschäftige. — Doch ist dies Alles sehr ungewiſs.

Der übrige Theil Siciliens ist zwar ruhig, aber der Ruf nach Unabhängigkeit allgemein, mit Ausnahme von Messina. Die dortigen Einwohner sind bereit, das Schicksal von Neapel zu theilen, wenn nur der Sitz der Regierung von Palermo nach ihrer Stadt hin verlegt würde.

All is gradually getting into order in the provinces of this kingdom. It has been hinted, however, to the people, that the Fondieria cannot be lessened at present, and this has cooled the constitutional zeal of many. —

Spaccaforno goes to Paris as Ambassador. — Gallo to Vienna. — Cimitile to St. Petersburg. — Ludolf back again to Constantinopel, but nobody is yet named to succeed him in London. —

What think you of the Duke de Cazes project of making a kingdom of the southern part of South America for the son of the Queen of Etruria, in order to destroy the British interests in that quarter of the globe? — This is a happy moment for the discovery of such an intrigue, just as he is going as Ambassador to London. — Were he an English Peer, and had so acted, he would have been im-

---

Alles scheint nun in den Provinzen wenig, zu wenig in Ordnung zu kommen. Man hat indessen dem Volke eröffnet, dafs für jetzt die Fondieria nicht vermindert werden könne, und dies hat bei Vielen den constitutionellen Eifer abgekühlt.

Spaccaforno geht als Bothschafter nach Paris, Gallo nach Wien, Cimitelli nach Petersburg. — Ludolf geht zurück nach Constantinopel; doch ist noch Niemand zu seinem Nachfolger in London ernannt.

Was halten Sie von de Cazes Project, aus dem südlichen Theile Südamerika's ein Königreich zu Gunsten des Sohnes der Königinn von Etrurien zu bilden, um in jenen Gegenden den Einfluss Grofsbrittaniens zu vernichten? Der Augenblick dieser Entdeckung, und zwar gerade wie er als Bothschafter nach London gehen sollte, war sehr glücklich. — Hätte er als Britischer Pair so gehandelt, würde

peached. — I know not what the chamber of deputies will say to him. — Adieu. —

m.

Naples, August 4th.

The deputation from Palermo arrived at Procida on the second. It consisted of San Marco, Pantellaria, 2 priests, 2 lawiers and 2 heads of trades. —

Winspear was sent to ask whether they came to acknowledge the sovereignity of King Ferdinand. — They replied in the affirmative, in consequence of which orders were given to allow the deputation to proceed to a house at Pausilippo. — Ministers are now in treaty with them, but nothing expecting the negociations has transpired. — It is, however, generally understood, that the Palermitans have adopted a humbler tone, since they have ascertai-

---

er gerichtlich belangt worden sein. — Ich weifs nicht, was die Deputirten-Kammer dazu sagen wird. — Adieu.

Die Deputation aus Palermo ist am 2ten in Procida angelangt. — Sie war zusammengesetzt von St. Marco, Pantellaria, 2 Priestern, 2 Kaufleuten und 2 Handelsältesten.

Winspear wurde ihnen mit der Frage entgegengesandt, ob sie in der Absicht kämen, die Autorität König Ferdinand's anzuerkennen. Sie bejahten es, und in Folge dessen wurde der Deputation gestattet, ein Haus zu Pausilippo zu beziehen. — Die Minister unterhandeln jetzt mit ihnen: doch ist über den Erfolg noch nichts bekannt. — Man glaubt aber allgemein, dafs die Palermitaner ihre For-

ned, that Messina, Catania and other large towns are against them. —

Church's business remains *in statu quo*. I have presented his memorial to the Prince, and strongly urged the necessity of his immediate exculpation and of his being allowed to quit the service in the most honourable manner. The matter has been referred to the Giunta, and I am in daily expectation of an answer. —

I should agree perfectly with you upon the subject of his coming to Naples, could he have reconed upon a fair trial. — But he is in the hands of his enemies, which enemies, if he be tried, will be the very persons to sit in judgment on him. —

You have been correctly informed with respect to Don Ouis. As to Narbonne, so far from wishing

---

derungen herabgestimmt haben, seitdem ihnen die Gewifsheit geworden, dafs Messina, Catanea und andere bedeutende Städte gegen sie sind.

Church's Sache bleibt in Statu quo. Ich habe dem Prinzen seine Denkschrift übergeben und stark auf seine Loossprechung und auf die Erlaubnifs gedrungen, dafs er auf die ehrenvollste Art ermächtigt würde, aus dem Dienste zu treten. — Diese Angelegenheit ist der Giunta übergeben worden, und ich erwarte täglich eine Antwort.

Ich würde ganz mit Ihnen übereinstimmen, dafs er nach Neapel kommen solle, wenn er hier ein billiges Urtheil erhalten könnte. Aber, wie die Sachen stehen, wäre er ganz in den Händen seiner Feinde, und diese allein würden seine Richter sein.

Was Sie über Don Ouis wissen, ist ganz richtig. Was Narbonne anbetrifft, so ist er so weit entfernt, sich

to be well with the present people, he has, to my certain knowledge, asked to be removed immediately. —

As to myself, *je n'ai qu'à me louer du duc de Campo chiaro*. He is fully disposed to be upon the most intimate and friendly terms with me, but of course I hang back till I hear the opinions of my own Government. —

Medicis is said to have sailed yesterday for Barcelona. It was high time he should go, for armed men have assembled in the Campo di Marte for several successive nights, with the intention of putting him, Tommasi and several others to death. — The great activity of the military prevented them from putting their projects in execution. — They would give Medicis no passport but for Spain. —

It is now affirmed, that the same individuals demand a change of Ministers. —

mit den jetzigen Machthabern zu vertragen, dafs er, wie ich gewifs weifs, seine augenblickliche Abberufung gefordert hat.

Je n'ai qu'à me louer du Duc de Campo Chiaro. Er wünscht mit mir auf den besten und vertraulichsten Fufs zu stehen; doch halte ich natürlich zurück, bis ich die Meinungen meiner Regierung kenne.

Man sagt, dafs Medicis nach Barcellona gestern abgesegelt ist. Es war die höchste Zeit; denn Bewaffnete hatten sich mehrere Nächte lang im Campo di Marte versammelt, um ihn, Tommasi und mehrere Andere zu tödten. Nur die grofse Thätigkeit des Militairs hat diesen Plan vereitelt. Man hat Medicis nur nach Spanien Pässe ertheilen wollen.

Man sagt nun, dafs dieselben Individuen einen Ministerwechsel verlangen.

All is not so quiet here, as it appears to be. —

Have you heard, that during the first days of the revolution, the students went in numbers to the palace to demand, in these enlightened days, that all intermediate degrees should be abolished, and that they should at once be made Doctors! —

The military and the Carbonari do not draw so well together, as they did. — There is evidently a schism. — I have no other news to send you. — Indeed I am obliged to be extremely guarded in all I write, for our patriots are not sufficiently constitutional, to feel the necessity of respecting private correspondance. —

Adieu. — My wife desires to be kindly remembered to you.

Alles ist hier nicht so ruhig, wie es den Anschein hat.

Haben sie schon gehört, dafs in den ersten Tagen der Revolution die Studenten sich in Masse vor dem Palais versammelt und verlangt haben, man solle in diesen aufgeklärten Zeiten alle niedern Grade abschaffen und sie alle zu Doctoren ernennen!!!

Das Militair und die Carbonari vertragen sich nicht so gut wie früher. Es giebt dort offenbar Spaltungen. Weiter habe ich nichts Neues Ihnen zu schreiben. — Ich mufs auch in meiner Correspondenz sehr vorsichtig sein; denn unsere Patrioten sind noch nicht constitutionell genug, um die Nothwendigkeit der Unverletzlichkeit einer Privatcorrespondenz einzusehen.

Adieu; meine Frau empfiehlt sich Ihnen freundschaftlichst.

v.

Naples, August 8th.

I write these few lines merely to correct an error in my last letter. Medicis is not gone, as was reported. — He is still here.

Cariati came back the day before yesterday. The Emperor did not receive him. — Metternich took the letter and told him, an answer would be sent, after Austria had consulted her allies. — He remained at Vienna only 4 days. —

Jablonowski is recalled. — Not for any political reason, but for some money transactions with which his Court was naturally displeased. I am very sorry for his large family. — I am told he will hardly have bread to eat. —

There has been a plot discovered at Madrid to murder the whole Royal family, except Frans-

---

Ich schreibe diese wenigen Zeilen, blos um einen Irrthum aus meinem letzten Briefe zu berichtigen. Medicis ist nicht abgereist, wie man gesagt hatte, sondern er ist immer noch hier.

Cariati ist vorgestern zurückgekehrt. — Der Kaiser hat ihn nicht empfangen. — Metternich hat das Schreiben entgegengenommen, und gesagt, dafs eine Antwort erfolgen würde, nachdem Oesterreich mit seinen Alliirten berathschlagt hätte. Er blieb nur vier Tage in Wien.

Jablonowsky ist abberufen. — Nicht aus irgend einem politischen Grunde, sondern weil sein Hof mit einigen seiner pecuniären Transactionen unzufrieden war. — Es thut mir um seine zahlreiche Familie leid. Man sagt, dafs ihm kaum das Nothdürftigste bleiben werde.

Man hat eine Verschwörung zu Madrid entdeckt, deren Zweck sein sollte, die ganze Königliche Familie, mit

cesco de Paola, who was to be declared chief of the Republic. — So much for the wisdom and moderation of the Spanish nation! — The plot originated with the Gardes du Corps. —

Church's business remains in statu quo. By the bye, if you wish to write to him, send your letter under cover to me. —

The Palermo deputation seems disposed to yield nothing but the title of King to the Neapolitan Sovereign. — Three of them are gone back for further instructions. — In the mean time the squadron is to go back to cruise before Palermo, and 3 regiments are to be sent to Messina. —

All is quiet here. — At least as far as the surface goes. — Adieu.

Ausnahme Don Francesco de Paula's, zu ermorden. Letzterer sollte dann zum Chef der Republik ernannt werden. Ein schöner Beweis von der Weisheit und der Mäfsigung der Spanischen Nation! — Das Complot ist von den Gardes du Corps ausgegangen.

Church's Angelegenheit verbleibt *in statu quo*. — Apropos, wenn Sie ihm zu schreiben wünschen, so schicken Sie mir unter Couvert Ihren Brief.

Die Deputation aus Palermo scheint entschlossen, dem Könige von Neapel nichts als den blofsen Königstitel zu bewilligen. — Drei von deren Mitgliedern sind zurückgereist, um Instructionen zu holen. — Inzwischen ist das Geschwader beordert, wiederum vor Palermo zu kreuzen, und noch drei Regimenter sind nach Messina gesendet worden.

Alles ist hier ruhig, wenigstens dem äufsern Scheine nach. — Adieu.

W.

August 18th.

You will have heard of the commission named as a sort of jury, to try whether there exists sufficient ground for a trial in Church's case. — It is only to be in part composed of military men, in order that his cause may have a more impartial hearing. — Under these circumstances I can hardly think, that he runs any risk. — I send you a copy of his justification by this day's post. —

I cannot send you any satisfactory news from hence. — I see the seed sof disunion spread amongst the Constitutionalists themselves. — There is not one individual, who is satisfied. All hoped to gain, but no one has gained by the Revolution. — How it will all end, I know not. —

Sie werden wohl schon von der Commission gehört haben, welche als eine Art Jury ernannt worden ist, um nachzuweisen, ob hinlänglicher Grund vorhanden wäre, den General Church vor Gericht zu stellen — Sie soll nur theilweise aus Militairpersonen bestehen, damit das Urtheil desto unparteiischer ausfalle. Unter diesen Umständen befürchte ich nicht, dafs irgend eine Gefahr für ihn vorhanden sei. — Ich schicke Ihnen mit heutiger Post eine Abschrift seiner Rechtfertigung.

Ich kann Ihnen nicht viel Befriedigendes von hier aus melden. Ich sehe, dafs der Saame der Zwietracht sich unter den Constitutionellen selbst verbreitet. Nicht ein einziges Individuum ist zufrieden. Alle hofften durch die Revolution zu gewinnen, und dies ist Niemanden gelungen. Ich kann mir keinen Begriff davon machen, wie dieses alles endigen wird.

General P., entirely lost in the opinion of the army, is now paying Court again to the sects. — There has been a benediction of the tricolor flag, accompanied by a host of armed men crying „liberty or death." — Not a word about King or Constitution. — General P. was not ashamed to march at the head of these people. —

The Officiers of the army, particularly those in the higher ranks, have now discovered their error. — All is marching rapidly to disorganisation and Jacobinism. — Some would fain measure back their steps, but it is too late. — The torrent is now is motion, and nobody here, can either stop or direct it, —

The negociation with Palermo is entirely broken off, but the 2 nobles, who formed a part of the

---

General P., der alles Zutrauen in der Armee verloren hat, schmeichelt jetzt wieder den Factionen. Man hat die dreifarbige Fahne eingesegnet unter einem grofsen Zulaufe bewaffneter Männer, welche alle „Freiheit oder Tod" riefen. — Nicht ein Wort lautete über König oder Constitution. — General P. hat sich nicht geschämt, an der Spitze dieser Bande zu marschiren.

Die Officiere der Armee, namentlich diejenigen höheren Ranges, haben nun ihren Irrthum entdeckt. Alles schreitet mit Riesenschritten zur Desorganisation und zum Jacobinismus. — Viele möchten gern die gethanen Schritte zurücknehmen; aber es ist zu spät. Der Strom stürzt dahin, und es ist nun nicht möglich, weder ihn aufzuhalten, noch seine Richtung zu bestimmen.

Die Unterhandlungen mit Palermo sind abgebrochen; aber die beiden Edelleute, welche sich bei der Deputation

deputation, have declined returning to Palermo, for fear of being murdered. — Troops have been sent to Trapani, and others are to be landed to the eastward of Palermo, but not in sufficient force to attack the insurgents. — Troops cannot be spared from hence in number sufficient for that purpose. — The port will be blocaded by the Neapolitan squadron, and it thus hoped to frighten Palermo into submission!!! —

Narbonne leaves us about the 15th. of next month. — The Chevalier de Fontenay is to come here as Charge d'affaires during his absence; which will be a very long one. —

What think you of Pepe's having wished for a foreign mission! — How flattered any Court would feel at such a nomination. —

---

befanden, haben die Rückkehr dahin, aus Furcht ermordet zu werden, ausgeschlagen. Man hat Truppen nach Trapani und nach der östlichen Seite von Palermo geschickt, aber nicht in hinreichender Anzahl, um den Insurgenten die Spitze zu bieten. — Man kann sich hier nicht von so vielem Militair entblößen, um jenen Zweck zu erreichen. — Der Hafen wird durch Neapolitanische Kriegsschiffe blokirt werden, und man schmeichelt sich, durch diese Maasregel die Einwohner von Palermo einzuschüchtern und sie zur Unterwerfung zu bewegen!

Narbonne verläßt uns gegen den 15ten künftigen Monats. Der Chevalier de Fontenay wird ihn als Charge d'Affaires während seiner Abwesenheit, die sehr lange dauern dürfte, ersetzen.

Was meinen Sie dazu, daß Pepe eine Mission ins Ausland gewünscht hat. Wie schmeichelhaft wäre solche Ernennung für den Hof, für den er bestimmt würde.

Mr. Lamarre has been at Benevento for nearly ten days. God knows what he can do doing there. —

The Neapolitan army is about to be concentrated at Capua and Gaeta. — Adieu! —

X.

Naples, August 22d.

Having written to you a political letter by the last opportunity, I shall not touch upon politics in this, the more particularly as I have nothing pleasant to tell, and nothing that I should like to trust to the post.

I send you the letters of introduction for your friend, whose name I have been unable to read, and have therefore been obliged to copy your writing, as nearly as I could. — I have not now the slightest idea how he calls himself. —

Herr Lamarre ist beinahe zehn Tage zu Benevento gewesen. Gott weifs, was er da zu thun hatte.

Die Neapolitanische Armee soll zu Capua und Gaeta versammelt werden. — Adieu.

Da ich in meinem letzten Schreiben Ihnen die politischen Neuigkeiten mitgetheilt habe, werde ich solche hier nicht berühren; um so mehr, da ich nichts Angenehmes zu sagen habe und nicht solche Sachen erörtern mag, die nicht der Post anzuvertrauen sind.

Ich sende Ihnen den Empfehlungsbrief für Ihren Freund, dessen Namen ich nicht habe lesen können, und ihn daher so genau als möglich Ihrer Handschrift nachgezeichnet habe.

His name is the only word in your letter not well written. —

Your friend the Duchess of Devonshire is a patriot here, but a staunch friend of the existing order of things in the Roman States. — She gives us the most favourable accounts of the state of things at Rome, and is always very curious to learn what you say upon the subject. I take care not to commit you. —

Stakelberg was never asked to countresign Cimitella's passport. — If he had been asked by Campo-Chiara, he would undoubtedly have done it. — They thought not, however, and therefore did not ask him. —

For the same reason, they did not send us the usual notice of the Court circle on the Prince's birth-day. Of course nobody, except the family

---

Ich kann durchaus dieses Wort nicht lesen, obschon es das einzige, undeutlich geschriebene in Ihrem Briefe ist.

Ihre Freundinn, die Herzoginn von Devonshire, ist hier eine gewaltige Patriotinn, obwohl sie eine feste Anhängerinn der zu Rom bestehenden Ordnung der Dinge ist. Sie theilt uns die befriedigensten Nachrichten über die Zustände in Rom mit, und ist immer auf Ihre Meinung über alles dieses gespannt. Ich hüte mich wohl, Sie bloszustellen.

Stakelberg ist nie aufgefordert worden, Cimitilla's Pafs zu unterzeichnen. — Hätte Campo-Chiara ihm seinen Wunsch darüber zu erkennen gegeben, so hätte er es gewifs gethan. Dies glaubte man aber nicht, und deswegen unterblieb die Aufforderung.

Aus demselben Grunde hat man uns nicht auf übliche Weise das Circular zur Cour an des Prinzen Geburtstagsfeier zukommen lassen. — Natürlich war nun Niemand dort

ambassadors went to it. — We should all have gone without hesitation, had one received the usual notice. —

They are a parcel of children here, and have not the slightest idea of what is right or wrong. — Adieu.

y.

Naples, August 31th.

Althó in the greatest hurry, being upon the point of sending off a courier to England, I do not like to let him go, without writing a few lines to thank you for your last letters. —

There never was any-thing so extraordinary as the change of tone here, within these few days. — With the exception of some few, who are too far advanced to draw back, and the Ultra-Carbo-

---

als nur die Bothschafter der verwandten Häuser. Wir wären, hätte man uns dazu aufgefordert, ohne Zweifel alle erschienen.

Die Leute sind jetzt hier wie die Kinder, und haben nicht den geringsten Begriff von dem, was schicklich ist oder nicht. — Adieu.

Ich kann nicht umhin, Ihnen für Ihre letzten Briefe meinen Dank abzustatten, wiewohl ich, da ich im Begriff bin, einen Courier nach England abzusenden, alle Hände voll zu thun habe.

Nie habe ich etwas Sonderbareres gesehen, als die gänzliche Veränderung der bisher hier geführten Sprache, und zwar in wenigen Tagen. Ausgenommen hiervon sind nur die, welche zu weit gegangen sind, um sich zurück zu ziehen, die Ultra-Carbonari oder Republikaner. Viele

nari or republicans, every individual is now endeavouring to draw out his *epingle du jeu*, and to prove that he individualy had nothing to do with the revolution! —

A fortnight since there was not one of these people, who was not proud and anxious to be thought to have been of the conspirary. — The threatened appearance of the Austrians, and the perfect tranquillity of France and the north of Italy, have cleared their optics a little. — They begin to suspect that they are neither heroes nor sages. —

I am convinced the Austrians will reach Naples without the least opposition of any consequence. — But the *têtes exaltées* may play the devil here before they arrive, and it must not be forgotten, that the Royal Family is completely in their power. This

---

Individuen sind mit nichts beschäftigt, als „*de tirer leur épingle du jeu*," und zu beweisen, dafs sie mit der Revolution nichts zu schaffen gehabt hätten.

Noch vor vierzehn Tagen gab es nicht Einen unter diesen, der nicht stolz darauf gewesen wäre, als wirksames Mitglied der Verschwörung zu gelten. — Die gedrohte Annäherung der österreichischen Armee und die vollkommene Ruhe Frankreichs und Ober-Italiens haben die optischen Täuschungen klar gemacht. — Man fängt an einzusehen, dafs man weder die Rolle eines Helden, noch die eines Weisen gespielt habe.

Ich bin fest überzeugt, dafs die Oesterreicher ohne irgend einen ernstlichen Widerstand bis hierher gelangen und in Neapel einrücken werden. Aber bis dahin könnten die exaltirten Köpfe hier den Teufel sein Spiel treiben lassen, und man mufs nicht vergessen, dafs sich die Kö-

is the principal danger to be guarded against, for they avow, they cannot resist the Austrians, and have nothing to depend upon but their hostages; viz: the Royal Family. —

Florestan Pepe sailes to-day for Sicily with 4000 men, that is to say, 2000 militia, and 2000 regulars. — He is to join 3000 more, who are at Trapani, and then to taken up a military position near Palermo. From thence he will insist upon the liberature of the prisoners, and receive deputies not only from Palermo, but from all the towns in Sicily; and if he really finds that the universal wish of the nation is for independance, he is authorized to consent to it, upon the condition however, that the same head shall wear the two crowns. —

---

nigliche Familie in ihrer Gewalt befindet. Aber dies ist die hauptsächliche Gefahr, vor der man sich zu hüten hat; denn die Machthaber hierselbst gestehen ein, dafs sie keine Mittel besitzen, um den Oesterreichern zu widerstehen, und dafs sie ihr Heil nur in ihren Geiseln (d. h. in der Königlichen Familie) suchen können.

Florestan Pepe seegelt heute mit 4000 Mann, wovon 2000 Miliz und 2000 regulaire Truppen, nach Sicilien ab. — Er soll sich dort mit 3000 Mann, die bei Trapani stehen, vereinigen und dann eine militairische Stellung vor Palermo einnehmen. — Von dort aus wird er auf die Befreiung der Gefangenen bestehen und Deputationen, nicht allein von Palermo, sondern von allen Städten Siciliens empfangen. — Sollte er alsdann finden, dafs der Wunsch für Unabhängigkeit sich allgemein ausspricht, so ist er bevollmächtigt, darin einzugehen, jedoch die Bedingung zu stellen, dafs beide Kronen auf einem Haupte vereint bleiben.

Sicily will than have its own Parliament, its own judicature — its own laws — its own army — and its own treasury. — Both countries will receive the Spanish constitution, but each will modify it, as it pleases. —

Sicily will only furnish to the treasury a certain sum for the private use of the Sovereign, and a fixed proportion of the diplomatic expenses of the country. —

Will the Palermitans, now flushed with victory, accept these terms? — I doubt it; in which case Naples will loose Sicily, perhaps for ever!

The Calderari are beginning to shew themselves. Their placards are now as numerous as those of the Carbonari, but the committee of public safety has them torn down, as soon as they are stuck up. —

Sicilien soll dann sein eigenes Parlament, seine eigene Gerichtsbarkeit, sein eigenes Gesetzbuch, seine eigene Armee, seinen eigenen Schatz haben. Beide Länder sollen die Spanische Constitution einführen; doch kann diese von jedem derselben nach dessen Bedürfnissen modificirt werden.

Ferner würde Sicilien hierher blos eine gewisse Summe für die Civilliste des Königs und eine andere für die diplomatischen Verwaltungen aus seinem Schatze zu liefern haben.

Werden aber wohl die Palermitaner, durch ihren Sieg aufgebläht, diese Bedingungen annehmen? Ich bezweifle es fast, und in diesem Falle geht Sicilien für Neapel vielleicht auf immer verloren.

Die Calderari fangen an sich hier zu zeigen. Ihre Affischen sind jetzt eben so zahlreich als die der Carbonari; aber das Committee für die öffentliche Sicherheit sorgt dafür, dafs man sie, so wie sie angeheftet werden, wieder

A body of them were bold enough to march through several streets in the Basso Napoli yesterday, with the Royal banner and crying: Viva il Re! —

All this indicates a reaction, which, if it does take place, will be horrible! — Adieu.

You were rightly informed as to my intervue with Pepe. — He meant to frighten me, but I ended, I fancy, by my frightening him! —

2.

Naples, September 9th.

The Duchess of Devonshire informs us of a battle gained by the Papal troops over 1500 galley-slaves at Civita-Vecchia. — She says you did not inform either Lamarre or myself of this important victory, because you never like to communicate

---

abreifst. — Eine Truppe der Calderari war keck genug, gestern durch mehrere Strafsen der unteren Stadt mit der Königlichen Fahne und unter dem Rufe „es lebe der König" zu ziehen.

Alles dieses kündigt eine Reaction an, die, wenn sie stattfinden sollte, fürchterlich sein dürfte. — Adieu.

Sie sind wohl unterrichtet worden über meine Zusammenkunft mit Pepe. — Er glaubte mich einzuschüchtern, aber am Ende habe ich ihn, wie ich glaube, in Furcht gejagt.

Die Herzoginn von Devonshire benachrichtigt mich von einem Siege, den die päpstlichen Truppen über 1500 Galeerensklaven bei Civita Vecchia davon getragen haben. — Sie behauptet, Sie hätten, weder mich, noch Lamarre, von diesem grofsen Triumphe in Kenntnifs setzen wollen, weil

any news, that are favorable to the Roman Government. —

We are making great preparations upon paper — conscription enforced; — Levies en masse; — Legions; etc. etc. — All this sounds very formidable to those, who cannot see behind the curtain. —

The Fondiaria is ordered to be paid for six months in advance. — It must not be forgotten, that two of the alledged causes of the revolution were the Fondiaria and the conscription. — It was promised they should both be done away with; instead of which, the former is ordered to be paid in advance, and the second enforced with much greater severity than before. —

The mass of the nation is getting dreadfully sick of the Carbonari. — They conduct themselves

---

Sie immer Widerwillen dagegen empfänden, irgend etwas, der römischen Regierung Günstiges mitzutheilen.

Wir machen hier, Notabene auf dem Papiere, gewaltige Vorbereitungen: Aushebungen Conscribirter, Landsturmaufgebote, Legionen u. s. w. u. s. w., Alles dies mag recht furchtbar klingen, doch nur für die, welche nicht sehen können, wie es hinter den Coulissen aussieht.

Die Fondieria soll auf sechs Monate im Voraus gezahlt werden. — Es ist aber nicht zu vergessen, dafs gerade zwei der Hauptvorwände der Revolution diese Fondieria und die Conscription waren. — Man hatte, von Hause aus, decretirt, dafs beide gänzlich abgeschafft werden sollten. Statt dessen wird die erste um sechs Monate im Voraus gefordert und die andere so streng betrieben, wie es früher niemals der Fall war.

Die Masse der Nation hat jetzt die Carbonari herzlich satt. — Diese führen sich gegen das Volk mit einer Inso-

towards the people with an insolence, that will not easily be forgotten or forgiven. — They take everything they want, in the wine-houses, and eating shops, and instead of payment, shew their Carbonari colours. This makes them many ennemies, and draws upon them many coups de couteau. —

We have no news of any importance from Sicily. — The expedition arrived at Melazzo in 36 hours. — It was originally destined for Trapani, but that destination was subsequently changed. — The Neapolitans say that the Catanians have retaken Castragione and beaten a division of the Palermitans. As no account is given of this success in the official papers, I doubt its truth. —

The procession of yesterday went off very tamely. — The King would not attend. — The Prince

---

lenz auf, die weder vergessen, noch vergeben werden wird. — Sie nehmen Alles was Sie brauchen, in den Weinhäusern und Restaurationen fort, und zeigen statt aller Zahlung ihre Carbonari Abzeichen. — Dies macht ihnen viele Feinde, und zieht ihnen manchen Coup de couteau zu.

Wir haben aus Sicilien keine Neuigkeiten von Wichtigkeit. — Die Expedition ist nach einer Fahrt von 36 Stunden zu Melazzo gelandet. Sie war ursprünglich nach Trapani bestimmt, aber dies ist so abgeändert worden. — Die Neapolitaner behaupten, dafs die Catanier Castragione wieder erobert und eine Abtheilung der Palermitaner geschlagen haben. — Da aber die offiziellen Blätter nichts von diesem Erfolge erwähnen, so bezweifle ich dessen Authenticität.

Die gestrige Prozession ging sehr zahm vorüber. — Der König hat nicht dabei sein wollen. — Dem Prinzen

was not cheered, nor was there any shew of public satisfaction. — No crowd whatever. — Not a single individual from the country. — The peasants in their holiday dresses, generally form the most brilliant part of the scene. — Yesterday, not one was to be seen. —

Ramdohr, I fear, is dying. — He has had a stroke of apoplexy. — This is the third. —

The Prince and Princefs of Denmark are delighted with all that has been done, and is doing. — Will Princes never learn their true interests? —

You will see Lady A'Court in Rome very shortly. — I mean to send her and my children to England. —

I have given General Ramsay the last Quarterly and Edinburg Reviews, which he has promised to deliver to you. —

---

wurde kein Vivat gebracht, und es zeigte sich überhaupt kein Merkmal von Zufriedenheit, keine grofse Masse Menschen. — Nicht ein einziges Individuum vom Lande her. — Die Landleute bilden sonst in ihren Feierkleidern den Hauptglanz des Festes. Gestern war aber nicht einer sichtbar.

Ich fürchte, dafs Ramdohr seinem Tode nahe. Er hat einen Schlagflufsanfall, nun schon den dritten, bekommen.

Der Prinz und die Prinzessin von Dänemark sind ganz von dem entzückt, was hier geschehen ist und noch geschieht. Werden denn die Prinzen niemals ihre eigenen Interessen kennen lernen?

Sie werden sehr bald Lady A'Court in Rom sehen. Ich gedenke, sie und meine Kinder nach England zu senden.

Ich habe an General Ramsay die letzten Hefte der Quarterly und der Edinburgh Review gegeben; er hat mir versprochen, sie Ihnen abzuliefern.

I have succeeded in putting an end to the forced loan at Messina. — The sum required from the eight British houses of commerce was 36000 ducats — a pretty round sum! —

Adieu — ever faithfully yours

W. A'Court.

Es ist mir endlich gelungen, dem gezwungenen Darlehn zu Messina ein Ende zu machen. Die Summe, welche von den acht Englischen Häusern reclamirt worden war, betrug 36,000 Ducati. Eine recht hübsche runde Summe.

Adieu; immer treulichst der Ihrige

W. A'Court.

Karl von Nostiz.

Die Zeitungen berichteten im October des Jahres 1838 den Tod des Russischen General-Lieutenants Grafen von Nostiz, eines tüchtigen Kriegsmannes, der in den letzten türkischen und polnischen Feldzügen mit Auszeichnung gefochten, und bei jeder Gelegenheit durch persönliche Tapferkeit sich hervorgethan hat. Doch solche Würden und Verdienste, wie bedeutend und wirksam auch im Leben, gesellen sich zu einer grofsen Anzahl ihnen gleichartiger, um nicht nach kurzer Zeit in der Masse zu verschwimmen. Für ein dauerndes Andenken des Mannes ist irgend ein geistiger Reiz, ein romantischer Lebenszug kräftiger, als solche Titel und Würden. Jener russische General-Lieutenant war einst preufsischer Kornet und Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preufsen, und von diesen Verhältnissen her, so wie aus dessen Nachschwingungen im vaterländischen Leben, strahlt vorzugsweise das Licht, welches jenen Namen, wir denken es, am längsten begleiten wird. Die nachfolgenden Notizen über den interessanten Mann sind dem Herausgeber von wer-

ther Hand mitgetheilt — für den mit Zeit und ihren Erscheinungen Kundigen nicht zweifelhaft, aus welcher Quelle sie stammen.

Karl von Nostiz und Jänkendorf war der Sohn des kursächsischen Landjägermeisters zu Merseburg, und daselbst im Jahre 1780 geboren. Er studirte in Halle, trat aber bald in preufsische Kriegsdienste. Im Kriege 1806 zeichnete er sich aus, und erwarb den Orden *pour le mérite*. Nach dem Frieden von Tilsit gehörte er zu den eifrigsten Theilnehmern an allen Betreibungen, die gegen Napoleons Oberherrschaft in Deutschland stattfanden. Im Jahre 1809 ging er in österreichische Kriegsdienste, und errichtete eine fränkische Legion. Auch hier widmete er seinen thätigen Eifer ganz der deutschen Sache, und machte verschiedene Reisen nach Norddeutschland, die späterhin den Franzosen Anlafs gaben, ihn als einen ihrer herbsten Widersacher zu verfolgen, wobei auch seine Freunde (und sogar Freundinnen) nicht geschont wurden. Im Jahre 1813 trat er, zugleich mit dem General Grafen von Walmoden, in russische Dienste, die er seitdem nicht wieder verliefs.

Nostiz war durchaus und vor allem Soldat. Er hatte literarische und grofsweltliche Bildung, aber in jenen Stand fielen alle seine Gewöhnungen und Neigungen zurück, seine ganze Weltansicht bestimmte sich von diesem Standpunkt. Sein Verfahren gegen die Menschen, seine Behandlung der Verhältnisse, alles gründete sich darauf, dafs der Krieg der wahre Lebenszustand sei. Die Anwendungen, welche sich

aus diesem Satz in einzelnen Fällen ergeben, waren bisweilen verwegen, immer aber geistreich und launig, eine unerschöpfliche Quelle origineller Unterhaltung. Den Worten nach jede Begeisterung verwerfend, war er unaufhörlich in der Gewalt einer solchen, die er nur stets verschwieg und verbarg. Gegen Freunde konnte er das zarteste und feinste Benehmen haben; beschrie man ihn aber deshalb, so warf er rauhes Soldatenwesen darüber hin. Gleicherweise, wie zu den Freunden, stand er zu dem Vaterlande. Wider dasselbe zu fechten, einer Sache zu dienen, die im Widerspruch mit demselben gestanden hatte, wäre ihm unmöglich gewesen; aber er hätte sich toult geschämt, diese Gesinnung in schönen Redensarten an den Tag zu legen, und dafür von angeblich Gleichgesinnten sich beschmeicheln und erheben zu lassen. Er machte es Blücher und Gneisenau zum harten Vorwurf, dafs sie sich in jener Art nicht hart genug erwiesen. Ein Kriegsmann, meinte er, solle dem Volk immer Erfurcht einflöfsen, in die Bewunderung müsse sich stets etwas Schreckhaftes einmischen. Er zog als Deutscher in die befreundete Fremde, und obwohl er sich ganz russisch hielt, und auch die Sprache in seltenem Grade sich zu eigen machte, so konnte er jedoch nie verleugnen, was er zuerst und zumeist war. Die Eindrücke der Jugend waren ihm eine geheime Poesie, und eine offenbare gewährte ihm zunächst Schiller, dessen grofse Dichtungen von der Berliner Bühne herab den jungen Offizier unwiderstehlich hingerissen hatten. Von vielem, was er geschrieben, ist nur we-

niges in Druck erschienen. Im Briefschreiben war er unerschöpflich, und die Schärfe seines Urtheils wie die kühne Eigenheit seiner Ausdrücke mufsten oft grofsen Eindruck machen. Die meisten seiner Briefe sind verbrannt, weil die Empfänger sich nicht getrauten, sie aufzubewahren. Ob auch die von ihm begonnenen „Denkwürdigkeiten" vernichtet sind, ist noch nicht mit Bestimmtheit anzugeben.

Dresden, den 22sten Februar 1815.

An Varnhagen von Ense.

Mein guter Varnhagen! Sein Sie mir gegrüfst von Dresden aus, als mein lieber guter Freund, und lassen Sie mich hoffen, dafs Sie aus Ihrem Wien den Gruſs freundlich wiederholen. Mehr kann ich jetzt weder thun, noch wünschen, denn ich bin hier auf neue Widerwärtigkeiten des Schicksals gestofsen, die meine Kalküls sehr verrücken. Denken Sie sich, der Mann *en question* hat eine Brustentzündung, und ist jetzt noch aufser Stand zu sprechen! Ich möchte fast sagen, so was kann nur mir begegnen, doch was hilft das Schmähen, lieber suche abzuhelfen dem Uebel, und Sie können glauben, ich versäume nichts, und werde vielleicht vor der definitiven Okkupation etwas herausfinden.

S. ist geführt worden wie ein Gefangener in allen Formen mit Häschern und Gerichtsdienern, Niemand hat mit ihm verkehren dürfen, und von dem Vater war man auch abgeschnitten, weil, nach

einer neuen Farce, der verdammte Königstein neuerdings in Blokade-Zustand erklärt worden war! — Doch lassen Wir uns durch solche Hindernisse nicht abschrecken, wissen wir doch von selbst, wie schwer es ist, dem Glücke ein Lächeln abzugewinnen, wenn es nicht ganz von ungefähr Lachwurzeln gespeist, und einem unvermuthet bei einer Mondschein-Promenade einmal, wie eine Tolle, ins Gesicht lacht. Verstehen Wir uns doch nach innen und aufsen, das ist jetziger Zeit der grofse Umstand, aus dem doch am Ende etwas Gutes erfolgt.

Unterwegs hab' ich Ihren Tettenborn gelesen. Ich danke für's erste Ihrer Freundschaft für die Blümlein, die Sie in meinen Kranz winden; ich verspreche dagegen, dafs meine Freunde mich immer bewährt finden sollen.

Was das Geschichtliche des Buchs betrifft, so kann man Ihnen einige Unrichtigkeiten vorwerfen, z. B. das Gefecht von Craonne. Es hielt das Sackensche Korps das Plateau, und Worowzoff kommandirte die angegriffenen Divisionen, weil Stroganoff durch den Verlust seines einzigen Sohnes aufser Gefecht gesetzt worden war.

Was Sie von Wintzingerode nach dem Tage von Saint-Dizier sagen, können Sie wohl durch den Ausspruch des Kaisers rechtfertigen; doch da Ihre Darstellung einen freien wahren Charakter hat, so können Sie Ihre Worte nicht entschuldigen vor Ihrer Seele. Sie haben die Gelegenheit benutzt zu gaziren, aus günstiger Rückwirkung der Gesinnung Tettenborn's für Wintzingerode.

Was Tschernüscheff betrifft, so ist bei Kassel strenge Instruktion, bei Montier-en-Der die freie Disposition des Kaisers für ihn anzuführen. Doch ich lege keine Hand an zur Widerlegung, denn die Facta sind es nicht, die mir dieses Buch werth machen; ich weifs sie, da ich sie ja selbst mit durchlebt. Die lebhafte Darstellung aber hat mich ergriffen, und die Auffassung des Helden. Wenn man auch in Tettenborn's Thätigkeit und Hin- und Herziehen öfters den Zweck sehen wollte, sich dem unmittelbaren Kommando zu entziehen, und frei auf eigene Hand zu feldmarschallisiren, so gewinnt doch im Zusammenhange jetzt alles eine höhere Gestalt, und er hatte gewifs Recht, nicht unter dummen Befehlshabern gehemmt sein zu wollen, so wie die Freiheit, in der er sich erhielt, ihm Gelegenheit gab, die wichtigsten und folgereichsten Dienste zu leisten; denn was er auch unternahm, sein Talent kam jedesmal dem starren Sinn zu Hülfe. Ich will mir überhaupt den herzerhebenden Eindruck nicht durch kleinliche Mäkelei zerstören; denn von allem, was geschrieben steht, ergreift mich die Darstellung eines gewandt, keck und brav handelnden Menschen immer am lebhaftesten. — Der *** wünscht gewifs, dafs ich etwas gegen Ihr Buch schreibe; doch der ist nicht der Mann, von dem ich mich gegen solch ein Werk gebrauchen lasse; was kennt der von innern Regungen der Seele, er, den nur noch äufsere Bewegung reizt! — ! —

Ich lebe hier still und temporisirend, doch möchte ich gern bald Sachsen verlassen, kann aber leider

den nicht allzu nahen Zeitpunkt noch nicht bestimmen. Da nehme ich denn nun den Augenblick, wie er kommt, und habe z. B. gestern bei dem Minister von der Reck einer Vorlesung beigewohnt, die der Hofrath Böttcher, Königlich sächsischer Hofgelehrter, hielt. Er hatte dazu Tags vorher beim Essen Gelegenheit genommen, als von dem Wiener Monument die Rede war, und er äufserte, es werde ihn freuen, durch Augenzeugen sein Urtheil über das schönste Denkmal der Kaiserstadt, nämlich das der Erzherzogin Christine, berichtigen zu können. Er hat wahr gesprochen von dem Totaleindruck der Wehmuth für jeden sinnigen Beschauer; denn er hat viel erzählt von der lebendigen Bewegung des Trauerzugs, und der Anregung der Phantasie, welche denselben bis ins Unendliche durch ein leichtes Spiel verlängere. Hierauf hat er uns gelehrt, was es für eine Bedeutung mit der ägyptisirenden Thüre der Pyramide habe, was die Verklärung nach oben, und was die Schildhalter nach unten seien u. s. w. u. s. w.

Ich sollte nun auch zu guter Letzt als Augenzeuge ein Urtheil sagen, und war meschant genug zu erwiedern, dafs ich das Monument nur in so weit kenne, als ich wisse, wo es stehe, weil viele Rendezvous der Stadt daselbst abgehalten würden. *O profane vulgus!* mag der Herr Hofrath gedacht haben, und das sollte er, und die ganze gelehrte Damengesellschaft.

Es ist ein schauderhaft gelehrter Mann, nur hüte er sich vor dem Anfall des rüstigen Malers Hart-

mann, der vor einigen Jahren einen gelehrten Streit mit ihm hatte, wobei er, unter vielen witzigen Ausfallen, eine Rede des Kirchenvaters Tertullian gegen den Herrn Hofrath anwandte, in welcher jener, ich glaube von einem Ketzer, sagt, dafs er unter mehreren Lastern auch das der Malerei treibe. Es ist nämlich der Herr Hofrath nicht blos kritisirender, sondern auch zuweilen ausübender Künstler.

Die politischen Ereignisse bringen die Sachsen hier zur Verzweiflung, und müfste ich nicht innerlich lachen, so hätte ich mich schon oft geärgert, dafs ich nichts hören mufs als „Sachsen" und immer „Sachsen." Die Anhänger des Alten predigen auch vom Kriege, und hoffen, man werde dadurch die sogenannten Spoliationen dem Könige wiedererobern. Wo werden zu solch einem Siegen die Waffen geschliffen? — ? —

Sie können sich denken, was ich für Fragen über Wien zu bestehen habe. So sollte ich gestern der Cicerone aller der Figuren sein, die auf einem schlechten Wiener Kupferstiche die Versammlung der hohen Kongrefs-Häupter darstellen. Ich zeigte der Gesellschaft einen wohlgeputzten Herrn am Tische seitwärts stehend, und sagte, es sei der Hofrath Ritter von Gentz, der, wie Judas mit dem Geldsäckel, beim Tintenfasse von weitem stehe.

Wenn Sie mir einmal schreiben, so lassen Sie mich wissen, was Ihre Gesellschaft macht. Ich grüfse die Herren alle herzlichst. Humboldt, Gentz, Adam Müller u. s. w. Wie lebt Freund Wiesel? Ist er noch so beifsend witzig über die hohen Di-

plomaten? Er gehört wahrlich mit zum Kongreſs, wie die Lauge zum Waschen; er und der dicke Frankfurter, wie heiſst er denn gleich — Jassoy! — Dr. Bollmann wird von Tschernüscheff sein Memoire über Platina-Münze jetzt zurückhaben, es war im Kabinette des Kaisers, und ich konnte bei meiner Abreise es nicht kriegen, doch band ich es dem General auf die Seele. — Meine Hochachtung Herrn Geh. Staatsrath Stägemann, erhalten sie mich in seinem Gedächtnisse. Da meine Quasi-Vaterstadt Merseburg preuſsisch wird, so könnte ich ihm manche nicht unbedeutende Menschen empfehlen, doch mag ich nicht erscheinen, als feilschte ich mit der Gunst Ihres Freundes, und hüte mich vor dem Protegiren, doch wenn es die Rede ist, bin ich da.

Sagen Sie mir, wie wird es einmal mit dem Fürstenhause Anhalt? Sonst hatten die Schäkens nicht das *jus de non appellando*, der Rheinbund hat es Ihnen gegeben, und seitdem hat sich das Recht schlafen gelegt, wenn es gegen den Fürsten sprechen soll. Ich habe einen ewigen Prozeſs von funfzehntausend Thalern bei dem Reichskammergericht gegen Köthen gewonnen, und nun kann ich nicht vorwärts kommen. Fragen Sie einmal darüber zu seiner *Zeit*.

Vale et fave.

Nestle.

In †

An Frau von Varnhagen.

Paris, im März 1816.

Ihr freundliches Schreiben aus Frankfurt vom vorigen Monat hat mir viel Freude gemacht; ich danke Ihnen für die erneuerte Versicherung Ihrer Freundschaft, und verspreche nie wieder mit Ihnen ins Gericht zu gehen, wenn Sie auch Jahre lang nichts von sich hören lassen.

Was Sie mir, Freundin, von Ihrer Stimmung sagen, bestätigt mir die ungeduldige Spannung, welche die Zeit über jeden denkenden Kopf und jedes fühlende Herz verhängt. Allenthalben nur Anlage und Andeutung, nirgends Vollendung, nirgends Abschluſs. Nichts als unausgebautes Gemäuer, an das die Menschen, wie ziehende Schwalben, luftige Hütten hie und da anlehnen, um vor Wind und Wetter Schutz zu finden, da doch ein Schatz von Werkstücken, Schlössern und Festen auf dem errungenen Boden hätte aufgeführt werden können. Der Geist ermüdet an Projektiren, und ein Erfolg, an dem das Ungefähr den besten Theil hat, befriedigt nicht das selbstbewuſste Streben.

Mich ekelt an, was draufsen vorgeht, denn ich weifs, faules morsches Holz hält nicht; glänzt auch hie und da die Schale, so wirft doch endlich der Kern sie ab. Das Weltgericht rollt wie eine metallene Kugel über die Erde, und zerdrückt die Maulwurfshaufen, die der blinde Werkmeister unten in dem Loche für Berge über sich hält.

Das Gefühl, mit dem ich Ihnen diese Bemerkungen niederschreibe, hat mich von jeher angewandelt, wenn ich die Welthändel im Kleinen, oder die Geschichte meiner Zeit betrachtete, jetzt aber hat mich dieses Gefühl, wie der Rückfall in eine Fieberkrankheit, überwältigt, seitdem ich hier in Paris bin, dem Brennpunkt, in welchem seit langer Zeit sich die Strahlen der politischen Sonne brechen. Es ist durchaus etwas Kleines und Jämmerliches mit den Begebenheiten vor unseren Augen, höchstens nur glänzende Erscheinungen, zu denen sich die erfinderische Kleinlichkeit der Menschen Wege auf und ab bahnt, um auf der neuen Landstrafse mit allen Leidenschaften, Begierden und Lüsten einherzuziehen. — Die Welt ist nur grofs aus der Ferne, im Halbdunkel eigner phantastischer Beleuchtung, wie im Mondlichte eine Gegend mit ihren grofsen gewaltigen Massen, mit den scharfen Umrissen, kurz — mit dem beredten Schweigen. So mag die Grotte des Numa gewesen sein, in der ein weiser König den Plan der werdenden Gröfse seines Reichs schöpfte, jetzt aber will man nichts mehr wissen von dem, was Geist und Herz auf Bewufstsein und Gefühl zurückbringt. Alles ist offen und alltäglich, wie es die Französin „Frivolität" neckend auf- und zudeckt. Säle und Boudoirs sind jetzt der Schauplatz des Wirkens, und der Frechste ist der Meister. Daher auch nichts als Rücksichten und Verlegenheiten, nicht einmal tüchtige Raufe. Dieses Wesen ist gut für das christliche Serail der Höfe und Kabinete, allein wie will das dauern, da

die sieben Thürme des Respekts von dem Volke niedergerissen sind. Es braucht nur Einer recht keck und verwegen über die zerschlagenen Steine wegzuschreiten, und leicht kann die Menge dem Beispiele folgen. —

Wie ganz anders ist der Krieg! Herrisch, gebieterisch und verwegen, grofs und furchtbar durch sich selbst, in seinen herrischen Ausbrüchen ungezwungen und frei ohne fremden Schein; abgeschlossen in sich selbst, entwickelt er die eigne Kraft, und seine Jünger dürfen an Engeln und an Teufeln hinstreifen in dem muthigen Spiele mit der Menschheit, die doch niemals zur Besinnung kommt.

So, Freundin, regt und bewegt es sich in mir, das ist meine Politik, weil es mein Glauben ist. Wie es nun hier aber mit der eigentlichen Politik hergeht, das ist mir widrig, Ihnen, nach dem vorausgeschickten Glaubensbekenntnisse, zu sagen. Es summt und brummt einem hier ewig um die Ohren, man sieht ein Meer vor sich, auf dem sich die Wellen heben und brechen, und treibt sie der Sturm nicht, so thürmt sie die felsige Untiefe gegen einander. Wer will jeder schwankenden Bewegung folgen? das hiefse den Pulsschlag eines Tollhäuslers berechnen; genug, ich weifs, der Kerl ist toll und liegt an Ketten, weil am Ende die gesammten Quacksalber-Fakultät über ihn hergefallen ist, um dem Unfug, den er trieb, zu steuern. Dafs der Gefesselte los will, kann man sich von selbst denken, darum bewacht gut den Wüthenden, und vergefst

nie die böse Gemüthskrankheit, wenn er auch zuweilen hie und da einen von euch anlachte! —! —

Was Sie mir, Freundin, von Zukunft und Vergangenheit sagen, fühle ich Ihnen nach, ob ich es gleich nicht an meinem Leben abnahm, denn ich dränge mich immer mit Gewalt in die Gegenwart hinein, wie der Neugierige in ein Freitheater. Freilich schwelgt der Mensch gern in der Vergangenheit, und das Verlangen träumt sich mit Ungeduld in die Zukunft. Kaum dafs die Gegenwart, das Thier, in uns bleibt, mit seinen täglichen Bedürfnissen, und mit Leid und Freud, das daran hängt. Es entsteht daraus meistens eine Gemüthsunruhe, gegen die ich mich dadurch zu verwahren suche, dafs ich nur aus mir heraus lebe, nach einem Prinzip, das ich das Prinzip der Insular-Existenz nennen möchte. Ich tauche mitten unter den Menschen auf, und was von ihnen um mich herum geschieht, mufs an meinen Kreis anschiefsen, und durch die Lebensschwingung sich zum Ganzen verbinden, oder davon abspringen. So verkitten sich in der Bewegung die fremdartigen Theile, und fügen sich zu demselben Modell. Zerbrechen einmal die Jahre dieses Modell, so bleibt der innere Gufs wie an den ehernen Bildsäulen zurück, und die Freunde werden daran den Abdruck eines Selbst erkennen. Ich habe mehr Sehnen als Gehirn, darum will ich meine Jahre lieber durchleben als durchdenken. Doch dies wissen Sie alles besser, als ich es Ihnen sagen kann, von Ihrem Freunde, da Sie die vielfache Existenz in

denselben mit tausend Fäden aus dem zarten Gewebe Ihrer Seele umsponnen haben, und sie wie vertraute Geister einführen in die geheimsten Winkel eigenthümlichen Seins.

Wie geht das zu, wir machen einmal wieder nichts als „Geschäfte"! Hätte ich doch geglaubt, dafs ich den Seelenverkehr ganz vergessen hätte über die laufenden Geschäfte eines hiesigen russischen Amtes und über die Betäubung der Stadt. Allein es thut mir wohl, mich einmal auszuschwatzen, da ich hier immer schnatternd schweigen mufs, denn das undeutsche Plaudern sagt alles nichts. — Ich habe es auch satt, und gehe nach Ostern in die Ardennen, wo die russische Kavallerie kantonirt, ob es mir gleich freisteht, unter günstigen ökonomischen Verhältnissen die ganze Zeit unseres Aufenthalts in Frankreich hier in Paris *en place* zu bleiben. Das wissen die Leute, und bestürmen mich nun mit Fragen, in welchem Tollheitsanfall ich die Hauptstadt gegen die Departements vertauschen könne? — Wie unverständlich man den Menschen wird, wenn man es nicht auf ihre Art treibt! — Nicht wahr, Sie wissen, warum ich nicht immer in Paris bleiben mag? Kann man denn ewig auf brennendem Goldsande unter dem Glanze strahlender Sonne umherstolziren, wenn man nicht Erz, sondern ein Herz in der Brust hat? — Mir quillt das Herz zuweilen im Leibe auf, dafs ich es bis an die Luftröhre fühle, und dann schrumpft es wieder zusammen, dafs es tiefer liegt als der Magen. Dies alles sind konvulsivische Zustände, die nur als Ue-

hergänge reizen, aber durchaus bei mir nicht zur bleibenden Lebensgewohnheit werden können, weil ich mich nicht, wie eine Schnecke, in mein Haus verkriechen mag. Das Leben unter fremden Menschen, und in Verhältnissen, die nicht die meinigen sind, erscheint mir nur wie eine Aufgabe, die ich vorübergehend löse, als Formel mir behalte, und dann gern wieder zu meinen Gewohnheiten zurückkehre, die ich bei den Soldaten finde. So will ich denn auch den Sommer auf einem Dorfe mit meinem Obristen leben, will mir die Zunge zum Russischen einrenken, und meinen Kameraden zeigen, dafs die eigenthümliche Freiheit weder durch Blumen noch durch eiserne Ketten gefesselt wird. — Doch was werde ich den Menschen zeigen? — Wir nehmen von einander nichts ab, als die äufsere Form, und als Fremder mufs ich die meinige der ihrigen anpassen, da bleibt man am leichtesten für sich bequem und Andre.

Pauline, sagen Sie mir, hat Ihnen alles erzählt; das gefällt mir von ihr, es ist ein Beleg zu ihrem Leben. Diese Frau ist durch ihre starke körperliche und geistige Constitution der antiken Freimüthigkeit verfallen. Ihr Geist bewegt sich leicht in allen Schwingungen, und ihr Blut säumt nicht, die Verschiedenheit der Geschlechter anzudeuten. Diese Pauline ist eine wahrhafte Erscheinung der weiblichen Urgestalt, und ist in der Welt so gewaltig verzerrt worden wegen dem Widerspruche mit der Convenienz, den zuweilen Verhältnisse, öfter aber noch ihr guter Muth hervorgerufen hat. Das An-

tike ihrer Natur spricht sich in dieser Pauline vorzüglich durch die wahrhaft gutmüthige Ironie aus, mit der sie das äufsere und innere Leben behandelt, oder vielmehr das fremde und eigne.]

Auguste ist todt für mich. Welche Kindlichkeit ist in dieser Frau untergegangen! — Ich habe diese Frau in einer Zeit gekannt, wo ich zwischen Ruhm und Liebe schwankte, und wo ich glücklicher war, als ich je sein kann, denn ich besafs die Liebe, und ahndete nur den Ruhm. Zeit und augenblickliche Widerwärtigkeiten übten damals eine böse Gewalt über mich aus, und entfremdeten mich der lieben Auguste, die das Schicksal dadurch an mir rächte, dafs sie mich mit der Tücke weiblicher Koketterie verlassen mufste, gerade als ich ihr am herzlichsten zugethan war. — Ich habe mir nachher, bei ruhigem Blut, das alles überdacht, und mir zum Trost gesagt, dafs ein irrender Ritter der neuern Zeit keiner bleibenden Liebe angehören kann.

Nachdem ich Ihnen von Augusten gesprochen, mag ich Ihnen nichts von den hiesigen Weibern sagen. — Sie finden in diesem Geschlecht die Grundzüge aller modernen Verderbnifs. Ausnahmen abgerechnet, die nicht die Regel bestimmen, giebt es hier nur Eine Triebfeder, — die Eitelkeit. Spiegel, Boudoirs, Schals, Roben und Juwelen, haben die Seelen erdrückt in den weiblichen Leibern, und wer zahlt, wird zugelassen. — Was man verlangt, wird gereicht, und der Getäuschte wird in wenig Tagen durch alle Kapitel einer Liebesgeschichte durchgezogen, in welcher der männliche Stolz sich zum

Helden träumt, so lange das rollende Geld ihm schlummern läfst auf den weichen Kissen der Freude. Schliefsen Sie nicht aus dem Pathos meiner Rede, dafs ich nach eigner Krankung philosophire. Die Eitelkeit hat mir nie das Bewufstsein genommen, und darum hab' ich gleich gemerkt, was Andre später merken. Doch wer geht hier in Paris nicht unter? Für dieses Feuer kenne ich keinen Salamander, und darinnen nur liegt die Gewalt von Frankreich. Jeder Fremdling verfällt der reizenden Verderbnifs der Hauptstadt des Verbrechens. — Die Resultate, welche dadurch seit Menschengedenken Frankreich im Grofsen erreicht hat, zählt die Weltgeschichte auf, doch wie diese Resultate sich im Einzelnen gestalten, davon könnte ich Ihnen viel vorerzählen, wenn der Brief nicht zu lang würde. —

Ich grüfse herzlich Varnhagen, an den ich jetzt nicht schreibe, weil man Mann und Frau nicht zugleich in Anspruch nehmen darf. — Als mein guter Freund will er mich unter den Zeitgenossen figuriren sehen. Ich danke ihm diesen Liebesdienst, doch bitten Sie ihn, mich ja vergessen zu lassen. — Ich bin höchstens im Vorbeiziehen anzuschauen, aber zu schreiben ist durchaus nichts von mir. Wie wollen Sie das schwankende Bild meines Lebens hinstellen vor den Menschen, welche sich an einzelnen äufsern Erscheinungen festhalten? Der Stamm, um den, verbergend, die Gestalten meiner Jahre flattern, mufs erst emporgeschossen sein, um ihn der Welt zu zeigen, und ein Bild zu entwerfen,

an dem regelmäfsig Schatten und Licht nachzuweisen ist. Der Mensch ringt mit Widersprüchen, und mufs bald rechts und bald links ausbiegen, wenn er auf der Heerstrafse des Lebens einherzieht. Wer wollte den Schlingegängen zusehen, ehe die Wanderschaft ein Ziel erreicht? Dies ist ein Geschäft für Freunde, die gern vermitteln, wo die Welt straft, aber nicht für das Publikum. Die besseren „Zeitgenossen" mögen sich mit demselben abfinden, ich lebe für mich, und für die, welche mich kennen, — und suche für die Welt zu sterben; doch bis dahin ist's noch Zeit. —

Nun leben Sie endlich wohl, das heifst „Geschäfte machen"! —! —

Nostiz.

Einen Gruſs an Paulinen, sie mag mir einmal schreiben aus ihren Bergen —.

e. †

An Varnhagen von Ense.

Polen, in einem Lumpennest, Krasnostatt genannt, unweit Lublin, im Monat August 1834.

Gerade nach einem Jahre, weniger sieben Tage, habe ich Buch und Brief von Ihnen erhalten. Der diplomatische Weg war lang, aber sicher, wie dies oft der Fall. Haben Sie herzlichen Dank, alter Freund, dafs Sie meiner gedacht in Ihrem Schmerze. Wer zu einer solchen Zeit des weit Entfernten denkt, der trägt ihn irgendwo im Herzen. Rahel's Denkbuch ist mir von Ihnen ein werthes Geschenk, doch

nichts Neues. Ich las die Anzeige in der Berliner Staatszeitung, und erfuhr dabei zugleich, zu meinem wahren Schmerze, dafs die Briefstellerin nicht mehr lebe. Eine Warschauer Buchhandlung verschrieb mir das Buch, und nun habe ich es doppelt, gebe es aber darum nicht einmal weg.

Das sind herrliche Briefe, aus denen ein jeder das Seine herausliest. Sie war so reich an Geist und Herz, dafs sie für jeden hatte, und Allen mit Wohlwollen gab. Das können nur Frauen! —

Für mich haben Rahel's Briefe noch einen ganz besondern Reiz wegen des Anklanges von früheren Zeiten. Ich stofse darinnen oft auf ganz eigenthümliche Worte, die nur ihr angehörten. Ich erinnere mich der Zeit, wo ich diese Worte von ihr selbst gehört, und die Vergangenheit von mehr als zwanzig Jahren steht wie gestern vor mir. Todte und Verschollene treten vor mich, und ich selbst bin mit den Herbeigezauberten, was ich ehemals war; ich werde jung in den kleinsten Erinnerungen. Wer sein Leben nur rhapsodisch verbraucht, kennt allein die Magie solcher Eindrücke. Menschen und Zeiten liegen vor mir schichtenweise, nichts reiht sich aneinander durch allmählige Uebergänge, die das Schroffe, das Abgerissene ausgleichen. Klüfte und Berge überschreitend, habe ich das Bestandene abgeschnitten, und das zu Bestehende als ein Fremdling angetreten, nichts mit mir nehmend in's neue Leben, als mich selbst. Darum steht das Alte stückweise hinter mir mit Staub bedeckt, wie jedes Ding, das man weggelegt hat. Findet sich nun eine zarte

und doch feste Hand, die den Vorhang hebt über das Vergangene, so lebt eine Welt vor mir auf, in der ich meine Jugend wiederfinde mit allem was sie Wildes und Frohes hatte.

Sie fragen mich, ob ich Briefe von Rahel habe. Ihr Andenken habe ich frisch bewahrt, ein Zeichen desselben habe ich aber nicht.

Nun was machen Sie, guter Varnhagen? Nach Convenienz sollte ich das nicht fragen. Sie haben einen grofsen, einen unersetzlichen Verlust erlitten, und fühlen um sich nur Leere und Oede. Doch die Zeit füllt alle Spalten aus, und leimt die Risse zusammen. Freilich nur Flickwerk, aber gerade fest und gut genug zum Gebrauch. Bewahren Sie auch gleich das Andenken an Ihre selige Frau in treuem Herzen, so hat das Leben Ihnen noch Manches zu bieten, und ich wünsche Ihnen von allen Gaben die, welche Ihnen am liebsten sein kann. Wollen Sie nun noch wissen, wie es um mich steht? denn nach langen Jahren des Zusammentreffens, wenn auch nur schriftlich, ist man seinen Freunden Rechenschaft schuldig.

Ich bin dreiundfunfzig Jahr alt, das beantwortet viele Fragen, jedoch noch frisch an Körper und ziemlich munter an Seele. Diene meinem Kaiser und Herrn mit Ergebenheit, und erfreue mich seiner allerhöchsten Gnade. Es thut mir wohl, in dieser verwirrten Zeit einen sichern Anhalt zu haben, und nicht jedem ist es so wohl geworden, nach dem Verluste des angeborenen Vaterlands ein neues zu finden, und alle die Bande anzuknüpfen,

an denen der Mensch sicher vor Anker liegt. Ich habe eine gute, verständige Frau, eine Russin, einen Knaben von zehn Jahren, der aller Welt keck in's Gesicht sieht, und ein Mädchen von acht Jahren, die vielleicht schön wird, architektonisch, wie ich glaube, dafs es weiland Schlegel definirte, wenn man Frauen *belles femmes* nennt. Der Besitz, wie Sie sich vielleicht erinnern mögen, war mir nie günstig, und ist es auch jetzt nicht. Das kommt daher, weil an mir alles Ererbte untergegangen, und ich mit Mühe, und Schweifs das Neue habe erringen müssen. Nun aber ist Geld und Gut nicht jedes Kampfes Ziel. —

Jetzt steh ich in Polen, der alten Polterkammer, in der es mir nicht wohl zu Muthe ist Möchte gern bald nach Rufsland, wo ich Leute kenne, hier aber mag ich niemand kennen lernen. — Mein Kriegshandwerk liebe ich noch wie ehedem, es ist die Bestimmung meines Lebens, und wenn ich das Tagewerk treibe, wie jedes Geschäft betrieben sein will, mit Eifer und Gepolter, so glaube ich doch dem Dinge etwas Höheres, etwas Sinnigeres abgelernt zu haben. — Ob wir gleich früher Franzosen, später aber Türken, und vorzüglich den Polen die Haut stigmatisirt, so möchte ich noch gern einen Zug mitmachen, denn die alte Kriegslust lebt immer in mir fort, und ich lulle bei dieser Hoffnung Aerger und Langeweile ein, deren man nicht zu jeder Zeit Herr werden kann.

Nun, Freund, so viel von mir, gerade genug, um achtzehn Jahre auszufüllen, in denen wir uns

nicht gesehen; aber nicht fremd geworden sind. Noch etwas auf Veranlassung Rahel's vortrefflicher Briefe! Ich finde darinnen so Viele, die mir unter mancherlei Beziehungen werth sind. Vor allen Auguste, wie geht es ihr? — Findet sich eine Gelegenheit, so grüfsen Sie herzlichst und innigst die Freundin von mir. Sie ist ein Stern in meinem Leben, der nie untergeht. — Robert, wenn er sich meiner noch erinnert, sei freundlichst von mir gegrüfst, so wie auch Fürst Pückler. Man sagt, er habe mit vielem Kunstsinn in seinem Muskau der Natur aufgeholfen, und einen grofsartigen Park angelegt. Das Englische sprach schon den Knaben auf dem Pädagogium an, und seine Briefe beweisen, wie das Land ihn beschäftigt. — Sehn Sie Pfuel, so grüfsen Sie ihn herzlich von mir. Es ist ein Kolofs, der mit einem Fufs den Jura, und mit dem andern den Rhein berührt. — Schreiben Sie an Tettenborn, so grüfsen Sie ihn auch von mir. Ich mag an meine alten Freunde keine Bettelbriefe um Erinnerung schreiben, habe auch nicht immer Zeit und Gelegenheit dazu, darum bin ich ihnen aufser Gesicht gekommen, möchte aber doch nicht ganz vergessen sein. Beurtheilen Sie darnach den Werth, den ich auf das Zeichen Ihres Andenkens gelegt.

Nostiz.

Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn.

Dorothea von Schlegel gehört in jedem Betracht zu den ausgezeichneten Frauen unseres Zeitalters. Wer Geistesbildung, Herzensgüte und Frömmigkeit zu würdigen weifs, wer die Eigenthümlichkeiten eines Lebensganges aufzufassen versteht, in welchem das Zeitalter mächtig wiederstrahlt, und doch die Vorsehung auch die Irrwege wieder zu dem rechten Ziel einlenkt, — der wird unsrem Ausdrucke mit vollem Herzen beipflichten, und der Hingeschiedenen seine warme Theilnahme nicht versagen. Ein Nekrolog in No. 241 (1839) der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der Vermuthung nach von der Hand Helmines von Chezy, hat ein mit Liebe gezeichnetes Bild aufgestellt, dem vielleicht hier und da ein stärkerer Strich zu wünschen wäre, auch möchten einige unrichtige Züge zu tilgen sein. Dagegen müssen wir eine andere Frau, die in No. 275 derselben Zeitung gegen dieses Bild auftritt, und indem sie mit hochklingenden Worten über Frauenwerth und Frauenbestimmung so prahlerisch als engherzig sich vernehmen läfst, zugleich die Anmafsung hat, über Bettina, Rahel und Dorothea, so wie

über Mendelssohn und Gentz, und über Zeit und Sitte im Allgemeinen abzusprechen, dabei sich erdreistet, Fichte's Sätze anzuführen (von dem sie gerade über Dorothea persönlich, und über ihre Verhältnisse ganz andere Worte hätte beibringen können) — diese Frau müssen wir geradezu an den Kochlöffel oder Strickstrumpf verweisen, vorausgesetzt, dafs sie mit diesen umzugehen versteht, — aber auch an das erste beste Religionsbuch verweisen wir sie, damit sie daraus — besser als aus Fichte's starrem Naturrecht — lerne, wie das Christenthum Gesetz und Liebe vereint, und diejenigen, die den Schuldigen steinigen wollen, auf die eigne Schuld verweist. Wir theilen hier einige Briefe von Dorothea von Schlegel mit, welche schon deshalb merkwürdig sind, weil sie die Gegensätze der früheren Lebensperiode mit der späteren scharf nebeneinanderstellen, das Heidnisch-Romantische der jugendlichen Bewegungen, das Kirchlich-Religiöse der späteren Altersruhe. Ueberdies wird jedermann gestehen, dafs diese Briefe, was die natürliche Grazie des Stils und die Wärme und Leichtigkeit des Ausdrucks betrifft, mit zu den besten gehören, die wir in dieser Art besitzen.

---

n. †

An Frau von Varnhagen, in Berlin.

Jena, den 18. November 1799.

Ich wollte, Sie hätten die Briefe bekommen, die ich Ihnen recht eigentlich und im ganzen Ernst im Herzen adressirte, so hätte ich ein gutes Gewis-

sen. Das schlechte Gewissen will ich aber auch nicht länger behalten. — Es geht mir hier gut, meine Freundin. Wie Sie richtig bemerkt haben, ich verlange nichts weiter, als vergnügt zu sein! Wäre ich's nun hier nicht, so könnte mir nimmer geholfen werden. Wie sollte mir nicht wohl sein? wenn auch nur in dieser einzigen Rücksicht, dafs ich mit keinen Menschen umgeben bin, die blos das zu schätzen wissen, was ihnen durch Tradition als schätzbar bekannt ist, sondern: hier steht ein jeder seinen Mann! — Und mit welchen Menschen lebe ich? In den sechs Wochen, die ich nun hier bin, habe ich noch nicht ein einziges Wort gehört, das mir eine unangenehme Empfindung gemacht hätte. Mit Karolinen*) bin ich sehr zufrieden, ich stehe mit ihr aufs beste, und das ist nicht so etwas Leichtes; denn sie schmeichelt nicht ein einziges Mal, und thut dergleichen nie aus reiner Gefälligkeit, ich mufste also von ihrer Seite eine etwas scharfe Prüfung ausstehen, eh' sie mir gut ward, freundlich war sie aber von Anfang an. Was mir aber sehr schätzbar an ihr ist, das ist ihre zwar etwas harte, aber immer brave Gradheit und Aufrichtigkeit. So urtheilt sie auch über jedes Werk der Kunst und über alles ganz dreist; was aber von Andern arrogant wäre, liegt bei ihr in der Unbefangenheit und unbesonnenen Rücksichtslosigkeit ihres Karakters. Sie ist wirklich recht sehr brav, und jedes Gute an

*) Wilh. Schlegel's erste Frau, geb. Michaelis aus Göttingen, nachherige Schelling.

jedem Menschen steht bei ihr am rechten Ort angeschrieben. Sie hat zwar eine sehr hohe Meinung von sich, eigentlich sollte aber jeder rechtliche Mensch diese von sich haben, besonders wenn sie so neben der Gerechtigkeit für jedes fremde Verdienst steht, als bei Karolinen, und so ganz naiv sich bei jeder Gelegenheit zeigt, und niemals die hohe Meinung über sich selbst im Herzen versteckt, während sie eine für einen Andern erheuchelt. Man ifst auch in ihrem Hause sehr gut, sie macht die Wirthin sehr gut und mit einem leichten Anstand, wie sie sich aber in einem fremden Hause, mit ihrer dreisten Zuversichtlichkeit, und ihrem unbekümmerten Wesen ausnehmen möchte, ist schwer zu sagen; etwas sauer möchte sie es einem wohl machen, ihre Wirthin zu sein! Ich bin ihr aber recht gut geworden, und setze das unumschränkteste Zutrauen in sie. Sehr hübsch ist es, wie diese Frau ihre Jugend so erhält, sowohl körperlich als geistig. Was Sie mir von ihrer Koketterie gegen Wilh. Schlegel sagten, gab mir gleich anfangs die Vermuthung, dafs sie ihn nicht liebt, wovon ich nun die völlige Ueberzeugung habe. —

Hardenberg (Novalis) habe ich gesehen, er war einige Tage hier, und die Anschauung seiner Persönlichkeit hat es mir erklärt, warum er einst Ihrer Aufmerksamkeit entging; seine Freunde behaupten, er hätte sich zu seinem Nachtheil verändert; ich behaupte aber, gemein wird man nicht, das wird einem angeboren.

Und nun zuletzt: Ein heller Punkt in meinem

Lebenslauf! Göthe habe ich gesehen! und nicht blos gesehen; er ist mit mir und den beiden Schlegel's wohl eine gute halbe Stunde spazieren gegangen; hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüfst, als mein Name genannt wurde, und sich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen grofsen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein grofser, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückschreckenden Wesen, das man so allenthalben von ihm sich erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angst grofs war, so nahm sie doch sehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewisses schwesterliches Vertrauen in ihn. Ewig schade ist es, dafs er so korpulent wird, das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er so neben mir her ging, und freundlich redete, da verglich ich seine Person mit allen seinen Werken, die mir von ihm in der Eil einfielen, und da habe ich gefunden, dafs er dem Meister, und dem Hermann, am meisten ähnlich sieht, am allerwenigsten konnte ich aber den Faust in ihm finden. Alles andre aber ganz deutlich, die vermischten Gedichte, Tasso, Egmont, Werther, Götz, Elegieen, überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in seinen letzten Sachen ward mir klar! — Er geht zu niemand, als zu Schiller, dessen Frau sehr krank ist; die Schlegel macht mir aber doch Hoffnung, dafs er einmal ein Soupé an-

nehmen wird. Wenn es geschieht, so sollen Sie davon hören. Denn Sie, meine Liebe, verdienten eigentlich mit dabei zu sein! — Hier haben Sie nun meine Freuden, die ich Ihnen gern noch weit ausführlicher mittheilte, aber ich darf nur wenig Zeit an die Korrespondenz mit meinen Freunden wenden, ich mufs, so viel mir meine noch immer wankende Gesundheit erlaubt, arbeiten. —

Dorothea.

5. †
An Dieselbe, in Berlin.

Jena, den 23. Januar 1800.

Wenn Sie böse wären, liebe Rahel, hätte ich es verdient, und ich wüfste nichts zu meiner Rechtfertigung zu sagen. Sie wissen aber, wie es so hergeht, nicht allein in der Gesellschaft vernachlässigt man die besten Menschen, weil man sich darauf verläfst, dafs diese sich am ersten zu helfen wissen werden, es geht mit den Briefen eben so; an alle Hundsvötter schreibe ich, weil ich mich immer fürchte, sie nehmen es übel, und thun mir hernach etwas; aber Sie, Liebe, habe ich mich gar nicht gescheut, zu vernachläfsigen. Nichts desto weniger ist mir die Correspondenz mit Ihnen die allerangenehmste und erfreulichste unter allen; und Ihr Brief allein hat mir unter allen, die ich hier empfing, die unvermischteste Freude gemacht. Wie geht es Ihnen, Liebe? Ich bitte Sie, erzählen Sie mir etwas von sich, von Ihren Freuden und Leiden! Nehmen Sie es nicht allzu genau mit meinen Antworten, es

wäre doch eine himmlische Güte, wenn Sie ohne meine Antwort abzuwarten, noch einmal geschrieben hätten. Denn wie ich zu thun habe, können Sie kaum glauben, aber wollte Gott, Sie wären hier, und sähen es selbst. Die Geschäfte ungerechnet, deren ich manche habe, auch die schöne Geselligkeit kostet viel schöne Zeit. Erzählen Sie mir etwas von der Oper. Was gab's für Opern? Ist die Marchetti in Wochen gewesen? hat sie gesungen? Hat die Unzelmann schon ein Benefiz gehabt? Und Fleck auch schon? und was gab's? Ich lebe auch hier recht vergnügt, und werde alle Tage klüger und geschickter. Wer es aber bei diesen und mit diesen Menschen nicht werden wollte, müfste von Stein und Eisen sein. Ein solches ewiges Conzert von Witz und Poesie, und Kunst und Wissenschaft, wie mich hier umgiebt, kann einem die ganze übrige Welt, und besonders das, was die übrige Welt Freuden nennt, leicht vergessen machen. Ich komme aber wieder nach Berlin, weil ich mufs, ob ich aber schon zu Ostern, oder erst gegen Ende des Sommers kommen werde, das hängt noch von der Madame Ernst*) ab, die gegen Ostern herkommt: wenn diese nach gemachter Bekanntschaft mit mir meint, dafs ich in Dresden existiren kann, so werde ich mich erst in Dresden ein paar Monate aufhalten, ehe ich wieder nach Berlin komme. Wenn es aber nicht angeht, so komme ich früh wieder, und sehe dann zu, was im Sommer etwa für mich

*) Schlegel's Schwester.

zu thun sein wird. Zum künftigen Winter leben wir aber alle (und wahrscheinlich Wilhelms*) auch) in Berlin. Lassen Sie aber sowohl meinen Plan nach Dresden, als den von W. in Berlin ein Geheimnifs bleiben. Man klatscht so viel über uns, dafs wir mit unseren Unternehmungen so viel als möglich an uns halten wollen. Sie werden es gewifs Niemand sagen. Liebe, haben Sie noch nicht wieder an Ihren Plan, mit mir zusammen zu leben, gedacht? oder ist es Ihnen etwa wieder leid geworden? oder halten Sie ihn für unausführbar? Ich schmeichle mir noch immer damit, dafs etwas daraus werden könnte; nur halten Sie ihn selbst nicht für unmöglich. Je mehr ich Sie, je mehr ich mich selbst kennen lerne, desto mehr bin ich überzeugt, dafs wir gut zusammen fertig werden. Ich sehne mich recht darnach, Sie einmal wieder zu sprechen. Liebe, sind Sie noch traurig? hat sich nichts in Ihrem Schicksal zu Ihrem Glück verändert? Werden Sie nicht überdrüssig, mich in Ihrem Gemüthe lesen zu lassen, wenn ich auch nicht helfen kann, so bin ich's doch werth.

Sie wollen Karoline Schlegel**) nicht für hart erkennen? Darin haben Sie nun geirrt, und hätten Sie auch sonst niemals geirrt. Hart, hart wie Stein, wir Beide, Sie und ich, meine Liebe, wir sind sammetweich gegen Karoline! Sie kann übrigens recht liebenswürdig sein, wenn sie will! aber sie

*) A. W. v. Schlegel.

**) Wilhelm Schlegel's erste Frau.

mufs nicht! Nein, Liebe, sie hat unendliche Vorzüge vor die meisten Frauen, in andern steht sie wieder ganz mit den meisten auf demselben Grad; in der Kieselharte sucht sie aber ihres gleichen, und wie Ihnen das entgehen konnte, ist mir unbegreiflich. Ueber die kleine grofse Auguste Böhmer*) sagten Sie mir einmal sehr wahre Worte. Aber sie ist doch eine schöne Natur, es ist Schade, dafs nichts mehr aus ihr wird. Ihre Stimme wird auch zu Grunde gehen, sie hat hier keine Gelegenheit, etwas zu lernen, und hat sich eine Menge falscher Manieren angewöhnt; aber ich wünschte recht, dafs sie einmal nach Berlin käme, um etwas ordentliches zu hören, und zu lernen, denn sie hat für ihr Alter eine seltene und starke Stimme. Je länger ich hier bin, desto liebevoller und zutraulicher wird mir begegnet, und meine stolze Demuth ist mir zugleich ein undurchdringliches Schild gegen kalten Egoismus. So vornehm, so fein, so still treu und liebend, wie Friedrich**), ist keiner mehr! und den göttlichsten Verstand hat er obenein. Ueber das Sonett gegen Merkel***) mufs ich Ihnen noch ein

---

*) Auguste Böhmer, die Stieftochter Wilhelm Schlegel's, auf deren frühen, in blühender Jugend durch falsche Behandlung herbeigeführten Tod — im Bade zu Borklet 1801 — er die schönen „Todtenopfer" gedichtet, die eine der Zierden des Schlegel-Tieck'schen Musen-Almanachs sind.

**) Friedrich Schlegel.

***) Das von Rahel getadelte, hier aber von Dorothea vertheidigte Spottsonett gegen Merkel war von Bern-

paar Worte sagen, so alt es auch schon ist. Keinem soll etwas darüber gesagt werden, aber Ihnen. Sie, Liebe, dürfen nicht mit der Menge und wie die Menge urtheilen. Sehen Sie, dieses Sonett ist ein Kunstwerk, das erste Sonett in dieser Manier, was die Deutschen haben, die Italiener nennen es ein geschwänztes Sonett, es ist vollkommen rein im Rythmus, und ausgearbeitet. Sehen Sie, schon als Kunstwerk ist es also von einem Werth, dessen

---

hardi verfaßt, erschien einzeln gedruckt, wurde vielfältig ausgetheilt, und machte in Berlin, wie überhaupt in der litterarischen Welt, großen Rumor. Gewiß ist, daß bei den jungen Leuten der kleine, beißige Kritiker durch diese Knittelverse für erschlagen galt. Die Wortspiele wären an der Tagesordnung, und Bernhardi trieb sie aufs äußerste. Hier ist das Sonett, als litterarische Merkwürdigkeit jener Zeit:

Ein Knecht, hast für die Knechte du geschrieben;
Ein Samojede, für die Samojeden.
Du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist dein eigner Geist leibeigen blieben.

Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst du dich entblöden?
In Kneipen, Klubs, Merkuren, deine schnöden
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?

Dir ist es Freiheit, frei und frank zu klatschen:
Dir Charité, sie selbst noch auszumerkeln;
Genie, in Hennings Genius dich zu betten.

Kamst du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen:
Rückkehr' ins Vaterland, um da zu ferkeln!

Journale, fürchtet Merkel'n!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur;
Schon ward Merkur durch ihn zum Merkelnur

sich kein Gegner so bald rühmen wird. Alsdann sagen Sie, es wäre keine Kunst, auf den Namen zu schimpfen und zu reimen. Allerdings ist es eine Kunst, wie es hier geschehen ist; man kann bald Flegel auf Schlegel reimen, das ist freilich einleuchtend, aber es ist weder wahr noch witzig. Eine jede Zeile des Sonetts aber, und alles schmähliche, was sich auf den Namen reimt, sind nicht blofse Reime; sondern es sind eben so viel witzige Einfälle und Thatsachen, Facta. Also sehen Sie wohl den Unterschied ein. Meinen Sie, Schlegels fürchten eine witzige Replik? Geben die Götter, dafs es einem unter den vielen gelänge, ein eben so witziges Sonett auf ihren Namen, mit jedem beliebigen Reim zu machen, so würden sie die ersten sein, dem Verfasser als Freund und Bruder freundlich und mit offenen Armen entgegen zu gehen, und als einen der ihrigen zu bewillkommnen. Sie glauben auch Schlegels wären *agresseurs*, auch darin meine Liebe, sind Sie falsch berichtet. Sie hätten wenig Freude daran, einen so armseligen, kleinen Wicht, wie Merkel ist, anzugreifen, der auf keine Weise ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würde, wenn er sich nicht höchst unnütz, und was man nennt, mausig gemacht hätte. Der kleine Herr hat es sich angelegen sein lassen, in allen Gesellschaften Schlegels zu verläumden, und höchst boshafterweise auszustreun, der Herzog von Weimar hätte ihnen verboten, seine Schriftsteller in Weimar etwas zu thun; wie kindisch und albern wäre es vom Herzog, wenn es wahr wäre, und wie

boshaft und dumm ist es vom Merkel, nun es nicht wahr ist. Ueberhaupt geht es so: man glaubt immer Schlegels fangen an, weil ihre Sachen gelesen und allgemein bekannt werden, die Schufterlis aber bleiben unbekannt, und diese sind jedesmal Anfänger. — Doch was liegt daran, die Wahrheit wird doch durchdringen. Sie aber, Liebe, müssen nicht im Irrthum bleiben, darum habe ich riskirt, Ihnen Langeweile zu machen. Gestehen Sie mir, dafs Schlegels wohl Recht haben müssen, schon darum, weil unter alle dem Zeuge, das jetzt gegen sie erscheint, doch auch nicht ein einziges gescheutes Wort gesagt ist! nichts, was sie nicht höchlich verachten müfsten. Was ist z. B. gegen die Lucinde anders als verworfene Pöbeleien gesagt worden? da doch hier offenes Feld genug zum witzigen Tadel und zum billigen Lob war. Leben Sie wohl, die Post will wirklich abgehen. Gedenken Sie meiner und theilen Sie mit. Adieu die Ihrige.

Grüfsen Sie Ihre Nächsten. — Von Brinckmann habe ich gehört, er käme *chemin faisant* nach Berlin. Wo in aller Welt kann man hin wollen, wenn man von Paris *chemin faisant* nach Berlin kömmt? Ich möchte ihn doch gern wiedersehen.

Dorothea.

e.†

An Frau von Varnhagen, in Berlin.

Jena, den 28sten April 1800.

Kommen Sie, liebes gutes Kind! Sie sind uns Allen hier (den Gutgesinnten) herzlich willkommen, und wir sehen es als eine Ihrer gröfsten Gefällig-

keiten an, wenn Sie Ihren Plan wirklich ins Werk setzen, nicht blos davon träumen lassen. Carolinen finden Sie wahrscheinlich nicht mehr, sie geht (*soit dit entre nous*) mit Schelling ab. Nach allem, was ich Ihnen mündlich erzählen werde, sollen Sie sich gewifs mehr darüber freuen, sie nicht zu finden, als grämen. Desto mehr sind Sie einer rücksichtslosen, absichtslosen, freimüthigen, offnen Aufnahme von uns Andern gewifs. Charlotte Ernst wird künftigen Monat aus Dresden hier erwartet. Sie kennen Sie, und ich freue mich auf ihre Bekanntschaft. Ich bleibe hier, so lange Sie wollen. — Line bringen Sie mit, ein Bedienter wäre Ihnen aber wahrscheinlich ganz überflüssig, weil der grofse Artikel des Schickens hier wegfällt. — Wenn Caroline erst weg ist, übernehme ich die Haushaltung, wenigstens bis Johannis: was wir hernach Alle anfangen, ob wir bis Michaelis hier bleiben, oder nach einem Bade reisen, das wollen wir gemeinschaftlich und mündlich ausmachen. Schreiben Sie mir gleich, ob ich Ihnen eine möblirte Wohnung miethen soll? Es giebt recht artige Gartenwohnungen hier, schreiben Sie nur, wie viel Piecen Sie verlangen, und wie hoch ich gehen darf?

Nur thun Sie Verzicht auf alle andere Zerstreuungen und Vergnügungen: als Kunst, Poesie, Witz, eine liebliche mannigfaltige Natur, und den liebenswürdigsten Frühling, den sich Ihre Einbildung je malte! Grünsammtne Teppiche die sanften Berge hinan mit Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln gestickt, und tausend wohlriechenden Kräutern

durchwirkt; alle Bäume in der glorreichsten Blüthe; Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weiden, wie ich sie noch gar nicht kannte, deren Blüthe wie Orange riecht, stehen allenthalben auf allen Wiesen und Bergen. Der lebhaft rauschende Flufs wie ein Spiegel hell; warm vom Morgen bis wieder zum Morgen, eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert, und auf den Bergen wie eine Decke ruht; zur Veränderung einmal ein paar Stunden des wärmsten wohlthätigsten Regens; ein Grün, von dem die Berliner keinen Begriff, nein, keinen Begriff haben, — das ist es, was ich Ihnen allenfalls hier versprechen kann. Es ist für mich eine nagelneue Erfahrung, dafs es einen Frühling wirklich und wahrhaftig auf Erden giebt. Kommen Sie nur! —

Friedrich der Göttliche ist diesen Morgen zu Vater Goethe, oder Gott dem Vater, nach Weimar gewandert; sonst hätte er Ihnen eigenhändig seine Freude über Ihren Vorsatz bezeigt. Ich thue es aber in seinem Namen, und grüfse Sie von ihm des freundlichsten.

August Wilhelm grüfst Sie herzlich. Er erinnert sich (so hat er mir aufgetragen) mit vielem Vergnügen der mit Ihnen verlebten Tage in Dresden. So schön kann er es Ihnen hier nicht versprechen, aber er will Sie weit und breit herumführen, und Ihnen zeigen und geben, was der Herzog und die Universität vermag. Eleganz und Pracht, meint er weiter, müfsten Sie freilich zurücklassen, oder vielmehr hier nicht erwarten; denn Jena an

sich ist ein Lumpennest, meint er; doch, meint er, wenn Sie nur brav Geld mitbringen, so soll es doch schon gehen. Alles dies hat er mir in die Feder diktirt. — Werden Sie kommen?

Dorothea.

d.†

An Dieselbe, in Baden.

Frankfurt a M, den 7ten August 1816

Meine sehr liebe Freundinn! Ich freue mich von Herzen über die Hoffnung, Sie nun recht bald, wenn auch nur auf kurze Zeit, wiederzusehen. Man gewinnt doch immer an Zuversicht und Zutrauen zur Zukunft, wenn man sich wiedersieht, darum haben auch die hiesigen Gegenden einen ganz eigenen Reiz, dafs die Entfernungen nicht so grofs, nicht so trostlos sind, wie in den grofsen Reichen.

Vorige Woche haben wir eine kleine Reise in's Rheingau gemacht; wir waren drei Tage aus, haben den Rhein wiedergesehen, o mit welchem Vergnügen! wie man einen Bruder, einen herzlich theuren Freund wiedersieht, mit klopfenden Herzen und glühenden Wangen. Das Gefühl der Heimath, das man sich nicht erkaufen, und nicht auraisoniren kann, habe ich nirgend noch gefunden, als an den Ufern dieses lieben Stroms, „Herzblut Germania's" nennt ihn Graf Stolberg. Es ist auch wahr! wenn man ihn so stark, so gleichmüthig und ernst fliefsen sieht, heiteres liebes Leben gebend und erhaltend, so meint man, es müsse die Pulsader des Landes sein, die zum Herzen führt, und davon herkommt. Bis Rüdesheim kamen wir. Liebe! denken Sie sich doch

etwas aus, wie wir einmal die Reise auf dem Rhein zusammen machen könnten; vielleicht läfst es sich mit Ihrem Vorschlag, zusammen nach Strafsburg zu reisen, vereinigen? Wir müssen nur recht ernstlich wollen! Sie haben sehr Recht, mit dem Münster; ohne dafs ich ihn gesehen habe, erkannte ich ihn bei der Beschreibung Ihres Gefühls, indem Sie ihn sahen; denn diesen Eindruck macht jede schöne gothische Kirche. In dem zu Köln z. B. verstand ich zum erstenmal, was eine Fuge ist, und sein soll. Daher kam ja auch der so oft von den Platten bekrittelte und bespöttelte Ausdruck Friedrichs, die Architektur sei versteinerte Musik. So ist diese sogenannte gothische Baukunst die Vollendung der Kunst der Zeit, in welcher sie blühte, im reichsten künstlichsten Schmuck die Einheit des Gedankens bewahrend, im Ganzen darstellend, wie in der kleinsten Einzelheit wiederholend, ein wahres Abbild, und allein möglich in dem Edelsten, Vollendetsten und Schönsten, was Gott in seiner Liebe der Erde gegeben,in der Kirche selbst. —

Wenn Sie die Catalani nicht hören sollten, Liebste, das würde mir unendlich leid sein. Mir hat diese Catalani einen Eindruck gemacht, wie eine grofse Naturerscheinung einem macht, eine wahrhafte Verherrlichung der Allmacht Gottes. In einer Kirche möchte ich sie wohl hören, oder wenigstens in einer grofsen Oper Einen Charakter darstellen; es ist mit einem solchen Konzert doch nur wie eine Art Trödelmarkt. —

Graf Custine ist in Mainz, sobald er zurück-

kömmt, werde ich ihm Ihren Auftrag ausrichten. Soviel ich von ihm und von der Humboldt gehört habe, wird seine Mutter dieser Tage erwartet, und zwar von Töplitz, über Dresden. —

Friedrich grüfst Sie aufs schönste. — Adieu, liebes Kind! Behalten Sie uns lieb!

Dorothea S.

Ist der liebe Zelter noch in Baden, so grüfsen Sie ihn doch von uns.

c.†

An Dieselbe, in Karlsruhe.

Frankfurt a. M., den 6. Dezember 1816.

Ich will Ihnen selber schreiben, liebe Seele, denn dies ist doch der Mühe werth; man mufs sich wohl oft um etwas nicht so Erfreuliches das Blut in den Kopf steigen lassen. So wie ich Ihr Gespräch liebte, liebe ich beinah Ihre Briefe; Viele würden diese letztern noch vorzüglicher finden, und es hat auch manche Gründe für sich; ich bin aber ein sehr sinnliches Wesen, mir geht Blick und der Ton der Stimme, kurz die wahre Gegenwart der geliebten Personen doch um vieles über die Züge der Schrift, sind sie auch ein ganzes Geisterreich! Warum leben wir nun nicht in Einer Stadt wenigstens, wenn auch nicht in Einem Hause? Ich liebe Sie sehr.... Aber alles das wollte ich Ihnen ja gar nicht wiederholen, sondern Ihnen ordentlich antworten. — Ich beklage Sie recht, dafs Sie, die Sie es so verstehen, goutiren, und — körperlich wenigstens — so sehr bedürfen, Ihre Lebensweise

sich so gar nicht nach Ihrem Bedürfnifs einrichten dürfen. Das ist wahrhaft eine Prüfung! Ist aber das Leben eine Schule, so wird ja der Schüler nur ein treffliches Zeugnifs erhalten, der die Prüfungen am trefflichsten besteht. Seine Persönlichkeit mag der wohl aufopfern, der so gewifs ist, eine andre, eine bessere dafür zu erhalten, und was Sie Erdenwelt nennen, ist ja nur ein Nebel, der eine wahrhaft wirkliche Welt verdeckt, und sie unsichtbar macht! —

Ganz erstaunt war ich aber, nichts von der Catalani in Ihrem Briefe zu finden. Haben Sie sie denn nicht gehört? —

Friedrich ist seit dem 19ten zurück, recht gesund, aber auf strenge Diät angewiesen! — Er ist mit ganzer Seele mit den Angelegenheiten des Bundes beschäftigt. Gestern war die feierliche Eröffnung. — Graf Golz ist hier seit dem Sonntag, hat aber wegen Krankheit seine Stelle gestern an Humboldt abgetreten, der dann natürlich es nicht ablehnen konnte, wie es heifst. Sie wissen, dafs er nicht mehr nach Paris, sondern nach London ernannt ist, hoffentlich aber wird er auch London ausweichen, und hier bleiben.

Die Humboldt ist unwohl, ich habe sie seit beinah vierzehn Tagen nicht gesehen. — Ich begreife sehr, und fühle auch alles, was Sie mir über die Stilveränderung von Du und Sie schreiben; es liegt eine Art von Selbstbeschämung und Vorwurf gegen sein eignes Bewufstsein darin, dergleichen zurückzunehmen. Ich kenne es aus Erfahrung, und —

sonderbar genug — eine der Personen, die es mich eben so wie Sie fühlen liefs, war eben die Humboldt! — (Nie habe ich das jemanden entdeckt, Sie sind die Erste.) Mir war aber rasch geholfen, wie der Blitz hatte ich, gleich nach der ersten Probe, dafs es abgeändert werden solle, meine Parthie im lustigsten Humor genommen; ich legte dieses Silblein zu andern kindlichen Gegenständen vergangener, zu leicht erregter Empfindsamkeit; klopfte an mein Herz, nahm die unbequeme Selbstbeschämung als eine heilsame Bufse vergangner Petulanz, und so war ich total geheilt, so dafs mir diese liebe Silbe auch nicht einmal wieder einfiel, weder bei ihr, noch bei den andern Personen derselben Zeit und desselben Verhältnisses. Aus diesem Sieg über meine Empfindlichkeit trug ich die Belohnung davon, dafs sie mir noch grade eben so lieb, eben so nah geblieben ist, als sie es vorher gewesen; da ich alle Schuld auf mich nahm, so hatte sie gar keine, und sie war mir unverändert dieselbe. Die eigne Seele ist eine gar nicht zu erschöpfende Fundgrube von Arbeit und Genufs, sobald man es versteht, einsam zu sein; darin stimmen Sie gewifs mit mir überein. Apropos von Einsamkeit; bis jetzt habe ich mich richtig wie eine Schlange durchgeschlängelt, ohne in die grofsen Zirkel zu kommen. Jetzt bin ich am Ende dennoch dazu gezwungen; ich war nebst der Humboldt — diese ist aber eine Ministerinn, also frei, zu kommen oder nicht — die Einzige, die am Eröffnungstage nicht bei der Gräfinn Buol erschien, und nun hat man mir angedeutet, dafs künftigen

Sonntag mich nichts davon dispensirt, als allenfalls der Tod. Ich gebe Ihnen also zu bedenken, mit welchen Lieblingsgedanken von Petinet, Atlas und Federn ich jetzt erfüllt bin! Haben Sie einige Thränen für die Situation Ihrer korpulenten, bequemen Freundinn? —

Die Kinder der Frau von ** gedeihen zusehends; die ältere Tochter soll eine sehr tüchtige Hausfrau und Landwirthinn werden, wobei ihr Gesicht täglich mehr den Ausdruck der Mutter Gottes erhalten soll!! — Diese Leutchen haben also das Geheimnifs gefunden, recht vielseitig zu sein; solche Desperata gehen unsern Landsleuten wie Wasser über die Lippen. —

Humboldt hat verhindert, dafs man den Bundestag nicht mit einer kirchlichen Feier eröffnete; er hat es bei Allen durchgesetzt, sich aber keine Freunde dadurch erworben. Er hat auch sehr anregende Toasts verhindert, die bei der Tafel ausgebracht werden sollten u. s. w. Kurzum, unser Freund hat seine heidnische Götterhaftigkeit (die kein Blut in den Adern haben) tüchtig bewiesen. Möge es ihm wohl bekommen! —

Dafs Sie mit Custine's in Zusammenhang bleiben, ist mir ganz überaus lieb, damit ich doch auch von ihnen erfahre. Ich meines Theils kenne keine Societät, in welcher ich lieber leben möchte, als diese drei Personen; denn Bärstecher gehört dazu wie gegessen. Möchte Astolf doch auch nur die Uebereinstimmung mit sich selber finden, die seinem schönen reichen Geist allein fehlt, um zur

Ruhe zu gelangen. Astolf hat an Christian Schlosser einen trefflichen Bericht über den jetzigen Zustand seiner Landsleute geschrieben. — Ich bitte Sie, wenn Sie der Gräfinn schreiben, ihr die Versicherung meiner wahren Anhänglichkeit zu erneuen. Wissen Sie nicht, ob sie in Paris meine Schwester gesprochen hat? — —

Dorothea v. S.

f.†

An Dieselbe, in Karlsruhe.

Frankfurt a. M., den 10ten April 1817.

Meine verehrungswürdige Rahel! Mein altes Glauben an Sympathie und Zusammenleben der Geister hat wieder eine neue Bestärkung bekommen durch Ihren Brief. Es ist wahr, dafs ich in diesen Tagen nicht allein mehr noch als sonst an Sie dachte, sondern auch wirklich zu schreiben anfing, über Frühling, Luft, junges Grün und heimliche verbissne Kälte; an wen, mit wem sollte ich wohl natürlicher Weise bei diesen Angelegenheiten lieber denken, reden, als an Sie, mit Ihnen? Wie oft haben wir nicht ehedem uns unsre gleichgestimmte Empfindung darüber mitgetheilt, wenn ein Eindruck uns an irgend eine längst vergangene Begebenheit, oder entfernte Gegend, erinnerte; eine oder die andere Art von Beleuchtung ein ganz anderes Leben, eine neue Welt vor unsern Augen aufthat, — und niemand war scharfsinniger und lebendiger auffassend darin als Sie, von jeher. — Der Brief ward nicht fertig geschrieben, weil ich wieder seit zwölf Tagen mehr als gewöhnlich unwohl bin; der Arzt

nennt meinen Zustand eine rheumatische Nervenschwäche, — Sie werden es der ungleichen, schwerfälligen Schrift wohl ansehen; ich fange auch nur an zu antworten, weil Ihre Briefe so etwas Anregendes haben, wie Ihre Gegenwart selber, ich es mir daher nicht versagen kann, wenigstens anzufangen, vollenden steht bei Gott! —

Den 11ten.

Gestern ward ich unterbrochen, seitdem hat sich ein Nachwinter decidirt; es hat geschneit, und Gott verhüte nur, dafs nicht alles draufsen erfroren ist! — Ich theile ganz Ihre Besorgnifs wegen des schlechten Sommers, den vorigen April war es just so wie jetzt; viele Leute aber, die, um sich zu trösten, immer das glauben und behaupten, was sie wünschen, prophezeihen besseres Wetter; ja sogar einen schönen Sommer. Täuschen diese sich (wie ich immer besorge), so, liebste Freundinn, steht uns das Schrecklichste bevor, eine Hungersnoth, eine allgemeine! — Mit solchen Besorgnissen, und mit körperlichen Leiden geplagt, wie sollte ich schon über meine Plane für den Sommer reden können? Nur zu gern ging ich gleich, wenn Sie wollten, mit Ihnen nach der Schweiz, und überall hin; ich bin mit Niemanden lieber als mit Ihnen, und auch Ihre Freundinn würde ich für mein Leben gern einmal wieder sehen; Philine als solide Hausfrau und Mutter ist pikant, auch mufs ich immer lieben, was ich einmal geliebt habe. So bald aber kann ich noch nicht abkommen; ich

kann den Friedrich hier nicht so freudenlos allein lassen. — —

Sehr wohl verstehe ich Ihre Andeutungen über Reue und Besserung, oder Vervollkommnung. In jedes fühlenden Menschen Brust muß dieser Kampf sein, ehe Friede in ihm sein kann. Der Friede, den die Welt nicht geben kann, den Gott seinen Auserwählten giebt, denen, die ihn lieben. Nichts ist gewisser als der Sündenfall, der Verfall der sittlichen Natur des Menschen, und auch der Irrthum des Verstandes, der nur allein auf Gott, auf seinen Ursprung gerichtet sein müßte und sollte, um mit der Natur und mit dem Schöpfer in Harmonie vereinigt zu sein, den aber nur die Menschen, falschen Lichtern nachirrend, und sich vereinzelnd, mißbraucht haben. Wie also sollte man die Wehmuth dieser Trennung nicht schmerzlich, wenn auch undeutlich, fühlen? Wie sollte man über sich selbst, wie über den Nächsten nicht trauern, und die Unvollkommenheit des Menschen, der eigentlich göttlich sein sollte, nicht bewenen? Sonst hätte ja unser sogenannter freidenkender Pöbel Recht, wenn er sagt: „Was soll ich beichten? was bereun? ich morde nicht, und raube nicht!"

Ihr Andenken, theure Freundinn, begleitet mich täglich, mit dem Schleier, in die Kirche, wo ich Ihrem lieben Herzen Frieden erflehe; es giebt keinen Segen, und keine Gabe, als von oben, in der Gegenwart und durch den Einfluß dessen, der allmächtig zugleich, aber allgütig und die Liebe ist. Lachen Sie nicht über mich, wenn ich Ihnen sage,

dafs ich grofsen heilsamen Einflufs auf meine Seele darin spüre, mir gewisse Gewohnheiten zu machen, und nicht alles von meiner Stimmung oder Laune abhängen zu lassen, sondern wenn es diese oder jene Zeit und Stunde ist; auch das Gebet nicht! Ein willkürliches, durch das Gefühl des Augenblicks hervorgerufenes Gebet erleichtert meine Brust, es ist ein freier Ausruf der Freude, oder der Angst; aber Einflufs auf meine Bildung, auf meine Vereinigung mit Gott, hat am meisten das geordnete Gebet, nach Tag und Stunde, in Vereinigung der Kirche, wenn auch ohne besondere Stimmung, und nicht ohne Ueberwindung der Trägheit, und tausend sophistischer Scheingründe der verderbten Natur dagegen; die meistens alle gegen meinen Willen, — der aber nicht der meinige ist, — verschwinden, und einer völligen Unterwerfung, einer schönen Stille, und der reichsten Gegenwart Platz machen müssen. Ich könnte Ihnen stundenlang von meinen Erfahrungen hierin erzählen, liebste Rahel. Wenn Sie es wünschen, so will ich Ihnen ein schönes Gebet des heiligen Thomas von Aquino abschreiben, das ich unausgesetzt jeden Morgen mit grofser Stärkung bete. —

Gottes Segen mit Ihnen, liebes Kind, für das Gute, das Sie so reichlich thun; und glauben Sie auch nur, er bleibt Ihnen sicherlich nicht aus, und keiner der guten Seelen, von denen Sie mir erzählen, die mit Aufopferung ihrer Lieblingsneigungen den Armen Hülfe leisten. Es geschieht allenthalben viel Gutes, auch hier, und in Wien, und über-

all. Wir wollen darin fortfahren, wenn auch nur zur Linderung einzelnen Elendes, und zur Linderung unsrer eignen Schmerzen, dieses Elend mit ansehen zu müssen. — Wohl Ihnen, meine Liebe, dafs Sie es vermögen, die bösen Wunden der Zeit wenigstens mit einer lindernden Palliative zu beschwichtigen, wenngleich es nicht in Ihrer und in keines Menschen Macht liegt, sie gründlich zu heilen. Das ist wieder ein anderes Kapitel! Alles, was die Regierungen hergeben, alle Almosen, Zuschüsse u. s. w. werden nicht die wieder wohlhabend machen, die durch Kriege, mangelhafte, oder gar verkehrte Anstalten, durch Luxus, Unglauben, Population, Maschinen, Tabellen, und egoistische Berechnungen elend gemacht sind. Die Betrachtung unsrer Zeit hat mich gelehrt, was eigentlich in der biblischen Geschichte damit gemeint ist, dafs der König David sich versündigt habe, indem er sein Volk zählte, wodurch er alles Unheil über dasselbe zog. Was heifst dieses Zählen anders, als alle der maschinenhafte Unfug, in welchem alle Regierungen sich prahlend überbieten? — Uebrigens sehe ich es ein, dafs ich zu schwach bin, meine Meinung darüber schriftlich sagen zu können, vielleicht würde es mir mündlich besser gelingen. Vielleicht auch nicht! —

Ihre Beschreibung von Dannecker's Christus ist mir unaussprechlich lieb, und — überraschend nach der Ariadne. Was Ihr Bruder darüber schreibt, verspricht sehr viel, und ganz das Rechte ist, dafs er heimlich daran gearbeitet hat, und allein mit sich und der belebenden Idee! Nur so kann der Künst-

ler von Gott beseelt sein; Gott ist überhaupt nicht da, wo Geräusch, Beifall der Welt, Publicität u. s. w. zu finden ist. — Reisen wir diesen Sommer zusammen, so kann eine Wallfahrt zu diesem Christusbilde uns ja auch wohl möglich werden. —

Die Arnstein war sehr krank, ist aber wieder *tout-à-fait* hergestellt, und schreibt die muthwilligsten Briefe an die „Braut." Das fortdauernde Attachement des Bräutigams imponirt ihr, wie alles, was sie nicht versteht. — Sie haben übrigens Recht, was Sie von ihr sagen, sie sollte Kaiserinn sein, ihres Stolzes und ihrer Wohlthätigkeit halber. — Von Schlosser's soll ich Sie wieder freundlichst grüßen. Welches Buch haben Sie von Christian gelesen, seinen bearbeiteten „Fievée", oder seine „Stände"? Das erste ist sehr schön, und auch das andere soll manches Verdienstliche haben. — Es freut mich, daß Sie mit dem Ausbunde der Franzosen, mit Custine's, in Verbindung geblieben sind. Lassen Sie unser Andenken nicht untergehen bei ihnen. Für Graf Astolf könnte der viel thun, der ihn bewöge, weniger sein eigenes Selbst zu betrachten, es ist ein Spiegel, in den man auf keinen Fall zu lange und oft schauen darf, um sich zu fühlen, nicht um sich zu erkennen, wozu ein heller Blick hinreicht. Man wird entweder eitel oder trübsinnig, je nachdem der Spiegel schmeichelt oder angelaufen ist, und beides ist nicht das Rechte. Ich weiß wohl, daß man sich prüfen, sich zu erkennen suchen muß, aber auf eine andere Art, als in den Spiegel sehen; mehr ein Behorchen seiner selbst

im treuen Selbstgespräch, wo einem, der recht horcht, die Antwort nicht ausbleibt; und dann heiter ergeben handeln, und den Erfolg Gott überlassen, der immer gut leitet, wo man sich ihm überläfst. Adieu, Liebe, Gute, ich verfalle in's Predigen, und das wollte ich eigentlich gar nicht. Friedrich grüfst herzlich. Ich umarme Sie, gute liebe Rahel!

Dorothea S.

Noch Eins: Haben Sie den verstorbenen Jung-Stilling kennen gelernt? Haben Sie etwas Näheres von seinen letzten Stunden, und von seinem Sterben erfahren? Wollten Sie mir wohl etwas davon mittheilen? Mich interessirt das Sterben der ausgezeichneten Menschen mehr noch als ihr Leben.

An Dieselbe, in Karlsruhe.

Frankfurt am Main, den 16. April 1817.

Meine liebste Rahel, dies ist das Gebet; ich weifs nicht, ob es Sie so ansprechen wird, und so beruhigend für den Tag stimmen, als mich. Auf jeden Fall wird es Ihnen nicht mifsfallen können.

Ich habe weder Christian Schlosser's „Stände" noch Steffens sein Buch gelesen, ich komme nicht dazu, meine Augen und Kopfschmerzen dulden das Lesen nicht. Es wird zu viel geschrieben, zu viel gedruckt, wer kann da nachkommen? noch dazu, wenn man nicht viel Gesundheit hat, und die alte Lektüre liebt. Es wird kein irgend bedeutendes Werk erscheinen, das nicht gleich, wie die Pflanze das Schlingkraut, seine nachahmende, sich daran

anschliefsende, es umzingelnde Werke mit herauf zöge. Alles, auch das Weiseste und Schönste, wird zum Mifsbrauch in der Menschen Hand; Selbstbeschränkung und Gehorsam wird Ignoranz und Sklavensinn; Zweifel und Ringen nach Licht, wird Empörung und Unglauben. Die Weisheit der von Gott begabten Männer, sollte wie eine Galerie betrachtet, angeschaut, aufgenommen werden; statt dessen ist sie zum Jahrmarkt geworden, wo jeder sich damit behängt, und nun meint, er sei geschmückt, und was er gekauft, sei sein Eigenthum! Und so glauben Tausende von Schriftstellern etwas Neues zu haben, was sie nicht erfunden, sondern angehängt haben. Derjenige aber, der es wirklich erfunden, oder dem es von oben gegeben ward, der ist, ganz ruhig, und erinnert sich der sinnreichen, sinnvollen Parabel des Heilandes vom Saatkorn, das theils am Felsen verdorrte, theils von den Vögeln verzehrt ward, theils auch auf schlechten unfruchtbaren Boden fiel; einiges aber fiel auf guten Boden, ward von der Sonne beschienen, und trug hundertfältige Frucht. Eine Leserin wie Sie, liebes Kind, steht für hundert andre. —

Es gilt gleich, meine theure Freundin, ob wir dieselbe Sprache führen, oder eine verschiedene; in der Sache selbst sind wir gewifs einig. Was thut es denn, dafs es Menschen giebt, die das Christenthum (dieses edelste Geschenk des ewigen Vaters im Himmel) nicht erkennen, falsch erkennen, oder gar mifsbrauchen, — wie Sie sagen, hochmüthig auf ihr Christensein sind? Ist es deshalb

nicht das, was es ist? Oder ist die Musik nicht eine vom Himmel gekommene Tochter, eine Gottesgabe, weil es Völker giebt, die sie gar nicht kennen, oder weil tausend Mifsbräuche sie entstellen, sie Einer zur Eitelkeit, der Andre zum rohen Tanz verwendet? — Wir sind gewifs derselben Meinung, bei jedem menschlichen Gefühl; wozu sollten wir streiten? — Gewifs ist Ihnen auch das Wesen der Frau von Krudener eben so in der Seele verhafst als mir? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mich anekelt. Ich finde in allen dergleichen Ostentationen dieselbe satanische Tendenz, wie in Napoleon, nur andere Mittel. Was er mit Gewalt und Ränken, das sucht die Staël in Intrigue, philosophirendem und leidenschaftlichem Geschwätz, und die Krüdener gar in der Wohlthätigkeit und in der christlichen Heiligkeit. Aber in allen dreien ist es Hochmuth, Ruhm- und Glanzsucht, die herrschen wollen, und mir auf ewig verhafste Unwahrheit. —

Sie mögen ganz Recht haben, mit dem Knaben, ihrem Liebling! — Neulich sagte er, als jemand mit der Hand über Tafft hin und her fuhr: „Thu das nicht, es friert mich so, wenn das so auf dem Tafft macht.“ Welch eine richtige Vergleichung dieses Gefühls mit dem Frieren! Ich finde das ganz aufserordentlich bei einem Kinde. Dann sagte er zur Mutter, die ihm dreimal etwas verboten hatte, und die, als er es doch immer wieder that, endlich böse und schreiend auf ihn einfuhr, ganz gelassen sie ansehend, und ohne allen Schreck: „Mutter, wenn du so schreist, denke ich gar nicht,

dafs du es bist; es kommt mir vor wie ein Lärm auf der Strafse." —

Adieu, Liebste! Ich freue mich im Herzen über die Hoffnung, Sie in Heidelberg zu sehen. —

Dorothea v. S.

An Dieselbe in Karlsruhe.

Frankfurt am [illegible], den 28. März 1819.

Ich habe alle jüdischen Trödelweiber (seit der Geschichte mit der G. genannt und sonders Ihre Sklavinnen) in Bewegung gesetzt um den grünen Zeug, — alles umsonst, niemand hatte noch so helles Grün. Endlich kam gestern die alte S. angekeucht, und brachte mir denn endlich, ich glaube in der That, das alleinige Stück, was in Frankfurt gewesen ist. Die Alte hat es sich eigends ausbedungen, dafs ich Ihnen ihr Verdienst deshalb anrühmen möchte. —

Wie wunderherrlich ist Ihr letzter Brief, welche tiefe Blicke gewährt er in Ihre reiche Seele! Zürnen Sie ja niemals auf irgend etwas in Ihrem Leben, wenn es Sie auch drückt oder stört, — denn alles das mufste ja beitragen, Sie so reich, so gefühlvoll und innig auszubilden! Nichts fehlt Ihnen, als — nicht das Gefühl — sondern die sonnenklare Erkenntnifs und Kenntnifs des katholischen Glaubens, um Sie auch zum über alles glücklichen Wesen zu schaffen, wie Sie ein unendlich Schönes und Gutes sind. Doch antworten Sie mir nichts darauf, ich bitte Sie; es entfuhr

meiner Hand, beinah unbewufst, was ich da geschrieben, und nun mag ich es nicht ausstreichen.

Ich habe nichts Näheres, nichts Lieberes vor, als Sie zu sehen, und im Eckchen mit Ihnen zusammen zu sein. Mein nächster Brief wird Ihnen hoffentlich etwas Entschiedenes sagen können. —

Hoch lebe Göthe! So rufe ich, wie in der Jugend, so auch jetzt noch mit Ihnen! Hoch lebe er, aber nur nicht als Kunst-Professor; da bin ich seit den Propyläen gänzlich abgefallen von ihm!

Br. aus Heidelberg hat geschrieben, dafs ihm diesen Winter eine sehr reichliche Unterstützung von unbekannter Hand zugekommen sei. Errathe ich recht, wenn ich diese Hülfe niemand als Ihnen zuschreibe? Gott lohne es Ihnen, meine geliebte Freundin! Wir sind nun wieder aufs neue daran, eine Kollekte für das nächste halbe Jahr für ihn zu machen, denn freilich dauert sein Bedürfnifs noch immer fort, und nach dem Zeugnifs Aller, die ihn kennen, verdient er, dafs ihm geholfen werde. —

Ich war seit einem Vierteljahr zum erstenmal, zwei Abende hintereinander, im Theater. Einmal sah ich „Demetrius" nach einer hinterlassenen Skizze von Schiller. Das ist schöner barbarischer Unsinn; entzwei gerissen und getrennt, weil es sonst bis Mitternacht dauert, die Scenen also wirklich nur angedeutet, und die Menschen haben mit Eintreten und Abtreten so viel zu thun, dafs man ganz schwindlich wird, dabei wenigstens ein paar hundert Menschen auf dem Theater; und alles Erdenkliche kommt vor, im seltsamsten Gemisch; und da-

bei ein lächerlicher Aufwand von Kostümen und wirklich superben Dekorationen, meistens nach wirklichen Panoramen. — Dann sah ich gestern „das Taschenbuch" von Kotzebue; worauf der Kalif von Bagdad mich erfrischte. Ich kenne in der ganzen Mährchenwelt nichts Reizenderes, als diese Geschichte; als Mährchen aber viel reicher, als in der Operette, mit allem Zauber der Poesie ausgestattet. Apropos Poesie: es fängt an, von *** zu wimmeln: Frau von *** hat Zwillinge geboren, und stillt sie beide selber! Welche beneidenswerthe Lebenskraft! — Adieu, liebe gute Rahel, und behalten Sie mich lieb!

Dorothea v. S.

— Friedrich küfst Ihnen die Hände, er dankt für die Wiener Notizen. Keinesweges hält er sie für überflüssig, und sehr gerührt hat ihn Ihre Aufmerksamkeit auf seine Angelegenheiten. Gentz'ens Einfluss kennen wir allerdings, der hat seine Richtigkeit, wird auch nicht versäumt unserer Seits. Nur dafs Fürst M. auch bei dem entschiedensten Einfluss immer noch irgend etwas diesem Einfluss selber zu entziehen weifs, insbesondere sehr oft, wo es auf Personen, und persönliche Verhältnisse ankömmt. Da hat er sehr oft seine *arrière-pensée* für sich, wohin niemand reicht. Wir haben auf keinen Fall Uebles von daher zu befürchten, ausgenommen, dafs das ofte und schnelle Deplaciren schon ein Uebel für Leute ist, die gern eine hübsche, ihnen gemüthliche Heimath hätten, und die in ihren

vorschnellen Wünschen die gegenwärtige Existenz schon gutmüthiger Weise dafür angenommen und sich damit begnügt hatten. Auf solchen Diplomaten-Halloh waren wir bei der Anstellung am deutschen Bund nicht im Geringsten eingerichtet. — Wie Gott will! —

Madame Récamier.

Zu den ausgezeichnetsten Frauen unserer Zeit gehört Madame Récamier; zwar nicht durch schriftstellerische Werke ist sie berühmt geworden, sondern durch ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und durch ihre Schönheit! Dies waren die Eigenschaften, durch welche sie alles Grofse, Edle und Ausgezeichnete ihrer Zeit um sich zu versammeln und zu bezaubern wufste. Berühmte Schriftsteller und Maler haben sich bemüht, diese seltene Frau zu verewigen. Ja selbst von ihrer Charakterbildung sagt Frau v. Staël, nachdem sie von dem bewundrungswürdigen mimischen Tanz derselben gesprochen: *cette femme, si célèbre par sa grâce et sa beauté, offre l'exemple, au milieu de ses revers, d'une résignation si touchante et d'un oubli si total de ses intérêts personnels, que ses qualités morales semblent à tous les yeux aussi remarquables que ses agrémens.*

Je seltener geschriebene Blätter von dieser merkwürdigen Frau bekannt geworden, um so begieriger wird man die wenigen, die vorhanden sind, lesen. Wir sind im Stande einen inhaltreichen

Brief der Madame Récamier hier mitzutheilen. Er ist an den verstorbenen Professor Eduard Gans gerichtet, und giebt zugleich ein schönes Zeugniſs, wie man diesen ausgezeichneten Geist erkannte, achtete und würdigte. Wie Madame Récamier über Gans urtheilte, und welche Neigung sie für ihn gefafst, spricht sich unter andern auch in den vor uns liegenden Briefen des Professors Ballanche aus, welcher es nicht oft genug wiederholen kann, wie sehr Gans in Paris von Allen, die ihn kennen gelernt, geliebt und geschätzt wurde, besonders von dieser geistreichen Frau und von Herrn v. Chateaubriand, „*car vous avez toutes nos sympathies.*" Möge man auch in seinem Vaterlande ihn nicht vergessen, und sein Andenken zu ehren wissen.

Endlich folge denn noch der Abdruck eines Blattes, welches zwar schon als Facsimile in dem 3ten Hefte der Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen mitgetheilt worden ist, worüber man jedoch die Klage hörte: die Handschrift sei nicht zu lesen; und es ist wahr; Madame Récamier schreibt wirklich Hieroglyphen!

Dieses zweite Blatt (b.) stammt von einem Spiele her, worüber mir Chamisso im Jahre 1837 folgende Erklärung niederschrieb: „Auf dem Schlosse Fossey bei Blois hatte die Frau v. Staël der Geselligkeit eine eigenthümliche Wendung gegeben. Man safs nämlich in den Stunden des Beisammenseins am grünen Tische, worauf sich Schreibmaterialien vorfanden, und anstatt eines allgemeinen Gesprächs zu pflegen, unterhielt man sich schrift-

lich unbelauscht mit Einzelnen, indem sich Fragen und Antworten auf Streifen Papier an einander reihten, die zwischen je Zweien hinüber und herüber gereicht wurden. Durch dieses Spiel, welches: *petite poste* genannt, zu Scherz und Ernst wohl taugte, versetzte sich die hohe Wirthin gleichzeitig in *tête-à-tête* mit jedem ihrer Gäste, und es lag ein unendlicher Reiz im vertrauteren Zwiegespräch mit dieser Frau." — Auf solche Weise finden wir also hier im Jahr 1810 unseren unvergeßlichen Dichter Adalbert von Chamisso mit Madame Récamier in traulicher Unterhaltung.

III.

An Professor Eduard Gans in Berlin.

Paris, le 23. Janvier 1837.

Je vous remercie, Monsieur de votre très intéressante lettre; je suis charmée d'avoir su si bien prévoir que les ouvrages de Mr. Ballanche seroient appréciés par vous, et je félicite en même tems Mr. Ballanche d'avoir pu conquérir un suffrage tel que le vôtre: j'espère Monsieur, que par vous cette philosophie religieuse pourra se répandre en Allemagne. Les articles du Globe étoient trop peu propres à en donner une idée et les autres journaux politiques sont trop préoccupés de nos débats, qui du reste sont les débats de l'Europe, pour s'occuper de philosophie. Recevez, je vous prie, tous mes remerciments pour l'exposition que vous devez faire de la palingénésie sociale; je ne doute point que cette exposition ne soit excellente; je suis très empressée de la rece-

voir; j'ai le malheur de ne pas savoir l'allemand, mais j'ai des amis qui le savent parfaitement et qui sont dignes de vous traduire. — Mr. Ballanche, comme vous devez bien le penser, est aussi très empressé de la connoitre. Je me suis chargée de vous exprimer, toute sa reconnoissance; c'est l'horizon de l'Allemagne qu'il a toujours désiré voir s'ouvrir devant lui, et il sait bien que nul ne peut aussi bien que vous lui rendre cet éminent service. Je viens d'apprendre par Mr. Girardin, combien vous avez déjà fait pénétrer dans le monde, dont vous êtes une lumière, un nom, qui, sans vous eût pu y être encore longtems inconnu.

D'après les explications que j'ai demandées à Mr. Ballanche, le dissentiment que vous croyez exister entre vous et lui n'existe sûrement pas; la manière dont il conçoit le dogme de la déchéance et de la réhabilitation me paroit d'accord avec vos propres idées; j'espère que vous pourrez bientôt vous en convaincre par les deux volumes qui sont en ce moment sous presse et que j'aurai l'honneur de vous envoyer. Mr. Ballanche regarde, ainsi que vous l'époque de la restauration, comme une époque transitoire, mais dans tous les cas d'une très grande importance historique; il ne faut pas oublier que les institutions sociales ont été publiées en 1818; d'ailleurs cette époque transitoire a été fort abrégée par les fautes immenses de ceux sur qui reposait le principe de la restauration; quant à l'homme sans nom, il faut aussi se reporter au tems où il a été publié pour la première fois; cet ouvrage fut

composé dans la pensée d'initier le pouvoir lui même, plutôt que dans l'idée d'initier les populations.

Adieu Monsieur, permettez moi d'être auprès de vous l'interprête de tous les souvenirs que vous avez laissés à Paris. Aimez un pays où vous êtes si bien apprécié, et recevez tous les remerciments de Mr. de Chateaubriand de votre obligeant souvenir.

Juliette Récamier.

h.

Madame Récamier et Monsieur Adelbert de Chamisso.

Chamisso. Que vos beaux yeux ne s'abaissent pas sur moi avec colère, parceque j'ai essayé de peindre des escarboucles; la lune au front d'argent ne s'est jamais obscurcie parceque les hommes ont trouvé drôle de peindre son disque lumineux sous la figure d'une vieille femme.

Récamier. Vous excusez vos malices d'une manière si spirituelle qu'il faut bien les pardonner; mais c'est bon pour une fois, car je vous préviens (et je vous l'ai déjà dit), que j'ai un très mauvais caractère.

Chamisso. Donnez moi la plume avec laquelle vous m'avez répondu — pour la jeter au feu; elle ne mérite pas de vivre après avoir tracé un pareil blasphème.

Récamier. Je vous assure que c'est l'exacte vérité.

Chamisso. Mais en êtes vous bien sûre?

Récamier. Beaucoup trop.

Chamisso. Eh bien, il faut vous corriger; venez à confesse à moi — je vous prêcherai pénitence.

Récamier. Je tiens à garder mes défauts, et c'est encore une suite de mon mauvais caractère.

Chamisso. Mais si vous les voulez garder, je vous conseille de les donner à garder à quelqu'un; — voulez vous nous en donner à garder à tous? gardez vous en?

Georg Wilhelm Friedrich Hegel

und

Eduard Gans.

Für Hegel's und Gans's Charakteristik bietet der nachstehende Brief ein grofses Interesse dar, und darf der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden; er ist wenig Tage vor des Schreibers Tode erlassen, und wahrscheinlich auch das letzte schriftliche Denkmal, welches wir von Hegels Hand besitzen. Man sieht den Lehrer hocherzürnt, dafs sein Schüler sich ihm gleichstellen will, ja sich schon so bedeutend glaubt, den Lehrer und dessen Vorlesungen empfehlen zu können! Nur im ersten Augenblick des Lesens möchten vielleicht nicht partheilose Freunde unseres Gans mit der Bekanntmachung dieses Briefes unzufrieden sein, und glauben es wäre seinem Andenken zu nahe getreten: wer jedoch — wie Jean Paul sagt — zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird leicht finden, dafs Hegel in seiner aufbrausenden Heftigkeit, seinen, sonst so geliebten, Schüler eigentlich sich selbst ganz gleich

stellt, ja dafs er fürchtet, dieser möchte den Ruhm des Lehrers schon überstrahlen.

Gans war über den, wenige Tage nach Schreibung dieses Briefes erfolgten Tod Hegel's untröstlich: er hatte sich mit seinem berühmten Lehrer auf dem Todtenbette vollständig ausgesprochen und versöhnt.

An den Professor Eduard Gans in Berlin.

Berlin, den 12. November 1831.

Auf das, wie ich es nur nennen will, abenteuerliche Auskunftsmittel, auf das Sie, werthester Herr Professor, verfallen sind, einen Anschlag zu machen, worin Sie den besprochenen Umstand einer Concurrenz an die Studenten bringen, und eine Empfehlung meiner Vorlesungen an dieselben zu geben sich erlauben, konnte ich es mir schuldig zu seyn scheinen, von meiner Seite einen öffentlichen Anschlag zu machen, um dem naheliegenden, mich in ein albernes Licht setzenden Scheine bey Collegen und Studirenden zu begegnen, als ob solcher Ihr Anschlag und Recommandation meiner Vorlesungen von mir, wie Sie in Ihrem Billete, mit Abgehung von meinen Ausdrücken, mir fast zu verstehen geben, gewollt, veranlafst, als ob ich damit einverstanden sey; die Hoffnung, dafs wenigstens wer mich kennt, solches Verfahren nicht auf meine Rechnung setzt, und die Besorgnifs, Ihnen zu

neuen Ungeschiklichkeiten oder Unschiklichkeiten Gelegenheit zu geben, veranlafst mich, Ihnen meine Ansicht von Ihrem Anschlage, nicht durch einen solchen, sondern nur mit diesen Zeilen zu erklären. Ihr ergebenster

Hegel.

Stanislaus Augustus Poniatowski, König von Polen.

Stanislaus *). letzter König von Polen, ist nicht allein eine zu wichtige Erscheinung in dem grofsen welthistorischen Drama, sondern er war auch im Leben eine so liebenswürdige und geistreiche Persönlichkeit, als dafs es nicht erfreulich sein sollte, diesen Mann in allen seinen Beziehungen genauer kennen zu lernen. Und wie könnte dieses mit gröfserer Wahrheit geschehen, als durch Mittheilung der Briefe an seine Freunde? Durch des Grafen Unruh Güte sind mir einige derselben an dessen Grofsvater, den Grafen Unruh, welcher des Königs Freund und Münzdirektor in Warschau war, — zu diesem Zweck gegeben, welche einen tiefen Blick in das unentschlossene, schwankende Wesen, aber auch in das freundliche Gemüth des unglücklichen Königs thun lassen, — eines wahrhaft liebenswürdigen und feingebildeten Fürsten, dem es aber nicht gegeben war.

*) geb. 17. Januar 1732, gest. 12. Febr. 1798. König geworden den 7. Septbr. 1764, abgesetzt 1795.

die tobenden Elemente eines aufgeregten Volkes zu besänftigen und die Herrschbegierde einer mächtigen Aristokratie zu unterdrücken. Um vollständiger einen Blick in die unglückliche Situation des Monarchen zu thun, möge man es nicht tadeln, dafs ich hier nochmals den Brief in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, welchen Stanislaus 1776 an die Gräfin de le Fort nach Morges in der Schweiz schrieb, und dessen Schlufs sich im 4. Heft der „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen" befindet. Zum Verständnifs desselben (a.) sei noch bemerkt, dafs der darin genannte Graf Mokranowski derselbe ist, welcher von der polnischen Nation zweimal nach Berlin zu Friedrich dem Grofsen gesendet wurde, um dem Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, Polens Krone anzutragen; Memoiren von grofsem historischen Werthe hat dieser Mann hinterlassen. Der andere Freund, von dem der König im Briefe spricht, ist der Geheimerath v. Benoit, welcher Friedrich's II. Gesandter von 1751 bis 1775 in Warschau war. Ueber die interessanten und wichtigen Briefe b. und c. lese man Preufs, Friedrich der Grofse, Bd. 4, S. 131—133, nach, wo die Danziger Irrungen erzählt werden. —

8.

(eigenhändig)

Au die Gräfin de le Fort, in Morges.

le 25. Decembre 1776.

Je reçois Votre Lettre du 6. de ce mois, et ce que Vous m'y dite sur la Diette derniere, avec un Sentiment de tendresse et de reconnaissance qui repond bien a celui que Vous me montrez. Je conçois que vous devez avoir pris un interet tout particulier aux Evenemens de cette Diette, ou figuroient tant de gens, qui Vous ont marqués la plus grande amitié. Mokranowski n'y a pas perdu un seul ami, et il en a beaucoup acquis de nouveaux. C'est Je crois une des circonstances les plus singulieres de Son Marechalat. Comme cette fois les Gazettes (du moins celles de Leyde et de Cleves) ont étées presque fidéles et exactes sur les nouvelles de Pologne, Vous avez pu. Vous faire de cette derniere Diette, une Idée plus vraye que de sa devanciere. Votre suffrage et celui de la Nation sage et honnette au milieu de laquelle vous vivez, faut une des plus douces recompences, que J'aye pu desirer du travail et de la fatigue que cette Diette m'a coutée. Les derniers Jours Je restois dans la Salle du Sénat depuis 9 heures du matin jusqu'a minuit, et J'y dinois même a la dérobée dans un Coin, parcequ'on ne vouloit absolument pas entendre parler d'une seconde prolongation: tant on craignoit de revoir une Diette de 2 ans; et Vous scavez que le Roy est la seule personne de l'Etat, qui ne peut s'absenter de

la Seance sans la rompre. Puissiez Vous, en realisant la visite que Vous m'annoncez ici avec Balet, (qu'on dit charmante) voir de vos yeux vos prédictions de accomplies! On est heureux du bonheur de Ses amis. — Mais il y a encor bien du chemin à faire pour que Nous arrivions à celui que Vous nous predisez. — Vous avez un ami, qui en nous quittant après la Diette comptoit dire Adieu pour toujours à la Politique, et à Ceux qui la font mouvoir. Mais l'homme propose et Dieu dispose. Il ne sort pas de Pozdam, et presque pas du Cabinet du Roy de Prusse; Qui scait s'il ne faudra pas qu'Il se rengage, a la suite surtout des generositez tout a fait extraordinaires de ce coté la dont Il a eté gratifié a la fin de Sa Mission d'ici, Il paroissoit cependant desirer bien sincerement, de jouir desormais de Sa liberté.

En reponce à ce que Vous me dite sur Votre fils, j'ai le plaisir de Vous apprendre que Je viens de l'avancer au Grade de Lieutenant. J'ai fait en sa faveur, le premier usage du droit que la Diette vient de me rendre designer toutes les patentes d'Officiers. Cela fera plaisir aussi a Cocceji, tout occupé qu'il est des Turcs, qu'il est allé voir en compagnie de Boscamp. Si Je n'avois permis a Cocceji, de faire encor ce Voyage, il en auroit eté malade.

La Krayocyn reussit parfaitement en France Elle nous y fait honneur. N'est ce peutetre pas avec Elle que Vous viendrez ici? Quelque soit le

tems de votre arrivée. Vous etes sure de l'accueil de Votre affectionné

Stanislaus Augustus R.

Mes Soeurs Vous disent mille amitiéz. Vous trouverez ici une peuplade entière de jeunes femmes charmantes, qui n'etoient que des enfans a votre depart — Vous en verrez peutetre une bientot; c'est la fille de la Princesse Sapieha ci-devans Polack aujourd'hui Chanceliere de Lituanie. La mere et la fille sont a Spa et a Paris au Printems. Elayre les accompagnera.

B. †

(eigenhändig)

An den Grafen von Unruh.

le 15. Octobre 1783.

Mein lieber Graf Unruh. Ihre sechs Nummern habe richtig empfangen, und gebe Ihnen das gerechte und verdiente Zeugnifs, dafs Sie geschickt, vorsichtig und männlich das Ihrige gethan. Wundern Sie sich nicht, dafs Sie auf Ihre 6 Rapports diese erste Antwort bekommen: aber just die Schleunigkeit, mit welcher laut Ihren Relationen die Auftritte sich anderten, ist Ursache gewesen, dafs wir unsere Beantwortungen kaum halb aufgeschrieben hatten, als wir sie wieder anders einrichten mufsten. Jetzt ist die Lage der Sachen dergestalt beschaffen, dafs sie fast nicht ärger werden kann. Also ist zu glauben, dafs dasjenige noch zu passe kommen wird, was Sie aus dem Kabinet mit Unterschrift von Dziedusycki mit heutiger Depesche em-

pfangen werden. Wir haben hier alles mit dem Ambassadeur überlegt und abgewogen. Er schreibt selbst an Sie. Er wird ehestens an den Herrn General Peterman auch schreiben. Wir strechen die Complaisance, die sampfte Art zu negociiren, aufs äufserste; um uns nicht dem Vorwurf auszusetzen, wir hätten nicht noch das probirt, was vielleicht hätte können den König von Preufsen auf freundlichere Gedanken bringen. Hilft dieses nicht, würde dieses auch verworfen; alsdann werden Sie freilich nicht viel länger in Danzig zu verbleiben haben, und wir werden hier auch auf etwas anders bedacht sein müssen. Der Ausfall mag indessen sein, wie er will, wird Ihr Eifer und Verdienst immer seinen Werth bei mir behalten. Die guten Danziger können und sollen nicht zweifeln, dafs Ihr Weh meines ist. Aber just um es nicht ärger und geschwinder zu machen, ist es rathsam und nöthig, dafs Sie sich von Ihnen auch bis ans Ende lenken und hüten lassen, und desto mehr, weil doch durch den freundlichen Beistand des Ambassadeurs noch ein Hoffnungsstrahl darleucht, es kann sich noch in Berlin selber zum Besten ändern; aber um dieses nicht zu verderben, mufs man noch so viel wie möglich sampft und nachgiebig zu Werke gehen, diese acht oder vierzehn Tage aufs höchste.

Stanislaus Augustus R.

Verzeihen Sie, dafs ich unvorsichtiger Weise auf einem unreinen Papier geschrieben habe. Das Papier ist unrein, aber mein Herz ist rein vor dich guter Unruh und vor die guten Danziger.

c. †

(nicht eigenhändig, nur unterschrieben)

An Denselben.

Warschau, den 25. Januar 1784.

Mein lieber Graf Unruh! Beigelegte Copie der Note des Herrn von Buchholtz zeiget an das Verlangen des Königs von Preufsen.

Der Russische Botschafter hat mir heute gesagt, er wäre überzeugt, es sei nöthig und rathsam, dafs ich zufolge obgedachter Note, Ihnen zugleich den Befehl ertheile, dem Rathe in meinem Namen aufzutragen, dafs derselbe, je eher je besser, Delegirte, mit völliger Vollmacht, hierher schicke, zu der Negociation, die den ganzen Streit wegen Danzig ausgleichen soll.

Auf diesen Gründen gebe ich Ihnen hiermit den Befehl, der Stadt Danzig meinen Willen bekannt zu machen, damit dieselbe unverzüglich Deputirte hier nach Warschau herschicke, mit völliger Vollmacht, die zur Abmachung der ganzen Affaire erforderlich ist. Lassen Sie sich selber, und lassen Sie die Danziger sich nicht irre machen, als wenn die Negociation sollte in Danzig fortgesetzt, oder dort glücklicher als hier vor sich gehen. Ich weifs durch Deboli, dafs die Kaiserin es verlangt, die Negociation hier nach Warschau zu transferiren; also ist es wohl unzweifelhaft, dafs es anders nicht sein wird. Folglich würden alle Verzögerungen und Ausflüchte, die man dagegen möchte einwenden wollen, nur Schaden, und nicht Nutzen vor die Stadt

zu wege bringen. Es kann für ein grofses Glück geschätzt werden, dafs die Blokade doch wirklich aufgehoben ist, obschon der König von Preufsen in den letzten schriftlichen Aeufserungen der Danziger, Ausdrücke und Bedingungen gefunden hat, die er nicht vermuthete, und die in der That merklich unterschieden sind, von dem was mir vom Russischen Botschafter, laut eines Original-Briefes des Grafen von Ostermann (den ich gesehen habe), ist angetragen worden, und was ich laut demselben Antrage Ihnen, in meiner Depesche vom 24. December aufgetragen habe. Ich sage, es ist ein grofses Glück, dafs es für diesmal so abgelaufen ist, aber erwägen Sie selber, und stellen Sie den Danzigern vor, wie übel die Sache in Ihrem weitern Lauf ausschlagen würde, wenn von Seiten der Stadt neue Hindernisse oder Verschiebungen erreget werden.

Die Kaiserin, die doch unsere einzige Stütze ist, könnte leicht der Schwierigkeiten überdrüssig werden, und alsdann hätten wir ja keine Hülfe übrig. Laut dieser Lage der Sachen, gebe ich Ihnen desto williger die Erlaubnifs, hierher nach Warschau zu kommen, weil ich von Niemandem besser, als von Ihnen selbst, das wahre Licht zu erwarten habe, über alle Umstände, die da Danzig betreffen. Sein Sie übrigens überzeugt von der Gunst und Freude, mit welcher ich Sie empfangen werde, welche immer gemäfs ist der Achtung, die von mir ihrem rühmlichen Diensteifer schuldig ist.

Stanislaus Augustus R.

d. †

(eigenhändig)

An Denselben.

Grodno, 19. Januar 1795.

Mein lieber Graf Unruh! Mir scheint, dafs es nun bald Zeit sein wird, dafs Sie sich wieder förmlich reinstalliren in die Oberdirektion der Münze, so wie Sie es gewesen sind vor der Revolution; um so mehr, wenn es andehm (wahr) sein sollte, dafs die Preufsen, sollten in Warschau Herre werden. In dem Fall, dächte Ich, wäre es recht nöthig, dafs diese neue Herrschaft, Ihnen schon anträfe, im vollen Exercitio Ihres Amtes, als Oberdirektor der Münze. Sollte aber dieser Zufall der Preufsischen Possession noch entfernt sein, so könnte Ihre Reinstallirung auch nicht so dringend nöthig sein.

Sollte aber Warschau Oesterreichisch werden, so wäre es ebenfalls nöthig; dafs auch diese neue Herrschaft Ihnen schon als wirklichen Oberdirektor der Münze anträfe. Von hier aus kann Ich Ihnen über das finale Schicksal von der Stadt Warschau, noch keinen Bescheid sagen. Informiren Sie sich deswegen selbst in Warschau, so gut Sie können; und laut der Lage der Sachen, befördern Sie oder verzögern Sie Ihre Reinstallirung, so wie es vor Ihnen am Besten sein wird. Ich schreibe Ihnen dieses lediglich aus dem wahren freundschaftlichen Trieb, welchen Ich vor Ihnen in meinem Herzen unveränderlich hege und so, *vale et me ama.*

Stanislaus Augustus R.

Meinen besten Gruſs an die Gräfin Unruh und an Ihren Sohn.

Ein gewisser Antoni Downarowicz Major, ist in der Szczekociner Bataille gefangen worden, und soll bis Dato in Cosel sitzen. Wo möglich erfragen Sie es, und befreien diesen Unglücklichen. Er ist ein Littauer, aus dem Grodnischen.

e. †

(eigenhändig)

An Denselben.

Grodno, 6. May 1795.

Lieber Graf Unruh! In Ihrem Briefe vom 21. April, finde Ich einen neuen Beweis Ihres, vor mich so schätzbaren Attachements. Ich danke Ihnen aus Herzens Grunde dafür. Gott sei Dank, bin ich jetzo von dem schweren Anfall befreit, welcher meine Gesundheit hier eine Zeit lang hart gestört hat. Vom Kopf bis an die Füſse, hatte ich durchgehends zu leiden. Bis auf'n Stein, ist es doch wohl bei Mir noch nicht gekommen. Nur dessen Verwandte haben Mir zugesetzt, nebst anderen Krankheiten. Jedoch habe Ich an Böklern das Recept communizirt, welches Sie Ihrem Briefe beigefügt haben, und er hat es sich notirt. Ihnen bitte Ich inständigst, daſs Sie der Fürstin Heinrichen, Königliche Hoheit, meinen innigsten Dank abstatten, vor die gütige Beihülfe, die diese höchst verehrungswürdige Prinzessin, Mir hat wollen durch Ihnen zukommen lassen. Je mehr man Hochachtung und Opinion vor einer Person hegt, je mehr

ist es auch schmeichelnd, von so einer Person. Wohlwollen-beweise zu empfangen. Lassen Sie Mir wissen, wenn Sie wieder in Warschau werden sein können? wie sich die Gräfin und Kinder befinden? was zu hoffen ist, wegen der Sache meines Neven? und ob Gorzenski und die anderen Unglücklichen von Grofs-Polen und Cujavien Sicherheit genieſsen, und Freiheit erlangt haben? wie unter andern der Woywod Suminski? — Vor diesmal genug. Lebe wohl, mein lieber Unruh.

Stanislaus Augustus R.

Göthe und Spontini.

Im Jahre 1832 entspann sich eine Korrespondenz zwischen dem damals 83jährigen Göthe und Spontini über die von Jouy gedichtete Oper: „*les Athéniennes*", welche Spontini zu komponiren übernommen, und nun gern Göthe's Ansichten über das Dichterwerk wissen wollte, um darnach die von demselben nöthig erachteten Abänderungen machen, besonders aber Göthe's Winke über die Einrichtung des Scenischen benutzen zu können. Göthe ging in Spontini's Wünsche ein; er hatte den ausgezeichneten Komponisten im Jahre 1825 persönlich kennen gelernt, und in seinem freundschaftlichen Briefwechsel mehrfach seine Freude darüber ausgedrückt. Die von Göthe über Jouy's Werk niedergeschriebenen Bemerkungen sind im 16. Theil der nachgelassenen Werke abgedruckt, doch ohne die Motive anzugeben, wie sie veranlafst, entstanden, und in welchem Bezug sie zu Spontini stehen. Sie mögen daher hier ihren Platz, im Zusammenhange mit den deshalb gewechselten, noch ungedruckten Briefen, finden, wobei natürlich auch Spontini's Briefe nicht

fehlen dürfen, da diese ein schönes Zeugnifs geben, wie der grofse Komponist unsern Dichterheros verehrt, und wie er bemüht ist, die ihm fremde, so schwierige Sprache, zu erlernen, um Göthe's unsterbliche Werke verstehen zu können!

Möchte diese neue Anregung eines so interessanten, scheinbar gänzlich in Vergessenheit gekommenen, Gegenstandes, dazu beitragen, dafs Spontini ein so grofsartiges Werk, wie die Athenerinnen, vollende, und dafs die Munifizenz unseres erhabenen Königs, dasselbe in Scene zu setzen, befehle. Der hin und wieder — selbst vom Komponisten vernommene Einspruch: die Zeit für griechische und römische Opern-Sujets u. s. w., sei vorüber, möchte wohl als durchaus unhaltbar zurückzuweisen sein. Iphigenia und Alceste von Gluck, Olympia und Vestalin von Spontini, werden stets bei überfülltem Opernhause gegeben! Auch an Zelter schrieb Göthe über das Gedicht „die Athenerinnen" unter dem 14. Januar 1832 Folgendes: „Der Text von Jouy ist wirklich bewunderungswürdig. Ich habe ihn einmal durchgelesen. Grofse Einsicht in das Theatralisch-Wirksame, glückliche erneuete Benutzungen solcher Situationen, denen man niemals ausweicht, mitten im Strom einer, theils feierlichen, theils leidenschaftlichen Bewegung, recht hübsche Ruhepunkte, wo sich gemüthlicher Gesang ergehen kann, brausende, gut gruppirte und bewegte Finales. Uebrigens wüfste ich keine Stelle abzurathen und zu verändern." — Diese gewichtigen Worte, möchten sie doch Veranlassung und Aufmunterung

werden, dafs Spontini das Werk beginne und vollende! —

---

a.

Prince des Poëtes illustres de la Germanie.

Monsieur de Göthe!

Vous voûlutes bien me permettre de vous adresser le poëme de mon futur grand-opéra des Athéniennes! Le voici. J'ose vous le soumettre accompagné de ces lignes, qui lui serviront d'introduction dans le Sanctuaire de vos poétiques inspirations, et devant vos yeux, qui étincelèrent du feu sacré de votre ame brûlante et de votre esprit sublime, les deux fois que vous désirates si ardamment entendre de ma bouche (en juin 1830, allant à Paris, et en mars 1831, revenant de cet Etna-Vesuve politique) le récit du plan et du scènarium, quoique très-imparfaits de ce sujet antique historico-mythologique.

Vous eûtes en même-tems la bonté, Monsieur, de me promettre solemnellement de le lire avec toute l'indulgence, l'intérêt et la pénétration de vôtre esprit étincelant, qui doivent faire naitre les observations, la critique et les sentimens, dont votre ame est si fortement susceptible; et ces observations, ces sentimens, ces impressions, ces excellens conseils de la critique, ces corrections profondes, ces améliorations dramatiques du plus ravissant effet, que je prévois déjà me provenir de votre sublime génie, vous daignâtes aussi me promettre de les écrire

de votre main sur chaque contre-page blanche du manuscrit, ou à coté des vers de Mr. de Jouy, qui, pénétré comme moi, d'une réconnaissance infinie, partagera également avec moi le bonheur insigne de posseder ce monument précieux d'une aussi haute distinction, et d'un souvenir aussi illustre et honorable que flatteur, de votre extrême bienveillance pour nous.

J'ai retardé cet envoi, si intéressant pour moi, jusques au terme d'une époque affligeante et désastreuse dont le ciel parait nous avoir délivré, et je profite avec un vif empressement de l'offre aimable de notre respectable Nestor, Mr. le professeur Zelter, de faire tenir en vos mains ce poème par Mlle. sa fille.

Veuillez agréer de bon coeur, mon Prince revéré du Parnasse, l'expression des plus vifs sentimens, d'admiration et de respect, avec lesquels j'ai l'honneur d'être Monsieur de Göthe

Votre très-obéissant et
très-dévoué serviteur
Spontini.

Berlin, 8. Janvier
1832.

b.

An den Ritter Spontini.

Weimar, den 19. Januar 1832.

Ohne die Abreise der Demoiselle Zelter abzuwarten, welche wir länger bei uns zu behalten wünschen, verfehle ich nicht, für die gefällige Uebersendung der unternommenen Oper: „Die Athenerinnen", bestens zu danken.

Gleich bei dem ersten Lesen übersah ich wohl, wie ein glücklich ausgewähltes Sujet auf das Vollkommenste ausgeführt, und bis in die kleinsten Theile höchst einsichtig durchgearbeitet worden.

Statt aller Kritik wird nur der Beifall, den ich hier im Allgemeinen ausspreche, im Einzelnen zu motiviren sein, welches jedoch keine geringe Aufgabe ist, wozu ich mir also einige Zeit erbitte, um mich sowohl dem Dichter, als dem Komponisten, durch ein treuliches Schauen, als den dankbarsten Theilnehmer durchaus zu erweisen.

Mich desto aufrichtiger als ein solcher unterzeichnen zu können, bediene ich mich meiner Muttersprache, in welcher ich mich auch zu wohlwollendem Andenken hiermit bestens empfehle.

J. W. v. Göthe.

c.

An Denselben.

Weimar, den 20. Februar 1832.

Das mir geneigtest anvertraute Manuscript dankbar zurücksendend, kann ich nichts weiter hinzufügen, als: dafs ich den beiden trefflichen Männern, dem Dichter sowohl, als dem Komponisten, Glückwünsche zu einer so günstigen Unterlage, welche, poetisch und theatralisch, vorzüglich behandelt, die beste Gelegenheit giebt, ein Ganzes durch Musik zu verherrlichen.

Mögen die in beiliegenden Blättern verfafsten Bemerkungen wenigstens einen Beweis geben, dafs ich in die Oekonomie des Stückes einzudringen ge-

sucht habe, wenn gleich es den beiden vorzüglichen Männern durchaus überlassen bleibt, darauf mehr oder weniger zu reflektiren. Sie werden Ihr Publikum am besten kennen, was es erwartet und fordert, dann aber auch: was man ihm zumuthen kann.

Dafs ich in meiner Sprache geschrieben, bedarf wohl keiner Entschuldigung; ein geistreicher Uebersetzer wird meinem Vortrage mehr Vortheile verleihen, als ich, einer fremden Sprache abzugewinnen, jemals hoffen durfte. Wobei ich bemerke, dafs mit der nächsten fahrenden Post das anvertraute Manuscript erfolgen werde.

Zu geneigtem Andenken mich bestens empfehlend hochachtungsvoll

J. W. v. Göthe.

Die Athenerinnen.

(Siehe Göthe's Schriften, Theil 46, Seite 194.)

d.

A Monsieur de Göthe

Berlin, 29 Février 1832.

Excellence!

Si jamais Mr. de Jouy et moi nous fûmes bien inspirés et favorablement exaucés par le Ciel et par les Muses, c'est moi bien particulièrement qui ai eu dans ces inspirations l'heureuse préférence par l'inappréciable bonheur d'avoir fait la connaissance personelle du Prince des grands poètes Germains, de le voir, de lui parler, de l'intéresser par le récit du sujet et du plan de mon opera des Athénniennes: de lui demander la haute faveur de lire et de

corriger cet ouvrage lyrico-dramatique, et d'avoir en effet obtenu cette glorieuse marque de sa bienveillance et de sa bonté extrême, dans les remarques et conseils bienfaisans contenus dans le petit manuscrit joint au poëme des Athéniennes, qui m'est revenu précédé par la plus flatteuse et honorable lettre, à laquelle je ne saurais trouver pour répondre, des expressions assez propres et suffisantes qui puissent peindre et exprimer à son juste dégré, ma plus vive réconnaissance et d'autres sentimens de la même nature, qu'une aussi insigne distinction a fait naitre dans mon ame déjà depuis long-tems pénétrée par la connaissance, par la vue, et par la lecture de tant de chefs-d'oeuvre de l'immortel de Göthe.

Avant de m'étendre d'avantage sur ce sujet pour moi si intéressant, j'attendrai avec impatience la traduction exacte de ces poétiques et précieux conseils; et si je suis assez heureux d'en atteindre la hauteur et de savoir les mettre dignement à profit, oh! combien sera grande mon agréable dette envers le grand-homme de génie qui a bien voulu m'en faire l'inappréciable don!!

J'ai l'honneur d'être, avec la plus haute et respectueuse considération.

de Votre Excellence,

Monsieur de Göthe,

le très-humble et très-obéissant serviteur

Spontini.

Joh. Wolfg. von Goethe.

Im Jahre 1811 machte der Herausgeber dieser Denkschriften und Briefe die persönliche Bekanntschaft von Goethe, bei dem er durch Briefe von Fr. Aug. Wolf und Joh. Friedr. Reichardt eingeführt wurde; Ersterer sandte ein Prachtexemplar seiner Uebersetzung der Wolken des Aristophanes mit. Goethe liefs lange auf sich warten, erschien endlich höchst elegant gekleidet, mit dem Ehrenlegionsorden im Knopfloche, ministeriel, und nachdem die ersten Höflichkeitsbezeigungen vorüber waren und man sich gesetzt hatte, legte er die Briefe uneröffnet bei Seite, blätterte in den Wolken, schlug auf und sagte: „ein sehr schönes Format, ein sehr schönes Papier, ja auch ein sehr schöner Druck: das ist ein vortreffliches Werk." Hiermit legte er das vortreffliche Werk bei Seite und sah den Ueberbringer mit grofsen Augen an. Dieser, über Goethe's Art und Weise erzürnt, entgegnete: „Wenn Ew. Excellenz nach solchem Maafsstabe die Trefflichkeit eines Buchs beurtheilen, so wäre dieses traurig für Ihre eigenen Werke; denn Herr Cotta hat dazu schlechtes Papier, schlech-

ten Druck und ein schlechtes Format, ähnlich den medizinischen Rezepten, genommen." Goethe's Gesicht veränderte sich sichtbar in freundlichere Züge, er fing an, über Wolf sehr lobend zu sprechen, Reichardt zu erwähnen vermied er, doch ergofs er sich in theilnehmende Aeufserungen über dessen vortreffliche Frau und liebenswürdige Familie, und fragte, ob ich schon Wieland gesprochen hätte, der durch den Umsturz mit dem Wagen sehr leidend sei. Auf ein Ja und auf die Bemerkung, dafs Wolf Jenem gleichfalls ein Exemplar der Wolken gesendet habe, wurde Goethe's Gesicht wieder sehr verdriefslich. „Hat Wieland das Buch freundlich aufgenommen?" fragte Goethe heftig. Da kein Grund vorhanden war, Wieland's Aeufserungen zu verschweigen, so erwiederte ich: „Der freundliche, sanfte Mann, der schmerzensvoll im Lehnstuhl safs, blätterte nicht wie Ew. Excellenz ruhig, sondern mit grofser Gemüthsbewegung das Buch durch, doch schien sich dieses nur auf die Anmerkungen zu beziehen, legte das Buch fort und sagte sehr bewegt: ich glaube viel, sehr viel Gutes über Aristophanes und gerade über seine Wolken gesagt zu haben; doch nirgend bin ich genannt, nirgend ist meiner erwähnt. Ich entschuldigte Wolf mit der Versicherung, dafs er wenig oder gar keine deutschen Bücher lese, und er dieses gewifs aus Unkenntnifs also gethan habe. Ja, rief der kranke Mann mit funkelnden Augen aus, ja darin liegt eben der Stolz! der da in Berlin und der hier in Weimar, die glauben Beide hoch oben auf dem Olymp zu sitzen, und

halten Alles Lebende für Gewürm, was kaum werth ist, zu ihren Füfsen zu kriechen." Dieses erzählte ich einfach und sehr ruhig an Goethe, welcher darauf lächelnd fragte, ob ich den Mann in Weimar wohl kenne, den Wieland gemeint? Auf meine Versicherung in einem noch etwas gereizten Tone, dafs dieses wohl keinem Menschen auf Erden zweifelhaft sein könne, reichte mir Goethe die Hand und hiefs mich herzlich willkommen. Dieses war der Beginn meiner Bekanntschaft mit Goethe; ich blieb 8 Tage in Weimar, sahe ihn noch öfters in seinem Hause, und in spätern Jahren, wenn ich durch Weimar kam, fand ich bei ihm stets eine freundliche Aufnahme.

Im Jahre 1818 machte ich die bedeutenden und glücklichen Ausgrabungen in und um Wiesbaden, erhielt von F. A. Wolf die Aufforderung, doch darüber an Goethe, der es wünsche und sich meiner freundlich erinnere, zu berichten. Mit Vergnügen that ich es sogleich, sendete an Goethe nicht allein die Zeichnungen der aufgefundenen Gegenstände nebst ausführlicher Beschreibung, sondern bat, er möge, da ich eine Herausgabe beabsichtige, doch freundlichst eine Vorrede dazu schreiben. Die Beantwortung (Brief a.) dieses Ansuchens war ablehnend, doch gütig und wohlwollend sprach er verschiedentlich in Kunst und Alterthum über meine Forschungen *). Von dieser Zeit an nahm Goethe stets leb-

*) Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein. Dargestellt von Dr. Dorow. Wiesbaden 1819. 1821. 4. 2 Bände mit 11 Steindrucktafeln und einer Karte.

hatten Antheil an meinen Arbeiten: dieses beweisen die Briefe b. c. *) d. e. Nun kam eine lange Pause des Stillschweigens, und dann meine Reise nach Italien. Nach meiner Rückkehr erschien sehr bald in Paris meine *Voyage archéologique* **), welche ich an Goethe sendete, doch dabei andeutend, daß, wenn er sie öffentlich besprechen wolle, so würde mir ein begründeter Tadel lehrreich und dieser allein nur angenehm sein: Goethe zollte nämlich in damaliger Zeit jedem Buche, welches ihm zugesendet wurde, Lob und Empfehlung. Hierauf erhielt ich nun den interessanten Brief f., welchen sich die supergelehrten und neidischen Archäologen und Baumeister ad notam nehmen mögen, denen Intrigue und Unwahrheit erlaubt scheint, um aus der Alterthumswissenschaft ein Monopol, eine Domaine allein für ihre selbsteigene Weisheit zu bilden. Es soll darauf später, belegt mit wahrhaft fabelhaft klingenden Aktenstücken, zurückgekommen werden.

Man verzeihe diese Abschweifung, und nun mögen die Briefe folgen, wovon der letzte Brief g., ohne Datum und ohne Adresse, vielleicht an Herrn von Knebel gerichtet sein könnte.

*) Morgenländische Alterthümer. Herausgegeben von Dr. Dorow. Wiesbaden 1819. 1821. 4. 2 Bände mit fünf Steindrucktafeln.

**) Voyage archéologique dans l'ancienne Étrurie par Dorow. Paris 1824. 4 avec 16 planches.

8.

An Dr. Borrow, in Wiesbaden.

Carlsbad, 29 August 1815.

Ew. Wohlgeboren bedeutendes Unternehmen nicht aufzuhalten, sende ich die mitgetheilten Papiere, die mir in Carlsbad zugekommen, baldigst zurück, wobei es mir sehr leid thut, dafs ich nicht Ihren Wünschen gemäfs einige Theilnahme zusagen kann.

Hätten mich meine Sommerreisen nach Wiesbaden geführt, so würde die Oertlichkeit, so wie die Gegenwart der aufgefundenen Schätze, auch Ew. Wohlgeboren Kenntnifs und Einsicht mich wahrscheinlich nach Ihrem Verlangen bestimmt haben, aus der Entfernung jedoch eine passende Einleitung zu bewirken, findet so manche Hinderuisse, die zu überwinden wir nicht Kraft fühlen.

Von Studien dieser Art bin ich für den Augenblick weit entfernt, so dafs es mir auch bei völliger Mufse schwer werden müfste, mich darein zu versetzen. Nun aber sehe ich diesen Winter auch nicht einmal kaum vor mir, wo dies möglich werden wollte, indem ich mit entgegengesetzten Dingen mich nothwendig beschäftigen mufs.

Verzeihen Sie daher, wenn ich ablehne, was ich zu einer andern Zeit begierig ergreifen würde, und erlauben mir Ihres Unternehmens bei Gelegenheit freundlichst zu gedenken.

Von Hamannschen Schriften besitze ich Manches, wovon ich ein Verzeichnifs übersende, sobald ich nach Hause komme. Mit den besten Wünschen

J. W. v. Goethe.

b. *)

An Denselben, in Wiesbaden.

Weimar, den 30. November 1818.

Ew. Wohlgeboren wünsche Glück zu der gröfseren Wahrscheinlichkeit einer Ausgabe Hamannscher Schriften. Lassen Sie uns jedoch einige Schritte zurücktreten, um zu überschauen, wie ein solches bedeutendes, lange verzögertes Werk würdig ausgeführt werden könne.

Unerläfslich ist hierbei die Bedingung, dafs die verschiedenen kleinern und gröfsern Schriften der Jahrzahl nach geordnet werden. Denn da die Hamannschen Aeufserungen alle veranlafst sind durch merkwürdige Literatur-Ereignisse, so wird eine solche Stellung schon zum Leitfaden in diesem Labyrinthe und sein Commentator oder Explanator hat die gröfste Bequemlichkeit, sich umzusehen, was gerade zu der Zeit im Auslande und Inlande Aufsehn erregte und Einfluss ausübte. Das Ganze würde sich gar wohl in 2 Bände grofs Octav mittlerer Schrift eintheilen. Lassen Sie uns von dem erstern reden.

Er enthielt:

1) Biblische Betrachtungen eines Christen. 1738.

2) Sokratische Denkwürdigkeiten. 1759.

3) Wolken. Ein Nachspiel sokratischer Denkwürdigkeiten. 1761.

4) Kreuzzüge des Philologen. 1762.

5) Essais à la Mosaique. 1762.

*) Siehe das Journal der Gesellschaft 1836. No. 30.

6) Schriftsteller und Kunstrichter geschildert in Lebensgröfse. 1762.

7) Leser und Kunstrichter mit perspectivischem Unebenmasse. 1762.

8) Fünf Hirtenbriefe, das Schuldrama betreffend. 1763.

9) Hamburgische Nachricht; Göttingische Anzeige; Berlinische Beurtheilung der Kreuzzüge des Philologen. 1763.

Diese 9 Nummern zusammen würden etwa einen Band in grofs Octav, mit mäfsiger Schrift, von 2 Alphabet liefern.

Sollte noch irgend etwas aus eben der Zeitreihe bekannt sein, so wünsche es zu erfahren.

Dieser Band schlösse nun eine sehr bedeutende Epoche in sich ein, erklärte sich gewissermafsen selbst und erleichterte dem Ausleger, was er zu sagen hat. Ueber diese Präliminarien müfste man vor allen Dingen einig werden; auch könnte ich die in Händen habenden Exemplare nicht eher mittheilen, als bis das ganze Unternehmen gesichert und begonnen wäre. Wobei bemerke, dafs die Nummern 2 und 3. mir leider entwendet, die übrigen aber alle, No. 7. ausgenommen, in vollständigen Exemplaren vorhanden sind.

Zu überlegen wäre ferner: ob man nicht die Noten, die der Verfasser oft muthwillig-willkürlich, obgleich nie unzeitig, dem Texte beigefügt, nach neuerer Art am Schlufs einer jeden Abtheilung nachbringen wollte. Ich rathe hiezu, da man die Citate im Augenblick doch nicht nachschlägt und das übrige

Angeführte auch nur meist als scherzhaftes Beiwerk dasteht; für den echten Freund und Liebhaber eine angenehme Nachkost.

So viel für diesmal. Ich hoffe zunächst von Ihnen die gröfsere Sicherheit und Gewifsheit dieser ernsthaften Unternehmung zu erfahren. Doch füge, bezüglich auf das Obige, hinzu: dafs in Hamanns Heften und Flugblättern eine Pause von 10 Jahren merkwürdig ist; er tritt erst 1772 wieder auf, da vom Ursprung der Sprache öffentliche Rede wird. Dieser Gegenstand, als recht eigentlich in sein Reich gehörig, beschäftigt ihn ganz besonders, und ich besitze ein bedeutendes Manuscript, welches hievon den vollkommensten Beweis giebt. Mehr wird zu sagen sein, wenn wir erst über das Ganze der Ausgabe und über deren ersten Theil klar und im Reinen sind.

Das Beste wünschend

ergebenst

Goethe.

N. S. Noch ist zu bemerken, dafs eines Aufsatzes gedacht wird:

> Fünf Bücher über das Schuldrama und Kinderphysik. Königsberg 1763. 8.

welcher vor allen Dingen beizuschaffen wäre.

Im vierten Hefte: **Kunst und Alterthum**, werden Sie unter andern Ausgrabungen, auch der Ihrigen freundlich gedacht finden; Sie werden daraus ersehen, dafs wir unsrer abwesenden Freunde immer eingedenk bleiben. Mit wenigen, aber red-

lich günstigen Worten gedenken wir Ihres Bemühens und Besitzes.

c.

An Denselben, in Cöln.

Weimar, den 10. April 1820

Ew. Wohlgeboren begrüfse noch im Augenblick meiner Abreise nach Carlsbad, um den schuldigen Dank nicht länger zu verspäten; der Schwefelgufs Ihres höchst schätzbaren Cylinders *) hat mich in den Stand gesetzt, mit desto mehr Interesse den Aufsatz selbst zu lesen, denn gerade bei solchen Dingen ist eine Nachzeichnung besonders schwer. Aus dem letzten Hefte Kunst und Alterthum werden Sie ersehen haben, dafs die Weimarischen Freunde mit Vergnügen Theil an Ihrer Arbeit nehmen. Ich höre, dafs Sie in Cöln sind und dort ein grofses Museum einrichten. Mögen Sie mir von Ihren Bemühungen Nachricht geben, so werde ich derselben sogleich nach Werth und Würde gern gedenken.

Da die vorgefundenen Alterthümer, besonders in jener Gegend, sich unzählige Mal wiederholen, so könnten Sie vielleicht einiges zur Vermehrung meiner eigenen Sammlung in diesem Fache mittheilen.

An eine Ausgabe Hamannscher Schriften ist, nach dem Erscheinen beiliegender Ankündigung,

*) Dieser persische Cylinder befindet sich gegenwärtig im Besitze Sr. Majestät des Königs der Niederlande.

wohl nicht weiter zu denken. Der ich mich zu geneigtem Andenken bestens empfehle.

Goethe.

d.

An Denselben, in Bonn.

Weimar, den 30. Mai 1821.

Aus beiliegendem Hefte ersehen Ew. Wohlgeboren, dafs wir unserer abwesenden Freunde immer eingedenk bleiben. Mit wenigen, aber redlich-günstigen Worten gedenken wir Ihres Bemühens und Besitzes.

Auch folgen die mitgetheilten handschriftlichen Blätter *) zurück, sie sind nicht erbaulich. Was meinen Aufsatz über die Klang-Instrumente **), denn das sind die aufgefundenen Alterthümer gewifs, betrifft, so will ich ihm keinen höhern als hypothetischen Werth beilegen, so viel aber bin ich überzeugt, dafs nur auf diesem Wege das Zuverlässige allenfalls gefunden werden könnte. Absurditäten, wie sie Böttiger einmischt, verwirren nur Frage und Untersuchung und können zu nichts führen. Dies ist aber meistens der Fehler unserer Alterthumsforscher, dafs sie ganz fremdartige Dinge heranbringen

*) Böttiger's Erklärung der erwähnten Klang-Instrumente.

**) Der Aufsatz von Goethe steht im ersten Bande von: Die Denkmale germanischer und römischer Zeit in den Rheinisch-Westfälischen Provinzen, untersucht und dargestellt von Dr. Dorow. Stuttgart und Tübingen bei J. G. Cotta. 1823. 4. Mit 36 Kupfertafeln in Folio.

und den trüben Tag mit Finsternifs überziehen. Gedachten meinen Aufsatz überlasse zu beliebigen Gebrauche.

Zu Ihrem glücklichen Auffinden gratulirend, erbitte mir weitere gefällige Mittheilung.

J. W. v. Goethe.

c.

An Denselben, in Berlin.

Weimar, den 9. November 1829.

Ew. Wohlgeboren darf ich versichern, wie angenehm es mir sei, wenn Dieselben ein seit langen Jahren gehegtes Vertrauen abermals aussprechen, obschon ich lange nichts von mir vernehmen lassen. Ich habe mich aufrichtig des Glücks gefreut, das Sie bei Ihrem Forschen und Suchen in Italien begünstigte, wie ich denn allem zu folgen gesucht habe, was in diesem schönen Felde unentdeckter Alterthümlichkeiten sich hervorthun mochte.

Dabei kann ich aber mein Leidwesen nicht verbergen, dafs zwischen den Männern, welche sich jetzt mit so angenehmen als wichtigen Gegenständen beschäftigen, eine Art von Widerwärtigkeit hervortritt, und zwar eine solche, wie sie nicht blos aus Verschiedenheit der Meinung zu entstehen pflegt, sondern welche sogar die Sittlichkeit der Betheiligten verdächtig macht. Plagiate, Präoccupationen, Uebereilung, Unwissenheit, oberflächliche Behandlung, bösen Willen, und wie der Unfug alles heifsen mag, wirft man sich einander vor, wie mir leider aus den verschiedenartigen Druckschriften zur

Kenntnifs gekommen. Thun Sie als unermüdlicher, emsiger Forscher das Mögliche, diesen Widerstreit, wo nicht beizulegen, doch dergestalt zu mildern, dafs die Reinigkeit des wissenschaftlichen Gegenstandes bewahrt und die Moralität der Mitwirkenden nicht verdächtig werde. Möge das bisher vom Glück begünstigte Unternehmen künftighin gleiche Förderniſs erfahren, wovon mir Nachricht zu erhalten jederzeit sehr angenehm sein wird.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
J. W. v. Goethe.

f.
(eigenhändig.)

An — — .

Du wirst mir einen wahren Freundschaftsdienst erzeigen, wenn Du beikommende Optica mit Aufmerksamkeit lesen und Deine Desiderata über Stoff und Form mit Bleistift an den Rand schreiben magst. Auf diese hier vorgetragene Phänomene folgen die der Refraktion. Die Arbeit ist wirklich grofs! zu so viel hundert Erscheinungen, die Versuche zu finden und die einzelnen Fälle unter die Versuche zu ordnen und die Versuche selbst zu rangiren! Ich kann als gewifs sagen, dafs ich, ohne freundschaftlichen, antreibenden Antheil, auch diesmal nicht durchkomme.

In Deiner Einsamkeit mag es jetzt herrlich sein. Mir scheint die Sonne durchs Prisma mannigfaltiger Umgebungen.

Für den ersparten Theil Deiner Sendung dankt das kleine Volk.

M. de Staël ist beider noch in Jena. Hier ein Hornstück.

Lebe recht wohl.

G.

Joh. Reinhold Forster.

Aus der Zeit, als Forster noch Prediger in Nassenhof bei Danzig war, sind wohl wenige Briefe dieses ausgezeichneten Mannes erhalten, und doch möchten gerade diese es sein, welche einen tiefen Blick in das Gemüth und den frommen Sinn desselben gewähren! Meine Sammlung besitzt einen solchen, welcher wohl in jeder Beziehung bekannt gemacht und aufbewahrt zu werden verdient.

Nassenhof, 1 Meile vor Danzig,
den 11. Februar 1758.

Mein wertbester Freund.

Dem jungen Herrn Damm mufs ich nothwendig ungemein gut sein, weil er mir nach so vielen Jahren wieder einen Brief von meinem Freunde verschafft hat: ich fange schon an, ihn zu lieben, und würde — wie ich gewifs glaube — denselben zu lieben Ursache haben, wenn ich so glücklich gewesen wäre, für Ihn eine gute Condition ausfindig zu machen, weil ich Ihn dann würde haben genau ken-

nen lernen. Allein diesmal muſs ich alle Hoffnung dazu fahren lassen. Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben: ich reiste deshalb nach Danzig. Allein, daſs Sie nicht glauben, daſs Sie mir vielen Dank dafür schuldig sind, so will ich es Ihnen nur sagen, daſs ich nur eine kleine Meile vor Danzig wohne; die Reise war also kurz und ohne Beschwerlichkeiten. Ich besuchte meine Freunde: den Herrn Peter Pott, den berühmtesten und geschicktesten Kaufmann unserer Stadt, — meinen Schwager, den Schöppenherrn Döring, der auch einen ansehnlichen Handel en gros führt, und Andere, welche zu nennen sehr überflussig wäre. Allein man ist zum Theil damit versehen, zum Theil sind es Conditiones, da die Burschen nur zum Schreiben auf's Comtoir kommen und auſser Hause essen, logiren, schlafen, welches Alles hier sehr theuer ist — zum Theil hat vor Kurzem der Herr Pastor Kleinschmidt eines Geheimen Raths aus dem Preuſsischen Westphalen Sohn recommandiret, und der gute Bursch hat sich auf die schlechte Seite geleget und sich, als wenn es der Patron, bei dem er war, befohlen hätte, vom Cassirer Geld zahlen lassen und ist damit durchgegangen. Dieser Umstand macht auf eine Zeitlang die Recommandations der reformirten Prediger, wo nicht verdächtig, doch unkräftig, und ich habe also nichts ausrichten können; überdem würde allen Kaufleuten das Holländische und Englische lieber als das Italienische sein, daſs es der junge Mensch verstände, weil die beiden ersten Sprachen hier zum Handel sehr nothig sind, dagegen brauchen nur allein die

Seidenhändler ein wenig Italienisch. Sehen Sie also, ich mufs zuletzt gestehen, dafs es mit allen meinen Bemühungen diesmal vergebens gewesen. Nichts ist mir hiebei unangenehm, als, dafs mir das Glück nicht das Vergnügen gönnet, meinem Freunde einmal in der That zu zeigen, wie sehr ich sein Freund sei und suche, es mit Werken, nicht mit leeren Worten allein, so wie es die Welt heutzutage ist, zu seyn. Nun müssen Sie mir schreiben

— — — — — — — quid sit:
Quod tibi mea ars effiocre hoc possit amplius.

Doch genug hievon! Ich habe noch nöthigere Dinge mit Ihnen zu reden. — Was machen Sie denn in Ihrem lieben Berlin? Sie sind glücklich, dafs Sie in dem Hause Ihres würdigen Herrn Vaters noch leben, dafs Sie viele gute Freunde und Gesellschaften um sich haben, in denen Sie nach so mancher sauren Arbeit einmal ausruhen und sich wieder zu neuen Verrichtungen stärken können; ich meines Theils wohne jetzt schon ins fünfte Jahr auf dem Lande. Der Weg nach der Stadt ist sehr kurz, allein die mehreste Zeit entsetzlich böse; im Winter, wenn Alles gefroren ist, und in der gröfsesten Dürre ist nur durchzukommen; dieses machet, dafs ich von aller Gesellschaft ganz und gar abgeschnitten bin. Meine Frau, meine zwei Söhne und eine Tochter, meine Bücher und ein alter frommer Bauer sind meine ganze Gesellschaft; sie würde nicht Allen schmecken, allein die Genügsamkeit würzet auch die einfacheste Speise, wenn sie nur sonst nicht widerlich ist. Ich kann wohl sagen, dafs ich wegen der

Gesellschaft die Stadt noch nicht vermisset; allein ich habe vor 2½ Jahren das kränkende Unglück erlebet, mit meiner Frau zugleich einige Wochen eine der gefährlichsten Krankheiten auszustehen. Da verlangte es uns wegen der nöthigen und gänzlich mangelnden Pflege nach der Stadt. Wir waren schon Beide dem Grabe, der Ruhe der Christen und unser Aller Vollendung, nahe: allein wir sind noch hie, um unsere arme, heranwachsende Kinder zu ziehen, und über unsere und guter Freunde Unglücksfälle Thränen zu vergiefsen. — Noch neulich weinte ich, als ich die unmenschliche Härte und Grausamkeit der Franzosen in Halberstadt und Quedlinburg in der Zeitung las. Ich zitterte vor unsern Freund Resewitz, ich sahe eine mitleidige Thräne vom Auge meines Weibes rollen, wir sahen uns schweigend und jammernd an, ich drückte sie an meine Brust, und wir weinten Beide. Unsere arme Jungens wufsten nicht, was das zu bedeuten hatte, und liefen zu und fingen auch an zu weinen. — Wir fasseten uns und besänftigten die Kleinen wieder mit einem heitern Gesichte. O dachte ich — die Vorsehung weihet unsern Freund zu seinem Priesterthum durch die Unglücksfälle des Krieges ein! Wer weifs, wie nahe uns eben solche Trübsale vorstehen? Die Russen haben schon ganz Preufsen in Besitz genommen. Man spricht, dafs Ihr heldenmüthiger König ihnen mit einem seiner siegreichen Heere entgegenziehen werde; und dann werden unsere Gegenden gewifs der Schauplatz des menschlichen Elends werden. Ich sahe aber hinter allen

diesen trüben Wolken das freudige und segnende Antlitz meines Gottes, des Vaters der Menschen; ich fühlte Trost, den nur ein Christ empfindet, und ward wieder beruhiget. — Ich würde an unsern würdigen Freund Resewitz geschrieben haben, wenn mir diesesmal nicht die Zeit zu kurz fiele; und überdem, so bin ich noch — ich weifs nicht: böse? ... nein, das bin ich nicht — ein klein wenig rachsüchtig gegen Ihn. Ich schrieb 1757 im Januario an Ihn, ich legte einen Brief an Herrn Euler und einen an den Grafen von Schuwalow ein; ich bat Ihn, mich bei Herrn Eulern zu recommandiren: ich wollte gern Professor in Rufsland werden; und ich habe keine Antwort erhalten, ob ich gleich gewifs weifs, dafs der Brief auf die Post gekommen ist. Allein ich ward nur noch neulich von dem Unglücke, das seinen Wohnplatz und seine Gemeine, und Ihn ohne Zweifel, wird betroffen haben, so gerührt, dafs es mir leid that, dafs ich so lange geschmollet; ich würde Ihm deshalb abbitten, wenn ich nur schreiben könnte; es wird aber bald geschehen. Indessen so können Sie, da Sie näher sind und also öfter schreiben können, Ihm nur einen recht herzlichen Gruls von mir und meiner lieben Justine vorläufig überschreiben. Allein hiebei fallt mir ein: Wann werden Sie, wann wird Herr Resewitz sein Leben durch eine solche Verbindung glücklich machen? Ich seegne meinestheils schon mit Freuden den Tage entgegen! Ihr König wird bald, bald den güldenen Frieden schaffen, er, der Gott der Erden; und seine Völker werden sich

freuen, sich lieben und ihn seegnen. Dann werden auch Sie und Resewitz, unser Freund, Ihre blühenden Bräute in Frieden und Seegen küssen. Vergeben Sie mir meine Ausschweifung — ich konnte ihr nicht widerstehen!

Mein Freund, man will hier eine Sammlung der alten Preußischen Geschichtschreiber, die noch nicht herausgegeben sind, besorgen, als: den Niklas Jeroschin, den Bischof Christian von Preußen, den Grunau, den Lucas David und Andere. Man will Pränumeranten dazu haben, allein eigentlich geschiehet die Zahlung nur nach und nach, so oft nämlich 15 Bogen in Folio herauskommen, giebt man 8 gute Groschen. Wer Lust hat, ein Interessent zu sein, schreibt seinen Namen auf einen Zettel, und die Zahl der Exemplare, und auch was vor Papier; die Exemplare auf Schreibpapier kosten den Werth des Papiers mehr. Wofern Ihres Ortes Welche Lust hatten, so belieben Sie, es mir zu melden, ich will es hier besorgen. — Es ist ein Anerbieten, wozu ich willig bin, ohne zu wissen, ob Ihnen ein Gefallen damit geschiehet?

Ich weiß auch, mein Freund, daß Ihr verdienter Herr Vetter, der Herr Professor Jablonski, todt ist; ich war darüber sehr bewegt, besonders da ich allezeit von der Gütigkeit und Freundschaft gerührt bin, die der seelige Mann, als seinen gewöhnlichen Charakter, in einem Schreiben an mich geäußert. Ich hatte ihn über etwas Aegyptisches consuliret, der Brief ist gelehrt; allein das ist es noch nicht, was ich nur von Ihnen ausbitten wollte. Ich möchte

nur gern wissen, ob seine Bibliothek wird veräufsert werden; und, wenn es geschehen sollte, so bitte mir einen Catalogum aus; auch bitte mir Nachricht aus, wo doch die Handschriften, gelehrten Briefe und ägyptischen Sachen bleiben werden. Herr Jablonski hatte sich vor ungefähr sechs Jahren das La Crozische coptische Lexicon abschreiben lassen, von dem Exemplar in der Leydener Bibliothek, und ich lasse es mir jetzt auch copiren, und da möchte ich nur wissen, ob Herr Jablonski nicht wo hin und wieder einige Zusätze zu seinem Exemplare gemacht, und ob ich nicht dieselben durch Ihre gütige Vermittelung bekommen könnte? Sehen Sie, ich mache mich recht dreist und verlange viel von Ihnen; allein ich würde mich wohl hüten, solches zu thun, wenn ich nicht wüfste, dafs Sie zu sehr mein Freund sind, als dafs Sie es mir übel nehmen könnten. Meine Justine machet ihre freundschaftliche Empfehlung, und ich darf es Ihnen nicht einmal als eine neue Wahrheit sagen — Sie wissen es: ich bin

Ihr

treuer Freund
Forster.

Ihren Brief erhielt ich darum sehr spät: er ging erst nach Marienburg und von da nach Danzig retour, und da bekam ich ihn erst. Wenn Sie mir wieder die Freundschaft erzeigen, zu schreiben, so setzen Sie nur schlechtweg *par Danzig à Nassenhof*, und ich werde dann Ihren Brief gewifs bekommen.

Victor Cousin.

Die hier folgenden Briefe des französischen Gelehrten geben ein recht lebendiges Bild von der Petillanz, mit welcher ein ausgezeichneter Franzose deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Philosophie auffafst und behandelt. Bei dem Briefe a., in dem des Dichters Ludwig Robert Erwähnung geschieht, möchte desselben Brief vom 29sten Juni 1826 an seine Schwester, Frau von Varnhagen, in Erinnerung zu bringen sein, der im ersten Bande dieser Briefe und Denkschriften abgedruckt ist, und worin Robert eine detaillirte Schilderung des Charakters und des ganzen Seins des Herrn Victor Cousin's macht.

a.

An den Professor Eduard Gans.

Paris, 28. Mars 1828.

Ne me grondez pas, Docteur, si j'ai un peu tarde, c'etait pour ne pas venir à vous les mains vuides, et pouvoir vous offrir quelque chose de plus

que des complimens. Je vous envoye demain par la poste un livre de ma façon. — Je le mets sous la protection de votre indulgence, vous tous, mes chers frères en Hegel. Votre soldat d'outre-Rhin n'est pas bien fort, mais vous savez qu'il est zélé et fidèle. Sérieusement, ce livre est une bagatelle. C'est un recueil d'articles et de morceaux philosophiques insérés de 1815 à 1819 dans quelques journaux savans. On a pensé qu'il serait encore utile de rassembler ces fragmens, et de les jetter dans le public pour accroître le mouvement philosophique, faible mais réel, que vous avez pu remarquer à Paris. Entre nous, je me suis exécuté en laissant réimprimer ces bagatelles. Mais j'ai mis en tête une introduction où j'ai cherché à les rappeller à quelque unité, et à donner une idée de l'enseignement général auquel ils furent empruntés, à l'époque où ils parurent. Cet enseignement (de 1815 à 1819) n'est pas important pour l'Allemagne; il a pu l'être pour la France; et l'Allemagne qui a la prétention d'être le centre de la littérature Européenne et de savoir tout ce qui ce passe hors d'elle, ne lira peut-être pas sans intérêt cette introduction qu'on peut regarder comme une espèce de mémoire sur l'origine de la nouvelle Ecole philosophique en France. Mettez-vous donc, si vous voulez me lire, dans le point-de-vue Français, car c'est pour la France que je travaille. Je marche avec elle, pour qu'elle marche avec moi, et vais pas-à-pas pour qu'elle me suive. Je vous prie donc tous de sortir de Berlin,

et de vous transporter a Paris. C'est là qu'il vous faut me lire et me juger.

Cette introduction qui vous tombera des mains a vous autres philosophes Allemands, va exciter ici un orage contre moi. Je ne cherche pas le danger, mais s'il vient, je sais le braver. Tout ce bruit naissant qui déjà siffle à mes oreilles, me fait rire. D'un côté le parti théocratique crie au Panthéisme. Il avait osé répandre que je travaillerai au Catholique. Mon introduction a été ma seule réponse qui a découvert Mss. D'Eckstein et Lamennais qui ne veulent pas m'attaquer, mais qui me connaissent bien maintenant, et laissent aboyer leur meute. D'un autre côté le parti libéral, toujours empressé à choisir des bannières déshonorées, ne me pardonent pas d'attaquer Condillac et le Matérialisme. Ils m'accusent donc de Mysticisme. Je ferai ma route à-travers les uns et les autres, dédaignant le bruit sans en avoir peur, et ne m'adressant qu'à un petit nombre d'esprits fermes et decidés, capables de m'entendre et de me suivre.

Vous voyez que je vous parle de moi tout à mon aise, mon cher ami, parceque je sais que vous m'aimez, et que tout ce qui intéresse la philosophie, vous intéresse. Je pense tout haut avec vous; et après vous avoir mis au fait de Paris, je vous demande des nouvelles de Berlin. Lisez moi, je vous prie, et dites-moi loyalement et sévèrement ce que vous pensez du petit écrit que je vous envoye. Je suis professeur ici, mais écolier là bas. Mes bons maitres, corrigez moi, et n'oubliez pas la maxime:

Qui bene amat, bene castigat. Gans, vous serez le Sécrétaire de tous nos amis. Je vous prie de consacrer toute une lettre à la critique de cette bagatelle, par amitié pour moi. Prenez l'avis de tous nos amis et mandez-le moi à commencer par celui de Hegel et à finir par le vôtre. J'y compte, entendez-vous?

Je vous remercie de votre entrevue avec Mr. de Kamptz à mon égard. Vos conseils sont sages, et je les suivrai en temps et lieu. Je suis déterminé à avoir une satisfaction honorable; j'attends; mais si ma patience n'est pas comprise, je ne souffrirai pas qu'elle tourne contre moi. Dites-le lui bien, avec calme et dignité.

Nous n'avons pas vu ici Mr. Robert, et nous n'entendons pas parler de Mr. Cotta. Mûrissez bien votre projet de Journal, et ne vous hâtez pas. Surtout pas de division entre vous. Je suis loin d'approuver le Prussianisme, c'est-à-dire l'ancien Teutonisme de vos deux amis; mais il faut le ménager et l'éclairer. Embrassez pour moi ces deux hommes excellens, et si vous pouvez, mon cher, leurs aimables femmes que je n'ai pas oublié.

J'envoye à Hotho le dixième vol. de Descartes avec les planches. Dites à lui et à Mr. Michelet que s'ils m'aiment un peu, ils s'arrangent pour me traduire et m'envoyer les Summa capita de l'histoire de la philosophie de Hegel. Hotho ne répond pas à une pressante demande à cet égard. Est-il donc impossible de trouver à Berlin quelqu'un qui veuille

me copier, à tout prix, en lettres latines, un ou deux colléges de Hegel?

Je ne m'occupe (à part moi) que de l'histoire de la philosophie. S'il a paru quelque chose à ce sujet, que Mr. Henning me le mande; il faut absolument que l'un de vous me tienne au courant de tout ce qui parait en ce genre, bon ou mauvais, général ou spécial, car je prends cette étude comme métier positif dans ma vie. — Un de vos amis n'a-t-il pas traduit et commenté Timée?

Adieu, mille amitiés à Mr. et à Mde. de Varnhagen, et à belle Mde. Böckh, si elle se souvient encore de moi.

Victor Cousin.

b.

An Denselben.

Le 14. Janvier 1830.

J'ai été fort aise, Monsieur, de recevoir un mot de vous. Vous pouvez compter que je ferai pour Mr. Flesch tout ce qui sera en mon pouvoir; il a pu vous mander que ce n'était pas au moins la bonne volonté qui m'avait manqué dans son affaire.

Si vous vous plaignez d'être privé de nouvelles de Paris, je pourrais me plaindre et plus justement, d'être fort oublié par Berlin. J'ai écrit bien des fois à Mr. Hegel; je lui ai envoyé bien des volumes par Mr. Schlesinger: pas un mot de réponse, pas un signe de vie, de sorte qu'il faut l'inviolable fidélité que j'ai vouée à notre ami pour ne pas douter un peu de la sienne. Non, je n'en doute pas.

Mais je voudrais en avoir un peu plus de preuves. On dit que l'école qu'il a formée à Berlin et dont vous êtes un des représentans les plus distingués, commence à être attaquée. C'est le sort inévitable de tout ce qui occupe fortement l'attention. On ne se produit sur la scène de ce monde qu'en déplaçant et en gênant quelqu'autre; et rien n'avance que par la lutte et la division. A la distance où je suis, et dans le cercle inférieur de mes études et de la philosophie Française, je ne suis pas en état de prendre part à la bataille, mais je m'y intéresse vivement, et vous serai fort reconnaissant si vous vouliez prendre la peine de m'instruire avec la netteté et la précision qui vous caractérisent, du champ de bataille et des combattans de part et d'autre. D'où vient l'attaque, et qui la soutient? — Vous me rendriez un vrai service de me tenir au courant de ce qui se passe à Berlin en philosophie. Vous avez vû dans la Revue Française les articles de Mr. Lerminier sur votre beau et grand ouvrage dont il me manque le dernier volume. J'aurais voulu et j'ai taché que ces articles fussent un peu plus resserrés; cette circonspection aurait été plus séante à mon jeune ami; mais jeunesse et sagesse ne sont pas synonymes. D'ailleurs l'auteur a les meilleurs intentions du monde et vous pouviez tomber plus mal. Et moi, Monsieur, où en suis-je à Berlin philosophiquement, et qu'y a-t-on pensé de mes leçons de 1828 et de 1829, si ces leçons y sont arrivées? J'ai publié de nouveaux Fragmens, mais qui ne se rapportent qu'à la philosophie ancienne. Ma tra-

duction du Manuel de l'histoire de la philosophie de Tennemann vous indique le point où en est encore la philosophie dans mon pays, et la prudence qui m'est imposée. — Adieu, Monsieur, j'attends de vous une prochaine réponse. Ayez la bonté de faire mes complimens à tous ceux qui veulent bien se souvenir de moi, et croyez à tous les sentimens que je vous ai voués.

V. Cousin.

M'écrire et me faire toute communication sous couvert de Mr. le President de la Chambre des Députés.

J'oubliais de vous dire qu'une indisposition qui ne durera pas, j'espère, m'a forcé d'ajourner l'ouverture de mes leçons cette année. Vous ajouteriez à ma reconnaissance si vous aviez la bonté de m'écrire en Allemand, mais en lettres latines.

c.

An Denselben.

Paris, le 20. Mai 1832

Il y a un siècle que j'aurais dû vous répondre, mon cher Docteur, et j'ai tort avec vous, j'en conviens, au moins en apparence! Figurez-vous que j'ai perdu la bonne et longue lettre que vous m'aviez écrite sur la mort de notre illustre ami; j'espérais toujours la retrouver, et dans cette espérance j'ai différé de jour en jour de vous remercier. Ayez donc un peu d'indulgence envers un homme plus malheureux que coupable!

Je suis flatté que vous désiriez avoir ma tra-

duction des Lois et j'ai remis un exemplaire du premier volume à Mesdames Beer à leur départ pour Berlin. Elles ont dû vous le faire passer. Aujourd'hui même je vous envoye le second par la légation. Ainsi vous aurez entre les mains l'ensemble de mon travail, l'introduction, la traduction des douze livres, et toutes les notes. Combien de fois ai-je regretté de n'avoir point ici pour guide Schleiermacher! Combien de fois aussi ai-je désiré avoir près de moi un jurisconsulte versé dans le droit grec, vous, Bunsen ou Stettner! J'ai souvent exprimé ce voeu dans l'introduction et ailleurs. Voyez la note du T. 8. (le second des lois) p. 491. Pour le texte, je n'ai eu d'autre secours, avec les variantes de Bekker, que l'édition de Ast où les conjectures et les corrections arbitraires sont prodiguées. Mes notes sont un long combat contre cette édition. Dans tous les passages indifférents je me suis servi de la traduction du bon homme Grou qui a traduit son Ficin. Enfin je ne puis dire autre chose, si non que j'ai mis à ce travail toute l'attention dont je suis capable: le reste ne dépend pas de moi et ne me regarde point. Jugez donc mon ouvrage avec la plus entière liberté d'esprit et sans songer à notre amitié; ou n'y pensez que pour vous encourager à me dire la vérité; car vous savez si je préfère quelque chose à la vérité.

On me mande que c'est Mr. Gabler de Bayreuth qui remplacera Hegel à Berlin. Ce choix peut être excellent en lui même; mais la renommée de Mr. Gabler n'égale point encore son mé-

rite. Au reste comme vous l'avez fort bien dit, personne ne peut songer à remplacer le dernier des grands philosophes allemands. Tout tombe, tout s'en va en Allemagne. Encore quelques pertes irréparables, et la philosophie comme la poésie y sera réduite à d'honorables médiocrités. Alors la France et l'Allemagne pourront se donner tristement la main. Entre Uhland et Lamartine, je vous laisse le choix, quoique pour mon goût je préfère Lamartine; et quand Schelling aura rejoint Hegel, en vérité il ne restera plus en philosophie que des écoliers. Nous serons une nuée d'hommes de talent sans un seul génie. Nulle grande combinaison nouvelle n'est possible et ce n'est pas tout-à-fait d'hier que je regarde la philosophie comme condamnée pour quelque tems à revenir sur ses pas, et à se rendre compte de ce qu'elle a fait, avant de recommencer sa course et de tenter de nouvelles voies.

C'est une halte momentanée; et dans ce silence nécessaire du génie, c'est au vrai talent à se mesurer et à se connaître; la présomption n'est permise qu'à l'irréflexion et à la sottise. Pour moi, je travaille avec une constance infatigable, mais sans illusion, ne songeant qu'à être utile, ce qui se peut toujours; méprisant la réputation, n'estimant que la gloire, mais sachant trop qu'elle est le fruit de grandes découvertes et la récompense de quelques hommes.

Vous me trouverez peut-être un peu mélancolique. Pas le moins du monde. Dans quelques minutes j'irai dîner à la campagne avec des femmes

aimables; et demain j'irai à l'opéra entendre encore Paganini. Il faut vivre jusqu'au dernier moment, arracher à cette vie le plus de bonheur possible, travailler sans cesse et livrer le reste au sort.

Adieu. Croyez bien à mon amitié, et donnez-moi de vos nouvelles.

Victor Cousin.

Carl Seydelmann.

Da mir die Erlaubniſs geworden, die nachstehenden, meiner Sammlung angehörigen Briefe, der Madame Crelinger und des Herrn Seydelmann, der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen, so eile ich um so mehr, dieses zu thun, da man aus denselben die Ansichten über die Kunst kennen lernt, welche diese zwei, am dramatischen Himmel noch glänzenden, berühmtesten Künstler darüber hegen, und welche mit so vieler Klarheit und Unpartheilichkeit ausgesprochen werden. Der Brief der Madame Crelinger ist an einen, leider nur zu früh verstorbenen Fürsten gerichtet, welcher eine mächtige Stütze für die dramatische Kunst war, in der er selbst Ausgezeichnetes geleistet hat. Wir fanden uns veranlafst, diese interessanten Briefe dem werthen Freunde mitzutheilen, welcher in den Jahren 1817 bis 1826 die Theater-Kritiken in der Haude- und Spenerschen Zeitung in Berlin schrieb, und an den unser verstorbener P. A. Wolff die Briefe gerichtet, welche im zweiten Bande dieser Denkschriften und Briefe S. 65. mitgetheilt worden sind. Wir erhielten die Briefe mit Bemerkungen zurück, welche zu unterdrücken Unrecht sein würde; daher mögen sie hier einen Platz finden. Sie lauten: „Den beiden Briefen zweier Choragen der dramatischen Bühne Deutschlands noch etwas hinzuzufügen, erscheint zwar überflüssig, aber ihr Inhalt berührt so manche Lebensfrage des Drama, dafs wir nicht umhin kön-

nen: — Eulen nach Athen zu tragen. — Mit Recht verlangt unsere Erste deutsche Künstlerinn: „dafs man wirkliche Tragödien dichte und diese, wie auch ältere Stücke, würdig in die Szene setze" — mit Recht sagt Seydelmann: „viel des Guten könne schon dadurch erreicht werden, wenn man einmal wieder tüchtig aufräume, den Dingen ihren ersten guten Platz zurückgebe und den weisen Anordnungen achtbarer Vorfahren die frische Luft und das Licht des neuen Tages zuführe" — goldne Worte! Verkennen wir indessen nicht, was in neuerer Zeit für die deutsche Bühne geschehen: dafs hervorragende Talente sich ihr mit entschiedenem Erfolg gewidmet haben, während Shakespeare, Lessing, Göthe und Schiller mit Eifer und Einsicht hervorgesucht und einstudirt werden. Wenn nun nichtsdestoweniger das Hauptresultat unerfreulich ist, d. h. wenn das Drama verhältnifsmäfsig im Nachtheil stehet, so möchten wir — wenn es anders erlaubt ist, einer geistreichen und liebenswürdigen Frau zu widersprechen — einen grofsen Theil der Schuld davon allerdings dem „Publikum" zuschreiben, denn wer vermöchte es zu leugnen, dafs dieses „vielköpfige Ungeheuer" eine entschiedene Vorliebe für die leichte Waare der Pariser Werkstätten, für Donizettische Rouladen und, vor Allem, für die anatomischen Experimente der Seiltänzereien auf der Bühne hegt! Die Ehre, welche einst Brockmann widerfuhr — der erste deutsche Schauspieler zu sein, der in Berlin herausgerufen wurde (1778) — ist seitdem eine Auszeichnung geworden, welche jeder prima donna

und vielen Possenreifsern und Saltatoren an jedem Abend mehrfach zu Theil wird, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die überwiegende Mehrzahl im Theater nur eine Befriedigung der Sinne sucht. Und doch sagt Schiller: „die sinnliche Lust ist die einzige, die vom Gebiet der schönen Künste ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem künstlerischen Plane geordnet, verstärkt oder gemäfsigt werden, und diese Planmäfsigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Falle wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergötzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsere Sinnlichkeit vergnügen." — Aber der gute Schiller hätte seine Mühe sparen können; bedachte er denn nicht, dafs Lessing damals längst gesagt hatte: „es ist nur Ein Athen gewesen, es wird nur Ein Athen bleiben — wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zart war, dafs, einer unlauteren Moral halber, Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, vom Theater herabgestürmt zu werden!"

„Ein gutes Theil der Schuld an allem Bühnenunfug trifft allerdings auch die Direktionen, die solche Lehren unbeachtet lassen und dem schlechten Geschmacke fröhnen; denn sind nicht die meisten Theater jetzt, wie Hoffmann sagt: „zu Panoramen und optischen Buden geworden, in denen mit

Tänzer-, Fechter-, Reiter-, Feuer- und Wasserkünsten allerlei Gaukelei getrieben wird — was Alles zu schauen der Haufe rennt!" — Man entwöhne das Publikum von solchen Genüssen, man gewöhne es an edlere! Shakespeare fordert die Zuschauer auf, die fehlenden Dekorationen u. s. w. mit ihren Gedanken auszufüllen! Wie! sollte das heutige Publikum zu arm an solchem Meubel sein? —"

„Aber auch die Kritik — wir meinen die wahre, wohlmeinende, partheilose, von allen Persönlichkeiten entfernte — sie thue das ihrige; sie fördere das Interesse der Bühne mit redlichem Eifer und Beharrlichkeit, wie wir sie z. B. (*rara avis*) in den gediegenen Beurtheilungen der hiesigen Spenerschen Zeitung finden. *Peragit tranquilla potestas quod violenta nequit!* Gern geben auch wir uns der von Frau A. Crelinger schon vor Jahren geäufserten Hoffnung hin: dafs schon wieder eine Zeit kommen werde, wo die Sonne herrlicher glänzen, wo das Theater nicht ausschliefslich eine Sache der Unterhaltung, sondern auch eine Bildungsanstalt für das Volk im höheren Sinne sein werde! So wollte sie ja schon Friedrich der Grofse, als er an die Stirn seines Schauspielhauses die goldnen, oft mifsverstandenen Worte schrieb: „*ridentur et corriguntur mores!*" — In nächster Beziehung aber auf die Berliner Bühne wollen wir doch schon jetzt dankbar anerkennen, wie viel wir ihr verdanken und wie viel wahrhaft Schönes und Erhabenes aus der Sündfluth französischer und gallischer Afterkünstelei und seiltänzerischen St. Veitstreibens „dem Licht des neuen Tages (mit Seydelmann zu sprechen) zugeführt worden."

„So lange neben einer Crelinger, mit ihrer genialen Auffassung, ihrer seelenvollen Innigkeit, ihrer hinreißenden Redegewalt, ihrer junonischen Gestalt, ein Seydelmann steht, der klare, durchgebildete Denker, der vielseitigste Künstler, von dessen proteischem Talent man mit Recht sagen kann: „*tot linguae quot membra viro*" — so lange Beide von einer Wolff und anderen Talenten so unterstützt werden, als es auf unserer Bühne geschieht — so lange darf man den Muth nicht verlieren, und auch die hiesige leitende Behörde verdient das Zeugniſs, daſs sie, im Kampfe mit wohlbekannten Hindernissen, den höheren und edleren Zwecken der Bühne ihre fördernde Theilnahme nicht versagt."

An den Baron Goldner, in Darmstadt.

Berlin, im Juli 1839.

Wohl hast Du Recht, mir zu zürnen. Ein halbes Jahr ist es ja wohl, daſs Du keinen Brief von mir erhalten, während Deine immer gleiche Liebe nicht ermüdet, mich mit Nachrichten von Dir zu erfreuen. Laſs mich daraus den beruhigenden Schluſs ziehen, daſs Du an meiner treuen Gesinnung nicht zweifeln magst, wenn ich auch lässig im Schreiben bin. Zum Theil bist Du Schuld, daſs ich Deinen Briefträger so selten bemühe: warum verlangst Du immer so lange, dicke Briefe. Dazu fehlt es mir nicht nur an Zeit, auch an Stoff, und Alltagsgeschwätz kann Dich doch nicht interessiren! Dann kenn' ich auch Deine ganz besondere Vorliebe für's Theater und wehe mir, wenn ich einst mit solcher

Unlust Komödie spiele, als ich davon spreche oder gar schreibe. Du armer Freund! bist doch eigentlich übel mit mir berathen. Ja, wenn ich wäre, wie so manche meiner Herren Kollegen, deren Athemzüge sich in eitel dramaturgische Abhandlungen verwandeln: wie würde das meinen Werth in Deinen Augen steigern?? Diese löschpapiernen Hamlette, die ihr bischen Thatkraft im Wasser ihrer Worte ersäufen. Wenn man solche Heroen der Kunst peroriren hört von den „unbegreiflichen Verblendungen und Fehlern Anderer" (soll heifsen: von den selbsteigenen Vorzügen), von der fabelhaften Unkunde und Schwäche der Regisseure, Prinzipale und Intendanten (soll heifsen: von der Fähigkeit und der brennenden Begier, Alles tausendmal besser zu machen als sie), von der Unbildung und Geschmacklosigkeit des Publikums (das heifst: von sparsam gespendetem Beifalle), von der Seichtigkeit und haaranträubenden Ungerechtigkeit der Kritik (das heifst: von ausgebliebenem Lobe), vom allervollkommensten Mangel an Styl und Charakter in den Darstellungen, vom Mangel an Wahrheit, Wärme, Maafs und Schönheit, äufserem und innerem Zusammenspiel — mit Einem Worte: vom Verfalle aller Kunst (soll heifsen: von der diesen Heroen inwohnenden Kraft, ihr wieder auf die Beine zu helfen, wenn Blindheit, Neid, Kabale ihnen nicht den Weg verrennten, die Hände bänden), — ich sage: wenn man solche Heroen so begeistert und begeisternd reden hört, sollte man weinen vor Freude und — Erbitterung, über den Reichthum Gottes und die Verkehrtheit der Welt! Kann man dann wohl weniger thun, als über Hals

und Kopf in's Theater zu eilen, um entzückter und belohnender Zeuge zu sein, wie das glänzende Wort zur noch glänzenderen That erwachsen werde? Und nun sieht man sie, diese Bretter-Verbesserer! und entlafst sich, gegenseitig für immer mit dem stillen Grufse: — Angeführt!

Diesen Kunstschwätzern zur Seite stehen jene Dichter (oder Trachter —!), die mit dem Tadel alles dessen, was sie nicht gemacht, so überaus schnell fertig sind und oft unter Darlegung ganz erträglicher Raisonnements; so, dafs man begierig wird, ihre eigenen Werke kennen zu lernen. Sollte man dann aber noch glauben, dafs der lehrende, kluge Richter und der Schöpfer solcher — Erbärmlichkeiten eine und dieselbe Person sei?

Leider kann man, gegenüber dem unaufhörlichen Geschwätze solcher Wortheiden, nicht in Abrede stellen, dafs es um unsere Bühne — ich spreche nicht von der Berliner, sondern von allen im lieben Vaterlande — nicht gut stehe. Betrübender als dies ist, dafs man den krankhaften Zuständen, über deren Dasein man sich, selbst bei dem gröfsten Geschick dazu, nicht gut täuschen kann, nichts entgegenstellt als Klagen, Schmähungen und wieder Klagen; oder Leichtsinn, Apathie und die liebe, bequeme Hoffnung auf den nächsten Morgen. Wer erkennt nicht, dafs so manchem der vorhandenen, allgemeinen Uebelstande mit geringer Anstrengung und ganz in leichter Stille abgeholfen werden könnte? Dafs viel Gutes schon dadurch erreicht würde, wenn man — wie in einem, durch zu viel oder durch zu wenig Arbeit in Konfusion gerathenen Hausstande —

nur einmal wieder ordentlich aufräumte, den Dingen ihren ersten guten Platz zurückgäbe, den weise getroffenen Anordnungen achtbarer Vorfahren die frische Luft — das Licht des neuen Tages zuführte?

Durch solche ganz geringe Bemühungen, die ja schon in die Rubrik der sogenannten „verfluchten Schuldigkeiten" gehören, würde mindestens, was gut war, wieder gewonnen. Und käme dann, was so viele tüchtige Männer als ein Bedürfniss der Sache wie der Zeit längst erkannt haben, was hin und wieder auch schon versucht wurde: eine Bildungsschule nach gleichen Principien (in Berlin und Wien vielleicht) hinzu, aus welcher der Kunst „edle Persönlichkeiten" entgegengeführt würden, oder: versagte man wenigstens von nun an allem Unedlen, aller Rohheit und Unbildung den Zutritt, wiese man die zahlreich vorhandenen räudigen Schaafe in die Zwangsjacke der strengsten Diät und Noth zurück: wer würde sich dann der Hoffnung auf ein gesünderes Bestehen der Bühne nicht hingeben dürfen?

Und dies Alles hätte man ohne Kosten; auf dem Wege vorhandener Kräfte, des guten Willens, der klaren Einsicht und unerschütterlichen Benutzung zugestandener Macht. Somit wäre auch der späteren Befriedigung höherer künstlerischer Bedürfnisse die unerlässliche sichere Grundlage gewonnen und aus dem gesunden Kerne entwickelte sich die schöne Frucht. Meinst Du nicht auch? Und wie ruhig würde das Alles eintreten können — wie der neubelebende Strahl der Sonne nach trüber, kranker Nacht — ohne Geschrei.

Nun —? da bin ich ja selbst zum Schwätzer

gewonnen und habe Dir hoffentlich einmal genug gethan? Ich muß zur Probe. Morgen vielleicht mehr.

. . . . . Himmel, welche Masse junger Leute drängt sich auf's Theater! Und Zwerge, Krüppel sogar! (In Hoffnung vielleicht auf neue französische Melodramen.)

Vor einigen Tagen kam ein blasser, zwanzigjähriger, klumpfüßiger Bursche aus * zu mir und stotterte einen Empfehl von seinen Eltern: Wenn ich „Ja" sagte, wollten sie's erlauben, daß er zur Komödie ginge. — Dann besuchten mich in gleicher Absicht einige junge Leute von sehr gefälligem Aeußern und feiner, geselliger Bildung. Mit welcher freudigen Erwartung setzte ich mich zurecht, um sie lesen zu hören. Aber ach, sie declamirten nur. Du mein Gott! War das auf Einmal, mitten aus dem natürlichsten, hübschesten Wesen heraus, eine Geschraubtheit, eine Affektation, ein Gethue, daß man, die holden, gutgerathenen Geschöpfe Gottes vor sich, aus Wuth hatte laut aufschreien mögen. Und wie ungemein erbauend und erquicklich ist es, wenn sie sich dann entschuldigen: Jener berühmte Schauspieler macht es ja eben so. (Dann hätten wir, im Jahre 1839, Shakespeare's „beklatschte Handlanger der Natur".) — Es ist kaum zu glauben, was man sich, trotz der täglich erscheinenden geistreichen Theaterkritiken, noch immer für verwirrte Begriffe von der Schauspielkunst macht. „Veredelte Natur." — Ei freilich! Aber auf welchem Wege be-

müht man sich, sie zu erreichen? Indem man zuvörderst alle Natur aufgiebt; indem man in verrenkten Stellungen, äußerlichen Geschichten, stöhnend und schnappend, schreiend Ton auf — Ton als, sich abarbeitet, so frazzenhaft, so widerlich als möglich. Recht, als ob ein schadenfroh neckender Teufel solche Schauspieler und deren Nachtreter regierte, sind sie so lange liebe, leidliche Menschen, bis es gilt, sich als „Künstler" zu produciren. Da, in einem Nu! verwandeln sie sich in ihr allerjämmerlichstes Gegentheil, und kehren von ihrer Verblendung nicht eher wieder zur Natur, von der sie ausgegangen, zurück, als bis sie, matt und müde, von dem verkehrten Laufe am sorgenvollen Abend ihres Lebens angekommen sind, und die körperlichen Kräfte ihnen den Dienst der weiteren Verrenkung versagen.

Aber man stelle den jungen, von der Theaterwuth ergriffenen Leuten vor, was man wolle; stelle es ihnen so ehrlich, so wohlmeinend vor als immer möglich: sie stehen durchdrungen davon da, nicken mit dem Kopfe und gehen — auf ihre Weise — zum Theater. In die kleineren Städte, Marktflecken, Dörfer; denn die Kunst hat ihre Tempel überall. Dort bekommen sie freilich kaum das liebe tägliche Brot, aber Rollen — Rollen! und jene angestaunte Routine — Bretterkeckheit! — die sie dann für ihr ganzes künstlerisches (!) Leben bezeichnet; die ihnen anklebt wie ein angeborener Makel, den keine Mixtur und keine Salbe, kein Hahnemann und kein Priesnitz mehr aus ihnen herausbringt. Um des jungen Nachwuchses „edle Persönlichkeit", um den reinen, klaren Spiegel, der uns das Schönste, was Gei-

ster wie Shakespeare, Schiller und Göthe uns hinterlassen haben, zurückstrahlen soll, ist es, auf diesem Wege der eitelsten, rohesten Willkühr und verrufenen Gemeinheit also auch gethan, wenn auch sonst, wie es in den Räubern heißt, „ein ganzer Mordbruder für die Bande" gewonnen wäre.

Fort von diesen hundertmal besprochenen Geschichten und zu etwas Erfreulicherem. Holtei wird nach Berlin kommen. Du kennst ihn und weißt, wie nahe wir einander in unserer Jugend gestellt waren. Wie freue ich mich, ihn wieder zu sehen! Ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach ihm! Holtei, Breslau, Schall, Lewald, Glatz, Grafenort, Graf Herberstein und dessen ganze Familie, meine Versuche auf dem Liebhabertheater, mein Uebertritt auf die öffentliche Bühne, meine ganze glückliche Jugendzeit: Alles wird wach bei dem Namen Holtei. Zwanzig Jahre sind vorüber, daß wir die gleiche Laufbahn wählten; aber wie rathlos unsere Verhältnisse uns auch hin und her führten: nur zweimal war uns ein flüchtiges Begegnen vergönnt. „Uns!" Ich weiß freilich nicht, ob er die frühere Anhänglichkeit und Liebe mir bewahrt hat, wie ich ihm. Er ist inzwischen ein beliebter Dichter geworden und ein ausgezeichneter Vorleser. Im Jahre 1830 sah ich ihn in Darmstadt, unter Küstner. Auch Schauspieler ist er gewesen. Als solchen hat er mich zuletzt in Breslau gesehen, im Sommer 29, eben da ich mein Gastspiel schloß mit der Rolle des biedern, knurrigen Doctor Mertens in dem alten Schauspiele „Rettung für Rettung" von Beck. Er zeigte sich ziemlich zufrieden mit meiner Dar-

stellung, schalt aber grimmig auf das Stück. Etwas peinlichen Inhaltes ist es freilich, aber es treten Menschen darin auf — es hat einen warmen Pulsschlag und ist deshalb auch lange Jahre hindurch auf allen Bühnen mit vielem Antheile gesehen worden. Ein ähnliches Stück ist Holtei's „dummer Peter". Das haben wir in Stuttgart gegeben und trotz des sehr bekannten Thema's gefiel es auch. Man sollte dergleichen Abschriften des gewöhnlichen Lebens nicht gar so vornehm abweisen, nicht gar so streng richten. Sind sie korrekt und sauber, muss ihnen die Bühne von Zeit zu Zeit so gut geöffnet sein, als der Göthe'schen „Iphigenie" und dem „reisenden Studenten." — Dem Schauspieler selbst bieten sie grossen Vortheil und Lessing, Schröder, Iffland sind ihm, für die Darstellung einfacher Natürlichkeit und Wahrheit, förderlicher, als die zu leerem Deklamationsprunke verlockenden, hochpoetisch sein sollenden, dramatischen Gedichte so mancher literarischen Notabilitäten der vornehmen „Jetzt-Zeit". Man muss nur dergleichen von A bis Z durchgemacht haben, um die Qual der „Worte, Worte, Worte" bis in's Innerste zu empfinden und zugleich die unglückselige Quelle zu erkennen, der wir unsere gesungenen Trauerspiele zu verdanken haben.

(Gut, dass das Niemand weiter hört, sonst kam' ich schön an.)

Holtei hat nun auch den Theaterdirektor aufgegeben, wie den Schauspieler (wenigstens für jetzt), und ist, wie man hört, dabei, seine Biographie zu schreiben. Das kann ein sehr interessantes Geschenk

für uns werden, denn er hat ein an Erfahrungen reiches Leben hinter sich. Fast fürcht' ich mich davor. Wenn er nur Er selbst geblieben ist! Und das eben ist schwer. Eine Lautbahn aufgeben, der wir uns mit voller Kraft und Liebe zugewendet, ist oft gefährlicher, als standhaft in ihr beharren. Denn nicht selten geschieht es, dafs ein solcher Abschied jenen trüben, dicken, gallbittern Satz von getauschten Erwartungen in uns zurücklässt, der uns dann grätig und grundlich macht, uns aus der schönen Unbefangenheit der Ansichten und des Urtheils herausdrängt, und endlich wohl gar um alle Lust am Menschen wie am Leben bestiehlt. Solchen Appetitlosen, innerlich Gespaltenen, Zerrissenen, entsetzlich Weisen, mit Gott und der Welt Fertigen ist dann nichts mehr (oder Alles) recht, und sie grollen allen Ernstes mit der Sonne, — weil sie sie täglich aufs Neue erwärmt.

Halb fertige Mephistophelesse!

Nun, Gott gebe, dafs Holtei mir der liebe Jugendfreund geblieben ist: frisch, gutherzig, theilnehmend und wahr! Wenn auch ernster gestimmt, und gereift durch manchen herben Verlust, durch manche schmerzliche Erfahrung. Bist Du doch auch lieb und gut geblieben und hast so viel — so viel gelitten!

Grufs und Kufs! Empfiehl mich Deiner verehrten Gattin! Grüfse auch Deine (meine) Darmstädter Freunde und schreibe bald

Deinem

Seydelmann.

Auguste Crelinger, geb. Düring.

An Se. Hoheit den Herzog — —

Berlin, Herbst 1828.

Wenn ich Ew. Hoheit bei Rücksendung der mir gütigst mitgetheilten dramatischen Arbeit meine Ansicht über dieselbe noch vorenthalte, so geschieht es nur, weil ich diese noch nicht hinlänglich im Geiste verarbeitet habe, um sie einigermafsen deutlich zu Papiere bringen zu können. Aber einige Bemerkungen in Ihrem so überaus huldvollen Schreiben kann ich schon jetzt nicht unbeantwortet lassen, da sie sich auf Gegenstände beziehen, mit denen ich mich oft und viel beschäftigt habe.

Der Verfasser meint also, man sollte das Stück von einem geistreichen Franzosen übersetzen und in Paris zur Aufführung bringen lassen. Ist das Scherz oder Ernst? Der Ernst wäre sehr traurig! Ich gebe Alles zu, was Sie über den Verfall der Tragödie in Deutschland sagen. Ich gebe zu, dafs unser deutsches Publikum sich seit einiger Zeit dem Possenhaften in Dichtung und Darstellung mehr als früher zuneigt. Ich gebe aber nicht zu, dafs die Zeit vorüber ist, wo eine Tragödie im Stande wäre, die Masse anzuregen und zu fesseln. Der Sinn für das Edelste ist, wie zu allen Zeiten, so auch noch jetzt vorzugsweise in den jugendlichen Gemüthern rege; aber man giebt ihm keine Nahrung. Man weckt nicht, sondern man schläfert wo möglich noch mehr ein! Es

ist nicht zu leugnen, dafs die Schiller-Göthesche Periode, verbunden mit der Wiedererweckung Shakespeares, Calderons u. A. den neuern Dichtern ihre Aufgabe schwieriger gemacht hat; aber dafür kann das Publikum nicht. Man dichte nur wirkliche Tragödien; man besetze diese und auch ältere Stücke mit Sorgfalt, man bereite die Aufführung derselben auf eine würdige Weise vor, und ich bin fest überzeugt, dafs sich der Sinn für Drama und Trauerspiel auf eine überraschende Weise in der Menge kund geben würde. — Ich halte noch immer die Ueberzeugung fest, dafs das Theater nicht ausschliefslich eine Sache der blofsen Unterhaltung, sondern auch eine Bildungsanstalt für das Volk sein soll. Wäre Ersteres der Fall, so schien mir kein Stand beklagenswerther als der unsrige; im letzteren aber ist es ein ehrenvoller Beruf, dem ich mich, noch halb Kind, aus innerm leidenschaftlichen Drange hingab, und dem ich aus Ueberzeugung bis zum Tode meiner geistigen Kräfte treu bleiben werde; denn verfinstern auch zuweilen Wolken den schönen Kunsthimmel — es wird schon wieder eine Zeit kommen, wo die Sonne um so herrlicher glänzt. Sollte sich aber auch Alles so verhalten, wie der Dichter es anzudeuten beliebt, so würde das nicht zu dem oben erwähnten Ausweg berechtigen. Dieser Ausweg wäre eine Schmach für deutsche Literatur und deutsche Kunst. Ew. Hoheit berufen sich bei dieser Gelegenheit auf ein Urtheil, welches ich vor mehreren Jahren nach meiner Zurückkunft aus Paris über die Darstellungen auf den dortigen Theatern fällte. Es sollte mir leid thun, wenn der gewifs unpartheiische Enthusiasmus, mit dem ich mich über einige Künstler aussprach, eine so unpatriotische Partheilichkeit hervorgerufen hätte.

Ich leugne es nicht, dafs mir Talma *) und die Mars als die Gipfelpunkte der dramatischen Kunst erschienen sind. Die Anmuth, die Feinheit, die Ausbildung der körperlichen Mittel der Einen, die Würde, die tragische Kraft und die Redekunst des Andern werden schwerlich von irgend einem lebenden dramatischen Künstler übertroffen. Sie erscheinen mir wie die Sonne und der Mond am dramatischen Himmel, mit denen sie auch das gemein haben, dafs sie Beide nicht zu gleicher Zeit in voller Pracht am Firmament glänzen können. Das Talent der Mars ist rein französischer Natur, wogegen Talma's Darstellungen von einem Gemüthe belebt werden, das ich deutsch nennen möchte, und das eben deshalb auf eine seltsame Weise von dem Ausdruck der übrigen tragischen französischen Schauspieler abweicht. Dadurch entsteht ein Kontrast, der für den Dichter eines Stücks unerträglich sein müfste, wenn nicht eben die französischen Dichter, von diesem Uebelstande durchdrungen, längst dahin gekommen wären, keine Stücke mehr, sondern nur Rollen für Talma zu schreiben. Nein, nein, denken Ew. Hoheit um's Himmelswillen nicht daran, aufser Talma französischen Schauspielern die Darstellung einer Tragödie, und gar einer in Deutschland gedachten Tragödie, anzuvertrauen. Hatten Sie, wie ich, einer Darstellung der Maria Stuart oder des Hamlet auf dem Théatre français beigewohnt, Sie würden gewifs meiner Meinung sein. — —

Auguste Crelinger.

*) Der verehrten Künstlerinn verdankt meine Handschriften-Sammlung Briefe von Talma, welche derselbe ihr nach Berlin geschrieben, und in denen sich eine eben so grofse Bewunderung und Anerkennung für unsre gefeierte Mitbürgerinn ausspricht.

Denkschriften.

Denkschrift des Grafen von Haugwitz über Freimaurerei u. s. w.

Die nachstehende interessante Denkschrift ward vom Grafen von Haugwitz dem Kongresse von Verona (1822) in französischer Sprache eingereicht; dann von ihm selbst ins Deutsche übersetzt, und diese seine deutsche Handschrift befindet sich in meinen Händen. Wenn wir diese Denkschrift auch als eine Verirrung des Greises betrachten wollen, der in seinem Alter, aus seiner gänzlichen Zurückgezogenheit gern noch etwas Aufserordentliches leisten, Aufsehen machen wollte, so ist sie als solche schon höchst merkwürdig; Haugwitz war 64 Jahr alt, als er sie übergab. Um so bedeutungsvoller bleibt aber dieses Dokument, als man weifs, dafs der Graf sein ganzes Leben lang in den Mysterien der Maurerei und anderer geheimen Verbindungen befangen und verwikkelt war. Sie erscheint als Abrifs seines ganzen Lebens.

Mit Gegenständen der Politik, die ihrer Natur nach ein undurchdringliches Geheimnifs sein sollen und sein müssen, sich zu beschäftigen, ist für jeden, den sein Beruf nicht dazu auffordert, eine Thorheit, es ist ein Frevel. Anders aber möchte es mit einem der Gegenstände sein, der ohne Zweifel die Aufmerksamkeit der gegenwärtigen Versammlung in Anspruch nehmen mag.

Die geheimen Umtriebe, dieses schleichende Gift, dessen Natterstich die Menschheit mehr als jemals zu bedrohen scheint, diese sind es, die am Ende meiner Laufbahn noch einmal ins Auge zu fassen, ich mich berufen finde. Ihre Geschichte stehet in einem so genauen Verband mit der meines Lebens, dafs ich mich nicht enthalten kann, sie noch einmal heraus zu heben, und sie hier besonders zu behandeln. Dafs ich dabei zugleich von mir und selbst viel von mir sprechen mufs, das ist für mich das Peinliche, und die Ueberwindung, die es mir kostet, geruhe man als das letzte Opfer zu betrachten, welches ich denen, die es ihrer Aufmerksamkeit werth halten, gern bringe.

Anlage und Erziehung hatten in mir eine Wifsbegier erregt, die das Gewöhnliche nicht sättigte. Ins Innere der Dinge einzudringen, danach strebte ich. Der Schatten folgt aber dem Licht, und so die Neugier dem edlern Drang das Höhere zu fassen. Beides führte mich in den Freimaurer-Orden. Man weifs, wie wenig der erste Eintritt geeignet ist, den Geist zu genügen: aber das eben ist das Gefahr-

volle, für die nur zu rege jugendliche Imagination. Meine Freunde, die Grafen Stolberg, waren fast zu gleicher Zeit mit mir in den Orden getreten, und durch den edlen Dr. Munster, ihrem Freunde, zu denen damals bekannten höchsten Stufen des Ordens gelangt. Durch sie ward auch mir bald das Gleiche, und ich war kaum mündig, als ich mich schon an der Spitze nicht mehr der Freimaurerei, sondern selbst im Capitel aufgenommen, der hohen Grade befand. Ehe ich mich noch selbst erkennen konnte, ehe ich noch den Standpunkt kannte, auf den ich geschleudert war, fand ich mich schon berufen, die obere Leitung eines Theils der Preufsischen, Polnischen und Russischen Ordensversammlungen zu übernehmen, oder doch auf sie zu wirken.

In ihren geheimen Arbeiten war die Maurerei damals in zwei Parteien gestaltet. Die Eine fand in den Emblemen den Aufschlufs zum Stein der Weisen. Es war ihnen ausgemacht, dafs sie dies unselige Metall, diesen Götzen der Welt, durch ihre Kunst selbst schaffen konnten. Nach ihrer Meinung lag der Procefs, Gold zu machen, in den Hyroglyphen der Freimaurerei und war von Jahrhundert zu Jahrhundert das Eigenthum einer geheimen Gesellschaft gewesen, welche auf jedem Boden, so wie zu jeder Zeit, dem Chamaleon gleich, eine neue Farbe annahm. Ich selbst habe einem Prozefs beigewohnt, in dem man es in der That dahin brachte, dem Quecksilber, Farbe, Gewicht und Probe des Goldes zu geben; aber, auf die Pfanne gebracht, flog das getünchte Gold mit allen Hoffnungen unserer Adep-

ten in die Esse. Auch diesen getäuschten Versuch fand man in den Emblemen der höhern Grade angegeben, zugleich aber neue Leitung, um auch das Gold zu fixiren. Der Hauptsitz dieser Arbeiten war in Berlin und ihr Anführer Dr. Sinzendorf. Er war Arzt und begnügte sich nicht mit der Goldmacherei. Eine Panacee wollte er finden, welche des Menschen Leben auf die höchsten Stufen bringen sollte, und die immer gefälligen Typen versagten auch hierzu ihm den Dienst nicht. Deismus, auch wohl Atheismus war die Religion dieser Secte.

Anders war es mit der zweiten Partei, deren äufseres Haupt Prinz Friedrich von Braunschweig war. Die gleichen Bilder, die zufolge der Meinung der ersteren die Veredelung der Metalle enthielten, schlossen diesen die Geheimnisse der Geisterwelt auf. Nach ihrer Meinung stand es, sobald sie das Ziel erreicht, in ihrer Gewalt, den Schleier der Zukunft abzuziehen, die Vergangenheit zurück zu rufen und beides zu ihrem Zwecke zu benutzen. In offner Fehde unter sich, trafen beide, ohne es vielleicht zu ahnden, in Einem zusammen. Die Welt beherrschen, das war das Ziel der Einen mit ihrem Geld, so wie der der andern mit der allmächtigen Gewalt der Geister. Die Throne in ihrem Besitz und die Monarchen ihre Sachwalter, das war ihr Ziel.

Ich würde vergebens versuchen, heut, nachdem so manches aus meinen Erinnerungen erloschen, noch anzugeben, wie es meiner brennenden Neugier — ich mag selbst diesen Trieb nicht edler bezeichnen — gelang, zum Meister des sonst wohl bewahrten

Geheimnisses der einen und der anderen mich zu machen. Die Wahrheit aber ist, dafs beide entschleiert vor mir lagen. Aber keines von beiden genügte mir, ich sage zu wenig, beide empörten mich. Auf dem Standpunkt, auf den ich mich nun einmal befand, blieb mir indefs nichts anders, dies war wenigstens damals meine Ansicht, als mit Eclat abzutreten, oder meinen eigenen Gang zu gehen. Das letztere wählte ich, und nicht weniger glücklich, als meine Seitengänger, fand ich in denen vor mir liegenden Hyroglyphen der höheren Grade, was meine Seele mit Inbrunst suchte. Ich fand die Natur des Menschen, rein wie sie aus der Hand des Schöpfers gekommen, ihren Fall, die Macht der Liebe, das Geheimnifs der Wiedergeburt, die Leitung des Sohnes zum Vater.

In diesem Moment entbrannte in mir ein heiliger Eifer, der durch die Kälte, durch die Verspottung, die damals das Göttliche, das Einzige, den Menschen Beglückende selbst vom Throne erlitt, nur immer mehr gereizt und angetrieben, die um mich nahe und fern versammelte Schaar zum Einen, zum Einen Nothwendigen zu führen suchte. Die Einheit der allumfassenden Liebe des Wiederbringers, das war das Ziel, nach dem ich strebte, und damals dünkte mir in den Typen der höhern Grade es wirklich gefunden zu haben.

Mich aber verständlicher zu machen, mufs ich die Epochen selbst angeben: Es war im Jahr 1777 als ich die Leitung eines Theils der Logen im Preufsischen Staat übernahm, und selbst auf die in Po-

len und Rufsland zerstreuten Brüder wirkte. Hätte ich es nicht selbst erfahren, es würde mir heut noch unglaublich scheinen, mit welcher Sorglosigkeit die Regierungen ein Unwesen dieser Art — ein wirklicher *status in Statu* — gänzlich unbeachtet lassen konnten. Die Häupter standen nicht allein in stetem Schriftwechsel, bedienten sich ihres Chiffre, sondern sie beschickten sich selbst gegenseitig durch ihre Gesandten. Alle von einem und denselben Emblemen ausgehend, schien jedoch eine jede Parthei ihren eigenen Zweck zu haben. Ich habe sie bereits oben angegeben, so wie ich es damals gefafst hatte. Späterhin belehrte ich mich eines Andern. Es war das Spiel, mit dem man den Säugling unterhielt. — Einen herrschenden Einflufs auf Throne und Monarchen zu üben, das war das Ziel, so wie es einst das Ziel der Tempelritter war, und nur unter andern Formen, das Ziel ihrer Nachfolger, der Jesuiten, geworden.

Es erschien eine Schrift *erreurs et vérité*. Sie machte viel Aufsehen und einen eigenen Eindruck auf mich. Ich glaubte anfänglich in ihr zu finden, was nach meiner Meinung in den Emblemen des Ordens lag. Je tiefer ich indefs in den Sinn dieses sonderbar geheimnifsvollen Gewebes drang, je mehr überzeugte ich mich, dafs irgend ein gewisses Etwas und von ganz anderer Natur im Hintergrunde läge. Es wurde mir klarer, als ich erfuhr, dafs St. Martin der Verfasser, einer der Corypheen des Capitels zu Sion sein solle, und, wie ich nachher erfuhr, es wirklich war. Dort hingen die nachher sich

entwickelnden Fäden zu jenem Gewebe zusammen, welches dem getäuschten Sinn, das Auge des Layen unter dem Gewande religiösen Misticismus auf das Aufserordentlichste spannen und vorbereiten sollten. Ich habe zu dieser Zeit die feste Ueberzeugung gewonnen, dafs das, was im Jahr acht und achtzig begann und bald darauf ausbrach — die französische Revolution, der Königsmord mit allen seinen Gräueln — nicht allein damals schon beschlossen, sondern früher durch Verbindungen, Schwüre u. s. w. eingeleitet war, und, Gott weifs, seit wie lange bestand. Welchen Eindruck diese Entdeckungen auf mich machten, überlasse ich denen Wenigen, die mein Herz und Sinn kennen, zu beurtheilen; ich möchte sagen kannten. Von allen Gefährten jener Zeit bleibt mir ja nur Einer, der Nestor unserer Edelsten. — Mein erster Drang war, Friedrich Wilhelm alle meine Entdeckungen, alle meine Ansichten mitzutheilen. Wir gewannen die Ueberzeugung, dafs alle Verbindungen der Maurerei, vom niedern bis zu denen uns bekannten höchsten Graden, einem jeden Eindruck offen stehen, dafs religiöse Gefühle, so wie verbrecherische Plane aller Art, gleichen Schritt zusammengehen, und die ersteren selbst zum Deckmantel der letzteren dienen können. Diese Ueberzeugung, die Friedrich Wilhelm ganz mit mir theilte, führten uns nun zum festen Entschlufs einer jeden Theilnahme, besonders aber einer jeden Leitung für immer zu entsagen. Dem Prinzen aber schien es rathsam, nicht ganz aus der Verbindung der Maurerei zu scheiden, indem er die Gegenwart

rechtlicher Männer in den Logen als ein Mittel ansah, den Einfluſs des Verraths vorzubeugen, und aus den einmal bestehenden Versammlungen harmlose Verbindungen zu machen. Auch hat der Prinz denselben Gang nachher als König befolgt. Ob diese Ansicht unsere Zeiten gerechtfertigt, besonders aber ob sie heut noch Stich halten kann, bin ich weit entfernt zu behaupten. Ich habe von dem verflossenen Jahrhundert gesprochen, das gegenwärtige ist mir fast fremd, und aus Bruchstücken zu urtheilen liegt nicht in meiner Art.

Dieser in möglicher Kürze zusammengedrängten Darstellung muſs ich doch noch einige meiner Erfahrungen hinzufügen:

Daſs das geheime Gewebe, welches seit Jahrhunderten besteht und die Menschheit vielleicht mehr als jemals bedroht, kein Hirngespinst ist, daſs es Wirklichkeit und fortwährendes Dasein hat, ich hoffe, darüber gestattet man sich keinen Zweifel mehr.

Wie und wo es entstanden, fällt ins Fabelhafte. Für die letzte Zeit bis gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vermag ich einiges anzugeben. Cromwel, so wie späterhin Bonaparte, kannten das Umwälzungssystem. Er, so wie sein Nachfolger, benutzten es für sich. Der Tempelorden war im Besitz des Geheimnisses. Molay wurde gerichtet, und eine traurige Erfahrung hat uns belehrt, daſs es nicht ein Zufall war, der Ludwig den Sechszehnten in den Temple führte. Von dort aus sollte er den Manen des Meisters geopfert werden. Hat uns Amerika mit seinen Schätzen auch sein Gift gege-

ben, so hat ihm unser Continent mit dem Seinigen gelohnt; die Umwälzungen in jenem Welttheil, die ältere so wie die neuern, sind alle gleichen Ursprungs. Als die Nordamerikaner dem Mutterland sich entrissen, handelten sie aus sich selbst; aber das Gift aus Gallien verbrüderte sie mit dem Revolutionsbund.

Den Baum des Verderbens kennen wir, aber er hat tausend und tausend Aeste. Es ist leichter, diese abzuhauen, als die Wurzeln aufzufinden. Dazu gehört mehr als herkulische Kraft. Nun aber das Mittel! Es ist vielleicht vermessen; aber nur ein Wort: Glauben und Vertrauen zum Einzigen, Alleinigen Retter. Innige Einigung unter denen, die berufen sind, die Hydra zu bekämpfen. Stete Wachsamkeit. Auch das zerstörendste Gift kann Heil bringen. So der Friede, ein nicht zu erschütternder Friede. Entsagung des Einzelnen zum Besten des Ganzen. Alles dem Einzig Nothwendigen geopfert, und dies ist dem Geist der Umwälzung mit vereinter Macht entgegen zu arbeiten. Nur Einigung der Beherrscher rettet die Menschheit! —

Die Familie von Rapin-Thoyras und Mauvers

dargestellt aus Briefen

Königs Heinrich IV., Heinrich von Bourbon-Condé, Herzog von Mayenne, Coligny u. s. w.

Durch die Gewogenheit werther Freunde ist die Handschriften-Sammlung des Herausgebers auch in den Besitz interessanter Briefe und Dekrete aus den Zeiten der Hugenotten-Kriege in Frankreich — aus den Jahren 1568 bis 1621 — gekommen; sie beziehen sich meist auf militairische Operationen der Hugenotten-Armee, und erscheinen um so mittheilungswürdiger, da sie grofsentheils von den Häuptern der Protestanten erlassen worden sind. Jene Zeit war zu bedeutend und ist noch nicht aufgeklärt genug, als dafs nicht selbst ein unbedeutend scheinendes Dokument von der Hand Heinrich IV., Condé, Coligny, Ornano, Herzog von Mayenne, beachtungswerth erscheinen sollte, und der Vorwurf, wie man ihn bei ähnlicher Gelegenheit schon so oft gehört: „was kann die Bekanntmachung einzelner Briefe, Militair-Marsch-Ordres u. s. w. nützen," durchaus

als unstatthaft zurückzuweisen wäre. Es sind Bausteine, welche der Herausgeber zur Aufklärung der Geschichte, zur Charakteristik bedeutender Individualitäten liefern will!

Doch bevor die Dokumente selbst erfolgen, ein Wort über die Familie Rapin-Thoyras, indem sämmtliche Briefe an Mitglieder derselben gerichtet sind. Eine alte geschriebene Familienchronik erzählt uns, dafs die in früherer Zeit so mächtige Familie Rapin ursprünglich aus Valrise in Savoyen, am Fufse des Mont Cenis, in der Gegend von St. Maurienne stammt, wo sie sehr ausgebreitet und in mehreren Zweigen getheilt lebte; sie legte sich einen Stammbaum von 8 – 900 Jahren bei. Im bischöflichen Pallaste von St. Jean de Maurienne war im Jahr 1683 noch ein Stein sichtbar, mit der Jahreszahl 1283 und den eingegrabenen Worten: „*Caveant successores nostri a Familia Rapinorum.*" welche Empfehlung an die Nachfolger wohl eben nicht die freundschaftlichsten Gesinnungen des Prälaten gegen die Familie Rapin ausdrücken mag. In der im Jahr 1620 durch Befehl Ludwig XIII. angeordneten Recherche des Adels wurde durch die Familie Rapin der Stammbaum mit den erforderlichen Beweisen bis zum Jahr 1250 eingereicht und von der niedergesetzten Kommission anerkannt, worüber ein Certificat der letztern bei den Familienpapieren befindlich ist. Unter der Regierung Franz I. siedelte die Familie Rapin theilweise nach Frankreich über, und scheint sehr wohlhabend gewesen zu sein. Einer derselben, Jacques, wurde Prior von Barnaz in Piemont, General-Vicar

des Bischofs von St. Jean de Maurienne und endlich Beichtvater der Königinn Catharina v. Medicis. Die andern Glieder der Familie gingen zur reformirten Religion über, und machten sich einen gefeierten Namen bei dieser Partei. Antoine, Oberst eines Regiments von 4000 Mann, wurde Gouverneur von Monpellier, Bezieres und Carcassonne, späterhin auch von Montauban, in welcher letztern Stellung er sich besonders auszeichnete und in genauer Beziehung mit Heinrich IV. und den Häuptern der Hugenotten stand. Das unter a. mitgetheilte Dekret Heinrichs IV. giebt ihm die Erlaubnifs für die Stadt, Münzen in Gold und Silber schlagen zu lassen, jedoch mit dem Bildnifs und dem Stempel des Königs. Ein Anderer, Philibert, stand in enger Verbindung mit den beiden Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Bourbon (Condé); Philibert, so wie sein Bruder Antoine erhielten das Vorrecht nur von den versammelten Connétables und Marschällen des Reichs belangt und gerichtet zu werden. Nach erfolgtem Religionsfrieden 1568 ward Philibert von der Königinn Regentinn nach Toulouse gesendet, um mit dem dortigen Parlament zu unterhandeln, jedoch von letzterem festgenommen und enthauptet. Als Repressalie liefs der Admiral Coligny, welcher bald darauf bei Toulouse erschien, die Landhäuser der Parlamentsräthe niederbrennen und auf die Mauertrümmer mit Kohle die Worte schreiben: *Vengeance de Rapin.* Da Toulouse unter Katholiken und Reformirten getheilt war und Philibert, an der Spitze der letztern stehend, einen grofsen Einfluſs

ausübte, so läfst sich dadurch der Hafs jener gegen Philibert erklären, als dessen Opfer er fiel. Sein Sohn Pierre, Baron de Mauvers, trug von frühster Jugend die Waffen, und befand sich bei der Einnahme von Antwerpen unter dem Herzog von Alençon. Später folgte er dem Könige Heinrich IV. als *gentilhomme de la chambre* in den Religionskriegen, und war lange Zeit seiner Güter beraubt. Als er demnach sein letztes Pferd verloren hatte, bat er den König um ein anderes, und erhielt zur Antwort: „*Je le voudrois bien, mais voyez je n'ai que trois chemises.*" Aufserdem kommandirte er eine Frei-Compagnie von 100 Mann, führte eine sehr strenge Disciplin, welcher Umstand zum Sprichwort ward, und kam endlich nach Mas Garnier in Garnison, wo er mit dem dortigen Gouverneur, Baron von Montbartier einen Streit hatte, welcher, da Rapin denselben aus der Stadt jagte, so viel Aufsehen machte, dafs der König sich genöthigt sah, Pierre zu verhaften und in Grenoble vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen, dem der Herzog von Bouillon und der Marschall d'Ornano präsidirten. Aus dem Befehl Heinrichs IV., Grenoble 28sten September 1600 (h.), scheint hervorzugehen, dafs der König mit dem gesprochenen Urtheil nicht zufrieden gewesen, indem er darin befiehlt: Rapin solle vor ihm erscheinen, um mit Herrn von Montbartier seine Sache vorzutragen, weil er selbst entscheiden will." v. Montbartier ward als Gouverneur zwar wieder eingesetzt, doch scheint Pierre de Rapin diesen Prozefs dennoch gewonnen zu haben, — er wurde

nicht allein nicht bestraft, sondern erhielt sogar nach dem Tode seines Widersachers den Posten als Gouverneur von Mas-Garnier. Als solcher lebte er sehr glanzvoll, verbot sogar den Gasthofhaltern, Fremde von einigem Ansehen aufzunehmen, hoffend, diese würden dadurch genöthigt sein, bei ihm zu wohnen, und dennoch waren seine Güter, welche inmitten einer katholischen Bevölkerung lagen, von dieser sehr mitgenommen und namentlich sein Schloss Mauvers dreimal niedergebrannt worden. Die fanatische Wuth der Katholiken erregte selbst unter den Edelleuten desselben Glaubens einen solchen Abscheu, dafs mehrere derselben es übernahmen, die Bewirthschaftung von Mauvers zu führen, dergestalt, dafs der Eine die Zugochsen, der Andere das Korn zum Säen und ein Dritter Ackergeräthschaften u. s. w. lieferte, wodurch das Besitzthum so bestellt und beackert wurde, als wenn der Eigenthümer selbst zugegen gewesen wäre, — eine Handlung, welche in jener Zeit sehr bemerkenswerth war. Welch ein grofses Vertrauen dieser Pierre de Rapin beim Könige gehabt, beweist das unter g. mitgetheilte, vom Könige selbst vollzogene Blanquet, 27sten December 1590 — freilich nie zur Ausführung gekommen — wonach er eine ihm beliebige Anzahl Soldaten in Frankreich ausheben durfte. Später, im Jahre 1628, ward sein Sohn Jean beim Ausbruch des zweiten Religionskrieges vom Herzog von Epernon, Gouverneur von Guienne, beauftragt, durch sein Ansehen und durch seine Freunde dahin zu wirken, dafs die Stadt Montauban nicht Theil am Kriege nehme. Dies Vorhaben mifsglückte, und Jean

ward gezwungen, während der achtmonatlichen Dauer des Krieges in Montauban zu bleiben; der Herzog von Epernon ward hierdurch so gereizt, dafs er den Vater, Pierre de Rapin, ins Gefängnifs setzen und erst nach Verlauf eines Jahres wieder frei liefs. Als er seiner Haft entlassen, redete er den Herzog von Epernon mit den Worten an: „*Je ne suis pas assez puissant, mais j'espère que Dieu me vengera de ce que Vous m'avez fait souffrir pour une faute de mon fils, supposé qu'il en a fait.*" Bemerkenswerth ist, dafs diese göttliche Vergeltung nicht ausblieb; denn als Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé, Fuentarabia belagerte und nicht einnehmen konnte, ward alle Schuld auf den Herzog de la Valette, Sohn des Herzogs von Epernon, gewälzt und derselbe zum Tode verdammt, der Vater aber auf seine Güter nach Bordeaux verwiesen. Pierre de Rapin starb 1617, 87 Jahre alt. Sein Sohn Jean de Rapin, Seigneur und Baron de Mauvers, war ebenfalls von Jugend auf Soldat, und machte den Feldzug in Holland mit; denn alles, was damals in Frankreich sich dem Waffenstande bestimmte, glaubte diese Wissenschaft nicht anders als unter den Befehlen des Prinzen von Oranien erlangen zu können. Er war Kapitain im Regiment von Calogne und hatte 140 Mann unter seinen Befehlen, unter denen sich 25 Kadets befanden, deren jeder seinen Bedienten und sein eigenes Pferd besafs. Er machte die Affaire von Aveine und Lens mit, und zeichnete sich in der ersteren ganz vorzüglich aus; später folgte er seinem Vater in dessen Gouvernement. Er erschien stets im Koller und mit

dem Degengehenke seiner Zeit, wodurch er, da er 80 Jahre alt wurde, ein auffallendes Aeufsere erhielt, doch durch die Würde und Anmuth seiner Haltung ward dasselbe gemildert. Von ihm stammen die Rapins ab, welche sich die Linie Mauvers nannten, nicht auswanderten, zur katholischen Kirche zurückkehrten und von denen vor einigen Jahren der Letzte des Stammes gestorben sein soll. Jacques, Seigneur de Thoyras, Bruder des Jean, war der Erste, welcher das Waffenhandwerk verliefs und sich den juridischen Studien widmete. In frühster Jugend ward ihm schon die Doktorwürde ertheilt, und später bekleidete er die Stelle eines Präsidenten beim Gerichtshofe zu Castres. In dieser Eigenschaft wurde er mit zwölf Deputirten unter der Führung des Marquis de Malause, aus dem Hause Bourbon, von den Reformirten des Languedoc nach Paris gesendet, um sich beim Könige über das Parlament von Toulouse zu beklagen, welches den Vicomte de Seran widerrechtlich hatte hinrichten lassen. Ludwig XIV., damals 16 Jahre alt, antwortete auf die Vorstellungen des Marquis von Malause: „*Soyez moi fidèles comme vous l'avez été jusqu'ici, et je vous assure de ma protection,*" darauf dem Kardinal rasch berichtend, wie er die wahrscheinlich schon vorher auswendig gelernte Phrase trefflich hergesagt habe. In den Verhandlungen führte Jacques de Rapin das Wort, bei welcher Gelegenheit der Kardinal sagte: „*Encore qu'a en juger pas ceci, touchant à sa calotte, vous puissiez juger que je suis votre ennemi, je vous assure pourtant, que je le suis pas.*"

Diese Deputation hatte demnoch keinen Erfolg, das Parlament von Toulouse blieb unbestraft. Jacques, der in dem Prozefs des unglücklichen Fouquet, den er nicht retten konnte, verwickelt war, starb 1685 in seinem 70sten Jahre. Sein Körper ward in der Familiengruft zu Mauvers beigesetzt, dort aber, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, nebst den Gebeinen seiner Vorfahren von den wüthenden Katholiken ausgegraben, auf dem Felde umhergeworfen und die Gruft selbst der Erde gleich gemacht. Seine Söhne Charles Seigneur de Puginier, Paul Seigneur de Thoyras, und Claude Seigneur de la Chaudane, wurden gezwungen, ihre Güter zu verlassen und im Auslande Schutz gegen die Verfolgungen der Katholiken zu suchen. Sie gingen zunächst nach England, woselbst sie sich trennten. Charles kehrte nach Holland zurück, Claude aber nach Savoyen; dieser blieb später in der Schlacht von Neerwinden. Paul de Rapin, ärgerlich über die Bestürmungen der Katholiken, ihn wieder in den Schoofs der allein seeligmachenden Kirche zurückzuführen, ging nach Holland und trat in ein Korps reformirter französischer Kadets, welches sein Vetter Rapin befehligte. Mit demselben folgte er dem Prinzen von Oranien nach England, wo er von Milord Kingston in dessen Regiment als Fähndrich angestellt wurde, und in dieser Eigenschaft die Belagerung von Carvickfergus mitmachte, sich dabei so auszeichnete, dafs er zum Lieutenant befördert wurde. In der Schlacht bei Boyne ward er verwundet, erhielt eine Compagnie, und machte mit dieser die Campagne in Irland und die Belage-

rungen von Ballimor und Athlone mit. Später ging er als Gouverneur des jungen Herzogs von Portland mit demselben nach Deutschland und Italien; nach vollendeter Erziehung seines Eleven wohnte er längere Zeit mit seiner Familie im Haag, ging dann nach Wesel, wo er seine Geschichte von England schrieb, zu deren Vollendung er 17 Jahre bedurfte *). Sein ältester Sohn Benjamin ward in der Folge in Stettin ansässig, und bekleidete daselbst die Stelle eines Präsidenten der Regierung und Direktors der französischen Kolonie, aus welcher Zeit sehr ehrende Kabinetsschreiben Friedrichs des Grofsen vorhanden sind. Von seinen drei Söhnen verheirathete sich nur der zweite, Antoine Louis, welcher im Jahre 1812 starb; er hinterliefs drei Söhne, von denen die beiden Aeltesten in den Kriegen gegen Frankreich 1812, 1813 den Tod fanden; der jüngste, Philipp Adolph, Major im Königlich Preufsischen zweiten Garde-Uhlanen-Regiment lebt noch und hinterläfst keine Nachkommen.

Zur Erklärung der Personen, welche die nun folgenden Briefe geschrieben, sei noch bemerkt:

a. b. c. d. e. (1568. 1569) erscheint König Heinrich IV. von Frankreich noch als Prinz von Navarra; erst 1572 nahm er nach dem Tode seiner Mutter, Wittwe Antons von Bourbon, den Titel eines Königs von Navarra an. Der im Briefe a. mitunterschriebene Louis de Bourbon ist Antons von Bourbon Bruder und Stifter der Linie Condé; in der Schlacht

*) Von diesem Paul de Rapin existirt ein sprechendähnliches Portrait vor seiner Geschichte von England.

bei Jarnac wurde er meuchlerisch erschossen. Sein Sohn Heinrich von Bourbon, der die Briefe b. d. e. mitunterschrieben, f. allein unterzeichnet hat, ist König Heinrichs Vetter, welcher mit diesem in der Bartholomäus-Nacht dem allgemeinen Blutbade glücklich entrann.

g. (1590) hat Heinrich IV. als König von Navarra unterschrieben.

h. (1600) als König von Frankreich, zu dem er 1591 gewählt wurde.

i. (1569) vom Admiral Coligny, Herrn von Chastellon.

k. (1608) von dem Marschall Alfons d'Ornano.

l. m. (1617–1620) von Paul Phélypeaux, Seigneur de Pontchartrain.

n. (1617) von Mery de Vic, Seigneur d'Ermenonville, Garde de Sceaux de France.

o. p. (1620) von Heinrich von Lorraine, Herzog von Mayenne.

q. (1621) von Heinrich, Herzog von Rohan, Prinz von Leon.

a.

An Antoine de Rapin.

près Saumur, 11. December 1568.

(Der protestantischen Stadt Montauban wird das Recht verliehen, Gold- und Silbermünzen, jedoch nach Stempel und Münzfuſs des Königs zu prägen, wozu Rapin authorisirt wird; das Edict dieserhalb ist jedoch erst den 11ten Januar 1569 publicirt worden.)

Henry, Prince de Navarre, Loys de Bourbon Prince de Condé, au Sieur d. Rappin Gouverneur de la ville de Montauban salut. Estant bien et duement admotié du peu de moyen que les habitans du ressort de la cour du parlament de Toulouse faisant profession de la religion réformée ont de recevoir des hommes villes du dit pays, des quelles l'entrée leur est défendue, aucunes espèces d'or ou d'agent monnoyé. Des quelles toutes fois ils ne seauraient pas se passer, soit pour le commerce ou pour la néces-

sité du recouvrement des vivres qui leur sont nécessaires. Nous avons pour obvier aux incommodités susdites permis et permettons par ces patentes faire battre en la dite ville d. Montauban sous le coing toutes fois et armoirie du Roy toute espèce de monnaye d'or ou d'argent ou autre selon que verrez que la nécessité le requerera, pourvu quelles soient du poids et alloy porté par les ordonnances de Sa Majesté et ce par provision et jusqu'à ce que étant les dites villes capitales de ce ressort réduites sous l'obéissance du Roy et non autrement en soit ordonné. De ce faire Vous avons donné pouvoir, commission et mandement par ces patentes que nous avons signé de notre main. A (Montantiel velay)? près Saumur le quatorzieme jour de décembre Mil Cinqcent soixante huit

Henry, Loys de Bourbon a. m. p. Signé.

Ces patentes ont été bien publiées et registrées dans la maison Commune à la Ville de Montauban à la réquisition du Seigneur Gouverneur et par devant les magistrats consuls et conseillers des habitants de la dite Ville y assemblés en corps de ville ce cinquieme jour de Janvier l'an Mil V^cs soixante neuf par moy Notaire royal et gréffier — ?

Dogetd

Griot.

Collation faite à son propre original, par moi Soussigné Géffier du conseil établi en cette ville de Montauban. Souls l'authorité du Roy notre Seigneur et par commandement de Monseigneur le Prince de condé. Montauban quatorzieme Janvier Mil cinquant soixant neuf.

Dezenost (?)

b.

Wahrscheinlich an Philibert de Rapin.

Martron, 8. Juin 1569.

(Rapin soll mit seinem Regiment entgegenkommen und gute Beschäftigung erhalten.)

Monsieur de Rapin. Nous Vous avons et donnons mendement que Vous Vous tinssiez prèst pour avec votre régiment nous vous trouvons lorsque Mrs (Labisarts ?) Lavisarsts prendront leur chemin pour s'avenir à nous et d'auttant que nous depeschons présentement Mr Comte de Montgrio pour Vous aller à contre tous; nous avons bien voulu Vous faire encore ce petit mot de rechange pour Vous prier ne fallir vous avenir avec à notre rescontre Vous assurant que vous y serez ce XVIeme bien venu et que Vous y serez employé à des charges dont Vous recevrez contantement et sur ce faisant fin à la présente nous prions le Créateur Vous tenir Mr. de Rapin en sa Sainte Garde. de Martron ce 8. Juin 1569.

Vos bien bons amys

Henry

Henry de Bourbon.

c.

An Philibert de Rapin.

(Rapin soll einen verlorenen Hühnerhund wiederschaffen und ein versprochenes Windspiel mitschicken, auch einige rückständige Pachter der Mutter (Königinn) arretiren lassen, bis sie gezahlt haben werden.)

Monsieur de Rapin. Je croy qu'il Vous sera souvenu du chien couchant dont je Vous parlay à mon partement de Montauban. Si Vous l'avez retrouvé Je vous prie le m'envoyer par le Capitaine Berar present porteur. Si non mettez diligence à le decouvre le plustot que sera possible et le m'envoyez avec la levrette que m'avez aussi promise. Au reste il y a certains habitans en Montauban qui sont fermiers du dixme de Négrepelisse *) appartenant

*) Ville près de Montauban.

à la Reyne ma mère et débiteur de l'argent à cause du dit invantaire qu'il est impossible de retrouver etc. Je Vous prie envoyéz qu'il — ... (?) le prevost et Mr. Faust son gendre qui Vous — ... (?) entendra ces affaires et Vous même m'enverez —... (?) les dits fermiers lesquels Vous ferez prendre prisonniers et me les enverrez —... (?) servant pour être gardé jusqu'à tems qu'ils auront entierement satisfaits à ce qu'ils doivent. A tant je supplie Dieu Vous prendre Monsieur de Rapin en sa sainte grace. Fait Lauzer le pénultienne de Novembre 1569.

Votre bien bon amy

Henry.

d.

An Antoine de Rapin.

au Port St. Mary, 26. December 1569.

(Eine besondere Abgabe soll eingetrieben werden, und Rapin wird authorisirt, deswegen die Stände zur Repartition zusammen zu berufen. Die Gelder sollen zum Sold für die Gensd'armerie und zur Befestigung verwendet werden; dagegen aber sollen die Plackereien aufhören.)

Henry Prince de Navarre Duc de Vendosmoys et de Beaumont Premier Pair de France, Gouverneur Lieutenant Général et Amyral pour le Roy Monseigneur le Pair de Guienne et Poictou et Henry de Bourbon prince de Condé Duc d'Anguien aussi Pair de France, au Sieur de Rapin Gouverneur et Commandant sous notre autorité à Montauban villes et places circonvoisines salut: Sur les plaintes qui nous auraient été faites à notre arrivée de pardeca de la foule et charge insupportable que reçoivent les pauvres subjets du Roy notre souverain Seigneur à cause des contributions excessives qui se levoyent sur eux pour le payement solde et entretienement des gens de guerre qui estaient répandus en ce pays. Considerant aussi que à l'occasion de telles particulières contributions l'on a peu voir l'Eunion et intelligence en cette province qui estait requise entre les gens de guerre pour en tirer les effects utiles et

nécessaires. Pour remédier et pourvoir à tout ce que dessus Nous avons ordonné de casser et révoquer toutes et chacunes les dites Contributions. Et pour le payement des gens de guerre qu'il a convenu et convient entretenir pour la défence et sureté de ce pays adjugé d'impost la somme de huit mille livres par chaque mois en cette province de Montauban y comprenant Gaillac et St. Anthonin, Esperant que les dits Sujets les quels par les misères et calamités communes des gens de guerre sont d'ailleurs assez vexés et travaillés seraient par ce moyen grandement soulagés et supporté. Ainsi que chacun le reconnaitra en l'observation du reglement que nous en avons établi. Et combien que suivant le dit Reiglement toute la dite Somme de huit mille livres ne sont entierement employé à la solde de la gensdarmerie. Neanmoins affin de toujours accommoder les dits subjets en tout ce que nous pourrons, Nous avons ordonné que ce qui restera bon dicelle somme avec autre dons que leur avons octroyé nous les ferons employer tant aux réparations et fortifications nécessaires à faire es Villes qu'il conviendra fortifier que en achat et confection de poudre pour la munition des dites Villes de Montauban Gaillac et St. Anthonin. Et pour faire assoir et répartir la quelle somme sur les mane et habitans des dites villes soit besoing convoquer les consuls d'yceller, pour faire la dite convocation y présider et tenir la main à l'exécution de nos intentions, commettre quelque bon et notable personnage et à nous seur et féable scavoir faisons que pour la bonne confiance que nous avons de votre personne son suffisante intégrité loyauté prudhomye et bonne diligence Vous avons commis et deputé commettons et députons par ces patentes pour faire assembler les consuls et autres députés des dites villes et en la ville de Montauban à tel jour que Vous adviserez pour à fin estre par eux procédé à la cottisation assiette et département au sol la livre le fort portant le faible et le plus justement et egalement que faire se pourra sur les dites Villes de Montauban Gaillac et St. Anthonin et

autres villes, bourgs, bourgades et villages tant de ces ressorts et consulats que autres circonvoisins qui se ressentent de cette commodité de l'association de huit mille livres ordonnés par chaque moys pour le payement solde et entretenement des gens de guerre estans retenus pour le sureté, garde, tuition, défense, et conservation de cette province, Voulant tout et chacun les cottisez soit en général ou en particuliers être contraints au payement de leur cottes parts et portions par toutes voyes et manières douces et raisonnables et comme il est acoutumé pour les propres déniers debtes et affaires de Sa Majesté et les dons être mis en mains de collecteurs ou autres qui seront par les dits consuls choisys et élues et aussitôt délivré au dits gens de guerre selon les montres qui en seront faites pour chaque Moys, Voulons aussi et ordonnons que les dons revenans bons de la somme de huit mille livres et autres qui nous avons dit est octroyé aux dites Villes payé en achat et confection de poudre et aux réparations et fortifications nécessaires à faire selon que plus au long il est porté et conteau au raiglement qu'avons fait expédier, Nous Vous mandons et à tous Capitaines Sous-Lieutenants ou Seigneurs et autres gens de guerre Juges Magistrats et officiers qu'il appartiendra prester pour l'exécution de ce qui dessus toute la facilité secours assistance et main forte dont sera besoin. Donné au Port St. Mary le 26. Jour de Décembre L'an Mil cinqcent soixante neuf.

Henry.

Henry de Bourbon

Par Messigneurs les Princes.

Decaboche.

c.

An Denselben.

au Port St. Mary, 26. Decembre 1569.

(Eine an demselben Tage, von demselben Prinzen wie d. erlassene Verfügung, worin Rapin gleichfalls die Kommission erhält, die Stände in Montauban zu versammeln und die Abgaben zu vertheilen, auch Vollmacht zur Begleitung. Der Anfang ist eine Art von Proclamation, um die Auflage zu rechtfertigen.)

Henry Prince de Navarre Duc de Vendôme et de Beaumont, premier Pair de France Gouverneur Lieutenant Général et Amiral pour le Roy Monseigneur le Pair de Guienne et Poictou: Et Henry de Bourbon prince de Condé Duc d'Anguien aussi Pair de France. Au Sieur de Rappin Gouverneur et Commandant pour le service de Sa Majesté sous notre autorité en la ville de Montauban et autres villes et places circonvoisines salut. Chacun a pu juger et connaitre tant par les escrits et réponses que nous avons envoyées à Sa Majesté Contenant nos très humbles remontrances supplications et submissions que par toutes nos autres actions et déportemens le désir et singulier affection que nous avons toujours eu et avons de voir la fin de ces misères calamités et désolations et quel regret ennuy et déplaisir nous avons de les voir continuer. Et ce d'autant que pour l'entretienement des grandes forces que nous avons et pour n'avoir autres moyens de supporter les grands frais de cette guerre si saincte et juste que chacun scait et que nous faisons pour le service du Roy et Seureté de son Royaume. Il nous conviens nous aider et secourir de toutes sortes et espèces de dons A quoi nous assurons que tant plus volontier s'accorderont et submetteront les sujets de Sa Majesté réduits en son obeissance, Quand d'une part ils se remettront devant les yeux les grandes charges que nous avons sur les bras plus extrèmes que celles de l'ennemy. Eu égard au peu de moyens que nous avons qui néanmoins ne se contente desdites tailles aussi fait des exactions et levées sur ceulx de la religion romaine plus grandes que les dites

tailles Et aussi qu'ils considerent la décharge et remission que nous avons fait des restes des dites tailles qu'ils nous doivent de l'année précédente. Combien que nous soyons infiniment pressés de nous aider de toutes nos pièces et encore que nous ayons les justes occasions de faire grandes levées exactions Toutefoi pour le désir que nous avons de voir les pauvres subjets soulagés nous aimons mieux demeurer en quelques arrière années nos etrangers et nous contenter pour ce coup de l'imposition ordinaire et acoutumée des dites tailles etc. et encore avons diceelles fait distraire pour l'année prochaine (tout ainsi qu'il avait été fait en la présente année) l'impositions acoutumée être faite durant les guerres pour le payement de la Gensdarmerie pour ne surcharger doublement le pays de la paye et nouriture d'yceelle, pour laquelle nous avons pourvu d'un si bon raiglement que les villes et pays ressentiront par expérience le soulagement en être tel que la charge en est plus que par moitié diminuée. Ce qu'ayant été bien et meurement considéré au conseil établi près de nos personnes, Auquel assistaient nos très chers et très aimés les Comtes Ludowic de Nassau et de Colligny Sr. de Chatillon Amyral de France et autres notables Seigneurs et Gentilshommes, choisis et élus par la noblesse pour conseil près de nous, Nous avons deliberé admis résolus, de faire lever cet impost pour l'année prochaine (que l'on contera mil cincent soixante dix) sur les manans et habitans des villes, réduites en l'obéissance de Sa Majesté et esquelles nous commandons pour son service telles sommes de dons que celles qui ont été imposées devant la présente année Pour faire répartir et assoir les quelles sommes sur les dits manans et habitans des dittes villes bourgs et villages soit besoing de convoquer les consuls des villes principales de chacune province et pour faire la convocation présider en icelle et tenir la main à l'exécution de nos intentions, commettre quelque bon et notable personnage d'autorité et à nous seur et féable etc. Scavoir Vous faisons que pour la bonne confiance que nous avons de Vo-

tre personne, son suffisante intégrité, loyauté preudhommye et bonne diligence. Vous avons commis ordonné et député, commettons ordonnons et députons par ces patentes pour faire assembler les dits consuls et autres députés des dites Villes en la ville de Montauban à tel jour que Vous adviserez et après les remontrances par Vous faites de nos affaires leur déclarerez que pour ayder favoriser et satisfaire au payement de nos estrangers, Nous avons admis qu'ils paieront telle ou semblable somme que celle qui a été commis dict été imposée sur eulx en cette présente année Et ce pour l'année prochaine que l'on comptera Mil cinqcent soixante dix. Laquelle somme nous voulons être par les consuls de chacune des dites Villes et consulats assise et imposée selon le blot ou département qui sera baillé ou envoyé le plus justement et également et à la moindre foule et oppression des dits sujets que faire se pourra le fort portant le faible sur toutes manières de gens contribuables aux tailles es dites Villes de Montauban Gaillac, et St. Anthonin et autres villes bourgs bourgades et villages tant de chaque ressort et consulat que autres circonvoisines. Et les quels dons recueillis et levés par les receveurs établis pour les dons royaux et publiques appartenans à la caisse pour les quatre quartiers de l'année prochaine également desquels pour encore soulager d'avantage les dits sujets avons différé à recueillir asavoir est le premier payement en et partout le moys de Febvrier prochainement venant et à continuer de troys moys en troys moys. Pour estre par les dits receypveurs quinze jours après les dits termes échues portés et envoyés au trésor Général de cette armée étant près de nous. En contraignant et faisant contraindre au payement des dits dons les dits termes échues tout ceux qui y auront été assis et imposés par toutes voyes et comme il est acoustumé pour les propres deus et affaires de Sa Majesté. Vous défendant très étroitement et à tous consuls asseneurs des dites tailles et à toute autre personne de quelque état qualité et condition qu'ils soient d'imposer asseir lever ni exiger ni per-

mettre ou souffrir être imposé assis levé ni éxigé autres ni plus grandes Sommes que celles cydessus mentionnee et contenues en ces patentes, Soit pour les fraix ou salaires de ceulx qui assisteront au susdit département assiettes et collocation des dites sommes ou pour quelque autre occasion que ce soit sans nos exprés commandemens et provisions et par nos lettres patentes, Sus peine de rapporter sur eux le quadruple au profit des dites Villes et pays desquels les dits dons auront été ainsi levés et usurpés. Donné au Port St. Mary le 26ème Jour de Decembre l'an Mil cinq cent soixante neuf.

Henry.

Henry de Bourbon.
Par Messigneurs les Princes
Decaboche.

f.

An Antoine de Rapin.

10. Noyembre 1569.

Monsieur de Rappin. Vous scaurez comme Je m'adresse si princement à Vous m'asseurant de n'este jamais déçu de l'opinion que J'en ay eu dès le jour que je Vous ai premierement cognu Et c'est pourquoy Je Vous veulx bien dire que Je ne Vous ai encore recommandé la (de?) gentilhomme qui plus que le Sieur de Brion plus parfaitement mérite qu'on fasse et aye soin de luy, pourceque outre ce qu'il est de bien fort bonne part, Il a fait et peut se décorer des services si bons en cette cause que J'aurais trop de regret que l'indisposition dans la quelle Il est maintenant l'empechat de se trouver ou Je scay que plus il se désire, qui est en cette armée où l'on a toujours à faire de tels hommes que cela Je Luy ai donc conseillé, parceque nous faisons ouvrer bien peu de couverts en ces quartiers de s'en aller là pour quelques deux ou trois jours se reposer et faire traiter comme il en a bon besoing Je l'ai bien voulu accompagner en cette occasion pour Vous prier cher Amy de le faire recommander de

sorte qu'il s'apperceuve que ma prière luy aye pu servir de quelque chose. Cependant que me recommandant de bon cœur à Vous Je supplie le Créateur qu'il Vous aye Monsieur de Rappin dans sa sainte et digne garde. Escript. à Vyxle (?) le 18. Jour de November 1569.

Votre bien bon amy ainmais

Henry de Bourbon.

X.

An Pierre de Rapin, Baron de Mauvers.

Allençon, 27. Decembre 1590.

(Ausgefertigtes Blanquett — nie zur Ausführung gekommen.)

De par le Roy.

Salut: pareeque nous avons deliberé de faire lever promptement et mettre sus bon nombre de gens de guerre tant de cheval que de pied pour nous garder servir et prévalloir aux occasions qui s'éxécuteront duquel il est besoin de bailler la charge de conduite à quelque bon vaillant et experimenté personage à nous seur et féable. A ces causes sachant les qualités sus dites être en Vous nous nous vous avons par ces patentes signées de nos mains commis et deputé commettons et députons pour lever et mettre sus, incontinant et le plus dilegement que faire se pourra. — — de guerre à pied francais des meilleurs et plus aguéris soldats que vous pourrez estirer et choisir et iceulx mener et conduire avec Vous à la guerre pour notre service sans désampares la dite compagnie sous notre très cher et très aimé Cousin le Duc d'Espernon l'un des Pairs de France et Colonel Général de notre Infanterie francaise là partout où il Vous sera par nous ou nos Lieutenant Generaulx ordonné et commandé pour notre service. Lesquels soldats Vous ferez bonne et telle pollice qu'il ne nous revienne aucune plainte de ce fait. Vous avons donné et donnons plein pouvoir autorité commission et mandement spécial mandans à tous qu'il appartiendra qu'à Vous en ce faisant soit obéis. Car tel est notre plaisir. Donné

du camp d'Allançon de notre reigne le premier ce 27. Jour de Decembre l'an de Grace 1600.

Henry.

De par le Roy.

Nuze.

k.

An Denselben.

Grenoble, 28. September 1600.

(Pierre de Rapin soll sich vor König Heinrich stellen, um mit Herrn v. Monthartier seine Sache vorzutragen, weil der König selbst entscheiden will.)

Capitaine Rapin Ayant bon comme mon Cousin le Maréchal d'Ornano venir à ouyr le Sr. de Monthartier et Vous sur Votre différent et l'ordonnance promssomelle (personelle?) qu'il Vous a fait. J'ai admis pour mieux juger du fait de Vous faire venir tout deux devers moi, pour entendre bien au fond Vos raisons de part et d'autre, sur lesquelles je Vous jugerai moimesme et Vous conserverai Votre bon droit. Ne faillez donc la présente reçue de Vous acheminer de Votre commandement pour le Mardi et ordonnons au Sr. Monthartier de faire de sa part. Et n'estant celle cy à autre effet Je prie Dieu Vous conserver. Escript à Grenoble 28. September 1600.

Henry.

Contresigné.

Potitot. Sully?

l.

An Philibert de Rapin.

(Dieser Brief des berühmten Admiral Coligny ist an Philibert de Rapin gerichtet und scheint den Brief c. zu ergänzen. Die Brücke (wahrscheinlich bei Montauban) ist nach diesem Schreiben nicht recht bewacht, und soll daher besser bewacht werden. Die zwei Männer, welche unter Escorte zugeschickt werden sollen, sind wohl ohne Zweifel die im Briefe c. erwähnten Pächter.)

Monsieur de Rappin. J'ai reçu la lettre que Vous m'avez écrite, Vous prierai de donner ordre qu'il soit fait bonne

et meilleure garde au pont qu'on n'a point encore fait car il y a fort peu de gens en Garde. Et quand les pluies seront passées, Je Vous prie envoyez sonder si le passage de la rivière de Garonne ne sera point ingueable à cause des pluies et si on y pourra encore passer et m'en avertir incontinement que Vous en aurez nouvelles. Quand...? aux deux hommes dont Je Vous ay écrit je serai bien aise que vous les envoyez demain ici avec quelqu'un pour les conduire surement. Quand à ce que Vous me mandez que la cavallerie des ennemys qui reste entre Tarn et ...? Garonne repassera la dite rivière et que je mande à Mr. de Castries qu'il vins avec, je vous adresse qu'il nous mande que les neiges sont si grandes qu'il n'est possible qu'il viennent. Au demeurant Distes à Monseign. le Vicomte de Bruniquet qu'il s'envienne incontinent et qu'il ayste surtout...? aussitot lui...? autant que toujours la garde du pont. N'ayant autre chose je prierai le Créateur vous avoir Mr. de Rappin en sa saincte et sure garde à L'Anyer XXV. Novembre 1569.

Votre bien bon amy
Chastillon.

K.

An Heinrich IV. von Frankreich.

Bordeaux, le 18. Mars 1608.

(Dieser Brief des Marschalls Alfons d'Ornano empfiehlt dem Könige wahrscheinlich den Pierre de Rapin.)

Sire!

Le Sr. de Rappin qui rendra cette lettre à Votre Majesté, m'a dit qu'elle luy avait fait l'honneur de luy accorder le provision de Gouverneur et Capitaine pour son service de la ville du Mas de Verdun et que pour cest effect Il allait recevoir ses commandemens désirant que Je rende à Votre Majesté témoignage de l'opinion en laquelle Il peutêtre dans la place et en son voisinage, pour l'avoir appris dessus les mêmes lieux. Elle croira donc s'il luy plaidt comme Je luy en donne asseurance que Je l'ay

tousiours recognue fort fidèle en l'obéissance de Votre Majesté et en réputation aux lieu d'être paisible, ce qui me fait promettre qu'elle en sera bien servie. Priant Dieu

Sire

de donner accroissement heureux à
la vie et à l'estat de Votre Majesté
à Bordeaux le 18. Mars 1608.

Votre très humble très obéissant
et très fidèle serviteur et subjet
** Marchal D'Ornano.

I.

Au Pierre de Rapin.

St. Germain en Laye le 20. Janvier 1617

Monsieur. J'ay fait souvenir au Roy l'affection que Vous portez au bien de son service et les asseurances que m'en avez confirmé par Votre lettre du 24 du mois passé, dont Sa Majesté a receue beaucoup de contentement et se promet que Vous continuerez sur ces occureus de luy en rendre d'aussi bons effets que par le passé. A quoi je Vous exhorte et vous prie d'employer ce qui est de vos bonnes intentions Vous asseurant qu'elle seront mises en la considération qu'elles méritent lorsqu'il s'offrira l'occasion de les recognoire. Quant à ce que me mandez que Vous n'avez été satisfait de l'état que vous avait été ordonné pendant ces mouvemens derniers Je m'employerai très volontier envers Mess des finances pour Vous en faire dresser quand Ils pourvoiront au payement de ce qui reste de ce tems là Comme aussi j'auray soin si l'on augmente les garnisons des places de Voz quartiers de répéter l'importance de celle que vous avez en charge affin que l'on y ait égard C'est ce que je vous dirais en reponse de Votre lettre Vous baisant humblement les mains et Vous priant me croire toujours Monsieur

Votre très affectionné Serviteur
PPSchtrean.
(Pontchartrain.)

III.

Au Denselben.

Paris, 21 Juin 1620.

Monsieur. Il y a quelques mois que Monsieur de Maranat ne rendit une lettre de Vous par laquelle Vous me priez de l'assister dans la poursuite que Vous l'aviez chargé de faire en égard du payement de Cinquante Doblons qui vous sont dues. Ce que j'ay fait et en ay parlé plusieurs fois à ceux qui on la charge des finances qui ayant promis d'y faire pourvoir. Mais cela n'a pas encore été affectué et croy que cela provient plus de la nécessité des affaires que de manque de bonne volontée et estime qu'à la fin ils y satisferont, pour le moing Vous assureray Je que Monsieur de Maranat n'a pas manqué de les en bien solliciter. Je Vous baise les mains et demeure Monsieur

Votre très affectionné serviteur

P P Schtrean.

(Pontchartrain.)

II.

Au Denselben.

Bordeaux, le dernier jour de Juin 1617.

Monsieur. Je recus hier par ce Gentilhomme Votre lettre du VII de ce moys sur la quelle je luy ay dict pour Vous le faire entendre que Monsr. le Marquis de Montpesat a print la peine de me visiter s'en allant en cour et que Je luy ai baillé de mes lettres pour témoigner au Roi ce que j'avais accordé avec Luy par son commandement, affin qu'on luy en baillat l'assignation nécessaire dans la quelle j'ay aussi mandé qu'il fallait y prendre la partie pour la quelle Vous êtes employé sur l'éstat du Roi Si cela a eté fait pour Mr le Marquis Je m'assure que Vous n'y aurez pas été oublié; si non je Vous asseure Monsieur qu'étant près de Sa Ma. J'en aurai tout le soing que Vous pouvez désirer Ensemble pour le surplus dont Je vous parlay à notre dernière entrevue, car on ne scaurait avoir assez de soing de ceux qui Vous ressemblent pour l'affe-

ction que Vous avez témoigné au bien du service du Roy et repos de cette province ce que Je témoignerai toujours quand les occasions se présenteront et que je suis

Monsieur

Votre bien affectioné serviteur
M. de Vic.

m.

An Denselben.

Bordeaux, 7. Juillet (wahrscheinlich) 1620.

Monsieur Je n'eusse pas tant mis à Vous faire s'avoir de mes nouvelles si jeusse eu Votre retour de l'assemblée j'ay prié Monsieur de la Reulle de Vous faire part de celle que nous avons icy de Vous assurer de la continuation du dénir que j'ay de me conserver Votre amitié dont je me veux promettre les effects en cette occasion ou tout les gens de biens sont amies, je vous en conjure donc de toute mon affection de faire estat du pouvoir que vous avez sur moy et croire ce que le dct Sr de la Reulle vous dira sur la suffisance du quel me remettant je vous supplieray de croire que je suis plus que personne du monde

Monsieur

Votre très affectionné
à Vous servir
Mayenne.

P.

An Denselben.

Bordeaux, 1. Août 1620.

Monsieur Vous m'obligez bien fort de me témoigner Votre soin, Je Vous en remercie autant qu'il m'est possible et ne m'en sens pas moins obligé que désireux de m'en revancher et d'en rechercher toutes occasions comme Je vous prie de croire que Je feray avec tout le soin qu'il pourra dépendre de moy, Je me promets aussy que vous m'en ferez paroitre les effects en

ces occasions Comme je Vous en conjure esperant avoir le bien de Vous voir dans fort peu de jours et Vous témoigner moy même le ressentiment que j'ay des effects de Votre amitié, que Je Vous prie me continuer et croire que Je tiendray fort chères les occasions ou Je Vous pourray témoigner combien Je suys

Monsieur

Votre très affectionné
à Vous servir
Mayenne.

9.

Au Dennelben.

St. Jean, 8. Mai 1621.

Monsieur Je ne feray ce tort à Monsieur de Veilles de m'ingérer à Vous escrire l'estat des affaires par luy car il a la suffisance et l'instruction toute entière pour Vous le faire entendre je me contenteray seulement de Vous supplier bien fort d'adjouster tout créance en ce qu'il Vous dira de ma part et en me favorisant de Vos bonnes graces croire que je n'ay n'y bien n'y vie que je n'employe très librement pour Votre service sur cette vérité je Vous baise les mains et demeure inviolablement

Monsieur

Votre bien humble et tres affectionné à Vous faire service
Henry de Rohan

Jeremias Bentham.

Professor Gans sagt in seinem interessanten Werke: „Rückblicke auf Personen und Zustände" Seite 214: „Den anderen Morgen sandte mir Bentham einige Pamphlets, die er bei Gelegenheit der Reformbill hatte drucken lassen; als Beilage aber ein Manuscript gegen die historische Schule, das freilich auf unsere Verhältnisse keine Anwendung hat, das ich aber wie eine ehrwürdige Reliquie bewahre."

Dieses Manuscript gab mir Gans, und ich liefs die ersten Zeilen desselben im dritten Heft der Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen lithographiren, mit dem Versprechen, das Ganze an geeigneterer Stelle der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu wollen. — Es mag daher jetzt hier folgen; vielfache Erkundigungen gaben mir die Ueberzeugung, dafs Bentham diesen Aufsatz ungedruckt gelassen hat. — Für jeden Mann von Bildung, besonders aber für jeden Juristen, möchte wohl jede Zeile, welche Benthaln niedergeschrieben, von Wichtigkeit und Interesse sein, besonders ein so spafshafter, springender Erguſs Benthamscher

Laune. Hier sei nochmals an das gewichtige Wort der Frau v. Stael erinnert, welches sie, wenn auch vielleicht in zu enthusiastischer Stimmung, aussprach: „Jeremias Bentham wird seinem Zeitalter einst den Namen geben."

17 April 1830.

On the Anti-Codification, alias the Historical School of Jurisprudence.

„The way for a man to have his will done, is — not to say, what it is — but to leave it to be guessed at." Such is the position by the maintenance of which, a large class of Jurists, or, as the term is, a School, distinguished by the name of the Historical School, is known to the world of lettres.

With a man by whom a position to this effect is maintained, is it possible to argue seriously? Is it possible to believe him serious? If serious, is it possible to believe him sincere? Is it possible that by any person not labouring under mental derangement, any such opinion can be entertained? Any thing so flagrantly absurd, so intensely silly, — is it to be found in any Nursery-Chamber, in the head of any old person of the least instructed class, of either sex, sunk into his or her dotage?

Conceive now a Review taking up the question and speaking of it in this manner, balance in hand.

and uncertain, which of the two scales it is that kicks the beam — Foreign Quarterly Review, for Febry: 1830, page 621: —

„The design which the author recommends of revising, classifying, and abbreviating the statutes, leads him to consider at some length, the question of Codification in general. Our readers know that the opinions of many eminent jurists of the present day are divided upon this nice and speculative point. Mr. Bentham in this country, M. Meyer in Holland, (whose elaborate work on the Judicial Institutions of Europe was reviewed in a former number) names of great weigth on such a subject, are strenuous advocates for the formation of codes, in all countries which do not already possess them. M. M. Hugo and Savigny, of not inferior reputation to those we have mentioned, have taken the opposite side of the question; our author ranks himself Anti-Tribonian. We are unable at present to enter upon this part of the subject, which deserves indeed a more full consideration and greater space than we can at present devote to it. We perceive that M. Meyer has announced a work on Codification, which it is possible, may afford us an opportunity of examining the principles contended for by the champions on either side. For this time we dismiss it, observing, however, that the author has displayed much learning and ingenuity in the argument he has advanced against the proposition for forming a Code in England, where, it must be admitted, that

the reasons which have influenced other countries in adopting such a measure, do not exist."

Thus far the Foreign Quarterly.

According to the Jurists of the Historical School, when the Sovereign of a country wants any thing to be done by his subjects, the most effectual course, that can be taken by him for that purpose, is, not to tell and let them know what it is, that on the occasion in question he wants to be done; but to put it to them to inquire, what it is that on occasions, which appear to be similar, he has ordered to be done; or Judges appointed by him and acting under his authority, have punished men for their not having done, without ever having been bid to do it.

Apply this notion to domestic life — to expressions of will operating on the smallest scale — to expressions of will operating in that state of things which is familiar and open to the observation of every man, and for the sake of exemplification by an appropriate example, take for this purpose a family in that state which has place in the class of the ruling few.

1. Occasion: suppose that, of providing for dinner: say a sirloin of beef and a plumpudding. What is the most suitable course for the Master or Mistress to take? To call up the housekeeper or cook, and say to him — Let me have a sirloin of beef to day, with a plumpudding —? Oh no! What then? Answer: this. — Look over the hou-

sekeeper's book as far back as is necessary, and then tell me, what the dinner is that I have a mind for!

2. Suppose coals wanted for the fire. Shall the order for the footman be: — John, put some coals on the fire —? Oh no! What then? Answer; this: — Study the history of the coaltrade, and when you are Master of it, than it is that you will know what it is I want you to do with my coals!

3. Occasion — Wanted brace of geldings for a ride. Formula to be avoided: — John, saddle my horse and yours, and bring them to the door. Proposed advantageous substitute — Turn to my Arabian biography — Look out the pedigree of my Horse .....

4. Occasion — Wanted, the coach to go to a dinner party. Formula to be avoided: — Thomas, bring the coach to the door. Advantageous substitute: — Turn to the History of coaches — Begin with the Italian Caroccio, — then go on to the Hungarian, — and so by the way of Berlin and Landau, till you come to London.

Sundry are the times, divers the manners in which men have had transactions with a personage whose name in familiar language is Old Nic. In general, the contract has been more distinguished by ingenuity than by goodfaith. Most commonly, that one of the contracting parties who has preserved the ornament and covering for his sitting part, has outwitted that other by whom, though, as the late Lord Monboddo testifieth, originally provided with

it, that appendage has been shed. Be this as it may, what is upon record is, that once upon a time that one of them whose tail has been docked, obtained the advantage. Having issued his mandates, the form of which he knew better than to borrow from the Historical School of Jurisprudence: — having exhausted his list of mandates, and filled his budget with the objects of his desires, he let fly from the part which in olden times had so delicate a covering, a particle of gas, and said: — Nic! this is the last job I have for you. — Away with you, catch what I have just lost, and bring it back to me! — Alas! Master of mine, cried the outwitted servant; you have done me: You have been too clever for me — you are too hard upon me: Ferdinando can do no more than he can do: I am in the same sad case. Keep what you have got out of me, and much good may it do you: I cannot stick to my bargain: so there's an end of it: As to that same precious soul of yours, I resign all right and title to it; e'en keep it where it is, or let it go to its proper place — whatever that be: So says your humble and humbled Servant, no longer to command: — As to the gas you were for sending me after, if you cannot do without it — if nothing will serve you but you must have it back again, and bottle it up where it was before, you must address yourself to somebody who is cleverer than I can pretend to be: for example to Mynheer Hugo, Mynheer Savigny, or the learned author of „*Lettres d'un Français sur la Cour de la Chancel-*

leric, et quelques Points de la Jurisprudence Anglaise: enrichies de Notes et Appendice," par M. C. Cooper, Avocat Anglais; le tout en Canis-Gallicus, Anglice dog-french, vice dog-latin: written with a degree of sincerity, a sample of which is afforded by the title page: and to which, had the learned English Gentleman had the benefit of being educated under the care of, or on the plan invented by his Majesty's Attorney-General *) that was, in whose judgement acquaintance with dead languages is so much more necessary to a lawyer than the like with living law, might have been added for motto — *Habet foenum in cornu;* and *Et documenta damus, qua simus origine nati.*

The truth (does it need to be told?) — the truth at the bottom of the Anti-Codification well, (and shallow indeed is this well) is this: If all men had that knowledge that they might be made to have of the laws for the not knowing of which the self-stiled Minister of Justice get so fat by punishing them, tormenting them thus for not doing that which it has been purposely kept out of their power to do, less ample would be the booty to be divided among the body of learned Lords and Gentlemen. Of that rotten commodity — that stinking fish — which is sold under the name of justice; less delay, less sale, less denial would have place. Less would be the torment of the un-law-learned many, less the comfort of the law-learned and proportio-

*) Sir James Scarlett.

nably ever mendacious and deceitful few: more or less diminished the class by which insincerity is professed, and by whom thus far the strictest accordance between profession and practice is so uniformly, universally, and incontestably exhibited.

Propose to save men from unjust punishment and pitiless depredation, sometimes it is ineligible, sometimes it is impossible: and the more feelingly the accomplishment is dreaded, the more loudly is the impossibility proclaimed.

What if, while our learned Gentleman was learning his modern Law French, his Grandmamma or any other lady in a little-red-riding-hood had snatched the grammar out of his hand, protesting that no grandchild of hers should be teased with doing what it is not possible to do? Where would have been the „*Lettres sur la Chancellerie!*" Where would have been the so admiring and admirable contribution in the Foreign Quarterly? Where would have been the certificate given to the world of clients? — the certificate which in p. 600 is given of the learned gentleman's experience and extensive practice?

Eine Uebersetzung des vorstehenden Memoirs wird man vielleicht nicht ungern lesen, daher sie hier folgen möge:

Am 17ten April 1830.

Ueber die Antikodificisten, alias die Historische Schule der Jurisprudenz.

„Um das, was man ausgeführt wissen will, in Ausführung gebracht zu sehen, mufs man ... nicht etwa: sagen, was man will — sondern vielmehr ... dasselbe errathen lassen." — Dies ist derjenige Satz, durch dessen Behauptung eine zahlreiche Juristenklasse, oder — im Kunstausdrucke: eine Schule — mit dem Namen der Historischen Schule bezeichnet, der gelehrten Welt bekannt ist.

Nun aber frage ich: Ist es wohl möglich, mit Jemanden, der solche Behauptungen aufstellt, irgendwie Etwas ernsthaft zu verhandeln? Ist es denn nur möglich, ihn jemals für ernsthaft zu halten? Und, wenn er nun wirklich ernsthaft wäre, ist es dann auch möglich, ihn für aufrichtig zu achten? Ja, sollte es denn in der That möglich sein, dafs irgend Jemand, ohne geradezu an Geisteszerrüttung zu leiden, eine solche Meinung aufstellen könnte? — Wer getraute sich wohl, noch Etwas ebenso schreiend Ungereimtes und ebenso durch und durch Albernes in irgend einer Ammenstube, oder in dem schwachsinnigsten Greisenschädel des allervernachlässigsten Pfarrkindes — Männlein oder Fräulein — das je dem kindischen Faselalter verfallen, ausfindig zu machen?

Nun begreife man einmal eine Review, welche diese Frage aufnimmt und sie folgendermaafsen be-

spricht, die Waage in der Hand, und unentschieden, welche der beiden Schaalen die Zunge ziehen dürfte; — wie die Foreign Quarterly Review vom Februar 1830, Seite 621:

„Der Plan, welchen der Verfasser zu einer neuen Durchsicht, Eintheilung und Abkürzung der Verordnungen empfiehlt, leitet ihn auf eine ausführlichere Betrachtung der Codificationsfrage im Allgemeinen. Unsere Leser wissen, dafs die Meinungen vieler ausgezeichneten Juristen der Gegenwart, über diesen zarten und tiefsinnigen Punkt getheilt sind: Mr. Bentham bei uns und Mr. Meyer in Holland (dessen reiflich durchdachtes Werk über die Europäischen Gerichtsverfassungen in einer frühern Nummer beurtheilt worden) — Namen, die bei solchem Gegenstande schwer in das Gewicht fallen — sind rüstige Anwalde für die Zusammenstellung von Gesetzbüchern in allen denjenigen Ländern, welche dergleichen noch nicht besitzen. Die Herren Hugo und Savigny, Beide von nicht unbedeutenderem Rufe als die Vorgedachten, haben sich in dieser Streitfrage Jenen gegenüber gestellt; und unser Verfasser, den Deutschen sich anschliefsend, giebt sich auch als Anti-Tribonian zu erkennen. Wir aber sind für jetzt noch aufser Stande, auf diesen Theil des Gegenstandes einzugehen, der jedenfalls eine vollständigere Erwägung und mehr Raum verdient, als wir augenblicklich ihm widmen können. Doch bemerken wir, dafs Herr Meier ein Werk über die Codification angekündigt hat, welches uns vielleicht noch eine Gelegenheit zur Prüfung der von den

gegenseitigen Kämpen verfochtenen Grundsätze darbieten wird. Vorläufig lassen wir dies Alles dahingestellt, und schliefsen mit gebührender Anerkennung der umfassenden Gelehrsamkeit und des eigenthümlichen Scharfsinnes des Verfassers in der Aufstellung seiner Gründe gegen die vorgeschlagene Veranstaltung eines Gesetzbuchs in England, wo, unwiderleglich, diejenigen Ursachen, welche anderwärts auf die Annahme solcher Maafsregel gewirkt haben, nicht vorhanden sind." —

So weit die Foreign Quarterly.

Nach den Juristen der Historischen Schule kann ein Monarch, wenn er durch seine Unterthanen Etwas in Ausführung gebracht haben will, um die Vollziehung dieses seines Willens zu erreichen, gar nichts Geeigneteres thun, als ... etwa kund- und seinen Unterthanen zu wissen thun, was er im vorliegenden Falle gethan haben will —? Keineswegs! sondern, viel einfacher: denselben aufgeben lassen, sich darum zu bekümmern, was in anscheinend ähnlichen Fällen durch Allerhöchstihn befohlen worden — oder, wie die durch ihn angestellten und unter Allerhöchstseiner Autorität verfahrenden Richter bis dahin diejenigen bestraft, welche Etwas nicht vollzogen haben, dessen Vollziehung ihnen gar nicht aufgegeben gewesen.

Dies wende man einmal auf das alltägliche häusliche Leben an, auf die unerheblichsten Willenerklärungen, auf Willenerklärungen in Betreff von Umständen, welche Jedermanns Wahrnehmung vertraut und offenkundig zugänglich sind: Man wende jenen

Satz einmal — um ein recht hieher passendes Beispiel zu nehmen — auf eine von denjenigen Familien an, welche, vermöge ihrer Verhältnisse, ihren Platz in der Klasse der gebietenden Wenigen hat, und denke sich z. B. einmal:

1) den Fall, dafs ein Mittagessen besorgt werden solle, und zwar, wir wollen annehmen: ein Rindslendenbraten und ein Plumpudding. — Welcher Weg ist hier von dem Herrn, oder von der Hausfrau, als der fordersamste einzuschlagen? Den Wirthschaftsverwalter oder den Koch zu rufen, und zu ihm zu sagen: Besorgt mir heut einen Rindslendenbraten mit einem Plumpudding —? Fehlgeschossen! — Nun denn, was sonst? — Antwort: Schlagt das Wirthschaftsbuch nach (wird die kundige Herrschaft gebieten), geht darin so weit zurück, als nothwendig ist, und sagt mir dann: welches dasjenige Gericht sei, das ich gerade heut im Sinne habe!

2) den Fall, dafs Holz zum Einheizen fehle. — Soll hier die Weisung an den Diener etwa lauten: Jürgen, lege noch einige Stücke Holz zum Feuer an —? Nimmermehr! — Aber, wie sonst? — Antwort: Jürgen, lege dich so schleunig als eifrig auf das Studium der Geschichte des Holzhandels, und, sobald du deren Meister geworden, Jürgen, wirst du auch wissen, was ich mit meinem Holze gethan haben will.

3) den Fall, dafs die Pferde zum Ausreiten verlangt würden — so ist die *Formula prohibita* natürlich diese: Hans, sattle mir mein Pferd und deins und führ' sie beide vor!... die einzig

geeignete Fassung des Befehls dagegen, eben so natürlich, folgende: Thue dich nach meiner Araber-Biographie um, Hans, und forsche genau nach der Stammtafel meines Rosses! —

4) den Fall, dafs der Wagen vorfahren soll, um zu einem Mittagmahle zu fahren.... *Formula nefasta:* Gottlieb, fahr' vor!... *Formula solennis:* Gottlieb, flugs widme dich der Geschichte der Wagen! Beginne mit dem *Carroccio* Italien's, lenke dann zu dem Ungarischen hinüber, und wende dich demnächst über Berlin und Landau nach London!

Verschieden sind die Zeiten, mannigfach die Weisen des Verkehrs zwischen den Menschen und einer gewissen Person, deren Name in der gewöhnlichen Umgangsprache *Old Nic* *) ist. Der Vertrag ist meistens mehr durch eigenthümlich scharfsinnigen Witz, als durch Vertrauen und Glaubwürdigkeit ausgezeichnet gewesen. Am gewöhnlichsten aber ist er so, dafs diejenige der contrahirenden Parteien, die den Schmuck und die Bedeckung ihrer Sitzmittel behält, die andere überlistet hat, welche — wiewohl nach dem Zeugnisse des seeligen Lord Monboddo ursprünglich auch damit versehen — dieses Appendix abgeworfen hat. Doch, sei dem wie ihm wolle — was dem Gedächtnisse aufbehalten geblieben, ist dieses: dafs ein Mal der Contrahent mit gekapptem Anhängsel den Sieg davongetragen hat. Nach Erlassung seiner Mandate nemlich — deren

*) Old Nic ist nämlich der „Gottseibeiuns."

Formulirung er unstreitig viel zu gut verstand, um sie der Historischen Juristen-Schule abzuborgen — nachdem er seine Mandatenliste erschöpft und sein Budget mit den Gegenständen seines Begehrens gefüllt hatte, liefs derselbe aus demjenigen Theile, welcher vor Alters eine so delicate Bedeckung hatte, ein Bläschen Gas streichen, und sprach: *Nic!* 'diefs ist die letzte Dienstverrichtung, die ich für dich habe: Hebe dich weg, erhasche, was ich so eben verloren habe, und bring' es mir zurück! — Ach, Herr und Meister! (rief der überlistete Diener) Ihr habt mir übel mitgespielt! Ihr seid allzu schlau für mich gewesen, Ihr seid zu hart gegen mich! Ferdinando kann ja nicht Mehr thun, als er thun kann *), und ich befinde mich just in demselben betrübenden Falle! Behaltet, was Ihr von mir habt, und mög' es Euch Heil und Seegen bringen! Ich kann meinen Pakt nicht halten — und so hat's kurz und gut ein Ende. Was aber Ew. Lieboen köstliche Seele betrifft, so entsage ich hiermit jeglichem Anrechte und jeglichem Titel auf dieselbe: Ja, behaltet sie, wo sie ist, oder lafst sie an den Ort gehen, der ihr gebührt — wo auch dieser sei! So spricht Ew. Gnaden demüthiger, gedemüthigter, doch nicht länger zu Diensten stehender Knecht. Und was endlich noch das Gas anlangt, nach welchem Ihr mich auszuschicken beliebtet — wenn Ihr nun ein Mal selbiges nicht missen könnt; wenn Ihr es nun absolut zurück ha-

*) Ein englisches Wortspiel und Sprichwort

ben müfst, und wenn Ihr es wirklich wieder da hineinfüllen wollt, wo es vorher gewesen — so müfst Ihr Euch nun schon an Jemand wenden, der gewandter und geriebener ist, als ich mich rühmen darf zu sein, wie z. B. an Mynheer Hugo und an Mynheer Savigny, oder an den gelehrten Verfasser der „*Lettres d'un Français sur la Cour de la Chancellerie, et quelques Points de la Jurisprudence Anglaise: enrichies de Notes et Appendice,*" *par M. C. Cooper, Avocat Anglais: le tout en Canis Gallicus, Anglice dog-french, vice dog-latin* — mit einer ungekünstelten Aufrichtigkeit geschrieben, von der schon das Titelblatt einen Beleg liefert, und wozu, hätte des gelehrten Englischen Herrn wohlthätiges Geschick denselben unter der Leitung, oder nach dem selbsterfundenen Plane von Sr. Majestät Kron-Anwalt *) erzogen werden lassen, nach dessen Urtheil die Bekanntschaft mit den todten Sprachen dem Manne des Gesetzes ja so viel nothwendiger ist, als die Kenntnifs des lebendigen Gesetzes — vielleicht noch das Motto gefügt worden wäre: *Habet finum in cornu!* und *Documenta damus, qua simus origine nati.*

Das Wahre (bedarf es dieser Erklärung noch?) das Wahre, was dem Anti-Codifications-Brunnen (diesem wahrlich nur allzu seichten Brunnen) zum Grunde liegt, ist dieses: Wenn alle Leute die Kenntnifs hätten, zu welcher ihnen Betreffs derjenigen Gesetze verholfen werden sollte, deren Nichtkenntnifs

*) Sir James Scarlett.

dem Justiz-Minister zu Speck gedeiht, indem er jene so dafür in Strafe nimmt und peinigt, dafs sie Etwas unterlassen, dessen Vollziehung dem Bereiche ihres Vermögens vorsätzlich fern gehalten worden — so würde die unter die Körperschaft der gelehrten Lords und Gentlemen zu vertheilende Beute minder beträchtlich sein. Bei jener faulriechenden Bequemlichkeit, jenem stinkenden Fische, unter dem Namen der Gerechtigkeit feilgeboten, würde ein minderer Vorzug, minderer Vertrieb, mindere Weigerung stattfinden. Minder grofs würde die Qual der gesetzesunkundigen Menge, minder grofs die Behaglichkeit der gesetzeskundigen und immer auch verhältnifsmäfsig lügenhaften und betrügerischen Wenigen sein — mehr oder weniger die Anzahl derjenigen verringert werden, welche die Unredlichkeit handwerksmäfsig üben, und demzufolge auch die genaueste Uebereinstimmung zwischen Handwerk und Praxis so gleichförmig, allgemein und unbestreitbar darthun.

Willst du Jemand vor einer ungerechten Strafe und mitleidlosen Ausplünderung bewahren, so wird dies bald unausfindbar, bald unausführbar sein, und je empfindlicher die Furcht vor der Vervollkommnung wird, desto lauter wird die Unausführbarkeit erklärt.

Wie dann, wenn, während unser gelehrter Herr über seinem modernen Gesetz brütete, seine Grofsmama oder eine andere würdige Dame in einem kleinen rothen Capuchon, die Sprachlehre ihm aus der Hand gerissen, und förmlich dagegen sich ver-

wahrt hätte: dafs keines ihrer Enkel mit der Vollbringung dessen geplagt werden solle, was nicht vollbracht werden kann —? Wo wären dann wohl die „*Lettres sur la Chancellerie*" geblieben? Wo die eben so bewunderungsvolle, als zu bewundernde Huldigung in der *Foreign Quarterly?* Wo das der Klienten-Welt gegebene Zeugnifs — welches Zeugnifs pag. 600 für des gelehrten Herrn „Erfahrung und ausgedehnte Kundschaft" ausgestellt wird —?

Napoleon Buonaparte.

Die französische Gesandschaft in der Schweiz theilte dem berühmten Jean Bon St. André, den nachfolgenden Bericht mit über eine vorgehabte Gefangennehmung des Ersten Konsuls. Das Erzählte erscheint ganz glaubwürdig und sehr interessant, und das Faktum ist, so viel ich weifs, durchaus unbekannt. Das Kaiserlich-Königlich Oesterreichische 47ste Linien-Infanterie-Regiment, Franz Kinsky, nachher Vogelsang, wie es bei Aspern und Deutsch-Wagram hiefs, stand zu der Zeit in jener Gegend (Val d'Aosta).

Lausanne, le 31. May 1800.

L'on a conté si diversement, et avec des circonstances si absurdes et si contradictoires une anecdote, en elle même très extraordinaire, que nous croyons faire plaisir, en nous hasardant de la faire connoitre telle exactement que nous la te-

nous de la bouche de son auteur, dont au reste nous ne garantissons point la véracité.

Le 18. May, Monsieur le Breux, originaire de Bruxelles, âgé d'environ 21 ans, et Premier-Lieut. dans le Régiment d'infanterie de François Kinsky, avoit été envoyé des montagnes de Sésia, du Coté d'Ajanio, ou étoit son Corps, pour faire une reconnoissance avec un détachement de 40 hommes vers le Val d'Aoste, afin d'y récueillir quelques renseignements, sur les bruits qui couroient dans l'armée Autrichienne que Bonaparte devoit incessamment pénétrer en Piémont par le grand St. Bernhard, ce qu'on ne pouvoit se persuader surtout par une saison aussi défavorable, et à travers les neiges profondes qui devoient rendre cette route impraticable.

Après cinq jours d'une marche des plus pénibles, par des chemins escarpés, à travers des rochers et des précipices affreux, le Lieut. le Breux se trouvoit à huit grandes lieues de son corps, le 23. May entre 5 et 6 h. du soir, sur la pente rapide d'une montagne qui descendoit par un sentier tortueux, pour se rendre par le village de St. Vincent à Chatillons à deux lieues de là, lorsqu'il fut tout-à-coup frappé à la vue de cinq généraux françois et deux guides qui se présentèrent à six pas de lui, gravissant les rochers et conduisant leurs chevaux par la bride, à l'exception d'un seul qui resta à cheval marchant à leur tête, en habit gris, chapeau bordé en or mais sans panache. — Du moment qu'ils les eurent apperçus, les soldats Autrichiens les

plus avancés, armant leurs fusils, vouloient tirer sur eux, ce que leur Lieut. leur défendit expressément, préférant, dit-il, d'amener saine et sauve cette riche et glorieuse capture. De son côté le Général en habit gris ne les eut pas plûtot apperçu qu'il s'écria d'un air surpris: „voila des Autrichiens, des Autrichiens ici;" tandis que ses deux guides armaient à leur tour leur carabines, en criant: „qui vive!" Après leur avoir défendu de tirer, le Général s'adressant au jeune officier: „qui êtes vous? que faites vous ici? d'où êtes vous venu? quelle est la force de votre détachement? le nom de votre régiment? celui de votre Général? la position de votre Corps? et plusieurs autres questions, auxquelles le Lieut. répondit selon qu'il le jugea convenable.

Cette conversation durait déja depuis près d'une demie heure et avoit été plus d'une fois interrompue par les soldats Autrichiens qui demandoient à leur chef, s'ils n'était pas tems d'emmener leur proye, lorsque tout-à-coup, le Général en chapeau bordé sans panache, qu'on aura déja reconnu pour Bonaparte, dit à cet officier d'un ton affectueux: „Jusqu'à present Monsieur. J'étois votre prisonnier, et c'est vous maintenant qui êtes le mien; mais soyez tranquille, J'aurai soin de vous et de vos gens." En effet l'Autrichien s'apperçut au même instant qu'il étoit cerné par des Grenadiers françois qui avoient pris une autre route pour arriver à lui. Le 1er consul lui laissa ses armes, et lui dit en le quittant: ce soir vous irez coucher à Chatillon, et demain

vous dinerez avec moi à la cité d'Aoste. Et c'est ce qui eut lieu. L'officier observe que Bonaparte etoit extrêmement sobre et qu'il restoit fort peu à table. Après le diner, le 1er consul le fit passer dans son appartement, ou il s'entretint seul avec lui un bon quart d'heure, uniquement dit-il sur la force et la position des armées Autrichiennes. En partant l'Autrichien lui demanda la permission de se retirer chez lui sur sa parole d'honneur. „J'avois deja l'intention de vous renvoyer sans échange", lui répliqua Bonaparte; sur quoi il lui fit remettre par son aide de camp Duroc un passe-port pour aller à Paris, avec un des soldats prisonniers, pour lui servir de domestique, et une lettre pour le ministre de la police generale, et c'est ainsi qu'on le vit arriver le 29 courant à Lausanne. Sur la question qu'on fit à cet offier, comment il avoit pu manquer une si belle occasion de faire prisonnier le 1er consul de la république Françoise, dans les mains duquel se trouvoient en ce moment les destinées de toute la république et du monde entier, il répondit naivement: „Je n'en sais rien moi-même, il est de ces momens dans la vie, ou l'on est si étourdi et si aveuglé que l'on ne sait ce qu'on fait; d'ailleurs je ne le connaissois point pour le Généralissime, sous son habit gris et son chapeau bordé sans panache, et j'étois loin de soupçonner que je le rencontrerois presque seul sur ces horribles rochers, moi qui le croyois si loin de là, ainsi que son armée. Il est vrai que par fois pendant notre con-

versation je croyois appercevoir quelque ressemblance entre sa figure et le portrait de Bonaparte, qu'on trouve dans presque toutes les maisons en Italie, où il est fort aimé ainsi que des Autrichiens eux-mêmes, et surtout du Prince Charles, qui l'estime infiniment; mais nous ne pouvions concevoir, malgré les bruits publics, qu'il osé se hazarder de passer le grand St. Bernard par ces tems affreux avec une armée, et surtout une artillerie que je viens de voir traverser cette montagne, par des chemins, dont les difficultés surpassent toute imagination; aussi comptai-je bien arriver à Chatillon et à la cité d'Aoste sans découvrir aucun François. Au reste j'étois si harassé de fatigues et de faim, n'ayant rien mangé depuis cinq jours que quelques pommes de terre, et quelques morceaux d'un pain detestable, que je trouvois ca et là chez de pauvres paysans que je n'avois plus ni force ni énergie, de même que mes soldats, et que j'éprouvais même une sorte de plaisir secret en pensant que je serois fait prisonnier au 1er instant que je vis ces Généraux Français que je crus d'abord suivis de leur armée."

On lui demandoit ce qu'il eût fait, s'il eût su qu'il parlait à Bonaparte. „Oh pour lors, voyant qu'aucune troupe ne me suivait," répondit il, „j'aurais recueilli toutes mes forces, j'aurais ranimé mes soldats, je l'aurais enlevé avec sa petite suite, traité avec tous les égards possibles, et probablement, j'aurais été assez heureux pour le conduire à mon

corps, parceque connoissant déjà les chemins où je pouvois être soutenu par les paysans, j'avais en outre une demie heure d'avance sur les Grenadiers Français, qui dans la recherche de leur chef auroient difficilement pu découvrir quelque trace de la route que j'aurois prise avec lui."

Berlin, gedruckt bei J. Petsch.

Namens-Verzeichniſs

derjenigen Personen, deren in den 4 Bänden dieser Sammlung Erwähnung geschieht.

(Die Römischen Zahlen zeigen den Band, die Arabischen die Seite an.)

Abbt, Thomas, I. 77. 121.
Accerenza, Herz. v., III. 141. 151.
A'Court, Will. III. 113. IV. 45.
Albrecht, Kabinetss., I. 21. III. 21.
Alexander I. Kaiser I. 7.
Ali Pascha III. 186. IV. 49.
Altenstein, Freih. v., IV. 14. 18. 29.
Amaler, Kupferst., III. 119.
Ancillon, Fr., IV. 15. 23.
Apponi, Graf, III. 189. IV. 49.
Argens, Marquis d', III. 50.
Aristophanes IV. 103.
Arndt, Ernst Mor., I. 216. 224.
Arnim, Bettina v., IV. 103.
Arnstein, Frau v., IV. 128.

Ballauche IV. 138.
Bahrdt, Kupferst., III. 119.
Bardeleben, v., III. 253.
Bardili III. 61.
Barnekow, v., Major, I. 17.
Bartholdy, Salomon, III. 113. IV. 45.
Beauharnois III. 170.
Bekker, J., IV. 199.
Benoit, Gesandter, IV. 148.
Bentham, Jeremias, IV. 20. 29. 30. 240.
Berg, Frau v., IV. 37. 41.
Bergami III. 179.
Bernhard, Maler, III. 119. IV.
Bernhardi, Aug. Friedr., II. 91. IV. 111.
Bernstorff, Christ. Graf v., III. 71.
Beyme, Carl Fr. v., I. 7. III. 195. 204. IV. 23.
Biester, Joh. Erich, I. 117.
Bloch, Marcus El., II. 194.
Blücher, Fürst v. Wahlst., I. 7. 58. IV. 21. 27. 83.
Boeck, Karl Gottl., I. 84. 177. II. 39.
Boeck, Rafael Ignat., II. 39.
Bodmer II. 184.
Böhmer, Auguste, IV. 111.
Bollmann III. 198. IV. 89.
Bolt, Friedr., I. 190. II. 47.
Bonnier d' Arco, A. E. L. A., II. 238.
Borcel III. 135. 141.
Borowski, Erzbisch., I. 144.
Borstel, General, I. 47.
Böttiger IV. 87. 172.
Boulland II. 199.
Brinckmann, Gust v., IV. 33.
Broglie, Herzog, I. 107. 108.
Broglie, Herzogin, I. 107.
Brun de Villaret, General, I. 31.
Bubna, Graf, General, I. 65.
Buchholz, Fr., II. 135.
Bülow v. Dennewitz, Graf, I. 15. 16. 17. 42. 49. 51. III. 253.

Bunsen IV. 190.
Burghersh, Lord, III. 136. 138.

Calow, B. Niclas, II. 208.
Caracci, Gebrüder, III. 121.
Caramanico, Fst. v., III 149.
Carascosa, General, III. 188.
Carigliano, Prinzessinn v., III. 136.
Carnot II. 15. III. 197. 201.
Cartesius I. 125.
Cassano, Herz. v., III. 149.
Castelcicala, Fürst, III. 166.
Castlereagh, Lord, III. 130. 138. 154.
Catalani IV. 118. 120.
Catel, Franz, III. 118. 127.
Catharina II. IV. 151.
Catholica, Fürst, IV. 58.
Cervantes II. 5.
Chamisso, Adalb. v., I. 93. III. 24. 27. IV. 137. 140.
Chateaubriand II 15 IV. 137. 140.
Chazot, v., I. 216. 221. 227. 230.
Chezy, Helmina v., IV. 103.
Christian, Bisch. v. Preußen, IV. 181.
Christian, Prinz v. Dänemark, III. 151. IV. 79.
Christine, Erzherz., IV. 87.
Church, General, III. 131. 147. 152. 177. 184. 189. IV. 48. 55. 67.
Cimabue, Maler, III. 121.
Cimitelli IV. 60.
Clancarty, Lord, III. 140.
Clausewitz I. 216.
Coligny, Admir., IV. 222. 240.
Condillac IV. 185.
Constant, Benjam., I. 107.
Cooper, C. P., IV. 252. 260.
Cornelius, Maler, III. 118. 126.
Correggio III. 125.
Cotta von Cottendorf I. 104. IV. 9. 163. 186.
Cousin, Victor, I 107. IV. 8. 13. 183.
Crayen, Frau v., I. 181. 194.
Crelinger, Auguste, IV. 194. 197. 206.
Cromwel IV. 218.
Custine, Graf, IV. 118. 122.

Danneeker IV. 127.
David, Lucas, IV. 181.
Davies, Familie, III. 144.
Davoust, Prinz v. Eckmühl, II. 43.
Delmar, Baron, I. 105.
Devonshire, Herz., III. 167. 179. 185. IV. 71. 76.
Dobschütz, General v., I. 10. 15. 16.
Doebbelin II. 190.
Dorow, Dr., I. 84. 88. 159. 169. II. 105. IV. 163.
Dubois, P. F., IV. 8.
Dumont, André, II. 215.
Duroc IV. 266.
Dutaillis, General, I. 32.
Dzieduszycki IV. 149.

Eberhard, J. A., I. 125.
Eberhard, Maler, III. 119.
Eckstein, Baron v., IV. 185.
Eisenhart, Friedr. v., I. 11. 13. 17. 21. 35. 58. III 78.
Engel, Joh. Jac., II. 188.
Epée, Abbé de l', I. 162.
Epernon, Herzog v., IV. 225.
Esterhazy, Fürst, III. 157.
Euler, Leonh., IV. 180.

Falk, Joh., III. 64.
Fauché-Borel II. 21.
Feltre, Herzog v., I. 45.
Ferdinand I., K. v. Neapel, III. 132. 160. 166. 169. 172. 176. 179. 188. IV. 54. 66. 77. 78.
Feuerbach III. 71.
Fichte, J. G., I. 94. 103. 109. II. 135.
Filangieri III. 149.
Fleck, Schausp., I. 112. II. 190.
Forster, Joh. Reinh., IV. 170.
Fort, Gräfinn de la, IV. 147.
Foscolo, Hugo, III. 145.
Fouqué, de la Motte, III. 27.
Fox II. 11.
Francesco de Paula, Infant, IV. 66.
Frank, Maler, II. 19.
Franz II. Kaiser, III. 110. 128.
Freemantle, Admir., III. 138.
Friedländer, Bar., IV. 42.
Friedrich II., I. 178. III. 49. IV. 31. 148. 190. 192. 179.
Friedrich Wilh. II. IV. 217.
Friedrich Wilh. III. I. 43. IV. 28. 29.
Friedrich Wilh., Kronpr. v. Preuss., IV. 19. 21.
Friedrich, Prinz v. Braunschweig, IV. 214.
Friederike, Königin v. Hannover, IV. 38.

Gabler IV. 180.
Galle IV. 60.
Gans, Eduard, IV. 9. 10. 12. 25. 29. 137. 142. 183. 240.
Gaeve III. 61.
Gasparini, Prälat, II. 110.
Genelli, Hans, II. 91.
Gentz, Fr. v., II. 117. IV. 32. 88. 134.
Georg III., Kg. v. England, III. 140. 158.
Georg IV., Kg. v. England, III. 183.
Gerard, F. P., Maler, I. 105.
Gerning, v., II. 31.
Ghirlandajo, Maler, III. 121.
Gifford III. 137. 149. 178.
Giotto, Maler, III. 121.
Girardin, St. Marc, IV. 130.
Gneisenau, Neidh. Graf v., I. 58. 215. IV. 83.
Goldner, Baron, IV. 197.
Göpp, J. J., II. 3.
Görres, Rhein. Merkur, II. 10.
Göthe, Joh. Wolfg., I. 92. 109. II. 28. 29. III. 3. 4. 210. 212. IV. 19. 107. 116. 133. 156. 163.
Gottsched, Joh. Chr., III. 53.
Grenard, Jean B. L., III. 49.
Griesheim, v., Major, I. 216.
Grofsmann, Schausp., II. 189.
Grotefend, Georg Fr., I. 169.
Gruner, Justus, I. 216.
Guercino III. 121.
Guiot, Floreal, II. 211.
Gustav III., Kg. v. Schweden, II. 241.
Gustav IV., Kg. v. Schweden, II. 241.

Hackert, Philipp, II. 195.
Hagen, Baron v., I. 81.
Hahnemann, Sam., II. 192. IV. 202.
Hamann, Joh. Georg, I. 121. IV. 168. 171.
Händel-Schütz, Henr., I. 130.

Hardenberg-Novalis IV. 106.
Hardenberg, K. A., Fürst v., I. 55. 59. 60. III. 3. 5. 156. 205. 206 217. IV. 28. 39.
Harrach, Graf v., I. 81.
Harrach, Grätinn, I. 82.
Hartmann, Maler, IV. 87.
Hatzfeld, Fürst, I. 66.
Haugwitz, Graf v., Minister, IV 23. 28. 211.
Hegel, G. W. F., I. 109. II. 89. IV. 142. 184. 186. 191.
Heinrich IV. v. Frankreich IV. 220. 223. 231. 232. 235. 239. 240.
Heinrich, Prinz v. Condé, IV. 220. 225. 231. 232. 235. 238.
Heinrich v. Lorraine, Herz. v. Mayence, IV. 244.
Heinrich, Herzog v. Rohan, IV. 245.
Heinrich, Prinz v. Preußen, Br. Friedr. II. IV. 146.
Helmsdorf, Maler, III. 119.
Henning IV. 187.
Herder, Joh. Gottfr. I. 122.
Hippel III. 17.
Hitzig, Jul. Ed., I. 90. II. 138.
Hoffmann, C. Th. Am., III 17.
Hohenzollern, Jos. Fürst v., II. 39.
Holtei, Karl v., IV. 203.
Homer I. 86. 87.
Hopfgarten III. 119.
Horaz I. 85
Horn, G. Friedr. v., I. 215
Horn, Franz, III. 27.
Hotho IV. 186.
Humboldt, Alex. v., I. 105. II. 143.
Humboldt, Wilh. v., II. 89. III. 3 13. 156. IV. 38. 42. 121.
v. Humboldt, geb. v Dachröden, III. 116. IV. 120.
Hugo IV. 248. 251. 255. 260.
Huguee, Major, I. 46.
Hundeshagen, Berath., I. 88.

Jablonski, Profess., IV. 181.
Jacobi, Fr. H., I. 110. III. 59.
Jacobs II. 27.
Jahn, Fr. Lud., II. 87.
Jassoy, Dr., II. 31.
Jerome, Kg. v. Westphalen, II. 46.
Jeroschin, Niclas, IV. 181.
Iffland III. 23. IV. 204.
Jollage III. 119.
Joseph II. Kaiser I. 78.
Jouy IV. 157.
Jung-Stilling, Joh. Heinr., II. 176. IV. 129.

Kaestner, Abr. Gotth. II. 85.
Kalckreuth, Graf v., Feldmarschall, III. 78.
Kamptz, v., Minister, III 21. IV. 186.
Kanonegiesser II. 92.
Kant, Immanu., I. 117. II. 135.
Karl August, Großhzg. v. Weimar, IV. 113.
Karl XIV. Johann, Kg. v. Schweden, I. 11. 27. 48. II. 43.
Kaunitz, Fürst v., I. 81.
Kinsky, Regiment Franz, IV. 263.

Kirchheisen, Minister, III. 21. 70. IV. 25.
Kleist, Heinr. v., II. 141.
Kleist-Retzow, Frau v., I. 66.
Klencker, Joh. Fr., III. 63.
Klewitz, v., Minister, IV. 29.
Knigge, A. F. F. L. Freiherr v., I. 166.
Kolbe II. 62. 111.
Koreff, Dr., II. 89.
Kosciusko I. 199. 200.
Kotzebue, Aug. v., I. 166. II. 188. IV. 134.
Krauseneck, Gener., I. 35.
Krüdener, Juliane Freifr. v., I. 138. 144. IV. 131.
Krusemark, v., Gener., I. 12.

Labadie II. 217.
Labrador III. 180. 185.
Lacombe St. Michel, J. P., II. 236.
Lamartine IV. 191.
Lamennais IV. 185.
Laroche, Sophie v., I. 162.
Lauderdale, Lord, III. 183.
Launitz, v., Bildhauer, III. 119.
Lebon, Joseph, II. 211. 215.
Leibnitz I. 125.
Lemarois, General, I. 36. III. 217. 245.
Leo XII., Papst, II. 105.
Lesage II. 5.
Lessing, G. Ephr., II. 115. 180. III. 59. IV. 204.
Levezow, Konr., I. 169.
Lichtenberg IV. 18.
Ligne, Fürst v., I. 181.
Lossau, v., General, III. 235.
Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen, IV. 81.
Lucius, Caroline, III. 79.
Ludolf, Gesandter, IV. 60.
Ludwig XIII. v. Frankreich IV. 221.
Ludwig XIV. v. Frankreich IV. 226.
Ludwig v. Bourbon IV. 230.
Ludwig, Groß-h. v. Bad. IV. 3.
Luise, Königin v. Preußen, IV. 39.
Luxi, Graf v., III. 139.
Luthers Nachkommen III. 68.

Macfarlane III. 113.
Maitland, T., III. 133. 186.
Manzoni I. 113.
Marc, Mme, IV. 208.
Marwitz, v., General, III. 216.
Masaccio III. 122.
Mazarin, Cardinal, IV. 226.
Maximilian v. Oesterreich, Erzherzog, II. 142.
Mechelm, v., I. 127.
Medicis, Minister, III. 141. 170. IV. 63. 65.
Mendelssohn, Mos., II. 115.
Menge, Rafael, I. 129.
Menzel II. 87.
Merkel, Garl., IV. 32. 33. 111.
Metastasio I. 81.
Metternich, Ph. Adolph Graf, III. 33.
Metternich, Fürst, IV. 40. 65. 134.
Meyer IV. 248. 255.
Michaelis II. 97.
Michelet IV. 186.
Milton III. 55.
Mirabeau II. 192. III. 16.

Mokranowsky IV. 147.
Monck, Graf, II. 240.
Moser, Friedr. Karl v., I. 76.
Morgan, Lady, III. 167.
Morgenbesser IV. 24. 29.
Müffling, v., Präs. d. Staatsraths und Generallieut., I. 4. 24. 26.
Müller, Adam v., II. 118. 134. 138. III. 215. IV. 32. 34.
Müller, Johannes v., I. 68.
Mumser, Dr., IV. 213.
Murat, Joachim, Kg. v. Neapel, IV. 50. 52.
Murat, Madame, III. 150.

Napoleon Bonaparte I. 7. 26. 47. 67. 229. II. 16. 136. 250. III. 31. 207. IV. 24. 131. 218. 263.
Ney, Marschall, I. 19.
Nicolai, Friedr., I. 68. 76. 121. 162. 166. II. 192.
Nicolovius, Geh. Ober-Regierungsrath, II. 25.
Niebuhr, Bart. Georg, III. 13. 116. IV. 29.
Nostitz, Karl v., IV. 81.
Nugent III. 150. 178.

Oelsner, M. R. I. 105.
Olbers I. 168.
Ornano, Alfons d', Marschall, IV. 223. 241.
Ostermann, Graf, IV. 152.
Oudinot, Herzog v. Reggio, I. 19.
Overbeck, Maler, III. 118. 120.

Pacca, Cardinal, III. 182.
Partanna III. 149.
Pelet, General, I. 26.
Pepe, General, IV. 69. 76.
Pepe, Florestan, IV. 74.
Perugino, Pietro, III. 121.
Peter, Herzg. v. Oldenburg, I. 226.
Pfuel, General, IV. 102.
Phélypeaux, Seigneur de Pontchartrain, IV. 242. 243.
Philipp I., Kg. v. Frankreich, IV. 14.
Pistoli, Abbé, I. 194.
Pius VI., Papst, II. 195.
Pius VII., Papst, III. 130.
Pope IV. 18.
Potocki, Graf Ignaz, I. 194.
Preuss, J. D. E., IV. 26.
Pricenitz IV. 202.
Priest, Graf St., General, I. 65.
Pückler-Muskau, Herrm. Fürst. III. 32. IV. 102.
Puttkammer, v., Hauptm., I. 11.
Puttlitz, v., Oberstlieut., I. 18.

Radowski III. 136. 167.
Rafael III. 121.
Ramdohr III. 135. IV. 79.
Ramler, Karl Wilh., I. 177.
Rapin Thoyras u. Rouvere, Familie v., IV. 220.
Récamier, Mme., IV. 136.
Reck, vonder, Minist., IV. 87.
Recke, Elisa v. d., III. 73.
Rehberg, Maler, III. 119.
Reinhard, Graf, II. 31.
Reinhard, Fr. Volkm., II. 97.
Rembrandt III. 125.
Reni, Guido, III. 121.
Repnin, Fürst, I. 34.
Rewbell II. 217. 221. 227. 238.

Richelieu, Minister, III. 106.
Rivarol II. 214.
Robert, Ludwig, I. 98. II. 70. IV. 181. 189.
Robespierre, Max., II. 209.
Roldem, v., Maler, III. 118.
Rösel, Maler, III. 119.
Rothenburg, v., Major, I. 55. 56.
Rothschild II. 11.
Rubens III. 119.
Rüchel, v., General, I. 59.
Rühl, Philipp, II. 202.

Saint-Andre, Jean-Bon, IV. 203.
Saint-Martin IV. 218.
Sand II. 76. III. 173.
Sander, Madame, I. 68. 72. 98. 99.
Savigny, F. K. v., IV. 248. 251. 253. 260.
Scarlett, James, IV. 252. 260.
Schadow, Rudolph, III. 119.
Schadow, Wilh., III. 118. 126.
Scharnhorst, v., General, I. 7. 55. 216.
Schelling III. 61. IV. 115.
Schenckendorff, Max v., I. 111. 138. III. 24.
Schiller, Fr. v., III. 208. IV. 83. 107. 133.
Schlabrendorf, Gustaf Gr. v., II. 1. III. 3. 7. 191.
Schlegel, A. W. v., II. 143. IV. 110. 113. 116.
Schlegel, Carol. geb. Michaelis, IV. 109. 110.
Schlegel, Fr. v., IV. 111. 113. 116. 118. 120. 134.
Schlegel, Dorothea v., IV. 103.
Schleiermacher, Fr. D. Hon., I. 216. II. 35. IV. 100.
Schlosser, Chr., IV. 128. 129.
Schmalz III. 207.
Schön, v., IV. 20.
Schöning, v., I. 66.
Schrötter, v., Minist., IV. 29.
Schulz, Fr. II. 130.
Schulze, Johannes, IV. 8. 12.
Schulze (Zopfschulze) IV. 28. 30.
Schwarzenberg, Fürst, I. 48.
Seydelmann, Carl, IV. 193.
Shakespeare IV. 196. 201. 207.
Signorelli III. 122.
Sinzendorf, Dr., IV. 214.
Solms, Prinzess v., IV. 38.
Sömmering II. 31.
Sontag, Henriette, I. 104.
Sophokles II. 38.
Sotin, J. M., II. 210.
Spaccaforno IV. 60.
Spencer, Lord, III. 145. 165.
Spontini, Gaspare, IV. 136.
Spurzheim, Dr., II. 7.
Stackelberg, Otto Mag. v., III. 119.
Staegemann, Fr. Aug. v., I. 222. II. 141. IV. 28. 80.
Staël, Frau v., IV. 131. 136. 175. 247.
Staël, Aug. v., I. 106.
Stanislaus, Aug. Poniatowsky, IV. 145.
Stäudlin, K. Fr., II. 97.
Steffens, Heinr., II. 80.
Stein, v., Minister, I. 216. 227. 230. III. 24. 224. IV. 28.
Stolberg, Fr. Leop. Graf, IV. 25. 213.

Stoppe, Daniel, III. 33.
Streckfuss, Geheime., II. 27.
Talma I. 111. IV. 208.
Talleyrand, Fürst. III. 196.
Tauentzien v. Wittenberg, Graf, I. 3. III. 78. 235. 240. 253.
Tenerani, Bildhauer. III. 119.
Tettenborn, General, II. 44.
Theremin I. 95.
Thiersch IV. 12.
Thümen, v., General, I. 26.
Tieck, Ludwig, III. 27.
Titian III. 125.
Treskow, v., Rittmst., I. 17.
Tschernüscheff, General, IV. 86.

Uhland IV. 191.
Unruh, Graf, IV. 149.
Unzelmann, Friederike, II. 190.

Valazé, General, III. 235. 240.
Valette, Herz. de la, IV. 225.
Vandamme, General, I. 65.
Varnhagen v. Ense, K. A., I. 181. II. 3. 8. 24. 76. III. 3. 14. 24. 191. 204. IV. 15. 19. 23. 27. 84. 97. 98.
Varnhagen v. Ense, Rahel, I. 99. 103. III. 10. IV. 90. 98. 103. 104.
Vasto, Marquis del, III. 149.
Veit, Maler, III. 118. 126.
Veronese, Paul, III. 125.
Vic, Mery de, Seigneur d'Ermenonville, IV. 243.
Vinci, Leonardo da, III. 122.
Vogel, v., Major, I. 21.
Vogelsang, Regim., IV. 263.
Voigtel, Medicinalrath, I. 37.
Voss, Joh. Heinr., I. 85.
Voss, Ludwig v., I. 104.

Wach, Wilh., Maler, III. 118.
Wales, Prinzessin v., III. 132. 143. 150. 164. 179. 183. IV. 47.
Wallmoden, Graf v., II. 43. IV. 82.
Wellington II. 20.
Werner, Lud. Zach., I. 90. III. 17. 22.
Werther, Bar. v., Minist., II. 6.
Weyher, v., Hauptm., I. 25.
Whitworth, Lord, III. 144.
Wieland, Chr. Mart., II. 180. IV. 164.
Wilhelmine Sophie, Prinz. v. Bayreuth, III. 33.
Wimpfen, Fel. Bar. v., II. 203.
Winckelmann, Joh. Joach., I. 127. II. 37.
Wintzingerode, General, I. 47. 48.
Wittgenstein, Fürst, I. 60.
Witzleben, Joh v., General, III. 21. IV. 4.
Wobeser, v., Gen., II. 9. III. 251.
Wolf, Fr. Aug., I. 84. II. 23. III. 3. 9. IV. 163.
Wolff, Madame, IV. 197.
Wolff, Pius Alex., II. 65.
Wolkonski, Fürst, I. 48.
Woronzoff, General, IV. 85.
Wrangel, Bar. v., Minister, II. 240.

Zimmermann I. 71.
Zschokke, Joh. Heinr. D., I. 190. II. 47.

Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik

der

Welt und Litteratur.

Bleibt der Welt in keinem Falle
Ein Geheimnis doch verhehlt,
Keinem Lauigen wird's erzählt,
Und am Ende wissen's Alle.

Fünfter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1841.

Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik

der

Welt und Litteratur.

Heute leben, atmen warm und fragen
Muthig, was der arme Herr gebeut?
Was die Lippen nicht zu stammeln wagen,
Das gesteht sie ohne Schüchternheit.

Neue Folge.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1841.

BIBLIOTECA
REGIA

Vielfache Aufforderungen sind Veranlassung geworden, eine neue Folge von Denkschriften und Briefen erscheinen zu lassen; für die Besitzer der frühern Bände habe ich einen besondern Titel zugefügt, der diesen Band als Fortsetzung bezeichnet; möge man ihn mit demselben Wohlwollen aufnehmen, dessen sich die ersten Bände zu erfreuen gehabt haben. Der Streit, ob Empfänger oder Schreiber, oder wer sonst, wenn diese todt

sind, das Recht hat, Briefe durch den Druck zu veröffentlichen, ist noch nicht geschlichtet; die Grenzlinie über das Erlaubte und Unerlaubte hierbei zu ziehen, mufs sehr schwer sein, da auch die Gesetzgebung, die schon lange auf ein solches Gesetz hinarbeitet, bis jetzt noch nicht damit hat zu Stande kommen können. Der Vorwurf der Indiskretion ist mir bis jetzt nicht gemacht worden, und ich hoffe, auch in diesem Bande keine Gelegenheit dazu gegeben zu haben. Sollte man den Abdruck freundschaftlicher Briefe, die gerade kein allgemeines Interesse haben, tadelnswerth finden, so frage man zuerst nach Gründen, warum es geschehen, ehe man ein Richteramt auszuüben sich anschickt.

kann man nicht durch Bekanntmachung von Briefen, die grofses Vertrauen, Freundschaft und herzliche Neigung ausdrücken, aufser dem Styl, der Denk- und Gefühlsweise, vornehmlich die Sinnesart, den Charakter des Schreibers der Welt vor Augen stellen wollen, damit es seiner Zeit bekannt werde, dafs derselbe Mann, der in seinen Briefen nur Vertrauen und Liebe aussprach, im Geheimen, wo er sich unentdeckt glaubte, Unglück und Ungemach zu verhängen nicht Anstand nahm? Unter Umständen erscheint die Veröffentlichung vertraulicher Briefe demzufolge als gerechte Nothwehr, und sie sind als Beweismittel über Schuld und Unschuld von unersetzlichem Werth. Das goldene: „Ler-

net gerecht sein" ist in keiner Z
mehr zu empfehlen gewesen, als gera
in der unsrigen: denn auch das Gehei
ste kommt ans Licht der Sonne.

Berlin, im Mai 1841.

Dr. Dorow.

Inhalt.

a. Briefe.

	Seite
Altenstein, Karl Freiherr von	3
Autenrieth, Joh. Herm. Ferd. von	126
Börne, Ludwig	114
Broglie, Albertine Herzogin von	18
Fessler, Ig. Aur.	124
Gans, Eduard	42
Goethe, Joh. Wolfg. von	94
Hardenberg, Karl August Fürst von	190
Hoffmann, Ernst Theod. Amadeus	165
Hölland, Aug. Wilh.	35
Immermann, Karl	133
Kant, Immanuel	161
Ludwig I., König von Baiern	245
Reinhold, Joh. Gotth. von	194
Reinhold, Karl Leonh.	151
Richter, Jean Paul Fr.	24
Schneider, Eulogius	121
Stolzemann, Fr. Aug. von	223
Staël-Holstein, August Baron von	13

Seite

Stein, Karl Freiherr vom 219

Varnhagen von Ense, Karl Aug. 10

Weltmann, Karl Ludwig von 177

b. Denkschriften.

Betrachtungen über die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche. Rhein- und Mosel-Departement. 1801. 255

Die Stadt Köln am Rhein in Beziehung zu den Alterthümern der Provinz, mit Beilagen von Hardenberg, Wallraf u. s. w. 269

National-Bewaffnung und erste Idee zu einer Landwehr in Preußen 296

Druckfehler.

S. 180. Zeile 16 v. o. lies: Requisition st. Acquisition.
- 225. - 1 - - - mich st. ich.

Briefe.

Die mit einem † bezeichneten Briefe gehören nicht der Sammlung des Herausgebers an.

Karl, Freiherr von Stein zum Altenstein.

(Königl. Preussischer Staats-Minister.)

Geb. in Anspach den 7. October 1770,
gest. in Berlin den 14. Mai 1840.

Zum nähern Verständnifs der nachfolgenden Mittheilung a. ist Folgendes zu bemerken. Dem Professor E. W. Hengstenberg wurde im Jahr 1826 die Anfrage gestellt, ob er wohl dem Rufe zu einer Professur der Theologie in Königsberg in Preufsen Folge leisten würde. Hengstenberg lehnte den Ruf unter Anführung vielfacher Gründe ab, versichernd, dafs sein Wirkungskreis in Berlin „für die Sache des Herrn", so wie für seine eigenen Gaben und Neigungen, sehr angemessen sei, und sagt ferner: „es war von der Zeit an, da ich meine Wirksamkeit an der hiesigen Universität begann, mein äufserster Wunsch, etwas thun zu können zur Wiederbelebung des so sehr gesunkenen Studiums des Alten Testaments, bei dessen Vernachlässigung die ganze theologische Bildung unvollkommen bleiben mufs. Ich habe mich bemüht, diesen Theil der Theologie, die ganz zur Profangelehrsamkeit herabgezogen ist,

wieder als solchen darzustellen, indem ich bemüht war, meine eigenen Ueberzeugungen über den Zusammenhang der göttlichen Heilsanstalten immer klarer auszubilden und fester zu begründen, und es den meiner Leitung Untergebenen zum innersten Bewufstsein zu bringen, dafs nur von dem Festhalten an dem Ganzen der göttlichen Offenbarungen ein sicheres, festes und christliches Leben und eine sichere und feste theologische Wissenschaft ausgehen können. In Berlin habe ich nun einen passenden Wirkungskreis gefunden; ich halte es daher für heilige Pflicht, dafs Jeder, der einen festen Beruf erhalten hat, denselben nicht eher aufgebe, als bis er die Aussicht erhält, in einem gröfsern Wirkungskreise mit gröfsern Segen wirken zu können. Diese Aussicht würde ich in Königsberg keineswegs haben." Nachdem noch klimatische und ökonomische Rücksichten gegen die Annahme der Professur angeführt worden, wird der Ruf vollständig abgelehnt. Von des Ministers v. Altenstein eigener Handschrift findet sich nun über diese Angelegenheit das unter a. mitgetheilte Blatt vor, welches für die Charakteristik dieses Staatsmanns wohl als wichtig zu bezeichnen ist.

Der unter b. mitgetheilte Brief ist an den Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Joh. Schulze gleich nach dem Tode Hegels geschrieben, gleichfalls eigenhändig, wobei zu bemerken nicht unterlassen werden kann, dafs Herr v. Altenstein sich sehr selten zu eigenhändigem Schreiben entschlofs. Dieser Brief ist wohl als ein sprechendes Denkmal nicht allein

des humanen, menschenfreundlichen Herzens zu betrachten, sondern vorzüglich als ein offenes, klares Aussprechen, wie Altenstein den berühmten Philosophen verehrte und welche hohe Stelle er denselben unter Deutschlands grofsen Mannern angewiesen wissen wollte.

II.

Berlin, Juni 1826.

Ich finde unter allen den von Herrn Hengstenberg angeführten Gründen gegen seine Versetzung von hier nur einen erheblichen — den nämlich, dafs er allein bemüht ist, hier die Exegese des A. T. nicht blos als Gegenstand der Profangelehrsamkeit zu behandeln — dafs also durch seinen Abgang eine erhebliche Lücke entstehen würde. Dieser Grund eignet sich aber mehr zum Bestimmungsgrund für mich als für Herrn Hengstenberg — ich erkenne seine Erheblichkeit wohl an, allein auf meinem Standpunkt mufs ich diese Lücke hier für weniger nachtheilig halten als die, welche Herr Hengstenberg in Königsberg auszufüllen bestimmt ist. Hier erhält die Profangelehrsamkeit, mit welcher die Exegese des A. T. getrieben werden mag, manches Gegengewicht in den andern Disziplinen — das gelehrt Begründete wird dadurch in der Richtung verbessert. Die Universität in Königsberg ist nicht in dieser Lage, und gerade deshalb ist Herr Hengstenberg dort wichtiger. Alles andere, was Herr Hengstenberg anführt, betrifft mehr seinen Standpunkt und

halte ich nicht für richtig; er geht von dem Gesichtspunkt aus, dafs er hier einen angemessenern Wirkungskreis und einen eigenen Beruf gefunden habe. Das Erste ist falsch — er hat hier keinen Gehalt, kann nicht ohne Gehalt bestehen, es ist hier durchaus kein Fond vorhanden, ihm Gehalt zu geben, und er hat auch nicht einmahl Aussicht zu einer Professur. Ganz anders verhält sich dieses in Königsberg, wo er (zumal jetzt nach Ableben des Woyde) gewifs ein anständiges Gehalt bekommen kann — wo ihm der Weg in eine ordentliche Professur so gebahnt ist, dafs eine verdienstliche Leistung ihn solcher nahe führt.

Der Beruf hier erscheint mir problematisch — es ist nicht ein Wissen, sondern eine Richtung, die er verfolgt — mit Andern verfolgt — dieses scheint mir im Anfang einer Laufbahn höchst mifslich. Das Wissen leidet sehr leicht, ordnet sich der Richtung unter, statt diese zu geben und erst zu schaffen, und wird abhängig von andern. Der junge Mann soll frei von äufsern Einwirkungen selbstständig auftreten — aus dem Wissen die Richtung erhalten und diese dann so schaffen, dafs er auch Andere dahin zieht. So wird er wahrhaft und eminent wirksam. — Diesen Standpunkt darf ein junger Mann nicht gleich für unerreichbar halten, nicht gleich für sein Leben und seine Gesundheit bange sein, — er folgt der Bestimmung. Herrn Hengstenbergs Vorstellung von Preufsen ist ganz übertrieben; ich selbst lebte, schwächlich und in der fürchterlichsten Geschäftslage — doch ganz erträglich dort; die Entfernung

ist jetzt bei bessern Wegen und Posten nicht mehr so erheblich, als sie es noch vor mehreren Jahren war. Nach meiner Ueberzeugung spricht Alles für die Verpflichtung des Herrn Hengstenberg, dem Ruf zu folgen. Es wird und muſs ihm möglich sein; dann kann auch etwas für seine Badereise durch eine Remuneration geschehen, ich habe nicht viel — bekommt er sie zur Badereise und bleibt hier, so hab' ich nichts zur Erleichterung seines Lebens hier. Geht er nach Königsberg, so erhält er dieses dort. Je schätzbarer die Kenntnisse des Herrn Hengstenberg sind und je reiner sein Wille ist, desto wichtiger erscheint es mir, daſs er sich ermanne und das Wichtigste zu erlangen suche.

Das Frei- und Selbstständigstehen, nicht durch Scholien und Zurückgehen, sondern durch Besiegung aller Schwierigkeiten, mit allen Kräften, mit welchen man sich einmal nun in der Welt richtig bewegen und in Wirksamkeit setzen kann.

Altenstein.

b.

An den Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Joh. Schulze in Berlin.

Schöneberg bei Berlin, den 15ten Novbr. 1831.

Ew. Hochwohlgeboren erst diesen Morgen erhaltene Zeilen von gestern haben mich tief erschüttert und mit unaussprechlichem Schmerz erfüllt *). Kaum vermag ich noch die Wirklichkeit des unendlichen Verlustes zu fassen, welchen die Wissen-

*) Hegels Tod

schaft, der Preufsische Staat und alle Verehrer und Freunde des Mannes erlitten haben, der gleich ausgezeichnet war als Gelehrter und in allen dem Höheren zugewandten menschlichen Verhältnissen. Je mehr der Verewigte mit seinem ganzen Wissen dem Höchsten angehörte und auf dieser Welt für solches mit treuer Hingebung und unermüdlicher Anstrengung segensreich wirkte, desto lebendiger drängt sich auch das Gefühl auf, dafs er zur Erreichung seines Ziels, zur Vollendung von dem, der höher ist als alles, abgerufen sei, und in diesem Gefühl mildert sich der Schmerz, wenn auch der Verlust nur um so gröfser hervortritt.

Nur mit der innigsten Wehmuth kann ich an die verehrte Gattin des theuren Entschlafenen denken. Sie, die im Gefühl des höhern Werthes des Gatten ihr gröfstes Glück fand, wird auch darin die Stärke finden, den unersetzlichen Verlust zu ertragen; allein sie mufs auch, das irdische Loos theilend, um so tiefer den unendlichen Schmerz der Trennung fühlen.

Der Verewigte war mir bei dem schmerzlichsten Ereignisse meines Lebens *) durch die Aeufserung seines so unendlich tiefen, zarten und erhebenden Mitgefühls unendlich wohlthätig. Ich wünschte, der tiefgebeugten Gattin in gleicher Art durch den Ausdruck des tiefsten Mitgefühls wohlthätig sein zu können, darf aber einen Versuch gar nicht wagen,

*) Bezieht sich auf den Tod des einzigen Sohnes des Herrn v. Altenstein.

da meine Aeufserung so unendlich gegen das zurückbleiben würde, was mich allein befriedigen und mir einigermafsen eine angemessene Wirkung verbürgen könnte. Inzwischen bitte ich Sie, solches der Leidtragenden, wann und wie Sie es für das Beste und Angemessenste halten, auszudrücken und ihr in meinem Namen über meine herzlichste Theilnahme zu sagen, was für solche nur immer tröstend und beruhigend sein kann. Sie dürfen nicht befürchten, in meinem Namen zu viel zu äufsern. Es wird immer gegen das, was ich solcher zu sagen wünschte, zurückbleiben.

Die Nachricht hat mich so sehr ergriffen, dafs es Pflicht für mich ist, abzubrechen. Ganz fühle ich mit Ihnen, mein Theuerster, die Gröfse Ihres eigenen Verlustes! Sie sind ihm als Freund und in der Wissenschaft so nahe gestanden, dafs nur Wenige, so wie Sie, richtig schätzen können, welcher Stern erster Gröfse in diesem Augenblick für diese Welt untergegangen ist!

Schonen Sie ihre Gesundheit möglichst. Es ist in vielfacher Beziehung heilige Pflicht für Sie. Mit herzlichster Hochachtung freundschaftlich ganz der Ihrige

Altenstein.

Karl August Varnhagen von Ense.

Geb. in Düsseldorf den 21. Februar 1785.

Haben wir so eben vernommen, wie sich der Staats-Minister v. Altenstein über Hegel äufsert, und welchen tiefen Schmerz dessen Seele bei dem Tode des berühmten Philosophen empfunden, so folge hier nun noch ein Brief, in welchem sich Varnhagen von Ense gegen Lud. Robert über dieselbe traurige Begebenheit ausspricht — wohl ein schönes Anerkenntnifs, wie tief von dieser Trauer Jedermann ergriffen worden war.

An Ludwig Robert.

Berlin, den 16. November 1831.

Beim Empfang dieses Blattes hat die harte Botschaft von dem unerwartet schnellen Ableben Hegel's auch Sie schon erreicht und gewifs tief getroffen. Die Nachricht in der Staatszeitung sagt fälschlich, er sei am Schlagflusse gestorben, die Anzeige von Seiten der Wittwe nennt keine Krankheit; es war aber die Cholera, die ausgebildetste, unbezwingbarste Cholera, welche schon im Abnehmen tük-

kisch noch dies theure Opfer uns dahingerafft! Hegel hatte von Anfang her gegen den furchtbaren Unhold eine tiefe Scheu und Aengstlichkeit, die er später bezwungen zu haben schien, und dann zu dreist wurde; so versagte er sich am Tage vor seiner Erkrankung den Genufs von Weintrauben nicht, die erkältend auf seine Eingeweide wirkten, andre nachtheilige Einflüsse mögen seinen Körper für das Uebel schon vorbereitet haben, es trat mit stärkster Gewalt und schnellstem Verlaufe ein. Doch hatte er keine Ahndung seines herannahenden Todes, und entschlummerte, wie die Anzeige der Wittwe sagt, schmerzlos, sanft und selig. Das ist schön, dafs er nicht gelitten hat! So war denn sein Tod so glücklich, als der Tod es irgend sein kann. Ungeschwächten Geistes, in rüstiger Thätigkeit, auf der Höhe des Ruhms und der Wirksamkeit, von grofsen Erfolgen rings umgeben, mit seiner Lage zufrieden, von dem geselligen Leben heiter angesprochen, an allen Darbietungen der Hauptstadt freundlich theilnehmend, schied er aus der Mitte dieser Befriedigungen ohne Bedauern und Schmerz, denn Bedeutung und Namen seiner Krankheit blieben ihm unbekannt, und das entschlummernde Bewufstsein durfte Genesung träumen. —

Aber uns ist eine entsetzliche Lücke gerissen! Sie klafft unausfüllbar uns immer gröfser an, je länger man sie ansieht. Er war eigentlich der Eckstein der hiesigen Universität, auf ihm ruhte die Wissenschaftlichkeit des Ganzen, in ihm hatte das Ganze seine Festigkeit, seinen Anhalt; von allen

Seiten droht jetzt der Einsturz; solche Verbindung des tiefsten allgemeinen Denkens und des ungeheuersten Wissens in allen empirischen Erkenntnifsgebieten fehlt nun schlechterdings; was noch da ist, ist einzeln für sich, mufs erst die höhere Beziehung aufsuchen, und wird sie selten finden. Auch fühlen es Alle, selbst die Widersacher, was mit ihm verloren ist. Die ganze Stadt ist von dem Schlage betäubt, es ist, als klänge die Erschütterung dieses Sturzes in jedem rohesten Bewufstsein an. Die zahlreichen Freunde und Jünger wollen verzweifeln. Gans begegnete mir gestern mit verweinten Augen, und vergofs dann bei mir, mit Rahel in die Wette, heifse Thränen, indem er seinen Jammer nicht zurückhielt. Mich hat der Fall tief ergriffen, ich fühle fortwährend sein Wühlen, und bin fast krank davon; doch entsteht meine Empfindung mehr aus den allgemeinen Umrissen des Geschehenen, als aus einer unmittelbaren persönlichen Beziehung desselben zu mir. Bei gröfster Verehrung, freundlichstem Vernehmen und vertrautestem Zusammensein, bestand doch die nächste Nähe zwischen uns nicht; wir sahen uns, fühlten uns auch allzu oft als Gegner, und zwar als solche, die durch den Kampf keine Ausgleichung hoffen, ihn also lieber vermeiden. Noch in der letzten Zeit hatte ich wegen Fichte's Andenken einen Zwiespalt mit ihm; die starre Nachhaltigkeit, welche Fichte wider seine Gegner hatte, war auch Hegel'n eigen; ich aber werde künftig vielleicht eben so diesen gegen einen Nachfolger vertheidigen müssen, wie zuletzt Fichte'n gegen Hegel. —

Seltsam. Fichte starb hier am Typhus, Hegel an der Cholera, Beide auf grofsen politischen Wetterscheiden, deren bedenklichsten Prüfungen sie zu rechter Zeit entrückt wurden. Hegel stand wirklich in Gefahr, mit seiner Zeitgenossenschaft in grofsen Widerspruch zu gerathen, sich gegen die Wendung der Dinge arg zu verbittern, und selbst mit Freunden und Schülern in offne Feindseligkeit zu kommen. —

Ich habe Gans aufgefordert, nun rasch den Schmerz in Thätigkeit überzuleiten, ein Leben Hegel's zu schreiben, und eine Sammlung seiner Werke zu veranstalten. Wenn nicht in den ersten sechs Monaten die Sache zu Stande kommt und sogleich Hand an's Werk gelegt wird, so geschieht wie gewöhnlich nichts. Nachdem der erste Augenblick versäumt worden, sind Fichte's Werke jetzt nach achtzehn Jahren noch nicht gesammelt, und werden es erst künftig, wenn sie schon völlig litterarisches Alterthum geworden. Von Hegel könnten wohl, wenn man Rezensionen, Briefe und vermischte Aufsätze mitrechnet, gegen sechzehn Bände zusammen.

Wen man an Hegel's Stelle berufen wird, das ist jetzt auch eine grofse Sorge. Einen ihm Gleichen wird es noch lange nicht geben, solche Machtgeister finden sich selten in unmittelbarer Aufeinanderfolge. Schelling zu berufen, wäre doch ein Rückschritt. Ein Naturphilosoph kann das Werk Hegel's eben so wenig fortsetzen, als dasselbe, so wie es liegt, auch nur bewahren. — —

Ueber Troxler, Rotteck, Welcker — ein andermal!

Sehen Sie denn die Grofsherzogin Stephanie nicht? —

Von Rahel empfangen Sie gewifs ein eignes Blatt mit diesem. Sie hat sich tapfer gehalten, obwohl unter grofsen Leiden; sie war, auch in der schlimmsten Zeit, mehr noch von Theilnahme und Fürsorge erfüllt, als von Furcht oder Schrecken. Ich könnte übrigens auch mich selbst loben. Ich entdeckte frühzeitig, dafs man mitten in der Kalamität doch das gewohnte Leben fortsetzen könne. — —

Varnhagen von Ense.

August, Baron von Staël-Holstein.

Gest. in Coppet, den 17. November 1827.

Wir glauben die Diskretion nicht zu verletzen, wenn Briefe des verstorbenen Barons von Staël-Holstein und seiner Schwester, der gleichfalls verstorbenen Herzogin v. Broglie hier mitgetheilt werden. Sie gewähren uns nicht allein einen wohlthuenden Blick in das tiefe, reich begabte, religiöse Gemüth dieser ausgezeichneten Personen, sondern rufen auch das Andenken zweier trefflichen Mitbürger in's Gedächtniss, deren Verlust wir noch als unersetzlich betrauern — Adalbert von Chamisso und Eduard Gans.

An Adalbert von Chamisso in Berlin.

Coppet, 2. Avril.

Je ne m'attendois pas, liebster Schlemihl, à Vous écrire de Coppet pour Vous remercier de Votre excellente lettre et de la charmante histoire de Votre Sosia. J'en ai été si enchanté que j'allois me van-

tant par-tout de l'avoir reçue et la racontant à tout le monde; elle a eu un grand succès et la belle société de Paris n'a parlé pendant huit jours que de l'homme qui a vendu son ombre. Je ne crois pourtant pas que se soit pour ce public-là que Vous l'avez écrite: Vous auriez eu certes grand tort, car c'est la race la plus chétive, la plus niaise sous l'apparence de l'adresse, la plus dénuée d'âme et d'esprit que Dieu tolère sur la terre. Je vous conseille d'être plus fier de votre titre d'étudiant allemand que de celui de gentilhomme françois; mais au reste vous n'avez pas besoin pour cela de mes conseils.

Voici, cher ami, notre situation actuelle. Après dix mois de sollicitations les plus ennuyeuses nous étions sur le point d'être payés du dépôt de mon grand-père. Cette somme assuroit la dot de ma soeur pour son mariage avec Victor de Broglie, jeune homme très distingué par son esprit et par toute la morale qu'on peut avoir sans disposition contemplative. Moi aussi j'allois me trouver dans une situation indépendante comme fortune lorsque l'acquereur de votre ombre nous a renvoyé Napoleon. Ma mère a quitté Paris bien vite, j'y suis resté dix jours après elle pour regarder en amateur politique une aussi étrange révolution: je n'entrerai pas dans l'histoire de ces dix jours, il faudroit vous écrire des volumes, je ne les regrette pas par ce qu'ils m'ont fait connoitre dans des classes de la société que je n'avois pas vues jusqu'alors quelques hommes d'un beau caractère et sur lesquels on pourra peut-être un jour rebâtir une nation françoise; mais pour votre bonne

compagnie ne m'en parlez pas, c'est la plus vile des canailles. — Aujourd'hui vous voyez, avec quelle adresse se conduit Napoléon, il n'a pas fait une faute jusqu'ici: il a habilement pris le rôle qui convenoit au roi et qui auroit prévenu sa chûte. Il est tout idées libérales: il vient même de faire dire à ma mère toutes sortes de choses agreables; enfin c'est le plus grand des comédiens. Que vous êtes heureux, cher ami, d'être hors de cette vilaine, dégoutante sphere de la politique; quand pourrai-je en venir là! — Coppet commence à verdir, voici les anémones, les scilla et la viola mirabilis — je me trouverois heureux si je voyois devant moi un avenir quelconque de repos; mais je prévois qu'il va me falloir recommencer des sollicitations à Paris et puis ensuite la Suède, l'Amérique que sais je: votre vie vaut bien mieux que cela. Rendez-moi un service, cher Chamisso, vous avez à Berlin un ami qui a une collection d'autographes, j'en ai une aussi, je vous envoye une liste de ce que je puis offrir en échange, dites-moi ce qu'il m'offre contre. Adieu, cher ami, ma mère se rappelle à votre souvenir. Schlegel est dans l'etymologie comme vous dans la botanique et moi je vous aime bien sincèrement. Parlez de moi à Hitzig.

Auguste baron de Staël-Holstein.

Albertine, Herzogin von Broglie,

geb. v. Staël-Holstein.

An Adelbert von Chamisso in Berlin.

Paris, 25 Aoust,
rue de l'Université 90.

Je reçois aujourd'hui, 25. Aoust, mein lieber Herr, une lettre de vous datée du 30. Février, et qui m'a profondément touché. Dans cette lettre vous faites appel à des souvenirs bien profonds dans mon coeur, j'espère que vous n'aurez pas cru que j'aye pu rester six mois sans y répondre, et qu'avant de savoir que c'était une erreur vous l'aurez devinée.

Oui, en effet je suis restée seule au milieu des tombeaux de tout ce qui me fut cher, et ceux qui comme vous se rattachent pour moi à ce passé, ont

tous les droits à ma sympathie. J'espère aussi qu'ils en ont pour moi, et l'expression de cette sympathie chez vous m'a été bien douce. Hélas! nous avons beau faire, le cours de la vie éloigne toujours plus ce passé, et notre vue incertaine en perd quelques traits malgrez tous nos efforts. Ceux qui ont les mêmes souvenirs que nous, sont heureux, des amis précieux et irreparables.

Que de tems, que d'evenemens se sont écoulés depuis vingt ans. Vous avez fait le tour du monde! Quant à moi j'ai assisté à bien des scènes générales et particulières, douces et déchirantes. Au milieu de tout cela une pensée a grandi dans mon coeur, une image s'est revelée de plus en plus à moi, c'est celle d'un Dieu Sauveur, source de tout bonheur et de toute verta. Ce Dieu qui a recueilli dans son sein ceux que je pleure, s'est révelé à moi dans sa parole, et m'a appris qu'il était la seule chose nécessaire et la fin de toutes ses creatures.

Puisse-t-il s'être revelé de même à vous! Puissiez-vous être chrétien par la foi comme l'était Auguste! C'est là le meilleur voeu que je puisse former pour un ancien ami. Repondez-moi, je vous en prie, que vous avez reçu cette lettre, et que vous n'aviez jamais douté de mon souvenir.

N'avez-vous aucune idée de venir à Paris? Vous m'en previendriez, n'est-ce pas? Nous parlerions de ma mère, d'Auguste, d'Albert — oh mon Dieu, comme ce monde à venir est peuplé! La figure de celui-ci passe bien vite, le tems

est court. Puissions-nous être tous réunis auprès de celui qui est la vérité et la vie!

Adieu, mein lieber Herr, adieu, et merci de votre souvenir. Je lirai vos poésies, et je vous assure que vous pouvez compter sur une ancienne et sincère amitié.

Albertine Staël de Broglie.

b.

An Eduard Gans in Berlin.

Paris, le 16. Décbre 1830.

Ma reconnaissance l'emporte sur mon respect pour la philosophie, Monsieur, et au risque d'interrompre un moment vos nobles travaux, je veux vous remercier directement du souvenir obligeant que me transmet Mr. S—, et de votre aimable lettre de Francfort — j'espère que vous n'avez pas douté du plaisir avec lequel je l'ai reçue: j'en ai été très-fière.

Le grand procès va commencer; nous voilà sur le seuil de ce nouveau palais de justice d'où va sortir une décision si solennelle! — En dehors chacun fait d'avance le jugement, bien décidé à blâmer avec plus ou moins d'énergie celui qui en dissentera, quel qu'il puisse être. En ma qualité de femme il m'est permis de plaindre tous les malheurs et de trembler pour tous les périls; j'use de ce privilège,

et je crains en même tems pour les vainqueurs et pour les vaincus. On se moque de mes peurs, on m'assure qu'il n'y aura pas le moindre trouble, et que le beau caractere de notre révolution ne sera voile d'aucun nuage. — Si cette heureuse confiance n'est point démentie pendant les quinze jours du proces, nous serons bien forts, et vous nous retrouverez bien joyeux au printems, tous prêts à reprendre nos conversations métaphysiques autour de cette petite table où vous avez laissé de si bons souvenirs.

Notre ami commence son cours mardi — les femmes en sont exclues — c'est bien sévère pour nos intelligences qu'on trouve indignes d'en profiter. Nous n'aurons que le discours d'ouverture qui sera seul imprimé. Etes-vous aussi inflexible pour les Dames de Berlin? Si jamais vous faites un cours à Paris, nous permettrez-vous d'entr'ouvrir la porte?

Adieu, Monsieur, recevez les affectueux et reconnaissants souvenirs de toute ma famille, et croyez à toute la joie que nous aurons à vous revoir.

Albertine Staël de Broglie.

c.

An denselben.

Paris, le 12 Aoust 1815.

Je vous aurais répondu depuis long-tems, Monsieur, si nous ne nous étions trouvés dans des cir-

constances si graves et si agitées qu'il était difficile d'écrire. J'ai eu bien de la douceur à voir vos amis, il est impossible d'être meilleurs et plus aimables: la femme a les yeux les plus doux et les plus vifs qui annoncent tout son esprit; et le mari a une intelligence et un amour du beau qui se manifestent dans toute sa personne. Hélas! nous avons bien peu le tems de nous livrer à de si belles et douces préoccupations! Notre pauvre pays est bien tourmenté par un petit nombre d'esprits désordonnés et violens, pour qui tout sentiment du bien et du mal est anéanti, et qui méprisent toute règle. Il y a dans la masse du pays un grand bon-sens et beaucoup d'amour de l'ordre, mais il n'y a pas de convictions assez fortes et assez élevées pour lutter contre l'ardeur des passions, excepté dans le moment où le danger rallie toutes les ames honnêtes et leur rend toute leur énergie. Ce n'est que dans le renouvellement de la foi dans les ames que nous pouvons trouver la remède véritable et durable à tous nos maux, et ce n'est qu'à Dieu que nous pouvons le demander.

Adieu, Monsieur, nous voudrions bien que vous vinssiez nous faire une visite en France; mon mari et M. D. se rappellent avec grand plaisir celle que vous nous avez fait, il y a trois ans. Notre chère amie Mlle Raudale nous a été enlevée pour habiter un meilleur monde, il y deux années. Nous ne cesserons jamais de la regrétter. J'ai reçu une lettre pour elle de l'excellent Mr. de Turck; j'au-

vais dessus qu'il apprit en même tems, que la triste nouvelle de sa mort, le souvenir que je conserve de l'amitié qu'elle avait pour lui.

Agréez, je vous en prie, l'expression de mes sentimens bien sincères.

Staël de Broglie.

Jean Paul Friedrich Richter.

Geb. in Wunsiedel den 21. März 1763,
gest. in Bayreuth den 14. Novbr. 1825.

a. †

An Professor Phil. Conr. Marheineke in Erlangen.

Bayreuth, den 5. October 1805.

Wer den ersten Posttag versäumt, kann gewifs fürchten, dafs es ihm mit dem sechsten auch so gehen werde — wie mir. Hier endlich sende ich Ihnen Ihre Auslage, an deren 8 Fl. 38 Kr. ich Ihnen schon in Erlangen 2 Thlr. pr. zurückgezahlt — und den Anfang Hamanns zu. Ich kann dieses Schoofs- und Busen- und Herzenskind nicht länger entrahen, als bis Sie und unsere Freunde es zweimal gelesen. Dann fliege es mir wieder zu. So oft ich gar nicht lesen will, sondern nur denken oder geniefsen: so les' ich Hamann. — Da ich eben Einquartirung auf meinem Schreib-Kanapee habe — nämlich 2 Kinder und 1 Hund — so mufs ich unordentlich und kurz zugleich schreiben. Wenn Sie Herrn Wendel in meinem Namen danken: so bitten

Sie auch um ein geliehenes, unfrankirtes Exemplar vom Verkündiger, dessen Fülle und Wechsel mich immer so sehr erquickten. Grüßen Sie recht den liberalen geist- und kenntnißreichen Ammon, dessen Person mich zu seinen Werken führt, wie sonst umgekehrt, und den liebenswürdigen wackern Le Picque und den Ex-Schelling Mehmel. Ich danke für alle vereinigte Liebe, wozu auch die Ihrige gehört, freundlicher Prediger der Freundlichkeit.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

B. †

(Ehen so eilig)

An denselben.

Bayreuth, den 26. November 1803.

Hier folgt das Doppelwort an Herrn Mannsfelder.

Mit der Bitte um den Verkündiger meinte und mein' ich's ernsthaft. Der freundliche Ammon bringt ein neues Werk von Hamann sammt meiner Bitte um das vorige.

Ein poetisches Lexikon von Hamann kenn' ich nicht; ich wünscht' es wol zu sehen, da Sie ihm es zuschreiben.

Könnt' ich doch irgendwo in beiden Fürstenthümern Schwarzen's Erziehungslehre auftreiben, eh' ich meine in zwei Bändchen gebe.

Sogar einem Entfernten ist Le Pique's Entfernung eine unangenehme. Ich grüß' ihn herzlich.

Allerdings gehen jetzt Droh- und Schwanzsterne

aller Art durch unsere Zeit; und nur ein Gott kann sagen, ob sie Welten zerstören oder selber zerstörte sind, oder nur durchsichtigere Erden.

Mögen immer glückliche Sterne über Ihnen stehen und herrschen!

J. P. F. Richter.

c. †

An denselben.

Bayreuth, den 18. März 1806.

Giebt es keine Möglichkeit und Post mehr, dafs ich meinen Luther und Anti-Mannsfeld wieder bekomme, lieber Marheinike? Mein Freund Thieriot, der in acht Tagen abreiset, möcht' ihn noch vorher lesen. Ich bitte sie darum. Könnten Sie in solcher Eile noch Grübner's Gedichte beilegen: ich würde Ihnen doppelt danken. Nach Ihrer Probe bin ich froh, dafs wieder neuer Geist in die Kirchengeschichte kommt, die immer so leer, wie die Kirchen selber, ist. — Die organischen Kügelchen zu meiner Abhandlung über die Reliquien sind ohne meine Zeugung durchaus unfruchtbar. — Leben Sie wohl und grüfsen Sie Mehmel und Ammon und das Buch Hamann.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

d. †

An denselben.

Bayreuth, den 8. April 1806.

Ich bedarf Ihrer ganzen Güte zur Entschuldigung meines Schweigens, das ein Ja oder Nein auf

Ihre Frage verschob. Indeſs ist eben meine Antwort — dies entschuldige ein wenig das Schweigen — keines von beiden. Ich will nämlich gern meinen Aufsatz über die Reliquien für Ihr Taschenbuch vollenden — obgleich nur dessen Hälfte ernsthaft wird — aber ich habe nur dazu einen längern Spielraum, nämlich Zeitraum nöthig. Erst im August hab' ich meine Erziehungslehre vollendet; dann hab' ich für Kanne's allgemeine Mythologie eine Vorrede versprochen. Es käme nun darauf an, ob mein Aufsatz Anfangs Septembers nicht zu spät komme. Im andern Fall würd' ich ihn also für das künftige Jahr Ihnen anbieten, falls das Taschenbuch sich selber so lange verspäten wollte.

Ich danke Ihnen sehr für Ihr gütiges Darlehn von Grübel's Gedichten. Er gehört freilich nur zum Landvolke am Musenberge. Leben Sie wohl. Ich grüße Sie und unsere Freunde.

J. P. F. Richter.

An W. v. Röder, General-Adjutant des Feldmarschalls v. Möllendorf in Berlin.

Bayreuth, den 29. Februar 1808.
Abgeschickt den 20. März.

Wenn der Schriftsteller zuweilen aus Büchern, so ist auch der Briefsteller aus Briefen zu errathen; und der Ihrige gab mir die Freude, daraus, wenn ich's Ihnen geradezu ins Gesicht — schreiben soll, ein wahrhaftes und schönes Herz zu errathen. Und dies sei von mir brüderlich empfangen! — Ihr Stand, Ihr Kriegs- und Ihr Residenz-Getümmel macht es

sonst eben nicht leicht, die Musik der Poesie gleichsam unter Kanonen und Stürmen zu vernehmen; desto leiser ist das Ohr, das sie dennoch hört. — Unsere erfreulichsten Töne kommen jetzt (vor der Hand und Zeit) von keinen andern Höhen herab, als (wie Schweizer-Kuhreigen) von den Musen-Bergen. Innigst erquickt hat mich Ihr Wort, dafs Ihr deutscher Bruder, eh' er für Deutschland gefallen, durch meine Werke einige über den Lebens-Dampf erhebende Stunden empfangen. Man ist schon froh, wenn man auch nur dem gemeinsten Todten ein Paar lichte oder warme Lebens-Minuten hat vor seinem letzten Gange mitgegeben; wie viel mehr, wenn man einem edlen Geiste, eh' er sein Leben opferte, dasselbe versüfst hatte. Daher, wenn ihn meine Werke sogar zum Tode hätten begeistern helfen, ich würd' es nicht bereuen.

Haben Sie Dank für Ihre Theilnahme an meinem Innern! Schreiben Sie mir, so oft Sie können! Bleiben Sie so, wie Sie mir erscheinen! Und das äufsere Leben begleite und beglücke, so weit es kann, Ihr Inneres!

Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Vergeben Sie mein Ausstreichen, sogar in der N. S. Da ich jeden Brief schnell hinschreibe ohne Konzept, so dafs der Leser die erste Auflage bekommt, so mufs ich bei dem Nachlesen die zweite hineinkorrigiren.

r.

An Dr. Dorow in Wiesbaden.

Bayreuth, den 15. September 1817.

Ihr Werthes vom 17. Juli d. J. erhielt ich in Heidelberg. Das Schicksal brachte am Abende vor meiner Abreise gerade Tiek aus England auch dahin, und unter andern mit darum, damit er mit Hamanns-Bücher-Buche, das Reichardt mir geliehen, aber nachher ihm geschenkt hatte, am Tische des Kirchenrath Schwarz mir wieder ein Geschenk machen sollte und zwar ungebeten. Indefs sammeln Sie immer so viele glänzende Flügelfedern, als diesem in die Sonne selber entflogenen Phönix ausgefallen, mit Hülfe seiner Freunde auf. Findet sich endlich der lange gewünschte Herausgeber, so leih' ich ihm freudig mein Exemplar dazu. Fänd' ich selber Zeit zur Herausgabe — welche freilich nicht im blofsen Abdruckenlassen, sondern auch in literar-historischen Erläuterungen bestehen mufs — so würd' ich Sie um Ihre Hülfe bitten. — Jacobi besitzt eigentlich den vollständigen Schatz.

Möge Ihr schöner Eifer für den Verklärten belohnt werden.

Ihr ergebener
Dr. Jean Paul Fr. Richter.

s

An — —

Bayreuth, den 6. November 1821.

Ihr schöner, von der Freundschaft verlängerter Brief aus Bremen, höchstgeschätzter Herr, verdient

meinen wärmsten Dank gegen Sie, dem die Menge der Geschäfte nur kurze und gleichgültige Briefe erlauben kann. Durch den Weinschatz Ihrer Bergwerke, deren äufserliche Ausbeute den Menschen mehr beglückt, als die innere anderer Berge, werden meine Bitten und Ihre Wünsche zwar für diesen Winter erfüllt, aber auf eine andere Weise. Unter Ihren von mir versuchten Weinen sagt mir nämlich der aus Frankfurt gesandte Probe-Barsac, die Flasche zu 1 Fl., Oxhoft zu 180 Fl., allein zu, nicht blos durch Stärke, denn diese liefse sich durch Menge ersetzen, sondern durch die wohlthätigste Wirkung auf mein Nervensystem.

Ich bitte Sie daher, auf dem kürzesten Wege mir ein halbes Oxhoft dieses Weins von demselben Jahr und Werth gütig zu senden. Nach meiner Wetterkunde gibt der gelinde Winter allen Weinen völlige Durchgangs-Gerechtigkeit durch sich.

Leider thaten schon die ersten Gläser aus dem übersandten Sauterne-Fafs noch schlimmere Wirkung als der vorige, sonst so geistreiche Sauterne; — Nervenschwindel, Aussetzen des Pulses und Erhitzung des Kopfes noch am Abende (denn ich trinke nur Vormittags zum Schreiben Wein) erlaubten mir nur eine halbe Bouteille, deren zweite Hälfte aber auf einen Freund von mir rein und erheiternd wirkte. Weder Stärke, noch Schwäche sind hier Schuldige; denn Ihr starker Barsac zu 1 Fl. ist mein Freund und Arzt und Ihr Frankfurter Probe-Sauterne von 1811 zu 48 Kr. gerade das Gegentheil, und so der Preignac zu 1 Fl. Ihr Bremer Graves-Wein von

1818 hingegen wirkt wieder viel besser. — — Sie sind so geplagt mit mir, als wären Sie mein Hausarzt; — und der sind Sie auch als Kellerarzt; denn ich gebrauchte nie einen andern Arzt als mich selber.

Sie werden mir nun schreiben, wie ich das jetzo ausruhende Fafs — welches mit dem Kistchen 16 Fl. 3 Kr. Mauth und 32 Fl. 24 Kr. Fracht gekostet — durch Nachfüllen (vorigen Sauterne hab' ich noch) soll behandeln lassen. Noch zweifle ich, hier, wo man französische Weine nicht zu schätzen weifs und daher nur wenige und nur schlechte hat — einen Käufer dafür zu finden. Ihr Wein wird nicht so sorgfältig behandelt werden wie meiner, sondern, da er der übrige ist, noch besser. Wegen der Nähe des Absendortes hab' ich die Frankfurter Proben mehr gekostet als die Bremer; für den Frühling bleibt ja noch die Wahl aus diesen übrig.

Möge nur der treffliche Barsac in seiner reinen Güte — ohne besonderes Fafsschwefeln, das meinem eigensinnigen Nervensysteme zuwider ist — anlangen kommen! Einem so theilnehmenden Manne wie Sie darf ich es wohl in einem Geschäftsbriefe schon sagen, dafs mein armer Körper in diesem Winter bei meinen geistigen Anstrengungen äufserliche Stärkung bedarf, um die Trauer meiner Seele über die gröfste Wunde meines Lebens — über den Verlust meines einzigen 18jährigen Sohnes voll Talent und Tugend — auszuhalten.

Mit inniger Hochachtung

Ihr ergebenster

Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Diesen Vormittag hab' ich noch Ihren Sauterne von 1802 versucht und ihn recht gut (für mich nämlich) gefunden. Verzeihen Sie mein Wein-Bulletin!

b.

An den Kriminal-Direktor Dr. Jul. Hitzig in Berlin.

Bayreuth, den 20. Mai 1823.

An keinem Tage konnte mir Ihr so lange gewünschtes Buch erfreulicher zukommen als gestern, am zweiten Pfingsttage, weil ich dadurch auf einmal meine Pfingsten hatte; denn in Bayreuth unterscheiden sich mir Wochen von Festen nur durch die — Westen. — Ihre ganze Darstellung von den Eintheilungen an bis zur rechten Mitte zwischen furchtsamem Verschweigen und kecker Offenherzigkeit erfreute mich inniglich, so wie Ihr Schonen als sein Freund und Ihr Richten als Wahrheitsfreund und Ihre Sprache dazu, sammt dem ästhetischen Urtheil, und ich sehe froh Ihrem Denkmale Werner's entgegen. — Sie haben mir durch Ihr Geschenk auf eine schöne Weise mein Schweigen auf Ihre Bitte verziehen, deren Erfüllung theils durch meine Vorreden (die letzte in der unsichtbaren Loge), theils durch das Urtheil des Publikums überflüssig wurde, so wie jetzo noch mehr durch Ihr treffliches Buch.

Der hiesige schöne Abend mit Ihnen und den Ihrigen hat sein Abendroth behalten. Die kleine Morgenröthe, meine liebliche Eugenie, grüfs' ich

hier recht innig und väterlich. Auch Ihre Gesellschafterinnen seien gegrüfst. Mit Hochachtung und Liebe

Ihr ergebenster
Jean Paul Fr. Richter.

4.

An denselben.

Bayreuth, den 30. April 1824.

Guter, nachsichtiger, thätiger Glaubiger und Gläubiger! Denn in der That meine Schuld an baarem Dank ist grofs; und zwar für Thaten und Briefe zugleich. Sie allein waren ja der Stifter des Lesefestes.

Etwas entschuldigt mich der Anlafs selber, der Geburttag, der immer auch ein Geburttag von Antworten und allerlei Arbeiten wird. Auch der Frühling eignet sich so viel Zeit von mir zu, als wohnt' ich in einer grofsen Stadt; und wahrlich er ist auch eine und zwar die schönste. — Wie kann ich aber Ihrem herrlichen, mir unvergefslichen Berlin — dieser Hergstadt der deutschen Kultur, der gesellschaftlichen, ästhetischen und philosophischen, genug Dank und Freude bezeigen? Grüfsen Sie von mir noch die Toastdichter, besonders Schüller, v. Ahlefeld und Fouqué. Ueberhaupt wünscht' ich wohl Namen einiger Theilnehmer und Theilnehmerinnen, in so fern es bedeutende sind, wenigstens zur stillen Freude und Liebe zu wissen.

Noch einen frühern Dank als den letzten hab' ich Ihnen für Ihren Werner zu sagen, mit welchem

Sie mich viel näher bekannt gemacht und dadurch von manchen Seiten her ausgesöhnt haben. Hätten wir nur mehre so lebendige Lebensbeschreibungen als blos zwei; und Sie sollten der Freund von mehr als einem grofsen deutschen Schriftsteller gewesen sein. Der gute Werner fiel, wie der noch kräftigere Hofmann, in den poetischen Gährbottich unserer Zeit, wo alle Literaturen, Freiheiten, Geschmäcke und Ungeschmäcke durch einander brausen, und wo man alles findet, ausgenommen Wahrheit und den Glanz der Feile. Beide hätten sich zu Lessings Zeiten am Studium reiner entwickelt.

Ich habe in meinem 62sten Jahre oft auf einen meiner Festtrinker und Festtrunksprecher würdigen Streckvers gesonnen; aber noch immer wollte nichts kommen.

Leben Sie wohl, mein lieber Theilnehmer, mit Ihrer trefflichen Tochter und allen Ihrigen!

Ihr ergebenster

Jean Paul Fr. Richter.

Aug. Wilh. Iffland.

geb. in Hannover den 19 April 1759.
gest. in Berlin den 22 September 1814.

In meiner Handschriften-Sammlung befindet sich der Originalbrief Ifflands an George Forster, welchen ich unter a. hier folgen lasse. Möglich, dafs derselbe bereits gedruckt ist, weil durch eine mit Bleistift beigeschriebene Bemerkung er dazu wohl bestimmt sein mufste; es heifst nämlich: „Obwohl mancherlei Anlafs sich findet, lasse ich dennoch diesen Brief ohne Bemerkungen abdrucken: er bleibt auch, neben dem Bestreitbaren, eine erfreuliche Erinnerung an den gefeierten Mann." Es scheint G. Forsters Handschrift selbst zu sein. Alles Forschens und Suchens ungeachtet habe ich weder in Forsters Briefwechsel, noch in seinen andern Schriften das merkwürdige Schreiben auffinden können, daher ich beinahe vermuthen möchte, dafs Forster seine Absicht nicht ausgeführt hat. Ist der Brief dennoch bekannt, so verzeihe man meine Unkenntnifs. Der unter b. mitgetheilte Brief zeigt uns Iffland, mehrere Jahre später, in tiefgereizter Stimmung über Verfol-

gungen, die ihm in Berlin durch Druck und Verbreitung bösartiger Pasquille zu Theil geworden waren; Iffland kam im Jahr 1796 nach Berlin.

II.

An George Forster in Mainz.

Mannheim, den 30. Juli 1790.

Herzlich willkommen in Deutschland, in unsrer Nähe, bei Ihrer vortrefflichen Frau, bei denen, die Ihren Werth so herzlich fühlen und Sie lieben. Zu denen gehöre ich, Sie wissen es, und es ist Ihnen lieb, das erhöht meine Lebensfreude in schönen Stunden. Dank, dafs Sie meiner gedacht haben. Und mein Figaro hat Ihnen Vergnügen gemacht? Das belohnt und ermuntert mich sehr. In dem Briefe, den Sie darüber schreiben, steht etwas, davon ich nicht überzeugt bin, und so will ich Ihnen mein Vertrauen auf Sie und meinen Glauben an Ihre Nachsicht damit beweisen — dafs ich es geradezu sage:

„Unsre Freiheit ist nahe, ich bitte nicht mehr
„darum, sondern, dafs das Volk dann die
„Barmherzigkeit üben möge, welche uns un-
„sere Tyrannen so oft versagten."

Ich bekenne, dafs ich auf diese Epoche mich nicht freue, dafs ich mich betrübe, wenn Sie eintritt! Wenn die jetzige Form geändert würde, der erste Stand von seinen Bänken heruntergestofsen, der dritte sich an dessen Stelle darauf breit machte, was gewönnen wir? Die Gröblichkeit des Pariser tiers état mifsfällt mir, was würde aber nicht erst

der tiers etat von Wien oder Bremen machen? Wer ist es, der zu Paris die Revolution vorbereitet und fast entworfen hat, als die Gelehrten? So würde es und so müfste es auch in Deutschland sein. Nun aber — Allgütiger! bewahre Deutschland vor den deutschen Gelehrten! Ihre Despotie, die schon jetzt Menschenverstand und Menschengefühl so oft beleidigt, ihre Widersprüche, die Faustrechtssitte, womit die Meisten ihre übellaunigen Systeme etabliren, die Rauhheit, der unbarmherzige Hochmuth, womit die Meisten schon bei ihrem Leben, der eine auf diese, der andre auf jene Weise — ihre Lobreden selbst schreiben, diese Klätschigkeit — im Mantel der Gradheit, diese Flegelei, genannt hoher Biedermannston, diese Herzenshärtigkeit — Gott! da richte ja noch lieber das alte Hofgericht von Rothweil als dieser Areopag — oder der, den dieser veranlassen könnte! — Ja, lieber Forster, ich kenne nichts, das mir mehr zuwider wäre, als der mehrere Theil der deutschen Gelehrten! Ihre Güte mag Sie oft abhalten, sie zu sehen, wie sie sind, oder jene mögen oft vor Ihnen die Krallen einziehen, die sie vor unser Einem in ihrer ganzen Häfslichkeit auf Tische und Angesicht und ihrer Kollegen Herz hinlegen. Es ist eine eigene häfsliche Raçe. — Hat Figaro Ihnen gefallen: so getraue ich mir, über diesen etwas besser Unterrichtetes und etwas Unterhaltenderes zu geben, wenn ich in späteren Jahren bequemer ihrer Kralle und ihres heimtückischen Kothwerfens aus Winkelgassen lachen kann! Da ich in Recensionen nie mifshandelt bin: so ist es

ein klarer Beweis, dafs ich es nicht aus Depit sage, sondern aus Sachkenntnifs. — Denn auch gestehe ich, dafs der Enthusiasmus für Einen (sei es Ideal) mehr Ganzes bewirken kann, wie ich glaube, mehr zum Vertrauen leite, und dem Vertrauen selbst eine Kraft gebe, welche eine Regierung Vieler nicht einflöfsen kann. Was in Frankreich jetzt ist — ist Schwindel, der sich mittheilte, nicht Kraft, die sich schon gesetzt hatte.

Wie wollen wir Bedrückungen entgehen, wenn wir die einzige Form abwerfen? Aber werden nicht Beeinträchtigungen, Vorzüge, Zurücksetzungen und die aus diesen von selbst entstehende Unterordnung immer das Loos der Menschen sein, so lange es Leidenschaften und Rechte des Stärkeren giebt? Und eben diese Rechte des Stärkeren werden so gut durch Familienbund und Antisten-Komplot beibehalten, vielleicht bündiger, als durch den jetzigen beständigen Militairfufs! — Die freie Schweiz klagt und tobt dagegen und dennoch prefst der Familiendruck diese Klagen gewaltsamer nieder als Regimenter. Darum — ich gestehe es — wünsche ich lieber, dafs Alles bleibe, wie es ist! Wenn unsre Fürsten die französische Revolution, die deutschen Unruhen, als den Zeigefinger ansehen (und sie thun es), womit eine höhere Macht ihnen dräuet, wenn sie, dadurch geleitet, auf den Ursprung ihrer Macht, auf ihre Pflicht gegen uns (sei es aus Politik!) sehen: so mag Frankreich seine Garde-Nationale behalten — nie sollen Herr Pahl und Herr Renner deutsche Garden kommandiren, noch Herr Koch

oder Herr Boeck Grafen und Barone hängen, dann morgen wieder Cinna oder die Gnade des August spielen. Es ist mir recht, wenn wir bleiben, wie wir sind, es kommt nichts Befsres nach, am wenigsten in Deutschland. — Wer weifs, endet nicht die beste Welt von Lafayette — in einen Bankerutt! Die Finanz-Menschen behaupten: er sei schon — nur ausgesprochen sei er noch nicht. Was ist dann gewonnen?

Doch ich vergesse: Sie kommen aus Frankreich — und also müssen Sie leidenschaftlich für das sein, was Ihr edles Herz wünscht, dafs es dort sein möchte, und woran Ihr Glaube an gute Menschen nicht zweifeln kann, dafs es wird — und so bin ich mit dem, was ich sage, nothwendig Ihnen sehr zuwider.

Noch eins, scheint mir, wird jetzt übersehen. Fordern wir nicht zu viel von Fürsten? Es ist Mode, sie zu hassen; Mode steckt auch den Klügsten etwas an — ist es nicht Gerechtigkeitspflicht, sehr auf seiner Hut zu sein? Sie werden herzlich lachen (denn böse können Sie nicht darüber werden), dafs ich Ihnen das so umständlich schreibe, aber, sollte ich auch dadurch bei Ihnen verlieren, so würde ich doch das fast eher wollen, als verschweigen, was ich über die Freiheitslosung fühle, die Sie mir gegeben haben.

Da ich bei dem Krönungswesen mitfiguriren soll: so freue ich mich, dann einigemal nach Mainz zu kommen. Huber hat indefs die Zeitungen fast ordentlich geschickt, aber sich wohl gehütet mit einer Silbe dazu zu schreiben: dafs er lebe. Es ist

also doch zu vermuthen, dafs er existire, und wenn etwas von ihm verlauten sollte, bitte ich Sie, ihm wissen zu lassen, dafs ich seiner gedenke. Vor allen aber empfehlen Sie mich Ihrer guten Therese; empfehlen Sie mich ihr herzlich, denn ich begreife sie sehr. Bleiben Sie mir gut!

Iffland.

b.

An den Kriegesrath Müchler.

Berlin, den 3. December 1800.

Empfangen Sie meinen innigsten Dank für die schöne Empfindung, welche Ihr Herz und Ihr Talent mir gegeben haben. Es ist ein Busch um eine frische Quelle, an der Heerstrafse für den müden Wanderer gestiftet! Das Erstemal war dieses freundliche Wort, waren Sie das Lebenszeichen guten Willens, was in Berlin ich je empfangen zu haben weifs. Nachdem alle Federn und Zungen mich schänden und würgen — sind Sie der Erste, der es wohlwollend sagt — das ist zu viel!

In der That, da ich das Glück habe, eine gewisse Kindlichkeit der Empfindungen erhalten zu haben: so leide ich zwiefach bei dem herzlosen Wesen, womit einige Herostraten, die würdigere Dinge zerstören, mich systematisch verfolgen und die ganze jeunesse de Freron aufbieten, meinen Kredit und meine bürgerliche Ehre zu zernichten. Ich selbst kann für meine Vertheidigung fast nichts thun, also lege ich meinen guten Namen und seine Erhaltung bei jedem Ehrenmanne nieder, und so

muſs ich erwarten, welche Wendung die Dinge nehmen wollen; ob ich in Berlin bleiben kann, oder ob die Erhaltung meines Rufs mir befiehlt, es zu verlassen.

Von Herzen der Ihre

Iffland.

Darf ich meinen Freunden Abschriften ohne Ihren Namen und mit dem abgeänderten Namen am Schluſs G. t. r. geben? Wenn Sie es nicht verbieten, nehme ich es für Erlaubniſs.

Eduard Gans.

Geb. in Berlin den 22. März 1798,
gest. in Berlin den 5. Mai 1839.

In diesen Bänden ist schon öfters des Professors Ed. Gans Erwähnung geschehen und es sind Briefe an denselben mitgetheilt worden. Die freundliche Theilnahme des Herrn v. Varnhagen für mein Unternehmen macht es möglich, nun auch Briefe von Gans selbst, an Varnhagen aus Frankreich, Italien u. s. w. geschrieben, hier abdrucken zu lassen. Leider fehlt uns bis jetzt noch stets ein Lebensabrifs des trefflichen Mannes und seines einflufsreichen Wirkens auf unsrer Friedrich Wilhelms-Universität. Daher mag ein Wort über denselben hier einen Platz nochmals finden, welches ich in dem vierten Hefte der Facsimile mitgetheilt habe.

Eduard Gans, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Berlin, geboren daselbst den 22. März 1798, nimmt unter den deutschen Gelehrten einen bedeutenden Rang ein, der auch in Frankreich und England, so wie in dem altklassischen Vaterlande der Rechtsgelehrsamkeit, in Italien, in

ehrenvoller Anerkennung steht. Schon in jungen Jahren zeichnete er sich durch Scharfsinn, Kenntnisse und besonders auch durch Muth aus, mit dem er in der Wissenschaft die freie Untersuchung gegen ein blofses Namensansehen geltend machte. Er trat als Vertreter der Philosophie in der Rechtswissenschaft auf, und indem er hiebei die sogenannte historische Schule zu bekämpfen hatte, siegte er nicht nur auf dem philosophischen Gebiete, sondern zeigte sich auch auf dem historischen durch Kenntnisse und Behandlung der Gegenstände seinen meisten Gegnern überlegen. Sein grofses Werk über das Erbrecht giebt hievon Zeugnifs. Durch lebendigen Vortrag und beredte Darstellung ragte er unter den ausgezeichnetsten Lehrern der Berliner Hochschule besonders hervor. Obwohl durch Talent und Muth sehr zur Polemik hingetrieben, und vortrefflich für diese ausgestattet, darf er doch keinesweges streitsüchtig genannt werden, noch bediente er sich jemals unedler Waffen. Im Gegentheil wird von Allen, die ihn kannten, seine wohlmeinende Gutmüthigkeit und menschenfreundliche Gesinnung gerühmt, die er selbst da noch ausübte, wo ihm halsstarrige Unversöhnlichkeit gegenüber stand.

---

n. †

An Varnhagen von Ense.

Berlin, im Oktober 1824.

Über mein Bericht über den Vorgang auf der Universität, von dem Sie so viel Ungenaues gehört

haben! Lassen Sie gefälligst Herrn v. Beyme wissen, wie es sich damit verhält. Ein akademischer Scharmützel, im Scherz, doch scharfe Hiebe! — Ich rede von mir, wie Cäsar, in dritter Person. —

Die Disputation quaestionis fand Sonnabend den 5. September 1824, Morgens 11 Uhr, im grofsen Hörsaale statt. Der junge Promovendus war Carl Ludwig Michelet von der hiesigen französischen Kolonie, früher Referendarius beim hiesigen Stadtgericht, späterhin der Philosophie beflissen. Die Dissertation behandelte einen Gegenstand der Rechtsphilosophie de dolo et culpa. Decan war der Professor Ideler. Die der Dissertation angehängten Theses waren aus allen Theilen der Philosophie genommen. Die ersten Opponenten, Laspeyres und Saunier, meinten es mit der Sache erstaunlich ernst, und glaubten in der That pro veritate fechten zu müssen. Des ersten Latinität war untadelhaft, der zweite griff mit der Bibel in der Hand die Thesis 11 an, und zwar im Predigerlatein. Ganz Weise zu opponiren war also:

Er erwiederte dem ihn mit unverdienten Lobeserhebungen anredenden Promovenden, dafs die Furcht, die dieser äufsere, seine Dissertation würdig vertheidigen zu können, unnöthig sei, weil die Vortrefflichkeit der Arbeit solche Furcht unstatthaft mache: Man könne es übrigens dieser Arbeit, wenn man etwa zweifelte, ob man den Promovenden als Jurist oder Philosophen anzugreifen habe, sofort ansehen, wer von beiden sich hier blofsstelle, denn für einen Juristen, namentlich für einen eleganten und histo-

rischen, sei der Inhalt der Abhandlung, welche von dolus und culpa handele, ein viel zu leichtes und oberflächliches Thema. Diese grofsen Juristen hätten jetzt andere Dinge zu thun, indem sie ausmitteln müfsten, ob Susanna, die Tochter des Cujacius, wirklich eine Hure gewesen, oder nicht, oder auch, ob die Professoren in Bologna ihre Honorare mit Strenge eingetrieben, oder, wenn sie reich und grofsmüthig waren, mit Liberalität erlassen hätten. Solche Themata bekundeten den echten, wahren und grofsen Juristen, der Promovendus aber müsse in Ermangelung eines solchen es sich schon gefallen lassen, ein Philosoph zu sein. Auch wären damit, dafs er ein Philosoph sei, noch mancherlei Vortheile verbunden, denn als Jurist hätte er sich des Hochverraths schuldig gemacht, und den Kopf verwirkt, weil er den Hasse nicht citirt habe (Professorem non Bononiensem, sed Bonnensem), der das erstaunliche Talent gehabt habe, seine culpa statt auf hundert auf sechshundert Blättern zu schreiben. Da er aber ein Philosoph sei, der Opponent jedoch nur ein Jurist, so könne zwischen ihnen kein eigentliches Disputationsverhältnifs entstehen, sondern nur ein Colloquium, wie es etwa in den Platonischen Dialogen gefunden wird, so dafs Einer den Philosophen, der Andre den Sophisten oder dummen Jungen vorstellt. Diese letztere Parthie erwähle sich der Opponent, weil er als Philosoph nicht bestehen zu können glaubt, und weil die cathedra superior, auf welcher der Promovendus stehe, dieses Recht ihm allein gewähre. Nun folgte die Disputation,

die eben so zu Scherzen Veranlassung gab, und wobei namentlich dies Gelächter erregte, dafs eine Stelle der Dissertation, worin der Verfasser gesagt hatte, ich weifs nicht (haud scio) als eine unphilosophische Behauptung angegriffen wurde, indem ein Philosoph verpflichtet sei, Alles zu wissen. Bei Gelegenheit der Stelle (S. 33), worin gesagt wird, dafs man, um sich das Leben zu erhalten, stehlen könne, wurde die Anekdote erzählt, dafs ein französischer Polizei-Präsident einem Pasquillanten, der sich mit der Einrede vertheidigt hatte, er müsse leben (il faut donc que je vive), geantwortet habe: je n'en vois pas la necessité.

Nachdem die Disputation zu Ende war, hielt Gans eine Schlufsrede, worin er von den ausgezeichneten Fähigkeiten und den Erwartungen sprach, zu denen der Promovendus berechtige, von der Philosophie, als der Mutter der Wissenschaften, die keiner, selbst ein Historiker nicht ungestraft verachte, endlich von Hegel, der die in hiesiger Universität eingerissene und crasse Empirie wieder gezwungen habe, an Gedanken zu denken.

B. †

An denselben.

Berlin, den 11. Februar 1831.

Ew. Hochwohlgeboren

werden mir hoffentlich verzeihen, wenn ich hiermit eine Behauptung widerlegen mufs, von der ich so eben höre, dafs sie von Ihnen in der gestrigen So-

cietät für wissenschaftliche Kritik ausgesprochen worden ist. Sie sollen sich nämlich darüber beklagt haben, dafs ich die Nachricht verbreitete, Sie seien der Verfasser gewisser Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Dies ist vollkommen unrichtig: ich habe dies niemals verbreitet, sondern, grade umgekehrt, mir ist von mehreren Seiten erzählt worden, Sie seien der Verfasser der mit einem † bezeichneten Artikel, wovon mich einer heftig und unverdient angegriffen hat *). Ich mufs gestehen, dafs es mich damals tief kränkte, mich von einem Manne beleidigt zu glauben, dem ich immer mit gröfster Freundschaft zugethan war, dessen Talenten und Charakter ich jederzeit die gröfste Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, und der zu den wenigen Gleichgesinnten gehört, die so sparsam sich bei uns zusammenfinden: ich mufs auch gestehen, dafs ich trotz dem, dafs mir die Sache im Tone der entschiedensten Gewifsheit erzählt wurde, einige Zweifel niemals habe unterdrücken können, und selbst noch vor wenigen Tagen in einer Gesellschaft, wo wiederum Sie als der Verfasser der Artikel in der Allgemeinen Zeitung bezeichnet wurden, mich laut darüber äufserte, dafs ich nicht daran glaube. Ihre gestrige Aeufserung freut mich um so mehr, als ich nun die entschiedene Gewifsheit darüber habe, und

*) Der Artikel war von Varnhagens Schwager, Ludwig Robert, daher der Verdacht leicht entstehen konnte, und doch nicht durch Nennung des wahren Urhebers widerlegt werden durfte.

es bleibt mir nichts übrig, als Sie von ganzem Herzen um Verzeihung zu bitten, dafs ich einen Augenblick diesem Gerüchte habe Glauben beimessen können.

Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster
Gans.

e. †

An denselben im Haag.

Berlin, den 6. August 1836.

Verehrtester Herr und Freund.

Durch Ihren Brief aus dem Haag, so wie durch Fräulein Solmar, bin ich leider davon benachrichtigt worden, dafs Ihre Badereise nach Scheveningen als verfehlt zu betrachten ist, und dafs Sie jetzt nach Ems steuern, um Hülfe gegen ein Uebel zu suchen, wovon Sie, so viel ich weifs, nicht befallen waren, als Sie uns verliefsen. Aus so weiter Ferne kann ich nur beste Wünsche für Ihr Wohlsein und für Ihre glückliche Zurückkunft ergehen lassen. Vielleicht, dafs die Reise, die damit verbundene Durchschüttelung, schon allein vermag, eine Heilkraft abzugeben.

Die Heftigkeit, die sich gegen meinen Aufsatz kund gab, hat sich nunmehr gelegt: die Jahrbücher werden mich weiter toleriren, und vielleicht wird Alles bald vergessen sein. Letzhin begegne ich Herrn R. im Café Royal. .

Er. Ich habe Ihren Aufsatz über die Jahrbücher gelesen.

Ich. Das ist mir lieb.

Er (spottisch). Nun er ist recht gut geschrieben.

Ich (grob). Sie meinen wohl auch, Alles mufs langweilig sein.

Die Drucksachen schreiten fort. Vierzehn Bogen sind hier censirt und gedruckt. Die Schweizer-Pille steht noch bevor. In drei Wochen ist das Buch fertig und ausgegeben, so dafs es Ihnen nach Ihrer Rückkunft sogleich zu Händen kommen wird.

Seit vierzehn Tagen werde ich wieder von einem so furchtbaren Kopfschmerz geplagt, dafs ich nicht aus den Augen sehen kann: er ist ganz nervös und halbseitig. Dafs ich in einem solchen Zustande nicht viel arbeiten kann, ist klar.

Den vierzehnten August gedenke ich denn auch abzureisen, und zwar zuvörderst zu meiner Mutter nach Dresden, dann über Würzburg und Stuttgart nach dem Rhein und Belgien: ich erwarte daher keine Antwort auf diesen Brief von Ihnen, und kann auch keinen Ort angeben, wo ich sie sicher empfangen dürfte.

Leo's Schrift gegen Diesterweg macht hier ein Mordaufsehen. Sie ist klotzgrob und in einen Teig von Gemeinheit und laisser aller gewälzt, dafs man sie lesen, lachen und ausspucken mufs. Ich bin neugierig, Ihr Urtheil darüber zu erfahren.

Mundt und Preufs, der eben von mir geht, grüfsen vielmals. Leben Sie so wohl, als es wünscht

Ihr aufrichtiger Freund **Gans.**

d. †

An denselben in Berlin.

Genf, den 26. August 1837.

Verehrtester Herr und Freund.

Jetzt, wo ich an der Gränze Frankreichs mich befinde, und vielleicht schon in wenigen Tagen drinnen selber sein werde, will ich es doch nicht länger anstehen lassen, irgend ein Lebenszeichen von mir zu geben, obgleich dasselbe zugleich ein Krankheitszeichen ist. Denn ich bin heute an mein Zimmer gefesselt, weil ich durch eine Erkältung auf der Insel St. Pierre zwischen Biel und Neufchatel mir ein so heftiges Kreuzweh zugezogen habe (eine Courbature, wie Moritz Robert sagen würde), dafs jedes Aufstehen von meinem Sessel mir ein Geschrei des Schmerzes entlockt; ich habe es deswegen auch aufgegeben, einen Abstecher nach Chamouny zu machen, weil sicherlich nichts lächerlicher ist, als einen lahmen Reisenden auf Bergen zu sehen, die Flinkheit erfordern.

Aus meinen fortzusetzenden Rückblicken wird wohl nichts werden, denn dazu sind vor allen Dingen Blicke nothwendig, und zu den Blicken wiederum Dinge, die geblickt werden. Nun aber bin ich nie so unglücklich gewesen als diesesmal, und ich mufs das mangelnde Objective durch das ersetzen, was ich selber in den gewöhnlichen Gegenständen bemerke: Hirngespinnste, die für eine innere Bildungsgeschichte recht gut und nützlich sein können, die aber nicht verdienen, dem Publicum

mitgetheilt zu werden, das doch ein Recht darauf hat, dafs ihm zuvörderst ein historisches, oder ethnographisches, oder wichtiges Object überhaupt geboten werde; nicht eines, das blofs innerlich ist und nur durch das Talent des Schreibenden eine Substanz gewinnen kann; ein Talent, das ich am entferntesten bin mir zuzuschreiben. Ueberhaupt habe ich immer bemerkt, dafs einem das entgeht, worauf man sein hauptsächliches Augenmerk richtet; ich bin diesesmal auf Rückblicke ausgereist, und es wird mir gehen, wie immer, wenn ich einen Schirm habe: es wird nicht regnen.

Was soll ich von Deutschland melden, als dafs ich zwischen Berlin und Leipzig zum erstenmale gehört habe, was ein Gold- und Silberplättner ist, dafs ich Brockhaus im Kampf mit der Hyder einer neu zu errichtenden Zeitung fand, deren einen Kopf abzuschlagen er die Güte hatte mir zuzumuthen, dafs ich des Morgens um 7 Uhr mitten im Regen mit etwa 100 Fahrenden auf der Eisenbahn von Leipzig nach Althen reiste, und alle in Bewunderung über das fand, was doch Menschen ausbecken könnten, dafs ich übrigens dieselbe rüstige Langeweile, dieselbe Zufriedenheit mit Unerträglichem, dieselbe Lust, das nochmals zu begründen, was schon längst begründet ist, wie immer angetroffen habe. Der deutsche Geist wird wie eine Locomotive von dem Dampfe bewegt, der von andern Ländern herkommt; selbst kann er nicht gehen, aber auch, wenn er ruht, ist er doch stolz darauf, dafs er in Bewegung gesetzt werden mag. Wie übrigens die Eisen-

bahnen, dieses umgekehrte Babel, auf Deutschland wirken werden, bin ich recht neugierig zu sehen; vielleicht erleben wir einmal die Freude, im eigenen Dampfe zu athmen.

In Heidelberg bin ich ungefähr acht Tage gewesen; nie aber hat es auf mich einen so traurigen Eindruck gemacht. Eigentlich lebendige Wissenschaft ist dort nicht anzutreffen. Die Universitätslehrer bemühen sich, den Studirenden grade das beizubringen, was diese für das Examen nöthig haben; ja sie gehen so weit, das selbst zu gestehen und auszuposaunen. Die Ankündigung einer vollständigen Heidelberger Vorlesung würde ungefähr so lauten: „Die genauesten Notizen über alles Wissenswerthe im Staatsrechtlichen, ohne welches man unfehlbar im Examen plumpen würde." Was die Universität 1820 war, als ich sie verliefs, das ist sie noch. Von Thibaut hört man dieselben Redensarten; Mittermaier bleibt ein ungeheurer Polyhistor und Litteraturkenner, ohne sie gelesen zu haben, und Zachariä macht für Geld Gutachten für beide Parteien. Philosophie ist dasjenige, was man verabscheut, weil man eine gräfsliche Furcht davor hat, und Creuzer ist der einzige, der sich der verlassenen und verbannten heute annehmen mag. Dieser Mann in seiner liebenswürdigen und kindlichen Naivetät ist mir die einzig angenehme Erscheinung gewesen, welche mir begegnete. Die Marquise Arconati mit ihrem feinem Sinne für alles, was Welt heifst, findet sich auch in Heidelberg weit unbehaglicher als in Bonn; sie wird im Winter nicht dahin zurückkeh-

ren und Carletto wird in Edinburg deutsche Bildung schottisch überziehen lassen.

Einen zweiten Ruhepunkt habe ich in Baden-Baden gemacht, das unter der Last seiner Engländer ersenfzt, die mir auf dem Continente niemals lächerlicher vorgekommen sind, als grade jetzt. Ihre Unterhaltung dreht sich um den Mittagstisch, der entweder *capital pretty* oder *bad* ist, meistens aber das Erstere, um die Wohnung, die immer capital ist, weil man den Kerls die besten Zimmer anweist, und um das Frühstück, das sie selber eigentlich anordnen, und als ihr eigenes Product bewundern müssen. Sonst reisten nur die Lords und Honorables, jetzt reist aber auch der dritte und vierte Stand, der es noch immer wohlfeiler als in England findet. Mit keinem Engländer, den ich auf dem Continente sah, habe ich mich in ein Gespräch über Englische Verfassung und Zustände einlassen können; sie verachten den Fremden entweder, oder glauben nicht, dafs er werth sei, in ihren Particularitäten unterrichtet zu werden. Wie ganz anders hat mich Herr Ticknor, den ich in Heidelberg traf, über Amerikanische Verhältnisse au fait gesetzt.

Endlich habe ich von einem dritten Aufenthalte zu sprechen, von dem in Neufchatel; von einer Art von Inspection über meine ehemaligen Schüler. Diese sind sämmtlich noch gröfsere Royalisten als der König selber geworden, und zwar aus einem ganz einfachen Grunde: denn sie besitzen das ganze Königthum nur im Wappen; sie bezahlen ihm nichts; es kann sie nicht erreichen, und so ist es denn ledig-

lich Ornament, ein Staatsrock, eine Balleinladung, eine Ehre, die man genieſst, ohne daſs sie erdrückt. Reiche Privatleute und Industrielle werden immer geneigt sein, den Proletarien dergleichen Medusenhäupter entgegen zu halten, namentlich, wenn sie die Kunst besitzen, nicht selbst davor in Schreck zu gerathen. Uebrigens muſs man gestehen, ist es auch die Gutmüthigkeit des Königs, von der man allerlei Züge zu erzählen weiſs, welche die Neufchateller entzückt. Nächst dem Könige steht der General von Pfuel im allerbesten Ansehn. Man sagte mir: nie sei eine bessere Wahl getroffen worden, weil in diesem Manne die Festigkeit, die einem Preuſsen gezieme, sich mit dem Liberalismus vereinige, der in der Schweiz nothwendig wäre. Wenn man übrigens eine petite ville sehen will, so muſs man nach Neufchatel kommen. Bisweilen wurde ich von dem General-Postmeister Jeanrenaud, von einem alten Zuhörer, jetzigen Chatelain du Landron, Matile, von Herrn von Meuron, Favre etc., in Wagen zu Spazierfahrten abgeholt. Dann waren alle Damen der Straſse*) am Fenster, denn die Anwesenheit eines Fremden, welcher abgeholt wird, ist ein Ereignifs für eine kleine Stadt. Man giebt hier noch alle Titel in gehöriger Weise; man nennt Herrn v. Pfuel nie anders als *Son Excellence*, man sagt *Mr. le Professeur*, *Mr. le Chatelain*, *Mr. le maître de poste*, und man behandelt sich mit aller *bonhomie bourgeoise*, die in groſsen Städten so ganz abge-

*) Das heiſst, welche dazu gehören.

kommen ist. Auf der Insel St. Pierre bei Neufchatel wird das Zimmer gezeigt, in welchem Jean Jaques Rousseau sich längere Zeit aufhielt. Das Mobilier, ja das Bett ist erhalten, und ein Buch ist aufgelegt, in welches jeder Besucher sich einzeichnen soll. Hier nun hatte am Tage, ehe ich da war, ein Mann, der sich Mr. Decrette, Savoi, unterzeichnete, ein infames Pasquil gegen Rousseau eingeschrieben, auf das weitläufig in französischer Sprache ich zu antworten für gut fand. Mir kommt so etwas nicht minder strafbar vor, als wenn Jemand heilige Monumente zerstört oder beschimpft.

Genf, den 27sten.

Mein Kreuzweh, das heute, trotz einer spanischen Fliege, heftiger ist als gestern und mich complett lahm macht, verschafft mir bei allem dem das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten und diesen Brief beendigen zu können. Als Reiselecture hatte ich in Heidelberg den dritten Theil des Heineschen Salons gekauft, bin aber erstaunt über das Unzusammenhängende der ganzen Production, die doch nur durch stärkeren Humor eine Substanz hätte gewinnen können. Sporadische Witze sind nicht fähig, uns für die Langeweile eines durchaus mangelnden Totaleffects und, ich möchte sagen, Totalzweckes zu entschädigen, und diese mit unterlaufenden Witze kommen seltener als in früheren Productionen vor. Glauben Sie nicht etwa, verehrtester Herr, daß ich ärgerlich auf Heine bin, weil er mein Berliner Geschrei in Potsdam will gehört ha-

ben; solche Freiheiten nehme ich nicht übel, und ich habe recht herzlich darüber gelacht; aber damit macht man kein Buch, das in der Litteratur genannt werden soll.

Jetzt habe ich aber vierzehn Seiten von mir und meiner Reise vollgeschrieben, ohne mich nur ein einziges Mal nach Ihnen erkundigt zu haben. Wie geht es Ihnen denn mit den leiblichen Zuständen? sind Sie von Ihrer Reise glücklich zurückgekehrt? Die Nachricht in der Allgemeinen Zeitung, dafs die Cholera in Berlin ausgebrochen sei, hat mich sehr erschreckt, und würde mich zur unverzüglichen Rückkehr nach Berlin bewogen haben, wenn nicht dergleichen Zeitungsnachrichten häufig von solchen herrühren, die nichts Besseres zu schreiben wissen und daher auch nicht genau sind, wie ich ja aus eigener Erfahrung am besten zu wissen berufen bin. Nicht minder thut es mir leid, dafs es mir nicht vergönnt ist, Seydelmanns Vorstellungen in Berlin beizuwohnen, von denen Sie wohl noch eine oder die andere genossen haben werden.

Der Reisegefährte, über den Sie wohl einiges werden wissen wollen, gehört zu den guten, unverdrossenen Jungen; eine eigentlich moralische Stütze gewährt er mir nicht, denn ich kann mich in Wahrheit über nichts mit ihm unterhalten. In der Politik ist er Null, in der Litteratur Null-Null, vom Leben und seinem Fache weifs er, was ein Auscultator zweiten Ranges ungefähr wissen kann; er verspricht einer von den Vielen zu werden, die nach

Jahren im dritten Examen bestehen dürften. Aber von Seiten des Herzens und der Unverdrossenheit in Besorgung der nöthigen Reisegeschäfte ist ihm das beste Lob zu ertheilen.

Gern würde ich Ihnen einen bestimmten Ort für die Ertheilung einer ordentlichen Antwort genannt haben, wenn ich nur wüßte, von welchen mich die Cholera ausschließen wird, und wohin sie mir zu gehen erlaubt. Auf jeden Fall darf ich wohl bitten, mir nach Bordeaux poste restante unverzüglich zu schreiben, denn einen früheren Ort kann ich nicht vorschlagen.

Haben Sie die Güte, mich dem lieben Fräulein Solmar, Dirichlets, Madam Lea Mendelssohn Bartholdy und Heusels ergebenst zu empfehlen, und seyn Sie von der fortdauernden Freundschaft überzeugt

Ihres ergebensten
Gans.

Haben Sie vielleicht die Güte, Herrn Duncker in meinem Namen den Auftrag zu geben, Laube ein Exemplar der Philosophie der Geschichte zuzusenden.

P. t

An denselben.

Montpellier, den 11. September 1831.

Verehrtester Herr und Freund.

Die Cholera, welche mich nun schon so oft Reiserouten wechseln, Orte aufgeben und andere

dafür in Empfang nehmen liefs, welche mich von Italien nach Frankreich, von Marseille nach Montpellier warf, hätte mich von hier sofort zurückgehen lassen, um durch eine bösartige Dialectik (wie ich sonst geschrieben haben würde), mich das aufsuchen zu machen, was ich vermeide, wenn nicht ein Brief von Feige vom 30. August mir etwas beruhigendere Nachrichten gäbe. Im Grunde sagte ich mir, nach einigen heftigen Aengsten, sind meine Verwandten und Freunde so gestellt, dafs sie allenfalls dem Tiger aus dem Wege gehen können, und sollten sie auch nur nach Freienwalde und Neustadt entwischen. Sie vermuthe ich eigentlich noch in Hamburg, seit ich weifs, dafs die Cholera in Berlin so wüthet, und wenn ich diesen Brief nach Berlin richte, so geschieht es, weil ich mir denke, dafs Ihnen wichtige Schreiben (verzeihen Sie, dafs ich das meinige dazu rechne) nachgeschickt werden.

In Genf fand ich, als ich eben humpeln konnte (und ganz gut kann ich's heute noch nicht), einen alten Freund aus Lausanne, Herrn Guison, der mich Genfer Rechtslehrern vorstellte, welche weder meine Person, noch meine Bücher, aber durch französische Vermittelung meinen Namen kannten. Ein Rudel alter Schüler, hörend, dafs ich da sei, suchte mich auf, und die Schweizerische Nützlichkeitsgesellschaft, welche alle Jahre zu ihrer Zusammenkunft den Canton wechselt, diesesmal aber in Genf sich besprach, liefs mich durch eine Deputation zu ihrem Abendessen im Navigationshause einladen, und gewährte mir einen Ehrenplatz. Komischere Reden

als hier habe ich wohl nie gehört; sie fingen bei den Meisten deutsch in schärfster Dehnung an, und endigten französisch, aber weit besser, als sie anfingen. *Desinit in piscem mulier formosa superne.* Am besten bewegte sich noch in diesem Deutschfranzösisch der Bürgermeister Hefs aus Zürich. Herr Guison forderte mich zum Sprechen auf, und ich muts gestehen, ich hatte die ungeheuerste Lust, aber die Furcht, mich und meine Rede den anderen Tag im Federal wiederzufinden, die Angst vor etwanigen Berliner Bemerkungen hielten mich davon ab, eine Feigheit, die ich auf dem Nachhausewege bitterlich beklagte. So ist man aber. Ein Leben in solchem Hintergrunde mergelt den Menschen aus, und man erkennt sich nach einigen Jahren kaum mehr wieder.

Ich betrat in Frankreich ein Departement, das Departement de l'Ain, das wegen seiner Naturschönheiten ausgezeichnet, wegen seiner Fruchtbarkeit bekannt ist; aber welcher Abstand, wenn man von der Schweiz nach Frankreich kommt. Schmutz und Bettelei stehen als Hüter an der Grenze; die Polizei-Commissarien haben ganz noch den schneidenden Ton, den lauschenden und mifstrauischen Blick der Napoleonischen Zeit. Es ist merkwürdig, wie lange ein Weltgenie vorhält. Wir können mit allen Abwaschungen des Mittelmäfsigkeitswassers doch die incisive Farbe Friedrich des Grofsen nicht los werden. Die Franzosen haben zwischen Napoleon und sich einen unglücklichen Krieg, eine Restauration, eine Revolution, zwei Charten, und doch steht der

Kaiser an jedem Zollhause, steckt in jeder Uniform, und sieht aus den Augen eines jeden Polizeibeamten. Lyon machte auf mich einen unglücklichen Eindruck. Wenn man etwa die herrliche Aussicht von der Höhe von Fourvière ausnimmt, die mich erhob und begeisterte, so sah ich nichts als eine Stadt, die sich von grofsen Fabricationsleiden eben wieder aufnimmt, die aber in Litteratur, Wissenschaft, Theater, Leben und Politik, das heifst in Allem, wonach ich reise, einer der Gypsabgüsse von Paris ist, und zwar einer von den vielen, die man kaum mehr sehen mag. Wie Sie am Ende in den verschiedenen Städten die Gypsabgufscabinette nicht besuchen, weil sie doch nur in Allem die Abdrücke der Elgin Marbles finden, so brauchen Sie, wenn Sie wollen, die meisten französischen Provinzialstädte nicht zu sehen. Sie finden nicht allein keine Unabhängigkeit des Geistes, sondern, was weit ärger ist, nicht einmal die Pretention darauf. Paris ist die Zunge, welche nicht allein für die Provinzen spricht, sondern sie auch verzehrt. Sie können dies schon daraus sehen, dafs man die Nachrichten aus Spanien hier in Montpellier über Paris empfängt, obgleich man auf der place du Peyrou allhier ganz deutlich die Pyrenäen gewahrt. Dies wird sich auch so leicht nicht ändern; man fühlt die Abhängigkeit nicht, weil Jeder zugleich der Möglichkeit nach ein Pariser ist, und die Hauptstadt gewinnen kann, wenn er Geld und Lust hat. Nur die Volkssitten möchten doch hier in Languedoc eine Verschiedenheit haben, die sie von den übrigen französischen abschneidet. Die

Trachten des Volkes, ja die Sprache sind nicht mehr französisch; es ist das catalonische Idiom, das hier die Oberhand gewonnen hat, und Sie würden kein Wort von dem verstehen, was Ihnen das Volk sagt. Wir täuschen uns übrigens so häufig, wenn wir glauben, es sei ein gröfseres Streben nach deutschen Hülfsmitteln in Frankreich erwacht. Wenn man auch auf den Colleges Deutsch lehrt, so ist es grade so, als wenn die Jungen bei uns lateinisch lernen. Bei wie vielen bleibt dieses kleben? Nach einigen Jahren vergifst sich dasselbe wieder, und eine lebende Sprache noch weit rascher als eine todte. So wie Sie über Lyon hinaus sind, hört jede Möglichkeit, eine deutsche Zeitung zu bekommen, auf; von einem deutschen Buche ist gar keine Rede mehr; kein Lesekabinet, keine Ressource, wie wir es nennen würden, besitzt die Allgemeine Zeitung oder irgend eine andere deutsche. Mir ist es recht lieb, einmal ins südliche Frankreich gekommen zu sein, um andere Vorstellungen über die Stellung der Nation zu uns zu erhalten, wie man sie in Paris in der Regel empfängt. Deutsche werden in Frankreich entweder überschätzt oder nicht beachtet. Für wahre Würdigung fehlt die Kenntnifs der Sprache, der Litteratur, wie wir sie z. B. von den Franzosen haben.

Auf der Dampfbootreise von Lyon nach Avignon wollte der Zufall, dafs Herr Sauzet, ehemaliger Grofssiegelbewahrer, und Herr Viennet, Deputirter von Beziers, Mitpassagiere waren. Beide kannte ich von früher her. Herr Sauzet, ein Advocat im wahren Sinne des Wortes, ehemals Legitimist, dann Tiers-

partist, jetzt zur Doctrin hinneigend, im nächsten Augenblicke das wieder verwerfend, was er kurz vorher wollte, die Macht vor allen Dingen liebend, obgleich jetzt ein wenig von derselben entfernt, fuhr nur bis Valence mit, wo er sich auf das Land begab. Er sprach viel von der Dissolution, zu der er, wie ich glaube, keine grofse Hinneigung verspürte, da er vielleicht nicht wieder gewählt zu werden fürchtet. Es war indessen interessant, einen ehemaligen Minister, und zwar einen, der es noch vor einem Jahre gewesen war, der Menge, aus der er hervorgegangen ist, wieder zurückgegeben zu sehen. Die Mitreisenden, die ihn kannten, nahmen keine sonderliche Notiz von ihm, und er selbst, man mufs ihm das nachsagen, hatte auch nichts in seinem Wesen, was an seine frühere Stellung erinnerte. Wenn wir dagegen unsere ewigen, olympischen, für immer geborenen Minister halten! Herr Viennet (in parenthesi: ein seichter Kerl, weswegen ihn die Académie française Benjamin Constant vorzog) ging indessen bis Avignon mit, und machte am folgenden Tage mit uns einen Ausflug nach der Quelle von Vaucluse. Er ist ein *pauvre pervi*, ehrlich genug, um sich nicht zu verkaufen, aber dumm genug, um der alten Justemilieu-Fahne mit unausgetrockneter Treue nachzugehen. Wahrscheinlich wird er bei erfolgender Auflösung in Béziers nicht wieder gewählt. So sagt man wenigstens in Montpellier. Ueberhaupt ist die politische Constellation in Frankreich jetzt also, dafs bei den nächsten Wahlen eine grofse Masse Legitimisten und weit mehr

Radicale in die Kammer kommen werden. Man macht sich darauf gefafst, unter den Deputirten Villele, Corbière, Chateaubriand, Peyronnet selbst zu finden. Ludwig Philipp ist im Lande nicht geliebter, als er vor zwei Jahren war; nur ist man einerseits noch müder geworden, jetzt eben so der Höllenmaschine, wie früher der Emeuten, andrerseits sieht man die Nothwendigkeit ein, in geschlossener Schlacht zu kämpfen, was sich nächstens aufthun wird. Das Programm, welches die Legitimisten publicirt haben, nähert sich mit wenigen Ausnahmen dem der entgegengesetzten Opposition, und wir werden noch einmal das interessante Schauspiel erleben, Contreopposition und Opposition in Verbindung mit einander gegen die Regierung auftreten zu sehen.

Trotz aller Centralisation sind überhaupt die Cuarten in Frankreich noch nicht centralisirt; ich verstehe darunter die ewigen Vexationen, die jede Stadt wegen der Einführung von Cigarren, Wein, Oel und anderer Nahrungsgegenständen an Fremden auszuüben berechtigt ist. Wie gesagt: die Franzosen mit ihrer Nationalöconomie sind practisch in Allem, was das gemeine Bedürfnifs betrifft, Colbertisten, Bonapartisten und gar nicht über 1789 hinaus. Als wir in Nismes visitirt werden sollten, machte Herr Viennet einen Höllenspectakel. *Quelle bêtise! n'étaient jamais vu mon pays aussi bête. Sommes-nous en Allemagne ou en Italie!* Und als ich bemerkte, dafs man in Deutschland nicht mehr visitire, so sagte er: *Vous faites donc ce qu'on ne*

fait même plus en Allemagne! (Wie gefällt Ihnen das?) Wenn Sie nach Frankreich kommen, gehen Sie nicht an die Ufer der Durance und Sorgue; besuchen Sie die Provence nicht, diese gueuse parfumée, wie sie Voltaire nannte. Dafs die Dichter übertreiben können, habe ich gewufst; dafs sie ganz andichten, erfährt man hier. Die

> Chiare fresche e dolci acque
> Ove le belle membre
> Pose colei che sola a me par donna

sind, bis auf den Bassin, woraus die Sorgue entspringt, unbedeutend, und können sich, wie man in Süddeutschland zu sagen pflegt, „heimgeige lasse." Interessant mag es Ihnen aber sein, dafs es in Vaucluse, wie hier in Montpellier, in sechs Monaten jetzt nicht geregnet hat.

Aber nach Nismes müssen Sie gehen. Wenn man die Eisenzähne sieht, die das tiefwurzelnde, friedfertige Rom in den Gallischen Boden einklammerte, wenn man das Amphitheater betrachtet, das weder die Wuth der Christen, noch der Fanatismus der Sarazenen vom Erdboden wegzubringen vermochte, oder die Maison quarrée, deren einfache Bauweise das erhaltenste Muster für alle Zeiten ist, so geht man aus diesem steinernen Rom gern in das lebendige zurück, malt es mit seinen Erinnerungen aus, und Caesar Augustus, ja selbst die Nachfolger, lassen uns einen Augenblick den Birnenkönig und seine um ihn herumwachsenden Früchte vergessen.

Nach Barcellona kann ich diesesmal nicht gehen; ich halte mir Spanien ein anderesmal offen,

denn erstens müfste ich nach Marseille, wo die Cholera noch stark wüthet, dann würde ich erst in zehn Tagen abreisen können, und endlich meint man, jetzt dahin kommende Deutsche könnten leicht für Spione gehalten werden und Unannehmlichkeiten haben. Morgen gehe ich nach Toulouse und den Pyrenäen, und schreibe Ihnen hoffentlich erst wieder von Bordeaux.

Von der Schweinerei in Südfrankreich gebe ich Ihnen einen an- oder abziehenden (je nach dem Geschmacke) mündlichen Bericht. Ganz neue Seiten dieser Parthie sind von mir entdeckt worden, die spät unter meinen Papieren gefunden werden möchten.

Wie dies wahrscheinlich bei dem vorigen Brief geschehen ist, bitte ich Sie ebenfalls mit dem gegenwärtigen zu verfahren, meine lieben Freunde, Fräulein Solmar, Mad. Mendelssohn Bartholdy, Dirichlets, Hensels, zu grüfsen und ihnen diesen Brief mitzutheilen, der nicht minder für sie geschrieben ist. Vieles Interessante hätte ich melden können, aber die Rücksicht auf das Porto hemmt mich. Auch müssen ja noch Nachlesen möglich werden.

Leben Sie so wohl, als ich es wünsche, und wenn Sie mir eine Antwort gönnen, senden Sie sie mir nach Paris poste restante.

Mit wahrer Freundschaft

Ihr ergebenster
Gans.

6. †

An denselben.

Bordeaux, den 21 September 1857.

Verehrtester Herr und Freund.

Ich kannte einen Mann, Gott hab' ihn selig, denn er ist todt, welcher seine Phrasen mit: das heifst, anfing, in der Regel so: „das heifst, ich mufs *ihnen* sagen." Mir scheint dies ein stylistischer Fortschritt zu sein, weil das Erklärende sogleich an die Stelle des Allgemeinen gesetzt wird. Und so habe ich denn Lust, nach diesem Paradigma meinen Brief so anzufangen: „Das heifst, Italien ist Holland gegen Südfrankreich." Und zwar bezieht sich dieses nicht allein auf die Reinlichkeit, sondern auch auf mancherlei Anderes, dessen ausführliche Besprechung indessen mündlichen Erörterungen vorbehalten werden mufs, weil es sonst so stark anzuwachsen droht, dafs es mir leicht den ganzen Brief wegzunehmen im Stande ist.

Doch gilt dieses nicht von den Pyrenäen. Die unmittelbare Reinheit der Natur, an der die Menschen erstarken, giebt auch Reinheit der Angewöhnungen; es findet sich hier das Gleiche wie in den Alpen, wenn auch im minderen Grade. Sechs bis sieben Tage habe ich nun dieses Gebirge durchschritten, und zwar zu Pferde, den Tag ungefähr sieben deutsche Meilen machend, nach sechzehnjähriger Abwesenheit vom Pferde eine harte Lendenprüfung. Ich mufs auch gestehen, dafs, wenn ich mit zerstofsenen Knochen vom Bergklepper stieg,

ich bisweilen mehr mit meinem gekreuzigten Leibe, als mit der vor mir ausgebreiteten Natur beschäftigt war, und oft innerlich ausrief: „Welches Vergnügen stehst du heute wieder aus?“ Soll ich Ihnen nun ein allgemeines Urtheil über die Pyrenäen geben, wie sich's für einen Brief geziemt, so darf ich sagen, daſs sie im Wilden, Erhabenen, majestätisch Grotesken, im Schauerlichen den Alpen so nachstehen, wie ein Däumling dem Riesen Goliath; es giebt zum Beispiel keinen Berg dort mit ewigem Schnee, wie ihn der Montblanc, die Jungfrau, der Mönch und andere Berge haben; auf den Pyrenäen kommt und geht der Schnee. Dagegen ist die amphitheatralische Gruppirung der Berge überaus schön, und namentlich das Thal von Argellez das Reizendste und Lieblichste, was mir jemals vorgekommen ist. Damit verglichen muſs sich z. B. das Oberhoslithal und alle Schweizerischen Thäler verstecken; denn diesen fehlt die südliche Vegetation, der Mandelbaum, der Feigenbaum und die Kastanie; es fehlt ihnen der eigentliche Schmelz, welcher die groſsen Bergmassen selber erst civilisirt. Die Appenninenthäler, so weit ich sie kenne, ermangeln dieses Ausdrucks nicht minder. Die französischen Pyrenäen sind in Beziehung auf Trachten und Sitten übrigens das erste originelle Land, welches ich gesehen habe. Denken Sie sich die Frauen und Mädchen von der erstaunendsten Schönheit, mit südlich brennenden Augen, brauner Gesichtsfarbe, einen langen, schwarzen Mantel, der wie eine Kapuze aussieht, tragend und dann auf dem Kopfe ein rothes, wollenes Tuch,

das nirgends befestigt ist und das sie mit der Geschicklichkeit eines Balanciers bewegen; denken Sie sich einen Markt, wo lauter Weiber mit solchen rothen Tüchern sitzen, dabei die Freude, begafft zu werden, und die Bereitwilligkeit, sich beinahe auszuziehen, um zu zeigen, wie Alles sitzt, und Sie werden gestehen, dafs, da wir dieses weder in Treuenbrietzen, noch in Müncheberg finden, solche ethnographische Seltenheiten Vergnügen erregen. Man mufs übrigens dem Fürsten Pückler, dem ich in einem Theile seines Semilassobuches nachgereist bin, der Wahrheit zur Ehre nachsagen, dafs man selten bei einem Beschreiber richtigere Auffassungen, sei es von Gegenden oder Menschen, finden kann als bei ihm. Was ihm mifsfällt, ist in der Regel schlecht, was er lobt, verdient dieses Lob in hohem Grade; dabei ist er nicht blofs abstract und allgemein, er geht in das Besondere ein, nüancirt es richtig, und, so weit eine Beschreibung ein Bild geben kann, finde ich die seinigen so schlagend und treffend, dafs ich bisweilen lachen mufste, wenn ich des Abends bei ihm nachlas, was ich des Tages über selber gefunden hatte. Ich habe mich mit seinen Darstellungen ganz ausgesöhnt, und schliefse jetzt auf die Richtigkeit des nicht Gesehenen. Der Zufall wollte, dafs ich in Toulouse denselben ehrlichen Esel von Portugiesen zum Lohndiener hatte, den er recht ergötzlich beschreibt, und die Quiproquos, die ich von ihm hörte, sind fast nicht schlechter als die von Pückler erzählten.

In den Pyrenäen kam ich bis Gavarnie, das

heifst bis zu einer Stunde von der spanischen Grenze. Hier konnte ich in das gelobte Land hineinsehen, wie Moses einst in Palästina, aber es war mir nicht beschieden es zu betreten. Ich schaute Aragoniens wilde Schluchten, ich schaute mit meinem Fernglase die zerstreuten Häuser der spanischen Bergbewohner, in der Weite wollten Einige die spanische Stadt Bielsa entdecken; aber ich sah sie nicht. Doch der Spanier zerrissene Mützen und ihr zerrissenes Herz habe ich gesehen, und eine andere Anschauung von ihnen gewonnen. Als Europäer mufs man die Spanier aufgeben; sie werden sich nie erheben von dem Fall der zwei Jahrhunderte, denn ihre Knochen sind gebrochen und ihr Mark ist von dem Pfaffenvolke ausgesogen. Sie können jetzt nur auswendig lernen, wenn sie früher schufen, und mag Christine oder Carlos Succefs haben, sie werden weder erhobener durch die Constitution, noch ausgemergelter von dem Despotismus. Aber als einzelne particulare Menschen kann man noch seine Freude an ihnen haben; der Maler (sagen Sie dieses gefälligst Hensel) sollte die schönen, grofsen, bedeutenden, catalonischen Schmugglergestalten abconterfeien; der Ethnograph sollte sie betrachten und studiren; der Historiker kann sie für die Zukunft übergehen. Es ist merkwürdig, wie beides in dem Spanier zu finden ist, Muth und Niedergeschlagenheit; er hat physische Courage, aber keine moralische, könnte man sagen. Für ein Privatunternehmen, für das, was er edel nennt, für Vortheil und Privatehre schlägt er tausendmal sein Leben in die Schanze; für ein All-

gemeines ist er indifferent, dafür hat er kein Blut und keine Hingebung zu spenden. Daher nehmen diese tapferen Räuber, die auf dem Boden der Unsicherheit ihre Hütte errichten, eine so traurige Stellung ein; die kühnsten der Menschen sind auch die moralisch schlaffsten, weil zum wahren Muthe ein Geistiges das Bewegende sein mufs.

Nun aber etwas über Bordeaux, über diese einzige französische Provinzialstadt, welche mir ein grofses eigenes Leben ganz für sich zu haben scheint, welche sich der Hauptstadt nicht unterwirft, sondern sich vielmehr frondirend zu derselben verhält. Erstens ist es die schönste Stadt in Frankreich, Paris nicht ausgenommen; denn etwas wie die Strafse *Fossés de l'intendance* ist mir selbst in London nicht vorgekommen. Die See macht die Leute hier frei, emancipirt sie von der Binnenwirthschaft des Provincialismus; die Leute sind offen, verschwenderisch, gastfrei; der Equipagenluxus ist grofs, das Theater das schönste in der Welt (Coventgarden und Drurylane kommen dazu nicht), die Börse im grofsartigsten Style; jedes Land hat hier seine Inschrift und seinen Cultus. Die Frauen sind offen, leicht und zugänglich, weswegen sie vielleicht Bordelaises heifsen; kurz, man kann hier athmen, ohne von dem Luftdruck eine Erstickung zu befürchten, ich z. B. könnte es hier viele Tage länger aushalten, und wenn ich ein Kaufmann wäre, würde ich mich hier niederlassen.

In Paris, wohin ich morgen früh mit der malle

poste restante (und diesen Brief der Posterleichterung wegen bis dahin selbst trage), werde ich wenige Menschen sehen, denn ich habe versprochen, auf einige Tage nach Gaesbeck zu kommen. Mir ist die ganze politische Wirthschaft hier ein wahrer Ekel; man wird selbst eine *Girouette*, wenn man immerfort so viel Girouetten sehen muſs. Mit Birnens (wie Herr Meier in Breslau sagen würde) könnte ich in Verbindung kommen, aber mir ist jede Annäherung zuwider, obgleich mir Herr St. Marc Girardin aus Limoges vom 15ten September schreibt: „*Madame la Duchesse d'Orleans m'a beaucoup parlé de vous, et m'a permis de vous le dire: je ne voyais pas, que vous êtes si bien avec les Princes.*" Was, wie so, worüber wird nicht hinzugesetzt. Doch wird Alles, was Sie mir auftragen, aufs Pünktlichste besorgt werden, und selbst Heine, den ich nicht aufgesucht hätte, werde ich besuchen.

Haben Sie vielen, vielen Dank für Ihren freundlichen Brief, ich hoffe, daſs Sie diesen Winter robuster sein werden wie den vorigen, wie Sie es den vorigen schon mehr als den vorletzten waren. Mögen Sie und alle Freunde vor der grofsen Ansteckerin behütet werden, deren Gestalt mir die ekelhafteste in der Welt ist. Grüfsen Sie gütigst Madame Mendelssohn, Dirichlets, Hensels, und theilen Sie ihnen gefälligst diesen Brief mit, der auch für sie geschrieben ist. Für Fraulein Solmar lege ich als Antwort einige Zeilen bei.

So leben Sie denn wohl und glücklich. Von Paris melde ich Ihnen vielleicht noch einmal Etwas.

Mit wahrer Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

Gauss.

8. †

An denselben.

Heidelberg, den 18. August 1838.

Verehrtester Herr und drängendster Nichtcreditor.

Dafs ich sogleich nach meiner Ausfahrt aus Berlin in der Gegend von Schöneberg durch einen Mahnbrief Ew. Hochwohlgeboren beängstigt wurde, brauche ich Ihnen wohl nicht als erste Novität meiner Reise zu melden, da selbiger von Ihnen ausgegangen ist. Denken Sie sich nunmehr meinen Schrecken, als ich bona fide, und meinend, es sei ein freundlicher Nachruf, den Brief stolz zu lesen begann, und in meinen Reisegefährten trotz aller Abwehrungen meiner Seits sich die Ansicht zu befestigen anfing, ich sei Ihnen wirklich mit zehn Thalern durchgegangen. Ich weifs zwar, welchen Triumph ich Ihrer Malice bereite, indem ich dieses erzähle; aber meinen Freunden auf eigene Kosten eine Freude zu machen, ist immer einer meiner besten Charakterzüge gewesen.

Indem ich befürchten mufs, Sie dürften sich noch häufig auf diese wohlgelungenen Forderungen einlassen, sehe ich mich genöthigt, Ihnen einen Vergleich vorzuschlagen. Sie nehmen die zehn Thaler

als Geschenk von meiner Seite an, und machen sich anheischig, künftig nie wieder eine Mahnung an mich zu richten, ich mag Ihnen etwas schuldig sein oder nicht. So allein entgehe ich der Gefahr, Ihre Habsucht zu stacheln, und kann hoffen, mir einmal wieder meine zehn Thaler einzubringen.

Doch jetzt von Anderem. Vorgestern Abend am Donnerstag bin ich hier angekommen, und auf heute Nacht ist die Abreise bestimmt. Madame Arconati befindet sich wohl; in dem Hause hat sich nichts verändert, wie überhaupt Franzosen und Italiener stationärer sind, als man es sich denken möchte. Sie hängen fester an ihren Lebensgewohnheiten, sind weniger für das Vage und Blaue wie wir Deutschen, die wir reisen, schweben und rutschen und auswärts zu erhalten suchen, was wir innerlich entbehren. Herr Berchet ist immer noch der Alte, steht in den alten Beziehungen, und um zehn Uhr geht Alles, wie bei Fräulein Solmar, zu Bette. Man ifst nicht länger, wie eine halbe Stunde, spricht von diesem und jenem und behandelt die ganze neue Litteratur; ich komme mir bisweilen ganz dumm vor, weil ich, unter uns gesagt, eigentlich gar nichts davon gelesen habe. Madame Arconati und Herr Berchet lassen Sie und Fräulein Solmar freundschaftlichst grüfsen; die erstere verwahrt sich gegen den Vorwurf, nicht an die letztere denken zu sollen; ich habe Madame Arconati ein Bischen dadurch eifersüchtig gemacht, dafs ich ihr erzählt habe, es nehme jetzt eine Russin ihren Platz ein.

Zugleich mit mir ist vorgestern Herr Edgar Qui-

net angekommen; er bleibt zwei Monate in Heidelberg, und wird dann Professor der Litteratur an der Strafsburger Universität. Zwei Theile von *Mélanges* kommen jetzt von ihm heraus; er ersucht Sie sehr, doch eine Anzeige in den Jahrbüchern davon zu machen.

In der Universität finde ich dasselbe Alter, dieselbe Bocksbeutelei und dieselbe Assiduität über Nichts.

Mehr hätte ich heute nicht zu schreiben. Die freundschaftlichsten und herzlichsten Grüfse an Fräulein Solmar. Haben Sie die Güte, mir poste restante nach Neapel zu antworten. Inzwischen schreibe ich noch einmal, wenn ich etwas erlebe.

Mit wahrer Freundschaft und Hochachtung

Ihr ergebenster

Gans.

II. †

An denselben.

Luzern, den 21 August 1828.

Luzern am Tage des Stralauer Fischzuges, 24. August. Wetter miserabel, die Berge des Vierwaldstättersees bewölkt, der Righi nicht zu sehen.

Verehrter Herr und Freund.

Wenn ich wie Rahel zu schreiben anfange, so müssen Sie nicht glauben, dafs ich, wie sie, fortzufahren im Sinne habe. Mir fehlt es heute an allem Geist, etwas Anderes wie reisebeschreibende Facta zusammen zu stoppeln; auch ist die Masse des Er-

lebten noch so spärlich, dafs ich reicher sein könnte, wenn ich erzähle, was ich nicht erlebt habe. Heidelberg wurde vorigen Sonnabend am 18ten verlassen (Abends 11½ Uhr) und den andern Mittag befanden wir uns in Kehl. Hier nahm ich einen kleinen Wagen, und rutschte nach Strafsburg auf einige Stunden herüber, aber die Ausbeute war nicht grofs. Alle meine Bekannten, Rauter, Richard u. s. w., waren an dem schönen Sonntag ausgegangen, und so mufste ich denn mit einem Mittagessen im Hôtel de Paris vorlieb nehmen und mich wieder zurück nach Kehl begeben. Auf meinen Reisegefährten, Herrn Benary, machte indessen der Strafsburger Münster ungefähr den Eindruck, wie eine erste Leipziger Messe auf einen Juden von Kiew oder Grodno, der nur polnische Juden bisher gesehen hatte. Vor wirklicher oder eingebildeter Extase konnte er zu gar keiner Fassung im Urtheil kommen. Das kleine Französchen packte unterdessen seine Bücher und Kupferstiche in Strafsburg aus, nahm neue Kleider in Empfang, und gerirte sich auf seinem eigenen Boden ganz wie ein Sieger in der Nachtmütze. Den anderen Mittag (20. August) kamen wir in Freiburg an. Wilcken war abwesend; Duttlinger wurde zweimal von mir aufgesucht, und suchte mich zweimal im Gasthofe auf; jedesmal vergebens, so dafs ich weggereist bin, ohne ihn zu sehen, was mir herzlich leid that, da ich ihn aufserordentlich lieb habe. Zu Warnkönig, der mir Abends einen Thee gab, wo statt des Thees Markgräfler getrunken wurde, kam Duttlinger, der eingeladen war, auch nicht, da

er im Senate bis 11 Uhr wegen der Vorbereitungen zu dem Naturforscherfeste sich herumschlagen mufste. Dienstags den 21. August wurde die Reise bis Schaffhausen fortgesetzt. Den Tag wurde ich zweimal getäuscht: einmal durch das Höllenthal, das auf den Orden des Paradieses mit Buchlaub den nächsten Anspruch hat, und nicht die geringste infernale Beimischung besitzt; dann durch den hochberühmten Wasserfall, welcher in der Breite zu ersetzen sucht, was ihm in der Höhe abgeht, und keinen Vergleich mit dem Merzinger, Brienzer Cataracte oder mit denen auf den Höhen bei Gastein aushält. Ich glaubte, in dem Wasserfall einen alten, vor 1789 berühmten Professor zu erkennen, welcher die abgelebten und abgeliebten Hefte alle Semester neu vorträgt, oder auch den Herzog von Braunschweig, welcher bei Jena die Manöver des siebenjährigen Krieges wiederholte. Naturschönheiten sind wie Geistesschönheiten nur für bestimmte Zeiten, und der Schaffhauser Wasserfall mufs mit dem Brocken, der Schneekuppe und anderen inländischen Grofsaussichten nach eben dem Course fallen, nach welchem die Actien der Eisenbahn zu steigen haben.

Zürich ist schon einladender wie Schaffhausen. Oken gab sich alle Mühe, mich zu halten, führte mich aufs Museum, wo ich die gesammte juristische Facultät Bier trinkend antraf, dem Bürgermeister Hirzel vorgestellt wurde, aber (was sich auf die Journale bezieht) die gröfste Vollständigkeit traf, die mir je vorgekommen war. Mit dreihundert Louisd'or wird diese Anstalt gehalten, und doch ist Aehn-

liches in Berlin nie aufgekommen. Die Universität ist nicht so herunter, wie man gewöhnlich in Deutschland glaubt; namentlich ist die medicinische Facultät durch Schönlein, Oken, Arnold vortrefflich, zählt allein 130 Studenten, was gegen die 30 Theologen, 20 Juristen und 20 Philosophen allerdings absticht. Schönlein wird wohl, auch wenn er gerufen wird, nicht nach Berlin gehen. Er gewinnt hier Haufen Goldes, gilt für ein medicinisches Orakel in der Schweiz, liebt es zu raisonniren, wie es ihm beliebt, und dürfte sich schwerlich in eine Hierarchie schmiegen, in welcher neben dem Solitaire Rust zwanzig Geheimräthe als Edelsteine sitzen. Ich glaube nicht, dafs er es mit seinen Angewöhnungen einen Tag in Preufsen aushielte.

Heute habe ich hier einer Sitzung der Tagessatzung beigewohnt. Die Rede war von einer Petition der Katholiken von Glarus gegen die Regierung dieses Standes, die sie hatte zwingen wollen, der Natalsfeier beizuwohnen, von der sie der Bischof Rossi von Chur abgemahnt hatte. Das Thema war natürlich Kirche und Staat. Die deutschen Redner syllabirten und machten einen durchaus lächerlichen Eindruck; die französischen waren vermöge der Generalität ihrer Ausdrücke etwas besser; von grofsem oratorischen Talente war gar keiner.

Herr Tribert hat uns hier verlassen; er läuft, wie Peter Schlemihl dem Schatten, so dem sardinischen Visa seines Passes nach, das er zu fordern in Berlin versäumte. Jetzt mufs er nach Lausanne,

wo dermalen der Sardinier haust, und will uns in Genua wieder treffen.

Morgen geht's über den Gotthard nach Italien. Fräulein Solmar meinen herzlichsten, freundlichsten Gruſs; ich schreibe nur deswegen heute nicht direct, weil ich doch weiſs, daſs sie meinen Brief zu lesen bekommt. Haben Sie die Güte, die Einlage mit der Schnellpost zu besorgen.

Mit gröſster Hochachtung

freundschaftlichst der Ihrige

Gans.

4. †

An denselben.

Genua, den 6. September 1838.

Verehrtester Herr und Freund.

Wir sind noch immer in Genua; am 3ten d. hat sich endlich auch Tribert eingefunden, welcher auf der Insel der Calypso etwas zu lange aufgehalten worden war. Der Pharamond (das französische Boot) ist immer noch nicht erschienen, und so werden wir uns denn morgen auf dem Francesco I. (einem Neapolitanischen Schiffe) nach Neapel einschiffen. Erlauben Sie mir, inzwischen Ihnen einige Bemerkungen über den politischen, socialen und theatralischen Zustand Italiens machen zu dürfen.

Das politische Leben und seine Aeuſserung, das Gespräch, sind hier auf einem Standpunkte, von dem wir uns eigentlich keine rechte Vorstellung machen. In England ist das Staatsleben in jedem Engländer

eingehaust, und wenn sich die Einzelnen nicht viel darum zu bekümmern scheinen, so kommt es daher, dafs man dafür sein wachendes Parlament zu haben glaubt. In Frankreich spricht jeder Mensch aus den unteren Ständen, Weiber und Kinder, von Politik, wenn sich bisweilen auf einige Zeit auch andere Richtungen geltend machen; in Deutschland ist das politische Leben Null, oder vielmehr nullartig, aber das lesende Interesse ist politisch; man will Politik wissen, wenn auch nicht thun. Die Kaffeehäuser müssen so viel Blätter halten, als sie halten dürfen, und sie dürfen wahrhaftig viel, wenn Sie den Sardinischen Maafsstab anlegen. Hier dagegen, wenn Sie das Aeufsere betrachten, scheint eine vollkommene Theilnahmlosigkeit eingetreten zu sein. Von französischen Zeitungen wird nur die *Gazette de France*, die *Quotidienne*, von englischen *Galignani's Messenger*, ein farbloses Klatschblatt, von deutschen die Frau Base angetroffen. Die hiesigen Zeitungen enthalten das hohlste Zeug von der Welt, dürfen selbst die Betrachtungen der anderen Blätter nicht nachschreiben, und ersetzen nicht durch sogenannte künstlerische und wissenschaftliche Zusätze den Mangel des politischen Elementes. Sie finden hier grofse Kaffeehäuser, wo gar kein Blatt ausliegt, andere, wo kein Gast danach fragt. Das Volk läuft seinem Gewinn, dem Geschrei, dem Vergnügen nach, ohne dafs auch die geringste politische Welle sich zu regen scheint. So lautet der Anschein; inwendig ist es anders. Die Lebendigkeit, welche nach aufsen fehlt, braucht blofs eine veränderte Direction, eine

Gelegenheit, um nach innen zu gehen, und, wie ein ruhig stehendes Haus, in wenigen Minuten in Flammen sein kann; so ist hier nur ein wenig Schwefel nöthig, um die Ruhe, die Gleichgültigkeit in politische Turbulenz umzuwandeln. Ob diese selbst wieder real zu werden, auszudauern oder zu erbauen im Stande ist, möchte eine andere Frage sein, auf deren Beantwortung ich mich hier nicht einlassen kann. Meine Generalansicht ist auch hier noch immer bestätigt, dafs für alle politischen Fortschritte die rein romanischen Völker (Italiener, Spanier, Portugiesen) ausgebrannte Krater sind, die noch bisweilen rauchen, aber nicht mehr auswerfen.

Das sociale Leben ist dem politischen gleich. Der Italiener liegt auf der Strafse, im Kaffeehause, im Theater; hier schreien sie sich die Ohren voll. Das Haus ist wie in England verschlossen, aber nicht wie dort zugleich dem Fremden, welcher empfohlen ist, gastlich geöffnet. Wird man warm aufgenommen, so bekommt man den Logenschlüssel; ist der Empfang wärmer, so fährt man auf dem Corso mit spazieren; ist er am wärmsten, nun so geschieht etwas, das ich, da Sie diesen Brief Fräulein Solmar vorlesen, nicht melden kann. Das erste Stadium habe ich genossen, das mittlere oder Fegefeuer habe ich wegen seiner Langeweile nicht durchmachen mögen; zu dem dritten oder dem Paradiese gehört etwas mehr Zeit, als ich hier habe. Gespeist wird (wie Fräulein Solmar zu sagen pflegt) gar nicht, sondern nur gegessen, aber recht gut im Wirthshause: ich glaube, Diners kommen hier weder privatim,

noch öffentlich vor. In Neapel soll es anders sein. In Florenz ist es etwas anderes. Im Ganzen herrscht derselbe Typus.

Ich wollte eben zum theatralischen Leben übergehen, bekomme aber die Allgemeine Zeitung, und ersehe daraus Chamisso's Tod, Brenn's Tod, Moser's Tod. Mufs denn der grofse Sensenträger so unbarmherzig mähen? Der Letzte war von Ihnen wenig gekannt, war aber ein vortrefflicher, redlicher, geistreicher, durch und durch gelehrter Mann, den ein öffentliches Leben bei uns an seinen rechten und wahren Platz gestellt haben würde; ich verliere einen lieben Freund, wenn wir uns auch in der letzten Zeit weniger gesehen haben.

Wie will das Theater, wenn man trauert, einen Platz finden? Doch mufs ich mein obiges Programm erfüllen. Das Theater ist im Ganzen, wie in Deutschland, auf das Elendeste zugeschnitten. Das grofse Theater *Carlo Felice*, das dritte der Gröfse nach in Europa, wird von einer Bande heimgesucht, die im Trauerspiel langweilig pathetisch, im Lustspiel ungebehrdet und unkomisch ist. Besser ist ein Nebentheater, das *teatro diurno*, welches im Freien spielt. Hier findet man die natürliche Maskenkomik, die dem Italiener angeboren ist, und ich mufs gestehen, dafs ich dahin mit dem gröfsten Vergnügen und auch mit wahrer Belehrung über den Volksgeist hingehe. Das Offene, Abrupte, den Dialect, die Freimüthigkeit, die Höflichkeit, namentlich der niederen Stände, lernt man da besser kennen, als wenn man sich zwanzig Jahre in den hohen Cirkeln

von Italien unbertreibt. Dabei dauert es nie lange, nur ungefähr anderthalb Stunden. Man hat die Promenade bei der Hand, wenn man sich etwa langweilt, und bricht alsdann bei Zeiten ab.

Was sagen Sie zum Grafen von Paris und der Banlieue, auf dessen Degen gesetzt worden ist: *l'aisse-t-il ne jamais s'en serrir.* Lernen die Leute irgend etwas aus der Geschichte? ist nicht derselbe Lärm wie beim König von Rom?

Den 7. September.

Die See ist sehr stürmisch geworden, und wir können eine arge Fahrt haben. Feige hat die gröfste Angst und zeigt sich seines Namens würdig. Mir ist nur vor starker Seekrankheit bange.

Also von Neapel mehr. Haben Sie die Güte, mich Fräulein Solmar und allen Freunden bestens zu empfehlen, und mir auf diesen Brief nach Rom zu antworten.

Mit wahrer Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

Gruns.

4. †

An denselben.

Neapel, den 11. September 1838.

Verehrter Herr und Freund.

Ohne irgend eine Antwort auf meine vorangegangenen Briefe zu haben, schreibe ich, wie F. A. Wolf zu Buchholz sagte, immer drauf los, nicht

einmal wissend, ob Ihnen das darauf Losschreiben angenehm sei. Die Seereise von Genua nach Neapel, welche drei Tage, die langen Aufenthalte in Livorno und Civita Vecchia mit eingerechnet, dauert, habe ich dieses Mal ziemlich glücklich überstanden, ohne der eigentlichen Seekrankheit zu verfallen. Eine gewisse Malaise wird wohl jedem zukommen, und viele Manner und Frauen befanden sich in einem so elendiglichen Zustande, dafs ich mich zum ersten Male für einen Auserwählten halten konnte, obgleich ich eigentlich als ehemaliger Jude von Hause aus darauf Anspruch hätte.

Livorno ist eine reiche, gutgebaute Handelsstadt von 100.000 Menschen ohne alles italienische, das heifst ohne alles künstlerische Interesse. Das Merkwürdigste am ganzen Orte ist die Judensynagoge, und ich habe den zufälligen Schabbes benutzt, sie recht aufmerksam zu betrachten. Nie habe ich eine so reich ausgestattete gesehen, und die Bordeauxer steht ihr bei weitem nach. Was auffallend war, bestand darin, dafs wir eine in spanischer Sprache gehaltene Predigt mit anhörten, und die Erkundigung einzogen, dafs diese Sprache überhaupt noch als Muttersprache gelte, und dafs den Jungen der hebräische Text des alten Testaments nicht italienisch, sondern spanisch verdeutscht werde.

Civita Vecchia (*urbs vetus*) ist ein durchaus verpesteter Ort, und hängt einigermafsen mit den pontinischen Sümpfen zusammen, nämlich rücksichtlich der *aria cattiva*. Die Aebtchen, die in Toscana fehlen, werden hier wieder sehr dick, und alterniren

mit Kaffeehäusern, Bettlern, schmutzigen Strafsen, Papalinis und dergleichen. Wir blieben drei Stunden, hätten den Abend in Rom sein können, gingen aber zum ersten Male guten Muthes nach dem Dampfboote zurück.

Endlich seit gestern bin ich in Neapel, habe dem Meere und dem Vesuv gegenüber ein sehr schönes Zimmer, bin aber noch nicht im Stande gewesen, etwas Anderes als die äufsere Bewegung aufzugreifen. Diese ist nun freilich stark und sonderbar; stark, denn es giebt in Paris, ich will nicht sagen in London, keine Strafse, die des Abends so bevölkert und von allerlei Volk durchlaufen wäre, wie der Toledo und die Chiaja; es hat den Anschein, als wenn die ganze Stadt in der einen Strafse läge. Sonderbar ist die Bewegung, wenn wir sie vom deutschen Standpunkte aus auffassen. Denn würden wir Deutsche bei dieser Natur uns nicht in Barken auf der See schaukeln lassen, in Castellamare, Sorrent, Ischia, Capri die schönen Septemberstunden zubringen, und die Stadt und ihr Gedränge meiden? Die Italiener fahren dagegen in Strafsen, die nicht vierzig Fufs breit sind, in schönen Wagen auf und ab, kümmern sich nicht um das, was draufsen ist, und haben mehr Vergnügen an diesem Corso als an allem Einladenden der Natur. Im Freien müfste man zum Theil zurückgezogen sein, könnte sich nicht zusammen bewegen, schreien, Geschrei hören, und versäumte somit das gröfste Vergnügen, welches die Italiener überhaupt besitzen. So erkläre ich mir zum Theil diesen sonderbaren Geschmack.

Sie sollen, sobald ich hier mehr gesehen habe, über Vesuv, Pompeji, Pästum ausführlichere Schilderungen erhalten. Jetzt nun bitte ich, mir allerlei vom Hause zu melden; denn Sie wissen, es dünkt einem überschwenglich lang, wenn man vier Wochen abwesend ist, und nicht weifs, wer zum Rechnungsrath ernannt wurde. Nur mufs ich bitten, die Antwort auf diesen Brief nach Mailand zu adressiren, da mich dieselbe schwerlich in Rom noch finden würde.

Viele freundliche und herzliche Grüfse an Fräulein Solmar, die wohl grade im Ausziehen begriffen ist. Gestern habe ich hier durch Dr. Hegel die Bekanntschaft von Gervinus gemacht, und viel mit ihm über die Göttinger Angelegenheiten verhandelt. Er scheint mir unter den sieben noch der avancirteste zu sein.

Ich schliefse mit Grüfsen an Alle, die sich meiner erinnern wollen. Der Gesandte, Herr von Küster, ist in Castelamare; ich habe ihn aber bis jetzt nicht sehen können.

Hochachtungsvoll und freundschaftlichst

der Ihrige

Gans.

8. †

An denselben.

Neapel, den 23. September 1838.

Verehrtester Herr und Freund.

Erst gestern ist mir die Freude geworden, Ihren ersten Brief vom 24. August, freilich mit Trauer-

botschaften, aber doch, wie Sie aus meinem Genueser Briefe gesehen haben werden, mit mir schon bekannten, zu empfangen. Bereits hatte ich dreimal auf der Post nachgefragt und nichts erhalten, als mir endlich dieses Schreiben ausgehändigt wurde, das bereits, nach dem Postzeichen zu urtheilen, am 8. September in Neapel war. Wahrscheinlich ist es in der Zwischenzeit von der Polizei untersucht und geprüft worden.

Inzwischen habe ich die acht Tage seit meinen letzten Nachrichten benutzt, um allerlei zu sehen, was hier sich als Merkwürdiges darbietet. Zuerst das Bourbonische Museum, in dem die Herculanischen und Pompejischen Wandgemälde, so wie die Bronzen, das Hauptsächliche ausmachen. Man hat von antiker Malerei keine Vorstellung, wenn man sich hier nicht herumgetummelt hat. Die Alten haben in ihren Bildern, von denen einige sich noch wundervoll, sogar in der Farbe, erhalten haben, allerdings immer das plastische Moment vorwalten lassen. Es sind meist alle Darstellungen gemalte Sculpturen; indessen, obgleich der Blick in seiner Intensität eine geringe Rolle spielt, so fehlt er dennoch nicht ganz. Es giebt sogar, woran ich nie geglaubt hätte, antike Genrebilder; so hat hier z. B. das Museum ein Gemälde, auf welchem ein Kammermädchen (vulgo Sclavin) dargestellt ist, das die Herrin frisirt. Der Ausdruck ist hier wirklich charakteristisch. Man sieht es der Hausfrau an, dafs sie Schmerzen empfindet und ungeduldig wird, und der frisirenden Dienerin, dafs sie ebenfalls unange-

nehm dadurch berührt wird. Ich gedenke, einige Proben dieser Bilder in kleinen Copien mitzubringen. Die Bronzen sind zu bekannt, als dafs ich ihrer noch besondere Erwähnung zu machen hätte. Man mag aber an diesen Ueberresten, wovon bei weitem die meisten auf Herculanum kommen, beurtheilen, wie ungemein mehr Sorgfalt das Alterthum auf das öffentliche Leben als auf das private wandte, und wie Mittelstadte (Pompeji war fast eine kleine) ihr grofses Forum und ihre drei oder vier Theater, ich will gar nicht von den Statuen sprechen, hatten.

Reden wir nunmehr von Pompeji. Es ist mir die Fahrt dahin und der Aufenthalt daselbst in doppelter Hinsicht interessant gewesen, weil ich beides in Gesellschaft einer sehr liebenswürdigen prinzlichen Familie machte, der des Herzogs Bernhard v. Sachsen-Weimar. Der Herzog hatte mich Sonnabend auf dem Münzcabinette, das ihm aus besonderer Gunst geöffnet wurde, kennen gelernt, und mich auf den Montag nach Pompeji eingeladen. Dort gab er in den grofsen Thermen ein vortreffliches Frühstück; es wurden Ausgrabungen für ihn veranstaltet, denen ich beiwohnte, bei welchen aber eine wahrhafte Comödie gespielt wurde, indem man offenbar vorher schon gewufst hatte, was man ausgraben würde. Später wurde nun alles Interessante besichtigt, und ich mufste zuletzt noch mit dem Herzog eine Promenade um die Mauern von Pompeji (sie sind wohlerhalten) machen, wobei auch Merkwürdiges geschen wurde. Abends wurde ich

in der Vittoria zum Diner eingeladen, bei welchem der Herzog und seine Frau in der liebenswürdigsten Einfachheit erschienen. Der Herzog Bernhard ist ein Mann (Sie werden ihn wohl kennen) von herkulischer Gestalt, eine wahre Reiterstatue, und ein Abbild jenes Vorbildes aus dem dreifsigjährigen Kriege, an das er sichtlich erinnert. Er hat Geist, Kenntnisse und, sein ganzes Leben darauf hingewiesen, etwas aus sich selber zu machen, erzählt er gern von seiner Carrière, von seinen holländischen Verhältnissen, von seinen Schicksalen überhaupt. Er scheint Bürgerlichkeit allen prinzlichen Gesellschaften vorzuziehen. Die Frau ist eben so einfach, auf Kunstanschauung versessen. Sie erwartet hier ihre Schwester, die Königin von England.

Nicht so angenehm wie der Tag in Pompeji, von dem ich einmal einen Rückblick geben will, war die Besteigung des Vesuvs. Man bekommt schon einen Horror, wenn man den Bergkessel nur heraufsieht; aber Sie sollten nun erst einmal durch die Asche waten, drei Viertelstunden immer zurückfallen, indem Sie vorwärts zu kommen glauben; ganz erschöpft ankommen, um endlich doch nicht mehr zu sehen, als sich einer ganz plebejischen Phantasie vorstellen kann! *Hunc diem perdidi*, rief ich ganz ärgerlich aus, als ich nun endlich noch einen ekelhaften und knochenharten Esel besteigen mufste, um nach Resina zurückzureiten. Gewisse Dinge mufs ein Mensch sehen, wenn er einen ehrlichen Namen behalten will; aber wenn er noch darüber hinaus-

geht und den Leuten einredet, er hätte Plaisir empfunden, dann fange ich über ihn zu lachen an.

Heute, verehrtester Herr, geht es nach Salerno und Pästum. Wir werden, so haben wir es wenigstens vor, über Amalfi, Sorrent, Castellamare und die Tiberische Capriinsel zurückkommen. Hier habe ich vortreffliche Bekanntschaften. Die Prinzessin Torella, Tochter Salicetti's, ist eine vortreffliche, geistreiche Frau, der Baron Poërio (*princeps advocatorum*), der Professor Niccolini, General-Advocat beim Cassationshofe, sind tüchtige Männer. Die Prinzessin Torella quästionirte mich gestern viel nach Rahel. Auch speist man hier wieder viel, wie Sie Fräulein Solmar, die ich herzlichst grüfse, melden können. In nächster Woche soll ich bei dem Grafen Camahluoli (Ricciardi), Torella u. s. w. essen.

Campaniens Luft hat den Hannibal entnervt, und bewährt auch bei mir ihre aussaugende Kraft. Im Anfang October hoffe ich in Rom zu sein. Von da aus alsdann mehr.

Haben Sie die Güte, Mendelssohns viel von mir zu grüfsen. Ist es wahr, dafs Mad. Hensel nach Italien kommt? Ist Walter und Felix Dirichlet wohl?

Leben Sie so wohl, als es wünscht

ganz der Ihrige

Gans.

III.

An Dr. Dorow in Berlin *).

Berlin, den 2. November 1837.

Ueber Opposition.

Gewöhnlich versteht man heut zu Tage unter Opposition, namentlich in Deutschland, das feindliche Bestreben, einer Regierung sich entgegenzusetzen, sie in dem, was sie möchte, zu hemmen, und Anderes, zunächst gleichviel was, aufzubringen. Unterthänige Consequenzenmacher gehen so weit, Opposition mit Hochverrath und Opponenten mit Hochverräther für synonym zu erklären.

Wie, wenn man aber beweist, dafs das Moment der Opposition nicht sowohl in denen, welche opponiren, als vielmehr in denen, welchen opponirt wird, liege, dafs dieses Moment ein nothwendiges ist, welches jedem gebildeten Menschen, jeder tüchtigen und über den Standpunkt des Patriarchalismus hinausgehenden Familie und jedem civilisirten Staate wesentlich inwohnend ist, nämlich das Negative überhaupt.

Ein Mensch unterscheidet sich vom Thiere dadurch, dafs er doppelt ist und sich weifs. Indem er doppelt ist, ist das Wissende von dem Gewufsten unterschieden. Es ist in ihm sofort ein Gegensatz

*) Siehe Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen, 1. Heft, und Varnhagen's Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. 1. Bd. S. 249.

bereitet, der allerdings im Leben wieder eine Einheit hat, aber zu einem reichen Leben nur dann gelangen dürfte, wenn er in sich selbst stark und mächtig gewesen ist. Ein Mensch, der ein Blumenleben führte, dem nie starke Widerwärtigkeiten entgegentreten, der sich nie opponirte und nie tiefe Wehklagen über sich selbst empfand, ist kein wahrer Mensch. *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.*

Eine Familie hat allerdings zu ihrer Substanz das Gebiet der Liebe und Empfindung. Aber Liebe und Empfindung selbst haben Gegensätze zu vermitteln. Der mir Gegenüberstehende ist ein Anderer, und doch soll ich mich in ihm wissen und gefallen, wie in mir selbst. Tritt nun die Familie in den Conflict mit den Gegenständen und dem Reichthum des Lebens und der Welt, so wird sich der Zwiespalt, der aufserhalb ist, auch innerhalb ihrer verpflanzen. Eine Familie, in welcher kein opponirendes Moment sich vorfindet, in welcher der Mann wie die Frau, der Sohn wie die Tochter ist, in welcher nicht verschiedene Meinungen und Ansichten frei hervortreten, wird schaal und langweilig und selbst als Familie keine genügende Grundlage für den Staat sein.

Und vollends der Staat, wo das vollste Bewufstsein herrschen soll, wie kann dieser sich unterfangen, ohne Opposition sein zu wollen? Wie kann dieser vermeinen, dafs Widerstand gegen seine Fort- oder Rückschritte etwas anderes bedeute, als die Seite des Negativen, die im Handeln wie im

Denken immer auftritt, und nach deren Besiegung oder Beseitigung erst die Wahrheit besteht. In constitutionellen Ländern ist dies so anerkannt, dafs Pitt, als er einmal im Parlamente das Unglück gewahr wurde, keine Opposition zu besitzen, Altengland für verloren hielt, und sich aus seinen Geldmitteln eine Opposition zu erkaufen trachtete. Canning war im April 1827 in derselben Lage, und Tierney nannte spafshaft, aber sehr tief, die Opposition *his Majesty's Opposition.* Was ist aus der sogenannten Opposition der funfzehn Jahre, die man auch neuerdings die Comödie der funfzehn Jahre genannt hat, in Frankreich geworden, als eine Partei, die es späterhin mit der neuen Regierung hielt, ihre Maafsregeln vertheidigte, und in ihrem Anschein gar nicht mehr das zu sein vorgab, was sie noch vor wenigen Jahren hatte vorstellen wollen. Eine Regierung soll sicherlich der Opposition Herr werden, aber nur, indem sie von ihr lernt, durch sie bereichert wird, und sie gleichsam in sich aufnimmt.

Wenn die offene Opposition auf loyalem Wege in einem gebildeten Staate gehemmt und unterdrückt wird, so dürfte sie dennoch nicht verschwinden, sie wird sich aber als eiterndes Geschwür, als Intrigue, constituiren. Die Intrigue ist die Opposition, welche heimlich schleicht, die Privatinteressen an die Stelle der öffentlichen setzt, und statt der reinen Luft des Kampfes und der streitenden Ansichten die Kabalen der Ränkemacher substituirt. Wo der wahren, edlen und echten Opposition ein Or-

gan zu Gebote steht, kann die Intrigue zu Schanden gemacht werden; denn sie verschwindet, wo sich Licht zeigt; fehlt die Möglichkeit einer solchen Aeufserung, so wird sie erst das Tüchtige anagen, dann sich selber anfallen und Anarchie und Auflösung werden ihr Werk sein.

Eduard Gans.

Joh. Wolfgang von Goethe.

Geb. in Frankfurt a. M. den 28. August 1749,
gest. in Weimar den 22. März 1833.

---

a. †

An den Staats-Minister v. Schuckmann in Berlin.

Weimar, den 1. November 1815.

Ew. Excellenz

gütiges und vertrauenvolles Schreiben hat mich in einer Arbeit gestärkt, die, frohen Muthes unternommen, mir täglich unter den Händen wächst, und mehr Forderungen an mich macht, als ich voraussehen konnte. Bei meinem Aufenthalte in Cöln fand ich unter den Einwohnern sehr viel Neigung und Freude an Kunst und Alterthum, bedeutende Reste älteren Besitzes, Lust zu sammeln, zu erhalten, zu benutzen und zu geniefsen, zugleich einen Durst nach Wissenschaft, das Gefühl des Bedürfnisses einer höheren Ausbildung. Wie diese schönen, aber zerstreut schwebenden Elemente zu vereinigen sein möchten, darüber wurde vielfach verhandelt, und man ver-

langte zuletzt, dafs ich aufzeichnen solle, was ich gesehen und erfahren, gehört und gedacht, damit man überblicke, was vorhanden, was erwartet, gewünscht und gehofft werde. Dies habe ich, so gut es die Umstände zuliefsen, gethan und ferner in diesem Sinne die merkwürdigsten Orte, Rhein- und Main-aufwärts bis Basel und Aschaffenburg theils bereist, theils Nachrichten daher gesammelt, woraus denn ein Heft entstanden, welches sich freilich in seinen Theilen nicht gleich sein kann und, wenn es seinem Zwecke vollkommen entsprechen sollte, neue Untersuchung und Bearbeitung erforderte. Da es aber der Wunsch der Personen, die mich veranlafst, und auch mein eigener ist, auf den Augenblick, wo so vieles sich zu gestalten strebt, nach Kräften mitzuwirken, so fahre ich nun mit desto gröfserer Zuversicht fort, als dieses Unternehmen Ew. Excellenz Aufmerksamkeit auf sich ziehen können, wie ich denn dem Herrn Staatsrath Süvern den gröfsten Dank schuldig bin, dafs er mir diese Gunst verschaffen wollen.

Der Anfang des Manuscripts ist nicht mehr in meinen Handen, sobald aber ein Aushängebogen zu mir gelangt, so nehme mir die Freiheit, solchen zu überschicken, mit der Bitte, denselben als Handschrift einstweilen bei Sich niederzulegen. Ich werde nicht verfehlen, bogenweis fortzufahren, und jedesmal dasjenige schriftlich nachzubringen, was man dem Druck anzuvertrauen Bedenken trug, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn meine Betrachtungen in einer so wichtigen Angelegenheit

irgend einen Einfluſs haben und Höchsten und Hohen Orts gebilligt werden konnten.

Der Moment ist freilich gar zu schön und kommt nicht wieder, und also darf ich wohl Verzeihung hoffen, wenn ich, gegen meine Gewohnheit, mich unaufgefordert mit Gegenständen beschäftige, die nur von Männern behandelt werden sollten, welche praktisch einzugreifen, durch That und Werk die Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen darzuthun berufen sind. Mich verehrungsvoll empfehlend

Ew. Excellenz

ganz ergebenster Diener

J. W. Goethe.

b. †

An denselben.

Weimar, den 4. November 1815.

Ew. Excellenz

überreiche hierbei den ersten Bogen des bewuſsten Aufsatzes zu geneigter Beurtheilung. Sie werden diesen Blättern gleich ansehen, daſs es bloſs ein exoterischer Text ist, über den man mit Personen von Ansehn und Einfluſs vertraulich zu communiciren hat, wenn er von einigem Nutzen sein soll. Wie sehr danke ich daher Denenselben, daſs Sie mir Gelegenheit gegeben, in hergebrachtem Vertrauen mich darüber zu äuſsern.

Ohne mich voreilig in die Frage einzulassen, in wie fern die Cölner hoffen können des Wunsches theilhaft zu werden, die Universität in ihren

Mauern zu sehen, so darf ich wohl voraussetzen, dafs die Sammlungen von dem, was zu Kunst und Alterthum gerechnet wird, daselbst ihren Hauptsitz finden werden. Deshalb wäre zuvörderst ein geräumiges Local auszumitteln. In dem Gebäude, welches sonst den Jesuiten angehörte, soll, aufser der schon dorthin verlegten Schulanstalt, noch Raum genug sein. Doch wäre vielleicht nicht einmal darauf zu bestehen, alles unter einem Dache zu versammeln. Es giebt in Cöln mehrere grofse Häuser, welche wohl irgend eine Abtheilung des Museums fassen könnten. Doch werden dieses die dortigen Behörden näher beurtheilen.

Der zweite Punkt betrifft die Sammlung des Herrn Canonicus Wallraff, mit welchem man baldmöglichst eine Unterhandlung zu eröffnen hätte, um die von demselben aufgehäuften Schätze dem öffentlichen Wesen für die Zukunft zu sichern, und auch schon gegenwärtig auf diesen wunderlichen Mann einigen Einflufs zu gewinnen. Er gehört nämlich zu den Personen, die bei einer grenzenlosen Neigung zum Besitz, ohne methodischen Geist, ohne Ordnungsliebe geboren sind, ja die eine Scheu anwandelt, wenn nur von weitem an Sonderung, schickliche Disposition und reinliche Aufbewahrung gerührt wird. Der chaotische Zustand ist nicht denkbar, in welchem die kostbarsten Gegenstände der Natur, Kunst und des Alterthums über einander stehen, liegen, hängen und sich durcheinander umhertreiben. Wie ein Drache bewahrt er diese Schätze, ohne zu fühlen, dafs Tag für Tag etwas Treffliches und Würdiges

durch Staub und Moder, durch Schieben, Reiben und Stofsen einen grofsen Theil seines Werthes verliert. Die Negotiation selbst, wodurch diese Masse in landesherrlichen Besitz käme, wird keine grofsen Schwierigkeiten finden. Er ist bei Jahren, genügsam, seiner Vaterstadt leidenschaftlich ergeben, und wird sich glücklich schätzen, wenn das, was er hier gesammelt, auch künftig an Ort und Stelle beisammen bleiben soll. Schwieriger aber, ja kaum zu lösen wird man die Aufgabe finden, diese Dinge ihm aus den Händen zu ziehen, Einflufs zu gewinnen auf Ordnung derselben, und eine Uebergabe einzuleiten, wo derjenige, der das Ganze übernimmt, sich nur einigermaafsen legitimiren kann, was er denn erhalten.

Da ich mit einem ähnlichen Manne, dem Hofrath Büttner in Jena, zwanzig Jahre in einem peinlichen Verhältnifs gestanden, kann ich hierüber aus Erfahrung reden. Bei der gröfsten Schonung seines seltsamen Wesens war es doch nicht möglich, ohne Verdrufs mit ihm zu verkehren. Einstmals z. B. eröffnete er mir, dafs er die Sommerzeit anwenden wolle, die in einem grofsen Saale an der Erde übereinander geschichteten rohen, gebundenen und gehefteten Bücher zu ordnen, und verlangte deshalb ein Repositorium. Ich liefs in Hoffnung, dafs die Sache in Gang kommen werde, zwölf Repositorien aufstellen, und diese hätten nicht hingereicht, er aber war hierüber sehr verdrieflich und hat mir diese Voreile in seinem ganzen Leben nicht verziehen. Dergleichen erwarte ich mir von Herrn Wall-

raff auch, und glaube kaum, dafs bei seinen Lebzeiten anders als mit grofser Vorsicht und Gewandtheit etwas Schickliches auszuführen sein wird.

Das Dritte betrifft die Gebrüder **Boisserée**, deren Sammlung von alten niederrheinischen und brabantischen Malerwerken sich gegenwärtig in Heidelberg, gereinigt, restaurirt und prächtig eingerahmt, befindet. Von ihrem Werthe und von dem Verhältnifs zu anderen Schulen derselben Epoche wird mein Heft unter dem Artikel **Heidelberg** im Allgemeinen Kenntnifs geben. Die beiden Gebrüder **Sulpiz** und **Melchior**, gegenwärtig in den besten Jahren, waren erst zum Handelsstande bestimmt, und bildeten sich aus zu schöner Kenntnifs von Kunst und manchen Theilen der Wissenschaft. Zu ihnen gesellte sich ein dritter, Namens **Bertram**. Zufällig wurden sie selbst zu sammeln veranlafst, und haben nun seit mehr als zehn Jahren Zeit, Kräfte und Vermögen angewendet, um eine Sammlung aufzustellen, die in ihrer Art einzig ist, und welche, selbst der gröfsten Gallerie einverleibt, immer als würdige Abtheilung glänzen würde. Noch erwünschter wäre sie jedoch zur Begründung eines neuen Museums, weil sie alsobald alles, was sich um sie versammelte, zu gleichmäfsiger Klarheit und Ordnung nöthigen würde. Es sind den Besitzern schon mehrere Anträge geschehen, allein es bleibt ihr fester Vorsatz, sich von diesen Bildern nicht zu trennen, sondern sich vielmehr mit ihnen zugleich an den Ort zu begeben, den höhere Hand und Wirkung bestimmte. Nach meiner Ueberzeugung haben diese

jungen Männer nur zwischen zwei Städten zu wählen, zwischen Frankfurt und Cöln, beide in der günstigsten Lage und im gegenwärtigen Augenblick beide der Hoffnung lebend, dafs ein neues und bedeutendes Kunstleben unmittelbar hervortreten werde. Denn die Absicht jener Gebrüder ist nicht etwa nur Conservatoren eines todten Schatzes zu bleiben, sondern angestellt zu werden, da, wo sie durch Kenntnisse, so wie durch Thätigkeit, fortwirken können zum öffentlichen Besten, wie sie bisher als Privatleute für eigene Rechnung, zu eigener Freude und Nutzen gethan. In Frankfurt ist bei dem hohen Alter des Herrn Städel, welcher seine sämmtlichen Kunstschätze an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen, nebst einem geräumigen Lokal und ansehnlichen Capitalien, zu einer öffentlichen Anstalt gestiftet, wahrscheinlich, dafs dieses Vermächtnifs bald realisirt werde. Die Exekutoren des Testaments haben wegen Theilnahme an diesem Institut, vorläufig im Stillen, genannten jungen Männern Anträge gethan. Ob ich nun gleich alle Ursache habe, meiner Vaterstadt das Beste zu wünschen, und nicht Veranlassung sein möchte, dafs ihr ein so wichtiger Anhaltepunkt eines frischen Kunstlebens entginge, so ist jedoch bei mir ein gewisses Gefühl, von Gründen unterstützt, dafs ich die Sammler sowohl als die Sammlung am liebsten in Cöln sähe. Der folgende Druckbogen giebt Nachricht von dem bedeutenden Kupferwerke, welches mehrbenannte junge Männer herausgeben, um den Werth und die Würde des Cölner Doms zu versinnlichen; auch hier wäre

zu wünschen, dafs eine öffentliche Kasse mit einigem Vorschufs einträte, welcher genugsam gesichert werden könnte.

Diese drei wichtigen Punkte Ew. Excellenz erleuchteter Beurtheilung überlassend, füge nur noch hinzu, dafs über die republikanische Form, die ich unter gewissen Umständen bei Kunstanstalten den herkömmlichen Akademien vorziehe, unter dem Artikel Frankfurt weitläufiger gehandelt werden wird.

Nehmen Ew. Excellenz als einen Beweis meiner Verehrung die zutrauliche Offenheit, die mich an jene schönen Tage erinnert, die ich das Glück hatte, in Ihrer Nähe zu verleben. Bald hoffe ich, bei Gelegenheit der nächsten Sendung das Weitere nachzutragen.

Ew. Excellenz

ergebenst
verpflichteter Diener
J. W. Goethe.

e. †

An denselben.

Weimar, den 29. November 1815.

Zu geneigter Aufnahme lege Ew. Excellenz nunmehr den zweiten gedruckten Bogen vor nebst den nöthigen, obgleich immer nur vorläufigen Erläuterungen.

(p. 17. 18. 19.) Hier ist nun von dem Boisserée'schen Werke, welches den Cölner Dom, wie er beabsichtigt war, darstellen soll, etwas umständlicher die Rede. Die Wichtigkeit und Schwierigkeit, so

wie der Aufwand, den das Werk erfordert, treten mehr in die Augen, und eine Höchste Regierung, der sich diese jungen Männer in der Folge widmen, wird sie gewifs nicht ohne Aufmunterung und Beihülfe lassen.

(p. 20. 21.) Die Stiftung zur Unterhaltung des Doms und zum Fortbau, wenn auch nur einiger Theile desselben, ist freilich die wichtigste Angelegenheit. In meinem Aufsatze kann nur späterhin, wenn erst von ähnlichen Gebäuden rheinaufwärts die Rede gewesen, dieser wichtige Gegenstand zu mehrerer Klarheit gelangen. Doch füge hier einstweilen dasjenige, was über steinhauersche Technik in der Folge seine Stelle finden wird, abschriftlich bei, damit geahnet werden könne, wie schwer es sei, in unseren Tagen etwas, das vergangenen Jahrhunderten angehört, wieder hervorzurufen.

(p. 21. 22.) Das Werk der älteren Baukunst am Unterrhein überhaupt gewidmet, verdient gewifs auch aller Beachtung und Aufmunterung.

(p. 22. 23.) Vielleicht wäre es gefällig, dem Dom-Vicarius Hardy, den wir wohl nicht lange mehr besitzen werden, etwas Freundliches zu erzeigen. Er würde sich geehrt und gefördert fühlen, wenn man ein halbes Dutzend seiner Wachsbilder bestellte, und sie einstweilen bei einem dortigen Vorgesetzten aufbewahren liefse. Ueberhaupt würde es räthlich sein, ein Interimslokal einzurichten, wohin man schon jetzt manches Vorkommende zu retten Gelegenheit fände.

(p. 24.) Die Beantwortung der Frage, wie sein

Schüler Hagbold, den in fleifsiger Ausführung wohl Niemand übertrifft, zu beschäftigen und in seiner Kunst zu steigern sei? würde hier zu weit vorgreifen und dürfte erst später, wenn die Hauptpunkte bestimmt sind, vorzunehmen sein.

(p. 25—30.) Die Argumente der Cölner, wodurch sie ihre Wünsche, die Universität in ihren Mauern zu sehen, unterstützen, habe nur registrirt und redigirt.

(p. 31. 32.) Der eigentliche Zustand des Herrn Canonicus Pick in Bonn wäre von dortigen Behörden zuerst genau zu erforschen. Seine Sammlung kann man sich von seinem Hause nicht getrennt denken, sie vom Platze rücken hiefse sie zerstören, wie man umgekehrt die Wallraffische translociren mufs, um etwas daraus zu machen. In wie fern das Haus ganz sein gehört oder Verwandte daran Antheil haben? wem er es nach seinem Tode zugedacht? und in wie fern es zugleich mit der Sammlung für den Staat zu acquiriren wäre? dies sind Fragen, deren Erörterung jeder andern Ueberlegung voraus zu schicken sein möchten.

Zu allem Ferneren willig und bereit, hochachtungsvoll

J. W. Goethe.

Vorstehendes war schon längst bereit, Ew. Excellenz aufzuwarten, der verzögerte Abdruck des zweiten Bogens jedoch verzögerte die Absendung. Nunmehr bin ich in dem Falle, auch den dritten

beizulegen, bei welchem ich nichts weiter zu bemerken wüfste. Ist es mir aber erlaubt, das Ganze nochmals vorzunehmen, so ergiebt sich, dafs wohl vor allen Dingen die Entscheidung der Frage, wohin die Universität gelegt werde, abzuwarten sei, sodann würde die Bestimmung eines hinreichenden Lokals und die Einleitung der Unterhandlungen mit den Herren Wallraff, Pick und Boisserée das Nächste sein, worauf dann das Weitere theils berathen, theils ausgeführt werden könnte.

Erlauben Ew. Excellenz, dafs ich in einiger Zeit die Fortsetzung dieser kleinen Arbeit schicke. Da ich von denselben Gegenständen, wie ich sie in verschiedenen Städten gefunden, zu sprechen hatte, so habe ich die Betrachtungen darüber ausgetheilt, um mich nicht zu wiederholen, noch auch durch allzu langes Verweilen an einem Orte den Leser zu ermüden. Daher denn erst, wenn das Ganze beisammen ist, meine eigentliche Absicht deutlich erscheinen kann. Womit ich mich denn diesmal, für das mir so günstig erwiesene Zutrauen meinen aufrichtigen Dank wiederholend, zu fernerem gütigen Andenken empfehle, diesen Blättern eine günstige Aufnahme angelegentlich wünschend.

Ergebenst
J. W. Goethe.

Steinhauer Technik
vom zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert *).

Sehen wir nun gegenwärtig den patriotischen Deutschen, leidenschaftlich in Gedanken beschäftigt, seiner heiligen Baudenkmale sich erfreuen, die ganz- oder halbvollendeten zu erhalten, ja das Zerstörte wieder herzustellen, finden wir an einigen Orten hiezu die gehörigen Renten, suchen wir die entwendeten wieder herbeizuschaffen oder zu ersetzen; so beunruhigt uns die Bemerkung, dafs nicht allein die Geldmittel spärlich geworden, sondern dafs auch die Kunst- und Handwerksmittel beinahe völlig ausgegangen sind. Vergebens blicken wir nach einer Masse Menschen umher, zu solcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehrt uns die Geschichte, dafs die Steinhauer-Arbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer grofsen, weitverbreiteten, in sich abgeschlossenen Innung unter den strengsten Formen und Regeln verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen sehr glücklichen Posten gefafst, indem sie sich zwischen der freien Kunst und dem Handwerk in die Mitte setzten. Sie nannten sich Gesellschaft, ihre Statuten waren vom Kaiser bestätigt. Diese Anstalt gründete sich auf ungeheuere Menschenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf riesenmäfsige Bauwerke, welche allen zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden sollten. Unzählige

*) Siehe: Kunst u. Alterthum von Goethe. 1. Band.

eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutschland ausgesäet, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeister dieser Heerschaar safsen in Cöln, Strafsburg, Wien und Zürich. Jeder stand seinem Sprengel vor, der geographischen Lage gemäfs.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft, so treffen wir auf das Wort Hütte, erst im eigentlichen Sinne den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtsame, der Archive und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werk geschritten werden, so verfertigt der Meister den Rifs, der von dem Bauherrn gebilligt als Dokument und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäfsen, technischen und sittlichen Obliegenheiten sind aufs Genaueste bestimmt und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen sind ihnen grofse Vortheile zugesagt, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heifst in der gebildeten, halb- und ungebildeten, sich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Also organisirt denke man sich eine unzählbare Menschenmasse durch alle Grade der Geschicklichkeit dem Meister an die Hand gehen, täglicher Arbeit für ihr Leben gewifs, vor Alter und Krankheitsfällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt, so fängt man

an zu begreifen, wie so ungeheuere Werke concipirt, unternommen und, wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, dafs es Gesetz und Bedingung war, diese grenzenlosen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genauesten Vollendung bis in die kleinsten Theile genug geschähe, so werden wir die Hand aufs Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun: welche Vorkehrungen wir zu treffen hätten, um zu unserer Zeit etwas Aehnliches hervorzubringen.

Vorstehendes ist auf eingegangene Erkundigungen, besonders aber nach einer Druckschrift, bearbeitet, welche den Titel führt:

> Der Steinmetzen Brüderschaft Ordnungen und Artikul, Ernewert auff dem Tag zu Strafsberg auff der Haupthütten, auff Michaelis Anno 1563.

cl. †

An denselben.

Weimar, den 1. Juni 1816.

Ew. Excellenz

haben die ersten Proben meines Rhein- und Mainheftes so freundlich aufgenommen, dafs ich für Schuldigkeit erachte, nunmehr auch das Ganze Ihrer Gunst und Gewogenheit zu empfehlen. Sollte es geeignet sein, irgend etwas Gutes zu wirken, so ist durch die Verspätung nichts versäumt, denn obgleich manches darin Gewünschte sich schon ereignet, so bleibt doch

noch gar Vieles einer von glücklichen Umständen begünstigten Thätigkeit überlassen.

Der Wunsch, Ew. Excellenz einmal wieder aufzuwarten und das auf so manche Weise und auch durch Kunstwerke wieder verherrlichte Berlin zu besuchen, ist ein Wunsch, dessen Befriedigung ich kaum hoffen darf. Erst nach wiedererlangter Friedensruhe fühlt man, was während des Kriegstaumels versäumt worden und findet sich in seinen Kreis gefesselt.

Wie dem auch sei! mögen Ew. Excellenz mich und das Meinige immer in gütigem Andenken erhalten.

Gehorsamst
J. W. Goethe.

d. †

An den Staats-Minister v. Altenstein in Berlin.

Weimar, den 24. Juni 1826.

Hochwohlgeborener Freiherr,
hochzuverehrender Herr.

Ihro Königl. Hoheit, mein gnädigster Fürst, hätten mich mit keinem angenehmern Auftrag beehren können, als dem: Ew. Excellenz durch Gegenwärtiges zu benachrichtigen, dafs die gewünschte Mittheilung des Jenaischen Codex, ältere deutsche Gedichte enthaltend, keinen Anstand finde. Er ist auf höchsten Befehl sogleich herüber gebracht und sorgfältig eingepackt worden, kann auch, wenn nicht

etwa ein anderer Weg beliebig wäre, sogleich der fahrenden Post übergeben werden, weshalb mir weitere geneigte Antwort erbitte.

Darf ich nach gemachtem Gebrauche hoffen, dieses der Akademie Jena so werthe Document auf dortiger Bibliothek in zwei bis drei Monaten wieder aufzustellen, so werde solches mit verpflichtetem Danke erkennen.

Schliefslich hoffe ich denn auch Nachsicht zu erhalten, wenn ich mich dieser Gelegenheit bediene, Ew. Excellenz zu erwähnen, nicht allein wie lebhaft ich die Gunst empfinde, welche Hochdieselben seit so langen Jahren mir und meinem Bestreben geneigt erzeigen wollen, sondern auch hiernächst dankbar zu bemerken, dafs Hochdieselben durch Beförderung manches tüchtigen Mannes auch mir manche Förderniſs und Nachhülfe erwiesen; wohin ich namentlich die Anstellung des werthen Ernst Meyer in Königsberg zu rechnen habe.

Der ich, auch für die Folge mich zu wohlwollendem Andenken angelegentlichst empfehlend, mich in vollkommenster Verehrung unterzeichne

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

J. W. Goethe.

c. †

An denselben.

Weimar, den 30. April 1830.

Hochwohlgeborener Freiherr,
hochverehrter Herr.

Ew. Excellenz genehmigen einem alten Angeeigneten in Vertrauen auf eine schon oft erprobte Geneigtheit eine kurze bescheidene Vorstellung.

Friedrich Ernst Schubarth, ein Schlesier, gegenwärtig in Hirschberg, meldet mir, dafs er Hoffnung habe, von den Vorgesetzten der Bildungs-Anstalten dortigen Ortes Hochdenenselben als zum Lehrfache tüchtig vorgeschlagen zu werden, und glaubt, einige Erwähnung von meiner Seite werde nicht ganz ohne Einflufs zu sein sich schmeicheln dürfen.

Ich aber wage bei dieser Gelegenheit nur so viel zu äufsern: dafs ich dem Lebens- und Studiengange dieses Mannes seit vielen Jahren mit Antheil gefolgt bin und ihn allerdings zu schätzen Ursache hatte, so dafs ich nunmehr wohl wünschen möchte, die an Ew. Excellenz abgehenden Berichte von der Tauglichkeit des Subjects zu einer solchen Stelle könnten hinreichen, Hochderoselben Ueberzeugung zu begründen.

Findet er sich nun eines solchen Zutrauens werth, sind seine Wünsche und Hoffnungen deshalb zu erfüllen, so will ich nicht in Abrede sein, dafs es mir in hohen Jahren Freude machen würde, den mannigfaltigen Talenten des Eingebornen solche pflichtmäfsige Richtung vorgeschrieben zu sehen,

wodurch seine Fähigkeiten und erworbene Fertigkeiten unmittelbar seinem Vaterlande und der zu bildenden Jugend nützlich und förderlich sein mögen.

Eifrig aber ergreif' ich diesen gegebenen Anlafs, Ew. Excellenz bescheidentlich anzudeuten, dafs die grofsen Wirkungen, die sich in Ihrem Geschäftskreise verbreiten, mir nicht unbekannt bleiben, sondern seit vielen Jahren Stoff zur Bewunderung geben und mich in der Verehrung bethätigen, die ich frei und unbewunden aussprechend, mich zu fortdauernder Huld und Geneigtheit andringlich empfehle, indem es für ein Glück schätze, mich unterzeichnen zu können

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

J. W. Goethe.

f. †

An denselben.

Weimar, den 22. Januar 1832.

Hochwohlgeborener Freiherr,
hochzuverehrender Herr.

Ew. Excellenz erzeigten mir, es wird nicht ganz ein Jahr sein, die überraschende Geneigtheit, mich in Kenntnifs zu setzen: es sei Hochdenenselben gefällig gewesen, gnädige Einleitung zu treffen, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen der Privatlehrer Schubarth zu Hirschberg in dem Staatsdienst angestellt werden könne. Ich verehrte darin im Stillen die hohe Vorsorge, dafs kein Unwürdi-

ger zu so bedeutenden Zwecken aufgenommen werde und zugleich die Uebersicht, wie allenfalls die Hindernisse in Ermangelung einiger Förmlichkeiten zu beseitigen sein möchten.

Nun erst erfahr' ich, dafs es schon längst sich fügen konnte, genannten Mann zu einer Lehrerstelle an einer öffentlichen Anstalt bemeldeter Stadt zu befördern und ihm einen lebenslänglichen, hinreichenden Unterhalt zu ertheilen.

Indem ich nun für meine Schuldigkeit erachte, die Erfüllung dieser Wünsche auf das Dankbarste anzuerkennen, so bleibt mir nichts übrig als eine der Ueberzeugung sich nähernde Hoffnung, es werde der Begünstigte durchaus bemüht sein, die Anlagen, welche ihm die Natur vergönnt, die Talente, die er sich durch Fleifs erworben, auch zu den unmittelbaren, ihm vorgezeichneten Zwecken anzuwenden und sich des hohen, in ihm gesetzten Vertrauens würdig zu machen.

Dankbar verehrend

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

J. W. Goethe.

x. †

An den wirklichen Geheimen Rath v. Stägemann in Berlin.

Weimar, den 4. März 1829.

Ew. Hochwohlgeboren höchst schätzbare Sendung würde schon früher mit verpflichtetem Danke

erwiedert haben, wenn ich nicht diejenigen Gedichte, welche ihrer Zeit als wirksam und bedeutend schon einzeln gekannt, nicht hier im ganzen Zusammenhange und vereinter Kraft kennen zu lernen gewünscht hatte *). Nun aber darf ich wohl sagen, dafs ich diesen Band als ein Zeugnifs ansehe: wie bei einer der bedeutendsten Epochen der Weltgeschichte, bei dem wichtigsten und unter den gröfsten Gefahren bestandenen Unternehmen, ein ächter Mann und Vaterlandsfreund empfunden, gedacht und in höherem Sinne sich ausgedruckt.

Dafs diese mitten unter kriegerischen Tumulten, von denen ich selbst so viel gelitten, mit freiem Geist entstandenen Gedichte mich nun bei einem friedlichen Lande, zu ruhiger Zeit freundlich begrüfsen, erregt mir die angenehmste Empfindung; für welche höchlich dankbar ich nur wünschen kann, dafs Denenselben der beste Lohn in dem Bewufstsein, als Mitglied einer so grofsen, weitverbreiteten Staatsverfassung fortzuwirken, dauerhaft gegönnt sein möge.

Genehmigen Sie bei dieser Gelegenheit den Ausdruck der vollkommensten Hochachtung.

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

J. W. v. Goethe.

*) Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten von Friedrich August von Stägemann. Berlin 1828.

Ludwig Börne.

Geb. in Frankfurt a. M. den 13. Mai 1786.
gest. in Paris den 12. Februar 1837.

---

a.

An Ludwig Robert.

Frankfurt a. M., den 2. August 1821.

Ich habe es wieder einmal erfahren, dafs man gröfsern Gewinn aus seinen Fehlern als aus seinen Tugenden zieht. Wäre ich ein ordentlicher und artiger Mensch, der zur gehörigen Zeit Briefe beantwortet und Paradiesvögel zurückfliegen läfst, dann hätte ich Ihr vorletztes Schreiben nicht erhalten, worin Sie mich zu meiner Aufmunterung mit Lessing verglichen haben, — und wenn man das Unglück hat, kein Lessing zu sein, so ist es kein kleiner Trost, dafür gehalten zu werden, — und ich hätte Ihre allerliebsten Verse nicht erhalten. Jetzt bin ich sogar ein Dichter geworden, denn ich habe ein Gedicht hervorgebracht. Der Paradiesvogel, seitdem ich ihn von der Theaterdirection zurückbekommen, lebte in dem Käfig eines geistreichen Frauen-

zimmers, wo er so viele Liebkosungen erhielt, dafs er alle Lust zur Freiheit verlor. Ich mufste ihn gewaltsam entführen; daher die Zögerung. Aber Ihre Bescheidenheit bewundere ich. Wie konnten Sie auf den Gedanken kommen, Ihr Aristophanisches Lustspiel deutschen Böotiern darzubieten? Ich rede nicht von Frankfurt, ich denke an das ganze liebe deutsche Land. Kann dieses plumpe Volk all dieses attische Salz vertragen? Höchstens einige Körner auf ein breites Butterbrot gestreut. Ich kenne kein deutsches Lustspiel, das mit dem Ihrigen verglichen werden könnte, aber desto schlimmer. Ein ganzes Nadelkissen von Epigrammen, von denen man blofs den breiten Kopf ohne die Spitze verstanden hätte. Ihr Stück würde auf der Bühne wohl gefallen, aber auf eine Art, dafs Sie sich darüber todt ärgern müfsten. Der Spektakel hätte die Zuhörer auf unmittelbarem Wege ergötzt, und die Ironie wäre ihnen entgangen. Wissen Sie, was Ihnen wenigstens hier hätte geschehen können? Man hätte die kleinen Aufzüge gestrichen. Ich war fast auf dem Wege, es der Theaterdirection vorzuschlagen, um zu erproben, wie weit man es mit den Leuten treiben kann. Manche Betrachtung, wozu mir Ihr Lustspiel Anlafs gegeben, habe ich niedergeschrieben, und ich hätte es Ihnen gern mitgetheilt, aber die erwähnte Freundin hat es eingepackt und mit ins Bad genommen. Ich schicke Ihnen später den Aufsatz. Ich bitte Sie, lassen Sie Ihr Lustspiel drucken, und bringen Sie es nicht auf die Bühne. Das hiefse dem Volke schmeicheln, als hätte es Geist, das hiefse es gewinnen wollen (würde

die Polizei sagen), Sie kämen in Verdacht demagogischer Umtriebe, und würden nach Mainz geführt werden. Mir wäre das schon recht, ich hätte dann nur einige Meilen, um zu Ihnen zu kommen. Gruſs und Freundschaft.

Dr. Börne.

b. †

An Frau von Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 29. August 1823.

Gnädige Frau!

Sie haben gestern den Wunsch geäufsert, einiges von meinen ungedruckten Schriften zu besitzen, und ich habe mich im Stillen sehr über diese Aeufserung gefreut. Die Dankbarkeit hätte erfordert, Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen, aber diese Tugend fiel mir zu schwer. Doch bin ich so vorsichtig, erst die Beharrlichkeit Ihrer Wünsche auf die Probe zu stellen, und darum theile ich Ihnen nur einen Aufsatz mit. Wenn Sie standhaft bleiben, werde ich mit meinen Mittheilungen fortfahren. Ich habe diesen Aufsatz gewählt, weil er Steffens betrifft, den wir gestern etwas berührten. Er ist schon vor zwei Jahren geschrieben und die Stuttgarter Censur hat ihn nicht durchgehen lassen. Warum nicht? — darüber bitte ich Sie nachzudenken, sobald Sie die Zeit haben. Mir ist es unerklärlich geblieben.

Ich kann es Ihnen nicht verschweigen, dafs Sie meine Ruhe gestört. Ich lebte so zufrieden mit mei-

nem Schicksal, und jetzt haben Sie die heftigste Begierde in mir erweckt, in Berlin eine grüne Kernsuppe mit Ihnen zu essen. Möge der Himmel diese meine neue Sehnsucht stillen, wie er schon manche gestillt. Darf ich Sie bitten, mich der Hofräthin Herz in Erinnerung zu bringen? Ich grüfse Sie aufs Freundlichste.

Ihr ergebenster
Dr. Börne.

e. †

An Troxler.

Paris, den 13. November 1835.

Verehrter Herr und Freund.

Ich hoffe, dafs ich mein Recht auf Ihr freundschaftliches Andenken noch nicht ganz verloren, wenigstens schmeichle ich mir, dieses nicht verdient zu haben. Wie oft denke ich an Sie und spreche von Ihnen mit Freunden, die Sie kennen und achten. Wie sehr haben wir uns gefreut, als wir erfuhren, dafs Sie in Bern einen Ihnen angemessenen und auch gewifs willkommenen Standpunkt gefunden. Wäre ich bei Ihnen, würde ich, trotz meiner funfzig Jahre und meiner verknöcherten Fassungskraft, Ihr eifrigster Schüler werden. Ich habe aber den Plan gefafst, mich selbst in der Ferne zu Ihrem Schüler zu machen, mich und noch 32 Millionen anderer Menschen, Franzosen genannt, die in jeder Unwissenheit mit mir wetteifern können. Der Plan ist schön, und ihn auszuführen, dazu fehlt nur noch Ihre Bewilligung.

Die Franzosen wenden sich jetzt, auf eine dem Menschenfreund erfreuliche, dem Geschichtsphilosophen merkwürdige Weise in ihrem geistigen Leben, dem Bessern und Edleren zu. Es ist, als wäre der Teufel aus ihnen gefahren. Sie fangen an zu fühlen, dafs der Baum ihrer Erkenntnifs keine tiefe Wurzel hat, und sie drehen ihn um, und stecken ihn mit seiner ganzen breiten Krone, mit Blättern, Blüthen und Früchten in die Erde, um nur fest zu stehen, und opfern den Genufs der Hoffnung auf. Ihr Eifer für deutsche Wissenschaft und Philosophie steigt täglich und wirkt sich immer mehr aus. Es ist wahr, die armen Franzosen tappen in diesem neuen Leben bald bejammernswürdig, bald lächerlich umher; das ungewohnte Licht blendet sie, und sie sehen oft weniger, als sie in ihrer gewohnten Dunkelheit gesehen. Aber ihr Blick wird sich nach und nach stärken, und wir wollen sie bis dahin brüderlich führen und unterstützen. Wir wollen etwas zur Seeligkeit der verdammten Franzosen thun, die wir Deutsche ihnen so manchen irdischen Vortheil und Genufs verdanken.

Den Theil der Schuld, der auf mich fällt, will ich abtragen. Ich will in einem französisch geschriebenen Journal den Franzosen über deutsche Litteratur und deutsches Leben sprechen, so gut ich es verstehe. Aber mein Verständnifs und meine Kraft reichen nicht so weit als mein guter Wille. Ich mufs daher in meinem Streben auf die Mitwirkung von Männern zählen, denen es nicht gleichgültig ist, deutsches Leben und Wissen und, da die Würde

der deutschen Nation in ihrem Wissen besteht, die Nation selbst bei den Ausländern in die verdiente Achtung zu setzen. An wen konnte ich dabei zuerst denken als an Sie, der Sie der Beförderung des Rechts, der Wahrheit und des Schönen Ihr ganzes Leben nicht blofs gewidmet, sondern auch geopfert haben?

Mir selbst ist philosophisches Wirken ganz fremd, so fremd nur Philosophie Deutschen sein kann, in welchen Allen das herbgeweckte Blut Hamlet's und Faust's fliefst. Aber aufser diesem meinem Erbgut habe ich nichts von Philosophie erworben; theilen Sie den Franzosen und mir etwas von Ihrem Reichthum mit, und übernehmen Sie für mein Journal den philosophischen Unterricht. Stellen Sie sich unter Ihren Schülern und Lesern Menschen gleich mir vor, von gutem Willen und einiger Fassungskraft, aber selbst ohne die Elemente der Philosophie. Es kommt darauf an, den Geist zu durchackern, ihm philosophische Empfänglichkeit zu wecken. Was ist Philosophie? Was nutzt sie dem Geist, dem Herzen, dem Leben? Welchen Einfluss übt sie auf Kunst und Wissenschaft? Dann von dem bewufstlosen Philosophiren der Menschen, die Geschichte der philosophischen Systeme, der philosophischen Verirrungen, die Verwandtschaft der anscheinend verschiedenen Systeme; die Einheit der Philosophie und Religion u. s. w. Dieses, in einer Reihe von Briefen, mit Ihrem tiefen Geist und in Ihrer anziehenden Darstellungsweise behandelt, würde hier in Frankreich die grofste und belohnendste Theilnahme finden.

Die deutschen Aufsätze werden unter meiner Aufsicht ins Französische übersetzt. Wenn Sie aber in Bern einen litterarisch gebildeten, in seiner Sprache gewandten Franzosen fänden, der unter Ihren Augen die Uebersetzung besorgte, so wäre es freilich noch viel besser. Darf ich mir nun die Erfüllung meiner Bitte versprechen? Ich hoffe.

Den Mitwirkern des Journals wird der Bogen, deutsch, mit 100 Fr., französisch mit 130 Fr. honorirt.

Ich bitte Sie, mich dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Kindern zurückzurufen.

Briefe an mich, bitte ich unter Couvert:

à Mr. Straus,

Rue Lafitte 44 *à Paris,*

abgehen zu lassen.

Mit der herzlichsten Verehrung und Freundschaft

Ihr

Boerne.

Eulogius Schneider.

Geb. in Wipfeld den 20 October 1756,
guillotinirt in Paris den 1. April 1794.

Zur Charakter-Entwickelungsgeschichte des nachher so blutdürstigen Demagogen Eulogius Schneider möchte der nachstehende Brief nicht ohne Interesse sein; er ist aus einer Zeit, in der Schneider als Professor in Bonn den Musen und Wissenschaften lebte und bevor er sich in den wildesten Strudel der französischen Revolution stürzte, als deren Opfer er in Paris unter der Guillotine fiel.

An Fr. Nicolai in Berlin.

Bonn, den 26. Juli 1789.

Sie erzeigten mir die Ehre, in den Beiträgen zu Ihrer Reisebeschreibung meiner auf eine Art zu erwähnen, welche mir nicht anders als schmeichelhaft sein konnte. Mein Schicksal wollte es nicht, dafs ich Ihre persönliche Bekanntschaft machen sollte, da Sie durch Bamberg reiseten, wo ich gerade damals im Franziskaner Kloster war. Der Zwang der

Klosterzucht erlaubte mir nicht, den Verfasser des Sebaldus Nothanker aufzusuchen, so sehr auch dieses Buch zur Entwickelung des bischen Menschenverstandes, das in mir lag, beigetragen hatte. Wäre ich späterhin so glücklich gewesen, an den Orten, die Sie durchreiseten, zu wohnen: ich würde mich um Ihre Bekanntschaft, um Ihr Zutrauen und, wo möglich, um Ihre Freundschaft bemüht haben. Vielleicht hätte ich Ihnen in der Streitsache über Kryptokatholizismus und Jesuitismus selbst aus meiner Geschichte wichtige Data liefern können. Da ich in der katholischen Kirche, zum Theil von Jesuiten, erzogen worden, und neun Jahre im Kloster durchlebt habe, so hatte ich Gelegenheit genug, den Geist des Katholizismus kennen zu lernen. Eine Predigt über die Toleranz, von welcher auch in Ihrer A. B. etwas stehet, befreite mich von dem Joche des Mönchthums. Ich lebte als Hofprediger drei Jahre zu Stuttgart, und nun bin ich hier als Professor der schönen Wissenschaften angestellt.

Vergeben Sie mir diesen egoistischen Eingang zu meiner Bitte, die ich an Sie machen möchte. Ich habe mich entschlossen, meine Gedichte (von denen Sie eines Ihres Beifalls würdigten) auf das Neujahr auf Subscription herauszugeben. Ich mufste diesen Weg ergreifen, weil der Buchhandel in unserer Gegend erbärmlich und an keine Belohnung litterarischer Arbeiten zu denken ist. Nicht unedler Eigennutz, sondern die Absicht, die letzten Schulden meines alten Vaters durch den etwaigen Gewinnst dieser Speculation zu tilgen, überwand in mir die Schüch-

ternheit, welche mich bisher von der Bekanntmachung meiner Gedichte zurückhielt. Wie es scheint, wird mein Unternehmen ganz gut ausfallen. Es haben sich bereits mehrere, zum Theil sehr ansehnliche Subscribenten aus verschiedenen Theilen Deutschlands gemeldet. Nur wünschte ich, auch nach Berlin einige Exemplare meines dichterischen Produkts schicken zu dürfen. Ich weifs Niemand, an den ich mich desfalls mit gröfserem Zutrauen wenden könnte, als an Sie, würdiger Mann! Vielleicht lernen Sie mich dadurch von einer Seite kennen, welche uns in nähere Verbindung bringen könnte. Nie soll es Sie reuen, mir eine Gefälligkeit erwiesen zu haben. Prüfen Sie mich. Vergeben Sie, dafs ich Ihnen Auslagen verursache, die einzig mir nützen. Ich kann den Brief nicht ganz frankiren, so gern ich es wünschte. Die Erkenntlichkeit für Ihre Bemühung, mir Subscribenten zu verschaffen, sollen Sie selbst bestimmen

Ihrem

ergebensten Diener

Eulogius Schneider,

Professor der schönen Wissenschaften.

Ignaz Aus. Fessler.

Geb. in Czorndorf (Ungarn) 1756.

An Fr. Nicolai in Berlin.

Oberschönhausen, den 8. Junius 1808.

Verehrter Mann!

Sie erhalten hierbei Kunde von einer Unternehmung, welche versuchen will, eine Lücke unserer historischen Litteratur auszufüllen, und etwas zu liefern, was, nach den gegenwärtigen Zeitaspecten, Vielen, die gern mit offenem, hellem Blicke in der Zeit leben, bald eine erwünschte Erscheinung werden dürfte.

Ich bitte Sie, den mir wohlbekannten Freund und Beförderer alles Guten, die Sache in Ihrem Wirkungskreise, so weit derselbe reicht, hier und auswärts zu unterstützen.

Wer die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft mit Lust oder mit Mortification gelesen hat, wird meine Geschichte der Hungarn und ihrer Landsassen wenigstens gern lesen.

Ich wünsche, dafs die Söhne und Töchter Ihrer

Nation (das ist sie noch überall, wo sie sich von Völkern und Horden, die mit dem Schein von Nationalität nur betrügen wollen, nicht hat blenden lassen) recht zahlreich auf meine, mit kräftigem Nationalsinne geschriebene Geschichte der hungarischen Nation pränumeriren, und dadurch bezeugen möchten, wie hoch sie alles Nationale, wo es sich auch finden mag, schätzen.

Ich verbürge Ihnen, dafs Sie in zahlreiche und respektable Gesellschaft kommen, zwar nicht von Berliner-Christen (denn wenn hätten diese eine solide, bleibende, wissenschaftliche Unternehmung auf eine vorzügliche Art unterstützt, sie, die selbst, wenn sie wohlthätig, grofsmüthig oder liberal sein wollen, immer wenigstens eines Concertes, eines Balles oder einer Benefiz-Komödie bedürfen), sondern biederer Schweizer, besonnener Deutschen und gründlicher Hungarn. Sie, ehrwürdiger Mann, haben schon vor zehn Jahren darauf pränumerirt, und Sie stehen daher auch in dem Verzeichnifs von den Ihrigen auf der Pränumerationsliste bei mir ohne Weiteres oben an. Nur die Sorge, dafs Sie von den Ihrigen in Berlin nicht allein stehen bleiben mögen, überlasse ich Ihnen.

Mit aufrichtiger Achtung

Ihr

ganz ergebenster

Fessler.

Joh. Herm. Ferd. von Autenrieth.

Geb. zu Stuttgart 1772,
gest. zu Tübingen 1835.

---

n. †

An Varnhagen von Ense.

Tübingen, den 30. April 1818.

Ihre Laufbahn trennte sich von der ärztlichen, ich wünsche Ew. Hochwohlgeboren mehr Gewifsheit, für das Wohl der Menschheit etwas thun zu können, als wir bei der unsrigen haben, und, sollte etwa selbst die Staatskunst das Loos aller menschlichen Bestrebungen treffen, die Cartesischen Wirbel, die man vom Himmel verbannt hat, auf der Erde zu realisiren, den Muth, welchen Ew. Hochwohlgeboren aus der Arzneikunst werden mitgebracht haben, das elfte Uebel von neuem zu bekämpfen, nachdem aller Widerstand gegen zehn ähnliche frühere vergebens war. Ich als Arzt mufs mich mit dem Spruche trösten: „frühe säe deinen Saamen, und lass' deine Hand des Abends nicht ab, denn du weifsest nicht, ob dies oder das gerathen wird." — Ew. Hoch-

wohlgeboren sind als Staatsmann glücklicher, da dem klaren Buchstaben aller Verordnungen, Constitutionen und Manifesten nach Alles, was in diesem Fache geschieht, immer allein zum Besten der Menschheit geschieht. So fern ist freilich mein obiger Wunsch überflüssig, und ich habe ihn auf den ärztlichen einzuschränken. Möchten Sie gewifs immer gesund bleiben. — Um was ich aber Ew. Hochwohlgeboren und Ihre Freunde, Kerner und Uhland, beneide, ist der Geist der Poesie, welchen Sie in das Leben zu legen wufsten; dem Arzte erheitern keine Götter Griechenlands die Wirklichkeit, höchstens kann ihm spartanische Starrheit, sie fortzuwälzen, helfen. Doch auch das ist Leben, das zu etwas Höherem führen mufs, und so die Verschiedenheit der Laufbahnen am Ende nicht grofs.

Mit vollkommenster Hochachtung und Verehrung

Autenrieth.

b. †

An denselben.

Tübingen, den 28. November 1827.

Ew. Hochwohlgeboren haben mir auf eine so freundliche Art einen so ehrenvollen Antrag gemacht, dafs es undankbar von mir wäre, wenn ich die hochachtbare Societät und zunächst Ew. Hochwohlgeboren selbst täuschen und versprechen wollte, was ich nicht zu leisten vermag. Ich bin ein zu schlechter Arbeiter! Wohl würde ich mich sehr glücklich

schätzen, im Umgange so geistvoller und kenntnifsreicher Männer, unter wechselweisem Ideen-Austausche leben zu können; aber zum schriftlichen Surrogate gebricht es mir an Zeit, und ich bedürfte mehrerer; denn es wird mir immer schwerer, einen Gedanken auszusondern, an den sich nicht eine Unzahl damit zusammenhängender anderer anzuschliefsen strebte; so schreibe ich zu schlecht für Ihr Institut, und meine heterogenen Beschäftigungen, die mich aufrufen, bald als Landstand die Wirkungen eines Zollgesetzes mir klar zu machen, bald über den Hiob zu schreiben, und Reden über die naturhistorische Wahrscheinlichkeit der Fortdauer der Menschen zu halten, damit der hier früher herrschende theologische Dogmatismus etwas aus seinem schweren Schlafe aufgereizt werde, während ich dann wieder für die Gerichtshöfe ein Gutachten, ob ein Verbrecher ein Verrückter sei, zu stellen, und Nosologie zu lesen habe. Diese hundert verschiedenartigen Thätigkeiten hindern mich, mir selbst in meinem Fache, in vielen seiner Zweige wenigstens, so viele Detail-Kenntnisse zu sammeln, dafs ich mit Ehren als Beurtheiler dessen, was Andere leisteten, auftreten könnte. Hat man aber 55 Jahre zurückgelegt, so geht die Zeit auf die Neige! Aus dem Chaos der Lektüre, Erfahrungen und Einbildungen meines bisherigen Lebens will ich im Reste desselben nur das zu entwickeln mich bestreben, was ich als unbefangene Ansicht von der Einrichtung der wirklichen Natur, so weit sie als

All dem Menschenverstande zugänglich ist, von ihren Spuren einer höhern Ordnung und vom Verhältnifs unseres Ameisengeschlechtes zu ihr betrachte, unbekummert um alle Systeme, die der Reihe nach alle untrüglich waren. Damit aber werden Sie selbst einsehen, dafs mir am Rezensirtwerden, das mir meine Einseitigkeit nun auch wieder aufdecken würde, viel gelegen sein mufs, dafs ich aber ein schlechter Rezensent der Geistesarbeiten Anderer sein würde. Ein jeder Mensch hat bekanntlich sein Steckenpferd; nach 30 Jahren, die ich meinem Amtsfache widmete, glaubte ich berechtigt zu sein, mir auch eines anzuschaffen. Den Inbegriff meiner Erfahrungen und Ansichten in der praktischen Medicin meinen Schülern so klar, als mir möglich ist, aus einander zu setzen, halte ich für meine erste Pflicht, und durch sie, durch ihre akademischen Dissertationen und theils auch durch meinen Sohn, der, wenn ich meine medicinische Beschäftigungen wegen der Landtage unterbrechen mufs, mein Stellvertreter ist und jetzt ebenfalls für sich Lehrer der praktischen Medicin, wird das, was etwa von meinen 30jährigen Versuchen tauglich wäre, allgemeiner bekannt zu werden, schon verbreitet werden. Darum halte ich mich für weniger verbunden, es noch selbst, ausgerüstet mit dem nöthigen gelehrten Apparat und der Rücksicht auf Litteratur, entweder in eigenen Aufsätzen oder in Gesammtrezensionen der Schriften anderer Aerzte über solchen Gegenstand, bekannt zu machen. Aber mein Steckenpferd, das ich mir anschaffte, glaube ich nun auch, wie jeder

Andere, am Ende eines vielbeschäftigten Lebens reiten zu dürfen. Weifs ich nun aber selbst nicht, ob sein Gang die Wissenschaften fördern würde, ob das Publikum nicht glaubt, es laufe auf einem völlig falschen Pfade; welcher Rezensent würde ich sein, wenn ich von ihm herab mein Urtheil über die Bestrebungen Anderer geben wollte!! Was würde man z. B. sagen, wenn ich äufserte, Herschel's Vermuthung, die Milchstrafse sei in einem Clustering-Prozefs begriffen, werde sicherer auf einen unumstöfslichen Beweis einer Schöpfung und vor ihr vorhandener ursprünglicher Thätigkeit, die ordnet, führen, als die vielleicht 10,000 Bände theologischer Schriften, die wir über das erste Kapitel der Genesis hier in unserer Universitäts-Bibliothek haben? Oder, wenn ich meinte, ein einziges regelmäfsiges Viereck, mit Sicherheit im Monde gesehen, würde alle Systeme der Naturphilosophie, die dem Erdball selbst Leben und Produktion des Lebens auf seiner Oberfläche zuschreiben, über den Haufen werfen, weil der Mondsball ein anderer als der Erdball ist, eine andere Anziehungsstärke, eine andere Atmosphäre hat, und nun doch in ihm vernünftige Geschöpfe sich erwiesen, die eine gemeinschaftliche Geometrie mit uns hätten; die auch auf der Oberfläche des Mondes, wie wir auf der Oberfläche der Erde, blofs angeflogen, nicht von ihr erzeugt (da eine andere Oberfläche auch eine andere Geometrie erzeugen müfste), mit uns irgendwo her aus dem für uns leeren Raum kommen mufsten, vielleicht angezogen durch die Reibung, der mit unge-

hemer Schnelligkeit im Raum sich drehenden Weltkugeln, ungefähr wie in unserer Atmosphäre eine schnell umgedrehte Glaskugel Elektricität aus unserer Atmosphäre auf ihre Oberfläche ansammelt? Sie sehen, dafs ich selbst die sogenannten exakten Wissenschaften nicht ohne Phantasiren bearbeiten würde. In keiner Hinsicht also kann ich Ihnen nützlich sein. Nehmen Ew. Hochwohlgeboren also meinen innigsten Dank für Ihren so gütigen Antrag, und bezeugen sie ihn auch in meinem Namen den berühmten Männern Ihrer wichtigen Gesellschaft *). In einem kleinen Staate ist man wie in einer Organisation der niedern Ordnung, wo alle Funktionen in einer verschmelzen, und ein Organ vielerlei derselben, ohne zu besonderem Zwecke ausgeschieden zu sein, ohne also diesen in höherem Grade erreichen zu können, dienen mufs. Es hat auch sein Gutes, keine Rolle auf dem litterarischen Welttheater zu spielen und dafür seinen eigenen Kohl zu pflanzen; ist der Saamen desselben gut, so verbreitet er sich eher in der Stille, wenn beim Mangel eines Ursprungs-Certificats Jeder glauben kann, er sei ihm selbst gewachsen; obschon es etwas langsamer damit hergeht. Damit Ew. Hochwohlgeboren mein Steckenpferd, mit dem es mir im Innersten Ernst ist, deutlich erkennen und um die Wahrheit meiner obigen Entschuldigungen zu beweisen, nehme ich mir die Freiheit,

*) Verein für die Herausgabe der Jahrbücher für wissenschaftlichen Kritik.

Ihnen hier ein kleines Specimen davon zu überschikken, von dem ich nicht glaube, dafs es viel aufser Tübingen gekommen ist. Bleiben Sie mir gütigst gewogen, wie ich in wahrester Hochachtung mich durch Ihr freundschaftliches Andenken höchst geehrt fühle, und leben Sie recht wohl.

Ihr

ganz gehorsamster

Kanzler **Autenrieth.**

Karl Immermann.

Geb. in Magdeburg 1796,
gest. in Düsseldorf 1840.

---

m. †

An Varnhagen von Ense in Berlin.

Münster, den 28. August 1823.

Ihnen die anliegende Tragödie *) zu übersenden, dazu veranlafst mich die liebevolle Aufmerksamkeit, welche Sie meinen früheren Versuchen haben zu Theil werden lassen. Ich statte Ihnen für Ihre Kritik nochmals hierdurch meinen besten Dank ab; sie hat mich sehr erfreut und, wie ich glaube, mehr gefordert, als viele andere diktatorische Worte, die über meine Trauerspiele laut wurden. Ich weifs wohl, wovon ich ausgehe, aber nicht, wohin ich gelange; ich kenne meine Meister und scheue mich nicht, sie zu nennen, aber ich ahne selbst kaum, was sie an mir entwickeln werden.

Diese Punkte meines tiefsten Bewufstseins be-

*) Periander.

rührt Ihre Kritik, und eben, weil sie unbestimmt läfst, welcher Platz diesen Erstlingen gebühren möchte, fordert sie mich mehr als jede andere auf, mich selbst zu bestimmen und zusammenzunehmen.

Ich bin mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

ganz ergebener
Immermann.

b. †

An denselben.

Magdeburg, den 23. September 1824.

Ew. Hochwohlgeboren kann ich nur mit einiger Beschämung heute nahen, da ich wenigstens den Schein der Undankbarkeit gegen mich habe. Sie waren so gütig, mir im vorigen Jahre die Sammlung der Zeugnisse über Goethe senden zu lassen, und ich habe Ihnen nicht einmal den Empfang angezeigt. Möchte die Unterlassungssünde in dem gänzlichen Wechsel aller meiner Verhältnisse, der mich betraf, und einem starken äufsern Geschäftskreise (Umstände, die freiem geistigen Verkehr nicht günstig sind) einige Entschuldigung finden. Indessen wird es mir immer noch erlaubt sein, Ihnen auszusprechen, dafs mich die Sammlung sehr angezogen und erfreut hat. Es ist wirklich merkwürdig, wie die Kritik sich nach und nach an Goethe heraufgebildet hat, und zeigt gerade dies das Buch besonders deutlich.

Ich lege, indem ich mir fortwährend Ihrer Theilnahme freudig bewufst bin, ein neues Lustspiel *) von mir meinen Zeilen bei. Möchte ich nur selbst das Behagen daran finden, als an den früheren Versuchen. Aber ich sehe immer mehr ein, dafs dramatische Poesie sich nur im Verkehr mit der Bühne lernen läfst, und dafs, entfernt von ihr, nur Skizzen und Studien entstehen können. Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen im Winter dort mündlich die Gefühle der Hochachtung und Ergebenheit aussprechen zu dürfen, mit welchen ich verharre als

Ihr

gehorsamer
Immermann.

c. 4

An denselben.

Magdeburg, den 9. April 1826.

Sehr werth war mir Ihre Zuschrift, verehrter Herr und Freund, und wenn ich erst jetzt dafür danke, so hat dies darin seinen Grund, weil ich zugleich Ihnen die ästhetische Abhandlung überreichen wollte, welche, vor Kurzem gedruckt, nun diesen Zeilen beiliegt. Ihre Kritik über den Cardenio war mir um so wohlthuender, als ich sie grade zu der Zeit las, wo mir auch die im Morgenblatte zu Gesicht gekommen war. Letztere hatte mich verwundet, so weit Fehlurtheile Anderer uns verwun-

*) Das Auge der Liebe.

den können und dürfen. Die Mängel der Einsicht mufste ich dem Recensenten vergeben, die von ihm bewiesene Unredlichkeit aber erbitterte mich. Dergleichen Unbilden treffen mich um so empfindlicher, als es mir ganz unmöglich ist, mich dagegen zu vertheidigen.

Ueber Manches, was Sie rügen, würde ich mich vielleicht mündlich mit Ihnen verständigen können. Manches erhält auch erst sein Licht, wenn es nach des Dichters Intention vorgetragen wird.

Sehr möglich ist es, dafs Sie in Hinsicht des Zaubers vollkommen Recht haben; ich weifs selbst nicht mehr, was ich mit den unglücklichen Szenen anfangen soll, wenn ich sie jetzt überlese. Gewifs aber haben Sie recht, wenn Sie andeuten, dafs ich in Gefahr stehe, zu vereinsamen. Daran habe ich jedoch nicht allein Schuld, sondern das Theater trägt ebenfalls einen Theil der letztern. In rascher liebevoller Wechselwirkung zwischen Bühne und Dichter erzeugt sich allein das wahrhaft grofse und nationale Drama. Unser Theater gleicht aber einer alternden Coquette, welche zwar mit ihren geschminkten Wangen nach allerlei Gecken umschaut, sie an sich zu fesseln, dagegen eine wahre, tiefe Neigung nicht versteht und noch viel weniger zu erwidern weifs. Die Ruhe der Eitelkeit ist so süfs, es ist so unbehaglich, sich aus derselben zu edler Thätigkeit erheben zu müssen. — Ich kann den nur glücklich preisen, der nie in Versuchung gerieth, sein Streben an das grofse Nichts unserer Bretter zu verschwenden. Recht sehr erfreuten mich Ihre

geistvollen biographischen Denkmale, welche ich vor einigen Wochen las. Es ist schön, dafs Sie unserm vaterländischen Helden Blücher Ihre Kraft widmen wollen; der Stoff ist so dankbar und die Behandlung ergiebt sich so von selbst. Blücher ist doch der einzige General der grofsen Zeit, welcher eine ausgesprochene Physiognomie und etwas Persönliches zeigt.

Kürzlich erschien von Heine im Gesellschafter eine Harzreise, die mir sehr wohl gefiel. Sie hatte einen süfsen, phantastischen Reiz, der noch gröfser gewesen wäre, wenn sich Heine vor einigen burschikosen Auswüchsen zu hüten gewufst hätte. Ich kann es mit Gewifsheit sagen, dafs mich meine bürgerlichen Verhältnisse in den nächsten Monaten nach Berlin führen werden. Ich hoffe auf Freude von diesem Aufenthalte, und wünsche, dafs mir das Glück zu Theil werden möge, Sie persönlich kennen zu lernen. Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

ergebenster
Immermann.

41. †

An denselben.

Magdeburg, den 8. November 1826.

Sehr erfreulich, verehrter Herr und Freund, war mir die Einladung zu den neuen kritischen Jahrbüchern, und gern sage ich die Theilnahme am Institute zu. Nach den Namen der Gründer und den

mir gegebenen Andeutungen zu urtheilen, lassen sich der Sache die günstigsten Auspicien stellen, und ich hoffe, dafs die neue Zeitschrift einmal wieder die Ehre der Kritik als einer Wissenschaft retten wird, von welchem *point d'honneur* bekanntlich die meisten jetzigen rezensirenden Anstalten ziemlich fern sind. Von den mir vorgeschlagenen Schriften würde ich Heine's Reisebilder, Clauren's Landhausleben und die Novellen von Steffens wählen. Das erste der genannten Bücher steht mir hier zu Gebote, die beiden andern aber werde ich hier wohl nicht bekommen können. Wird die Redaction sich mit Zusendung von Schriften an die Mitarbeiter befassen?

Mit grofsem Vergnügen habe ich neulich Ihre Biographien Dörfflingers und des alten Dessauers gelesen, und freue mich sehr auf die Blüchers. Ich finde besonders die Xenophontische Einfachheit in Ihren Denkmalen ausgezeichnet und ächt historisch.

Von Heine erhielt ich vor Kurzem einen Brief aus Lüneburg. Seine Verhältnisse scheinen sich noch immer nicht recht solide bilden zu wollen; er ist fortwährend auf der Wanderschaft und, wie es mir vorkommt, auf keiner fröhlichen. Bewegung und Wechsel möchten seinem Naturelle und Talente vielleicht sehr zuträglich sein, nur wünschte ich, dafs die Idee der Kunst sich bald ganz rein in ihm ausprägte, zu welcher Vollendung er gewifs berufen ist. Seine Erzeugnisse gehörig zu würdigen, wird eine der schwersten Aufgaben sein.

Wenn Sie mich nach meinem dichterischen Leben befragen, so weifs ich leider davon zur Zeit

wenig zu sagen. Der Druck der äufsern bürgerlichen Verhältnisse ist grade jetzt zu stark, als dafs ich an eine Arbeit dauernd denken könnte. Hoffentlich kommt die Zeit wieder, wo mir die Brust frei wird.

Ich bitte, mich Ihrer würdigen Gemahlin zu empfehlen, und den Mitgliedern Ihrer Gesellschaft, die gut auf mich zu sprechen sind, einen freundlichen Gruſs von mir zu sagen. Mit aufrichtiger Gesinnung

der Ihrige
Immermann.

c. †

An denselben.

Magdeburg, den 24. Januar 1827.

Sie konnten mir, verehrter Herr und Freund, kein angenehmeres Geschenk senden, als die beiden Bände mir waren, die mir durch Ihre Güte wurden. Wenn ich meinen herzlichen Dank nicht gleich nach Empfang ausgesprochen habe, so hat dies darin seinen Grund, weil ich zuvor den Blücher wenigstens durchlesen wollte, ehe ich Ihnen schrieb. Ich habe mich sehr an der Biographie unseres alten Helden erfreut, und finde, dafs Sie in Ihren historischen Arbeiten denjenigen Weg einschlagen, der mir wenigstens als der einzige richtige erscheint, nämlich die Geschichte zu individualisiren, zu beleben und das Persönliche, Charakteristische durch die Darstellung darin hervortreten zu lassen. Von dieser hi-

storischen Kunst entfernen sich leider die Neuern immer mehr, sie beachten die Alten und die Engländer nicht, die darin als Muster hervorleuchten, und glauben Geschichte zu schreiben, wenn sie nur mechanische Bewegungen, Namen und Zahlen überliefern. — Hauptsächlich trägt zu dieser Entartung der Geschichtschreibung, wie ich glaube, der Umstand bei, dafs sie meistens in den Händen der Stubengelehrten ruht, die die Gestalt des Lebens nie geschaut haben. Wenn sie nun auch höher hinaus denken, als auf den Notizenkram, dessen ich vorhin gedachte, so bringen sie es doch immer nur zu einem bleichen Schatten des Alterthums in der Darstellung, der dann zu den neueren Ereignissen sich wunderlich verhält. Geschichte sollte immer von Kriegern oder Staatsmännern, welche zugleich die Weihe der Kunst empfangen haben, geschrieben werden; diese allein kennen die Gestalt der Gegenwart nach deren eigenthümlicher Form aus praktischer Erfahrung. — Ich habe an Ihrem Werke dies auch recht bestätigt gefunden, es zeigt sich überall, dafs den Verfasser sein Leben in das Feldlager und in das Kabinet geleitet hat; der dort gewonnene Blick giebt dem Ganzen Auge und Seele. Für das Gelungenste halte ich fast die Darstellung der Zeiträume, die grofsen Ereignissen vorhergehen, oder zwischen zwei grofsen Ereignissen liegen; doch finde ich auch mehrere Schlachtgemälde, namentlich das von der Katzbach und von den Tagen im Junius 1815, sehr vorzüglich gearbeitet. Die Freimüthigkeit des Werks ist äufserst schätzbar, der geschicht-

liche Takt zeigt sich wieder darin, dafs die Personen, auf welche die Ereignisse gewisse Schatten werfen, z. B. der Kronprinz von Schweden und Schwarzenberg, mit grofser Mäfsigung behandelt worden sind. Vortrefflich finde ich den Gegensatz zwischen dem den Abend in Brüssel auf den Ball gehenden Wellington und dem ein Paar Tage später die Truppen durch den Koth nach dem Schlachtfelde treibenden Feldmarschall. Die Verschiedenheit der Handlungsweise der beiden Feldherren ist aus den Gründen ihrer Natur dargestellt, und diese Partie des Werks mit einer, möchte ich sagen, epischen Ruhe und Klarheit behandelt.

Der Styl ist diesmal prägnanter, als in Ihren frühern Schriften. Gegensätze, Adjectiva und Numerus deuten auf das Bestreben hin, durch Bedeutung des Sinnes zu wirken. Im Ganzen finde ich auch diese Seite nur zu loben — manches Einzelne hat mich indessen — verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit — gesucht geblinkt; ich hätte es einfacher gewünscht. Ich kann Ihnen die Stellen nicht angeben; der Eindruck des Ganzen war mir zu lieb und werth, als dafs ich durch Anstreichen und Bemerken kleiner Flecken mir ihn trüben mochte. Bei einer spätern Auflage (die das Werk gewifs erlebt) werden Sie, wenn Sie sich von der Richtigkeit meiner Bemerkung überzeugen können, durch ein Paar Striche oder Weglassungen sehr leicht auch diese Minutien noch verbessern.

Jetzt will ich mich an die Dichter machen, und werde mir erlauben, auch darüber Ihnen meine

Meinung zu sagen, wenn Sie mein Urtheil hören wollen.

Uebrigens kann ich Ihnen nicht bergen, dafs ich beim Anblicke der Handschrift einen kleinen Schreck bekam; so wie ihn der böse Schuldner empfindet, wenn er die Züge der Gläubiger sieht. Sie gehen indessen noch sehr glimpflich mit mir um, und ich werde in mir ein reuiges Herz zu erwecken suchen, damit die versprochene Rezension recht bald fertig wird. Sie würde schon vollendet sein können, wenn mich nicht plötzlich kurz vor Weihnachten die Leidenschaft und der Eifer für einen dichterischen Gegenstand zu sehr überwältigt hätte. Ich konnte mich von dieser Arbeit nicht trennen, bis sie fertig war; das ist sie nun, und jetzt will ich gewifs daran denken, mein Wort möglichst bald zu lösen. —

Ich empfehle mich Ihnen, mit den Gesinnungen hochachtungsvoller Ergebenheit

Immermann.

f. †

An denselben.

Magdeburg, den 21. Februar 1827.

Beiliegend, verehrtester Freund, übersende ich Ihnen die versprochene Kritik von Arnim und Heine. Die Veränderung meiner Verhältnisse (wovon nachher) macht es mir ganz unmöglich, in diesem Augenblick mit Ruhe die Novellen von Steffens zu beurtheilen. Wollen Sie diese Arbeit einem An-

dem übertragen, so muſs ich es mir gefallen lassen, soll sie mir bleiben, so werde ich sie liefern, kann jedoch die Handschrift vor Pfingsten nicht versprechen. Eine Zusammenstellung, wie ich sie bei Arnim und Heine versucht habe, wäre mit Steffens doch nicht möglich gewesen. Für ihn sind wieder andre Gesichtspunkte aufzusuchen. Ich wünsche nun nichts mehr, als daſs meine Arbeit Ihnen und der Gesellschaft gefallen möge: ich habe sie so gut gemacht, wie es mir möglich war, und bin dem Gesichtspunkte treu geblieben, daſs eine wissenschaftliche Kritik immer zu gewissen allgemeinen Rückblicken und Uebersichten hinstreben, diese aber auch wieder durch sorgfältige Beachtung des Einzelnen belegen muſs. Ein Beweis ist freilich auf diesem Felde nicht zu führen, man kann aber wenigstens durch Gründlichkeit etwas Beweisähnliches liefern. Freilich muſs man dann etwas ausführlich sein; in der Kürze sind solche Arbeiten nicht wohl zu fassen, und so ist denn auch die meinige lang geworden. — Veränderungen und Abkürzungen habe ich demnoch bei der Durchsicht nicht vornehmen mögen.

Meines Bleibens wird hier nur noch 14 Tage sein, dann gehe ich nach Düsseldorf, wohin ich versetzt worden bin. Wenn Sie also später mir antworten, so haben Sie die Güte, dorthin unter meiner Adresse als Landgerichtsrath den Brief zu richten. Ich gehe gern an den Rhein, mit dem leichten lustigen Volke dort weiſs ich mich zu behaben, und der tiefern Anregungen sind denn doch dort sehr

viele. Ein freieres Verhältnifs winkt mir, so hoffe ich denn wieder etwas arbeiten zu können. Wenn man die Poesie gründlich ausrotten wollte, so müfste man die Dichter nach Magdeburg senden; wir haben hier nur Kanonen, Beamte und Krämer, und die Phantasie fehlt in der Seelenliste gänzlich.

Sobald ich etwas in Ruhe komme, lese ich Ihren Richter, und erlaube mir dann, meine Meinung Ihnen zu äufsern. Ich sage Ihnen ein freundliches Lebewohl und bitte Sie, mir Ihre geneigten Gedanken auch zum Rheine nachzusenden.

Ganz ergebenst
Immermann.

K. †
(In Eile.)

An denselben.

Düsseldorf, den 21. Juni 1827.

Verehrter Freund.

Nur wenige Worte sollen die Rezension von dem Buche begleiten, damit nicht noch ein Posttag versäumt werde. An der Zögerung bin ich wahrlich nicht schuld, der dritte Band mangelte mir, und ich habe ihn, bei dem hier am Rhein höchst elenden Stande des Buchhandels, erst nach 6 Wochen langem Harren bekommen können.

Ich werde bei Ihnen ganz in Mifskredit gekommen sein, und die Rezension wird nicht dazu beitragen, ihn zu heben. Die Arbeit ist sehr schlecht, das fühle ich recht wohl, und das Angenehmste

wäre mir, wenn die Societät sie zurücklegte, und die Kritik noch von einem Andern liefern lassen könnte. Ich habe sie mit Unlust geschrieben, nach meiner individuellen Meinung ist an dem Buche nicht viel, es ist weder Poesie, noch Geschichte, noch Philosophie, sondern ein Zwitter von allen drei Geschlechtern — ich habe es nur mit Ueberwindung durchlesen können. Dann habe ich wegen des unglücklichen dritten Bandes eilig arbeiten müssen. Unlust und Eile aber sind schlechte Musen.

Ich unterzeichne mich mit den Gefühlen steter Anhänglichkeit

Immermann.

8. †

An denselben.

Düsseldorf, den 11. Januar 1834.

Entschuldigen Sie, mein Verehrtester, dafs ich nicht augenblicklich auf Ihren Brief geantwortet, für ihn und die ihn begleitende werthe Gabe gedankt habe. Ich empfing Beides auf dem Krankenlager, von dem ich nur erst vor einigen Tagen erstanden bin.

Ich hatte das Buch, dessen Besitz ich nun Ihrer Güte verdanke, bereits gleich nach seinem Erscheinen mir zu verschaffen gewufst und mit dem gröfsten Antheil gelesen. Nur mit Trauer gab ich das Erborgte, welches auf gewöhnlichen Wegen nicht zu bekommen war, wieder aus der Hand, da es zu

denen gehört, zu denen man immer zurückzukehren wünscht. Sie können hieraus abnehmen, wie sehr es mich freuen mufs, diese merkwürdigen Urkunden eines wunderbaren Daseins aus Ihrer Hand mein Eigenthum nennen zu können.

Soll ich meine innerste Empfindung, welche die uns mitgetheilten Papiere in mir erweckt haben, aussprechen, so möchte ich sagen: der höchste Gehalt, den sie uns schenken, ist die Anschauung einer indefinibeln, Gemüth und Glauben stärkenden Persönlichkeit. Diese Anschauung, welche ich nicht auf Wort und Beschreibung herabsetzen kann, ist mir wenigstens noch theurer, als die Masse der einzelnen genialen, tiefdringenden Blicke und Wahrnehmungen, an denen das Buch so reich ist. Eine Natur, mit unendlicher Liebe- und Leidensfähigkeit ausgestattet, schon durch Geburt und ererbten Glauben in einen gewissen Zwiespalt geworfen, wird aus allem diesem Trüben und Düstern vom Göttlichen immerfort an starken, unsichtbaren Fäden nach sich gezogen. Je mehr die Jahre, die hier, möchte ich sagen, nur verjüngen, vorrücken, desto entschiedener wird das Reine, Wahre, Ewiggute ihr natürliches Element, und so löst sie heldenhaft die verwickeltste Aufgabe. Dafs uns nun ein solches Bild und Beispiel nicht im Plutarch, nicht unter den grofsen Gestalten des Mittelalters, sondern in den jüngsten Tagen, in unserer nächsten Nähe begegnet, das ist das Hochtröstliche, Muth und Hoffnung Verbreitende der Erscheinung.

Freilich ist der Gram nicht zurückzudrängen,

dafs ein solches Leben still steht, ehe es noch die Grenze, welche die Natur unwiderruflich gesteckt, erreicht hat. Vielleicht aber soll uns damit ein Zeichen gegeben werden, dafs wir alles Besten und Höchsten uns nur geistig zu versichern haben, dafs alles materielle Trauen und Bauen auf sein physisches Substrat von einem Irrthume ausgeht.

Sehr wichtig und bedeutsam sind mir auch die Beilagen gewesen. Von Angelus Silesius kannte ich einzelne Sprüche, von St. Martin noch gar nichts. Der Eindruck, den diese Denkweise auf mich macht, ist ein besonderer. Ich gestehe, dafs die ascetische Contemplation, worin Beide leben und weben, mir nicht natürlich ist, da mir Gott nur im Handeln und Dulden erscheinen will. Allein ich kann die Schönheit, die Heiligkeit solcher Sinnesart doch empfinden, und so werden mir die Menschen zu Mittlern mit dem Obern, Himmlischen.

Vielleicht füllen die Lebensläufe gottbegeisteter Menschen eine wesentliche Lücke im Protestantismus aus. Wir können uns den Mangel nicht verbergen, für den weder das abgemessene Wort des Predigers, noch unser auf mannigfache Weise willkürlicher Cultus einsteht. Der katholischen Kirche, wenn man durch ihre äufsere Entstellung hindurchsieht, bleibt das mendlicher Anwendung fähige Zeichen, die feste, sich in Nothwendigkeit fortbewegende Tradition. Allein ein wahrhaft andächtiges, in Gott seliges Leben ist etwas so Incommensurables, Mystisches, als das Zeichen, und giebt uns auch die Ueberzeugung von der beständigen Fort-

pflanzung ursprünglicher, ewiger Wahrheit. Vielleicht ist es auf diese Weise also doch möglich, uns Grund und Boden zu schaffen, und den Umkreis unseres Tempels zu ziehen.

In hochachtungsvoller Gesinnung

ganz ergebenst
Immermann.

I. †

An denselben.

Düsseldorf, den 26. August 1838.

Hochgeehrtester Herr Geheimer Legationsrath!

Sie haben mich durch die gütige Mittheilung Ihrer Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften zu dem aufrichtigsten und gröfsten Danke verpflichtet, in dessen Ausdrucke ich leider nur allzu rückständig geblieben bin. Verzeihen Sie mir geneigtest und nehmen Sie die Worte, welche ich längst hätte sprechen sollen, auch jetzt noch nachsichtig an. Ich habe in diesen Bänden eine reiche Quelle der Belehrung und Aufklärung über die wichtigsten und bisher zum Theil unzugänglichsten Dinge unseres öffentlichen und Culturlebens gefunden, und halte sie für ein dauerndes Denkmal der geistigen und praktischen Periode, welche Ew. Hochwohlgeboren mit so hoher Begabung durchlebten.

Was Ihnen einen so ausgezeichneten Rang unter den gegenwärtigen Autoren anweiset, ist meines Erachtens die glückliche gegenseitige Durchdringung von ausgebreitetster Lebenserfahrung und sinnendem und bildendem Geiste, welche in Ihnen zu Tage steht.

Dadurch ist es gekommen, dafs, wo Sie das Leben anfassen, dasselbe Ihnen nicht unter den Händen schwer wird, sondern seine harmonisch-künstlerischen Elemente dargiebt, und, wo Sie den freien Gängen des Geistigen folgen, diese sich nicht vor Ihren Blicken zu den beliebten abstrusen Schemen, in welchen sich so Viele gefallen, verflüchtigen, sondern eben Weg und Steg durch gediegene Realität hindurch halten.

Unsere Litteratur scheint jetzt, nachdem sie lange seit dem Zurückziehen der grofsen Geister des achtzehnten Jahrhunderts und seit dem Schwächerwerden ihrer unmittelbaren positiven Wirkungen sich in Negationen, Hafs und Hader abgearbeitet hatte, wieder zu versöhnenden, abschliefslichen Resultaten hinzustreben, und es wird immer Ihr grofses Verdienst bleiben, hierin Andern vorangegangen zu sein, und ihnen die sichersten Ziele gewiesen zu haben.

Ich habe so sehr den Complexus Ihrer Darbietungen als Ganzes empfunden und genossen, dafs ich kaum etwas Einzelnes besonders herauszuheben wüfste, wenn ich nicht das Charakterbild Wilhelm's v. Humboldt als Muster, wie das Allerschwierigste und Verwickeltste mit siegreicher Klarheit und Leichtigkeit behandelt worden, nennen soll.

In den litterarischen Urtheilen bin ich hin und wieder für die Person anderer Meinung, ohne das Vollgewicht Ihrer Gegenmeinung zu verkennen. Es wird dies bei solchen Gegenständen kaum anders sein können. So z. B. vermag ich dem Fürsten Pückler die hohe Stelle, welche Sie ihm vindiciren,

in meiner Anerkennung nicht zu geben. Ich bin mir bewufst, seine Sachen ohne Vorurtheil gelesen zu haben, d. h. die ersten Briefe; denn, frei gestanden, das Spätere schien mir gar zu korkartig leicht, um die Lectüre vollenden zu können; aber auch in jenem Ersten vermifste ich den Gehalt und die Form, welche mir erst den bedeutenden Schriftsteller machen. Als angenehmer, geistreicher Weltmann ist er mir in jenen Briefen lieb und werth, indessen von da bis zu der andern Stufe ist es denn doch ein grofser Schritt.

Und sollten unsere Vornehmen, welche leider nur zu unlitterarisch sind, nicht die Bekanntschaft mit der Litteratur auf eine gründlichere Weise machen, wenn sie sich ein wenig zum Nachdenken zwängen, was unser anderweitiges Schriftenthum voraussetzt, als wenn sie auf der bequemen Pücklerschen Brücke spazieren schlendern? Entschuldigen Sie diese Einwürfe, sie drängten sich mir auf.

Herr v. Chevireff, dessen Bekanntschaft ich Ihrer Güte verdanke, war vor acht Tagen hier. Ich habe mich sehr angenehm mit ihm unterhalten. Diese gebildeten und geistigbedürfenden Russen haben etwas Frisches und Neues, was mich immer wohlthätig berührt hat. Es ist ihnen Alles noch Zukunft, was uns zum Theil schon Vergangenheit geworden ist. Mit aufrichtigster Hochachtung

ganz ergebenst
Immermann.

Karl Leonhard Reinhold.

Geb. in Wien den 26. October 1758,
gest. in Kiel den 10. April 1823.

Es möchte nicht uninteressant sein, zu Anfang des Jahres 1811 einen Blick auf den Standpunkt der Philosophie zu werfen, wie diese im Jahre 1797 gelehrt und behandelt wurde. Der nachstehende Brief Reinhold's giebt uns zu Betrachtungen in dieser Hinsicht vielfache Gelegenheit. Da in demselben öfters gegen Beck gesprochen wird, so ist in der Anmerkung eine darauf bezügliche Stelle aus dem Briefe von Beck angeführt, welchen dieser aus Rostock den 30. März 1800 an Professor Pörschke in Königsberg schrieb und der sich in meiner Sammlung befindet. Man wird daraus ersehen, dafs auch damals die Philosophen grob und persönlich sich anfeindeten.

An — .

Kiel, den 22. Februar 1797.

Diesen Augenblick erhielt ich Ihr Briefchen vom 13. Februar, und ich kann's keinen Augenblick auf-

schieben, Ihnen meine grofse Freude und meinen herzlichen Dank für die Nachricht von Ihrer Vokation nach Anspach zu bezeugen. Es ist ein Stein von meinem Herzen gefallen. — Sie werden in meinem Herzen lesen, was mir an dieser Begebenheit als Ihr Freund und als Weltbürger erfreulich sein mufs.

Auch Ihr Briefchen vom 30. December — und ein älteres vom August habe ich richtig erhalten. Innere und äufsere Hindernisse haben mir das Briefschreiben überhaupt lange Zeit her unmöglich gemacht.

Also ist die Rezension der einzig möglichen Standpunktslehre in der A. L. Z. Ihre Arbeit. Das hätte ich nicht vermuthet, da ich doch der Rezension über Schelling's Ich — augenblicklich ihren Verfasser ansah. Ich hielt Rehberg für den Rezensenten der Standpunktslehre.

So begründet ich Ihre Erinnerungen gegen die Beckesche *) Behandlung der transcendentalen Aesthe-

*) Beck schreibt: „In Ihrem letzten Briefe sagen Sie mir Einiges über die üble Laune Kant's, deren Aeufserungen Sie zum öftern reizen, sich von ihm zu entfernen. Dafs der Ton der Weisheit in der Rede des wirklich sonst sehr hochachtungswürdigen Mannes durch den Schall seines grofsen Ruhms etwas verstimmt worden sei, mag wahr sein. Bei aller Aufmerksamkeit auf sich selbst kann sich wohl in die Seele des tugendhaften Mannes ein Gift einschleichen, das von ihm selbst nicht bemerkt wird, und das sich Andern in dem Mangel der Umgangstugenden, in närrischem Wesen und in der Neigung, Alle neben sich gering-

tik finde, so wenig, und gerade darum kann ich in den Beifall einstimmen, den Sie dem Beckschen Standpunkte im Uebrigen als dem einzig möglichen geben. Hat Beck den kantschen Standpunkt in der Aesthetik verfehlt, so hat er ihn auch in der Analytik verfehlen müssen. Verstand ist nur in Beziehung auf Sinnlichkeit Verstand — und wird ganz verkannt, wenn man ihn in seinem Unterschiede

schätzig zu beurtheilen, bemerkbar macht. Ich nehme das Alles dem sonst ehrwürdigen Greise so sehr nicht übel, auch nehme ich es ihm nicht übel, dafs er mich in seine Erklärung gegen Fichte verflochten hat. Denn was seinen auch gegen mich gerichteten Unwillen betrifft, so denke ich darüber so: Er mag vielleicht hin und her Einiges in meinem Standpunkt gelesen haben. Nun habe ich allerdings mich darin zum öftern über die Dinge an sich etwas zu rasch ausgedrückt. Mein Zweck war, mich dem faden Geschwätz des Reinhold's zu widersetzen, und ich verlor dabei den Begriff des Intelligibeln zu sehr aus den Augen. In einer so schweren Untersuchung war wohl dieser Fehler noch verzeihlich, und eine freundliche Zurechtweisung von Kant wäre der Sache wohl angemessener gewesen, als es die hirnlosen Beschuldigungen Schulze's waren, denen Kant Beifall gab. Ich nehme ihm mehr die Schmeicheleien übel, die er manchen jämmerlichen Menschen erwiesen hat, worin eine gewisse Unredlichkeit liegt, deren Folgen es eigentlich sind, die dem alten Manne jetzt wehe thun."

„Von Fichte hört man hier nichts. Mein Urtheil über ihn bleibt. Er ist ein Narr, und die Unredlichkeit seines Betragens leuchtet mir zu stark ein, als dafs ich sie nicht fassen sollte. Reinhold hafst mich, und in seiner holden Sprache greift er mich bei jeder Gelegenheit an. Ich achte den Narren nicht."

und Zusammenhang mit der Sinnlichkeit verkennt. Er setzt die Gegenstände ursprünglich nicht unbedingt — sondern 1. unter der Bedingung der Sinnlichkeit als eines von Ihm wesentlich verschiedenen Vermögens — 2. unter der Bedingung der Empfindung, — die als solche durchaus kein ursprüngliches Vorstellen des Verstandes ist und sein kann. In der und-durch die Kategorie der Realität ist selbst, wenn sie im Schema als Grad gedacht wird, nichts als die Form des Empfindbaren *a priori* und durchaus nicht die empirische Materie gesetzt. Wie glimpflich haben Sie der empörenden und ekelhaften Exegese erwähnt, durch welche Beck in seinem Commentar Kant das Gegentheil von dem, was er gesagt hat, sagen läfst.

Ich begreife, wie Sie sich um Ihren Beifall durch die wirklich bewunderungswürdige Geschicklichkeit dieses Menschen, mit der er seinen Tiefsinn zu gebrauchen weifs, überraschen lassen konnten. Auch mir hat er eine Zeitlang imponirt, und würde mich, wenn ich den Hauptfehler meiner von ihm arg gemifshandelten Elementarphilosophie nicht schon von andern Seiten und aus andern Gründen eingesehen hätte, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt haben. Auch mir ist nicht weniger als ihm die Ungereimtheit aufgefallen, die in dem Versuch liegt, eine Transcendentalphilosophie aufstellen zu wollen, die lediglich einen empirischen Grund und Boden hat. Diese Ungereimtheit würde Kant eben so wie mir zu Schulden kommen, wenn er die Philosophie als Wissenschaft hätte aufstellen wollen. Seine Kritik

konnte sich begnügen, den Unterschied und den Zusammenhang zwischen dem Transcendentalen und dem Empirischen zuerst entdeckt und beschrieben zu haben. Herr Beck will mit aller Gewalt in ihr die Begründung der Philosophie als Wissenschaft gefunden haben, und er dringt ihr nun dasjenige auf, was er für diese Begründung hält, und was er das ursprüngliche Vorstellen nennt, wodurch er nicht nur die Kategorien setzt dadurch, dafs sie gesetzt sind, sondern worin er Alles hineinschiebt, was er in dieser Eigenschaft als gesetzt für nöthig hält, Raum und Zeit und selbst die Empfindung. Um das Transcendentale vom Empirischen unabhängig zu machen, postulirt er, dafs wir uns unmittelbar ins Transcendentale hineinsetzen sollen, das wir (die wir es schon durch die Kritik kennen gelernt haben, und in das wir uns sonst unmöglich wie durch den Schlag einer Zauberruthe versetzen konnten) denn auch wohl thun können, ohne dadurch etwas anderes als das Formale der objektiven Realität gewonnen zu haben. Beck verdrängt das Empirische durch das Transcendentale, indem er es durch dasselbe setzen läfst, und das er doch (nur unbemerkt aber) unvermeidlich zu Hülfe nehmen mufs, um sein ursprüngliches Vorstellen zu realisiren. Und so mufs er denn doch, was er sich auch dagegen sträubt, zu etwas aufser dem ursprünglichen Vorstellen, zum leidigen Dinge an sich, gegen welches er so thrasonisch triumphirt, seine Zuflucht nehmen.

Meine Elementarphilosophie mufste ihren Zweck,

die Form der Philosophie als Wissenschaft zu begründen, verfehlen, weil sie durch die Thatsache des Bewufstseins keinen andern als einen empirischen Grund und Boden gewählt hat.

Wenn sich der Grund des Unterschiedes und des Zusammenhangs zwischen dem Transcendentalen und Empirischen nicht aus reiner Vernunft ableiten läfst, so ist nie eine Philosophie als Wissenschaft möglich; so wird man immer zur Realität des Transcendentalen das empirisch als empirisch voraussetzen müssen und der Skeptizismus gewonnen Spiel haben.

Ich bin endlich durch die Einsicht in die Fehler meines Systems zum Verstehen des Fichtischen gelangt, und finde in demselben alle Anstalten zu einer Philosophie als Wissenschaft völlig gemacht. Lassen Sie sich nur ein paar Worte sagen, wie ich mir sein Ich und Nicht ich denke. Es giebt eine Thätigkeit, die keine andere voraussetzt und von jeder andern vorausgesetzt wird, die also, in wie fern sie gesetzt ist, durch keine andere als durch sich selbst gesetzt ist. Sie heifst in so fern Selbstthätigkeit.

Wenn es irgend eine Thätigkeit giebt — und dafs es eine gebe, weifs ich aus dem Bewufstsein meines eigenen Denkens — so ist auch jene Selbstthätigkeit gesetzt, die von jeder andern Thätigkeit vorausgesetzt wird.

Die Selbstthätigkeit ist gesetzt, heifst nichts anderes als: sie setzt sich selbst, und man mufs

unter Selbstthätigkeit überhaupt und ohne ein anderes Prädikat nichts anderes denken als die sich selbstsetzende Thätigkeit."

Sie kann Subjekt heifsen, in wie fern sie setzt, Objekt, in wie fern sie gesetzt ist; aber da sie nur gesetzt ist, in wie fern sie setzt, und setzt, in wie fern sie gesetzt ist, so ist sie Objekt und Subjekt zugleich. Man kann sie in so fern ein Ich heifsen, weil wir unser Ich unter einem ähnlichen Charakter im Selbstbewufstsein kennen. Aber man mufs sich hüten, sie mit unserm Ich zu verwechseln. Sie kann nur unser reines Ich heifsen, in wie fern sie der Möglichkeit des Selbstbewufstseins und des in demselben vorkommenden empirischen Ichs zum Grunde liegt. Stofsen Sie sich nicht daran, dafs ich das Ich des Selbstbewufstseins empirisch nenne. Der Grund wird sich von selbst ergeben.

Die Selbstthätigkeit als solche ist noch keine Vernunft, dazu mufs sie aus sich selbst heraus gehen und eine (etwas, das Nichtselbstthätigkeit ist) vernehmende Selbstthätigkeit werden.

Sie wird zur theoretischen Vernunft, in wie fern sie in gewissen Operationen von einer Nichtselbstthätigkeit abhängt, zur praktischen, in wie fern die Nichtselbstthätigkeit von ihr abhängt.

Der erste ursprüngliche Akt der Vernunft ist die absolute Thesis, das, was Fichte ausdrückt: das Ich setzt sich selbst.

Der zweite (jenen voraussetzende) die absolute

Antithesis, das unbedingte Entgegensetzen, wovon das formale Nicht-ich abhängt.

Der dritte die absolute Synthesis, die das Ich und Nicht-ich dadurch verknüpft, dafs sie eines durchs andere einschränkt oder bedingt.

Wie konnte ich doch nicht längst schon darauf verfallen, dafs die Synthesis nur unter der Voraussetzung einer Antithesis und Thesis, die auch Handlung des Geistes sein mufs, Handlungsweise der Spontaneität sein könne!

Durch jene ursprüngliche absolute Synthesis ist allein das Ich als ein durchs Nicht-ich bedingtes Ich, und in so fern allein als Subject, und das Nicht-ich als ein durch Ich bedingtes Nicht-ich und in so fern als Objekt denkbar, so wie ihre gegenseitige Beschreibung den Charakter der Vernunft als eines sich auf Objekt und Subjekt beziehenden Etwas begreiflich macht.

Das Nicht-ich ist an sich nichts als die Negation des Ichs; formale Entgegensetzung und, wenn man davon abstrahirt, nichts — das leidige Ding an sich. Die Philosophie konnte und kann es nicht entbehren, in wie fern sie z. B. in der Kritik dem Phänomenon im Ich, das vom Ich verschiedene Noumenon zum Grunde legte, ein blofses Produkt der reinen Vernunft, wozu aber die Vernunft durch ein Leiden im Ich (äufsere Empfindung) berechtigt sein mufste. Das Noumenon ist als Produkt der Vernunft kein Ding an sich. Aber so lange man's nur unter dem Namen Noumen kannte,

affie es uns noch immer durch Verwechselung mit jenem Unding.

Nicht das Nicht-ich an sich, sondern nur als bedingt durchs Ich ist Objekt, oder vielmehr kann dazu werden.

Alles im Ich durch's Nicht-ich Bedingte als solches ist empirisch; Alles im Nicht-ich und im bedingten Ich durchs reine Ich Bedingte ist transcendental.

Nur ein schwaches Pröbchen, nach welchem ich Sie nur meine Ansicht der Fichtischen Philosophie, nicht diese Philosophie selbst zu beurtheilen bitte, der ich nicht gern unrecht thäte, weil ich sie wahr glaube.

Schellingen scheint es an Nüchternheit der Spekulation zu fehlen. Indessen ist sein kleines erstes Schriftchen von zwei Bogen über das Fundament der Philosophie trefflich.

Ich habe Gefsnern auf sein Verlangen das Pestalozzische Manuskript zugesendet. Er wird's selbst verlegen.

Baggesen ist im Begriff, seine Frau, die auserdem nach dem Urtheile der Aerzte nicht leben kann, auf drei Jahre nach Italien zu bringen. Er wird künftigen Monat über Hamburg zur See dahin abgehen. O, dem Armen ist nicht zu helfen! Die Gemüthskräfte, über die er herrschen soll, sind zu grofs und zu viel; und das äufsere Schicksal scheint ihn selbst daran zu hindern, mündig zu werden.

Die Nachricht vom Tode Ihres Kindes ging mir um so näher, da meine drei Jungen und mein Mädchen zu unserer grofsen Freude sehr frisch blühen. Schreiben Sie bald und senden Ihre Adresse an Ihren Sie innig liebenden und sehr hoch schäzzenden

Reinhold.

Immanuel Kant.

Geb. zu Königsberg in Pr. den 22. April 1724,
gest. ebendaselbst den 12. Februar 1804.

Von unsterblichen Geistern, wie Kant, ist jede Zeile der Beachtung und Aufbewahrung werth; daher mögen hier zwei Briefe desselben folgen, welche er an den berühmten Verfasser der „Lebensläufe in aufsteigender Linie", Theodor Gottlieb von Hippel, schrieb. Hippel war seit dem Jahre 1780 Bürgermeister, Polizeidirektor und Stadtpräsident. Brief a. ist wegen des darin enthaltenen Witzes merkwürdig; der Gefängnifsthurm, dessen unfreiwillige Bewohner Kant durch ihre Andacht störten, war seinem Garten so nahe und nur durch einen schmalen Weg getrennt, dafs der grofse Philosoph wohl Grund zur Beschwerde haben konnte. Der im Brief b. erwähnte junge Dr. Jachmann ist derselbe, welcher in dem berühmten Gelehrtenverein von Königsberg so häufig erwähnt wird, und später zu den täglichen Gesellschaftern von Kant, Hippel, Scheffner u. s. w. gehörte.

II.

An Theodor Gottl. v. Hippel in Königsberg.

Königsberg, den 9. Juli 1784.

Ew. Wohlgeboren waren so gütig, der Beschwerde der Anwohner am Schlofsgraben, wegen der stentorischen Andacht der Heuchler im Gefängnisse, abhelfen zu wollen. Ich denke nicht, dafs sie zu klagen Ursache haben würden, als ob ihr Seelenheil Gefahr liefe, wenn gleich ihre Stimme beim Singen dahin gemäfsigt würde, dafs sie sich selbst bei zugemachten Fenstern hören könnten (ohne auch selbst alsdann aus allen Kräften zu schreien). Das Zeugnifs des Schützen, um welches es ihnen wohl eigentlich zu thun scheint, als ob sie sehr gottesfürchtige Leute wären, können sie dessenungeachtet doch bekommen; denn der wird sie schon hören, und im Grunde werden sie nur zu dem Tone herabgestimmt, mit dem sich die frommen Bürger unserer guten Stadt in ihren Häusern erweckt genug fühlen. Ein Wort an den Schützen, wenn Sie denselben zu sich rufen zu lassen und ihm Obiges zur beständigen Regel zu machen belieben wollen, wird diesem Unwesen auf immer abhelfen, und denjenigen einer Unannehmlichkeit überheben, dessen Ruhestand Sie mehrmalen zu befördern gütigst bemühet gewesen und der jederzeit mit der vollkommensten Hochachtung ist

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener

I. Kant.

b.

An denselben.

Königsberg, den 29. Septbr. 1786.

Ew. Wohlgeboren bezeige meine herzliche Freude an der verdienten, Ihrem Namen beigefügten Distinction, welche zwar Ihrer wohlgegründeten öffentlichen Ehre keinen Zusatz verschaffen kann, aber dennoch ein Zeichen ist, dafs Sie künftig in Ihrer Absicht, Gutes zu stiften, weniger Hindernifs antreffen werden, ein Interesse, welches, wie ich weifs, Ihnen allein am Herzen liegt.

Erlauben Sie, dafs ich, Ihrer gütigen Aufmunterung gemäfs, dazu jetzt von Seiten der Universität eine Gelegenheit in Vorschlag bringe. Herr Jachmann der Aeltere sagt mir, dafs sein Stipendium, welches er durch Ew. Wohlgeboren Vorsorge bisher genossen hat, mit diesem Michael zu Ende gehe. Da er sich jetzt seinem medizinischen Studium mit Eifer widmet und durch den zu seiner Subsistenz nöthigen Privatunterricht fast alle Zeit verliert, jenes gehörig zu treiben, so bittet er inständigst, Sie wollen die Güte haben, ihn zu einem von den verschiedenen, im Intelligenzwerke bekannt gemachten Stipendien zu verhelfen.

Erlauben Sie, dafs er sich selbst dieses Anliegens wegen persönlich bei Ihnen melden, oder schriftlich deshalb einkommen darf, so belieben Sie, mir hierüber einen Wink zu geben. Gut wird diese Wohlthat an diesem rüstigen, wohldenkenden und

fähigen jungen Menschen immer angewandt sein, dafür kann ich einstehen.

Ich bin jederzeit mit Hochachtung und Herzensanhänglichkeit

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

I. Kant.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

geb. zu Königsberg in Pr. den 24. Januar 1776,
gest. zu Berlin den 24. Juli 1822.

Den Briefen, welche theils in Hoffmann's Biographie, theils im dritten Bande der von mir herausgegebenen Denkschriften und Briefe mitgetheilt worden, mögen sich hier noch vier Briefe des unvergefslichen Mannes an seinen Freund, den Präsident von Hippel, anreihen, welche man gewifs mit grofsem Interesse lesen wird. Brief a. malt Hoffmann's Angst über die Möglichkeit seiner Nichterlösung aus Plock, b. und c. seine Sorge, dafs die mit Hippel lange vorbedachte Reise nach Italien nicht zu Stande kommen werde, — und sie scheiterte, denn das Unheil, welches Napoleon über das gesammte Vaterland brachte, traf auch jeden Einzelnen! — Brief d. giebt ein treues Bild von Künstlers Erdenwallen!

a. †

An den Präsident von Hippel.

Plock, den 10. December 1803.

Mein einziger theuerster Freund.

Jetzt weifs ich's, dafs Du mein Freund im ganzen Sinne des Wortes bist, und dies ist volle Entschädigung für alle Erbärmlichkeiten der trivialen Lebensweise, welche mich schier zu Boden drückt, und der ich mit einem Aufwande von Kräften entgegen arbeiten mufs, welcher, geht es noch länger so fort, nothwendig den ganzen Vorrath in Kurzem aufzehren mufs. — Du kannst mir jetzt nicht helfen, das ist sehr schlimm — es gehört zu den Streichen des bösen Genius, der mich verfolgt, seit ich aus Berlin bin. Ist es indessen mit Deinem Anerbieten, mir das Verlangte in drei Monaten zu schaffen, Ernst, woran ich nicht einen Augenblick zweifle, so ziehst Du mich doch mit einem Ruck aus aller Verlegenheit, und setzest mich in die Lage, dafs mir nicht noch das Bischen armseliger Lebensgenufs, welches ich hier dann und wann mit Mühe erhasche, durch Sorgen der bitteraten Art verkränkt wird.

Um einer jugendlichen Sottise willen, von der mein Antheil nicht einmal feststeht, mufs ich auf alles, was mir lieb und theuer war, Verzicht thun! — Mein Sinn für die Kunst ist hier so *hors de saison*, dafs ich überall damit anstofse und mich verwunde. — Die Malerei habe ich ganz bei Seite geworfen, weil mich die Leidenschaft dafür, hinge ich ihr nur

im mindesten nach, wie ein griechisches Feuer unauslöschlich von innen heraus verzehren könnte — ich würde vielleicht zur grofsen Erbauung der Umstehenden mit einem Male wie jene Prinzessin im Mährchen, die mit dem Salamander kämpfte, der ihr einen unsichtbaren Feuerbrand ins Herz warf, in ein Aschenklümpchen zusammenfallen! — Die Musik mit ihren gewaltigen Explosionen ist mehr ein Theater-Donnerwetter — ein feuerspeiender Berg von Gabrieli (jene Kunst ein Vesuv *in natura*) — man kann sich mit ihr ohne Gefahr vertrauter machen, darum habe ich sie zu meiner Gefährtin und Trösterin erkieset auf diesem dornigen, steinigen Pfad! — Im Ernst, lieber Freund, — in dieser Abgeschiedenheit steige ich herab oder lieber hinauf in die unbesuchtesten Regionen, wo die Muse ihren geweihten Jüngern das Buch der Geheimnisse aufschlägt. In Prosa so viel: ich studire mit Eifer die Theorie der Musik, und dieses Studium, so wie der Umgang mit meiner Frau, die sich, Dank sei es dem Schicksal! meinem Anachoreten-Leben ganz anschmiegt, ist das Einzige, was mir zuweilen Augenblicke des Lichts gewährt. — Einen Freund, mit dem ich mich über alles, was mich quälte, hinweghob, hatte ich nur so lange ich mit Dir lebte!

Du bist auch nicht ganz glücklich und hier ist unser Schicksal sich wieder gleich; wir stehen beide nicht auf der rechten Stelle. — Wie, wenn ein Genius erschiene und löste die Ketten, welche uns an unser erbärmliches Alltagsleben fesseln (am Ende sind diese Ketten vielleicht nur das Spiel unserer

Einbildung?) — was thäten wir? — Ich ergriffe den Wanderstab, ginge nach Italien, bildete mich zum tüchtigen Componisten aus, und es wäre schlimm, wenn ich, hätte ich mich zu dem gewandt, wozu ich organisirt wurde, nicht ein besseres Schicksal — ein besseres Fortkommen mit meiner Kunst erarbeiten sollte als jetzt! — Doch das sind *pia desideria!* — Ich kehre zur Wirklichkeit zurück! — Meine Correspondenz nach Berlin stockt, — ich bin ohne alle Nachrichten. — Weder Beyme noch Schleinitz haben geantwortet, auch Focke schweigt auf zwei lamentable Sendschreiben; alles dieses sind sehr traurige Aspecten! — Hat Dir wenigstens nicht Schleinitz geschrieben, in wie fern sich Beyme meinen Wünschen geneigt gezeigt hat, oder nicht. — Die wegwerfende Art, womit man mich — laufen läfst, kränkt mich unbeschreiblich, und legt noch ein bedeutendes Gewicht zu den Uebeln, die mich hier zu Boden drücken. — Durch Dich kann ich wenigstens erfahren, ob mein Versetzungsplan total gescheitert oder ob noch einige Hoffnung da ist. Lass' Dir meine üble Lage zu Herzen gehen, und thue für mich, was Du kannst. —

Ich hätte eher geschrieben, wenn ich nicht vorher, so viel wie möglich für den Moment, meine Angelegenheiten in Ordnung hätte bringen müssen; jetzt ist das vorbei, und ich bin gerade so weit, dafs ich mich auf die schwache Stütze, die bis Ostern halten soll, verlassen mufs. — Vergelte daher nicht Gleiches mit Gleichem und schreibe mir bald, damit ich endlich ruhig sein kann. Meine

Frau empfiehlt sich Dir und Deiner Frau, so wie ich mich auf das Angelegentlichste. —

Lebe wohl, einziger Freund, ewig, ewig

Dein

Hoffmann.

b. †

An denselben.

Warschau, den 6. März 1809.

Mein theuerster, einziger Freund.

Der Regierungsrath Siebenhaar hat Dich in Berlin gesehen! Nein, nicht beschreiben kann ich es Dir, welch' ein banges Gefühl mich bei dieser Nachricht ergriff; irgend eine dunkle Ahnung lag ihm zum Grunde; als ich im Stande war, ruhiger meinem Ideengange nachzugehn, fand es sich, dafs mich der Gedanke, Du könntest mich vergessen haben, Du könntest jetzt von Berlin aus ohne mich die *grand Tour* machen, so gewaltig erschüttert hatte.

Jetzt glaube ich nicht mehr daran, und adressire diesen Brief nicht einmal nach Berlin, sondern nach Leistenau, wohin Du meines Bedünkens schon zurückgekehrt sein wirst! —

Je älter ich werde, mein Freund, desto bestimmter entwickelt sich mein Selbst dazu, wozu es das höhere Walten, wogegen der Mensch vergebens mit seinen kleinlichen Ab- und Einsichten einzugreifen wagt, bestimmt hatte.

Mein Geschäftsleben ist die ekelhafte Puppe,

welche die schönen Fittiche des Kunstgenius einzuschliefsen strebt, bis sie gewaltsam durchbrechen! — Der Kunstcyklus, in dem ich mich hier umhertreibe, ist eine Anmahnung zum Nachstreben des Bessern, er übt und stärkt, wiewohl er, als Zweck betrachtet, nur ein Spiel mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse sein kann, und ich hiernach auch den Vorwurf, der dem Wilhelm Meister von jenem *sei disant* Offizier gemacht wird, verdienen möchte! — Du, mein Freund, bist meine einzige Hoffnung, indem ich des festen Glaubens lebe, dafs die höhere Macht, deren Einwirken in unserer Zeit selbst blöden Gesichtern blendend erscheint, sich des schönsten, womit sie den Sterblichen beglückt, nämlich der Freundschaft, als Mittel bedienen wird, mich zu erlösen von dem Uebel, das mich mit eisernen, schmerzhaften Banden umstrickt und festhält! — Was ist es anders als unsere Reise, welche unser besseres Selbst einander näher bringen, was, ja, ich sage es, uns Beide dahin stellen wird, wo wir hingehören, und wo wir Beide jetzt nicht stehen! — Wäre es möglich, dafs Zeit und Umstände Dich, mein theuerster Freund, hätten vergessen machen können, was wir so oft über diese Angelegenheit in Gesprächen feststellten, so sei Dir meine jetzige Anmahnung ein feuriges Wort, das Dein entschlafenes besseres Ich entflammt! —

Noch eins, mein theuerster Freund! lass' uns nicht wie Reiche reisen; meine Finanzen halten es nicht aus, und Deine werden sich wohl dabei befinden, und wo ist mehr Genufs? —

Wäre es möglich, wir allein, höchstens ein Bedienter! —

Wenn reisen wir ab? wo treffen wir zusammen? Du bist in Berlin von Deiner Familie umgeben gewesen, ich habe keine — Du sollst für den Staat leben und steigen, mich fesselt eine elende Mediokrität, in der ich sterben und verderben kann. — Diese Ungleichheiten, dünkt mich, vermögen nichts gegen den gleichen Sinn für die Kunst, der uns vereinigte, und den wir nie lassen! —

Ich beschwöre Dich, widerstehe dem Einwirken einer vielleicht nur zu prosaischen Umgebung und Anreizung. Alles hängt von Deiner Erklärung ab. Ich bin ein Spieler, der das Letzte auf eine Hoffnung wagt! — Schreibe mir bald, und verzeihe mir meinen rhapsodischen Brief der beängstigenden Stimmung, die mich quält, und die durch das Peinliche meiner jetzigen Lage nur zu oft erregt wird. —

Antworte mir bald und bestimmt! — Adieu!

Ewig Dein

Hoffmann.

6.

An denselben.

Warschau, den 19. Juni 1806.

Welches sonderbare Gerücht in Berlin schickt mich mit einem polnischen Grafen auf Reisen? — Nein, mein theuerster, einziger Freund, meine einzige Hoffnung ist darauf gebaut, dafs Ereignisse jeder Art Deinen schönen Entschlufs nicht ändern

werden, und ich habe den festen Glauben, dafs die Ausführung desselben auf Dein Leben, so wie auf das meinige, den entscheidendsten wohlthätigen Einflufs haben wird. — Warum willst Du erst auf den Herbst nach Warschau kommen, warum nicht jetzt in der schönsten Jahreszeit? — Wenn Du allein kommst, kannst Du bei mir wohnen, und damit Du Dich gleich zu mir hinfindest, so frage nach der Senatoren-Strafse, da wirst Du mich im zweiten Stock des Röslerschen Hauses erblicken!

Komme so bald als möglich! Adieu!

Dein

Hoffmann.

d. *) †

An denselben.

Mein einziger, theuerster Freund.

Nein! — ich lasse den Muth nicht sinken, da ich auf Dich bauen kann, und die feste, innige Ueberzeugung habe, dafs mit meinem ersten Fufstritt aus Berlin sich all mein Leid enden und in Freude und Wohlsein umwandeln wird. In einer solchen hülflosen Lage, wie die letzten acht Tage über, bin ich noch nie gewesen; zufällig wurde sie von einem meiner Bekannten, dem ehemaligen Regierungsrath Friedrich, welcher mich trostlos im Thiergarten fand, errathen; und selbst in Verlegenheit theilte er doch sein letztes Geld mit mir.

---

*) Ohne Ort und Datum, doch gewifs im April oder Mai 1807 geschrieben.

Um nicht einen Augenblick mit der Abreise nach dem Empfang des Geldes zögern zu dürfen, habe ich mir schon im Voraus die nothwendigsten Kleider und Wasche bestellt; Bezahlen und Abreisen wird daher wohl der Akt eines Vormittags sein. — Du siehst, mein theuerster Freund, dafs ich, nun ich nur der Hülfe gewifs bin, auch meine Muthlosigkeit, die wohl — mit einem Wort gesagt — durch wirklichen Mangel der schrecklichsten Art, durch den Hunger, erzeugt wurde, ein Ende hat, und dafs ich nun mein Schicksal preise, welches mich mit einem Ruck dahin versetzt, wohin mich schon längst meine ganze Neigung trieb. Bei der jetzigen Concurrenz brotlos gewordener Künstler war es wirklich viel, ein Unterkommen zu finden, welches schon zu den bedeutenderen gehört, und für mich um so erspriefslicher sein mufs, als ich nun nichts thun darf, als schreiben, um bekannt zu werden. In Warschau konnte ich aber Opern stofsweise componiren, ohne dafs irgend eine Menschenseele davon Notiz nahm.

Wie aber meine Sehnsucht nach dem Orte meiner Bestimmung mit jedem Tage steigt, davon hast Du keine Idee! —

Es geht so weit, dafs ich nicht mehr ruhig arbeiten kann, sondern unwillkürlich vom Tische aufspringe und Stub' auf Stub' ab laufe, ehe ich es mir versehe, auch wohl auf der Strafse und im Thiergarten bin, wo mir seit einiger Zeit die einsamen Partieen sehr lieb sind, indem mich Lichtenberg's Abhandlungen von lichtscheuen Hasen und dergle-

eben jetzt etwas näher angehen, als sonst. — Zu keiner Kunst (um sie nämlich auszuüben) gehört wohl so körperliches Wohlsein, als zum Componiren, das Gegentheil bewirkt eine grofse Kränklichkeit, die sich nicht allein in den Ideen, sondern, was in der Composition ein Hauptmoment ist, auch in ihrer Zusammenfügung ausspricht. Lebhaft habe ich dies Alles jetzt gefühlt, und ein *Salve Regina*, das ich in diesen Tagen des Unglücks setzte, unerbittlich zum Feuertode verdammt; dagegen nach dem Empfange Deines Briefes Mittags gut gegessen und getrunken und Abends ein neues *Salve Regina* angefangen, das nun schon ein ganz ander Ding wird. — In kurzer Zeit werden nämlich von mir drei oder vier vierstimmige Hymnen an die Jungfrau unter dem allgemeinen Titel: *La santa Virgine*, erscheinen, die blofs von Singstimmen ohne alle weitere Begleitung als höchstens des Pianoforte, welches leise und diskret die Grundaccorde anschlägt, vorgetragen werden. —

Dafs Dir meine Zeichnung gefällt, freut mich, und ich bin jetzt ganz zufrieden, dafs ich sie gemacht habe, weil ich Dir dadurch einen Beweis meiner herzlichen, innigen Zuneigung geben konnte, dafs ich sie Dir zusandte. Wärst Du musikalisch, so sollte gewifs jedem Briefe an Dich etwas von meiner Composition beiliegen; indessen hoffe ich zuverlässig, dafs Du noch manches von mir in voller Pracht und vollem Pomp hören sollst, und finden wirst, dafs meine Sachen ganz gut klingen. —

Dein Urtheil über Werner ist ganz das mei-

nige, jedoch wirst Du finden, dafs im Attila es wieder herrliche Züge giebt, wiewohl auch dieses Stück wieder mit läppischen Dingen und Geschmacklosigkeiten durchflochten ist. Zu letztern rechne ich besonders im Kreuz den ganzen ersten Akt, wenig ausgenommen die Scenen der Pregolla „wer wird nun hüten mein Feuerlein", und die unendlich läppische Scene des Schiffermädchens. Hast Du Werner persönlich gekannt? — ich glaube, ja! Ueber seinen schmutzigen Geiz, der doch in keiner Künstlerseele wohnen sollte, hat Iffland neulich eine charakteristische Anekdote debitirt. Als die Weihe der Kraft in Berlin aufgeführt werden soll, erhält Werner blofs für die Mittheilung des Manuskripts, welches er gleich darauf drucken liefs, aus der Theaterkasse 500 Thaler in Thalerstücken — gewifs ein ungeheuer grofses Honorar. Im Begriff, sie einzustreichen, neigt er sich, bittersüfs lächelnd, zu Iffland und flüstert: „hätte doch gedacht im Golde, mein Herr Direktor!" — Iffland drückte sich sehr pittoresk aus, indem er sagte: „Immer nur sehe ich, wenn ich mit Werner über seine Werke für unser Theater spreche, die Goldfaust hervorragen!" (wie eine Teufelspfote). Uebrigens ist das hiesige Theater, da wegen der Gäste Niemand hineingehen mag, so in schlechten Umständen, dafs die Schauspieler nicht mehr bezahlt werden konnten, und Iffland dem Comite administratif erklärte, dafs er, bekäme er nicht bedeutende Zuschüsse, das Theater schliefsen müsse. — Des Brotes wegen, dessen jetziger Preis für Arme unerschwinglich und das zuweilen gar nicht zu ha-

ben ist, sind hier einige Tage hindurch unruhige Auftritte gewesen, die aber bald durch starke Patrouillen zu Fufs und zu Pferde gedämpft wurden!

Ueber die mir zugesagte Hülfe bin ich voll unruhiger Erwartung, und werde meine ganze Seelenruhe nur dann geniefsen, wenn ich dem Weichbilde Berlins entflohen bin.

Grüfse herzlich Deine liebe Frau von mir; ich wünsche, in ihrem Andenken zu leben.

Ewig bis in den Tod

Dein treuer
Hoffmann.

Nachschrift. Lass' unter keinen Umständen unsere vorige Briefträgheit und Kargheit wieder einreifsen! — Von mir sollst Du wenigstens fleifsig Briefe erhalten, Du mufst aber auch antworten. Wie wenn es heifsen wird: „Bamberg, den — Heute wurde eine Oper: die Schärpe und die Blume, aufgeführt u. s. w."

Karl Ludwig von Woltmann.

Geb. in Oldenburg den 9. Februar 1770,
gest. in Prag den 19. Juni 1817.

9.

An — — —

Göttingen, den 22. Juli 1789.

Schon seit einigen Posttagen harre ich, theurer Freund, auf frohe Kunde aus Ihrem Hause. Als dem Justizrath Hufeland ein Sohn geboren war, schrieb er blofs: Er ist da! So viel werden Sie mitten in der Verwirrung der Freude und kleiner Besorgnisse, welche doch bei solcher Gelegenheit nicht ganz fehlen, mir auch schreiben können. Es bedarf mein Herz der Kunde vom frohen Geschick eines Freundes, denn unser Wardenburg, welchen ich bei meiner Ankunft schon sehr abgezehrt fand, liegt seit einer Woche völlig darnieder. Ach, er war jetzt in der schönsten Hoffnung, sich eine wohlthätige Hütte für dieses Leben bauen zu können, und unsere Freundschaft ward immer reiner und fester. Zieht ihn sein Fieber, ich fürchte sehr, ein

schleichendes, dem Grabe immer näher: so werde ich hier noch lange nicht aufbrechen. Sonst hoffe ich nach ein paar heitern Wochen, die mir für meine Arbeiten noch fehlen, von hier nach Pyrmont zu gehen, und dann auf ein paar Wochen in das geliebte Oldenburg zu eilen. Wohin ich dann weiter reise, ist sehr ungewifs geworden; denn warum sollte ich in dieser schrecklichen Zeit und unter tausend Gefahren durch Holland, Frankreich und Spanien reisen, wie mein Plan war? Nach Paris käme ich wohl; aber von dort nach Madrid durch bürgerlichen Krieg und Räuberbanden? Meine äufsere Lage ist so, dafs ich bessere Zeiten im südlichen Europa abwarten kann. Holstein, Kopenhagen und Stockholm erscheinen mir auf einmal in einem Lichte, welches meine Sehnsucht erweckt.

Durch die Furcht vor den Russen und vor einer Pest im nächsten Herbste reize ich noch bisweilen unsern kranken Freund, welchem sonst beinahe Alles gleichgültig geworden. Der Moskovitism, sage ich ihm, wird sich nun über Europa lagern; der barbarische Winter hat ihn verkündet; der verabscheuungswürdige Frühling, und der Sommer, welcher sich vom Monat April sein Recht hat nehmen lassen, sind mit ihm im Bunde; eine Pest verschlingt im Herbste das ganze gebildete Menschengeschlecht; sie und Kaiser Paul werden herrschen. Beide werden auch England mit seinem Pitt verschlingen, welcher den Zorn des Himmels durch seine Grundsätze, den Herrscher des Nordens durch sein Gold auf sich gezogen hat. Bei diesen Worten lächelt unser Freund,

denn wie ein tüchtiger Chevalier der französischen Revolution hafst er den englischen Staatsmann wie den Teufel.

In Göttingen schläft der menschliche Geist noch früher ein, als dafs ihn die Pest im Herbst hinwegraffen konnte. An Bürger's Stelle trat Karl Reinhard; Lichtenberg's Kalender wird Girtanner fortsetzen. Mein edler Plank hat in der vorigen Woche sein vortreffliches Werk ganz vollendet, nun wird auch er wohl nichts mehr unternehmen. Die Geschichte ist hier jetzt blofs Buchstabenwesen, anstatt dafs man bei Spittler's Hiersein sagen konnte, sie sei von einem fremden Geiste besessen. H. kann keinen tiefen Griff thun, und er wird vor Anstrengung, Geschmack zu haben, bald gänzlich ermatten. Sartorius ist höchstens ein historischer Taschenspieler, in Allem, was man an Spittlern tadelte, ein zweiter Spittler. Wie ein historisches Orakel murmelt Schlözer bisweilen noch eine Sentenz, und merkt nicht, dafs höchstens noch Herder seine Orakelsprüche achtet, welcher gern hinter sich die Brücke abwerfen möchte, auf welcher man in das Gebiet der Genialität eingeht. Grellmann ist gemeiner als ein Verzeichnifs vom Aus- und Eingange ungarischer Ochsen in der Statistik. Man hat die Göttingische Akademie zu sehr mit einem Ballaste von Professoren beschwert, aus Furcht, dafs sie sinken möchte; sie kann jetzt nicht leicht segeln. Sie werden sagen, mein Freund, dafs ich einmal wieder die schwarze Seite mit Fleifs nach aufsen kehre; aber was kann ich dafür, wenn das Charakteri-

stische sich nur im negativen Wesen oder in positiven Fehlern findet.

Auf diesem Blättchen Ihres Briefes war auch die Erwähnung des westphälischen Almanachs? wird er poetisch oder prosaisch sein? müssen die Gedichte auf Westphalen Beziehung haben und einen bestimmten westphälischen Geist? etwa ein poetischer Pumpernickel sein, wie Vossens Poesie? Dann wäre der Gedanke des Almanachs vortrefflich.

Das eine Blättchen Ihres letzten Briefes, welches zum Theil für Unger war, habe ich ihm gesandt, aber bis jetzt weifs ich noch nicht seinen Entschlufs deshalb. Auf diesen Sommer und den nächsten Winter sind seine Pressen, seine Leute zum gröfsten Theil und er selbst von der Regierung in Acquisition gesetzt.

Dafs in diesen Tagen doch ja ein recht schönes Glück in Ihr Haus komme! Mit welcher Heiterkeit werde ich dann es betreten, und wie unaussprechlich wäre meine Freude, wenn ich den genesenen Wardenburg mit in dasselbe führen könnte. Leben Sie wohl, mein geliebter Freund.

Woltmann.

b. †

An Varnhagen von Ense.

Prag, den 11. Januar 1816.

Ich hätte Ihnen freilich für Ihr gewichtiges Schreiben vom 22. November noch im vergangenen Jahr danken sollen; aber an Füfsen und Händen

lahm liege ich schon wieder eine geraume Zeit zu Bett. Auch meine Zunge war eine Zeit lang so geschwollen, dafs ich nicht sprechen konnte, und so blieb ich endlich nur in Gedanken und Willen noch rüstig. In diesen werde ich es bleiben für Wahrheit und Freiheit, welche indefs ein Historiker anders erkennt, als die im Namen des nie lauter gesinnten Merkur lärmenden Leute am Rhein. Ich glaube selbst auch anders als Niebuhr, der bei einem muthigen Schwung der Ideen mit seinem weit ausgeholten und bei furchtbarem Pfeifen oft machtlosen Rolestreichen den deutschen Barbaren gleicht, die nach einem langen Schlag mit ihren weitgestreckten und flachen Schwertern sie wieder gerade streichen mufsten, und inzwischen dem Gegner manche verderbliche Blöfse gaben. Wie sehr ist dieses bei ihm der Fall gegen den fast leichtfertigen Schmalz. Wie wenig Consequenz der Begriffe in der ternher tonenden Einleitung, und wie unklug Alles verspielt durch das Zugestehen einer politischen Sekte, die das sein oder jeden Augenblick werden mufs, was er leugnet. Zum Theil hat Schmalz in der zweiten Schrift die gegebenen Blöfsen benutzt. Ich hatte ihn und Niebuhr in einer ausführlichen Rezension für die Jenaer Litteratur-Zeitung zusammengestellt. Sie ist leider zu spät gekommen, da sich schon ein anderer Rezensent mit der Sache befafst hatte. Wahrscheinlich hatten die Preufsen mich im unpartheiisch gehalten, wenn ich die ihnen gebührende Freiheit wider Schmalz und seines Gleichen in Schutz nahm.

Von Ihnen ist wahrscheinlich der Bericht über die Hoffnung Preufsens auf die neue Verfassung, welche ich in diesen Tagen im Nürnberger Correspondenten u. s. w. fand. Er ist treffend, alle Partheien berücksichtigend und schonend. Ich freue mich zu glauben, was ich nicht geglaubt habe, dafs der Wille des Königs für die Verfassung eines freien Volkes sei, weil er die Erkenntnifs von ihrer Nothwendigkeit besitzt. Dafs alle Partheiung in der Nähe Hardenberg's aufhöre, ist wahr, wenn dies so viel heifsen soll, dafs er keiner Parthei angehöre. Soll es aber so viel heifsen, dafs er Meister jener Blitze des Verstandes und des Willens sei, wodurch alle Parthei zurückgescheucht wird, so werde ich streben, mich auch dieser Hoffnung zu überlassen, an die ich bisher nicht geglaubt habe. Ich gestehe, dafs ohne den Glauben an diese Hoffnung ich nicht viel auf Verwirklichung der Idee von Freiheit baue, ohne welche die preufsische Macht leicht wie Nebel zerstieben könnte, indem sie sich als eine echt deutsche befestigen will.

Wer schreibt die Bremer Zeitung? Ihre Würdigung des österreichischen Beobachters über die Pariser Verhandlungen ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Kernhaft und edel ist, was wahrscheinlich Sie in der Allgemeinen Zeitung wider denselben gesagt haben. Sein Benehmen und Sinnen stellen die Mäfsigung und billige Klugheit Oesterreichs so sehr in Schatten, als die frechen und hirngespinnstischen Uebertreibungen des rheinischen Mer-

kur der Kraft und Liebe Preufsens für Sicherheit und Freiheit Deutschlands.

Wie sehr erfreut mich die Aussicht in Ihrem Briefe, dafs der junge Napoleon unter Oesterreichs Obhut der Stifter jener Freiheit werden könne, nach welcher das unglückliche Frankreich so lange vergebens gerungen, und welche die sogenannten Pairs nun gern für ewig dem Scheiterhaufen opfern möchten. Man sagte mir von Verbindungen zwischen französischen und deutschen Demokraten, die vorzüglich Gruner geleitet hätte. Haben dieselben auch jene Tendenz für den kleinen Napoleon, dann Heil ihnen. So könnten Oesterreich und die deutschen Demokraten ja zusammenstehen.

In der Charakteristik Gneisenau's habe ich wiederum etwas vom Sallustius entdeckt, worüber Sie sich nicht beschweren sollen. Ich glaube, noch nichts so Gutes über Sie gesagt zu haben, als wie ich Ihr Talent mit seiner Geschichtschreibung verglich. Knüpfen Sie ja durch ähnliche Charakteristiken meine Einsamkeit an den diplomatischen und politischen Verkehr. Vielleicht ist der ganze Bundestag in Frankfurt zu nichts anderem werth und berufen, als dafs Sie ihn portraitiren. Oder sehen Sie einen Geist in demselben, der für Deutschlands Freiheit warm und einig werden könnte?

Der Staatskanzler sollte Sie doch nicht von sich lassen; in der Krisis, die dem Innern Preufsens bevorsteht, ist Ihr Stand bei ihm. Was Sie dort wirken können, ist überwiegend gegen den Ge-

winn von Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Deutschland, welche Sie in Carlsruhe freilich fortsetzen können. Auch gehören Sie und Ihre Gemahlin eigenthümlich in den regen geistigen Verkehr der Berliner. Sollten aufserdem trotz der gebildeten Männer, die mit den Heeren zurückgekehrt sind, der zur Bildung einer neuen Verfassung, oder vielmehr der ersten, die Preufsen haben wird, tüchtigen Kräfte so viele sein, dafs man sie nicht mit der gröfsten Sorgsamkeit in Berlin versammeln müfste? Hoffentlich weifs ich Sie bald dort, sobald der wichtige Moment wirklich gekommen ist, und darf Ihnen meine Ideen über eine freie Verfassung, wie Preufsen sie für sich und Deutschland brauchen kann, obgleich ein Nichtpreufse, mittheilen. Das Leben in Oesterreich und das anhaltende Studium der Geschichte, dieses wunderbaren politischen Baues, lehrt mich durch den Kontrast viel für Preufsen. Vielleicht gebe ich schon Einiges von dem, was ich gelernt habe, in politische Blicke und Berichte, die ich bald herauszugeben gedenke, ungedruckte Abhandlungen, zum Theil auch bisher ungedruckte Ideen. Ein wahres Wort von Niebuhr, dafs unsere Zeit zur politischen Bildung unfruchtbar sei.

Fleifsig bin ich Krüppel übrigens nicht sehr. Der sechste Theil meines Tacitus wird in diesem Winter erscheinen. Politische Rezensionen von mir finden Sie in den Jenaischen Blättern. Nicht zum Druck geeignete Memoiren arbeite ich über verschiedene Gegenstände, so wie sie von Oberbehörden in Wien verlangt werden.

Das letzte Novemberstück des rheinischen Merkurs, welches mir die Jenaer mitgetheilt haben, ladet eigentlich Sie als einen Verbrecher vor das Gericht sämmtlicher Potentaten u. s. w. In der Kritik über Tettenborn hatte ich Ihre Worte angeführt: „der französische Kaiser u. s. w." Es ist nämlich von einer Zeit die Rede, wo Napoleon noch französischer Kaiser war, und die Geschichte wird ihn, wenn sie von dieser Zeit spricht, noch nach Jahrtausenden den französischen Kaiser nennen. Jene Leutlein, possirliche Vehmrichter, nennen mich einen Speichellecker des Kaisers, weil sie die Historie nicht buchstabiren können, und wollen dann zugleich darthun, dafs ich kein Geschichtschreiber sei. Wahrlich der Erkenntnifs und der freien Würde ist in den deutschen Trommlern der Freiheit noch viel weniger, als ehemals in den feigsten Jacobinern. Mein Urtheil über Napoleon ist zu Anfang einer Rezension über Lüder's etc. am Besten ausgesprochen. Die alte Frau Nemesis wird auch nicht beherzigt. Ich halte was auf dieselbe, und gut geputzt wartet sie im Schranke auf eine Gelegenheit, zu Ihnen zu kommen.

Indem ich Ihnen ein herzliches Lebewohl sagen und um baldige freundschaftliche Erwiederung bitten will, sehe ich mich wieder von dem Bundestage befangen. Sollen Stein und Küster als preufsische Gesandte zusammengespannt sein, Jener mit, Dieser ohne Hufeisen? oder wie der Nachtwächter von Hamburg, der den Schleicher hinter sich hat? Allein Küster wird nicht auf den gehen, welchen

Stein aufjagt; diese zwei rechtschaffenen Männer sind zwei Extreme, welche nicht zusammentaugen. Verbeugt Friedrich Schlegel sich gut, wenn ihn Albini zu einem Gesandten schickt?

Friedrich v. Raumer hat mich im Sommer zu Prag besucht, ein frischer Geist mit Gelehrsamkeit ohne Prunk und Pedanterie, ein kräftiger Freund der Freiheit ohne allen Factionsgeist. Wir kannten uns zu Berlin nicht; aber in Prag hat mich sogar Manso aus Breslau besucht, welcher so viele Jahre in der Bibliothek der schönen Wissenschaften stand, und hinter dem Repositorium her von dem Bogen seiner Charitinnen Pfeile auf mich abschofs. Irgend einen Verkehr mufs er mit den Grazien gehabt haben; denn er hat eine gewisse Holdseligkeit. Interessirt hat er mich auch; er hat sich jetzt, wie es scheint, auf das beschieden, was er sein kann, und dieses ist ehrenwerth. Wie ehemals Jacobs etc. sein Herz als vortrefflich rühmten, so jetzt Raumer. Ein dritter Breslauer Gelehrter, Professor Passow, hat mich ebenfalls interessirt. So werde ich hier fast mehr durch preufsische Gelehrte erfreut, als zu Berlin selbst. Aber nun endlich, leben Sie wohl!

Ihr

Woltmann.

c. †

An denselben.

Prag, den 11. Juni 1816.

— — —. Ihre Ruhe wider den Herrn v. Hefs hat mich sehr gefreut. In Ihrer Ankündigung Ihrer Geschichte des Wiener Congresses charakterisiren Sie Memoiren, die ein historischer Kopf verfafst, welcher mit seiner Zeit fühlt und denkt. Dem künftigen Geschichtschreiber jener viel wichtigeren Friedensversammlung, als sie es den Erwartungen der Zeitgenossen schien, werden Sie eine Vorarbeit liefern, wie man sie über keinen Friedenscongrefs hat, und bei welcher ihm schwer werden möchte, sie nur als Material zu gebrauchen. Schreiben Sie mir doch etwas Näheres darüber. — Der sechste Band meines Tacitus wird in einem paar Wochen gedruckt sein. Er ist, den Anstand der Bescheidenheit wage ich gegen Sie zu verletzen, gründlicher philologisch über den grofsen Geschichtschreiber, als selbst Justus Lipsius, der einzige Philolog, gegen welchen ich tiefere Ehrfurcht fühle. Haben Sie meinen Tacitus nicht, so werde ich Ihnen ein Exemplar des ganzen Werks übermachen. Ich wünsche, dafs etliche kräftige Stimmen, die nicht zur philologischen Gilde gehören, sich für ihn erheben, gegen das Unsal unserer Litteratur. Die alte Frau Nemesis etc. soll dann erfolgen.

Goethe schreibt mir, dafs er aus der neuen Ausgabe seiner Werke Paralipomena zurückbehalte,

welche zur Erscheinung nach seinem Tode er mir anvertrauen wolle. Noch las ich das Neue in seinen beiden ersten Bänden, auch sein Reiseheft nicht. Es soll mich erquicken, wenn der Druck des Tacitus vollendet ist. Wir wollten diesen Sommer zusammen kommen; ich weifs nicht, ob es geschieht, und wo ich nach einigen Wochen sein werde. Die Briefe an mich gehen vorläufig stets hieher.

In Preufsen scheint eine Entwickelung an der Tagesordnung zu sein, wodurch die Kraftvollsten in Dunkel und Unthätigkeit gesetzt werden sollen. In meiner kranken Abgeschlossenheit nehme ich ungemeinen Theil daran, und weifs keine würdige Stimme in Berlin darüber zu befragen. Theilen Sie mir nach wie vor Ihre politischen Urtheile mit. Sie sind in der Fülle der Thatsachen mit historischem Blick. Was machen Stein, Gneisenau, Gruner? Im Oesterreichischen, wo die bürgerliche Freiheit wie ein Naturproduct wächst, hat sie durch das Glück unserer Tage gleichsam einen neuen Schufs bekommen. Man kann sagen, ein trefflicher Geist wohnt den Habsburgern im Herzen. Auf eine nähere persönliche Bekanntschaft mit Metternich bin ich sehr begierig. Er will mir überaus wohl, und ich glaube an eine lichtvolle Heiterkeit in seinen Ideen und seinem Willen. In welchem Verhältnifs ich in Oesterreich sei, werde ich es ohne politischen Ehrgeiz sein; denn meinen Ruhm muts ich einmal in der Litteratur und Geschichte suchen.

Lesen Sie nun den dritten Theil der Memoi-

ren des Freiherrn von S—a? Der Leipziger Commissionair des deutschen Museums hat seine Freude an dem Buch, wie er sich kaufmännisch ausdrückt. Trügt mich nicht Alles, so werden diese Memoiren zu einer der Wurzeln, aus welchen unsere Litteratur erwächst. Den besten Dank für Ihre Gedichte, über welche meine Frau mehr an Rahel schreibt, die ich ehrerbietig und herzlich grüfse. Leben Sie wohl mein verehrter Freund.

Der Ihrige
Wettmann.

Karl August, Fürst von Hardenberg.

Geb. in Hannover den 31. Mai 1750,
gest. in Genua den 26. November 1822.

Der in preufsische Dienste übergetretene Regierungsrath, Doctor Wilhelm Butte, liefs im Jahr 1815 eine Schrift unter dem Titel drucken: „Die unerläfslichen Bedingungen des Friedens mit Frankreich. Eine freimüthige und prüfende Darstellung der öffentlichen Meinung. Hierzu einige Bemerkungen über das Mifslingen der teutschen Bundesakte." Da dieses Buch durch den nachstehenden Brief des Fürsten v. Hardenberg Bedeutung erhält, so mögen Butte's Friedensbedingungen zuvor hier einen Platz finden. Derselbe will:

1. Frankreich soll zunächst auf seine Sprachgrenze beschränkt werden, namentlich soll es das deutsche Land diesseit der Vogesen und Ardennen (also das ganze Elsafs und Lothringen, sodann die ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun) an Deutschland zurückgeben; das Königreich der Niederlande soll, wo nicht durch die Abtretung der ganzen noch französischen Niederlande, wenigstens

durch die Grenzfestungen Lille und Valenciennes besser geschützt werden.

2. Frankreich soll eine namhafte Kriegskontribution von .... Millionen zahlen, die in das von ihm ausgesogene Ausland in klingender Münze zurückfließe. Freie dann reichliche Verpflegung der Truppen, während ihrer in Frankreich erforderlichen Anwesenheit, eine eigene, nicht in jener Kontribution begriffene Umlage zur Aufbringung des Soldes, Herstellung der im Feldzuge schadhaft gewordenen Rüstung aller Waffengattungen, und gute, vollständige Bekleidung aller heimkehrenden Krieger verstehe sich von selbst.

3. Frankreich soll alle seit den Revolutionskriegen in Europa durch Gewalt oder List weggenommenen Kunst- und Wissenschaftsschätze zurückgeben, und das, was etwa davon durch seine Schuld verloren ging, ersetzen: forthin soll die Unverletzlichkeit der jedem europäischen Staate eigenthümlichen Wissenschafts- und Kunstschätze unter die ausdrücklichen Bestimmungen des europäischen Völkerrechts aufgenommen werden.

4. Jene öffentlichen Denkmäler, welche seit der Revolution erfochtene Siege französischer Heere auf eine für die jetzt siegreichen Völker und deren Herrscher demüthigende Weise darstellen, sollen vernichtet: Benennungen an sich nützlicher Anlagen, die der Uebermuth von unglücklichen Kämpfen gegen Frankreich entlehnte, sollen vertragsmäßig umgeändert und damit wenigstens aus dem Gebrauche des öffentlichen Lebens und des Geschäftsstyls verbannt werden.

5. stellt der Verfasser die Frage auf: Soll nicht, aufser den obgedachten, von Frankreich auf immer zu trennenden Länderstrichen und Festungen, noch ein anderer bedeutender Länderstrich des französischen Gebiets von den Verbündeten so lange besetzt gehalten werden, bis man zu der gegründeten Ueberzeugung gekommen ist, dafs die Franzosen den gemachten Frieden halten wollen?

Dr. Butte läfst sich nun noch über die Mittel aus, die zur Erlangung der Friedensbedingungen, welche die öffentliche Meinung in Anspruch nimmt, führen und begegnet ferner allen Einwendungen gegen seine Vorschläge. Es würde zu weit führen, wenn wir noch tiefer ins Detail des geistreichen Buches eingehen wollten, und wir wenden uns nun zu dem Fürsten v. Hardenberg. Der Verfasser hatte dem Staatskanzler ein Exemplar der Schrift geschickt. Als Geheime Rath v. Stägemann eines Morgens zu Paris zum Geschäftsvortrage in des Fürsten Zimmer tritt, empfängt ihn derselbe mit der Butte'schen Schrift in der Hand und ruft aus: „Stellen Sie sich vor, diese Schrift von Butte enthält fast buchstäblich die Friedensbedingungen mit Frankreich, die ich in der Commission vorgeschlagen habe, und doch habe ich weder mündlich, noch schriftlich jemals mit ihm darüber communicirt. Es ist wirklich sonderbar." Stägemann antwortete: „ich habe die Schrift schon gelesen und finde das Zusammentreffen nicht eben sonderbar. Es ist nur zu wünschen, dafs die Bedingungen angenommen werden." Mit einem Seufzer erwiederte der Staatskanzler: „ach freilich, mein Schatz."

An den Verfasser antwortete nun der Fürst eigenhändig Folgendes:

An den Königl. Regierungsrath Herrn Butte in Frankfurt a. M.

Paris, den 9. October 1815.

Ew. Wohlgeboren bin ich für die Mittheilung Ihrer gehaltvollen Schrift über die unerläfslichen Bedingungen des Friedens mit Frankreich recht sehr verbunden gewesen. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen anzuzeigen, dafs Ihre Meinung so sehr mit der meinigen übereinkommt, dafs fast alle Ihre Satze sich in den von mir abgelegten Abstimmungen finden. Wenn der Frieden dennoch nicht hiernach abgeschlossen wurde, so ist Preufsen aufser Schuld. Es stand allein, und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen; es mufste der höhern Rücksicht, der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker — sei sie auch weniger dauernd — die bessere Ueberzeugung aufopfern. Was diese forderte, haben Sie mit den triftigsten Gründen, mit Ruhe und Würde ausgeführt. Empfangen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

C. F. von Hardenberg.

Joh. Gotthard von Reinhold.

Geb. zu Amsterdam 1771,
gest. zu Hamburg den 6. August 1838.

J. H. v. Wessenberg liefs als Manuskript einen Nekrolog seines innigen Freundes Reinhold drucken, von dem auch Auszüge in die Allgemeine Augsburger *Zeitung* (Beilage No. 50. 19. Februar 1839) erschienen, die den Werth und das Verdienst des ausgezeichneten Mannes in ein helles Licht stellen. — Reinhold war für den Handelsstand bestimmt, verliefs denselben, ward *Militair*, dann Geschäftsträger bei den Hansestädten, 1809 Gesandter in Berlin, woselbst er neun Monate blieb, lebte dann bis 1814 zurückgezogen in Paris, ward Gesandter beim päpstlichen Stuhl und bei dem Grofsherzog von Toscana. Im Jahr 1824 leitete er die auswärtigen Angelegenheiten, kehrte in demselben Jahre nach Rom als Gesandter zurück, 1825 ward er von seiner Stellung in Rom entbunden und fungirte nur in Florenz. 1827 ward Reinhold nach Bern versetzt, 1832 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen, bat jedoch um seinen Abschied und begab sich nach Hamburg, woselbst er starb.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten berichtete an Napoleon über Reinhold Folgendes: „*Il écrit parfaitement le français. Ses dépêches sont les plus remarquables de la correspondence, et elles égalent en correction et en agrément celles de nos plus habiles agens. Sa correspondence pourrait servir de modèle, sous le rapport de la clarté, de la méthode et de la précision.*" Und Kardinal Consalvi sagte von ihm: „*Il ministro dé Paesibassi è il più cortese ed il più capace di tutto il Corpo Diplomatico.*"

Die nachfolgenden Briefe dieses seltenen Geistes gewähren uns ein schönes Bild von dem Manne, bei dem „im diplomatischen Verkehr Offenheit und Redlichkeit stets im Verein mit klarer Besonnenheit und kluger Umsicht wahrzunehmen war." —

---

a. †

An Varnhagen von Ense.

Rom, den 1. Juli 1817.

Vor zehn, zwölf Tagen erhielt ich mit dem Stempel von Mailand Ihren Brief vom 1. Mai, mein hochgeschätzter Freund, und weifs dem Herrn von Eckardtstein Dank, dafs er mich nicht länger darauf warten lassen. Sehr erfreulich war mir dieses Zeichen Ihres freundschaftlichen Andenkens; zugleich als Ueberzeugung von dem meinigen, auf welches Sie nicht vergebens gerechnet haben. Oeffentliche sowohl als Privatnachrichten haben mir verstattet, dem Lauf Ihres Schicksals in diesen letzten Zeiten

zu folgen, und weder Ihre Reisen, noch Ihre Staatsgeschäfte, noch Ihre jetzige Anstellung sind mir unbekannt geblieben, so wenig als Ihre Verheirathung. Nur von den Verhaftnahmen, die Sie mit anführen, weifs ich nichts. Auch Ihrer litterarischen Thätigkeit war ich in so fern nicht fremd, dafs ich wenigstens die Anzeige Ihrer Schriften gesehen, woran mir wider Willen genügen mufste. Ich sehe der Erfüllung der Hoffnung entgegen, die Sie mir eröffnen, dafs Herr v. Eckardtstein mir wenigstens Ihre Kriegszüge mitbringen wird, deren allein Sie erwähnen, ohne der Erzählungen zu gedenken, noch der Geschichte des Wiener Congresses. Letztere jedoch ist vielleicht noch nicht erschienen; auch wunderte ich mich bei der Ankündigung, dafs der Augenblick der Reife für ein solches Werk schon gekommen wäre. Von den anonymen Schriften, deren Sie gedenken, ist mir schwerlich etwas zu Gesicht gekommen, es müfste denn in der Allgemeinen Zeitung gewesen sein; denn der litterarische Verkehr zwischen Rom und Deutschland erstreckt sich nicht viel weiter als auf diese, wenn nicht etwa hie und da ein Reisender irgend eine Novität mitbringt. Die einzige Sammlung, die ich erhalten habe, bestand meistens aus Kinderbüchern, und ich hätte kaum gewufst, was ich zugleich mitbestellen sollte. Von so weit her hat man gern etwas Gewichtigeres, als was blofs zur Befriedigung der Neugier dienen kann, und so lebendig die Theilnahme sei, so mangelt doch die beständige Anregung. Sie haben sich, scheint es, ganz in das Gebiet der Geschichte und Politik

geworden; ein Feld, das zum Anbau der Talente nie zu viel haben kann. Nicht den unwichtigsten Theil haben Sie gewählt, wenn Ihr Zweck vorzüglich das Wirken auf die Gegenwart ist; ich wünsche Ihren Bemühungen Gedeihn, und ein desto gröfseres, je mehr sie von Besonnenheit und Mäfsigung geleitet werden. Sie gehören zunächst einem Staat an, wo allen denen, die auf seine Schicksale Einflufs zu üben berufen sind, jene Eigenschaften in hohem Grade Noth thun. Mit Vergnügen sehe ich Sie vom Staatskanzler ausgezeichnet, und warum sollten Sie nicht mit dem Ihnen angewiesenen Wirkungskreise zufrieden sein? An Neidern wird es Ihnen ohnehin nicht fehlen; vollends da man Sie immer für einen hinzugekommenen Preufsen halten wird, obgleich Sie der Geburt nach ein wirklicher geworden sind. Die Assimilation der Neupreufsen wird noch lange die schwierigste Aufgabe für die Regierung bleiben, die doch beständig ihr Bestreben darauf richten mufs, wenn der Staat kräftig werden soll. .... Jedoch ich verirre mich in ein fremdes Gebiet, und eile es zu verlassen.

Von Ihrer Gattin habe ich früher viel Schönes gehört; das Schönste sagen Sie mir, nämlich, dafs Sie ihr ihr häusliches Glück verdanken. Diesem, wie allem Guten, was Ihnen der Himmel gewährte, verleihe er Dauer und Zuwachs demjenigen, was dessen fähig ist!

Auch Ihrer Frau Schwester Verbindung war mir bekannt. Sie können leicht denken, dafs ich und die Meinigen die Bande mit unsern lieben Hambur-

gern nicht abgebrochen haben, und dafs diese uns von Allem Bericht erstatten müssen, was sich dort zuträgt. In meines Hauses Innern sieht es noch aus, wie Sie es in Paris gesehen haben; die Personenzahl hat sich nicht vergröfsert, nur sind ein Paar von uns seitdem gewachsen; indefs die Andern sich begnügen, nicht abgenommen zu haben. Jene werden durch die in Ehren gehaltene Brieftasche und die zierlichen Kunstwerke noch immer an Herrn v. Ense erinnert. So ganz lateinisch, wie Sie voraussetzen, sind sie nicht geworden; dazu wird bei uns zu viel deutsch gesprochen, und unser Verkehr ist weit mehr mit Fremden als Eingebornen. Durchreisende Deutsche sprechen meist bei uns vor und finden eine wohlwollende Aufnahme; auch an deutschen Diplomaten fehlt es nicht, mit denen allen wir auf so freundschaftlichem Fufse stehen, als ihnen selbst genehm ist. Herr Niebuhr lebt auch hier viel für sich; bis jetzt scheint ihm Rom nicht wie das seinige einzuleuchten, und die römische Geschichte mochte ihm zweihundert Meilen von Rom klarer vorkommen. Vielleicht auch, wenn er sich in Berlin zuweilen nach Rom sehnte, mag er sich jetzt manchmal nach Berlin sehnen. In der Kenntnifs des neuern Roms thut es ihm Herr Bartholdy, der so lange hier war, natürlich zuvor; letzterer hat uns jetzt auf einige Zeit verlassen, um über Livorno nach Ober-Italien zu reisen. Noch ist er als General-Consul nirgends öffentlich aufgetreten. Einen Theil von den Neuigkeiten, die er auftreibt, können Sie in der Allgemeinen Zeitung

unter der Rubrik Rom, Neapel, Mailand u. s. w. lesen. An Herrn von Randohr, der früher hier die preufsischen Geschäfte versah, hatte ich einen sehr freundschaftlichen Collegen, obgleich er kein so grofser Gelehrter als Herr Niebuhr, noch ein so grofser Politiker ist als Herr Bartholdy. Er ist seit Kurzem, wie Sie vielleicht wissen, förmlich in Neapel accreditirt, wo er seit Monaten in aufserordentlichen Auftragen war. Wäre Italien nicht besetzt, so würde ich Ihnen sagen: lassen Sie sich hieher schicken. Rom gewährte Ihnen vielleicht Einiges, was Carlsruhe Ihnen nicht darbietet. Aber die Entfernung vom Staats-Mittelpunkt gefiele Ihnen wohl nicht.

Wir sind mit unserm Aufenthalte ganz zufrieden, was wir freilich mit jedem zu sein trachten würden, der uns einmal festhielte. Man geniefst hier einer Unabhängigkeit, deren man sich in andern Residenzen weniger erfreut; die Römer muthen Einem nicht viel zu, und geniren in gesellschaftlicher Hinsicht wenig oder gar nicht. Mehr wäre in diesem Punkt von den sich anhäufenden Botschaftern zu besorgen, wenn sie anfangen sollten, die Gröfse ihrer Monarchen in wetteifernden Gastgeboten darstellen zu wollen. Ich hoffe nicht, dafs sie uns den Boden, der das Pantheon trägt und die Asche der Scipionen aufbewahrt, verleiden werden.

Sie sind so gütig, sich der Musen an der Elbe zu erinnern. Zwar haben uns diese nicht gänzlich verlassen; aber sie haben von unserm Innern Besitz

genommen und sind dort verstummt, so dafs selten nur ein Ton von ihnen erklingt. Nur bei wenigen besondern Anlässen kommt es dahin; so bei Gelegenheit der Rückkehr der Antiken ertönten sie in Stanzen, die, ich weifs nicht wie, ihren Weg ins Morgenblatt gefunden. Zu gröfseren Dichtungen mangelt, aufser dem Muthe, die Mufse, und die Gattung der hiesigen Geschäfte verträgt sich so wenig damit, als die Mannichfaltigkeit der Zerstreuungen.

Für die Nachrichten von den gemeinschaftlichen Bekannten danke ich Ihnen. Neumann war auch für uns verschollen gewesen. Nun er Kriegscommissär ist, wird er ja wohl jene damals zu langen Aermel ausfüllen, doch unter der Bedingung, dafs sie nicht für die kurzen zusammenschrumpfen. Gern würden wir Sie beide hier etwas besser bewirthen als zu der Zeit. Wie ist denn Chamisso zum Naturforscher geworden? Hat ihm Ludwig *XVIII.* — von dem ich noch Ihr gut gelungenes Bildnifs besitze — keine Pairie für die lange Emigration angeboten? Von Steffens habe ich durch Raumer und von der Hagen, die sich eine Weile hier aufhielten, gehört. Hat er die Versetzung nach den Rebenhügeln aufgegeben? Sie werden seine Schrift über das Werden unserer Zeit kennen; ich nur die Anzeige davon. Hoffentlich ist sie nicht von der Art, dafs Adam Müller sie loben wird, wie die des Herrn von Haller.

Sie wollen Georg Kerner's Lebensgeschichte schreiben. Ich, sein Jugendfreund, sehe gern diese

Aufgabe in würdiger Hand, und zweifle nicht, dafs Sie ein Bild aufstellen werden, worin Jeder die reine und schöne Natur, welche in ihm lebte, wieder erkenne. Die Wittwe, meiner Schwester vertrauteste Freundin und mir nicht weniger theuer, hatte uns geschrieben, Herr Justinus hätte die Absicht, eine Biographie seines Bruders herauszugeben, und wolle sich deshalb mit mir in Correspondenz setzen; aber ich habe nie eine Zeile von ihm erhalten. Er ist es vermuthlich, der Ihnen das Werk übertragen hat, das ich weit lieber in Ihren Händen als in den seinigen sehe, aus Gründen, die ich verschweigen will. Wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen, so werden Sie wohl thun, an die Wittwe zu schreiben, und ihr das Manuskript mitzutheilen, ehe es zum Druck befördert wird. Wäre ich nicht zu weit aufser dem Wege, so würde ich um die nämliche Gunst ersuchen. Oelsner, Schlaberndorf, Ebel können Ihnen die interessantesten Materialien liefern, weil sie Kernern in der schönsten Epoche seines Lebens gekannt haben, während welcher er und ich getrennt waren. Es war die seiner Begeisterung für Ideen, welche eine Wiedergeburt der Menschheit zu begründen schienen, und die sich vielleicht in keinem Gemüth reiner ausgesprochen hat. Diese Begeisterung war überhaupt der hervorragende Zug seines Charakters, der sich in so vielen Handlungen der Aufopferung und Selbstverläugnung aussprach, welche sein Leben, vorzüglich in jener Zeit, auszeichneten. Die kindliche Hingebung, die alle sein Thun begleitete, gewann ihm

Aller Herzen; gegen die Revolution verhielt er sich wie Seide gegen Mahomet; er gehörte ihr ganz an, so lange er sie für tugendhaft ansah; von ihren Ausartungen hat sich keiner tapfrer losgerissen, und er war mehr als einmal nahe dabei, ihr Opfer zu werden. So wie in jedem Menschen sich ein Theil der Tendenzen seiner Zeit darstellt, so hat sich in ihm ihr edelstes Streben geoffenbart. Glühende Liebe für das Schöne umgab seine Jugend mit einem strahlenden Glanze; glühender Hafs für das Schlechte adelte sein männliches Alter, aber trug zugleich dazu bei, die Keime seines Lebens zu zerstören. Er ist nicht unwerth, in dieser Hinsicht als ein Ideal aufgestellt zu werden, und gewifs werden Sie in allen Materialien, die Ihnen versprochen sind, die Belege dazu finden. Ich würde Ihnen gern Auszüge aus Briefen mittheilen; aber sie liegen mit meinen Büchern in Hamburg in Kisten verschlossen. Zur Hand habe ich nichts als ein lateinisches *curriculum vitae*, das er im Jahre 1792 dem *Collegium medicum* zu Copenhagen übergab; wenn Sie es nicht haben, will ich Ihnen dasselbe zuschicken. Ich weifs nicht, ob unter den Papieren, welche die Wittwe an Justinus gesandt, sich einige Gedichte von mir, nach Kerner's Tode geschrieben, befinden; wo nicht, will ich sie Ihnen mittheilen; sie enthalten einige Züge seines Bildes, wie es sein bester Freund auffafste, so wie zur Charakteristik ihrer Freundschaft, die in einem vollständigen Gemälde nicht unberührt bleiben darf. Einen einzigen dazu gehörigen Zug, den Sie vielleicht an-

derswoher nicht erhalten möchten, will ich noch hinzufügen. Die Natur hatte ihm ausgezeichnet schöne Gesichtszüge verliehen; in seinen Jünglingsjahren glaubten Viele, in ihm das Bild des Heilandes zu erkennen, wie die veredelte Tradition es darstellt. Spätehin wurde ihm eine grofse Aehnlichkeit mit Buonaparte beigelegt, ehe die Züge des letztern sich vergröbert hatten.

Von Frau v. Jordis haben wir bisweilen Briefe, und wir wufsten von ihr, dafs Sie sich wieder gesehen hatten. Ohne Zweifel war ihr kriegerischer Ungestum in friedlichere Formen übergegangen. Die liebenswürdige Frau scheint sich in ihr Schicksal ergeben zu haben; beim Lichte besehen, kann sie es auch: was ihr versagt ist, darin hätte sie ihr Glück nicht gesetzt.

Die Frau v. Humboldt haben wir nicht gesehen, werden es aber vielleicht künftigen Winter, wenn sie von Neapel zurückkehrt. Von wenigen Menschen habe ich, ohne sie zu kennen, so viel gehört. Ich habe mich gefreut, von meinen Kriegsgefährten zu hören. Den General v. Geusau hatte ich in Hamburg wiedergesehen. Von Herrn v. Diemar wufste ich nichts. Also zum adlichen Stallmeister hat er sich hinaufgeschwungen? Der Schwung ist wenigstens nicht zu läugnen.

Wir haben das Vergnügen gehabt, zwanzig Monate die Frau v. Pobeheim und ihre beiden Töchter in Rom zu besitzen. Vor einigen Wochen hat sie uns verlassen, und wird in diesen Tagen mit ihrem Sohne Fränkel in München zusammentreffen.

Den 3. Juli.

Dieser Brief geht erst heute ab, weil ich vernommen, dafs die Mittwochspost nichts hilft.

Interessante Neuigkeiten weifs ich Ihnen nicht zu melden. Vor einiger Zeit glaubte man den Papst *) seinem Ende nah; er hat sich jedoch erholt, nur dafs die vorigen Kräfte nicht wiederkehren wollen. Er sollte immer noch etwas leben; ich wüfste nicht, wo ein besserer herkäme. Seinen ersten Minister **) werden Sie von Wien her kennen; es giebt gewifs nicht Viele an einer Stelle wie die seinige, mit denen in Geschäften so gut zu verkehren ist. Solche Offenheit bei solcher Feinheit ist ein wahres Phänomen.

Sie haben plötzlich einen päpstlichen Nuntius bei sich erscheinen sehen; eine Aufgabe für Ihren Scharfsinn und Spürgabe. Wenn Sie etwas Bestimmtes über seine Sendung erfahren, so möchte ich Sie wohl bitten, es mir mitzutheilen. Ich bilde mir ein, dafs er die Badische Regierung hat bewegen sollen, den verruchten Ketzer Wessenberg aufzugeben.

Fürst Metternich sollte vor einigen Tagen hier eintreffen, hat aber geglaubt, die hohe Braut nicht verlassen zu können, die auch länger schmachten mufs, als berechnet war. Er hat übrigens versprochen, noch zu kommen, wenn's angeht.

Wir haben hier nachgerade eine römische Hitze.

---

*) Pius VII.

**) Kardinal Consalvi.

Möge dieser Brief Sie so warm antreffen, als Ihrem Herzen, und so kühl, als Ihrem Verstande wohl thut!

Meine Frauen empfehlen sich Ihnen. Mit aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit

der Ihrige
Reinhold.

b. ÷

An denselben.

Rom, den 27. December 1817.

Ihr Brief aus Brüssel vom 19. September, mein hochgeschätzter Freund, liefs mich über Ihren weitern Reiseplan in einer Ungewifsheit, die, hoffte ich, über kurz oder lang irgend ein Zeitungsartikel heben würde. Aber die Gazettisten, wenigstens die mich bedienen, sind schlecht bedient; denn kein einziger hat mir ein Wort von Ihren Kreuz- und Querzügen berichtet, und wer weifs, wie lange ich noch hätte in den Zweifeln verharren müssen, die mich auch Ihnen zu antworten abhielten, wenn es nicht noch Privat-Novellisten neben den öffentlichen gäbe. So habe ich denn eben erfahren, dafs ich Ihnen wieder nach Carlsruhe schreiben kann, und bin zugleich der Schmach überhoben, einen unrechten Titel auf die Adresse zu schreiben. Irgend ein frommer Mann, oder ditto Frau, die mein Bedürfnifs ahneten, haben ihm abgeholfen, indem sie Ihre Reise nach Berlin und dann auch unter Anderm Ihre Ernennung zum Minister-Residenten hieher gemeldet, wodurch sie mir überdies die Freude verschafft, mei-

nen Brief mit einer Gratulation anzufangen. Nun mufs ich Sie wohl als ganz für die gemeinschaftliche Laufbahn gewonnen betrachten, und wünsche Ihnen von Herzen die Ernte vieler olympischen Kränze auf ihr, um sich dereinst stät, nicht in einem fremden und langweiligen, sondern in einem eigenen und angenehmen Carls-Ruhe daran zu laben.

Sehr überraschend war das Datum: Brüssel, mir an der Spitze Ihres letzten Briefes; neu auch war mir, dafs Sie einen so nahen Verwandten in Niederland haben. Ihre wenigen Bemerkungen über die Lage der Dinge daselbst sind lehrreich für mich gewesen. Ich glaube gern, dafs die Spaltung, von der Sie reden, an Ort und Stelle auffallen mufs; aber worauf mufste man mehr vorbereitet sein? Hat man dessenungeachtet aus Zweien Eines machen wollen, so mufs man geduldig den Verlauf der Zeit abwarten, welche in die Berechnung mit aufgenommen war. Ich bin mit Ihnen der Meinung, dafs Holland nicht vor Belgien schwinden darf; aber wenn die Vortheile, die ihm Seemacht, Kolonien und andere Umstände gewähren, geschickt benutzt werden, so hat es von der gröfsern Ländermasse Belgiens nichts zu besorgen; vollends wenn man erwägt, dafs die belgischen Provinzen, erscheinen sie auch Holland gegenüber als Eines, doch unter einander nichts weniger als Eins sind. Das gröfste Uebel aber und die gröfste Schwierigkeit für die Regierung liegen in dem Nebeneinanderbestehen in diesen Provinzen französischer Laxität und Anmafsung mit altbrabantischem Fanatismus und Starrsinn. Einen Theil der

hieraus entstehenden Folgen kaum Niemand besser beurtheilen als ich, in der Lage, in der ich mich befinde, und wo die σωφροσύνη, deren Sie noch in Ihrem letzten Briefe gedenken, mehr als irgendwo unerläfslichste Eigenschaft ist.

In dem Augenblick, da ich dieses schreibe, werde ich durch ein Geschäft unterbrochen, welches den besten Beleg zu der eben gemachten Bemerkung enthält, und das mich nebenher verhindert, mich so ruhig und gemüthlich mit Ihnen zu unterhalten, als ich gewollt hatte; ich müfste denn diesen Brief acht Tage liegen lassen, weil die Post nur ein Mal die Woche abgeht, — was ich auch nicht will. Also, mein Freund, nehmen Sie mit dem Wenigen vorlieb, was meine Feder im Fluge giebt.

Zuerst meinen Dank für Ihre Geschichte des Tettenbornschen Feldzuges, die ich schon seit einiger Zeit besitze und die ich mit vielem Interesse gelesen habe, besonders den Theil, welcher die Ereignisse auf französischem Boden erzählt, und der mir lebhaft die strategischen Operationen ins Gedächtnifs zurückrief, die ich, manchmal mit beklommener Brust, zur nämlichen Zeit in meinen vier Wänden zu Paris machte. Ihre Schrift wird ein wichtiger Beitrag zur Kriegsgeschichte jenes Zeitraumes bleiben, und ist in dieser Hinsicht etwas mehr als das Motto besagt. (Hiebei fällt mir — *salva comparatione*, würde ein Pedant sagen — meine kleine Marie ein, welche, ohne jenen Spruch und den Thucydides zu kennen, neulich zu ihrer Mutter sagte, die sie, einige Worte singen hörend, fragte, was sie

da sänge: Mama, es ist ein Augenblickslied.) Aber die Wahl ehrt Ihre Bescheidenheit und verspricht ein κτῆμα auf alle Zeit; denn auch eben so gut hätten Sie die Devise wählen können: — *et quorum pars magna fui.* Herr von Tettenborn ist Ihnen in jedem Fall vielen Dank schuldig, dafs Ihre Freundschaft so glücklich sich bemüht, sein Bildnifs schon für die Mitwelt aufzustellen; das Denkmal, welches Sie ihm in den Zeitgenossen setzten, ist auch bis zu mir gedrungen und begründet jenes Urtheil mit. Für die darin fehlenden Züge, welche Sie in die Biographie des Lebenden nicht verweben konnten, wird der Plutarch sorgen, der ihn überlebt.

Herr von Eckardtstein, der Ueberbringer Ihrer angenehmen Gaben, befindet sich seit ein paar Monaten in Rom, wo er von seinem frühern Aufenthalte her sehr bekannt ist, und wo es für seinen Geselligkeitstrieb durch die grofse Menge der anwesenden Fremden reichliche Nahrung giebt. Hiebei fällt mir ein, Ihnen zu sagen, dafs der Maler Navez aus Brüssel die Briefe Ihrer Frau Gemahlin an die Frau v. Humboldt und Herrn Bartholdy vor Kurzem glücklich durch mich eingehändigt hat.

Wiewohl die Engländer überwiegen, so hat es an Deutschen hier auch keinen Mangel. Heute hat Herr Cotta v. Cottendorf sich mit einem Gefolge bei mir gemeldet. Die Hofräthin Herz nebst Fräulein Klein besitzen wir seit einiger Zeit. Die Deutschen halten sich genau zu uns; könnten wir nur, wie die Franzosen sagen, nicht *se mettre en quatre*, sondern *en dix* oder *en cent*, um allen diesen ehrenwerthen

Freunden zu genügen, und den Erwartungen, die sie hegen, zu entsprechen!

Nach dem, was Sie in Ihrem letzten Briefe sagen, scheine ich in dem meinigen über die ewige Stadt mich ein wenig lau ausgedrückt zu haben, und Sie waren nahe dabei mir es ein bischen zu verdenken. Wenn Sie erwagen, dafs ich bereits drei volle Jahre der glückliche Besitzer von Roms Schönheiten bin, so werden Sie vielleicht meinen gedämpften Enthusiasmus entschuldigen. Aber Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie glaubten, dafs ich darum für die Wunder der Kunst und die begeisternden Anregungen dieses Bodens gleichgültig geworden bin. Zwar wende ich nicht, wie Winkelmann von sich sagte, jeden Tag eine halbe Stunde dazu an, über das Glück nachzudenken, das ich habe in Rom zu leben; aber ich weifs deswegen, was Rom mir gewährt, doch nach Gebühr zu schätzen, und ich wüfste nicht anzugeben, mit welchem andern Aufenthalt ich es tauschen möchte. Und wär' ich vollends wie Winkelmann nur hier, um für Kunst und Alterthum zu leben, wer weifs, wie ich alsdann gestimmt sein würde! Lassen Sie sich also durch meine scheinbare Lauheit nicht herabstimmen, und kommen Sie immerhin mit gespannter Erwartung: meine Gleichgültigkeit soll Ihnen nichts verleiden. Ohnehin würden Sie, glaube ich, Herrn Niebuhr einen Dienst erzeigen, ihn abzulösen; denn dieser gute Mann erkennt sich in dieser Heimath Cicero's gar nicht wieder.

Sehr ungern habe ich in diesen Tagen den

Herrn v. Wessenberg verloren, den ich durch fünfmonatlichen Verkehr ungemein liebgewonnen. Er wird ungefähr zugleich mit diesem Brief in Carlsruhe eintreffen. Ist er etwa früher da, so haben Sie, indem Sie dieses lesen, schon vernommen, dafs er unverrichteter Dinge von hier gegangen ist, was auch kaum anders sein konnte. Was er den Leuten hier anbot, war ihnen nicht genug; was sie von ihm wollten, war ihm zu viel. Denn nichts Geringeres war es, als eine Verläugnung seiner Grundsätze, ja, seines Gewissens, welchem sie eine Menge von Sünden andichteten, wovon es sich frei fühlte. Was wird man in Carlsruhe sagen? Was thun? Den muthigen Verfechter germanischer Kirchfreiheiten fallen lassen? Ihn seinen Gegnern, die den hiesigen Hof, in dessen Augen er ohnehin ein Verbrecher war, mit Verläumdungen bestürmten, preis geben? Ein grofser Augenblick wäre da; aber ist auch da, wer ihn benutze?

Georg Kerner's Wittwe reist im Frühjahr nach Schwaben, und kommt also in Ihre Nähe, was jede Verabredung, Mittheilung von Materialien u. s. w. erleichtern wird. Von ihr werde ich hören, was Sie bereits für Beiträge erhalten haben, und daraus sehen, ob das Wenige, was ich geben kann, darunter ist oder nicht. Ich freue mich Ihrer Bereitwilligkeit, der Wittwe Ihren Aufsatz mitzutheilen; nur meine Entfernung hindert mich, Ihr Anerbieten auch für mich anzunehmen. Aber die beste Freundin ersetzt hierin den besten Freund hinlänglich, zumal begabt mit Einsicht, wie jene ist.

Mit Vergnügen vernehme ich die guten Nachrichten von Ihrer Frau Schwester, der ich mich gelegentlich zu empfehlen bitte.

Meine Frauen empfehlen sich Ihnen. Bei meinem Kleinen erhält das niedliche Taschenbuch des Herrn v. Ense ihn stets in frischem Andenken.

Mit aufrichtigster Achtung und Freundschaft

Reinhold.

An denselben.

Rom, den 13. Juni 1818.

Ich habe Ihnen, hochgeschätzter Freund, einen angenehmen Brief und eine interessante Sendung zu danken. Letztere wurde mir vor ungefähr acht Tagen; unser Freund Wessenberg hatte sie mir angekündigt, und sie hat meiner Erwartung entsprochen. Der Ihrigen gemäfs, mache ich davon keinen Gebrauch als den besten. Auf die weitere Entwickelung sind die Gleichgesinnten mit mir begierig. Hier sieht man dem Unternehmen mit Argwohn und Abscheu entgegen; übrigens mit dem Entschlufs, nicht zu weichen, verstärkt durch die Hoffnung, das Verbundene zu trennen. Gutes erwarte ich nur von einem ausgedehnteren Verband, zu welchem endlich die Nothwendigkeit treiben wird *).

Mit Vergnügen höre ich von Ihrer mehr als

*) Bezieht sich auf die damals in Frankfurt a. M. begonnenen Verhandlungen deutscher Fürsten und freier Städte über die Angelegenheiten der deutschen katholischen Kirche.

ostensiblen Wirksamkeit, und hoffe, dafs die Früchte Sie und das Ganze über die verspätete Biographie von Mirabeau trösten werden, in welchem Sie wahrscheinlich mehr den Wendepunkt der Zeit, als einen Lieblingshelden aufstellen wollten. Nicht weniger freue ich mich Ihrer Ausflüge in die benachbarten Gegenden und der vielfältigen Anregungen, die Ihnen dort werden. Die königlichen Personen, die Sie mir anführen, habe ich nicht das Glück zu kennen; aber jene beiden Frauen haben auch königliche Würde von der Natur erhalten, die Eine *) an Schönheit, die Andere **) an Geist. Ich könnte wünschen, dafs Sie etwas mehr in Betreff der „unangenehmen Lebenswendung" der ersteren berichtet hätten. Es ist leider die zweite dieser Art; der früheren stand ich sehr nahe; ein billiger Grund zur Theilnahme an der späteren. Ich höre, dafs der Gemahl vom Manzanares wiedererstattet bekommen, was ihm der Main entzogen; gern wüfst' ich, welcher Gott der Frau einen Ersatz aufbewahrte. Was jene andere betrifft, so ist es allerdings schmeichelhaft, zwischen ihr und Ihnen der dritte zu sein; aber meine Forderung, dafs sie mich gleich erkennen sollte, war so ungeheuer nicht, da sie meinen vollkommen ähnlichen Schattenrifs besafs. Ein Lehrer meiner Jugend, auch in Stuttgart, der mich seit meinem zwölften Jahre nicht gesehen hatte und meine Nähe gar nicht ahnete, erkannte mich nach dreifsig Jahren, so wie ich in sein Zimmer trat. Was mich verdriefst, ist, dafs

*) Frau v. Seholz. **) Frau v. Huber.

jene geistreiche Frau an die Galeere der Redaction des Morgenblattes geschmiedet ist, und doch noch zur Ergänzung des Fehlenden Geschichten für Taschenbücher schreiben mufs. Sie sollten die Königin oder den König von Würtemberg auf sie und ihr Verdienst aufmerksam machen, dafs sie sie entweder zur Oberhofmeisterin *des enfans de Wurtemberg* oder an die Spitze irgend eines Instituts stellten. Haben Sie jetzt erst ihre Bekanntschaft gemacht? Sie wissen vielleicht von ihr, dafs die meinige sich auf zwei Stunden unsers ganzen Lebens beschränkt, dafs unsere frühere briefliche Verbindung ein Nachlafs ihres Mannes war, und dafs mit diesem mich innige Sympathie verbunden, obwohl wir einander auf dieser Welt nie gesehen haben.

Der Gedanke an die andere Welt kann mich auf kein anderes Bild zunächst führen, als auf Georg Körner. Indem ich dieses schreibe, erwarte ich stündlich die Nachricht, ob seine Wittwe wirklich nach Schwaben aufgebrochen ist. Sie werden das Nähere hierüber von Justinus erfahren können. Ich wiederhole, dafs ich gern die Aufstellung eines Ehrendenkmals für den Verstorbenen in Ihre Hände lege, da ich die Arbeit nicht übernehmen kann. Wenn Allen, welche die französische Revolution leiteten, Mirabeau's Verstand zu wünschen gewesen wäre, o hätten Alle, welche sie mit fortbewegten, Georg Körner's Herz gehabt!

Die nordischen Miscellen sind also nicht ganz zur Makulatur geworden und nicht auf das Exemplar beschränkt, dafs sich davon zwischen meinen

Büchern in Hamburg befindet? Nicht ungern säh' ich einige meiner Blüthen darin wieder, und wie sich die verhüllten Liebeserklärungen darin ausnehmen. Aber davon steht geschrieben:

Der Lenz entflieht; die Blume schiefst in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen!

Frau v. Schlegel habe ich noch nicht kennen lernen. Sie ist einige Tage nach ihrer Ankunft mit einer Frauen-Colonie auf's Land gezogen, nach Genzano, zwanzig Millien von Rom. Sie ist dort von lauter Freundinnen umgeben: Frau Herz und die Fräulein Klein, Härtl und Seitzer. Die Vorletzte kennen Sie wohl von Wien her. Wie schön mufs sie in ihrem zwanzigsten Jahre gewesen sein, da sie in ihrem zweiunddreifsigsten des Malers Overbeck Ideal als Madonna geworden, die er, um sie immer neben der Staffelei zu haben, im Begriff ist zu ehelichen!

Frau v. Humboldt denkt nachgerade an ihren Abzug von Rom, wo sie, glaub' ich, lieber bliebe, als nach London zu gehen. Ihre erste Station wird das Bad von Nocera im Kirchenstaat sein. Sie nimmt einige schöne Kunstwerke mit.

Seit acht Tagen haben wir den Grafen v. Schladen hier sammt seinem zahlreichen Gefolge. Er wird auf dem Schiffe, das ihn von Livorno nach Civita vecchia gebracht hat, über Neapel seinem Ziel, dem Bosporus, zusteuern.

Frau v. Niebuhr schickt sich an, im nächsten Monat ihrem Manne das zweite Kind zu schenken. Letzterer lebt beständig in Erwartung von Instructio-

nen, die nicht ankommen. Hofrath Bartholdy schreibt häufig an den Staatskanzler und an Herrn v. Jordan. Die Römer bedauern, dafs seine Bekehrung nicht vollständig sei. So wie sie ist, meinen sie: *non ha fatto altro che cangiar stanza nel palazzo del Diavolo.* Von Zeit zu Zeit geht noch ein Kunstjüngerlein hier zum katholischen Glauben über. Dazu sollte die Lust eigentlich in Rom vergehen.

Von Lulu Jordis hatten wir kürzlich Briefe durch den sächsischen Major v. Schreibershofen. Sie ist recht krank gewesen, und war noch schwach. Wir haben sie aufgefordert, die Winterluft Roms zu versuchen, und würden uns sehr freuen, wenn sie den Vorschlag annähme. Nichts erneut die hiesigen Merkwürdigkeiten Einem selbst mehr, als sie einem Freunde zum ersten Male zu zeigen. Doch auch ohne das werden sie Einem nicht alt. Wir wohnen nur einige hundert Schritte vom Capitol, und haben den Marc Aurel immer vor Augen; dennoch betrete ich nie die Stelle, an der er steht, ohne ein eigenes Gefühl, und eben so das dahinter liegende Forum, und wie manchen andern Ort innerhalb und aufser den Mauern Roms. Die gröfste Anziehung behalten für mich stets die Spuren des Alterthums; selbst die Meisterwerke der Kunst üben keine so starke. Vor Kurzem waren wir in Ostia. Kein Fleck des Erdbodens vielleicht vermag, ein lebendigeres Bild der Vergänglichkeit zu erregen; nirgends ist das Gefühl der Schwermuth mehr zu Hause als da, wo alte und neue Trümmer neben einander liegen, und auf den Gräbern der Todten aus so vielen Jahrhunder-

ten die Schatten der Lebendigen umherschleichen. Welch greller Contrast hier überall zwischen Vergangenheit und Gegenwart! Nirgends ist die Thätigkeit, welche dem Gegenwärtigen gilt, in gröfserer Gefahr zu erlöschen, und doch darf man sie nirgends weniger einschlummern lassen. Sie werden dies Alles zu vereinigen wissen; ich aber halte ein.

Die Einlage bitte ich unserm Freunde zuzustellen. Ihre Sendung berechtigt mich zur Erwartung von anderen. In Ermangelung Reisender schicken Sie mir mit der Post, was sich dazu eignet; auf etwas Porto kommt es gar nicht an.

Meine Umgebungen schicken Ihnen die freundlichsten Grüfse.

Mit unveränderlicher Gesinnung

der Ihrige
Reinhold.

d. †

An denselben.

Rom, den 7. November 1818.

Seit dem Empfang Ihres letzten lieben Briefes vom 11. August, habe ich Ihnen, mein hochgeschätzter Freund, nichts zu sagen gewufst, das die weite Reise werth gewesen wäre. Dazu kam, dafs ich bei Annäherung des Aachener Congresses immer mit dem Gedanken behaftet war, Sie würden auch dahin berufen sein; ich meinte tagtäglich, Ihren Namen unter den vielen andern zu lesen, die sich auf dem Wege nach jener gelobten Stadt befanden, oder

sie erreicht hatten. Diese Erwartung ist nun freilich getäuscht worden, und ich nehme daher an, dafs Sie nicht von Ihrem Posten gewichen sind, wo dieser Brief Sie denn hoffentlich gesund und heiter antreffen wird.

Mehreres hat sich in dem Zwischenraume zugetragen und entwickelt. Die badische Verfassung, die Ihr Brief als bevorstehend ankündigte, ist erschienen. Studirt habe ich sie nicht; aber bei der Durchlesung ist mir vorgekommen, dafs sie leicht so gut sei als jede andere. Ich sehe aus den neuesten Blättern, dafs nun auch Hannover an die Reihe will; dort aber wird Mehreres hart abgehen. Preufsens Plane reifen in der Stille. Ich wünsche von Herzen zu Deutschlands Wohl, dafs alle die neuen Schöpfungen sich in der Anwendung bewähren mögen, wozu vor allen Dingen gehört, dafs die Deutschen sich reif und verständig zeigen. Unter dem Mancherlei, was von dorther nach diesen Gegenden herüberhallt, sind auch Zweifel an der Aufrichtigkeit der Regenten und ihrer Minister gewesen; ja mehr; doch dem hab' ich keinen Glauben beimessen mögen. Ueber alles Dieses spreche ich wie ein Blinder zu einem Sehenden. Was aber, mein Freund, haben Sie zu der Ehrenerklärung gesagt, die der König von Baiern dem römischen Stuhl über seine Staatsverfassung zu geben für gut befunden hat? Wie wird man in Deutschland diesen Widerruf aufgenommen haben? Wie die baierischen Nichtkatholiken die Entdeckung, dafs das Religions-Edikt blofs für sie bindend sei? Und werden nicht die Gesand-

ten des Frankfurter Fürstenvereins, wenn sie im Begriff waren, ihren Flug endlich zu nehmen, vor Erstaunen stehen geblieben sein? Gerade die neuesten hier eingetroffenen Nachrichten liefsen uns die baldige Ankunft jener Herren erwarten. Kommen werden sie ja wohl; aber der liebenswürdige Empfang des ersten Ministers (Consalvi) wird ihnen die ungünstige Stimmung des Hofes nicht lange verhüllen. Schon das Verhältnifs, worin Letzterer zu dem badischen Hofe steht, versetzt sie in eine unbequeme Stellung. Sie könnten vielleicht gar hier zusammentreffen mit der Bekanntmachung einer Gegenschrift, wovon seit längerer Zeit die Rede war, die auch fertig sein mufs, aber immer noch das Licht nicht sieht, so dafs Einige glauben, sie sei dem Nuntius nach München zur Vertheilung mitgegeben worden. Ich sehe bei alle dem die Möglichkeit nicht ein, dafs der Versuch, sich zu verständigen, gelinge. Die Hannoveraner, die unter den günstigsten Umständen ihr Werk begannen, sind nach achtzehn Monaten nur so weit gekommen, dafs sie vor Kurzem ihrer Regierung diesseitige Anträge eingeschickt, welche sich von den bisher geäufserten Grundsätzen und Forderungen Jener noch sehr weit entfernen. Preufsen fährt fort zu temporisiren, und wird wohl am besten wissen, wann Zeitgewinn anfängt das Gegentheil zu werden. Ja, der Augenblick scheint heranzunahen, seitdem der Staatskanzler Herrn Bartholdy nach Aachen berief, um sich mit ihm, wie er sich in eigenhändiger Zeile ausdrückt, über mehrere Gegenstände zu besprechen; hierunter sind nun ohne

Zweifel die Verhältnisse mit Rom, das römische System u. s. w. gemeint: Dinge, die Jener so lange an Ort und Stelle beschaut, berochen, betastet, kurz durch alle Sinne in sich gesogen hat. Herr Niebuhr seinerseits wird auch nicht vergeblich so viel chiffrirt haben, oder durch die Herren Brandis und Bunsen haben chiffriren lassen (Letzterer, ein Philologe, der nach Asien reisen wollte, sich aber unterwegs in Rom mit einer Engelländerin verheirathet hat, ist auf Herrn Niebuhr's Vorschlag kürzlich zum Legationssecretair ernannt worden, an Brandis Stelle, der, ehe er zu seiner Professur nach Bonn abgeht, mit dem Professor Bekker die Bibliotheken Italiens bereist, und sich jetzt zu Monte Cassino befindet). Ich glaube nicht, dafs diese gesandtschaftlichen Berichte die Hoffnung, hieselbst mehr als Andere auszurichten, verstärkt haben werden. Die natürlichste und vernünftigste Folge von Allem wäre, dafs der deutsche Verein sich dagegen durch den Beitritt von Preufsen und Hannover verstärkte, und alle nichtkatholischen Regierungen Deutschlands gemeinschaftlich handelten.

Herr Niebuhr ist vor Kurzem Vater einer Tochter, seines zweiten Kindes, geworden, und der Gelehrte scheint, wie Jener beim Tasso, ein wenig

. . . . . *invilito*
Negli affetti di padre e di marito,

wobei der Mensch und die Zufriedenheit eher gewinnen, als einbüfsen. Er lebt sehr zurückgezogen, und die hier sich einstellenden Landsleute und ihre Aufwartung sind für ihn mehr Gegenstände der Ehre

als des Vergnügens. Jetzt befinden sich darunter ein Graf Magnis, Graf Schaffgotsch, von Heymert, Oberbergrath Charpentier u. s. w.

Die Frau v. Humboldt macht keinerlei Anstalt zum Abzuge, lebt aber immer mehr für sich. Die Verhältnisse ihres Mannes haben sie sehr verstimmt; auch leidet ihre Gesundheit. Ich möchte wissen, wie man in Preufsen überhaupt die Einschiebung des Grafen v. Bernstorf ansieht.

Wir besitzen stets Frau Herz und Frau Schlegel; jene eben so protestantisch, als diese katholisch, sich aber unter einem Dache vertragend. Letztere habe ich zufällig noch nicht kennen lernen. Sie fragen, ob Overbeck auch katholisch sei? Ja freilich; seit mehreren Jahren und so heifs, dafs man schon einen Mönch und künftigen Heiligen in ihm sah. Seine Selbstkasteiungen haben nun eine andere Gestalt angenommen; denn seit einigen Wochen ist Fräulein Härtl seine Frau; allerdings eine schöne weibliche Erscheinung, nur, besorg' ich, an Ansprüche gewöhnt, deren Nichtbefriedigung sie drükken wird. Sie leben einsam in einem sehr entlegenen Theile der Stadt, und bewohnen ein Haus, wo Overbeck einige Zimmer mit Frescobildern schmükken soll. Leider lohnt ihm diese Arbeit sehr wenig. Zu den Erzkatholiken gehören unter andern die Herren Veit, Söhne der Frau Schlegel. Die Bekehrung der hier ankommenden jungen Deutschen machen sich noch immer mehrere fromme Personen zur Pflicht. Als Gegenmittel hat Herr Niebuhr sich einen Prediger vom König ausgebeten, der ihn zu-

gesagt hat. Den Anlafs gab zunächst die Lage, in der sich der Graf von Ingenheim hier befand, und zu dem, als er sterbend lag, sich allerhand Bekehrer zu schleichen versuchten, wiewohl ohne Erfolg; doch über die Geschichte dieser Versuche ist der König sehr aufgebracht gewesen. Einen russischen Legationssekretair, der nicht so gut bewacht war, haben sie vor einiger Zeit auf seinem Todbette umgarnt. Dafür ruht er nun in einer Kirche, statt bei der Pyramide des Cestius.

Mich verlangt, ob Sie mir in Ihrem nächsten Briefe die Frau Cruikshank aufführen werden, auf die Sie mich vorbereitet haben. Ja wohl, warum soll man's nicht immer aufs Neue versuchen? Die selige Frau von Staël dachte auch so, und da sie dem Geliebten nicht treu zu bleiben vermochte, blieb sie es der Liebe, der zu Lieb die Geliebten denn doch eigentlich nur da sind, und so war die *constance dans l'amour* gefunden, die sie nebst der *durée de l'enthousiasme*, für die Bestandtheile der höchsten Glückseligkeit auf Erden erklärte. Denen, die ich liebe, gönne ich übrigens lieber, als ein solches Geschick, das, wenn auch nicht günstige, Schicksal der guten Lulu, die wenigstens mit freiem Blick zum Himmel aufschauen kann. Diesen Sommer schickte sie uns einen Empfohlenen zu, durch welchen wir sie auffordern liefsen, sich selbst uns zu bringen; seitdem aber hörten wir nichts von ihr.

Gestern verliefs uns der König von Neapel, der uns vierzehn Tage beglückt hat, uns manches Gala

auferlegend, wovon wir sonst wenig wissen. Sein Bruder, Carl IV., hat ihn wieder begleitet, und wird sich einige Zeit bei ihm aufhalten, wär' es auch nur, um sich von seinen häuslichen Verdrieſslichkeiten zu erholen. Die beiden Brüder, die sich als Knaben einst trennten, ohne sich je wiedergesehen zu haben, haben sich nun nach sechzig Jahren als Greise liebgewonnen. Schade, daſs das Schicksal ihnen ein anderes Handwerk anwies, als wozu die Natur sie bestimmte!

Von unserer Freundin Kerner haben wir kürzlich Briefe aus Stuttgart gehabt, wo sie im Begriff war, sich häuslich niederzulassen. Sie war unter andern bei Justinus gewesen, wie Sie vermuthlich von ihm vernommen haben werden.

Es wird mir lieb sein zu hören, daſs Chamisso auf der Bahn der Weltumsegelung auch für sich ein Ziel erreicht hat.

Leben Sie wohl, mein hochgeschätzter Freund. Die Meinigen erwiedern Ihre Grüſse freundlichst, und ich erneuere Ihnen die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft.

Reinhold.

N. S. Die Einlage bitte unserm Freunde Wessenberg zuzustellen. Dieser hat einen harten Stand. Mir scheint nur ein Weg der Rettung für die Sache zugleich und für ihn vorhanden; daſs er sich als Partheihaupt betrachte und als solches auftrete. Zwar darf ich ihm selbst das nicht sagen; nicht der Protestant dem Katholiken.

Fr. August von Stägemann.

Geb. in Vierraden den 7. November 1763,
gest. in Berlin den 17. December 1840.

Wie weit Du steigst, es endet doch: „Hier liegt,"
Und „Staub zu Staub" beschliefst das schönste Lied.
Stägemann an Dorow. 1836.

Es wird gewifs noch sehr lange dauern, bis eine erschöpfende und zufriedenstellende Biographie von Fr. Aug. von Stägemann erscheinen kann; die Darstellung seiner Wirksamkeit ist eine Geschichte der Entwickelung der preufsischen Administration seit dem Jahre 1804. Grofsentheils wurde er bei allen innern Angelegenheiten des Staats zu Rathe gezogen; er besafs das Vertrauen der Staats-Ministers von Stein, Fürst von Hardenberg und Graf von Lottum. Der Abrifs seines Lebens und seiner Wirksamkeit erschien in den Berliner Zeitungen vom Februar 1835 bei Gelegenheit der Feier seines Jubiläums; seine Nekrologe, welche zum Theil jetzt in den öffentlichen Blättern gelesen werden, sind unvollständig, mager und dürftig. Es herrscht ein Zwiespalt darin; soll der Dichter, der Staatsmann oder soll die liebens-

würdige Persönlichkeit mehr hervorgehoben werden! Stägemann's wahre, tiefste Ansichten über Politik, Staatsverfassung und Religion müssen jetzt wohl unberührt bleiben; sie sind niedergelegt in seinen Briefen, theils an seine Gattin, theils an die vertrauten Freunde, Justus v. Gruner und Oelsner; sie werden hoffentlich der Nachwelt nicht verloren gehen, und man wird Stägemann von einer wahrhaft glänzenden Seite daraus kennen lernen; sie werden uns auch am deutlichsten den Standpunkt zeigen, auf welchem der preufsische Staat in den Jahren 1818 — 1820 sich befand. Offener und liebenswürdiger — ja rücksichtsloser — kann man selbst über die wichtigsten Gegenstände der Politik und Administration nicht schreiben, als es Stägemann in diesen Jahren that! Er konnte, er durfte aber auch freimüthig seine Ansichten damals aussprechen, seine wahre Herzensmeinung sagen; er fand dabei seine Stütze, seinen Schutz in dem Fürsten von Hardenberg. Die Briefe aus späterer Zeit athmen einen andern Geist!

Wie Goethe über ihn als Dichter urtheilt, haben wir bereits in diesem Bande Seite 112 gelesen; auch Varnhagen hat ihn als solchen in der Beurtheilung der Kriegsgesänge geschildert *). In Varnhagen's: „der Wiener Kongrefs" heifst es von Stägemann: **) „Der Geheime Staatsrath Stägemann em-

*) Zur Geschichtschreibung und Litteratur. Hamburg 1833. S. 613 ff.

**) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen v. Ense. Neue Folge. 1. Bd. Leipz. 1840.

pfing ich mit der traulichen Fröhlichkeit, welche dem muthvollen, freien, auf eigene Tüchtigkeit wie auf alles Beste der vaterländischen Ueberlieferung gegründeten Manne bis in späte Tage glücklich verblieben ist. Der Verein so entgegenstehender Eigenschaften, wie dichterischer Schwung und strenge Geschäftsverwaltung sind, führt in Preufsen auf das Beispiel Friedrichs des Grofsen hinauf, und kann hier in der That schon als ein Hochpunkt nationaler Eigenthümlichkeit gelten. Die Poesie Stägemann's aber quoll stärker und frischer, als die des Königs in seiner Zeit und Sprache es vermochte. Er war den Heeren der Verbündeten mit kühnen, waffenkräftigen Liedern gefolgt, und hatte besonders die preufsischen Thaten gefeiert, wie bis dahin noch kein Krieg dichterisch begleitet worden. Dafs aus aller Last der Geschäfte bei ihm die Muse sich frei empor rang, wufste man wohl, und der Gedanke lag nahe, ob, wie der Krieg, nicht auch der Kongrefs zu Gedichten Gelegenheit sein würde? Doch Stägemann lächelte der Zumuthung, und meinte, die Poesie habe zwar der Formen viele, aber hier möchte schwer zu wählen und die rechte erst nach der, welche der Gegenstand selbst annehmen werde, zu finden sein."

Durch die in den nachfolgenden Blättern gemachten Mittheilungen sollen allein nur Bausteine zu der künftigen Charakteristik des ausgezeichneten Mannes beigebracht werden. Die Gedichte gab mir Stägemann zur freien Verfügung, wenn es von ihm heifsen würde: „Staub zu Staub." Diese Gedichte sind von Wichtigkeit zu seiner Beurtheilung; sie

enthalten sein politisches, sein religiöses Glaubensbekenntnifs! Das Kriegslied dichtete Stägemann in Wien im December 1814, wie solches, von seiner Hand geschrieben, vorhanden ist; später liefs er es jedoch, völlig ungeändert und kaum mehr kennbar, in den historischen Erinnerungen Seite 183 als in „Wien im März 1815" abgefafst, abdrucken. — Von „Unsere Zeit" findet sich hier ein Abdruck nach dem von Stägemann zuerst im Jahre 1820 niedergeschriebenen, nach Königsberg in Preufsen an Karl Gottl. Bock gesendeten Manuskript. Es bezieht sich auf Fr. Schlegel's Verse: „Unsere Zeit", welche in der von Fr. Schlegel herausgegebenen Zeitschrift: Concordia Seite 71 stehen. Mit Auslassungen und Umänderungen findet man dieses Gedicht gleichfalls in den „historischen Erinnerungen S. 281." — In einer Kirchenzeitung erschien eine harte Kritik des „Berliner Musenalmanachs für das Jahr 1830", und namentlich ward das Gedicht „Am Bufstage" bitter getadelt; dasselbe war von einer Frau, welche unter dem Namen Karoline uns mit lebensfrischen, trefflichen Poesieen beschenkt hat. Stägemann nahm sich der tief Gekränkten an, und machte die „Apologie der unbufsfertigen Karoline." Das Gedicht „Zum 6. April 1838" ist nur als Manuskript zur Vertheilung bei einem Feste gedruckt, welches in Berlin zur Erinnerung desjenigen Tages gefeiert wurde, an welchem vor sechszig Jahren Friedrich der Grofse in den Krieg zog, um Baierns Selbstständigkeit zu erhalten.

Der Briefe können jetzt leider nicht viele ge-

geben werden; ist der Inhalt auch gerade nicht bedeutend, so lassen sie doch einen Blick in das Innere des Schreibers thun, geben eine Probe seiner Schreibart, und werden vielleicht Veranlassung, aufmerksam zu machen, damit die gewifs noch vielfach zerstreut liegenden Briefe des einflufsreichen Mannes gesammelt und erhalten werden. Dieser wichtige Gegenstand sei der allgemeinsten Beachtung dringend empfohlen. Der Brief a. bezieht sich auf das von Varnhagen von Ense verfafste Buch über Sachsens Verhältnisse: Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preufsen. Leipzig 1814. (Stuttgart und Tübingen, bei Cotta.) Der Brief c. ist historisch von Wichtigkeit; ein *Fac simile* dieses merkwürdigen Briefes erschien im dritten Hefte der von mir herausgegebenen „*Fac simile* von Handschriften berühmter Männer und Frauen. Berlin, L. Sachse etc. 1837. 4." Herr v. Stägemann, der seine Absicht mit der Herausgabe der „Acht lyrischen Gedichte zur Erinnerung an die Jahre 1830, 1831, 1832", so allgemein verkannt sah, die bittersten Angriffe — am heftigsten vom Grafen Aug. v. Platen-Hallermünde — deshalb öffentlich erdulden mufste und darüber sehr bekümmert war, sprach öfters mit mir über diesen Gegenstand, ergriff gern die durch Herausgabe der *Fac simile* sich darbietende Gelegenheit, einige Worte zum richtigen Verständnifs dieser „Polen-Lieder" öffentlich zu sagen, und schrieb mir zu diesem Behufe den hier mitgetheilten Brief.

Kriegeslied.

Wien im December 1814.

Es schläft sich süfs an süfser Brust
Im schwanenseidnen Bett,
Und lieblich klingt von Lieb' und Lust
Irenens weich Sonnett.

Die Palme schmückt des Helden Haupt,
Die Kronen edler Glanz.
Und dich, mein Lied, auch dich umlaubt
Cyanenblauer Kranz?

Du gürtest ab Dein muthig Schwert?
Du schnürst den Harnisch los?
Auf! wieder auf, mein Kriegsgefährt,
Von Mägdleins weichem Schoos.

Die Fahnen Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt' Gemüth,
Ergreif den tapfern Stahl!

Denn dort ein feiger Mammeluck
Und hier ein Jesuit —
Das grinst uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht:

Das hängt an unser Hochgesims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt die Hund' auf uns, voll Grimms,
Und mehr noch voll Geschreis:

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unsrer Jagd.
Auf, Kugelnblitz! auf, Lanzespfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben sie! Geschofs Apolls,
Verkünd es durch die Gaun!
Was sie geschürzt, das Eisen solls
Auf ihren Kopf zerhaun.

Auf, Brandenburgs glorreicher Stamm!
Der Pommern starke Faust!
Auf, Preufsens Flut, die durch den Damm
Wie sturmgeflügelt braust!

Hie teutsches Schwert, und Freiheit hie!
Dort Frankreich und Tyrann!
Des Rheinbunds Ketten dort, und die
Erträgt kein teutscher Mann!

Auf teutschen Thronen kein Satrap,
Dem freien Volk ein Fluch!
Und, spielend mit dem Fürstenstab,
Im Rathe kein Eunuch!

Besudle nicht die Lippen, Lied,
Mit Namen voller Schimpf!
Hinaus ins Feld, wo Lorbeer blüht,
Aus tückischem Gesümpf!

Und stehn wir nur auf uns gelehnt — —
Ein Felsenphalanx steht!
Heran, ihr Wölfe, goldgezähnt!
Vorn Priester und Prophet!

Heran, von schmachgefleckter Zucht,
Ihr Eber von dem Lech!
Und ihr, die zwanzig Jahre Flucht
Nicht fromm gemacht, nur frech.

Es brennt die Welt! auf, wälzt sie fort,
Die ungeheure Glut!
Den Fluchgedanken Brudermord
Erstickt in Bruderblut.

Ihr habt die Fackeln kühn getaucht
In Höllenflammen, kühn!
Wie Copenhagen ewig raucht,
Soll Friedrich's Sitz euch glühn.

Ja, glühn — er wird es — von der Glut,
Die sich in Toden löscht,
Und zischen wird's, wenn euer Blut
Des Mordbrands Fackeln wäscht.

Wir schreiten kühl, mit Blitzesstahl
Zerspaltend Helm und Schild!
Erkling', in Morgens goldnem Strahl,
Erklinge, Memnon's Bild.

Unsere Zeit.

An Friedrich Schlegel.

Siegeslied ist oft erklungen
Aus der gottergriffnen Brust
In den Gauen teutscher Zungen,
Unserm Volk zu Ruhm und Lust.
Denn, wo Gottes Geist gewaltet,
Hat sich Licht und Lied entfaltet,
Gottes innen sich bewufst.

Siegeslied wird oft noch klingen;
Denn die Zeit ist nicht vollbracht.
Uns zu Füßen legt ihr Schlingen,
Um die Häupter webt ihr Nacht.
Und der Höllen alt Gepolter,
Sporn und Ritter, Pfaff- und Folter
Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Ewig Recht zwar hat gesprochen
Denn die Babel, ihren Hort,
Hat der Arm des Herrn zerbrochen,
Und der Zeit gewaltig Wort.
Längst verhallt an frommer Stätte
Sind des Liederbuchs Gebete
Wider Papst und Türkenmord.

Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter!
Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, besprützt Gemüther.
Scheu nur vor der Geister Glut.

Doch den Funken zu erdrücken,
Haucht sie, wo sie athmet, Tücken,
Geifert, wo sie kreucht, nur Blut.

Haltet Wacht! denn Priesterfrevel
Ist unsterblichen Geschlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel
Für die Husse links und rechts.
Aus versunknen Marterkammern
Warnt uns noch der Unschuld Jammern,
Noch der Märtyrer Geächz.

Heil Dir, Königsburg der Preußen!
Die den Söhnen Teuts erglänzt,
Wenn in Kämpfen, in den heißen,
Palmenlaub die Schläfe kränzt.
Schwirrt um Deine goldnen Zinnen
Eulenflug der Nacht, und innen
Wankt des Wahnes grau Gespenst?

Denkmal herrlicher Triumphe,
Nein! die Finsternifs entflieht,
Die, erzeugt in Isters Sumpfe,
Deine Stralenstirn umzieht!
Und den edlen Aar begleiten
Siegesklang' aus neuen Saiten,
Wenn sein Antlitz sonnen glüht.

Heil und Leben Kaiser Franzen!
Seines Reichs Chinesen nur *)
Woll' Er nicht zu uns verpflanzen,
Auszurotten Friedrichs Spur.

*) Siehe: Concordia S. 395.

Adam Müller, Gentz und Werner,
Schlegel, Haller und so ferner,
Blühet frisch auf Oestreichs Flur!

Uns verkünde Du, o Wahrheit,
Was der Herr und Meister spricht!
Du entzünd', o Geisteshlarheit,
Uns Dein evangelisch Licht!
Heldenthum, dess Spor nur klinget,
Weisheit, die nur Messen singet,
Herr und Meister, gieb uns nicht!

Gieb uns, dass wir froh vollbringen,
Was wir ernst durch Dich gedacht,
Wenn wir um den Morgen ringen
Mit dem Geist der alten Nacht!
Was wir glauben, lieben, hoffen,
Jeden Himmel gieb uns offen,
Heiter, hell, in Tages Pracht.

Apologie der unbussfertigen Karoline.

An ihren Bufsprediger in einer Kirchen-Zeitung.

Du fällst, ein heiliger Verdreher
Der nassen Augen, auf Dein Knie,
Und dankst dem Gott der Pharisäer:
Dass Du nicht worden bist wie sie:

Dafs Dich der Schweif des Widersachers
Noch heftig in den Nacken schlägt.
Indefs der Arm des Weltbewachers
Sie unter Engelsfittig legt.

Dich wäscht von angebornen Tücken
Der Bufse Schwefelbad. — Ach nein! —
Sie saugt des Lebens süfs Entzücken
Aus tausend Blumenkelchen ein.
Verfolgt von zornesrothen Blitzen
Stehst Du vor ewigem Gericht;
Herab auf sie von Sternensitzen
Glänzt nur der Gnade Angesicht.

Wenn Du den Holzstofs anzuzünden,
Die Flammenzunge gierig leckst,
Den Purpur mit den stummen Sünden
Des Ohrenbläsers frech befleckst,
Dann, ihre Brust voll Nachtigallen,
Wallt sie durch Lenzes Blüthenhain,
Und tritt in ihres Friedens Hallen,
In ihres Himmels Wonnen ein.

Unheiliges Geschlecht der Jünger
Des Loyola! wie wohl ihr schlecht
Euch evangelisch nennt; die Ringer
Der Wahrheit sind nur Licht und Recht.
Ihr leuchtet — mit der Feuerplage
Des tiefsten Höllenpfuhls. Ihr sprecht
Dem Sünder mit der scharfen Frage
Der Teufelskrallen ewig Recht.

Du aber sammle uns, Karoline,
Von Blumen, roth und weifs und blau.
Wie mit der Kunst der süfsen Biene,
Des zarten Liedes reinen Thau,
Und steig' hinauf zur Frühlingsfeier
Aus dumpfen Wänden, drin es stockt,
Steig' auf zu dem, dem Deiner Leier
Anbetendes Idyll frohlockt!

Zum 6. April 1838.

Sechszig Jahre sind's, ihr Baiern,
Seit der Held sein Schwert gezückt,
Seit der Brennen-Aar den Geiern
Ihren frechen Raub entrückt.
Werdet ihr's in Tempeln feiern?
Habt ihr euch zum Fest geschmückt?

Jene Tage sind entflohen,
Und der Mönch mit frevler Hand
Wirft des Hasses düstre Lohen
An des Rheins Gut-Edel-Wand;
Und ein Nacht-Rab auf dem hohen
Isar-Thurm durchheult das Land.

Mönche, weg! weg, Undankbare,
Die des Unheils Saaten streun,
Und der Zwietracht Schlang' im Haare,
Weit umher Verderben dräun.

Um den Kampf der dreifsig Jahre,
Und den Tilly zu erneun! *)

Wir, ein Brudervolk, verbunden
Um Altar und Thron gereiht,
Palmen um das Schwert gewunden,
Denken freudig jener Zeit.
Nicht verweht im Flug der Stunden,
Heifst ihr Nam' „Unsterblichkeit!"

Seht! vom goldnen Sternen-Saale
Neigt ein Schatten, heldenächt,
Sich herab zu unserm Thale,
Friedesegnend sein Geschlecht,
Segnend mit dem Sonnenstrahle
Seines Schildes: Licht und Recht.

Sammelt euch um Friedrich's Manen,
Söhne Preufsens, fort und fort!
Hört das Rauschen seiner Fahnen,
Hört des Königs ernstes Wort!
Um den Thron der Helden-Ahnen
Sammelt euch, um euren Hort!

Und vor Allen ausgerüstet
Mit des Lichts Geschossen seid
Wider den, der antichristet,
Diesen finstern Geist der Zeit!

*) Siehe insonderheit die Würzburger Zeitung, wider welche die Bundesverhältnisse vergeblich aufgerufen sind.

Wehe, wenn ihr, überlistet,
Ihm die Waffen streckt im Streit!

Niemals! schallt herab vom Throne
Zu des Volks bewegtem Chor.
Niemals! schallt mit Siegertone
Tausendstimmig Thron-empor.
Frei vom Geisteswahn, vom Frohne
Falscher Satzung, wie zuvor.

Schwebe von der Saar zur Dange,
Liedes-Fittig, ausgespannt!
Friedrich's Heldenhaus empfange
Seiner Treuen Herz und Hand.
Ruft es bei Posaunenklange!
Wiederhall' es, Vaterland!

8.

An — — in Dresden.

Wien, den 16. December 1814.

Der Herr Staatskanzler hat verschiedene Schriften verfassen lassen, die sächsischen Angelegenheiten betreffend, unter andern eine mit dem beigefügten Titel, die Herr Cotta aus Tübingen, der sich hier aufhält, verlegt und in Leipzig drucken läßt. Er

findet aber bedenklich, weil er ein würtembergischer Unterthan ist, seinen Namen dazu herzugeben, und nach Leipziger Censurgesetzen ist in solchem Fall eine besondere Erlaubnifs sowohl zum Drucke als zum Verkauf erforderlich. Es ist heute nicht möglich, den Herrn Staatskanzler mit der Sache zu behelligen; ich erlaube mir daher ganz ergebenst, Sie um gefällige Besorgung des Imprimatur freundschaftlichst zu ersuchen, und füge zugleich den Brief von Cotta an Kummer in Leipzig bei.

Wir sind jetzt in einer Krisis. Man giebt aber gegenseitig nach und die Sache wird sich hoffentlich bald enden.

Die Schmähschrift Sachsen und Preufsen soll ja Sartorius aus Göttingen verfafst haben. Er war noch vor Kurzem hier.

Ich empfehle mich Ihnen auf das Ergebenste

Stägemann.

b.

An den Kriminal-Direktor Dr. Hitzig*) in Berlin.

Berlin, den 10. November 1825.

Schulz hat mir von Ihretwegen, verehrungswürdiger Freund, die Anlage gegeben, an der ich jedoch nichts weiter zu ändern gewufst, als dafs ich mich, der Wahrheit gemäfs, zwei Monate jünger gemacht habe. Ich bin übrigens der Meinung gewe-

*) Hitzig gab damals „das gelehrte Berlin" heraus.

sen, dafs ich in ein Gelehrtes Berlin gar nicht gehöre, da ich in die Musen-Almanache ganz zufällig ohne mein Wissen durch die Güte einiger Freunde gekommen bin, und hoffentlich kein Mensch diese Verse gelesen hat. Wegen der Kriegsgesänge bin ich zweifelhafter. Mein Hauptbedenken ist jedoch, dafs ich für einen Gelehrten, wenn gleich nur für einen gelehrten Berliner, gelten soll, während unsere erhabensten Staatsmänner, deren Weisheit doch wesentlich auch Gelehrsamkeit sein sollte, in dem Verzeichnifs fehlen werden. Was die am Schlufs berührte Staatszeitung betrifft, so scheint nur das, was mich angeht, in einen mich betreffenden Artikel zu gehören, und den Verfasser von Tornister-Lieschen würde es mit Recht verletzen, wenn er, der so Vieles geschrieben, neben Jemand genannt würde, der so wenig Gedrucktes geschrieben; Geschriebenes freilich mehr.

Könnte mich in Bezug auf die Kriegsgesänge nicht das Factum heraushelfen, nämlich aus dem gelehrten Berlin, dafs ich sämmtliche Exemplare beider Auflagen, da ich sie auf eigene Kosten drucken lassen, an mich genommen und vernichtet habe? Doch *melius meliori.*

Unter Versicherung der freundschaftlichsten Hochachtung mich angelegentlich empfehlend.

Stägemann.

c.

An Dr. Dorow in Berlin.

Berlin, den 10. April 1832.

Dafs ich Ihrer Bedenken gegen meine polnischen Anti-Messeniennen gewärtig gewesen bin, theuerster Freund, haben Sie schon in meinem Vorworte gelesen. Die Unternehmung eines unterdrückten Volks, seine Fesseln gewaltsam zu lösen, wird überall und zu allen Zeiten die Gemüther bewegen und die Dichter zu Gesängen entflammen. Ich habe in frühern Tagen die Araukaner besungen. Aber von dieser edlen Art ist die deutsche Theilnahme an der Sache der Polen nicht; man müfste die Augen absichtlich verschliefsen, um nicht gewahr zu werden, dafs unsere sogenannten Notabilitäten, zu deutsch Oberflächlichkeiten, nur die Triumphe verkündigten, die sie über die vaterländischen Regierungen zu feiern erwarteten. *Diesen* Triumphen, nicht den Niederlagen der Polen habe ich mein Pereat gebracht. Mit den Polen, die mir nichts zu Leide gethan haben, bin ich schon durch meine Frau befreundet, deren Vater in Kowno geboren war und in Mohilew begraben liegt; auch hat mich der Warschauer Aufruhr nur im ersten Moment erschreckt, weil den Insurgenten eine russisch-disciplinirte Armee zu Gebote stand, mit der sie die altpolnischen Provinzen Rufslands in Bewegung bringen und einen allgemeinen, unheilvollen Krieg herbeiführen konnten; da man sich jedoch hierüber bald beruhigen durfte, der wohlbekannte Reichstag die Geschäfte übernahm und

die Verheifsungen der republikanischen Faction in Paris sich auf ein Charivari beschränkten, was die Zeitungsschreiber den Russen und Preufsen brachten, so war eine frühe Beseitigung des ganzen Lärms keinen Augenblick zu bezweifeln. Ein Vaterland übrigens, *cujus rei tanta est vis, ac tanta natura, ut Ithacam illam, in asperrimis saxulis, tanquam nidum, affixam, sapientissimus eir immortalitati anteponeret*, haben wir doch auch, wie die Polen, und soll Eins von Beiden untergehen, darf es doch vergönnt sein, für das unsere zu kämpfen und zu dichten. Nächstens mehr und mich angelegentlich empfehlend.

Totus Tuus.

Stägemann.

d.

An denselben in Königsberg in Pr.

Berlin, den 9. März 1833.

Mein liebster Dorow!

Prosit das neue Jahr, und nun, wie Buchholz sagt, zur Sache:

Die Cottaschen Papiere habe ich erhalten, und werde davon weitern Gebrauch machen. A. v. H. beharrt darauf, Herrn v. Cotta einen Orden zu verschaffen. Da der König auf den Antrag der Minister die Verleihung versagt hat, so mufs noch ein anderer Weg gefunden werden. Die Versagung Sr. Majestät basirte sich auf der Allgemeinen Zeitung, und auf einem, wie mir geschienen, nicht ganz richtigen Grunde, wenigstens einem für Herrn von Cotta unschuldigen Grunde. Mein mir unerwartetes Jubiläum hat mich

in grofse Privatverwirrung gebracht, da es mir ganze Tage, ich möchte sagen Wochen, von meinen Dienstarbeiten entzogen hat, und noch lange bin ich nicht mit meinen Gegenbesuchen und Danksagungsschreiben für empfangene Gratulationen fertig. In der That hat mich der Antheil des Publikums an der von meinen Freunden mir bereiteten Gunst und Ehre überrascht, da von meinen amtlichen Mühen doch nur meine Registratoren und Kanzellisten genaue Kenntnifs erhalten. Dafs ich bei den vielen Schmausereien, die noch nicht ein Ende nehmen — heute Mittag hat mich der Jubelgreis, Montagsklub genannt, eingeladen — bei Kräften geblieben, ist ein Wunder. Der König, dem meine Klagen über das viele Stehen bei den Besuchen und Einladungen der Prinzen zu Ohren gekommen, hatte mir befohlen, mit einem Stocke zu ihm zu kommen, wovon ich aber, da wegen seiner Krankheit die Einladung sich verspätete, keinen Gebrauch gemacht habe. Wahrscheinlich ist Ihnen mein Bild, von Herrn v. Klöber gemalt, zu Gesicht gekommen. Die Sitzungen vor Herrn v. Klöber und vor Rauch (wegen der Büste) kamen mir auch höchst ungelegen, die Langeweile ungerechnet. Die Damen, die meiner Langeweile Gesellschaft leisteten, versichern, ich sei zu alt im Bilde, obwohl ich doch wirklich über siebzig bin.

Die junge liebenswürdige Frau des Bibliothekkustos Stieglitz hat sich einen Dolch ins Herz gestofsen, um ihrem Manne die entflohene Gemüthsruhe für seine poetischen Erzeugnisse, deretwegen

er schon einen zweijährigen Urlaub erhalten hat, wieder zu geben. Irgendwo hat es ihr auch gefehlt.

Herr Professor Gerhard ist als Archäolog bei dem Museum angestellt und zugleich der artistischen Commission beigegeben, die nun auf acht Rädern fährt. Graf Brühl hat einen Balsam auf die Wunde erhalten, die ihm durch die artistische Commission geschlagen ist.

Wenn Sie Gelegenheit haben, mit einem dortigen Magistratsmitgliede bekannt zu werden, oder es schon sind, so haben Sie doch die Güte, aus der Magistrats-Registratur mir eine Abschrift des Gedichts zu verschaffen, was ich im Anfange des Jahres 1808 auf die Zurückkunft des Königs und der Königin nach Königsberg im Namen der Stadt Königsberg verfertigte. Ich besitze kein Exemplar davon, und obwohl es keinen besondern poetischen Werth hat, so wünschte ich es doch zu haben. Vielleicht ist ein Exemplar übrig.

Meine Frau, in deren Zustand sich wesentlich nichts verändert hat, läfst tausendmal grüfsen. Mir scheint, dafs sie jetzt schmerzloser ist, aber dafs ihre Unruhe mit der Abnahme der Schmerzen wächst.

Empfehlen Sie mich freundschaftlichst Ihrer Frau Mutter und Schwester.

Totus Tuus
Stägemann.

e.

An denselben in Berlin.

Berlin, den 4. September 1840.

Mit dem verbindlichsten Danke, verehrtester Freund, sende ich Ihnen die Anlage zurück *). Allerdings ist die Scurrilität in dieser Abschrift sehr gemildert, indefs doch nicht wegzuwischen.

Dafs Herr v. Schön in den Grafenstand werde erhoben werden, ist unwahrscheinlich, weil er es in seiner nur beschränkten pecuniären Lage nicht wohl wünschen kann, und ihm eine Grafschaft zur Dotation zu verleihen, kein genügender Anlafs ist. Herr v. Hülsen auf Wiese, will ich nicht bezweifeln. Vielleicht die Herren v. Brüneck, die wenigstens zu den bei weitem wohlhabenderen Gutsbesitzern gehören, wie zu den ältesten Familien des Landes.

Sehr wohl gefallen hat mir die Beschreibung des Königlichen Einzuges, die aus einer Privatcorrespondenz in der Vossischen Zeitung von gestern steht. Doch bezweifle ich, dafs die Kränze von Georginen den weifsen Mädchen wohl gestanden haben; die jungen Patrizierinnen müssen denn kolossale Gestalten gewesen sein.

Mich herzlich empfehlend

Stägemann.

*) Getreue Nachschrift der Aeufserungen, welche Professor Dr. Schönlein in seinen klinischen Vorlesungen über die Juden und mehrere hiesige Aerzte gemacht hatte. — Herr von Stägemann ersuchte mich um deren Mittheilung, da er bereits so viel Lügenhaftes darüber gehört habe.

Ludwig I., König von Baiern.

In unsrer Zeit, die mit wahrhafter Freigebigkeit beflissen ist, die Versäumnifs einer früheren dadurch gut zu machen, dafs sie durch Denkmale und Stiftungen das Andenken grofser und berühmter Männer ehrt; in unsrer Zeit, die, wie keine andere, es sich angelegen sein läfst, in Nekrologen und Biographieen ehrend derjenigen zu gedenken, welche durch ihre Stellung im Leben und ihre Wirksamkeit auch nur einigermafsen bedeutend geworden waren; in dieser Zeit erhielt ein Dahingeschiedener, der wahrlich! durch Stellung und Wirksamkeit, durch geistige Fähigkeit und persönliche Liebenswürdigkeit ausgezeichneter dagestanden, als sehr Viele der durch alle Zeitblätter gefeierten, erhielt ein solcher Mann auch nicht ein Wort des Nachrufs, das geeignet gewesen sein möchte, ihn in dem ehrenden Andenken der emporwachsenden Zeitgenossen zu fixiren oder dem der künftigen Geschlechter zu empfehlen! — Kein Anderer ist gemeint, als der vor einigen Jahren verstorbene Job von Witzleben.

General-Lieutenant, Kriegsminister und General-Adjutant Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IIIl.

Es mag allerdings eine Aufgabe von ganz eigenthümlicher Schwierigkeit gewesen sein, über das Leben dieses Mannes und seine Wirksamkeit etwas Geeignetes und Würdiges zu sagen; über eine Wirksamkeit, die in so inniger Beziehung und Wechselwirkung mit der Wirksamkeit seines Königlichen Herrn stand, dafs eine die andere ergänzte; eine Wirksamkeit, die sich in mannigfacher Richtung als Organ seines Königlichen Gebieters, sowohl im innern Organismus des Staats als in den nach aufsen hin gerichteten Beziehungen desselben, geltend gemacht hatte. Nichts desto weniger blieb es eine unerläfsliche, eine heilige Pflicht derjenigen, die mit Fähigkeit und Mitteln dazu ausgestattet waren, an eine Würdigung dieser Wirksamkeit sich zu wagen, selbst unter diesen erschwerenden Umständen und selbst innerhalb etwa gebotener enger Grenzen. Leider ist dies aber nicht geschehen, und wie unsere Zeit die längstvergangene der Versäumnifs und Ungerechtigkeit gegen ihre bedeutenden Männer zu beschuldigen sich berufen fühlt, wird die kommende mit demselben vollen Rechte uns anzuklagen Veranlassung erhalten. Dann wird auch Job von Witzleben seine Würdigung finden! denn seinem Charakter, seiner Stellung, seiner Wirksamkeit nach, von der hier nur eine schwache Andeutung gegeben, ist er ein Mann der Geschichte, und künftige Historiographen der Regenten-Wirksamkeit unseres dahingeschiedenen Helden-Königs, Friedrich Wil-

helm III., werden und müssen seiner gedenken, wollen sie treu und wahr den Königlichen Herrn schildern.

Damit sie aber solches auch einstens zu thun vermögen, bleibt solchen Zeitgenossen, deren Beruf es nicht war, in vorgedachter Beziehung ihre Feder dem hier genannten Entschlafenen zu weihen, es als unerläfsliche, heilige Pflicht auferlegt, jegliches Dokument über Witzleben's Wirksamkeit und deren Anerkennung beizubringen, und als Material für die Geschichte zu veröffentlichen. Indem dringend dazu aufgefordert wird, und zu diesem Zweck schon im vierten Bande der „Denkschriften und Briefe" ein den Verfasser wie den Empfänger gleich ehrendes Schreiben bereits mitgetheilt worden, möge hier ein ähnliches von des Königs Ludwig von Baiern Majestät an den General v. Witzleben folgen, um so wichtiger, da der König auch zugleich klar und unumwunden die gewifs nie genug zu beherzigende Wahrheit ausspricht: „Nur in ein festes Halten an Preufsen sehe ich Teutschlands Heil und diese Ansicht ist mir nicht neu."

An den General v. Witzleben in Berlin.

München, den 7. Mai 1831.

Herr General, bekannt, rühmlich bekannt sind Sie mir (obgleich nicht von Angesicht), denn ich kenne, was Sie im Kriege und Frieden geleistet haben, weifs: wie teutsch Ihre Gesinnung ist, welchen

Werth Sie darauf legen, Preufsen und Baiern vereint zu sehen. Ihnen dieses schriftlich zu äufsern, kann ich mir nicht versagen. General Rühl wird diesen Brief überbringen, dessen Sendung mit lebhafter Freude mich durchdrang, wie dafs ich ihn von den eben genannten Gesinnungen gleichfalls erfüllt gefunden habe. Nur in ein festes Halten an Preufsen sehe ich Teutschlands Heil und diese Ansicht ist mir nicht neu. Willkommen ist mir gegenwärtige Gelegenheit, mit Wärme ergreife ich sie, um die Gefühle welche Sie mir einflöfsten auszudrükken, mit denen ich bin

Herr General

der Ihnen wohlbeigethane

Ludwig.

Karl, Freiherr vom Stein.

Geb. in Nassau an der Lahn den 25. October 1757, gest. ebendaselbst den 29. Juli 1831.

Haben wir mit Widerwillen die Briefauszüge in der so eben erschienenen Lebensbeschreibung des Ministers vom Stein *) gelesen, worin der verstorbene Fürst von Hardenberg gemifshandelt wird und die zur Ehre des Schreibers um so mehr hätten unterdrückt werden sollen, als wir oft Augenzeuge waren von der Courtoisie und einer ungehörigen dienstbeflissenen Ergebenheit, welche der Freiherr vom Stein gegen den Staatskanzler — als dieser lebte und Wünsche befriedigen konnte — ausübte, so mögen hier zwei Briefe desselben aus meiner Sammlung folgen, welche uns dagegen wohlthuend ansprechen und einen Blick in das religiöse Gefühl des kräftigen Mannes thun lassen. Um so interessanter sind diese Briefe, als solche Ergiefsungen der Frömmigkeit in den bis jetzt bekannt ge-

*) Leben des Königl. Preufs. Staats-Ministers Freiherrn vom und zum Stein. Ein Denkmal. 2 Theile. Leipzig 1841

wordenen Briefen des Herrn vom Stein selten vorkommen.

Das eigen Erlebte mit dem Freiherrn v. Stein sammt den dazu vorhandenen Dokumenten zur Oeffentlichkeit zu bringen, müssen wir einer späteren Zeit vorbehalten, indem Lebende schmerzhaft dadurch berührt werden würden.

a.

An den Staats-Minister Freiherrn v. Gagern.

Frankfurt a. M., den 11. April 1819.

An Ihren häuslichen Leiden nehme ich wahren und innigen Theil, suchen Sie, mein lieber Freund, den Trost, wo er zu finden ist, in den Aussichten, die uns Religion eröffnet, wohin uns das heutige Fest der Auferstehung hinweist, worüber es uns Festigkeit, Klarheit und Lebendigkeit der Ueberzeugung giebt.

Wie lieblich, sagt Sailer, ist der Tod des Christen im Auge des Christen! Geht doch nur das, was die Erde gab, in die Erde und was der Himmel gab, sein Geist, zu Gott zurück. Ein solcher Tod ist ein Engel des Lebens für die zurückgebliebene Familie. Die Mutter findet neue Glaubensstärke, wenn sie ihre Tochter in der Ewigkeit aufsuchen muſs, und der Vater findet sie in dem Chor der Unsterblichen, die Kinder eines Vaters, unsere rechte Brüder und Schwestern sind.

Die mir mitgetheilten Briefe sind höchst inter-

cassant; ich danke Ihnen dafür, und schicke Ihnen *sub lege silentii et remissimis* Abschrift eines Briefes von Alexander Humboldt.

Kommen Sie zu mir nach Nassau — ich lasse Sie mit einer Wurst und meinen Pferden in Schwalbach abholen.

Leben Sie wohl, und finden Sie Trost und Hülfe bei dem, auf dem alle unsere Hoffnungen gegründet sind.

Ich kann um sieben Uhr in Höchst sein.

Stein.

8.

An Theodor Mülhens in Frankfurt a. M.

Cappenberg, den 13. März 1826.

An dem traurigen Ereignifs, dessen Ew. Hochwohlgeboren in Ihrem Schreiben vom 9. c. erwähnen, nehme ich den lebhaftesten Antheil; das Hinscheiden eines jungen braven Mannes, eines glücklichen Gatten und Vaters ist für die zurückgebliebenen, selbst entfernten Freunde sehr erschütternd. Sie finden nur Trost in dem schönen liebenswürdigen Enkel, in dem übrig gebliebenen Sohn, und in dem Gedanken, einst wieder mit dem, der Ihnen vorangegangen, sich auf immer vereinigt zu sehen.

Auch von meinen Freunden haben mich im Laufe eines Jahres mehrere verlassen; ein junger dreifsigjähriger Mann, Adolph Wallmoden, dessen ich mich lebhaft erinnere, wie seine Mutter ihn Anno 94. den Neugebornen, dem aus dem Nieder-

ländischen Feldzug zurückgekehrten Vater entgegenbrachte. Meine Schwägerin, die Gräfin Kielmansegge, fand auch nach siebenjährigen, ununterbrochen steigernden Leiden Ruhe den 18. Februar, und wird jetzt auf ihrem Gut als Leiche bestattet, wo ich sie als junge liebenswürdige Braut vor dreifsig Jahren hinreisen sah.

Der Tod des Kaisers Alexander! ich verlor an ihm einen grofsmüthigen, edlen, nachsichtsvollen Beschützer — ohne ihn wie wäre ich verfolgt, vernachlässigt, geneckt worden. Ich sehe täglich den Raum, der mich vom Grab trennt, schwinden, wünsche Ruhe, Einsamkeit, und suche meine Verhältnisse möglichst zu vereinfachen und aufzulösen. Mit ausgezeichneter Hochachtung und der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen, beharre ich

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

M. Fr. v. Stein.

Denkschriften.

Betrachtungen

über

die Vereinigung

der lutherischen und reformirten Kirche.

Rhein-Mosel-Departement. 1801.

Der Unterpräfekt des Bezirks Simmern (Rhein- und Mosel-Departement) Vaurecum — ein sehr ausgezeichneter Administrator — erliefs unter dem 6. Frimaire 10. Jahres der französischen Republik (28. November 1801) unter No. 4353. einen gedruckten Beschlufs über die Verhältnisse der lutherischen und reformirten Volkslehrer, indem gewichtige Klagen vorgebracht waren, dafs vor dem Krieg, in Ansehung ihres Kultus, eine den guten Sitten und der Ruhe des Staates angemessene Ordnung bestanden habe, welche seit der Vereinigung des linken Rheinufers mit der Republik nicht mehr bestehe.

Diese gedruckte Verfügung ward allgemein in dem Departement vertheilt, und veranlafste, dafs das protestantische Konsistorium an Jean Bon St. André den unter a. hier mitgetheilten Bericht machte. Die-

ser geistreiche General-Commissair und Präfekt des Departements dekretirte darauf Folgendes: *Soit communiqué au Souspréfet de Simmern pour transmettre ensuite au Commissaire général une copie de son arrêté qui n'étoit pas joint à la pétition et fournir ses observations sur cette demande. Mayence 8. Ventôse an* 10. (27. *Februar* 1802). *Le Commissaire général du Gouvernement Jean Bon St. André.*

Der Unterpräfekt Vanrecum sendete darauf nun die unter b. mitgetheilten Beobachtungen ein, welche sich wesentlich von unsern spätern Versuchen, die Lutheraner und Reformirten zu vereinigen, dadurch unterscheiden, dafs man hier lediglich die Sache von der Geistlichkeit selbst ausgehen liefs, ohne im Mindesten die Behörden anders als auf deren Wunsch einschreiten zu lassen.

---

a.

Simmern, le 25. Pluviose an 10. de la République française.

Le Consistoire du Culte protestant de l'Arrondissement Communal de Simmern au Citoyen Jean-Bon St. André,

Commissaire général du Gouvernement dans les 4. nouveaux Départements sur la rive gauche du Rhin.

Citoyen Commissaire général!

Dépravation et corruption des moeurs est une suite naturelle de la guerre, mais avec le changement ou plutôt avec la dissolution totale des autorités administratives dans le pays, l'ordre et la po-

lice du culte, tels qu'ils etaient etablis avant la guerre, eprouvèrent également un choc, qui contribua sur tout à augmenter le grand mal, principalement dans cet arrondissement, dont les habitans sont en plus part du culte protestant (comptant 80. paroisses).

Sous le regime des anciens souverains l'église protestante se trouva sous la surveillance et la direction d'autant de consistoires ou conseils ecclésiastiques, qu'il y avoit de divers souverains qui avoient leur residence sur la rive droite avec lesquels la communication devoit nécessairement cesser pendant la guerre.

Les ministres du culte, mis hors de communication avec les dits consistoires, se trouvoient isolés, abandonnés à eux mêmes, sans union, ce qui entraina peu à peu une anarchie funeste dans l'église protestante, et produisit une influence trop marquante et préjudicieuse sur les moeurs des habitans de cet arrondissement, pour que nous ne dussions attendre de notre Sous-Préfet et Citoyen Vanrecum, connu par son desinteressement et sa sage administration qui lui ont mérité à tout égard l'amour et l'estime de tous ses administrés, des moyens pour y remédier.

Il a plus que répondu à notre attente par son arrêté du 6. Frimaire dernier, dont nous avons l'honneur de vous transmettre ci-joint un exemplaire.

Nous ne doutons pas, Citoyen Commissaire, que cet arrêté, absolument conçu dans l'esprit du gouvernement, qui organise notre conseil ecclésiastique

d'une manière si simple, et si bien répondant à son bût, que nous ne doutons un instant qu'il n'obtienne votre suffrage, ce que nous souhaitons d'autant plus, que nous pouvons vous assurer, que nous en sentons déjà les suites bienfaisantes, qui nous donnent le droit d'en attendre encore de plus conséquentes.

Vous permetterez, Citoyen Commissaire, de vous donner connoissance d'un fait, comme suite de cet arrêté, qui, quoique qu'il eût lieu dans un petit coin de la République, servira de supplément à l'histoire ecclésiastique.

Les deux conseils ou consistoires du culte reformé et luthérien créés par le dit arrêté, se sont d'après les vues de notre éclairé et bien merité Sous-Préfet, le Citoyen Vanrecum, dissouds dans un seul conseil sous la dénomination de conseil ecclésiastique du culte protestant dans l'arrondissement communal de Simmern, et ont fait en conséquence un grand pas pour la réunion des deux cultes qui dans leurs principes sont les mêmes, ne différant que dans la chose accessoire, qui n'est pas l'essentiel.

De quel effet bienfaisant seroit un exemple encore très peu important pour le moment actuel, si vous vouliez daigner appuyer cette demarche par votre agrément et suffrage publics.

En excitant l'émulation, vous donneriez le signal pour la réunion en général de ces deux cultes, et la première démarche étant faite, nous garantissons, qu'il Vous sera facile de parvenir à un bût que de grandes puissances d'Europe, et de paisibles pères d'église ont en vain tâchés d'atteindre.

Alors les habitans d'une même commune qui ne sont separés que par la différence des cultes ne prieroient leur père universel que dans une seule et même église, ce qui profiteroit infiniment à l'état relativement à l'entretien du culte et de ses ministres.

En appuyant nos vues, qui sont celles de tous les hommes éclairés, le siècle présent Vous regarderoit comme son bienfaiteur et votre nom, qui brilleroit dans les annales de l'histoire ecclésiastique, ne seroit lu qu'avec admiration.

Nous avons l'honneur de Vous saluer avec le plus profond respect.

J. P. Hges. **F. Simon.**
H. Follich. **H. Eberts.**
W. Schneegans.

b.

Observations
sur la réunion
des deux sectes du Culte protestant.

Ce qu'on appelle Protestans, se divise en deux sectes: les Lutheriens et les Calvinistes ou Réformés.

C'est principalement au sujet de la Communion qu'ils sont désunis, sur les dogmes de la foi, l'opinion des Luthériens à cet égard se rapproche de celle des Catholiques; ceux-ci croyent qu'au moment où le prêtre élevant l'hostie prononce les paroles sacramentales, la substance de l'hostie se change et devient le vrai corps de Jésus-Christ.

Les Luthériens croyent aussi de recevoir dans l'hostie et dans le vin le vrai corps et le sang de Jésus-Christ, mais seulement dans le moment de la réception. Calvin, réformateur du Luthérianisme, établit un autre dogme; il enseigna que la Communion n'était que le symbole du corps et du sang de Jésus-Christ. Cette croyance est sans doute la plus naturelle, et celle qui s'accorde le mieux avec la raison humaine.

Cette différence dans le dogme fit naître entre les deux sectes une multitude de controverses, dans lesquelles on avanca plus ou moins de sophismes et de subtilités, selon le plus ou le moins d'habileté de ceux qui les soutenaient.

Ces sectes disputèrent beaucoup sur la personne de Jésus-Christ et sur la réunion des deux natures.

Les Luthériens établirent dans le 16ème siècle la toute puissance de la nature humaine de Jésus-Christ (ubiquitas) pour démontrer qu'il était possible qu'à la consécration de l'hostie la divinité de Jésus-Christ pût être réellement présente. D'autres Luthériens moins rigoureux trouvèrent d'autres moyens pour faire valoir leur système sans s'attacher à la toute puissance (ubiquitas).

Cet objet a donné lieu à des disputes et des dissentions frivoles et absurdes qui ont continué avec violence depuis l'origine de ces deux sectes jusqu'à nos jours.

Dans le 16ème siècle les princes de l'Allemagne s'assemblèrent souvent pour opérer une réunion entre les cultes; ils y attachaient sans doute une très

grande importance, parceque ces vaines disputes avaient une influence considérable sur la tranquillité de leur pays, peut-être aussi que leur attachement particulier à leur opinion y entrait pour beaucoup. Le plus renommé de ces congrès, nommés colloquia, se tint à Marbourg, où l'on vit briller Zwingli.

Toutes ces tentatives pour parvenir à la réunion des deux sectes restèrent toujours sans succès. Enfin en l'an 1580 la fameuse formula concordiae signée à Torgau par les Théologiens de la Saxe, opera une séparation totale entre les deux sectes. Ces formules forment le livre symbolique des Luthériens qui croient à son infallibileté comme les catholiques croient à celle du pape. Le malheureux chancelier de Crell à Dresde, perdit la vie par ce qu'il fut soupçonné de ne point croire aux articles de foi établis par le formulaire.

Dès ce moment les deux sectes furent absolument séparées, et eurent chacune à part leurs églises, leurs ministres, leurs écoles etc. Ceux qui restèrent fidèles à la doctrine de Luther, conservèrent le nom de Luthériens en y ajoutant l'épithète evangelique, voulant dire que les articles de leur foi etaient conformes à l'esprit de l'évangile.

Les autres qui suivirent la doctrine de Calvin, s'appelèrent Calvinistes, en y ajoutant le mot: réformés dans le sens que Calvin avait purifié et réformé la doctrine de Luther. L'une et l'autre de ces deux sectes ayant protesté contre plusieurs points

de la foi Catholique, leurs partisans reçûrent le nom de protestans.

En l'an 1760 l'Angleterre ayant donné l'exemple, les deux cultes protestans commencèrent à se rapprocher. La civilisation, qui répandait partout ses fruits salutaires devait, aussi produire un heureux effet sur les disputes religieuses. Les savans Protestans de l'Allemagne s'efforcèrent jusqu'ici de réunir les deux cultes et de lever les obstacles qui s'y opposaient.

Cette réunion était d'autant plus désirée qu'on cherchait par ce moyen à pouvoir contrebalancer la puissance du Catholicisme. Si l'on ne réussit pas, ce ne fut pas faute de lumières et de persuasions, mais les obstacles vinrent des intérêts particuliers qui s'opposèrent à cette sage réunion, parceque celle des revenus aurait nécessairement dû suivre, et beaucoup d'individus auraient souffert des pertes considérables.

Cette raison ayant rendu impossible ce système d'égalité on ne songea qu'à étouffer parmi le peuple tout désir pour la réunion. Toutes ces difficultés s'applanirent de nos jours et surtout par la réunion de nos contrées avec la république.

Cette considération et celle que la plupart des habitans de mon arrondissement professent le culte protestant, me déterminèrent à inviter à une réunion les inspecteurs des deux cultes.

Je doutais d'autant moins du succès, que ces inspecteurs sont des hommes éclairés, que je connaissais depuis 15 ans, avec lesquels j'étais même

en relation, qui avaient en outre très souvent manifesté le désir de se réunir, et fait à cet effet les démarches préparatoires, par exemple, à Creutznach, le ministre du culte réformé, en l'absence de celui du culte Luthérien fait l'office de ce dernier et réciproquement à Simmern sous Dhaun, les Luthériens pour épargner les fraix d'entretien du ministre vont à l'église des réformés.

J'invitais les ci-devant inspecteurs des deux cultes de reprendre leurs fonctions et à surveiller la police interieure du culte, afin d'éloigner pour l'avenir des places de ministres l'ignorance et l'immoralité, qui pendant la guerre ont su s'y glisser par l'intrigue et d'autres moyens. Je les invitais aussi, afin de retablir l'ordre ecclesiastique, à remplacer leurs consistoires qui se trouvent sur la rive droite.

Cette mesure de police était d'autant plus urgente que les communes ayant la libre élection des ministres de leur culte, il en résulte presque toujours des divisions funestes au repos et à la tranquillité des communes.

L'un et l'autre parti invoque dans ce cas les connaissances et la moralité du candidat qu'il propose, ce qui met presque toujours le préfet dans l'impossibilité de juger sainement auquel procès verbal d'élection des deux parties il doit donner la préférence, puisqu'il ne peut décider de la capacité des candidats. Cet inconvénient n'aura plus lieu aujourd'hui, où qu'ils doivent produire un certificat de l'inspecteur respectif chargé de les examiner sur leurs connaissances.

Les inspecteurs des deux cultes se sont assemblés le 16. Frimaire dernier et notamment

les Citoyens:

Engelmann de Bacharach Ilges de Simmern Polich de Stromberg Ebertz de Creutznach Gundersheim de Sobernheim	Inspecteurs réformés.
Simon de Simmern sous Dhann Starck de Castellaun Schneegans de Creutznach Reichart de Trarbach	Inspecteurs Luthériens.

Ces inspecteurs s'étant concertés avant cette assemblée, sur l'objet de la réunion avec les ministres de leurs districts respectifs (au nombre de 80 dans cet arrondissement) et étant munis de leurs pouvoirs, ils prirent l'arrêté ci-joint, d'après lequel ils ne formeront, pour l'avenir, qu'un seul consistoire, qui réglera à la fois les affaires des deux cultes, sous la dénomination de consistoire protestant. —

Ils firent la promesse formelle de ne jamais s'assembler sans en prévenir l'officier de police, de se soumettre aux loix et réglemens de la république, de n'entraver en rien la surveillance qu'exerce l'autorité civile sur les cultes par rapport à la police administrative, de veiller sur les élections des ministres par les communes, d'avoir soin qu'elles aient lieu en présence du Maire pour prévenir les désordres et déjouer l'intrigue à qui ces élections ouvrent un vaste champ et de soumet-

tre les procès verbaux d'élection à l'approbation du préfet.

Les Inspecteurs et tous les ministres des deux cultes sont tellement d'accord sur cette démarche, et ils ont tellement oublié leur différence d'opinion sur la foi, qu'ils ne savent eux mêmes lequel a cédé à l'autre.

Dans le premier moment de ce rapprochement, ils vouloient aller jusqu'à déclarer dans leur acte de réunion que les églises seraient en commun, et que l'office serait fait conjointement. Mais la prudence les détourna de cette démarche prématurée. Des malveillans qui ne sont point attachés au gouvernement, auraient pu trouver, dans cette réunion religieuse, le prétexte de fomenter l'esprit de discorde. L'expérience de nos jours nous a d'ailleurs appris qu'il ne faut attaquer les préjugés religieux que très lentement et avec beaucoup de circonspection, et qu'en voulant tout renverser à la fois, on revient à la fin au point d'où l'on est sorti. D'après ces motifs, je leur ai conseillé moi-même de se contenter encore de cet acte de réunion, et de n'y rien insérer qui puisse entraver la liberté de conscience. Par là on a opposé une digue à l'intriguant politique qui aurait cherché dans cet événement religieux un prétexte pour susciter le mécontentement, quoique nous sachions du reste que la liberté de conscience chez le peuple consiste à faire et à croire tout ce que les ministres de son culte lui apprennent.

S'il n'existe plus de chef de parti, ou si les

chefs sont d'accord entre eux, le culte cesse. Maintenant les ministres du culte protestant, vont prêcher alternativement dans les églises des deux sectes. L'un fait au besoin l'office de l'autre.

Le ci-devant inspecteur réformé videra, conjointement avec le ci-devant inspecteur Luthérien, les querelles concernant la police intérieure du culte protestant en général. Cet accord accoutumera peu à peu le peuple aux principes de réunion des deux cultes, et en peu d'années, par un phénomène qui leur sera inexplicable, ils se trouveront réunis sous l'empire des mêmes opinions.

C'est cette marche, qui est la plus conforme à l'esprit humain, et que tout réformateur politico-religieux devrait suivre, pour ne point être si souvent forcé de retrograder.

Il résulte de ce que nous venons de dire, que la réunion des sectes réformées et Luthériennes n'existe quant à présent, qu'entre leurs chefs; je n'ai point voulu opérer une réunion entre les individus dans chaque commune, je n'ai pas dû d'ailleurs l'essayer sans le consentement du commissaire général et du préfet, quoique j'aurais pu répondre du succès.

Si dans le département du Mont-Tonnerre et dans les arrondissemens communaux de Saarbrück et de Birckenfeld (département de la Sarre) on pouvait compter sur le succès d'une démarche de cette nature, et qu'on pût par cette manière réunir les protestans de ces sept arrondissements (Mayence, Spire, Deuxponts, Saarbrück, Birckenfeld,

Kaiserslautern et Simmern) qui comptent à peu près 300,000 ames professans les dits cultes, il faudrait naturellement que le consistoire actuel de l'arrondissement de Simmern fût dissous, et qu'il fût remplacé par un consistoire pour les sept arrondissemens, dont les membres pourraient être choisis pour la première fois seulement par le commissaire général du gouvernement, et auxquels succéderaient les plus anciens inspecteurs des deux cultes indistinctement.

Par ce moyen le nombre des ministres du culte diminuerait, leur salaire augmenterait et les mettrait en état de vivre plus honnêtement. L'influence connue du culte protestant sur les succès de l'agriculture et sur les mœurs produirait les effets les plus satisfaisans.

L'homme éclairé ne connait d'autre dogme que la tolerance universelle, seul moyen de rendre les peuples satisfaits et d'eviter les dissentions. Il faut laisser s'user par le tems les préjugés qu'on ne peut guerir par la raison. Mais à supposer que le peuple ait besoin d'une religion positive, ce qui est encore un problème; il faut certainement protéger surtout celle, dont les principes sont conformes à la constitution et ne repugnent point à la raison. — Le philosophe raisonne ainsi; il se peut que la politique en de certaines circonstances conseille une autre opinion.

Je n'ai parlé que des protestans habitans les quatre nouveaux departemens, ceux des départemens du haut, et du bas Rhin ne paraissent encore trop

reculés dans leurs principes, pour obtenir le succès qu'on pourrait se promettre dans ces pays. Dans leurs divers projets d'organisation du Protestantisme, on a très soigneusement séparé les deux sectes, on y a conservé tout l'attirail d'Orthodoxie et d'Hierarchie, enfin ils fourmillent encore de charlotanisme. Avant de se défaire de leurs préjugés, ils doivent encore recevoir quelque tems l'exemple du ci-devant palatinat.

Fait et rédigé par le soussigné Sous-Préfet de l'arrondissement communal de Simmern.

A Simmern, le 21. Ventôse an dix
de la république.

Vaurecum.

Die Stadt Köln am Rhein

in Beziehung

zu den Alterthümern der Provinz.

Den Freunden im Rheinland und Westphalen gewidmet.

Die Seite 94 hier zuerst mitgetheilten Briefe Goethe's an den Königlichen Staatsminister v. Schuckmann scheinen eine passende Gelegenheit, um über eine Schöpfung des verstorbenen Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg zu sprechen, die jetzt freilich nicht mehr in ihrem Umfang besteht. Es war dieses die Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, welche der Staatskanzler im Jahr 1820 ins Leben rief, der, indem er den Dr. Dorow zum Direktor derselben ernannte, die in der Anlage a. enthaltenen Schreiben erliefs.

Die Leistungen während des zweijährigen Bestandes der Verwaltung liegen in dem bei Cotta erschienenen Werke: „Die Denkmale germanischer und römischer Zeit in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, 2 Bände 4. mit 67 Kupfer- und Steindrucktafeln in Folio," der Oeffentlichkeit und dem unpartheiischen Urtheil vor.

Die Rheinländer, besonders die Stadt Köln, erkannten dankbar diese zeitgemäfse Schöpfung an; doch war man mit dem Plan nicht einverstanden, dafs die Alterthümer der Rheinlande in Bonn aufgestellt werden sollten. Besonders die Stadt Köln wollte dieses Vorrecht für sich vindiciren, und schon am 4. October 1820 schrieb in dieser Beziehung der im Goethe'schen Briefe an v. Schuckmann geschilderte Professor Ferdinand Franz Walraf*) dringend an Dr. Dorow (Anlage b.). Nach vielfachen Berathungen trat dieser der Ansicht bei, dafs Köln vorzugsweise die Stadt sein müsse, wo am zweckmäfsigsten die rheinischen Alterthümer zu vereinigen und aufzustellen seien; in Köln, wo schon so Vieles und Herrliches dieser Art vereinigt ist, wo die alten Kirchen und übrigen interessanten Bauwerke eine so umfassende Grundlage der Sammlung bilden, findet das Einzelne Zusammenhang und Erklärung im Ganzen. Das ruhige Fortbestehen einer solchen unabhängigen, rein vaterländischen Anstalt in einer Universitätsstadt schien, nach den in so kurzer Zeit bereits gemachten Erfahrungen, unmöglich. Die Kölner hatten auch Goethe in ihr Interesse gezogen, er stimmte gleichfalls für Köln, und so ward eine Bittschrift an den Staatskanzler verabredet, welcher Mafsregel die Königliche Regierung in Köln beitrat, und sie dadurch zu unterstützen hoffte, dafs Dorow als Direktor des Central-Museums verbleiben, doch mit

*) Geb. in Köln den 20. Juli 1748, gest. ebendaselbst den 18. März 1824.

dem Titel und Range eines Regierungsraths zur Bearbeitung dieser interessanten Abtheilung in den Rheinprovinzen der Königl. Regierung beigegeben werden sollte. Die dahin abzweckenden Schritte geschahen; die ersten Bürger Kölns unterzeichneten das Gesuch, und die Regierung in Köln unterstützte dasselbe auf das Kräftigste. Doch es scheiterte an dem Einspruch des damaligen Oberpräsidenten Grafen von Solms-Laubach, der die rheinische Universität eigenthümlicher Weise für seine Schöpfung hielt, und der Stadt Bonn daher auch nicht das geringste Gute entziehen wollte. Graf Solms übersah aber, dafs eine Sammlung vaterländischer Alterthümer, die sich auf Land und Volk, auf Geschichte, patriotischen Geist und Sinn beziehen soll, nicht als Gegenstand und Mittel des Lehrunterrichts auf Hochschulen angesehen werden darf. Die dem Fürsten von Hardenberg vorschwebende Ansicht war dem Grafen Solms nicht klar geworden; er erkannte nicht den tiefen und genialen Blick des Stifters dieses Provinzial-Museums in das menschliche Herz und in das Gewebe der menschlichen Gefühle, welche, durch die Heimath angezogen, zur Theilnahme und Aneignung des Provinziellen gesteigert, endlich zur höhern Vaterlandsliebe erhoben und ausgebildet werden; Graf Solms erkannte nicht, dafs der Staatskanzler, der Schöpfer und Wiederhersteller der Institutionen unserer Monarchie, dessen Blick das Entfernte wie das Nahe, die Zukunft wie die Gegenwart als Ein Ganzes umfafste, überall, wie in den grofsten Staatsinstituten so auch in diesem Kleinen, eine wahrhaft

grofse Idee zum Grunde legen wollte. Mit jugendlichem Feuer schenkte der Staatskanzler bei seinem Aufenthalt in Engers den vaterländischen Alterthümern und den damaligen Ausgrabungen des Dr. Dorow in Wiesbaden seine Aufmerksamkeit. Er sprach oftmals zu demselben von dem Werth der Alterthümer, welchen die öffentliche Meinung und der Vaterlandsstolz ihnen mit Recht beilegt. Denn wie der einzelne Mensch an seine Familie, so hängt der Patriotismus des Bürgers an den Geschichten und dem Ruhme seiner Heimath. Alle Denkmale seiner Vorzeit, zumal des Ruhms, Kunstsinns und Reichthums seiner Vorfahren sind ihm heilig, und die Erklärung und wissenschaftliche Benutzung derselben dünken ihm wichtiger, als alle anderen gelehrten Arbeiten; er meint selbst wichtig und ruhmwürdig zu werden in einer wichtigen und ruhmvollen Heimath. Die Thaten und der Ruhm seiner Vorfahren scheinen ihm anzugehören, und er bewahrt jedes Denkmal derselben als Zeugnifs des eignen Werths. Dieses Gefühl und dieser Patriotismus für die Heimath, dem auch das Unbedeutende durch solche Beziehung wichtig erscheint, ist gewifs ehrwürdig und wird jede Vaterlandsliebe, welche die Erweiterung auf Stamm und Volk, auf Provinz und Reich erfordert, bedingen. In allen diesen Beziehungen erfreute man sich der Idee einer Centralisirung und zweckmäfsigen Aufstellung der Alterthümer; Stadt- und Dorfgemeinden beeilten sich, das bereits Vorhandene zu diesem Zweck auszuliefern; man erkannte die Grundsätze, die wahrhaft patriotische Absicht der Regierung, und

beorderte der Staatskanzler auch, dafs das Haupt-Museum für Rheinland in Bonn seine Einrichtung finden sollte, so war diese Wahl der Stadt nur zufällig und keineswegs damit die Absicht ausgesprochen, dafs dasselbe einen integrirenden Theil der Universität ausmachen sollte. So konnte also auch die Rheinisch-Westphälische Alterthümer-Sammlung nicht irgend eines Lehrzwecks wegen wesentlich auf die Rheinische Universität, als solche, sondern dem Zwecke dieses Instituts gemäfs nur auf die Rheinlande und Westphalen und den Geist der Bewohner in patriotischer Hinsicht Bezug haben. Diesen Geist fafsten die Kölner Bittsteller sehr wahr und richtig auf, und das folgende interessante Aktenstück (s. Anlage c.) verdankt dieser Gesinnung sein Entstehen; vor dem Absenden wurde dasselbe dem Regierungs-Chefpräsidenten in Köln, Freiherrn v. Hagen, mitgetheilt und von diesem mit der Bemerkung zurückgestellt, dafs „dasselbe sehr gut redigirt sei, und seinen Zweck hoffentlich nicht verfehlen werde."

Der Fürst Hardenberg lehnte im Drange der wichtigsten Staatsgeschäfte dieses Gesuch, dem Gutachten des Oberpräsidenten leider folgend, nicht allein ab, sondern überwies die ganze Verwaltung, welche bis dahin unter seiner unmittelbaren Leitung als ein provinziales Staats-Institut gestanden, in das Ressort des Staats-Ministers von Altenstein, welcher, dasselbe der Universität überweisend, es nach andern Grundsätzen und in anderer Form fortgeführt wissen wollte; man hatte damals überdies in diesem Departement keine Sympathie für vater-

ländische Alterthümer; man träumte nur von Kunstwerken, von Museen griechischer und ägyptischer Denkmale. Aus diesen Ursachen und da beinahe alle in den Rheinprovinzen disponiblen Alterthumsgegenstände bereits gesammelt, inventarisirt und zum Theil nach Bonn geschafft waren, wurde dem Dr. Dorow ein anderer Wirkungskreis wünschenswerth, den er auch erhielt.

Diese Verhandlungen werden hauptsächlich deshalb mitgetheilt, weil jetzt vielleicht der Zeitpunkt sein möchte, sie wieder aufzunehmen und zu einem erwünschten Resultat zu bringen! — Es kann wohl die Hoffnung gehegt werden, dafs der Sammlung Rheinisch-Westphälischer Alterthümer, welche durch Theilnahme der sämmtlichen Bewohner der Provinzen hauptsächlich entstanden — wieder Beachtung und Einsetzung in ihr altes ursprüngliches Recht wiederfahren werde. Aus der Stiftungs-Urkunde erhellt es deutlich, dafs die Sammlung nicht an Bonn, sondern an die Rheinprovinz geknüpft ist, und in dieser Beziehung erscheint jetzt nach Jahren und den gemachten Erfahrungen die Behauptung als durchaus begründet, dafs Köln die Stadt sei, in welcher ein solches National-Museum allein nur errichtet werden kann, soll es den Zweck vollständig erfüllen. Unendlich vielfache kleine Beziehungen verbinden die Einwohner des gesammten Rheinlandes mit den Kölnern, die Gewinne und Verluste, die geistigen und leiblichen Interessen sind überall verkettet, und unzählige Fäden ziehen durch das Land ein grofses Gewebe, welches in Köln seinen Mittelpunkt findet.

Soll also das Provinzial-Museum Bedeutung für die Provinz erhalten; soll es im wahren Sinne des Wortes provinziell werden, ein provinzieller Centralpunkt der gemeinsamen Interessen; ein Mittelpunkt der geschichtlichen Erinnerungen des ganzen Landes; ein Bindungsmittel zwischen den zerstreuten, vereinzelten Lokalinteressen und den höheren des gemeinsamen Vaterlandes, so mufs es ohne Zweifel in Köln errichtet werden und nicht in Bonn, wo es eben so vereinzelt stehet, als die Alterthümer bisher zerstreut an den einzelnen Orten. Ueberdies haben in Köln die alten Kunstschätze noch ihren Werth behalten. Daselbst werden sie gepflegt, geachtet und gesammelt, während in den übrigen Städten am Rhein wohl einzelne Liebhaber, aber kein allgemeines Interesse, keine Theilnahme des Volkes gefunden wird. Eine lebendige Theilnahme würde auch die übrigen Städte ergreifen, wenn ihre Beiträge mit gröfseren Denkmalen vereint und so im Zusammenhange verständlich erscheinen. Dieses kann aber nur von Köln aus hervorgerufen werden, nicht aber von Bonn, welches bisher so wenig Interesse für die Alterthümersammlung bewiesen hat. Köln, die wichtigste, vielleicht einzig bedeutende Stadt in den Rheinprovinzen, ist also der einzige Ort am Rhein, wo die Vereinigung aller rheinischen Alterthümer einen bedeutenden Werth für die Geschichte, für Wissenschaft und Kunst haben würde; der einzige Ort, wo die Sammlung vollständig und dadurch bedeutend werden kann; der einzige Ort, wo sie auf das Volk und seine Ausbildung, auf Patriotismus, auf

Erweiterung der Künste und Nachbildungen aller Art, Industrie, polytechnische Anstalten, welche nur in der Hauptstadt der Provinz gedeihen, einen bedeutenden Einfluſs gewinnen kann. — Was Einzelne über den Werth oder Unwerth, über Zweck und Absicht einer solchen Anstalt gesagt haben und noch sagen mögen, kann wohl nicht entscheiden. Beachtung einstiger Selbstehre, entspringend aus Hochschätzung dessen, was unsere Voreltern geschaffen, kommt hier allein zur Frage, und die Beantwortung eben dieser Frage kann nur aus dem wirklichen Leben genommen, nicht aber von der Zufälligkeit der Neigung oder Abneigung einzelner Männer gegen vaterländische Institute, gegen vaterländische Kunst, abhängig sein! —

Anlage a.

An den Hofrath Dr. Dorow in Wiesbaden.

Berlin, den 4. Januar 1829.

Sie haben mehreremal den Wunsch geäufsert, die diplomatische Laufbahn, welche Sie seit Ihren Kriegsdiensten in den beiden letzten Feldzügen betreten hatten, zu verlassen und dafür lieber ein wissenschaft-thätiges Leben zu erwählen, das Ihrem innern Beruf gemäfser wäre, und wo Sie zugleich der Wissenschaft der historischen Forschung und alterthümlicher Untersuchung nicht gänzlich entfrem-

det würden. Ihre mir deshalb eröffneten Mittheilungen und gemachten Vorschläge haben meinen Beifall, und ich bin daher gesonnen, Ihnen eine Laufbahn zu eröffnen, wo Ihre Thätigkeit Stoff genug finden wird, sich dem Vaterlande nützlich zu bewähren.

Da in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen sehr viel Niederlassungen der Römer vorhanden waren, von denen Ueberbleibsel in Menge theils schon gesammelt und beschrieben, theils noch zerstreut, unbeschrieben, unbekannt, verstümmelt und wenig geachtet existiren, da die von Ew. Wohlgeboren veranstalteten Nachgrabungen in dem Nassauischen eine so reiche Ausbeute schon geliefert, da Sie dadurch Ihre Vorliebe für diese Untersuchungen, Ihre Thätigkeit und zugleich durch Ihre im Druck erschienenen Beschreibungen, Commentare und Abbildungen Ihre Geschicklichkeit documentirt und eine bedeutende Lücke in dem Felde dieser Forschungen ausgefüllt haben, so bestimme ich Sie zum Dirigenten eines auf der Universität zu Bonn zu errichtenden, vaterländischen und alterthümlichen Museums. Ich nehme die Anerbietung Ihrer im Nassauischen gefundenen Alterthümer, die Ihr Eigenthum sind, mit Vergnügen zur Begründung dieses Museums an. Der Werth dafür soll Ihnen, sobald die definitive Abschätzung erfolgt sein wird, baar vergütet werden.

Das Museum selbst soll durch künftige Sammlungen, freiwillige Beiträge, allmälige Ankäufe und

Nachbildungen verwandter Gegenstände in Gyps vermehrt und so eingerichtet werden, dafs es zum Unterricht der Jugend, zu historischen Forschungen und zur Erhaltung schätzbarer Monumente dienen, den Sinn für Bedeutung des vaterländischen Bodens und die Geschichte der Vorzeit erregen und ernähren wird.

Sie werden zu diesem Zwecke die Rheinisch-Westphälischen Provinzen bereisen, mit allen Gegenständen, die darauf Bezug haben, sich vertraut machen, die Orte bestimmen, wo Nachgrabungen mit wahrscheinlichem Erfolg zu veranstalten sind; den betreffenden Herrn Ober-Präsidenten, welche ich nach der abschriftlichen Anlage, von Ihrem Unternehmen in Kenntnifs gesetzt, Anzeige machen; bedeutende, der Aufbewahrung ohne Vorurtheil werthgeschätzte Fragmente sammeln; Eigenthümer solcher Gegenstände durch Darstellung der Nützlichkeit dahin zu bringen suchen, ihre Sammlungen mit denen von Bonn zu vereinigen, und im Weigerungsfall sich von denselben wenigstens die Erlaubnifs auszuwirken, die interessantesten Alterthümer abzuzeichnen oder zu modelliren, und diese Abbildungen und Zeichnungen im Museum zu Bonn alsdann aufzustellen. So werden Ew. Wohlgeboren auch die schon aufgestellten Museen von Trier, Neuwied und Braunfels zu benutzen suchen, um die Inschriften genau zu copiren, die Basreliefs, Büsten und Statüen genau abzeichnen oder auch, wo es die Wichtigkeit erheischt, modelliren lassen.

Sie werden sich angelegentlichst bemühen, über-

all den Sinn für diese Art von Forschungen anzuregen, jedoch mit Takt und Umsicht alle Uebertreibung und Mikrologie, in welche der Alterthumsliebhaber so leicht verfällt, dabei mit Ernst zu vermeiden suchen, um dadurch dem Geiste dieser Unternehmungen nicht zu schaden.

Sie werden es mit Klugheit vermeiden, den Verdacht anzuregen, als wolle man Monumente von Punkten entfernen, welche durch ihre Lokalität das Interesse daran erhöhen, und mit der gröfsten Vorsicht dem Scheine ausweichen, welcher den Städten die Furcht einflöfsen könnte, als wolle man sie ihrer Alterthümer und Kunstwerke berauben, um ein Central-Museum zu bilden. Sie müssen in Ihren gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnissen dahin streben, Interesse für diese Sammlung einzuflöfsen, die Vaterlandsliebe dafür in Anspruch zu nehmen, und durch Tausch und freiwillige Beiträge Ihren Besitz zu vermehren.

Wenn Sie einen Theil des Sommers mit Aufsuchung dieser Gegenstände und mit Besorgung Ihrer Abbildungen werden zugebracht haben, so werden Sie den übrigen Theil des Jahres zu Bearbeitung dieser Materialien für die Publication verwenden, und bis die Menge und das Interessante des Aufgefundenen Ew. Wohlgeboren wird in Stand gesetzt haben, ein gröfseres Werk, vielleicht unter dem Titel: *Antiquitates Rhenanae*, dem Publikum zu übergeben, werden Sie Fragmente Ihrer Untersuchungen, mit Zuziehung der in diesem Fache gelehrten Professoren von Bonn, in den Annalen der dortigen

Universität oder auch ganz nach Ihrer freien Wahl in andern Zeitschriften mit den dazu nöthigen Zeichnungen bekannt machen, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme dieser Provinzen für diesen Gegenstand zu beleben und zu unterhalten.

C. F. v. Hardenberg.

An des Königlichen Oberpräsidenten Herrn Staats-Ministers v. Ingersleben Excellenz zu Coblenz.

Desgl. an des Königl. Oberpr. Herrn Grafen v. Solms-Laubach Hochgeboren in Köln,

und an des Königl. Oberpräsidenten Herrn v. Vincke Hochwohlgeboren in Münster.

Berlin, den 4. Januar 1820.

Um die interessanten Fragmente aus der römischen Zeit vor Zerstörung und Verstümmelung sicher zu stellen und für ihre künftige Erhaltung zu sorgen, und durch eine genauere Bekanntschaft mit der Vergangenheit die Liebe zum vaterländischen Boden noch zu vermehren, und die gelehrte Welt mit diesen schätzbaren Ueberresten des Alterthums näher bekannt zu machen, und durch Beschreibung und Abbildungen ein allgemeineres Interesse für diese Antiquitäten zu erwecken, als bis jetzt bei ihrer bisherigen Isolirung geschehen könnte, so habe ich den Hofrath Dorow zum Dirigenten eines Antiquitäten-Museums in Bonn bestimmt, und ihm die Befugniss ertheilt, für den Zweck der künftig anzustellenden Nachgrabungen, Erhaltung der Alterthümer,

Abbildung der interessantesten und Sammlung der disponiblen Kunstwerke für das Museum die Rheinisch-Westphälischen Provinzen zu bereisen und mit Ew. Excellenz sich deshalb in unmittelbare Communication zu setzen. Bei dem Interesse, das Ew. Excellenz bei jeder Gelegenheit für die Geschichte der Ihrer Obhut anvertrauten Provinzen an den Tag gelegt haben, zweifle ich keinen Augenblick, dafs Sie den Unternehmungen des Hofraths Dorow, den ich Ihrem Wohlwollen noch ganz besonders empfehle, der seinen Eifer, seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit durch frühere, von ihm geleitete Nachgrabungen im Nassauischen und durch sein darüber erschienenes Werk hinlänglich beurkundet hat, mit hülfreicher Hand entgegen kommen, und in allen seinen Forschungen und Unternehmungen auf die wirksamste Art unterstützen werden.

Die Ernennung des Hofrath Dorow involvirt zwar keinesweges die Absicht, andere Individuen an Nachgrabungen zu hindern und aus diesen Unternehmungen ein Monopol zu bilden. Ich hoffe vielmehr, dafs durch das planmäfsige und zusammenhängende Verfahren, das von der Regierung in diesem Falle ausgeht, das Interesse und der Wetteifer Mehrerer für Nachforschungen dieser Art erst recht lebendig soll geweckt werden.

Ingleichen steht es wie bisher frei, Nachgrabungen auf seinem Grund und Boden anzustellen, und über die dort gefundenen Fragmente als sein Eigenthum frei nach Willkür zu disponiren, und der etc. Dorow hat deshalb in seiner Instruction

die Weisung erhalten, nur auf dem Wege freier Convention für das Beste der Wissenschaft zu wirken. Alle Nachgrabungen jedoch, die auf Kosten der Regierung fortan gemacht werden, mögen unter der speciellen Leitung des Dorow künftighin stehen.

Zur Bestreitung der durch diese Nachgrabungen veranlafsten Kosten autorisire ich Ew. Excellenz dem Dorow die Summe von ..... Thalern bei der dortigen Regierungs-Hauptkasse vorschufsweise zur Disposition zu stellen, und behalte mir vor, wegen deren Verrechnung zu seiner Zeit das Nöthige zu bestimmen.

Ich schmeichle mir, dafs in dieser Anordnung die Rheinprovinzen einen neuen Beweis des Interesses sehen werden, welches die Regierung von jeder Seite für ihre Bildung und für den Flor der Wissenschaft und Künste bei ihnen nimmt.

C. F. v. Hardenberg.

Anlage B.

An den Hofrath Dr. Dorow in Bonn.

Köln, den 4. October 1820.

Ein vielleicht auch noch ungegründeter Ruf oder Verdacht setzt unser gutes Köln nach bereits erlittenen, so ungeheuren Verlusten an Allem, Vermögen, an Kredit und Schätzen, an Vorzügen, Ornamenten, wissenschaftlichen und historischen, sowohl kirchlichen als weltlichen Hülfsmitteln u. s. w., in eine Verlegenheit und Furcht, als wenn bei der Aufnahmung und Wegnahme der noch hier von mir Unterzeichnetem

kümmerlich und kostbar noch geretteten Alterthümer auch die Reihe der Wegnahme diese gute Stadt treffen konnte. Es ist meiner Kühnheit und Liebe für meine Geburtsstadt nicht zu verdenken, wenn ich, obwohl noch nicht mit einer feierlichen Protestation, dennoch mit einigen zuvorkommenden Gründen mich selbst dagegen waffne, jedoch aber vorher die Freiheit brauche, Ew. Wohlgeboren zu bitten, mir zu bedeuten, in wie weit diese Drohung gegen Köln wahr oder unwahr und nicht zu fürchten sei.

Mit derselben Kühnheit erlaube ich mir vielmehr, es zu behaupten, dafs Se. Königliche Majestät unser allergnädigster Herr und Se. Hochfürstliche Durchlaucht der Herr Staatskanzler es sehr billig und fast unumgänglich nothwendig erachten müfsten, dieser gröfsten, ältesten und ersten Stadt unserer Rheinprovinz nicht nur das Indigenat unserer aller hier und in unserm Bezirk von jeher entdeckten und noch zu entdeckenden Alterthümer der uralten und mittleren Zeit zu verleihen die Gnade und Billigkeit haben mufsten.

Mainz, Trier und Köln, die ersten, ältesten, volkreichsten und bedeutendsten Hauptstädte, dürfen ja nimmermehr so ins Dunkel ihres Werths und ihrer Geschichte hinsinken, dafs sie als die vornehmsten Mutterstädte sich hinter dem unnachbarlichen Stolz ihrer jüngern neugeputzten Tochter *) verkriechen sollten; denn von hier ging der Glanz der Religion, des Rechts, der Handelschaft und des

*) Wohl Bonn.

getrenen Volkthums aus; der Reisende sucht in ihnen, was in ihnen so grofs und kräftig entstanden ist. Wie schön ist es selbst in diesen Hauptpunkten den ursprünglichen Glanz noch in den übrig dort erhaltenen Ruinen zu entdecken, wovon Bücher und Geschichte zeugen. Wie viel mehr glänzt der Reichthum des alten Glanzes hier überall, als in einem kleinen Orte, wohin der Volkszusammenfluss sich unbeholfen hindrängen muss, und die kleinen Spuren des unbekannten Ursprungs sich verlieren und vergessen, und die dennoch für ihren kleinen Umfang genug haben, um eine Menge Reisender einige Tage in sich aufzuhalten. Hingegen kommt der Forscher und Bewunderer der Alterthümer von Mainz nach Trier, von Trier durch die kleinen Zwischenorte, deren jeder seine eignen Merkwürdigkeiten für einige Tage besitzt.

Ich bitte also Ew. Wohlgeboren, das Gesuch der Erhaltung oder vielmehr der gänzlichen Aufstellung aller in unserer Gegend aufgefundenen oder aufzufindenden Alterthümer, sowohl früherer als näherer Zeit, in der Provinz-Hauptstadt Köln allein aufzustellen zu erbitten, wodurch denn auch meine eigenen ansehnlichen Sammlungen an ihrem Lokal einen desto gröfseren Reichthum und Glanz der ganzen Rheingegend darbieten werden.

Lassen Ew. Wohlgeboren sich von einem alten erfahrenen Manne hierin gütigst rathen, und kommen Sie mit allen Ihren Alterthümern und Schätzen dieser Art nach Köln. Hier allein ist der Ort, wo ein Museum dieser Art in der Rheinprovinz verhält-

nfsmäfsig glänzen kann und neben den wirklich noch hier glänzenden, örtlichen Monumenten des ersten Ranges gedeihen kann. Ich erbiete mich, aus langer Erfahrung in diesem Fache der jüngern Generation freundlich die Hand zu bieten, und diese wird zum Danke durch thätiges Handeln, damit ein Museum aufgestellt werde, welches Umfang und Gröfse hat und Freude der Provinz ist, mir den Kranz aufsetzen, welchen ich für mein thätiges Leben verdient zu haben glaube. Hier in Köln wird das Alter, die Erfahrung dem raschen Schritte der Jugend zur Seite gehen.

Empfangen Sie hiermit die freudigste Versicherung meiner Hochachtung und meines Vertrauens.

Ferdinand Wallraf.

Anlage e.

An den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg in Berlin.

Köln, den 22. April 1821.

Durchlauchtigster Fürst!
Hochgebietender Herr Staatskanzler,
Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Durchlaucht hochgefälligen Verwendung verdanken die Rheinprovinzen seit Kurzem einen neuen Beweis der allerhöchsten Gnade Sr. Majestät in der Bildung einer eigenen Anstalt zur Centralisirung und Erhaltung der heimischen Alterthümer.

Die Stadt Köln, deren Geschichte sich wohl unter allen deutschen Städten der ältesten Erinne-

rungen, und bereits in den frühesten Zeiten, wo die meisten jetzt blühenden Städte noch nicht existirten, eines bedeutenden Einflusses auf das westliche Deutschland rühmen darf, fühlt doppelt den Werth dieser Stiftung.

Die unterzeichneten Bewohner derselben wagen es, in ihrem und ihrer Mitbürger Namen, für diese Gnade den allgemein und innigst gefühlten Dank darzubringen, und demselben in Beziehung auf ihre Vaterstadt einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche in dem Vertrauen auf die Nachsicht Euer Durchlaucht und in dem hohen Interesse, welches alle Gebildete für diese Anstalt belebt, Entschuldigung finden, und die Bitte begründen mögen, die Stadt Köln zum Centralpunkt aller Sammlungen der rheinischen Alterthümer gnädigst zu erklären.

Die Stadt Köln besitzt, wie Ew. Durchlaucht bekannt ist, eine ziemlich vollständige Reihenfolge architektonischer und anderer Kunstdenkmäler, von der Herrschaft der Römer bis auf die neuesten Zeiten. Die Reste römischer Baukunst schliefsen sich durch eine höchst merkwürdige Reihe byzantinischer Kirchen an das anerkannte Meisterwerk der gothischen Baukunst, den leider nicht vollendeten Dom, und durch eine nicht minder vollständige Reihe der spanisch-italienischen Kunstversuche der neuern Architektur an.

Das Studium der Künste und Alterthumskunde, gestützt auf solche umfassende, in ihren Folgen ununterbrochene Reihe von Gebäuden, der einzigen reellen Basis aller Kunstgeschichte, wird durch un-

zählige kleinere Denkmäler der Kunst, römische Antiken und Anticaglien, Statuen und Gemälde altdeutscher Kunst, von den Zeiten der fränkischen Könige durch alle Jahrhunderte des Mittelalters bis auf unsere Zeiten herab unterstützt und zu einem grofsen Ganzen vervollständigt. Der ehemalige Reichthum an Kunstwerken aller Art, welcher freilich jetzt bedeutend zusammen geschmolzen ist, hat die Gründung mehrerer Kabinette und die reichen Privat-Sammlungen der Herren Boisserée und früherhin die des Freiherrn v. Hübsch, aber die Sorglosigkeit der damaligen Regierung leider auch ihre Verschleppung ins Ausland möglich gemacht.

Der Verlust müfste, zum Theil wenigstens, zu ersetzen sein, wenn die Alterthümer und Kunstwerke, welche in kleineren Orten der Provinz aufbewahrt werden, hier wieder vereinigt würden.

Ew. Durchlaucht haben die Nothwendigkeit und Zweckmäfsigkeit der Centralisirung ausgesprochen; ohne dieselbe wird weder die Erhaltung auf lange Zeit, noch die zweckmäfsige Benutzung der vereinzelten Stücke für die Kunstgeschichte, welche nur durch das Ganze und den Zusammenhang der einzelnen Stücke Licht erhält, möglich.

Köln war die Stütze und der Hauptsitz der römischen Macht am Niederrhein; es war der Mittelpunkt der Merovingisch-fränkischen Periode, die erste Theilnehmerin des Aufblühens der Rheinlande in der Carolingischen Epoche und die Werkstätte und das Centrum aller Künste des Niederrheins und Westphalens für das ganze Mittelalter. Hier lebten

jene römischen Veteranen und ersten Familien, welche Agrippina von Rom aus sandte, ihnen Tempel, Prätorien, Amphitheater und allen Schmuck ihrer Vaterstadt schenkte, und von hier aus wurden ihre Villa's in der Nachbarschaft mit römischen Kunstschätzen ausgestattet und ihr Andenken verewigt. Hier war der Sitz der fränkischen Könige, der Vereinigungspunkt der Grofsen des Landes, deren Burgen aus den Trümmern römischer Castelle oder nach solchen und nach den in der Hauptstadt entstandenen Mustern erbaut wurden, und der Geist des Christenthumes, welcher die heidnischen Tempel zu christlichen umgeschaffen hatte, ergriff auch die kräftigen Ankömmlinge, und liefs eine neue vaterländische Kunst, an der alten gebildet und aufgewachsen, für die veränderten Bedürfnisse eines neuen Glaubens und den eigenthümlichen Sinn der Deutschen entstehen. Hier wohnten die Stifter und Wohlthäter der Kirchen, welche auf dem Lande entstanden, die Künstler, welche sie bauten oder mit Kunstgebilden aller Art versorgen mufsten.

Die Zurückbringung derselben von den ehemaligen Villa's, aus den Kirchen und Klöstern, den kleinern Städten, Schlössern und Dörfern des Niederrheines nach Köln würde also nur eine Rückkehr zur Heimath sein. Hier sind sie gearbeitet, erdacht und entstanden; hier finden sie ihre Gegenbilde, ihre Originale, ihre Muster oder Nachbildungen; von hier aus sind sie umhergesandt worden. Hier würden sie, wieder vereinigt, sich gegenseitig erklären, die Bestimmung ihres Alters, ihrer Bedeu-

tung, oft sogar des Namens ihres Meisters möglich machen, und über die dunkeln Stellen der Kunstgeschichte des Mittelalters ein neues Licht verbreiten.

Ohne den Besitz des Hauptstocks aller Kunstschätze des Rheinlandes, welcher sich hier befindet, ohne unsere Kirchen und Gebäude, also ohne Basis der Kunstgeschichte, überall nur durch charakteristische Baudenkmale möglich, welche die Zeit, Bedeutung, Entwickelung und Fortbildung aller andern Kunstwerke als dienende Verzierungen und untergeordnete Glieder des Ganzen bestimmen, werden die übrigen Alterthümer der Rheinlande nirgends eine genügende Erklärung oder zuverlässige Deutung erhalten.

Der Vorschlag, dafs Bonn der Centralpunkt, die Vereinigung aller rheinischen Alterthümer werden möge, hat wohl nur den Zweck, den Verein so vieler ausgezeichneten Gelehrten für die Untersuchung, Bestimmung und Deutung der Denkmäler zu benutzen, und dadurch die Kunst und Wissenschaft um so rascher zu fördern; aber dieser Zweck möchte wohl um so besser erreicht werden, wenn, statt Bonn, Köln zu einem solchen Centralpunkte gewählt würde.

Die Entfernung von wenigen Stunden wird die Gelehrten nicht abhalten, zu so wichtigen Untersuchungen herüber zu kommen; sie müssen es ohnedies, wenn sie irgend etwas Bedeutendes dieser Art am Rheine sehen wollen, und würden auch in der vereinigten Sammlung aller übrigen noch immer kei-

nen Ersatz, der die unsrige entbehrlich machte, finden. Sie würden aber, wie gern sie jetzt schon den Genufs der hiesigen Kunstschätze theilen, gewifs noch glücklichere Untersuchungen anstellen können, wenn sie Alles hier vereinigt, und auf diese Weise das vollständige Material, welches allein zu glücklichen Resultaten führen kann, zur Untersuchung und Vergleichung vor Augen hätten. Untersuchungen dieser Art können wohl überhaupt nur durch Zusammenstellung und Vergleichung einer grofsen Menge Materialien, desen organischer Zusammenhang und genetische Entwickelung sich im Einzelnen nachweisen und im Ganzen übersehen läfst, gefördert werden. Die wissenschaftliche Darstellung mag auch ferner den Gelehrten auf der Studierstube überlassen werden; die Forschungen und Ideen, welche derselben zum Grunde liegen, können aber nur bei einer vollständigen Total-Uebersicht gewonnen und berichtigt werden.

Wir glauben daher, den Mitgliedern der Universität in Bonn selbst die Beschäftigung mit den rheinischen Alterthümern und die wissenschaftliche Benutzung derselben bedeutend zu erleichtern, und folglich auch ihren Wunsch, wie den aller wissenschaftlich gebildeten und für die Sache selbst sich interessirenden Rheinländer auszusprechen, wenn wir bitten, die Sammlung, Aufstellung und Aufbewahrung der Alterthümer gänzlich von den gelehrten Arbeiten der Universität zu trennen, und, damit der edlen Absicht Ew. Durchlaucht gemäfs etwas Vollständiges, die Wissenschaft und Kunst wirklich För-

derndes zu Stande gebracht werden könne, die Stadt Köln zum Centralpunkte, wo alle rheinische Sammlungen dieser Art vereinigt und wissenschaftlich geordnet aufgestellt werden sollen, gnädigst zu bestimmen.

Wir hoffen, durch diese Bitte den Direktor der Anstalt, Herrn Hofrath Dorow, dessen Thätigkeit und Umsicht die Sammlung in Bonn ihr Entstehen und Gedeihen verdankt, nicht zu verletzen, und sind überzeugt, dafs die ernste Prüfung der Gründe, welche für die Centralisirung in Köln sprechen, auch ihn bewegen wird, sich dem Besten der Sache und unsern Wünschen zu fügen.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Wunsch, dafs die erhabenen Absichten Ew. Durchlaucht bei dieser neuen Schöpfung für die Rheinprovinzen vollständig erreicht werden, lassen uns Verzeihung hoffen, wenn wir die fernere Bitte wagen, dafs es Ew. Durchlaucht gefallen möge, durch gesetzliche Bestimmungen über den Besitz, Verkauf und Erwerb eigentlicher Kunstdenkmäler die Erhaltung der noch geretteten dem Vaterlande zu sichern *). Die herr-

*) In Dänemark besteht ein sehr weises Gesetz über Alterthümer, welche von Privaten in der Erde gefunden oder ausgegraben werden. Es lautet im Auszug so:

Placat, betreffend Vergütigung aus der königlichen Kasse für alte Münzen, so wie für andere Seltenheiten, die man in Dänemark oder Norwegen entdecken möchte. —

Wir Friedrich der Fünfte, von Gottes Gnaden König von

Schönen Kunstschätze werden fortwährend ins Ausland verschleppt, den Nachkömmlingen der Stifter und Künstler, wie der Nacheiferung und der Erbauung des künftigen Geschlechts entzogen, vielleicht für immer der Kunst und Wissenschaft entfremdet. Wenn diesem verderblichen Gewerbe nicht bald gesteuert wird, so ist vorauszusehen, dafs alle Kunstwerke, welche jetzt noch in Kirchen, städtischen

---

Dänemark etc., thun Jedem zu wissen: dafs, obwohl alles dasjenige, was in Unserm Reiche Dänemark in der Erde, in Wäldern, im freien Felde, in Häusern oder anderwärts vergraben und verborgen sein möchte, an Gold, Silber, Metall oder dergleichen Schätzen und wozu sich kein Eigenthümer meldet, zufolge der dänischen Gesetze, Uns als Dänefan (in Dänemark Vergrabenes) zugehört, so wie Uns auch nach den nordischen Gesetzen ein Theil vorbehalten ist von allem dem, was an Geld oder Gelderwerth in der Erde gefunden wird; haben Wir doch aus hoher königlicher Gnade und zur Ermunterung Unserer lieben und getreuen Unterthanen, welche dergleichen Sachen entdecken möchten, allergnädigst für gut geachtet und bewilliget, so wie Wir auch zur Nachricht für Jedermann bekannt machen, dafs derjenige, der irgendwo Münzen des Alterthums oder dergleichen andere Sachen von der Beschaffenheit finden möchte, dafs sie Unserer Rentkammer gehörigermafsen eingesandt werden müssen, aus Unserer Kasse den vollen Belauf des Werths erhalten soll. Uebrigens verbleibt es bei den Gesetzen und der bemeldeten Verordnung, und sollte sich Jemand erdreisten, dasjenige, was er findet, zu verheimlichen, so soll derselbe einer verdienten Strafe deswegen unterworfen sein.

Schlofs Fredensburg, den 7. August 1797.

Friedrich R.

und Privat-Sammlungen vorhanden sind, bald ins Ausland wandern, und in den Privat-Sammlungen reicher Engländer und Amerikaner, allen Freunden und Pflegern der Kunst unzugänglich, vermodern werden. Mit dem Reichthum jener Nationen wird die Kunstliebe des Vaterlandes auf die Dauer nicht wetteifern können. Die Summen, welche von ihnen geboten werden, sind zu verführerisch, als dafs sie nicht bald alle Hindernisse, welche Kunstgenufs und Vaterlandsstolz dem Verkaufe entgegen stellen möchten, überwinden sollten. Sie werden wahrlich das Vaterland nicht blühender machen, wenn auch Einzelne ohne Arbeit und daher wohl nur vorübergehend bereichern, aber die Kunst, welche ohne Muster und äufsere Anregung nicht wieder aufblühen kann, wahrscheinlich vernichten, und unsere Nachkommen gewifs des edelsten Erbes ihrer Väter, der Monumente ihrer Andacht und ihres Kunstsinnes und der Fülle der höchsten und schönsten Gedanken und Gefühle einer grofsen Vorzeit auf ewig berauben, weil der Eigennutz des Tages die Kunstwerke mit dem Ertrage der Felder und Maschinen in gleiche Kategorie gestellt, und ein unseliges Mifsverständnifs der Staatslehrer diese heillose Theorie legalisirt hat.

Es möchte indefs schwerlich hinreichen, das Verbot der Ausfuhr blofs auf öffentliche Anstalten, Kirchen, Gemeinden und Corporationen, welche ohnedies der höheren Controlle unterworfen sind, zu beschränken. Auch der Speculationsgeist

der Privatpersonen möchte einer billigen Beschränkung zum Vortheil des allgemeinen Besten bedürfen, und wenigstens der Verkauf oder Ankauf der Kunstwerke, nach contradictorischer Schätzung, dem Staate und den Gemeinden gesichert werden müssen.

Wir fühlen die Schwierigkeit, eine solche Beschränkung mit dem allgemeinen Prinzip der Freiheit des Eigenthumes und des Gewerbes in Einklang zu bringen. Wenn wir aber bedenken, dafs es auch andere Güter giebt, welche der Staat dem freien Verkehr theilweise entzieht, weil er nicht blofs den Vortheil des Augenblicks gewahren, sondern auch dem künftigen Geschlecht das Erbe der Väter sichern mag; wenn wir bedenken, dafs die Forsten und andere Güter der Art, deren Erhaltung die Gesetze durch Beschränkung des Verbrauches den Nachkommen sichern, wohl solcher Fürsorge würdig, aber nicht unersetzbar, wie Kunstwerke und Alterthümer, sind; wenn wir bedenken, dafs auch andere Staaten bereits ähnliche Gesetze für die Erhaltung ihrer Kunstwerke gegeben haben, und dennoch weder der Kunst, noch des Gewerbes entbehren; wenn wir endlich bedenken, dafs jede Benutzung des Eigenthumes zu Gunsten der Kinder einiger Beschränkung, und bisher ohne Nachtheil für den Verkehr, unterworfen war, und dafs es Ew. Durchlaucht vorbehalten ist, auch für Deutsche in Hinsicht auf Kunstgegenstände diese Aufgabe zu lösen: so möchten wir uns nur Glück wünschen, wenn die Liebe zur Kunst und die traurige Erfahrung des Tages uns vielleicht

zuerst die Veranlassung gab, Ew. Durchlaucht darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Wir ersterben in tiefster Ehrfurcht

Ew. Durchlaucht

unterthänigste Diener

Friedr. Herstatt v. der Leyen, Königl. Commerzien-Rath. **Joh. Phil. Heimann**, Königl. Commerzien-Rath. **Carl Graf zur Lippe. A. Schaaffhausen. Carl Rhodius**, Kaufmann. **v. Wittgenstein. Lyversberg. Mr. Deheel. Dr. Wallraf. Dr. Willmann. v. Beywegh. Goebel. Georg Heinr. Koch. Heinr. Mertens. Fr. von Herwegh. Casp. Langen. v. Monschau. G. S. v. Gall. B. v. Bourscheidt**, K. B. Oberst. **Wilh. Ant. Norrenberg. Dr. Willmann**, Oberlehrer. **Dr. Elkendorf**, Stadtphysikus. **H. H. Löhnis. J. Herstatt. v. den Westen. Jacob Mumm.**

National-Bewaffnung

und erste Idee

zu einer Landwehr in Preussen.

Die Idee zu einer allgemeinen National-Bewaffnung in Preufsen wird hauptsächlich dem General von Scharnhorst zugeschrieben, welcher sie in der letzten Hälfte des Jahres 1808 zuerst zur Sprache gebracht haben soll. Es liegen jedoch viel frühere Memoiren vor, welche schon im Jahr 1803 u. 1808 ausgearbeitet wurden, und von welchen letzteres im März 1808 Sr. Majestät dem hochseligen Könige über diesen wichtigen Gegenstand eingereicht worden ist.

Wenn es zu weit führen würde, dieselben hier vollständig mitzutheilen, so sei doch durch einige Worte darauf hingedeutet, mit der Hoffnung, dafs dadurch vielleicht der Druck derselben herbeigeführt werden könnte.

Der jetzige General-Lieutenant von Lossau *),

*) Verfasser des wichtigen und interessanten Werks: Ideale der Kriegführung, in einer Analyse der Thaten der gröfsten Feldherrn. Von dem General-Lieutenant v. Lossau. Berlin 1838. 3 Bände.

damals Hauptmann im Generalstabe, verfafste im Juli 1803 einen Aufsatz, in welchem die Nothwendigkeit einer allgemeinen Militairpflichtigkeit nebst den daraus sich ergebenden Folgen zur aufsergewöhnlichen Verstärkung der Armee dargestellt wurde. Es wird der Grundsatz darin ausgesprochen und die Nothwendigkeit einer Durchführung desselben nachgewiesen, dafs:

„jeder Bewohner des Staats ohne Unterschied
„der Geburt der geborne Vertheidiger des-
„selben sein mufs."

Merkwürdig, dafs damals (1803) Herr v. Lossau es schon in diesem Aufsatze zu beweisen bemüht war, was heute, wie es scheinen möchte, sich noch nicht allgemeine Anerkennung gewonnen hat! Dafs es: „keiner Klasse der Unterthanen in dem Staate „zur Schande gereichen dürfe, jede Art von Ge„werbe zu treiben. Nur das allein müfste die gröfste „Schande sein, von der Vertheidigung des Vaterlan„des ausgeschlossen zu sein. Die das Ganze belä„stenden und dem Soldatenstande nicht sonderlich „ehrenden Exemtionen würden dann ohnehin weg„fallen, so auch die Aufnahme der Ausländer in „die Armee." Diese den Zeitansichten des Jahres 1803 in Preufsen fast unglaublich vorauseilenden Betrachtungen theilte Herr v. Lossau dem damaligen Oberst v. Phull (gestorben als russischer General-Lieutenant) mit, und die Antwort desselben hat sich noch erhalten, und lautet:

An den Kapitain v. Lossau.

Berlin, den 25. Juli 1803.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich den verbindlichsten Dank für die freundschaftliche Mittheilung Ihres Aufsatzes über die militairische Organisirung. Mit wahrem Vergnügen habe ich denselben gelesen. Ich bin Ihrer Meinung. Nur glaube ich, mufs man diesen Gegenstand mit vieler Behutsamkeit berühren und nur gegen Menschen, welche für denselben empfänglich sind. Die Wahrheit gleicht einer Medizin, welche nicht eher gegeben werden kann, als nachdem der Kranke einige Purganzen genommen hat. Wir haben zu viele Kranke und nur zu wenige Gesunde. Mündlich ein Mehreres.

Phull.

Nach der Katastrophe des Jahres 1806 nahm der Herr v. Lossau, überzeugt, dafs nur durch die Bewaffnung der ganzen Nation eine nöthige Umwälzung vorzubereiten sei, seine frühere Idee wieder auf und sendete aus Treptow a. d. R. unter dem 21. März 1808, damals als Major, Sr. Majestät dem Könige ein Memoire ein, betitelt: „Gedanken über die militairische Organisation der preufsischen Monarchie." Der Herausgeber glaubt nicht, die Diskretion zu verletzen, wenn er über diesen so viel besprochenen wichtigen Gegenstand ein Schreiben des Herrn General-Lieutenants v. Lossau hier folgen läfst.

An den Dr. Dorow in Berlin.

Berlin, den 15. April 1841.

Aus Ihren gütigen Mittheilungen erfahre ich, dafs man noch stets nicht völlig darüber einig ist, wer zuerst die Idee zu einer Landwehr gegeben habe. Hierüber kann ich Ihnen nun zwar keine entscheidende Auskunft geben, da mir niemals etwas Bestimmtes darüber bekannt geworden ist. Inzwischen erlaube ich mir, Sie an den Ihnen vor einiger Zeit mitgetheilten Aufsatz zu erinnern, welchen ich Anfangs des Jahres 1808 schrieb, und den ich, wie solches die Ihnen ebenfalls vorgelegte Königliche vorzüglich gnädige Kabinets-Ordre vom 11. April 1808 beweist *), unter dem 21. März des gedachten Jahres Sr. Majestät dem hochseligen Könige eingereicht hatte. In dieser Abhandlung: „über die militairische Organisation der preufsischen Monarchie," ist von der allgemeinen Militairpflichtigkeit die Rede, und ich stelle den Grundsatz auf: „Jeder Bewohner des Staats hat, weil derselbe die

*) Mein lieber Major von Lossau! Ich habe in eurer Mir unter dem 21. v. M. eingereichten Abhandlung über die neue militairische Organisation des Staats sehr gute Ideen gefunden, und lasse eurer Sachkenntnifs und eurer Beurtheilung der Gegenstände Gerechtigkeit wiederfahren, bezeuge euch auch Meine Zufriedenheit über den dadurch zu Tage gelegten Eifer für das allgemeine Beste, und bin euer wohlgeneigter König

Königsberg, den 11. April 1808.

Friedrich Wilhelm.

Wohlthaten der Verfassung genieſst, die Verbindlichkeit auf sich, mit allen seinen Kräften, persönlich den Staat im Kriege zu vertheidigen. Alle Mitglieder des Staates machen einen Körper aus. Alle stehen für einen, und einer für alle. Dieser Pflicht entledigt sein, heiſst aus der Gesellschaft des Staatsvereins heraustreten. Nur Verbrechen werden hiermit bestraft; derjenige, welcher verurtheilt wird, dem Staat nicht mehr im Kriege zu dienen, ist seiner staatsbürgerlichen Ehre beraubt. Es ist schändlich, das Vaterland weder vertheidigt zu haben, noch vertheidigen zu dürfen.' Insbesondere soll nun aber die bewaffnete Macht in eine stehende Armee, ferner in eine erste Reserve, eine zweite und eine dritte Reserve eingetheilt werden. Diese Reserven sollen zur Zeit des Krieges unter die Waffen treten. Dies war der in jenem Aufsatz vollständig auseinandergesetzte und auf das Genauste entwickelte Hauptgedanke und der Hauptsache nach die Idee der Landwehr, wie Niemand bisher geleugnet hat. Zugleich stellte ich den Grundsatz auf und entwikkelte die Nothwendigkeit einer Feststellung desselben, daſs „Jedem, der die Pflicht der Landesvertheidigung auf sich hat, die höchsten militairischen Würden zu erreichen offen stehen müſste, wenn derselbe sich der Beförderung werth zeigt. Die Ansprüche wären gleich, nicht aber die Rechte der Forderungen."

Ohne nun Anderen den Preis, die erste Idee zur Errichtung einer Landwehr, zu bestreiten, glaube ich demnach behaupten zu dürfen, daſs, im Fall Nie-

mand erweisen könnte, bereits vor dem Juli des Jahres 1803 im Allgemeinen und vor dem Monat März 1808 jene Idee ausführlich auseinandergesetzt und mitgetheilt zu haben, ich mich wenigstens schmeicheln dürfte, zu jener Zeit schon mit ihr beschäftigt gewesen zu sein. Ob ein Anderer dasselbe vor mir oder gleichzeitig mit mir gethan hat, ist mir unbekannt. Das Vorstehende aber kann ich ungescheut behaupten und als die Wahrheit vertreten.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr

ganz ergebenster Freund

v. Lossau.

Nach diesen Vorlagen und Allem, was bis jetzt über eine National-Bewaffnung, sowohl im Allgemeinen als im Speciellen, öffentlich bekannt geworden ist, würde man mit vollem Rechte die Behauptung aufstellen können, dafs es der General-Lieutenant v. Lossau ist, der zuerst 1803 und 1808 ausführliche Arbeiten über die Organisirung einer Landwehr geliefert hat, so dafs ihm die erste Idee zur Errichtung einer solchen Landesbewaffnung nicht füglich abgesprochen werden kann.

Berlin, gedruckt bei J. Petsch.

Erlebtes

aus

den Jahren 1813 — 1820,

von

Dr. Wilhelm Dorow,

Königlich Preußischem Hofrathe, vormal. Director der Commission für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie zu Neapel, der archäologischen Akademie in Rom, der asiatischen Gesellschaft in Paris, der Königlich Deutschen Gesellschaft in Königsberg in Preußen, der Alterthumsforschenden Gesellschaften in Trier, Minden, des Gesammt-Thüringischen Vereins u. s. w.

Erster Theil.

Leipzig, 1843.

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort.

Wenn bei dem Niederschreiben von Tagebüchern, wie Freund Weißel sagt, weder ans Vorlesen noch an den Druck gedacht wird, so sind es für die spätere Zeit werthe Blätter, aus denen man sein Leben als ein Ganzes übersehen und aus der Vergangenheit Vortheil für die Gegenwart und Zukunft ziehen kann. Es giebt dann keinen treuern Spiegel seiner Selbst, als eine auf diese Weise fortgeführte Aufzeichnung. In diesem Sinne hat Dorow von seiner frühern Jugend an, ein Tagebuch geführt, aus dem die folgenden Bogen das Hauptsächlichste enthalten werden. Nur auf dringendes Ansuchen seiner Freunde konnte er sich zu dieser Veröffentlichung entschließen: er that es erst jetzt, nachdem er mit jeder Art von Dienstleben abgeschlossen hat und allein nur noch in stiller Zurückgezogenheit seinem Lebensende entgegensehend, Rede und Antwort geben kann, über vielleicht dunkel scheinende Stellen des Buchs. Es konnte also weder das Streben nach Amt und Würden, noch auch Haß und Abneigung die Veranlassung werden, partheiisch über Menschen und Verhältnisse zu urtheilen: um so

nothwendiger ſcheint es, dieſe Umſtände recht bemerklich hervorzuheben, als Männer, die der Geſchichte angehören, in den nachfolgenden Blättern ſehr verſchieden von der bisherigen Darſtellung ihrer Charaktere erſcheinen. Gewiß! wir würden die Menſchen oft anders erkennen lernen, wenn Jeder, der ein verhältnißvolles Leben durchlebt hat und darüber in ſich klar geworden iſt, ſolches wahr und muthvoll niederſchreiben und es dann der Oeffentlichkeit übergeben wollte. Die Geſchichte malt ja ohnehin ſo ſelten den wahren innern Menſchen, ſie zeichnet nur den Schatten nach, den ſeine Geſtalt in den Dunſtkreis des Staats- und Weltlebens wirft. „Zwerge wachſen zu Rieſen an, und Rieſen krümmen ſich zu Zwerggeſtalten zuſammen. Wirklich Erlebtes, auch von unbedeutender Feder niedergeſchrieben, würde Wahrheit und Detail in die Geſchichte oft mit Unrecht berühmt gewordener Männer bringen, und wir würden erkennen lernen, daß es ein harter, ungerechter Ausſpruch iſt: „des Menſchen Schickſal ſei ſein Charakter;“ übereinſtimmend mit dem Worte: „wo Rauch auch ſtets Feuer.“ Wer die Welt kennt, würde nie daran zweifeln, daß die Verläumdung oft das Feuer iſt, wodurch heftiger Qualm erzeugt wird, ohne daß ein Funken Wahrheit vorhanden. Eine im Finſtern ſchleichende Natter tödtete D.'s zuletzt beſtimmtes und zugeſichertes Dienſtverhältniß zu den königlichen Kunſtanſtalten, durch die verbreitete Lüge: er ſei in Rom in der Sylveſternacht durch den Papſt ſelbſt zur katholiſchen Kirche übergeführt worden! Dieſe Lüge, um ſo verderblicher erdacht, da ein Gegenbeweis, bei den

bekannten Grundsätzen dieser Kirche, kaum möglich zu führen ist, brachte viel, sehr viel Rauch, ohne daß ein Funken Feuer vorhanden war. In einem späteren Bande werden wir das Leben und die Machinationen des Erfinders dieser Nachricht — dieses bösen Lügenvaters — kennen lernen. Uns fehlen nicht die detaillirtesten Aktenstücke zu einer solchen Charakterschilderung. Da diese „Bireuette" viel un. weltkundige Verwirrung in Religions-, Staats- und Privatverhältnisse gebracht, so wird eine solche Darstellung für alle Zeiten nicht unwichtig sein und Klarheit geben über dunkele Parthien unserer Geschichte.

Die nachfolgenden Blätter hätten wohl weitläuftiger, zu mehren Bänden ausgesponnen werden können, hätte man Anderes mittheilen wollen, als allein nur Selbsterlebtes. Das Fabeln in andere Verhältnisse hinein, die dem eigenen Gesichtskreise fern liegen, Mittheilungen machen von Hören und Sagen, hat viel Unwahres und Verschobenes bereits in die Zeitgeschichte gebracht, und bringt täglich noch Falsches hinein.

Auch wird man den Styl in diesen Aufzeichnungen vielleicht nicht übereinstimmend finden; leicht wäre die Arbeit gewesen, solches zu bewerkstelligen, doch man zog es vor, zuweilen Stellen aus den Tagbüchern wörtlich wiederzugeben, um der Wahrheit und der Lebendigkeit auch nicht den geringsten Abbruch zu thun. D., weder ein Gelehrter, noch ein Schriftsteller von Profession, war nie geneigt, die Lebendigkeit des Ausdrucks dem Styl zu opfern; er schreibt, wie er spricht. Die Begebenheiten und deren wahre Dar-

ſtellung mögen dem Buche Freunde verſchaffen, nicht die ſchulgerechte Schreibart.

Oft ſtand D. vor dieſen fliegenden Blättern und war ergriffen zu finden, wie der Menſch, der um einige Jahre älter geworden, Mühe hat, ſich in dem um wenige Jahre Jüngern, wiederzuerkennen. In dieſem Umſtand fand ein verſtorbener Freund den beſten Text zu einer Predigt über Duldung; er ſagte: „der du vor einem Jahre warſt, oder in einem Jahre vielleicht ſein wirſt, dein Nebenmenſch iſt es heute.“ — Möge dieſes ſchöne Wort von denen beachtet werden, welche die nachfolgenden Blätter leſen. Dieſes hoffend, ſchließt D. getroſt und wohlgemuth, aus allen Lebensmühen und Strudeln in dem Hafen der Ruhe und des Friedens angelangt, mit den Worten des großen Dichters:

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten;
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.

Geſchrieben im Juni 1843.

Inhalt.

I. Theil.

	Seite
Aufenthalt während des Waffenstillstands 1813 in Reichenbach	1
Reise über Breslau nach Blesanowo und Kalisch	8
Reise in's Hauptquartier nach Töplitz und Aufenthalt daselbst	9
Kommissorium nach Polen, Reise dahin und Ausführung desselben	13
Reise nach Warschau	19
Die 5. Sektion des Kriegsraths v. T.	28
Rückreise	29
Aufenthalt in Posen und das sächsisch-russische Gouvernement	30
Das Landes-Kommissoriat in Posen	32
Reise in's Hauptquartier zum Staatskanzler und Aufenthalt daselbst	36
Graf Reisach und Minister v. Stein	41
Reise nach Frankfurt a. M. zur Centralverwaltung	44
Aufenthalt in Frankfurt a. M.	46
Reise als Bevollmächtigter der Centralverwaltung in Baden	50
Desgleichen in Wirtemberg	65
Desgleichen in Baiern	67
Graf v. Montgelas	95

Seite.
Reise in die Schweiz 108
Rückkehr nach Frankfurt a. M. und Aufenthalt daselbst 110
Reise nach Westphalen und Niederrhein 111
Das Militair-Lazareth-Wesen in Norddeutschland . . 113
Religiöse und politische Vereinigungen gegen alles Protestantische 116
Rückkehr nach Frankfurt a. M. 117
Des Fürsten v. Hardenberg Aufenthalt in Frankfurt a. M. 117
Die beabsichtigte Ernennung des Königs Friedrich Wilhelm III. in Wien durch Baron v. Sahla . 121
Oeffentliche Streitigkeiten über das Militair-Lazarethwesen 122
Napoleons Rückkehr von Elba 126
Neue Installirung von Seiten der Centralverwaltung . 129
Reise in's Großherzogthum Baden 130
Orden und Auszeichnungen 134
Ludwig v. Boß, General-Director der Central-Hospitalverwaltung 136
Das Buch: die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Minister v. Stein 139
Aloisius Rudolph 144
Reise nach Paris 148
General v. Thielmann, Major v. Natzmer und die Hammelschwänze 149
Aufenthalt in Paris 152
Englische und Preußische Verpflegung der Armee . 156
Herzog v. Wellington 157
Professor Schmalz Denunziation gegen E. M. Arndt . 159
Geh. Staatsrath v. Stägemann und Familie in Paris 160
Tod des Baron v. Sahla 161
Rückkehr nach Berlin im October 1815 161
Abreise von Kopenhagen im Juli 1817 163

Seite

Ankunft in Wiesbaden 164
Baron v. Hallberg (der Alte von Gauting) kommt aus Lappland 164
Stimmung am Niederrhein 167
Die Ausgrabungen in Wiesbaden 169
Präsident Ibell 170
Fürst v. Hardenberg in Engers 171
Görres Uebergabe der berüchtigten Adresse 173
Kammergerichtsrath Eichhorn über Görres und Studenten van der Leyen von Palmersheim in Engers und dessen Denunziation über Preußens Jakobiner . . 176
Abreise des Staatskanzlers nach Berlin 176
Rückkehr nach Wiesbaden 177
Aufenthalt daselbst . . . . . „
Etatsrath Brandis in Kopenhagen, für Bonn zu gewinnen „
Staatsminister v. Stein 179
Ursprung der Familie v. Stein 181
König Friedrich Wilhelm III. in Wiesbaden 184
Bischof Sailer und Geheimerath v. Schelling . . . 184
Der Staatskanzler in Wiesbaden 186
Die Präsidenten Ibell und Dalwigk beim Staatskanzler 187
Johannes Weitzel und dessen beabsichtigter Ueberzug nach Bonn 188
Ibells beabsichtigte Ermordung durch Löning 190
Gräfin Lichtenau in Schlangenbad und Wiesbaden . . 192
Madame Chevalier desgleichen 192
Geheimerath Jordan kommt aus Wien 194
Kammergerichtsrath Eichhorn über Preßgesetze . . . 195
Litterarische Verhältnisse und Arbeiten 197
Justus von Gruner kommt nach Wiesbaden 201
Jahns Prozeß gegen Geheimerath v. Kamptz 202

Seite
Untersuchungskommissarius Grano bei Grunert 203
Desgleichen bei Dorow 206
Fürst v. Hardenberg über diese Untersuchung 207
Steuerrath Borbstedt und Justizrath Hoffmann . . . 207
Fürst v. Hardenberg's Kommissorium für Grano . . 209
D's Ernennung als Director des Museums in Bonn . 213
Fortsetzung der Untersuchung bei Dorow 214
Generals v. Gneisenau Ideen über eine Bildungsschule in England 220
Was bedeuten in Deutschland ausgegrabene Alterthümer? 220
Erzbischof Dorowski über D's Stellung in Bonn . . 222
Die Mackerei in Königsberg in Preußen 223
Staatsminister Alexander Graf zu Dohna, über die Gräfin v. d. Gröben und ihre Sekte 223
D's Abreise von Wiesbaden und Aufenthalt auf dem Johannisberg 225
Bericht an den Staatskanzler über Weigels litterarische Arbeiten 225
Ankunft in Koblenz und Staatsminister v. Ingersleben 227
Neuwied und die fürstliche Familie 227
Ankunft in Bonn 228

Erlebtes

aus

den Jahren 1813 — 1820,

von

Dr. Wilhelm Dorow.

Juli 1813 bis November 1815.

Die in der Schlacht bei Groß-Görschen erhaltene Kontusion und die Nichtachtung derselben bis zum Waffenstillstande, brachte Dorow*) während desselben auf's Krankenlager und jede mögliche Aussicht zu einem fortgesetzten aktiven Militärdienst ward vom Arzt für unzulässig erklärt, weil die Brust wohl eine Verletzung für das Leben erhalten hatte. D.'s herzlicher Freund, der Landrath von Prittwitz in Reichenbach und dessen treffliche Frau waren treue Pfleger und Veranlassung, daß die volle Genesung in der reinen frischen Luft des Riesengebirges gesucht werden sollte. D.'s Reise dahin und überhaupt sein ganzer Aufenthalt in Reichenbach während des Waffenstillstandes bleibe, wie die militärische Wirksamkeit, einem andern Abschnitt aufgespart; hier sei

*) Dorow, von dem die nachstehenden Blätter handeln, ward den 22. März 1790 in Königsberg in Preußen geboren und erhielt in der Taufe die Namen Carl Friedrich Ferdinand Wilhelm; seine Jugendjahre bis zum Abgange von Königsberg im August 1811, die Verbindung und Briefwechsel mit seiner Mutter Bruder, dem Kapellmeister Reichardt, Aufenthalt bei demselben in Giebichenstein bei Halle, Reise nach Paris, Verhältniß zur preußischen Gesandtschaft, zum Grafen Schlabrendorf und anderen werthen Freunden daselbst, Rückreise nach Berlin im Winter 1812, Aufenthalt bei Frau v. Krüdener in Carlsruhe, Jung-Stilling, Abgang von Berlin nach Breslau als freiwilliger Jäger, D.'s Wirksamkeit im Kriege, Reise während des Waffenstillstandes, dieses alles bleibe einem eigenen Bande vorbehalten; es wird hier mit dem Waffenstillstande im Juli 1813 begonnen.

nur noch zur Verständigung der nachfolgenden Begebenheiten angeführt, daß eines Tages Freund Prittwitz mit einem kleinen, dicken Mann, lauernden Blickes, mehr listig, pfiffig, als klug und verständig aussehend, zu D. in's Zimmer trat und ihm in demselben den Kriegsrath v. T. vorstellte. Nach vielen Höflichkeitsreden von seiner Seite trat er endlich mit Folgendem hervor: „Ich höre, daß Sie den aktiven Militärdienst Ihrer Gesundheit wegen verlassen müssen, frage daher an, ob Sie mich nach Polen begleiten wollen, um daselbst für die preußische Armee Geld, Pferde und Utensilien aller Art in Empfang zu nehmen, welches gutgesinnte Einwohner als Opfer zum Besten des Vaterlandes geben wollen.“ D.'s Ansicht, daß dieser Antrag nicht abzuweisen sei, trat auch Prittwitz bei, und so wurde Herrn v. T. bemerkt, daß dem Staatskanzler darüber Vortrag gemacht werden würde*). Umso mehr schien dieses Anerbieten erwünscht, als der Staatskanzler es verbeten hatte, die dem D. durch Major v. Röder**) zugedachte neue Bestimmung anzunehmen; er erkannte in derselben einen hämischen, feindlichen Sinn; der Kanzler war überhaupt Herrn v. Röder nicht gewogen, hielt ihn für nicht aufrichtig und für egoistisch. Leider hat D. es zu spät durch den General v. Winzingerode in Frankfurt a. M. erfahren, daß jeder Antrag, den der General zu Gunsten D.'s machen wollte, von Röder hintertrieben worden ist; für sich allein

*) D. hatte den Staatskanzler bereits im Jahr 1811 persönlich kennen gelernt, als er vom General v. Krusemark als Courier mit mündlichen Aufträgen von Paris nach Berlin gesendet wurde.

**) D. war auf Befehl des Generals v. Scharnhorst zum Major v. Röder in's russische Hauptquartier des Generals v. Winzingerode, später zum Fürsten Wolkonski kommandirt gewesen.

zu sorgen war man nur bedacht! Dieses soll sich in's klarste Licht stellen, sobald der Abschnitt über das Soldatenleben erscheinen wird!

Der Staatskanzler, zwar von Geschäften beinahe erdrückt, hörte doch aber einen langen Vortrag über T.'s Angelegenheit an, fand die Sache durchaus nicht von der Hand zu weisen und befahl, D. solle vorerst nach Polen mit T. reisen, Alles an Ort und Stelle untersuchen, zu ihm zurückkommen, Bericht erstatten und dann werde er das Weitere veranlassen. „Doch sein Sie vorsichtig," setzte der Kanzler hinzu, „T. ist ein gefährlicher Mensch, ein Lügenvater; Sie finden ihn in Held's schwarzem Buche und auch in Buchholz's Schriften ziemlich treu geschildert; ich erkenne die eigentlichen Motive seiner Anerbietungen sehr wohl, doch ich habe zu Ihnen, mein Schatz, das Zutrauen, daß Sie mit offenen Augen und ruhigem Sinn Alles prüfen werden. Sein Sie vorsichtig, lassen sich nicht überlisten und reisen glücklich." D. war schon fortgegangen, als der Staatskanzler ihn nochmals zurückrufen ließ und sagte: „Ich wollte Ihnen noch bemerken, daß Sie bei dieser Beobachtungsreise nichts über Plan und Zweck derselben verlauten lassen müssen; spricht T. darüber, so bestätigen Sie es nicht und sein durchaus schweigender Beobachter. Auch will ich Ihnen noch sagen, daß es mir Freude gemacht hat, daß Graf Barclay de Tolly mit Ihrer Unterredung zufrieden gewesen ist und Ihren Plan für den Rhein sehr zweckmäßig findet*). Auch meinte er, daß Sie sehr recht

*) Da man wenig Kenntniß von der Truppenmasse der französischen Armee am Rhein u. s. w. hatte, so sollten Offiziere dahin kommandirt werden, um ausführliche Berichte darüber zu machen. D. ward von H. v. Vegesack und dem russischen Oberst v. Hei-

gethan, diesen Auftrag von sich abzulehnen. Uebrigens kann Ihnen L. — wenn er wahr sein wollte — viel Interessantes über Polen erzählen; und nun reisen Sie glücklich, mein Schatz." —

Den Tag vor D.'s Abreise mit L., 11. August 1813, schrieb er noch Folgendes in sein Tagebuch: „Im Ganzen fühle ich mich sehr allein und verlassen in Reichenbach, da kein preußisches Militär daselbst steht, und ich mit den Russen nicht leben und schweigen mag. Die liebliche Herrnhuter Kolonie Gnadenfrey ist mein einziger Erholungsort, wo die liebenswürdigen Familien der Staatsräthe v. Hippel und v. Wegnelin hingezogen sind: glückliche Tage verlebte ich in deren Kreise! In dem Bruder Prediger Anderſch lernte ich einen frommen, gebildeten Mann kennen, der mich zu Schleiermacher's höchst geistreicher Schwester Lotte Schleiermacher führte, welche Erzieherin im Schwesterhause ist. Mit großer Innigkeit schloß ich mich an dieses vortreffliche Wesen an, die auch wegen ihrer originellen Erscheinung im Leben einen eben so unvergeßlichen Eindruck auf mich machte, als die Einfachheit und Reinheit ihrer Sitten und die naive und anspruchslose Frömmigkeit eine wahrhaft ehrfurchtgebietende Liebe für sie in mir lebendig erhalten wird. Als ich von ihr Abschied genommen hatte, schickte sie mir noch ein freundliches schriftliches Lebewohl nach, dem sie zwei Zettel beilegte, worauf Folgendes mit ihrer großen klaren Handschrift, das Erste mit lateinischen, das Zweite mit deutschen Buchstaben geschrieben war:

---

decken dazu mit in Vorschlag gebracht und dem Grafen Barclay de Tolly genannt. Derselbe ließ ihn rufen und sprach darüber ausführlich, und da D. die Sache auf Befehl des Staatskanzlers ablehnte, so sollte er wenigstens dem Grafen seine Ansichten, wie diese Sendung einzurichten sei, schriftlich mittheilen, welches D. auch that.

„„Eines iſt Noth, darum beginne Dein ewiges Leben ſchon hier, ſorge nicht für das, was kommen ſoll — weine nicht um das, was vergeht — aber weine — wenn Du im mächtigen Streme der Zeit Dich ſelbſt verlierſt.““

„„Welche ihn anſehen und anlaufen — — Pſalm 34, 6. Ein Blick auf Jeſu Leiden, auf ſeinen Seelenſchmerz iſt Vorſchmack ew'ger Freuden für ein bedürftig Herz, das ohne ſein Erbarmen nichts that, was ihm gefällt. Auf ſeinen Vaterarmen trägt er uns durch die Welt.““

„Bei einer großen innigen Liebe, die ſie für ihren Bruder im Herzen trägt, ſcheint ſie aber ſeinem Chriſtenthum nicht recht zu trauen und meinte öfters, der eigentliche einfache Glaube wehne nicht in ihm und rief dann aus: „Ach, unſern Verſtand kann Gott nicht brauchen, der iſt eitel Teufelswerk!“ —

„Max v. Schenckendorff wohnte gleichfalls in Gnadenfrey; Ferdinand v. Schrötter, der öfters dahin kam, um ihn zu beſuchen, hatte auf Schenckendorff's Gemüth keinen wohlthätigen Einfluß, beide wollten die Gnädigen ſpielen und trieben Abgötterei mit dem eingebildeten, eiteln, mir in der Seele wahrhaft unangenehmen Grafen — —; wir ſahen uns daher wenig, und unſere früheren Freundſchaftsverhältniſſe blieben unberührt; ſie loderten einmal jedoch noch hell auf, als Schenckendorff mir einen Brief der Frau v. Krüdener brachte; da verlebten wir einige Stunden in glücklicher Rückerinnerung an Königsberg und Carlsruhe. Den Mittag bringe ich gewöhnlich in Peterswaldau bei General v. Thielmann zu, mit dem ich eine Art Freundſchaft geſchloſſen habe; dankbar erinnert er ſich ſtets ſeiner Aufnahme bei mir, als er mit General Tarlowitz zu uns nach Wurſchen überkam vor der Schlacht

bei Bautzen. Er scheint mir zu vertrauen, und es ist ihm Bedürfniß besonders angelegentlich, offen und ausführlich von der Nothwendigkeit seines Uebertritts zu den Alliirten mit mir zu sprechen. Kürzlich sagte er: „Man wird mich hart tadeln, eine Parthei: daß ich Torgau verlassen, die andere: daß ich es nicht den Preußen übergeben. Das Erstere nicht zu thun, war unmöglich, das Andere stritt gegen Ehre, Pflicht und Gewissen. Wäre ich geblieben und hätte die letzten, allen vorigen widersprechende Befehle des Königs von Sachsen befolgt: nämlich Torgau dem General Regnier zu übergeben und mich zur Disposition Napoleons zu stellen, so würde dieser mich binnen 24 Stunden haben erschießen lassen, da er sehr wohl wußte, daß ich mit preußischen Generalen unterhandelt hatte, allerdings auf Befehl des Königs von Sachsen.“ Er reichte mir hierbei die Hand und setzte sehr bewegt hinzu: „Nun zum Glück und zur Rechtfertigung meiner Ehre sind alle Dokumente darüber vorhanden; sie sollen nicht unbekannt vermodern.“

„Der liebe Dichter Körner kam auch nach Reichenbach; die kurze Zeit seines Hierseins wohnte er bei mir und wir waren täglich zusammen. Ich fand an ihm einen lieben herrlichen Menschen, den ich wohl wieder auf meiner Lebensreise treffen möchte! Ein tüchtig Talent liegt in ihm; obschon es noch lange nicht ausgebildet ist, so möchte es dennoch seinen Kulminationspunkt schon erreicht haben. Wir ritten einmal zu Thielmann hinüber, der ihn sehr freundlich empfing, ihn aber mit seinen Bildchen, Amulettchen und der Art Süßlichkeiten sehr hänselte und bei dieser Gelegenheit auch sehr scharfe Urtheile über Novalis in ähnlicher Beziehung fällte. Novalis sollte, wie bekannt, Thiel-

mann's Schwager werden. — Körner's Verwundung, seine Leiden, der schändliche Verrath, welcher an Lützow's Korps begangen werden, waren unser Hauptgespräch; wir entwarfen eine Zusammenstellung aus den Rapports, Gerichtsverhören und anderen Aufsätzen über diese Frevelthat, welche wir drucken lassen wollten — doch dazu kam es nicht." (Die Anlage a. enthält dieses Aktenstück mit allen Schroffheiten und Härten, wie es damals niedergeschrieben wurde.)

„Als Körner abgereist war, fühlte ich mich noch verlassener; und tief ist mein Gemüth von dem Unglück des Lützow'schen Korps ergriffen, besonders da so gar nichts von unserer Seite geschieht, um diesen Schimpf zu rächen. Röder's egoistisches Betragen, die Trauer und der Aerger, mich in diesem Mann so sehr geirrt zu haben, machen mich wahrhaft melancholisch und nichts will mir mehr Freude erregen! Gut, daß es mergen fortgeht, freilich nicht auf einer Laufbahn, die beim Ausbruche des Krieges gewählt worden war."

„Wichtig ist noch die Erinnerung an den General v. Gneisenau, welcher mich öfters zu Mittag nach Peylau einladen ließ und mit vieler Freundlichkeit sich der Zeit in Königsberg und meiner Familie erinnerte. Des alten lieben Grafen v. Schlabrendorf's in Paris Urtheil über diesen ausgezeichneten Mann trat mir oft lebhaft vor die Seele; in den Jahren 1811 und 1812, wo ich mit Schlabrendorf in Paris zusammen war, bezeichnete dieser herrliche Greis den General Gneisenau als einen Mann: der sich in kleinem Nachen auf offenem, hochtobendem Meere befände, ohne Steuer und also ungewiß, wo der Sturm Ehrgeiz ihn landen lassen würde!"

„Die Bekanntſchaft, welche ich noch in dieſen letzten Tagen machte an dem Reichsgrafen v. Reiſach, Generalgouverneur, war ſehr erfreulich; obſchon kurz und flüchtig, ſoll ſie noch zu intereſſanten Reſultaten führen. Der Miniſter v. Stein ſtellt ihn ſehr hoch, liebt ihn wie einen Bruder und zeichnet ihn aus als einen der bravſten Deutſchen, der ſchon in Tyrol und Vorarlberg als baieriſcher Miniſter den Franzoſen und deren Anhänger Montgelas kühn entgegengetreten war. Die Rettung vieler Braven iſt ſein Werk, ſo brachte er Schneider in ſeiner Equipage über die Gränze. Auch lernte ich noch bei Reiſach einen Lieutenant des Lützower Korps, Dr. Carl Müller, kennen, welches ich nicht übergehen will, da ich mit ihm wohl in nähere Verbindung kommen dürfte. Er iſt ein tüchtiger Kerl voll Charakter, Kraft und glühendem Eifer für die große gute Sache und nicht mitarbeitend an dem elenden Werk der Volksumſpinnung und Umgarnung. Müller'n, mit ſeiner großen gewaltigen Geſtalt, dem ernſten Weſen, dem eiskalten Geſichtsausdrucke und dem einen halb zugekniffenen Auge, könnte man für das Muſterbild eines politiſchen — nicht Glaubens- — Großinquiſitors halten!"

Aus D.'s ſehr ausführlichem Tagebuch möge hier nur das Thatſächliche folgen; die Beſchreibungen aller Mühſeligkeiten, Abenteuer u. dgl., als ihn allein nur betreffend, bleiben fort.

Es wird alſo aus dieſen Blättern Folgendes entnommen:

Den 12. Auguſt 1813 reiſ'te D. endlich mit v. T. von Gnadenfrey ab — mit recht ſchwerem Herzen ſetzte er ſich zu dem alten verrufenen Mann; T. hatte einen bequemen Wagen und drei nebeneinandergeſpannte gute Ukrainer Pferde. In Elyſanowo, T.'s Gut, dicht bei Kaliſch gelegen, ward D. ernſthaft krank; Bruſtgeſchwüre warfen ſich auf den

Hals. Den 6. Septbr. war die Herſtellung wieder ſo weit erfolgt, daß D. nach Kaliſch fahren konnte, er fand daſelbſt viele ſehr brave Männer, welche für Preußen Alles zu thun, zu opfern verſprachen; D. ſondirte den Generalgewaltigen Baron v. Roſen und fand an demſelben einen mißtrauiſchen, doch ſehr zuvorkommenden artigen Mann. Um das Land und ſeine Bewohner ſtets beſſer kennen zu lernen, fuhr D. mit dem Grafen Trzinski, den er bei Baron Roſen kennen gelernt, auf deſſen Güter, wo er ſchöne Tage in dem liebenswürdigen Kreiſe dieſer Familie verlebte. Die ſchönſte Frau, die D. in Polen ſah, hatte Graf Trzinski zur Gemahlin.

Vollſtändig war die Ueberzeugung erlangt, daß ohne eine königliche Spezialvollmacht nichts auszurichten ſein wurde; T. ſtand überall in böſem Ruf, und ſeine dem Staat gemachte Cedirung von Schuldokumenten, 4000 Thlr., und noch Aehnliches von gleichen Herren, mußten als zweifelhaft, ja als nichtig erſcheinen. Den 10. kam D. nach Blyſanowo zurück und es ward beſchloſſen, den 12. Septbr. in's große Hauptquartier abzureiſen. In Breslau wohnte D. beim Profeſſor Rhode — Ueberſetzer des Oſſian. Er iſt ein kluger, charakterfeſter Mann, und auch liebenswürdig, wenn man ſeinen Egoismus überſieht; er war ſehr befreundet mit den Generalgouverneur Merkel, und dem Bergrath v. Charpentier, einem Mann, der ein dreiſchneidiges Schwert in ſeiner Zunge führt; in der Geſellſchaft dieſer Männer vergingen die wenigen Tage des Aufenthalts in Breslau auf das angenehmſte. Mit ſtarken, kräftigen Zügen ſchilderte Rhode den T., den er für keinen eigentlich böſen, aber auch keinen guten Menſchen hält; der Augenblick gebietet über ſeine Handlungen; ſeine größte

Schlauheit beſteht darin, daß er gränzenlos lügt und Meiſter iſt in Erfindung von Geſchichten und Unterſchiebung von Reden, die andere Menſchen geſprochen haben ſollen. Am merkwürdigſten waren ſeine Verhältniſſe mit Miniſter v. Hoym und dem General v. Biſchoffswerder geweſen, es ſcheint, daß dieſelben Urſache hatten, ſich gegenſeitig zu ſchonen und gegen einander gefällig zu ſein; T. wollte natürlich jene nur als ſeine Werkzeuge angeſehen wiſſen! T.'s Stolz artet bis zur Tollheit aus; dabei verſchuldet, will er glauben machen, daß er über Hunderttauſende verfügen kann.

In Breslau erfuhr D. Major v. Röder's Tod in der Schlacht bei Kulm. Ruhe ſeiner Aſche! Nun ging es raſch weiter über Frankenſtein nach Reinerz, woſelbſt der Miniſter Haenlein war; eine merkwürdige Indifferenz liegt doch in dem Manne! ſollte er wohl je zu bedeutenden diplomatiſchen Sendungen gebraucht werden können? In Böhmen hörten die Chauſſeen auf, die Wege wurden grundlos, der Regen ſtrömte herab; es ward ſo raſch als möglich gefahren bis Prag, wo die Ankunft den 19. Septbr. um neun Uhr Abends erfolgte; ſehr ſchwer ward ein Unterkommen in den drei Linden gefunden; kranke und geſunde Militärs hatten alle Wohnungen in Beſchlag genommen. Des andern Morgens früh ging D. zu Niebuhr; er war zwar artig, doch kalt; er hatte in Reichenbach ſich tadelnd gegen Reiſach ausgeſprochen, daß D. des Generals v. Scharnhorſt's Befehl befolgt und nicht beim Korps des Major v. Lützow geblieben ſei. D. ſprach ihn ausführlich darüber, Niebuhr ſchien die Gründe anzuerkennen und ſo ſchieden ſie freundlich. Für D. hatte dieſer gewiß ſehr ausgezeichnete Mann ſtets etwas Unangenehmes, ja Unheimli-

chen, ſchon damals als D. ihn 1811 oft im Hauſe des Staatsrathes Alberti in Berlin ſah; die herzloſe ſchneidende Sprache, die Schärfe, mit welcher er die Unfehlbarkeit ſeiner Ausſprüche darthun wollte, und die Abneigung, die ſich gegen den Staatskanzler bei jeder Gelegenheit ausſprach, machte ihn D. ſo unangenehm. Den 22. Septbr. 1813 um ſieben Uhr Morgens langten wir in Töplitz nach vielen, vielen überſtandenen Mühſeligkeiten an, und D. hatte das Glück eine anſtändige Wohnung für ſich und ſeinen Reiſegefährten zu erhalten.

Gleich als D. ſich angezogen hatte, ging er zuerſt zum Major und Flügeladjutanten v. Thile, um über eine Vollmacht des Königs zu ſprechen, freiwillige Beiträge in Polen für die preußiſchen Truppen annehmen zu dürfen; D. hoffte, daß Herr v. Thile den Staatskanzler in dieſer Beziehung vorbereiten würde, damit er willig entgegenkomme, wenn D. die Sache zur Sprache bringen ſollte. Gütig und freundlich wie immer war Herr v. Thile und verſprach, ſofort mit dem Staatskanzler darüber ſprechen zu wollen. Das Reſultat dieſer Unterredung ward in wenig Stunden ſichtbar; Herr v. Hardenberg ließ D. denſelben Vormittag noch rufen. D. fand den alten, liebevollen, menſchenfreundlichen Mann in ihm wieder. Der Staatskanzler erkannte die Anträge als gut, genehmigte Alles, freute ſich über D.'s Eifer, für die allgemeine gute Sache wirken zu wollen und verſprach die Vollmacht in wenigen Tagen zu erwirken. Gütig hörte der Staatskanzler auch das Nähere über D.'s Verhältniſſe, las v. Röder's Schreiben über die Art und Weiſe, wie D. die Schlachten bei Görſchen und Bautzen, die Gefechte bei Weißenfels u. ſ. w. mitgemacht hatte, reichte ihm die Hand und ſagte: „Ich freue mich

recht ſehr, ich war gleich das erſtemal, als ich Sie ſah, überzeugt, daß Sie meiner Erwartung ganz entſprechen würden.“ Es erfolgte noch die Einladung zu Tiſche, und D. empfahl ſich. An der Tafel fand D. die Staatsräthe v. Hippel und Beguelin, deren herzliche Freundlichkeit ſehr wohlthuend war und wohl auf des Staatskanzlers Geſinnung ſchließen ließ. Unter den Gäſten war auch der Miniſter von Stein; D.'s Phantaſie hatte ſich doch ein ganz anderes Bild von demſelben — nach den Grundzügen der Bekanntſchaft mit ihm in Königsberg in Preußen 1808 — gebildet; jetzt fand er einen ſehr freundlichen, artigen Mann, voll Witz und Jovialität; freilich gegen Hardenbergs liebreiche Formen konnte Stein nicht beſtehn! obſchon er von ſeiner alten, groben Conſequenz ganz abgegangen zu ſein ſchien, ſo ſchimmerte es doch durch, daß die jetzige Art zu erſcheinen eine gezwungene ſei; gegenwärtig iſt er ſehr zuvorkommend gegen Hardenberg und macht ihm in gewiſſer Art recht ſehr den Hof. Hier mag zu Stein's Charakter noch Folgendes eingeſchaltet werden. In Königsberg in Preußen lernte D. 1808 den Miniſter v. Stein perſönlich kennen. D. war damals 17 Jahr alt und holte öfters für ſeinen Onkel, den Kapellmeiſter Reichardt, engliſche, franzöſiſche und deutſche Zeitungen von Herrn v. Stein. Er fand ihn einſt im Zimmer auf- und abgehend; ſein hartes, verärgertes Weſen machte einen tiefen Eindruck auf D.'s Gemüth. Reichardt ſchien ihm ſehr werth zu ſein. „Hier iſt noch ein Blatt — rief er aus — nehmen Sie das noch mit, es wird Ihrem Onkel Freude machen; der Mann hat doch eine Geſinnung und er weiß, was er haßt und was er liebt.“ Auf D.'s Entgegnung, daß Reichardt für ihn, Herr v. Stein, auch eine große Zuneigung habe, ſchrie Stein

förmlich: „Das dank' ihm der Teufel! iſt auch wohl viel hier, wozu man Neigung haben könnte.“ Ein andermal fragte er nach der Staegemann'ſchen und Schwinck'ſchen Familie; D. mußte ihm die Mitglieder derſelben charakteriſiren, ſo auch die Geſellſchaften bei dem damaligen Poſtdirektor v. Madeweis, zu denen Gneiſenau, Scharnhorſt, die Dohna's und Beyme gehören. Obſchon die eingehenden Depeſchen ſich häuften, ſo hörte Stein ruhig der Darſtellung zu und entließ D. auf die Schulter klopfend: „Sie haben das Portraitiren von Reichardt gelernt, er verſteht es, die Narren als Narren hinzuſtellen, wenn ſie auch öffentlich als Pagoden angebetet werden.“ Trotz dieſer ſcheinbaren Freundlichkeit hatte H. v. Stein doch etwas ſehr Abſtoßendes für D., und die allgemeine Stimme behauptete damals, daß er an leidenſchaftlicher Hitze und Grobheit allein nur durch den General v. Rüchel übertroffen werde.

Doch zu Töpliz zurück! Bevor D. zu Hardenberg ging, machte er noch eine Viſite beim Miniſter v. Humboldt; lange war er bei dieſem wahrhaft ausgezeichneten Mann, den er in Königsberg bei Dr Motherby kennen gelernt und ſehr viel damals mit ihm zuſammen geweſen war; er war ſehr liebreich, denn Alex. v. Humboldt hatte ihm — wie er ſagte — viel Freundliches von ihm geſchrieben; während der Jahre 1811 und 1812 hatte D. die Freude, dieſen liebenswürdigen Mann faſt täglich in Paris zu ſprechen.

Alles Mögliche geſchah, um die Abfertigung zu erhalten; die Theurung iſt ſchrecklich, unter 8, 9 Thlr. täglich iſt nicht zu leben, das ordinäre Kommisbrodt wird mit 16 gGr. bezahlt. Ueber Oeſtreichs Beitritt ſind die Urtheile ſehr verſchieden. Der gemeine Mann ſcheint mit

Freuden gegen Bonaparte zu ſtreiten, Böhmen dürfte vielleicht in mancher Hinſicht eine Ausnahme davon machen, obſchon Prag ſich ganz vortrefflich benommen und gewaltige Aufopferungen gemacht hat; beſonders liebevoll und ſorgſam beträgt es ſich gegen die Verwundeten; junge Mädchen und angeſehene Frauen ſah man, beim Mangel an Aerzten, die ankommenden Bleſſirten verbinden. Große Fuhren mit Lebensmitteln und Erquickungen ſchicken täglich die Bürger in die Lazarethe. Doch Prag iſt es auch einzig, welches man rühmen hörte.

D. ſaß viel mit T. zu Hauſe und erpreßt von ihm Nachrichten über die polniſche Geſchichte in früheren Jahren; T. hat bereits ein Memoire darüber zu ſchreiben begonnen. Eine ſchöne Lage des alten Mannes muß doch hergeſetzt werden. D. ſagte zu ihm, daß ſeine Augen die hinterliſtigſten wären, welche er je geſehen; worauf ſogleich die Antwort erfolgte: „Mein Freund, gerade das Gegentheil, ſchon Friedrich der Große ſagte zu mir: mein lieber T., bei ihm hat Lavater die Wahrheit geſprochen, nie iſt mir ein ehrlicher Geſicht vorgekommen, als das ſeine, doch ſein Charakter iſt es auch, ich bin ſein wahrer Freund. Sehen Sie, ſo ſprach ſchon der große König zu mir.“

Früh am 28. Septbr. erhielt endlich T. das beſtimmte Verſprechen vom Staatskanzler: er ſolle morgen abgefertigt werden, und da der Staatskanzler zugleich wieder eine Einladung zum Mittag beifügte, ſo erinnerte T. an T., und der ſollte dann auch eingeladen werden. Eine Stunde darauf führte D. den T. zum Staatskanzler, damit dieſer ihn noch vor dem Eſſen ſpräche; der Staatskanzler that es, freilich nur wenige Minuten, ihm ſagend: „D. weiß bereits meinen Willen, und ich hoffe Sie heute bei Tiſche

zu ſehen.“ Beim Mittage dankte Hardenberg öffentlich dem T. für ſeinen bewieſenen Patriotismus in wenigen Worten und dieſes war alles, was mit T. geſprochen wurde. D. hatte von Allen Abſchied genommen; als er Tags vor der Abreiſe von Major v. Thile kam, begegnete ihm auf der Treppe der König, vor welchem Front gemacht wurde, um ihn ruhig vorbei zu laſſen. Der König blieb ſtehen, ſah den D. ſcharf an und fragte: „Tragen jetzt eine andere Uniform, warum?“ Auf die Entgegnung, daß es auf Befehl des Generals v. Scharnhorſt ſei, ſchwieg der König und indem er weiter ging, ſagte er: „Sie gehen nach Polen; nur keine Mißhelligkeiten und Mißverſtändniſſe hervorrufen, Sie finden ſehr viel gutgeſinnte Menſchen daſelbſt.“ — Den 29. Septbr. Mittags war D. im Beſitz der Vollmacht und mehrerer Briefe nach Polen; die Abreiſe war einige Stunden ſpäter beſtimmt. Die Vollmacht lautete:

„Da ſich mehrere Einſaſſen im Herzogthum Warſchau aus alter Anhänglichkeit für den preußiſchen Staat und von dem Wunſche beſeelt, zum ferneren Gelingen der guten Sache mitzuwirken, bereit erklärt haben, zur Erhaltung der im Felde ſtehenden preußiſchen Truppen freiwillige Beiträge an Geld, Pferden, Ochſen, Branntwein und anderen Naturalien zu leiſten, wenn ihnen ein oder mehrere zuverläſſige Männer zugeſchickt würden, denen ſie dergleichen Beiträge überweiſen könnten, ſo habe ich den Kriegsrath v. T. und den Lieutnant in dem von Lützow'ſchen Freikorps Wilhelm Dorow nach dem Befehl Sr. Majeſtät, wie hiermit geſchieht, beauftragt, ſich dieſer Angelegenheit mit dem von ihnen bisher bethätigten, rühmlichen Eifer zu unterziehen, ſich da, wo es die Ausführung des gegenwärtigen Auftrages erfordert, hin-

zubegeben und ſich durch Verzeigung dieſer Vollmacht zu legitimiren.

„Zu dieſem Behuf habe ich gegenwärtige Vollmacht eigenhändig unterſchrieben und mit dem königlichen Inſiegel verſehen laſſen. Töplitz, den 28. September 1813.

(L. S.) Hardenberg.

„Vollmacht

für den Kriegsrath v. L. und den Lieutenant Wilhelm Dorow zur Einſammlung freiwilliger Beiträge an Geld, Vieh und Naturalien im Herzogthum Warſchau.“

Spät Abends kamen wir in Auſſig an, woſelbſt die Nacht geblieben wurde. Lange ward im Dunkeln gefahren; einen herrlichen Anblick gewahrten die Bivouakfeuer des eben in's Lager gerückten Benningſen'ſchen Korps — bis hoch auf die Spitzen der Berge ſchimmerten die Lichter gleich den Sternen. Den 30. Septbr. früh Morgens ging es weiter; der Weg von Auſſig nach Loweſitz, wo Friedrich die denkwürdige Schlacht lieferte, gehört zu dem ſchönſten, den man machen kann. Längſt dem Ufer der Elbe zieht ſich der zwar zum Halsbrechen ſchlechte Weg hin, aber in herrlichen, maleriſchen Formen thürmen ſich zu beiden Seiten die Gebirge auf und gewinnen viel Aehnlichkeit mit den Rheingegenden, doch den hieſigen fehlt die Klarheit und die hohe Poeſie. Ueber den Rhein geht doch nichts! Der Schreckenſtein iſt eine köſtliche Ruine von gewaltiger Feſtigkeit und ſchönſter Anſicht. Die auf den hohen Bergen vielfach zerſtreuten Kirchen und Kapellen, das einſame Geläut der Glocken geben dieſer Gegend eine tief ergreifende Erhabenheit. So drängt ſich die breite, ſanft dahinfließende Elbe durch hohe Felſen bis gegen Loweſitz, wo die Berge ab-

nehmen und die Gegend vom Malerischen viel verliert. Es ging auf Leutmeritz, wo wir die Elbe passirten. Rechts und links in unabsehbarer Weite schimmerten die Bivouakfeuer, welche ihren Glanz im klaren Elbwasser tausendfach vermehrten. Kolonnen russischer Landwehr mit ihrer fabelhaft reichhaltigen Bagage machten uns viel Aufenthalt. Hinter Auschę gewahrt die reichgebaute Kirche Neuland auf einem spitzen Berge eine schöne Ansicht; etwas weiter ist der Rhonberg mit seiner grauen Klosterruine; in wunderbarer Form erscheinen hier die Berge; Neuschloß hat eine schöne Lage und ist von sonderbar geformten Steinmassen umthürmt. Bis Böhmisch Leipa sind die Wege grundlos, daselbst aber fängt die Chaussee von Jung Bunzlau an. Als es bereits dunkel und der Mond aufgegangen war, kamen wir nach Hayda; die böhmischen Städte und Gegenden haben einen eigenthümlichen trüben, melancholischen Charakter, voll von geheimnißvoller Wahrsagerei und Frömmigkeit. Nun ging's durch ungeheure Wälder, die größten und ältesten, die D. gesehen. In wunderbaren Gestalten thürmten sich die Berge und in den tiefen Schluchten rauschten Sturm und Wasser. Gegen ein Uhr Nachts kamen wir nach Rumburg. Alle Wirthshäuser waren voll, daher forderte D. Einquartierung; als man sich überzeugt hatte, daß wir keine Russen wären, erhielten wir vortreffliche Wohnung bei der reichen Kaufmannsfrau Melzer'in, deren Mann ihr kürzlich ungetreu geworden und nach der Türkei gegangen war. Bei dieser braven Dame lebte eine Enkelin des alten Konsistorialraths Oelker, Mlle. Thile, ein verblühetes, nicht hübsches, aber sehr kluges Mädchen, welche drei Jahre in dem Hause der berüchtigten Gräfin Kielmannsegge Erzieherin gewesen war; das geschwä-

zige Mädchen erzählte uns viel Intereſſantes von dieſer zwar berüchtigten, aber höchſt geiſtreichen Frau. Je weiter wir vom Schauplatz des Krieges und der Gefahr kamen, je mehr nahmen die Prahlereien und Lügen des T. zu. Den 4. Oktober kamen wir in Görlitz an, wo wir einen Tag blieben, D. fand hier den Grafen v. Reiſach. Als der Mond aufgegangen, ward zum Grabe Jacob Böhme's gewallfahrtet. Das kunſtvoll dem Jeruſalemer heiligen Grabe nachgearbeitete heilige Grab in Görlitz war mit wahrhaft kannibaliſcher Rohheit von den Franzoſen zerſtört worden. Die Gegend und das Thal um Görlitz haben einen ganz anderen Charakter, als die übrige Lauſitz; er iſt geheimnißvoll anziehend, und das Rauſchen der Bäume und Bäche klingt, als ſprächе Jacob Böhme! Es iſt Böhmen ohne Gebirge. — Ueber Bunzlau, Liegnitz ging es nach Breslau, wo wir den 7. Oktober ankamen. Profeſſor Rhode führte D. des Abends in ein Kränzchen, wo er den Miniſter v. Maſſow, die Präſidenten Merkel und Streit und den mit einem, wie geſagt dreiſchneidigen Schwert in der Zunge begabten Vergrath v. Charpentier, General Thielmann's Schwager, fand. Die Steffens und Raumer hatten gute Nachrichten von den Männern und erwarteten Tieck's, leider waren dieſe, als D. am 10. abreiſ'te, noch nicht angekommen. Auf dem Wege nach Kaliſch wurde D. immer kränker und kaum daſelbſt angekommen, mußte er das Bett hüten und Medizin nehmen. Das erſtere ward zwar bald verlaſſen, doch die alte Geſundheit war immer noch nicht wieder zu erlangen. In Kaliſch war D. viel und oft bei dem ruſſiſchen Generalgouverneur Baron v. Clementi, ein lieber, alter Mann, ſonſt aber eine furchtſame, indolente Seele. Dieſes auch die Urſache, daß es für no-

thig erachtet wurde, nach Warſchau zu reiſen, um des Generals v. Lanskoy Unterſtützung nachzuſuchen. Die Polen hängen ſtets noch dem Götzen Napoleon an, beten zu ihm und hoffen auf Erlöſung. Heute den 18. Oktober erhielt D. auch des Königs Reſolution auf ſein Verſtellen vom 28. Septbr., worin um Verſetzung als Offizier von der Armee gebeten war. Der Beſcheid aus Töplitz vom 4. Oktober 1813 iſt zwar abſchläglich, doch fügt der König hinzu: „erſt wenn ſich D. ſeines Auftrages im Herzogthum Warſchau ſo entledigt haben wird, daß ſich ein guter Erfolg davon abſehen läßt, werde Ich dies Geſuch berückſichtigen.“ D. that alles mögliche, damit T. das in Töplitz begonnene Memoire über Polens Verwaltung unter Fr. Wilhelm II. beendigen möge; und wirklich T. ſchrieb fleißig und brachte den 19. Oktober dem D. zwei eng vollgeſchriebene Bogen; die Schrift iſt höchſt charakteriſtiſch und von hohem Intereſſe, ſie liegt dieſen Blättern bei. (Anlage B.).

Morgens um zehn Uhr den 20. Oktbr. ward mit ſechs Pferden Vorſpann der Weg nach Warſchau angetreten. Ueber Stawiszyn, (ein Schill'ſcher Wachtmeiſter war daſelbſt Bürgermeiſter,) ging es auf Kolo, wo wir Nachts zwölf Uhr auf ſchlechteſtem Wege ankamen; hell ſchien der Mond und beleuchtete ein ſchön gebautes Bernhardiner Kloſter hart an der Warta. In Pniewie blieben wir die Nacht in einer elenden Bauernkneipe. Das Schnarchen der Knechte, das Toben des betrunkenen Wirths, Schreien der ſechs kleinen Kinder und Grunzen der Schweine nebſt Stechen der Flöhe und Wanzen waren die Freuden dieſer Nacht. Tages darauf lernte D. in Zduny einen Herrn v. Siegel kennen, Pächter der Daveuſt'ſchen Güter, es ſchien ein braver Mann, der Ach und Weh über die Un-

ordnung ſchreit, womit die jetzigen Machthaber Alles betreiben. Er gab uns Briefe für ſeinen Bruder Abbé nach Warſchau mit. Auf wahrhaft halsbrechenden Wegen kamen wir den 23. um acht Uhr Abends bei regnigtem, dunkeln Wetter in Warſchau an. Doch welch eine Einfahrt für dieſe weltberühmte Stadt! Die Vorſtadt nicht gepflaſtert und Koth, daß die Pferde bis an den Bauch hineinfielen; natürlich auch keine Erleuchtung, und Häuſer, die mehr elenden Dorfbaracken, als Warſchauer Vorſtadthäuſern ähnlich ſahen. Statt eines Thores kamen wir durch einen Schlagbaum, wo nach Namen und Päſſen gefragt wurde. Nun fuhren wir auf einer ſchlecht gepflaſterten Straße, wo hin und wieder eine Laterne, gleich einem armen Sünderlämpchen, brannte, zum Hôtel d'Allemagne, wo man uns aufnahm.

Dieſe Reiſe war deshalb von beſonderem Intereſſe, weil L. einmal in gutem Wein exaltirt — doch bei vollen Sinnen, aber in höchſt gerührter Stimmung ſich in den Wagen ſetzte, D. umarmte, ihm die Hände drückte und ausrief: „Ach, Freund, ich liebe Sie, ich verehre Sie, ich muß Ihnen mein Herz öffnen und Ihnen über mein Leben Mittheilungen machen und Ihnen erzählen, wie ich begonnen und wie ich zu Vermögen gekommen bin; ich bin es der Welt ſchuldig, damit ein Beiſpiel jener Gleichen aufgeſtellt werden kann; und Sie ſind mein Mann dazu.“ Und nun begann er in verſchiedenen Abſätzen Folgendes zu erzählen: „Ich war Jäger bei einem Staroſten, welcher zur Kommiſſion gehörte, die zur Aufhebung der Jeſuiten niedergeſetzt war. Die Kommiſſarien hatten an Geſchenken von den Jeſuiten Kelche und andere Gold- und Silbergeſchirre mit Edelſteinen beſetzt erhalten, welche alle zuſam-

mengeworfen wurden, um nachher getheilt zu werden. Eines Tages iſt beim Staroſten die ganze löbliche Kommiſſion beiſammen, ich ſtehe hinter dem Stuhle meines Herren. Das Geſpräch kommt auf die Theilung der Geſchenke, und man iſt verlegen, wie ſolche zu bewerkſtelligen ſein wird. Man kann ſich nicht einigen, die Augen der Herrn funkeln und furchtbarer Streit, Mord und Todſchlag ſcheint im Anzuge, da nahm ich das Wort und verſichere Rath zu wiſſen. Man befiehlt, ich ſoll reden, worauf ich denn folgenden Vorſchlag mache: die Edelſteine aus den Gefäßen brechen und dann dieſe einſchmelzen zu laſſen, und zwar in Stangen zu zwölf Loth. Der Vorſchlag wird herrlich gefunden, und ich zum Vollſtrecker dieſer Schmelzerei geſetzt; als Belohnung ſollte ich ſtets die einundzwanzigſte Stange erhalten. Ich richte Alles ein und nehme einen in der Chemie bewanderten, pfiffigen Juden zum Gehülfen. Den erſten Tag unſerer gemeinſchaftlichen Arbeit ſagt mir der Jude: „der Herr könnte ſein ganzes Glück jetzt machen und ein reicher Mann werden; wenn ich 4000 Thlr. erhalte, ſo will ich meinen Rath ſagen.“ Ich verſpreche das Geld, wenn das Geſchäft wirklich ſoviel einbringen ſollte, als die Zuſicherung iſt. „Herr! hebt der Jude nun an, ich verſtehe den chemiſchen Scheidungsproceß; wir wollen das Gold vom Silber trennen, und dann gieße der Herr die einundzwanzigſte Stange für ſich aus purem Golde mit einem leichten Silberüberguß.“ Der Rath war vortrefflich und wurde befolgt. Gegen Ende des Geſchäfts brachte der Jude ein Säckchen böhmiſcher Steine mit, welche ich an Stelle der echten den dummen Polen ausliefern ſollte. Der Jude erhielt ſeine 4000 Thlr., und ich zog mit einem Vermögen von 30 bis 35000 Thlr. nach Schleſien und begann

meine Laufbahn als Forſtkandidat.“ Als er dieſe Erzählung beendet hatte — ſie ſchien ihm öfters harten Kampf zu koſten — ſchlief er ein und wachte erſt nach mehreren Stunden auf, als ſtillgehalten wurde. „Ich habe wohl ſehr dummes Zeug geſprochen — rief er aus — es iſt von Allem, was ich erzählt, gar nichts wahr.“ D. ſtimmte ruhig bei, es ward ausgeſtiegen und von der Sache nicht mehr geſprochen. Wir fuhren bei hellem Mondenſchein bis tief in die Nacht hinein. Auf einmal fängt T. wieder an, tief zu ſeufzen und zu [illegible]; D. frägt, was ihm fehle, und er ſagt: „Ach es iſt eine ſchlechte Zeit! die Tugend wird verfolgt, das Laſter ſiegt, und man kann es nie zur gerechten Strafe ziehen, ach! eine ſchlechte Zeit!“ Begierig, wo das hinaus ſoll, ſtimmt D. mit ein und erinnert an die Zeiten der heiligen Vehme. „Ja, das iſt es, worüber ich längſt mit Ihnen ſprechen wollte — erwidert T. — ein ſolches Inſtitut ſollte jetzt beſtehen; Fürſten und Miniſter mußte man citiren dürfen, um über ſie die gebührende Strafe zu dekretiren. O, dafür könnte ich große Summen opfern.“ In T.'s Verhältniſſen ſolche Aeußerungen, gränzten doch wahrlich bis an den Wahnſinn und ſtimmten D. ſehr heiter, der in ſeiner Lebensluſt und ſeinem Lebensübermuth die Sache ſcheinbar ernſthaft aufnahm und dem T. geheimnißvoll und langſam erwiderte: „Mein lieber Herr Kriegsrath, Sie ſprechen ein großes Wort wahrhaft leichtfertig aus. Wodurch würden Sie Ihre Treue und Ihre Würdigkeit bezeugen, wenn Sie erfahren könnten, daß eine ſolche Verbindung wirklich beſtände?“ „Hier mein Handſchlag und mein Ehrenwort, ich cedire ſofort für dieſes heilige Inſtitut 1500 Thlr. ſichre Papiere,“ rief er aus. „Nun gut, ich will Ihnen Vertrauen ſchenken — entgegnete nach einigem Nachdenken

D. — ein ſolches Gericht exiſtirt wirklich, und ich bin ſelbſt Mitarbeiter an dieſem groſſen, menſchenbeglückenden Werke. Ich werde ſehen, was Sie thun, und dann wollen wir weiter darüber ſprechen, jetzt kein Wort mehr!" D.'s Phantaſie war bis zum Wahnſinn entzündet; der Gedanke an ein Vehmgericht beſchäftigte ihn Tag und Nacht, und wirklich trat er eines Abends zu D. in's Zimmer, ernſt und geheimnißvoll ausſehend, überreichte ihm Schuldokumente auf die Generalin Klebowska über circa 1500 Thlr. an D. cedirt, und verſprach ſehr bald 2000 Thlr. nachfolgen zu laſſen. Eben ſo ernſt nahm D. das Dokument in Empfang und gab dem alten Sünder die Verſicherung: daß auch er dereinſt das Nähere betreff dieſer menſchenbeglückenden Anſtalt ſolle kennen lernen.

Gleich früh des andern Morgens, den 24. Oktober, ging D. zum Generalgouverneur Lanskoy, der in dem ſchönen Brühl'ſchen Palais wohnte, und ward mit Artigkeit aufgenommen; Lanskoy verſprach Alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtände und bat um ſchriftliche Auseinanderſetzung der Wünſche; dieſe war bereits fertig und konnte gleich überreicht werden. „In einigen Stunden ſollen Sie den Brief an Baron Clementi erhalten, — ſagte Lanskoy — derſelbe wird Ihnen dann alle Unterſtützung gewähren." D. empfahl ſich und da er Gelegenheit hatte zu ſehen, wie die Polen hier mit Lanskoy Geſchäfte machen, und er nicht im Stande war, Aehnliches zu thun, ſo ſchwand die Hoffnung, die er auf Lanskoy's Brief geſetzt hatte. — Nach einigen Stunden ſchickte der Gouverneur den Brief und ließ ſich noch auf das freundlichſte empfehlen. Wenn es nur kein Uriasbrief iſt!

Nachdem Alles beſorgt war, gingen wir in das Thea-

ter; daſſelbe gewährt im erſten Augenblick einen guten Eindruck, doch bald kommt man hinter den hölzernen und papiernen Flitterſtaat, ein abſcheulicher Thrangeruch verbreitet ſich von den Lampen. Es wurde brav geſungen; die Koſtüme ſind höchſt amüſant: die peruaniſchen Soldaten ſind halb wie Polen, halb wie Spanier gekleidet. Myrrhas naiv zärtliche Anerbietungen machten auf den großen, kraftigen Murney einen ſo mächtigen Eindruck, daß ein wahrhaft ſcandalöſer Auftritt dadurch herbeigeführt wurde. Die Logen waren gefüllt, und liebliche, ſchöne Frauengeſichter lugten unter den großen Sittichhüten hervor mit leuchtenden ſchwarzen Augen. Als wir nach Hauſe kamen, fand D. eine Einladung von Lanskoy zum morgenden Abend. Dieſer Tag ging mit Beſehen der Kirchen und Klöſter hin, doch wenig Erhebliches war zu finden; die Bewohner der letztern erſcheinen als dicke Schlemmer, voll Dummheit und Stumpfſinn; auch die die Jeſuiten erſetzenden Piariſten, von denen D. eine große Idee hatte, waren nicht viel beſſer, und auch nicht ein Individuum war zu finden, welches ein Intereſſe hätte erwecken können: dem Soff, der Liederlichkeit und dem König Pharao ſchien allein gehuldigt zu werden!

Die Abendgeſellſchaft bei Lanskoy war angenehm durch den artigen und liebenswürdig erſcheinenden Wirth und durch ſehr elegante und geſchmackvolle Toiletten der wunderſchönen Polinnen, welche ſich mit großer Grazie und bewundernswürdiger Leichtigkeit bewegten und das lebhafteſte Geſpräch zu unterhalten wußten, freilich würzten ſie es mit ſo frivolen Redensarten, wie D. es ſelbſt in Paris nie gehört hatte. —

Tages darauf ließ L. einen Wagen kommen und bat ſeinen Reiſegefährten auf ſehr verbindliche Art um die Er-

laubniß, ihm Warſchau zeigen zu dürfen. Dankbar wurde dieſes angenommen. Lange dauerte jedoch dieſe Fahrt eben nicht, denn der ordentlich gepflaſterten Straßen giebt es nicht ſo gar viele. Wahrhaft ſchöne Palais waren nicht zu ſehen, das Brühl'ſche macht eine Ausnahme. Die übrigen ſogenannten Palais ſind mittelmäßige Häuſer, öfters mit elenden, grün beſchimmelten, hölzernen Entrées; Bretter- und Lehmhäuſer, auf deren Dächer man ſich ſtützen konnte, wechſeln ſtets mit dieſen ſogenannten Palais ab, und das Ganze macht keinen erfreulichen Eindruck. Die Straßen ſind zwar breit, aber nichts weniger als gerade und ſchön. Vom höchſt unanſehnlichen königl. Schloſſe und dem ehemaligen, jetzt verfallenen Kadettenhauſe hat man eine ſchöne Ausſicht auf die breit dahinſtrömende Weichſel und die Vorſtadt Praga. Bei allem Schmutz, aller Armſeligkeit und elenden Häuſern hat Warſchau doch einen Anſtrich von Große und Großartigkeit, die entfernt an Paris erinnert.

Wir erhielten häufige Beſuche von dem Canonicus v. Siegel — Bruder des Pächters — ein fein und pfiffig ausſehender, langer Abbé, der zu Graf Hoym's Zeiten viel galt, gearbeit wurde und der mit T. innig verbunden war; er ſcheint dem preußiſchen Intereſſe ergeben. Auch ſuchte uns öfters ein Quaſi-Miniſter auf, der wie die Liſt und Intrigue ſelbſt ausſieht. Seine innige Verbindung mit Zerboni laßt ihn vielleicht kunftig noch eine Rolle ſpielen. Er heißt Woyda.

Den 28. Morgens ſaßen wir bereits im Wagen, als athemlos Herr v. Siegel gelaufen kam, und die Berliner Zeitung mit all den Siegesnachrichten brachte. Natürlich wurde ausgeſtiegen, Wein angeführt und laut, im Beiſein

vieler Polen, las D. die Zeitung vor. Alle Farben des Aergers und der Verzweiflung ſpiegelten ſich bald auf deren Geſichtern. Es war ein fürchterliches Schreien durcheinander, aber endlich einigten ſich alle darin: daß Napoleon jetzt als verloren zu erachten ſei, da Poniatowski einen ſo ſchmähligen Tod gefunden und ihm nicht mehr zur Seite ſtehe! Endlich fuhren wir ab. In Podembiz fanden wir das erſte gute Nachtlager und Eſſen bei dem Grafen Zakrzewski; in ſeiner jungen, ſchönen und liebenswürdigen Frau entdeckte D. ein vollkommen entwickeltes Ahnungsvermögen. In Popow beim Grafen Pfarzky machten wir Mittag, in der Geſellſchaft ſeiner Frau, die beinmäßig klug ausſah, und es auch war, und fünf hübſchen Mädchen vergingen die Stunden ſehr angenehm. In Brodnia bei dem Oberſten Jablkowski übernachteten wir, leider war ſeine Gemahlin eine geborene Gräfin Schönaich-Carolath, die zwar häßlich, aber ſehr, ſehr klug ſein ſoll, nicht anweſend. So langten wir denn endlich in Kaliſch an, wo geblieben werden ſollte, um das Nöthige bei Baron Clementi einzuleiten. Aus D.'s Tagebüchern ſei hier kurz das Reſultat des ganzen polniſchen Commiſſoriums noch zuſammengezogen, denn welches Intereſſe könnte das Gewebe von Abſcheulichkeiten geben, die demſelben entgegentraten; Clementi wollte nichts thun, und Alles floh vor T.'s Namen als wenn das Unglück im Anzuge ſei. In Grauſen erregendem Andenken lebt T. in dieſen Gegenden, beſonders in Krotoſchin; es ſtellte ſich ſtets klarer heraus, daß ſein Name wie ein unglückbringendes Geſpenſt überall dazwiſchen trat, und daher entſchloß ſich D., allein zu handeln, verließ T., ertheilte mit Auslaſſung deſſen Namens an anerkannt brave Männer

Vollmachten, und die freiwilligen Beiträge strömten jetzt zu. Während D. selbst noch in diesen Gegenden war, wurden gegen 4000 Thlr. theils baar, theils in Naturalien an's Breslauer Gouvernement abgesendet. T.'s Schuldbocument von circa 4000 Thlr. war für den Augenblick nicht zu realisiren. Auf des Medizinalrathes v. Gumpert Rath — innigster Freund von Zerboni — schrieb D. an denselben, der zur Regulirung der Bayonner Summen nach Warschau gegangen war, unter dem 22. Nvbr.; bald kam auch von diesem die Antwort; er billigte, daß D. den T. vom Geschäfte ausgeschlossen hatte, und drang darauf, D. möge auch dem Staatskanzler über diesen Mann die Augen öffnen, das Schreiben schloß: „Ihr Brief giebt mir die Veranlassung, diese Sache in einem morgenden Berichte an den Staatskanzler in Anregung zu bringen. Es macht mir vielen Kummer, daß die russischen Behörden die Delikatesse aus den Augen zu verlieren scheinen, welche sie dem preußischen Gouvernement und der gemeinschaftlichen Sache schuldig sind. Was bei mir steht, ist und wird unausbleiblich geschehen. Diese Gelegenheit, in Ew. Hochwohlgb. einen so gut gesinnten, eifrigen Patrioten kennen zu lernen, war mir sehr erwünscht, und es wird mir zum großen Vergnügen gereichen, Ihnen mündlich die Gesinnungen u. s. w.

Wiernezow, den 28. Novbr. 1813.

Zerboni di Sposetti."

Unter dem 16. Novbr. 1813 richtete D. an den Staatskanzler ein langes Schreiben, gab Rechenschaft von dem, was ohne T. geschehen, und schilderte den Mann, wie er ihn hatte kennen gelernt. — Darauf trug D. offiziell bei dem Generalgouverneur Merfel an, dem T. die Vollmacht abzunehmen, welches diesem zugleich angezeigt wurde, da

er ſich die Vollmacht von D. unter einem unſchuldigen Vorwande hatte geben laſſen und ſie nun gutwillig nicht zurückliefern wollte. Nachdem nach beſter Ueberzeugung nun Alles geordnet und eingerichtet war, nahm D. von L. Abſchied, um nach Breslau abzugehen; er hatte das ganze Geſchäft ſo geordnet, daß ein Aufenthalt in Polen unnöthig ſchien, welches auch dem Staatskanzler gemeldet wurde. L. war im höchſten Zorn darüber und übergab den D. der Rache der über- und unterirdiſchen Götter, wohl bezüglich auf jene h. Vehme. In der letzten Hälfte des Novembers reiſ'te D. ab und in ſeinem Uebermuth ſchrieb er noch an L. unter dem 21. Novbr. 1813*). „Ew. Hochwohlgeboren unterlaſſe ich nicht bei meiner Abreiſe über einige Dinge ſchriftlich Auskunft zu geben, damit in keiner Art Mißverſtändniſſe obwalten. Die mir cedirten Schuldſcheine von circa 1500 Thlr. auf die Generalin Kleboweka ſind an mich endoſſirt, um zu dem bewußten Behuf verbraucht zu werden, nämlich zur Unterſtützung des Bundes, welcher Gericht hält über Leben und Tod, und vor deſſen Richterſtuhl Könige und Miniſter erſcheinen müſſen. Dem Oberrichter dieſes heiligen Bundes habe ich nicht allein hiervon Anzeige gemacht, ſondern auch noch Hoffnung auf die mir ferner verſprochenen 2000 Thlr. Ihr Wort, welches Ihnen gewiß heilig iſt, habe ich über dieſen Gegenſtand, und daß Alles unter uns bleibe, iſt mein freundſchaftlicher Rath, wie auch, daß Sie Sich nicht durch Hitze zu Schritten verleiten laſſen, die gethan zu

*) Ja wohl, im großen Uebermuth und ohne Kenntniß, wie ſich Zeiten ändern können. Dieſer Brief hätte D. 1820 ſehr leicht auf viele, viele Jahre zur Feſtung bringen können, da ihn L. entweder ſelbſt denunzirt hatte, oder er nach deſſen Tode in ſeinem Nachlaß gefunden worden war.

haben, Ew. Hochwohlgb. bedauern könnten. Die über mein Haupt am 21. Novbr. ausgesprochenen Flüche — vor denen ich weder bei den unterirdischen noch überirdischen Gerichten Schutz finden würde — haben durchaus keine Wirkung gethan, denn mit den Unterirdischen habe ich keine Gemeinschaft, da ich nicht mit Dämonen böser Gattung lebe, und, wie ich mit den Ueberirdischen stehe, zu bestimmt weiß." Der Brief blieb natürlich ohne Antwort. So verließ T. ein Feld der Wirksamkeit, worauf er zwar viele schöne und wahrhaft erhebende Erfahrungen gemacht hatte, doch aber auch des Schauderhaften und Verbrecherischen Vieles erlebt und besonders einen Blick in die russisch-polnische Administration gethan hatte, der von größtem Interesse war; leider sind die Verhältnisse von der Art, daß von diesen Erfahrungen noch keine Mittheilungen gemacht werden können; — sie sind aber nicht verloren! —

Im December 1813 kam T. in Breslau an und fand volle Anerkennung bei Herrn Merkel und v. Gaudy über das Wirken in Polen; eilte vor allen Dingen zum Oberrichter der heiligen Vehme, welche über Leben und Tod der Fürsten und Minister das Urtheil spricht, nämlich zum Staatsrath Hufeland, und übergab ihm für die Lazarethe die von T. cedirten 1500 Thlr., ließ sich das Geld bescheinigen und fühlte sich leicht, das zu so tollem Zweck erhaltene Geld los zu sein. Den 21. Dezember erhielt T. ein Schreiben des Staatskanzlers aus Frankfurt a. M. vom 13. Dezbr. 1813 als Resultat des Schreibens vom 16. November und des Berichtes von Zerboni und Merkel, worin es heißt: „Des Königs Majestät haben sich aus bewegenden Gründen veranlaßt gefunden, die bisher in dem Herzogthum Warschau stattgehabten Einsammlungen freiwilliger

Beiträge an Naturalien, Kriegsbedürfnissen u. ſ. w. bis zur definitiven Regulirung der Warſchauer Angelegenheiten zu ſuſpendiren. Indem ich Sie hiervon benachrichtige und Sie erſuche, alle auf jene Einſammlungen abzweckenden Schritte ſofort einzuſtellen, kann ich nicht umhin, Sie zu verſichern, daß man höheren Orts Ihre ſeitherigen Bemühungen mit dem Dank erkennt, auf welchen Ihr patriotiſcher Eifer mit Recht Anſpruch zu machen hat. Sie haben Sich nunmehr zu Ihrer früheren Beſtimmung zu begeben.

Frankfurt a. M., den 13. Dec. 1813.

gez. Hardenberg."

Den 30. Dezbr. 1813 verließ D. Breslau und ging nach Bautzen, wo er den Januar 1814 über blieb und theils ſeine polniſchen Angelegenheiten vollſtändig ordnete, theils bei dem Generalkommiſſariat unter Graf Reiſach das allgemeine Lazarethweſen kennen lernen wollte und deshalb ſolches bearbeitete. Das ruſſiſche Generalgouvernement gewährte reichen Stoff zum Nachdenken. Sachſen iſt aus lauter Faktionen zuſammengeſetzt, welche ſich gegenſeitig ſo viel als möglich entgegenarbeiten. Der Adel bildet mit dem Könige die kräftigſt eingreifende Parthei, weil Fürſt Repnin nur von jenem umgeben iſt, und der Miniſter Senfft und General v. Langenau von Oeſtreich aus beſtens mitwirken, welches die Geſchichte mit Herrn v. — — deutlich zeigt*). Dieſe Parthei wirkt eifrigſt, daß alles Fremde ihr

*) Dieſe Geſchichte iſt wenig bekannt geworden, daher mag ſie hier nachfolgen. Herr v. — — kam von Frankfurt a. M. nach Leipzig, als gerade Fürſt Repnin da war, verlangte vom Polizeidirektor Beyn die Viſirung ſeines Paſſes nach Berlin. Beyn hielt es für Spionerie, fragte bei Repnin deshalb an, welcher von Sachſen beſtimmt, die Viſirung anbefohl. Kaum war von der Polizei dieſer Befehl vollzogen, ſo kamen ſchon Boten auf Boten, um Beyn zu

Land räumen muß. Das Generalgouvernement in Dresden beſteht außer dem Geh. Rath Krüger nur allein aus eingebornen Sachſen, die das unbedingte Vertrauen des Fürſten Repnin beſitzen, und mit Hülfe des wieder in Activität geſetzten ſächſiſchen Geh. Conſilii den Fürſten dermaßen umſponnen haben, daß es vergeblich ſein würde, bei dieſer Centralinſtanz etwas erlangen zu wollen, was dem Intereſſe oder den Neigungen der ſammt und ſonders mit dem Annexerten beſchenkten Herren, nicht entſpräche. Die Ruſſen knüpfen durch Verſchwendung von Orden die Einfluß habenden Sachſen feſt an ſich, und es gelingt; denn der Orden, das Kreuz ſind Klippen, an denen ſelbſt treffliche Männer Schiffbruch leiden. Man hat es für politiſch erachtet, ſich unter ruſſiſchen Schutz zu begeben, und Alles heuchelt hier dieſer Macht unbedingte Ergebenheit. Unter dieſer Aegide fühlt man zugleich ſich ſelbſt ſo erhaben und hoch, daß man mit ſchnöder Geringſchätzung auf

---

Repnin zu beerben. Daſelbſt erfuhr dieſer nun, daß ſein Verdacht gegründet, und Herr v. — — Briefe an den König von Sachſen mithabe. Beyn nahm nun im Namen des Fürſten alle Poſtpferde in Beſchlag, und erſt Abends elf Uhr fuhr unſer Held ab; wurde auf Veranſtaltung des Fürſten unterwegs von Koſacken angehalten, ihm die Pariere abgenommen und ſolche dem Fürſten überbracht. Da fand man nun allerdings Briefe an den König von Sachſen, unterſchrieben von den ſächſiſchen Ständen mit Beſchwerden über Preußens und Rußlands Verwaltung, welche Schrift nun vom König auch unterſchrieben und dann an den Kaiſer von Oeſtreich geſendet werden ſollte. Briefe von Senfft und Langenau an den König beſtätigten Alles mit der Zuſage, daß das öſterreichiſche Kabinet ſchon darüber einig wäre, und ſo Alles nach Wunſch geben würde. Mehrere Stellen in dieſen Briefen, welche ſich allein auf Preußen bezogen, überſah Fürſt Repnin, wollte auch ſeine Anzeige deshalb an Preußen machen, weil, wie er ſagte, dieſes nur eine Sache wäre, welche ſeinen Kaiſer angehe.

Preußen herabſieht und es nicht einmal der Mühe werth hält, ſeinen Widerwillen zu verbergen*). Niemand denkt an Preußen, und Rußlands Herrſcher wird hier allgemein als alleiniger Befreier Deutſchlands bezeichnet. Die entſtandene Spannung zwiſchen Fürſt Repnin und dem General-Polizeidirektor v. Roſen, und der unglückliche Wahn, daß jeder nach Dresden kommende ruſſiſche Generalmajor ſich eben ſo viel zu ſein dünkt, als der Generalmajor Fürſt Repnin — dieſes führt ſtets Beleidigungen der Behörden herbei, die auf das unheilvollſte auf den ruhigen Bürger zurückwirken; ſo auch die Uneinigkeit der Gouvernementsräthe unter ſich. Krüger, Oppel und Herder im Finanzfach. Oppel iſt Herder's Feind und ihm daher ſtets entgegenwirkend; Krüger ein Preuße, daher ohne großen Einfluß, wird ſcheel angeſehen und nicht mit der Rückſicht behandelt, wie es dieſer treffliche Mann und ſeine Geſchäftserfahrung verlangen können. Auch der brave Körner arbeitet zwar nicht in ſichtbarer, aber doch innerlicher Spannung in dieſen troſtloſen Verhältniſſen. Der ruſſiſche Staatsrath v. Merian ſcheint wohl als belebende Seele das Ganze noch zu halten, welches ohne dieſen gewiß mit Krachen zuſammenfallen würde. —

Anfangs Januar kam der Oberſt v. Miltitz nach Bautzen, um im Namen des Miniſters v. Stein das General-Landes-Commiſſariat aufzulöſen. Der Miniſter v. Stein ward in Frankfurt von Montgelas, der mit dem Könige von Baiern dorten war, gegen Reiſach bearbeitet;

*) Welche glückliche Umänderung von Damals zu Jetzt! Eben deshalb mögen die zum Theil auch wohl öffentlich bekannt gewordenen einzelnen Thatſachen, wodurch das Bemerkte bewieſen wird, aus dem Tagebuch des D. wegbleiben.

auch ein Baron v. Strampffer — den wir ſpäter näher kennen lernen werden — ſprach Herrn v. Stein in Paris und verwendete ſich lebhaft für Reiſach, doch er ward mit dem Ausſpruch: „man müßte oft einzelne Individuen zum Opfer bringen, um größere Vortheile für das Ganze zu erringen," abgewieſen. Reiſach blieb das Opfer! Man fühlte in Bauzen allgemein die große Unſchicklichkeit, einem Sachſen die Aufhebung dieſes Gouvernements und die Dienſtentlaſſung preußiſcher Beamten zu übertragen; empörend war die Behandlung, welche dem bei dem Gouvernement angeſtellten preußiſchen Regierungsrathe Lehmann widerfuhr. Leidenſchaft und Haß beſtimmten alle Handlungen, ein ruhiger, ſtiller Geſchäftsgang in den Schranken der Schicklichkeit und Form wäre ein weißer Rabe geweſen. Die Ausweiſung aller Preußen aus den Lauſitzen wurde vom ruſſiſchen Gouvernement ausgeführt; die Verletzung jeder Form ſchien erlaubt, und die in dieſer Zeit ausgeübten Gewaltthätigkeiten gränzten ans Unglaubliche. Die Erzählung eines Machtſtreichs mag hier noch ihre Stelle finden, indem dadurch die an D. ausgeübte Rohheit mehr noch ins Licht geſtellt werden dürfte. Nachdem nämlich ſämmtliche Kolonnen der Torgau'ſchen Kriegsgefangenen nach Schleſien, in Begleitung der kommandirten Eskorte, abmarſchirt waren, erhielten die preußiſchen Kommiſſarien, Major v. Pennavaire und Kriegsrath Berger, vom Gouvernement in Schleſien per Eſtafette die Nachricht, daß noch anderweitige (60) Gefangene aus Torgau nachkommen würden, mit dem Befehl, ſo lange in Lauban zu verweilen, bis auch dieſe unter den Modalitäten der erſtern Kolonnen die Gränze paſſirt ſein würden. Auf die hiervon dem ruſſiſchen Platzkom-

mandanten gemachte Eröffnung erwiederte dieſer: „er habe Befehl, die preußiſchen Kommiſſarien nicht länger in Sachſen zu dulden, ſie möchten ſich alſo ohne Anſtand über die Gränze begeben.“ Die Kommiſſarien blieben, und beriefen ſich auf den erhaltenen Befehl. Den 7. Februar Nachmittags um 3 Uhr erſchien ein ruſſiſcher Offizier bei den Kommiſſarien mit der Frage, „ob ſie ſich ſogleich aus Sachſen entfernen wollten, widrigenfalls ſie forttranſportirt werden würden.“ Die Kommiſſarien erwiederten, „daß ſie gegen den von ihren Behörden erhaltenen Befehl nicht handeln dürften, ſondern die Anwendung der Gewalt abwarten würden.“ Zugleich war in Lauban ſchon früher der Befehl ergangen, alle Kranke aus dem Lazareth nach Schleſien abzuführen. Hiergegen war zu Greiffenberg in aller Eile der Landſturm aufgeboten worden, um das Einbringen der Typhuskranken zu verhindern. In der Nacht um 1 Uhr erſchienen ein Unteroffizier und ſechs Koſaken bei dem Major v. Pennavaire, und ein Unteroffizier und zwei Koſaken bei dem Kriegsrath Berger, zwangen beide Männer aus den Betten in zwei bereit ſtehende Schlitten zu ſteigen, warfen das Gepäck darauf, und ſo ging es im Galop unter Kantſchuhieben auf Vorſpänner und Pferde und in Begleitung der Koſaken über die Gränze. Kriegsrath Berger ward umgeworfen, eine lange Strecke geſchleppt und am Arm heftig beſchädigt. Dieſer Vorfall leitete zwar diplomatiſche Unterhandlungen ein — ob mit Erfolg, iſt unbekannt; er mag aber den Geiſt andeuten, in welchem man gegen die zu Bauzen befindlichen Preußen gehandelt hat. Doch zurück zu D. in Bauzen.

Obſchon Herr v. Miltitz, welcher früher als Führer und

Kommiſſair bei dem Korps des Generals v. Winzingerode durch Sachſen fungirte, den T. alſo, der dieſem General zugetheilt war, ſehr wohl kannte und ihm gewiſſermaßen befreundet war, ſo erhielt doch auch dieſer die officielle Zuſchickung: Bauzen ſofort zu verlaſſen, und ſein Wirth die Weiſung: dem T. weder Quartier noch Koſt ferner zu verabreichen. T. ſetzte über dieſe Bekanntmachung dem Wirth vorläufig den Kopf zurecht und ſchrieb ſofort über dieſen Akt an den Oberamtshauptmann v. Kieſewetter und den Oberſten v. Miltitz, den Letzteren ſehr kurz Folgendes fragend: „ob die dem T. zugefertigte Weiſung ihn allein perſönlich betrafe, oder ob es eine Maaßregel ſei, welcher die Geſammtheit aller in Sachſen befindlichen Preußen ſich zu unterwerfen hätte? Im erſtern Falle würde T. die Ausgleichung Seitens des Oberſten v. Miltitz erwarten, welche ſolch' Verfahren ſtets nach ſich zu ziehen pflege; im zweiten Falle würde dem preußiſchen Gouvernement und dem Herrn Staatskanzler davon Anzeige gemacht werden, in deſſen Aufträgen T. ſich in Bauzen aufhielte, ſich übrigens zu dem General-Landeskommiſſair in keiner abhängigen dienſtlichen Stellung befände.“ T.'s Brief an Miltitz ſchloß: „Herr Oberſt, warum wird der Haß gegen Preußen ſo bitter und öffentlich an den Tag gelegt? warum gerade durch Ihre Perſon, die wahrlich genug Urſache hat, Dankgefühl gegen Preußen zu hegen?“

Umgehend kam der Befehl von Miltitz, den T. in all' ſeinen Rechten und Befugniſſen, die ſein Paß befähle, zu belaſſen, und der Widerruf an den Wirth durch denſelben Gerichtsboten, der ihm die erſte Weiſung gebracht, und eine ſehr zuvorkommend artige Entſchuldigung des

Herrn v. Miltitz an D. war das Reſultat dieſer Handlung. — D., der früher ſchon beſchloſſen hatte, den 26. von Bauzen ins Hauptquartier zum Staatskanzler abzureiſen, verzögerte jetzt noch um mehrere Tage die Abreiſe, damit es in Bauzen allgemein bekannt werde, daß ſein Aufenthalt daſelbſt, ſein freies Quartier und Verpflegung von ihm, und nicht von dem Herrn Oberſten v. Miltitz und der ruſſiſch-ſächſiſchen Behörde abhängig ſei*).

Den 1. Februar reiſte D. von Bauzen ab, und empfing in Dresden von dem Fürſten Repnin und Staatsrath Re-

*) Hier ſei es geſtattet, ein merkwürdiges Wort des bekannten trefflichen Grafen v. Schladrendorf herzuſetzen, welches er über Sachſen im October 1814 niederſchrieb: „Wenn Sachſen ſcheut, was Baireuth ſehnlich wünſcht, ſo geht auch aus dieſer Tageserſcheinung hervor, daß Völker überhaupt ſo gar neuerungsſcheu nicht zu ſein pflegen, ſondern daß wichtige Beſtimmungsgründe ſich anhäufen müſſen, bevor die alten Formen den öffentlichen Haß ſich zuziehen. Meines Erachtens verdienen die Sachſen eine größere Schonung, als nach dem Geiſte unſerer Beamten ihnen vielleicht widerfahren möchte. Gerade ihre unerſchütterliche Anhänglichkeit an Staatsform und Fürſtenhaus noch hinterdrein zu ehren, wäre hohe und erſprießliche Klugheit. Hätte ich, der als Urgeſetzbildner eines neuen Volkes ſchwerlich von Ordensbändern etwas hören möchte, ſie heute zu vertheilen, ſo ſollte der ſchwarze und rothe Adler diejenigen Sachſen vorzüglich ſchmücken, die nebſt ſtrengem Dienſteifer und unbeſcholtenem Rufe auch bis zuletzt mit der vorzüglichſten Treue an alter Verfaſſung und den alten Fürſten hingen. Ich müßte mich ſehr betrügen, oder das ganze Volk würde fühlen, als trüge es die Bänder, und dafür gewiß dem neuen Fürſten ſich dankbar zeigen. Allein bei dieſer Hofklugheit bliebe ich nicht ſtehen. Nein, an Formen, Aemtern und Beamten änderte ich vor der Hand nichts, als was ſchlechterdings keinen Aufſchub leidet, und für jeden Preußen, der in Sachſen angeſtellt würde, ſollten zwei Sachſen in die Aemter der älteren Provinzen eintreten. — — — Das Auge des Fürſten ſei allenthalben, aber auch nothwendig ſeine Hand?“

rian Dokumente für den Miniſter v. Stein und mehrfache darauf Bezug habende mündliche Aufträge. Fürſt Repnin äußerte ſich ſehr unzufrieden über die Art, wie ſich der Oberſt v. Miltitz namentlich gegen Graf Reiſach benommen, beſonders da der Graf ſehr große Verdienſte um die allgemeine Sache habe und ſeine Verwaltung in den Lauſitzen höchſt muſterhaft geweſen ſei; er würde dieſes auch dem Herrn Miniſter v. Stein bemerken.

In Dresden fand D. den ehemaligen Steuerrath, jetzigen Hauptmann Borbſtedt, wieder, den er in Danzig bereits flüchtig geſehen, und der ihm aus Preußen bekannt war; dieſer wollte auch ins Hauptquartier zum Grafen v. Lottum; wir vereinigten uns dahin, die Reiſe gemeinſchaftlich zu machen, welches er beſonders ſehr dringend forderte.

Den 3. Februar 1814 verließen wir Dresden, und es ging ohne Aufenthalt bis Frankfurt a. M., wo wir den 16. Februar anlangten: natürlich das Vorſpannreiſen gehört nicht zu der raſchen Art des Fortkommens. Den 3. März ging es weiter über Oppenheim, Savern, Luneville nach Nancy, wo wir den 11. März eintrafen. D. erhielt hier ebenfalls Depeſchen und Aufträge für den Miniſter v. Stein und ſo ging es gleich weiter über Neufchateau nach Chaumont, wo wir den 14. März anlangten und den Staatskanzler trafen, ſo wie auch den Miniſter v. Stein. Durch das unerhörte Elend, welches D. auf dieſer Reiſe in den deutſchen Militair-Lazarethen geſehen hatte, war er feſt entſchloſſen, dieſem Zweige der Adminiſtration ſeine ganze Wirkſamkeit zuzuwenden. Da daſſelbe Borbſtedt auch wollte, ſo ſchrieben wir beide vereint an den Staatskanzler und baten um Anſtellung in dieſer Parthie. Borbſtedt

meldete ſich aber auch bei dem Grafen v. Lottum und ward ſofort von demſelben verſchickt; D. trennte ſich in Chaumont von dieſem Manne, der ihm durch ſein Ausfragen und durch ſein fatales Aufhorchen ſehr unheimlich geworden war. Der Staatskanzler hieß den D. bleiben, und ſo ward auch für dieſen nunmehr für das weitere Fortkommen geſorgt. Nachdem D. dem Miniſter v. Stein ſchriftlich die Abſicht, warum er ihn zu ſprechen wünſche, mitgetheilt hatte, verfügte er ſich zu demſelben. D. ließ ſich als preußiſcher Offizier melden; nach langem Warten wurde D. endlich vorgelaſſen. Stein ſaß an einem Tiſche, über den ein Spiegel hing, ſo niedrig, daß er gezwungen ſich ſtets ſelbſt ſehen mußte und auch Alles, was hinter ihm vorging. D. trat nahe zu ihm heran, er blieb beim Schreiben; D. wartete noch mehrere Minuten, und dann entſpann ſich folgendes Geſpräch:

D. Ich habe an Ew. Excellenz dieſe Briefe aus Dresden und Nancy abzugeben.

Indem D. dem Miniſter die Briefe hinhielt, nahm dieſer ſie zwar, warf ſie aber unerbrochen auf den Tiſch und ſchrieb weiter.

D. Ew. Excellenz werden aus dieſen Briefen erſehen, daß — —

Herr v. Stein warf die Feder weg, machte Front gegen D., der ſtets noch ſtand, und ſagte mit wuthentbrannten Augen:

St. Zum Teufel, ſehen Sie nicht, daß ich ſchreibe? Was, wiſſen Sie nicht, daß es die Pflicht eines Kouriers iſt, ſeine Depeſchen abzugeben und draußen zu warten, was ich befehlen werde? Iſt Ihnen dieſes unbekannt?

D. Herr Minister, Sie scheinen die Verhältnisse nicht zu kennen. Ich bin kein Kourier, am wenigsten ein an Sie abgesendeter Kourier. Ich bin preußischer Offizier und habe mit Ihren Befehlen nichts zu thun. Die Briefe, die ich Ihnen hier übergeben habe, nahm ich aus Achtung mit, welche ich für Sie hatte. Adieu.

Und somit verließ D. das Zimmer, wohl bemerkend, daß Herr v. Stein mit starren Augen und bewegungslos ihm nachsahe.

D. hatte sich beim Staatskanzler gemeldet, erzählte diesem seine Unterredung mit Stein, der sie billigte und meinte, D. solle ruhig abwarten. „Er ist ein harter, unhöflicher Mann, mein Schatz;" mit diesen Worten wurde D. vom Staatskanzler entlassen. Denselben Tag brach das Hauptquartier auf, und so ging es täglich weiter; endlich am vierten Tage schickte Herr v. Steink und ließ D. sehr artig zu sich bitten. Natürlich verfügte derselbe sich sogleich zu Herrn v. Stein, ward sofort vorgelassen, und der Minister kam einige Schritte entgegen, nöthigte sehr verbindlich, auf dem Sopha Platz zu nehmen, setzte sich neben D. auf einen Stuhl und fragte nach den mündlichen Aufträgen, die dann ausgerichtet wurden. D. sah nun in dieser Zeit Herrn v. Stein häufig an der Tafel bei dem Staatskanzler, an dessen Seite er gewöhnlich saß, demselben schmeichelte und den Hof machte, gleichsam wie einer Geliebten, dabei den angenehmen Gesellschafter spielte; er war unerschöpflich reich im Erzählen von lustigen und scherzhaften Anekdoten.

Schon vor Chaumont traf D. auf einer Station den liebenswürdigen jungen Baron v. Hertefeld, welcher mit Enthusiasmus noch den Krieg mitmachen und zu Major v. Thile wollte, um von demselben seine Bestimmung zu erhalten;

Herteſeld lag treſtlos mit ſeinem beqvemen Wagen, er konnte keine Poſtpferde erhalten. Wir vereinigten uns, D.'s Paß verſchafft Pferde, die nun vor Herteſelds Wagen geſpannt wurden. Sehr werth wurde dem D. dieſer treffliche junge Mann, und die Rückerinnerung an ihn wird ihm ſtets erfreulich und theuer bleiben. Wir waren bis Dijon zuſammen, wo Herteſeld zu ſeiner neuen Beſtimmung abging. Der Segen des Himmels möge ihn ſtets begleiten. Unſere Fahrt von Chaumont bis Dijon hatte viel, ſehr viel Trauriges und Angreifendes, doch aber auch höchſt ſpaßhafte Auftritte. Mit hoher Bewunderung erfüllte das wahrhaft ritterliche Benehmen des Staatskanzlers, der die meiſte Zeit den Weg zu Pferde machte und nicht die Kugeln der exaltirten franzöſiſchen Bauern fürchtete, welche manchen braven Mann hinterrücks trafen. Ein Zug, der das Gemüth des Staatskanzlers deutlich ſchildert, muß hier doch noch angeführt werden. Bei einem Mittage, wo nur die nächſte Umgebung des Kanzlers zugegen war, alſo auch D., erhielt der Herr v. Hardenberg über Tiſch ein Pack Zeitungen, die in Haiti erſchienen und den franzöſiſchen an Druck und Eleganz nicht nachſtanden.

Der Staatskanzler. Wahrlich, es iſt eine Freude, wie die Kultur unter den Negern vorſchreitet; ſie werden auch in dieſer Hinſicht bald mit Recht dieſelben Anſprüche wie die Europäer zu machen haben.

Indem der Kanzler die Zeitungen von allen Seiten mit freudigen, leuchtenden Augen beſah, rief er aus: „Nun ſage man noch, daß dieſe Schwarzen nicht auch zu jeder höhern Bildung fähig wären.“ Wilhelm v. Humboldt, der zugegen war, erfreute ſich auch daran und fügte noch manches treffende Wort hinzu; ein ſpäter in an-

deren Verhältniſſen bekannt gewordener Rath des Kanzlers ſagte:

Der Rath. Wie iſt es möglich, daß Ew. Excellenz ſich ſo darüber äußern können; dieſen ſchwarzen Thieren fehlt jede Anlage zur Bildung, und ſie ſind geboren, um Sklaven und Knechte zu ſein und zu bleiben.

Der Staatskanzler warf die Serviette ergrimmt auf den Tiſch, ſtand auf und ſagte im Fortgehen: „So kann nur ein Dummkopf oder ein ſchlechter Menſch ſprechen.“ Er kam nicht wieder, und trotz der Bemühung des Herrn v. Humboldt, ein Geſpräch zu unterhalten, blieb die Tafel ſtill und verſtimmt und die Mitglieder richteten nicht die freundlichſten Blicke auf jenen Beamten.

Es war wohl ſchon in Dijon, wo der Staatskanzler die Depeſche des H. v. Vincke aus Münſter erhielt, in der angefragt wurde, ob der baierſche Graf v. Reiſach in Preußen Schutz finden ſolle oder nicht. Zur Charakteriſtik des Herrn v. Stein ſind dieſe Verhältniſſe zu merkwürdig, als daß ſie, da ſie überdem wenig bekannt geworden, hier nicht oberflächlich erzählt werden ſollten. Die genauern Lebensverhältniſſe des Grafen dürfen aber auch nicht fehlen, denn derſelbe iſt eine hiſtoriſche Perſon, über die gleichfalls vollſtändige Aufklärung gegeben werden muß. (Anlage C.) Des Zuſammenhanges wegen mögen hier die Umriſſe aus Reiſachs Leben folgen.

Graf Reiſach, Landescommiſſair des Illerkreiſes, deſſen deutſche, antifranzöſiſche Geſinnung dem Grafen Montgelas nicht genehm war, erhielt ohne Urtheil und Spruch ſeinen Abſchied in Baiern, glaubte ſich im Vaterlande daher nicht mehr ſicher und floh — dem Aufruf der Verbündeten folgend — ins Hauptquartier, woſelbſt er im April 1813

anlangte und den verbündeten Monarchen ſeine Dienſte antrug; ſelbige wurden angenommen. Reiſach erhielt die Verwaltung der Markgrafthümer Lauſitz, leiſtete nach den Zeugniſſen von Blücher u. ſ. w. die ausgezeichnetſten Dienſte und ward ganz vorzüglich vom Miniſter v. Stein hervorgehoben und gebraucht. Wahrend des Waffenſtillſtandes veranlaßte der Herrn v. Stein den Grafen v. Reiſach, die Schrift: „Baiern unter der Regierung des Miniſters v. Montgelas" zu ſchreiben, durch deren Erſcheinen dem Verfaſſer die Rückkehr nach Baiern und ein gutes Verhaltniß zur Regierung dieſes Landes für immer unmöglich gemacht wurde. Dem Herrn v. Stein konnte die Schrift nicht ſcharf genug verfaßt werden; die heftigſten Ausfalle gegen Montgelas darin ſind von der Hand des Herrn v. Stein hineingeſchrieben, dieſer ertheilte auch das Imprimatur und ließ das Werk auf Koſten des Verwaltungsraths drucken. Beim Vorrücken der verbündeten Armee im ſüdlichen Deutſchland ſollte die Schrift allgemein verbreitet werden, um die Stimmung gegen den eifrigſten Anhanger Napoleons, den Miniſter Montgelas, zu reizen. Graf Reiſach folgte dem Miniſter v. Stein am Ende des Waffenſtillſtandes nach Prag, wurde nach der Schlacht an der Katzbach in die Lauſitz geſandt, um das Gouvernement der beiden Lauſitzen wieder zu übernehmen. Aus dem Verwaltungsrathe waren inzwiſchen die Herren v. Schön und v. Rhediger ausgeſchieden — Letzterer, wie er in einem vorliegenden Briefe ſchrieb: „die Rauhheiten des Miniſters v. Stein ſind nicht mehr auszuhalten, und ich kann ſeinen Anſichten nicht beipflichten." — Als Baiern dem Bunde beitrat, ward Reiſach ſeines Amtes enthoben. Bei ſeinem Abgange erhielt er den Dank des Landes mit den Worten: „daß er mit dem Ernſte,

den Verhältnisse und hohe Verpflichtung fordern, auch Güte, Menschenfreundlichkeit gezeigt und in den traurigen Verhältnissen seinen Beistand nie versagt habe." Reisach wurde mit Lob über seine Verwaltung von allen Seiten überschüttet. Nach Abgabe der Verwaltung ging Reisach, um seine Gesundheit zu befestigen, nach Bremen. Gleich nach Abschließung des Rieder Vertrags mit Baiern war v. Stein des Grafen ärgster Feind geworden. Reisach verließ Bremen, um nach Paris zu gehen. In Osnabrück wurde er jedoch auf den Grund eines Steckbriefs, welchen der eben freigewordene Senat zu Bremen erlassen hatte, unter Beschlagnahme seiner Papiere arretirt und nach Bremen transportirt, wo er auf der Präfektur bewacht wurde und durch eine Deputation des Senats die Eröffnung erhielt, daß er auf Requisition der königl. baierschen Regierung verhaftet worden und seine Auslieferung an dieselbe erfolgen solle. Alle Protestationen des Grafen halfen nichts, obschon ausdrücklich darin der oben bemerkten, von ihm im Auftrage des Ministers v. Stein gegen Baiern verfaßten Schrift erwähnt wurde. Dem Herrn v. Stein ward diese Protestation vorgelegt, welcher jedoch nicht für gut fand, die in Antrag gebrachte Entscheidung der Monarchen zu bewirken, sondern dem Senate in Bremen nur eröffnete, daß der Auslieferung des Grafen v. Reisach an Baiern nichts im Wege stehe. Fürst Repnin reklamirte den Grafen durch seinen eigends dazu nach Bremen gesendeten Adjutanten — doch vergebens. Die freie Stadt machte nach Eingang der Stein'schen Antwort nun an Baiern den Antrag, den Grafen holen zu lassen. Während man das baiersche Kommando — welches mit einer königlichen Kutsche eigends zu diesem Zwecke nach Bremen gesendet wurde, erwartete, sey

Reiſach mit Hülfe eines engliſchen Generals und des braven preußiſchen Konſuls Delius nach Minden. Herr v. Vincke und Delius hatten ſchon früher über dieſe Angelegenheit an den Staatskanzler berichtet und um Verhaltungsbefehle gebeten. Als dieſe Depeſchen beim Staatskanzler anlangten, erhielt auch D. ausführliche Berichte über die Verhältniſſe des Grafen v. Reiſach, welche ſofort dem Staatskanzler mitgetheilt wurden. Als derſelbe von Herrn v. Stein's Abſicht, den Grafen v. Reiſach ausliefern zu laſſen, hörte, ſendete er D. zu Herrn v. Stein, um ihn von jener Abſicht abzubringen. Herr v. Stein hörte den Auftrag ruhig an und ſagte dann: „Sie müſſen doch ſo klug ſein und von ſelbſt einſehen, daß mir jetzt ein Gouvernement wie Baiern mehr werth iſt, als ein ſimples Individuum, daher ich gegen des Kerls (Reiſach's) Auslieferung an Baiern nunmehr nichts haben kann." D. erwiederte etwas heftig: „Wenn Ew. Excellenz von ſolchen Grundſätzen ausgehen, ſo iſt allerdings für den Grafen v. Reiſach von Ihrer Seite nichts zu hoffen, und es muß die nothwendige Hülfe, welche zu leiſten, die Ehre gebietet, anderswo geſucht werden." Sehr ergrimmt ſchrie Herr v. Stein: „Das geht Ihnen nichts an, und es bleibt bei meinem Ausſpruch, der Kerl wird ausgeliefert." — „Allerdings geht mir Ew. Excellenz Meinung in dieſer Angelegenheit etwas an, denn darauf zu erwiedern bin ich hier; der Staatskanzler billigt Ihre Meinung nicht und wird nun ſofort die nöthigen Befehle geben, damit der durch Ew. Excellenz unglücklich gemachte Mann nicht ausgeliefert werde. Der Staatskanzler handelt in dieſer Sache ganz unparteiiſch, nur von Recht und Menſchlichkeit geleitet; er kennt den Grafen nicht näher und hat ihm auch nie den Auftrag ge-

geben, gegen Baiern und Montgelas zu ſchreiben.“ D. empfahl ſich und ſtattete dem Herrn v. Hardenberg ſofort Bericht ab. Derſelbe drückte über Herrn v. Stein's Aeußerung die heftigſte Indignation aus und ſagte: „Das iſt infam, den Mann erſt zu ſolchen Schritten zu verleiten und ihn dann aufopfern wollen, ihn dem erbitterten Feinde ausliefern wollen; das iſt ja ganz infam.“ D.'s Reiſe nach Deutſchland zur Centralverwaltung nach Frankfurt a. M. wurde nun auch noch deshalb verzögert, indem er die nöthigen Befehle an Herrn v. Vincke mitnehmen ſollte, durch welche dem Grafen Reiſach Sicherheit, Schutz und Unterhalt in Preußen zugeſagt wurde. Der Staatskanzler gab D. bei ſeiner Abreiſe von Diſon den Auftrag, bei ſeiner wahrſcheinlichen Anweſenheit in Baiern genau zu erforſchen, wie über Reiſach und deſſen Verwaltung von glaubwürdigen Männern geurtheilt würde, und dieſe Nachrichten ſollten ausführlich ſtets mitgetheilt werden.

Den 28. März 1814 erhielt D. endlich ſeine Abfertigung durch den Herrn General-Lieutenant und General-Intendanten Grafen von Lottum zur Central-Hospital-Verwaltung nach Frankfurt a. M., welcher der Reichsgraf Friedrich zu Solms-Laubach, (nachmaliger Ober-Präſident in Cöln), vorſtand, unter dem der königlich preußiſche Generaldirecter Ludwig v. Voß jedoch die eigentliche Leitung dieſer wichtigen Verwaltung führte. Nach D's amtlichem Beglaubigungsſchreiben ſollte dem Grafen v. Lottum über den Befund der Kranken-Anſtalten, der dabei entdeckten Mängel, und über das, was zu deren Abhülfe entweder bereits geſchehen, oder wobei des Grafen Mitwirkung nöthig ſein möchte, ſofort Bericht abgeſtattet werden. Hauptſächlich wurde D. jedoch an die Central-

Verwaltung gewieſen, als die Behörde, welche zunächſt im Stande ſei, Abhülfe alles Schlechten zu verſchaffen. Graf v. Lottum's ſchmeichelhafte Verſicherung, daß der von D. jetzt anzutretende Wirkungskreis lebensgefährlich und um ſo ehrenvoller ſei, weil mehrere Offiziere ihn abgelehnt, befeuerte deſſen ganze Thätigkeit, und für die Zukunft ſchien des Grafen Aeußerung: daß ſolche Aufträge von einer Regierung nie vergeſſen, ſondern ſtets dankbar anerkannt würden, ſehr tröſtlich. Die Abreiſe verzögerte ſich noch bis zum 2. April, indem die Abfertigung vom Staatskanzler nicht früher zu erhalten war. Auch wollte derſelbe, daß der größern Sicherheit wegen im Verein mit mehrern Kurieren die Reiſe angetreten werden ſollte. Bei dieſer Gelegenheit trat die Geſinnungsart des Freiherrn v. Hardenberg und die des Grafen v. Lottum recht deutlich hervor. Während Graf v. Lottum ohne Rückſicht auf perſönliche Gefahr die Abreiſe des D. dringend verlangte — obſchon einige Tage Aufſchub doch ohne Nachtheil für die Sache war — ſo forſchte dagegen Herr v. Hardenberg auf's ſorgfältigſte, wie es mit der Sicherheit der Straße beſchaffen ſei, und ſchob, um keine zweckloſe Gefahr herbeizuführen, die Abreiſe von Tag zu Tag auf und geſtattete ſie erſt, als durch den Abgang mehrerer Kuriere und durch ſtarke Eskorten keine Gefahr vorhanden war. Die Angelegenheiten des Grafen Reiſach wurden vollſtändig geordnet, denn nachdem der Miniſter v. Stein obigen Grundſatz aufgeſtellt hatte: daß ihm ein Gouvernement wie Baiern mehr Werth habe, als ein ſimples Individuum, daher gegen Reiſach's Auslieferung an Baiern nunmehr nichts eingewendet werden könne, trat der edle Freiherr v. Hardenberg, und ſomit der preußiſche Staat, als Schützer

des unglücklichen Mannes auf, wozu der Staatskanzler — wie gesagt — sofort entschlossen war, als er den Vortrag darüber angehört und Herrn v. Stein's Aeußerung vernommen hatte.

Am 2. April erhielt D. vom Staatskanzler noch die Verfügung, daß ihm sein zugesicherter, während des Krieges, wie bei allen Civil-Beamten, jedoch zurückbehaltener Gehalt, wieder bezahlt werden solle; er empfing mit den Befehlen nach Münster noch eine große Anzahl Briefe, große Summen Verpflegungsgelder für Preußen nach der Schweiz und gleich darauf ging es mit Kourierpferden fort. Er behielt seines braven Freundes Hertefeld bequemen Wagen, den derselbe, da er zu seiner militairischen Bestimmung abging, nicht ferner gebrauchen konnte. Mit D. gingen ab: ein preußischer und ein russischer Feldjäger, welche von einem Detachement Kavallerie, unter Anführung des preußischen Garde-Kosaken-Offiziers v. Heister, eskortirt wurden, indem die Straßen durch Bauern sehr unsicher waren. Ohne Aufenthalt, in schnellster Eile ging die Reise über Dole, Salins, Pontarlier nach Neufchatel; herrlich waren die Gegend und die Durchblicke im wilden Juragebirge, in dem D. bereits seine Reisegefährten verlassen hatte, weil er keinen vernünftigen Grund einsah, nun mit dieser Eile weiter zu reisen, und sich von den langweiligen Begleitern inkommodiren zu lassen. Früher mußten manche Umwege in Frankreich gemacht werden, weil einige kleine Festungen noch von den Franzosen besetzt waren.

Zu Neufchatel ward übernachtet, und beim Anbruch des Tages nach Aarberg gefahren; rechts den glänzenden See, über welchen sich im Hintergrunde von der Sonne vergol-

dete Schnee- und Eisberge zeigten. Wie glücklich wurde dieſer ganze Weg zurückgelegt! Welche Rückerinnerungen auf dieſen in ſo vieler Rückſicht intereſſanten Weg! beſonders durch das Andenken an Rouſſeau, der ſo ſchöne Zeit in dieſen Thälern verlebt hatte!

Die friſche Luft, welche von den Bergen wehte, die mit frohen Menſchen bedeckten Landſtraßen, die üppig gebauten, geſunden Schweizer-Mädchen erheiterten ſtets mehr und mehr, und ſo ging es raſch vorwärts über Solothurn, Baſel, Raſtadt, Heidelberg nach Frankfurt a. M., wo D. Anfangs April 1814 anlangte.

D. war von den großen, politiſchen Begebenheiten, mit den Plänen, wie er am zweckmäßigſten in ſeinem neuen Berufe nützlich werden könnte, zu ſehr erfüllt, als daß ſeine ſonſt für Natur und ihre Schönheiten empfängliche Seele und ſein nach dem Sehen und Unterſuchen alles Merkwürdigen ſtrebender Charakter diejenige wohlthuende Nahrung und Belehrung auf dieſer Reiſe hätte finden können, welches in ruhiger Zeit gewiß der Fall geweſen wäre.

Die Erfüllung der öftern, anſpruchsloſen Bitte freundlicher heiterer Mädchen, um Mitnahme von einem Orte zum andern, ward durch Abtretung des leeren Platzes gern gewährt; die Seele gelangte dadurch zu ihrer natürlichen Heiterkeit und Sorgloſigkeit, und die Naturſchönheiten der Schweiz mit ihren klaren Seen, Bergen und Thälern, und die blühenden Fluren des göttlichen badenſchen Landes erhöhten den Genuß dieſer ſchönen Reiſe.

D's Aufnahme war in Frankfurt ſehr freundlich, denn lange ſchon hatte Voß um einen preußiſchen Offizier den Grafen Lottum gebeten, allein Niemand hatte ſich dieſem eben ſo lebensgefährlichen, als unangenehmen und glanz-

lesen Wirkungskreise hingeben wollen. Die sehr gute Meinung über Graf Solms freundliche Persönlichkeit, mit unverkennbarem Ausdruck echter Humanität, wovon D. in Dijon schon viel gehört, fand derselbe bestätigt; doch mischte sich ein oft unnütz angebrachtes, reichsgräfliches Hochmuthsbenehmen, welches mit unterdrücktem Aerger über verlorne Gerechtsame — die aber jetzt vielleicht doch wieder aufleben dürften — nicht freundlich ansprach. So auch trat eine gewisse Unsicherheit im Handeln und Beschließen sogleich entgegen, welche mit dem festen, fast eisernen, durchgreifenden Willen von Voß eigen kontrastirte. Solms wußte vom Hospitalwesen nichts, hatte wohl nie ein Krankenhaus gesehen — vielleicht aus lauter Gutmüthigkeit bei dem Leiden der Mitmenschen! dagegen beherrschte Voß diesen Gegenstand im ganzen Umfange des Worts, es konnte ihm keine Intrigue gespielt werden, die er nicht sofort durchschaute, dadurch gelang es ihm stets, kräftig, kurz und durchgreifend in allen Maaßregeln sein zu können, und heilbringend hat sich dieses in seinem vielseitigen Wirkungskreise auch bethätigt. Voß hatte ein männlich schönes, imponirendes Aeußere; der durchdringende Feuerblick seines großen blauen Auges war oft schon hinlänglich, jüdische Wucherer und Entrepreneurs zurückzuschrecken und zur Thüre zu weisen, mit denen man sich sonst in Unterhandlungen und Erörterungen eingelassen haben würde.

D. hatte viel Gutes von Voß über sein früheres, wissenschaftliches Treiben gehört; Graf Lottum sprach mit großer Achtung und Liebe von ihm, von seinem Wirken im Hospitalwesen; glänzend ward ihm seine Wirksamkeit in Sachsen geschildert, wo er sich mit aufopfernder Liebe dem Hospitalwesen der Alliirten — dieser trostlosen Jam-

merſchleppe — hingab. Später wird das wohlthätige Wirken dieſes ſeltenen und geiſtreichen Mannes darzuſtellen verſucht werden. Obſchon Voß und D. anfangs — vielleicht von Erſterem die Veranlaſſung dazu gegeben — ſich etwas mißtrauiſch betrachteten, ſo fühlten ſich ihre Herzen doch ſchon zu einander hingezogen, und ein Menſchenkenner hätte das künftige Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Beiden ſchon ahnen können.

Die Zeit drängte, die Reiſe war groß, und daher ward dem D. nur kurze Zeit zur Ruhe gelaſſen; er war mit ſeiner Einrichtung auch bald fertig und den 15. April 1814 befanden ſich bereits die Vollmachten und Inſtructionen der Central-Hoſpital-Verwaltung, Päſſe u. ſ. w. in ſeinen Händen, um dieſe ſchwierige Inſpectionsreiſe anzutreten, welche vorläufig das vierte Arrondiſſement (ganz Deutſchland war in Arrondiſſements abgetheilt), alſo Baden, Würtemberg, Baiern und einen Theil der Schweiz umfaſſen ſollte.

Dieſe Kommiſſion der Central-Hoſpital-Verwaltung für Deutſchland, welche ihr eigen Dienſtſiegel mit dem Reichsadler erhielt, beſtand aus D. und dem zur Begutachtung des Mediziniſchen beigegebenen Dr. Merrem. Der Letztere, Oberarzt der Central-Hoſpital-Verwaltung, war ein Mann ſchmächtigen Körpers, mit klugen Augen, welche neben dem Lächeln des Mundes einen eigenen Eindruck machten; Dr. Merrem ward von Voß gegen D. ſeiner mediziniſch-chirurgiſchen Kenntniſſe, ſeines richtigen, guten Blicks im Betrachten eines Hoſpitals wegen, ſehr gerühmt. Dr. Merrem war übrigens der Mann zu ſolcher Reiſe, denn ſelbſt das grauſenhafteſte Elend in den Hoſpitälern ließ ihn kalt und leidenſchaftslos. Man fand ſtets Gelegenheit Merrem's Unerſchrockenheit im Durchſuchen, Inſpi-

eiren der mit dem ſchrecklichſten Typhus angeſteckten Lazarethe, zu ehren und zu achten; mit Ruhe drang er in alle Winkel und überzeugte ſich ſtets mit eigenen Augen ſelbſt vom kleinſten Detail; ſeine Fragen waren ſcharf, kurz, ſtets zur Sache paſſend, und ſo gelang es, von den Lazarethen ein klares und wahres Bild in allen Theilen zu erhalten, wodurch allein Abhülfe möglich wurde.

Wenn die Kommiſſarien auch für ihren Aufenthalt in Baden einer freundlichen Aufnahme verſichert ſein konnten, ſo durften ſie ſich bereits vor ihrer Abreiſe die Schwierigkeiten nicht verſchweigen, welche ihrer in Würtemberg und Baiern erwarteten, — Regierungen, die das Iſolirungsſyſtem als das beſte und einträglichſte erklärten, den alten treuen Freund Napoleon noch im Herzen hatten und gewiß ſtets noch auf Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe hofften. Dieſes Iſolirungsſyſtem war dieſen Regierungen beſonders beim Lazarethweſen, wegen der künftigen Abrechnungen ſehr wichtig.

Die Central-Hoſpital-Verwaltung wünſchte nun hauptſächlich dieſes Unweſen efficiell zur Sprache zu bringen, und daher die ſchnelle Abreiſe der Kommiſſion, ausgerüſtet mit ihren ſehr ausgedehnten Vollmachten. Wie wenig erfreulich dieſes Geſchäft für uns in allen Beziehungen war, bedarf wohl keiner Erwähnung: wir mußten uns gewöhnen, Dinge zu ſehen, über welche die Menſchheit ſchaudert, und hatten auf unſern Wegen nicht nur mit der größeſten Unwiſſenheit, mit der ſträflichſten Sorgloſigkeit, ſondern auch mit entſchieden böſem Willen zu kämpfen.

Die Schrecken eines Lazarethes, an deſſen Spize das Schickſal einen Unwiſſenden, Sorgloſen oder Unmenſchen geſtellt hat, ſind mit Nichts zu vergleichen. Weſſen Herz

wird nicht bluten beim Anblick verwundeter und kranker Krieger, die auf Strohsäcken, welche auf einem von Koth und Schmuz ſtarrenden Fußboden hingeworfen ſind, vergebens eine Stelle ſuchen, ihre verſtümmelten Glieder ruhen zu laſſen, da das beinahe in Staub aufgelöſte Stroh mit allen Gattungen Ungeziefer belebt iſt, die den Schlaf, den einzigen Tröſter, von ihren Augen ſcheuchen; weſſen Gefühl wird nicht tief empört, wenn die zu den Krankenſälen führenden Korridors, in welchen unbedeckte, nie gereinigte Eimer, zum Gebrauche der Schwachen aufgeſtellt ſind, groſſen Kloaken gleichen, welche ringsumher die Luft verpeſten, wenn in Räume, die kaum geeignet ſind 300 Mann zu faſſen, Tauſend zuſammen gepreßt werden; wenn mit einem Kranken, deſſen leichte Krankheit, bei ſorgfältiger und zweckmäßiger Pflege, in wenigen Tagen gehoben werden könnte, ein am Typhus Dahinſterbender, mit dem Tode Ringender in daſſelbe Bett gelegt wird, der Sterbende in den letzten Todeskämpfen den unglücklichen Bettgenoſſen umklammert und ihn nicht eher losläßt, bis er unter graßlichen Zuckungen ſeinen Geiſt ausgehaucht hat.

Einen jungen Mann von guter Familie traf wirklich dieſes ſchaudervolle Loos: der Sterbende, ein öſtreichiſcher Train-Soldat, umfaßte ihn mit Rieſenkräften, glaubte in ihm einen alten guten Freund, einen Schneidergeſellen aus Iglau, mit welchem er viel Bier und Branntwein getrunken, zu erkennen, und ließ ihn erſt los, als der Tod ſeine Arme gelähmt hatte. Ein betrunkener Krankenwärter, welcher durch den Saal taumelte und von dem Geängſtigten zu Hülfe gerufen wurde, fand die Sache höchſt ſpaßhaft, und ging ganz ruhig vorüber.

Weſſen Herz wird nicht durch ſo viele andere Scenen,

die in Hospitälern, deren Directoren nicht selbst Menschen sind, oder von den Augen eines Menschen bewacht werden, sich täglich erneuern, gerührt werden?

Schreibe mit Jammerthränen und tauche die Feder in das Herz der Verröchelnden, und doch vermagst du nicht ein Militär-Hospital zu schildern, das blos durch sinnlose Gewalt der Nothwendigkeit entstanden, und worin blos der Zufall waltet über Leben und Tod.

Die Kommission fand in Neudingen eine aus drei Individuen bestehende Hospitaldirection, die wohl einer Erwähnung verdient.

Der Kommandant, ein kaiserlich russischer Hauptmann, glaubte alle seine Pflichten streng erfüllt zu haben, wenn er die Listen der in dem Hospital befindlichen Kranken richtig führte; in die Krankenzimmer kam er nie, hatte von dem Zustande der Kranken daselbst also eben so wenig Kenntniß als von Allem, was zur Polizei eines Hospitals gehört; der dabei angestellte Regimentsarzt war betrunken vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen, der Staabsarzt aber konnte, als ein treffliches Seitenstück zu dem weiland berühmten Doktor Sangredo gelten. Er pflegte alle Kranken in drei Haupt-Klassen zu rangiren, und hatte für jede Klasse derselben unveränderlich feststehende Arzneien. Er hatte seine Pathologie auf die einfachsten Grundsätze reducirt: man konnte schwer krank sein, das Fieber haben oder nicht schwer krank sein: den schwer Kranken, ihre Krankheit mochte übrigens was immer für einen Namen haben, wurde ein Baldrianaufguß mit Opium oder Liquor gereicht, die mit Fiebern behafteten erhielten regelmäßig ein Chinadekokt, alle Uebrigen aber wurden mit

einer Auflösung bitterer Extracte in einem geistigen Wasser abgefertigt. Seine Visiten in den Krankenzimmern waren in kurzer Zeit abgethan und die Kranken wurden nicht mit Fragen belästigt. Die Verwundeten hatten eben so wenig Ursache über ihn zu klagen, denn er pflegte nie selbst bei einem Verband Hand anzulegen, und schien auch als Chirurg so wie als Arzt das einfachste System für das beste zu halten; daß es verschiedene Amputations-Methoden geben könne, wußte er nicht, Arme und Beine wurden daher stets auf gleiche Weise mittelst eines Zirkelschnittes abgelöst, wobei die Knochen weit aus den Wunden hervorragten; dieses, so wie daß meistens der Brand eintrat, waren unglückliche Zufälle, welche er aber sich nicht besonders zu Herzen nahm, und daß die mit Beinbrüchen Behafteten, welchen man gewöhnlich nur eine leichte Binde um den Schaden gelegt hatte, alle mit krummen Beinen davon kamen, schien ihn auch nicht zu rühren, da er wohl wußte, daß es in Rußland noch eine Menge gerade Beine giebt. Das Amt, welches für dieses Hospital die Leinwand zu den Bandagen und Binden zu liefern hatte, klagte sehr über den starken Verbrauch dieses Artikels und meinte, daß die gemachten Lieferungen für eine sechsfach größere Zahl Verwundeter, als in dem Hospitale verbanden wären, hinreichen dürfte, allein das Amt schien vergessen zu haben, daß Leinwand in den Händen eines erfahrnen und gewandten Mannes sich zu sehr verschiedenartigen Zwecken verbrauchen lasse.

Man wird schon jetzt die Eingangs ausgesprochene Behauptung, daß das Geschäft der Kommissionen keineswegs zu den erfreulichen gehörte, gern gelten lassen, und doch ist das Gemälde des Jammers noch nicht vollendet, noch

ſind Dinge zu erwähnen, die nur in den Jahrbüchern der Hölle gefunden werden ſollten.

Die Kommiſſion fand einen Menſchen, welchem, wegen gänzlicher Unfähigkeit, die ärztliche Praxis von ſeiner Regierung unterſagt war, als Arzt eines Militär-Hoſpitals angeſtellt. Es brauchte Faſſung, den Anblick dieſes Mannes, welcher übrigens recht guter Laune zu ſein ſchien, zu ertragen. Welche Opfer mochten dieſem Würgeengel ſchon gefallen ſein!

Welch ein Gefühl für den Krieger, wenn er ſieht, daß ſein neben ihm verſtorbener Kamerad von den rohen Händen der Krankenwärter an den Füßen gepackt und nackt aus dem Saale geſchleppt wird! Doch wer fände Worte, ſeine Indignation zu ſchildern, wenn er durch Augenzeugen erfährt, daß ſolche habſüchtige Ungeheuer auch einen Halbtodten, bei welchem ſie einige Thaler vermutheten, mit fortnahmen und, indem ſie ihn die Treppe hinabzogen, ſeinen Kopf auf die Stufen derſelben aufſchlagen ließen und dann am Morgen dem fragenden Arzte, welcher das Bett leer fand, ganz ruhig erzählten, daß er dieſe Nacht geſtorben ſei, womit dieſer auch vollkommen beruhigt war.

Daß ſo viele Uebelſtände nicht mit einem Male gehoben werden konnten, erkannte die Kommiſſion wohl, um aber den menſchenfreundlichen, von der Central-Verwaltung erhaltenen Vorſchriften, welche es ihr zur ernſtlichſten Pflicht machten, die Angelegenheiten der Verwundeten und Kranken, als eine der heiligſten Angelegenheiten der Völker und der hohen verbündeten Armeen anzuſehen, und ihr Augenmerk auf Alles, was in irgend einer Beziehung zur Wohlfahrt der Verwundeten und Kranken beitragen konnte, zu richten, ſo ſchnell als möglich zu entſprechen, und die Lage

der in jenen Lazarethen, welche sich nicht des besten Rufes erfreuten, liegenden Soldaten, noch eher, als die Kommission direct und kräftig einwirken konnte, zu mildern und zu verbessern, wurde den Directionen solcher Hospitäler die Ankunft der Kommission, obwohl dieselbe erst in mehreren Wochen erfolgen konnte, schon für die nächsten Tage verkündet, da mit gutem Grunde vermuthet werden konnte, daß man sich bemühen würde, die Anstalt in möglichst guten Stand zu setzen und Alles, was Veranlassung zu Beschwerden geben dürfte, zu entfernen, um dem Besuch ohne Scheu entgegen sehen zu können.

Um die so nöthige Regelmäßigkeit und Einheit in der Geschäftsführung zu bringen, durch welche die Kommission allein zu einem Ueberblicke des Ganzen gelangen konnte, wurden an sämmtliche Hospitaldirectionen Listen, Formulare zu Tabellen u. s. w. gesendet, und der Wunsch, solche so bald als möglich einzuführen, ausgedrückt.

Diese Tabellen waren von Ludwig v. Voß entworfen und ausgearbeitet; hatte derselbe schon bei Ertheilung der Vollmachten und Instructionen für die Kommission, Umsicht und tiefe Kenntniß dieses so schwierigen Zweiges der Militäradministration an den Tag gelegt, so zeigten noch mehr diese Tabellen, wie ganz er seinen Gegenstand aufgefaßt hatte, und wie tief sein Blick in das Innerste des Hospitalwesens gedrungen war.

Die Hospitäler des Großherzogthums Baden waren die ersten, welche die Kommission besuchte, und es kann ihrer im Allgemeinen nur lobend erwähnt werden.

Besondere Auszeichnung verdiente das Hospital zu Mannheim. Die Lokale, welche früher Badensche Lazarethe und Kasernen waren, hatten eine angemessene und gesunde Lage;

die Sale und Zimmer waren hinlänglich hoch und wohl gelüftet, die Abtritte rein, Ordnung und Reinlichkeit überhaupt sehr zu loben; doch gilt dieses nur von dem einen Lazarethe, in welchem Preußen und Franzosen lagen; das Hospital der Russen bot keinen freundlichen Anblick: einen großen Uebelstand in dem russischen Lazarethe bildete die Menge der Kommandirten; die Kommission fand deren 78, welche keine Beschäftigung hatten, und um doch etwas zu thun, den ganzen Tag nicht nur selbst aßen und tranken, sondern auch die Krankenwärter, welche wohl andere Beschäftigungen haben sollten, zu solchen zeittödtenden Unwesen verführten, wodurch natürlich der Dienst und die Kranken sehr leiden mußten.

So wie früher erwähnt wurde, daß ein russischer Staabsarzt die Kunst verstand, Leinwand auf verschiedene Weise zu verwenden und zu gebrauchen, so meinte man auch in Manheim, daß die russischen Aerzte die Geschicklichkeit besäßen, Arzeneien in andere Flüssigkeiten, welche gerade nicht immer bitter schmecken, umzusetzen; die starken Requisitionen, welche sie aus den Apotheken des Landes machten, gaben zu diesem Glauben Veranlassung.

Die Sterblichkeit war in den Hospitälern von Manheim Anfangs sehr groß; beide Hospitäler hatten gewöhnlich 24 Todte an einem Tage, welche leider auch hier in der früher besprochenen Weise begraben wurden; die Kommission unterließ nicht, über diesen Punkt die nachdrücklichsten Vorstellungen zu machen, wie auch darauf anzutragen, daß die Lazarethe mit einer Militärwache, welche früher fehlte, versehen, die nöthigen Geräthe zum Baden angeschafft und auch einige Mängel, rücksichtlich der innern Polizei der Lazarethe, abgestellt würden.

Die Verpflegung der Kranken, welche einem Juden, Namens Einſcheiner, in Entrepriſe gegeben war, konnte gut genannt werden und gab keine Veranlaſſung zu Beſchwerden, weshalb es unbegreiflich war, warum dieſer Mann zu Beſtechungen noch ſeine Zuflucht nehmen wollte.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß die ruſſiſchen Soldaten, rückſichtlich des Appetits, wenig oder gar nichts zu wünſchen übrig laſſen, und daß man deshalb genöthigt war, die Entrepreneurs bei Abſchließung der Verpflegungs-Kontracts auf dieſen Umſtand aufmerkſam zu machen, indem die Portionen der Ruſſen ſtärker gegeben werden mußten als die Portionen, welche alle andern Soldaten ſämmtlicher verbündeter Armeen zu erhalten hatten. Eine ſogenannte ganze Portion, welche die Rekonvaleſcenten zu erhalten hatten, beſtand täglich in 1 Pfd. Fleiſch, 2 Pfd. Schwarzbrod, ½ Pfd. Graupen, 1 Pfd. Sauerkohl, ½ Schoppen Branntwein, 3 Schoppen Bier, womit wohl ſelbſt geſunde Arbeitsleute zufrieden ſein können.

Die Kommiſſion konnte in ihrem Berichte über die Mannheimer Lazarethe nur den Wunſch ausdrücken, daß man alle zu errichtenden Hoſpitäler in gleichem Zuſtande finden möchte, wie die in Manheim.

Der Einſicht, der Thätigkeit und dem unermüdeten Eifer des dirigirenden Arztes, Herrn Dr. Wedekind, dankten dieſe Hoſpitäler wohl größtentheils ihren glücklichen Zuſtand.

Das Verfahren der großherzogl. badenſchen Regierung hat die Kommiſſion mit tiefer Ehrfurcht erfüllt; ſie ſchien die Krieger aller Nationen, welche für die allgemeine Sache fechten, als ihre Unterthanen und Kinder zu behandeln, nicht nur die Freigebigkeit, mit welcher ſie Alles, was die Leiden der Unglücklichen mildern konnte, gewiß mit nicht

geringen Opfern herbeiſchaffte, ſondern auch die Umſicht, die Weisheit und Strenge, mit welcher ſie Befehle gab und über die Vollziehung derſelben wachte, ſind über jedes Lob erhaben. Die Inſtructionen, welche dieſe Regierung den Directoren und Inſpectoren der Lazarethe ertheilte, welche der Kommiſſion durch den Lazareth-Inſpector Frei zu Mannheim mitgetheilt wurden, gaben die ſprechendſten Beweiſe von dem menſchenfreundlichen, wohlwollenden Sinne dieſer trefflichen Regierung. Menſchenfreundliche Sorgfalt für die Verwundeten und Kranken aller Völker wurde den Inſpectoren zur erſten, heiligſten Pflicht gemacht; es wurde ihnen ſtreng anbefohlen, die Krankenzimmer täglich wenigſtens ein Mal und zwar zu unbeſtimmten Stunden zu beſuchen, die den Kranken zu reichenden Speiſen in den Krankenzimmern ſelbſt zu verſuchen, bei Ankunft der Verwundeten und Kranken gegenwärtig zu ſein, um Alles, was zur Linderung ihrer Leiden erforderlich ſein durfte, ſchnell anzuordnen, über die, den im Hoſpital liegenden Kranken angehörende Effekten ſorgſam zu wachen, und ſie ihnen bei ihrem Austritte aus dem Hoſpital zurückzuſtellen. Man ſollte freilich glauben, daß die letzte dieſer Vorſchriften überflüſſig wäre, indem es ſich von ſelbſt verſteht, daß Jedem ſein Eigenthum zurückgeſtellt werden müſſe, allein wenn man geſehen hat, mit welcher Sorgloſigkeit manche Hoſpital-Directionen mit dem Eigenthum kranker und verwundeter Soldaten zu verfahren pflegten, ſo wird man die weiſe Vorſicht, welche auch dieſen Punkt bedachte, freudig anerkennen.

Wahrlich, ein Regent, welcher der allgemeinen Sache ſchon ſo bedeutende Opfer gebracht hatte, deſſen Land erſchöpft war und es ſein mußte, da alle Laſten auf daſſelbe fielen, indem das nachbarliche Würtemberg kleinherzig ſich

weigerte, die Sache Deutſchlands auch für die ſeinige zu erkennen, den kranken und verwundeten Kriegern der verbündeten Heere Aufnahme verſagte und Miniſter Montgelas die Kommiſſion eine angebliche der ſogenannten Central-Verwaltung zu Frankfurt a. M. zu nennen beliebte, um derſelben den Zutritt in die Hoſpitäler des Landes zu verweigern; ein ſolcher Regent lebt ewig in den dankbaren Herzen ſeiner und aller Völker.

Daß auch der beſte Wille, das menſchenfreundlichſte Wohlwollen nicht immer zureichen können, bedarf keiner Erwähnung, es konnte daher nicht befremden, daß auch die badenſche Regierung zu der Erklarung gezwungen wurde, daß ihre Kräfte ganzlich erſchöpft waren, und ſie einige Hoſpitäler ihrem Schickſale überlaſſen mußte, indem ſie nicht mehr im Stande ſei, die mit den Entrepreneurs, rückſichtlich der Verpflegung derſelben, eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen und die betreffenden Zahlungen zu leiſten.

Wie drückend dieſe Entrepreneurs der Regierung werden mußten, läßt ſich begreifen: da die meiſten derſelben Iſraeliten waren, dieſe aber, wie bekannt, zweifelhafte Geſchäfte, oder eigentlich Geſchäfte, bei welchen die Bezahlung zweifelhaft iſt, nicht lieben, und ſich mit ſolchen nur dann befaſſen, wenn ſie die Preiſe bis zur Ausſchweifung ſteigern können, ſo mußte die Regierung, welche baare Zahlungen zu leiſten nicht mehr im Stande war, ſich daher Dinge, welche ſie mit baarem Gelde für 2 oder 3 Gulden gekauft haben würde, von den Entrepreneurs mit 15 bis 20 Gulden anrechnen laſſen, und dadurch nothwendig in die größte Verlegenheit gerathen. Der in Karlsruhe vorgefundene Portionen-Zettel, auf welchem die Kommiſſion

nicht nur zweckmäßige Speisen in reicher Auswahl, sondern auch Gerichte, welche den Wünschen eines Leckermaules entsprechen könnten, nebst feinen Weinen, als Rheinweine, Porto-, Muskat-Wein, Kaffee, Limonade bemerkt fand, machte es wohl glauben, daß die Kassen eines Landes, welche den Kriegern zahlloser Heere solche, durch Entrepreneurs gelieferte Dinge gewährten, erschöpft sein mußten.

Selbst über das Grab hinaus schien die menschenfreundliche Versorge reichen zu wollen. Die Kommission fand in Karlsruhe alle zum katholischen Kultus erforderlichen Gegenstände, als Kelch, Ciborium, Teller von Silber und vergoldet, nebst Rituale, Leuchter, Kruzifixe, Meßbücher, Altartücher u. s. w. vorräthig. Ein scharfer Gegensatz zu jenen Regierungen, welche weder von dem Leben, noch von dem Tode, noch von den Leiden der Braven, welche für die Sache deutscher Unabhängigkeit fochten, aber nicht in ihren Landern geboren waren, Notiz nehmen wollten, und wie Wurtemberg den Geistlichen es bei harter Strafe verbot, den sterbenden Kriegern den Trost der Religion zu bringen!

Freilich wurde auch über die badensche Regierung und deren Lazarethe geklagt, aber dem Billigen und Unbefangenen konnten diese Klagen keiner Berücksichtigung werth scheinen. Die Regierung, die Behörden, das Land hatte wohl bessere, gelindere Gründe zur Klage, indem es auch Leute gab, welche schwer, oder gar nicht zu befriedigen waren, und sich bei vorkommenden Fällen weder besonders zierlich auszudrücken, noch den Gesetzen des Anstandes gemäß zu benehmen verstanden. Die Behörden und die Bewohner des Großherzogthums Baden meinten, die Russen wären dergleichen Leute. Die Directionen der russischen Lazarethe re-

quirirten Hühner, Gänſe u. dergl. m., und obgleich nicht geläugnet werden kann, daß Hühner- und Gänſebraten einem Kranken ſehr zuträglich ſein können, ſo muß man doch auch geſtehen, daß es nicht ganz üblich iſt, den Kranken eines Militär-Hoſpitals Hühner und Gänſe zu verabreichen, und daß es wohl die daſelbſt befindlichen Geſunden und Kommandirten werden geweſen ſein, welche dergleichen Braten zu genießen wünſchten; daß aber ein erſchöpftes, mit allen Plagen des Krieges heimgeſuchtes Land verbunden iſt, das wenige, von den Kranken noch übrig gelaſſene, dieſen geſunden Faulenzern und Nichtsnutzigen hinzugeben, iſt nicht zu verlangen. Auch iſt zu bemerken, daß Dr. Hahnemann's Syſtem damals noch wenig bekannt war, und die ruſſiſchen Herren Aerzte, welche Hühner und Gänſe zu verordnen für gut fanden, dem genannten Syſtem durchaus nicht hold zu ſein, die Homöopathie nicht zu begünſtigen ſchienen. Machte nun irgend eine Behörde gegen ſolche unverſchämte, ſinnloſe Verordnungen Einwendungen, oder erlaubte ſie ſich eine Frage, ſo nahm man das gewaltig übel und ergoß ſich in Klagen und Vorwürfe gegen eine Regierung, welche ſo große Opfer gebracht hatte und welcher man endlich auch den letzten Stoß geben wollte.

Als der Augenblick kam, wo man die Hoſpitäler zurückzuziehen, ſelbige dem Innern Deutſchlands zu nähern bedacht war, wurde eine Evacuationslinie in Vorſchlag gebracht, welche nicht auf dem kürzeſten, das badenſche Gebiet bloß durchſchneidenden Wege, ſondern in einer Direction, welche die ganze Länge des Landes beinahe von einem Ende zu dem andern durchziehen und erſt an der äußerſten Gränze das Endziel erreichen ſollte. Es war gewiß verzeihlich, wenn das badenſche Miniſterium gegen

dieſe neue Laſt, gegen dieſe neue Ungerechtigkeit einer ſolchen Evacuationslinie Einwendung machte, und indem es ſich an die Kommiſſion der Central-Hoſpitalverwaltung wandte, eine andere, nicht nur kürzere, ſondern auch dem Zwecke beſſer entſprechende Linie in Vorſchlag brachte, auf daß ſich allen Laſten entziehende Würtemberg hinweiſend. Der Verſtand, die Gerechtigkeit und Billigkeit mußte dieſen Vorſtellungen gern Gehör ſchenken, ſie nach allen Kräften unterſtützen, da das Miniſterium zugleich nachwies, daß die feindſelig projektirte Evacuationslinie, mehrere Orte berührte, in denen zweckmäßige, zur Aufnahme der Kranken geeignete Lokale durchaus fehlten, und daß man daher genöthigt ſein würde, die Kranken in den Wohnungen der Bürger und Bauern unterzubringen, wodurch die Bewohner eines Landes, welchen beinahe nichts geblieben war, als das Leben, nun auch durch den Typhus, welchen die Soldaten in ihre friedlichen Wohnungen bringen würden, dahin gerafft werden ſollten. Iſt es zu glauben, daß ſolche Vorſtellungen kalt aufgenommen und unberückſichtigt bleiben konnten? Es giebt Dinge in der Welt, welche freilich ſchwer zu glauben ſind, doch aber, wenn auch mit blutendem Herzen, geglaubt werden müſſen, und drückend und ſchmerzlich bleibt es, dergleichen Dinge zu erzählen!

Als ſich die Kranken und Verwundeten in dem kaiſerlich öſtreichiſchen Hoſpitale zu Villingen in Baden zu ſehr angehäuft hatten, neuer Zuwachs täglich kam und nicht mehr untergebracht werden konnte; ſo mußte man bedacht ſein, in einem benachbarten Orte Lokale zu finden. Rottweil im Würtembergiſchen bot deren mehrere, welche vortrefflich zu Lazarethen verwandt werden konnten. Man ſchrieb deßhalb an die königlich würtembergiſche Regierung, erhielt aber

den Beſcheid, daß fremde Kranke in den königlich würtembergiſchen Staaten durchaus nicht aufgenommen würden. Da aber indeß die Verlegenheit in Villingen auf das Höchſte geſtiegen war, ſo wurde ein Transport von ungefähr 300 Mann ohne Weiteres nach Rottweil abgeſandt. Die würtembergiſchen Behörden aber verweigerten ihnen die Aufnahme und ließen Kranke, Verwundete und Sterbende auf offener Straße liegen. Der öſtreichiſche Transportführer glaubte jedoch — wohl nicht mit Unrecht — Gewalt anwenden zu dürfen und ließ einige Lokale, die ihm zweckmäßig ſchienen, öffnen. Unter Dach wurden die Unglücklichen nun wohl gebracht, allein da man ihnen jeden Beiſtand verſagte, da man ſich zu keiner Lieferung verſtehen wollte, ſo mußten die armen, mit Wunden bedeckten Krieger mehrere Tage auf dem nackten Boden liegen. Endlich gelang es, nothdürftiges Stroh zu erhalten, und mit großer Anſtrengung fand man einen Entrepreneur, welcher die Verpflegung übernahm. An allen für ein Hoſpital nöthigen, ſelbſt den unentbehrlichſten Geräthen fehlte es ſo lange, bis man von Villingen das Unentbehrlichſte herbeigeſchafft hatte. Das Elend der Kranken, deren Zahl ſich täglich mehrte, leidet keine Beſchreibung, denn es waren nur zwei Militairärzte vorhanden, den Civilärzten war es aber unter ſtrengſter Strafe unterſagt, ſich in das Lazareth zu begeben und hülfreiche Hand zu leiſten. Unglaublich, aber doch wahr! leider eben ſo wahr, daß auch dem Ortsgeiſtlichen durch einen ſchriftlichen Befehl des Kreiskommiſſarius im Namen des Königs und unter Drohung, nach dem Hohenaſperg gebracht zu werden, verboten wurde, in das Lazareth zu kommen, um den Sterbenden den letzten geiſtlichen Troſt zu ſpenden. Doch nicht die Drohungen der Regierung, nicht

die Furcht, ein Opfer des Typhus zu werden, welcher in kurzer Zeit tauſend Mann hingerafft hatte, konnte den würdigen Diener der Kirche abſchrecken, ſeine Berufspflichten zu erfüllen. Er kam des Nachts, ungeſehen von denen, die ihm die gräßlichen Befehle ertheilt hatten, doch nicht ungeſehen von dem Gotte, dem er diente.

Es iſt erfreulich, in dieſem düſtern Gemälde einen ſolchen Lichtpunkt zu finden; auch iſt es erfreulich, daß der Zufall, welcher mit den Sterblichen ſpielt und ſie nicht ſelten ſeine ganze Tücke empfinden läßt, hier der Noth ein Ende machte. Denn nach vielen Unterhandlungen mit der würtembergiſchen Regierung, und nachdem Tauſende elend umgekommen waren, ſchienen die Behörden geſonnen zu ſein, auf Herbeiſchaffung einiger Fournituren denken zu wollen; doch bis dieſes in Erfüllung gegangen, würden wahrſcheinlich noch viele Brave geſtorben ſein, wenn nicht eben ein Zufall ſich in die Sache gemiſcht hätte. In der Nähe des Dominikanerkloſters, welches man zu einem Hoſpitale umgeſtaltet hatte, entſtand Feuer, und bei dieſer Gelegenheit entdeckte man eine große Menge Kaſernenfournituren, welche nicht etwa verſchloſſen, ſondern um allen Blicken entzogen zu ſein, eingemauert waren. Zu Tiſchen, Stühlen, Bänken und Bettlaken war das Lazareth durch dieſe Feuersbrunſt gelangt, allein die nöthigſten Dinge, Bettfournituren nämlich, fehlten ſo lange, bis ein Bürger von Rottweil zum barmherziger Verräther wurde und einen großen Vorrath von wollenen Decken, Kopfkiſſen und Bettüchern, welche unter dem Dache eines Kloſters ebenfalls verborgen waren, dem Hoſpitalkommandanten entdeckte, worauf das unter ſo ungünſtigen Auſpicien entſtandene Hoſpital bald ehrenvoll in der Reihe der Hoſpi-

ſter erſchien und in mancher Rückſicht wenig zu wünſchen ließ.

Der großen, früher erwähnten Sterblichkeit wurde, Dank ſei es dem wohlthätigen Elemente und dem barmherzigen Bürger, auch bald Schranken geſetzt, und einer der Unterärzte, welcher der Kommiſſion auf ihre Fragen über dieſen Punkt berichtete, „daß Anfangs täglich dreißig bis vierzig Mann, welche halb todt in das Hoſpital gebracht wurden, daſelbſt verſtarben," hatte bald nicht mehr ſo Trauriges zu melden.

Die Heilmethode im Allgemeinen betreffend, hat die Kommiſſion bemerkt, daß die Kranken in den meiſten Hoſpitälern nach Brown'ſchen, zuweilen aber nach gar keinen Grundſätzen behandelt, viele derſelben umgebracht, manche aber hergeſtellt wurden. In der feſten Ueberzeugung, daß trotz der verſchiedenſten Syſteme, welche ſeit Aeskulaps Zeiten bis auf unſere Tage aufgeſtellt, angenommen und befolgt worden waren, die Zahl der Sterbenden ſich beinahe immer gleich blieb, kein Syſtem eine bedeutende, bemerkbare Zu- oder Abnahme des Menſchengeſchlechts erkennen ließ, hat die Kommiſſion da, wo wirkliche akkreditirte Aerzte an der Spitze der Hoſpitäler ſtanden, mit den Syſtemen derſelben ſich näher zu befaſſen, nicht für nöthig gehalten, nur wenn ſie einen Mann, wie den ſchon erwähnten Doctor Wiechenfelder in Kielau, fand, einen Mann, dem die ärztliche Praxis unterſagt war, und der nun als Arzt eines Militairhoſpitals, ohne irgend einem Syſteme anzuhangen, wie ein von doppelter Portion Opium berauſchter Türke, in blinder Wuth als Würgengel hauſte, hielt ſie ſich für verpflichtet, kräftig einzuſchreiten.

Indem die Kommiſſion die badenſchen Länder verließ,

um ſich nach Würtemberg und Baiern zu wenden, konnte ſie in ihrem Berichte an die Centralverwaltung der Regierung und den Behörden dieſes Landes nur mit großem Lobe erwähnen. Unter der Laſt der Hoſpitäler erliegend, hat es immer mit gleichem Eifer, mit gleicher Beharrlichkeit das allgemeine Wohl im Auge gehabt und nach allen Kräften befördert. Beinahe zu gleicher Zeit waren die Städte und Flecken Mannheim, Karlsruhe, Durlach, Bruchſal, Konſtanz, Frauenalb, Neudingen, Friedenweiler, Kißlau, Ettlingen, Gurtweil, Pengaen, Heitersheim, St. Peter, Meßkirch, Villingen, Freiburg mit Hoſpitälern belegt; die Requiſitionen, welche zur Erhaltung derſelben gemacht wurden, die baaren Vorſchüſſe, welche geleiſtet werden mußten, überſchritten die Kräfte des kleinen Landes bei Weitem; der Typhus hatte ſich aus den Hoſpitälern unter die Einwohner verbreitet und in manchen Orten, wie zum Beiſpiel in Heitersheim, mehr als den zehnten Theil der Einwohner weggerafft. Schlöſſer, Kirchen, Klöſter, Theater waren zu Hoſpitälern umgewandelt und, wie ſich leicht denken läßt, dadurch zu Grunde gerichtet worden; dabei hatten die Regierung und die Behörden fortwährend mit dem rohen Sinne barbariſcher Gäſte, welche nie genug erhalten konnten, zu kämpfen, kurz, ſie mußten Alles, was ſelbſt die Geduld auch des ſanftmüthigſten Menſchen erſchüttern dürfte, ertragen.

Daß die Kommiſſion hier und da kleinere oder wohl auch größere Mängel fand, kann nicht befremden; doch gereicht es der badiſchen Regierung zur größten Ehre, daß ſie ſich ſtets bereit zeigte, jene Mängel, auf welche ſie aufmerkſam gemacht wurde, abzuſtellen. Es wäre ungerecht, da, wo im Großen ſo viel gethan wurde, Kleinigkeiten bekritteln zu wollen.

Indem die Kommiſſion die badenſchen Staaten verließ, um ſich nach Würtemberg zu begeben, fingen ihre Verhältniſſe an, ſich bedeutend ſchwieriger zu geſtalten.

Rottweil ſchwebte wie ein düſteres Nachtgeſpenſt vor und ließ ahnen, was in dieſem Lande gefunden werden würde, deſſen Iſolirungsſyſtem ſchon bekannt war. In einem ſolchen Staate war die Aufgabe ſehr ſchwierig zu löſen: dem Vertrauen einer von den hohen alliirten Mächten eingeſetzten Behörde und jenem des Chefs derſelben, des Grafen Friedrich von Solms-Laubach zu entſprechen, der Würde der hohen Behörde nichts zu vergeben, doch aber keinen Schritt zu thun, welcher das gute Einvernehmen der Mächte, die für eine gemeinſchaftliche Sache die Waffen ergriffen, zu einem allgemeinen Zwecke ſich vereint hatten, zu ſtören. Indeß mußte das Benehmen und die fortwährende Weigerung der würtembergiſchen Regierung, ſich den Anordnungen der hohen Alliirten zu fügen, doch endlich officiell zur Sprache kommen.

Das von der Generalintendantur entworfene, von dem Staatsminiſter Freiherrn v. Stein genehmigte Regulativ über die Errichtung und Unterhaltung der Lazarethe für die verbündeten Heere in den verbündeten deutſchen Staaten, wurde dem würtembergiſchen Miniſterio zugeſandt und auf die Pflichten, welche Würtemberg als ein deutſcher Bundesſtaat in Hinſicht der Hoſpitäler zur Central-Hoſpitalsverwaltung hatte, aufmerkſam gemacht.

In einer an den königlich würtembergiſchen General-lieutenant und Vicepräſidenten des Kriegsdepartements, Freiherrn v. Pfuel, gerichteten Note machte die Kommiſſion die officielle Anzeige, daß ſie auf Befehl der Central-Hoſpitalverwaltung abgeſandt ſei, um die ſämmtlichen Hoſpitäler

des Königreichs Würtemberg zu bereiſen und von den mit dem Hospitalweſen beauftragten Behörden das etwa Fehlende und Nöthige zu requiriren, damit den Leiden der braven Krieger ſo ſchnell als möglich abgeholfen werde; ſie erbat ſich eine offene Ordre, durch welche ihr nicht nur der Eintritt in alle würtembergiſchen Lazarethe geſtattet, ſondern auch die Unterbehörden angewieſen würden, ihren Anforderungen Genüge zu leiſten; da die zu erwartende Rückkehr der verbündeten Armeen aus Frankreich die Errichtung von Etapen-Lazarethen dringend nöthig machte, ſo glaubte die Kommiſſion ſich eine Anzeige, wie weit dieſes Geſchäft bereits vorgeſchritten, erbitten zu müſſen. Die Kommiſſion handelte hier völlig nach den Worten der ertheilten Vollmacht und Inſtruction.

Alle Noten und Vorſtellungen der Kommiſſion blieben Anfangs gänzlich unberückſichtigt und unbeantwortet; endlich aber erfolgte eine Erklärung: daß Se. Majeſtät der König durchaus keine fremde Einmiſchung in ſeine Anſtalten dulden und die Verpflegung der Kranken durch ſeine eigenen Behörden beſorgen laſſen wollte.

Graf v. Solms, welchem die Kommiſſion dieſe Erklärung mittheilte, mußte mit derſelben wohl zufrieden ſein, verlangte aber, daß die Art der Behandlung und Verpflegung der Kranken und Verwundeten allein von der Centralverwaltung, als oberſter Hospitals-Polizeibehörde für Deutſchland, beſtimmt werden ſolle. Wie leicht zu vermuthen, wurde auch dieſer Antrag zurückgewieſen und ſomit jede Hoffnung, mit dieſer Regierung im Wege eines wechſelſeitigen guten Einverſtändniſſes etwas zu Stande zu bringen, vernichtet. Die Noten, welche zwiſchen dem würtembergiſchen Generallieutenant, Freiherrn v. Pfull und dem

Grafen v. Solms-Laubach über dieſen Gegenſtand gewechſelt wurden, waren von groſſem Intereſſe: Baron v. Pfuhl ſuchte zu beweiſen, daß die würtembergiſche Regierung für die Truppen der verbundeten Mächte, welche das Königreich entweder nur durchzogen oder für längere Zeit Standquartiere in demſelben genommen hatten, ſo viel oder eigentlich mehr gethan habe, als die Kräfte des Königreiches erlaubten, daß auch gut gelegene Lazarethe zur Aufnahme kranker Soldaten eingeräumt, und ihnen daſelbſt auf Koſten des Staates die nöthige Pflege und Hülfe gereicht werde, daß in den königlichen Schlöſſern Hornegg und Hallenſtein förmliche Militär-Spitäler errichtet, die Krankenhäuſer zu Ulm, Hall, Bahlingen und Rottweil zur Unterbringung des kaiſerlich-ruſſiſchen und öſtreichiſchen Militärs eingerichtet, die erforderlichen Hoſpital-Requiſiten und Fournituren, gleichfalls auf Koſten des Staates angeſchafft, Aerzte, Krankenwärter und Verpflegungs-Beamte angeſtellt worden ſeien, und daß nur die raſtloſe Thätigkeit der würtembergiſchen Regierung, welche keine Opfer ſcheute, es möglich machen konnte, im Königreiche Würtemberg mehrere Tauſend Kranke der verbündeten Heere unterzubringen, und mit aller Sorgfalt zu nähren und zu pflegen. Der Baron erklärte ferner, daß Seine Majeſtät der König berechtigt ſei, anzunehmen, daß Allerhöchſtdieſelben rückſichtlich der Verpflegung der leidenden Krieger ihrer hohen Verbündeten, Alles und mehr gethan haben, als von Allerhöchſtdemſelben erwartet oder verlangt werden könnte, und daß ſich Seine Majeſtät überzeugt hielten, auch in dieſer Hinſicht bewieſen zu haben, wie bereit Sie ſind, für das Wohl der allgemeinen Sache mitzuwirken, daß aber Allerhöchſtdieſelben auf keine Weiſe ſich entſchließen könnten, den von dem Herrn

Grafen v. Solms-Laubach geſtellten Antrag, Sich der beabſichtigten Organiſation einer Central-Adminiſtration der geſammten Hoſpital-Einrichtungen anzuſchließen, zu entſprechen, indem Seine Majeſtät dafür hielten, daß eine Central-Adminiſtration der verſchiedenen, in den einzelnen Staaten beſtehenden Lazarethe dem beabſichtigten Zwecke keineswegs entſprächen, wohl aber mit Recht zu beſorgen ſein dürfte, daß die Vielfachheit und Verſchiedenheit der Lokal- und anderer Verhältniſſe, und die daraus hervorgehende Vervielfältigung der Intereſſen ſolche Schwierigkeiten darbieten müßten, daß dieſe Anſtalt, zum Nachtheile der kranken und verwundeten Krieger, entweder ganz, oder in weſentlichen Theilen ſich als unausführbar darſtellen würde. Am Schluſſe dieſer Note wurde noch angeführt, daß in den hohenzollernſchen Fürſtenthümern noch nicht die mindeſte Hoſpital-Einrichtung getroffen ſei, und daß das Großherzogthum Baden nur die Abſicht zu haben ſcheine, die Kranken ſeiner Hoſpitäler in das Königreich Würtemberg überzuſchieben, ſo daß die königlich würtembergiſche Regierung mit Recht Anſtand nehmen müßte, die ihr angeſonnenen, in die allgemeine Hoſpital-Kaſſe zu leiſtenden ſehr beträchtlichen Summen zu bezahlen, ſondern auch beſorgen müßte, daß ſie den ſehr bedeutenden Koſtenaufwand, welchen ſie ſchon trüge, auch ferner noch zu tragen haben würde; doch würde Sr. Maj. der König, ohne eine auswärtige Mitwirkung oder Konkurrenz anzuſprechen, als treuer Vater und Berather Seiner Unterthanen und Krieger, nicht nur für die Kranken des eigenen Armeekorps ſorgen, ſondern auch von den Armeen der hohen Verbündeten eine ſolche Anzahl von Kranken in die im Königreiche beſtehenden Militär-Hoſpitäler aufnehmen und gleich den Kranken

des eigenen Armeekorps berathen, verpflegen und heilen laſſen, als dieſe Anſtalten zu faſſen vermögen, und als Seiner königl. Majeſtät, im Verhältniſſ der Kräfte Ihres Reiches und nach den Grundſätzen des Rechtes und der Billigkeit zugemuthet werden könne.

Der Graf v. Solms-Laubach entwickelte in Beantwortung dieſer Note die mannichfaltigſten Talente, zeigte ſich nicht nur als einen liebenswürdigen, durch Komplimente die Wahrheit umgehenden Hofmann, ſondern auch als einen feſten, die Wichtigkeit und Würde ſeiner Stellung kennenden und ſie zu behaupten entſchloſſenen Beamten; er erklärte, daß er vollkommen erkenne, wie höchſt zweckmäßig im ganzen Königreiche Würtemberg für die Verpflegung und Behandlung der erkrankten und verwundeten Krieger geſorgt worden, und wie alſo die erſten und größten Schwierigkeiten bei Einrichtung der Lazarethe, durch die umſichtige und thätige Leitung Sr. Excellenz des General-Lieutenants, glücklich beſeitigt worden ſeien, was aber den Inhalt der Note Sr. Excellenz beträfe, ſo könne er nicht umhin, zu erwiedern, daß, nachdem von den hohen verbündeten Mächten die Central-Verwaltung der Militär-Hoſpitäler in Deutſchland beſchloſſen und durch den oberſten Verwaltungs-Rath die Ausführung ihm übertragen worden ſei, er nur das Regulativ, welches Sr. Excellenz mitgetheilt worden, als Richtſchnur für die allgemeine Lazareth-Verwaltung annehmen könne, und verſicherte, daß Sr. Excellenz bei genauer Anſicht des Regulativs ſelbſt den ſchönen Zweck, den die hohen verbündeten Mächte, zum Beſten der erkrankten braven Krieger, durch die Central-Verwaltung beabſichtigen, erkennen und ſich überzeugen würden, daß gerade durch ſelbige alle jene Nachtheile und Uebel, welche Se. Excellenz

glaubten herbeigeführt zu ſehen, gänzlich beſeitigt werden könnten, indem nur die Central-Verwaltung allein es vermöchte, das Einzelne und bisher Getrennte zu einem Ganzen zu vereinigen und die verhältnißloſen Belaſtungen der verſchiedenen deutſchen Staaten gegen einander auszugleichen; das Hoſpitalweſen ſollte nach den Abſichten der hohen verbündeten Mächte, ein gemeinſchaftliches ſein, wie die Armeen es ſind, daher denn auch die Koſten der Kranken-Verpflegung gleichmäßig unter die einzelnen Staaten vertheilt werden mußten, da man dies doch nicht mit den erkrankten und verwundeten Soldaten, nach ſtatiſtiſchen Anſichten in Natur vermöchte; nur durch die Central-Verwaltung könnten die furchtbaren Nachtheile, welche durch häufige und willkürliche Verſchiebungen der Kranken aus einem Staate in den andern und durch regelloſe Verpflegung nach blos finanziellen Rückſichten entſtehen, vermieden oder beſeitigt werden; die Gränzen eines Staates aber, in welchem ſich kranke und verwundete Soldaten der verbündeten Truppen befänden, könnten eben ſo wenig die Oberaufſicht und Mitwirkung bei der Verpflegung und Behandlung derſelben begränzen, als die Aufſicht über Kranke und Verwundete der verbündeten Heere ausſchließlich jenem Staate, in welchem ſie ſich zufällig befinden, angehören könnte. Am Schluſſe wandte der Graf die eigenen Waffen gegen den General-Lieutenant, indem er ihm bemerkte, daß eben das, was er rückſichtlich auf das Großherzogthum Baden und die hohenzollernſchen Fürſtenthümer geſagt hätte, die Nothwendigkeit einer Central-Verwaltung, durch welche dem Königreiche Wurtemberg nur Gutes und Erſprießliches zufommen und die bisherigen Differenzen aller Art entfernt wurden, hinlänglich bewieſe, mit der Bitte, die wahren

und allein richtigen Ansichten der dargestellten Verhältnisse gehörig zu würdigen und solche Sr. Majestät dem Könige vorzulegen, schloß Graf v. Solms seine gehaltvolle, aber wirkungslose Note. Die Regierung beharrte bei ihrem angenommenen Systeme, und der Kommission wurde durch eine Zuschrift des königlich würtembergischen Landeskommissariats, im Auftrage des Konferenzministeriums, bedeutet, daß Se. Majestät durchaus keine fremde Einmischung in die innerhalb der königlichen Staaten für die Kranken der verbündeten Heere errichteten Hospitäler gestatten, noch weniger aber eine fremde Inspection und Visitation derselben zugeben werde. Damit aber, hieß es am Schlusse dieser Zuschrift, die Kommissarien keine Hindernisse bei ihrer Abreise finden möchte, beeile sich das königliche Landeskommissariat, derselben die visirten Pässe zuzustellen, die nöthige Anweisung auf Vorspann und Einquartirung würde nach gegebener Erklärung, welchen geraden Weg die Herren einzuschlagen gedächten, alsobald folgen.

Das königliche Landeskommissariat und der Herr Staatsrath v. Otto, welcher diese Zuschrift unterzeichnet, hatten sich zwar deutlich genug ausgedrückt, auch war der wahre Sinn richtig aufgefaßt worden, und die Kommission würde sich also auf irgend einem angerathenen geraden Wege aus einem Lande, in welchem durchaus für dieses Geschäft keine Rosen zu blühen schienen, entfernt haben, wenn sie es nicht für strenge Pflicht gehalten hätte, das Ansehen einer von den hohen verbündeten Mächten eingesetzten Behörde aufrecht zu erhalten und alle Mittel und Wege zu versuchen, die ertheilten Aufträge zu erfüllen, besonders Anlaß zu geben, daß das Lazarethwesen in Würtemberg wenigstens endlich officiell zur Sprache komme.

Der Dank des Herrn Staatsraths v. Otto für die den Hospitalsbehörden zugesandten Tabellen und die Versicherung, daß man solche allerdings zweckmäßig gefunden habe und nach Erforderniß der Umstände auch Gebrauch davon machen werde, war zwar schmeichelhaft, konnte aber nicht als ein befriedigendes Resultat angesehen werden; da auch zu glauben war, daß die Centralverwaltung mit diesem Dank allein nicht zufrieden sein würde, so beschlossen die Kommissarien einen Weg einzuschlagen, welchen sie zwar selbst für einen ungewöhnlichen, in ihrer Lage aber für den einzigen vielleicht zum Ziele führenden erkannten.

Die Zusendung der visirten Pässe konnte nicht den Entschluß zu einer sofortigen Abreise herbeiführen; denn von einer Regierung, welche den Truppen eines ihrer mächtigsten Verbündeten den Durchzug durch die Hauptstadt verweigerte und den kaiserlichen Bundesgenossen selbst dadurch veranlaßte, seinen Weg nicht durch die Stadt, sondern außerhalb derselben zu nehmen, konnte es nicht befremden, wenn sie einem königlich preußischen Lieutenant und einem Oberarzte, welche beide ihr nun einmal keine angenehme Erscheinung waren, das Consilium abeundi ertheilte; von Unmuth konnte daher keine Rede sein, und nur der reine Wille, die obliegenden Pflichten zu erfüllen, die Sache der Menschheit zu befördern, konnte die Kommissairs bestimmen, sich sowohl mündlich als schriftlich an die bevollmächtigten Minister und Gesandten der hohen verbündeten Mächte am würtembergischen Hofe zu wenden.

D., welcher diesen Gedanken faßte, glaubte einseitig und ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs zu handeln, wenn er nur die Unterstützung des königlich preußischen Ministers v. Küster reklamirt hatte, indem er nicht als Preuße,

ſondern als Abgeſandter einer Verwaltung, welche die drei hohen alliirten Mächte eingeſetzt hatten, auftreten mußte. Hätte er ſich nur den Beiſtand des preußiſchen Miniſters erbeten, ſo würde die Angelegenheit eine rein preußiſche geworden ſein, welche ſie um ſo weniger werden durfte, da ſich keine preußiſchen Kranken in Würtemberg befanden.

Da Graf v. Solms-Laubach dem D. bei deſſen Abreiſe von Frankfurt beſonders den Wunſch, daß die Hoſpitalangelegenheiten in Würtemberg einmal zur Sprache kommen möchten, damit er beſtimmt wiſſe, wie er es mit dieſer Regierung zu halten habe, ausgedrückt hatte, da Dr. Merrem mit ſeinem gewohnten Scharfblick und Ruhe die Lazarethe von Rottweil, Vaihingen, Solitude, Eßlingen, Hamerſchwang durch Liſt und Ueberraſchung unterſucht und revidirt hatte, ſo war die Ueberzeugung erlangt, daß das Hoſpitalweſen in dieſem Staate äußerſt vernachläſſigt war, daß in manchen Lazarethen Verwundete und Kranke ohne Bettſtellen auf dem Fußboden, auf nie gewechſeltem Stroh lagen, da die offenbaren Grauſamkeiten, welche man an fremden, unglücklichen Kriegern begangen hatte, bekannt waren, ſo glaubten die Kommiſſairs ſich wohl berechtigt, einen Schritt, welcher freilich nach bloß politiſchen und diplomatiſchen Anſichten vielleicht nicht ganz gerechtfertigt werden konnte, nämlich ſich an die Miniſter der verbündeten Mächte zu wenden, wagen zu dürfen.

In der an den kaiſerlich ruſſiſchen Miniſter, Grafen v. Golowkin, den kaiſerlich königlich öſtreichiſchen Geſandten Baron v. Schall und den königlich preußiſchen Miniſter v. Küſter gerichteten Note machte die Kommiſſion das Benehmen der würtembergiſchen Regierung, welche weder die Central-Hoſpitalverwaltung, noch deren Verfügungen als

oberſter Hospital-Polizeibehörde erkennen wollte, bemerkbar und erklärte, daß ſie es für ihre heiligſte Pflicht hielt, die hohe Unterſtützung der bevollmächtigten Miniſter bei einer Sache, welche die ganze Menſchheit intereſſire, in Anſpruch zu nehmen, damit Hochdieſelben die Rechte der allerhöchſten Mächte, deren Repräſentanten ſie wären, und von welchen die Aufträge der Kommiſſion reſultirten, wahrnehmen möchten; man ſetzte die Mängel der Lazarethe im würtembergiſchen Staate ins gehörige Licht, wie in einem Hospital Kranke und Verwundete auf dem Fußboden lägen, und in einem andern zwölfhundert in einem Raume, welcher nicht wohl ſechshundert faſſen könnte, zuſammengepreßt wären, und wie durch die Weigerung, ſich einer Inſpection zu unterwerfen, nicht nur die Leiden der braven Krieger auf eine ſchauderhafte Art vermehrt, ſondern auch dem ſchönen und heilſamen Zwecke, Einheit in der Verwaltung der Hospitäler zu bewirken und die Kriegslaſten gleichmäßig zu vertheilen, unbeſiegbare Hinderniſſe entgegengeſtellt würden; ſchließlich wurde noch bemerkt, daß Würtemberg auch bisher die Zahlungen zur Central-Hospitalverwaltungskaſſe nicht geleiſtet habe, obſchon Preußen und Rußland bereits ſo anſehnliche Beiträge zu derſelben gegeben hätten, und daß hierauf einſt die Abrechnung mit Oeſtreich, welches ſehr viel zur Verpflegung ſeiner Kranken auf eigene Koſten gethan, beruhen müßte; die Kommiſſion drückte die Hoffnung aus, daß die Herren Bevollmächtigten den Gegenſtand des Anliegens als das Intereſſe der hohen verbündeten Mächte und folglich als das ihrige anſehen und die kräftigſten Maßregeln zur Unterſtützung deſſelben nehmen würden. D. wurde nach Eingabe dieſer Note zwar von ſämmtlichen Herren Miniſtern ſehr verbindlich aufgenom-

men, allein dabei blieb es, entſcheidende Folgen dieſes Schrittes erlangte die Kommiſſion nicht.

Der öſtreichiſche Miniſter, Freiherr v. Schall, erklärte in ſeiner Antwort: daß in Ermangelung ſpecieller Weiſungen, deren er unumgänglich bedürfte, um zum Behuf des ihm vorgetragenen Verlangens im efficiellen Wege einſchreiten zu können, er es ſich angelegen ſein laſſen werde, das kaiſerlich öſtreichiſche Miniſterium in die vollſtändige Kenntniß der ihm von Seiten der Kommiſſion zugeſtellten Note zu ſetzen und die erforderlichen Aufträge einzuholen. Weniger glücklich war die Kommiſſion mit dem Grafen v. Golowkin: er verſicherte, daß er ſchriftlich jedes Anſuchen der Kommiſſion dahin beantworten werde, daß er nicht verbunden ſei, über irgend etwas Auskunft zu geben; doch mündlich wolle er erklären, daß Rußland über den in Frage ſtehenden Gegenſtand keinen Traktat abgeſchloſſen, daß Se. Majeſtät der Kaiſer von Rußland es Würtemberg freigeſtellt, die ruſſiſchen Kranken ſelbſt zu verpflegen oder der Centralverwaltung beizutreten, Würtemberg aber das Erſtere vorgezogen, daß der König es übernommen, 2500 Kranke in eigenen Lazarethen in ſeinen Landen verpflegen zu laſſen, für welche ruſſiſche Inſpectoren, Aerzte u. ſ. w. längſt beſtellt wären, er ſelbſt aber Vermittler zwiſchen dieſen und der Regierung ſei; daß es höchſt unſchicklich ſein würde, die Aufſeher und den erſten Lazareth-Inſpector, Herrn Generalmajor Iwanoff, der Centralverwaltung zu unterwerfen, indem ſowohl die Erſten als der Letzte nur unter den Befehlen ihres Kaiſers ſtänden, ihre Rapporte nur an ihn zu machen hätten, daher er nicht zugeben könnte, daß die Kommiſſaire als Fremde die Lazarethe des alliirten Würtembergs beſehen

ſollten, nachdem dieſer Staat einmal erklärt, keine fremde Einmiſchung dulden zu wollen. Graf Golowkin ſprach alles dieſes in einem ziemlich determinirten Tone, alles durch einander geworfen, zu verſtehen gebend, daß das, was Rußland wolle, auch alle übrigen Mächte wollen müßte; und als D. ihm bemerkte, daß Oeſtreich und Preußen über die Central-Verwaltung anders dächten, und daß die Befehle Sr. Maj. des Kaiſers ſich wohl nur auf Ruſſen beſchränken dürften, erwiederte er, ſich beſinnend und faſſend, daß er natürlich nur von Ruſſen geſprochen zu haben meine, indem der Kaiſer den andern Mächten es gleichfalls frei geſtellt habe, hinſichtlich der Central-Verwaltung zu thun, was ſie wollten. Hiermit war die Kommiſſion mit Oeſtreich und Rußland abgefunden, von Seiten Preußens war das, was da kommen ſollte, noch zu erwarten. Bald erſchien eine Zuſtellung der Central-Verwaltung, durch welche die Kommiſſion über die Art, ſich gegen die ruſſiſchen Hoſpital-Behörden zu benehmen, belehrt wurde; dieſe Zuſtellung ſagte, daß in Betreff des Verhältniſſes der kaiſerlich ruſſiſchen Hoſpital-Behörden, deren Unterordnung unter die Central-Verwaltung auf eine Art, wie ſie zur Sprache gebracht ſei, nicht erforderlich und auch dem Sinne der ganzen Verfaſſung der Central-Verwaltung nicht gemäß ſei, indem es nach dem §. 15. des Regulativs jeder der hohen verbündeten Mächte und allen Alliirten unbenommen bleibt, Offiziere in die Hoſpitäler zu kommandiren, um von der guten Verpflegung ihrer Kranken die nöthige Ueberzeugung zu nehmen, und daß D. ſomit, in vorkommenden Fällen, nach dieſer Modifikation ſeine Meinung gegen die Behörden der alliirten Mächte zu erkennen zu geben, gegen den Grafen v. Golowkin aber mündlich und nach beſonderem

Ermessen auch wohl schriftlich, über Unterordnung der russischen Lazareth-Behörden und Inspectoren unter die Central-Verwaltung, den eigentlichen Sinn mitzutheilen habe.

Die Special-Vollmacht, welche die Kommission für Würtemberg erhalten hatte, sagte deutlich, daß die Central-Hospitalverwaltung als oberste Hospitals-Polizei-Behörde in jedem Staate bestehen müsse, und dagegen keine Widerrede statt finden dürfe, woraus denn auch hervorging, daß sich die russischen Lazarethe der Inspection nicht entziehen durften, keineswegs aber folgte, daß die Kommission den §. 15.*) des Regulativs umstoßen, die russischen Inspectoren unter die Befehle der Central-Verwaltung setzen wollte, woran sie nie gedacht hatte, und auch nicht denken konnte, indem sie für's erste hinlänglich zu thun hatte, sich selbst den Eintritt in die zu inspicirenden Lazarethe zu erkämpfen; Anderen den Eintritt nicht zu gestatten sie durchaus keine Neigung haben könnte. Dieses wurde der Central-Verwaltung von der Kommission erwiedert, indem es der Letztern schien, als wenn der Graf v. Solms einige Furcht zu verspüren anfange, da das abscheuliche würtembergische Lazarethwesen nun auf einmal recht lebhaft und von allen Seiten zur Sprache gebracht werden würde. Da jedoch der Graf v. Golowkin das eigenmächtige Verfahren jener Hospitals-Behörden, welche den mit allen Vollmachten versehenen

*) Der §. 15. des Regulativs war folgender: Jeder der verbündeten Mächte ist es frei gestellt, einen Offizier in das Lazareth zu kommandiren, um von der guten Verpflegung ihrer Kranken Ueberzeugung zu nehmen, durch ihn die Aufsicht über die Armatur und Montirungsstücke führen und die Absendung der Rekonvalescenten zu ihrer Bestimmung besorgen zu lassen. Eben dieser Offizier fertigt für seine Behörde die Ab- und Zugangslisten, sowie die sonstigen Rapporte.

Abgesandten der Central-Hospital-Verwaltung auch als Polizei-Behörde die Thüren verschlossen, nicht nur nicht mißbilligte, sondern sogar in Schutz zu nehmen schien, so konnte die Kommission nicht unterlassen, demselben in einer neuen Note das wahre Verhältniß der Central-Verwaltung, als oberste Hospital-Polizei-Behörde für Deutschland, zu sämmtlichen Militär-Lazarethen Deutschlands, auseinander zu setzen. Die Kommission hatte von ihrer obersten Behörde den ausdrücklichen Befehl erhalten, die stete Weigerung der würtembergischen Regierung, sich den Anordnungen der hohen verbündeten Mächte zu fügen und die Central-Verwaltung, wenigstens als oberste Hospital-Polizei-Behörde für Deutschland anzuerkennen, officiell zur Sprache zu bringen; ja es schien dieses der Hauptzweck ihrer Sendung nach Würtemberg gewesen zu sein; um diesem Zwecke zu entsprechen, glaubte sie sich wohl an die Gesandten der hohen Mächte wenden zu können, zumal da solche Anfangs bereitwillig die Hand zu bieten, das Unternehmen zu begünstigen schienen.

Gegen Form und Konvenienz war nicht gesündigt, ja Graf Golowkin äußerte gegen den preußischen Minister, D. hätte in seinen mündlichen und schriftlichen Vorstellungen die gemäßigtsten Ausdrücke gewählt. Trotz dieser Ueberzeugung erhielt D. durch den Grafen v. Solms-Laubach einen Erlaß des Herrn General-Lieutenants und General-Intendanten Grafen v. Lottum aus Paris, in welchem dieser dem Chef der Central-Verwaltung bekannt machte, „daß Seine Excellenz der Herr Staats-Kanzler Freiherr v. Hardenberg den diplomatischen Theil der Geschäftsführung der Kommission gemißbilliget habe, daß dem D. zu bedeuten sei, daß er sich aus ganz irrigen Ansichten habe

verleiten laſſen, mit den in Stuttgart reſidirenden ruſſiſchen und öſtreichiſchen Geſandten eine diplomatiſche Correſpondenz anzuknüpfen, daß derſelbe über die Grenzen ſeines Auftrages mit näherer Belehrung zu verſehen, und dafür verantwortlich zu machen ſei, wenn er ſich ferner beikommen laſſen ſollte, ſolche zu überſchreiten und dadurch Differenzen zwiſchen den beiden Höfen zu veranlaſſen; es ſei ihm verzuſtellen, daß, wenn er ja geglaubt oder gefunden hätte, daß die würtembergiſche Regierung ihm mit Unrecht bei Ausführung des ihm gewordenen Auftrages Hinderniſſe in den Weg legte, er ſich blos an ſeinen Chef, den Grafen v. Solms, zu wenden, oder im äußerſten Falle nur die Interceſſion des in Stuttgart anweſenden königlich preußiſchen Miniſters v. Küſter in Anſpruch zu nehmen hatte, keineswegs aber ſich beifallen laſſen durfte, die beiden andern Geſandten in ſein Intereſſe ziehen, und ſie in dieſe Differenz verwickeln zu wollen, auch ſein, an das königl. Konferenz-Miniſterium in Stuttgart gerichtetes Geſuch, ihm eine offene Ordre zu ertheilen, durch welche die königl. würtembergiſchen Hoſpital-Behörden verpflichtet würden, die bei Reviſion der Lazarethe von ihm entdeckten Mängel ſchnell abzuſtellen, und das etwa fehlende durch Requiſition von den Landes-Behörden herbeizuſchaffen, ſei nicht zu billigen, indem er ſich blos darauf hätte beſchränken ſollen, Nachrichten einzuziehen, wo Lazarethe befindlich, wie viele Kranke und von welcher Nation darin vorhanden, wie im Allgemeinen die Verpflegung und die Unterbringung beſchaffen, auf welche Weiſe es mit den Reconvaleſcenten, den Verſtorbenen und den Todtenſcheinen gehalten würde, um darüber ſeinen Bericht zu machen und auf Abſtellung der etwa entdeckten Unregelmäßigkeiten anzutragen, wo ihm dann der

Zutritt in die Lazarethe gewiß nicht verweigert worden wäre; da übrigens die Frage, ob die königl. würtembergiſche Regierung ſich nach dem Inhalte der Acceſſions-Verträge von der gemeinſchaftlichen Lazareth-Verwaltung ausſchließen darf oder nicht, hier nicht zu erörtern iſt, doch aber eingeräumt werden muß, daß, da gedachte Regierung einmal auf ihrem jetzigen Iſolirungs-Syſteme beharrt, keiner fremden Behörde eine Einmiſchung in das Detail ihrer Hoſpital-Verwaltung zuſtehe, daher der D. für die Zukunft mit gemeſſenen Verhaltungsbefehlen zu verſehen ſei."

Dieſen Erlaß vom 22. Mai 1814 begleitete der Graf v. Solms mit einem Schreiben, worin er D. bat, ſich über dieſen Verweis damit zu tröſten, daß er aus Eifer für die gute Sache ſo gehandelt habe, und ſchloß ſein eigenhändiges Schreiben: „Sie haben mit Eifer für die gute Sache gehandelt, und wer in Ihren Jahren ſolcher Fehler nicht fähig iſt, wird ſchwerlich zwanzig Jahre ſpäter mit Eifer dem Staate dienen können."

Es war wohl eigentlich mehr ein Troſt, den Graf Solms ſich ſelbſt gab, indem er es wohl fühlen mußte, daß die Kommiſſion ſtreng laut Inſtruction und Vollmacht gehandelt hatte, und D. kein Vorwurf treffen konnte *). Die

*) „Ew. Wohlgeboren werden hierdurch beauftragt, in Begleitung des reiſenden Ober-Arztes der Central-Verwaltung Herrn Dieter Merrem die ſämmtlichen Hoſpitäler in dem Königreich Würtemberg (Baiern), worin ſich Verwundete und Kranke der verbündeten Armeen befinden, zu bereiſen, die Verpflegung und Behandlung der Kranken und Verwundeten überall genau zu unterſuchen, und vorgefundene Mängel durch gemeinſchaftliche Anträge und Aufforderungen an die königl. würtembergiſchen (baieriſchen), mit dem Hoſpital-Weſen beauftragten Behörden ſchleunigſt abzuhelfen.

Aus dem Allem werden Ew. Wohlgeboren die dermaligen Ver-

früher entwickelten Gründe, warum dieſe Note an alle drei Miniſter erlaſſen worden, theilte D. als Antwort dem Staatskanzler und Grafen Lottum mit, indem er es ſich ſelbſt ſchuldig war, jeden Vorwurf hierbei zurückzuweiſen. Zugleich bemerkte D. dem Erſteren, daß aus Baiern, wohin er jetzt gehe, wahrſcheinlich ähnliche Klagen kommen würden. D. konnte nach der Natur der Sache und ſeinen einmal feſtgeſtellten Grundſätzen dieſen ſogenannten Verweis,

---

hältniſſe der Hoſpitäler in dem Königreich Würtemberg (Baiern) erſehen — wobei ich es Ew. Wohlgeboren zur ernſtlichſten Pflicht mache, die Angelegenheit der Verwundeten und Kranken als eine der heiligſten Angelegenheiten der Völker und der hohen verbündeten Armeen anzuſehen, und Ihr Augenmerk auf Alles zu richten, was in irgend einer Beziehung zu der Wohlfahrt der Kranken geſtellt werden kann.

Die königl. würtembergiſchen (baieriſchen) Beamten werden es gewiß auch gerne ſehen, daß Sie Sich im Namen der Central-Verwaltung und dadurch im Namen der hohen verbündeten Mächte von dem Zuſtande, in welchem ſich die Kranken in den dortigen Hoſpitälern befinden, unterrichten, und werden gewiß gerne Alles thun, um Ihren und des Herrn Doctor Merrem's Vorſchlägen zum Wohl der Kranken ohne Zögerung zu genügen.

Daß Ew. Wohlgeboren aber das vollkommene Recht haben, überall und in allen Beziehungen, die kräftigſte, unweigerliche Beihülfe der königl. würtembergiſchen (baieriſchen) Beamten zu requiriren, verſteht ſich von ſelbſt, denn wenn auch das Königreich Würtemberg (Baiern) gerne die bisherige Kranken-Verpflegung ohne Abſicht zur Abrechnung mit den übrigen beſorgen und leiſten ließ, ſo wird doch die Art der Verpflegung und Behandlung blos und allein von der Central-Verwaltung, als oberſte Hoſpital-Polizei-Behörde in Deutſchland, beſtimmt, und können daher Einwendungen dagegen durchaus nicht zugelaſſen werden. Von Allem geben jedesmal Ew. Wohlgeboren ſo ſchnell als möglich gemeinſchaftlich mit dem Herrn Doctor Merrem der Central-Verwaltung Bericht.

Frankfurt a. M. den 12. April 1814.

Friedrich Graf v. Solms-Laubach.

— mit dem es einen eigenen Zuſammenhang wohl haben mochte, — nur ad acta ſchreiben und das begonnene Werk in gleicher Art fortſetzen. Beim Anblick ſolcher Peſthöhlen fielen ja wohl ohnedem alle zu großen Bedenklichkeiten fort; durch Anfragen, Berichte und dergl. würden abermals Tauſende braver Krieger umgekommen ſein. Wie rückſichtslos und taktlos dieſer alte König von Würtemberg betreff der Kommiſſärs handelte, von deren Anweſenheit, Thun und Laſſen er ſich täglich Rapport machen ließ, bewies ein Auftritt im Theater. Die Verhandlungen mit General v. Pfuhl waren beendigt; nur mit großer Mühe hatte dieſer ruhige Mann den König von der Abſicht, den D. auf die Feſtung nach Hohenasberg zu ſchicken, abbringen können; den Tag vor der Abreiſe von Stuttgart ſaß D. in einer erſten Rang-Loge in Offiziers-Uniform. Endlich erſcheint der König, nachdem mit dem Anfange des Stücks wohl eine halbe Stunde deshalb gewartet worden; leider befand D. ſich gerade in des Königs Augenpunkte. So lange der König ſtand, mußte Alles im Theater ſtehen. Nur für D.'s Perſon ſchien Se. Majeſtät Augen zu haben, und nicht ohne Intereſſe bemerkte D. in der königlichen Loge eine gewiſſe Bewegung, welche damit endete, daß der König lebhaft mit einem Hofbeamten ſprach, ſich dann niederſetzte und dem D. abermals mit einem Geſicht und Augen fixirte, welches wahrhaftig widerwärtig genannt werden konnte. D.'s Logenthüre öffnete ſich und der Hofherr, mit dem der König ſo eben geſprochen, tritt ein und frägt D. im Namen des Königs, wer er ſei? Die Antwort: „Der königl. preußiſche Lieutenant D. und Bevollmächtigter der Central-Hospital-Verwaltung für Deutſchland," wurde dem König berichtet. Derſelbe Mann brachte nun die Rückantwort: „Da in

Stuttgart der Befehl besteht, daß nur die cour- und hofsähigen Personen in den ersten Rang-Logen erscheinen dürfen, so sind Sie, Herr Lieutenant, aufgefordert, einen Platz in dem zweiten Range zu nehmen.“ Obschon das Stück während dieses Zwischengesprächs begonnen hatte, so war die Aufmerksamkeit eines großen Theils der Zuschauer doch dieser Loge zugewendet und besonders die der nächsten Umgebung, welche ohnehin das laut geführte Gespräch wohl hören konnte. Sehr deutlich und mit heller Stimme entgegnete D.: „In Preußen ist jeder Offizier courfähig, und hier bin ich es in doppelter Beziehung, da ich auch, als ein Abgesandter der obersten Verwaltungsbehörde der Alliirten, für das Königreich Würtemberg fungire.“ Diese dem Könige wieder hinterbrachte Antwort schien auf Se. Majestät keinen guten Eindruck zu machen und der Hofherr entfernte sich, nachdem er einige harte Worte vom Könige vernommen haben mochte; aus den Geberden und Mienen konnte man dieses schließen. Der König sprach darauf mit einem Offizier, welcher auch alsbald die königliche Loge verließ, in D.'s Loge trat und nochmals den ernsten Befehl aussprach: „D. möchte sich sofort in den zweiten Rang begeben, da in Würtemberg nicht der Stand, sondern die Geburt cour- und hoffähig mache.“ Eben so ernst erwiederte D.: „Da das Jahr 1813 in Preußen alle Krieger geadelt hat, und Keiner derselben einen ihm zukommenden Platz gutwillig aufgiebt, so werde auch ich hier sitzen bleiben, oder Se. Majestät müßten es für zweckmäßig finden, anderweitige Maßregeln zur Vollziehung Seines mir so eben ertheilten Begehrens zu beordern.“ Mit diesen Worten wendete D. sich der Bühne zu und beachtete absichtlich nicht mehr, was in der königl. Loge vorging. Man ließ

ihn nun ferner ungestört, und so behauptete D. seinen Platz bis zu Ende des Stücks.

In einem zweiten Schreiben rieth der Graf Solms den beiden Kommissärs D. und Merrem, sie möchten künftig, um sich vor fernerer Verantwortlichkeit zu schützen, blos als Beobachter reisen und sich als solche benehmen, er schloß mit dem Wunsche, daß sie in Baiern bessere Aufnahme finden möchten als in Würtemberg. Da dieser Rath nur privatim und eigenhändig vom Grafen geschrieben war, so wurde er auch ad acta gelegt und die Kommission blieb fest entschlossen, in gleichem Sinne fort zu handeln, und streng sich an die durch Ludwig v. Voß eben so consequent als tief durchdacht entworfene Vollmachten und Instructionen zu halten. Wie kraft- und muthvoll und mit welcher tüchtigen Gesinnung Dr. Merrem gleiche Ansichten mit D. hegte und solche verfocht, kann nicht genugsam anerkannt und hervorgehoben werden.

Graf Solms freundlichen Wunsch wegen Baiern ging keineswegs in Erfüllung, denn Baierns Lazarethe sollten den Kommissars der Central-Verwaltung verschlossen werden, wie jene in Würtemberg es waren, und alle Trübsale, welche sie bis jetzt erfahren und erduldet hatten, sollten sich wiederholen.

Die Kommissärs verließen Würtemberg und traten über Eßlingen ihre Reise nach Baiern mit dem frohen Bewußtsein an, daß ihre Bemühungen, die vielen unangenehmen Stunden, welche sie durchlebt, die Neckereien, die Kränkungen, die sie erfahren hatten, nicht ohne Erfolg geblieben waren, indem man wirklich den Hospitälern jetzt mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden und die bedeutendsten Mängel abzustellen begann, so daß manche würtembergische Lazarethe

bald unter die beſſern gezählt werden konnten, und die braven Krieger jene Pflege und Fürſorge fanden, die ſie im vollen Maße verdienten. Es war durch der Kommiſſion furchtloſes und kräftiges Auftreten — ohne Rückſicht auf das deſpotiſche Regierungsſyſtem des Königs zu nehmen — wenigſtens eine Rakete mit Leuchtkugeln geplatzt, wodurch für Deutſchland und ſeine Herrſcher das Verfahren hell beleuchtet wurde, welches Würtembergs Regierung gegen alliirte Krieger beobachtete.

Durch dieſes Bewußtſein geſtärkt und erhoben, traten die Kommiſſärs die Reiſe an, und als ob das Schickſal beſchloſſen hätte, ſie für die zu erwartenden trüben Tage im Voraus zu entſchädigen, wurde ihnen während der Reiſe ein Feſt bereitet, über welches ſie nicht nur die verfloſſenen Tage der Trübſale vergaßen, ſondern auch für zukünftige Stärkung und Ermunterung fanden. Es war im Anſpach'ſchen und in Baireuth. Ihre Reiſe durch dieſes Land glich nämlich einem wahren Triumphzuge; lauter Jubel ertönte, als ſich das Gerücht verbreitete, daß ein preußiſcher Offizier und ein Civil-Beamter angekommen wären; Junge und Alte drängten ſich um D., und die Fragen nach dem Wohlſein des allgeliebten Königs, des unvergeßlichen Hardenbergs nahmen kein Ende, ja ſelbſt die Aeußerungen: „O! würden wir doch dieſer milden Regierung, dieſem väterlichen Monarchen zurückgegeben!“ wurden trotz den die Gruppen umgebenden, lauernden Polizeiſpionen laut und aus vollem Herzen vernommen. So ging es von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt; frohe Erinnerungen weckte der Anblick der preußiſchen Uniform, Jubel, Segnungen tönten aus jedem Munde. Als in Schwabach die eroberten Kanonen mit

preußiſcher Eskorte einzogen, zeigte ſich das Volk ſo freudetrunken, und bemühte ſich ſo wenig, ſeine Gefühle zu verbergen, daß die Polizei-Behörde in Nürnberg es für gut fand, ſie nicht in der Stadt einzuquartiren. In Baireuth übergab der Quartiermeiſter dem D. das Quartierbillet mit den Worten: „Sie ſind ein Preuße, müſſen daher auch das beſte Quartier in der Stadt haben.“ Mit Freudenthränen dachte man hier noch überall der Verwaltung des Miniſters v. Hardenberg, und wahrlich, es möchte kein Beiſpiel in der neuern Adminiſtrationsgeſchichte aufzuſtellen ſein, welches Hardenberg's heilbringender, wahrhaft menſchlich großer Verwaltung dieſer Fürſtenthümer, zur Seite zu ſtellen iſt! — Beim Eintritt ſchon in das Königreich Baiern ergriff die Kommiſſärs, in Folge der ihnen bekannten Grundſätze dieſer Regierung, ein dunkles Vorgefühl, daß ihre Sendung ungefähr ſo, wie in Würtemberg, aufgenommen werden dürfte. Als die Kommiſſion die baierſche Gränze überſchritt, ſendete ſie ſofort mit fahrender Poſt, alſo auf die langſamſte Art, ihre von der Central-Hoſpital-Verwaltung ausgeſtellten Vollmachten, Formulare, Tabellen u. ſ. w. mit Beobachtung aller Formalitäten an den Staatsminiſter Grafen v. Montgelas ein, um ihn über den Zweck ihrer Sendung, ihrer Reiſe zu verſtändigen und ſeinen hohen Schuß und Beiſtand zu erbitten. Die Kommiſſärs ſelbſt gingen nun aber mit ſchnellſter Extrapoſt, und ſuchten mit ihren Vollmachten den Lazareth-Direktionen zu imponiren, wodurch es gelang, in den Hoſpitälern von Augsburg, Dillingen, Kaiſersheim, Nürnberg, Bamberg, Culmbach, Plaßenburg, Baireuth, Amberg und Regensburg Liſten, Bücher und Rechnungen auf's Genaueſte durchzugehen, den Zuſtand der Kranken und Verwundeten aufmerkſam zu

beobachten und alle Notizen zu ſammeln und aufzuzeichnen, welche als Grundlage bei künftiger Abrechnung dienen könnten. Die Kommiſſion fand auch hier wieder Gelegenheit, die Nothwendigkeit und den hohen Nutzen einer allgemeinen Hoſpital-Verwaltung zu erkennen, mit blutendem Herzen ſahen wir, wie die Soldaten der baierſchen Armee ſorgfältig gepflegt, mit aller Aufmerkſamkeit behandelt wurden, während man die Krieger der verbündeten Heere auf alle mögliche Weiſe vernachläſſigte.

Um ganz offen zu Werke zu gehen und keine Veranlaſſung zu geben, unſerer Reiſe andere Gründe unterzuſchieben, unterließen wir nicht, über das Mangelhafte, was hier oder dort gefunden wurde, Bericht an den Grafen v. Montgelas von Bamberg und Baireuth einzuſenden.

Keine Vorſichtsmaßregel, gutes Einverſtändniß zu erhalten, wurde vernachläſſigt, kein Mittel, welches dem Zwecke entſprechen konnte, verabſäumt: man gebrauchte in den Berichten an den Grafen v. Montgelas die artigſten Ausdrücke, und erfüllt das, was die erſte, heiligſte Pflicht des Miniſters eines Bundesſtaates geweſen ſein ſollte: Abſtellung der vorgefundenen Mängel und gleiche Behandlung aller Krieger, welche ihr Leben auf dem Schlachtfelde, für die Unabhängigkeit des Königs von Baiern eben ſo wohl als für jene ihrer Fürſten, eingeſetzt hatten, — als eine hohe Gnade Sr. Excellenz. Doch Vorſtellungen, Bitten, „daß man von der bekannten Huld und Gnade Sr. Excellenz hoffte," u. ſ. w., fielen auf unfruchtbaren Boden; Se. Excellenz beliebten, nicht nur kein Zeichen von Huld und Gnade zu geben, ſondern ſchleuderten endlich den tödtlichen Blitz gegen die Kommiſſäre. In Regensburg an der Tafel

des Fürsten v. Thurn und Taxis erfuhr D., daß ein, ihn betreffendes königliches Reſcript an den Grafen v. Lodron, einen bekannten Freund und Anhänger der Franzoſen, gelangt ſei. Der Inhalt deſſelben wurde ihm bald, im officiellen Wege, durch den Grafen v. Lodron mitgetheilt. Die königlich baierſche Regierung erklärte darin: „daß ſie die angeblichen Kommiſſäre der ſogenannten Central-Verwaltung nicht anerkenne, und daß ſie von den königlich baierſchen Behörden nur als Privatreiſende angeſehen, ihre Anfragen nicht beantwortet, ihre Geſuche und Vorſtellungen nicht berückſichtigt werden ſollten, ihnen auch weder Quartier noch Vorſpann zu verabfolgen ſei.“

Es iſt nicht ſchwer, die Gründe, welche die baierſche Regierung bewogen, ſich einer fremden Inſpection ihrer Hoſpitäler ſo ſtandhaft zu widerſetzen, anzugeben; in Amberg wurde uns von den dortigen Hoſpital-Kommandanten unverholen und offen geſagt, daß die Regierung darum ihre Hoſpitäler einer fremden Inſpection zu unterwerfen verweigere, damit bei künftigen Abrechnungen mit den übrigen Bundesſtaaten keine Colliſionen entſtehen möchten.

Dieſer Grund erſchien durch die Lage der Sache ſehr wahrſcheinlich, denn war es keinem fremden Auge geſtattet worden, einen Blick in das Innere der baierſchen Lazarethe zu thun, ſo konnte man einſt für die ſchaudervoll behandelten Kranken und Verwundeten der Alliirten, gleiche Koſten anrechnen als für die ſorgfältig gepflegten und behandelten Baiern, welchen nichts mangelte, indeß jene, mit Schmuz und Ungeziefer bedeckt, auf vermoderten Stroh lagen, wobei die Regierung natürlich nur gewinnen konnte.

Die edle Fürstin v. Thurn und Taxis entwarf dem D. ein schauderhaftes Bild des Elendes, welches früher in den Hospitälern zu Regensburg geherrscht hatte, welchem aber einigermaßen durch den Frauenverein, dessen Stifterin und Vorsteherin diese hochherzige Frau war, abgeholfen wurde; Tausende und Tausende waren indeß dahin gerafft worden und der, welcher sie durch einen Federstrich erhalten konnte und es nicht gethan, zukünftiger Abrechnungen wegen, es nicht gethan, mag es vor dem ewigen Richter verantworten.

Der Zweck dieses königl. Montgelas-Reskripts war einleuchtend: man wollte die Papiere der jetzt als Privatreisende betrachteten Kommissairs, eben um der künftigen Abrechnung wegen, alle Notizen die gesammelt waren, unschädlich machen; — die Kommissairs hatten bereits zu tief in dies für die Alliirten so feindselige Regierungs-System geblickt. D.'s Protestationen gegen dieses Reskript bei dem Grafen Lodron, besonders über die Ausdrücke „angebliche Kommission, sogenannte Central-Hospital-Verwaltung," waren natürlich vergeblich.

Der Kommandant von Regensburg, General Graf Spaur ein eben so wohlgesinnter als liebenswürdiger Mann, dem Montgelas-System abgeneigt und Freund des Kronprinzen, (jetzigen Königs), mußte natürlich den Befehl vollziehen, indem er auf den Paß des D. bemerkte: „Gesehen, das königl. baiersche Stadt-Kommando, Regensburg den 18. Mai 1814 und geht morgen von hier ab mit dem Bemerken, daß selben vermöge allerhöchsten Reskripts vom 9. dieses, weder Verpflegung noch Vorspann noch Quartier gebühre." Der Graf gab dem D. die gemessensten Warnungen sich ja nicht lange mehr der Willkür eines Herrn v. Lodron Preis zu geben, welches die Fürstin v. Thurn

und Taxis schen früher mit wahrhaft besorglicher Miene gethan hatte. Daher eilte die Kommission und setzte ihren Weg mit Kourier-Pferden nach München fort, um so schnell als möglich ihre Beschwerden bei höchster Behörde anzubringen, und von derselben die gewünschten Aufklärungen zu erhalten. Diese Behandlungsart konnte uns nicht mehr unangenehm berühren, auch nicht befremden; die in Würtemberg gemachte Vorschule hatte uns hinlänglich gestählt, dergleichen témoignages de bienveillance entgegen zu nehmen, und zu würdigen.

In Regensburg wurde diese Verweigerung wenigstens in schicklicher Form, mit Beobachtung des Anstandes ertheilt; es gab aber auch Behörden, welche, indem sie den Geist ihrer Regierung kannten, sich wohl über die Gesetze des Anstandes erheben zu dürfen glaubten. Der Oberamtmann von Augsburg, welcher zugleich das Amt eines Marsch-Kommissarius verwaltete, ein General Terego, erklärte den Kommissarien, daß er ihnen kein Quartier, keine Verpflegung u. s. w. anweisen werde, indem ihre Reise wohl nur eine Spazierfahrt sei und zu solchen Spazierfahrten dergleichen Lieferungen nicht verabreicht würden. — Hier muß noch bemerkt werden, daß D. an der Tafel bei dem Fürsten v. Thurn und Taxis einen Baron v. M....., der Kammerherr der Fürstin war, kennen lernte. Da er später bei D.'s Aufenthalt als Legations-Sekretair in Dresden, und dann in Berlin noch öfters genannt werden muß, so sei aus D.'s Tagebuche noch folgendes über diesen Mann angeführt. „Die äußere Erscheinung des Herrn v. M....., mit seinem wahrhaft vornehmen Anstand und klugem Gesicht gefällt mir gar sehr, doch das übermüthige Benehmen, die herrischen Augen, womit er die Tafel beherrschen wollte, waren mir unange-

nehm, doch Aufmerkſamkeit erregend. Als ich Graf Spaur nach Baron M..... fragte, meinte er: „daß der Hof des Fürſten v. Thurn und Taxis ſich bemühe, ihn los zu werden.“ Der treffliche Mann ſchien viel über deſſen Verhältniſſe erzählen zu können, doch er ſprach nur dunkel von dem frühern Leben, lobte „ſeine große Weltерfahrenheit, eine Eigenſchaft, welche mit einem ſchönen Aeußern ihn ſchon fördern würde.“ Beim Abſchiede ſetzte Graf Spaur noch hinzu: „nächſt unſerm Civil-Chef Grafen v. Lebron, dieſem wüthenden Franzoſenfreunde, und Gehülfen des Miniſters v. Montgelas, vermeide ich am meiſten dieſen Baron v. M....., welcher in Weſtindien auf der hohen Schule geweſen iſt.“ Doch mehr konnte und wollte er nicht ſprechen. Wichtig für mich war überall eine ſo laut und heftig ausgeſprochene Abneigung, ja Haß zu finden, welche ſich gegen den allmächtigen Miniſter Grafen v. Montgelas kund gab.

Gern hätte D. den hier in größter Zurückgezogenheit lebenden Fürſten Primas kennen gelernt; es war aber nicht möglich, da derſelbe krank darnieder lag. Er erſchien als ein rührendes Bild des Wechſels menſchlicher Schickſale! alle Stadien des Glücks und der äußern Ehre hatte Dalberg durchlaufen; das Vertrauen und die Achtung Napoleons beſeſſen, als er 1815 halb überredet, halb gezwungen ſeine Regierung niederlegte und ſich als einfacher Geiſtlicher nach dieſer Stadt zurückzog*).

*) Hier wurde eine ſehr amüſante Anekdote erzählt. Während Dalberg in Paris war, machte er einer polniſchen Fürſtin heftig den Hof, welche auch von Napoleon ſehr ausgezeichnet wurde. In einer Abendgeſellſchaft in den Tuilerien geht Dalberg — der geiſtliche Fürſt — auf die Polin zu, ſieht nicht, daß in der Nähe Napoleon ſteht und faßt dieſelbe mit beiden Händen in die Seite, ſprechend:

In München angelangt war es der Kommission erste Sorge, die widerrechtliche Behandlung der königl. baierschen Behörde dem Minister Grafen v. Montgelas schriftlich anzuzeigen und um eine gebührende Genugthuung zu bitten. Graf Montgelas gab keine Antwort, welches zu erwarten war. Doch konnte es dabei nicht bleiben; man war es der Würde der Behörde schuldig, welche die Kommission gesandt und derselben durch so ausgedehnte Vollmachten Vertrauen bewiesen hatte, Baiern nicht eher zu verlassen, als bis über die Ausdrücke „sogenannt und angeblich" die nöthige Aufklärung gegeben und durch ein neues königliches Reskript die Bemerkung in Regensburg auf D.'s Paß, annullirt sein würde.

Daß der nicht antwortende Minister auch nicht geneigt sein möchte, den nicht anerkannten Abgesandten einer nicht anerkannten Behörde, Audienz zu ertheilen, war wohl zu vermuthen, doch mußte es versucht werden. D. fuhr allein, da Dr. Merrem ihn zu begleiten für unnütz hielt, früh Morgens zum Minister, um ihm in seinem Lustschlosse die Aufwartung zu machen. Er ließ sich als Kommissarius der Central-Verwaltung melden und ward abgewiesen; D. fuhr darauf eine Viertelstunde spazieren, langte darauf abermals beim Lustschlosse an, ließ sich als königl. preußischer Offizier melden und ward sofort angenommen. Die Unterredung dauerte gegen drei Stunden.

„schöne Frau wie geht es?" Der Fürstin entfährt in demselben Augenblick ein lautes Unglück, alles sieht erstaunt sich nach derselben um und auch Napoleon. Mit größter Unbefangenheit wendet sie sich demselben zu und sagt: „wenn man von so heiligen Händen berührt wird, so fährt der Pest davon." Lachen und Bewunderung dieser witzig geistreichen Wendung waren der Lohn der liebenswürdigen Ausländerin.

Graf Montgelas wollte über die Hospitäler, über die unerhörten Eingriffe der Kommissionen, ohne Erlaubniß Bayerethe in Baiern nicht allein besehen, sondern auch die genauesten Notizen aus den Rechnungen genommen zu haben, sprechen. D. laut seinem Paß in Baiern nur Privatmann, fürchtete die Schlangennatur des Ministers und fiel demselben in die Rede: „ich kann mich in keine Geschäftserörterungen eher einlassen, als bis Ew. Excellenz die Beleidigung, welche durch die Art der Visirung meines Passes in Regensburg mir widerfahren, ausgeglichen haben, ehe dieses geschehen, werde ich nicht von München abreisen; Ew. Excellenz haben durch Annahme meiner Visite bewiesen, daß Sie den Offizier des Königs von Preußen achten und ehren, und als solcher habe ich auf solche Genugthuung Anspruch zu machen.“ Hierbei reichte D. dem Minister seinen Paß hin. Schweigend gingen beide einigemal die Stube auf und ab, endlich klingelte der Minister; ein Sekretair kam, erhielt vom Minister den Paß und einen mündlichen Auftrag, worauf er sich entfernte. D. verlor keinen Moment, um den Grafen nicht zur Rede kommen zu lassen und fing von München und Münchens Umgebungen an mit dem Minister zu sprechen; Montgelas der D.'s Absicht wohl errieth, war artig genug und ging in das Gespräch ein, welches jedoch nicht lange dauerte, indem der Sekretair den Paß brachte, welchen Montgelas mit den Worten: „nun sind Sie damit zufrieden?“ an D. überreichte. Es stand darauf: „Gesehen bei dem königl. General-Kommissariat des Isar-Kreises zur weitern Reise, und ist nach neuerlicher allerhöchster Anbefehlung die Vorspann und Einquartierung auf Dach und Fach zu verabfolgen. München den 21. Mai 1814.“ Der Minister frirte den D. sehr scharf, welcher mit einem ironischen

Lachen ſich als vollſtändig befriedigt über dieſes im Moment vom Miniſter fabricirte königl. allerhöchſte Reſkript, bezeugte. Montgelas konnte nun den bis dahin unterdrückten Unmuth nicht länger zurückhalten und ſagte in heftiger Bewegung: „In einem Augenblicke, wo ſo viele Eingriffe in die Rechte der Staaten und Völker geſchehen, iſt es die Pflicht jedes Regenten, konſequent zu handeln. Des Königs Majeſtät, mein Herr, hatte zwar die Güte und Gnade, die krank gewordenen Soldaten der durch Baiern ziehenden alliirten Truppen in ſeine Lazarethe aufzunehmen, dieſes geht aber niemand etwas an, und es braucht auch niemand die Hoſpitäler zu beſehen, da zu ſeiner Zeit die gehörigen Verrechnungen ſchon gemacht werden ſollen, wenn ich auch jetzt ſchon überzeugt bin, daß niemals an Bezahlung der Rechnungen von den großmuthigen Verbündeten gedacht werden wird; aber Ihre Miſſion habe ich bereits einen Kourier in das Hauptquartier an den Feldmarſchall Wrede geſandt, um zu hören, wie ſo ein verlaufener Miniſter oder ſein Knecht, ein Graf Selms-Laubach (deſſen Namen er ſtets verdrehte) dazu kommt, ſolche Maßregeln zu nehmen und ſolche Vollmachten auszuſtellen; beiden Herren iſt es oft genug von mir vorgehalten worden, daß Seine Majeſtät der König, mein Herr, weder die General-Intendantur, noch die unſinnige Central-Verwaltung, noch ſonſt dergleichen, anerkannt haben; ſo ſehr man ſich auch durch wahrhafte Kapenſprünge bemüht, der Art Adminiſtrationen geltend zu machen. Nie wird von uns etwas davon anerkannt werden.“

D. Wollen Ew. Excellenz es nun wohl geſtatten, daß ich Ihnen mündlich über die gewiſſenloſe Verwaltung Ihrer Lazarethe ſpreche, die von der oberſten Kriegs-Adminiſtration doch wohl beachtet werden muß, da Sie ja ſelbſt ſagen,

daß die Vergütigung für verpflegte kranke Soldaten in Anſpruch genommen werden ſoll; keine Feder kann das Elend, den Jammer ſchildern, welchen ich —

Montgelas. Dieſer Herr v. Stein, dieſer eingefleiſchte Moskowite ſoll Herr über Deutſchlands Fürſten ſein? Dieſer Menſch, der ſich mit fortgelaufenen Vagabonden und Spitzbuben umgiebt, ſchändliche, deutſche Fürſten und Regierungen herabwürdigende Bücher ſchreiben läßt, den ſollen dieſe beleidigten Staaten als Chef einer wahrhaft unſinnig konſtituirten oberſten Verwaltungsbehörde anerkennen? Nein, dieſes Maas von Schmach und Hohn wird zu voll!"

Mehrere Verſuche, die T. machte, um auf den Hauptgegenſtand der Sendung zu kommen, unterbrach der Miniſter ſtets mit ſcharfen, rückſichtsloſen Ausfällen auf Rußlands und Preußens Miniſter, wobei er öfters den Grafen Solms citirte. Um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, drang T. auf eine Erklärung, was das königl. Reſkript mit den Ausdrücken „ſogenannte und angebliche" eigentlich habe ſagen wollen, und wie er dieſe in Beziehung zu ſeiner Perſon zu verſtehen hätte. Der Schritt des Miniſters wurde etwas ruhiger, und auch der innere Sturm ſchien ſich zu legen, während T. ſprach; jener hatte mit ſeinen glühenden, ſcharfblickenden Augen bis dahin ſtets zu Boden geſehen, denſelben gleichſam aufwühlen wollend; er erhob jetzt den Blick, ſah T. an und ſagte ſehr ruhig: „Niemand wird es, kann es bezweifeln, daß Sie der wahre Kommiſſair der Central-Verwaltung ſind, nur nicht in Baiern, ſonſt vielleicht in allen Ländern, — der nachbarliche dicke Selbſtherrſcher wohl ausgenommen — nicht aber hier, — wie geſagt — wo man die Oberbehörde nicht anerkennt, und auch von einem ſogenannten oberſten Verwaltungsrath, deſſen

Anführer der Herr v. Stein iſt, nichts weiß und wiſſen will; da die Kommiſſion gegenwärtig in Baiern iſt, ſo kann ſie für mich nur eine angebliche Kommiſſion einer ſogenannten Central-Hoſpital-Verwaltung ſein; nie werde ich zweifeln, daß Sie nicht wirklich von einer in dieſer Art ſich kennenden Behörde abgeſandt ſind; will ich nun auch von dieſer und ihrer geſendeten Kommiſſion nichts wiſſen, iſt ſolche für Baiern auch ein Unding und deren Chef eine Null, ſo achte ich Sie und Ihr Benehmen, dieſes beweiſt Ihnen meine Aufnahme und die Erfüllung Ihres Wunſches, rückſichtlich Ihres Paſſes. Waren Sie längere Zeit in Regensburg? Haben Sie die Fürſtin v. Thurn und Taxis geſehen?“

T. Nur wenige Tage, und als Preuße fand ich eine ſehr freundliche Aufnahme bei der Fürſtin.

Montgelas. Der armen Frau geht es wie dem ſaubern Herrn v. Stein; auch ſie iſt von Spitzbuben und Vagabunden umgeben; Herr v. Stein ſollte ſich den Einen von ihr erbitten; er würde ſeinem Meiſter Ehre machen, jetzt kennte er ihn zur Hetze auf die deutſchen Fürſten gebrauchen und nachher dem Chevalier v. Hardenberg überweiſen.“ Unangenehm berührte dieſe erſte namentliche Erwähnung des Staatskanzlers, deshalb das frühere Geſpräch aufnehmend, ſagte T.: „Die edle Fürſtin v. Thurn und Taxis hat mir auch ein ſchauderhaftes Bild von dem Elende entworfen, welches früher in den Hoſpitälern in Regensburg geherrſcht, und das allein nur durch die Bemühungen des Frauenvereins etwas gemildert worden iſt.“ Herr v. Montgelas, T. mit freundlicher Miene die Hand reichend, erwiederte: „Die von Ihnen erhaltenen Berichte über die in den Lazarethen herrſchenden Mißbräuche haben mich mit Indignation erfüllt, und ich habe die ſtrengſten

Unterſuchungen deshalb anbefohlen, den Mängeln ſoll nach Möglichkeit abgeholfen werden, und Sie können mit der Beruhigung Baiern verlaſſen, daß Ihre menſchenfreundlichen Bemühungen nicht ohne Nutzen hier geweſen ſind.“ — E.'s Abſicht, ſich empfehlen zu wollen, beachtete Herr v. Montgelas nicht, er kämpfte in ſeinem Innern mit einem Entſchluß, der immer nicht zu Tage kommen wollte: er ſchwieg, E. auch, und ſo hatte dieſer Gelegenheit, die intereſſante Perſönlichkeit genau zu beobachten. Montgelas markirtes Geſicht erhielt durch die wahrhaft ſengenden, glühenden Augen etwas dämoniſches, unheimliches, in ſeinen Bewegungen am vergleichbarſten mit einem wilden, reißenden Thier im Käfig. Nach wohl zehn Minuten langem Schweigen begann er: „Alſo nur die Hoſpitäler und die Aufträge des Herrn v. Stein und Grafen Solms-Laubach (zum erſtenmal, daß er dieſen Namen richtig ausſprach) haben Sie nach Baiern geführt? Ihr eigener, eigentlicher Miniſter wird Ihnen wohl Veranlaſſung gegeben haben, auch noch andere Bemerkungen zu machen.“ — E. fielen die ähnlichen Zweifel und Bemerkungen des Kommandanten in Amberg ein, und da er wirklich keine andern Aufträge hatte, ſo konnte derſelbe dieſes unbefangen bemerken und doch von dem ſprechen, was ihm auf ſeiner Reiſe aufgefallen; er erwiederte daher: „Das Militair-Lazareth-Weſen iſt eine ſo wichtige und complicirte Angelegenheit, daß ſie die ganze Zeit, die ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, beſonders für mich, da meine Berichte die Grundlage zu den künftigen Abrechnungen bilden ſollen. Eben weil ich keinen Auftrag habe auf irgend andere Gegenſtände mein Augenmerk zu richten, ſo darf, ſo kann ich Ew. Excellenz ſehr offen darüber ſprechen, was mich in Baiern in Erſtaunen geſetzt hat, falls Sie irgend einen

Werth darauf legen ſollten.“ Mit einem Schwalm von verbindlichen Redensarten und pfiffig auflauernden Blicken ſagte Graf Montgelas: „O es würde mir ſehr intereſſant ſein zu hören, wodurch Sie in unſerm Lande in Erſtaunen geſetzt worden ſind, um ſo intereſſanter, da Sie aus Regensburg kommen.“

T. Wenn Ew. Excellenz es ſo befehlen, ſo gestehe ich, daß es mir ſeltſam erſchienen, in einem Zeitpunkte, wo die anderen Mächte ihre Landwehren auflöſen und nach Hauſe gehen laſſen, ſolche in Baiern mit dem größten Eifer und der größten Strenge exerzirt zu ſehen.

Montgelas. Wie ich Ihnen ſchon früher bemerkte, iſt den deutſchen Staaten große Vorſicht zu empfehlen, denn wahrlich die vielen Eingriffe in die Unabhängigkeit derſelben macht es wohl ſehr nothwendig, ſich zu ſichern.

Dieſe Wendung des Geſprächs ſchien Herrn v. Montgelas unangenehm; er kam noch einmal auf Regensburg und meinte ſo treuherzig als möglich ſich ſtellend: „Wahrlich es wäre ſehr zu wünſchen, daß eine ſo vortreffliche Frau, wie die Frau Fürſtin v. Thurn und Taxis aus den Krallen von Landſtreichern befreit würde. Se. Majeſtät, mein König, hat ſchon vielen Kummer darüber gehabt und für mich ſind von daher ſchon viele Mißverſtändniſſe herbeiführende Verläumdungen gekommen. Doch Ihnen werden dieſe Verhältniſſe nicht unbekannt geblieben ſein.“ Endlich entließ der Miniſter den T., ihm freundlich die Hand reichend mit den Worten: „Lebhaft bedaure ich, daß Ihr jetzt gewiß nur noch ſehr kurzer Aufenthalt in München mich des Vergnügens beraubt, Sie in mein Haus einzuführen.“ Mit dieſer höflichen, aber beſtimmten Weiſung Baierns Hauptſtadt und

das Königreich zu meiden, verließ D. den Grafen v. Montgelas.

In München hatte D. auch den Herrn v. Aretin besucht, welcher in ähnlichen Ausdrücken wie sein Herr und Meister Montgelas über die Central-Verwaltung sprach und unter andern sagte: „Die baierſche Regierung hat ſich von der allgemeinen Maßregel der General-Intendanturen, alſo auch von der Central-Hoſpital-Verwaltung völlig losgemacht, denn bei den gegenwärtigen vielen Eingriffen in die Unabhängigkeit der Staaten, iſt es nothwendig, ſich ſo viel als möglich zu ſichern."

Die große Abneigung, welche ſich in Baiern bei dem Anhange des herrſchenden Miniſterii gegen die reiſende Kommiſſion der Central-Verwaltung ausſprach, durfte wohl nicht nur durch die von dem Hoſpital-Kommandanten in Amberg vermutheten und, wie früher erwähnt, dem D. angezeigten Gründe, ſondern durch andere Beſorgniſſe erzeugt und genährt worden ſein: man ſchien die Inſpectionen der Lazarethe nur für einen Vorwand zu halten und zu glauben, die eigentliche Abſicht der reiſenden Kommiſſare ſei keine andere, als ſich von dem Zuſtande der Landesbewaffnung zu überzeugen. Wie man zu dieſem Wahn gekommen war, iſt nicht leicht zu begreifen; nur durch ein böſes Gewiſſen, welches auch durch den entfernteſten Schein, durch die unbedeutendſten Dinge aufgeſchreckt wird und ſich verrathen glaubt, ohne daß irgend Jemand an geheime Schuld gedacht, konnte dieſe Anſicht erzeugt werden ſein. Seltſam ſchien es freilich, daß in einem Zeitpunkte, wo alle anderen Mächte ihre Landwehren auflöſten und nach Hauſe gehen ließen, ſolche in Baiern mit dem größten Eifer und der größten Strenge organiſirt wurden; der vierte Theil

der Bevölkerung, alle waffenfähigen Individuen, von 20 bis 60 Jahren, mußten in die Landwehr-Bataillons treten, der Landkreis allein 80 Bataillons stellen; was allerdings wohl mit Recht den Glauben, ja die Ueberzeugung hervorrufen konnte, daß Baierns allmächtiger Minister schon vorher auf's Genaueste von Dem unterrichtet war, was für alle Uebrigen noch im Schooße des Schicksals verborgen lag, daß er aber freilich dabei auf einen andern Ausgang der großen Katastrophe bei Belle Alliance gerechnet haben mochte.

Es war D. wohl vor seinem Eintritt in das Königreich Baiern bekannt, daß Graf Montgelas nicht sehr beliebt war, oder eigentlich, daß man ihn und seine Anhänger haßte, aber daß er so allgemein, so wüthend gehaßt würde, als es wirklich der Fall war, hatte er sich nicht gedacht, es überstieg auch jede Vorstellung; und dieser Haß wurde nicht verborgen, er sprach sich öffentlich und ohne Scheu aus; es wurde laut geschimpft, laut gemurrt, und dabei machte sich Jedermann ein Geschäft und ein Vergnügen daraus, die nachtheiligsten, wenn auch ganz unwahrscheinlichen, Gerüchte über den verhaßten Minister in Umlauf zu setzen. Mit Erstaunen hörte D. von einem Landprediger, in der Gegend von Augsburg, als eine vollkommen glaubwürdige Neuigkeit erzählen, daß der Minister Briefe des General Wrede an den König, in welchen er sich über das Nichtsenden von Reitern beschwerte, unterschlagen habe, daß aber dieser Verrath entdeckt, des Ministers Papiere untersucht und eine geheime, schon nach dem Beitritte Baierns zum Völkerbunde, mit Napoleon geführte Korrespondenz gefunden worden sei, worauf man den Minister mit fünf seiner Anhänger in Ketten gelegt und ins Gefängniß gebracht habe. Aehnliche Erzählungen hörte man überall; sie

wurden stets mit Jubel aufgenommen, gingen von Munde zu Munde, und verbreiteten sich mit Blitzesschnelle. Besonders in den Theilen Baierns sprach sich dieser verachtende Haß am lautesten aus, wo man Graf Reisach und sein menschenfreundliches Wirken kannte, es ertönte diesem Manne nur ein allgemeines Lob, und in Augsburg konnte man kein Ende finden, D. von dessen großen Verdiensten um den Staat zu erzählen, und wie er bei allen Unterdrückungen und der schrecklichsten Kabinetsjustiz des Grafen Montgelas, diesem stets offen entgegengetreten und Hunderte von braven Menschen seiner Rache und Verfolgung entzogen habe. Wie er besonders seine ausgedehnten Vollmachten — über Leben, Tod und ewige Einkerkerung, als General-Kommissar in Vorarlberg dazu benutzt habe, alle Franzosenfeinde und daher von Montgelas proscribirten Männer glücklich nach Oestreich zu schaffen, und auf diese Weise die Opfer, welche der Rachgier des gewaltigen Ministers fallen sollten, zu retten. Hier, durch das lebendige Wort der Bewohner lernt man den eigentlichen Sinn der bedeutungsvollen Worte des Erzherzogs Johann v. Oesterreich verstehen, wenn dieser in dem Werke: das Heer von Inner-Oesterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Krieg von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn. Leipzig, Brockhaus 1817. Seite 271 f. vom Grafen Reisach sagen läßt: „Der wichtigste Umstand hierzu waren die wahrhaft deutschen und äußerst anti-bonapartischen Gesinnungen des Grafen Reisach, Generalkommissärs des Isch-Kreises in Augsburg, bevollmächtigten Hofkommissärs bei Beaumont's und du Moulin's Reservekorps, gerade für alle diese Anstalten, und sein genaues, wiewohl natürlich sehr geheimes Einverständniß mit dem Freiherrn v. Hormayr."

Wie gesagt, Sympathie für Reisach und ein Schrei des Unwillens und der tiefsten Indignation über das schmähliche Verfahren des Ministers v. Stein hörte D. durch ganz Baiern ertönen. Man hatte ein so großes Interesse an diesen, Baiern so nahe berührenden Begebenheiten, daß man alle Vorfälle auf das Genaueste zu erzählen wußte, besonders über Reisach's Verhaftung und Gefangenhaltung in Bremen, gegen welche Stadt man auch den gründlichsten Haß laut aussprach, die sich allerdings auf schmähliche Weise dazu hergab, der Verfolgungswuth der Herren v. Montgelas und v. Stein behülflich zu sein: zweier Männer, die sich in den Vernichtungsversuchen gegen den Grafen Reisach freilich allein nur begegneten und vereinigten, sonst sich tödtlich haßten und verfolgten.

Indem die Kommission das Königreich Baiern verließ, konnte sie wohl mit den Resultaten ihrer Bemühungen daselbst möglichst zufrieden sein; ihre Geschäfte, welche unter so ungünstigen Vorbedeutungen begonnen wurden, endeten zur Ehre der Kommission, und brachten Tausenden und aber Tausenden braver Krieger Linderung ihrer Leiden. Der Minister Graf Montgelas hatte wirklich sofort Untersuchungen angeordnet und es wurde den Lazarethen fortan die größte Aufmerksamkeit geschenkt, selbst mehre Hospitalbeamte zur Untersuchung gezogen.

Das königliche Reskript, worin die Kommission als angeblich, die Central-Verwaltung als sogenannt erschien, wurde in Bezug auf D., soviel es Baierns einmal angenommene Grundsätze erlaubten, wenn auch nicht aufgehoben, so doch gemildert. Graf Montgelas hatte dem D. als königlich preußischer Offizier eine förmliche Ehrenerklärung gemacht, sein Reisepaß wurde auf speciellen allerhöchsten

Befehl ertheilt, ihm Vorspann, Quartier u. s. w. wieder angewiesen, der sieben Tage vorher erlassene allerhöchste Befehl dadurch annullirt, und so auch seine Person, seine Papiere u. s. w. sicher gestellt. Ist das Schicksal der Kommission in Baiern nicht ein neuer Beweis, wie ein fester, beharrlicher Sinn für eine gute Sache beinahe stets durch glückliche Resultate belohnt wird? Zu bedauern bleibt es nur, daß die Central-Verwaltung sich nicht schon früher entschlossen hatte, eine solche Kommission, zur Inspicirung der Hospitäler, durch Deutschland zu senden; wie viele Tausende braver Krieger würden erhalten worden sein, würden ihr Vaterland, ihre Familie wieder gesehen haben, und nicht im Elende, in der Verzweiflung schmählich umgekommen, nicht eine Beute der Unwissenheit, der Bosheit, des Hasses oder selbstsüchtiger anderer Interessen geworden sein!

Nach all diesen überstandenen Mühseligkeiten und eingeathmeter Pestluft glaubten D. und Dr. Merrem sich durch die Naturschönheiten und durch die reine Luft am Bodensee entschädigen, erholen zu dürfen, daher wurde der Rückweg über Kempten, Lindau, längs dem Bodensee nach Friedrichshafen, Konstanz, Schaffhausen und so durch den noch nicht inspicirten Theil des paradiesischen Badens eingeschlagen. Beschreibungen dieser herrlichen Gegenden mit ihren Merkwürdigkeiten, das Großartige des Rheinfalls bei Schaffhausen, das blühende Schwaben mit seinen herrlichen, alterthümlichen, geschichtlich ewig denkwürdigen Burgen, sind so vielfältig gedruckt, daß es unnütz sein würde, darüber hier noch etwas sagen zu wollen; wie D.'s Gemüth in diesem Paradiese gestimmt ward, mag der Auszug aus einem Briefe beweisen, welchen er unter dem 28. Mai

1814 aus Lindau an ſeine Eltern nach Königsberg in Preuſſen ſchrieb. Darin heißt es:

„Mit innigeren, herrlicheren Gefühlen kann ich Dir, theuerſter Vater, zu Deinem Geburtstage nicht frohere und heitere Tage wünſchen, als eben jetzt, wo ich von der heiligſten, herrlichſten Feier der Natur heimkehre, und nachdem ich dem Ewigen Preis und Hymnen geſungen habe über die Herrlichkeit ſeiner Schöpfung! — Auf einem kleinen Nachen fuhr ich in gemüthlicher, ſchöner Geſellſchaft aus Lindau's Hafen auf dem Bodenſee in die Strahlen der ſinkenden Sonne, welche rund um Alles vergoldeten und mit einem nicht zu beſchreibenden Duft erfüllten. Waldhörner und einige ſchöne Mädchenſtimmen ſangen ihr den Abſchied, und wir fuhren ihr ſo lange nach, bis ſie bei dem, völlig wolkenfreien Himmel flammend unſern Augen entſchwand. Einige Hirten auf den fernen Bergen miſchten ſich in unſren Feier-Geſang. Die Eis- und Felsmaſſen vermindern ſich gegen Schaffhauſen hin; ſo ſchifften wir bei lieblichen grünen Ufern, mit Dörfern und Städten geziert, in den letzten Strahlen des Abendroths. Es war ſo ſchön, ſo bezaubernd, daß wir erſt ans Umkehren dachten, als ein kühler Nachtwind, der das Nahn bewegte, uns daran erinnerte. Umkehrend ſahen wir ſchon die halbe Vollmondſcheibe in dem blauen Aether und ſie ſchien mit dem Abendrothe zu ſtreiten. Der Eisberge Spitzen waren noch vergoldet, während in den Thälern ſchon tiefe Nacht herrſchte, ſelbſt der Bodenſee hatte eine ſchwarzgrüne Farbe angenommen. Halb Mondenlicht, halb Abendroth erleuchteten die Waldkapellen, welche zerſtreut an den Bergen liegen, von wo aus die Betglocken mit den Geläuten der heimkehrenden Heerden einen herrlichen Abendgeſang machten. Unſre Muſik,

unſer Geſpräch verſtummte! Bei hellem Mondenſchein langten wir in Lindau wieder an, und wie Feuerpaläſte glänzte noch der ewige Schnee auf den Spitzen der Berge, aus denen ſich der Vater Rhein in den Bodenſee ſtürzt.“

„Welch ein reges Leben war beim Hinfahren, die Vögel ſangen, Alles ſchien belebt, ſelbſt die Bäume, die Pflanzen freuten ſich der herrlichen Sonne, doch mit ihr entfloh das rege, frohe Leben; und nur das Ewige, Kalte, Todte blieb und erſtickte mit ſeiner Größe, ſeiner Unendlichkeit jedes frohe, heitere Gefühl, und nie fühlte ich es ſo deutlich, ſo tief, daß in dunkler Mitternacht nur das Schickſal nahe an den Menſchen tritt, und ihn flüſternd in Glück und Unglück ſein Verhängniß verkündet! Das tiefe, düſtere Rauſchen des Waſſers ſchien mir die verhängnißvolle Stimme! Denn nur in der großen erhabenen Natur kann man ſie vernehmen.“

„O! es iſt eine göttliche Gegend um den Bodenſee, beſonders von Lindau aus, wo man die gewaltigen jenſeitigen Eisgebirge vor ſich hat, aus denen der Rhein hinunter ſtrömt. Es iſt ein Paradies, und daher, theuerſter Vater, ſchrieb ich nicht eher, denn es war mein Vernehmen, einen Umweg über Lindau zu machen und einen Tag hier zu raſten, damit ich mich recht gemüthlich im Genuſſe der herrlichſten Natur mit Euch, theuerſte Eltern, unterhalten konnte. Dieſes iſt geſchehen! Die Sonne vergoldete eben erſt die Gipfel der Berge, als ich ſchon auf und im Freien war, der frohen Zeiten in Königsberg gedachte, und für das Wohl und die heitere Zufriedenheit der beſten Eltern dem gütigen Gott, der mir ſo viel Gutes und Lebensfrohes zugeſendet, die herzlichſten Gebete zum Morgenopfer brachte!“ — —

„Daß ich nie über Politik schreibe, verzeihet; früher that ich es, finde aber jetzt, nachdem ich selbst in so viele und verschiedenartige politische Verbindungen gekommen, daß es besser ist, darüber zu schweigen. Wie sehr oft ich aber an Bruder Ernst denke, wenn ich den glorreichen, herrlichen Charakter unsers wahrhaft großen Königs betrachte, mag er sich selbst sagen, und sich freuen, daß sein Herz ihm stets so fest anhing. Wie klein erscheint dagegen der sitterhafte Tand und die gehaltlose, ohne Verdienst anmaßende Eitelkeit einer andern schönen, äußeren Form, die so gern die zweite Größe des Namens sein möchte! — Nie habe ich es so deutlich gefühlt, daß mein Herz dem theuern Vaterlande so treu anhängt, als jetzt, und komme ich auf Preußens Strahlenkranz zu sprechen, in dem der König und Hardenberg wie zwei hellglänzende Sterne leuchten, so finde ich kein Ende. Dem Vaterlande muß man treu bleiben; man muß sterben können, ehe man dagegen ist. Die Natur empört sich dabei — und überall folgt dem Abtrünnigen und dem Feinde des Vaterlandes innerer Schmerz, Reue, ein Gefühl von Fluch; alle zarten Bande des Lebens werden damit zerrissen. Glücklich der Preuße! daß er und mit ihm die Bessern des gesammten deutschen Vaterlandes, in Preußen den einzigen Haltungspunkt alles Großen, Schönen finden müssen, und daß alles Uebrige dunkel gegen diesen Stern erscheint. Zufrieden mit der Auflösung der jetzigen Zeit, welche doch wohl nur scheinbar sein dürfte, bin ich gerade nicht. Der Knoten des politischen Schicksals von Deutschland wird immer fester und fester zusammen gezogen; die Entwickelung des Ganzen könnte herbeigeführt werden sein durch den jetzigen Krieg, allein ein zweites Verblüfftsein über das unerwartete Glück,

unnütze Rührung, Gutmüthigkeit und falſche Großmuth ziehen den Vorhang wieder zuſammen, und dann kann eine Waſſerſuppe mit Semmel, nicht einmal mit Schwarzbrod, angefaultes Fleiſch nicht geſund machen; man hätte den Krebsſchaden vollſtändig ausſchneiden ſollen. Doch genug davon!" Von Lindau aus ſchrieb die Kommiſſion noch an Graf v. Lodron und ſendete ihm Abſchrift des in München von Graf v. Montgelas neu gemachten königlichen Reſkripts zu Gunſten der Kommiſſairs.

Den 17. Juni 1814 langte die Kommiſſion nach einer zweimonatlichen Abweſenheit wieder in Frankfurt a. M. an. D. fand ſein altes Quartier bei dem liebenswürdigen Bernhard Andrae zu ſeiner Aufnahme bereit, und ihm ward eine königliche Kabinetsordre H. D. Paris 9. Mai 1814 eingehändigt, worin Se. Majeſtät demſelben ſchreibt: „daß Allerhöchſtdieſelben ihn zum Lieutenant von der Armee ernannt haben und befohlen, das desfallſige Patent vom 16. November 1813 auszufertigen." Längſt ſchon hatte D. durch Armee-Befehl von dieſer Gnade Kenntniß erhalten. Dieſe königliche Anerkennung von D.'s Beſtrebungen und Wirkſamkeit in Polen durch ſiebenmonatliche Patentantedatirung that dem Herzen ſehr wohl. Graf v. Solms, Voß, Alle beeiferten ſich, dem D. und Merrem Zufriedenheit und Freundlichkeit zu bezeugen, und ſo war bald alles Trübe und Verdrießliche vergeſſen, und nur die Licht- und Glanzpunkte der ſchönen Reiſe blieben im Gedächtniß. Der Aufenthalt in Frankfurt in den gebildeten und lieben Familienkreiſen trefflicher Männer und Frauen wird ein unvergeßliches, dankbares Bild in D.'s Seele für immer zurücklaſſen. Im Allgemeinen, beſonders bei den Männern, findet in Frankfurt nur das Werth und Intereſſe, was Geld einbringt; das

Leben hat daſelbſt nur ſeinen anſehensvollen Ausdruck im Geldſack, und die groſſen Weltbegebenheiten betrachtet man oft nur als Mittel zum Courseau und zu guten Handelsſpeculationen; manches groſſe Handelshaus weiſt ſich den Nutzen der Leipziger Schlacht für das Heil der Menſchheit nur aus dem Fallen oder Steigen der Stockfiſch- und Heringspreiſe zu erklären. D.'s Verhältniß zu Ludwig v. Voß ward ſtets inniger und inniger, und es ſchien ein Freundſchaftsbund für das ganze Leben zwiſchen dieſen beiden Männern geknüpft zu ſein; ſie ſahen ſich täglich, keiner hatte für den andern einen Gedanken, der nicht mitgetheilt wurde, Freude und Schmerz des Einen war Freude und Schmerz auch für den Andern; — ein völliges ſich Ausſprechen ſchien unmöglich, ſo wenig wie die Lebensquelle aufhören kann zu fließen, ſo wenig ſchien es den Freunden denkbar, ſich gegenſeitig auszuſprechen. Ausſprechen können ſich nur Bekannte und Halbfreundſchaften. — Intereſſant und wunderbar genug, daß Deutſchland ſich jetzt wieder zuerſt als Eins — nachdem Oeſtreich die Krone niedergelegt — als Lazarethverein darſtellte. Gebe nur Gott, daß aus dieſem jetzigen politiſchen Lazarethvereine die Deutſchen als Reconvaleſcirte herauskommen mögen. Aber nicht zu vergeſſen, daß Reconvaleſcirte mehr Gift aushauchen als — Kranke; daher auch mehr anſtecken.

D. verarbeitete die geſammelten Materialien, um die ſchaudererregenden Abſcheulichkeiten des Hoſpitalweſens zur öffentlichen Sprache zu bringen, doch verließ er auf den Wunſch des Grafen v. Solms im Auguſt 1814 Frankfurt, um durch Weſtfalen und am Niederrhein eine Reiſe zu machen, damit ihm durch eigene Anſicht das dortige Hoſpitalweſen bekannt würde. Da D. die vielen verzüglichen Eigenſchaften

des Grafen v. Solms zwar kannte und hochachtete, so waren ihm dennoch die Schwäche und Furchtsamkeit seines Charakters nicht fremd geblieben. Die Bannstrahlen aus Würtemberg schwebten noch über D.'s Haupte, die heftigen Eingaben des Fürsten v. Wrede gegen D. waren demselben bekannt, doch nicht deren Aufnahme beim Staatskanzler, daher wollte D. sich von Seiten des Grafen v. Solms wenigstens sichern, und um in demselben stets einen Verfechter der in diesen Königreichen genommenen Maßregeln zu haben, erbat sich D. ein Schreiben über seine Amtsführung, welches Graf v. Solms in folgender Art sofort an D. erließ: „Mit Vergnügen ertheile ich hierdurch dem königl. preußischen Lieutenant Herrn Wilhelm Dorow das Zeugniß, daß derselbe seit dem 16. April 1814 als Kommissarius der Central-Hospitalverwaltung bei Bereisung der süddeutschen Hospitäler sich durch eifrige Thätigkeit, Umsicht, Geschäftskenntniß und redliches Bestreben, den Verwundeten und Kranken der Armeen der hohen Alliirten möglichst nützlich zu werden, vorzüglich ausgezeichnet hat, so daß ich denselben hierdurch gern seinen höchsten Landesbehörden bestens empfehle.

Frankfurt a. M., den 14. August 1814.

Central-Hospitalverwaltung für Deutschland,
Friedrich Graf zu Solms-Laubach."

Mit diesem Papier gerüstet, konnte D. den vielleicht möglichen Sturm erwarten und wohlgemuth seine Reise antreten. In Münster bei dem trefflichen Oberpräsidenten v. Vincke, in Düsseldorf bei Gruner fand D. die freundlichste Aufnahme und in jeder Beziehung Unterstützung, sprach auf dieser Reise seinen Freund den Grafen v. Reisach

wieder, der unter Schutz und mit preußischer Unterstützung jetzt sicher, wenn auch kummerlich, lebte. Den Schicksalen dieses historisch gewordenen interessanten Mannes ist Anlage C eine eigene Darstellung gewidmet werden. In Koblenz erneuerte C. seine alten Verbindungen mit Görres und verabredete die Aufsätze über Hospitalwesen für den rheinischen Merkur. Im Ganzen war das Hospitalwesen in diesen durchreisten Provinzen zu loben, obschon der Norden Deutschlands von einer Centralverwaltung desselben eben so wenig wissen wollte, als der Süden und die dahin gerichteten Noten der zum Beitritt bei dem allgemeinen Hospitalverein aufgeforderten Staaten, welche diesen ablehnten, schienen alle aus einer Feder geflossen zu sein. Schwerlich dürfte jemals eine mit den besten, reinsten Absichten zum Wohle der Menschheit eingesetzte Behörde mit so vielen, wie die Köpfe der Hydra stets sich erneuernden Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben als die Central-Hospitalverwaltung. Doch wir sind es ja gewohnt, daß selbst ganz verständige Menschen sich von jeher allen neuen Einrichtungen, waren sie auch noch so wohlthätig und heilsam, widersetzten und denjenigen, welche sie damit beschenken wollten, übel lohnten.

Der Hofrath Schmidt-Phiseldeck erklärte in Abwesenheit des Herzogs von Braunschweig: daß die Regierung von Braunschweig sich berechtigt halte, vorauszusetzen, daß sie von der Centraladministration ganz unabhängig werde belassen werden; das königlich großbrittanische Kabinetsministerium zu Hannover bezeugte dem Grafen v. Solms-Laubach „den verbindlichsten Dank für die mitgetheilten Nachrichten über die Verpflegung der Hospitäler, sähe sich aber genöthigt, den Antrag zu einer Konkurrenz abseiten der Landeskassen und Vereinigung der Hospitalanstalten mit

denen anderer, der Centralverwaltung unterworfenen Provinzen abzulehnen, und versichere, daß für die Hospitalanstalten Behuf der alliirten Armeen, welche Hannover berühren, ohnerachtet der Beschwerde sehr bedeutender Vorschüsse Behuf dieses Aufwandes gesorgt werde," welche Erklärung und Versicherung, obgleich sie weder zierlich, noch im kurrenten Deutsch gegeben war, die Centralverwaltung doch über die Gesinnungen Hannovers nicht im Zweifel lassen konnte.

Die Hansestädte stimmten die kläglichsten Jeremiaden an und drückten sich mitunter auch ziemlich verständlich aus; Hamburg erklärte: daß die Leiden dieser unter der Geißel des Lieblings Napoleons, des Prinzen von Eckmühl, blutenden Stadt so fürchterlich und beispiellos gewesen wären, daß die öffentlichen Finanzen wie die der Privaten gänzlich zerrüttet wären, und selbe kaum einst nach ihrer Wiederbefreiung im Stande sein dürfte, zu den alsdann zu bestimmenden Kriegsbedürfnissen beizutragen, daß aber für jetzt von irgend einem zu leistenden Vorschusse gar kein Gedanke sein könne, wozu auch noch zu erwägen käme, daß Hamburg, indem es die höchsten Drangsale des Krieges und das höchste Elend erduldet, gewissermaßen dadurch schon für das übrige Deutschland mitgelitten und sich somit aller weiteren Verbindlichkeiten entledigt hätte."

Bremen weigerte sich standhaft, den von der Centralverwaltung für die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen repartirten Vorschuß von 9506 Thlrn. zu bezahlen, und behauptete, daß die Stadt Bremen als ein für sich einzeln bestehender Staat aus keinem Grunde zu einer ihr nachtheiligen Gemeinschaft mit Hamburg und Lübeck verpflichtet werden könne, da solches niemals, selbst nicht zur

Zeit der deutſchen Reichsverfaſſung der Fall geweſen ſei, und da ſelbſt in den Fällen, wo früher die franzöſiſche Tyrannei, welche gewöhnlich ihre Forderungen an jede Stadt einzeln gerichtet habe, widerrechtlich eine ſolche Vereinigung in ſeltenen Ausnahmsfällen erzwungen habe, dies nur momentan und nach einem verſchiedenartigen Maßſtabe geſchehen ſei.

Gegen dieſe Rednerkünſte mußten natürlich eben ſo wirkſame Argumente aufgeboten werden, und man mußte dieſen ſich weigernden Städten zu verſtehen geben, daß ſie, welche die erſten Früchte der Anſtrengungen der verbündeten Mächte genießen, ihre Dankbarkeit für ihre Befreier am beſten an den Tag legen könnten, indem ſie gerade nicht ſo ängſtlich fragten, ob das, was man von ihnen forderte, von der höchſten Noth bedungen werde und davon gar nichts abzuhandeln ſei.

Daß Bremen durch die Kriegsbeſchwerden viel gelitten hatte, und daß die Lazarethe daſelbſt wirklich auf einem hohen Grade der Vollkommenheit ſich befanden und nur mit großem Koſtenaufwande dahin gebracht werden konnten, dieſe Stadt den beſten Willen für die allgemeine Sache gezeigt und ſich endlich bequemt hatte, nicht nur den ſie treffenden Antheil zu den von der Centralverwaltung geforderten 9586 Thalern zu bezahlen, ſondern auch den Antrag rückſichtlich des für Hamburg zu leiſtenden Vorſchuſſes einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen ſich erklärt hatte, darf nicht verſchwiegen werden; denn in einem Gemälde, welches der dunklen Partien ſo viele hat, können Lichtpunkte nur erfreulich ſein. Schade, daß Bremens erſter politiſcher Akt, nach wiedererrungener Freiheit, Graf v. Reiſachs ſchmählig zugeſtandene Auslieferung an Graf v. Montgelas war, wozu

übrigens wohl die gehäſſigen, geheimen Inſinuationen des Miniſters v. Stein Veranlaſſung gegeben haben mögen.

Der Herzog von Braunſchweig, deſſen Laufbahn ein feindſeliges Geſchick gerade in dem Augenblicke endete, wo er die Früchte ſeiner Anſtrengungen genießen, Deutſchland und ſeine Staaten von dem Joche der franzöſiſchen Herrſchaft befreit ſehen ſollte; — dieſer Fürſt gab eine wahrhaft große und edle Erklärung auf die von der Central-Hoſpitalverwaltung an ihn ergangene, früher in ſeiner Abweſenheit von Schmidt-Phiſeldeck beantwortete Einladung dem Vereine zum Beſten der verwundeten und kranken Krieger beizutreten, worin es heißt: „Der Herzog von Braunſchweig werde ſich fortwährend, ſo weit nur ſeine und ſeiner Länder Kräfte reichten, auf keinerlei Art der Beihülfe zu der gemeinſamen Sache des deutſchen Vaterlandes entziehen, ſondern die ihm zufallenden Pflichten und Leiſtungen ſo prompt als gewiſſenhaft erfüllen.“

Dieſe Erklärung gab und hielt ein Fürſt, deſſen Länder ſeit Jahren mit Hoſpitälern, welche die Kräfte des Staates weit überſtiegen, angefüllt waren.

Weniger erfreulich war die Stimmung in politiſcher und religiöſer Hinſicht; ein Brief des D. an Graf v. Solms nach Wien vom 9. September 1814, als der erſtere bereits wieder nach Frankfurt zurückgekehrt war, ſagt darüber Folgendes; „Gegen drei Wochen war ich fort und habe bittere Erfahrungen gemacht, beſonders in Hinſicht des Glaubens, welcher mit einer echt pfäffiſchen Wuth die Gemüther aufzuregen anfängt. Um ſo größer war meine Trauer darüber, als man ſich in ſehr beſtimmten Härten gegen alles Proteſtantiſche ausſpricht; dazu kommt die proviſoriſche Halb-

heit, welche dem Ganzen die Krone aufsetzt. Das einzige Gouvernement in Münster hat mir große Freude gemacht; denn gerecht und billig, nichts versprechend, was nicht streng gehalten wird, geht Herr v. Vincke aus dem Gesichtspunkte zu Werke: es sei besser, weniger Baares den Kassen des Staates einzubringen, dafür aber die Liebe der Unterthanen der neuen Provinz zu erwerben, und dieses gelingt. In anderen Gouvernements, wo gegen Westfalen achtfach gezahlt werden muß, haben die Einwohner traurig und voll Haß und Neid auf den nachbarlichen Gouverneur. Es wimmelt von Emissairs desjenigen Kabinets, aus dem ein Aufsatz wie derjenige in der Hamburger Zeitung Nr. 51, 13. August entspringen konnte. Voll hämischen Giftes bekritteln sie jede Anordnung, saugen irgend eine böse Ansicht heraus und hetzen so die Gemüther gegen eine Regierung, welche hell und hehr strahlt. Daß die Religion hierbei natürlich wieder dienende Sklavin verschmitzter Politik ist, versteht sich von selbst. Hier sieht man auch beunruhigt der Entwickelung entgegen; denn man fühlt den unverzeihlichen Fehler sich nicht lange vor Anfang des Kongresses eine feste Konstitution gegeben zu haben, um so als ein Ganzes, in sich gegründet, auftreten zu können. Frankfurt bleibt sich treu, und da es in keiner Beziehung Tiefe und Einsicht zu seiner innern Begründung gezeigt hat, so sollte es als Entschädigung gebraucht werden; doch wird vielleicht gerade dieser Mangel an Intelligenz, Ursache seines Fortbestehens."

In Frankfurt wieder angekommen, sprach D. den aus Frankreich zurückkehrenden Staatskanzler daselbst und erhielt von demselben in öffentlicher Audienz, im Beisein von Graf v. Solms, die Bezeugung voller Zufriedenheit mit den

Inſpectionsreiſen in Würtemberg und Baiern, indem ihm verſichert ward, als die Rede auf den durch den Grafen v. Lottum erhaltenen Verweis kam, „daß dieſer gegeben werden mußte, um ſich das wüthende und tobende Würtemberg vom Halſe zu halten, und eigentlich nichts zu bedeuten habe, — auf Feldmarſchall Wrede's eben ſo heftige Eingaben, woraus aber die hämiſche Bosheit des Miniſters v. Montgelas gegen v. Stein und Graf v. Solms geſprochen, ſei keine Notiz genommen.“

Nach beendeter allgemeiner Audienz nahm der Staatskanzler den D. zu nicht geringem Aergerniß von anderen Anweſenden mit ſich in ſein Kabinet, wo bereits einer der erſten vortragenden Räthe wartete und dem Fürſten meldete, daß es unmöglich ſei, alle Verfügungen bis zum Abend zu mundiren; der Staatskanzler fragte: ob denn das ganze Perſonal daran ſchriebe? Nein! war die Antwort; denn Hofrath Barbé u. ſ. w. wollen nicht mundiren und Kopiſten ſpielen. Hier brach der Staatskanzler mit großer Heftigkeit aus: „Alles muß mundiren, wenn es nöthig iſt, Niemand darf, Niemand ſoll ſich davon ausſchließen, und iſt es ſo wichtig wie jetzt, ſo müſſen, wie geſagt, Alle ohne Ausnahme, auch Sie, mitſchreiben.“ Ohne ein Wort zu erwiedern, verließ der Rath das Zimmer. In heftiger Bewegung ging der Fürſt die Stube auf und ab, und als er den nach dem Hintergrunde zurückgezogenen D. ſah, trat er freundlich zu ihm, und ihm die Hand reichend, ſagte er: „Das geht Sie nichts an, die Menſchen bringen mich oft zur Verzweiflung mit ihrem Amtshochmuth, und dann muß ein ernſthaftes Wort geſprochen werden. Es freut mich, daß es Ihnen wohl geht, fahren Sie fort, ſo thätig zu ſein wie jetzt, und ich werde ſtets für Sie ſorgen, ich werde

gern für Sie ſorgen.“ Beifällig äußerte ſich der Staatskanzler über Graf v. Reiſach; dagegen konnte er nicht genugſam ſeinen Unwillen über Herrn v. Stein's „unmenſchliches Verfahren,“ wie er es nannte, ausdrücken, welches dieſer „harte, jähzornige Mann“ gegen den unglücklichen Grafen beobachtete. Zu wiederholten Malen befahl der Staatskanzler, daß D. ihm über Reiſach fortdauernd berichten möchte, beſonders Details über deſſen Verhältniß zu Herrn v. Stein, wenn D. davon noch erfahren ſollte. „Geben Sie dem Grafen in meinem Namen die Verſicherung, daß Preußen nie aufhören wird, für ihn zu ſorgen, ihn zu ſchützen; hat Herr v. Stein im Namen des Verwaltungsrathes ihm den Auftrag gegeben, das bitterböſe Buch gegen Montgelas zu ſchreiben, ſo ſind wir alle verbunden, den Mann zu ſchützen, wenn Herr v. Stein ihn auch fallen laſſen will,“ waren des Staatskanzlers Worte gegen D. —

An dieſem Tage langweilte Herr v. Stein den Staatskanzler mit ſeinen Schmeicheleien bis tief in die Nacht; der Kanzler wollte die Stoffbereitungen des L. v. Voß, welche bereits viel Aufſehen gemacht und mit beſtem Erfolg in Lazarethen angewendet worden waren, ſich vorlegen laſſen. Als Herr v. Stein um 11 Uhr Abends endlich ging, ſagte der Staatskanzler in höchſter Aufregung zu uns: „Dieſer Mann kann mich zur Verzweiflung bringen mit ſeinem Komödienſpiel.“ Mit himmliſcher Freundlichkeit und größter Aufmerkſamkeit hörte der Kanzler den Vortrag über jene Erfindung an, koſtete von den Stoffen und bezeugte ſich ſehr zufrieden.

Hier in Frankfurt theilte D. dem Staatskanzler auch den Brief mit, welchen der Fürſt v. W. — an den preußiſchen

Konsul Delius in Bremen geschrieben hatte; derselbe ist wichtig für die Charakteristik des Fürsten W. sowohl, als auch des Herrn v. Stein, und zeigt das Verhältniß, in dem damals diese beiden Staatsmänner standen. Er ist aus Berlin unter d. 27. Juni 1814 geschrieben und lautet:

„Ich habe mit recht vielem Vergnügen aus Ew. Wohlgeboren geehrtem Schreiben vom 24. d. ersehen, daß der Herr Graf v. Reisach die Gelegenheit gefunden hat, sich unter den Schuz eines so würdigen Mannes, als der Herr Präsident v. Vincke ist, zu begeben; Lezterer wird sich gewiß nicht dazu brauchen lassen, ihn zu arretiren und auszuliefern. Es ist mir wirklich ganz unerklärlich, einen Mann aufzufordern, gegen den Minister v. Montgelas zu schreiben, das Imprimatur zu ertheilen, die Druckkosten zu bezahlen, um ihn nachher diesem Minister ausliefern zu wollen. Es ist in diesem ganzen Benehmen ein Leichtsinn, eine Inconsequenz, eine Brutalität und Gefühllosigkeit, die mich empört und mit nichts zu vergleichen ist. Hat sich der Herr Graf in seinen baierschen Diensten Vergehen zu Schulden kommen lassen, so hätte man ihn nicht zum Gouvernementskommissair ernennen sollen. Jezt ist es aber Pflicht, dafür zu sorgen, daß er der Rache des Herrn v. Montgelas nicht preisgegeben wird. Wo ich dem Herrn Grafen in dieser Beziehung nüzlich sein kann, werde ich es mit dem größten Vergnügen thun. Ich weiß mir in der Geschichte des Napoleon keinen Fall zu erinnern, daß er einen Privatmann aufgefordert hätte, über ein fremdes Gouvernement oder seine Minister zu schreiben, und daß er diesen Privatmann nach seiner Ablehnung mit demselben Gouvernement ausgeliefert hätte; ich glaube, daß dieses

alles erschöpft, was man von diesem unglaublichen Benehmen sagen kann."

„Ich bin Ew. ꝛc. übrigens recht sehr dankbar, daß Sie die Güte haben, mich von dem Verfolg dieser interessanten Sache so umständlich zu unterrichten. Empfangen Ew. ꝛc. die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung."

Nachdem der Staatskanzler diesen Brief gelesen, sagte er: „Ich freue mich recht sehr, daß der Fürst W. betreff des Grafen Reisach so völlig meine Ansichten theilt. Schreiben Sie dem Grafen, daß ich eben so dächte, und auch mit Vergnügen stets Alles thun werde, um seine ohnehin so unglückliche Lage zu erleichtern. Es wäre eines Staatsmannes, einer Regierung wahrhaft unwürdig, unter solchen Verhältnissen nicht alles nur Mögliche für denselben zu thun."

In dieser Zeit beunruhigten uns in Frankfurt auch Gerüchte über die beabsichtigte Ermordung des Königs von Preußen durch einen jungen exaltirten Sachsen; doch da sehr bald Alles von einer solchen verruchten That schwieg, so warf man die ganze Erzählung in das Reich der Mährchen und Lügen, besonders da derselbe junge Mann als Verbrecher bezeichnet wurde, welcher im Jahr 1811 auch Napoleon in Paris schon habe ermorden wollen. (Kn. D.)

T. arbeitete ununterbrochen an Mittheilungen seiner gemachten Erfahrungen in Baiern und Würtemberg für den rheinischen Merkur; über die Wiener Geschichten mußte man sich (December 1814) selbst aus der Ferne seine wunderbaren Gedanken machen, wollte man sich die Sache so recht von oben herunter ansehen, so erschien sie wahrlich wie Swedenberg's Visionen, wie ein Knäuel Schlangen und Gewürme.

D. vollendete nun auch den erſten Aufſatz über das ſüddeutſche Hoſpital-Unweſen, unter der Form eines Briefes, den ein deutſcher Patriot an ſeinen Vater ſchreibt, „über die Jammerhöhlen braver Krieger in ſüddeutſchen Reichen.“ Dieſer Aufſatz erſchien, nachdem der Staatskanzler dem D. in einem Reſcript, Wien, den 14. October 1814, die Erlaubniß ertheilt hatte, dem Profeſſor Görres über dieſe hochheilige Angelegenheit Mittheilungen zu machen, im rheiniſchen Merkur Nr. 185. und in den „Zeiten“ von D. Chr. Voß, Februar 1815; er erregte überall ein allgemeines Intereſſe des Abſcheus, theils aber auch gekränkter Eitelkeit von Seiten der Aerzte und Wuth von Seiten der betheiligten Regierungen. D.'s Abſicht war erreicht, denn nun fing die Fackel des Hoſpital-Krieges allgemein an zu brennen und dieſer heilige Gegenſtand ward von allen Seiten beleuchtet. Selbſt hochſtehende und angeſehene preußiſche Aerzte, z. B. Geheimerath Dr. Büttner traten jetzt öffentlich auf, um, wohl aus gekränkter Eitelkeit, die Idee einer Central-Hoſpitalverwaltung anzugreifen. — Von Wien kamen Nachrichten, daß es vollkommen gebilligt ſei, dieſe Abſcheulichkeiten ſo offen und unverholen zur Sprache gebracht zu haben, und der Staatskanzler v. Hardenberg ſchrieb an D., als ihm dieſer den oben erwähnten Aufſatz über die ſüddeutſchen Jammerhöhlen mittheilte, folgende Worte: „Die mit Ihrem Schreiben vom 24. Januar 1815 mir zugekommenen Bemerkungen über den Zuſtand der von Ihnen inſpicirten Militär-Hoſpitäler im ſüdlichen Deutſchland, haben als Beitrag zur neueſten Zeitgeſchichte ein ſo hohes Intereſſe, und in der gefälligen Mittheilung derſelben ſpricht ſich eine ſo menſchenfreundliche Abſicht aus, daß ich mich gedrungen fühle, Ihnen dafür verbindlichſt zu dan-

ken und Sie meiner aufrichtigſten Achtung hiermit zu verſichern.“

Im rheiniſchen Merkur erſchien bald darauf gegen D.'s Darſtellung eine vernehm tönende Entgegnung, welche ernſtliche Zurechtweiſung bedurfte, da ſie aus einflußreicher Feder gefloſſen, egoiſtiſche, verdrehende Anſichten aufſtellte und offenkundige Thatſachen — die Schauder und Entſetzen erregt hatten — mit einem Spaß abzumachen bemüht war. Voß und D. entwarfen den Plan zu einer kleinen Broſchüre, worin die Angaben ſo genau über das ſüddeutſche Hoſpitalweſen angegeben ſein ſollten, daß das Büchlein vielleicht als guter Leitfaden bei den in Wien beginnenden Hoſpital-Abrechnungen benutzt werden könnte. Da beſonders die Idee eines allgemeinen Hoſpital-Vereins angegriffen wurde, ſo ſollte das Zweckmäßige deſſelben für künftige Zeiten zugleich bewieſen werden. Die 48 Octav-Seiten ſtarke Broſchüre erſchien im April 1815 unter dem Titel: „Der allgemeine Hoſpital-Verein für Deutſchland. Höret! Höret! Höret! (Motto aus dem Jeremias.) Da werden die Erſchlagenen vom Heere zu derſelbigen Zeit liegen von einem Ende der Erde bis an das andere Ende: die werden nicht beklaget, noch aufgehoben, noch begraben werden; ſondern müſſen auf dem Felde liegen und zu Miſt werden.“ Angehängt wurden dieſer Abhandlung: D.'s Jammerhöhlen, die wichtigſte Entgegnung, und noch eine ſpaßhafte Vertheidigung des baierſchen Hoſpitalweſens von Voß und D., welche ſchon viel Spuk und Aerger gemacht hatte, indem ſie in vielen Zeitſchriften bereits erſchienen war*).

*) „Da man ſich mit weitläufigen Vertheidigungen über das Hoſpitalweſen nicht befaſſen mag, ſowohl weil hierbei nichts zu vertheidigen

In Wien fand die Schrift, beſonders bei den Preußen, großen Beifall und kam wirklich bei den Abrechnungen mit

---

iſt, als auch, weil man ſich erſt über Theorien und Grundſätze einigen muß, bevor von Thatſachen die Rede ſein kann, ſo will ich bei Einſendung dieſer Verwirrung blos anführen, was einer meiner im Staatsweſen wohlunterrichteten Herren Kollegen darüber gutachtlich vorgebracht hat; a priori wird alsdann alles mit einmal abgemacht ſein.

Man kann — behauptet nämlich mein Herr Kollege — gegen den Ab- und Einſchlag der Kranken in Staat und Hoſpital nichts haben, und ob alliirt oder nicht, ſei hier gleichviel; denn was an Verwundeten und Kranken von einer Armee gleichſam ab- und in die Hoſpitäler gefallen, ſei auch nach gleichem Völkerrecht zu beurtheilen, als das früher beſtandene Straßen- und noch beſtehende Strandrecht. Was nämlich in vorigen Zeiten in Deutſchland auf muthwillig ſchlechtgehaltenen Wegen von den Wagen fiel, gehörte wegen des auffallenden Grundes den Grundherren. Es wurde hier Herr und Grund als unzertrennlich zuſammengeſtellt und das gefallene Gut als in den grundherrlichen Beſitz gefallen erklärt. Auf gleiche Weiſe ſehen daher auch die vor der Zuderſee liegenden holländiſchen Inſel- und Schwedens Küſtenbewohner alles, was das Meer nicht mehr will, als ihr Eigenthum an. Und es ſei daher ſolch gar großes Wunder nicht, daß es in Deutſchland noch Länder gebe, die einen Gefallenen als einen Unfreien, dem vorigen Herrn aus dem Beſitzſtande herausgetretenen anſehen und hierbei auf Straßen- und Strandrecht als Staatsrecht ſich beziehen. Demnach ſei es nicht aber-, ſondern überwitzig ſo aus einem Recht, welches blos in moraſtigen Wegen und auf heimlichen Untiefen begründet ſei, ſich auch durch verſtändige Deduction Hoſpitalrechte und ſtaatsfreiherrliche Rechte herzuleiten — ohne Beſorgniß, zu ſehr verſchloſſene Staatsluft möchte wie Lazarethluft Staats- und Hoſpitalfieber erzeugen. Staat und Hoſpital leiteten deshalb auch ihre Rechte aus gleichen Gründen her — beide wären ſynonym geworden; wer im Hoſpital wäre, wäre im Staat, und wer im Staat wäre, müßte denken, er ſei im Hoſpital.

Mein Herr Kollege, welcher ferner im echten philoſophiſchen Geiſt das Staatsrecht mit dem Recht über Kranke und Verwundete der Verbündeten in den Lazarethen zu vereinigen weiß, beweiſt auch ganz

Baiern und Würtemberg zur Sprache. Der Staatskanzler v. Hardenberg erhielt den Aufsatz bereits abschriftlich mitgetheilt und schrieb darüber an D. unter dem 30. April 1815: „Ew. Wohlgeboren danke ich in Beantwortung Ihres Schreibens für den mir mitgetheilten neuern Aufsatz über den allgemeinen Hospital-Verband in Deutschland, und ersuche Sie, sich versichert zu halten, daß ich den Eifer und die Thätigkeit, womit Sie bisher dem, Ihnen von der Central-Verwaltung übertragen gewesenen Geschäfte vorgestanden haben, jederzeit mit besonderem Vergnügen bemerkt habe.“ —

D. war am 13. März 1815 bei dem Könige um seine Entlassung aus dem Militärdienste eingekommen, sowie bei dem Staatskanzler mit der Bitte, ihm ein Konsulat in einem südfranzösischen oder italienischen Hafen zu verleihen, da ein südliches Klima, nach dem Urtheile der Aerzte, das einzige Mittel sei, dessen Gesundheit, — welche theils durch

---

klar, wie hierbei ein geschlossener Staat die Lazarethe wieder schließen, den Staatseingang, so auch den Lazarethseingang verwahren könne, das Lazareth also auch, weil es im Staate liege, ein Staatstheil sei, und der daher auch, als ein Theil des Ganzen, eben so wie der Staat behandelt werden müsse. Ja — setzt endlich der Lazareth-Eingangsvertheidiger und Gesetzerklärer hinzu — demnach haben einige Staaten ganz Recht, sich nicht in die Hospitalwirthschaft gucken zu lassen und Neugierige nur Aufseher und Inspectoren oder Inseher als unnütze Querulanten zu betrachten, da ja ohnehin alle Welt die sprüchwörtliche Wahrheit kenne: gegen Tod kein Kraut gewachsen.

Wer sterben müsse — wäre doch nicht zurückzuhalten, und es hätte sich daher kein Fremder darum zu bekümmern. Zuletzt sei aber auch, von einer finanziellen Seite betrachtet, noch die große Frage wegen des Kosten-Ersatzes, und man könnte daher das Hospitalwesen in Baiern nur nach dem deutschen Sprüchwort beurtheilen:

Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul!“

die Kontusion in der Schlacht bei Groß-Görschen, theils durch Einathmung der Pestluft in den Hospitalern Süddeutschlands ruinirt war, wieder herzustellen. Um diese Gesuche zu unterstützen, schrieb auch die Central-Hospitalverwaltung unter dem 14. März 1815 direct an den König, und stellte vor, indem sie den D. der allerhöchsten Huld und Gnade dringend empfahl, daß dieses um so mehr von ihr pflichtmäßig geschehen müsse, als „D. sich aus reiner Liebe zur Sache mit großer Geschäftsgewandheit und Umsicht, anstrengend dem Hospitalwesen hingab, und zur Zeit, wo Würtemberg und Baiern dem Wohle der Verwundeten und Kranken der alliirten Armeen nachtheilig entgegenstrebten, derselbe bedeutsam für das Heil der Verwundeten und Kranken in beiden Reichen mitgewirkt hat, und auf diese Weise die unterzeichnete Stelle in ihrem so großen als schwierigen und heiligen Beruf für alle Theile des Hospitalwesens zu sorgen, recht brav unterstützt hat."

In ähnlicher Art ward auch an den Staatskanzler von der Centralverwaltung geschrieben, worauf derselbe sofort erwiederte, „daß er gern die Versicherung ertheilen wolle, um seinerseits das Anerkenntniß von D.'s, der Hospital-Verwaltung geleisteten wesentlichen Diensten zu bethätigen."

Während der Kongreß in Oestreichs lebenslustiger Hauptstadt, nach dem Ausspruche des witzigen Fürsten de Ligne, marchait mal mais dansait bien, kehrte Napoleon von Elba zurück und durchflog siegend das darüber jubelnde Frankreich; D. war noch ohne Antwort auf seine Eingaben nach Wien, und glaubte sich jetzt erst recht verpflichtet, die Militär-Lazareth-Angelegenheiten auf alle nur mögliche Weise zur Sprache zu bringen, die Mängel aufzudecken und an Verabsäumtes zu erinnern, — denn ein blutiger Krieg schien

ſich anzukündigen, um die ſo hart bedrohte Legitimität zu vertheidigen. Es ſollten nun wieder Heere marſchiren, Schlachten geliefert, Soldaten verwundet werden oder erkranken. Die Fürſten richteten ihre Blicke auch hauptſächlich nach den Lazarethen, die den Armeen gefährlicher geweſen waren, als die Schlachtfelder, und die Central-Hoſpitalverwaltung ſollte wieder in Wirkſamkeit treten.

Was dieſe Behörde in den letzten Feldzügen geleiſtet, wie wohlthätig und ſegenbringend ſie gewirkt, wie nur durch ihr umſichtiges und kraftvolles Benehmen Tauſende tapferer Krieger ihrem Vaterlande, ihren Fürſten und Familien erhalten wurden, war allgemein anerkannt worden. Was feile oder eitle Federn gegen dieſe wohlthätige Anſtalt öffentlich vorgebracht hatten, ſtürzte in ſich ſelbſt zuſammen. Zu demſelben Augenblicke, wo ſich einige heilloſe Schriftſteller im Schweiße ihres Angeſichtes abmühten, das Syſtem dieſer oder jener Regierung zu vertheidigen, die ſich der Central-Hoſpitalverwaltung unter dem nichtigen Vorwande entzogen hätten: daß ſie ſelbſt, aus eigener und nicht aus gemeinſchaftlicher Kaſſe, unter eigener, und nicht unter Direction einer fremden Behörde für ihre Kranken ſorgen wollten; thaten dieſe mühſelig vertheidigten Regierungen Schritte, die dieſe Theorien ſchmählich zerſtörten. Ein Beiſpiel mag genügen: Als im Spätjahre 1813 die Baiern bei ſehr ungünſtigem Wetter in angeſtrengten Märſchen durch die Bergſtraße und das Rheinthal zogen und häufige Krankheiten eingeriſſen waren, nahmen ſie, dem Syſtem der Selbſtbeſorgung ihrer Kranken zum Trotze, keinen Anſtand, ihre Kranken in öſtreichiſche, badenſche, oder welche Lazarethe ihnen die nächſten waren, unterzubringen. Welch eine klägliche Figur ſpielte der Vertheidiger, welcher eben

geſchrieben hatte: „Baiern hat genugſam für die eigenen Krieger geſorgt und ſo ſollen es auch alle Andern machen!“

Man fühlt ſich geneigt, an dem Menſchenverſtande zu zweifeln und auszurufen: „der Menſch iſt Gottes Ebenbild! Ach, Du großer Gott, wie macht Dich der Vergleich ſo klein!“

Indeß wie es ſich auch hie und da mit dem Menſchenverſtande verhalten haben mochte, ſo trat die Centralverwaltung doch neuerdings und mit neuer Kraft gerüſtet in Wirkſamkeit, und D. meldete ſich ſofort bei der Central-Hoſpitalverwaltung, bot ſeine Dienſte wieder an, indem jetzt wohl ſchwerlich an entſcheidende Antworten aus Wien vom König und Staatskanzler zu denken ſein mochte. Er erhielt ſofort eine Verfügung dieſer Behörde, welche nicht nur ſehr ehrenvoll war, ſondern auch ſeinen Wunſchen, ſich wieder nützlich zu machen, vollkommen entſprach. „Da dasjenige,“ ſo ſchrieb die Centralverwaltung, „was er im verfloſſenen Jahre für die ſüddeutſchen Hoſpitäler Gutes und Zweckmäßiges bewirkt, ihm vertrauungsvolle Achtung und verdienten Dank der Centralverwaltung erworben habe, ſo ergreife ſie mit Vergnügen die Gelegenheit, ihm zum zweiten Male die Stelle eines reiſenden Kommiſſars anzubieten,“ welche er auch ungeſäumt annahm.

Vorher glaubte D. doch nochmals beim Staatskanzler das Finanzielle im Hoſpitalweſen, das Penſionsweſen für die Wittwen und Waiſen der in Lazarethen ſterbenden Beamten, Miniſter v. Stein's Partheiligkeit und Härte, Graf Solms Schwäche, Nachgiebigkeit und Wunſch, alle Laſten auf Preußen zu wälzen, endlich Ludwig v. Voß Konſequenz, Umſicht und Beharrlichkeit zur Sprache bringen

zu müſſen. Damit der Staatskanzler dieſe Gegenſtände beachten und ſich bei den neuen bevorſtehenden politiſchen Unruhen überzeugen möchte, mit welchen Schwierigkeiten Voß zu kampfen hatte, damit das ruſſiſche und preußiſche Geld nicht verſchleudert werde, ſchrieb D. unter den 30. März 1815 an den Staatskanzler den in der Anlage E. mitgetheilten Brief, und fügte als Beiſpiel die Abſchriften der Verhandlungen in Naſſau bei; — nach Sinn und Denkungsart anderer deutſchen Furſten ſtellten ſich ähnliche Hinderniſſe faſt überall entgegen. Dem Staatskanzler konnte es hieraus klar werden, wie ſelbſt der Miniſter von Stein Alles aufbot, den Grafen Solms zu bewegen, vorzugsweiſe ſeinem Vaterlande Naſſau Zahlungen zu machen; der Graf bezeigte ſich gern bereit dazu, doch Voß bewies in einem Memoire dem Herrn v. Stein, „daß an ſo etwas nicht gedacht werden dürfte, daß kein Land ſchlechter die Kranken und Verwundeten verpflegt habe, als eben Naſſau, ferner, daß es kein baar Geld zur Central-Hoſpitalverwaltungs-Kaſſe gegeben und alſo nur mit preußiſchem und ruſſiſchem Gelde bezahlt werden konnte.“ Antwort iſt nie darauf erfolgt und das Ganze ward nach Voß's Anſichten durchgeführt. In ähnlicher Art wurde das naſſau'ſche Miniſterium zur Ruhe verwieſen. Dieſe Verhandlungen, geſchichtlich ſo höchſt intereſſant, ſind in der gedachten Beilage mitgetheilt.

Der Gang der militäriſchen Operationen machte es vorzüglich nöthig, im Großherzogthum Baden ſchnelle und zweckmäßige Vorbereitungen im Hoſpitalweſen zu treffen; D. erhielt deshalb ſofort ſeine Inſtructionen und Vollmachten für dieſes Land und verließ den 13. April 1815 Frankfurt a. M., um dieſen ſchönen und blühenden Strich Deutſchlands nochmals in Geſchäften der Central-Verwaltung zu

bereiſen. Diesmal machte er die Reiſe allein. Alles grünte und blühte, und die durch einen nicht zu beſchreibenden Zauber in der Welt unvergleichbare Bergſtraße war mit Blüthen bedeckt. D. eilte nach Karlsruhe, um mit der baden'ſchen Regierung alles Nöthige zu verabreden, damit dem Lande und ſeinen menſchenfreundlich geſinnten Unterthanen nicht wieder ähnliches Unglück durch Würtembergs und Baierns Hartherzigkeit zugefügt werden möchte. Kaum in Karlsruhe angekommen, wurde dem D. eine Kabinetsordre Sr. Majeſtät des Königs, Wien d. 7. April 1815, und eine Verfügung des Staatskanzlers, Wien d. 11. April 1815, nachgeſendet, als Antworten auf das Abſchiedsgeſuch aus dem Militärſtande, welche ſein Verhältniß zur Central-Hoſpitalverwaltung aufzulöſen drohten.

Das königliche Kabinetsſchreiben iſt nicht allein ſehr ehrenvoll und anerkennend, ſondern für die Zeitgeſchichte zugleich intereſſant, indem es erkennen läßt, aus welchem Geſichtspunkt Se. Majeſtät das Lützow'ſche Freikorps, zu dem D. früher durch den General v. Scharnhorſt verſetzt wurde, betrachteten, und es mag deshalb wörtlich hier ſeinen Platz finden. Es lautet: „Ihr Abſchiedsgeſuch vom 30. v. M. kann jetzt nicht in Erfüllung gehen; Ich habe Ihnen vielmehr eine Anſtellung bei den am Rhein zu formirenden Landwehren zugedacht, die das Militär-Gouvernement in Aachen Ihnen näher bekannt machen wird. Ich erkenne den Eifer, mit dem Sie bisher nützlich zu werden geſtrebt haben. Sie werden aber jetzt Gelegenheit erhalten, Ihrer eigentlichen Beſtimmung als Soldat, die Sie bisher nicht erfüllen konnten, ſich ſehr würdig zu zeigen, und mögen alſo ungeſäumt zu derſelben abgehen.“

Der Staatskanzler wünſchte auch, daß D. den von Seiten

des Vaterlands an die waffenfähige Jugend neuerdings ergangenen Aufruf, sich zu seiner Vertheidigung zu stellen, folgen möge; — und schloß mit den Worten: „Ich zweifle nicht, daß Sie auch in dem bevorstehenden Kampfe bemüht sein werden, dem Vaterlande nützlich zu sein, und sich neue Ansprüche auf dessen Wohlwollen zu erwerben, denen ich nach glücklich errungenem Frieden gern, nach Maßgabe der Umstände, zu genügen bereit bin."

D., der es bereits wußte, daß bei den niederrheinischen Landwehren eine Unzahl von Offiziers auf Anstellung warteten, wollte auch nicht seine neue, so eben begonnene Laufbahn verlassen, schrieb daher sofort an Se. Majestät, vorstellend; daß er, so viel es an ihm gewesen, die Bestimmung als Soldat erfüllt habe, mit Beifügung der lobenden und anerkennenden Zeugnisse seiner Kommandeurs über die mitgemachten Gefechte bei Weißenfels, Schlacht bei Gerschen, Bauzen und Deckung des Rückzuges u. s. w. und wie der Soldatenstand eigentlich nicht seine Bestimmung sei, und bat endlich, ihn in seinem gegenwärtigen Wirkungskreise zu lassen. Die Central-Verwaltung setzte gleichfalls Alles in Bewegung, um D.'s Abberufung zu verhindern. Unter dem 11. Mai 1815 aus Wien kam eine sehr gnädige Kabinets-Ordre an D., worin es diesem gestattet wurde, sich auch in dem neuen Kampfe dem Militär-Lazarethwesen zu widmen.

Die Unterhandlungen in Karlsruhe hatten nicht die gewünschten Resultate, indem diese Regierung, Baiern und Würtemberg folgend, jetzt auch ein Isolirungssystem annehmen und sich von der Central-Verwaltung lossagen wollte. D. unterließ nicht, dem Ministerium im Namen der Central-Verwaltung zu erklären, daß dieselbe gern Alles thun

wolle, was in Bezug auf Hospitalwesen für die großherzoglichen Lande gut und helfend erscheinen würde, indem sie mit den vorjährigen, drückenden Lasten und Leiden des Landes ganz vertraut sei.

Das großherzoglich badensche Ministerium des Innern erklärte aber hierauf, daß das Land gänzlich unvermögend sei, ohne Unterstützung und Hülfe auch nur das Mindeste zu leisten; man führte an, daß die großherzoglich badensche Regierung, nach den der allgemeinen Liquidations-Kommission zu Frankfurt vorgelegten Berechnungen, selbst nach den aufgestellten strengen Grundsätzen, eine Vergütigung von 19 Millionen, unter welchen nur allein 1,500,000 fl. Spitalkosten seien, in Anspruch zu nehmen habe, und daß die den Unterthanen und dem Lande, außer den obigen Leistungen, noch zugegangenen Kriegsschäden die angegebene Summe um das Dreifache übersteigen; die zugesicherten baaren Zahlungen aber, aller Vorstellungen ungeachtet, nicht erfolgt seien; doch versprach das Ministerium, an sämmtliche Kreisdirektionen Aufforderungen ergehen zu lassen, über den Zustand der früher zu Hospitälern verwendet gewesenen Gebäude und über die noch vorhandenen Hospital-Effekten Bericht zu erstatten, um im nöthigen Falle davon Gebrauch machen zu können. Mehr war vor der Hand und unter solchen Verhältnissen, nicht zu fordern und nicht zu erlangen, denn der Zustand des Landes war wirklich höchst traurig.

D. erhielt auch zu gleicher Zeit den Auftrag, von der badenschen Regierung, einen Ausweis über jene Wittwen und Waisen, welche im Großherzogthume Baden Ansprüche auf Pensionen von Seiten Sr. Majestät des Königs von Preußen zu machen berechtigt wären, zu verlangen.

Während mit allen Ministerien des Großherzogthums unterhandelt und auch der Central-Verwaltung die Lage dieses Landes im ganzen Umfange vorgestellt wurde, erhielt D. von Letzterer eine Aufforderung, sich nach Frankfurt zu begeben, indem die ferneren Verhandlungen mit der großherzogl. Regierung und dem Kriegsministerio von Frankfurt aus schriftlich fortgesetzt werden könnten; — von D.'s Berichte geleitet, sehe diese Behörde wohl ein, daß Baden sich augenblicklich zu keiner anderen Erklärung verstehen würde.

D. verließ Karlsruhe, nachdem er den badenschen Behörden nochmals die Aufstellung einer Landes-Hospital-Kommission dringend empfohlen hatte. Er trat seine Rückreise über Mannheim an, indem er für nöthig hielt, daselbst mit dem Medicinalrathe Jung Rücksprache zu nehmen und die Locale zu besichtigen. Nachdem er bei seiner Ankunft in Mannheim sich schriftlich an den erwähnten Medizinalrath gewendet und denselben gefragt hatte, ob die Lazarethe besucht und die leeren Lokale besehen werden könnten, erhielt er die Antwort, daß der General-Kreisdirektor v. Stengel, welcher darüber zu entscheiden habe, erklärt: „daß dazu keine Ermächtigung ertheilt werden könnte."

D. schrieb an die Kreisdirection selbst und erhielt den Bescheid: „daß von Anlegung eines Lazarethes keine Rede sein könne; es fehle jede Instruktion dazu, und es sei überdem zu bezweifeln, daß eine solche ertheilt werden würde, indem für das großherzogl. badensche Armeekorps bereits ein Lazareth etablirt worden sei."

Eine mündliche Unterredung mit Herrn v. Stengel brachte dieselben Resultate: er versicherte, daß Baden für die eigenen Krieger sorgen und Lazarethe etabliren werde,

was auch alle anderen Kriegsmachte thun ſollten. Daß Baden geſonnen war, das Iſolirungsſyſtem von Würtemberg und Baiern anzunehmen, ging aus dieſen Erklärungen deutlich hervor.

Ein Glück, daß ein ſo wunderbar entzündeter, in der Geſchichte einzig daſtehender Krieg ſo ſchnell ausgebrannt und beendet war, denn ſonſt hätte es Baden wohl empfunden, was das hieß, mit Würtemberg und Baiern Contrakte im Hoſpitalweſen zu ſchließen. Uebrigens hatte die Central-Hoſpitalverwaltung von dem General-Lieutenant und General-Intendanten Grafen v. Lottum die Anzeige erhalten, daß Preußen die Abſicht habe, dieſe Central-Behörde auch in dieſem Kriege fortbeſtehen zu laſſen.

Den 22. Mai 1815 war D. bereits nach Frankfurt zurückgekehrt, indem die politiſchen Verhältniſſe ſich ſchneller, als es zu erwarten ſtand, zu entwickeln ſchienen und auf dauernde Ruhe in Europa zu hoffen war.

D. dachte jetzt ernſtlich daran, ſeine Verhältniſſe zur Central-Hoſpitalverwaltung vollſtändig geordnet, aufzulöſen, indem er die Abſicht hatte, wieder dem Staatskanzler zu folgen und ſeine künftige Wirkſamkeit und Beſtimmung vorzubereiten.

Das Finanzielle war bald geordnet; die Central-Verwaltung bewies ſich in dieſer Hinſicht wie eine Behörde, welche Thätigkeit und guten Willen bei einem ſo unangenehmen Geſchäft, — wo eigentlich nur das eigene Gewiſſen, die in der Bruſt lebende Menſchenliebe zu lohnen pflegt, — zu ſchätzen wußte.

Da das Vertheilen von Orden und Auszeichnungen eigentlich nur als etwas von der Perſönlichkeit der Fürſten abhängiges zu betrachten iſt, was ſie ſich gewöhnlich allein

vorbehalten haben, auch bei wahrem Verdienſt, welches zu beurtheilen ein Fürſt ſelten die Gelegenheit haben kann, es auch eigentlich auf das Erhalten ſelbſt nicht ankommt, ſondern vielmehr auf den Vorſchlag der vorgeſetzten Verwaltungsbehörde bei dem Regenten, die die Verdienſtlichkeit der Beamten allein im ganzen Umfang zu kennen vermag, ſo ſchien dieſe Unſicherheit im Gelingen ſolcher Vorſchläge auch die Central-Verwaltung zu fühlen und theilte daher dem L. de dato Frankfurt a. M. d. 1. Auguſt 1815 ſchriftlich mit: „daß ſie zweimal, im April und Mai 1815, bei Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Rußland, ſo wie im Mai 1815 bei Sr. Majeſtät dem Könige von Frankreich und dem Großherzoge von Baden für ihn um eine Auszeichnung als Belohnung ſeiner Dienſte angehalten habe.“

Es erfolgte keine Antwort, welches von Rußland um ſo auffallender war, als die Central-Verwaltung offiziel von dieſer Macht aufgefordert war, die Beamten nahmhaft zu machen, welche ſich im Hoſpitalweſen am thätigſten und wirkſamſten benommen hatten, indem Se. Kaiſerl. Majeſtät ſolchen eine Auszeichnung zugedacht hätten. Die Zeit der Noth war ja aber vorüber und das Erhalten von gemeinen Menſchenleben konnte, in die Wagſchale gelegt, wohl keinen Ausſchlag mehr geben.

Wenn alle ſolche Angelegenheiten für den Menſchen ſelbſt auch keinen Werth haben mögen, ſo muß es doch angeführt werden. Man erſcheint ſich klein, wenn man von ſich ſelbſt redet; denn eine Idee ſoll dadurch nicht ausgeführt werden, ſondern das Ganze ſoll am Ende nur einen Lappen abſetzen, als Niederſchlag, als Sichtbarwerdung für Leute am Wege. Man muß zeigen, daß man kryſtalliniſche Bildung hat, — und daß das geräuſchvoll hochſtehende Völkchen

nicht allein gebildet iſt, ſondern auch ſchon etwas Gebildetes und ein Gebilde da war. Dieſe Art Leute finden Einen am liebenswürdigſten, wenn man vor ihnen zu Waſſer wird und zerfließt! —

Voß, den man zum Chef der zur Beendigung der Liquidation der Central-Hoſpitalverwaltung niedergeſetzten Kommiſſion ernannt hatte, wollte mit T. zuſammen nach Paris gehen und arbeitete Tag und Nacht, um dieſes läſtige, fatale Geſchäft abzuwickeln und zu Ende zu bringen. Hier möge noch Einiges — als Schluß von T.'s Hoſpitalwirkſamkeit, über Voß, dieſen in ſo vielfacher Beziehung ausgezeichneten Menſchen, folgen; ſeine Wirkſamkeit in den Kriegen 1813 – 1815 bleibt ein geſchichtliches Denkmal, eine Kunde, wie die hohen Herrſcher und ihre Behörden das Militär-Hoſpitalweſen behandelt haben, eine laut mahnende Warnung für künftige Zeiten, daher erſcheint eine gewiſſe Ausführlichkeit zweckmäßig und zeitgemäß. Auch ihm blühten keine Roſen aus ſeiner ſich hinopfernden Thätigkeit; ſchon jetzt ſchien es zuweilen — beſonders bei Miniſter v. Stein, der ſich mit Charakteren ſeines gleichen nur umgeben hatte —, daß die hellen, klaren Leute nicht geſucht würden. Kein Oberer kann freilich dabei Ehre durch Be- und Erleuchtung derſelben genießen; dieſe lieben daher die Halbheiten, weil die Durchſchnittsflächen der Körper meiſt größer als die äußere Anſicht erſcheinen. Oder ſollte überhaupt ein tieferer Sinn darin liegen, daß die Barmherzigkeit und die echte Nächſtenliebe bei den Großen dieſer Erde ſelten, beinahe niemals Anerkennung und Aufmunterung finden? Dieſe Tugenden ſollen wohl in dem beſeligenden Gefühl allein ihren Lohn ſuchen, keinen andern begehren und wünſchen? erhalten ſie ihn doch, ſo hört es vielleicht auf Barmherzigkeit zu ſein?

E., obſchon von dieſer Wahrheit ſelbſt tief überzeugt, hielt es bei ſeinen gehabten Verhältniſſen nöthig, dennoch an den Fürſten v. Hardenberg über die Nichtanerkennung ſolchen Verdienſtes offen und unumwunden zu ſchreiben. (Anlage K.)

Voß's früheres Leben bis zum Jahre 1813 war wichtig und reich durch die Ausbildung des innern Menſchen; wir werden wohl darüber von ihm ſelbſt eine Lebens-Skizze erhalten. Nach der Leipziger Schlacht, als in den Hoſpitälern von Sachſen und bei dem gränzenloſen Jammer der Nervenfieberkranken und Verwundeten nur Tod und keine Ehre zu erhalten war, nur ein preußiſches, fliegendes Feld-Lazareth in Leipzig blieb, kein einziger öſterreichiſcher Offizier oder Hoſpital-Beamter, wenige Ruſſen und für einige 20,000 kranke und verwundete Kriegsgefangene Niemand da war, alle Städte und Ortſchaften Sachſens und der umliegenden Herzogthümer und Fürſtenthümer, welche das General-Gouvernement unter dem Fürſten Repnin bildeten, von Verwundeten und Kranken aller Kriegsmächte angefüllt waren, — da erbat ſich Voß bei Miniſter v. Stein — der bei all dieſem Jammer kalt und gefühllos wie ein Stein blieb, — die Erlaubniß, das ungeheure Elend unter ſeine Aufſicht nehmen zu dürfen, erhielt die Bewilligung und ward als General-Direktor für dieſen Verwaltungszweig im General-Gouvernement ernannt. Der Oberbergrath Reil wollte anfänglich treulich mitarbeiten, der Drang der Geſchäfte griff ihn zu ſehr an, und innerhalb drei Tagen, nachdem Voß die Geſchäfte übernommen, ward jener tödlich krank und ſtarb.

Auf Voß ruhte nunmehr Alles allein. In Leipzig hatte er 54 Hoſpitäler unter ſeiner Aufſicht, unterdeſſen es im

General-Gouvernement über 150 Städte und Ortschaften gab, wo sich Kranke und Verwundete in Hospitälern befanden. Nachdem Voß ohne weitere Bureauhülfe das Hospitalwesen bis gegen Januar 1814 geführt, ward er zur Leitung der Geschäfte bei der Central-Hospital-Verwaltung für Deutschland bestimmt, und verließ Sachsen, als man ihn in der von ihm so musterhaft eingeführten Ordnung bei 23,532 Verwundeten und Kranken, die in den verschiedenen Ortschaften und Städten vertheilt waren, ohne Nachtheil für die Sache beförchten zu dürfen, fortnahm. Er hatte Alles so eingerichtet, daß schon Ende Januar und Februar 1814 ganze Korps von Reconvalescenten zur Armee abgingen. Während seiner Direktion bestand nirgend eine Entreprise, um die General-Gouvernements-Kasse nicht zu belästigen, überall wurden die Kräfte des Landes verhältnißmäßig benutzt. Als D. Sachsen in der Zeit durchreiste und mit den verschiedensten Behörden zu thun hatte, so auch in vielfältigen Freundschaftsverhältnissen mit den Einwohnern angenehm berührt war, hörte er nie eine Klage, eine Unzufriedenheit weder vom Lande noch von den erkrankten Kriegern. 4000 Thlr. waren das Ganze, was zur Anschaffung von Effekten die General-Gouvernementskasse an Leipzig herzugeben hatte. Und dabei waren vom 23. Octob. 1813 bis Ende Januar 1814 unter seiner Direktion: 3,511,247 Verpflegungstage für Kranke und Verwundete, darunter allein 1,009,437 Verpflegungstage für Franzosen. Und doch schrieb Minister v. Stein Fürst Repnin's Antrag, für Voß den Wladimir Orden zu begehren, ad acta, und der Kammergerichts-Rath Eichhorn dachte in seinem, mit Minister v. Stein geschriebenen Buche über Central-Verwaltung in Betreff der Hospitäler in Sachsen des v. Voß mit keiner

Gilde, ſondern nur des verſtorbenen Oberbergrathes Reil. Der Leidenſchaftlichkeit, Härte und Unkenntniß in dieſem Zweige der Verwaltung des Miniſters v. Stein, — von dem wohl nur ſelten ruhiges, leidenſchaftloſes Handeln erlebt wurde, — ward von Voß Ausdauer, eigener Wille, auf Kenntniß und Ueberlegung gegründet, und Charakterfeſtigkeit entgegengeſetzt, welches natürlich der eigenliebige, ſich ſelbſt ſehr hochachtende Miniſter nicht vertragen konnte. —

Hier muß auch noch des Eindrucks erwähnt werden, welchen das ſo eben angeführte Buch: „Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Miniſter v. Stein“ hier und bei den Regierungen hervorbrachte. Man legte dem Werke eine große Bedeutung bei, da es bei deſſen Erſcheinung ſogleich bekannt war, daß der damalige Kammergerichtsrath Eichhorn, ein Liebling in der Umgebung des Herrn v. Stein, der Verfaſſer deſſelben, es auf ſeinen Antrieb geſchrieben haben ſollte. Es war ein Feuerbrand, in die ſchon aufgeregten Gemüther der Fürſten und Regierungen Süddeutſchlands geworfen. Mit nachſichtsloſer Strenge wird darin Gericht über die Fürſten Deutſchlands gehalten und getadelt, daß die Großmuth geſiegt und nicht das Beſſere gewählt worden ſei, nämlich „daß man die Fürſten vorläufig ſuſpendirt und ihre Länder unter die unmittelbare Verwaltung der verbündeten Mächte geſtellt hätte, ſo hätte dann die Erbauung einer deutſchen Verfaſſung nach beendigtem Kriege zu Stande kommen können, wobei man die Einſchränkungen der Territorialgewalt nicht als Aufopferungen mit den deutſchen Fürſten zu unterhandeln, ſondern die Rechte, welche man ferner einräumen wollte, ihnen als Vergünſtigungen zu überlaſſen gebraucht hätte.“ — Von einem Theil des Publikums ward dieſes Buch mit Jubel aufgenommen,

und der Verfaſſer ſeiner klaren, kräftigen Offenheit wegen, die fern von aller Schmeichelei und Demuth gegen den Purpur ſei, hoch geprieſen: man nannte ihn einen Mann von unbeugſamer, echt republikaniſcher Geſinnung. Die jedoch die Verhältniſſe näher kannten, wollten in dem Buche allein nur eine Apotheoſe des Miniſters v. Stein, hervorgerufen auf Koſten der Monarchen und ihrer Miniſter, erkennen und ſchüttelten bedenklich den Kopf bei dem Namen „Stein," der ihnen ſelbſt kein Gute zu ſein ſchien.

Voß ging Anfangs Oktober, dieſe Stellung in Frankfurt anzunehmen; denn ſollte nach dem vom oberſten Verwaltungsrath ertheilten Regulativ gehandelt werden, ſo war die Central-Hoſpitalverwaltung ein Unding, eine ganz gewöhnliche Buchhalterei ohne Kraft, Willen, Einſicht und Einfluß auf das Ganze, als nur durch Juden und den Geldkaſten. Voß folgte dennoch dieſem Rufe, allein in der Hoffnung, nicht thun zu dürfen, was das Regulativ beſage, ſondern nur nach dem Geiſte, der darin ſchwebte, zu handeln. Keinen Kanzeliſten, der ordentlich ſchreibt, keinen ſtummſchreiben Hoſpitalbeamten, kein Individuum, was je ein Krankenlager geſehen, fand er in Frankfurt vor, weil hier der Miniſter v. Stein nicht nöthig erachtete, ſondern ſtets nur von dieſer Buchhalterei über Geld, Leben und Tod ſprach und auf ſolche Weiſe dieſen Adminiſtrationszweig behandelt wiſſen wollte; denn wer ſterben müſſe, wäre ja doch nicht zurückzuhalten.

Durch ſpitzfindige ſogenannte Denkſchriften wollte man beruhigen, hatte aber dadurch die Central-Hoſpitalverwaltung in den Verdacht einer bloßen allgemeinen Hoſpital-Entrepriſe gebracht — ein Krankenverpflegungs-Entrepriſe-Inſtitut. Man wußte von keinem Hoſpital die Anzahl der

Kranken. Zu all' diesen Uebeln kam noch, daß von Seiten des obersten Verwaltungsdepartements-Ministers v. Stein zweckwidrige, aller Kenntniß leere Verfügungen kamen, so z. B. der Vorbehalt zur Darstellung eines Lazarethreglements, das nach der Heilung fast aller Kranken ankam und nicht einmal paßte.

Die Stadt Frankfurt a. M. wollte nicht anders verpflegen als aus gemeinschaftlicher Kasse; der Graf v. Solms-Laubach wollte unter diesem Andrängen sogar sich mit eigenen Wechseln verschreiben, überall schrie man laut nach Ausführung des Regulativs auf gemeinschaftliche Kosten.

Mehrere Mächte traten nun vom Vereine ab: in Betreff der Kasse war das nicht zu ändern. Es gelang aber doch in Deutschland überall die Direktion zu handhaben; dem Ludwig v. Voß stand die Aufsicht über das Schicksal der Verwundeten und Kranken höher als die Aufsicht über das Geld. Um Allen zu genügen, wurde öffentlich die Absicht bekannt gemacht: die Hospitäler nach den Bestimmungen des Regulativs in Entrepriſen zu geben. Dadurch schöpften die verschiedenen Regierungen wieder Muth; doch zu solchen schweren Bedingungen fand sich keiner als unter großen Forderungen.

Nur dadurch ward es möglich, nicht zu thun, was im Regulativ stand. Den verschiedenen Gebieten ward frei gestellt, Entrepreneurs anzunehmen und für die Verpflegung zu sorgen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung zehntägiger Aufkündigung von Seiten der Central-Hospitalverwaltung, wenn diese Alles selbst besorgen würde.

Daraus entstand nun der Glaube und die Hoffnung an eine gefüllte Central-Verwaltungskasse trotz ihrer Leerheit, und die Lieferanten der verschiedenen Regierungen plagten

dirſe wenigen aus Furcht, dieſe würden wieder die Central-Verwaltung plagen, und auf dieſe Art ihre Lieferungen zu Ende gehen. So wuchs ſchnell der Kredit der Central-Verwaltung und mit dieſem auch der der Regierungen, und ſo wurden die Kranken überall nach den Verpflegungsnormen dieſer Behörde gut verpflegt und gehalten. Durch dieſes treffliche und kluge Verfahren von Voß wurde zuerſt in allen Landen das Material und der eigene Landeskredit benutzt und nur nachgeholfen, wo dieſer nicht mehr ausreichte, das wenige Geld, welches endlich von Preußen und Rußland als Nothpfennig gezahlt wurde, durfte ſomit die Central-Verwaltungskaſſe nicht ausgeben.

Endlich mußte jedoch wirklich etwas geleiſtet werden, und die Central-Verwaltung begann vom 1. Mai an, die ſämmtlichen Hoſpitalbeamten zu bezahlen, um ſich dieſe verbindlich zu machen. Nun richtete die Central-Verwaltung Laboratorien ein, worin die beſſere Medizin bereitet ward u. ſ. w.

Da Sachſen mit Preußen vereinigt werden ſollte, und der Kongreß ſich in die Länge zog, ſo widerſtand Voß allen Anträgen und Aufforderungen, Gelder zu vertheilen. Das preußiſche Geld wollte er für Preußen aufgehoben wiſſen, und was von Rußland noch vorhanden war, ging eben ſo auf Preußen für Rechnung Sachſens über. Wäre dem Süden das Geld gegeben vom Norden (wie Miniſter v. Stein es wollte), als an der Elbe und Weſer bereits das Höchſte geleiſtet, ſo wäre das ein Widerſpruch gegen die Natur der richtigen Ausgleichung des Nordens gegen den Süden geweſen. Die Details, wie es Voß mit den Effekten u. ſ. w. machte, ſeien übergangen als zu weitläufig.

Der Kongreß endete; Miniſter v. Stein und Graf v. Solms-Laubach kamen nach Frankfurt a. M. und woll-

ten alles Geld abermals ſofort vertheilen. Voß bewies aber, daß man ſich auch noch nicht über die Grundſätze vereinigt habe, nach welchen die Vertheilung ſtatt finden ſollte, daß von einigen Gebieten erſt bloße Nachweiſungen der verpflegten Kranken, von andern aber — wie von Baden — bloße Geldrechnungen vorhanden wären, und daß die Anwendung der Grundſätze des ganzen Regulativs erſt nach den veränderten Umſtänden, nach genauem Ermeſſen, zur nähern Beſtimmung gebracht werden müßten; auf dieſe Weiſe wurde vorläufig die Auszahlung der Gelder ſuspendirt.

Der ſehr verwickelte Zuſtand dieſer Verhältniſſe veranlaßte den Grafen zu Solms-Laubach die ganze Liquidationsangelegenheit unter dem 3. Juni an Voß zu übergeben, welcher, die Schwäche des Grafen kennend, ſofort über dieſen Akt die öffentlichen Bekanntmachungen erließ; — und wirklich wenige Tage nach Uebertragung der Geſchäfte an Voß wollte Graf v. Solms, getrieben vom Miniſter v. Stein und mehreren rheiniſchen Staaten, denſelben von der Verwaltung wieder entfernen, um nach eigenem Gutdünken Alles abzumachen; bequem hätte man dann Alles, was als Fehler erſchienen wäre, auf Rechnung von Voß ſetzen können. Doch nun blieb es, wie es am 3. Juni beſchloſſen worden war; bald war der treffliche, ſehr ausführliche gutachtliche Bericht von Voß gemacht, und Miniſter v. Stein ſah ſich in einer Zuſammenkunft mit Graf v. Solms gezwungen, zu entſcheiden, wie Voß die Verhältniſſe dargeſtellt hatte; ſetzte jedoch aus Willkühr und aus unhaltbaren Gründen das Königreich Sachſen zur allgemeinen Liquidation. Herr v. Stein erkannte zwar lobend die ſchnelle und gründliche Arbeit von Voß an, ward jedoch in einer

Konferenz mit Herrn v. Cancrin und Graf v. Solms sehr böse, daß Voß nicht mehr für die Lande am Rhein — besonders für das liebe Nassau — herausgebracht hatte, und schloß: „daß er diese Abrechnung nicht unterschreiben würde.“ Voß bezog sich jedoch auf die Redekraft der Zahlen, da das Raisonnement hierbei vorzüglich bei einem Manne, wie Minister v. Stein, doch nichts entschieden haben würde, und so wurde von Minister v. Stein, Graf v. Solms und von Cancrin beschlossen: Preußen mit dem Herzogthum Sachsen und seinen diesfälligen Ansprüchen ganz auszuschließen, eine Summe Geldes sogleich an die Rheinländer zu vertheilen und den Rest mit allen Beständen an Medikamenten, Utensilien u. dgl. Rußland zur Disposition zu stellen und das Uebrige den weiteren ministeriellen Abmachungen nach den verschiedenen besonderen Interessen jedes Einzelnen der übrigen Theilnehmer am Verein zu überlassen. —

Hier muß noch eines Hospitalbeamten Erwähnung geschehen, um den Namen desselben ehrend und hochanerkennend seinen deutschen Brüdern zu nennen, da sein Schicksal vielleicht nicht die Wendung nehmen könnte, welche der Patriotismus und die Aufopferung dieses Mannes in so vollem Maße verdienen. Es ist der Oberapotheker Aloisius Rudolph in Frankfurt a. M. Nach den officiellen Nachrichten stellte sich in den Akten bei der Central-Verwaltung Folgendes fest: Im November 1813 wurden die sämmtlichen Hospitäler in Frankfurt so sehr mit Verwundeten und Kranken der verbündeten Armeen und Kriegsgefangenen überfüllt, daß man die preußischen Kranken in der Stadt nicht mehr unterzubringen vermochte und für selbige daher auf dem, eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen Sandhof, noch ein Lazareth einrichten mußte. Wegen des damals in

Frankfurt verbreiteten Nervenfiebers, und weil die schon vorhandenen Lazarethe ihre Medikamente sämmtlich aus den Stadtapotheken bezogen, deren Personal größtentheils erkrankt und auch gestorben war, wurde die Zubereitung und Beibringung der Medizin für das neuerrichtete preußische Lazareth von allen Apotheken durchaus verweigert. Unter diesen Umständen, wo es den preußischen Kranken an Allem gebrach, die Arzenei unerhörte, kaum zu erschwingende Preise hatte, sprach Friedrich Wilhelm III. das ewig denkwürdige Wort, als er von dieser Noth hörte: „und wenn jeder Mann tausend und mehr Thaler kostet, so will ich ihn erhalten wissen." Unter diesen drängenden Umständen, wo jede Minute Aufschub Menschenleben in Gefahr brachte, entschloß sich Rudolph, unerachtet seiner überhäuften Geschäfte, die Arzeneien für dieses Lazareth des Nachts zu bereiten, und zwar ohne für sich irgend einen Gehalt, eine Vergütigung zu empfangen oder auch nur zu fordern. Während dreier Wintermonate arbeitete er nun nicht allein des Nachts — um 10 Uhr Abends wurden ihm die Rezepte überbracht — sondern er eilte selbst mit den Heilmitteln jeden Morgen um 4 Uhr, im Winter, nach dem Sandhofe und half sie persönlich an die Nervenkranken vertheilen. In dem Zeugniß des dirigirenden Arztes, geheimen Rathes Wenzel heißt es über Rudolph: „er erfüllte seine Pflichten mit bewunderungswürdigster Beharrlichkeit und dem ausgezeichnetsten Fleiße." Doch auch Rudolph, dieser redliche Mann, ward vom Nervenfieber befallen, welches ihn dem Tode nahe brachte. Kaum genesen, begann er seine alte herrliche Wirksamkeit wieder. Die Centralverwaltung, welche sich seitdem konstituirt hatte, ernannte ihn zum Oberapotheker, in welcher Stellung Rudolph die bedeutendsten

Dienſte geleiſtet hat. Als L. v. Voß im März 1814 die Erfindung der Speiſeſtoffe, einer neuen Brodbereitung, der leichtern Conſervation der Fruchtkörner und des Mehls, ſowie eines trockenen Bierextracts gemacht, fand er in Rudolph nicht allein den treueſten Gehülfen, ſondern den Freund, welcher mit ſeltener Selbſtverleugnung alle ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen für Voß hingab.

Rudolph opferte der guten Sache nicht allein ſein Wiſſen, ſeine Kräfte auf, nein, auch ſein Vermögen gab er zur Erquickung der erkrankten preußiſchen Krieger; während der ſchwierigen Zeit nahm er weder Gehalt noch ſonſt irgend eine Vergütigung für ſeine Mühen und Anſtrengungen. Später erfuhr durch Zufall die hohe Behörde, daß er auch ſchon in den Jahren 1806 und 1807 für die erkrankten preußiſchen Kriegsgefangenen, welche in Frankfurt an der Diſſenterie darnieder lagen, meiſtens aus eigenen Mitteln, ſich eifrig hülfeleiſtend gezeigt hatte. — Wenn man die Zeugniſſe, die Anträge höchſter und hoher Behörden über dieſes Mannes ſelbſtaufopfernde Hingebung und die daraus hervorgegangenen wirklich glücklichen Reſultate lieſt und erfährt, ſo kann man kühn fragen: wo habt ihr einen Aehnlichen? und wohl zu wünſchen wäre es, daß die zweite Frage: wie iſt dieſer Mann belohnt worden? genügend beantwortet werden könnte. Der Staat, der dem wackern Rudolph Tauſende von edlen Menſchenleben verdankt, wird dem Alter deſſelben die Ruhe und Zufriedenheit gewährt haben, welche ein ſolches Wirken verdient. —

Mit dieſer Darſtellung ſei Abſchied von dem allgemeinen Hoſpitalweſen genommen, und findet man das Ganze vielleicht zu weitläufig behandelt, ſo entſchuldige es die Heiligkeit der Sache und der Wunſch, daß durch dieſe warnen-

den Beiſpiele verhindert werde, daß nicht ähnliches Unglück bei künftigen Kriegen den braven Soldaten den Tod bringe und Familien vernichte! Es muß den Manen der in den ſüddeutſchen Hoſpitälern gräßlich verjammerten Braven wenigſtens die Sühne werden, daß man ferner beſſere, wo die Erfahrung ſo grauſig zu Rathe ſitzt. Denn wenn man nicht hört auf die Erfahrung und auf das Menſchliche und Nothwendige, dann wird das Wehe! Wehe! Wehe! einſt wieder über die Verwundeten und Kranken wie ein Todesengel ziehen, und die Sünde, welche man begangen, wie ein Fluch in peſtartige Krankheiten gehüllt, die Wohnungen des friedlichen Bürgers und Landbewohners durchſchleichen. Nicht Schlacht, nicht Geſchoß iſt zu fürchten — da fällt man im Gefühl der Kraft und der Ehre, von einer Idee für Fürſt und Vaterland und gerechter Sache wie von einem Genius geſtärkt; aber im Hoſpital zeigt ſich blos die elende Kehrſeite des Lebens, wenn nicht edle Menſchen den leidenden Mitbruder mit der Macht der Freundſchaft und Liebe bewachen; denn auf blutigere Schlachtfelder trifft keine Armee, als ſchlecht berathene Hoſpital-Anſtalten ſind. Im Herbſt 1813 ſtarb in einigen Hoſpitälern der zweite, in den meiſten aber der dritte und vierte Verwundete und Kranke. Von 100 Militairs gingen alſo nur 50—66—75 wieder zur Armee und 25—34—50 ins Grab. Da nun in einer Schlacht von 100 Mann nur 5, höchſtens 8 Mann getödtet werden, ſo wird alſo ein Hoſpital 4- bis 5mal gefährlicher und tödtlicher als eine Schlacht. Einmal im Hoſpital zu liegen, iſt demnach dies in Rückſicht auf die Lebensgefahr eben ſo viel, als wenn man 4 bis 5 Schlachten und Gefechte mitgemacht hat. Nun rechne man, daß nach Verhältniß der Gefechte, Strapazen und

Witterung der funfzehnte bis zehnte Theil einer Armee ſich ſtets in den Lazarethen befinden!

Daher hat das Wort und das Bild nicht Macht genug, um klar genug darzuſtellen, welche Greuel hier abzuwenden ſind und abgewandt werden können.

Nachdem alle Angelegenheiten und Geſchäfte mit der Central-Hoſpitalverwaltung regulirt und beendigt waren, verließen v. Voß, D. und Rudolph am 13. Auguſt 1815 Frankfurt a. M., um über Aachen, Compiegne, Senlis nach Paris zu gehen. Die Reiſe ging ſo raſch, als es mit Vorſpann möglich war; in Aachen machten wir einige Tage Raſt; D. trat daſelbſt in nähere Verhältniſſe zu General v. Rödlich, der Etappen-Inſpektor war; ſehr unzufrieden, beſonders klagte er über die politiſchen Verhältniſſe in jenen Gegenden. Die Streitigkeiten mit den Frauenvereinen dauerten auch noch fort, und die preußiſchen General-Stabsärzte nährten die Abneigung, welche ſich auch von dieſer Seite gegen die Central-Hoſpitalverwaltung kund that, eingedenk des Scharmützels im rheiniſchen Merkur, wo Görres den ſauerhaften Vermittler gemacht zwiſchen den Frauen und jener Behörde, doch nichts gethan als ſeine Lieben begoſſen. — Sehr wahr ſchrieb damals Voß an D., als uns die ſichere Kunde kam, daß namentlich die Militairärzte die Frauenvereine, deren herrliche Wirkſamkeit wohl nicht hoch genug anzuerkennen war, gegen die Central-Hoſpitalverwaltung aufgeregt hatten, um in ihrer eigenen Angelegenheit Verbündete zu erlangen; — Voß ſchrieb: „Die Klumpen ſprechen hier von Zartheit, die verfehlt werden ſein ſoll (nämlich Seitens der Behörde), wo ihrer gar nicht

einmal gedacht iſt. Es iſt eine lächerliche Eitelkeit geweſen, alles auf ſich bezogen zu haben. Haben denn die Sprecher — oder vielmehr grundloſen Raiſonneurs — wohl ſo viel Wundenverband gegeben, als ein einziger Mann gebraucht hat? Und nun wird von Streit geredet, als wenn liebenswürdige Weſen andern Streit als Liebesſtreit zu erfaſſen vermöchten; — denn ein ſchäumendes — das heißt mundſchäumendes Weibſen iſt nicht zu denken ohne Hallen — nämlich nicht heilige, ſondern pariſer — wo alle Weiblichkeit verhallt; Geſtuſter und Seufzer ſind die eigentlichen weiblichen Donnerbatterien, und ihr ſonſtiges Donnergebrüll nur Gewölker und Gewaple.“ Die vielen öffentlichen Reibungen waren wohl die Urſache, daß wir jetzt die Lazarethanſtalten möglich gut fanden; die Entgegenſtrebungen der Generalſtabs-Chirurgen Goerke und Gräfe hatten früher wohl manches Unglück und die zahlloſen Klagen hervorgebracht. In Avesnes waren die Zerſtörungen des Krieges noch ganz beſonders ſichtbar, das Auffliegen des Pulverthurmes hatte das Städtchen beinahe gänzlich zerſtört; D. hörte hier eine Anekdote, welche den General v. Thielmann und einen preußiſchen Major v. Natzmer*) vortrefflich charakteriſiren; ſie iſt zu launig, als daß wir ſie nicht genau mittheilen ſollten. Das dritte preußiſche Korps, welches General v. Thielmann führte, kam durch Avesnes, die fliehende franzöſiſche Armee verfolgend; die ſehr ſchnellen Bewegungen unſerer Truppen geſtatteten keine ordnungs-

*) In ſpätern Jahren lernte D. Herrn v. Natzmer perſönlich kennen, welcher jetzt zurückgezogen in Halle a. d. S. im glücklichſten Familienkreiſe lebt und durch Geiſt, Verſtand und Geſinnung die allgemeine Liebe beſitzt. Oberſt v. Natzmer beſtätigte dem D. die Wahrheit dieſer Geſchichte und hatte die Güte, ſie zu vervollſtändigen.

mäßige Verpflegung; dieſelben ſuchten ſich daher nach der Individualität ihrer Führer zu helfen, die Gemeinen theils unmittelbar, d. h. ſie plünderten, theils ſorgten die Bataillons-Kommandeure, durch mobile Kolonnen Lebensmittel für ihre Truppen zu ſchaffen. Der Kommandeur des Füſelierbataillons des 31. Regiments, Major v. Natzmer, hatte auf dieſe letzte Art eine große Heerde Hammel, die vor Avesnes weidete, mit forttreiben laſſen und ſie auf die, fürs Bivouak beſtimmte Stelle dirigirt. General v. Thielmann hielt auf dem Markte und ließ die Truppen vorbeimarſchiren. Als der an der Tête befindliche Major v. Natzmer ſich neben dem General aufzuſtellen hervorritt, ſieht er einen Bauer auf den Knien vor Thielmann liegen, und der General ſagt zu Natzmer: „Major, ſehen Sie dieſen Bauer? Der Kerl klagt, Sie hätten ihm ſeine Heerde Hammel nehmen laſſen, iſt das wahr?“ v. Natzmer bejahte ſolches. Darauf Thielmann: „Natzmer, hören Sie wohl auf, ich habe dem Kerl mein Wort gegeben, er ſoll auch den letzten Hammelſchwanz wieder bekommen; verſtehen Sie mich recht, nehmen Sie den Kerl mit und löſen mein Wort auf das gewiſſenhafteſte ein, ich mache Ihnen ſolches zur ſtrengſten Pflicht.“ Auf dem Bivouak angekommen, das unfern von Avesnes auf der Straße nach Paris war, ſuchten die unmittelbaren Freunde des Majors, denſelben durch inſtändige und freundſchaftlichſte Vorſtellungen zu bewegen, den Befehl Thielmanns zu befolgen und dem Bauer die Hammel zurückzugeben, vorſtellend, daß v. Natzmer ohnfehlbar, geſchähe dieſes nicht, vor ein Kriegsgericht geſtellt werden würde; dieſer aber verweigerte jedoch ſolches, ließ die Hammel ſchlachten und an die ihm untergeordneten zwei Bataillons vertheilen — doch mit dem

gemeſſenſten Befehl, die Bälge, beſonders jeden Schwanz an den Adjutanten des Füſelierbataillons abzuliefern. Darauf wurden die Bälge mit den Schwänzen dem wohlbewachten Schäfer ſtückweiſe vorgezählt und dieſer unter Aufſicht einer Wache geſtellt. Als des andern Morgens Thielmann auf dem Bivouak ankam, um die Truppen in Marſch zu ſetzen, wurde der Schäfer losgelaſſen, ſtürzte zu den Füſſen des Generals und klagte heulend, daß der Befehl, die Hammel zurückzugeben, nicht ausgeführt ſei. Der General, der den Berg Hammelfelle ſehr wohl ſah, fragte den Schäfer, ob ihm ein Hammelſchwanz fehle? Der Bauer verſicherte: „Nicht einer, aber die Hammel ſelbſt ſind aus den Bälgen.“ Der General donnerte mit ſehr lauter Stimme den Schäfer in franzöſiſcher Sprache an: „Glaubſt Du, Narr, unſere Soldaten können vom Winde leben? Ihr habt es bei uns ganz anders gemacht, da wurde nicht allein das Hammelfleiſch, ſondern auch die Bälge genommen und den Bauern noch dazu das Geld, ja das Hemde ausgezogen; fort, danke Gott, daß Du die Bälge mit den Schwänzen haſt, die ich Dir zugeſagt habe.“ Darauf ritt Thielmann an den Major v. Natzmer heran, reichte ihm die Hand und ſagte: „Daran erkennt man einen alten, wahren Guerrier; hören Sie, Natzmer, ich hätte es ſehr übel genommen, wenn Sie mich anders verſtanden hätten.“

Nun ging es weiter über Ham, Compiegne, Senlis nach Paris, wo dem T. ein vortreffliches Quartier in der Rue Bourbon Nr. 101 bei einem alten Marquis zu Theil wurde; die alte würdige Dame des Hauſes that Alles, um D. die Wohnung recht angenehm zu machen; allerdings konnte ſie ſcharfe Wortwitze nicht unterdrücken, nannte Rippentrop ſtets Ris-pain-trop (abgeleitet von Ris-pain-sol, wie die Fran-

zoſen ihre Kriegskommiſſaire ſpottweiſe nennen) Blücher plus oder u. ſ. w., eine Herzenserleichterung, die man wohl ertragen konnte. Leider erhielt Voß ein von D. ſehr entferntes Quartier, und die Lokale, wo er ſeine Stoffbereitungen machen ſollte, wurden ihm vor Paris angewieſen. —

Das Leben in Paris in dieſen Monaten von Ende Auguſt bis zur Abreiſe im Oktober war ſo bewegt, daß an ein gehöriges Tagebuch nicht gedacht werden konnte; aus einzelnen Notizblättern können daher nur im Allgemeinen und abgeriſſen einige weniger oder gar nicht bekannt gewordene Thatſachen hier angeführt werden, welche in dieſen Monaten der Anweſenheit dem D. theils ſelbſt begegneten, theils ihm bekannt wurden. Oft aß D. in dieſer Zeit beim Staatskanzler, woſelbſt er auch die intereſſanteſten franzöſiſchen Notabilitäten ſich bewegen ſah; beſonders entſpannen ſich hier die freundſchaftlichen, näheren Verhältniſſe zu Gruner, der Polizeiminiſter der Alliirten in Paris war; Gruner übertrug dem D. die Correſpondenz mit dem Juſtizrath Hoffmann in Rödelheim und mehreren Andern; Vorbſtädt tauchte hier abermals auf, war aber im Schmuz der Liederlichkeit ſo verſunken, daß Voß und D. ihn auch in Hinſicht des beabſichtigten Inſtituts für unheilbar verwundete Krieger, mit Miſtrauen zu betrachten begannen. Hier trat D. nun auch zu Koreff in freundliche Verbindung; thätig und aufopfernd im Lazarethweſen arbeitete dieſer geiſtreiche, bewegliche Mann, mit Eifer jede Gelegenheit ergreifend, wo er nüzlich und helfend einſchreiten konnte. Unſer Leben war dem Genuß und dem Vergnügen gewidmet, Geld fehlte nicht, die Munizipalität mußte anſtändige Diäten zahlen, die Milde des Staatskanzlers bewilligte anſehnliche

Vorſchüſſe, und ſo waren auch die Mittel vollauf da, das Leben in Paris zu genießen. Das Gewirre und Treiben war beiſpiellos, die intereſſanteſten Bekanntſchaften wurden gemacht, alte wieder erneuert; unter den letzten iſt vorzüglich Graf v. Schlabrendorf zu nennen, welcher jedoch ſelten beſucht wurde, da er von Leuten aller Art förmlich belagert war; Alex. v. Humboldt's Zeit nahm der König ganz in Anſpruch, D. traf ihn nur einmal in ſeiner Behauſung, wo er die Bekanntſchaft des gelehrten und geiſtreichen Julius Klaproth machte, auf den Humboldt ſehr viel zu halten ſchien; Obriſt v. Witzleben, durch den D. auch Cherubini kennen lernte und von dieſem mit großer Liebe als ein Neffe Reichardt's behandelt wurde. — Liebenswürdig und geiſtreich, voll Leben und Enthuſiasmus für Kunſt und alles Schöne, riß Witzleben Alles mit fort, was ihm in die Nähe kam; Cherubini betete ihn an; auch der ſächſiſche Banner-Offizier, Herr v. Kleiſt, fand ſich ein und machte durch ſeine Schönheit großen Eindruck auf das weibliche Geſchlecht; es iſt wahr, dieſer Mann gehört auch wirklich zu den ſchönſten Mannergeſtalten, die man ſehen kann; Jahn predigte in den Cafés und gewährte den Franzoſen — als wahrhaft ergötzliche Figur in dem eleganten Paris — viel Vergnügen, beſonders weiß das Café de l'Europe davon zu erzählen ſo wie der Triumphbogen auf dem Carrouſſelplatz, als die Pferde herabgenommen wurden. Unter D.'s neuen Bekanntſchaften iſt vorzüglich Baron v. Hallberg *) zu nennen, eine Figur, wie man ſie wohl nicht noch einmal ſehen möchte. Die Locken in ſeinem enganſchließenden deutſchen Rock wa-

*) Der Alte von Gunting.

ren mit Oblaten zugeklebt, übrigens glänzte der große baierſche Michaels-Ordensſtern daran. Hallberg gab uns ein Zauberfeſt im Palais royal, wo wir zwölf Mädchen, ſechs ſchwarze, ſechs weiße zu ſehen bekamen, die im völligen Naturzuſtande uns Contretänze aufführen mußten; dabei ließ Hallberg ſchwarzen Kaffee und Biscuit präſentiren. Bei dieſer Gelegenheit verlor er ſeinen Michaels-Ordensſtern, den ihm Tages darauf ſo ein ſchwarzer Teufel zurückbrachte, als er gerade im Café des Chartres mit Staatsmännern und Talleyrand zu Mittag aß.

Der Staatskanzler war ein Gegenſtand der Verehrung für Alle, welche mit ihm in Berührung kamen; ſeine Milde, ſeine Humanität mit ſeinem würdigen, herrlichen Aeußern bezauberte Jedermann; die Staatsmänner beſprachen mit hoher Anerkennung die Gediegenheit und Rechtlichkeit ſeiner Anſichten und Ideen, ſowie die Klarheit, womit er ſolche in den Konferenzen vorzutragen wußte; — der herrliche, ritterliche König in ſeiner Gleichmäßigkeit, Ruhe und Ernſt ſchien mit ſeinem Kanzler in gewiſſer Art den Mittelpunkt des ganzen großen Drama's zu bilden; des Königs hoher Tugend, ſeiner Sittlichkeit und Ausdauer ſchienen alle übrigen Monarchen zu huldigen. Durch einen kleinen Verfall, den D. zufällig mit anſah, erſchien dieſem das reinmenſchliche Verhältniß des Königs zu ſeinem Staatskanzler in ein recht helles Licht geſetzt. Der Kanzler konnte trotz allen Bemühungen, des Königs Unterſchrift zu den Dotationen, welche den preußiſchen Generalen zugedacht waren, nicht erhalten, wodurch dieſe, alle Schuld dem Miniſter beimeſſend, in ein unfreundliches Verhältniß zu demſelben traten. Eines Morgens gelang es, der König hatte unterſchrieben, der Kanzler nahm die Papiere ſelbſt unter den

Arm und entfernte sich, um nach Hause zu fahren. In diesem Moment ging D. bei des Königs Wohnung vorüber und sah, wie Herr v. Hardenberg auf den Stufen ausglitt — es hatte geregnet — und fiel; die Bedienten sprangen zwar hinzu, doch wie ein Blitz erschien der König, der vom Fenster den Fall mit angesehen, schleuderte die Diener bei Seite, nahm den Kanzler in den Arm, bedrückte dessen zerschlagenes Gesicht mit dem eigenen Taschentuch und führte seinen geliebten Minister selbst in den Wagen. D. erfuhr es später, daß die obigen Papiere, welche der Staatskanzler trug, jenen Inhalt hatten und daß derselbe die Absicht gehabt haben soll, den Generalen diese königlichen Geschenke unter die Couverte zu legen: sie waren sämmtlich an dem Tage zur Tafel geladen.

Gegen die einfache, doch durch Ernst und Würde imponirende Art, wie unser König erschien, gränzte das schwerfällige Gepränge, wie Ludwig XVIII. seine Besuche machte, beinahe an's Lächerliche: er fuhr nie ohne zwei Wagen aus, eine zweite leere, gleich bespannte Staatskarrosse mußte der seinigen stets nachfahren, wahrscheinlich wohl, daß, wenn diese bräche, sogleich eine stellvertretende vorhanden sei. —

Der Herzog v. Wellington konnte trotz seiner großen Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit für Alles, was die Franzosen wünschten, sich dennoch nicht ihrer Neigung, ihrer Anerkennung rühmen; mit Widerwillen hörten wir auf unserer Reise nach Paris über die vielen aufgeknüpften Engländer sprechen, welche auf Befehl des Herzogs, als Pladerours die Bäume verunstalteten; man schmähete, man tobte gegen Blücher's Verfahrungsart, — man achtete aber einen solchen Charakter, während Wellington's Benehmen als niedrige Augendienerei verurtheilt

wurde; man meinte, es ſei allein, um ſich Liebkind bei den Franzoſen zu machen. Die unerbittliche Strenge, mit welcher Wellington jeden Exceß mit Tod oder Prügel beſtrafen ließ, und das Vorbild der alliirten Armee, wie aufopfernd z. B. die preußiſchen Offiziere für ihre Soldaten — beſonders hinſichtlich der Verpflegung ſorgten, waren wohl Urſache, daß die engliſchen Soldaten Wellington ſehr gründlich haßten. In der wirklich ſchlecht zu nennenden innern Organiſation der engliſchen Truppen liegt jedoch allein der Grund. In der preußiſchen Armee iſt der Offizier verpflichtet, an der Ausbildung der gemeinen Soldaten, vom Rekruten an, ſelbſt thätig mitzuwirken; in der engliſchen Armee iſt die Ausbildung der Gemeinen, ſowie der ganze ſogenannte kleine Dienſt in der Hand der Unteroffiziere und Wachtmeiſter. Der engliſche Offizier ſieht ſeine untergebenen Soldaten erſt, wenn Alles ſo weit in Ordnung iſt, daß das Kommandiren losgeht und — durch ihn Strafe eintritt, wenn es ſchlecht geht.

In der preußiſchen Armee, wenn ſie gleich Kriegskommiſſariat hat, denen die Verpflegung der Soldaten obliegt, — gleich wie in der engliſchen Armee — ſind doch die Befehlshaber der Truppen bis zum Kapitain und Eskadronschef herunter mit dafür verantwortlich; ſie ſorgen, ſo weit ihre Machtvollkommenheit nur immer reicht, oft ſelbſt über dieſe hinaus, für das perſönliche Wohl ihrer Untergeordneten, ohne Scheu für mögliche Verantwortung, wo die Regelmäßigkeit der Verpflegung durch die Kommiſſariate durch äußere Umſtände, beſonders bei ſehr ſchnellem Vorrücken, gehemmt ſein ſollte; die Offiziere unſerer Armee haben ein Herz für das Wohl und Wehe der mit ihnen nach allen Richtungen hin eng verbundenen Krieger. Ver-

ſieht der Offizier nun in dieſer Beziehung das Intereſſe der Truppen wahrzunehmen, ſo wird der Gemeine nie plündern und dergleichen Unfug treiben, und den Vorgeſetzten im Leben und Tod nicht verlaſſen.

Anders iſt dies bei den engliſchen Truppen, wo die Funktionen ſo ſcharf geſondert ſind, und der engliſche Offizier ſeine Soldaten, die Noth und Hunger leiden, vielleicht bedauern mag, ſich aber niemals der ſchweren Verantwortung eigenmächtiger Maßregeln ausſetzen wird. Hierin liegt auch beſtimmt der Hauptgrund, weshalb ein ſehr ſchnelles Vorrücken der engliſchen Armee beinahe unmöglich wird: ſelbſt in der Wuth des entbrannten Krieges wird der engliſche Soldat ſpäter — trotz ſeiner bewieſenen Bravour — aufgeknüpft, oder erhält ſchmähliche Prügel, wenn er ein Stück Brod ſich eigenmächtig nimmt. Die Härte in dieſer Hinſicht gränzt an's Unglaubliche! Aus dieſen Urſachen iſt denn auch das Band zwiſchen Offizier und gemeinen Soldaten bei uns ein anhänglicheres, vertraulicheres; während in der engliſchen Armee der Offizier vom Gemeinen ſcharf getrennt, weder bei ſeiner Ausbildung noch Pflege perſönlich betheiligt iſt.

Man empfand wirklich eine größere Neigung für den harten, unbeugſamen Blücher*). Venedig hatte ſich an Wellingten wegen der herrlichen Pferde gewendet und ſeine Vermittlung angeſprochen; nachdem es nun beſchloſſen

*) Als im Jahre 1819 auf Wellingten geſchoſſen wurde und die Kugel über ſeinen Kopf flog, erſchien folgender Vers:

Mal ajuster est un défaut,
Il l'a manqué, vous avez comme
L'imbécille a vécu trop haut,
Il le prenait pour un grand homme.

war, diese Pferde zurückzugeben, sendete Wellington, um seine lieben Franzosen nicht zu verletzen, acht Pionniere und Ingenieure des Nachts, um die Kunstwerke vom Triumphbogen zu nehmen. Die Leute kommen Nachts an, setzen Leitern an und klettern hinauf; die Gensd'armerie in den Tuilerien sieht solches, kommt heraus, holt sich die Engländer von den Triumphbogen herunter und bringt sie in die Wache. Des andern Tages hieß es durch ganz Paris: „Wellington habe die venetianischen Pferde stehlen wollen." Später ließ der Gouverneur von Paris, General v. Müffling, — wie es unsrer allein würdig ist — an jenem Tage, im schönsten Sonnenschein die Pferde fortnehmen. Auch der Vorfall im italienischen Theater giebt von dieser Stimmung des Volks gegen Wellington deutliche Kunde*). Es wurde nämlich die Semiramis von Portogallo gegeben und die Catalani sang dieselbe. Die Ouverture sollte eben beginnen, als ein Gemurmel im Publikum entstand, welches einem heranziehenden Ungewitter nicht unähnlich war; es nahm mit jedem Augenblick zu und bald ertönte das bedeutungsvolle: „à la porte, à la porte!" Viele schrien wohl mit, ohne zu wissen, wem es galt, auch D. konnte es nicht gleich ermitteln. Das Gebrüll wurde wirklich dem Donner gleich, und Alles wendete sich zur königlichen Loge, in welcher zwei Männer in blauen Uebergröcken standen, in denen D. sogleich den Herzog Wellington und seinen Adjutanten erkannte; wahrscheinlich wußten es diese auch noch nicht, daß ihnen das à la porte gälte. Doch die Demonstrationen nach der königlichen Loge wurden so deutlich und bedenklich, daß den Engländern wohl an-

*) Siehe Joh. v. Müllers Leben von Dr. Dorow. Seite 40.

lich der Spektakel klar, sie ihre Unschicklichkeit fühlten, im Ueberrock in der königlichen Loge erschienen zu sein, sich also schnell zu entfernen für das Zweckmäßigste hielten. Die Ruhe war darauf sogleich hergestellt. Des andern Tages bemerkte das Journal de Paris: „Wenn die Franzosen auch besiegt und die Sieger im Besitz der Hauptstadt wären, so dürften sie sich doch nicht für so gedemüthigt halten, daß sie die Person ihres Königs — selbst nicht durch einen glorreichen Feldherrn verunglimpfen ließen.“ Eine sehr schwache Entgegnung entschuldigte den „glorreichen Feldherrn, der keinen Platz zu dieser Vorstellung mehr habe finden können, und dem daher die Gnade des allerchristlichsten Königs den Eintritt in die königliche Loge gestattet habe.“ Jedermann gab ihm aber Unrecht. „In seiner großen Marschallsuniform hätte er erscheinen müssen,“ war der Ausspruch Aller, die D. darüber sprechen hörte.

Aus Berlin kamen zwar regelmäßige detaillirte Nachrichten, doch wir nahmen wenig Antheil daran; die Belehnung des Professors Schmalz in Berlin mit dem rothen Adlerorden war jedoch ein Gegenstand, der unser ganzes Interesse in Anspruch nahm; dem Staatskanzler war die Schmalz'sche Denunziation sehr verdrießlich, doch lächelnd hörte er die vielfachen Witzworte an, welche uns darüber aus Berlin mitgetheilt wurden*).

*) Wohl das Kräftigste, was über diese unselige Angelegenheit gesagt worden ist, vernahm D. später in Berlin von Fr. A. Wolf bei einem fröhlichen Mittagessen. Wolf spottete über die von Schleiermacher, Niebuhr u. s. w. erschienenen Streitschriften gegen Schmalz: „Sieht man nicht all diesem Machwerk die Mühe, die Angst an, womit es fabrizirt ist?“ rief er aus; „ich würde diese ganze schmierige Geschichte mit folgendem Vers beseitigen:

Der Geh. Staatsrath v. Staegemann hatte seine Familie nach Paris kommen lassen, in deren Hause wir beinahe jeden Abend den Zusammenfluß geistreicher und liebenswürdiger Männer fanden. D. war oftmals der Begleiter der seltenen eben so geistreichen als charakter- und gesinnungsvollen Frau zu den Merkwürdigkeiten und in die kleinen Theater von Paris; derselben Urtheile über Personen und Sachen waren von einer Gediegenheit und weiblichen Grazie, welche der Seele des Hörers unauslöschbar eingeprägt bleiben muß. Frau v. St. sehnlicher Wunsch, bei dieser einmal schon so weit unternommenen Reise auch das südliche Deutschland zu sehen und liebe Menschen, mit denen sie schon seit vielen Jahren in Briefwechsel stand, persönlich kennen zu lernen, blieb leider unerfüllt; besonders war ihr Frau Therese Huber sehr werth geworden; mit Huber — der leider gestorben — stand sie bereits in den Jahren 1801 bis 1804 in lebhaftem Briefwechsel, welcher später mit dessen Frau fortgesetzt wurde. Bei Besprechung dieser Reisepläne erfuhr D. zum erstenmal, daß diese vortreffliche Frau bereits an Huber Mittheilungen für seine Flora und die von ihm später herausgegebenen „Unterhaltungen" gemacht, welche Huber als das zarteste und vortrefflichste bezeichnete, was Frauensinn niedergeschrieben habe. —

Den unglücklichen Sahla trafen wir noch am Leben, er lag in jammervollem Zustande im Hospital, sein Körper war durch das Knallsilber verstümmelt, und er verfaulte fast bei lebendigem Leibe; zu seiner und unserer Aller Zufrie-

---

Dem Adler thät in alter Zeit
Nach Luder und nach Aas verlangen,
Jetzt ist er, denn es stank ja weit und breit,
Auch nach verdorbnem Schmalz gegangen!"

heit ward er bald von seinen Leiden erlöst: einfach und seiner würdig brachten wir ihn zur Ruhe. Die Polizei hatte ihn zu den widersinnigsten Bekenntnissen und Anklagen verleitet, wahrscheinlich dazu gezwungen.

Liebe, befreundete Pariser Familien aus früheren Jahren existirten für D. nicht; sie hatten sich in das Innerste ihrer Häuser vergraben und waren für jeden Fremden unsichtbar. Sehr ehrenwerth erschienen in dieser Beziehung die französischen Frauen; jedes frühere, auch das innigst freundschaftlichste Verhältniß war für sie gelöst; die Frauen waren jetzt todt für den alten Freund, er war ihnen nur ein siegreich in Paris einziehender Fremder. Um aber die unveränderte Gesinnung, die Unwandelbarkeit treuer Freundschaft zu erkennen zu geben, erhielt D. zu allen öffentlichen Feierlichkeiten, z. B. als Ludwig XVIII. den Staatsrath eröffnete, Einlaßkarten zu den besten Plätzen, zugesendet, doch die Freundin selbst zu sehen, zu sprechen, war ihm nicht vergönnt. Wahrhaft großartig zeigte sich auch in diesem Kriege der französische weibliche Charakter.

Endlich brach der zur Abreise nach Berlin bestimmte Tag an; Voß, Rudolph und D. vereinigten sich wieder, und so ging es in den letzten Tagen des Oktobers über Rheims, Frankfurt a. M. die große Straße nach Berlin, wo wir den 25. November 1815 ankamen.

Das Leben in Berlin, der Abgang nach Dresden als Legationssekretair, Aufenthalt daselbst mit und ohne den Gesandten Baron v. Oelßen, vom Februar bis Oktober 1816, Ernennung als Legationssekretair am königlich dänischen Hofe, Reise über Königsberg und sein Aufenthalt im reizend gelegenen Kopenhagen, im Hause seines hochverehrten und innigst geliebten Gesandten Grafen Dohna-Schlobitten bleiben einer spätern Darstellung verbehalten, da es die Verhältnisse noch nicht gestatten, diese an Erfahrungen und Begebenheiten reiche und interessante Zeit zu besprechen.

Wir beginnen nun mit D.'s Abreise von Kopenhagen und schildern sein Leben und Wirken in Wiesbaden bis zu dem Abgange nach Bonn.

Juli 1817 bis März 1820.

Sehr krank und fast ohne Hoffnung verließ D. am 26. Juli 1817 Kopenhagen, wo er die Güte und Freundschaft seines Gesandten, des Grafen Dohna, nicht genug zu rühmen vermag, obschon es ihm gerade im Hause dieses trefflichen Mannes, der sich in jeder Beziehung als Freund von D.'s Eltern bewährte, klar wurde, daß in der diplomatischen Laufbahn für einen Bürgerlichen keine Rosen zu pflücken sind und die Besorgniß, welche D. schon in dieser Beziehung bei seinem Abgange nach Dresden gegen den Staatskanzler aussprach, vollkommen sich bestätigte. In dieser fest erlangten Ueberzeugung lag noch ein Grund mehr, daß D. dem Andringen seines Arztes, des Etatsrath Brandis und auch des Gesandten zur Abreise, weniger Einwendungen entgegensetzte, als er sonst wohl gethan haben würde: überdem wollte man in Kopenhagen auch kein Begräbniß eines Legationssekretairs haben! — D. hoffte unter diesen Umständen stets auf eine andere Wirksamkeit; denn bei allem scheinbaren Glanze bleibt das diplomatische Leben doch ein trostloses, man wird fremd in der Heimath und in der Fremde nie

einheimiſch. Es war eine ſehr unglückliche, ſtürmiſche Seereiſe, wo wir mit Noth aller Art zu kämpfen hatten, beſonders mit Hunger und dummem Schiffsvolk, wir mußten daher öfters landen in Moen, Falſter, Laaland und Langeland, um Nahrungsmittel einzunehmen; endlich langten wir den 6. Auguſt in Kiel an. Von da ging es in ſehr krankem Zuſtande über Hamburg, Hannover nach Wiesbaden, wo D. den 15. Auguſt 1817 ankam und in der Poſt eine gute und bequeme Wohnung fand. Sehr bald erhielt er hier die, volle Genehmigung ausſprechende Verfügung des Staatskanzlers vom 13. Auguſt, welche es billigte, daß D. den Urlaub zur Reiſe nach Wiesbaden aus Berlin nicht abgewartet; der Staatskanzler fügte die freundlich milden Worte hinzu: „Ich kann bei Ihrem mir bekannten Dienſteifer die Nothwendigkeit dieſer Reiſe um ſo weniger bezweifeln, als der Graf Dohna ſelbſt davon überzeugt zu ſein ſcheint, daß Sie ſolche nur auf den Rath Ihres dortigen Arztes angetreten haben.“ Nach einem ſolchen Erlaß konnte die Kur um ſo ruhiger begonnen werden. Auch Graf Dohna hatte vom Staatskanzler zuſtimmende Schreiben erhalten, die zugleich ſehr ehrenvoll für D., des Fürſten Anſichten über denſelben, ausſprachen.

D. war in Frankfurt a. M. im September, als er vor dem Gaſthauſe bei drückender Hitze einen Wagen halten ſah, in dem eine junge hübſche Dame ſitzt, der übrigens aber ganz mit Wolfs-, Bären- und Schafspelzen angefüllt war; eine große Menge Volks ſtand umher. Als D. ins Gaſthaus geht und das Nähere über dieſen Aufzug erfragen will, tritt ihm Baron v. Hallberg (der Alte von Gauting) entgegen in ſeiner alten fabelhaften Tracht — den deutſchen zerriſſenen Rock mit dem großen Michaelsſtern —

herzlich war Wiederſehen und Willkommen. Hallberg kam aus Lappland zurück mit ſeiner jungen ſchönen Frau. D. entſchloß ſich ſogleich mit ihnen nach Wiesbaden zurückzugehen. Der Auflauf des Volks wurde immer größer, da man die Pelze in der drückenden Hitze nicht begreifen konnte; auf D.'s Zuruf: „das Volk ſolle Platz machen, es ſei der Herzog von Lappland," wurde der Jubel ſtets größer, und mit einem donnernden „Vivat Herzog von Lappland!" wurden wir zum Thore hinaus begleitet. Hallberg erzählte ſehr viel von ſeiner Reiſe, hatte der Univerſität Bonn eine ſchöne Sammlung nordiſcher Mineralien mitgebracht, war aber in Allem der alte, barocke, ſtets unzufriedene Mann geblieben, und das isländiſche Moos, welches öfters ſeine einzige Nahrung geweſen ſein ſollte, hatte ihn nicht klüger gemacht. Kaum war Hallberg am Niederrhein angekommen, ſo erhielt D. Briefe über Briefe von demſelben über das Troſtloſe des Landes*), welche nach des Schreibers Wunſche ſtets dem Staatskanz-

*) Um den ſpäter ſo bekannt gewordenen Alten von Gauting — der in Baiern Ehre, Beförderung und neues Vaterland gefunden hat, weil er Preußen haßte und verhöhnte — in ſeiner damaligen Geſinnung kennen zu lernen, möge hier ein ſolcher Brief folgen. Er lautet:

„Lieber Freund!

Es ſollen ſehr viele Güter für Graf Pappenheim bezeichnet ſein, ſo daß ich zu erfahren ſuchen muß, welche dazu nicht gehören, um wegen des Veſtellungsdepartements die Vorſtellung einzureichen. —

Das erſte Wort in den Rheinprovinzen: deux francs für's Ueberfahren über den Rhein — deux francs was iſt das? ich bin ja hier in Preußen, nicht in Frankreich; „ach, die Zeiten, wo man das noch allgemein ſagte, waren beſſer, wie die jetzigen," ſchrieen 7 bis 8 Menſchen — ich ſagte einem Offizier, der auch übergefahren war: muß man dann das hier ſo leiden? — Am beſten iſt es, nicht zu hören; wir

ter eingesendet wurden. Hallberg erhielt den rothen Adlerorden 3. Klasse, welchen er jedoch zurückschickte, weil er die

müssen oft anderes Zeug hören, war seine Antwort. — Ich wünschte mich beim ersten Schritt in mein Vaterland, zurück nach Layrland — in Bonn und Umgegend fing nun die Klagestimme recht an; das Korn hat 30 Thlr. das Malter gekostet, ich habe ins Mark des Landes gesehen, es sieht gräßlich aus, das wenige Land, das der Arme besitzt, ist für Korn den Reichen in die Hände gefallen; Mobilien, Handwerkszeug, Kleidung sind versetzt, verkauft; in diesem Lande, wo ich noch nie von einem Selbstmord gehört habe, erzählt man mir acht, nur hier und nahe bei — und welche Aussicht für die Zeige: schon kauft der Wucher alles eingeerntete Getreide auf, schon wird gedroschen und aus dem Lande geführt, die Regierung sieht zu und weiß auch nichts davon — das kommende Jahr wird noch schrecklicher sein, wenn keine Vorkehrungen getroffen werden; heute mußte ich an der Table d'hôte hören, wie Napoleon bei solchen Gelegenheiten kräftige Maßregeln ergriffen, „es ist gut, sagte der Mensch, dann sehen sie auch den Unterschied, sie haben ja mit Gewalt Preußen werden wollen," ich hätte den Kerl gern geprügelt, allein der Code Napoleon hätte mich zu 6 Monat Zuchthaus verurtheilt, ich mußte also still sein oder nur widersprechen, was ich heftig gethan — unterdessen sagte der Mensch, „was wollen Sie mit ihrer lächerlichen deutschen Gesinnung, Sie und alle sind zurückgesetzt, man verlacht sie — haben Sie nicht gehört, daß der Kronprinz bei Graf Westerholt logirt, daß auch der König alle Anhänger Napoleons in Köln ausgezeichnet gnädig behandelt hat — welcher Deutsche hat denn mit ihm gegessen? — nur diese haben Bedienungen erhalten, nur sie erhielten den rothen Adlerorden, es ist wahr, man hat ihn auch Ihnen gegeben, aber es war die dritte Klasse, hätten Sie Napoleon gedient, Sie wären vielleicht jetzt ein großer Mann, nun sind Sie nichts und verdienen es, weil Sie Ihre Kinder um einen Theil ihres Vermögens gebracht, was Sie für's Vaterland geopfert, ich habe nicht einen Groschen geopfert und bin angestellt, und Sie und Alle sind Gottlob! nichts." — Meine Kinder wieder zu sehen, war die einzige Freude; die allgemeine Kalamität des Volks bringt mich zur Verzweifelung, mein Sohn scheint ein tüchtiger Kerl zu werden, ich hoffe, er soll einmal unsers Königs Hause besser dienen, wie ich gekonnt, unterdessen hätte ich keine Kin-

1. Klaſſe verdient zu haben glaubte, und dabei ſchrieb: „Er wolle dieſen Vogel nicht, er ſei ſo klein und könne leicht von dem erſten großen Vogel verſchlungen werden, den die Franzoſenfreunde doch alle empfangen.“ In einem ſpätern Briefe begehrte er jedoch: D. ſolle den Antrag machen, damit er den Johanniterorden bekomme. — Als glühender Vaterlandsfreund war Hallberg dem Staatskanzler übrigens bekannt, und gern vernahm er die freie Rede dieſes Mannes. Als D. dem Fürſten Hallberg's Brief voll Klagen unter dem 10. November 1817 ſendete, ſchrieb er dabei: „Beklagt wird freilich überall, doch nirgend habe ich mit ſo viel Bitterkeit klagen und jammern gehört als in

---

der, ich zöge wieder auf der Stelle in die weite Welt, wo ich vom Vaterlande nichts höre. — Sie lieben Preußen, beſter Freund, ich will Sie daher auf zwei Sachen aufmerkſam machen, die für das Wohl der Monarchie, für das Glück dieſer Völker unendlich nothwendig ſind. — Das Erſte iſt, ohne Zeitverluſt ſtrenge und zuverläſſige Maßregeln wegen der Früchte zu ergreifen, denn erſchöpft ſind alle Hülfsquellen der armen Klaſſe, und mathematiſch vorherzuſehen, daß die Noth noch größer wird wie im vorigen Jahr. Das Andere iſt, daß die Betrügereien mit den ſogenannten Kommunallaſten einmal aufhören, dieſes gehörig zu bezwecken, giebt es nur Ein Mittel und iſt kein zweites denkbar; dieſes iſt, wenn ein Kommiſſarius ernannt wird, der in alle Bürgermeiſtereien (Mairien) geht, die Meiſtbegüterten verſammelt und ſie beſtimmen läßt, wie viel die innere Verwaltung braucht, denn es iſt ſchrecklich, wie das Volk von dem Bürgermeiſter geplündert wird, und Viele giebt es, welche an Verwaltungsbeiträgen mehr bezahlen müſſen, als der König Steuern von ihnen erhält — dieſes iſt der größte Punkt der allgemeinen Unzufriedenheit, und unerhört, daß es ſo lange beſtehen konnte bei den vielen Klagen, welche darüber eingelaufen ſind. Nächſtens mehr. Leben Sie recht glücklich und beſuchen bald Ihren Freund

Bonn am Rhein, den 16. Sept. 1817.

Hallberg.“

den Rheinprovinzen. Die ganze Hoffnung war auf das Hinkommen Ew. Durchlaucht geſetzt; man hoffte mit Ueberzeugung, Sie würden ohne Zuziehen der beſtehenden Regierungen Deputirte aus jedem Kreisbezirk begehren, offene Sprache fordern und ſo dann die wahre Lage des Landes erfahren. Es ſtiegen tägliche Gebete für Ihr Wohl zum Himmel, als Ihre Krankheit bekannt wurde*). Die Eingeborenen des Landes ſind zurückgeſetzt, beleidigt, weil ſie, die das Land doch eigentlich kennen, den hinkommenden Beamten aus andern preußiſchen Provinzen, weichen müſſen; mit dieſen beſetzt man hauptſächlich die Stellen. Daher ſenden angeſehene Familien ihre Söhne in fremde Dienſte, und die Güter ſtehen ſo häufig zum Verkauf ausgeboten. Die Fabriken verfallen und verzweifeln jetzt auch an Aufhülfe. In Frankfurt a. M. hörte ich von einem trefflichen Manne, der keiner Lüge fähig iſt und eben vom Niederrhein kam, dem Dr. Schloſſer, wie ſich in Elberfeld und Köln ein Kommiſſarius öffentlich ausgeſprochen, der hingeſendet war, um die Klagen der Provinzen, — die der Fabrikanten beſonders, zu unterſuchen. Ein Fabrikant in Elberfeld ſtellt nun dieſem Kommiſſarius in ſcharfen und klaren Umriſſen die Noth und das Elend vor, wie man jetzt ſogar bald wird aufhören müſſen, einer Menge müßiggehender Arbeiter Almoſen zu geben. Der Kommiſſarius erwiedert: „Wir leben jetzt in der Zeit, wo man es eingeſehen hat, daß der Handel die Immoralität und die Sittenloſig-

*) Der Fürſt mußte ſeiner lebensgefährlichen Krankheit wegen die Reiſe nach dem Rhein aufgeben und ging auf Koreff's Verlangen, gegen den Willen anderer Aerzte, nach Pyrmont und ward daſelbſt vollſtändig hergeſtellt. Koreff's glanzvollſte Kur!

ſen befördert und daher eigentlich nicht als Glück des Landes zu betrachten iſt. Dem Staate kann es vorläufig alſo ſehr gleichgültig ſein, ob Schaafzucht auf den Bergen und in den Thälern des Landes iſt, oder ob Fabriken dort beſtehen." Behaupten die Angeſtellten am Niederrhein, daß die Eingeborenen franzöſiſch geſinnt ſind, ſo thun ſie ſolchen himmelſchreiend Unrecht. Liebe und mildreiches Weſen kann dieſe Provinzen allein verſöhnen."

In dieſer Zeit befand ſich auch der Kammerpräſident v. Retſch aus Erfurt in Wiesbaden; derſelbe war früher bei der Deputation geweſen, welche Napoleon während des Waffenſtillſtandes hatte kommen laſſen, um über Erfurts troſtloſe Lage zu verhandeln. Herr v. Retſch erzählte dem T. intereſſante Details darüber; dieſer ſtellte die Fakta zuſammen und ſendete ſie mit ſeinem Briefe vom 10. November 1817 an den Staatskanzler; die Anlage F. mag dieſes nicht unwichtige Aktenſtück hier auffriſchen.

Im Jahre 1817 begannen auch die Ausgrabungen, welche T. mit vielem Glücke im Naſſauiſchen machte, und worüber das Werk: Grabhügel und Opferſtätte der Germanen und Römer am Rhein, 2 Bände, das Nähere beſagt, und welches Veranlaſſung wurde, daß die Univerſität Marburg dem T. unter dem 11. October 1819 für ſeine Verdienſte um die vaterländiſche Alterthumskunde das Doktordiplom ſendete*).

---

*) Der Superintendent, Konſiſtorialrath, Profeſſor und Dekan der philoſophiſchen Fakultät, Dr. Juſti, ſchrieb bei dieſer Gelegenheit an T.

Marburg, den 19. October 1819.

„In Ew. ꝛc. ſo trefflichem und intereſſantem Werk wird jeder Kenner des Alterthums die Frucht eines ſcharfſinnigen Forſchers erkennen,

D.'s freundschaftliche Verhältnisse zu Weitzel, dem bekannten ausgezeichneten Publizisten und Redacteur der rheinischen Blätter, wie zu den Präsidenten Ibell und v. Dalwigk wurden mit jedem Tage inniger und erheiterten gar sehr den Aufenthalt in Wiesbaden; es lag wohl in dem Sinne der beiden Ersten, in preußische Dienste zu gehen, wenn sie gerufen wurden. Der Staatskanzler war im Januar 1818 nach dem Rhein gekommen und residirte in Engers; die Hoffnung, ihn zu sehen, wenn er Wiesbaden passiren sollte, war bei diesen ausgezeichneten Männern sehr lebhaft. Weitzel, den Deutschland durch seine Schriften und durch den Anfang seiner Selbstbiographie kennt, erschien besonders als ein großer Gewinn, denn seine Stimme hatte guten Klang in den Rheinprovinzen. Ibell ein Mann, wie Preußen ihn brauchen konnte, im kräftigsten Alter, hat mit eiserner Konsequenz in Nassau die Regierung gegründet, die Macht des Fürsten festgestellt, die Versuche der Anarchisten niedergeschlagen, das Staatsschiff über die gefährliche Stelle gesteuert, wo die Klippen der Aristokratie und der Sturm demagogischer Bewegungen sich zu seinem Untergange verbunden zu haben schienen, und

und ich beeile mich, Ihnen das philosophische Doktordiplom, wodurch unsere Fakultät ihre freudige Anerkennung eines seltenen Verdienstes zu erkennen zu geben bemüht ist, zu übersenden. Mit innigem Vergnügen bin ich der Erste, der Sie in dieser akademischen Würde begrüßt. Angenehm wird es Ihnen sein, daß ein trefflicher Geognost und Mineralog, unser Oberbergrath Ullmann Ihr Promotor gewesen ist. Es freut mich ungemein, als gegenwärtiger Dekan der Fakultät die innige Hochachtung aussprechen zu können, womit ꝛc."

D. war über diesen Brief doppelt erfreut, als er seit seinen Jugendjahren die trefflichen Uebersetzungen aus dem Hebräischen von Dr. Jost liebte und sie stets als eine Lieblingslektüre betrachtet hatte.

dabei gilt er allgemein für liberal, ſelbſt für die Stütze alles Freiſinnigen im Naſſauiſchen, und er iſt es auch. Sein öffentliches Leben iſt ein fortgehender Kommentar des Wahlſpruchs, deſſen Anwendung jeden allein einen glücklichen Staatsmann machen kann: Fortiter in re, suaviter in modo. Die Klarheit und Ruhe ſeines durchdringenden Verſtandes iſt auch auf ſeinem Geſichte ausgeprägt, in deſſen Zügen man auch den gemüthlichen Menſchen nicht verkennen wird.

In den erſten Tagen des Mai 1818 ging T. nach Engers zum Fürſten Staatskanzler und wohnte in Neuwied, woſelbſt er auch ſo lange bleiben ſollte, als der Fürſt am Rhein ſich aufhalten würde. T. hatte die Freude, beinahe täglich beim Staatskanzler in Engers zu eſſen und alſo den Fürſten zu ſprechen. Mit dem Fürſten war auch noch ſeine Gemahlin nach Engers gekommen, eine Frau, die T. hier Gelegenheit hatte näher kennen zu lernen, und deren Charakter Jedermann, der ſich bemühte, ihn zu beobachten, mit Hochachtung erfüllen mußte. Sie repräſentirte, wo ſie öffentlich erſchien, auf würdige, doch anſpruchloſe Weiſe die Gemahlin des erſten Staatsbeamten; die Fürſtin hatte aber, als Bürgerliche geboren, die große Klugheit, in Berlin nicht den Platz in der großen Welt und bei Hofe einzunehmen, der ihr zukam und, wenn ſie es gewollt, auch geworden wäre: ſie begnügte ſich, auf die Wünſche, die Bedürfniſſe des fürſtlichen Gemahls zu achten, ihm eine, ſeine Geſundheit treu bewahrende Gattin zu ſein — und nichts mehr ſein zu wollen. Der Fürſtin freundliches, wohlwollendes Gemüth hatte früher aus Mitleid die kranke Dlle. H——, welche Karlsbad gebrauchen ſollte, dahin mitgenommen, behielt dieſe Perſon als Geſellſchafterin ſpäter bei

ſich und hatte ſie auch jetzt nach Engers mitgebracht. — Koreff behandelte ſie durch Magnetismus, welcher ihre Krämpfe und Zuckungen beruhigen und heilen ſollte. Ob es wirkliche Krämpfe waren, oder künſtliches Spiel, wollte dem D. nicht recht klar werden; er neigte ſich mehr zu der Meinung, daß es das Letztere wäre.

Die Zeichnungen der ausgegrabenen Gegenſtände in Wiesbaden, welche vorgelegt wurden, erregten des Staatskanzlers großes Intereſſe, und er wollte ſofort die Anordnungen getroffen wiſſen, auch in der Nähe von Engers Nachgrabungen der Art anzuſtellen; natürlich ſchlug D. ſeinen Freund, den würdigen Hauptmann Hoffmann in Neuwied dazu vor; mit großem Glücke und vieler Umſicht hatte derſelbe früher die Ausgrabung des römiſchen Kaſtells Victoria*) geleitet. Der Staatskanzler ging ſogleich auf dieſen Plan ein, und D. mußte mit Hoffmann ſofort nach Engers kommen, um den Fürſten an die Stellen zu führen, wo gegraben werden könnte. Mit der lebhafteſten Theilnahme nahm der Kanzler Alles in Augenſchein, wies eine Summe Geldes an, und die Nachgrabungen begannen ſofort. Dr. Koreffs liebevolles Gemüth, und ſeine Lebendigkeit, alles Tüchtige und Gute in Anregung zu bringen und zu unterſtützen, zeigte ſich in dieſer Zeit recht lebhaft, und wahrhaft rührend iſt der Ausdruck der dankbarſten Freundſchaft, welche ſich in Koreffs Briefe aus dieſer Zeit an D. ausſpricht. Hätte Koreff das weiſe Wort Philipps im Karlos beachtet und befolgt, welches dieſer zu Alba ſagt: „— — Herzog, Ihr

*) Siehe: Dorow, die Denkmale germaniſcher und römiſcher Zeit in den rheiniſch-weſtphäliſchen Provinzen. Stuttgart und Berlin 1823 und 1826. 2 Bände. 4. mit 65 Kupfer- und Steindrucktafeln in Folio.

ſeid mein erſter Feldherr — ſeid nie mehr. So wird Euch meine Gnade niemals fehlen!" ſo wären nie die unglücklichen Kataſtrophen ſeiner Entfernung vom Staatskanzler und von Berlin eingetreten. Auch fehlte dem Koreff bei ſeinem ſonſt ſo beweglichen, leicht und ſcharf auffaſſenden Verſtande Menſchenkenntniß; denn ſonſt hätte er ſchon in Engers D.'s Ahnung und Warnung nicht von ſich weiſen ſollen, der in Dlle. H — — das Geſpenſt einer Furie erkannte, welche mit giftigen Otterſtichen Alles vom Staatskanzler vertreiben würde, was ihn lieb hatte und ihm treu ergeben war. — Koreff blieb blind und opferte ſich am Krankenbette dieſes Geſchöpfes auf, der Komödie Glauben ſchenkend, die ſie in ihrem ſcheinbaren magnetiſchen Schlafe ſpielte. D. konnte ein freieres Wort ſprechen; denn die Auftritte in Meißen 1816 hatten Koreff unauflöslich an D. gefeſſelt. —

Die berüchtigte, dem Staatskanzler ſo viele Unannehmlichkeiten verurſachende Adreſſe von Koblenz war durch Görres auf höchſt unziemliche Art und mit einem abenteuerlichen Gefolge von ſogenannten Repräſentanten der verſchiedenen Stände, übergeben und ſofort zum Druck befördert, begleitet mit wahrhaft aberwitzigen Forderungen — Forderungen zu Gunſten des Adels, des Papſtthums und Wiederherſtellung des alten Feudalſyſtems — Forderungen, welche Görres ſchon mündlich vorgebracht hatte, und worauf der Staatskanzler ſtets erwiedern mußte: „Herr Profeſſor, Ihre Forderungen ſind nicht zu erfüllen, wir können jetzt dem Adel nicht mehr dieſe Rechte, die Sie verlangen, einräumen, die Zeiten ſind vorbei." Das mußte der uralt geborene Edelmann einem Profeſſor Görres antworten, der in ſeiner ganzen äußern Erſcheinung einem wahren Sanculotten ähnlich ſah: in ſeinen ſchmutzigen Stie-

fein, lockerem und konfuſem Haarſchaar ſchien ihm nur die rechte Mütze und ſein rechtes Buch in der Hand zu fehlen. Mit welcher bewunderungswürdigen Klarheit und mit welcher himmliſchen Milde entgegnete der Kanzler auf all dieſen Miſchmaſch! — er hatte zugleich den ſtrengſten Befehl ertheilt, daß Görres von Jedermann artig behandelt und auf ſeine Ungezogenheiten nicht geachtet werden ſollte. Görres wurde ſpäter noch einmal zu Mittag gebeten: er erſchien am hellen Tage, in trockenem Wetter in noch ſchmutzigern Stiefeln und Ueberrock, benahm ſich gegen Fürſt und Fürſtin, zwiſchen welchen er bei Tiſche ſaß, auf die ungeſchliffenſte, empörendſte Weiſe, kannte ſelbſt der bekannteſten Beamten beim Staatskanzler ſchrieb und ſprach er richtig; namentlich den Namen Rother, mit dem er ſchriftlich zu verkehren hatte, verunſtaltete er auf unerlaubte Weiſe, — wohl nur, um ſeine Geringſchätzung und Nichtachtung alles Beſtehenden, aller Verhältniſſe auszudrücken. Wenn er zum Staatskanzler ſprach, lispelte er leiſe, kaum hörbar, zur Fürſtin ſchrie er wie ein Fuhrknecht, wohl wiſſend, daß der Erſtere ſchwer hörte. — Der damalige Kammergerichtsrath Eichhorn war der Einzige, der Herrn Görres das Wort redete und einſtmals darüber, wie über die Kleidung und das barbariſche Ausſehen der Studenten eine heftige Scene bei Tiſche herbeiführte. Der Kanzler war ſpazieren gefahren, hatte einer großen Anzahl Studenten begegnet und ſagte darüber bei Tiſche: „Es iſt wahr, dieſe jungen Leute ſehen nicht wie civiliſirte Menſchen aus, nein wie Wilde. Begegnete man ihnen in einem Walde, man könnte glauben, es ſeien Räuber; wahrlich, ich ſehe keinen Grund, daß die Jugend darin ihre Freiheit ſuchen ſoll, in der bürgerlichen Geſellſchaft ſtets in widerwärtiger Rohheit im Neu-

ſern zu erſcheinen.“ Hierauf entgegnete der Kammergerichtsrath Eichhorn, doch leiſe wohl mit der Abſicht, daß der Kanzler es nicht hören ſollte: „Am Ende wird man den Studenten noch vorſchreiben, was ſie für Kleider tragen ſollen; ihr Leben, ihre Studien ſind wahrlich ſchon genug beſchnitten.“ Doch der Staatskanzler vernahm dieſe Worte, und Herr Eichhorn erhielt eine eben ſo heftige als ergreifende Strafrede.

Kurz vor der Abreiſe des Staatskanzlers nach Berlin, ward T. noch zu demſelben gerufen; der Fürſt erkundigte ſich nochmals ſehr genau nach den Ausgrabungen u. ſ. w., verſprach eine Wirkſamkeit am Rhein, die auf die Erhaltung der Alterthümer und deren Aufſtellung im Muſeum Bezug haben ſollte, und ſagte hinzu: „Doch jetzt laſſe ich Sie noch in Wiesbaden. Nereſſ wird Ihnen ein Manuſkript geben, was ſofort gedruckt werden muß, und das ſollen Sie beſorgen. Ändern Sie den Aufſatz prompt und vorſichtig aus. Ich werde Ihnen auch von Berlin aus zur Berichtigung der öffentlichen Meinung Aufſätze ſenden, welche in den rheiniſchen Blättern und in andern Zeitſchriften abzudrucken ſind; Sie werden das mit Genauigkeit beſorgen. Die öffentliche Stimme muß beachtet werden, und bringt ſie Falſches und Lügenhaftes vor, ſo iſt es die Pflicht der Regierung, ſie in den rechten Weg zu leiten. Es wird mir lieb ſein, von Ihnen recht oft zu hören. Reiſen Sie glücklich und befeſtigen Ihre Geſundheit.“ Vom Fürſten ging ich zu Nereſſ und erhielt das Manuſkript von ſeiner Hand, doch mit Veränderungen, die der Fürſt ſelbſt hineingeſchrieben hatte*).

*) Der Inhalt von dieſem damals tief in die politiſchen Verhältniſſe eingreifenden Werke, ſowie die Bezeichnung der erhaltenen Einleitungen aus Berlin dürfen hier nicht näher bezeichnet werden.

Am Tage der Abreise des Fürsten kam der Baron von der Leyen aus Palmersheim bei Bonn, ein exaltirter, mit Ämtern, was von Seiten der Regierung geschah, unzufriedener Gutsbesitzer, mit großen Zelleisen beladen, in Engers angefahren, um dem Fürsten durch dessen eigene Verfügungen, sowie durch Erlasse der Ministerien und Regierungen zu beweisen, daß der König auf einem Vulkan stünde und von lauter Jakobinern umgeben sei; nicht allein der Staatskanzler gehöre zu dieser Partei, sondern alle Minister und Generäle arbeiteten durch ihre Maßregeln dahin, die Revolution herbeizuführen. In kurzem, gedrängtem Auszuge hatte Herr v. d. Leyen diese Resultate seiner Forschungen und Erfahrungen aufgeschrieben, schickte dieses Machwerk dem Fürsten und bat um Audienz, ausführlich darüber Vortrag machen zu dürfen. Der Wagen des Fürsten war zur Abreise bereits vorgefahren, doch las der Fürst noch diese Eingabe, und K. ward beauftragt, Herrn v. d. Leyen mündlich zu sagen: „der Fürst könne ihm jetzt nicht mehr eine Audienz geben, um so weniger ihn sprechen und anhören, da Herr v. d. Leyen auch den Fürsten des Hochverrats, des Jakobinismus angeklagt habe; er sei alle Partei, würde jedoch diese ganze Angelegenheit den Gerichten zur Untersuchung übergeben.“ Was später aus dieser Klage geworden, weiß K. nicht; so viel ist bestimmt: sie ward den Gerichten übergeben.

Der Kanzler reiste ab, und die Gegenwünsche der Rheinländer folgten ihm; dieses brave, tüchtige Volk überzeugte sich schon damals, welch ein abenteuerlicher Mensch dieser Görres sei, und ganz Deutschland erfuhr es, daß derselbe kein anderes Bestreben habe, als der Hierarchie durch die Kriegsfurie aufzuhelfen.

Die Perſönlichkeit, die Milde und die Klarheit, Gründlichkeit und der Geiſt in allen Aeußerungen des Fürſten hatten ihm alle Herzen gewonnen; es trat beruhigende Hoffnung für die Zukunft ein. Wahrlich wenn auf irgend einen Staatsmann die trefflichen Worte Cicero's anzuwenden ſind, welche dieſer in dem Buche von den Pflichten ſagt, ſo iſt es der Fürſt Hardenberg. Sei es erlaubt, auch für unſere lebenden Staatsmänner dieſe ſchöne Stelle herzuſetzen: „Der Staatsmann muß vorzüglich in ſeinem Aeußern gefällig, in ſeinen Sitten leutſelig ſein; er muß auch ſeinen gerechten Verdruß zu unterdrücken oder zu verbergen wiſſen, um nicht, wenn ungelegene Beſuche oder unbeſcheidene Bitten ihn zu ſehr aufbrächten, den Charakter und den Ruf des mürriſchen Weſens zu bekommen, die beide den Geſchäften eben ſo ſchädlich ſind, als ſie den Mann verhaßt machen.“

T. kehrte nun auch bald nach Wiesbaden zurück, um ſofort die Anſtalten zum Druck jenes Manuſkripts zu machen.

In dieſer Zeit bekam T. den Privatauftrag, den Etatsrath Brandis in Kopenhagen für Bonn zu gewinnen; das Kürzeſte war, dem Grafen Dohna darüber zu ſchreiben, mit welchem T. in ſtetem, lebhaftem Briefwechſel ſtand. Leider ſchrieb derſelbe ſehr bald den 4. Juli 1818 zurück: „Sie wünſchen wegen Brandis Nachricht? Leider kann ich Ihnen deshalb nichts Erfreuliches ſagen. Der Etatsrath Brandis war vor zwei Jahren bereit, nach Köln oder Bonn als Profeſſor zu gehen. Damals wartete er lange vergeblich auf Entſcheidung unſeres Miniſteriums. Seitdem hat ſich für Brandis hier Vieles geändert. Der König hat ihn hier beſſer als früher geſtellt; er hat ihn außerordentlich freundlich und gnädig behandelt, und ich habe Urſache, zu

vermuthet, daß Brandis wohl für immer hier bleiben wird, und seine Veränderung annehmen kann."

Der Druck des in Engers erhaltenen Manuskripts ging nicht so rasch vorwärts, als D. es wünschte und in Berlin erwartet wurde; die lebhaftesten Mahnungen und Erinnerungen kamen von Berlin deshalb ein, man legte ein sehr großes Gewicht auf die Erscheinung dieser Broschüre. Endlich ward sie fertig, und man war höchstens Orts mit dem Druck sehr zufrieden, doch in Berlin und Preußen durfte die Schrift nicht verbreitet noch angezeigt werden, indem der Censor, Geh. Legationsrath v. Renfner die Anzeigen mit dem Bemerken strich: „da in Preußen über diesen Gegenstand bis jetzt nichts gedruckt sei, so solle auch keine Anzeige deshalb gemacht werden." In Breslau verfügte die Censurbehörde dasselbe. D. meldete es dem Fürsten, der denn auch später darauf antwortete: „daß die widersinnigen Verbote der Ankündigungen in Berlin und Breslau bereits abgestellt wären." —

Der Staatskanzler, welcher nach Aachen abgegangen war, nahm ein besonderes Interesse an der Eröffnung der nassauischen Landstände — die ersten in Deutschland — und ließ sich stets nach Aachen die Protokolle durch D. senden, die dieser allerdings nur mit großer Mühe erhalten konnte, da sie nicht in den Buchhandel kamen. Zu dieser Zeit war es auch, daß D. den Minister v. Stein zuerst wieder traf, freilich auf sehr eigene Weise. Die ständische Verfassung war in Nassau eingeführt, und es sollten, wie gesagt, die Sitzungen der Landstände beginnen. Herr v. Stein gehörte zur Herrenbank als vornehmster Landstand. Er war angekommen und in der Post abgestiegen, woselbst auch D. wohnte. Da bei einem zufälligen Begegnen D. von Herrn v. Stein

ſehr freundlich begrüßt und eingeladen wurde, ihn zu beſuchen, ſo that er dieſes am Tage der Eröffnung der Landſtände in der frühen Morgenſtunde. Noch nie ſah D. zuvor Herrn v. Stein in ſo heiterer Stimmung. Er ſcherzte, lachte, und ſeine erſte Frage war: „was macht der Staatskanzler mit ſeinem ſaubern Hecht?“ — „Wen meinen Ew. Excellenz damit?“ — „Nun wen anders als den verlaufenen Baiern.“ — Ich erwiederte etwas erzürnt: „Da die, welche den unglücklichen Mann ſchützen ſollten, ihn opfern wollten, ſo nahm ſich der edle Fürſt ſeiner an, und er lebt thätig und nützlich in Preußen, geſchützt vor Noth und Niederträchtigkeit.“

Stein: „Nun, nun ereifern Sie ſich nicht! ich will Ihnen weder den edlen Fürſten, noch den unglücklichen Grafen rauben. Doch wie geht es mit Ihren Ausgrabungen? Ich bleibe jetzt lange hier, und da wollen wir Alles genau beſehen. Ja, ja, das werden intereſſante, hochwichtige landſtändiſche Sitzungen werden!“

Da D. das Geſicht zum Lachen verzog, ſagte

Stein: „Sehr wichtig werden ſie werden, es ſind die erſten in Deutſchland, wir werden dem geſammten deutſchen Vaterlande Beiſpiel und Muſter ſein.“

Es ſchlug acht, und D. wollte gehen. v. Stein ſagte: „Bleiben Sie noch, bis halb neun habe ich Zeit; ich habe eine Audienz vor Eröffnung, beim Herzoge begehrt, und derſelbe hat ſie um neun in Biberich beſtimmt. Ich habe mit dem Herzog viel zu ſprechen; er ſcheint mich gar nicht zu kennen, der junge Mann.“ Als Herr v. Stein dieſes ſprach, zog in ſeinen Zügen ein wahres Ungewitter auf, doch er bezwang ſich und fragte wieder ganz freundlich: „Haben Sie oft Nachricht aus Berlin? was macht der Staatskanzler

mit ſeinen leichtfertigen Räthen? In ſeinen ſaubern Finanzoperationen geht ihm Herr v. Staegemann wohl treulich zur Hand. Eine ſchöne Wirthſchaft!" Hier unterbrach D. Herrn v. Stein, bemerkend, die Zeit zur Abfahrt nach Biberich möchte nun wohl gekommen ſein. Herr v. Stein lachte laut auf, gab ihm die Hand und rief: „Nun auf recht baldiges Wiederſehen!" D. ging.

Sehr bald ſah D. Herrn v. Stein in ſeiner offenen Droſchke abfahren. D. ordnete ſeinen Anzug, um zur Ständeverſammlung zu gehen, wozu noch ſein Freund Weitzel abgeholt werden ſollte. Höchſt auffallend war es, in der Verſammlung Herrn v. Stein nicht zu ſehen. Es ward viel hin- und hergeſprochen, ob er ſich vielleicht mit dem Herzog entzweit habe: an Vermuthungen der ſonderbarſten Art fehlte es bei der bekannten ſchroffen Gemüthsart des Herrn v. Stein nicht. Der eigentliche Zuſammenhang ward jedoch erſt ſpäter feſtgeſtellt, weil einer Handlung dieſer Art Niemand Glauben beimeſſen wollte. Herr v. Stein war nämlich auf einem Umweg ſo nach Biberich gefahren, daß er etwas nach neun Uhr in ſeiner offenen Droſchke beim Schloß vorbeipaſſiren konnte, wohl in der Hoffnung, daß der Herzog am Fenſter ſtehen und ihn ſehen würde, welches auch wirklich der Fall geweſen ſein ſoll. Herr v. Stein fuhr beim Schloſſe langſam vorbei, ſah in die Fenſter und, ſtatt zu der von ihm ſelbſt erbetenen Audienz zu kommen, fuhr er ohne weitern Aufenthalt nach Frankfurt a. M., ohne ſich um Herzog und Ständeverſammlung weiter zu bekümmern. Der Schrei des höchſten Unwillens über dieſes unerhörte Benehmen war allgemein, beſonders die naſſauiſchen Unterthanen waren empört und tief beleidigt über dieſen Hohn, welcher ſich gegen den Herzog darin ausſprach, der

doch auch der Landesherrr des Herrn v. Stein war, und von welchem er ſo unendlich viel Großmüthiges erfahren hatte. Man ſuchte, man forſchte, um ſich ein ſolches Benehmen zu erklären, und natürlich kam man auf den Urſprung der Familie des Miniſters v. Stein, um darin vielleicht einen Anhaltpunkt zu finden. D. erzählte öffentlich ſeine Unterredung mit Herrn v. Stein, wodurch das Unbegreifliche ſeines Verhaltens nur noch geſteigert wurde: wozu dieſe Reden über ſein längeres Bleiben in Wiesbaden? wozu dieſes Komödienſpiel? wozu dieſes abſichtliche Beleidigen des Herzogs? Wahrlich den Naſſauern war es namentlich nicht übel zu deuten, daß Alles hervorgeſucht wurde, um Herrn v. Stein in ſeinem wahren, uralteſten Verhältniß zu den Fürſten von Naſſau darzuſtellen. Die Nachforſchungen, welche die Archive ergaben, wurden natürlich mit lautem Jubel dann auch verbreitet. Ob wahr oder nicht, mag dahin geſtellt bleiben: Folgendes war das Reſultat dieſer Nachforſchungen. Ein bildſchöner, junger Graf von Naſſau machte den Kreuzzug ins gelobte Land mit, ward gefangen und von dem Sieger mit Härte und Strenge zu den gemeinſten Gartenarbeiten gebraucht. Ein alter Gartenknecht — ein Sarazene — ſah das Leiden des jungen Mannes, empfand Mitleid und beſchloß, ihn zu retten. Er traf einſtens den Grafen an und ſagte: „Herr, ich empfinde Schmerz mit Eurer traurigen Lage, ich will Euch retten und zur Flucht behülflich ſein, dann kann ich aber nicht hier bleiben, Ihr müßt mich mitnehmen und für mich ſorgen.“ Der Graf verſprach es, und die Flucht wurde glücklich ausgeführt. In Deutſchland, im Stammſchloß Naſſau angekommen, erfüllte der Graf treulich ſein Verſprechen. Er erbaute unter ſeiner Burg für den alten Sarazenen ein Schloß, und nachdem dieſer Chriſt ge-

werden, erhielt er durch Verwendung des Grafen von Naſſau vom Kaiſer den Adel und ward genannt: Herr vom und zum Stein. Dieſes iſt der Urſprung des Staatsminiſters v. Stein. Als der kräftige, früher ſchon erwähnte Präſident Ibell, dem T. dieſe Urſprungsgeſchichte erzählte, fügte er lachend hinzu: „Wer ſieht es dem unterſetzigen, gedrungenen, kleinen, bucklichten Miniſter mit ſeinen feurigen Augen und großer Naſe nicht auch ſogleich an, daß er ſarazeniſchen Urſprungs iſt; ſetzen Sie ihm einen Turban auf, und der Orientale iſt fertig; und wer erkennt dieſen Urſprung nicht noch bei weitem mehr in ſeinen deſpotiſchen, wahrhaft türkiſchen Maßregeln, in ſeiner ſchroffen Gemüthsart?“ — Später traf T. den Herrn v. Stein bei unſerem Geſandten in Frankfurt a. M., dem Staatsminiſter Grafen v. d. Goltz; er war im Fortgehen begriffen, als jener kam, er ſchien ſchroff, hitzig und verärgert, Graf v. d. Goltz dagegen befangen und niedergeſchlagen. Als Herr v. Stein fort war, ſagte Graf v. d. Goltz: „Ein ungenießbarer, harter, heftiger Charakter; ich vermeide den Mann, ſo viel ich kann, ich bleibe aus Geſellſchaften oft fort, wo ich ihn zu treffen glaube; es iſt jetzt ſein einziges, eifrigſtes Geſchäft, in meiner Gegenwart den Fürſten v. Hardenberg herabzuwürdigen, ja, er bricht in förmliche Schimpfreden aus, welche meine Frau für echte Berliner Fiſchweiberreden erklärt. Es iſt ein höchſt beſchwerlicher Mann.“ Die Gräfin v. d. Goltz, die dem Staatskanzler wahrlich auch keine Lobreden hielt, fand doch auch, daß Herr v. Stein in dieſer Beziehung durch ſeine Heftigkeit und Unklugheit nicht zu entſchuldigen ſei. — Durch das Buch: „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Miniſter v. Stein,“ hatte ſich überhaupt dieſer Staatsmann keine freundliche Stellung bereitet,

da die Grundsätze und harten Urtheile, namentlich über Frankfurts Regierung, ihm allein zugeschrieben wurden. Es cirkulirten Briefe und Abschriften derselben, welche v. Stein geschrieben; aus jeder Zeile wollte man dessen verärgerte, aber lebendige Erinnerung erkennen: daß seine Vorfahren in früherer Zeit reichsunmittelbare Dynasten gewesen. Früher, als er für sich noch viel wünschte und zurückhaben wollte, hieß es: „alles durchs Volk, für das Volk;" jetzt, nachdem alles erlangt war: „nichts durchs Volk, nichts für das Volk!" Selbst in der Zeit, in welcher des Ministers höhere politische Wirksamkeit fällt, wollte er allerdings zu den Staatsmännern Europas zu gehören scheinen, die sich in ihren Anschauungen zu einer organischen Fortentwickelung des gesellschaftlichen Zustandes erhoben hatten, und machte daher einen scharfen Gegensatz gegen die, welche füglich die stereotypischen genannt werden konnten, die von den konservativen wohl zu unterscheiden sind; als der äußere Feind vernichtet war, dämmerte in Stein die Hoffnung zur alten guten Zeit mit Knechten und Burgen gar fröhlich auf, und daher wohl die grenzenlose Abneigung gegen den Fürsten v. Hardenberg, der den Geist der Zeit ganz anders begriffen hatte.

In dem Sommer 1818 verzogen sich die Verhältnisse mit Nassau stets mehr und mehr durch das unfreundliche, ja beleidigende Benehmen des Herzogs gegen die preußische Garnison in Mainz und gegen die Offiziere, welche in Wiesbaden badeten. Bei einem Diner in Biberich, welches der Herzog gab, markirte derselbe eine förmliche Geringschätzung gegen General v. Krauseneck, den Kommandanten von Mainz, gegen die Generale v. Jagow und Stechelm; — letzterer ergoß sich darüber gegen D. auf eine solche Weise, daß wohl zu

vermuthen war, Sr. Majeſtät dem Könige würde darüber Bericht gemacht ſein. Das Betragen, welches der König bei ſeiner Reiſe nach Aachen dem Herzog von Naſſau in Wiesbaden bezeigte, bekundete wohl, daß dieſes geſchehen ſei. Während die Kaiſer Alexander und Franz alle mögliche Artigkeiten vom Herzoge annahmen, verbat ſich der König jede Aufmerkſamkeit von dieſer Seite und hatte ſich in der Poſt zu Wiesbaden Kaffee beſtellt. Dennoch hatte der Herzog eine Station vor Wiesbaden nach Hatterſheim ſeine Pferde mit dem Adjutanten geſchickt; als man ſie vorlegen wollte, verbat es der König und ſagte zum Adjutanten des Herzogs: „danke, fahre mit Poſt, Poſtpferde vorlegen!“ ſo ging es alſo mit Poſtpferden weiter. Eine Meile vor Wiesbaden, in Erbenheim, erwartete der Herzog mit ſeiner Suite den König zu Pferde. Der König begrüßte den Fürſten ſehr kalt, mit einem: „ſehr artig, daß Sie kommen,“ ließ den Herzog neben dem Wagen reiten und fuhr nach Wiesbaden. An der Poſt angekommen, konnte natürlich in des Herzogs Gegenwart der Kaffee nicht eingenommen werden, da der König jede Erfriſchung in Biberich ausgeſchlagen hatte. Das öſtreichiſche und preußiſche Offizierkorps der Mainzer Garniſon war daſelbſt verſammelt; der König ſtieg aus, bewillkommnete Alle ſehr freundlich, ihnen die Hand reichend, doch kalt und theilnahmlos ließ er den Herzog ſtehen. Raſch waren die Pferde vorgelegt, und der König fuhr weiter. Eine hocherhebende Lehre wurde hier von dem unvergeßlichen Könige gegeben, wie er Unbill, welche ſeinen trefflichſten Offizieren widerfahren, zu vergelten wußte!

Der Staatskanzler hatte den Wunſch, Sailer und Schelling nach Bonn zu ziehen; D. erhielt den Privatauf-

trag, mit beiden zu unterhandeln; durch Baron v. Stramp-fer in München — der mit D. in fortdauernder Korrespondenz ſtand — wurden Herrn Schelling die Propoſitionen gemacht. Sailer wollte man ſchon im Juli 1818 nach Preußen ziehen: „er ſollte Biſchof mit großer Einnahme ſein; er ſollte gewonnen werden, coûte que coûte.“ Seine Forderungen waren groß und ſchienen dem D. — der ihn im Rheingau oft ſprach — auch nicht aufrichtig: es ſchien, als wollte er dieſe Unterhandlungen nur benutzen, um ſein Verhältniß in Baiern beſſer zu ſtellen. Sailer meinte auch, „daß Preußen und Rom nicht gut ſtänden.“ D. theilte dieſes nach Aachen mit, doch erhielt er darauf die Antwort des Fürſten durch Koreff*), welcher unter dem 30. October 1818 Folgendes an D. ſchrieb: „Mit Sailer irrſt Du Dich. Ich habe ihn geſprochen. Er iſt verſchlagen und klug wie ein alter Prälat und darin nicht zu tadeln. Mit Rom ſind wir im beſten Vernehmen. Keine Spur von Zwieſpalt. Es iſt ein Mißverſtändniß, wenn Du und Sailer das glauben. Uebrigens machen wir uns jetzt nicht ſo ſehr viel aus ihm. Profeſſor will er unter keiner Bedingung werden. Doch ſei ſo gut und ſchaffe Schelling ſo ſchnell wie möglich für Bonn. Sage ihm, daß Alles dazu auf das Beſte eingeleitet ſei, daß Alle ſehr liebevoll für ihn geſtimmt, und daß der Fürſt ſo wie der Miniſter ihm ſehr geneigt ſind. Bitte ihn um der guten Sache willen, daß er die Bedingungen billig mache, ſo daß ſie

*) Im Juli 1818 hatte Koreff den Vertrag über Wiſſenſchaft und Kunſt und deren Anſtalten beim Fürſten Staatskanzler erhalten. Und wahrlich! namentlich die Univerſität Bonn iſt dieſem thätigen Manne großen Dank ſchuldig.

mit unſern Kräften vereinbar und daher annehmbar ſeien; es wäre Alles ſo eingeleitet, daß ſein groſser Name blos auf dem Rieſenflug ſeines Genius die Univerſität ad astra heben ſolle, und daß ihm der Weg nach Berlin ſchon im Voraus gebahnt ſei, wenn dies ſein Wunſch ſein ſollte.“ Die Unterhandlungen mit Schelling verzogen ſich leider gar ſehr; Forderungen wurden von Seiten des Philoſophen gemacht, welche der Staatskanzler nicht bewilligen konnte. Strampfer drang im Namen Schelling's auf kategoriſche Erklärung, welche jedoch immer nicht zu erlangen war; es hieß ſtets: „nächſtens;“ aber auch Schelling ſtellte Alles auf Schrauben und zweideutig. So ſchrieb Koreff Anfangs Mai 1819, woraus zum Theil Schelling's Forderungen entnommen werden können: „Von Schelling ſollſt Du nächſtens Beſtimmtes wiſſen. Ihn zum Kanzler der Univerſität zu machen, geht nicht an. Den rothen Adlerorden kann man ihm auch nicht mit Beſtimmtheit zuſagen. Jedoch Titel, Rang und Gehalt ſoll ihm gewiß werden. Doch muß er ſich beſtimmt ausſprechen, wie viel er haben will, ſonſt iſt das Negoziiren zu ſchwer und ſetzt mich in die gröſste Verlegenheit. Der Miniſter v. Altenſtein hat immer groſse Luſt, ihn nach Berlin zu nehmen. Laß ihn darüber doch auch ſondiren. An unſerer Langſamkeit muß er nicht irre werden. Das iſt nun einmal unſer Radikalfehler. Doch meinen wir es gut und ſind wirklich ehrliche Leute.“

Nach Beendigung des Aachner Kongreſſes kam der Fürſt Staatskanzler über Wiesbaden, meldete dieſes dem D. mit dem Beifügen, daß er nur die Präſidenten Ibell und Dalwigk ſich vorſtellen laſſen wolle. In der Poſt richtete D. die Wohnung für ihn ein, beſtellte das Mittagseſſen, und der Staatskanzler langte gegen vier Uhr an. Der Mit-

tag verging ſehr heiter, der Fürſt war in der beſten, fröhlichſten Stimmung, und auch hier machte D. den Koreff abermals auf das verſteckte Spiel der Dlle. H—— aufmerkſam, welches ſie gegen Koreff trieb, und woraus die ganz gewöhnliche Intriguantin deutlich hervorging. Doch alle Bemerkungen blieben auch jetzt unbeachtet! — Nach Tiſche zog ſich der Staatskanzler in ſein Zimmer zurück und befahl, daß D. um acht Uhr Abends die beiden Präſidenten, zuerſt doch Ibell bringen ſollte. D. verfügte ſich bis dahin mit Koreff zu Weitzel, indem er die gemeſſenſten Aufträge vom Fürſten empfangen, dieſen trefflichen Mann mit ſeinen rheiniſchen Blättern zum Ueberzug nach Bonn zu bewegen. Weitzel ging vollſtändig auf die gemachten Vorſchläge ein, und wäre Geh. Rath Schöll nicht ſpäter dazwiſchen gekommen, ſo würde Preußen dieſen bedeutenden Mann den ſeinigen haben nennen können. — Doch Herr Schöll wollte ſelbſt als großer Publizift gelten, fürchtete und ſcheute Weitzel's Feſtigkeit und Charakterſtärke, welche jenem dicken Manne ſelbſt fehlten. Nachdem mit Weitzel die Grundzüge ſeiner Ueberſiedelung feſtgeſtellt waren, führte D. den Präſident Ibell zum Staatskanzler. Es war eine lange, intereſſante Unterredung, der Fürſt ſchien an dem offenen, charakterfeſten Geſicht und der Klarheit, womit Ibell ſich ausſprach, großes Wohlgefallen zu finden. Beim Abſchiede reichte der Fürſt ihm freundlich die Hand und ſagte: „Ich hoffe, wir ſehen uns öfters und unter anderen Verhältniſſen wieder.“ Ibell konnte nicht genugſam ſeine Begeiſterung für den Staatskanzler ausdrücken: „Einem ſolchen Miniſter gehorchen müſſen und von ihm abhängen, iſt wahrlich eine Freude und ein Glück des Lebens zu nennen!“ waren die Worte, welche er dankbar dem D. ausſprach über dieſe genußreiche, inhaltſchwere

Stunde. — Auch der Fürſt ſagte: „Das ſcheint ein tüchtiger Mann zu ſein, den wollen wir uns nicht entgehen laſſen.“ — Dalwigk's ganze Perſönlichkeit, ſeine juriſtiſche Pünktlichkeit und die Befangenheit ſeiner Ideen in dem alten ariſtokratiſchen Sauerteig, konnten natürlich beim Fürſten keinen beſondern Eindruck machen, als D. dieſen ſonſt ſo wohlgeſinnten, gelehrten Mann nachher vorſtellte.

Des andern Morgens früh führte D. den Staatskanzler nach dem Kurſaal und den verſchiedenen heißen Quellen, Alles ſahe derſelbe mit ſeinem ächt jugendlichen Feuer, nichts entging den Blicken dieſes wahrhaft großen Staatsmannes. — Nachdem Alles in Augenſchein genommen war, ging der Kanzler zur Poſt zurück, um die Weiterreiſe nach Berlin anzutreten. Indem der Fürſt noch die genaueſten Nachrichten über Graf v. Reiſach einzog, dem er die ungetheilteſte Theilnahme bewahrt hatte, empfahl er nochmals dem D. die Angelegenheit wegen Weitzel's Ueberzug nach Bonn zu betreiben und zu ſorgen, daß nach den aufgeſtellten Punkten nun auch die wirkliche Anſtellung Weitzel's raſch erfolgen könne. — Darauf reiſte der Fürſt mit ſeinem Gefolge ab. — Unter dem 27. December 1818 berichtete D. über Weitzel ausführlich; die weiteren Verhandlungen, das Ende derſelben und Weitzel's intereſſante Briefe aus dieſer und der ſpätern Zeit befinden ſich in Anlage G. — Der Staatskanzler hatte an Weitzel die Zuſicherung geben laſſen, daß er vom 1. Januar 1819 an als preußiſcher Staatsdiener in der Kategorie als Geheimer Hofrath mit der Zuſicherung, daß ſein auf 1000 Thlr. ſtipulirter Gehalt mit der Zeit auf 1500 Thlr. zu erhöhen ſei, — betrachtet werden ſollte; als Hauptpunkt verſprach auch der Fürſt, daß die rheiniſchen Blätter in Bonn ohne Cenſur erſcheinen dürf-

ten, indem er in die Wohlgesinntheit des Verfassers volles Vertrauen setze. — Nachdem, wie der Fürst sich aussprach, hoffte er: daß die rheinischen Blätter nach wie vor ein Hauptorgan in den Rheinlanden bleiben würden, er hoffte dieses um so mehr, da eine Zeitung sich dann nur Achtung, Glauben und Einfluß verschaffen könne, wenn der Redakteur derselben nicht allein einen bekannten, gewichtigen Namen habe, sondern auch als Mensch in seinen Gesinnungen und Grundsätzen als konsequent und wahr geehrt sei; „man kann ein sehr gelehrter, wohlschreibender Mann sein und doch kein Zeitungsredakteur, der die öffentliche Meinung beherrscht und wohlthätig auf die Volksstimmung wirkt," fügte der Fürst hinzu. Und diese Eigenschaften glaubte er in Weitzel gefunden zu haben; daher war ihm die Gewinnung dieses Mannes so wichtig. Der Fürst hatte sich bei dieser Gelegenheit überzeugt, daß eine konsequente, gehaltvolle Zeitschrift viel für eine Regierung zu leisten vermag; nächst der eisernen Konsequenz und Umsicht des Präsidenten Ibell waren es die rheinischen Blätter, welche verhinderten, daß nicht die bei der Ständeversammlung gebildete Faktion gegen die Regierung siegte und die ganze Versammlung auseinander gesprengt wurde. Um dem D. seine Zufriedenheit mit der Vollführung der ihm gewordenen Aufträge zu beweisen, sandte der Staatskanzler unter dem 13. Januar 1819 dem D. das den 11. Januar 1819 vom Könige vollzogene Patent als Hofrath, begleitet mit einem eben so ehrenvollen als freundlichen Privatbriefe. — Der Staatskanzler fuhr fort, an D. Berichtigungen der öffentlichen Meinung zu schicken, besonders über ständische Verhältnisse, welche nicht wenig dazu beitrugen, die durch Bosheit oder Unkenntniß irre geleiteten Ansichten aufzuklären und Preußen

mit der öffentlichen Meinung zu versöhnen. Besonders wichtig und interessant war es, aus diesen Arbeiten zu ersehen, welchen hohen Werth der Fürst darauf legte, daß Preußens Verhalten, besonders in dieser hochwichtigen Angelegenheit, aus dem richtigen Gesichtspunkte beurtheilt werde*).

Kotzebue's Ermordung zog in dieser Zeit einen andern beabsichtigten Mord nach sich, welcher für Nassau insbesondere, sonst aber auch für das gesammte Deutschland wichtige Folgen hatte. Kurz mag hier nochmals die Geschichte wiederholt werden, wie der Angefallene, Präsident Ibell, sie damals dem D. in Schwalbach erzählte und sie an den Staatskanzler berichtet wurde; in den öffentlichen Blättern erschien zu dieser Zeit die Begebenheit sehr entstellt. Präsident Ibell gebrauchte im Juni das Schwalbacher Bad. — Der Apotheker Löning aus Idstein läßt sich bei Ibell melden, um sich in seinen verwickelten Familienangelegenheiten Raths zu holen. Nachdem sie lange gesprochen und der Präsident aufs Freundlichste selbst ins kleinste Detail der Verhältnisse eingegangen war, zieht Löning einen Dolch, stürzt mit dem Ruf: „Du mußt sterben, Verräther," über Ibell her; diesen verläßt die Geistesgegenwart jedoch nicht, er parirt den Stoß, hält des Mörders Faust und Dolch fest, doch ringend fallen sie beide zur Erde, und auf Ibell's Hülferuf stürzt seine Frau aus dem Nebenzimmer in dem Augenblicke hinein, als der Mörder mit der freien linken Hand ein Terzerol faßt; er drückt dasselbe auf Frau Ibell ab, zum Glück versagt es, und dieselbe entwindet es seiner Hand. Auf das anhaltende Rufen kommen mehrere Men-

*) Höhere Befehle verbieten, diese Ansichten des Staatskanzlers über Landstände jetzt von Neuem zur Sprache zu bringen.

schen hinein, welche den Löning fortschleppen, der übrigens noch mit zwei geladenen Pistolen versehen war. — Ibell, welcher weder Ruhe noch Gelassenheit während des ganzen Auftritts verlor, hatte beim Hinfallen eine leichte Verletzung mit dem Dolche ins Gesicht erhalten. — Man betrachtete diese Mordthat um so unheilvoller, als Löning den Präsidenten gar nicht kannte und weder in Dienst- noch sonstigen Verhältnissen mit ihm stand, der Meuchelmord also nicht durch persönliche Rache herbeigeführt war. Die Briefe, welche Löning in Schwalbach zur Post gegeben, sind jedoch unbedeutenden Inhalts, es geht sowohl aus diesen, als auch aus seinen Reden hervor, daß Ibell sterben sollte, „weil er unter dem Schein von Liberalismus das Volk täusche und überhaupt in Nassau ein verruchtes napoleonisches Regierungssystem einzuführen wünsche, und solches dürfe auf Deutschlands Boden nicht mehr geduldet werden.“ Löning's erbärmliche Versicherung: „daß er vom Schicksal nicht bestimmt sei, dem deutschen Vaterlande diese Wohlthat zu erzeigen, doch diese That würde bestimmt geschehen, und der rechte Mann sich schon finden,“ sollte wohl nur schrecken; der Mörder war übrigens ein höchst gewöhnlicher und unwissender Mensch. — Weitzel und D. fuhren sogleich zu Ibell nach Schwalbach und fanden diesen physisch wohl und ruhig, doch sein Gemüth war bis ins Tiefste verletzt; die Ahnung der Folgen, welche diese That haben würde, stellte sich dem trefflichen Mann klar vor Augen: es geschah später alles, was Ibell uns prophetisch gesagt. Dem Muthe und der Geistesgegenwart der Frau Ibell, welche, als sie ins Zimmer stürzte, ihren Mann im Blute liegen und mit dem Mörder ringen sah, ward allgemeine Bewunderung gezollt. Leider zeigte es sich sehr

bald, daß Ibell durch dieſen Anfall wirklich moraliſch getödtet war, ſein ganzer Charakter änderte ſich, der kräftige Mann war verſchwunden, und an deſſen Stelle trat ein furchtſames, ſchwaches, in ſich zerſtörtes Gemüth: der ſonſt ſo kräftige Ibell war nicht mehr zu erkennen. Zu Anfange des Jahres 1820 erhielt er den Abſchied aus Naſſau's Dienſten. —

Noch muß erwähnt werden, daß während D.'s Anweſenheit in Wiesbaden die Gräfin Lichtenau nach Schlangenbad kam, um daſelbſt die Kur zu gebrauchen. D., der mit dieſer intereſſanten und in vieler Beziehung ſehr verkannten Frau ſchon von Paris her aus den Jahren 1811 und 1812 befreundet war, erhielt ſofort von ihr die Anzeige ihrer Anweſenheit in Schlangenbad, woſelbſt ſie in einem Hauſe mit der bekannten Madame Chevalier wohnte, welche gleichfalls längere Zeit mit ihrer liebenswürdigen Tochter Pauline ſich dort befand, in deren Geſellſchaft die ſchönſten Stunden verlebt wurden. Als die Kaiſerin von Rußland durch Mainz kam, war D. mit Mde. Chevalier dahin gefahren, um aus den Fenſtern einer Parterrewohnung den Durchzug zu ſehen. Vor dem Fenſter ſtand der geiſtreiche, öſtreichiſche Oberſt O. und pflog mit uns der Unterhaltung; er gewann durch ſein treffendes Wort, im Augenblick, als die Kaiſerin vorbeifuhr, zu Mde. Chevalier geſagt: „er ſei ſtolz, zwiſchen zwei Kaiſerinnen zu ſtehen," die ganze Zuneigung der ſchönen Geliebten Kaiſer Pauls; ihre zuſtimmende, höchſt zufriedenen Aeußerungen über dieſes Witzwort charakteriſirten zugleich dieſes weibliche Weſen. Sehr bald meldete ſich die Gräfin Lichtenau bei D. zu Mittag, doch wollte ſie nicht an öffentlicher Tafel, ſondern mit ihrem alten Freunde allein eſſen und dann die

Herrlichkeiten Wiesbadens beſehen. Sie kam, und D. hatte einen höchſt genußreichen Mittag; die Gräfin war ſehr heiter und erzählte intereſſant und viel aus ihrem bewegten Leben, beſonders von ihrer Reiſe nach Italien, wohin ſie zum Theil geſendet wurde, um den Stein der Weiſen zu ſuchen; auch erzählte ſie viel von Baron v. Eben, ſeinem Unglück, ſeiner Verfolgung in Portugal; ſie ſoll früher nicht abgeneigt geweſen ſein, ſeinen Anträgen, ſie zu heirathen, Gehör zu geben. Nach Tiſche wurden die verſchiedenen Merkwürdigkeiten beſehen, und wir hatten eine große Begleitung Neugieriger hinter und um uns, welche die Frau zu ſehen wünſchten, die einſt eine ſo große, bedeutende politiſche Rolle geſpielt hatte. Schön von Geſicht konnte man die Gräfin Lichtenau eigentlich nicht nennen; die Geſtalt war reizend; herrlich hatte ſich dieſe erhalten, und ihr Hals und Nacken erſchienen noch wahrhaft jugendlich ſchön. — Bei der Nähe von Schlangenbad hatte D. noch oft die Freude, mit dieſer intereſſanten Frau zuſammen zu ſein. Was beſonders zu derſelben hinzog, waren ihre Erzählungen von Reichardt, dem ſie mit großer Freundſchaft anhing und nicht genug Züge von ſeinem edlen, großartigen Herzen erzählen konnte: ſeine Bewunderung und Liebe für den Anfang der franzöſiſchen Revolution, ſeine unbegränzte Freiheitsliebe und ſeine ſchonungsloſe Offenheit hatte ihn damals in Ungnade bei Friedrich Wilhelm II. fallen laſſen; ganz unſchuldig mag die Gräfin Lichtenau daran nicht geweſen ſein — nach ihren eigenen Aeußerungen; Reichardt hatte bitter über ihre Verhältniſſe geſprochen und ihr dieſer Verhältniſſe wegen das, von ihr ſelbſt angetragene Patheſtehen bei ſeiner Tochter, verhindern wollen. — Im Geſpräch, in der Unterhaltung erſchien die Gräfin als eine

hochgebildete, sehr begabte Frau; reich an Gedanken und Ideen, entwickelte sie solche in dem gewähltesten Redefluß — doch schreiben konnte sie nicht. Ihre Briefe sind der Orthographie wegen beinahe unverständlich und die Buchstaben den Hieroglyphen zu vergleichen; sie schrieb z. B. uhr Sach (Ursache), ehlent (elend), lechsung (Lesung) u. s. w. Doch nimmt man sich die Mühe, ihre Briefe in ordentliches Deutsch umzuschreiben, so sind die Gedanken, die Wendungen vortrefflich. Zum Beweise theile ich (Anlage H) zwei Briefe von ihr an Baron v. Eben mit.

Auch andere liebe Freunde kamen in dieser Zeit nach Wiesbaden; besonders interessant war das Wiedersehen von Joh. Schulze (dem nachmaligen Geh. Oberregierungsrath in Berlin), den D. schon aus Weimar und Hanau kannte; Schulze kam zu seinem Schwager, dem Geheimenrath Nöhler, nach Wiesbaden — einem für Nassaus Interesse leider zu früh verstorbenen Beamten; wie anders hatte sich in Koblenz das Schicksal des geistreichen Schulze gestaltet, als es in dem beengten, tyrannisch wieder eingezwängten Hanau war! Auch der wirkliche Geh. Legationsrath v. Jordan eilte den 14. Januar 1818, von Wien kommend, nach Engers zum Fürsten Staatskanzler, und da derselbe, in Wiesbaden zwar übernachtend, Niemanden, auch nicht den preußischen Geschäftsträger, sprechen wollte, so hatte D. die Freude, diesen liebenswürdigen, seinen Untergebenen stets wohlwollenden, wahrhaft menschenfreundlichen Chef allein zu genießen; in seiner Begleitung war sein Bruder, der Hofrath. Man sprach hier allgemein, daß hauptsächlich bei Herrn v. Jordan's Anwesenheit in Wien die Preßgesetzangelegenheit zur Sprache gebracht werden, und eine ausführliche Arbeit, die aus dem Geiste und der Feder

des Kammergerichtsrath Eichhorn geflossen, als Norm zur endlichen Feststellung dieser so wichtigen Angelegenheit dienen sollte, doch habe diese nicht vorgelegt werden können, da Oestreich von Preßfreiheit nichts hören wollte*).

Graf Christian v. Hardenberg, Sohn des Staatskanzlers, kam auch mit seiner Gemahlin nach Wiesbaden und veranlaßte, daß D. mit ihnen mehrfache Partien in den Rheingau machte, namentlich zu der unvergeßlichen, gastfreien Familie Mayyes in Hattenheim, wo D. völlig einheimisch war und schon früher die Familie unsers Gesandten in Frankfurt a. M., des Grafen v. d. Goltz, daselbst eingeführt hatte; die Gräfin Hardenberg, die weder den Bürgerlich-geborenen, noch dem Kaufmannsstande gerade mit besonderer Liebe entgegenkam, erklärte diese Familie für eine der liebenswürdigsten und feingebildetsten, welche sie kennen gelernt habe. Konnte im Aeußern Graf Christian den Vater auch nicht verleugnen, so fanden sich in Geistes- und Charakterbildung gar wenig Berührungspunkte, worüber der Staatskanzler selbst öfters mit einem: „Ach!" sprach. — Auch lernte D. hier zuerst die Fürstin Pückler — Tochter des Staatskanzlers — kennen, welche mit ihrem Gemahl sich einen Tag und eine Nacht in Wiesbaden aufhielt; es hat wohl selten Frauen gegeben, welche mit größerer Liebenswürdigkeit und Welttakt sich zu bewegen wußten; mild, doch mit großer Schärfe und Menschenkenntniß waren ihre Urtheile über Personen in Berlin, die D. zufällig auch kannte.

*) Ob diese gewiß höchst interessante Arbeit, welche auf die freimüthigsten, liberalsten Grundsätze basirt gewesen sein soll, nicht noch vorhanden sein möchte?

Nächſt der Familie Mappes iſt für D. die Erinnerung an den General v. Müffling, der in Mainz ſtand und im Sommer ſeinen Aufenthalt in dem reizenden Ingelheim hatte, wo noch die ſchönen Ueberreſte von Karls des Großen Palaſt zu finden ſind, beſonders erfreulich, indem er an dieſen Orten oft Wochenlang die genußreichſte Aufnahme fand. Der kräftige, grundehrliche und verſtändige General v. Müffling war wohl eine Haupturſache nicht allein des guten Vernehmens der öſtreichiſchen und preußiſchen Garniſon in Mainz, ſondern auch, daß die Einwohner dieſer Stadt ſich dem preußiſchen Intereſſe und der preußiſchen Art und Weiſe freundlich zuwendeten, worin in letzterer Beziehung ihm ſein damaliger Adjutant, Herr v. Schack, durch die liebenswürdigen geſelligen Formen treulich unterſtützte. Natürlich kann des Kommandanten, Generals v. Krauſeneck, hier nicht zu erwähnen vergeſſen werden, welcher zwar zurückgezogen auf ſeinen Familienkreis ſich beſchränkte, aber durch ſeinen Verſtand, gehaltenes, offenes Weſen, ſeine Unpartheilichkeit die allgemeinſte Achtung ſich erworben hatte. Fr. v. Schlegel, der mit dem Fürſten Metternich auf den Johannesberg kam, beſuchte die Mappes'ſche Familie in Hattenheim; D., der ihn daſelbſt ſahe, ſprach von der Herausgabe der Hamannſchen Schriften, doch Schlegel, der einem wohlgenährten Kapuziner nicht unähnlich ſah, fand an Nichts Intereſſe, und ſein Geſpräch bewegte ſich allein um die alleinſeligmachende Kirche, um das Alter des Hauſes Habsburg, von dem es unbeſtimmt, ob es nicht älter wie Adam ſei, und um die Freuden des Eſſens und Trinkens. — Eben daſelbſt befand ſich oft Herr Joſeph Eichhoff, welcher eine Verwandte dieſer Familie heirathete; das beſcheidene, kluge und gleichmäßig

heitere Weſen deſſelben gewann ihm alle Herzen; doch ahnete man nicht, daß er ſpäter eine ſo bedeutende Rolle in Wien, als öſtreichiſcher Miniſter ſpielen würde. Sein Vater war der bekannte, unter der Franzoſenherrſchaft ſo einflußreiche General-Schifffahrtsdirektor Eichhoff, ein, was Verſtand und Formen betraf, gleich ausgezeichneter Mann, der mit D. und Weitzel in der innigſten Verbindung ſtand. Der Präſident Harſcher von Almendingen nahm, begleitet von ſeiner originellen Frau, auch auf längere Zeit in Wiesbaden ſeinen Aufenthalt und erhöhte für D. die Annehmlichkeit des geſelligen Lebens, indem er faſt täglich mit jenem zuſammen war. Welche ſegensreiche Anregung von Almendingen's Wirken als Staatsbeamter, als Gelehrter für Deutſchland hervorgerufen, iſt bekannt, weniger, daß er auch im Leben eben ſo liebenswürdig, gemüthlich und kindlich gut war; allerdings iſt nicht zu überſehen, daß ſeine groſſe Naivetät und Zerſtreutheit ihn öfters in ſehr komiſche, aber auch höchſt verdrießliche Verwickelungen brachte. Seine Zerſtreutheit war ſo groß, daß er eines Abends bei Miniſter v. Marſchall der eigenen Frau mit höchſter Courtoiſie den Hof und die Unterhaltung machte und ganz entzückt ſeinen Nachbar fragte: „wer iſt dieſe liebenswürdige Dame?“ Bei Almendingen erſchien auch die hagere Geſtalt des Miniſters v. Gagern, mit der feinen, diplomatiſch klugen Phyſiognomie, welche mit des Präſidenten Natürlichkeit und Freiſinnigkeit einen eigenen Kontraſt bildete.

D.'s größere litterariſche Arbeiten in Wiesbaden mögen im Allgemeinen hier noch erwähnt werden, indem ſich daran die erfreuliche Rückerinnerung an die freundſchaftlichen Verhältniſſe und Verbindungen mit Goethe, G. F. Grotefend, Fr.

Creuzer, Professor Braun*), Justi in Marburg und viele Andere knüpft. — Von Fr. Aug. Wolf ward D. veranlaßt, an Goethe Mittheilungen über die Resultate seiner Ausgrabungen nicht allein zu machen, sondern ihm auch zu sagen, daß er gesonnen, seines Landsmanns Hamann Schriften herauszugeben. Jedenfalls hoffte D. durch die Bekanntmachungen in dieser Hinsicht einen Anstoß zu geben, daß Andere, die dazu mehr Beruf haben möchten, als Fr. H. Jacobi, endlich zu dieser Arbeit sich aufgemuntert sehen möchten. Um so mehr fühlte D. zu dieser letzten Unternehmung Beruf, da Hamann ein herzlicher, inniger Freund seines elterlichen Hauses war und von D.'s Vater, Mutter und deren Bruder Reichardt in seinen Briefen an Reichardt dieses selbst auf das Liebevollste ausspricht, wenn er sagt: „Kälte der Ueberlegung

*) Professor Braun in Mainz, ein eben so lebendiger, vielseitig gebildeter, als auch persönlich höchst liebenswürdiger Mann, voll poetischen Feuers, ist Verfasser des Gedichts: Hermann. Der Minister v. Altenstein schenkte der schriftstellerischen Thätigkeit Braun's viel Beachtung, besonders seiner Schrift zur Vereinigung aller christlichen Religionsverwandten. Er schreibt darüber an D. unter dem 14. Juni 1821 Folgendes: „Wenngleich der in dieser Schrift enthaltene Vorschlag zur Vereinigung aller christlichen Religionsverwandten sich schon auf den ersten Blick als unausführbar darstellt; so verräth die Schrift selbst doch einen sehr talentvollen Mann. Das Ministerium wünscht von demselben Näheres zu erfahren, insbesondere welcher Konfession er angehört, welchen Wissenschaften er sich vorzüglich gewidmet, was er in denselben zu leisten im Stande ist, in welcher äußern Lage er sich in Mainz befindet, und ersucht Sie um gefällige Mittheilung dessen, was Ihnen hiervon bekannt ist." Unter dem 29. Januar 1822 sprach Herr v. Altenstein gegen D. nochmals den Wunsch aus, dem Braun einen angemessenen Wirkungskreis im preußischen Staatsdienst geben zu wollen.

iſt ein Gefühl der Gründe und immer die klügſte Parthei welche unſer Dorow aus Inſtinkt ergreift, und die zugleich Ihre würdige Schweſter, die ich als Dechantin meiner Freunde anſehen kann, zur Nachahmung und Ergebung ſtarken wird. Auch in Leidenſchaften ſcheint jeder ſein Maß von Einnahme und Ausgabe zu haben, für deren Gleichgewicht die Natur ſorgt.“ Ferner an F. H. Jacobi: „Reichardt, mein Ariel, iſt wieder in Berlin. Nun denke Ich mit Wohlgefallen an Berlin, das nicht mehr Babel in meinen Augen iſt.“

Goethe nahm die Mittheilungen auf das Freundlichſte auf und antwortete über beide Gegenſtände; beſonders über die Herausgabe Hamann'ſcher Schriften ließen ſowohl Goethe als auch Jean Paul ſich weitläuftig aus*). D.'s Beſchreibung der aufgefundenen Alterthümer und auf welche Art ſie in den verſchiedenen Grabhügeln gelegen, erſchien alſo bei Schellenberg in Wiesbaden in 2 Bänden mit Lithographien in 4., ſo auch noch: Mergenländiſche Alterthümer, 2 Bände mit Lithographien in 4.; zu letzterem Werke hatte der glückliche Fund des ſpäter ſo berühmt gewordenen altperſiſchen Jaspis-Cylinders mit Bilderſchrift Anlaß gegeben. Grotefend in Frankfurt, deſſen Freundſchaft dem D. damals und auch ſpäter in Hannover ſehr glückliche Tage bereitet hat, theilte wichtige und intereſſante Aufſchlüſſe über die Keilſchrift und über indiſche Mythen mit, die in dieſem Werke abgedruckt wurden. Ueber eine indiſche Inſchrift, um deren Erklärung man Herrn A. W. v. Schlegel bat, konnte von dieſem ſo gelehrten Sanskritaner nur die Ant-

*) Siehe dieſe Correſpondenz in D.'s Denkſchriften und Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur. Berlin 1838—41. 5 Bände.

wort erlangt werden, was die Inſchrift nicht bedeute; die Leſung war nicht zu bewerkſtelligen. Jedenfalls die bequemſte Art, gelehrt zu erſcheinen und die Welt durch die Maſſe der Worte von Staunen vor dem tiefen Wiſſen zu erfüllen. Bei ſolchen Erklärungen fällt wohl das Märchen vom Huhn, das goldene Eier legt, ins Gedächtniß; — ſo auch Gelehrte, welche mit großer Oſtentation glauben machen wollen: jedes Wort, was ſie ſchriftlich oder mündlich von ſich geben, ſei ein goldenes Ei, während die Welt oft nur ein Windei in demſelben erkennen kann.

Auch ließ D. bei Schellenberg die durchaus umgearbeitete Ueberſetzung der Georgika des Virgil von ſeinem Stiefvater C. G. Bock — den lateiniſchen Text gegenüberſtehend — drucken, dem auch ein Anhang eigener Gedichte des geiſtreichen Ueberſetzers beigegeben war. — F. A. Wolf hatte ſich ſchriftlich mehrfach über die Trefflichkeit dieſer Arbeit ausgeſprochen und ſie der Voſſiſchen Ueberſetzung weit vorgezogen. — Die vom Verleger gemachten Ankündigungen der Hamannſchen Werke verurſachten dem D. viel Aerger. Der alte, durch ſeine famoſe Selbſtbiographie bekannte Kriegsrath Scheffner in Königsberg hatte zuerſt den D. durch das Geſchenk aller Hamann'ſchen Schriften, theilweiſe mit Noten von Hamann's eigener Hand begleitet, zu dieſer Herausgabe mit aufgemuntert. Als ſich ſpäter der Staatsrath Nicolovius in Berlin dagegen erklärte, weil Fr. H. Jacobi und ſein Schwiegerſohn ſich endlich aus dem bis dahin ſo bequemen Schlaf hatten wecken laſſen und nun Lärm zu machen anfingen, daß ein Anderer dieſes heilige Geſchäft unternehmen wollte, wendete der Alte in Königsberg auch um, und es entſpann ſich eine ſehr heftige und verdrießliche Korreſpondenz mit Herrn Nicolovius und D.

in dieſer Beziehung, die gewiß auch ſehr nachhaltig noch wirkte, als über D. das Schickſal kam, dem Kultus-Miniſterium des Herrn v. Altenſtein kurze Zeit anzugehören, und wovon ſeiner Zeit das Nähere zu erzählen ſein wird.

Kotzebue's vollzogene und Ibell's beabſichtigte Ermordung, ſowie die überall umhergeſendeten Brand- und Drohbriefe riefen wohl die unglücklichen Karlsbader Beſchlüſſe und die anderweitigen traurigen Verhaftungen ins Leben. Die heimlichen Denunziationen nahmen kein Ende und wuchſen ſelbſt in Preußen dem Staatskanzler über den Kopf, der nicht mehr im Stande war, diejenigen vor Verhören und Unterſuchungen zu ſchützen, an deren Treue und Vaterlandsliebe er nicht zweifeln konnte. Die intereſſanten Briefe eines bedeutenden Staatsmannes, der damals am Ruder war und eine Hauptrolle ſpielte, werden dermaleinſt nähere und wichtige Aufklärung über dieſe Zeit geben.

Auch auf Herrn v. Gruner, unſern Geſandten in der Schweiz, fiel Verdacht. Es kamen Anklagen, und er wurde, da ſeine Geſundheit ein Bad zu gebrauchen nöthig machte, veranlaßt, nach Wiesbaden oder doch in die Nähe von Mainz zu kommen, damit der dortige Unterſuchungsrichter, Geh. Regierungsrath Grano, ihn zu Protokoll nehmen könne. Gruner kam ungefähr im September in Wiesbaden an, doch ſehr leidend, krank und in einer furchtbar aufgeregten und gereizten Stimmung*). D.'s frühere freundſchaftliche Verhältniſſe und die ſpäteren ernſtern Verbindungen in Pa-

*) Zu Gruner's Charakteriſtik, und wie er 1819 die Verhältniſſe beurtheilte, werden Briefe in Anlage II. mitgetheilt, welche er 1817 und 1819 an H. Reigebaur und an Varnhagen v. Enſe ſchrieb.

ris 1815 und 1816–1817 führten gleich bei seiner Ankunft ein sehr herzliches Verständniß herbei, und D. sahe und besprach sich mit Gruner täglich, bis zu seinem leider nur zu bald erfolgten Tode. Besonders aufgeregt beurtheilte Gruner die gehässigen Berliner Zeitungsartikel über die demagogischen Untersuchungen; empört war er, daß man thörigten Doktrinen, im Gehirn unreifer Köpfe entstanden, eine Wichtigkeit beilegen wollte, welche für das Leben nie daraus erwachsen würde. Er erhielt aus Berlin die Mittheilung einer Abschrift der Klage, welche Jahn gegen Herrn von Kamptz beim Kammergericht anhängig gemacht, gleichfalls auch eine Abschrift der ersten Arbeit darüber, welche der Kammergerichtsrath Hoffmann (der geistreiche Schriftsteller) als Dezernent gemacht; Instruent war der Herr v. Gerlach, und der Justizkommissarius Schultz, (Gatte der bekannten Sängerin) Mandatar des Jahn (Anlage J). Gruner fürchtete besonders, daß der Justizminister v. Kircheisen nicht selbstständig genug auftreten werde, um in so schwierigen Zeitverhältnissen amtliche Zumuthungen kräftigst zurückzuweisen. „Glauben Sie mir," sagte er, „Kircheisen schwebt Vielen zwar noch als das Ideal eines Justizchefs vor, weil er ein tüchtiger Rath beim Kammergericht war; er ist jetzt aber allen Fortschritten abhold und wird sich auch bei diesen unseligen Untersuchungen ruhig und schweigsam fügen, statt mit Kraft zu widersprechen — ja, wenn es ihm zu arg würde — abtreten." Gruner's Krankheit, besonders durch sehr heftige Gemüthsbewegung herbeigeführt, nahm einen immer ernstern Charakter an, und bald war es auch mit unsern Spaziergängen vorbei; Gruner mußte das Zimmer hüten. Seine Krankheit wurde stets bedenklicher, und in diesen letzten Wochen seines Leidens besuchte

D. ihn täglich. So oft dieser ihn sahe, war Gruner's erste Frage: „Kennen Sie Herrn Grano?“ welches D. natürlich stets mit „Nein“ beantworten mußte. Einen Abend, kurz vor Gruner's Tode fand D. Frau v. Gruner allein im Zimmer, welche herzlich und aufrichtig gestand, daß ihr Mann sehr unzufrieden und empfindlich sei, daß D. trotz des so fest geknüpften Freundschaftsverhältnisses doch nicht aufrichtig sei. Auf die Frage, worin dieser Mangel an Aufrichtigkeit bestande, versicherte die liebenswürdige Frau, daß Gruner darüber heute ausführlich zu sprechen die Absicht habe. — Frau v. Gruner und D. gingen zu dem sehr leidenden Mann in das andere Zimmer, welches jedoch die liebe Frau sehr bald verließ. Gruner war, in einer schrecklichen Aufregung und in einem unaufhaltsamen Redestrom ergoß er sich in Schmähungen gegen den Fürsten v. Hardenberg, daß dieser es vorzüglich sei, der ihm jetzt den Tod gebe; war Gruner früher in seinen Gesprächen höhnend gegen den Fürsten gewesen, so war es jetzt eine ernsthafte Bitterkeit, die in furchtbare Ungerechtigkeit sich auflöste. Auf einmal stockte die Rede, und mit funkelnden Augen begann folgendes Gespräch.

Gruner: „Sie sind nicht wahr zu mir; Sie müssen den Grano kennen — oder wollen Sie diesen eben so thörigten als boshaften Inquisitor noch nicht kennen? Warum haben Sie denselben gegen mich stets verläugnet?“

D.: „Weil ich ihn noch nicht kennen gelernt habe; er soll zwar wie ein böser Geist sich auch hier sehen lassen, doch meine Augen haben ihn noch nie erblickt.“

Gruner rief darauf in gewaltiger Bewegung aus: „Sie werden es schon erfahren lernen, daß bei Hardenberg

weder Glauben noch Vertrauen zu finden iſt. Ich weiß es, daß er Sie ſehr lieb hat, Sie achtet, und auch Sie wird er dieſer Bande von Spürnaſen Preis geben! Mit mir hat er es auch ſo gemacht."

D.: „Sie ſind im Irrthum; ich weiß es gewiß und ganz beſtimmt, der Fürſt iſt am barteſten dieſer Umtriebe wegen angeklagt; er iſt es nicht, der dieſe Unterſuchungen angeordnet hat; bei der Miniſterkommiſſion in Berlin ſoll ich allerdings durch einen Hundsfott angeklagt worden ſein, aber gewiß, wird der edle Fürſt die, wohl auch ſchon über meinem Haupte verhängten harten Maßregeln mildern."

Gruner: „O Sie kennen den Kanzler noch nicht!"

D.: „Ohne ſich ſelbſt verdächtig zu machen, ohne ungerecht zu ſein, ohne ſelbſt die abſcheulichſte Unbilligkeit auszuüben, kann des Fürſten moraliſche Ueberzeugung von der Unſchuld ſeiner Freunde wohl nicht in Betracht kommen bei den Unterſuchungen, wie ſie nun einmal betrieben werden; ja, ich bin es überzeugt, daß er nicht die Gewalt hat, eine von der Kommiſſion verlangte Unterſuchung zu unterdrücken. Gerade für die, welche er kennt und liebt, kann er ja unbeſorgt ſein und würde durch Unterdrückung eines Verhörs die Freunde nur verdächtig machen. Sie ſind ungerecht gegen einen Mann, dem Sie ſonſt ſehr ergeben waren, und der ſich doch auch ſtets als Ihr Freund bewieſen hat."

Gruner war ſtill und milder geworden, das Geſpräch war abgebrochen und wendete ſich zu der Krankheit des leidenden Mannes. Endlich ſagte er:

Gruner: „Grano wird es wohl fühlen, daß er ganz thörigt bei mir gehandelt. (Lange Pauſe und dann

furchtbar heftig) Nein, es iſt abſcheulich, es iſt entehrend, einem ſolchen Menſchen ein Verhör mit mir aufzutragen, als wenn ein ſolches Subjekt durch alle nur mögliche alberne Kreuz- und Querfragen auch nur ein Wort von mir herausbringen konnte, was ich nicht ſagen will; als wenn auch nur eine einzige Inkonſequenz von meiner Seite zu erwarten geweſen wäre! es iſt empörend. Nun, er wird es fühlen, daß er eine Null mir gegenüber iſt. Ich werde ihn nicht mehr ſehen, ſein Anblick, ſein fatales Geſicht, ſein Geſchaft treibt mir das Blut ſo heftig, und ein Zeugniß des Arztes, daß mir dieſes tödtlich ſein würde, wird mich wohl von der Gegenwart dieſes Menſchen auf ewig befreien."

Das Geſpräch ward ruhiger, gleichgültiger, die Frau v. Gruner kam dazu, und D. verließ den geiſtreichen Mann ſpät Abends in möglich heiterer Stimmung. Beim Fortgehen bemerkte noch Gruner: „Ich weiß es beſtimmt, Sie werden jetzt bald ins Verhör kommen; ich glaubte, es wäre jetzt ſchon der Fall; eine franzöſiſche Revolution haben Sie in Deutſchland bewirken wollen, ſprechen die Ankläger und die Akten. Bleiben Sie bei den Verhören ſtets ruhig, ſprechen nicht mehr, als nothwendig; auch muß ich Ihnen noch ſagen, daß Grano mich Ihretwegen ſehr arg quaſtionirt hat, es müſſen arge Beſchuldigungen gegen Sie vorliegen, und man will Alles durch Ihre eigene Handſchrift beſtätigt wiſſen; nochmals ruhig und einſilbig."

Unangenehm aufgeregt durch die Vorfallenheiten des Tages, hatte D. eine ſchlechte Nacht, ſchon im Geiſte beſchäftigt mit dem von Gruner angekündigten Verhör, ordnete er ſeine Papiere, ängſtlich bedacht, falls es wirklich dazu kommen ſollte, wie er pflichtgetreu, wahr und doch Nie-

manden kompromittirend ſein könne! Schmerzlich berührt, tief erſchüttert war D. durch Gruner's Krankheit, denn der herannahende Tod lag bereits auf ſeinem Antlitz. Nach dieſem Abende ſahe er ihn nur ſtets noch auf Augenblicke. Gruner ſtarb den 8. Februar 1820. D. half das Begräbniß mit beſorgen, ſo feierlich als möglich: wir beſtatteten einen ausgezeichneten, hochbegabten und in die Zeitverhältniſſe tief einwirkenden Charakter! —

Des andern Morgens nach jenem Abend, wo von Gruner die ſo tief berührende Nachricht gegeben war, ſendete D. ſogleich einen Boten nach Mainz, um durch einen Freund über Grano's Leben und Erſcheinen Erkundigungen einzuziehen; er erfuhr jedoch vorläufig nur, daß Grano mit Frau und Tochter da ſei, — er durch Unbehülflichkeit und die Frauen durch ihre Moden und Berliner Manieren überall, wo ſie ſich zeigten, Aufſehen erregt hätten. D. wußte genug, um ſich mit dem Inquiſiter gehörig zu ſtellen und ein paſſendes Verhältniß zu Stande zu bringen, falls das Unglück einer ſo peinlichen Unterſuchung ihn wirklich treffen ſollte. Es vergingen Tage, doch von Grano erfuhr man nichts, und ſchon glaubte D., daß Gruner ſich getäuſcht habe, weshalb die Abreiſe nach Bonn vorbereitet wurde. Da erſchien plötzlich der verhängnißvolle Tag.

Mit Einpacken und Ordnen fertig, ſaß D. den 19. Februar 1820 ruhig in ſeinem Zimmer, Briefe ſchreibend, als auf ſehr ſtarkes Anklopfen und dem „Herein" ein kleiner, dicker Mann mit gewaltigem Backenbarte, kleinen, das ganze Zimmer ſofort durchſpürenden Augen, mit einem höchſt widerlichen Lächeln auf D. zukam und einen Brief überreichte. D. erkannte ſogleich an der Aufſchrift die eigenen Schrift-

züge des Fürsten v. Hardenberg, und so wurde der unheimliche Anblick des Fremden etwas gemildert. Auf die Bitte, sich zu setzen und das Begehren mitzutheilen, verwies der Backenbartige mit unangenehmer Stimme auf den Brief, den D. lesen sollte. Wir setzten uns nicht. Der eigenhändig vom Fürsten geschriebene Brief war vom 27. November 1819 und lautete: „Sie erinnern sich, lieber Dorow, der Verhältnisse, in denen sie früher mit Borbstedt in einer gewissen Verbindung mit meinem Vorwissen standen, deren Sie noch neuerlich gegen mich in Beziehung auf Hoffmann in Rödelheim erwähnten*). In sofern sie für das Vater-

*) Es ist derselbe Steuerrath Borbstedt, welcher S. 37 erwähnt ist, und der mit D. 1814 die Reise nach Frankreich zu machen wünschte. Alles, was dieser während der Reise gesprochen, erzählt, trug Borbstedt, wie aus dem nachherigen Verhör entnommen werden konnte, in eine schaudervolle Denunziation zusammen und sendete sie der Behörde. Es ward unter Anderem auch von der Errichtung eines großen Instituts gesprochen, welches für deutsche, unheilbar verwundete Krieger aus diesem Befreiungskriege errichtet werden sollte. Später zog D. Ludwig v. Voß dazu, und Beide machten 1814 und 1815 dem Staatskanzler darüber Anträge und Vorschläge. An dieses Institut später politische Verbindungen zu knüpfen, mag in den Köpfen von Borbstedt und des sonst gewiß redlichen Justizrath Hoffmann in Rödelheim entsprungen sein; D. ward mit vielen andern Lügen auch als Theilnehmer daran von Borbstedt, der durchaus sich wichtig machen wollte, denunzirt; darauf beziehen sich die Worte des Staatskanzlers. Borbstedt, vom bösen Geiste gepeitscht und gequält über sein verruchtes Treiben und seine Angeberei, suchte später den Tod in der Saale und fand ihn auch. Wäre Hoffmann in Rödelheim Ende des Jahres 1815 in preußische Dienste getreten, wie es ihm auf Befehl des Staatskanzlers angedeutet ward, so würde die traurige Zeit von 1819 nicht über ihn eingebrochen sein. D., aufgefordert, über den Mann zu berichten, schrieb an den Fürsten unter dem 2. December 1815: „Hoffmann ist ein treuer, redlicher Mann, ganz Ew. Durchlaucht ergeben. Als

land gegen den Feind gerichtet war, nahmen ſie Antheil daran; auch wohlthätige Zwecke waren damit vereinigt; freilich aber auch andere, die wir nicht gut heißen konnten. Jetzt iſt es durchaus nothwendig, alles, was uns davon bekannt iſt, ins Klare zu ziehen. Der bei der Kommiſſion zu Mainz angeſtellte Geh. Regierungsrath Herr Grano erhielt zu dieſem Ende das zu Ihrer Nachricht abſchriftlich hier beiliegende Kommiſſorium, Sie in der Stille zu vernehmen, und ich vertraue zu Ihrem Patriotismus und zu Ihrer Rechtſchaffenheit, daß Sie ihm aufrichtig und umſtändlich über alles, was Ihnen bekannt iſt, Aufklärung in dieſer höchſt wichtigen Sache geben werden. Seien Sie von meiner Ihnen gewidmeten Freundſchaft und Hochachtung überzeugt. Nächſtens erhalten Sie über Ihre Zukunft und wegen des braven Weitzel's offizielle Nachricht. Wir wollen ihn uns nicht entgehen laſſen. Das ſagen Sie ihm nur vorläufig. Vielleicht findet ſich ein ihm annehmlicher Ausweg, ihn auch jetzt ſchon für den Staat zu benutzen. Die widerſinnigen Verbote der Ankündigungen in Berlin und Breslau ſind bereits abgeſtellt. Unſer Cenſurweſen wird nun bald geordnet ſein. Liberale Preßfreiheit muß möglichſt aufrecht erhalten, und nur den Mißbrauchen der-

---

Oberamtmann oder in ſonſt einem ähnlichen Poſten im Herzogthum Sachſen oder in den Kleviſchen Provinzen könnte er vortheilhaft auf den Geiſt des Volkes wirken. In einem Wirkungskreis, wo ſein Hauptgeſchäft iſt, dem Landmann und Bürger Liebe und Neigung für den Staat einzuflößen und ſolche zu erhalten, würde er gewiß wahrhaft nützen, denn er iſt einfach in ſeinen Sitten, mit einem kräftig wollenden, biedern Gemüthe."

Leider nahmen 1819 Hoffmann's Anſichten eine andere, für ihn nicht heilvolle Richtung.

ſelben muß geſteuert werden. Dieſes iſt der Grundſatz, nach dem Preußen verfahren wird*).

Ganz der Ihrige

Hardenberg."

Das abſchriftlich beiliegende Kommiſſorium für den ſich nun als Demagogen-Unterſuchungskommiſſarius Grano herausſtellenden Fremden war vom 25. November 1819 und lautete: „Nach dem abſchriftlich anliegenden Schreiben des Kriegs-Steuerraths Verbſtedt, gegenwärtig hierſelbſt, vom 26. März 1814, hat er vom damaligen Lieutenant, jetzigen königlichen Hofrath Derow auf dem Grunde der Papiere des Letzteren Aeußerungen darüber erhalten, daß eine, der franzöſiſchen ähnliche, Revolution in Deutſchland vorbereitet wird, daß chimäriſche Projekte die Sicherheit der Fürſten und die Ruhe der Völker völlig zu zerſtören drohen, und daß die in dieſem Briefe genannten Perſonen in dieſe Pläne eingeweiht ſind. Ew. ꝛc. beauftrage ich hierdurch, in meinem Namen den jetzt in Wiesbaden ſich aufhaltenden Hofrath Derow nicht allein zur getreuen Beantwortung aller hierauf Bezug habenden Papiere aufzufordern, ſondern auch denſelben über ſeine Wiſſenſchaft von dieſen Gefahren und Planen auf das Genaueſte zu vernehmen und das darüber abgehaltene Protokoll mit den Ihnen ausgehändigten Papieren mir baldmöglichſt zu überſenden. Sie erhalten zu Ihrer nähern Inſtruktion, sub lege remissionis, zwei Volumina von in meinem Bureau verwahrten Akten. Ich habe den Hofrath Derow von dieſem Auftrage in Kenntniß geſetzt

*) D. leitete die Unterhandlungen mit Weißel, welchen der Staatskanzler — wie ſchon bemerkt — in preußiſche Dienſte nach Bonn verſetzen wollte.

und aufgefordert, Ihnen ſeine Wiſſenſchaft um ſo mehr rückſichtslos auf das Genaueſte mitzutheilen, als ſeine damaligen Verhältniſſe zu den in Frage ſtehenden Individuen durch ſeine bekannten patriotiſchen Geſinnungen hinreichend gerechtfertigt ſind und ſelbſt als lobenswerth erſcheinen. Ich beauftrage Sie, ihm dies ausdrücklich zu erklären, und wünſche, daß dieſer Auftrag ſo geheim als möglich gehalten werde.

C. J. v. Hardenberg."

Nachdem D. dieſe Briefe genau geleſen hatte, gab er ſein Bedauern zu erkennen, daß Herr Grano, ſeit Dezember 1819 dieſen Auftrag bereits beſitzend, ſich erſt Ende Februar 1820 gemeldet, indem alle Papiere u. ſ. w. bereits gepackt und zum Verſchiffen bereit ſtänden.

Grano (im harten, barſchen Ton): „Umſtände halber konnte der Brief erſt jetzt abgegeben werden, und Sie werden daher gefälligſt Alles ſofort auspacken und die verlangten Papiere und Briefſchaften mir gleich ausliefern, und dann werde ich die Verhörſtunden anſetzen."

Da dieſer barſche Ton weder mit dem Kommiſſorium noch mit dem Briefe des Fürſten übereinzuſtimmen ſchien, erwiederte

D.: „Ich werde das von mir in Ihrem Kommiſſorium Verlangte — (Grano muß wohl nicht geahnet haben, daß eine Abſchrift deſſelben dem Briefe des Fürſten beilag) hervorſuchen und es binnen drei Tagen für Sie bereit halten; ſchneller kann es nicht geſchehen."

Herr Grano, welcher große Luſt zu haben ſchien, D.'s ſämmtliche Papiere in Beſchlag zu nehmen, doch das dem D. nun auch bekannte Kommiſſorium nicht zu überſchreiten wagte, entfernte ſich unmuthig über dieſen feſten

Ten und meldete ſich zum 24. Februar um 11 Uhr Morgens zur erſten Sitzung an. Dieſe Tage benutzte T. nun, um alles Erforderliche an Papieren in Ordnung zu bringen, ſie durchzuleſen, das Zweifelhafte zu verſiegeln und ſofort direkt dem Staatskanzler zur Dispoſition zu überſenden. So gerüſtet, wurde der Mann erwartet; ein Thorner Pfefferkuchen, der kürzlich aus Preußen angekommen war, ſollte dazu dienen, um das Verhältniß mit Grano zu begründen. Dieſer erſchien nun mit unangenehm ernſter Richtermiene; kalt und höflich empfing T. ihn, nöthigte zum Sitzen, und als Grano mitgebrachte Akten und Papiere auf dem Tiſch auskramte, begann folgendes Geſpräch:

T.: „Darf ich Ihnen ein kleines Frühſtück anbieten, da die Luft und Fahrt von Mainz den Appetit rege gemacht haben wird?“

Grano: „Ich danke. Bitte nur ſchnell um die ſämmtlichen Papiere, damit das Verhör beginnen kann.“

T.: „Sogleich. Allein ich habe noch nicht gefrühſtückt, und da ein wohlſchmeckender Landsmann mir geſendet worden, ſo werden Sie gewiß auch Theil daran nehmen.“

T. holte den Pfefferkuchen und präſentirte Herrn Grano ein Stück davon.

Grano: „Nochmals muß ich danken, bitte um die Papiere.“

T.: „Eſſen Sie vielleicht dieſe ſonſt ſo beliebte Süßigkeit nicht?“

Grano: „O ja, ſehr gern; doch hier bei Ihnen darf ich nichts genießen, da ich eine Unterſuchung zu führen habe. Alſo die Papiere.“

Jetzt hatte T. den Polizeimann auf dem gewünſchten Punkte und erwiederte ſehr ruhig:

D.: „Jetzt werden Sie Pfefferkuchen eſſen; denn nach Ihrer ſehr unpaſſenden Aeußerung ſcheinen Sie Ihre Stellung zu mir gänzlich zu verkennen, und dieſes kann jetzt nur durch Pfefferkuchen ausgeglichen werden," (fügte T. lachend hinzu) „auch werden Sie gütigſt dieſes Stück Pfefferkuchen Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter mitnehmen. Ihre Aeußerung hat mich zu einem Delinquenten gemacht, obſchon Ihr Kommiſſerium ausdrücklich ſagt: daß mir alles, was ich gethan, zur Ehre gereicht, und ingleichen die höchſte Staatsbehörde mich ſchon vor Kenntniß des abzuhaltenden Protokolls von allen Beſchuldigungen frei ſpricht. Entweder werden Sie nun durch Genuß des Ihnen angebotenen Frühſtücks Ihre Uebereilung eingeſtehen, oder Sie erhalten weder Antwort noch Papiere."

Grano legte nun die mitgebrachten Papiere bei Seite, fing in Unmuth und Aerger an, die Süßigkeit zu eſſen, und legte das zum Mitnehmen eingewickelte Stück Pfefferkuchen in ſeinen Hut. Während dem unterhielten ſich Beide ſehr artig und höflich über den Rhein, ſeine trefflichen Bewohner — wie D. ſie nannte — die herrlichen Ufer, wobei Herr Grano den Rheinländern freilich nicht viel Gutes zugeſtehen wollte. Es war viel Zeit dadurch verloren, und Herrn Grano blieb nur übrig, das zu beginnende Protokoll mit namentlicher Bezeichnung eines jeden ihm von T. überlieferten Stücks Papier zu beginnen und, mit dieſen Schätzen beladen — den Pfefferkuchen nicht vergeſſend — nach Mainz zurückzukehren.

Eines Morgens kam Herr Grano in ſehr gereizter, verdrießlicher Stimmung zu T. nach Wiesbaden; er ſprach von Kal-Natur der Leute, mit denen er zu thun habe, von dem böſen Sinn der Rheinländer, die ihn bei ſeinen Ge-

ſchaften ſo gar nicht unterſtützen wollten, und ſchloß ſeine aufgeregte Rede: „Nun ich hoffe, Herr Hofrath, daß wir jetzt zu Ende kommen werden; es haben ſich in Berlin noch von Ihrer Hand Papiere vorgefunden, welche von Ihrer Seite jedes Leugnen unnöthig machen möchten; bekennen Sie kurz und gut Alles, was Sie Gefährliches haben unternehmen wollen, und es wird Gnade eintreten, welche auch ich dann für Sie in Anſpruch zu nehmen gedenke.“

Nach dieſer Aeußerung ſchien Grano alſo durchaus von T.'s Ernennung nach Bonn nichts zu wiſſen, und daher ſagte

T.: „Von Gnade begehre ich bei der zwiſchen uns Beiden jetzt obwaltenden Angelegenheit gar nichts, und es ſcheint auch, daß man in Berlin mir ſolche in dieſer Beziehung nicht gewähren will (Grano horchte hoch auf). Denn mein Schickſal iſt bereits entſchieden.“

Hierauf wurden nun dem Inquiſiten die Verfügungen des Fürſten v. Hardenberg vom 4. Januar 1820 mitgetheilt, wornach T. zum Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in Rheinland und Weſtphalen ernannt worden war*).

T.: „Sie ſehen alſo hieraus, daß Ihre Anſichten mit denen in Berlin nicht übereinſtimmen; über meine Schuld und über das Gefahrvolle meiner Unternehmungen iſt alſo wohl ſchon ſehr eklatant in Berlin entſchieden, und ich habe nur jetzt noch die ſehr dringende Bitte hinzuzufügen, die Verhöre endlich gutigſt beendigen zu wollen, damit ich zu meiner Beſtimmung abgehen kann; um ſo mehr hoffe ich dar-

*) Dieſe Verfügungen werden näher zu beſprechen ſein bei der Darſtellung, wie dieſe Verwaltung begann und endete.

auf, als Sie ſich wohl ſchon überzeugt haben werden, daß die mich betreffenden Denunziationen nur auf Lug und Trug und Lüge baſirt ſind.“

Herr Grano ſetzte ſich noch verdrießlicher zur Arbeit, im Voraus wohl überzeugt, daß die Reſultate dieſer Vernehmung wohl nicht ſeiner gehegten Hoffnung entſprechen würden.

Leider verlängerte ſich dennoch durch Grano's weitläuftige Verfahrungsart D.'s Aufenthalt in Wiesbaden. Grano's Unmuth nahm immer mehr zu; er hatte gewiß auf einen recht fetten Biſſen gehofft, und alle Anklagen ſtellten ſich nun als leichtfertig, unwahr und verläumderiſch heraus, und ſie mögen daher auch der Vergeſſenheit übergeben werden, bis auf eine, welche wirklich höchſt wichtig begann, und höchſt lächerlich endete.

Als Grano mit der Inquiſition über demagogiſche Umtriebe, über D.'s Theilnahme, eine allgemeine deutſche Revolution zu Stande zu bringen, fertig war, holte er aus ſeinen Papieren einen Brief hervor und fragte: „iſt das Ihre Handſchrift?“ Als D. den Brief nehmen wollte, fuhr Grano, wie von der Tarantel geſtochen, zurück und ſchrie: „Nein, den Brief gebe ich nicht aus den Händen, ich werde ihn halten, und ſo mögen Sie ihn leſen.“ Als D. das verhängnißvolle Blatt auf ſolche Weiſe durchgeleſen hatte, ſtutzte er — denn er erkannte ſeine Handſchrift, las eine ſchreckliche Geſchichte und konnte in dem Moment keinen Zuſammenhang finden. Das frohlockende Geſicht des Herrn Grano über dieſe Beſtürzung wird nie vergeſſen werden! Der Brief, welcher im November 1813 geſchrieben war, lautete ungefähr: „Ew. Hochwohlgeboren haben geſagt, daß weder die unterirdiſchen noch überirdiſchen Gerichte mich vom

Verderben retten würden. Wir wollen das dahin geſtellt ſein laſſen. Ich will Ihnen hiermit nur beſcheinigen, daß ich die 1500 Thlr. in Schuldſcheinen auf Frau v. Klebowska richtig von Ihnen erhalten habe, um ſolche dem Tribunal zu übergeben, welches zu Gerichte ſitzt und die Urtheile ſpricht über Leben und Tod der Fürſten und ihrer Miniſter; dem Oberrichter dieſes h. Bundes habe ich hiervon Anzeige gemacht. Fahren Sie fort, ſich dieſer Verbindung würdig zu zeigen u. ſ. w." (Seite 28 iſt der Brief vollſtändig mitgetheilt.)

Als T. den Brief nochmals geleſen hatte, ſagte er:

T.: „Meine Handſchrift kann ich nicht ableugnen, doch ich kann mich des Zuſammenhanges nicht mehr erinnern."

Grano: „Das iſt für Sie ſehr böſe: nur ein offenes Geſtändniß dieſer ſchrecklichen und hochverrätheriſchen Verbindung kann das Ihnen drohende Unglück und die verdiente Strafe mildern. Wir wollen dieſes wichtige Blatt Zeile vor Zeile, ja Wort vor Wort durchnehmen: Ach ja wohl, ich war ſogleich überzeugt, daß Sie die fürchterlichſten Geheimniſſe zu entdecken haben würden; das Gerücht, daß Sie das Haupt einer der ſchrecklichſten Verbindungen ſind, ſcheint nur zu begründet. Eine heimliche Vehme! das iſt ja ſchrecklicher als Revolution. Alſo zur Sache. An wen iſt der Brief geſchrieben?"

T.: „Wahrlich, ich weiß es mir nach ſo vielen Jahren nicht mehr zu erinnern."

Als T. bemerkte, daß Grano's Geſicht immer frohlockender wurde, ward auch von ſeiner Seite alles Mögliche aufgeboten, um das Gedächtniß aufzufriſchen. Und es gelang; der ganze Zuſammenhang trat vor T.'s Seele, und lachend rief er aus:

D.: „Wollen wir dieſen Theil der Unterſuchung nicht lieber ganz aus dem Protokoll fortlaſſen? Die Aufklärung dieſes Ihnen ſo gewichtig ſcheinenden Blattes dürfte all Ihren Unterſuchungen einen Stoß geben.“

Grano: „Bitte bei der Sache zu bleiben; wir wollen Alles auf das Genaueſte ins Protokoll ſetzen. Alſo —

D.: „Alſo wenn ſie wollen, ſo hören Sie dieſe ſchauderhafte heilige Vehmshiſtorie. — Der Brief iſt an den bekannten Kriegsrath v. T. geſchrieben. Im September 1813 erhielt ich in Töplitz, auf Allerhöchſten Befehl, vom Staatskanzler eine Vollmacht, um Anerbietungen des Kriegsraths v. T. zu prüfen, welche er im Namen polniſcher Unterthanen im Herzogthum Warſchau gemacht hatte. Ich reiſte nach Kaliſch und Warſchau, fand aber, daß alle Angaben dieſes Mannes Windbeuteleien waren. Bei den Reiſen, die wir zuſammen machten, äußerte T. öfters, daß es ſehr ſchade ſei, daß jetzt nicht Vehmgerichte exiſtirten, vor deren Schranken man Könige, Kaiſer und Miniſter zitiren könnte. Er verſicherte, daß allein nur durch Errichtung ſolcher Tribunale wieder Wohlſtand und Glück den Menſchen beſchieden ſei. — Um dieſen alten Lügenvater auslachen zu können, verſicherte ich ihm einſtmals auf geheimnißvolle Art: ſolche Tribunale, mein lieber Herr Kriegsrath, exiſtiren allerdings, ich gehöre ſelbſt einem ſolchen an. Es fehlen demſelben, beſonders in jetziger Zeit, nur die nöthigen Fonds. Ja, wenn ich das wüßte, entgegnete T., gern würde ich bedeutende Geldſummen zum Beſten einer ſolchen Vehme cediren. Seine Phantaſie entzündete ſich ſtets mehr für dieſe Idee, und eines Abends trat er in mein Zimmer und brachte mir 1500 Thlr. Schuldverſchreibungen der Frau v. Kiebowska, auf meinen Namen geſtellt, jedoch für obigen Zweck.

Obſchon darüber etwas in Verlegenheit, nahm ich die Papiere an und verſicherte nochmals: der Betrag, ſobald er eingegangen, ſollte beſtimmt zum Beſten dieſes Tribunals verwendet werden, welches über Tod und Leben der Fürſten entſcheide. — Als ich ihm nach gehöriger Prüfung ſeiner, dem Könige gemachten Anerbietungen das Nichtige derſelben ſpäter darthat und abreiſen wollte, tobte er und übergab mich den unter- und oberirdiſchen Gerichten. Auf meiner Reiſe ins Hauptquartier, ich glaube, aus Konin ſchrieb ich ihm nun jenen Brief in meinem jugendlichen Uebermuthe." —

Grane: „Ja, das klingt ſehr hübſch, doch wo blieben die Dokumente, und wie würde dies ſchöne Geſchichtchen zu beweiſen ſein?"

D.: „Ohne Hohn, Herr Geheimerath; dieſer wird bald auf meiner Seite ſein. — Das Tribunal, welches zu Gericht ſitzt und über Leben und Tod der Kaiſer, Könige und Miniſter entſcheidet, exiſtirt noch und iſt kein anderes als das — collegium medicum."

Grane: „Herr Hofrath, ich verbitte jeden Spott, wir ſind bei einer ernſthaften Sache, woran das Glück und das Wohl der Fürſten hängt."

D.: „Es iſt ernſteſter Ernſt bei mir. Hören Sie das Ende. In Breslau angekommen, trug ich die Dokumente zum Staatsrath Hufeland — als Vorſitzender und Hauptmitſprecher des entſetzlichen Tribunals, welches über Leben und Tod der Fürſten ſpricht — und endoſſirte ſie an denſelben zur beſten Verwendung für die Verwundeten als Geſchenk des Kriegsrath v. T. Was weiter damit geſchehen, weiß ich nicht. Sie können bei Herrn Hufeland ſelbſt darnach fragen. Doch werden Sie ſich aus dieſem Beiſpiel überzeugen, daß man dummen und leichtfertigen

Anklagen berüchtigter Männer, wie v. T., Vorbſtedt und Konſorten, nicht Beachtung ſchenken ſollte.“

Grano (einen wüthenden Blick machend und mit wahrhaft verbiſſenem Grimm): „Nun, wir wollen das Protokoll ſchließen; haben Sie noch etwas zuzufügen, ſo bitte ich darum. Uebrigens hoffe ich, Sie werden mit mir nicht unzufrieden geweſen ſein, und dieſes dem Herrn Staatskanzler auch wohl bemerken.“

Dieſen letzten Wunſch verſprach D. zu erfüllen und hat es auch gethan; doch bemerkte er, daß Herr Grano wegen des collegium medicum ſtets noch Mißtrauen zu haben ſchien; auch war dieſer mit dem, was D. als Schlußwort noch zu Protokoll gab, nicht zufrieden. Später erfuhr D., daß ſofort an Dr. Hufeland geſchrieben worden ſei, um Beſtätigung dieſer halsbrechenden Geſchichte zu erlangen; auch D. fand ſpäter Hufeland's Quittung über die T.'ſchen Dokumente und ſendete ſie ein. —

Dieſe ganze Vernehmung hatte D.'s Gemüth doch ſehr fatal berührt, zumal da ſo gar nichts — als Lächerliches — daraus reſultirte — und etwas gereizt mag die zu dem Protokoll gegebene Schlußerklärung geweſen ſein, welche mit den Worten ſchloß: „Unbedacht und hart iſt oft das Wort in Privatbriefen, in der Rede — doch bedacht und treu ſind die Handlungen.“ Auch an den Staatskanzler wurde unter d. 6. März 1820 die Beendigung dieſer Grano's-Inquiſition angezeigt, und in der Hoffnung: auf das Böſe, das Aufregende ſolcher Verfahrungsart aufmerkſam zu machen, mit folgender Stelle der Brief geſchloſſen: „Die mir vorgelegten Briefe von Vorbſtedt und Konſorten ſprechen nicht allein eine höchſt gemeine Geſinnung aus, ſondern mit empörendem Leichtſinn ſind Anklagen und Lügen aufgehäuft,

die ſich am Ende in ſelbſteigener Eitelkeit und Intereſſe auflöſen. Nicht dem Himmel zu Liebe, möchte ich in meines Nächſten Geheimniſſe in der Abſicht eindringen, um dieſelben nachher zu verrathen. Fürſten, Throne ſtürzen, wie mir nachgeſagt werden, iſt nicht in Fieberhitze von mir geträumt worden! Von mir wiſſen dieſes wohl Ew. Durchlaucht, und ich darf darüber ſchweigen; — wohl aber wage ich die flehende Bitte, legen Sie, gnädigſter Fürſt! auf Vorbſtedts und dergleichen Herren unſinnige, eitle Anklagen gegen Andere keinen Werth, ſie löſen ſich, gleich der Anklage gegen mich, in Nebel und Dunſt, Wichtigthun und perſönliches Intereſſe auf — ich ſelbſt würde das damals Geſprochene nach dem Maßſtabe von 1820 und in meinem jetzigen Alter nicht verantworten können; daß ich aber damals ſo dachte, ſchrieb und ſprach, macht mich nicht unzufrieden mit mir. Die Jugend will ihr Recht, zumal in einer Zeit, wie die erwähnte! Und dann erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß das Wort: Verbindung, und der Ausdruck: Verbindungen haben, gegenwärtig durch die Zeitumſtände einen durchaus andern Sinn erhalten hat, als ich und mit mir tauſend Andere dieſen Ausdrücken bis zum jetzigen Augenblick unterlegten!“ —

Uebrigens gab dieſe Unterſuchung die Lehre: wie vorſichtig man mit Schreiben u. dgl. ſein muß. D. machte alle ſeine Mittheilungen an den wohlwollendſten, menſchenfreundlichſten Mann, den Fürſten v. Hardenberg, und von da aus wäre nie etwas Gefahrbringendes gekommen. Doch das geſchriebene Blatt wird aufgehoben, kommt zu den Akten und erſcheint nach Jahren als ein unheilbringendes Geſpenſt. So ward dem T. von Grano auch noch ein Blatt vorgehalten, welches im Jahre 1814 dem Fürſten Staatskanzler nach Wien ge-

ſendet wurde. Der Kurioſität und des intereſſanten Urhebers wegen, mag es in Anlage K. mitgetheilt werden. Es war nämlich eine Idee, welche General v. Gneiſenau während des Waffenſtillſtandes 1813 in Peilau ausſprach, und ſie nach einem Mittage gegen D. ſo ausführlich entwickelte, wie hier mitgetheilt wird; der ausgezeichnete Mann ſchien für dieſe Pflanzſchule mit großer Liebe erfüllt zu ſein. Als D. in ſpäteren Jahren gegen Gneiſenau einſtens davon Erwähnung machte, war ein wegwerfendes: „Pah! wir taugen auch dazu nicht!“ das Einzige, was erwidert wurde. —

Wodurch D. in dieſer Zeit ſehr aufgemuntert und erheitert wurde, waren die huldvollen Zuſicherungen Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen und der Ausdruck von Höchſtdeſſen Zufriedenheit mit den Ausgrabungen und über die öffentlich bekanntgemachten Reſultate derſelben. Ueberhaupt hatten D.'s antiquariſche Forſchungen in Deutſchland viel Intereſſe und Theilnahme gefunden, beſonders ſein oft und feſt ausgeſprochener Grundſatz: „daß ſolche ausgegrabene vaterländiſche Alterthümer allein durch die Lokalität Werth und Bedeutung erhalten; entfernt von ihren Fundorten, aber in die Klaſſe der Curioſa zu werfen ſeien, und daher die Art, die Lage und, was Alles zuſammengefunden, gehörig beſchrieben werden müßte.“ — Ja ſelbſt vom Herzog von Naſſau, — aus deſſen Lande eine ſo koſtbare Lokalſammlung, als wie die von D. ausgegrabene, entführt wurde, freilich nur bis Bonn, — erhielt der glückliche Entdecker ein werthvolles Andenken, als Anerkennung ſeines Fundes! Jedoch das theuerſte Zeichen der Zufriedenheit war für D.'s Gemüth ein Brief ſeines Jugend- und Religionslehrers, des ehrwürdigen evangeliſchen Biſchofs Bo-

rowski*) in Königsberg, welchen derselbe an D.'s Vater E. G. Beck schrieb, als dieser ihm seine in Wiesbaden zum Druck beförderte Uebersetzung der Georgika und D.'s antiquarische Werke mittheilte; dieses herzliche Blatt ward dem D. sogleich gesendet, und es mag bei der Liebe und Verehrung, welche Borowski fortwährend in Preußen genießt, besonders als mächtiger Bekämpfer der daselbst wuchernden Muckerei hier folgen; der Brief ist vom 21. Mai 1820 und lautet: „Da kommt nun, mein sehr verehrter Herr und geliebtester Freund! mein zwar später, aber gewiß der innigste und warmste Dank für das herrliche Geschenk, das Sie mir vor geraumer Zeit durch Ihren Virgil und was Sie ihm von Ihren Gedichten beifügten, zu meiner wahren und großen Erfreuung zukommen ließen. Ich habe Alles dreimal schon und mehrere Stellen öfter als dreimal gelesen. Wer dieser Ihrer herrlichen Arbeit Ihre dabei bewiesene Unermüdlichkeit; — wer dem Ganzen nicht die vollendetste Vollendung ansieht, der ist durchaus verblendet. Unter freben und dankvollen Empfindungen werde ich Alles oft noch lesen. Es hat etwas unaussprechlich Be-

*) Die treffendste und trefflichste Charakterschilderung dieses frommen, aber klaren, verständigen Religionslehrers, Erzbischof Borowski, hat der unvergeßliche König Friedrich Wilhelm III., der ihn Freund nannte, selbst gemacht; man findet sie in Bischof Eylert's Denkwürdigkeiten aus Friedrich Wilhelm III. Leben. Welch ein Buch würde das sein, wenn jede fremde Persönlichkeit, auch die des Herrn Herausgebers, dem Inhalte fern geblieben wäre, und wir allein nur unseres theuern Königs Persönlichkeit, seine Aussprüche, seine Urtheile vor uns hätten! — Das Facsimile von Borowski's Handschrift befindet sich in: „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen, herausgegeben von Dorow. 4 Bände. 4. Berlin 1836."

haftliches und zugleich Erhebendes, in dem Verfaſſer eines gelungenen Werks ſeinen Freund zu wiſſen."

„Auch die Schrift Ihres — laſſen Sie mich hinzufügen, auch meines Dorow hat mir mehre angenehme Stunden gemacht. Auch für dieſe gütige Mittheilung bringe ich Ihnen meinen wärmſten Dank dar. Jetzt ſteht unſer Dorow — in Bonn, ganz an ſeiner rechten Stelle. Er hat gewirkt — und wird herrlich fortwirken, wenn Sie, edler Mann! — und ich nicht mehr hier unten ſein werden — und dort oben wollen wir uns noch deſſen erfreuen, daß Er durch ſich allein — freilich unter Gottes Beiſtande, das ward, was er geworden iſt und weiter ſein wird!"

„Sagen Sie, Theuerſter! ihm — ſagen Sie es auch Ihrem würdigen Troſchel gelegentlich, daß das wärmſte Andenken an ſie und der Wunſch für ihr ferneres Beglücktſein meinem Herzen heilige Pflicht, aber auch hohe Freude iſt! Ihnen, ſehr verehrter Mann! thue die Feier des Feſtes, an welchem ich dieſe Zeilen ſchreibe, recht wohl. Segen Gottes über Sie und über Alle, die Ihrem Herzen nahe ſind! Mache Gott doch jeden Tag Ihres übrigen Lebens zu einem frohen Feſttage! Ganz der Ihrige

Borowski."

Waren dieſe Nachrichten aus dem Vaterlande Oſtpreußen auch erfreuend, ſo betrübte Alles, was man von der immer mehr und mehr um ſich greifenden Muckerei — ein Wort, welches der berühmte Konſiſtorialrath Wald dieſer Geiſteskrankheit beilegte — hörte, welche in dieſem Jahre in ihrer vollen Blüthe ſtand, und die, durch Fremdlinge auf Oſtpreußens Boden verpflanzt, leider daſelbſt traurig fortwucherte. Schmerzlich wurde D. dadurch berührt, weil liebe, befreundete Weſen in dieſe Netze fielen und taumelnd

dem ſchrecklichſten Abgrunde entgegengingen! Nächſt Borowski und dem Präſidenten v. Schön kämpfte ganz vorzüglich gegen dieſe Peſt der in Schlobitten zurückgezogen lebende Staatsminiſter, Alexander Graf zu Dohna, der durch ſeinen biedern, frommen und milden Sinn zwar einen großen Einfluß hatte, doch aber nicht im Stande war, dieſer verderblichen Richtung Einhalt zu thun. Junges, blühendes Leben ſieg, durch dieſen Gifthauch angeweht, ins Grab, und ſehr wahr ſchrieb der Miniſter Graf Dohna an T.'s älteſte Schweſter unter d. 28. März 1820 folgende beherzigungswerthe Worte: „Das Vertrauen edler, frommer, theurer Menſchen iſt etwas ſo Beruhigendes und Erhebendes. Es gibt göttliche unerforſchliche Geheimniſſe auch im äußern Leben eines jeden Menſchen, welche wir nichts deſto weniger glaubend, liebend, hoffend aufnehmen müſſen. Es gibt der Dämpfer ſo gar mancherlei für die feinſte, ſchönſte Bewegung und Ausbildung des innern Lebens, ach wie oft legen ſich Menſchen, deren äußere Lage ſonſt wohl erträglicher wäre, durch eigene Verſchuldung ſolche Dämpfer an! Sie haben gewiß ſehr recht, wenn Sie der Meinung ſind, daß es die chriſtliche Liebe erfordert, daß wir anerkennen das viele wahrhaft Fromme und Vortreffliche, welches den Beſtrebungen unſerer verirrten Freunde*) zum Grunde liegt, dagegen aber bin ich nicht Ihrer Meinung, wenn Sie dafür halten, daß der Verſtand jenen guten Menſchen wuchſe, und daß ſie Grunde für Alles hätten — mir ſcheint es, als ob inſonderheit in dem Treiben von J.**)

*) Die durch Prediger Ebel und Gräfin v. d. Gröben gebildete und geleitete Verbindung.

**) Ida, Gräfin v. d. Groben.

aller und jeder wahre Verstand fehlt, daß die Behauptungen von J. durchaus jeder Tiefe und Gediegenheit ermangelten, und nur auf hohlen, spitzen, gleißenden Sophismen und auf Klopffechterstückchen und auf den allerwillkührlichsten, grassesten und unhaltbarsten Voraussetzungen beruhen — allerdings aber besitzt J. viel Sektengeist und polemische Gewandtheit. Auch den Götterfunken Phantasie mache ich J. ganz streitig, dagegen besitzt dieselbe eine durch Eitelkeit und bittere, scharfe Heftigkeit entsetzlich angeschürte kalte Gluth, womit sie mit dämonischer Wuth, aber ohne Phantasie und Begeisterung ihr entsetzliches Wesen gewaltsam treibt —; natürlich arbeitet sie sich immer tiefer hinein, und eben deshalb muß sich die Sache in furchtbarer Progression steigern, und Gott weiß, wie dieselbe enden wird! Doch oft läßt die Versehung auf unbegreifliche Weise den Menschen und die Begebenheiten eine höchst unerwartete Inkonsequenz annehmen, wodurch Alles einen mildern Ausgang gewinnt. Von der wahren Natur des Menschen und von der Buße scheinen unsere Freunde sehr mangelhafte und verkehrte Vorstellungen zu haben — die Grenzen, innerhalb welcher wir armen Menschen nur etwas wissen können, und wie wir wissen können — wenn und wo wir demuthsvoll glauben und anbeten müssen göttliche Geheimnisse, zu welchen nie ein Sterblicher Zugang haben wird — diese ewigen Grenzen verkennen sie sehr; — überdies hat auch nicht Einer in dem ganzen Kreise irgend eine Wissenschaft als Meister erfaßt, und doch wollen sie alle Wissenschaften beugen zur Unterstützung ihrer Phantasmen und Spitzfindigkeiten. Mit den herzlichsten und besten Gesinnungen stets Ihr treu ergebener Freund Dohna."

Tief betrübend mußte die Mittheilung solcher Briefe für

D. ſein; denn „die verirrten Freunde" waren ſämmtlich die Jugendgeſpielen von ihm geweſen, und namentlich die Gräfin v. d. Gröben, in deren elterlichem Hauſe D. ſeine Jugendjahre glücklich verlebt hat; damals war ſie ein heiteres, geiſtreiches, harmlos die Freuden des Lebens genießendes Weſen, fern von aller Heuchelei und pietiſtiſchem Unweſen. —

Nachdem nun endlich die fatale Unterſuchungsgeſchichte beendet und mit Herrn Grano nichts mehr zu verhandeln war, rüſtete ſich D. zu der Abreiſe nach Bonn. Liebe, ſehr liebe Menſchen wurden in Wiesbaden, in dem herrlichen Rheingau zurückgelaſſen, unter denen noch ganz vorzüglich D.'s trefflicher Arzt, Geheimerath Lehr, zu nennen iſt; nächſt der heilbringenden Quelle iſt dieſem ausgezeichneten Mann vorzüglich die wiedererlangte Geſundheit zu verdanken. Von dem geſchickten Baumeiſter und tüchtigen Zeichner Bernhard Hundeshagen, der für D. die ausgegrabenen Alterthümer zeichnete, wird ſpäter Näheres mitzutheilen ſein. Weitzel war mit der Familie nach ſeiner Beſitzung auf dem Johannisberg geeilt, wohin denn auch D., nachdem nun Alles in Wiesbaden geordnet war, reiſte, um von da aus nochmals und dringend Weitzel's Angelegenheit beim Staatskanzler zur Sprache und endlichen Abmachung zu bringen. Auf Weitzel's reizendem Landſitze erholte ſich D. von all den verſchiedenartigſten Eindrücken, welche in letzter Zeit auf ihn eingeſtürmt hatten.

Unter dem 11. März 1820 ſchrieb nun D. vom Johannisberg dem Fürſten v. Hardenberg, daß Weitzel nun Willens ſei, nach Bonn abzugehen, bat um die nöthigen Papiere für ihn und bemerkte: daß die erſte Arbeit, welche Weitzel in ſeinen neuen Verhältniſſen vernehmen würde,

eine Beleuchtung von Hormayr's ſchmaligem Angriff auf Preußen ſein ſollte, den dieſer, im Jahre 1815 für Preußen ſchwärmende Hiſtoriograph*), in dem, hohe Mißſtimmung erregenden, Werke: „Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit vom Tode Friedrichs II. bis zum erſten Pariſer Frieden. Wien 1819," wahrhaft pamphletähnlich gemacht hatte, — ein Werk, welches dem Fürſten Metternich „als dem größten Mann der Zeit" zugeeignet iſt, „weil er Privilegien aufrecht erhalten, Korporationen nicht hat untergehen laſſen u. ſ. w.;" Preußens Monarchen werden darin aufs unwürdigſte beleidigt, und Fürſt Hardenberg „Zerſpalter Deutſchlands" genannt. Eine Schrift hatte Weitzel bereits beendet; dem Staatskanzler wurde darüber Folgendes gemeldet: „Zugleich theilte mir Weitzel eine Schrift mit, welche er beinahe vollendet. „Anſichten über die jüngſt vergangene Zeit," welche eine gleiche Tendenz und Geſinnung mit der frühern: „hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten?" ausſpricht. Der Verfaſſer bemüht ſich, mit noch mehr Kürze und Klarheit das unſinnige Treiben der Journaliſten in Deutſchland, Frankreich und England — beſonders des Morning chronicle — darzuſtellen und bekämpft die Ultra beider ſich feindlich gegenüber ſtehender Partheien, und indem er in dieſer Schrift ſelbſt die goldene Mittelſtraße nicht verläßt, zeigt er, wie nur allein auf dieſer, Verſöhnung und Beruhigung zu finden ſei. Die Abhandlung will Weitzel jedoch nicht drucken laſſen, indem die Cenſur in keinem Lande ſchwieriger ſein kann als gerade jetzt in Naſſau, und ſie wird es noch mehr werden, da ein

*) Damals ſtand Hormayr mit O. in Briefwechſel, wegen der Leitung des Werks über den Krieg in Vorarlberg.

freisinniger, die Zeit und ihre Anforderungen kennender Mann von der Regierung des Landes entfernt worden iſt — der Präſident Ibell.“ —

Mit ſchwerem Herzen verließ D. dieſen Kreis biederer, trefflicher Menſchen, wohl fühlend, daß die Zeitumſtände ſich bedeutend geändert, und Weißel's Umzug nach Bonn, unter den früher bewilligten Bedingungen, ſehr ſchwer werden dürfte!

In Koblenz fand D. bei dem Staatsminiſter und Oberpräſidenten v. Ingersleben nicht allein die wohlwollendſte Aufnahme, ſondern auch die Zuſicherung, daß zur Erreichung des Zwecks von D.'s Anſtellung alles nur Mögliche geſchehen ſollte. Die Humanität und Freundlichkeit dieſes Staatsmannes hatte ihm die Liebe der Rheinländer erworben; Sektenweſen und Religionsuneinigkeiten waren in ſeinem Hauſe fremd, und ſowohl bei Herrn v. Ingersleben als bei deſſen Gemahlin herrſchten Toleranz und gleiche Humanität für alle Glaubensgenoſſen, wodurch Einigkeit in die geſelligen Verhältniſſe gebracht wurde; mit Milde glichen ſich Mißverſtändniſſe aus, welche von anderer Seite herbeigeführt waren.

In Neuwied ward D. im Hauſe des Fürſten von Wied-Neuwied, beſonders von des Fürſten Mutter, einer geborenen Prinzeſſin von Wittgenſtein-Berleburg, freudig empfangen, und gern und willig erklärte man ſich bereit zu unterſtützen und beizutragen, wo es um Förderung der Alterthumswiſſenſchaft ſich handeln ſollte. Dieſes edle Fürſtenhaus, in dem neben Intelligenz, die ſchönſte Eintracht wohnte, hatte für Wiſſenſchaft und Kunſt viel gewirkt, und die umfaſſenden Ausgrabungen, hauptſächlich von der feingebildeten, auch als Dichterin hochgeachteten Fürſtin Mutter

geleitet, gaben die reichhaltigſten Reſultate und ließen das römiſche Caſtrum Victoria der Erde von Neuem entſteigen! —

So langte D. im Anfange des Jahres 1820 unter glücklichen und frohen Ausſichten in Bonn an, um ſeinen neuen Wirkungskreis als Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den rheiniſch-weſtphäliſchen Provinzen mit freudigem Muthe anzutreten.

Von

Von Dr. Dorow ſind bis jetzt folgende Werke im Buchhandel erſchienen.

Juli 1843.

Briefe über Zellers Erziehungs-Anſtalt in Königsberg in Preuſſen. 1809. 1810. Abgedruckt in Reichardts Briefen über Wien. Leipzig 1810. 2 Bände. 8.

Ueber das Teufelsvölkchen. Frankfurt a. M. 1814. 8.

Der allgemeine Central-Hospital-Verband in Deutſchland. Frankfurt a. M. 1815. 8. In Gemeinſchaft mit Ludwig v. Veſt.

Abentheuer der edlen Gourmands und Magnetiſeurs in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1815. 8. In Gemeinſchaft mit Ludwig v. Veſt.

Opferſtätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein. Wiesbaden 1819 u. 1821. 4. 2 Bände mit 41 Steindrucktafeln und 1 Karte der Gegend.

Morgenländiſche Alterthümer. Wiesbaden 1819 u. 1821. 4. 2 Bände mit 5 Steindrucktafeln.

Die Denkmale germaniſcher und römiſcher Zeit in den Rheiniſch-Weſtphäliſchen Provinzen.

1. Bd. a. Die römiſchen Bauwerke und Alterthümer bei Bonn.

b. Deutſche Alterthümer in Weſtphalen, die Externſteine. Stuttgart und Tübingen 1823. 4. mit 36 Kupfern und Steindrucktafeln in Fol.

2. Bd. Römiſche Alterthümer in und um Neuwied am Rhein, mit Grundriſſen, Aufriſſen und Durchſchnitten des daſelbſt ausgegrabenen Kaſtell's, und Darſtellung der darin gefundenen Gegenſtände. Berlin 1826. Mit 32 Steindrucktafeln in Folio.

Die Kunſt Alterthümer aufzugraben und das Gefundene zu reinigen. Ham 1823. 8.

Denkmäler alter Sprache und Kunſt, oder Muſeum für Geſchichte, Sprache, Kunſt und Geographie. Bonn und Berlin 1823 u. 1827. 2 Bände. 8. Mit 9 Steindrucktafeln in Fol.

Notizie intorno alcuni Vasi Etruschi. Pesaro 1828. 8. 5 tav. folio. estratto dal Volume IV. delle memorie Romane di antichità e di belle arti.

Voyage archéologique dans l'ancienne Étrurie. Paris 1829. 4. avec 16 planches.

Etrurien und der Orient nebſt Albert Thorwaldſen's Darſtellung der 1828 durch Dorow entdeckten etruriſchen Alterthümer. Heidelberg 1829. 8.

Einführung in eine Abtheilung der königlichen Vaſen-Sammlung. Berlin 1829. 8. Mit 4 Steindrucktafeln.

Collection d'Antiquités Egyptiennes, recueillies par M. le chevalier de Palin, publiée par M. M. Dorow et Klaproth. Paris 1829. Folio avec 36 planches.

Elogio di Federigo II. Ré di Prussia, da Monsignore Capece-Latro, arcivescovo di Taranto. Berlino 1831. 8.

Altes Grab eines Heerführers unter Attila, entdeckt am 18. April 1750 bei Merſeburg. Halle 1832. Folio, mit 2 Steindrucktafeln.

Zwei Sendſchreiben vom Ritter Palin in Rom und V. Quaranta in Neapel an Dorow über Ausgrabungen im alten Etrurien während der Jahre 1827 bis 1829. Berlin 1832. 8. Mit 1 Steindrucktafel.

B. Spinoza's Randgloſſen zu ſeinem tractatus theologico politicus, aus einer in Königsberg befindlichen noch ungedruckten Handſchrift bekannt gemacht. Berlin 1835. 8. Mit 1 Steindrucktafel.

Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen aus der Sammlung des Herausgebers. Mit hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet. Berlin 1836 bis 1838. 4. 4 Bde.

Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur. Berlin 1836 bis 1841. 8. 5 Bände.

Job von Witzleben, königl. preuß. Kriegsminiſter. Mittheilungen deſſelben und ſeiner Freunde zur Beurtheilung preußiſcher Zuſtände und wichtiger Zeitfragen. Leipzig 1842. 8. Mit Portrait.

Reminiszenzen. Goethe's Mutter; nebſt Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteriſtik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Leipzig 1842. 8. Mit Portrait und Faksimile von Goethe's Mutter.

Andeutungen zu einer Reorganiſation der preußiſchen Militair-Juſtiz. Aus den nachgelaſſenen Papieren eines alten Militairs. Leipzig 1843. 8.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erlebtes

aus

den Jahren 1813 — 1820,

von

Dr. Wilhelm Dorow,

Königlich Preußischem Hofrathe, vormal. Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie in Neapel, der archäologischen Akademie in Rom, der asiatischen Gesellschaft in Paris, der Königlich Deutschen Gesellschaft in Königsberg in Preußen, der Alterthumsgesellschaften in Trier, Minden, des Sächsisch-Thüringischen Vereins u. s. w.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1843.

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

Universitäts-
München
bliothek

Vorwort.

Wenn die in diesem Bande folgenden Dokumente auch keiner fernern Erläuterung bedürfen, da sie sich selbst hinlänglich klar über das, was sie sollen, was sie wollen, aussprechen, so mag hier doch noch angeführt werden, daß es merkwürdig erscheint, über den meuchelmörderischen Angriff auf das Lützow'sche Freikorps bei Kitzen in den von A. S. (Schlüsser), und Eiselen publizirten Geschichten dieser Schaar, gerade von dieser traurigen Episode, in ersterem Werke nicht so ausführlich, als man es wünschen möchte, in dem von Eiselen beinahe nichts darüber zu finden; dieses der Grund, weshalb hier (Anlage A.) diese jugendliche Arbeit erscheint, Die Verfasser verdanken die Details einer Mittheilung, die ihnen der General Prinz von Hohenzollern machte, der — so viel erinnerlich — Sr. Majestät dem

Könige damals die Kunde dieſes Attentats überbrachte, und gegen uns noch anführte: daß es ihm ſchmerzhaft geweſen ſei, zu bemerken, wie Se. Majeſtät die Ueberzeugung feſtgehalten habe, „daß das Lützow'ſche Korps durch Neckereien und Angriffe dieſes Unglück wohl ſelbſt herbeigeführt haben werde."

Während des Druckes dieſes Werkes ſcheinen neue düſtere Wolken den Lebenshorizont des Grafen von Reiſach (Anlage C.) zu trüben. Der unglückliche, jetzt 69jährige Greis, wird wohl das Schickſal mit vielen ausgezeichneten Männern theilen müſſen, daß ſeine Verdienſte, ſein rühmliches Wirken erſt nach ſeinem Tode volle Anerkennung finden. Möge ihm das Denkmal, welches ſeinem Leben in dieſem Buche geſetzt worden iſt, nicht allein freudige Momente bringen, ſondern ihm auch Troſt in ſeiner traurigen Lage gewähren. Die Geſchichte wird ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen; unſer noch lebender berühmter Geſchichtsſchreiber Hormayr, welcher namentlich über die Zeit der Kriege in Tyrol und Vorarlberg, als mithandelnde Perſon, das gewichtigſte, wahrſte Urtheil hat, ſchrieb über Reiſach noch im Jahr 1842 folgendes nieder: „In Südſchwaben war immer viele Theilnahme für Graf Reiſach. Er hat nie etwas verſchärft, nie verſchlimmert, oft gemildert, oft befrei-

tigt, mehrmals gerettet. Namentlich verſagt ihm das ganze Vorarlberg dieſes Zeugniß gewiß nicht, ja, hätte man ihn in ſeiner ſchönen Zeit geldbicht machen können, wie man Stiefel und Hüte waſſerdicht macht, ſo wäre er, bei ſeinen Talenten und Kenntniſſen, bei ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit, bei ſeiner concilianten und coulanten Geſchäftsführung $\frac{18}{18}$ gewißlich Staatsminiſter geworden. Auch lag in der Anklage gegen ihn unläugbar viel Geſuchtes und Gehäſſiges — und dann hat er keinen ungerechten Mammon geſammelt, ſondern gegeben, ſo lange er nur etwas zu geben hatte! Wie oft habe ich mit dem unvergeßlichen Biſchof Riegg darüber geſprochen!“ — So wie Hormayr wird auch eine ſpätere Zeit dieſen Mann beurtheilen, und die Verläumdungen des Ritters v. Lang werden dann längſt im Schlamme der Pasquille untergegangen ſein. Schon bei ſeinen Lebzeiten fürchtete Lang ſeine Memoiren bekannt werden zu laſſen, weil er ſich „das Ausſchwatzen und Verrathen nicht verwehrt habe,“ wohl auch beſorgend, daß ſeine Lüge und ſeinen Verrath eine gerechte Strafe treffen würde. Ein vorliegender Brief des v. Lang, aus: zum Heimweg bei Anſpach 18. Juni 1834 datirt, in der Sammlung des Dorow, ſagt darüber: „Meine Lebensbeſchreibung iſt wirklich

vollendet; ſie iſt nicht auf das Intereſſe berechnet, das mein Individuum erregen ſoll, ſondern meine Zeit, die ich ſo ziemlich in ihrem Negligee mit angeſehen habe, und mir darüber das Ausſchwatzen und Verrathen nicht habe verwehren laſſen. Das Kindlein darf wohl nicht bei meiner Lebzeit zur Kirche getragen werden, ſonſt kommt gewiß ein Herodes, der es aufſucht, oder gar mich auch, daß ich flüchten müßte nach Egypten. Darum iſt meine Meinung, daß ich es jetzt ſchon drucken laſſe, aber verſteckt halte und erſt am Tage meines Todes es ausſetze in das Schilf des deutſchen Bücher-Nils, wo dann eine Prinzeſſin oder ſonſt eine edle Frau es aufheben und in das ſchöne Sonnenlicht ſetzen laſſen könnte."

Die Briefe der Gräfin v. Lichtenau in Anlage H. ſind an den Baron v. Eben gerichtet, und es iſt vielleicht nicht unintereſſant, über dieſen Mann, der unſtreitig zu den merkwürdigen Charaktern unſerer Zeit gehört, etwas Näheres zu hören; ſehr ausführliche Nachrichten fehlen uns leider von ſeinem thatenreichen Leben. Portugals fanatiſche Prieſter, im Bunde mit der Tyrannei eines Lord Beresford, haben dafür geſorgt, daß Eben's reicher Schatz von Tagebüchern und Correſpondenzen ihm entwendet und ihnen überliefert worden iſt. Was davon gerettet, befindet ſich

zum Theil in Derow's Händen und soll der Oeffentlichkeit seiner Zeit übergeben werden. Zu dem wahrhaftigen Abriß seines Lebens in Brockhaus Conversationslexikon sei hier noch folgendes zugefügt. Eben, welcher in seinem 17. Jahre sich in der Rhein-Campagne bereits so ausgezeichnet, daß er den Orden pour le mérite erhielt, ward als englischer Offizier 1808 nach Portugal gesendet. Lord Beresford, der bald nach Eben in Portugal anlangte, war ihm gleich anfänglich feindlich gesinnt, und sein Haß kannte keine Gränzen mehr, als Eben zum Adjutanten des Prinz-Regenten ernannt wurde, und namentlich vom Herzog von Suffex die vertrauungsvollsten Auszeichnungen erhielt. Des Lords und Obergenerals Beresford Anmaaßung hatte in dieser Zeit den höchsten Grad erreicht; die Großen Portugals sollten — so verlangte er es — ihn, wenn er nach den schwelgerischen Gastmahlen mit Stiefel und Sporen auf dem Sopha lag, bedienen und seiner Geliebten, Maria da Luz, nachherigen Vicondessa de Berumenha, Ehrfurcht bezeugen. Eben tadelte dieses Verfahren laut, wies solche Zumuthungen zurück und machte auf die bösen Folgen aufmerksam, und wirklich war die Verschwörung des Gomez Freyre nicht gegen die Regierung, sondern gegen Beresford's Tyrannei gerichtet.

Je mehr die äußere Artigkeit des englischen Heerführers gegen Eben zunahm, desto größer wurden die Zurücksetzungen und heimlichen Verfolgungen, welche dieser erfuhr; jedes Urlaubsgesuch wurde abgeschlagen, denn Beresford scheute Ebens Zusammenkunft mit den englischen Prinzen, besonders mit dem Herzoge von Sussex, mit welchem Eben im vertrautesten Briefwechsel stand, der sich noch großentheils erhalten hat und sich zum Theil in D's. Händen befindet. Endlich im Jahre 1817 bewilligte Beresford den Urlaub und die Abreise nach England, — doch den Abend vor Eben's Abreise, es war den 25. Mai 1817, wurde der unglückliche Verfolgte um zwei Uhr Nachts aus dem Bette geholt und im Namen des Königs gefangen abgeführt. Eben war vom Volke so sehr geliebt, daß man große Vorsichtsmaaßregeln zu treffen für gut fand, sein Haus ward mit Kavallerie umstellt. Die Polizei begehrte Einlaß; Eben öffnete, er trug englische Uniform, wollte sich der Polizei nicht ergeben, und als diese erklärte: er sei im Namen des Königs arretirt, erwiederte derselbe: „nicht im Namen des Königs, wohl aber im Namen Beresford's.“ Eben wies die Polizei zurück und es mußte Militär kommen, dem er seinen Degen übergab; man führte ihn nach dem Castello de St.

George. Hundert und drei Tage blieb er in dieſem Gefängniß; man behandelte ihn wie den gemeinſten Verbrecher. Nach Verlauf dieſer Zeit wurde er abermals Nachts um zwei Uhr aus dem Bette geriſſen und nach dem Staatsgefängniſſe gebracht; drei Tage ſchwebte ſeine Familie in der ſchrecklichſten Ungewißheit über ſein Schickſal, den vierten Tag, als Gomez Freyre und dreizehn in dieſer ſogenannten, wohl nur erfundenen Conſpiration verwickelte Individuen, in Liſſabon verbrannt wurden, erhielt Eben's Familie von dem Schickſale des Unglücklichen Nachricht; Frau und Tochter, die zu ihm in's Gefängniß eilten, fanden ihn unter Verbrechern und Geſindel der ärgſten Art in einem und demſelben Saale eingeſperrt. Im Oktober 1817 wurde ein über Baron Eben gefälltes Urtheil publizirt, welches der, unter Lord Beresford's Einfluß ſtehenden, portugieſiſchen Juſtiz ein ſchmachvolles Andenken erhalten wird. Eben ward von allen Anſchuldigungen, an Gomez Freyre's Verſchwörung Theil genommen zu haben, freigeſprochen, und doch eben dieſer Verſchwörung wegen verurtheilt. Die Strafe lautete auf: „Verbannung aus dem Königreich Portugal, Braſilien und Algarvien; er ſolle aus dem Gefängniß unter Bedeckung an Bord des Schiffs gebracht werden, doch vorher die ſchrift-

liche Zuſicherung geben, niemals das Reich mehr betreten zu wollen, widrigenfalls er nach einer der afrikaniſchen Kolonien geführt werden würde.“ Zur eigenen Schmach des Gerichtshofes ließ derſelbe das Urtheil drucken, doch den öffentlichen Skandal über dieſes unerhörte Machwerk fürchtend, ward es ſehr bald wieder unterdrückt und dem öffentlichen Verkaufe durch ein Verbot entzogen. Noch im Oktober 1817 ſchiffte ſich Eben auf dem engliſchen Schiffe „Providencia“ nach Hamburg ein, nachdem er Tags zuvor aus den Zeitungen die Nachricht erfahren, daß er als Oberſt aus engliſchen Dienſten den Abſchied erhalten habe. Alle Reclamationen, Bitten um Unterſuchung ſeiner Angelegenheiten blieben in England ohne Erfolg: die Fremden-Bill wurde auf ihn angewendet. Der Unglückliche, der Verfolgte hatte keinen Freund mehr! Weder die königl. engliſchen Prinzen, noch die franzöſiſchen aus dem Hauſe Orleans gaben zu Gunſten ihres alten Gefährten ein Lebenszeichen von ſich — und daß Eben ein treuer und ſich aufopfernder Gefährte derſelben war, beweiſen die vertrauten Freundſchaftsbriefe, welche noch vorhanden ſind. Ja auch die engliſche Regierung wollte den Mann nicht mehr kennen, welcher ſo vielſeitig der engliſchen Armee nützlich geweſen, und deſſen Verdienſte ihm in den Ta-

gen des Glücks ſo vielfältig vorerzählt worden waren! Der einzige Herzog von Suſſex erwähnte des Baron v. Eben in ſeiner Rede, als er ſich im Parlamente, Juni 1818, der Alien-Akte widerſetzte. „Den ſtärkſten Einwurf gegen die Grundſätze jener Maaßregeln," ſagte der Herzog, „würde man ſchon in denjenigen Vorfällen finden, welche im Laufe des vorigen Jahres ſtattgefunden, und welche beweiſen, wie unſchicklich die Verfahrungsweiſe iſt, mit welcher die Miniſter die ihnen ertheilte Macht in Ausübung bringen. Man hat bei dem Verfall einer Perſon, gegen welche die Alien-Akte durchgeſetzt worden, meinen Namen in Beziehung gebracht; ich will die Thatſache jetzt Ihro Herrlichkeiten vorlegen. Ein Offizier*), der in Brittiſchen Dienſten ſtand, ward in Portugal einer vorgeblichen Verſchwörung wegen gerichtlich vernommen. Dieſer Anklage zufolge ward deſſen Name von dem Gouvernement Sr. Majeſtät aus der Armee-Liſte ausgeſtrichen. Indeſſen war dies noch nicht Alles. Der Gefahr entronnen, landete er, von Liſſabon kom-

*) Baron von Eben, Ritter des Ordens pour le mérite und des Maltheſer-Ordens, Oberſter und Aide de Camp des Prinz-Regenten von England, Brigade-General in portugieſiſchen Dienſten, Gouverneur der Provinz Traz os Montes u. ſ. w.

mend, in einem der Häfen Englands. Hierauf ließ das Gouvernement demſelben ſogleich die Reiſekoſten bezahlen, und ſandte ihn nach einem andern Schiffe, um nach dem Auslande gebracht zu werden. Was nun jene Anklage betrifft, ſo glaube ich feſt, daß jener Herr völlig unſchuldig an dem ſei, was demſelben zur Laſt gelegt worden. An und für ſich ſelbſt habe ich, weder zur Zeit jenes Prozeſſes, noch in den fünf oder ſechs vorhergehenden Jahren, wo ich ihn in der Familie eines erlauchten Freundes kennen gelernt, eine Communication mit demſelben gehabt. Und was meine eigene Perſon betrifft, ſo bin ich gewiß, daß ihm durchaus nichts angerechnet werden könne. Würden Ihro Herrlichkeiten aber die Art und Weiſe der Staats-Prozeſſe in Portugal kennen, ſo würden Ihro Herrlichkeiten kein beſonderes Gewicht auf den Umſtand legen, daß dieſer Offizier verurtheilt worden. Denn das Verfahren in Portugal war, daß, wenn ein Richter zu Gunſten der Krone Jemanden verurtheilte, er (der Richter) im Range ſogleich erhöht wurde. Was die Schuld oder Unſchuld jener Perſon ſein mag, darüber hatten Ihro Herrlichkeiten nicht zu entſcheiden; dagegen aber war kein Grund vorhanden, daß derſelbe des Schutzes der Geſetze dieſes Landes beraubt werden ſollte." Auf dieſe Thatſache beruft ſich auch Lord Hol-

land in ſeiner gleichzeitigen Rede, wenn er ſpricht: „Die erlauchte Perſon, die ſo eben geſprochen, hat auf einen Fall hingewieſen, welcher zeigt, wie trüglich es ſei, wenn man den Charakter einer Perſon darnach beurtheilen will, daß ſie von einer fremden Regierung erilirt werden.“

Alles umſonſt, für Eben war keine Hülfe zu finden!

Im Jahre 1821 wurde Eben als General nach Columbia berufen, wohin er auch abging. Von Bolivar freundlich und ehrenvoll empfangen, ſogleich angeſtellt, ſein täglicher Tiſchgenoſſe, — erhielt er von dem Befreier zwar ein Pferd geſchenkt, doch keinen Heller Gehalt; er ſtarb in größter Armuth! —

Bei der Mittheilung des Prozeſſes des Dr. Jahn, Anlage I., ſei hier noch der Wunſch ausgeſprochen, daß durch Publizirung dieſes Aktenſtücks, zu ähnlichen Arbeiten Aufmunterung gegeben ſein möchte; die hohen Behörden müßten es aber auch geſtatten, dienſtliche Arbeiten, Gutachten u. ſ. w. ausgezeichneter Staatsbeamter, mit Diskretion aus den Akten gezogen, der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. In ſolchen Dokumenten, ſolchen Deduktionen ſpricht ſich der Geiſt, der Charakter oft würdiger und klarer aus, als in

großen Werken. Welch ein Schatz herrlicher Ideen, großartiger Ansichten eines Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt, Stägemann liegen nicht in solchen Papieren vergraben und werden eine Beute der Würmer und der Papiermühlen! —

Geschrieben im Juli 1843.

Inhalt.

II. Theil.

		Seite
Vorwort mit historischen Ergänzungen.		III
Anlage A	Bericht über die am 17. Juni 1813 begangene Frevelthat gegen das Korps des Majors v. Lützow. Entworfen von Theodor Körner und Wilhelm Dorow.	1
B.	Polen unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. vom Kriegsrath v. T.	11
C.	Graf Karl August von Reisach.	25
D.	Die beabsichtigte Ermordung des Königs Friedrich Wilhelm III. durch den Calatrava-Ritter v. Sabla, in Wien 1814.	57
E.	Die Central-Hospital-Verwaltung unter dem Minister vom Stein.	75
F.	Napoleon zu Erfurt und zu Mainz, sein Benehmen daselbst zur Bestimmung des endlichen Schicksals der Provinz Erfurt, während des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bei Leipzig.	91

		Seite
Anlage G.	Johannes Weitzel.	105
	a. Briefe.	109
	b. Rhein-Preußen im December 1818. Denkſchrift.	151
„ H.	1. Gräfin von Lichtenau; Briefe an Baron v. Eben (ſ. Vorwort).	167
	2. Juſtus v. Gruner; Briefe an Geh. Juſtizr. Dr. Reigebaur und an Varnhagen von Enſe.	172
„ I.	Der Prozeß des Dr. Jahn wider den Geheimen Rath v. Kamptz.	179
„ K.	Ideen des Generals v. Gneiſenau über eine in England anzulegende Pflanzſchule junger Männer, zur Ausbildung des Charakters. .	201

Namen-Verzeichniß derjenigen Perſonen, deren in dieſem Werke Erwähnung geſchieht. 209

Anlagen.

A.

Bericht

über die

am 17. Juni 1813 begangene Frevelthat gegen das Korps

des

Majors von Lützow,

entworfen

von

Theodor Körner und Wilhelm Petersen.

Siehe 1r Theil Seite 7.

„Die Künstler bauen sich neben ihren Fürsten Thronen durch ihre Gräber."

Bericht

der

am 17. Juni 1813 begangenen Frevelthat gegen das Korps des Majors von Lützow. Auszug aus den Rapports, Gerichtsverhören und andern Originalaufsätzen.

Der Major von Lützow hatte keine Nachricht von dem unter den kriegführenden Mächten geschlossenen Waffenstillstande; daher beorderte er am 8. dieses Monats den Lieutenant Kropff, nach der Stadt Hof zu marschiren, um daselbst gegen das darin liegende Detaschement Baiern einen coup de main zu unternehmen.

Dieser Offizier erfährt durch den Kommandanten von Hof, Major v. Vincenti, die Neuigkeit von dem Waffenstillstand, vermeidet deshalb jede Art von Feindseligkeit und vereinigt sich in Plauen mit seinem Kommandeur, Major v. Lützow.

Dieser beschließt sogleich die projektirten Unternehmungen zu unterlassen und in Plauen die Ankunft der offiziellen Neuigkeiten abzuwarten. Durch Herrn Monbé, Adjutant in sächsischen Diensten, kamen sie am 14. an, indem er einen Brief des Generallieutenants v. Gersdorff überbrachte, in welchem der General auf sein Ehrenwort die Abschließung des Waffenstillstandes versichert. Auf dem Felde haltend, entschied sogleich Major v. Lützow, seinen Weg auf Gera zu nehmen, um die Elbe zu gewinnen, und man gab ihm den Lieutenant v. Gößnitz als Kommissair bei, damit selbiger für die nöthigen Lebensmittel sorgen möchte.

Mit dieſer Reſolution nicht zufrieden, glaubte er dem General v. Gersdorff die Anzeige davon ſchuldig zu ſein, und dieſer letzte beſtrebte ſich, den Brief über dieſen Gegenſtand vor die Augen des Kaiſers und des Prinzen von Neuchatel zu bringen.

Dieſes hat ſich als wahr erwieſen. Der Major v. Schütz wurde durch General v. Gersdorff bevollmächtigt, ſolches zu thun, weil dieſer Vorfall eine offizielle Meldung verlangte.

Dieſes beweiſt, daß der Kaiſer und der Major General vor dem 17. es wußten, wo Major Lützow mit ſeinen Truppen ſich befand, und daß dieſer erklärt hatte, ſich laut des Waffenſtillſtandes zum Korps des Generals v. Bülow zurückziehen zu wollen. Nahe bei Gera angekommen, erfährt der Major, daß die Stadt von einem Detaſchement Franzoſen beſetzt iſt, und daß man den Volontair Schmidt als Gefangenen zurückhält, der am 13. an den Kommandanten geſandt wurde, um drei Gendarmen auszuliefern, welche vor der Nachricht des Waffenſtillſtandes gefangen worden waren. Nach vielen Weitläuftigkeiten wurde Schmidt freigelaſſen, und man kam überein, das Lützowſche Korps ſolle auf der Straße nach Zeitz vorrücken, ohne Gera zu paſſiren. Der Major v. Lützow verlangte einen Offizier, um den Marſch bis zur Elbe zu leiten; man wich jedoch dieſem Vorſchlage aus und ließ ihm nur den ſächſiſchen Kommiſſair v. Göſnitz.

Den 17. langte das Korps bei Zeitz an. Dieſe Stadt war ebenfalls beſetzt, der Major zog vor, einen Umweg zu machen, um jede Art von Kolliſion zu vermeiden, und begnügte ſich, nur den Herrn v. Göſnitz mit dem Auftrage in die Stadt zu ſenden, den würtembergiſchen Kommandanten, Major v. Becker, von ſeinem Marſche zu benachrichtigen.

Das Korps v. Lützow machte gegen Abend deſſelben Tages in Kitzen Halt, einem zwei Meilen von Leipzig gelegenen Dorfe. Kaum hatte man Zeit gehabt, die Pferde abzuzäumen, als der Major die Nachricht erhielt, eine ſtarke Kolonne Kavallerie ſei im Anmarſch. Der Lieutenant v. Kropff wurde als Parlementair geſchickt, welcher auch wirklich den Major v. Becker an der Spitze ſeines Detaſchements in Schlachtordnung marſchirend fand und den Major benachrichtigte, daß der Herzog von Padua das weitere Vorrücken nicht wünſche, indem er Offiziere ſenden wolle, um den fernern Marſch zu leiten. Der Major verſprach zu warten, und die beiden Kommandeurs kamen auf Ehrenwort überein, ihren Truppen keine Art von Feindſeligkeiten zu erlauben.

Dieſer Eingang und die Nachricht von der Zurückbehaltung mehrerer Soldaten ſeines Korps veranlaßten den Major, den Lieutenant v. Kropff nach Leipzig zu expediren, um vom Herzog von Padua nähere Erklärungen zu fordern und das Senden der angekündigten Offiziers zu beſchleunigen.

v. Kropff geht mit dem Kommiſſair v. Gößnitz ab. Am Thore von Leipzig wird er von der Garde arretirt, eskortirt und in ſeiner Stube durch ſechs Soldaten bewacht. Der Herzog von Padua erklärt auf die Vorſtellungen des Lieutenants v. Kropff, daß er ihn nicht als Parlementair erkennen könne, weil ſein Korps aus Räubern zuſammengeſetzt ſei, befahl, ihm den Degen zu nehmen und ihn als Gefangenen zu behandeln.

Während der Lieutenant v. Kropff auf eine ſo nichtswürdige Art behandelt wurde, und der Major v. Lützow, auf den Glauben geſchloſſener Traktate geſtützt, den Ausgang der Begebenheiten erwartete, wird ihm angezeigt,

daß große Kavalleriedetaſchements ums Dorf Kitzen zögen. Der Major wirft ſich zu Pferde und ſieht wirklich zwei gerüſtete Truppenkorps mit Artillerie im vollen Marſch anrücken. An der Spitze des erſteren befindet ſich der würtembergiſche General Normann und beim Nachtrab der franzöſiſche General Journier.

Letzterer ſei es, ſagt in einem ironiſchen Tone der General v. Normann, dem das Kommando des Ganzen übertragen wäre; daher glaubt der Major, ſich an dieſen wenden zu müſſen, um zu erfahren, welches die Beweggründe dieſer feindlichen Zurüſtungen ſeien, und erklärte, daß ſein Plan wäre, die Elbe nach der Vorſchrift des Waffenſtillſtandes zu erreichen, indem er hinzufügte, daß er ſeinerſeits aufs heiligſte die Bedingungen beobachten wollte, und daß er hoffte, von ihrer Seite wurde ein Gleiches geſchehen.

Der General Journier antwortet auf ſein Ehrenwort: daß es durchaus nicht ſeine Abſicht wäre, den Major anzugreifen, daß der Marſch der Preußen auf der Straße nach Leipzig durch Nichts beunruhigt werden ſollte, und daß er ſich begnügen würde, ihn zu begleiten.

Während dieſes Wechſelgeſprächs rückten die feindlichen Kolonnen immer näher; endlich macht man die Maske, als wolle man den fernern Marſch ſo lange ausſetzen, bis die gegenſeitigen Erklärungen beendigt ſeien.

Der Major v. Lützow kommt nach dieſer Unterredung nach Kitzen zurück und giebt Ordre aufzubrechen, indem er den Befehl, jede Feindſeligkeit zu vermeiden, bei Strafe des Todes von Neuem einſchärft.

Nachdem dieſe Ordre dem Korps bekannt gemacht war, defilirte daſſelbe auf der Chauſſee nach Leipzig, die Koſaken

und ruſſiſchen Huſaren mit einer Eskadron preußiſcher Ulanen an der Spitze. Die drei andern Eskadrons folgten dieſem erſten Detaſchement. Die Bagage war dem Ganzen vorhergegangen. Kaum hatte man 500 Schritte gemacht, ſo wurde das Korps von allen Seiten durch die feindlichen Kolonnen überfallen, welche aus engen Päſſen auf mehreren Punkten unvermuthet anrückten und ſich mit verhängtem Zügel, den Säbel in der Hand, auf daſſelbe ſchreiend ſtürzten: „Bittet um Gnade, Hunde von Preußen!“ Der General v. Normann ſelbſt belebte der Soldaten Muth durch Vorbringung dieſer Schmähung.

Die Preußen und Ruſſen, voll Vertrauen auf der feindlichen Generale Betheurungen und gebunden durch das ernſte Verbot ihres Chefs, leiſteten in dem erſten Augenblick dieſer unverhergeſehen Attaque keinen Widerſtand; der, welchen man in der Folge machte, war von ſehr geringer Wirkung. Der kleinſte Theil des Korps entkam dieſem ſchändlichen Verhängniß durch die Flucht. Der ganze Reſt wurde niedergemetzelt oder verwundet, gefangen und nach Leipzig geführt. Die Offiziere und Soldaten mußten eine barbariſche Behandlung ertragen, man raubte ihnen Pferde, Waffen und Bagage, und nachdem man ſie völlig ausgeplündert hatte, wurden ſie gleich den Räubern und Miſſethätern, nicht aber wie Kriegsgefangene behandelt. Der Eskadronchef v. Aſchenbach, welcher beim Anfange der Metzelei Mittel gefunden hatte, ſich nach Leipzig zu retten, wollte ſich beim Herzog von Padua über dieſen Verrath gegen ſeine Kameraden beklagen; man nahm aber nicht die geringſte Rückſicht auf ſeine Vorſtellungen, und genöthigt, der Uebermacht zu weichen, wurde er gleichfalls entwaffnet, geplündert und als Gefangener in Leipzig behalten.

Deſſelben Tages, als dieſe Frevelthat gegen das Lützowſche Korps begangen wurde, langte der Major v. Schütz in Dresden an, mit der Ordre, alle Chefs detachirter Korps von dem Waffenſtillſtande zu benachrichtigen und ihnen den Rückzug über die Elbe zu befehlen. Der General Barclay de Tolly hatte geeilt, dieſen Offizier zu expediren, ſobald er vernahm, daß der Major v. Lützow ſich in der Gegend von Plauen befande.

Der Major v. Schütz präſentirt ſich den 17. (Tag ſeiner Ankunft in Dresden und Attaque gegen die kombinirten Truppen) gegen Mittag beim Major General Prinz v. Neuchatel und erklärt dieſem die Urſache ſeiner Sendung. Der Prinz ſchien es zu billigen und genehmigte die Fortſetzung der Reiſe; doch erklärte er zur ſelben Zeit, daß es wohlgethan wäre, zu warten, bis man ſicher erfahren würde, wo der Major v. Lützow ſich befande, wovon er keine Nachricht zu haben betheuerte. Dieſe Erklärung wiederholte er ſo lange, bis der Major v. Schütz ihm antwortete, daß beſagtes Korps nach den letzten Nachrichten in der Gegend von Plauen ſtände.

Der General Monthion, Chef des Generalſtabes des Prinzen v. Neuchatel, ſprach in demſelben Sinne mit dem Major v. Schütz und gab vor, keine Nachricht vom Korps des Majors v. Lützow zu haben; aber er propenirte dem Major, ſich auf den Weg nach Zerbſt zu begeben, um den Major v. Hellwig zu bewegen, ſich laut der erhaltenen Ordre zum Korps des General v. Bülow zurückzuziehen, indem er hinzuſetzte, daß während dieſer Reiſe, welche nicht länger als zwei Tage dauern könnte, man ohne Zweifel ſichere Nachrichten über den Aufenthalt des Majors v. Lützow und ſeines Detachements haben würde. Der

Major v. Schütz glaubte dieſem Vorſchlage Folge leiſten zu müſſen, aber als er von Zerbſt zurückkehrte, vernahm er zu ſeinem größten Erſtaunen, daß das Korps v. Lützow am ſelbigen Tage angegriffen und entwaffnet war (den 17.), wo der Major General betheuerte, keine Nachricht zu haben und deshalb nicht zur Abreiſe des Majors v. Schütz rathen könne. Dieſer Letzte, durchdrungen von einem gerechten Unwillen, begab ſich zum Prinzen v. Neuchatel. Nach vielen unnützen Verſuchen erhielt er endlich eine Audienz, in welcher der Prinz auf alle ſeine Gegenvorſtellungen antwortete:

„daß er dieſen Vorfall als ein einfaches Mißverſtändniß betrachten ſolle, daß die Würtemberger der angreifende Theil geweſen wären, und daß er wegen dieſes Gegenſtandes an die Kommiſſairs nach Neumark geſchrieben hätte, um die nöthigen Erklärungen zu geben.“

Der Baron v. Martens wurde vom General v. Bülow den 21. d. M. an den Major General geſandt, um zu fragen, ob dieſe begangene Freveltat gegen das Lützowſche Korps ernſthaft unterſucht werden, und verlangte zugleich, daß das Geſchehene durch eine gemiſchte Kommiſſion aufgehellt werden ſollte; doch auch hierauf erhielt er eine, auf Ausflüchte gegründete Antwort. Der Prinz begnügte ſich zu antworten, daß er im ausführlichſten Detail wegen dieſes Vorfalls an den General Barclay de Tolly geſchrieben hätte.

Der Major General fügte noch hinzu:

„daß der Major v. Lützow am 7. vom Waffenſtillſtande unterrichtet worden ware;“ dieſes iſt nach der einmüthigen Ausſage der Zeugen falſch laut der Gerichtsverhöre; ferner: „daß der Major v. Lützow an den Offizier des Etatmajors, der ihm die Kopie des geſchloſſenen Waffenſtill-

ſtandes überbrachte, geantwortet habe: daß er dieſen nicht anerkenne."

Der Kapitain Monthé meldete dem Major am 14. d. die erſte Nachricht vom Waffenſtillſtande. Er war der Ueberbringer desjenigen Briefes, welchen der Kommandeur über dieſen Gegenſtand an den General v. Gersdorff ſchrieb, und dieſer war es wieder, der ſolchen an den Kaiſer und den Prinzen übergeben hatte. Wie kann man ſo als wahr ſich bewährte Facta läugnen? Endlich:

„daß der Major v. Lützow ſeit dem, bis zum 18. d. die Feindſeligkeiten fortgeſetzt hätte."

Dieſes iſt von Grund aus erdichtet. Der Major hat jede Art von Feindſeligkeit von dem Augenblicke an, wo er von der Abſchließung des Waffenſtillſtandes unterrichtet war, ausgeſetzt. Er war es ſelbſt, der durch den Volontair Schmidt die drei Gendarmen nach Gera zurückſandte, welche zu Gefangenen gemacht wurden, bevor er vom Waffenſtillſtande etwas wußte.

Die ganze Genugthuung, welche der Major General dem General Barclay de Tolly verſchlagt, iſt die Auswechſelung der Gefangenen, welche man von beiden Seiten ſeit dem 4. Juni gemacht hatte*).

*) Doch auch ſelbſt hierzu wollte man ſich nicht verſtehen und ſchwieg darüber. Der Kronprinz von Schweden warf ſich zu Ehre des Waffenſtillſtandes zum Rächer Lützow's auf, und gab dem Major v. Lützow den Schwerterorden an dem Tage, als Napoleon einem franzöſiſchen Obriſt die Epaulets um die Ohren ſchlug, weil „er ſich unterſtanden hatte, mit einem Offizier des Lützowſchen Korps zu unterhandeln, da mit Vagabunden und Briganden nicht unterhandelt werden ſolle." Doch was kann dem Deutſchen und uns Preußen die Genugthuung eines Franzoſenprinzen ſein!!

B.

Pohlen

unter

Friedrich II.

und

Friedrich Wilhelm III.

vom

Kriegsrath von L.

Siehe 1r Theil Seite 19.

„Will ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regiert werden, als von fremden Beamten, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten aller zu erwerben suchen, die einen fremden Maßstab mitbringen und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrschen?“

Goethe.

Skizze,

wie Pohlen von Preußen benutzt werden, und wie Preußen wenigstens seine Interessen für die dahin geliehenen siebenundzwanzig Millionen Thaler erhalten kann.

Pohlen war wie bekannt durch Jahrhunderte nie mit das Haus Brandenburg verbunden. — Es herrschte vielmehr zwischen diesen Ländern oder Unterthanen ein immerwährender Nationalhaß. Es ward daher in früheren Zeiten mit dieser rauhen Nation eine Art Handel, wie mit halbnomadischen Völkern, getrieben, wobei jedoch der Deutsche sein Cento fand.

Erst Friedrich der Große fing an, diese rauhe Nation ins Auge zu fassen, und zog die bedeutendsten Vortheile aus diesem Lande; durch die mehrmalige Theilung fiel endlich ein bedeutender Theil dieses Reichs an das Haus Preußen. Friedrich der Große und Weise verwandte sofort große Summen an die ihm zugefallenen Bezirke und bildete durch rastlose Thätigkeit der dahin gesandten Personen, ein glückliches Ländchen. Ein gleiches Loos aber wurde denen in der zweiten und dritten Theilung Pohlens unter Friedrich Wilhelm II. zufallenden Pohlen nicht zu Theil. Dieser herzensgute Monarch wollte zwar das Beste seiner neuen und alten Unterthanen bewirken, durch das allzu große Zutrauen aber, welches der biederste Monarch in seine Minister setzte, blieb sein wohlmeinender Wille unerfüllt. Durch

das rabuliſtiſche Verfahren der Juſtizbeamten wurde Alles verworren, und die Pohlen ſelbſt mit zur Meuterei und zum Unſinn verleitet.

Das traurigſte Ereigniß, was die Provinz traf, war, daß der Miniſter v. Voß Adminiſtrator derſelben wurde. — Dieſer ordnete ſofort unter Aufſicht des Geheimen Finanzraths Schulz die Klaſſifikation der Güter oder aller Gründe an. Zweckdienlich war dieſes und muß es nothwendig vor einer wahren Organiſation vorhergehen. Wann aber, wie es hier der Fall war, eigennützige Oberen das Ruder führten und ſich den Abſchaum der Menſchheit zu ihren Gehülfen wählten, ſo ging nicht nur der gute Zweck verloren, ſondern es ward dadurch der Grundſtein zur bald darauf folgenden Inſurrektion gelegt. Vordem hatte der Pohle die höchſte Idee von allen preußiſchen Verfaſſungen, und glaubte nie, daß ſich ein preußiſcher Officiant erkaufen ließ; als aber die Klaſſifikationskommiſſarien ſich nicht nur beſtechen ließen, ſondern dabei dem Laſter des Trunkes und aller Völlerei ſich ergaben, da belegte der Pohle nicht nur dieſe, ſondern die ganze neue Regierung mit dem höchſten Dedain und ſchwur ihr im Herzen Rache. Das Gebahren dieſer Menſchen war aber auch zu auffallend; denn ehedem gaben die Pohlen von ihrer Habe 10 Procent; nach der Voß- oder Schulziſchen Klaſſifikationskommiſſion würden die Abgaben vieler Güter, wo zum Beiſpiel ſo ein Kriegsrath v. Reiſewitz und Andere ſeines Gleichen klaſſificirt hatten, kaum 5 Procent gegen den alten Satz betragen haben. Um indeß dem guten Monarchen ein Blendwerk vorzumachen, ſo ward auf den geheimen Vorſchlag des Kriegsraths Roldichen mit Verſchönerung der Städte der Anfang gemacht. Der gute König gab Bau- und andere Hülfsgelder dazu

her, dieſe aber eigneten ſich nur die Juſtiz und Finanzbedienten zu, der Pöhle erhielt wenig oder nichts davon und ſahe mit blutendem Herzen zu, daß Prachtgebäude für ſeine Antagoniſten, die nun vampirartig an ihm hingen, auf den Plätzchen aufgeführt wurden, wo er und ſeine Ureltern gehauſet hatten.

War inzwiſchen der Eigennuz der Klaſſifikationskommiſſarien und der Kameraliſten ſchon groß, ſo ging die Handlungsweiſe der Juſtizbeamten weit über alle Gränzen hinaus. Es waren nicht Richter oder Vertheidiger der Gerechtigkeit, welche den Unſchuldigen berathen, Wittwen und Waiſen ihr Eigenthum erhalten und gegen gewinn- und prozeßſüchtige Weſen beſchützen ſollten — nein, es war ein Heer ſchamloſer Kreaturen und Buben, welche die Menſchen aufhetzten, ihre Sachen fürchterlich verwickelten und ſich hernach in den Reſt der Habe, ſelbſt armer Wittwen und Waiſen, theilten. —

Arm, nackend und bloß zogen diejenigen, welche der Herr v. Goldbeck nach Pohlen oder eigentlich in der Provinz Warſchau anſtellte, hier ein. Ein Heer Juſtizkommiſſarien, zerlumpt und abgeriſſen, folgte ihnen, Offizianten mit hohlen Augen und ausgedörrten Leibern ſchlichen hinterher, die Herolde der Gerechtigkeit, die nun einem Jeden zu Theil werden ſollte, waren eigentlich dieſe zerlumpten Advokaten; vor Hunger ſchmachtend, borgten ſie von dem Juden, der ſein Geld alle Wege zu wagen pflegt — der Jude, der ehedem in Pohlen nur Halbmenſch war und nie, ſo wie der Bauer und Unterthan, Klage gegen einen Edelmann anbringen durfte, horchte hoch auf, als dieſe Lumpen im marktſchreieriſchen Tone ihnen Wunder verhieſſen, beſonders daß ſie, die Juden, eben das ſein

ſollten, was der Edelmann wäre. Gleich erhoben die Juden und deutſchen Bauern Hunderte von Prozeſſen gegen ihre Herrſchaften, die Advokaten füllten ihre Säckel, eilten zu den Edelleuten, verriethen dieſen die Meinung der Juden und Bauern und verſchworen ſich, den Edelmann bei ſeinen Gerechtſamen zu erhalten. Der Edelmann, entrüſtet über dieſe Grauſamkeit, flehete Himmel und Hölle um Rache an, gab aber endlich dem Rabuliſten ſein Geld, ſeine Equipagen und was ihm das Liebſte war — der Advokat theilte mit ſeinen Freunden und ſchrieb endlich zu Gunſten deſſen, der das Meiſte geopfert hatte, das Urtheil. Das Reſultat war, daß die Advokaten und deren Anhang im erſten Vierteljahre die Möbels und Equipagen hatten, vom ſchönſten Porzellan oder Silber ſpeiſten und in immerwährender Schwelgerei lebten. Um indeß auch gewiß zu ſein, daß ihnen der Raub nicht wieder entriſſen werden möchte, verſchafften ſie ſich auch ihren Anhang im Tribunal zu Berlin. Ein gewiſſer **Käß** hatte in Berlin den Tribunalrath v. L. und v. J.; und ſo ein Jeder ſeine Parthie, ſo daß zum **Schrecken der Menſchheit** von dort aus Sentenzen und Urtheile hervorgingen, wofür dem Menſchen Grauſen und Entſetzen anwandelte. Nur dem gelang Alles, der Geld hatte, der Advokat reiſte mit ſeinem Klienten nach Berlin, empfahl denſelben, deſſen Dukaten und Bijouterien, und ſein Prozeß war auf ewig entſchieden und gewonnen. Jetzt war dieſer Rotte der Weg gebahnt, und nur zu bald gingen ſowohl der Eine als der Andere von der Filouterie zur wirklichen Friponnerie über, das Geld der verführten Edelleute, Juden und Unterthanen floß fortwährend in den Säckel dieſer Böſewichter; damit aber nun nicht mehr zufrieden, ſtrebten ſie

nach das Vermögen der Gutsbesitzer, auch dies gelang ihnen, denn zu bald war vom Ersten bis zum Letzten Niemand in den Gerichtsbüreaux, der nicht große Güter, doch wenigstens Häuser, Gärten oder dergleichen bedeutende Besitzungen gehabt hätte — die noch jetzt vorhandenen Hypothekenbücher sind hiervon die redendsten Beweise. Selbst sprechen diese von denen, die statt Güter baares Geld hatten und damit handelten, so war z. B. ein gewisser Regierungs-, jetzt Kammergerichtsrath Sch—, der an 36,000 Thlr. zusammengebracht hatte, welches er an einen gewissen B—i auf Sulislawice borgte, woher er aber wohl nie etwas zurückerhalten wird. Für den ehrliebenden Patrioten und biedern Mann war es mehr als empörend, wenn man auf den sogenannten Johannis-Transactionen selbst Räthe auf dem Markt in ihren Paradeuniformen Geldhandel treiben sah. Auf einer Seite hing solch einem, von diesen Menschen aufs Korn genommenen, schon halb geplünderten polnischen Edelmann vampirartig ein Beamter und auf der andern Seite ein Jude, um die Beute festzuhalten, und nie verfehlten diese Geier ihr Ziel.

Inzwischen war, was auch hier zu bemerken ist, nach kaum 11jähriger preußischer Regierung, als die Polen die Schwäche der preußischen Offizianten und deren Habsucht entdeckt und gefühlt hatten, die Insurrektion ausgebrochen. Man bewaffnete eilig von Seiten Preußens und Rußlands ein Korps gegen diese Insurgenten und brachte sie zum Schweigen, wogegen man aber ganz Polen theilte.

Die Polen klagten nun laut über die härtesten Bedrückungen, welche ihnen der Minister v. Voß ange-

than haben ſollte; das Reſultat war, daß man Voß das Departement abnahm und dem Miniſter Grafen Hoym gab. Man ſtrafte die Pohlen um einige hunderttauſend Thaler und gab ihnen eine allgemeine Amneſtie.

Die Geldſtrafe war nun freilich nicht dazu geeignet, daß die Pohlen zu treueren Geſinnungen hätten umgeſtimmt werden ſollen, und Hoym war in Sorgen, auf welche Art er Geld ſchaffen, die Provinz organiſiren und dennoch die Pohlen bei guter Laune erhalten ſollte.

Durch die Klaſſifikation des Herrn Schulz und all der eigennützigen Klaſſifikationskommiſſarien war nicht die Hälfte herausgebracht, als die Pohlen ehedem den vierten Groſchen nach gegeben hatten.

Ein biederer Mann (Kriegsrath v. Triebenfeld) half Hoym aus dieſer Noth. Er forderte die Pohlen, wovon ein großer Theil noch in Breslau ſaß, auf, einer neuen Klaſſifikation vorzubeugen und ſich ſchnell zu erklären, wie viel ſie zu den 10 Procent zulegen wollten. Der Patriot führte ihnen zu Gemüthe, daß die Schleſier 28 Procent gäben und dabei glücklich wären. Die Pohlen erklärten daher freiwillig 14 Procent mehr und folglich 24 Procent zu geben, auch eiſerne Magazine zu unterhalten, wodurch alle Truppen genährt werden konnten, und ohne dafür einen Groſchen zu verlangen.

Graf Hoym hatte nur noch 5 Procent gewünſcht und war ſehr überraſcht, als ihm der treue Mann den Beſchluß der Pohlen hinterbrachte; ja, er war ſo gerührt, daß er vor der Hand von der Naturalabgabe nichts erwähnt wiſſen

wollte. Der Gewinn für den Monarchen war bedeutend; denn nicht nur alle Kosten der neuen Klassifikation, die mehrere hunderttausend Thaler betragen haben würde, wurden erspart, die 24 Procent waren verhältnißmäßig viel höher als die 28 in Schlesien, — denn Schlesien ward 1742 und Pohlen 1794 klassificirt, — sondern die Einsassen waren zufrieden und näherten sich schon mit Vertrauen dem Throne. Hoym erhielt dafür die höchsten Belobungsdekrete, der treue Patriot (Kriegsrath v. Triebenfeld) aber für seine Bemühung und Kostenaufwand weiter nichts als die Erlaubniß, sich im Stillen zu freuen und im Staube anzubeten.

Inmittelst waren im Laufe der Zeit alle Starosteien und geistlichen Güter eingezogen, ja selbst einige wenige Güter von Rebellen, welche durchaus nicht zurückkehren wollten, confiscirt worden. Der Monarch, ganz geschaffen, um nur Menschen zu beglücken, verlieh an viele würdige, auch oft an unverdiente Männer einen Theil dieser Güter. Dies gab in der Folge den Feinden des Hoym, an deren Spitze Minister Schulenburg, Voß und Struensee standen, Stoff, Hoym vor der Welt und besonders bei dem künftigen Regenten in ein böses Licht zu stellen und ein Bein zu schlagen. Inzwischen war Hoym hieran völlig schuldlos; der beste gute König hatte nur den Hang, wohlzuthun, und er befahl, wer durfte hier widersprechen? Dennoch sind durch den damaligen Departementsrath, der dies Fach bearbeitete (Kriegsrath v. Triebenfeld), mehrere Kabinetsordres in den letzten Zeiten zurückgelegt. So sollte zum Beispiel der General Graf Wartensleben das große Amt Krewe haben, der Graf Schmettau die Starostei Kunero, der Geheimerath Graf Carmer die

Staroſtei Moſchin u. a. d. m. Schon dies war gewagt, und alle dieſe Menſchen, welche nichts erhalten, ſprüheten hernach Feuer und Flammen.

Der herzensgute König ſtarb 1797. Hoym wollte nicht ungerufen nach Berlin gehen, Schulenburg gewann dadurch Zeit, er drängte ſich bei des jetzigen Königs Majeſtät ein, ſein erſtes Ziel war, Hoym zu ſtürzen. Er ließ mit Struenſee durch Held Pasquille auf Hoym, Goldbeck und Triebenfeld verfertigen. Es war dies der pöbelhafteſte Unſinn und nichts als plumpe Verläumdung. Indeß ward das Pasquill allewege geleſen. Der Monarch aber, beſeelt von eben der erhabenen Herzensgüte wie ſein höchſtſeliger König Vater, lieh dem Neid nicht ganz das Ohr, und Hoym blieb dennoch Miniſter; Schulenburg nahm daher ſeine Zuflucht zur Liſt — er ſchrieb Hoym, daß der König mit ſeiner ſüdpreußiſchen Adminiſtration unzufrieden ſei, daß der Monarch es gern ſehen würde, wann er das ſüdpreußiſche Departement von ſelbſt abgeben möchte. Hoym, den auch manche Schwäche drückte, ging in die Falle und bat den König, ihm das Departement quaest. abzunehmen. Nun war Schulenburg Sieger, er verfolgte dieſen Sieg arg, Hoyms Todfeind, der Miniſter v. Voß, erhielt ſofort das ſüdpreußiſche Departement wieder, begleitet mit dem rothen Adlerorden und mit einem Kabinetsſchreiben, welches öffentlich in den Zeitungen bekannt gemacht wurde, wodurch man Voß bis in den Himmel erhob und Hoym bis zu den Antipoden warf. Zu ſpät ſah Hoym ſeinen Irrthum ein und ärgerte ſich darüber, daß Schulenburg ihm Meiſter in der Liſt geworden war. Hoym ermannte ſich indeß bald und drehete durch einen gewiſſen Genz die Sache ſo, daß er nach Berlin berufen wurde. Er opferte

Summen und erhielt am Ende den Auftrag für alle Minister und eigentlich für alle Departements eine gründliche Organisation zu entwerfen. Hätte Hoym dies Zutrauen des Königs benutzt, so hatte er den grosten Würkungskreis haben und das Land glücklich machen können. Von diesem glücklichen Zufall aber berauscht, ward Hoym faul und übertrug alles seinem vermeinten Busenfreund dem rc. Gentz, mit dem Geheimen Finanzrath v. Prittwitz. Schulenburg, der dies schnell entdeckte, suchte alsbald diese beiden Helden dadurch zu gewinnen, daß er dem einen — nehmlich Gentz — Geld vollauf gab, dem andern aber auf das heiligste versicherte, daß, wenn Hoym gestürzt sei, er ihm gewiß zum dirigirenden schlesischen Minister machen würde. Jetzt entwarf Gentz mit Prittwitz dies und jenes, sie trugen es Schulenburg vor, und was dem nicht gefiel, ward gestrichen und dafür Unsinn hingesetzt, der nur zum Schaden des Landes abzweckte — der Erfolg war, daß die ganze Sache troz der mehreren Monita, so Hoym erhielt, gänzlich ins stocken gerieth. — Schulenburg und Voß frohlockten und thaten nur, was ihnen allein nützlich war und gut dünkte. Nicht nur Südpreussens Bewohner murrten laut, sondern das ganze Land fühlte den Druck dieser beiden Männer. Hoym hatte den Pohlen in jener Periode, als sie sich so bereitwillig zu den höhern Abgaben verstanden, ein Kreditsystem zu bewürken, auf das heiligste versichert, die Pohlen bathen nun den Voß stürmisch darum. Des Ministers Meinung aber war es nie, die Pohlen eine Landschaft unter sich organisiren zu lassen, weil er befürchtete, sein Privat-Holz- und besonders Getraide-Handel würde hinfort für ihn nicht so ergiebig ausfallen, — um so mehr als er für die grosten Ueberschüsse,

welche ihm der Holzhandel gewährte, Güter in Südpreußen kaufen wollte. Das Geſchrei der Pohlen über die fortwährende ſtiefmütterliche Behandlung nahm indeß zu, ſo daß man ſich genöthiget ſah, den Pohlen endlich einigen Kredit zu gewähren. In der Bank, in den Wittwen-, Invaliden-, Seehandlungs- und Pupillenkaſſen lagen einige Gelder und beſonders viele Papiere, die 2 – 3 und höchſtens 4 Procent Zinſen brachten. Dem König ward nun vorgeſchlagen, daß man dieſe Gelder zum allgemeinen Nutzen in Südpreußen vortheilhafter und zu höhern Procenten unterbringen könne. Der Monarch, in der Meinung, ſeinen Südpreußen zu helfen, willigte gerne ein und approbirte des Miniſters Vorſchlag. Dies war kaum den Pohlen bekannt, als dieſe auch ſchon Schaarenweiſe kamen und um Darleben baten. Jedem Kreditſuchenden wurden nun die Konditionen bekannt gemacht, unter welchen ſie Geld erhalten konnten. Es wurde erfordert, daß die Hypothequenſcheine und Taxen der Güter, auf welche Geld geliehen werden ſollte, zur Prüfung eingereicht werden mußten. Die Pohlen, bald durch Juden und Juriſten belehrt, produzirten ſchnell Taxen, die den Werth der Güter 3 bis 4mahl überſtiegen. So war es zum Beiſpiel bei den Gütern, welche der Prinz Karl George von Heſſen in Südpreußen gekauft hatte. Er kaufte für circa 230,000 Thlr., und die Taxe, die ein gewiſſer Wildegannes leitete, und die dem Prinzen etwa 3500 Thlr. koſtete, fiel auf 800,000 Thlr. aus. Die Taxatoren waren ein gewiſſer Kammerrath Korn und Juſtizrath Schröter. Der Prinz eilte mit dieſer Taxe zur Wittwenkaſſe und zu dem Pupillencollegium. Ein gewiſſer Michelis war der Juſtiziarius der Wittwenkaſſe. Er prüfte für 100 Dukaten die Taxen,

und ſie waren billig und ſehr gut. Der Prinz glaubte ſchon etliche 100,000 Thlr. im Sacke zu haben, als es hieß, daß der Hofagent Heymann Ephraim alle vorräthige Gelder bei der Wittwenkaſſe in Beſchlag genommen und davon 5 Procent zahle, man rieth ihm, ſich nur an dieſen zu wenden. Der Prinz that dies ungeſäumt, indem er den Heymann Ephraim zu ſich bitten ließ. Dieſer Jude aber hatte die edle Dreiſtigkeit, dem Prinzen (der im Grunde dem Königl. Hauſe verwandt war) das Geld um deswillen abzuſchlagen, weil ihm das Geld viel koſte. Dem Prinzen lag es am Herzen, Geld zu erhalten. Er ließ ſich daher herab, den Juden zu bitten. Der Jude ward von der Humanität des Prinzen gerührt und ſagte endlich das Geld auf 6 Jahre (es waren 200,000 Thlr.) unter der Kondition zu, daß Seine Durchlaucht ein für allemal 30,000 Thlr. proxeneticum von die 200,000 Thlr. ſich gleich bei Zahlung der Summe abzuziehen geruhen laſſen müßten, denn er müſſe ſowohl an den Herrn Miniſter Graf von der Schulenburg, als auch an alle andere Herren abgeben. Wann Seine Durchlaucht dies genehmigten, ſo ſtände das Kapital auf 6 Jahr à 5 Procent jährlich zu Dienſten — der Prinz, der die Zinſen niedrig fand, ſchlug ein. Indes ſchalt der Miniſter Schulenburg den Juden einen dummen Teufel, verbeth das Geld an den Prinzen zu zahlen, weil man ſich nicht durfte von einem Manne, der mit dem Königlichen Hauſe ſo nahe verwandt ſey, in die Charte kukken laſſen.

„Trotz vieler Härten, feindſeligen und unwahren Angaben iſt der Aufſatz des Kriegsraths v. T. doch ein glorreiches

Beiſpiel von unſrer jetzigen Verwaltung und von den Grundſätzen, nach welchen jetzt die Regierung handelt, und deshalb verdiente er, als ein zurechtweiſendes Beiſpiel für die ſtets unzufriedenen Schreier über Alles, was bei uns geſchieht, nicht verloren zu gehen," — dieſes waren die Worte des Fürſten v. Hardenberg, als D. demſelben die Schrift im November 1816 in Berlin mittheilte.

C.

Graf Karl August von Reisach.

Siehe 1r Theil Seite 41.

„Unreine Lebensverhältniſſe ſoll man Niemandem wünſchen; ſie ſind aber für den, der zufällig hineingeräth, Prüfſteine des Charakters und des Entſchiedenſten, was der Menſch vermag.“

Goethe.

„Was iſt ſchärfer, denn ein Pfeil?
Was giftiger als Schlangengeifer?
Die Zunge des Böſen, der den
Freund will verderben!“

Wir haben aus dem erſten Theile S. 41 bereits oberflächlich den Grafen v. Reiſach kennen gelernt; er iſt durch ſeine Wirkſamkeit in Tyrol und Vorarlberg, dann durch die Verfolgungen in Baiern und durch ſeine ausgezeichneten Dienſte als General-Landeskommiſſair in den Lauſitzen 1813—1814 eine höchſt intereſſante hiſtoriſche Perſon geworden, und wird durch die gewiß einſt von ihm zu erwartenden Memoiren ſolches noch mehr werden, ſo daß ihm hier ſchon eine genauere Beleuchtung ſeines Lebens gewidmet werden darf. — Unter den Zeitgenoſſen dürfte dem D. ganz vorzüglich eine Mittheilung dieſer Verhältniſſe zuſtehen, da er von dem Augenblicke der Anlangung des Grafen in den preuſſiſchen Staaten nicht allein den Vortrag über dieſe Verhältniſſe beim Fürſten v. Hardenberg hatte, ſondern er auch noch im Beſitz all der Briefe und Verfügungen des Fürſten v. Hardenberg iſt, welche über dieſen Mann das Vortheilhafteſte und Theilnehmendſte enthalten; auch gab D. ſpäter die Grundlage zu dem Berichte, welchen die hohen Miniſterien des Staatsarchivs an Se. Majeſtät den König im Jahre 1818 machten, und worauf Se. Majeſtät die Verſetzung in den Ruheſtand mit Beibehaltung des ganzen Gehalts befahl.

Nachtheiliges ward öfters über den Grafen v. Reiſach berichtet, daher war eine Beleuchtung ſeines ganzen Lebens nothwendig, damit Se. Majeſtät daſſelbe in ſeiner vollen Ausdehnung kennen lerne. Aus den offen vorliegenden

Akten und den über den Grafen bekannt gemachten Druckſchriften, worunter die des Ritters v. Lang die Hauptklage enthält, wurde folgendes Bild entworfen, welches um ſo nöthiger erſchien, als die Anfeindungen im Jahre 1838 von der Parthei des Miniſters v. Stein, ſehr häufig und gefahrdrohend wurden und auch jetzt noch durch die ſchamloſen Verlaumdungen, welche der Ritter v. Lang in ſeinen Memoiren zum öffentlichen Skandal über Reiſach, Baiern und eine Maſſe redlicher Männer hat drucken laſſen, nothwendig erſcheint; freilich erſchien dieſes Buch erſt nach des Verfaſſers, Herrn v. Lang's, Tode, weil die Feigheit ſich fürchtete, ſo Freches dem Druck und der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Aus dem Berichte, welchen des Grafen Vorgeſetzter, der wirkliche Geh. Ober-Regierungsrath und Direktor des geſammten Archivweſens v. Uzſchoppe machte, und welcher ſich hauptſächlich auch auf die von D. vorgelegten Originalverfügungen des Staatskanzlers v. Hardenberg und des als Geſandten und Miniſters hochgeachteten Herrn v. Jordan ſtützt, kann um ſo weniger Bedenken getragen werden, das mitzutheilen, was die Perſon des Grafen angeht; dieſer Bericht ward dem D. abſchriftlich von Herrn v. Uzſchoppe zu dieſem Behufe gegeben, um dadurch den Grafen öffentlich zu rechtfertigen, ſobald ihm von Außen her Gefahr drohen könnte — und dieſer Moment ſcheint jetzt vollſtändig vorhanden zu ſein, denn ſolchen boshaften, frechen Verläumdungen, wie ſie wieder dieſer Herr v. Lang in ſeinen Memoiren vorgebracht, muß ebenfalls öffentlich begegnet werden.

„Berlin, den 8. Mai 1838.

„Der Graf Karl Auguſt von Reiſach, geboren am 15. October 1774 und einer altadlichen Familie angehörig,

welche im Jahre 1737 in den Reichsfreiherrnſtand und im Jahre 1790 während des Reichsvicariats von dem Kurfürſten Karl Theodor von Pfalz-Baiern in den Grafenſtand erhoben wurde, erhielt im Jahre 1795, nachdem er ſchon früher zum Kämmerer ernannt worden war, die Stelle als Regierungsrath und Jagdkommiſſair zu Neuburg an der Donau; im Jahre 1797 wurde er Landrichter zu Heideck und Hilpoltſtein, im Jahre 1803 Direktor und 1804 Vicepräſident der Landesdirektion zu Neuburg, im Jahre 1808 Generalkommiſſair im Lechkreiſe zu Augsburg und das Jahr darauf im Illerkreiſe zu Kempten. In dieſer letzten Stellung wirkte er weſentlich auf die Beruhigung des im Aufſtande begriffenen Vorarlbergs ein; gleichzeitig wurde er jedoch auch zu bedeutenden Ausgaben veranlaßt, die bei der Entfernung von ſeinen Beſitzungen ſein urſprünglich anſehnliches Vermögen um ſo mehr abſorbirten, als er einem Hange zur Pracht und zur Verſchwendung ſich überlaſſen hatte. Inzwiſchen ſah er ohne Beſorgniß in die Zukunft, da er auf ſeine Anzeige von der, bei der von ſeinen Gütern ſo entfernten Dienſtſtellung, unausbleiblichen Zerrüttung ſeines Vermögens in einem Reſkripte des Königs von Baiern, unter Contraſignatur der Miniſter Grafen v. Montgelas und v. Hompeſch, die Verſicherung erhielt, daß er vor jedem Schaden geſichert werden würde. Dieſe Zuſicherung ging jedoch nicht in Erfüllung, zumal das Miſſverhältniß zwiſchen dem Miniſter v. Montgelas und dem Grafen v. Reiſach immer mehr zunahm.

Die nächſte Veranlaſſung hierzu hatte früher der Umſtand gegeben, daß ein Bruder des Grafen v. Reiſach, kaiſerlich öſterreichiſcher Kämmerer und ſpäter Gubernialrath,

jetzt aber kaiſerl. Oberhof- und Landbaudirektor in Inſpruck, der Graf Ludwig Aloys v. Reiſach, mit Einwilligung des kaiſerlichen Hofes dazu beſtimmt war, der Witwe des letzten Kurfürſten von Pfalz-Baiern aus der Sulzbacher Linie, gebornen Erzherzogin Leopoldine von Oeſterreich, zur linken Hand vermählt zu werden. Der Miniſter v. Montgelas wünſchte jedoch, daß ſein Schwager, der Graf Arco, an die Stelle des Grafen v. Reiſach trete, und obſchon Letzterer, wie die an ihn gerichteten, von mir eingeſehenen, vielen eigenhändigen Briefe der Kurfürſtin bezeugen, bei derſelben in hoher Gunſt ſtand, ſo wurde doch der Graf Arco ihr Gemahl. — Das Miſsverhältniß zwiſchen dem Grafen v. Montgelas und dem jetzigen Archivrathe Grafen v. Reiſach nahm demnächſt um deswillen zu, weil Letzterer in ſeiner Stellung als Generalkommiſſair im Illerkreiſe, wo ein Günſtling und vertrauter Freund des Miniſters v. Montgelas, v. Merz, ſein Amtsvorgänger geweſen war, ſich verpflichtet hielt, über deſſen Verwaltung dem königlich baieriſchen Gouvernement Anzeige zu machen. Dieſe Anzeige hatte in Folge der darüber noch angeſtellten Ermittelungen die Nothwendigkeit herbeigeführt, eine gerichtliche Unterſuchung zu eröffnen, vor deren Beendigung der Generalkommiſſair v. Merz ſich zu Augsburg in den Lech ſtürzte. Die abweichende politiſche Richtung des Grafen v. Reiſach von den Anſichten des für Frankreich geſtimmten Grafen v. Montgelas begründete zwiſchen Beiden noch mehr das obwaltende Miſsverhältniß.

Wegen eines, angeblich zur Beſtreitung der Kriegskoſten von dem Grafen v. Reiſach aus dem Leihhauſe zu Augsburg entnommenen Kapitals von 8450 Gulden wurde er

ſpäter in Anſpruch genommen, als er bereits Generalkommiſſair zu Kempten war. Das Appellationsgericht zu Memmingen, beauftragt, die Generaluntersuchung einzuleiten und über die Eröffnung der gerichtlichen Spezialunterſuchung ein Gutachten abzugeben, erſtattete letzteres am 19. Juli 1812 zu Gunſten des Grafen v. Reiſach, allein ihm wurde erſt am 1. December ej., nachdem inzwiſchen auch der Geheime Staatsrath mit ſeiner Anſicht gehört worden war, eröffnet, daß er nicht vor Gericht geſtellt werden ſolle. Mit Bezugnahme auf die ſtattgefundene Unterſuchung erhielt er jedoch unterm 20. November 1813 von dem Könige von Baiern (contraſignirt von Montgelas), die Entlaſſung von ſeinem Poſten und zugleich die Anweiſung, das vom Leibhauſe in Augsburg entnommene Kapital von 8450 Fl. zu erſtatten. Nach der mir vorliegenden Schrift: „Karl Auguſt von Reiſach, Graf von Steinberg. Ein Character-Gemälde nach dem Leben treu gezeichnet. 1814. s. l. in 8. S. 47," iſt S. 17 angeführt, daß der Entlaſſene zwar ſeinen Dienſtgehalt von 3000 Fl. und zugleich die Befugniß, die Amtskleidung zu tragen, verloren, aber ſeinen Titel und Gehalt des Standes mit nicht weniger als 4000 Fl. ungeſchmälert behalten habe. Hiernach ſcheint doch, ungeachtet der erſt nach langwieriger Erörterung ergangenen Entſcheidung, die Verſchuldung des Grafen v. Reiſach nicht ſehr bedeutend geweſen zu ſein.

Inzwiſchen glaubte derſelbe, nach den gemachten Erfahrungen von der feindlichen Einwirkung des Miniſters v. Montgelas, nicht länger in Baiern bleiben zu können; die Sicherheit ſeiner Perſon ſchien ihm bedroht, und da bei den damaligen politiſchen Verhältniſſen ſich die günſtigſte Gelegenheit zeigte, ſeine antifranzöſiſchen Geſinnungen gel-

tend zu machen, ſo verließ er wenige Tage nach ſeiner Entlaſſung, in der Nacht vom 24 zum 25. November 1813, Kempten und begab ſich zunächſt nach Ulm, von wo aus er dem Könige von Baiern die Gründe ſeiner heimlichen Entfernung anzeigte, alle noch unerledigten Angelegenheiten ſeiner früheren Dienſtverhältniſſe zu erledigen verſprach, ſobald Se. Majeſtät das ungerechte und ungeſetzliche Verfahren des Miniſters v. Montgelas gegen ihn aufheben und ſomit ſeine Rückkehr nach Baiern, unter dem Schutze der Geſetze, möglich machen würden.

Die königlich baierſche Regierung unterwarf nunmehr die Verwaltung des Grafen v. Reiſach als Generalkommiſſarius zu Augsburg und Kempten einer ganz umſtändlichen Unterſuchung, wobei nach demjenigen, was hierüber baierſcher Seits zur Oeffentlichkeit gebracht werden, dem Grafen v. Reiſach allerdings bedeutende Unordnungen und Pflichtwidrigkeiten, namentlich in pecuniärer Beziehung, zur Laſt fallen. Muthmaßlich war er hiervon unterrichtet, als er nach dem Beitritte Baierns zur großen Allianz durch den Vertrag von Ried, den Juſtizkommiſſarius Baſſenge von Liegnitz nach Baiern ſandte, um ſeine Angelegenheiten mit den Behörden zu reguliren. Allein man ging hierauf nicht ein. Eben ſo wenig wurde das Anerbieten der preußiſchen Regierung, bei welcher — wie im Folgenden umſtändlicher dargelegt werden wird — der Graf v. Reiſach Schutz gefunden, zur Unterſuchung und Entſcheidung der an denſelben baierſcher Seits zu machenden Anforderungen einen preußiſchen Gerichtshof zu beſtimmen, angenommen; vielmehr eröffnete die baierſche Regierung, nachdem ſie mit Verletzung des Völkerrechts und unterſtützt von dem Miniſter Freiherrn v. Stein vergebliche Verſuche zur Habhaftwerdung

des Grafen v. Reiſach — weron weiter unten die Rede ſein wird — gemacht hatte, einen Kontumazialprozeß, in welchem von dem baierſchen Appellationsgerichte für den Ober-Donaukreis der Graf v. Reiſach wiederholt aufgefordert wurde, ſich vor Gericht zu ſtellen und ſich wegen der wider ihn vorliegenden Anſchuldigungen zu verantworten. Dieſer Aufforderung genügte jedoch der Graf v. Reiſach nicht; er hatte hiernach auch keine Gelegenheit, ſeine Vertheidigung zu führen, weil ſein Sachwalter, Herr Juſtizrath Baſſenge, der Antwort zu geben beauftragt war, von baierſcher Seite nicht angenommen wurde. Das ſo gefällte Erkenntniß fiel zum Theil nur nachtheilig aus, und muthmaßlich war daſſelbe in vieler Beziehung ein freiſprechendes, da im Tenor des Urtheils, wo der Beſtrafung des Grafen v. Reiſach Erwähnung geſchieht, nichts davon vorkommt, daß die Strafe ihn auch wegen „Staatsverraths" treffe.

Als dies Erkenntniß erging, befand ſich der Graf v. Reiſach ſeit mehrern Jahren in dem preußiſchen Staate; dem in Baiern geſprochenen Urtheil wurde dieſſeits keine Folge gegeben; auch ſind, ſo viel die vorliegenden Akten ergeben, dieſerhalb baierſcher Seits keine Anträge gemacht worden.

Nach dieſen Anzeigen über das Verfahren des baierſchen Gouvernements gegen den flüchtigen Grafen v. Reiſach, komme ich auf ſeine Perſönlichkeit um ſo mehr zurück, als ſeine Thätigkeit ſich bald nach ſeiner Flucht aus Kempten auf eine gegen den Miniſter v. Montgelas gerichtete Schrift verwandte, deren Erſcheinen unbedenklich weſentlich dazu beigetragen hat, daß man in Baiern gegen den Grafen v. Reiſach in der vorgetragenen Weiſe verfuhr.

Der Graf v. Reiſach begab ſich in das Hauptquartier der verbündeten Mächte; er bot unterm 20. April 1813 ſeine Dienſte dem Herrn Staatskanzler Fürſten v. Hardenberg an, welcher darauf unterm 3. Mai d. J. erwiederte, daß eine Gelegenheit, von ſeinen ſehr ſchätzbaren Dienſtleiſtungen Gebrauch zu machen, hoffentlich nicht ſehr entfernt ſein werde. Inzwiſchen hatte er ſchon unterm 20. April 1813 in Dresden von dem Verwaltungsrathe der verbündeten Mächte für das nördliche Deutſchland den Auftrag erhalten, ſich in das Hauptquartier des Generals v. Blücher zu begeben und in den ſachſiſchen Herzogthümern, ſowie in den ſchwarzburgiſchen und reuſſiſchen Beſitzungen für die Bewaffnung der Einwohner zu ſorgen und eine Regulirung der außer der Verpflegung zu leiſtenden baaren Kriegsbeiträge zu Stande zu bringen. Er beſchaffte allein aus dem Fürſtenthum Altenburg 20,000 Thlr., die er nach der Anweiſung des Verwaltungsrathes — beſtehend aus den Herren v. Stein, v. Schön und v. Nehdiger — vom 28. April 1813 an den Staatsrath Ribbentrop ablieferte.

Als nach der Schlacht bei Lützen die verbündeten Armeen ſich zurückzogen, wurde der Graf v. Reiſach durch den Verwaltungsrath d. d. Görlitz den 16. Mai 1813 zum Generalkommiſſarius der Markgrafthümer Ober- und Niederlauſitz ernannt; dieſe Stellung war jedoch nur von kurzer Dauer, indem nach der Schlacht bei Bautzen den 21. Mai 1813 die gedachten Landestheile von den Armeen der Verbündeten geräumt wurden.

Der Waffenſtillſtand machte dem Feldzuge vorläufig ein Ende; während dieſer Ruhe veranlaßte der Miniſter Freiherr v. Stein den Grafen v. Reiſach, die Schrift: „Baiern unter der Regierung des Miniſters Montgelas.

Deutſchland, im Verlage der Kämpfer für deutſche Freiheit 1813," zu ſchreiben, durch deren Erſcheinen dem Verfaſſer die Rückkehr nach Baiern und ein gutes Verhältniß zur Regierung dieſes Königreichs für immer unmöglich gemacht wurde. Dieſe Schrift war dazu beſtimmt, bei dem Vorrücken der verbündeten Armee im ſüdlichen Deutſchland allgemein verbreitet zu werden, um die Stimmung gegen den eifrigſten Anhänger Napoleons, den Miniſter v. Montgelas zu reizen. Dem Miniſter v. Stein konnte die Schrift nicht ſcharf genug geſchrieben werden; die einzelnen Theile des Manuſkripts mußten, ehe ſie in die Druckerei gelangten, ihm vorgelegt werden, und es iſt behauptet worden, daß viele heftige Ausfälle dem Manuſkripte von dem Miniſter v. Stein ſelbſt zugeſetzt werden, weswegen er auch ſpäter das mit ſeinem Imprimatur verſehene Manuſkript in Bremen in Beſchlag nehmen ließ. Der Druck wurde auf Koſten des Verwaltungsrathes bewirkt.

Graf v. Reiſach folgte dem Miniſter v. Stein am Ende des Waffenſtillſtandes nach Prag, wurde aber nach der Schlacht an der Katzbach nach der Lauſitz geſandt, um das Gouvernement der beiden Lauſitzen wieder zu übernehmen. Später wurde ihm auch die Verwaltung des meißniſchen Kreiſes von Sachſen auf dem rechten Elbufer übertragen. Aus dem Verwaltungsrathe waren inzwiſchen die Herren v. Schön und v. Rehdiger — Letzterer, wie er dem Grafen ſchrieb, weil er die Rauheiten des Miniſters v. Stein nicht mehr aushalten und ſeinen Anſichten nicht beipflichten konnte — ausgeſchieden; möglicherweiſe hat zu dieſem Ausſcheiden auch der Umſtand beigetragen, daß vielleicht ſchon damals die Anſichten Eingang fanden, welche nach der Schrift: „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn v.

Stein. Deutſchland 1814.“ in Beziehung auf die deutſchen Fürſten, namentlich in Frankfurt a. M. zur Sprache kamen, und deren unterbliebene Ausführung dem Haupte der oberſten Verwaltungsbehörde, wie es in der angeführten Schrift heißt, nicht zur Laſt gelegt werden kann.

Der Graf v. Reiſach behielt ſeine Verwaltung nicht lange. Ganz Sachſen wurde einem ruſſiſchen Gouverneur übergeben; unter ihm, dem Fürſten Repnin, übernahm der damalige Oberſt v. Miltitz die Verwaltung der Lauſitzen. Als der Graf v. Reiſach abging, dankte ihm der Landesälteſte des Fürſtenthums Görlitz dafür,

> daß er mit dem Ernſte, den Verhältniſſe und hohe Verpflichtung fordern, auch Güte, Menſchenfreundlichkeit gezeigt und in den traurigen Verhältniſſen ſeinen Beiſtand nicht verſagt habe;

der Geheime Kriegsrath v. Marquardt, welcher dem Grafen v. Reiſach als Intendant beigegeben war, fand ſich im Jahre 1816 veranlaßt, aus eigenem Antriebe dem Oberpräſidenten v. Vincke ſeinen Dank für den dem Grafen v. Reiſach gewährten Schutz darzubringen und dabei mit Bezugnahme auf deſſen Verwaltung der Lauſitzen zu bemerken:

> Auf meine Dienſtpflicht kann ich bezeugen, daß ich während meines damaligen Aufenthaltes in Görlitz, welcher bis in die Mitte Novembers 1813 währte, ſtets nur Gelegenheit hatte, die einſichtsvolle Geſchäftsführung, den unermüdeten Diensteifer, die bei jeder Gelegenheit gezeigte ſtrenge Redlichkeit und große Anhänglichkeit des Herrn Grafen v. Reiſach an die große Angelegenheit des deutſchen Vaterlandes zu bewundern. Unbekannt mit ſeinen früheren Verhältniſſen zu der baieriſchen Regierung, kann ich nur dasjenige Rühmliche und Gute von dem-

ſelben ſagen, wovon ich ſo oft Augenzeuge geweſen bin ꝛc.

Eben ſo günſtig lautet das Zeugniß, welches ihm bei Anfertigung der zweiten Kriegsdenkmünze mit der Jahrzahl 1813 durch den Generalintendanten Rippentrop unterm 12. October 1816 ertheilt wurde,

daß ſich der Graf v. Reiſach in ſeinem Verhältniſſe als Generalkommiſſair durch Rechtlichkeit, Eifer und Unerſchrockenheit die Achtung ſeiner Vorgeſetzten erworben habe.

Nach Abgabe der Verwaltung beabſichtigte der Graf v. Reiſach, deſſen Entfernung aus der Lauſitz eine Folge des Ricker Vertrages und des dadurch bewirkten Anſchluſſes von Baiern an die Alliirten gegen Frankreich war, ins Hauptquartier der Monarchen zu gehen, um ſich daſelbſt gegen die Beſchuldigungen von Seiten Baierns zu rechtfertigen und eine anderweite Thätigkeit zu ſuchen. Durch Krankheit längere Zeit in Leipzig aufgehalten, beſchloß er, über Holland nach Paris zu gehen. Er fand auf dieſem Wege zu Bremen bei dem preußiſchen Conſul Delius freundliche Aufnahme, und begleitet von einem preußiſchen Ulanen, der ihm von dem General v. Blücher ſeit langer Zeit zugewieſen war, blieb er zu ſeiner Erholung mehrere Monate in Bremen. Durch den in Paris befindlichen Abgeordneten dieſer Stadt wurde der Aufenthalt des Grafen v. Reiſach in Bremen, dem Miniſter v. Stein bekannt, welcher in einem heftigen Schreiben dem Conſul Delius bittere Vorwürfe darüber machte, daß er mit dem Grafen v. Reiſach in einem ſo nahen Verhältniſſe ſtehe und ihn auch über die ſtädtiſchen Verhältniſſe von Bremen zu Rathe ziehe. Die Theilnahme des ꝛc. Delius an dem Grafen v. Reiſach wurde jedoch hierdurch nicht gemindert.

letzterer ſetzte bald darauf ſeine Reiſe nach Paris fort. In Osnabrück angekommen, wurde er auf den Grund eines von dem Senate zu Bremen erlaſſenen Steckbriefes am 1. Mai 1814 unter Beſchlagnahme ſeiner Papiere arretirt und nach Bremen transportirt, wo er auf der Präfektur bewacht wurde und durch eine Deputation des Senats die Eröffnung erhielt, daß er auf Requiſition der königl. baierſchen Regierung verhaftet werden, und ſeine Auslieferung an dieſelbe erfolgen werde. Gegen letztere proteſtirte er, unter Darlegung ſeiner Verhältniſſe zu Baiern und unter ausdrücklicher Erwähnung der oben erwähnten, von ihm im Auftrage des Miniſters v. Stein gegen Baiern verfaßten Schrift. Dieſe Proteſtation wurde von dem Senate nach Paris geſandt und daſelbſt dem Miniſter v. Stein vorgelegt, welcher die in Antrag gebrachte Entſcheidung der Monarchen nicht bewirkte, ſondern dem Senate in Bremen nur eröffnete, daß der Auslieferung des Grafen v. Reiſach an die baierſche Regierung nichts im Wege ſtehe. Während der Haft hatte der Generalgouverneur von Sachſen, Fürſt Repnin, einen Adjutanten nach Bremen geſandt, um den Grafen v. Reiſach als ein ſeinem Gouvernement angehöriges Individuum zu reklamiren und nach Dresden zu führen; allein der Adjutant mußte, ohne den Zweck ſeiner Reiſe erreicht zu haben, nach Dresden zurückgehen. Der Senat verweigerte die Erfüllung des Antrages aus dem Grunde, weil die Entſcheidung über die Auslieferung des Grafen v. Reiſach von dem Miniſter v. Stein zu erwarten ſei.

Glücklicher waren die Bemühungen des preußiſchen Conſuls Delius für die Befreiung des Grafen v. Reiſach. Er hatte dem Staatskanzler Fürſt v. Hardenberg das

von demſelben ſehr gemißbilligte Benehmen des Miniſters v. Stein gegen den Grafen v. Reiſach gemeldet und ſich demnächſt mit dem damaligen Civilgouverneur von Weſtphalen v. Vincke in Verbindung geſetzt, um nöthigenfalls in dieſer Provinz dem Grafen v. Reiſach Schutz zu verſchaffen. Die Nothwendigkeit der Entfernung des Letzteren aus Bremen trat bald ein, indem nach der Eröffnung des Miniſters v. Stein über die Zuläſſigkeit der Auslieferung des Grafen v. Reiſach nach Baiern, der Senat von Bremen bei der königlich baierſchen Regierung den Antrag gemacht hatte, daß man zur Transportirung des Grafen ein baierſches Kommando nach Bremen ſchicken möge. Dies wurde binnen Kurzem erwartet, als bei Gelegenheit eines Feſtes, welches einem engliſchen General in Bremen gegeben wurde, in Folge der von dem Konſul Delius getroffenen Einleitungen, der Graf v. Reiſach aus ſeiner Haft im Präfekturgebäude befreit und von einem Freunde des Konſuls zur Stadt hinaus begleitet wurde, wo ein Wagen bereit ſtand, welcher Beide glücklich am folgenden Tage nach Minden brachte. Legitimirt durch ein Schreiben des Gouverneurs v. Vincke erhielt er hier den nöthigen Schutz; ein Polizeibeamter von Bremen, welcher bald nach dem Grafen v. Reiſach in Minden ankam und deſſen Auslieferung verlangte, wurde abgewieſen; es erſchien darauf das nach Bremen dirigirte baierſche Kommando, als es in dieſer Stadt den Grafen v. Reiſach nicht mehr fand, ebenfalls in Minden, wo der baierſche Gensdarmerie-Hauptmann v. Meillinger die Bewachung des Grafen v. Reiſach durch preußiſche Gensdarmen und ſeine Begleitung veranlaßte. Auf die darüber dem Gouverneur v. Vincke gemachte Anzeige hob dieſer die Bewachung ſofort auf und lud den

Grafen v. Reiſach ein, nach Münſter zu kommen, wohin auch der Hauptmann v. Meillinger gleichzeitig ſich begab. Seine Auslieferungsanträge wurden zurückgewieſen; er begab ſich darauf nach Bremen, wo er die weiteren Befehle ſeiner Regierung erwartete. Als dieſe ihm zugegangen waren, erſchien er mit den ihn begleitenden Gensdarmen und einem großen verſchloſſenen Wagen von Neuem in Münſter, um den Grafen v. Reiſach abzuholen; er gab an, daß deſſen Auslieferung von dem Gouvernement in Berlin genehmigt ſei. Allein der Militairgouverneur v. Heiſter, welchem das wiederholte Erſcheinen eines baierſchen Gensdarmerie-Kommandos in voller Rüſtung höchſt anſtößig war, ließ dem Hauptmann v. Meillinger eröffnen, daß, wenn er binnen 24 Stunden die Gegend nicht verlaſſen würde, er durch preußiſche Gensdarmen über die Grenze geſchafft werden ſolle. Ein Gensdarmerie-Offizier wurde ihm als beſtändiger Begleiter beigegeben. Dies bewog ihn um ſo mehr, Münſter nach einigen Stunden mit ſeiner Begleitung zu verlaſſen.

Auf die Anzeige von dieſem ſeltſamen Benehmen des baierſchen Gouvernements, ließ der Staatskanzler Fürſt v. Hardenberg demſelben erklären, daß der Graf v. Reiſach, dem bereits früher die Erlaubniß zum Aufenthalte in den dieſſeitigen Staaten ertheilt und Schutz zugeſichert worden ſei, ſolchen in Preußen finden werde und ſeine Auslieferung an Baiern nicht ſtattfinden könne.

Ein allgemeiner Unwille gab ſich kund über das Benehmen der baierſchen Regierung und des Miniſters v. Stein gegen den Grafen v. Reiſach. Der Konſul Delius erhielt von allen Seiten über die Rettung dieſes Unglücklichen Dank; es liegt ein Schreiben eines hochgeſtellten preußiſchen Staatsmannes vom 27. Juni 1814 an den Konſul Delius

vor, welches am beſten zeigt, wie man damals das Verfahren gegen den Grafen v. Reiſach anſah und deshalb hier vorzugsweiſe erwähnt zu werden verdient. Es heißt in dieſem Schreiben: (wir theilen es des Zuſammenhanges wegen nochmals hier mit.)

„Ich habe mit recht vielem Vergnügen aus Ew. ꝛc. Schreiben erſehen, daß der Herr Graf v. Reiſach die Gelegenheit gefunden hat, ſich unter den Schuz eines ſo würdigen Mannes, als der Herr Präſident v. Vincke iſt, zu begeben; Lezterer wird ſich gewiß nicht dazu brauchen laſſen, ihn zu arretiren und auszuliefern. Es iſt mir wirklich ganz unerklärlich, wie es möglich iſt, einen Mann aufzufordern, gegen den Miniſter v. Montgelas zu ſchreiben, das Imprimatur zu ertheilen, die Druckkoſten zu bezahlen und ihn nachher dieſem Miniſter ausliefern zu wollen. Es iſt in dieſem ganzen Benehmen ein Leichtſinn, eine Inkonſequenz, eine Brutalität und Gefühlloſigkeit, die mich empört und mit nichts zu vergleichen iſt. Hat ſich der Herr Graf in ſeinen baierſchen Dienſten Vergehen zu Schulden kommen laſſen, ſo hätte man ihn nicht zum Gouvernementskommiſſair ernennen ſollen. Jezt iſt es aber Pflicht, dafür zu ſorgen, daß er der Rache des Herrn v. Montgelas nicht preisgegeben wird. Ich weiß mich in der Geſchichte Napoleon's keines Falles zu erinnern, daß er einen Privatmann aufgefordert hätte, über ein fremdes Gouvernement oder ſeine Miniſter zu ſchreiben, und daß er dieſen Privatmann nach ſeiner Ausſöhnung mit demſelben Gouvernement ausgeliefert hätte; ich glaube, daß dieſes Alles erſchöpft, was man von dieſem unglaublichen Benehmen ſagen kann.“

Dem Staatskanzler Fürſten v. Hardenberg wurde dieſer Brief durch den damaligen Lieutenant, jezigen Hofrath

T.) vorgelegt; er erklärte, daß er eben so denke, und erwähnte oft „des unmenschlichen Benehmens" des Ministers v. Stein. Er hatte Letzterem, als er von dessen Absicht, den Grafen v. Reisach an Baiern ausliefern zu lassen, gehört, einen Beamten (T.) zugesandt, um ihn von jener Absicht abzubringen; allein er gab solche nicht auf und eröffnete dem Beamten nur, daß ihm ein Gouvernement wie Baiern jetzt mehr werth sein müsse, als ein Individuum. Die feindliche Gesinnung des Ministers v. Stein gegen den Grafen v. Reisach — durch dessen Flucht von Bremen nach Minden er freilich einer gegen Baiern muthmaßlich übernommenen Verpflichtung nicht genügen konnte — hat sich nicht verändert; sie ist 15 Jahre später wieder zum Ausbruche gekommen.

Nach diesen Vorgängen hielt es der Graf v. Reisach für nothwendig, sich öffentlich zu rechtfertigen. Es erschien von ihm hiernach noch im Jahre 1814 die in Leipzig gedruckte Schrift: „Der Graf Karl August v. Reisach an das deutsche Volk," welche er in großer Zahl vertheilte. Auch sandte der Staatskanzler Fürst v. Hardenberg einen Vertrauten (T.) nach Baiern, um über die Verhältnisse des Grafen v. Reisach einige Nachrichten einzuziehen, und erhielt auf diesem Wege die Nachricht: „daß man namentlich in Augsburg den Grafen ungemein lobe, welcher bei allen Unterdrückungen und der schrecklichsten Kabinetsjustiz des Grafen v. Montgelas diesem stets offen entgegengetreten sei und Hunderte von braven Menschen seiner Rache und Verfolgung entzogen habe; daß auch von dem Grafen v. Reisach seine in den kritischen Zeiten ausgedehnten Vollmachten über Leben, Tod und Einkerkerung (1809) dazu benutzt worden wären, alle Franzosenfeinde, welche von Mont-

gelas verfolgt wurden, glücklich nach Oeſterreich zu ſchaffen und auf dieſe Weiſe die Opfer, welche der Rachgier des gewaltigen Miniſters fallen ſollten, zu retten.“ Hiermit ſtimmt auch dasjenige überein, was von der erſprießlichen Wirkſamkeit des Grafen v. Reiſach in der damaligen Zeit in der mit Vorwiſſen des Erzherzogs von Oeſterreich bei Brockhaus 1817 erſchienenen Schrift: „Das Heer von Inner-Oeſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege vom Jahre 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn“ vorkommt, und wenn die wahrhaft deutſchen und äußerſt anti-bonapartiſtiſchen Geſinnungen des Grafen v. Reiſach und ſeine von dieſer Grundlage ausgehende Wirkſamkeit als bevollmächtigter Kommiſſair bei Beaumont's und du Moulin's Reſervekorps gerühmt wird.

Der Graf v. Reiſach hielt ſich, ſeitdem er in den preuſſiſchen Staaten Schutz gefunden, in Weſtphalen auf. Der größten Noth preisgegeben, friſtete er ſein Leben mit einer fortlaufenden Unterſtützung, welche der Herr Staatskanzler ihm bewilligt hatte. In Folge der wiederholten Geſuche um Beſchäftigung wurde der Graf v. Reiſach mit der Ordnung mehrerer Archivalien beauftragt und dafür ihm Diäten bewilligt. Er hat die Aufträge, welche ihm in dieſem Fache ertheilt worden, nach den Anzeigen des Oberpräſidenten v. Vincke und der Regierung zu Münſter „mit vieler Umſicht und Thätigkeit erledigt“ und ſich „zu dieſem Geſchäfte, wie er bisher erprobt hat, ſehr qualificirt“ gezeigt, weswegen denn auch der Oberpräſident v. Vincke unter der Verſicherung: „daß ſich der Graf v. Reiſach in den 6 Jahren, während deren er ſich in Preußen aufgehalten, durchaus verwurfsfrei betragen und ſtets den regſten Eifer, ſich irgend nützlich zu machen, bewieſen habe und unter Erwäh-

nung ſeiner mannichfachen Verdienſte im Jahre 1813, am 13. April 1820 bei dem Herrn Staatskanzler den Antrag machte, daß dem Grafen v. Reiſach „bei ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Geſchäftsthätigkeit in einem Fache, worin tüchtige Arbeiter ſehr ſelten ſind," eine Penſion bewilligt, dabei aber die Verpflichtung ihm auferlegt werden möchte, ſich dafür der archivaliſchen Beſchäftigung zu widmen. Inzwiſchen genehmigte der Herr Staatskanzler dieſen Antrag nicht, und bemerkte zugleich in der Eröffnung vom 22. Juni 1820, daß dem Grafen v. Reiſach auch vorerſt in dem dieſſeitigen Staatsdienſte eine fixe Anſtellung nicht bewilligt werden könne, zumal er durch die fortlaufende Unterſtützung und durch die Diätenzahlung zur Zeit vor dem drückendſten Mangel geſchützt ſei. Unterm 29. Juni 1820 zeigte der Herr Oberpräſident v. Vincke an, wie er wiederholt verſichern könne, daß das bisherige Benehmen des Grafen v. Reiſach zu vollem Vertrauen berechtige. Ueber ſeine Leiſtungen in archivaliſcher Beziehung erſtattete die Regierung zu Münſter am 2. November 1820 einen überaus günſtigen Bericht, worin ſie bemerkte, daß der Graf v. Reiſach ſie durch Einreichung von Repertorien erfreut habe,

„in deren Anlegung die angemeſſenſte Ordnung gewählt, der Inhalt jeder Urkunde, nach vielen vom Referenten angeſtellten Reviſionen, vollſtändig und zweckmäßig dargeſtellt und von den intereſſanteſten Bemerkungen begleitet, welche die vorherige Geſchichte, wo ſie zur Erläuterung der Urkunde dienen konnte, nachweiſen, auch die einſchlagenden gedruckten Urkunden verwandten Inhalts enthalten, dabei für die Geſchichte, Diplomatik, die vormaligen Bauer- und Markenrechte, und das Domanial-Intereſſe eine ſo reiche Ausbeute der ſorgfältigen Nach-

forſchung, eine ſolche Kunde der älteſten, niederdeutſchen Urkundenſprache, der Verfaſſung und der Provinzialrechte aufſtellen, als man von dem Grafen, welcher erſt vor 2 Jahren ſeine praktiſchen diplomatiſchen Forſchungen anfing und hier ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden hatte, nicht hätte erwarten können, —

Graf v. Reiſach hat über Erwartung, um ſeine Diäten gewiſſenhaft und mit Ehre zu verdienen, gearbeitet, ſeine ganz ruinirte Geſundheit durch den beſtändigen Aufenthalt unter dem Modergeruch und Staub der nach langen Jahren an die Luft gezogenen Archive, gewagt.

Mehrere von uns ſind Augenzeugen ſowohl ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit, als auch der unangenehmen koſtſpieligen Umſtände ſeines Aufenthalts geweſen. Unter dieſen und bei der Anſchaffung mehrerer einſchlagenden geſchichtlichen Werke reichen ſeine Diäten kaum zu mäßigem Auskommen."

Eben ſo günſtig äußerte ſich der Herr Oberpräſident v. Vincke in ſeinem Berichte vom 8. Juli 1821 über die Leiſtungen des „durch den ungeſunden Aufenthalt im beſtändigen Archivſtaube und bei übermäßigem Fleiß" erkrankten Grafen v. Reiſach; der Herr Staatskanzler genehmigte darauf die längere Zahlung der ihm nur temporair bewilligten Diäten und ertheilte zugleich dem Herrn v. Vincke in der Eröffnung vom 22. Juli 1821 die Verſicherung, daß er den Grafen v. Reiſach auch nach Beendigung ſeiner archivaliſchen Arbeiten im Mindenſchen Regierungsbezirke, anderweitig bei dem Archivweſen Weſtphalens beſchäftigen werde.

Die fortgeſetzte Beſchäftigung des Grafen v. Reiſach in den weſtphäliſchen Archiven und das von ſeiner fixirten Anſtellung verbreitete Gerücht erregte in Baiern Aufſehen,

und der dieſſeitige Geſandte am Hofe zu München, der Staatsminiſter und General v. Jaſtrow fand ſich, ohne hierzu irgend eine Ermächtigung erhalten zu haben, veranlaßt, vom königlich baieriſchen Miniſterio ſich eine nähere Auskunft über die Vergehen des Grafen v. Reiſach zu erbitten. Mit großer Bereitwilligkeit kam das baieriſche Gouvernement den Wünſchen des dieſſeitigen Geſandten entgegen; es wurden ihm die Abſchriften der Erkenntniſſe, deren oben erwähnt worden, und andere Nachrichten gern mitgetheilt, und er reichte alles dies bei dem Herrn Grafen v. Bernſtorff ein, welcher dem Herrn Staatskanzler davon Mittheilung machte und um eine Eröffnung deſſen bat, was dem Herrn v. Jaſtrow zu erwiedern ſein möchte. Der Herr Staatskanzler überging in ſeiner Antwort vom 18. April 1822, daß der gedachte Geſandte dieſe Angelegenheit nicht hätte zur Sprache bringen ſollen, und daß auch nicht lange zuvor der bekannte Görres, um der Haft und der Unterſuchung in den dieſſeitigen Staaten zu entgehen, bei ſeiner Flucht aus Koblenz, Aufnahme in Baiern gefunden hatte; er erſuchte nur den Herrn Grafen v. Bernſtorff, dem Herrn Geſandten mitzutheilen, daß der Graf v. Reiſach nicht förmlich angeſtellt ſei und ſich durch ſeine Leiſtungen in den Archiven ungemein empfohlen habe, in denſelben auch noch länger werde beſchäftigt werden. Zugleich bemerkte der Herr Staatskanzler in ſeinem Schreiben vom 18. April 1822, daß nach dem Urtheile glaubwürdiger Männer in der Rechtsſache der Graf v. Reiſach nicht ohne Leidenſchaftlichkeit behandelt worden ſei und im Jahre 1813 bei der allgemeinen Sache gegen Frankreich, manche erſprießliche Dienſte geleiſtet habe.

Inzwiſchen fuhr der Graf v. Reiſach fort, ſich durch

ſeine erfolgreiche Thätigkeit in den Archiven der Provinz Weſtphalen im höchſten Grade zu empfehlen und die beſondere Zufriedenheit, ſowie das Wohlwollen ſeiner Vorgeſetzten zu erwerben. Es würde zu weit führen, wenn die lobenden Aeußerungen über die angeſtrengte Wirkſamkeit, die Ausdauer des Grafen v. Reiſach in einem mühevollen Geſchäft hier angeführt werden ſollte; durch die Arbeiten des Grafen v. Reiſach wurde ein reicher Schatz theilweiſe ſchon verloren geglaubter Urkunden und archivaliſcher Akten, intereſſant in wiſſenſchaftlicher Hinſicht und nutzbar als Quellenſammlung für viele wichtige Berechtigungen des Domanialfiskus wiederum zu Tage gefördert.

Durch die ausgezeichneten Verdienſte um die Archivverwaltung erwarb ſich der, fortwährend nur gegen Diäten beſchäftigte Graf v. Reiſach einen gegründeten Anſpruch auf eine feſte Anſtellung. Die oberſte Archivbehörde hielt ſich verpflichtet, den Grafen v. Reiſach als Archivrath nach Koblenz in Vorſchlag zu bringen, da der Herr Staatsminiſter v. Ingersleben, Oberpräſident der Rheinprovinz, keinen Nachfolger zu der erledigt gewordenen Stelle in Vorſchlag brachte, ſondern in ſeinem Berichte vom 18. December 1828 nur anzeigte, daß bloß derjenige Beamte für den erledigten Poſten tauglich wäre, welcher außer der allgemeinen gelehrten Bildung, eine ausgedehnte Kenntniß von der Geſchichte überhaupt, ſo insbeſondere der Geſchichte der daſigen Länder, ihrer früheren Verfaſſung, Geſetze und Gewohnheiten und dazu aller der mannichfachen Sprachformen, die am Rhein und an der Moſel ſo oft gewechſelt haben, beſitzen oder doch die Eigenſchaften haben müſſe, von welchen zu vermuthen ſtehe, daß er ſich dieſe letzteren Kenntniſſe bei angeſtrengtem Fleiße bald erwerben werde; — es ſchien nach den gemachten Er-

fahrungen für den Posten in Koblenz Niemand geeigneter, als der Graf v. Reisach.

Inzwischen wurde doch für nöthig erachtet, vor jeder weiteren Einleitung den Herrn Oberpräsidenten v. Vincke über die Tauglichkeit des Grafen v. Reisach zu einer festen Anstellung zu vernehmen, worauf er unterm 22. Februar 1829 erwiederte:

daß die Anstellung des Grafen v. Reisach für das Archivwesen in der Wirklichkeit bereits so lange und bei dessen ausgezeichneten Leistungen mit so entschiedenem Erfolge stattgefunden habe, daß er selbst seine Ernennung zum Archivrathe in Antrag zu bringen beabsichtigt habe, und es ihm daher nur sehr erwünscht sein könne, wenn diese erfolge, und der Graf v. Reisach durch eine feste Anstellung, welche seine bewährten Kenntnisse und seine Thätigkeit wie sein Betragen in gleichem Grade verdienen, als ein so tüchtiger Mann dem Archivwesen bleibend gewonnen werde.

Demnächst wurde der Graf v. Reisach befragt, ob ihm die Stellung in Koblenz und die Ernennung zum Archivrathe wünschenswerth sei; er bejahete diese Frage am 16. März 1829, und es wurde darauf unterm 4. April d. J. von der höchsten Archivbehörde der Antrag gemacht,

daß Se. Majestät der König den Grafen v. Reisach zum Archivrathe zu ernennen und ihm die Archivarienstelle zu Koblenz mit dem Gehalte seines Vorgängers bewilligen, auch den Fortgenuß der mit allerhöchster Genehmigung bezogenen Pension neben dem vorerwähnten Gehalte zu belassen geruhen möchten.

Des Königs Majestät genehmigten diese Anträge und erzeigten dem Grafen v. Reisach noch eine weitere Gnade.

Der Archivrath Graf v. Reifach ging, ſobald er ſeine Geſchäfte in Weſtphalen abgegeben hatte, nach Koblenz; und unterm 22. September 1829 zeigte der Staatsminiſter v. Jngersleben an, daß er in ſeine Stelle eingeführt ſei.

Eine beſſere Zukunft ſchien ſich dem unglücklichen Grafen v. Reifach zu öffnen, nachdem des Königs Majeſtät ihm ein öffentliches Zeichen der allerhöchſten Gnade und eine vom Vertrauen zeugende amtliche Stellung verliehen hatten. Er wurde mit Auszeichnung behandelt; in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts in Koblenz erhielt er eine Einladung zu einem Diner bei dem kommandirenden General der Rheinprovinz.

Da erſchien plötzlich ſein leidenſchaftlicher Gegner, der Staatsminiſter v. Stein, den das durch ihn mit herbeigeführte Unglück des Grafen v. Reifach nach 15 Jahren nicht milder gemacht hatte; durch ſein unedles Benehmen verſetzte er Letzteren in die Lage eines Beſchimpften, von welchem ſich Alles zurückzog.

Der Vorfall mit dem Staatsminiſter v. Stein in Koblenz war folgender.

Zu dem oben gedachten Diner bei dem kommandirenden General v. Borſtell am 24. September 1829 war auch der Miniſter v. Stein eingeladen, welcher früher erſchien als der Graf v. Reifach. Letzterer aber ſollte durch den Herrn v. Borſtell dem Miniſter v. Stein vorgeſtellt werden, als dieſer heftig gegen ihn losfuhr und ihm ſagte, daß es ihm ſehr unangenehm ſei, ihn hier zu ſehen, daß er ihn auffordern müſſe, ſeine Sachen erſt in Baiern abzumachen, ehe er vor ihm erſchiene. Als der Graf v. Reifach hierauf erwiederte, daß Se. Majeſtät ihn zum Archivrathe ernannt hätten, und er als ſolcher bei dem Herrn

General v. Borſtell auf deſſen Einladung erſcheine, ſchrie der Miniſter v. Stein mit der größten Heftigkeit, daß ihn dies nichts angehe, daß er ihn — den Grafen v. Reiſach — nicht ſehen wolle und nicht hier bleiben werde, wenn er, der Graf v. Reiſach, hier bleibe ꝛc. — welcher endlich durch das unaufhörliche Schreien des Miniſters v. Stein bewogen wurde, dem Herrn General v. Borſtell zu erklären, daß er ſich zurückziehen werde. Begleitet von dem Herrn General, verließ er auch deſſen Wohnung. Es kann ihm wohl mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß er ſich für dieſe perſönliche Beleidigung eine Genugthuung von dem Miniſter v. Stein nicht verſchaffte; er zeigte zwar den Vorfall der höchſten Archivbehörde an, allein dieſe war nicht im Stande, die erforderliche Satisfaktion in dieſer Angelegenheit zu veranlaſſen.

Das Benehmen des Miniſters v. Stein wurde im Allgemeinen in keiner Weiſe gebilligt. Der Staatsminiſter v. Ingersleben bemerkte unterm 14. October 1829:

> ich enthalte mich aller Aeußerungen über das ſeltſam heftige und alle Convenienz bei Seite ſetzende Verfahren des Miniſters v. Stein.

Der Oberpräſident v. Vincke zeigte, von gleichen Anſichten über das Benehmen des Miniſters v. Stein geleitet, am 13. December 1829 an:

> wie es dem Grafen v. Reiſach zwar überlaſſen bleiben müſſe, ſeine Privatgenugthuung gegen das empörende Benehmen des Freiherrn v. Stein entweder im gerichtlichen Wege oder angemeſſener durch eine öffentliche Darlegung ſeiner Verhältniſſe zu demſelben, welche den Letzteren wahrlich von keiner ruhmlichen Seite darſtellen dürfte, da er, nachdem er den Grafen v. Reiſach für

seine Zwecke genutzt und dadurch die Verfolgung seiner Feinde in Baiern aufgeregt, sich nun selbst, statt ihn zu schützen, zu einem Werkzeuge derselben für den Grafen v. Montgelas herabwürdigte, zu nehmen;

zugleich äußerte sich der Herr Oberpräsident v. Vincke dahin:

daß der Graf v. Reisach in seiner, als wohlverdienter Lohn einer langen, 17jährigen nützlichen Wirksamkeit für den preußischen Staat ihm in Koblenz gewordenen Anstellung jedenfalls um so mehr aufrecht zu erhalten sein dürfte, als er zu dem ärgerlichen Auftritte keine Veranlassung weder jetzt noch früher gegeben, sein Benehmen dabei nur der Vorwurf einer zu großen Mäßigung gegen den rc. v. Stein trifft, eine Versetzung aber den Anschein gewinnen könnte, als werde von Seiten der höheren Behörde die Ansicht des rc. v. Stein getheilt, in der Anstellung des v. Reisach eine Uebereilung anerkannt, und eine Rechtfertigung des Letztern gegen Ersten unthunlich oder unzulässig erachtet, zu welchem Allen das öffentliche Benehmen des v. Reisach, so wenig in Baiern als bei den ihm 1813 u. 14 übertragenen wichtigen Geschäften der Centralverwaltung die mindeste Veranlassung gegeben hat und es nur bedauern lassen kann, daß für die in der letzten Periode von ihm geleisteten wichtigen und wesentlichen Dienste ihm die längst verdiente Anerkennung erst jetzt durch die Gerechtigkeit seiner hohen Vorgesetzten geworden, nachdem eine 15jährige, rühmliche, aber mühselige Anstrengung im Archivwesen und ein durchaus musterhaftes Betragen aller Orten, wo er sich befunden, seine Qualifikation so ausgezeichnet bewährt hat. —

Der Oberpräsident v. Vincke schloß sein Schreiben vom 13. December 1829 mit Folgendem:

Der höheren weiseren Beurtheilung muß ich die Würdigung dieser Ansichten zur Rettung der Ehre eines auf wahrhaft unerhörte Weise angefeindeten und mißhandelten redlichen Mannes und verdienten Beamten anheimstellen. Die so muthwillig und leidenschaftlich herbeigeführte Veranlassung dürfte jedoch jedenfalls eine weitere Schonung des rc. v. Stein ausschließen und es dem rc. v. Reisach zu überlassen sein, durch öffentliche Darlegung seiner Verhältnisse zu demselben, das Urtheil der Zeitgenossen über ihn aufzuklären.

Die höchste Archivbehörde hat, da es sich um eine Persönlichkeit handelte, Anstand nehmen müssen, in diese Angelegenheit näher einzugehen; inzwischen ist von ihr in einer amtlichen Eröffnung an den Grafen v. Reisach vom 19. Februar 1830, welche abschriftlich auch dem Staatsminister v. Ingersleben mitgetheilt worden, das Benehmen des Ministers v. Stein gemißbilligt und die Verdienstlichkeit der Archivarbeiten des Grafen v. Reisach von Neuem anerkannt worden.

Der Archivrath Graf v. Reisach fand das koblenzer Archiv in einem traurigen Zustande. Der Archivar Gunther hatte dem Archive eine eigenthümliche Ordnung gegeben; sie war nicht auf historische oder geographische Grundlagen gebaut; die Akten jedes Landestheils, Stiftes, Klosters rc. waren aus einander getrennt worden, um unter allgemeine Rubriken, z. B. allgemeine Verwaltung, Gemeindewesen rc. gebracht zu werden, so daß unter diesen Rubriken sich Archivalien, alle Landestheile, alle Klöster rc. betreffend, befinden konnten. Es war ohne die größte Mühe nicht mög-

lich, eine vollſtändige Ueberſicht der Verhältniſſe eines Landestheiles, eines Stifts, eines Kloſters, einer Kommune ꝛc. zu erlangen. Der Archivrath Graf v. Reifach beſchäftigte ſich ungeſäumt damit, die alte, auf hiſtoriſche und geographiſche Baſen begründete Ordnung des Archivs, wie dies auch den früher ergangenen Beſtimmungen angemeſſen war, wiederherzuſtellen.

An Urkunden fanden ſich in den Verzeichniſſen nur 6500 aufgeführt. Der Graf v. Reifach fand in dem Archive in verſchiedenen Fachern und Kiſten noch 15,000 Urkunden; auf dem Boden des Regierungsgebäudes ermittelte er eine große Maſſe von Urkunden, unter dickem Staube aufgehäuft und ohne jede Nachweiſung; er ließ dieſelben in das Archiv ſchaffen, und demſelben wurden dadurch, wie die weitere Durchſicht ergab, 16,000 Urkunden verſchafft und erhalten. Hiernach waren über 30,000 Urkunden noch zu verzeichnen und dem Verderben, wenigſtens zum Theil, entriſſen. Der Herr Oberpräſident v. Peſtel erkannte auch in dem Berichte vom 22. Januar 1832 die Leiſtungen des Grafen v. Reifach an; eben ſo hat die oberſte Archivbehörde ihm wiederholt ihre Zufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen zu erkennen gegeben. Auch Sr. Majeſtät dem König iſt über die erfolgreiche Thätigkeit des Grafen v. Reifach im koblenzer Archive bei vorkommender Gelegenheit Anzeige erſtattet worden.

Die oberſte Archivbehörde fand ſich zu dieſen wiederholten Anerkennungen der ſehr mühevollen Wirkſamkeit des Grafen v. Reifach im koblenzer Archive um ſo mehr veranlaßt, als ſich derſelbe nicht auf eine Thätigkeit zur Ordnung des Archivs beſchränkte, ſondern mehreren intereſſanten Gegenſtänden eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete. Hierher gehört namentlich die umfaſſende Ausarbeitung deſ-

ſelben über die dieſſeitigen Anſprüche auf Luxemburg, welche demnächſt nebſt den dazu gehörenden Originalurkunden in das hieſige Geheime Staatsarchiv übernommen worden iſt; es iſt ferner hierher zu rechnen die ſorgfältige Sammlung der Verhandlungen, welche den Emſer Punktationen voranging und um ſo höheres Intereſſe gewähren, als, wie von dem Grafen v. Reiſach in ſeinem Jahresberichte pro 1831 d. d. 10. Januar 1832 angezeigt worden, weder in Mainz, noch in Köln eine Spur von dieſen Verhandlungen aufzufinden geweſen iſt. Außerdem beabſichtigte er, die Weisthümer für die Rheinprovinz herauszugeben, was jedoch keinen Fortgang hatte, wogegen es ihm gelang, auf andere Weiſe die Schätze des Archivs gemeinnützig zu machen, indem er im Vereine mit mehreren Gelehrten ein Archiv für rheiniſche Geſchichte herausgab, wovon 2 Bände erſchienen ſind." So weit der officielle Bericht. —

Aus dem Vorſtehenden geht klar hervor: daß der jetzt 63 Jahr alte Graf v. Reiſach während ſeines Aufenthaltes in den preußiſchen Staaten — abgeſehen von ſeinen hiſtoriſch wichtigen Leiſtungen in dem Kriege gegen Frankreich — die weſentlichſten und nützlichſten Dienſte in der Archivverwaltung fortgeſetzt geleiſtet hat; daß während der 15 Jahre, welche er in Weſtphalen verlebte, er in jeder Beziehung die hohe Achtung aller Behörden durch ein ehrenwerthes Benehmen und die erfolgreichſte Thätigkeit in dem Grade erlangt hat, daß die Regierung zu Minden im Intereſſe des königlichen Dienſtes gegen ſeine Verſetzung aus dieſer Provinz die dringendſten Vorſtellungen machte; daß es ferner mit Zuverläſſigkeit anzunehmen iſt, daß ſeine ungünſtige Stellung in Koblenz, ſeit ſeinem Erſcheinen daſelbſt vorzugsweiſe, herbeigeführt worden iſt: theils durch die unedle Behandlung,

welche er ungeachtet der ihm von Sr. Majeſtät dem Könige wegen ſeiner Verdienſte bewilligten öffentlichen Auszeichnung ganz kurze Zeit nach ſeiner Ankunft in Koblenz durch ſeinen leidenſchaftlichen Gegner, den Miniſter v. Stein, der ihn zuerſt gegen Baiern benutzte und dann an daſſelbe ausliefern wollte, erleiden mußte, theils durch eines höhern Beamten Mangel an Vorſicht, welcher den Gegnern des Grafen v. Reiſach Dokumente gegen ihn in die Hände brachte*). — Auch iſt das Vorurtheil gegen ihn dadurch verſtärkt und es ihm unmöglich gemacht worden, ſich in amtlicher und geſelliger Beziehung in Koblenz ſo günſtig zu ſtellen, wie ihm dies in Weſtphalen gelungen war.

Dieſe oben mitgetheilte klare, gerechte und wahrhaft ehrenwerthe Darſtellung der wirklichen Thatſachen ſei auch zugleich ein ehrendes Denkmal für den ſo heftig nach ſeinem Tode angefeindeten Geheimerath v. Itzſchoppe; wenn ihm Mangel an jeder Art von Menſchen- und Nächſtenliebe vorgeworfen worden iſt, ſo wie Härte und Mißgunſt gegen Jedermann, ſo wird man aus dieſem Berichte erſehen, daß er wohl mit Wärme und Kraft ſprechen und ſchreiben konnte und ſelbſt hohen Beamten entgegentrat (die eben im Stande waren ihm ſelbſt zu ſchaden), wenn es ſich um Schutz und Rechtfertigung verfolgter und verläumdeter Untergebenen handelte. —

Iſt Herr v. Itzſchoppe unbarmherzig nach ſeinem Tode zerriſſen worden, und hat ſich für ihn keine Stimme bis jetzt erhoben, ſo mag dieſes Wort das Erſte ſein, — es iſt um ſo

*) Dieſe höchſt betrübte, dem Verſtande und der Vaterlandsliebe des Grafen v. Reiſach nur Ehre bringende Geſchichte, mag aus erheblichen Urſachen hier vorläufig auf ſich beruhen.

partheiloſer, da D. ſich ſeit vielen Jahren weder der Neigung noch eines ähnlichen Schutzes des Herrn v. Tzſchoppe zu erfreuen hatte — welches diejenigen Männer aufforderu möge, welche durch Amts- und Geſchäftsverhältniſſe im Stande ſind, über dieſen Mann ein billiges und gerechtes Urtheil zu fällen, ſolches auch auszuſprechen. — Der Staatskanzler v. Hardenberg hielt ihn für einen gewiſſenhaften, wahren und redlichen Staatsdiener, freilich oft die Strenge und Härte verwerfend, welche Herr v. Tzſchoppe in der unglücklichen Demagogen-Unterſuchungsſache an den Tag legte. Herr v. Tzſchoppe hat ſich den Haß, die Furcht der Beamten und Nichtbeamten hauptſächlich dadurch zugezogen, daß er wichtiger, einflußreicher und mächtiger ſich in der öffentlichen Meinung darzuſtellen bemüht war, als es wirklich der Fall war

D.

Die

beabſichtigte Ermordung

des

Königs Friedrich Wilhelm III.

durch

den Calatrava-Ritter v. Sahla

in Wien 1814.

Siehe in Theil Seite 121.

„Das Schrecklichſte der Schrecken
Iſt der Menſch in ſeinem Wahn."

Der Name Sahla iſt in neuerer Zeit bei beabſichtigtem Fürſtenmord öfters genannt worden, ja Herr v. Bourrienne hat ſogar drucken laſſen, daß der Miniſter v. Stein denſelben zur Ermordung des Miniſters Grafen v. Montgelas aufgefordert habe. Sahla entging dem Schickſal nicht, auf dieſer verirrten Bahn ſelbſt ſein Ende zu finden: er wollte Napoleon mit Knallſilber während der hundert Tage abermals in die Luft ſprengen — ſprengte ſich jedoch dadurch ſelbſt in die Seine, aus welcher er zerriſſen und zerfetzt in ein Hoſpital kam und daſelbſt ſtarb*).

Daß Sahla auf dem wiener Kongreß auch unſern geliebten König Friedrich Wilhelm III. meuchlings ermorden wollte, darüber waren zwar dunkle Gerüchte verbreitet, doch nie etwas Faktiſches über dieſe beabſichtigte Greuelthat bekannt worden. D. verdankt dem Manne — dem Grafen v. Roß — der den durch falſchen Patriotismus und ſchweres Blut irregeführten Jüngling von dieſem Verbrechen zurückgebracht, die Mittheilung der ausführlichen Details; — lage jedoch nicht ein Brief des Fürſten v. Hardenberg an den Grafen v. Roß vor, der von dieſem Vorfall handelt und Dank für die Verhinderung der ſchwarzen That

*) Herr v. Bourrienne erzählt in ſeinen Memoiren von Sahla's Polizeiverhören und ſonſtigen Reden und Vorſätzen, breite und weitläuftige Geſchichten mit Entſtellungen, Lügen, Winddeuteleien und Verläumdungen aller Art gewürzt.

ausſpricht, ſo könnte man das Ganze in die Reihe ähnlicher Erfindungen werfen, an welchen namentlich die Memoiren des Herrn v. Bourrienne ſo reichhaltig ſind. — Doch hier iſt es wohl mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß der Fürſt v. Hardenberg damals dieſe ſo hochwichtige Sache genau wird haben unterſuchen laſſen. Des Fürſten Freundſchaft für den Grafen v. Roß erhielt ſich bis zu deſſen Tode, er widmete demſelben ſtets Theilnahme und Huld, welches aus einer großen Maſſe eigenhändiger Briefe des Staatskanzlers an Roß, die vorliegen, zu erſehen iſt; der Inhalt der meiſten iſt jedoch nicht von einem ſo allgemeinen Intereſſe, als daß ſie hier mitzutheilen wären; ſolches bleibt einer anderen Gelegenheit vorbehalten. Um aber unſerer Geſchichtserzählung ein um ſo größeres Intereſſe und volle Glaubwürdigkeit zu geben, folge hier zuerſt jener Brief, welchen der Staatskanzler Fürſt v. Hardenberg unter dem 16. Januar 1815 in Wien an den Grafen v. Roß ſchrieb, als dieſer im Begriff ſtand abzureiſen. Die anderen Briefe werden künftig als ein neuer Beleg für des Fürſten edles Gemüth erſcheinen und Zeugniß geben, daß er dem Grafen Roß unverändertes Wohlwollen geſchenkt. Der Fürſt ſchrieb eigenhändig:

„Mein theuerſter, junger Freund!

Sie haben durch Ihre kluge und muthige Abwendung der Gefahr, die Se. Majeſtät kürzlich bedrohte, ſich ein unvergängliches Verdienſt um Allerhöchſtdenſelben und den Staat erworben. Dieſes ſchöne Bewußtſein wird Sie nunmehr durchs Leben geleiten mit meinem väterlichen Segen; denn ich liebe Sie, als wären Sie mein Sohn. Reiſen Sie alſo glücklich, mein Schatz; doch kommen Sie recht bald zu uns zurück, damit ich ferner alles bewerkſtelligen kann, was irgend zu Ihrem Glück und zu Ihrer Zufrie-

denheit dient, die mir sehr am Herzen liegen. Auf des Königs Huld können Sie sicher bauen: Er ist der edelste Mann, den es giebt. Wegen v. Sahla haben Sie nichts zu besorgen; halten Sie, nach unserer Verabredung, nur hübsch selber reinen Mund in dieser Sache.

Erlauben Sie mir noch beim Scheiden, Ihnen hierbei einen kleinen Ring zum Andenken meiner, zuzustellen, indem ich ihn zugleich als ein Symbol meiner festen, unwandelbaren Freundschaft zu betrachten bitte. Und nun nochmals adieu, liebster Graf, bis zum frohen Wiedersehen. Schreiben Sie aus Berlin bald

Ihrem

v. Hardenberg."

Nach diesem für das wichtige Faktum so bedeutungsvollen Dokumente folge jetzt die detaillirte Erzählung des beabsichtigten Mordes, wie sie von dem Grafen Roß eigenhändig niedergeschrieben, an T. mitgetheilt worden ist.

Berlin, den 30. Dec. 1830.

„Bei meiner Anwesenheit in Wien 1814 zur Zeit des Congresses, machte ich daselbst die Bekanntschaft des Calatrava-Ritters v. Sahla. Obgleich wir in unsern Ansichten sehr verschieden waren, fand er sich dennoch zu mir hingezogen; so daß er mich häufig besuchte, und mich bisweilen, wenn auch wohlhabend, um ein kleines Darlehn ansprach, das ich ihm auch gerne bewilligte, weil ich es immer pünktlich zurückempfing.

Eines Abends nun (am 20. December 1814), als ich beschäftigt war, mein Testament abzuschreiben, trat v. Sahla zu mir ins Zimmer, ohne jedoch, wie üblich, seinen Mantel abzulegen. Als ich ihn hierzu aufforderte, entschuldigte er sich mit einer eilig vorhabenden Reise, und bat mich um

ein neues Darlehn von circa 25 Ducaten als auch um die Gefälligkeit, einen Brief an seine Mutter, den er auf den Tisch legte, am andern Tag zur Post bringen zu lassen.

Sein ganzes diesmalige Verkommen, die scheue Hast, womit er seine Anträge machte, waren auffallend; es ließ sich vermuthen, daß es mit der angegebenen Reise eine besondere Bewandniß haben müsse, zumal da er bei seinem Besuch zwei Tage zuvor, unter vielen andern Tollheiten, worauf ich nicht mehr zu achten pflegte, äußerte:

Es würde für Sachsen ein großes Glück sein, wenn jemand die Artigkeit haben wollte, dem Könige von Preußen die Pforte ins Elysium zu öffnen; weil alsdann sein Vaterland nicht das große Unglück haben würde, Preußisch werden zu müssen. —

Dieser Aeußerung mich erinnernd, und den v. Sahla als denjenigen wissend, der einst Napoleon nach dem Leben trachtete, verbunden, mit seinem jetzigen Vorgeben so wie seiner sichtbaren Aufregung bei erzwungener Ruhe, entstand in mir die Besorgniß: daß er es diesmahl wohl auf den König von Preußen abgesehen haben könne.

Hierüber Gewißheit zu erhalten und Zeit zu gewinnen, war das Erste was ich zu thun hatte; weßhalb ich ihn denn das gewünschte Darlehn als auch die Besorgung des Briefes zusagend, vorläufig zum Sitzen nöthigte.

Mangel an Zeit zwar vorschützend nahm er dennoch mit einigem Widerwillen Platz. Beim Niederlassen öffnete sich aber sein Mantel, und ich gewahrte an einem breiten Leibgurt, ein Terzerol, welches mich bewog den Mantel noch weiter zu öffnen. Nun sah ich ein zweites, und überdem einen Dolch; wonach ich nicht mehr glaubte an seinem Vorhaben zweifeln zu dürfen.

Ich konnte mich jetzt nicht enthalten dem v. Sahla, angethan wie ein Abälline, meine Verwunderung über eine dergleichen Bewaffnung auszudrücken und ihn zu fragen,

ob die Reise etwa mit einer Ehrensache zusammenhinge?

worauf er mir, nach einer kleinen Pause, erwiederte:

ja, mit einer Ehrensache;

ich fragte nun nach seinem Gegner; als er hierauf keine Antwort gab, mir aber seine gesteigerte Unruhe nicht entging, fragte ich ihn, halb im Scherz, halb im Ernst seiner früheren eignen Worte mich bedienend,

ob etwa derjenige sein Gegner sei, welchem er Jemanden wünschte, der die Artigkeit haben möchte, selbigem die Pforte ins Elysium zu öffnen ꝛc. ꝛc. —

Anstatt dieses zu beantworten stand v. Sahla wie getroffen plötzlich auf, mich unwillig fragend,

Ob ich gesonnen sei, ihm das Geld vorzustrecken oder nicht?

Beinah hätte ich dieses für einen Ausbruch seines Unwillens über meine deutungsvolle Frage gehalten, wäre mein Verdacht durch das Gesammte nicht schon zu lebhaft erregt gewesen.

Vielmehr schien mir in seiner ausweichenden Antwort ein stillschweigendes Geständniß seines fluchwürdigen Vorhabens zu liegen; so daß ohne Resultat ihn jetzt zu entlassen, ich mir nie verziehen haben würde. Vor allen Dingen durfte ich den v. Sahla nun nicht mehr aus den Augen lassen, um ihn wo möglich an einer Greuelthat zu verhindern, wozu ich Muth und guten Willen, genugsam in mir fühlte. Noch sah ich aber keine Mittel und mußte daher um so vorsichtiger zu Werke gehn.

Das verlangte Geld ihm also nochmals zusagend, er-

griff ich nunmehr seine Hand, ihn sanft bittend noch einen Augenblick zu verweilen, und mich ruhig anzuhören.

Selbst tief bewegt von dem was ich erlebt und dessen glücklicher Ausgang noch so ungewiß war, fing ich nun damit an ihm zu sagen: daß ich ihn seit unserer Bekanntschaft für einen außerordentlichen Mann von großer moralischer Intelligenz gehalten, und diese Meinung eine besondere Theilnahme an seinem Schicksal bei mir erweckt, die ich ihm jetzt, da es mir nöthig schien, auch nach Kräften zu beweisen wünschte.

Offen gestand ich ihm darauf meinen Verdacht, den er selbst erregt, und gab ihm zu bedenken, daß ein Monarch nicht gut zu fordern sei, ohne den Forderer gelindestens ins Irrenhaus sperren zu lassen, und falls er das Leben des Königs verkürzte, oder auch nur den Versuch dazu machte, er unfehlbar auch selbst das Opfer eines solchen Attentats werden müsse; ihn dabei nicht undeutlich meinen Entschluß blicken lassend, daß von dem Augenblick an, wo von einem solchen Verbrechen die Rede wäre, mein Arm der erste seyn würde, der sich gegen dasselbe waffnen würde. Sabla schwieg, aber ging nicht; vielleicht nach dieser Einleitung fühlend, daß neben der nöthigen Kraft, ich es auch gut mit ihm meinte, weil ich ihm unverholen und einleuchtend die Folgen zeigte. Ob er aber schwankte, konnte ich nicht bemerken, denn er äußerte sich nur über die Persönlichkeit und die Handlungen sowohl des Kaisers Alexander, als auch des Königs von Preußen auf eine so empörende Weise, daß die Ehrerbietung mir eine Wiederholung nicht zuläßt, und ich nur soviel, als zum Verfolg der Geschichte gehört, hier wiedergebe; so sagte er:

daß die an Preußen fallenden neuen Provinzen, namentlich von Sachſen niemals eine ungeheuchelte Anhänglichkeit für Preußen faſſen würden; denn es ſei noch in friſchem Andenken, wie König Friedrich Wilhelm III. mit ſeinen treuen Anſpachern, trotz ihres Flehens, ſie nicht zu verſtoßen, verfahren, und man alſo daſſelbe zu erwarten habe, ſobald Preußen es einſt ſeinem Vortheil angemeſſen fände, eine oder die andere Provinz wieder zu vertauſchen.

Aus Mangel an genauerer Kenntniß in dieſer Angelegenheit, vermochte ich wenig hierauf zu entgegnen, war jedoch ſchon froh, daß v. Sahla ſich Zeit nahm, in Erklärungen einzugehen.

Ich bemerkte ihm daher bloß: daß die Beweggründe der menſchlichen Handlungen, zumal bei den ſo komplicirten Verhältniſſen eines Herrſchers, ſchwer zu beurtheilen wären, und daß alſo kein vernünftiger Menſch ſich anmaßen würde, gleich einem deus ex machina einzuſchreiten, falls irgend eine Handlung eines Monarchen nicht nach ſeinem Sinne wäre; daß übrigens Sachſen, durch gänzliche oder theilweiſe Einverleibung mit Preußen, nie unglücklich werden könne, indem es ſicherlich an dem Glück einer freiſinnigen Verfaſſung Theil nehmen würde, die wie verlautet, König Friedrich Wilhelm III ſeinem treuen Volke verheißen. —

Ohne mich ausreden zu laſſen, erwiederte er mir mit einem ſardoniſchen Lächeln, das ihm beſonders eigen war,

„So lange der König Friedrich Wilhelm III. lebe, ſei an keine freiſinnige Verfaſſung zu denken, denn der König, ſchon vom Kaiſer von Rußland abhängig, werde es ohnedies auch weit leichter finden, nach dem alten Schlendrian unumſchränkt durch Furcht und Hoffnung das Volk zu regieren, das im ganzen genommen arm bleiben, wäh-

rend die Dynaſtie auf ſeine Koſten ſich immer mehr bereichern würde.

Indem ich hier die Worte eines irregeleiteten, vielleicht halb wahnſinnigen Mannes wiederhole, muß ich zugleich erinnern: daß v. Sahla, mich nicht als Preuße, ſondern als Holländer kennend, außer Acht ließ, daß ich meine Erziehung größtentheils in Preußen erhalten, und dieſem Staate wie deſſen Herrſcher in einem Grade ergeben war, der ſonſt nicht zuließ, dergleichen Reden ungeſtraft hingehen zu laſſen.

Je mehr ich ſeine bittern Bemerkungen auch zu widerlegen ſuchte, und beſonders dem Könige das Wort redete, deſto mehr ſah ich ein, daß ihm von dieſer Seite nichts abzugewinnen ſei. Ich bezog nun Alles mehr auf ſeine Perſon, ſtellte ihm dringlich vor: — daß ein Meuchelmörder unter allen Umſtänden ein verachtetes, widriges Geſchöpf bliebe; daß auch er in dem Falle ſich darauf gefaßt machen müßte, nicht allein wie ein gemeiner Verbrecher behandelt zu werden, ſondern auch, daß man den zum Meuchelmörder gewordenen Calatrava-Ritter, ſcharf beleuchten werde, um ihn vor ſeinem ſchmäligen Ende, eine Würde zu entziehen, die er, gleich die der Menſchheit, geſchändet; daß Sachſen, wenigſtens in der öffentlichen Meinung ſchwer würde büßen müſſen; daß er in Preußen, den Fluch eines ganzen Volkes auf ſich laden; daß auch in Sachſen wie überall, ſein Name mit Schimpf und Schande gebrandmarkt bleiben und die Nachwelt ſtatt der gehofften Martyrerkrone ihm die — Narrenkappe hinwerfen würde.

Dieſes fand endlich Eingang. Herr v. Sahla ſchien vernichtet, denn ich hatte ihm ſeine Eitelkeit von der lächerlichſten,

und zugleich ſeinen Stolz, in deſſen Folgen, von der furchtbarſten Seite gezeigt.

Er entgegnete Nichts, ſah aber fortwährend ſichtbar erſchüttert vor ſich hin. Nachdem ich hierauf eine Weile geſchwiegen, um ihm ſeinen eigenen Nachdenken zu überlaſſen, bemerkte ich, wie ſich ſeine Augen feuchteten, woraus ich ſchloß, daß endlich das beſſere Princip in ihm über das Böſe geſiegt.

Zu meiner großen Freude hatte ich mich auch nicht geirrt; denn im Laufe des dann folgenden Geſprächs, und nachdem ich ihm verſprochen, nie Jemandem etwas von unſerer Unterredung mitzutheilen, erfuhr ich nun aus ſeinem Munde, was mir längſt ſchon klar: daß, als er zu mir gekommen, er feſt entſchloſſen geweſen, den König von Preußen zu tödten, und falls er nachher nicht zu entfliehen vermögend, oder entwaffnet worden, ſich ſelber das Leben durch Knallſilber hatte nehmen wollen, welches er bei ſich führte. Bereits habe er ſich durch eine religiöſe Handlung (er war nämlich zur katholiſchen Kirche übergegangen) vorbereitet, ſei jetzt aber andern Sinnes geworden, betrachte den Gang zu mir als eine Eingebung Gottes und dankte mir mit allen Merkmalen der Aufrichtigkeit für meine Theilnahme; beiläufig bemerkend: daß, wäre er zu G. oder O. gegangen ſtatt zu mir, er gewiß von ſeinem Vorhaben nicht abgehalten worden wäre.

Nach dieſem Geſtändniſſe, wodurch er ſich in meine Hände gab, und welches mir daher der ſicherſte Beweis ſeines umgeänderten Sinnes war, forderte ich ihn auf, als Mann von Ehre mir ſein Wort zu geben, weder dem Könige von Preußen, der überdem ihn nie beleidigt und zur Rache gereizt, ſo wenig wie irgend Jemandem, je mehr nach dem Leben zu

machen. Er genügte dieſer Aufforderung mit Hand und Mund und es war ihm deutlich anzuſehen, wie ſehr die entladete Bruſt ſich erleichtert fühlte.

Ihn nur noch heiterer zu ſtimmen, war ich im Begriff dem Kellner wegen einer friſchen Flaſche Wein zu klingeln, als v. Sahla, ganz betreten mich zurückhielt, fragend, „was das heißen ſolle?“ nachdem ich die Urſache ihm angegeben, erſuchte er mich, dies zu unterlaſſen. Ich holte alſo von der Kommode eine bereits angebrochene Flaſche, füllte zwei Gläſer, den v. Sahla dann auffordernd auf die Geſundheit des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen zu trinken. Aber hierzu war er durchaus nicht zu bewegen; worauf ich dann die Geſundheit ſeiner Mutter, der er gleichſam wiedergegeben, und die ſeinige ausbrachte, während er nur auf das Wohl Sachſens und auf das meinige anſtieß und das Glas leerte. Längſt hatte ich an v. Sahla, trotz ſeines Herostratismus, eine große Uneigennützigkeit und Liebe zur Wohlthätigkeit wahrgenommen, um ihn nun noch mehr in ſeinem guten Vorſatze zu beſtärken und ihn denſelben, wenn auch nur mittelbar, wo möglich lieb gewinnen zu laſſen, ſagte ich ihm, daß ich mir vorgenommen, gleichſam zur Beſiegelung ſeines mir gegebenen Ehrenworts, in meinem Teſtament, an welchem ich bei ſeiner Ankunft ſchrieb, ein Capital von 10,000 Thlrn. und zwar den Armen von Amſterdam, Berlin, Dresden und Wien als mir und auch ihm in vieler Beziehung wichtigen Städten zu gleichen Theilen zu vermachen.

Dieſes kam ihm ſo unerwartet, daß er faſt keine Worte finden konnte, mir ſein Erſtaunen und ſeine Freude genugſam auszudrücken; und als ich ihn darauf erſuchte, mir den bei ſich führenden Deich (von ganz gewöhnlicher Art) zum An-

denken zu hinterlaſſen, übergab er ihn mir mit einigen ernſten Worten; wogegen ich ihm dann einen ſilbernen Reiſebecher ſchenkte.

Nunmehr erhob er ſich, um, wie er ſagte, nach Hauſe zu gehen; bemerkend: jetzt das Geld nicht weiter zu bedürfen, zugleich den Brief an ſeine Mutter zurücknehmend.

Aus begreiflichen Urſachen erbot ich mich, ihn eine Strecke zu begleiten, und unter gleichgültigem Geſpräch gelangten wir zu ſeiner Behauſung. Hier mahnte ich ihn nun nochmal an ſein Ehrenwort, welches er ſehr betonend, mit

„noch nie habe ich mein Wort gebrochen"

erwiederte, worauf ich dann mit der Sentenz,

'ein reines Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen'

von ihm Abſchied nahm.

Indeſſen konnte ich nicht unterlaſſen, noch einige Zeit in der Nähe der Wohnung des v. Sahla zu verweilen, um zu ſehen, ob er nicht etwa wieder herauskäme; wo ich ihm dann, mit dem zu mir geſteckten Dolch verſehen, auf jedem Schritte gefolgt wäre. Aber er erſchien nicht, und ich kehrte nun, erſt in der Abſicht den Fürſten v. Hardenberg zu beſuchen, was ich aber einſtweilen wieder aufgab, in meine Wohnung zurück.

Eine ſchlafloſe Nacht war für mich die erſte unangenehme Folge dieſes Vorfalles, ich brachte jedoch dieſelbe damit zu, um über alles reiflich nachzudenken. Dieſes führte mich nun zu der am vorigen Abend noch ſchwankenden Ueberzeugung, daß, da ich dem Sahla weder ins Herz ſehen noch die verderblichen Folgen wiſſen konnte, ich verpflichtet ſey, dem Staatskanzler Fürſten v. Hardenberg, der mir überdem bereits viele Gute erwieſen, wie ich hier nochmals

dankbar bemerkte, die ganze Geſchichte auch roan mitzutheilen; was auch für mich daraus entſtehen möchte.

Am andern Tage begab ich mich alſo zu dem Fürſten, ihm eröffnend: daß ich eine Sache von groſſer Wichtigkeit vorzutragen habe, doch ſein fürſtliches Wort begehre, weder mich noch einen Andern, den ich nennen würde, zu compromittiren, alſo ohne meine Zuſtimmung nie davon zu ſprechen; ich könne ſonſt leicht das Opfer meines guten Dienſtes werden, auch Mißdeutungen erleiden, indem ich v. Sahla das Verſprechen gegeben, zu ſchweigen. Nachdem ich hierauf des Fürſten Wort erhalten, nahm ich nicht länger Anſtand Seiner Durchlaucht die mit v. Sahla gehabte Scene umſtändlich zu berichten. Nunmehr fragte mich der Fürſt über verſchiedenes Einzelne und beſonders darüber, ob ich denn völlig überzeugt ſei, daß v. Sahla das mir gegebene Wort halten würde? Hierauf erwiederte ich: daß ich ſchon aus Grund ſeines Geſtändniſſes zwar durchaus nicht daran zweifle, allein doch unmöglich für einen Rückfall einſtehen könne; daß aber, wenn ich im Stande wäre für den v. Sahla wie für mich ſelber zu haften, ich dann nicht nöthig gehabt haben würde, Sr. Durchlaucht die Sache anzuvertrauen, um es ihm zu überlaſſen, den v. Sahla mit höchſter Vorſicht unter gehörige Aufſicht zu ſtellen, wozu ihm gröſſere Mittel zu Gebote ſtänden als wie mir. Kaum hatte ich geendet, da drückte der treffliche Mann mich in ſeine Arme, überhäufte mich mit den herzlichſten Aeuſſerungen ſeiner Zufriedenheit und Werthſchätzung, und nach einigen weiteren Erörterungen ſchloß er mit der Verſicherung, ich könne fortan Zeit meines Lebens des höchſten Dankes gewärtig ſein. Zugleich gab er mir auf, ich möchte v. Sahla wo möglich täglich ſehen und falls ich etwas Ver-

dachtiges bemerkte, ihm sogleich, und zwar am Besten mündlich, davon Anzeige machen. Ich entfernte mich, nachdem v. Sahla's Wohnung notirt war.

Ueberglücklich nun auch das Leben eines Königs geschützt zu haben, der geliebt von seinem Volke mir als Mensch und Regent, als Gegenstand der reinsten Verehrung stets erschien, konnte ich den v. Sahla auch ohne innern Vorwurf ansehen. Hatte ich mich doch selbst Preis gegeben, mich seiner Rache ausgesetzt, um einer höheren Pflicht zu genügen. Bald jedoch trübte sich mein Himmel, denn einige Tage nachher empfing ich vom Fürsten, bei Gelegenheit einer Zusendung mehrerer, eine andere Angelegenheit betreffender Papiere, eine kurze Anzeige mit den Worten:

„Die 10,000 Thlr. stehen Ihnen gern zu Diensten. Ich kann Ihnen solche hier oder in Berlin anweisen lassen.“*)

Bei Lesung dieses zweideutigen Anerbietens, traute ich meinen Augen nicht, mich tief verletzt fühlend. Unerträglich war mir der Gedanke, wenn der Fürst doch nur einen Augenblick wähnen konnte, ich werde mir das Leben seines Königs bezahlen lassen und zwar mit 10,000 Thlrn., wie sonst wohl die Rettung eines Menschen mit 5 Thlrn. belohnt

*) Der ganze Brief lautet: „Wien den 24. December 1814. Ich suche, lieber Graf, Ihr neuer Versuch wird nichts mehr bewirken, als die vorigen, indessen habe ich Ihre Vorstellung dem Grafen v. Neffelrode übersandt und empfohlen. Den Brief des Grafen erhalten Sie hierbei zurück. Heben Sie ihn auf. Ich füge auch noch die andern Stücke hinzu, die ich noch von Ihnen in Händen hatte.

Die 10,000 Thlr. stehen Ihnen zu Diensten. Ich kann Ihnen solche hier oder in Berlin anweisen lassen, wie Sie es wünschen.

Ganz der Ihrige

Hardenberg.“

wird; welches ſelbſt der ungebildetſte armſte Mann, wenn er ſich fühlt, von ſich weiß, den Lohn in ſeiner That ſchon findend. Und ich, den der Himmel bisher noch in Wohlhabenheit erhalten, dem es von Kindheit an Bedürfniß und Freude war, in allen Verhältniſſen über und unter mir den Pflichten der Ehre und der Menſchlichkeit zu genügen, ich ſollte für eine Handlung der Pflicht, die, hätt' ichs unterlaſſen, und v. Sahla ſein Vorhaben ausgeführt, mir die Ruhe meines Lebens geraubt haben würde, — ein Sündengeld annehmen?

Noch tröſtete mich die Hoffnung, daß hier ein Mißverſtändniß obwalte, und die Zeit nicht erwarten könnend, eilte ich zu dem Fürſten um mir Aufſchluß zu verſchaffen.

Aufgeregt wie ich war, glaubte der Fürſt bei meinem Anblick anfangs, ich brächte ihm Hinſichts des v. Sahla eine üble Nachricht. Bald jedoch klärte es ſich auf, indem ſich ergab, daß der Fürſt bei ſeiner Schwerhörigkeit verſtanden, ich habe bei der v. Sahla'ſchen Sache, mich zu einer Verwendung von 10,000 Thlrn. anheiſchig gemacht, die er mir unbedingt meinen Worten trauend, unter ſolchen Umſtänden zu vergütigen ſich verbunden hielt, und auch ſehr gerne bewillige. — So fein dieſe Wendung auch war, konnte ſie mir, keines Weges genügen. Daher wiederholte ich Sr. Durchlaucht zuvörderſt, wie es ſich mit dieſer Summe verhielt; bemerkend, daß ich ſolche zwar im Intereſſe des Königs und zu Gunſten der Armuth verwendet; da die Armen jedoch erſt nach meinem Tode das Geld erhalten würden, ich alſo Nichts ausgelegt, auch Nichts entbehre; ſo könne von einer Zurückerſtattung hier nicht die Rede ſein. Zugleich erklärte ich dem Fürſten, daß weder v. Sahla, vielweniger ich je daran gedacht, pecuniäre Vortheile zu erzielen; und be-

ſonders was mich anbetraf, ſchon der Natur der ganzen Sache nach, ich als rechtlicher Mann, wie er ſelber fühlen werde, nie dergleichen Belohnungen annehmen könne noch werde; daß aber, wenn Se. Durchlaucht in Rückſicht der von meiner Mutter und mir bewieſenen Wirkſamkeit für Preußen, um den dieſerwegen gehabten Verluſt zu erſetzen und mich gegen fernern zu ſchützen, die bereits früher verſprochene Realiſirung meiner polniſchen Forderungen gegen preußiſche Staatspapiere bewerkſtelligen wolle, ich dieſes als ein Merkmal der königlichen Großmuth in tiefſtem Dank erkennen und mit gutem Gewiſſen annehmen würde.

Da entſchuldigte ſich der hochverehrte Greis, und es erfolgte abermals der Erguß ſeines Beifalls und außer der Verſicherung ſeines unvergänglichen Dankes das erneuerte Verſprechen: die Realiſirung meiner polniſchen Forderungen gegen preußiſche Papiere und zwar mit Begünſtigung, zugleich als einzige Entſchädigung für das Verlorene, erſtere nach dem Nominalwerth, letztere nach deren Cours zu bewerkſtelligen, wobei er mich aber ausdrücklich aufforderte, mich im Preußiſchen niederzulaſſen. Dann begehrte er die Zuſtellung einer ganz genauen Bezeichnung meiner Forderungen und machte mich endlich mit freundlicher Sorgſamkeit, daß, falls ich etwa dennoch Geld bedürfe, ich mich an Niemanden als an ihn, meinen beſten Freund, wie er ſich ausdrückte, wenden ſolle. — Beruhigt und beglückt, verließ ich nun den hochverehrten Fürſten einer freien Zukunft entgegenſehend.

Nach Beendigung derjenigen Angelegenheit, die mich nach Wien rief, und wobei ich ſowohl dem Fürſten v. Hardenberg als noch einem würdigen Manne vieles zu verdanken hatte, empfing ich vom Fürſten, nachdem ich mich

bereits von ihm beurlaubt, ein Abschiedsschreiben*) von einem Solitär begleitet; ich habe dasselbe nach v. Sahla's Ableben Sr. Majestät dem Könige von Preußen im Original, und später von einer kurzen Correspondenz zwischen dem Fürsten und mir, die v. Sahla'sche Angelegenheit mit betreffend, begleitet, wiederholt in Abschrift, einzureichen Veranlassung gehabt.

Sahla starb in Folge der Verwundungen, die er sich bei einem abermaligen vergeblichen Versuch auf das Leben Napoleons, durch das bei sich führende Knallfilder zugezogen, in einem Hospital zu Paris, woselbst Preußens Staatskanzler Fürst v. Hardenberg den unglücklichen Sachsen großmüthig unterstützte.

*) Siehe 1r Theil Seite 160.

E.

Die Central-Hospital-Verwaltung unter dem Minister vom Stein.

1) Dorows Schreiben an den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg, d. d. 21. März 1813.

Mit drei Beilagen a. b. c.

a. Schreiben der Centralverwaltung an den Minister v. Stein, d. d. 8. März 1814.

b. Schreiben der Centralverwaltung an das Herzoglich Nassauische Staatsministerium, d. d. 16. Aug. 1814.

c. Schreiben der Centralverwaltung an den Minister v. Stein, d. d. 17. August 1814.

Siehe 1r Theil Seite 129.

2) Dorows Schreiben an den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg, d. d. Juli 1815.

Siehe 1r Theil Seite 137.

„Da werden die Erſchlagenen vom Herrn zu derſelbigen Zeit liegen von einem Ende der Erde bis an das andere Ende: die werden nicht beklaget, noch aufgehoben, noch begraben werden; ſondern müſſen auf dem Felde liegen und zu Miſt werden.“

Jeremias.

An den Staatskanzler Herrn Fürsten v. Hardenberg.

Frankfurt a. M., den 20. März 1815.

Indem ich bisher der Central-Verwaltung mit Ew. Durchlaucht höchster Zustimmung attachirt blieb und hochdero Befehlen entgegensehe, veranlassen die jetzt eingetretenen politischen Verhältnisse, Ew. Durchlaucht unterthänigst zu fragen, ob es nicht zweckmäßig wäre beim etwanigen Vorrücken der Armee, wo alsdann wieder in Deutschland Hospitäler einzurichten nothwendig werden, in meinen bißherigen Verhältnissen auch ferner mitzuwirken, bei der Central-Verwaltung zu bleiben, um daselbst den Gen.-Direkt. v. Voß (der eigentlich die Seele des Ganzen ist und dem wohl Niemand zur Seite zu stellen wäre, in sofern man von Einrichtung, Administration der Wohlthätigkeits-Anstalten in allen Beziehungen redet) in seinen Muhwaltungen, thätig als reisender Kommissarius zu unterstützen! —

Wenn nun bei einem Wiedervorrücken der verschiedenen Armeen in Deutschland es auch durchaus nothwendig wird, daß die Central-Hospital-Verwaltung in ihrer Wirksamkeit verbleibt, und mit Würtemberg, Bayern, Hannover, Braunschweig die Verhältnisse günstiger mit dem Interesse aller Armeen und Staaten zu vereinigen wären; so würden derselben vorzüglich reisende Kommissarien erforderlich sein.

Indem ich alles, was die Central-Verwaltung gethan, in der Nähe genau habe kennen gelernt, würde ich jammern

über die Tauſende, die in den Hoſpitälern in allen Landen umkommen würden, wenn dieſe Behörde nicht in ausgedehnter Kraft, als eine nothwendige Inſtitution für den künftigen deutſchen Staatenbund, für den Fall neuentſtehender Kriege und als eine nothwendige Mitgift gemeinſamer Kriegs-Verfaſſung aufgeſtellt würde.

Durch alle ſchwierige Verhältniſſe, welche im vorigen Jahre von der Central-Verwaltung zu beſiegen waren, iſt es Herrn v. Voß gelungen, von dem eingekommenen preuſſiſchen und ruſſiſchen Gelde, noch den größten Theil zu bewahren um davon nach dem Intereſſe Preußens Gebrauch machen zu können. Kaum zu überwindend ſcheinende Widerſtrebungen häuften ſich, um das baare Geld aus der Verwaltungs-Kaſſe zu bringen; dieſes zeigen am deutlichſten die Verhandlungen in Naſſau, wobei ſelbſt der Miniſter v. Stein im Auguſt 1814 alles aufbot, dem Grafen v. Solms zu bewegen, an Naſſau vorzugsweiſe Zahlungen zu machen, obſchon am 8. März 1814 demſelben laut Beilage a. dargelegt wurde, wie unerhört Naſſau preußiſche Krieger behandelt habe. Sicher wäre mit preußiſchem Gelde Naſſau für das Hinſterbenlaſſen braver Preußen bezahlt worden, wenn nicht ein Preuße das Ganze geleitet und in der Beilage c. dem Miniſter v. Stein von der Ungerechtigkeit ſolcher vorzugsweiſen Zahlungen überführt hätte. Aehnliche Schwierigkeiten waren, nach Sinn und Denkungsart anderer deutſchen Fürſten, überall zu beſiegen.

Wäre das Geld ausgegeben worden, ſo ſtände die Central-Verwaltung nackt, kraftlos und verlaſſen da; weil ſie äußerer Macht nicht viel mehr beſitzt und nur die Macht des Geldes noch benutzen kann; als ein reicher Mann wird die Central-Verwaltung jetzt nur noch geſchmeichelt, geach-

tet. — Mit Strenge und Consequenz iſt Alles bei ihr durchgeführt worden, daher iſt ſie zwar baar aller Liebe von den Regierungen, in deren Herzen dieſes köſtliche Gut verdorret, erkrankt und erſtorben iſt, aber auch frei von allem böſen Verdacht und ſteht rein vor dem Auge der Welt und in keinem Lande, welches ich in dieſer Zeit durchreiſte, konnte die Bosheit dieſen Glauben von ihr trüben.

Als v. Voß zur Central-Verwaltung kam, war viel zu bekriegen, denn vom Regulativ mußte in den meiſten Theilen abgegangen werden, keine mit den Geſchäften vertrauten Leute waren vorhanden, kein Arzt, kein Chirurgus ſtand der freien Dispoſitionen zu Gebot, kein Officier, kein Beamter ſtand zur Beihülfe da, es fehlte Geld und Kredit — und doch iſt faſt das Unglaubliche geſchehen. — Die Central-Verwaltung bahnte ſich überall den Weg, beſorgte die beſte Verpflegung der Kranken, ungeachtet ſie von den Bedingungen der Verpflegung mittelſt Entrepriſe ganz abging und durchaus keinen einzigen Contract abſchloß, ſondern dazu blos Genehmigung ertheilte und auf dieſe Weiſe ſowohl für ſich, als für die hohen verbündeten Mächte ohne mittelbare Zahlungs-Verpflichtungen blieb. Nur da, wo es aufs Höchſte Noth that, wurde mit Geld unterſtützt, Aerzte aus allen Theilen Deutſchlands herbeigezogen, beſoldet und zur Beihülfe nach den verſchiedenen Hoſpitälern geſendet.

Wie geräuſchlos und wenig in die Augen fallend gute Hoſpital-Adminiſtration iſt, habe ich deutlich in Sachſen zu Ende des Jahres 1813 bemerkt, wo ich damals für Hoſpital-Weſen wirkte, in Sachſen keine oder ſehr wenig Kranke glaubte (es iſt ein Vorwurf gegen mich ſelbſt), weil ich nie Klagen, weder von Militair noch von Behörden vernahm. Jetzt nur erſt habe ich mich aus den Liſten überzeugt (Herr v.

Voß, der damals dieſes Geſchäft in Sachſen leitete, gab ſie mir zur Einſicht), daß ſich Ende Januars 1814 noch 25,700 Kranke in Sachſen befanden, und früher über 70,000 Mann daſelbſt in den Hoſpitälern lagen, und von der Leipziger Schlacht bis Ende Januar 1814, Millionen Krankenverpflegungstage zu zählen ſind. —

Schlüßlich erlauben mir Ew. Durchlaucht noch eine Bemerkung in Hinſicht der Wittwen und Waiſen von Aerzten, denen der König Penſion ertheilen will.

Es iſt unbegreiflich, mit welcher Kälte Baiern, Hannover, Würtemberg dieſe Angelegenheit betreibt. Dagegen ſuchen andere Gebiete alle Wittwen von Aerzten an Preußen zu verweiſen, wenn ſolche auch nicht in Preußens Lazarethen geſtorben ſind. In einer Antwort des Herrn Grafen v. Solms, welche ich geleſen, auf das Vorſtellen von v. Voß ſcheint mir Jener dieſe Angelegenheit zu weit auszudehnen, denn er ſagt:

„Das Penſionsweſen wird nicht ausſchließlich von der Central-Verwaltung betrieben, denn ich weiß, daß der Geheime Staats-Rath Süßmann auch Wittwen, deren Männer in ruſſiſchen Hoſpitälern verſtorben ſind, und die ſich an den Fürſten v. Hardenberg gewendet haben, zur Penſion in Vorſchlag gebracht hat, weil die Ruſſen als preußiſche Alliirte anzuſehen ſind und der König hier ſchnell geholfen haben will. Daß ſtreng darauf geſehen werden muß, daß keine Wittwe, deren Mann ſich nicht Verdienſt um die Alliirten erworben hat, auf den Etat komme, iſt der Central-Verwaltung heilige Pflicht.“

Nach dieſer Aeußerung ſcheint der Herr Graf v. Solms der Meinung zu ſein, allen Wittwen ohne Unterſchied, ob die Männer den Tod in preußiſchen Lazarethen oder in denen anderer

Alliirten gefunden haben, auf Preußens Hülfe zu vertrösten. Da dieſes nun nicht die Meinung Ew. Durchlaucht iſt, wie deutlich aus dem Schreiben der Miniſterien des Kriegs und des Innern an die Central-Hoſpital-Verwaltung hervorgeht, ſo würde Herr v. Voß, der gegenwärtig dieſe Angelegenheit bearbeitet, wohl am beſten die Idee Ew. Durchlaucht ausführen, und das Intereſſe Preußens wahrnehmen, damit nicht durch aufgeſtellte Scheingründe die Penſionsfonds durch ausländiſche Wittwen und Waiſen, die in keinem Verhältniſſe zu Preußens Kriegern geſtanden, in Anſpruch genommen werden.

Möchten Ew. Durchlaucht dieſen Bericht, den ich für Pflicht hielt, zu machen, gnädig aufnehmen und ferner Ihre Huld dem ſchenken, der in tiefſter Ehrfurcht ꝛc.

(gez.) Dorow.

II.

An den Miniſter von Stein.

Frankfurt a. M., den 8. März 1814.

Von Herzogl. Naſſauiſcher Seite hat der Miniſter v. Marſchall Ew. Excellenz Bemerkungen in Betreff der Hoſpitäler überreicht, worin derſelbe ſeiner Regierung das gebührende Recht wiederfahren läßt; indem er bei der jammervollen Krankenpflege in den Naſſauiſchen Landen ſelbſt eingeſteht, daß die Regierung nirgends geräumige, zweckmäßige Lokale hergegeben habe, und daß die Naſſ. Lazarethe wahre Peſtdöhlen wären.

In keinem deutſchen Lande ſind auch die Kranken — meiſtens Preußen — unmenſchlicher Weiſe mehr verwahrloſet worden, und nirgends hat Mangel und Elend ſo ſchrecklich die braven Soldaten vernichtet, als gerade dort. Eine

blutige Schlacht hätte dem preußischen Heere weniger Menschen gekostet, als die unbrüderliche, undeutsche Krankenherberge in den Russ. Landen.

Wahr ist es, daß die Kranken, wie Herr v. Marschall sagt, bei dem fürchterlichsten Wetter auf offenen Bauerwagen ohne Pflege, Aufsicht und schützende Decke gegen die Kälte, hin und her transportirt wurden — denn man war dort emsig, ohne alle menschlichen Rücksichten, nur darauf bedacht, die Kranken aus dem Lande zu schaffen, und in die überfüllten benachbarten Städte und Hospitäler zu werfen, ohne die mindeste vorhergegangene Benachrichtigung.

Die Kranken erhielten in Nassau schlechtes Brod, essigsauren Wein, blieben ohne Wartung und Reinlichkeit, und so sehr ohne Aufsicht, daß sogar in Limburg die Nervenfieberhaften, im Delirio Tag und Nacht durch die Stadt liefen und in die Häuser zu dringen suchten; andern Unglücklichen kostete dies durch Sturz aus dem Fenster das Leben.

Mit einem unverantwortlichen, entsetzlichen Leichtsinn hat man sogar die Todten begraben, so daß die Giftdünste der Gräber sich neue Opfer holten.

Seitdem die Armee über den Rhein ging und in Bernhofen Kranke zurückblieben, ließ man dort diese Kranken — 118 Preußen an der Zahl, trotz der Kälte des Winters ohne Decken, Hemden und Laken und entschuldigte sich endlich von der Nassauischen Einquartirungs-Marsch-Kommission her, daß der Amtmann zu Bernhofen sich außer Stande befände, die von einem reisenden Inspektor geforderten Effekten anzuschaffen — und zeigt also, daß die Regierung in demselben Augenblick auch den Grundsatz übt, das Lazareth als Kommunallast zu behandeln, während der

Minister der Lande, Herr v. Marschall, bemerkt, daß die Lazarethverpflegung eine allgemeine Last der Staaten sei.

Die Preußischen Kranken wurden von ihren eigenen Lazarethbehörden in den Pest-Mordhöhlen, wie der Herr v. Marschall selbst die Nassau-Hospitäler nennt, in gutmüthigem Zutrauen zurückgelassen; aber das Vertrauen gegen die Landesbehörden ist mit vielen herrlichen Leben — mit vielen hundert braven Preußen schrecklich gebüßt worden.

Kurz, alle Schrecken einer ruchlosen, elenden und von der Regierung verlassenen Hospitalverwaltung sind in den Nassauischen Hospitälern vereinigt worden, und man hat darüber blos finanzielle Empfindungen gehabt.

Die Regierung hat bisher eigentlich noch ganz und gar nichts für die Verwundeten und Kranken gethan; bis jetzt ist die Quote zum eisernen Zeug noch nicht bezahlt — und die Regierungslieferanten der Hospitalbedürfnisse haben auch noch, nach jetzt eingelaufenen Nachrichten, fast nirgends Zahlung erhalten.

Jetzt habe ich die schleunigste Einrichtung des Klosters Bonnersdorf für 300 Kranke verfügt, um die Preußen theils aus Limburg, theils aus Bornhofen dorthin zu bringen und dem sonst gewissen Verderben und Tod zu entziehen.

Die Nassauische Regierung hätte dies früher auch thun und eben so auch Erbach nehmen können und mehrere andere Lokale; — hat den Kranken aber lieber bei dem Nachbar gesehen. Wenn also die Centralverwaltung nichts bewirken konnte, als dem schädlichen Unwesen in den Hospitälern Einhalt zu thun, dann sind dadurch schon tausend Brave gerettet, und eine große Pflicht ist erfüllt.

Central-Hospitalverwaltung für Deutschland.

b.

An das Herzogl. Naſſauiſche Staatsminiſterium.

Frankfurt a. M., den 16. Auguſt 1814.

Wenn ein hohes Staatsminiſterium ſich überzeugt haben wird, daß die herzogl. Naſſauiſchen Lande verhältnißmäßig nicht ſo viel für das Hoſpitalweſen geleiſtet haben als mehrere andere deutſche Staaten; daß die Hoſpitäler daſelbſt zuerſt geleert wurden; daß

am 11. April zu Bornhofen nur 47 Kranke
„ 1. „ zu Limburg „ 40 „
„ 13. „ zu Runkel „ 37 „
„ 30. „ zu Wiesbaden „ 30 „

im Ganzen alſo im Herzogthum an den bemerkten Tagen ſich nur noch eine unbedeutende Anzahl Kranke befanden; daß die Summe der Krankenverpflegungskoſten in Deutſchland wohl einen ſechsfachen Beitrag erfordern möchten, und der erſte Beitrag zudem nicht wirklich gezahlt, ſondern zur Abrechnung dem Lande belaſſen worden iſt; daß alſo der durch die Centralverwaltung endlich auszugleichende Theil der Hoſpitalrechnungen nicht ſo bedeutend ſein möchten, um darauf die verſchiedenen Gläubiger ausſchließlich zu vertröſten; daß endlich von Limburg, Runkel und Bornhofen noch gar keine Rechnungen eingekommen ſind, und daher ſelbſt von den herzogl. Naſſauiſchen Behörden dem allgemeinen Rechnungsweſen bedeutende Schwierigkeiten entgegengeſetzt werden, nur durch ſchleunige Beendigung des Liquidationsweſens in allen deutſchen Gebieten — worauf von der Centralverwaltung ſo oft ſchon dringendes Anſuchen geſchehen — möglichſt gehoben werden können: ſo wird ſich daraus von ſelbſt die Beantwortung des verehrlichen Schreibens vom 10. d. M. ergeben, und daß für die Hoſpitalangelegenheit

in dem Herzogthum Naſſau weniger drückende Umſtände obgewaltet haben, als für die meiſten übrigen Deutſchen Gebiete; ja daß das Herzogthum eigentlich ganz vorzüglich mit den Hoſpitälern verſchont worden iſt.

Da nun von den Deutſchen Ländern aus den nämlichen Gründen keine baare Zahlung zu der Centralverwaltungskaſſe erfolgte, wie dieſe für das Herzogthum Naſſau nachgelaſſen wurde, außerdem Oeſtreich ſeinen Beitrag durch Abrechnung ebenfalls berichtiget; ſo konnten dennoch auch keine andern baaren Gelder bei der Centralverwaltung einkommen, als ſolche, welche von Rußland und Preußen hergegeben wurden. — Wenn man ſich nun erinnert, was dieſe Mächte mit ihren Völkern gethan, ehe ſie an den Rhein kamen, und welche Anſtrengungen an Geld und Kredit auch noch ſpäterhin nothwendig wurden; dann wird man ſich auch leicht erklären, warum Rußland und Preußen, welches letztere zudem ſeit zwei Jahren mehr Kranke und Verwundete als das ganze übrige Deutſchland beſtens verpflegt hat — der Centralkaſſe nur erſt ſpäter den erſten Beitrag zum beabſichtigten erſten Fond zu geben vermochten — — und weshalb im Allgemeinen, da die Centralverwaltung ohnehin ſchon vom Monat Mai an Beſoldungen und Medikamente übernahm, jetzt keine weitere Zahlungen vor völlig beendeter Liquidation geleiſtet werden können.

Indem nur hieraus die wahre Lage der angeregten Angelegenheit überſehen werden kann, wird ein hohes Miniſterium alſo zugleich auch erkennen, daß verhältnißmäßig faſt ganz Deutſchland rückſichtlich der Hoſpitäler mehr Leiſtungen hat bewirken müſſen als die herzoglichen Lande, daß aber rückſichtlich der allgemeinen Ausgleichung nichts verſäumt werden wird, wodurch das Intereſſe des Herzog-

thums gleich den aller übrigen Deutſchen Gebiete bewahrt werden kann.

Die endliche Darſtellung der bisher in Deutſchland ſtattgefundenen Hoſpitalverhältniſſe wird auch zuletzt das Deutſche Publikum überzeugen, daß die Centralverwaltung ſtets gethan hat, was möglich und recht war.

Central-Hoſpitalverwaltung für Deutſchland.

---

c.

An den Miniſter von Stein.

Frankfurt a. M., den 17. Auguſt 1814.

Wenn es zur Frage kommen ſollte, ob jetzt das Herzogthum Naſſau vorzugsweiſe Zahlungen für Krankenverpflegung erhalten könnte; ſo iſt neben den in der Anlage (Antwort an das herzogl. Naſſauiſche Miniſterium wegen gleicher Angelegenheit, ſiehe b.) bereits entwickelten Gründen noch zu bemerken, daß die Kranken in keinem Lande ſchlechter gehalten worden ſind als im Naſſauiſchen; daß außer den gerechten Anklagen in einem frühern diesfälligen Berichte ſtets noch zu erinnern bleibt, daß die Naſſauiſche Regierung die Krankenverpflegung als Lokallaſt angeſehen hat, daß die Kranken in Limburg ſich im Anfang dieſes Jahrs ſogar mit ihren letzten Nothpfennigen Stroh haben kaufen müſſen, um nicht auf Koth und Kehricht zu liegen, und daß endlich die Regierung ſogar ihren Beamten, wie unterm 24. Januar den Juſtizrath Knieſel zu Runkel, den Befehl recht ans Herz zu legen ſich erlaubte, nur nothdürftig für die Kranken zu ſorgen und alle Anforderungen abzuweiſen, welche nicht an Ort und Stelle bewirkt werden könnten.

Mehrere Umſtände beweiſen auch, daß die herzogl. Naſſen noch faſt gar nichts für die Krankenverpflegung herge-

geben haben, daß man ſich nur beeifert, auf die Central-Verwaltungskaſſe, als auf die Kaſſe der hohen Alliirten die Augen der Bittenden zu richten, und daß höchſt wahrſcheinlich noch nicht einmal ſo viel an die eigenen Unterthanen bezahlt worden iſt, als in zwei Betragen der Centralkaſſe hatte geleiſtet werden müſſen.

Wollte man zudem die Zahlungen Naſſau's auf Ein Sechstheil der Liquidationsſumme, die noch gar nicht einmal hat feſtgeſtellt werden können, beſtimmen; ſo ergiebt ſich leicht, daß der dermalige Zuſtand der Central-Verwaltungskaſſe nicht zureichen würde, den übrigen deutſchen Landen gleiches Recht zu gewähren. Ganz Deutſchland würde ſich alſo über Unbilligkeit und Ungerechtigkeit lebhaft beklagen und die Centralverwaltung den Glauben und die Achtung verlieren, die ſie bisher ſich durch die trübſten Zeiten hindurch durch Feſtigkeit, Handhabung deſſen, was Recht und Billigkeit gebot, erworben hat.

Voreilige Zahlungen würden demnach die Ehre desjenigen vor den Augen aller Deutſchen aufs Spiel ſetzen, der durch geräuſchloſes, aber kraftiges Wirken es in Deutſchland dahin brachte, daß überall jede entſtehende Klage nach Möglichkeit ſogleich gehoben, alles, was geſchehen konnte, zur Ausführung gebracht wurde und von dem bisher Jeder die Ueberzeugung erhielt, daß er völlig unpartheiiſch Alles that, was den Kranken nützte und den verſchiedenen Gebieten vortheilhaft war.

Wenn man aber das bedenkt, daß in Deutſchland wohl 200 Hoſpitäler mehr oder weniger lange beſtanden haben, daß die Koſtenliquidation ſich wenigſtens auf vier Millionen Thaler belaufen möge, daß ein Sechstheil dieſer Summe 666,666 Thaler ausmacht — dann wird man ſich deſto

mehr überzeugen, daß von einmal betretenem Wege nicht abgegangen werden kann — und daß am wenigſten an vorzugsweiſe Zahlungen gedacht werden kann.

Central-Hoſpitalverwaltung für Deutſchland.

2.

An den Staatskanzler Fürſten v. Hardenberg.

Frankfurt a. M., Juli 1815.

Ew. Durchlaucht mögen es mir huldreichſt geſtatten, daß ich in Betreff des allgemeinen Hoſpitalweſens noch eine Angelegenheit zur Sprache bringe, welche in Deutſchland vielfältig beſprochen iſt und große Unzufriedenheit erregt hat.

Es iſt die Nichtanerkennung des Verdienſtes der Aerzte und der ausgezeichneten Hoſpitalbeamten, welche ihr Leben nicht achteten, um den kranken und verwundeten Kriegern aller kriegführenden Mächte Troſt und Hülfe zu bringen.

Preußen hat mit Ausnahme des Geheimeraths Wenzel in Frankfurt a. M., welcher mit weniger Gefahr ſeines Lebens heilte als tauſend Andere, noch an keinen Arzt des Auslandes, an keinen ausgezeichneten Hoſpitalbeamten durch Auszeichnung bethätigt, daß es erkannt, was Fremde für Preußens Krieger gethan.

Ew. Durchlaucht wage ich es, unter ſehr vielen anzuführenden Beiſpielen nur einige, welche mir auf meiner Inſpektionsreiſe ſelbſt vorgekommen, aufzuſtellen, wo aus Edelmuth mit Hintenanſetzung aller irdiſchen Vortheile für Preußens Krieger gewirkt worden iſt.

Graf v. Solms hatte durchaus keine Kenntniß von der Hoſpitaladminiſtration; er ſah das Elend nie, weil ſein Fuß noch niemals ein Hoſpital betreten, und ſprach daher für Verdienſt dieſer Art nicht, da es auch überdem öfters eine

Art Gutmüthigkeit ist, nur darum zu helfen, weil das Elend und Unglück Anderer inkommodirt.

Marburg war vielleicht der Punkt, wo das gräßlichste aller Fieber in den Hospitälern der Preußen herrschte, demungeachtet lebte, seine Privatpraxis vernachlässigend, Prof. Dr. Ullmann im Hospital, bis ein heftiges Nervenfieber ihn daran verhinderte. Das einzige Denkmal dieser Zeit für ihn ist ein siecher Körper, geschwollene Füße und verdorbene Augen, weshalb er alle Privatpraxis verloren, und seine Vermögensumstände ruinirt hat; durch das Nachtwachen ist seine Frau auch aufs Krankenlager geworfen, und im Hause in der mit Kindern gesegneten Familie herrscht wegen des Mannes Edelmuth Unglück und Trauer! —

Herr van Eß, katholischer Prediger in Marburg, hat auch mit beispielloser Thätigkeit Tag und Nacht für die preußischen Kranken gewirkt und gehandelt, doch er ist gesund geblieben, ohne Familie und deshalb nicht hülflos.

In Manheim hat der Medicinalrath Dr. Jung ohne Besoldung von irgend einer Macht zu erhalten, selbst nicht von Baden, als Dirigent dem preußischen Lazareth vorgestanden, alle Privatvortheile hintenangesetzt und nur gewacht und gearbeitet, das Elend der vaterländischen Krieger zu vermindern.

Schauderhaft ist die Geschichte des Hospitals in Hattersheim in Baden; Tausende von Soldaten wurden in Räume gestapelt, wo Platz für 400 war. Die Unglücklichen blieben ohne Wärter, ohne Aerzte, weil Alles dahin starb, was in diese Mordgrube hineinsah; nur der Kreisphysikus Dr. Schwärzlin heilte nicht allein, sondern reinigte auch, that Dienste des Arztes, des Chirurgus, des Aufwärters, unermüdet, während die Einwohner des Ortes von der Epidemie dahin gerafft wurden. — Dieser edle Mann wurde

erhalten, doch die einzige Belohnung, die ihm geworden, iſt die eigene Ueberzeugung ſeines herrlichen, thatenvollen Wirkens! Viele ähnliche Beiſpiele könnte ich noch anführen; denn ich habe die Arbeiten und Mühen ſelbſt geſehen, als ich die Hoſpitäler des ſüdlichen Deutſchlands bereiſte! —

Wird für ſo edle Aufopferung kein Lohn ertheilt, wo ſollte in künftigen Kriegen die Begeiſterung und der Muth herkommen, dieſem glanzloſen Wirkungskreiſe zu leben? dieſe Frage ward mir von vielen Seiten vorgelegt.

Verzeihen Ew. Durchlaucht huldreichſt meinen Eifer, allein all die furchtbaren Bilder, all das Elend, welches ich in Hoſpitälern geſehen, ſchwebt mir noch zu ergreifend vor! —

Dann kann ich auch nicht unterlaſſen, Ludwig v. Voß noch zu nennen, der ſeit der leipziger Schlacht durch ganz Deutſchland Harmonie und Einheit in die Hoſpitalverwaltung brachte und Alles darin zum Gedeihen und Glück der Kranken raſtlos thätig lenkte. Wäre das Ganze nicht ſo trefflich zu Ende geführt, Alles wäre auf ihn allein losgeſtürmt mit Vorwürfen und Verwünſchungen; doch jetzt, da Alles ſo ohne Klagen geendet, daß im ganzen Umfange der großen Verwaltung ein Mangel kaum erkannt wurde, als er nicht ſchon abgeholfen war; hat Graf v. Solms zwar für einzelne Hoſpitalkommandanten Auszeichnungen bewirkt, doch nichts für den gethan, welchem er es allein zu danken hat, daß ſein Ruf in Deutſchland bei dieſer Verwaltung nicht verloren gegangen iſt! —

Zum edelmüthigſten Fürſten ſpreche ich von Edelmuth und Aufopferung trefflicher Menſchen, daher werden Sie, gütigſter Fürſt, mir meine Offenheit und meine Wärme verzeihen!

(gez.) Dorow.

F.

Napoleon

zu Erfurt und zu Mainz,

sein Benehmen daselbst zur Bestimmung des endlichen Schicksals der Provinz Erfurt, während des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bei Leipzig.

Die Data erhalten vom damaligen erfurter Deputirten, Kammerpräsidenten v. Retsch.

Siehe 1r Theil Seite 189.

„Die öffentliche Meinung iſt eine unſichtbare, geheime Macht, der nichts widerſteht; es giebt nichts Beweglicheres, Unbeſtimmteres und doch nichts Kräftigeres; und ſo eigenſinnig ſie iſt, ſo iſt ſie doch öfter, als man glauben ſollte, vernünftig, wahr und gerecht.“

Napoleon.

Die Einwohner der sehr mitgenommenen Provinz Erfurt hatten schon längst, und vorzüglich in dem Jahre 1813, über den schrecklichen Druck ihre Unzufriedenheit laut geäußert, und bey der in demselben Jahre eingeführten Konskription, von der dieses Land bis dahin befreit war, brach die Volkswuth in Thätlichkeiten aus; zerstörte unter andern das Haus des damaligen Bürgermeisters Weißmantel, weßhalb dreißig Bürger arretirt, und drei, als die ersten Aufrührer, auf Befehl des damaligen Gouverneur-Generals, Ditallis, auf der Festung Petersberg erschossen wurden.

In dieser Volksstimmung kam Napoleon unvermuthet, während des Waffenstillstandes Ende Juli, Abends zehn Uhr zu Erfurt mit einem kleinen Gefolge an, stieg im Gasthof zum römischen Kaiser ab, und mißhandelte den damaligen französischen Intendanten, de Bismes, in Gegenwart vieler Menschen auf das Härteste, wegen der von ihm geduldeten Bedrückungen der Einwohner des Landes, — er erklärte: „daß er sich selbst mit der Erleichterung der Landeslasten beschäftigen wollte, und befahl, den Kammerpräsidenten v. Retsch rufen zu lassen, um mit einigen Deputirten des Landes ihm nach Mainz zu folgen. Die Deputation bestand aus dem Hofrath v. Weißenborn, Generaldirektor der Accise Spönla, Postdirektor Löber und dem Kammerpräsidenten v. Retsch. Diese Herren erhielten eine schriftliche und besiegelte Ordre, auf Befehl des damaligen Kaisers ausgefertiget, die zum Reisepasse diente.

Die Reiſe wurde Tag und Nacht fortgeſetzt.

Gleich des andern Tages nach erfolgter Ankunft wurden die Deputirten durch einen Palaſt-Fourier zum kaiſerlichen Palaſt, dem deutſchen Hauſe zu Mainz, geführt.

Rechts wohnte die Kaiſerin und links der Kaiſer.

Sie wurden ohne den geringſten Aufenthalt durch den Fürſten von Neufchatel (Berthier) an die Wohnzimmer des Kaiſers gewieſen, welche von zwei Kammerdienern beſetzt waren; der Führer klopfte mit einigen Schlägen an die Thüre, welches von innen beantwortet wurde, ſogleich öffnete Napoleon ſelbſt die Doppelthüre. Die Deputirten hatten die Nacht, als ſie zu Mainz ankamen, benutzt, um eine Vorſtellung aufzuſetzen, worin alle Beſchwerden enthalten waren. Die Vorſtellung mochte über drei Bogen ſtark ſein.

Der Kaiſer begann mit den Worten:

„Es ſcheint mir, als ginge es Euch ſehr ſchlecht in Erfurt; ich habe Euch kommen laſſen, um Euch zu helfen.“

Nun ſtellte er ſich, mit der Vorſtellung in der Hand, mitten in das Zimmer und las ſtehend, Wort für Wort, die Vorſtellung laut ab.

Ein Tiſch hinter ihm im Zimmer war mit Offizieren beſetzt, welche große Quartblätter Papier und Schreibzeug vor ſich hatten.

Nachdem der Kaiſer die Vorſtellung durchleſen hatte, ſetzte er ſich auf einen Stuhl nieder und ging von Neuem die Vorſtellung von Punkt zu Punkt laut durch.

Der erſtere Punkt betraf die Unmöglichkeit, die Garniſon auf Koſten der Provinz ferner unterhalten zu können.

Hier ſagte der Kaiſer:

„Ihr habt Recht, Ihr habt zu viel ertragen.

und ich befehle: daß die Garniſon künftig aus meinen Magazinen und auf meine Koſten verpflegt werde."

Nun ſtand er auf und befahl einem Offizier, ſogleich einen Kourier mit dieſem Befehl nach Erfurt abgehen zu laſſen. — Der Offizier gab darauf die geſchriebene Ordre ins Nebenzimmer zur weitern Beſorgung.

Nun ſetzte ſich Napoleon von Neuem und ſagte:

„Die durchpaſſirenden Truppen müßt Ihr aber ferner noch verpflegen, denn ſonſt würden meine Alliirten eiferſüchtig auf Euch werden."

Er ging zum zweiten Punkt der Vorſtellung über, welcher eine Verminderung der Konſkription von 1000 Mann betraf. Er ſagte:

„Ja, Ihr habt Recht, und ich bin geneigt, eine Verminderung zu bewilligen — wie viel glaubt Ihr, daß ſolche betragen ſoll?"

Auf die Bemerkung: daß dieſes allein von ſeiner Gnade abhängen könnte — ſagte er:

„Wohl — ich will die Konſkription um die Hälfte, auf 500 Mann vermindern."

Hier ſtand er wieder auf und trat vor jeden Deputirten beſonders hin, ſah Jedem ſcharf ins Auge und fragte Jeden:

„Seid Ihr damit zufrieden?"

Im Namen des Landes wurde gedankt, und Napoleon fertigte, wie das erſtemal, einen zweiten Kourier nach Erfurt ab; beide Couriers trafen in der Zwiſchenzeit von einer halben Stunde in Erfurt ein.

Nun ſetzte Napoleon ſich wieder und überlas den dritten Punkt der Vorſtellung. Er betraf die Bezahlung der unermeßlichen Forderungen an Frankreich und die Schulden.

Napoleon ſagte mit feſter und ſtarker Stimme: „Ich werde Erfurt behaupten!“ Mit gleicher Heftigkeit ſagte er weiter: „Ich werde Erfurt zur erſten und bedeutendſten Feſtung in Deutſchland machen, — mit leiſer Stimme — und Ihr ſollt glücklich, und Euer Land der glücklichſte Winkel in Deutſchland werden. Ich verlange Euer Geld nicht — arrangirt Euch, wie Ihr könnt — Eure Schulden werde ich aber bezahlen.“

„Ich unterſcheide aber die Staatsſchulden, ſowohl die ältern als die neuen, — dieſe werde ich bezahlen. Die ſtädtiſchen und Kommunalſchulden müſſen die ſtädtiſchen und Kommunalfonds übernehmen, die Privatſchulden oder die Forderungen der Koſten für Verpflegung der Lazarethe ꝛc. ꝛc. will ich folgendermaßen vergüten:

„Ich werde Bons d'Erfurth machen laſſen, und werde alle Domänen der Provinz Erfurt öffentlich verkaufen. Mit den Bons d'Erfurth werde ich alle dieſe Forderungen, welche über fünf Millionen Franken betragen, bezahlen laſſen, und bei dem Verkauf der Domänen können die Inhaber der Bons d'Erfurth kaufen und damit bezahlen. Reicht der Erlös aus den Domänen von Erfurt nicht zu, ſo gebe ich noch mehrere von Weſtphalen her. Ich werde meinen Kronſchatzmeiſter, l'Abbe boullirie, nach Erfurt ſchicken, um dieſe Operation auszuführen.“

Dieſer Mann iſt auch wirklich nach Erfurt, gleich nach der Deputirten Abgang von Mainz, gekommen, und ihm mußten alle Nachweiſungen dieſerhalb gegeben werden.

Weiter ſagte Napoleon:

„Ich will, daß Ihr glücklich ſeid. Eure Fabriken haben ſehr gelitten, ich will Euch den Verkauf Eurer Fabrikate

und Waaren in Frankreich und Italien gestatte, Ihr sollt eine Deputation nach Paris sogleich abgehen lassen, und ich werde den Grafen von Fermont instruiren, damit Ihr diese Vergünstigung erhaltet."

Dieses ist denn auch durch den General-Accise Direktor Spönla und Kaufmann und Fabrikanten Rothstein, welche als Abgesandte nach Paris gingen, bewirkt worden.

Napoleon fuhr fort über den ferneren Inhalt der Vorstellung zu sprechen; doch muß ihm dieses zu ermüdend geworden seyn; indem er über zwei Stunden auf diese Weise mit den Deputirten sich besprach — sagte er:

„Doch Ihr seid Deutsche, Ihr kennt vielleicht meine Absicht nicht ganz, Ihr könnt sie nicht genau verstanden haben, Ihr scheint mir auch nicht ganz von Menschenfurcht frei zu sein (weil ***** stets erschrocken zusammenfuhr, wenn Napoleon ihn ansah), besonders gegen meine Soldaten, wovon Euer Unglück mit herrühren kann — ich will Euch daher einen Mann bestimmen und kennen lehren, der weiter mit Euch sprechen und Euch unterrichten soll, wie Ihr ohne Menschenfurcht künftig Euch zu betragen habt, damit Ihr nicht wieder mißhandelt werdet."

Hier gab er Ordre, ohne den Deputirten den Mann zu nennen, denselben einzuführen, und ging, bis dieser ankam, im Zimmer auf und ab, ohne weiter zu sprechen.

Es erschien hierauf der Präfekt des Donnersberges, Chambon St. André, und der Kaiser gab ihm die Vorstellung und redete sehr lebhaft in einiger Entfernung mit ihm, so daß nichts genau zu verstehen war. Hierauf trat der Präfekt mit dem Kaiser näher zu den Deputirten, las die Vorstellung nochmals laut ab, und wiederholte, was der

Kaiſer bereits geſagt hatte, jedoch weitläufiger, ſo daß dieſer Vortrag wohl noch eine ganze Stunde dauerte. Hierauf wurden die Abgeſandten mit dem Befehl, Morgen früh zehn Uhr wieder zu kommen, entlaſſen.

Der Präfekt nahm ſie aber mit ſich in ſeine Wohnung, deren Inneres darauf hindeutete, daß der ehemalige Biſchof ein Cyniker ſeyn mußte. Er machte gleich beim Eintritt folgende Bemerkung:

„Bedenkt, wie viel der Kaiſer für Euch thun will, nehmt Euch wohl in Acht, widerſprecht ihm nicht zur Unzeit — denn Ihr könnt Alles eben ſo ſchnell wieder verlieren. Stellt Euch vor, als wenn Ihr einen Aal in der Hand feſtzuhalten gedächtet — bei der geringſten Bewegung entſchlüpft er Euch.“

Hierauf gab der Präfekt die Plane der Organiſation der Provinz den Deputirten zu erkennen, und berathete ſich mit denſelben, wie er ſagte, auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers, um ihm den Plan nachher vorzulegen. Er gab ferner zu erkennen: daß des Kaiſers Wille ſei, daß die Erfurter weder von ſeinem Militär, noch von den Behörden ſich ſollten mißhandeln laſſen, wodurch ſie ſeither ſo viel gelitten, und daß er beauftragt ſey, die Deputirten zu unterrichten, wie ſie ſich bei ſolchen Gelegenheiten zu verhalten hätten.

„Um Euch dieſes zu lehren, muß ich Euch ein Beiſpiel von mir ſelbſt anführen, welches ſich zwiſchen mir und den Kommandeurs eines Korps von 24,000 Mann zugetragen, die ungefähr vor vierzehn Tagen unvermuthet wie eine Bombe zu Mainz eintrafen.“ (Die Namen der Generale waren nicht zu erfahren, ein Marſchall war aber dabei geweſen.) „Dieſe Truppen wollten in der Stadt

einquartirt, und von den Bürgern mit den Pferden verpflegt seyn. Ich lehnte dieses Verlangen Anfangs ganz ruhig ab, da man aber zudringlicher wurde, verwies ich auf die Magazine, welche damals nicht hinreichen mochten, und daher mit Oekonomie eingetheilt werden mußten. Der Marschall ließ mir sagen, wenn ich nicht Fourage und Lebensmittel bei den Bürgern verschaffen würde, so würden sie selbst zu mir kommen, und beides bei mir holen. Ich ließ ihnen antworten, daß ihnen solches zu thun frei stünde."

„Es war Nachts gegen eins bis zwei Uhr; ich lag in meinem Bette, was Sie hier sehen" — er zeigte das Bett im Nebenzimmer — „der Marschall und einige Generale stürmten in mein Zimmer mit Heftigkeit ein, und verlangten augenblicklich Fourage und Lebensmittel bei den Bürgern. Ich erhob mich ganz gelassen von meinem Lager in die Höhe, kehrte den brausenden Herren meinen ..... zu, und denselben mit der Hand klopfend sagte ich: Sehen Sie hier Fourage? Sehen Sie hier Lebensmittel? Ich hatte Ruhe, die Herren gingen fort, und ich habe sehr ruhig geschlafen. Seht, so sollt Ihr es auch machen; der Kaiser will es haben!"

Den folgenden Tag erschienen die Deputirten zur bezeichneten Stunde mit dem Präfekten bei Napoleon, und hatten die Papiere der Organisation bei sich. Die Unterredung dauerte wieder gegen zwei Stunden, Napoleon ging alle Vorschläge durch, und änderte selbst Mehreres daran.

Den dritten Tag, den Tag der Abreise, gingen die Abgesandten von Erfurt früh zehn Uhr freiwillig zu Napoleon, um das Dekret, welches er versprochen hatte, auszuwirken und mitzunehmen, da die Abreise des Kaisers auf Nach-

mittag drei Uhr nach Dresden festgesetzt war. Sie befürchteten, da Napoleons Verhältniß zu Oestreich — wie es schon überall verlautete — sich getrübt hatte, keine gute Abfertigung zu erhalten. Die Deputirten wurden zwar gleich vorgelassen, trafen aber Napoleon in sehr übler Laune. Er sagte, daß er sie hier nicht abfertigen könnte, die Geschäfte seien zu groß gewesen, um hier das Dekret ausfertigen zu lassen, wie er versprochen hätte —

„Ihr sollt mir daher nach Dresden folgen — bringt Euern Intendanten mit Euch, und in Dresden werde ich Euch mein Dekret publiziren lassen."

Hier frugen die Herren an: ob sie nicht das Glück haben könnten, der Kaiserin aufzuwarten, und ebenfalls derselben für die bewiesene kaiserliche Gnade zu danken? — Hierauf sagte er:

„Vous voulez voir ma femme? — Oui!"

und ging langsam einem diensthuenden Kammerherrn, dem General Ransouty, entgegen, gab ihm Ordre, und entließ sie mit den Worten:

„Wir werden uns in Dresden wiedersehn."

Es dauerte lange, bis die Deputirten zur Audienz bei der Kaiserin gelangen konnten, sie ward in großem Kostum und mit großer Pracht und Feierlichkeit gegeben. Auf die Frage: ob man mit der Kaiserin Deutsch reden dürfte? erwiederte der General ein hartes, ungnädiges: „Nein!"

Die Kaiserin war von ihren Hofdamen umgeben. Dieselbe sagte zu uns: daß die Umgebungen von Erfurt schön seien, und sie sich sehr darauf freuete, bald daselbst zu seyn, und die Herren dann wieder zu sehen. Mit diesen Worten hatte die Audienz ein Ende, der Präsident Retsch wurde

mit einem Knix, die Uebrigen aber mit einer geringen Kopfbeugung entlaſſen.

Nun ging die Reiſe ſchnell über Erfurt nach Dresden. Vorher war der Kaiſer von Mainz abgereiſt; ſeine Gemahlin rief ihm vom Balken des Schloſſes mit lauter Stimme, thränenden Augen und wehendem Schnupftuch ein Lebewohl nach. Der Intendant de Bismes wurde in Erfurt abgeholt.

In Dresden wurde die Deputation den 8. Auguſt früh ſieben Uhr zur Audienz gefordert; ſie warteten aber bis neun Uhr vergebens, weil Napoleon mit dem Grafen v. Lobau, Berthier und Daru ſehr beſchäftiget war. Um neun Uhr erhielt Daru die Ordre vom Kaiſer, die drei Herren zu ſich zur Tafel zu nehmen. Der Kaiſer ſetzte ſich mit Berthier allein, umgeben von einem glänzenden Hofſtaat, und bedient von einem Kammerherrn, zur Tafel. Daru ließ die Deputirten in ſeinem Bureau, wo er laut in ihrer Gegenwart diktirte, bis gegen eilf Uhr Abends warten, ſo daß ſie es vor Hunger kaum aushalten konnten. Dann genoſſen ſie aber ein prächtiges Mahl in Geſellſchaft von ungefähr dreißig Perſonen.

Den 9. Auguſt erhielten ſie Audienz bei Napoleon. Der Intendant wurde vorerſt allein vorgelaſſen, nach wenigen Minuten kam er zurück, um die Herren abzuholen und einzuführen. Napoleon ſaß auf einem Throne, welcher zwei Stufen erhaben war, eine Menge Fahnen bildeten den Thronhimmel. Ein Tiſch mit Schreibzeug ſtand vor ihm.

Er ſagte, daß er vermuthe, der Krieg werde von neuem anfangen, daher er die Organiſation des Landes bis zum Frieden verſchieben wollte, indeſſen hätte er das

verſprochene Dekret erlaſſen. Hier hob er eine Mappe auf, nahm das Dekret heraus, und gab es dem Intendanten mit dem Befehl, ſolches in ſeiner Gegenwart ſogleich zu verleſen. Der Intendant las das Dekret laut ab, und nach dieſer Publikation frug der Kaiſer Jeden beſonders:

„Seyd Ihr zufrieden? Habt Ihr noch etwas vorzutragen oder zu bitten?“

Der Präſident v. Retſch erinnerte den Intendanten an ſein früheres Verſprechen, Vorſtellungen zu machen wegen des großen Drucks des Kolonial-Impoſtes, der den ganzen Handel von Erfurt weg in die benachbarten ſächſiſchen und ſchwarzburgiſchen Städte gebracht hatte. Der Intendant ſuchte dann auch dieſen Gegenſtand auseinander zu ſetzen; allein Napoleons Geſicht verfinſterte ſich ſtets mehr und mehr. Plötzlich ſtürzte er vom Thron, riß die erſten beiden Fenſterflügel auf, ergriff einen Stuhl, kniete darauf, ſah zum Fenſter hinaus und rief laut:

„Ich kenne dieſen Gegenſtand nicht, und will oder mag ihn nicht kennen!“

Nach einigen Augenblicken rief er weiter, doch mit umgewendetem Geſicht:

„Sprecht hierüber mit meinem Miniſter, Grafen v. Fermont zu Paris!“

und die Audienz hatte ein Ende.

Die nach Paris geſandte Deputation von Erfurt hat auch mit dem Miniſter, Grafen v. Fermont, mit Erfolg geſprochen, doch machte die Schlacht bei Leipzig dieſem großen Druck ſchon früher ein Ende.

Nach dieſer Schlacht kam Napoleon Nachts eilf Uhr zu Ottendorf, einem ſonſt Erfurt'ſchen, jetzt Weimar'ſchen, Dorfe mit ſeinen Garden, in Begleitung von mehr wie

dreißig Fackeltragern, an, und kehrte bei einem Bauer, dem Freisaſſen Weißbach, ein; nachdem er daſelbſt einige Stunden geſchlafen hatte, ließ er den Bauer vor ſich rufen, und bedeutete demſelben, daß er ihm ſeinen Schaden — die Franzoſen hatten geplundert und gebrannt — vergüten wollte; er ſey aber dieſes zu thun jetzt außer Stande. Endlich ſagte er düſter:

„In Zukunft wird der Herzog von Weimar Euer Herr ſeyn.“

Weißbach hat dieſes damals öffentlich in Erfurt erzählt. Dieſes Dorf iſt jetzt auch an Weimar von Preußen abgetreten.

Früh gegen vier Uhr traf Napoleon in gleichem Gefolge unter Fackelſchein zu Erfurt ein; der Rückzug der geſchlagenen Armee war ihm vorausgegangen. Der Hofrath v. Weißenborn und der Präſident v. Retſch begaben ſich zu ihm, um Geld zu fordern, da in den Lazarethen täglich Tauſende von Menſchen hingerafft wurden, und alle Mittel fehlten, dem Unglück abzuhelfen. Dieſe Herren erhielten durch den Palaſt-Fourier die Antwort: daß der Kaiſer ſie wurde rufen laſſen. Am Tage der Abreiſe ſchickte er früh halb vier Uhr mit dem Befehl zum Präſidenten, um eilf Uhr zu ihm zu kommen. Dieſer und Herr v. Weißenborn hatten eine Vorſtellung über Erfurts Noth entworfen, und gingen mit derſelben zu Napoleon, erhielten aber zur Nachricht, daß er ſie ſelbſt nicht ſprechen könnte, ſie ſollten aber in einer halben Stunde Antwort auf ihre Vorſtellung erhalten. Dieſe Zeit war noch nicht verfloſſen, als der Intendant erſchien, drei Geldfaſſer, jedes mit 100,000 Franken, an den Präſidenten v. Retſch überlieferte, und im Namen des Kaiſers befahl, dieſe Handlung ſogleich

öffentlich bekannt zu machen, welches auch auf der Stelle befolgt wurde. Doch gleich nach der Abreiſe Napoleons erſchienen Daru und der Gouverneur, Graf v. d'Alton, um das Geld wieder zurückzunehmen. Eine Repartition ließen ſie zwar zurück, doch das Geld ward auf die Feſtung gebracht, über welchen Gegenſtand nachher auch der Präſident v. Retſch zur Verantwortung gezogen worden iſt.

L.

Johannes Weitzel,

geb. den 24. October 1772 zu Johannisberg,
gest. den 10. Januar 1837 zu Wiesbaden.

a b c. Schreiben an den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg, d. d. 12. März, 11. Juni, 19. Juni 1819.

d bis n. Schreiben an Dorow, d. d. November 1819 bis Juni 1820.

o. Schreiben an den Geh. Oberfinanzrath Schaumann, d. d. 1. September 1820.

p. bis s. Schreiben an Dorow, d. d. Oct. bis December 1820.

t. Schreiben des Fürsten v. Hardenberg an Dorow, d. d. 4. Januar 1821.

u bis w. Schreiben an Dorow, d. d. 2. Februar, 18. März, 17. April 1821.

Siehe 1r Theil Seite 186.

„Wo Vernunft und Recht gelten, da iſt des Menſchen wahres Vaterland. Den Boden, auf dem ſie nicht gelten, mag das Andenken an unſre Väter und an unſre Kindheit heiligen; als Vaterland lieben wir ihn nicht, weil wir als Staatsbürger nicht gleich Söhnen im väterlichen Hauſe, ſondern gleich Knechten eines Herrn in unauflöslichem Dienſte gelten. Darum giebt es auch etwas Größeres und Heiligeres als den Staat, nämlich das, warum er ſelbſt da iſt, damit er es bewahre und erhalte: den Menſchen, ſeine Rechte und ſeine Würde.“

Weiſer.

Da Weitzel als Publicist und belletristischer Schriftsteller stets eine sehr bedeutende Stellung einnehmen wird und sich seine wahre Gesinnung, sein fester, trefflicher Charakter wohl nirgend klarer aussprechen, als bei seiner Unterhandlung, um nach Preußen überzusiedeln, so wird die nachfolgende Korrespondenz sicher ein allgemeines Interesse erregen, leider aber auch zugleich zeigen, welchen verderblichen Einfluß der nach Preußen gewanderte französische Buchhändler Fr. Schöll — nachheriger Geh. Regierungsrath — überall ausübte, wo er vom Fürsten Staatskanzler gefragt und gebraucht wurde; besonders traurig sind diese Verhältnisse, da Fürst Hardenberg sich sehr ungern entschloß, diesen Mann in sein Bureau aufzunehmen, nachdem man ihn in seinen frühern Verhältnissen, als französischer Konzipient im königlichen Kabinet, nicht mehr beschäftigte. Dankbarkeit und Großmuth hat Herrn Schöll, so wie manchen andern Ausländer, den man wohl jetzt wieder los sein möchte, in Preußische Dienste gebracht.

Was Kunst und Wissenschaft gewann, als Dr. Koreff diese Parthie im Bureau des Staatskanzlers allein bearbeitete, werden die wissenschaftlichen Anstalten — namentlich die Universität Bonn, — und die Gelehrten am besten bekunden können, Anstalten, welche durch seine Vorschläge und Bearbeitungen gestiftet und Gelehrte, die nach Preußen berufen worden sind. Auch Weitzel wäre der Unsrige ge-

werden, wenn nicht Schöll zum Theil Koreff's Referat erhalten hätte. Koreff ſchrieb deshalb an Dorow, als dieſer nochmals Weitzel's Angelegenheit beſprach, das Unrecht darſtellte, was dieſem geſchähe, und verlangte, daß an Weitzel direkt geſchrieben werden möchte, folgendes: „Was ſoll, was kann ich Weitzel ſchreiben und antworten. Meiner Hochachtung, meines redlichen Eifers, kurz meiner Geſinnung ſollte er doch durch dich und durch das was ich gethan, überzeugt ſein. Das andere hing nicht von mir ab. Das iſt er ja ſo weiſe ſelbſt einzuſehen. Jetzt hängt gar nichts von mir ab und durch Schöll's dicken Wanſt geht kein Zartgefühl durch. Was kann ſich wohl durch dies Fleiſch-Bollwerk durchfreſſen? Ich habe redlich für Weitzel's Vortheil gekämpft. Er hätte wohl aber auch ein klein wenig nachgeben können. Der Fürſt konnte jedoch, nachdem nun einmal die allgemeinen Beſchlüſſe gefaßt waren, keine offenbare Ausnahme machen. Gern will ich ihm ſchreiben — doch was kann, was ſoll ich? Oberflächlich ſchreibe ich nur ungern. Setze ihn doch alles auseinander.“

Weitzel erkannte dieſe veränderten Umſtände, die auch der Staatskanzler zu beſiegen nicht im Stande war, ſehr wohl und ſeine Verehrung, Liebe und Bewunderung für Hardenberg als Staatsmann und Menſch, blieben ſtets dieſelben. —

Die dem Weitzel vom Staatskanzler gemachten Zuſicherungen befinden ſich Thl. 1. S. 188 dieſes Buches bemerkt; es wurde jetzt hin und her deshalb geſchrieben, der Ueberzug verzögerte ſich nicht ganz ohne Schuld des trefflichen Weitzel; — ſeine gar zu große Gewiſſenhaftigkeit war die Hauptveranlaſſung. —

Die Verhältnisse hatten sich seitdem, besonders nach den Karlsbader Beschlüssen bedeutend verändert, Koreff das Referat verloren und sein Nachfolger verwarf aus Haß und Neid, was jener eingeleitet; außer Fr. Schöll war auch der sonst es mit Weitzel wohlmeinende Geh. Oberfinanzrath Schaumann in diese Angelegenheit gemischt, so daß T. sich veranlaßt sahe, endlich, da durchaus keine Entscheidung kam, an Schöll zu schreiben; durch diesen Mißgriff T.'s bekam der Mann nun die ganze Sache Weitzels in seine Hände und das Resultat war des Fürsten Staatskanzlers Verfügung vom 1. Januar 1821 aus Wien, — die wohl aus Schöll's Feder geflossen ist.

Briefe.

a.

An den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg.

Wiesbaden, den 12. März 1819.

Das gnädige Schreiben Ew. Durchl. vom 26. Febr. hat mich mit dem innigsten Gefühle der Dankbarkeit erfüllt. Ich habe mit Stolz und Freude diesen Beweis der königl. Gnade in den gütigen Gesinnungen Ew. Durchl. empfangen. Mit Wohlgefallen denke ich an meinen neuen Wirkungskreis, den ich durch die Fortsetzung des Rheinischen Archivs noch zu erweitern gedenke, und dessen angenehme Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, ich Kraft und Muth in mir fühle. Doch dürfen meine Hoffnungen und Wünsche meine Ueberlegung nicht bestechen.

Möchten Ew. Durchl. meine Anſicht der Dinge zu vernehmen und zu prüfen würdigen, die ich auch bereit bin ſelbſt zu mißbilligen, wenn ſie Mißbilligung finden ſollte! Um in meiner neuen Beſtimmung auf eine Art zu wirken, die den Erwartungen Ew. Durchl. und meinen Willen entſpricht, muß ich die öffentliche Meinung für mich haben. Durch jeden raſchen Wechſel ſetze ich ſie aber aufs Spiel. Man würde nicht unterlaſſen, mich als einen Partigänger darzuſtellen, deſſen Grundſätze und Dienſte käuflich ſind. Was Billige und Verſtändige davon denken, kommt hier weniger in Anſchlag als die Meinung einer unbeſonnenen, leichtgläubigen Menge, die das Schlechte immer lieber glaubt, als das Gute; denn es iſt hier weniger um meinen bleibenden Ruf, als um meine vorübergehende Wirkſamkeit zu thun. Ich muß erwarten, daß die Alten jeder Art, die uns durch entgegengeſetzte Mittel zu irgend einer verderblichen Extremität drangen, und die mich auf gleiche Weiſe von ganzer Seele haſſen, die geringſte Blöße, die ich geben könnte, benutzen werden, um das öffentliche Vertrauen zu mir zu untergraben. Mein ganzes öffentliches Seyn iſt ein Geſchenk der öffentlichen Meinung. Mit ihrem Verluſte bin ich moraliſch todt. Ohne Achtung bin ich ohne Einfluß, und wo ich nützen will, kann ich nur ſchaden. Aus dieſen Gründen, die meine Verhältniſſe zu der hieſigen Regierung unterſtützen, von der ich noch nicht entlaſſen bin, auch ungern, wie es ſcheint, entlaſſen werde, darf ich nur ablöſen und nicht abbrechen, den Uebergang vorbereiten, und hier muß ich ſchon ganz erſcheinen, wie ich den Rheinprovinzen mich zeigen muß und will. Nichts aber hindert mich in meinen gegenwärtigen Verhältniſſen, den wohlthätigen Abſichten Sr. Maj. und Ew. Durchlaucht in Allem zu entſpre-

chen. Ich kann und werde hier thun, was ich, bei einem raſchen, unvorbereiteten Uebergange in die Rheinprovinzen wahrſcheinlich nur vergebens wollen würde. Iſt der Uebergang aber eingeleitet, ſo ſind die Gemüther vorbereitet, dann wird mit Vortheil geſchehen, was jetzt nur Nachtheil brachte. Ich wage demnach an Ew. Durchl. die unterthänigſte Bitte, die Ausfertigung oder Bekanntmachung des königl. Patents bis zu dem gewiß nicht fernen Zeitpunkt auszuſetzen, wo ich meinem Beruf in der Rheinprovinz ganz zu erfüllen im Stande bin; mich bis dahin gütigſt unterrichten zu laſſen, in welchem Sinn ich wirken ſoll und in Allem über mich zu verfügen. Auch hier werde ich der aufrichtigſten Ergebung keine Grenzen ſetzen, als die ſie in meiner Ueberzeugung und meinem Gewiſſen findet.

Erhält dieſe Anſicht die Genehmigung Ew. Durchl., dann wage ich noch die inſtändigſte Bitte beizufügen, der Befreiung von Cenſur eine ſo ausdrückliche Sanktion zu geben, daß ich nur dem Könige, Ew. Durchl. und meinem Gewiſſen verantwortlich bleibe, gegen untergeordnete Stellen und Lokalbehörden aber nie zu rechtfertigenden Erörterungen mich verpflichtet ſehe. Ich werde in dem Sinne der Vorſchrift Ew. Durchl. thätig ſein, nach Kräften in derſelben wirken, und als treuer Staatsdiener dem Könige und dem Vaterlande mich nützlich zu machen ſtreben. Entſpricht der Erfolg meiner geringen Kraft und meinem aufrichtigen Beſtreben, dann geht einer der größten Wünſche meines Lebens in Erfüllung, und ich werde der Gnade des Königs und den gütigen Geſinnungen Ew. Durchl. nie unwürdig ſein. In meiner Seele ſteht die Ueberzeugung unerſchütterlich feſt, daß Deutſchland nur durch und mit Preußen zu retten iſt.

Ich fürchte nicht, von dem edlen Herzen Ew. Durchl. mißverstanden zu werden, dem ich ohne allen Rückhalt mich anzuvertrauen kein Bedenken trage, und verharre ꝛc.

Weitzel.

---

b.

An denselben.

Wiesbaden, den 11. Juni 1819.

Ich hatte Ew. Durchl. unterthänigst gebeten, die Einleitung zu meinem Ueberzuge nach den Rheinprovinzen zu verzögern. Die Gründe, welche mich zu dieser Bitte bestimmten, haben zum Theil aufgehört, und ich dürfte wohl von meiner Seite die Meinung ziemlich verbereitet finden. Ich wünsche sehr, daß Ew. Durchl. nicht verkennen mögen, was ich mir schmeicheln darf, nach höchstdero Gesinnungen und im Interesse der Preuß. Monarchie bisher gethan zu haben. Ew. Durchl. mag es unbekannt geblieben sein, oder auch kaum bemerkenswerth erscheinen, ich aber darf, in Hinsicht meines Standpunktes und meiner geringen Kraft, doch einigen Werth darauf legen.

Ich habe gethan, was ich zu thun vermochte, um meinen Uebergang vorzubereiten; aber der Zustand der Rheinlande ist noch derselbe. Ja die Stimmung der Gemüther hat sich seit dem letzten Januar verschlimmert. Mögen Ew. Durchl. diese freimüthige Aeußerung nicht ungnädig aufnehmen! sie ist leider wahr. Gehe ich unter diesen Verhältnissen nach der mir zugedachten Bestimmung ab, dann muß ich in die höchst schmerzliche Lage kommen, mit der öffentlichen Meinung zu brechen, oder oft in einer der Regierung mißfälligen Lage zu erscheinen. Darum wage ich an Ew. Durchl. die unterthänigste Bitte, mich nicht eher

abzurufen, bis etwas Entscheidendes für das Land, sey es durch Errichtung von Ständen, oder auf irgend eine andere Weise geschehen ist. Durch meine Bedenklichkeit fürchte ich nicht, in der Meinung Ew. Durchl. zu verlieren, es gilt mein ganzes öffentliches Leben. Was könnte ich sein, wäre ich nicht wahr? Was vermag ich Gutes zu wirken, habe ich das Vertrauen der Menschen nicht, mit und unter denen ich lebe, und auf die ich wirken soll?

Noch bitte ich Ew. Durchl. unterthänigst um Vergebung wegen meines verspäteten Schreibens, welches der Zustand meiner Gesundheit verschuldet, die durch ein Leben von Unannehmlichkeiten, Anstrengungen und Entbehrungen sehr gelitten hat. Wie sehr ich übrigens wünsche, mich unter günstigen Verhältnissen an den Ort meiner Bestimmung zu sehen, mag der Umstand bezeugen, daß ich schon seit einiger Zeit Auftrag gegeben habe, für mich zu Bonn eine Wohnung zu besorgen. Meine Entlassung von der hiesigen Regierung habe ich noch nicht, rechne aber bestimmt darauf.

Ich wage an Ew. Durchl. die unterthänigste Bitte, diese Verhältnisse in Höchstdero Weisheit zu erwägen, und mir demnach eine gnädige Entscheidung zukommen zu lassen.

In Erwartung Ew. Durchl. Befehle verharre ich in demüthigster Ehrfurcht

Weigel.

---

c

An denselben.

Wiesbaden, den 19. Juni 1819.

Ich wende mich mit der unterthänigsten Bitte an Ew. Durchl., mir die nöthigen Papiere zu meinem Ueberzuge

nach Bonn gnädigſt ausfertigen zu laſſen, da ich denſelben im nächſten September vorzunehmen entſchloſſen bin. Meine Maßregeln habe ich ſo genommen, daß ich in dieſer Zeit nach dem Orte meiner Beſtimmung abgehen kann, ſind mir bis dahin 1) meine Ernennung, 2) ein Paß, 3) ein Freiſchein für meine Effekten bei den preußiſchen Zollämtern zugekommen. Ich wünſchte man möchte die Bitte, zu den letzten, 2 Ohm Johannisberger zahlen zu dürfen, nicht unbeſcheiden finden. Es würde mir wehe thun, mich auf einmal von meinem theuren Landsmann zu trennen.

Eine wichtige Sache liegt mir noch ſchwer auf den Herzen, die ich mit Unrecht bisher ſtillſchweigend übergangen habe, das Loos der Meinigen nämlich, wenn ich vor meiner Frau ſterben ſollte. Ich bin Familienvater und wende mich als ſolcher an das Gefühl eines Vaters und Gatten, überlaſſe aber die Entſcheidung mit vertrauender Hingebung der Großmuth Ew. Durchlaucht. In der Ankündigung, welche das Publikum von der künftigen Erſcheinung der rheiniſchen Blätter in Bonn unterrichtet, werde ich ihre Befreiung von der Cenſur erwähnen, wenn Ew. Durchl. nicht anders darüber verfügen. Den Erfolg meines Strebens würde es auch ſehr befördern, wenn für alle preußiſchen Lande ein beſtimmter Preis der rheiniſchen Blätter feſtgeſetzt würde. Geſchieht das nicht, dann bin ich in die Hände der Behörden gegeben, die aus dem Abſatz der öffentlichen Blätter ſich einen eigenen Erwerbszweig machen.

Meine Umſtände ſind von der Art, daß ich wünſchen muß, die mir gnädigſt bewilligte Entſchädigung für den Ueberzug noch hier empfangen zu können. Ueber die Auszahlung meines Gehalts werden Ew. Durchlaucht das Zweckmäßigſte zu verfügen geruhen.

Ich darf Ew. Durchlaucht aufrichtig und wahr die Versicherung wiederholen, daß ich mich mit Eifer bestreben werde, mich der Gnade des Königs und der wohlwollenden Gesinnungen Ew. Durchlaucht würdig zu machen.

Weitzel.

d.

An Dr Wilhelm Dorow in Wiesbaden.

Johannisberg, den 26. November 1819.

Wie, mein wertheſter Freund, Sie laſſen ja nicht ein Wörtchen von ſich hören und ſind ſtumm und todt geworden, wenigſtens für uns arme Verwieſene! Während dem Sie in den Herrlichkeiten der Hauptſtadt ſchwelgen, leben wir ein armes Dorfleben und ſehen nicht einmal vornehme Leute, ſondern höchſtens nur Menſchen. Fühlten Sie nur einiges Mitleid in Ihrem von dreifachem Erz umpanzerten Herzen, dann lieſen Sie uns doch wenigſtens die merkwürdigſten Ereigniſſe der Stadt zukommen; aber dem Reichen und Glücklichen iſt alles Mitgefühl fremd. Wußte denn je der Geſättigte, was den Hungrigen plagt?

Da ich bei Ihnen war, dachte ich die folgende Woche Sie wieder zu ſehen. Gott hat es bis jetzt nicht gewollt und wird es hoffentlich, in dieſem Monat wenigſtens, nicht wollen. Vor Neujahr gedenke ich aber doch Wiesbaden wieder zu ſehen. Ohne Zweifel finde ich Sie noch auf dem bekannten Wege, der zu den Antiquitaten im Eckzimmer führt! In Preußen geht es ſo ſchnell nicht, es müßte denn durch das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten betrieben werden. Aber meine Hoffnungen ſind untergegangen, die ich auf dieſen Staat geſetzt hatte. Mit Deutſch-

land iſt es aus und zu Ende. In Gottes Namen! ich bin auf dem Johannisberg. — Iſt in Berlin von der nahen und nächſten Vergangenheit gar nicht mehr die Rede?? Iſt Herr Eichhoff zurückgekommen, und haben Sie den Freund geſehen? Was ſagt er? Herr Schellenberg hat mir wegen der Ankündigung und der rheiniſchen Blätter geſchrieben. Was den letzten Punkt betrifft, ſo ward die Sache mit Herrn Emmermann beſprochen, der mir nun rieth, die Entſcheidung noch anſtehen zu laſſen. Was ihn dazu beſtimmt hat, äußerte er nicht, denn mündlich zeigte er ſich Herrn Schellenberg ſehr geneigt. Doch das unter uns! Komme ich nach Wiesbaden zu der Zeit, wo die Sache ſich noch ordnen läßt, dann thue ich es; bis zum neuen Jahre dürfte es aber doch faſt zu kurz ſein. Mit April ſoll mit den rheiniſchen Blättern nach meinem Plane eine Totalveränderung vorgehen, weil es ſo unmöglich bleiben kann. Bis dahin werden wir ohne Zweifel auch die Angelegenheit des Herrn Schellenberg ſuspendiren. Darüber mündlich mehr! Beſteht er auf Neujahr, dann mag er das zu meiner Rechtfertigung vorauswiſſen und die Sache mit Emmermann fertig machen.

In Betreff der Ankündigung kann ich nicht ins Reine kommen. Ich kann nicht von mir ſelbſt und meiner Sache reden. Wie! wenn er ſich ein ſolches Ding machen ließ und mir es zur Einſicht zuſchickte. Das wäre mir das Liebſte, und ſuchen Sie ihn dazu anzufeuern. Will er nicht, dann thue ich es, Zeit iſt dafür noch nicht verloren, denn erſt vor einigen Tagen habe ich darüber an meine Freunde geſchrieben. Manuſkript iſt immer fertig, wenn ich nur acht Tage vorher weiß, daß angefangen werden ſoll. Herrn Schellenberg hätte ich das gern ſelbſt

geschrieben, aber wir sind gerade im Ziehen und fangen jetzt erst an zu wohnen. Dolmetschen Sie mich ihm mit freundlichem Gruß.

Von Herzen

Ihr

Weitzel.

---

c.

An denselben.

Johannisberg, den 10. December 1819.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, für die Mühe, die Sie sich mit der Ankündigung gegeben, welche Sie beiliegend zurückerhalten. Sie ist ganz so, daß ich an ihr nichts zu verändern wüßte. Also Glück auf! Herr Schellenberg wird hoffentlich mit meiner Erklärung, die rh. Blätter betreffend, zufrieden sein, wenigstens ist sie aufrichtig und zeigt die Sache, wie sie steht. Sind wir nun aber ehrlich und suchen weder Ausflüchte noch Ungerechtes, dann wird es werden, wie es sein soll und sein darf. Ich bin überzeugt, daß die rh. Blätter durch Herrn Schellenberg gewinnen, wenn er sich dieselben angelegen sein lassen will. Ich halte den Mann im Grunde für recht brav, nur scheint er mir zu Zeiten ungleich.

Jetzt wohnen wir alle beisammen, obgleich noch manche Einrichtung in dem Hause zu machen ist. Ich bin sehr zufrieden, weil mir der Jammer und die Erbärmlichkeit der Zeit aus den Augen gerückt werden. Ich sehe hier nichts als die Meinigen und die Natur. Täglich mache ich einen starken Strich durch Feld und Wald und hatte noch nicht

einmal Luſt, nach Rüdesheim oder in einen benachbarten Ort zu gehen. Wenn es nur meine Finanzen ertragen, dann verlaſſe ich ſchwerlich den Johannisberg wieder! Es lohnt ſich wahrhaftig der Mühe nicht, daß man mit dem Leben, der Welt und den Menſchen ſo viele Umſtände macht. Um es gut hier zu haben, muß man ein Narr oder ein Spitzbube ſein; und ich bin für jede Schule und fremde Lehren verdorben und zu alt.

Das herzogliche Andenken hat mir Freude gemacht, und ich denke, es muß Ihnen angenehm geweſen ſein. Sehen Sie nun, welch einen Landesherrn wir haben? Auch hier geht man etwas langſam, kommt aber doch am Ende an; darum dürfen Sie um ſo weniger an dem Ihrigen verzweifeln.

Nach Wiesbaden werde ich nun vor dem neuen Jahre nicht kommen. So ſehr ich auch oft wünſche, einige dortige Freunde zu ſehen, ſo iſt mir doch jede Excurſion dahin zu beſchwerlich, weil ich fahren und über Nacht aus dem Hauſe bleiben müßte; zwei Dinge, die mir, wie Sie wohl wiſſen, höchſt zuwider ſind.

Können und wollen Sie mein Andenken bei der höchſt ſchätzbaren Familie von Dalwigk ein wenig auffriſchen und mit etwas Glanzfarbe überſtreichen, dann thun Sie mir einen Gefallen. Bei der verdienten Achtung, die ich für den verehrten Mann habe, zeigte ich mich vielleicht zu abgeſchloſſen und einſam, was man auch für etwas Anderes nehmen konnte. Wenige haben ſich ſo gegen uns benommen, wie dieſe, und ich war aus zu wilder Freiheitsliebe und aus Haß gegen alle Förmlichkeit zu wenig erkenntlich dafür.

Wir grüßen Sie alle herzlich. Erinnern Sie sich zu Zeiten, daß nicht nur hinter, sondern auch auf dem Berge Leute wohnen!

Ihr

Weitzel.

1.

An denselben.

Johannisberg den 3. Januar 1830.

Ich bin, mein lieber Freund, nicht zum Besten hier angekommen und befinde mich noch nicht wohl. An irgend eine Arbeit war nicht zu denken, weil ich kaum einen Satz verständig und verständlich zusammenbringen konnte. Es geht besser, aber nicht gut, und ich lebe noch auf Rechnung der Hoffnung, wie wahrscheinlich noch viele Menschen. Den Weg hierher habe ich allein zurückgelegt; weil Madam Böning meine Auguste bestimmt hatte, noch einige Tage bei ihr zuzubringen, worauf ich nicht ganz gefaßt war.

Für die Staatszeitung werde ich, sobald es angeht, einen etwas umständlichern Artikel ausarbeiten. In dem Augenblick bin ich gar nicht dazu aufgelegt. Es fängt auch so Vieles an, mir gleichgültig zu werden, daß mir die Welt abstirbt, ehe ich ihr abgestorben bin. Doch Geduld! Geduld und Hoffnung! Die letztere wird ja auch den Frühling wieder aufblühen, mit der übrigen lebendigen Natur. Ich sehne mich recht sehr nach der schönen Jahreszeit, weil wir dann erst hier zu leben anfangen.

Haben Sie Neuigkeiten oder auch Langeweile, dann setzen Sie sich nieder, um mir zu schreiben. Der Werth von dem, was Sie mir mittheilen, liegt ja doch nicht gerade in dem Gegenstande. Wenn wir auch nur lachen, haben

wir ſchon gewonnen; und wahrlich, zum Lachen bietet man uns doch Stoff.

Ein glückſeliges neues Jahr mit den herkömmlichen vielen folgenden, wünſche ich Ihnen von Herzen; und da ich das gerade meiner Frau ſage, will ſie durchaus ſich an mich anſchließen.

So ſei es denn!

Von Herzen

Ihr

Weigel.

8.

An denſelben.

Johannisberg, den 8. Februar 1820.

Der Sturm ſcheint ſich nach und nach zu legen und wieder ruhiges und freundliches Wetter einzutreten. Es iſt auch Zeit, denn die wiederholten Anfälle haben mich hart mitgenommen. Zwei gute Nächte — die beiden letzten — habe ich nun gehabt, und ich denke, es wird nun in der Beſſerung vorwärts gehen. Davon bitte ich Sie, lieber Freund, auch den unſchätzbaren Geheimerath zu unterrichten, dem ich nicht geſchrieben habe, weil es mit einer einfachen Nachricht doch jetzt wohl gethan iſt. Dem theuren Mann küſſe ich die Hand, was ich vielleicht noch keiner Dame gethan.

Indeſſen muß ich Sie bitten, das Gerücht von meinem Uebelbefinden lieber noch zu nähren als zu zerſtören. Ich werde von allen Seiten, ſo auch von Wiesbaden um Beiträge gemartert, und brauche doch jetzt Ruhe und will und kann nichts thun. Brockhaus legt mich auf die Folter und ſetzt ſeine ganze Marterkammer vor mir aus. Wenn mir

doch ein Zeitungsschreiber den Gefallen thäte und machte mich in seinem Blatte recht krank! Das wäre doch noch eine unschuldige, verdienstliche Lüge! Sollte Lehne, der keinen Anstand genommen, mich schlecht zu machen, mir nicht den Liebesdienst erweisen, mich krank zu machen? Es wäre zu versuchen. Adieu, lieber Freund, dem ich für seine warme Theilnahme recht herzlich danke! Tausend Grüße von hier.

Ihr

Weitzel.

---

h.

An denselben.

Johannisberg, den 9. Februar 1820.

Ich habe, lieber Freund, meiner vermischten Schriften wegen an Schellenberg geschrieben und ihn ersucht, Ihnen meinen Vorschlag mitzutheilen und sich darüber mit Ihnen zu berathen. Was ich ihm vorgeschlagen, ist das Vernünftigste, das allein Thunliche und für ihn auch gewiß das Nutzlichste. Unterstützen Sie darum meinen Antrag. Ueber meine Gesundheit wünschte ich Ihnen Erfreuliches sagen zu können. Nach den aufeinanderfolgenden, fast ganz schlaflosen Nachten war die letzte wieder gut. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. In meiner Lebensweise bin ich so vorsichtig, daß ich selbst das Tabakrauchen aufgegeben, weil ich fürchtete, es könnte schadlich sein. Die Maschine muß sehr zerrüttet sein, weil sie selbst der erprobten Kunst des lieben Geheimeraths Trotz bietet. Mein Zustand ist sonderbar, denn ich kann nicht sagen, daß ich eigentlich leide. Ich schlafe nicht und bin unruhig, das allein finde ich unbequem. An Appetit fehlt mir's nicht, ich

gebe fleißig und gern spazieren, fühle aber doch eine gewisse Schwäche und besonders eine große Unsicherheit und Verworrenheit des Kopfes. Beide Zeichen sind ein blitzartiges Zucken durch verschiedene Theile des Körpers in der schlaflosen Nacht, kalte Knie, Füße, Hände und Nase und ein leichter Kopfschmerz, der aber auf der Oberfläche zu sein scheint, auch zu Zeiten ein Zittern an Händen und Füßen, aus Schwäche ohne Zweifel. Herzliche Grüße an unsern G. Rath.

Adieu, mein lieber Freund!

Ihr

Vergel.

An den Buchhändler Schellenberg in Wiesbaden.

Johannisberg, den 9. Februar 1820.

Hierbei folgt, werthester Herr Schellenberg, der Korrekturbogen und Manuskript für den zweiten Band. Fast wird mir diese leichte Arbeit zu schwer, und ich weiß kaum, wie wir uns helfen sollen, bessert sich mein Gesundheitszustand nicht. In jedem Falle geht dies langsam, und, wollen wir fortfahren, verderbe ich mich selbst und am Ende auch die Schrift. Das darf nicht sein. Ich setze einen zu großen Werth auf diese Arbeit, als daß ich sie um irgend einen Preis entstellen oder verstümmeln möchte. Eben so müssen Sie denken, wenn auch aus andern Gründen. Einen Ausweg finde ich nur in folgendem Vorschlag:

Von dem ersten Bande ist die Hälfte, die Sie in Händen haben, geschlossen; diese Hälfte nun geben wir als ersten Theil des heiligen Bundes heraus und lassen schon die übrigen Aufsätze und Abhandlungen, die für den zwei-

ter Band bestimmt waren, im ersten Bande folgen. Der allgemeine Titel ist: Vermischte Schriften ꝛc. Erster Band Erste Abtheilung. Auf dem zweiten Blatte steht, oder auf dem ersten nach der Vorrede steht: Der heilige Bund, Erster Theil. Am Schlusse: Ende des ersten Theils. Darauf folgt ein neues Titelblatt, des Inhalts: Erster Band, Zweite Abtheilung, und dann das Inhaltsverzeichniß der kleinen Aufsätze. So haben wir einen Band fertig, und das Publikum erhalt eine Probe, und wir brauchen uns nicht zu übereilen.

Der zweite Band kann gegen Johannistag folgen, was man auch bei dieser Gelegenheit in einer Anzeige sagt, die dem ersten Bande beigelegt wird. Bedenken Sie diesen Vorschlag und berathen Sie sich mit Herrn Oerow; mir scheint er viel Empfehlendes zu haben. Sind Sie damit einverstanden, wie ich nicht anders glauben kann, dann beschleunigen Sie die Beendigung des ersten Bandes.

Von Herzen

Ihr

Weigel.

5.

An Oerow in Penn.

Johannisberg, den 6. April 1820.

So eben, mein lieber Freund, wo ich den ersten Brief an Sie schreiben will, erhalte ich Ihren zweiten und danke Ihnen herzlich für beide. Dieses Verhaltniß in unserer Korrespondenz ist sehr natürlich und wird sich darum auch erhalten. Sie sehen viele Menschen und Lander und haben zu Mittheilungen reichen Stoff; ich stehe hier, wo nicht einsam, doch allein und blicke der alte Mensch in das alte

Land. Ewig derſelbe müßte ich Ihnen faſt ewig daſſelbe geben, und das dürfte am Ende langweilig werden. Ihnen erſcheint die Welt auch anders als mir; Sie ſehen im Frühling die ſchöne Blüthe mit der Hoffnung einer reichen Frucht. Mir iſt es im Sommer etwas warm geworden, und wo ich Blüthen ſah, ſuche ich vergebens die verheißene Frucht. Hätte ich nie ein öffentliches Leben gehabt, dann wäre ich mit meinen kleinen Wünſchen wohl leichter zu befriedigen; aber da denke ich mir ein Vaterland, eine Nation, Nationalehre und Nationalglück und gehe in dem verwaiſten Hauſe durch die hohlen Gänge, wo Mißtrauen und böſer Anſchlag im Verborgenen lauern und höchſtens einige alte Kinder und kindiſche Alten Vaterlandchens ſpielen, um das Große in der Bruſt des Menſchen und der Geſchichte zu parodiren. Jetzt iſt mir's manchmal, als müßte ich das Schweigen brechen. Ich komme mir vor, wie der Sohn des lydiſchen Königs, dem, ſtumm von Kindheit, die Bande ſich von der Zunge löſten, als ein feindlicher Krieger den Todesſtreich nach dem Haupte des geliebten Vaters führte. Soldat, rief der Sohn, tödte den Creſus nicht! Jetzt tödten ſie was Beſſeres als den Créſus, und die kindliche Liebe und Sorgfalt iſt zum Schweigen verdammt. Doch was würde auch alles Reden helfen? Aus Judenvolk würde ſchwerlich ein Moſes, auch ſelbſt in der Wüſte, etwas Tüchtiges erziehen.

Die Ereigniſſe ſind äußerſt wichtig und folgereich. Alles hat die Staatsklugheit, wie ſeit dreißig Jahren, vorausgeſehen, nur nicht, was geſchehen mußte, zum Theil geſchehen iſt und noch geſchehen wird. Wenn unſere Fürſten, von denen doch viele wirklich gut ſind, das Volk kennten und ihre Zeit! Es iſt nicht halb ſo ſchlimm, als es die

wilden Schnurbärte und der finstere Blick verkündigen. Nicht wahr? Verzeihung, lieber Freund, für diese politische Verirrung! So geht's, wenn ein alter Fuhrmann die Peitsche in die Hand bekommt! Ich kehre um.

Zu einer Zusammenkunft in Bingen oder auch in Bacharach will ich mich gern einfinden, sobald Sie solche für zweckmäßig halten. Führt Ihre Bestimmung Sie in die Gegend, dann will ich dahin, auch blos um ein Gespräch zu führen, wenn wir uns nichts Besonderes mitzutheilen haben. Ihr Wunsch, mein lieber Dorow, den Sie so warm aussprechen, ist auch der meinige, das dürfen Sie mir glauben. Doch lasse ich, wie es sich von selbst versteht, der Sache ihren Gang. Vieles hat sich schon nach Wunsch gestaltet; doch muß auch noch Manches geschehen, bis man von mir verlangt, was ich nicht anbieten darf, wenn ich nichts verderben soll. In einem halben Jahre, denke ich, wissen wir beide, woran wir sind, oder alle psychologische Kenntniß müßte mich täuschen. Wie es denn auch fallen mag, an mir findet das Schicksal immer seinen Mann. Ein Gleiches traue ich auch meinem Freunde zu.

Daß es Ihnen in Ihrer neuen Laufbahn gefällt, läßt sich begreifen. Ihre öffentlichen Verhältnisse sind gar angenehm. Sie sind von uns allen herzlich gegrüßt. Von dem Erfolge der Education Helters hoffen wir das Beste.

Von Herzen

Ihr

Weitzel.

I.

An denſelben.

Johannisberg, den 1. Mai 1819.

Und es war ein allgemeines Verſtummen. Von Penn aus ward kein Wort vernommen, eben ſo wenig aus der hohen Stadt, die der Magus des Nordens nicht leiden mochte. Wir aber begriffen nicht, was dies zu bedeuten habe, ſchwiegen auch ſtille und ſprachen nichts mehr.

Doch in allem Ernſte! Sind Sie krank, lieber Freund, oder haben Sie, vielleicht von der deutſchen Burſchenluft angeſteckt, aufgehört, des Mannes Freund zu ſein, der in Herrn Görres nicht den Vorläufer Johannis, den vaterländiſchen Erlöſer, ſehen will? War meine Epiſtel, die ich an Sie erlaſſen, vielleicht verdächtiger Umtriebe verdächtig, ſo daß Sie es nicht wagen, darauf zu antworten, ohne einen Theil des Verdachts der Verdächtigkeit auf ſich zu laden? Das wäre mir doch herzlich leid, und ich autoriſire Sie, mich als den alleinigen Sündenbock vorzuführen und laut zu ſagen, daß Sie mit dieſem nichts gemein haben.

Auf Nr. 2 iſt nichts mehr erfolgt. Nun iſt das ſchon eine ſchöne Zeit, und ich höre nicht, was aus Ihnen geworden iſt. Vor einigen Tagen beſuchte mich ein junger Mann, der früher die Bremer Zeitung geſchrieben hat und jetzt in Kreuznach lebt; dieſer ſprach mir von Ihnen, doch, wie mir ſchien, nicht beſonders unterrichtet. Da ich nicht verſtand, was der Mann eigentlich wollte, ſo trug ich auch Bedenken, ihm meinen Willen kund zu thun. Man darf dem Teufel ſelbſt nicht mehr trauen, der doch ſonſt ein Cavalier von Parole war.

Kraus iſt im Begriffe, nach Halberſtadt zu gehen; er hat einige Tage hier zugebracht. Die Maſchine iſt im Ste-

cken, und mit Ungeduld sieht man der Zurückkunft des Ministers entgegen. Ich selbst bin sehr neugierig, was doch sonst mein Fehler nicht ist.

Es ist doch wirklich sonderbar, daß der Fürst nichts von sich hören läßt. Moses und seine Leute sind doch wahrhaft unerschütterlich fest. Darüber, lieber Freund, machen Sie sich keine Gedanken. Es geht doch Alles, wie es Gott gefällt. An die Rheinreise ist vor Ende dieses Monats nicht zu denken. Es hat sich so viel verzögert und in die Länge gezogen, daß wir uns in Allem etwas verspaten. Es soll sich aber, denke ich, machen. Vorerst müssen wir den Rhein hinauf nach Worms, Mannheim und Heidelberg, und dann sehen wir uns auch im untern Paradiese um. Adieu, lieber Freund.

Von Herzen

Ihr

Weitzel.

m.

An denselben.

Johannisberg, den 13. Mai 1820.

Ihr Nr. 4, liebster Freund, habe ich erhalten, und es hat mir Freude gemacht. Ich entbehre Ihre Gesellschaft weniger, wenn ich von Zeit zu Zeit einige Zeilen von Ihrer Hand sehe. Ich zweifle, daß die schönen Tage von Wiesbaden, die es wenigstens in dieser Hinsicht waren, sobald wieder kommen. Wir haben doch manchen recht erfreulichen Gang mit einander gemacht. Werden wir je Beide so viele Muße, so viel Unabhängigkeit erlangen, als wir dort hatten? Gott weiß es. Wir wissen über die Zukunft sehr wenig, was vielleicht auch gut ist. Ich verliere mit jedem

Tage etwas von meinem Vertrauen auf die Menſchen und von meiner Hoffnung auf die Zeit, und wahrlich, der Verrath war an ſich ſchon ſo unbedeutend, daß er ſich leicht erſchöpft.

Uebermorgen treten wir unſere Reiſe nach dem Oberrhein an. In vierzehn Tagen, denke ich, ſind wir wieder zurück. Ich wünſche, daß die Meinigen einige Freude haben mögen, die ſie mit der chriſtlichen Geduld und der philoſophiſchen Reſignation den Winter hindurch gewiß verdient haben.

Mein erſter Band iſt nun fertig und wird bald in die Welt gehen. Ziehe hin, trotziger Junge, Du wirſt Dir auch mehr Feinde als Freunde machen, und mehr Kummer als Vergnügen finden. Es iſt ein Glück für Dich, daß Du, wie Dein Vater, viel ertragen kannſt, Dich den Teufel um die dummen und boshaften Teufel ſcherſt. Schellenberg wird Ihnen den lieben Kerl vorſtellen, der, wie ich denke, nicht aus der Art geſchlagen iſt. Verdruß wird mir der Knabe ohne Zweifel machen; aber dafür iſt man auch Vater und hat Vaterfreuden.

Den Gruß von Freund Eichhoff bitte ich freundlich zu erwiedern. Halten Sie mich in gutem Andenken, ich verdiene es. Jetzt thue ich meinen Herbſt hier ein. Es iſt doch wirklich unvergleichlich ſchön in dem ſchönen Rheingau. Sie können denken, daß ich gegenwärtig auch mehr Stiefel verlaufe, als Stühle verſitze. Die meiſten Gänge mache ich aber allein; in Wiesbaden war es doch anders!

Die Denkſchrift wollen wir noch ein wenig ruhen und reifen laſſen. Sie iſt mein Manifeſt, mit dem ich wieder aufzutreten gedenke, wenn es Krieg giebt, und zwar als literariſcher Potentat. So toll auch die Kirchweihmuſik ſein

mag, ein gutes Pfarrkind übernimmt dabei eine Stimme, wenn sie auch selten gehört wird. Ich kann ja sonst nichts thun als schreiben, weil man mich zu etwas Anderem nicht brauchen kann oder — will. Ja! hätte ich doch das Schuhmacherhandwerk gelernt, wie jener ehrlichen Frau Sohn! So habe ich aber nichts gelernt, wie Ihr großer Friedrich..... Sagen Sie aber das Herrn .... und seinen Genossen nicht, die hassen mich schon genug.

Auf Wiedersehen

Ihr

Weitzel.

9.

An denselben.

Johannisberg, den 18. Juni 1820.

Mein Brief, in dem ich Ihnen, liebster Freund, unsere Abreise nach dem Oberrhein angekündigt habe, ist ihnen, wie es scheint, nicht zu Händen gekommen. Woran es liegt, daß manche Briefe sich so lange auf ihrem Wege verweilen oder gar davon verirren, mag der wissen, der noch gar Vieles weiß, was wir alle nicht erfahren werden. Die verirrte Epistel meldete Ihnen zugleich die Erscheinung meines ersten Bandes, die nicht allenthalben für eine freundliche Erscheinung gelten durfte, und eine Autokritik für unsern Hausgebrauch. Das Buch wird jetzt, nach meiner Weisung an den Bücherfürsten, in Ihren Händen sein.

Wir sind nun, nachdem wir vieler Herren Länder und Menschen gesehen, wieder in der Heimath. Im Ganzen haben wir mehr Annehmlichkeiten als das Gegentheil gehabt, was man in der Lotterie des Lebens schon für einen Treffer halten darf. In Mannheim waren wir zur Zeit der

Sand'ſchen Execution. Hier, wie allenthalben, habe ich Materialien geſammelt, aus denen ich ganz gut meiner Schrift: „Hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten?“ einen zweiten Stock alſo die bel étage anſetzen konnte. Doch baut man jetzt beſſer Narren- und Siechhäuſer, wenn's an Einwohnern nicht fehlen ſoll. O du verkehrte Welt von unten bis oben! Es iſt gut, wenn man ſich den Actus der Tagesbegebenheiten als ein Jahrmarktsfeſt denkt, um lieber darüber zu lachen als ſich zu ärgern. Von Mannheim ging es über Schwetzingen, Heidelberg, die Bergſtraße, Darmſtadt, Frankfurt und Wiesbaden hierher, wo wir nun wieder das alte Leben führen, und zwar bei dem ſchlechteſten Wetter, das jetzt in der beſten Welt zu haben iſt. Ja, lieber Freund, ich kann es nicht läugnen, die Berliner haben mich nicht weich gebettet; auch liege ich ziemlich hart. Wie geſagt, ſo geſchehen. Ich mußte mich zu einer Kapitulation entſchließen, die nicht glänzend ausfallen konnte, weil ich eine ſchlechte Stellung hatte. Ich durfte es nicht auf den wahrſcheinlichen Fall ankommen laſſen, mich auf Diskretion ergeben zu müſſen. Das Achtzehnmonatskind iſt alſo unzeitig und ohne Leben abgegangen. Fahre auch Du hin, wie ſo mancher werthe Entwurf in dieſem Leben! Ich habe in der langen Schwangerſchaft Preußen viel gekoſtet. Am Rhein geläſtert, von Hunderten verkannt, in manchem Intereſſe gekränkt, oft gezwungen mit beſter Abſicht und entſchiedenem Willen in zweideutigem Lichte zu erſcheinen, habe ich nur einen falſchen Schritt — wenn ich ihn wirklich gethan?? in jeder Hinſicht ſo theuer bezahlt. Indeſſen transeat cum caeteris! Der ganze tolle Tanz der Welt beſteht ja faſt aus lauter faux pas. Glauben Sie aber nicht, daß ich Ihnen davon etwas zu-

rechne! Nein, mein lieber Freund! Ihre Absicht war gut, wie die meinige. Auch soll das unsere gegenseitigen Verhältnisse nicht stören, und zwischen uns bleibt es beim Alten. Es hat mir weh gethan, ich versichere Sie, nach e. s... elenden Rettungsbrett greifen zu müssen, nachdem ich freiwillig in die Fluth gesprungen war, um einem Schiffe nachzuschwimmen, das mich dazu aufgemuntert und nicht aufgenommen hat.

Bei der gegenwärtigen Witterung wird aus der Rheinreise nichts; wir werden sie wohl bis gegen den September aussetzen müssen. Gemacht wird sie dieses Jahr noch in jedem Falle. Können wir uns früher sehen, dann soll es mich freuen, sei es nun hier oder in Bingen, Bacharach, Kreuznach, wo Sie wollen. Kraus ist noch auf der Reise, und seitdem er abgegangen, habe ich nichts von ihm erfahren. Von Görres weiß ich so wenig, als vom Mann im Monde. Sie wissen ja, wie ich hier lebe. Viele herzliche Grüße von den Meinigen und mir. Bleiben Sie mir, was Sie mir waren!

Mit Gott

Ihr

Weigel.

9.

An den

Geh. Oberfinanzrath Schaumann in Berlin.

Johannisberg, den 1. September 1820.

Ihr verehrtes Schreiben vom 24. v. Mts. beantworte ich mit der Aufrichtigkeit, die ich dem erhabenen Charakter Sr. Durchlaucht, Ew. Hochwohlgeboren und mir selbst schuldig zu sein glaube. Wenn ich herzlich bedaure, daß eine

Angelegenheit, auf deren glücklichen Erfolg ich einen ſo großen Werth gelegt, ungünſtig für mich ausgefallen iſt, dann bin ich doch weit entfernt, darin Se. Durchlaucht anzuklagen, für deren hohe und ſeltene Eigenſchaften ich dieſelbe tiefe Verehrung unverändert bewahre. Daß aber auch ich es in nichts verſehen, ſondern Alles gethan habe, was mir zuzeſtanden, davon mag Ew. ꝛc. der Gang der Sache überzeugen.

Se. Durchlaucht geruheten mir unter dem 26. Februar v. J. die Bedingungen zu eröffnen, unter denen ich mit den rheiniſchen Blättern in Preußen übertreten konnte. Unter den bewilligten Bedingungen war Befreiung von Cenſur die erſte. Den gnädigen Antrag nahm ich mit Vergnügen an, wünſchte aber meinen Uebertritt unter Umſtänden zu bewerkſtelligen, die meiner Wirkſamkeit einigen Erfolg verſprachen. Ich mußte bei der Stimmung der Rheinländer, die ich nur zu gut kannte, ſehr vorſichtig handeln, wollte ich nicht ſelbſt die Möglichkeit aufs Spiel ſetzen, mich dem Staate, dem ich meine Dienſte gewidmet hatte, nützlich zu machen. Unterdeſſen traf ich die nöthigen Vorkehrungen, um nach Bonn zu ziehen, ließ mir daſelbſt eine Wohnung miethen und gab meine Entlaſſung aus Naſſauiſchen Dienſten. Beide entſcheidende Schritte waren geſchehen. Ich erwartete den Befehl, mich an den Ort meiner Beſtimmung zu begeben, da erhielt ich folgendes gnädige Schreiben Sr. Durchlaucht vom 4. September 1819:

„Verhältniſſe, welche die letzten Vorfälle auf eine ganz unerwartete Weiſe herbeigeführt haben, und die mit allgemeinen Maßregeln im Zuſammenhang ſtehen, machen es mir unmöglich, Ew. Wohlgeboren in dieſem Augenblick die verlangten Papiere zu überſenden. Jedoch liegt in

dieſen Verhältniſſen durchaus nichts, was Ihrer Anſtellung und den dabei ausgeſprochenen Bedingungen, bis auf einige, vielleicht durch allgemeine Beſtimmungen eintretende Modifikationen, den geringſten Eintrag thun könnte. Ich hoffe, Ew. ꝛc. von dieſen Modifikationen, die ich jetzt noch nicht mit Praciſion beſtimmen kann, in wenigen Wochen in Kenntniß zu ſetzen, und erſuche Sie daher, die Ankündigung der Translation Ihrer geſchätzten Zeitſchrift bis dahin auszuſetzen. Für jeden Nachtheil und Schaden, der aus dieſem kleinen Aufſchub für Sie in ökonomiſcher Hinſicht entſtehen könnte, ſichere ich Ihnen volle Entſchädigung zu u. ſ. w."

Unter dem 2. October deſſelben Jahres geruheten mir Se. Durchlaucht die tröſtliche Verſicherung zu ertheilen:

„ich hoffe nun allernächſtens Ew. ꝛc. über alle Verhältniſſe, die auf Ihre Perſon Bezug haben, völlige Auskunft geben zu können."

In Erwartung einer gnadigen Entſcheidung verließ ich Wiesbaden und zog auf den Johannisberg, obgleich ich ſelbſt nicht wußte, wie ich in den preußiſchen Rheinlanden angeſtellt werden könnte. Die rheiniſchen Blätter hatte ich aufgegeben und war entſchloſſen, ſie unter Cenſur nie fortzuſetzen. Mündliche Verſicherungen des Herrn Hofrath Dorow erhielten mich indeſſen in jenem Zuſtande nicht aufgegebener Hoffnung und begründeter Beſorgniß, der uns immer lieber iſt als hoffnungsloſe Gewißheit. So kam der Zeitpunkt näher, wo der Herr Miniſter v. Marſchall von Wien zurückerwartet wurde. Ihm mußte ich eine beſtimmte Erklärung geben, ob ich in dem Naſſauiſchen zu bleiben geſonnen ſei oder nicht. Im erſtern Falle ward mir mein früherer Gehalt eines Reviſionsraths zugeſtanden, der, obgleich

unbedeutend, doch unter den obwaltenden Umſtänden für mich wichtig war. Ich befand mich in einer höchſt ſchwierigen Lage. Als ehrlicher Mann konnte ich mich von Naſſau nicht beſolden laſſen, wenn ich ihm nicht mehr angehörte. Doch gehörte ich auch Preußen erſt durch freundliche Zuſagen und Hoffnungen an. Eine Entſcheidung war um ſo dringender, da ich als Familienvater Pflichten hatte, deren Erfüllung mir mit jedem Tage ſchwerer ward. Ich konnte ohne eine geſicherte Einnahme nicht beſtehen.

In dieſer Verlegenheit rieth mir Herr Hofrath Dorow, der mir wohl wollte, mich an Se. Durchlaucht zu wenden, um die Entſcheidung meines Schickſals zu beſchleunigen. Auch ſchrieb ich gegen das Ende Februars an den allverehrten Fürſten, und der Brief enthielt eine Schilderung meiner mißlichen Lage. Ich bemerkte zugleich, daß ich nur bis zur Zurückkunft des Herrn Miniſters v. Marſchall Herr meines Entſchluſſes bleiben würde. Herr Hofrath Dorow übernahm es, den Brief zu beſorgen.

In der peinlichſten Unruhe wartete ich einige Monate vergebens auf eine Entſcheidung. Da mußte ich mich vergeſſen, aufgegeben glauben. Was durfte ich nicht alles vermuthen und fürchten in einer Zeit, die es in der traurigen Verwirrung aller Begriffe und Gefühle ſo weit gebracht hat, wie kaum eine vor ihr? Hatte ich es einzig mit der Perſönlichkeit des erhabenen Fürſten zu thun gehabt, dann wäre jeder Zweifel, jedes Mißtrauen Sünde geweſen, in dieſem Falle aber befand ich mich nicht.

Da ich auf fremde Hülfe nicht mehr rechnen zu dürfen meinte, half ich mir ſelbſt, ſo gut ich konnte.

Meine Anſprüche ſind nicht groß, weil ich Großes zu leiſten ſelbſt nicht fähig bin. Ich habe entbehren gelernt,

um nicht etwas lernen zu müssen, was mir noch ungleich schwerer fallen würde. — So lebe ich nun von dem mir gebliebenen mäßigen Gehalte eines Revisionsrathes auf dem Johannisberge in Ruhe. Man scheint meine Unthätigkeit zu bezahlen und sie meiner Thätigkeit vorzuziehen.

Dies ist der Gang der Sache, dies meine Lage. So lange der Preßzwang besteht, kann ich meinen Namen zu keiner Zeitschrift geben. Von einer andern Art von Wirksamkeit in Preußen war nicht die Rede, und ich hatte auch die Verwegenheit nicht, Sr. Durchlaucht mit Bitten und Vorschlagen in dieser Hinsicht beschwerlich zu fallen. Mußte ich nicht auch fürchten, der Erwartung des Fürsten nicht ganz zu entsprechen? Bei der unglücklichen Spaltung, welche die zivilisirte Welt bald in zwei feindliche Hälften gegenüber stellen wird, bei der tollen Parteiwuth, die fast Alles nährte, was in der spätern Zeit geschehen ist, die nichts von Mäßigung, Gerechtigkeit, Vernunft und Menschlichkeit wissen will, wäre ich verlegen, mir eine Stellung auszusuchen, in der ich mit Liebe und Erfolg zu wirken versprechen könnte.

In dieser aufrichtigen Darstellung bitte ich Ew. ꝛc., das aufrichtige Vertrauen zu erkennen, das Sie mir eingeflößt haben, und an die Versicherung der hohen Achtung zu glauben ꝛc.

Ew. ꝛc.

Weigel.

p.

An Dorow.

Johannisberg, den 1. October 1820.

Ich habe, lieber Freund, doch in gewiſſen Dingen ein eigenes Schickſal. Wie konnte mein Brief von dem geehrten Fürſten ſo mißverſtanden werden? Habe ich mich denn ſo undeutlich ausgeſprochen? Das muß wohl ſein, weil man mich einer Albernheit oder einer Unbeſcheidenheit für fähig hält. Eines von Beiden wäre aber wirklich das Verlangen der Befreiung von Cenſur. Nein, mein Freund, auch im Traume wäre mir das nicht eingefallen. Ich habe in dem ganzen Briefe nichts verlangt, weil ich dazu von dem Herrn Geheimenrath Schaumann nicht aufgefordert war. Dieſer wollte wiſſen, wie die Sachen ſtünden, und wie ſie dahin gekommen ſeien. Ich erzählte alſo. Der Inhalt meines Briefs dreht ſich um den weſentlichen Punkt: Ich ſollte nach Rheinpreußen mit den rheiniſchen Blättern überziehen, für die mir Preßfreiheit zugeſichert war. Dieſe konnte nicht gegeben werden; der Ueberzug mit den rheiniſchen Blättern war alſo unmöglich. Ein anderer Vorſchlag oder Antrag ward mir aber nie gemacht und ich konnte mich darüber auch nicht erklären. Was ſollte ich annehmen, wo nichts angeboten war? Sollte ich fordern, wo man mich dazu nicht eingeladen hatte. Ich ſollte einen Antrag abwarten, der aber nie gekommen iſt. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich aus der ganzen Sache nicht recht kommen kann. In Naſſauiſche Dienſte bin ich auch nicht aufs Neue getreten, ſondern habe den Gehalt als Reviſionsrath, der ich früher war, in Geſtalt einer Penſion erhalten, die man nach Belieben zurücknehmen kann. Wahrhaftig nicht das angenehmſte Verhältniß.

Hat mich der hochverehrte Fürst wirklich mißverstanden, dann kam die Unklarheit von der hohen Achtung gegen ihn, die mir verbot, die nackte Sache bei ihrem eigentlichen Namen zu nennen. Hätte ich das Ding mit dürren Worten ausgesprochen, dann war es freilich ganz verständlich, aber doch nicht artig. Man will aber doch auch Lebensart verstehen.

Die persönlichen Gesinnungen des Fürsten haben, wie er sie ausgesprochen, mir wohl gethan. Meine alte Verehrung bleibt dieselbe, obgleich ein Entwurf gescheitert ist, auf dessen Gelingen ich in mancher hoffnungsvollen Stunde gezählt habe.

Was ist jetzt zu thun? Soll ich für den Ausdruck des fürstlichen Wohlwollens danken? Es wäre wegen der Form, und wenn die es nöthig macht, will ich dem Fürsten noch mit einem Briefe beschwerlich fallen. Denken Sie aber, daß es nicht nöthig sei, dann desto besser. Sie wissen ja, wie schwer mir das Schönschreiben wird, und wenn es noch so gartig ausfällt. Am liebsten wäre es mir, liebster Freund, Sie vertraten mich bei dem Fürsten und sprächen im Namen Ihres Freundes das aufrichtige Gefühl des Dankes und der tiefen Verehrung aus, das ich gegen den verehrten Staatskanzler nie verläugnen werde. Ist das aber gegen die Höflichkeit, dann schreibe ich selbst. Melden Sie mir es nur in einigen Zeilen.

So wäre denn die große Angelegenheit, die uns so lange und so oft beschäftigt hat, auf einmal abgethan! Es ist mir leid, es hätte wahrhaftig was Besseres daraus werden können. Es sollte nicht sein.

Der Mensch denkt's
Und Gott lenkt's;

Herr, dein Wille geſchehe, und dein Name ſei gebenedeit! — Sie ſehen, ich bin fromm geworden und weiß mich zu fügen.

Herzliche Grüße von uns Allen! Mit der Rheinreiſe dürfte es doch jetzt zu ſpät ſein. Bleiben Sie mir der Alte, wie ich Ihnen ſtets derſelbe bin.

Ihr

Weißel.

9.

An denſelben.

Johannisberg, den 23. October 1820.

Wir fangen an, uns nicht mehr zu verſtehen, und das iſt ein böſes Zeichen. Ein Irrthum hat gewöhnlich viele Irrthümer, das erſte Mißverſtändniß mehrere andere in ſeinem Gefolge. In welcher Stelle meines Briefes an den Fürſten hatte ich Sie, lieber Freund, angeklagt, beſchuldigt? Ich leſe ihn noch einmal durch und kann mir dieſe ſeltſame Deutung ſeines Inhalts ſo wenig als die übrigen erklären. Ich ſage, das Schreiben, welches die dringende Bitte um ſchnelle Entſcheidung enthielt, hätten Sie zur Beſorgung übernommen. Den Vorwurf, der darin gegen Sie liegen ſoll, kann ich nicht finden. Meine Abſicht war, der Vermuthung, daß mein Schreiben nicht an Ort und Stelle gelangt ſei, zu begegnen.

Eben ſo wenig ſagt mein Brief an den Herrn Geheimen Finanzrath Schaumann, daß ich mich Naſſau durch Annahme einer Stelle aufs Neue verpflichtet habe. Als Reviſionsrath bin ich 1816 in Naſſauiſche Dienſte getreten, und den Gehalt eines Reviſionsraths, beſtehend in 1200 Fl., hat mir der Herzog als Penſion gelaſſen. Ich habe keinen neuen Dienſtcharakter und keinen Dienſt. Dies, lieber

Freund, sagt der unselig gedeutete und unselig mißverstandene Brief, und weiter nichts.

Ich weiß in Wahrheit nicht, wie ich mir das ganz eigne Mißverständniß erklären soll. Indessen will und muß ich die Sache nun nehmen wie sie steht, weil man sie einmal so gestellt hat. Ich beklage mich nicht, ich beschuldige keinen Menschen, aber dagegen büße man sich auch, die Behauptung aufzustellen, als hätte ich diese mir höchst unangenehme Wendung der Dinge verschuldet. Einen Fehler habe ich begangen, der darin besteht, daß ich das vorige Jahr zu ängstlich-ehrlich gezögert habe, aus Furcht, ich möge nicht leisten können, was der König und der Fürst von mir am Rhein zu erwarten berechtigt waren. Das ist eine sehr unschuldige Sünde, die ich buße, aber ich büße sie mit Recht.

Die Sache sehe ich jetzt als durchaus geendigt an. Ich täusche mich darüber nicht; und gewiß täuschen Sie sich selbst nicht im Geringsten; nun wollen Sie mir eine Beruhigung geben, die sie mir wohlthätig glauben. Auf Dinge dieser Art kommt man nicht zum zweitenmal zurück. Lassen Sie also, wie ich, das Vergangene vergangen sein! Was hilft es, die bittern Kräuter wiederzukäuen, die man ungern genossen hat? Wir haben uns geirrt, das begegnet uns im Leben oft, und einen Irrthum büßet man nicht selten wie ein Vergehen. Vergessen wir den ganzen Handel, halten aber das Angenehme aus unsern frühern Verhältnissen fest, die immer dieselben sein und bleiben werden, so lange wir dieselben sind.

Daß ich den so hochverehrten Fürsten eine Zeche machen soll, daß lieber Derow muthen Sie mir nicht zu. So etwas verträgt sich weder mit meiner Achtung gegen den

Staatskanzler, noch — erlauben Sie mir den Stolz! — mit meiner Achtung vor mir ſelbſt. Ich habe nichts verlangt, verlange nichts, und werde nichts verlangen. Der Fürſt ſoll nicht übel von mir denken, darin beſteht meine ganze Forderung. Ich will die gute Meinung verdienen, die er von mir hat. Man ſoll mich allenthalben entbehren können, das laſſe ich mir gefallen, aber an keinem Orte ſoll man mich verächtlich finden; das iſt meine Sorge. Dem Fürſten hätte ich für den Ausdruck ſeiner gütigen Geſinnung ſchon gedankt, wären Sie nicht dagegen. Ohne Zweifel wird es am Ende auch noch heißen, ich ſei ein Grobian, und ſage ich dann, daß Sie mich von der Dankſagung abgehalten, dann werden Sie mir verwerfen, ich hätte Sie beſchuldigt und angeklagt, und der Fürſt iſt, wie natürlich, auf Ihrer Seite. Finden Sie das recht, gut! dann will ich es auch noch mit dem Uebrigen auf mich nehmen.

Es wird mich ſehr freuen, Sie wieder zu ſehn, es ſei nun hier, in Bingen oder anderswo; doch freut es mich nur unſertwegen. Alle weitern Proſpekte habe ich aufgegeben, und bin immer noch der Meinung, daß die frühern aus Gründen, die ich ſogleich vermuthet, geſcheitert ſind. Ich verſichere Sie, lieber Dorow, wie die Dinge gegenwärtig ſtehen, betrachtet man mich in Preußen, und in Naſſau noch mit denſelben Augen. Das thut aber nichts, und wir rufen darum nicht weniger von ganzem Herzen: Vive le roi quand même .... Gott empfohlen, lieber Freund! und wenn Alles um uns untergeht, dann erhalten wir uns ſelbſt und unſere Freundſchaft!

Ihr

Weipel.

1.

An denſelben.

Johannisberg, den 1. November 1820.

Ich habe es geſagt, lieber Freund, ein böſes Verhängniß will ſich in die Dinge miſchen, die uns angehen, aber, haben wir Muth und Beharrlichkeit, dann wird es nicht Herr.

Ein Exemplar der beſprochenen Schrift habe ich vor ungefähr fünf Tagen an Hoffmann in Winkel abgeben laſſen. — Das zweite, das ich hier prüfen wollte, um es Ihnen zuzuſchicken, war in meiner Abweſenheit von einem Rudesheimer Beſuche mitgenommen worden. Laſſen Sie mich wiſſen, wann Sie in Kreuznach, oder in einem andern Orte eintreffen, und wohin ich das Buch und die Abſchrift adreſſiren ſoll, und Sie finden es pünktlich auf ihrem Rückwege.

Geſtern war ich um drei Uhr präcis auf der Straße von Biberich nach Schierſtein, ſah aber den Schimmel mit dem Reviſionsbogen nicht. Schellenberg ſoll ſich doch um aller Heiligen Willen, deren Namenstag heute iſt, eilen. Soll es denn wieder Senf nach dem Rindfleiſch geben?

Adieu lieber Dorow! Kommen Sie durch Bingen, dann ſehe ich Sie noch einmal. Die Meinigen und ich grüßen Sie herzlich.

Ihr

Weitzel.

3.

An denſelben.

Wiesbaden, den 13. December 1820.

Liebſter Freund.

Herr Eichhof hat mir den Miethszins für das Haus in Godesberg dringend abgefordert. Dem Kontrakte nach muß ich ihn bezahlen. Schreiben Sie mir doch bald, ob ich es thun ſoll. Iſt auch dieſe Sache abgethan, dann ſei nicht mehr die Rede von einer unſeligen Angelegenheit, der ich ſo viel geopfert habe. Ich geſtehe, daß ein Gefühl von Unmuth in meinem Herzen liegt, über das ich ſchwer Herr werde. Laſſen Sie uns noch die Geldſache wegen Godesberg in Richtigkeit bringen, und dann aus der Lethe trinken. Ich will den Miethszins ohne Anſtand bezahlen. Wahrhaftig es iſt das größte Opfer nicht, das ich Preußen bringe, aber, ſo Gott will, das letzte. Es iſt eine Stimmung in mir, die es räthlich macht, die ganze Sache als geendet anzuſehen, bis auf die geforderte Zahlung. Man hat doch etwas zu arg mit mir geſpielt.

Leben Sie wohl und möge es Ihnen beſſer gehn als mir.

Von Herzen

Ihr

Weitzel.

1.

An den Königl. Hofrath Dr. Dorow in Bonn.

Wien, den 4. Januar 1821.

Nachdem mir unter dem 1. September 1820 von dem Herrn Reviſions-Rath Weitzel in Johannisberg ein an den Geheimen Finanz-Rath Schaumann erlaſſenes Schreiben, über die Unmöglichkeit, die mit demſelben wegen ſeiner

Versetzung in die preußischen Staaten Statt gehabte Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, keinen Zweifel gelassen hatte; forderte ich diesen Schriftsteller unter dem 13. desselben Monats auf, mir seine Wünsche über eine Entschädigung zu eröffnen. Dieses in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßte Schreiben ist ohne Antwort geblieben, dagegen vernehme ich durch eine von Euer Wohlgeboren an den Geheimen Ober-Regierungs-Rath Schöll gemachte Eröffnung, daß das Schreiben des Herrn Weitzel vom 1. September, von mir ganz mißverstanden worden seyn soll. Diese Aeußerung hat mich bewogen, dasselbe noch einmal mit Aufmerksamkeit zu durchlesen. Nachdem dieses geschehen, kann ich nicht einsehen, worin dieses Mißverständniß bestehen sollte. Die im Preußischen obwaltenden Verordnungen über Censur von Druckschriften sind so milde, und so sehr auf die Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeit berechnet, daß kein wohldenkender Schriftsteller bisher Widerwillen gefühlt hat, sich denselben zu fügen. Aber ohne sich über den Werth derselben zu äußern, wahrscheinlich ohne sie zu kennen, erklärt Herr Weitzel, daß er sich nicht entschließen könne, so lange die Presse nicht frei sei, seinen Namen zu einer Zeitschrift zu geben. Dadurch fällt der Zweck, zu welchem ich Herrn Weitzel für Preußen zu gewinnen wünschte, ganz weg. Wollte ich ihm auch andere litterarische Arbeiten übertragen, wozu ich jedoch keine Veranlassung habe; so würde die von ihm geäußerte Scheu vor jeder Censur der Ausführung eines solchen Projekts wieder in den Weg treten. Auch sagt Herr Weitzel selbst, daß er sich keine Stellung auszusuchen wisse, in welcher er mit Liebe und Erfolg zu wirken sich versprechen könnte. Die Beurtheilung, ob er zu einer akademischen Lehrstelle

paſſe, in ſofern er eine ſolche wünſchte, ſteht einzig dem Miniſter des Kultus zu, als welcher dergleichen Anſtellungen unter ſeiner Verantwortlichkeit Seiner Majeſtät vorzuſchlagen hat.

Ich muß alſo, ſo geneigt ich übrigens bleibe, den Herrn Weitzel auf eine paſſende, ihm annehmliche und für den Königlichen Dienſt nützliche Weiſe in ſolchem anzuſtellen, dabei verharren, die obenerwähnte Sache als abgebrochen anzuſehen. Zum Ueberfluß ſende ich Euer Wohlgebern hierbei eine Abſchrift des Weitzel'ſchen Schreibens an Herrn Schaumann. Nach einer anderweitigen Aeußerung von Euer Wohlgeborn an den Herrn Geheimen-Regierungs-Rath Schöll, weigert ſich Herr Weitzel irgend eine Entſchädigung anzunehmen, ausgenommen für die Hausmiethe in Bonn, welche, wenn ich nicht irre, Euer Wohlgebern ausgelegt haben. Es bleibt Herrn Weitzel immer noch unbenommen, in dieſer Hinſicht ſeinen Entſchluß zu ändern, und mir directe durch Beantwortung meines Briefes vom 13. September kennen zu laſſen; unterdeſſen aber erſuche ich Euer Wohlgeborn mir die Liquidation für die Hausmiethe einzureichen, damit ich die Berichtigung derſelben veranlaſſen kann.

Wien den 4. Januar 1821.

C. F. v. Hardenberg.

---

v.

An Derow in Bonn.

Wiesbaden, den 2. Februar 1821.

Daß die Geſchichte ausgegangen, wie Sie, liebſter Freund, mir melden, hat mich nicht im Geringſten über-

rascht*). Das Spiel war eine lustige Posse, in der ich als ehrlicher Hanswurst Prügel bekam. Einmal ist es den Herren Ernst gewesen, da die Rheinischen Blätter noch im Gange waren. Diesen hat es gegolten; sie sollten gewonnen werden, da sie nicht unterdrükt werden konnten. Kaum hatten die Karlsbader Konferenzen der Sache ein anständiges Ende gemacht, als man auch eine andere Sprache führte. Es hatte ja zu regnen aufgehört, warum sollte man den lästigen Schirm nicht in eine Ecke stellen? So ist's; und ich beklage mich nicht darüber. Ich bin nur einfältig, zutraulich, aus lauter Achtung und Ergebenheit furchtsam gewesen. Was mir in allen Verhältnissen des Lebens geblieben ist, blieb mir auch hier, das Bewußtsein aufrichtiger Gesinnung und gerader Handlungsweise. Was ich durch die ganze seltsame Verhandlung verloren habe, vertauschte ich indessen nicht gegen das, was auf der andern Seite gewonnen werden. Ich habe mich lächerlich gemacht, meinen Namen, am ganzen Rhein, unzähligen Lästerungen Preis gegeben, die schwarze Bande gegen mich aufgehetzt selbst mit alten Freunden gebrochen, um *denen* meinen Diensteifer zu erweisen, die ich achtete und denen ich dienen wollte. Das aber ist vergessen, und selbst das Gute, das ich gethan, oder doch gewollt, wird spröde gedeutet. Mögen sie! ihr Gott ist nicht der meinige; ich kenne einen andern als das goldene Kalb des Glücks und zufälliger Ver-

*) D. hatte an Weitzel des Fürsten v. Hardenberg Verfügung vom 4. Januar 1821 mitgetheilt und ihm einige Vorwürfe gemacht, daß er neue Verlegenheiten erheben in einem Schreiben an den Fürsten, von denen er an D. nichts mitgetheilt; auf diese Vorwürfe bezieht sich das Folgende, was Weitzel über beides Vertrauen schreibt.

hältniſſe. Die ganze Geſchichte ſei vergeſſen! ſie war weder ihrer noch meiner würdig.

Die Stelle, in der Sie mir ſagen, Sie hätten mir ſtets Ihr ganzes Vertrauen geſchenkt; ich aber wäre ſo eigennützig geweſen, Sie mit dem halben abzufinden, iſt merkwürdig, wenn es ſich ſo verhielte, lieber Dorow, dann ſtänden die Sachen anders. Sie übten die Gewalt über mich, daß Sie mich die lächerliche Rolle ſpielen ließen, über die mich nun ſelbſt die auslachen, für die ich ſie gutmüthig ſpielte. Daß ich das gethan, lieber Freund, war — Sie dürfen mir es glauben — auf meiner Seite weniger Einfalt als Vertrauen. Sie meinten es gut, waren mir geneigt und glaubten mir nützlich zu ſein, indem Sie für die handelten, denen ich in Ihrem Wohlwollen die erſte Stelle nie ſtreitig zu machen gedachte. Es iſt doch wirklich arg, mit dem halben Vertrauen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen. Spott aber habe ich doch wahrhaftig nicht verdient. Daß ich unrecht habe, will ich indeſſen zugeſtehen, weil es nicht erlaubt iſt, gegen gewiſſe Leute Recht zu haben. O ihr großen Diplomaten und Geſchäftsmänner! So ſei es alſo! Vergeſſen wie abgethan! Daß mir geſtattet wird, mein Wort zurückzunehmen, und eine Bitte um Entſchädigung vorzutragen, erkenne ich gebührend. Die Herren kennen aber mich nicht; dabei verlieren wir hoffentlich beider Seits nicht viel. Veranlaßt habe ich es wenigſtens nicht, daß ſich die Herren unter mir ein Stück von der Kanaille denken. Wäre ich, wie ſie mich denken, dann hätten ſie auch Recht; ſo aber ....

Bei der ganzen elenden Wirthſchaft ſind meine Geſinnungen gegen Sie dieſelben geblieben. In welcher Stellung Sie auch je gegen mich erſcheinen mögen, ich liebe Sie und

denke mit Vergnügen an die Zeit, welche wir nahe verbunbunden zuſammen gelebt. Geben Sie den Ihrigen ihr volles Recht, auch mehr als Recht, aber nehmen Sie mir nicht Alles, um es jenen unverdient zu geben.

Hier folgt der Dank an den hochverehrten Fürſten. Denken Sie nicht ſchlimmer von mir, als ich es verdiene, und ſchenken Sie mir nur die Hälfte von dem freundſchaftlichen Wohlwollen, das ich Ihnen bis jetzt ganz bewahrt habe, und ſo Gott und Sie ſelbſt wollen, auch ganz bewahren werde.

Herzliche Gegengrüße von den Meinigen.

Ihr

Weipel.

v

An Derew.

Johannisberg, den 18. März 1821.

Wir ſind, liebſter Freund, wieder auf dem Johannisberg, dem Aufenthalte, den ich, hinge es von mir ab, jedem andern in der Welt vorziehen würde. Leider hat mich das Glück oder der Zufall, nicht ſo begünſtigt, daß ich mir ſobald auf ein unabhängiges Loos Rechnung machen dürfte. Indeſſen gebe ich die Ausſicht dazu nicht auf, und treffe ſelbſt Vorkehrungen zur Erfüllung meines liebſten Wunſches; denn eben fange ich an, uns ein Häuschen hier zu bauen, und ſchon iſt der Grund dazu in dem gegrabenen Keller gelegt. Die Zeit, die ich meinen Berufsgeſchäften abgewinnen kann, werde ich hier zubringen, und wahrſcheinlich mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart leben. Ich ſetze voraus, lieber Freund, daß Sie meine letzte Beförde-

rung und Standeserhöhung zum wohlbestallten Bibliothekar in Wiesbaden erfahren haben.

So dachte ich meine Laufbahn nicht zu schließen; es ist fast Alles anders geworden, als ich es erwartet hatte. Wir müssen darauf gefaßt sein, unsere liebsten Wünsche nicht erfüllt, und unsere theuersten Erwartungen getäuscht zu sehen. Ich habe die schwere Kunst, das Leben, in wie weit es von uns nicht abhängt, leicht zu nehmen, ziemlich früh gelernt. Das Lehrgeld war beträchtlich; aber die Acquisition ist auch was werth, wenn sie denn doch einmal gemacht werden muß. Mein letzter Brief, in welchem ich meinem Mißmuth sich frei zu äußern gestattet habe, hatte keinen ostensiblen Zweck; am wenigsten konnte er für den Fürsten bestimmt sein, den ich am wenigsten betrüben möchte. Daß ich ihm nichts verwerfen kann, weiß ich. Darum, und weil die ganze Sache doch einmal so ausgegangen ist, sollte man darüber kein Wort mehr verlieren. Warum das bittere, herbe und unverdauliche Wiederkauen? Lassen wir die Todten ruhn! Wer kennt die Wege und Zwecke des Schicksals oder der Vorsehung?!

Hier geht es etwas seltsam zu. Es ist eine heftige Spannung eingetreten, und es wird mir fast schwer, zwischen dem feindlichen Ultra und Citra eine billige Mitte zu behaupten. Wie bei uns — im Nassauischen — gestaltet es sich in der politischen Welt immer entschiedener, und ich wollte fast die Pulsschläge der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zählen. Der Kampf ist entschieden; die Massen auf dieser und jener Seite ordnen sich. In Italien wird der Befehl zum Vorpostengefecht gegeben. Wir stehen bei der Eröffnung des vierten Akts. — Fatis trahimur: Es ist

eine Schickſalstragödie. Man wollte es und will es. Und ſo mag und muß denn ihr Wille geſchehen...

Verzeihen Sie mir das bischen Politik, weil ich den Gaul doch ſelten reite. Vielleicht nehmen Sie mehr Antheil an der Nachricht, daß ich einen für meine Geſundheit ſehr günſtigen Winter gehabt habe. Von meiner ſchrecklichen Schlafloſigkeit und den übrigen Leiden, die mir das letzte Jahr ſo zugeſetzt haben, weiß ich faſt nichts mehr.

Haben Sie meinen dritten Band geſehen, der nun ſchon ein Vierteljahr im Publikum iſt, und von dem Niemand ſpricht, weil ihn Niemand geleſen zu haben ſcheint? Närriſche Welt!!

Laſſen wir, lieber Freund, die Dinge gehen wie ſie können und wollen; bleiben wir nur ſelbſt auf dem rechten Wege! Wenn Sie recht beſonnen ſich und mich betrachten, dann müſſen Sie doch, ſollte ich denken, mir ein wenig gut ſein.

Von Herzen

Ihr

Weitzel.

W.

An denſelben.

Wiesbaden, den 17. April 1821.

Liebſter Freund!

Zahnſchmerzen, die ich mir durch das Ausgehen bei dieſer heilloſen Witterung zugezogen, machen mir die Fußreiſe nach Mainz doch ein wenig bedenklich. Indeſſen wünſchte ich ſo ſehr Sie zu ſprechen. Warum wollen Sie nicht auf eine Nacht nach Wiesbaden kommen, oder den Nachmittag gegen halb fünf Uhr nach Moosbach? Bedenken Sie wie

lange es währen kann, bis wir uns wiederſehen! Morgen gegen zehn Uhr reiſe ich hier ab zu den Meinigen. Vielleicht könnten Sie mir ſpäter ein Stelldichein in Bingen geben. Aber das Beſte iſt und bleibt, Sie kommen auf eine oder ein Paar Stunden heute nach Moosbach, oder noch lieber dieſe Nacht nach Wiesbaden auf die Poſt, wo ich auch als Garçon hauſe, wann ich nicht auf der Bibliothek bin. Thun Sie das Mögliche, und laſſen Sie mich durch den Boten Ihren Entſchluß wiſſen. Der Kerl iſt bezahlt, und hat den Auftrag Ihre Antwort mitzubringen.

So unrecht Sie mir auch manchmal thun, ſo kann ich doch nicht aufhören, Ihnen freundlich und gut zu ſein. Ich habe Sie wahrhaftig lieber, als Sie es um mich verdienen.

Sein Sie mir recht herzlich gegrüßt. Fürchtete ich in meinem Zuſtande die kalten Füße in Mainz nicht, ich ſelbſt wäre dann jetzt bei Ihnen ſtatt des Briefchens.

Auf baldiges Sehen.

Ihr

Weitzel.

Ob Weitzel das nun folgende Memoire spater hat drucken lassen, ist zu erforschen nicht möglich gewesen; es ist nicht zu glauben, weil das Konzept davon in T.'s Handen ist, — nach welchem dieser Abdruck gemacht worden. — Es sollte darnach von ihm eine Abschrift fur den Staatskanzler angefertigt werden, fur den es niedergeschrieben wurde. Der edle Furst nahm dasselbe eben so freundlich als dankbar auf, weil ihm Wahrheit, redlich und wohlgesinnt vorgetragen, stets Freude machte. Es ist eine theure, kostbare Reliquie des unvergeßlichen Freundes! Es sind Wahrheiten darin ausgesprochen, die nie oft genug wiederholt werden können.

Rheinpreußen

im

December 1818.

Im Jahre 1814 war auf dem ganzen linken Rheinufer der Wunsch allgemein, einen Theil der preußischen Monarchie zu bilden; man wollte ihr lieber angehören als irgend einer andern deutschen Macht. Da die Loose endlich den herrenlosen Ländern gefallen waren, priesen die sich glücklich, die an Preußen kamen. Man gab Feste, hielt Dankgebete und feierte das frohe Ereigniß auf jede Weise. Ich erzähle nicht nach Berichten, sondern war selbst Zeuge mehr als eines rührenden Auftrittes dieser Art. Man hielt das Glück um so viel werther, als das von Kleinmuth und Schwäche gepeinigte Gefuhl der Zerstuckelung der übrigen

Rheinlande einen kläglichen Kontraſt mit deren ſtolzem Selbſtgefühle, der integrirende Theil eines mächtigen und geachteten Ganzen zu ſein, bildete.

Im Jahre 1818 hat ſich die Stimmung deſſelben Volkes ganz anders ausgeſprochen. Wäre dieſelbe auch der preußiſchen Regierung bisher unbekannt geblieben, dann hätte die Zeit des Aachener Vereines ſie darüber aufklaren müſſen. Woher nun dieſe raſche, höchſt auffallende Veränderung, die dem unbegreiflich und durchaus verdammungswürdig erſcheinen muß, der den Werth der europäiſchen Regierungen an und für ſich, ohne fremdartige Rückſichten, mit einander vergleicht? Hat irgend eine mehr Rechtlichkeit, Edelmuth und Standhaftigkeit gezeigt als Preußen?

Indeſſen iſt die Erſcheinung da, und es kame nur darauf an, ſie auf eine befriedigende Weiſe zu erklaren. Ich will es verſuchen, ohne Lob und ohne Tadel, ohne Haß und ohne Liebe, ſowie man eine mathematiſche Aufgabe zu löſen ſich bemüht.

Ich bin kein praktiſcher Staatsmann und kenne kein Kabinet; aber das Volk kenne ich und den Menſchen; das Volk und beſonders das rheinlandiſche gewiß wie Wenige. Ehe ich darum auch weiter gehe, muß ich einen weſentlichen Artikel meines politiſchen Glaubensbekenntniſſes auseinanderſetzen, über den man mit mir einverſtanden ſein muß, wenn wir über die Reſultate dieſer Unterſuchung einig werden ſollen. Iſt dieſer Ketzerei, dann fällt meine ganze Lehre als ketzeriſch zuſammen.

In dem Prozeſſe des Staatslebens, meine ich, ſei das Volk ein ſehr wichtiges, vielleicht das wichtigſte, erhaltende oder zerſtörende Element geworden, nachdem man es zu

brauchen und mit den anderen Elementen zu miſchen weiß. Auch ich glaube nicht an den Zeitgeiſt und die öffentliche Meinung in dem Sinne, wie ſie gewöhnlich genommen werden. Jeder möchte aus dem Dinge einen freundlichen Genius oder einen zürnenden Rachegeiſt, einen beſchwörenden Geiſt für ſich und einen züchtigenden, ſchreckenden Pelzmickel für Andere machen. Die öffentliche Meinung, oder vielmehr was gewiſſe Schriftſteller ſo nennen, hat alle Reize und Tugenden der öffentlichen Mädchen. Man mag im erſten Augenblick den Vergleich für ein unanſtändiges Wortſpiel halten; bei näherer Prüfung wird man ihn wahr und ſinnreich finden. Ich darf mich über dieſen Gegenſtand nur wiederholen. In den Neigungen und Leidenſchaften, in dem Glauben und Meinen, in dem Geſchmack und den Bedürfniſſen, in dem ganzen Treiben und Streben der Menſchen bemerken wir, wie auf beweglicher See, eine ewige Flut und Ebbe. Was bis zum höchſten Punkte geſtiegen iſt, muß gerade darum fallen. Dem Aberglauben folgt Unglaube, dem höchſten Druck der Willkühr Aufſtreben nach Unabhängigkeit, wenn die Springfedern anders nicht ganz gebrochen ſind, der höchſten Anſpannung Abſpannung. Das Alles geſchieht nach Geſetzen, die ſich, wie die der Mechanik, berechnen ließen, kennten wir die geiſtige Welt, wie die körperliche. Das begreifen wir alle, daß man jetzt vergebens der frommen Chriſtenheit einen Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Grabes predigen würde, und daß kein zweiter Hildebrand die Kronen der europäiſchen Monarchen unter ſeinen Pantoffel brächte. Daß Luther mit ſeinen Mitteln gethan, was er ſicher jetzt nicht vermöchte; daß Großes, Ungeheures oft ohne Anſtrengung, das Leichteſte aber nur ſchwer oder gar nicht geſchieht, das lag und liegt im Geiſte der

Zeit. Er gleicht den Strömungen gewiſſer Meere, den Paſſatwinden, die aus einer beſtimmten Gegend kommen; folgt man ihnen, dann geht es raſch und leicht. Kein vernünftiger Schiffer wird es ohne Noth verſuchen, ſein Fahrzeug mit Gewalt gegen ſie zu lenken.

Das Element iſt da, wie wir es auch immer nennen mögen. Es ſei ein Gott oder ein Götze, wir müſſen ihm dienen, wollen wir mit Erfolg auf unſer Geſchlecht wirken. Wer dieſes Elementes ſich zu bemächtigen weiß, hat den Weg zur Herrſchaft über ſeine Zeit gefunden. Das ſehen die Verblendetſten nun ein, und die ärgſten Feinde des Zeitgeiſtes ſuchen ihren Frieden mit ihm ſo ſchnell als möglich zu machen.

Der 20. März, ein furchtbar lehrreicher Tag, hat die Bourbons ſelbſt zu den Grundſätzen der Revolution bekehrt. Denn dieſer Geiſt der Zeit iſt weſentlich demokratiſch, und das iſt ſo wahr, daß, wer die Freiheit zerſtören will, es nur durch den Mißbrauch derſelben kann, und der Deſpotismus keine andere Mittel, ſich zu befeſtigen und zu erhalten, findet, als ihre Waffen. Wir haben das an der ganzen Revolution und beſonders an Napoleon geſehen. In Deutſchland wetteifern nun die kleineren Staaten, ſich durch dieſen Bundesgenoſſen zu verſtärken. Alexander hat ihm ſelbſt in der polniſchen Konſtitution gehuldigt. Der Großherr wird ſeinen Dienſt im Serail verkünden müſſen, wenn er ſich in Europa erhalten will.

Kehren wir nach dieſer Ausſchweifung, die Vieles erklären muß, was ohne ſie unerklärt geblieben wäre, zu dem Jahre 1814 zurück. Preußen hatte damals die höchſte Stufe von Ruhme erreicht. Alle Blicke waren in Deutſchland voll Hoffnung und Vertrauen auf es gerichtet. An es

waren alle große Ansprüche und Erwartungen gewiesen, es konnte sie auch erfullen, und es allein. Rußland ist kaum europäisch, und Oestreich wenigstens nicht deutsch. Das abgeschlossene England fand wenig Dank und Liebe selbst zu einer Zeit, wo die arme Hoffnung der verwaisten Welt sich bis zum römischen Stuhl verirrte. Frankreich aber stand dem ganzen übrigen Europa feindselig gegenüber, weil es ganz Europa beleidigt oder mißhandelt hatte.

Die große Rolle spielte aber Preußen als Gegensatz von Frankreich. Dieses hatte Deutschland getheilt, zerstückelt und aufgelöst; man hoffte seine Vereinigung, die Wiederherstellung seines Namens und seiner Würde. Die lange Mißhandlung durch fremden Uebermuth hatte dem Deutschen wenigstens in jener Zeit gegeben, was er fast nie besaß — einen Nationalcharakter. Durch den gemeinschaftlichen Druck war ein gemeinschaftlicher Widerstand erzeugt. Preußen hatte Deutschland für sich, war Preußen vorzugsweise eine deutsche Macht. Ich will hier im Vorbeigehen nur erwähnen, daß die Sehnsucht nach Einheit, die den Deutschen dem Fremden mit Bedeutung gegenüberstellen soll, tief und allgemein in den Gemüthern herrscht. Der Bundestag ist eben nicht geeignet, sie zu stärken. Das Loos von Deutschland hatten tausend Rücksichten bestimmt, die in ihren Widersprüchen sich selbst bekampfen und zerstören. Ich habe noch keinen vorurtheilsfreien, sachkundigen Mann gefunden, der dem deutschen Bunde, dieser farbenlosen Mumie, auch unter günstigen Verhältnissen, bei Ruhe und Frieden im Innern wie nach Außen einen Schein des Lebens auf mehr als zehn Jahre gegeben hatte. Es ist gut, auf diesen Sterbfall gefaßt zu sein. Mächtige Vettern nahe und fern warten auf die Erbschaft. Der heilige Bund ist eine erhabene

Idee und ſpricht unſere gemüthliche Zeit noch verwandter an, als Heinrichs IV. europäiſche Republik, ſein ungleich praktiſcheres Huhn im Topfe oder St. Pierre's und Kant's ewiger Friede. Unter Heiligen würde ein ſolcher Bund ewig ſein, weil ſie ihn in ihrer Heiligkeit auch entbehren könnten. Unter Menſchen mit Leidenſchaften, Neigungen, Irrthümern und Schwachheiten wird er dem Schickſal alles Menſchlichen nicht entgehen. Fällt ein Glied aus der Kette, dann kann der ganze Bund ſich löſen. Endlich haben nur die Fürſten ihn geſchloſſen ohne Theilnahme der Völker und ohne die Garantie des Schickſals, das ſich gar oft im Spiel mit menſchlicher Weisheit gefallt. Wäre übrigens der Bund von zwei geſchloſſen worden, dann hätte er Einfluß haben können; aber den Bündniſſen gebt's wie den Erbſchaften, die auch um ſo kleiner werden, je größer die Zahl der Theilnehmer iſt. — Nichts verbürgt alſo die Dauer des gegenwartigen Zuſtandes von Deutſchland; Alles zeugt vielmehr für ſeine Schwäche und kündigt ſein nahes Ende an. Das Jahr 1814 wird für Preußen wiederkommen. Bis dahin ſei es vorzugsweiſe eine deutſche Macht, nicht blos gegen mögliche oder wahrſcheinliche Abſichten Englands, Frankreichs und Rußlands, ſondern beſonders für alles Nationale, für deutſche Anſichten, Hoffnungen, Wünſche, Sprache, Literatur, Sinn und Kunſt. Man gewöhne die Hoffnung, ihren Blick nach einem Ziel zu richten, daß ſie in dem Augenblicke der Entſcheidung nicht unentſchloſſen um ſich blickt oder ſich gar verirrt.

Ueber dem Nationalen aber ſteht das Menſchliche, wie der Menſch denn in dem Bürger erſt vollendet werden ſoll, und dieſer nur das Schutz- und Bildungsmittel von jenem iſt. Auch kann das Nationale, Bürgerliche und Vaterlan-

diſche nur Entwickelung und Steigerung des Menſchlichen ſein, dieſes die Bluthe, von welcher jenes die Frucht. Ohne Familie, Haus und Boden, ohne Vater, Mutter oder Kind kein Vaterland. Ohne Liebe des Nachſten und Bekannten noch weniger Liebe des Fernen und Fremden. Tüchtige Menſchen geben tuchtige Burger. So ruhet auch auf dem Gemeindeweſen das Staateweſen, die Staatsverfaſſung auf der Gemeindeverfaſſung, wenn der Staat feſt ſtehen ſoll, wie die Pyramide auf ihrer breiten Grundfläche, nicht auf der ſchmalen Spitze. Auf dieſe kann ſie allerdings künſtlich geſtellt werden, auf jener aber ſteht ſie natürlich ſelbſt. Der Inſtinkt des Volkes fuhrt auch hier ſicherer als die Weisheit ſeiner Gelehrten. Dieſe wollten das Deutſchthum auf Fremd nhaft und auf die Geſchichte der Vorzeit gründen; der Bürger aber greift nach dem Nachſten und Einfachſten und konnte Stockſchläge aus verwandter Hand nicht zartlicher finden als Ruthenſtreiche aus der fremden, und dem wackern Ahnherrn zu Liebe, den es vertheidigt hatte, nicht darben und leiden, um den müßigen Enkel im behaglichen Ueberfluß zu futtern.

Dieſem nach begrenzt das Vaterland nicht Stein oder Pfahl und Graben, die ſich verſetzen und verrücken laſſen, ſondern das Herz des Unterthanen, das kein Friedensſchluß vergeben und kein Vertrag erwerben oder vertauſchen kann. Daher die Vaterlandsliebe am Fremden, welche gar leicht bald hier bald dort einheimiſch wird, auch zur Poeſie der Zeit gehört und an den Prüfungen der Wirklichkeit proſaiſch untergeht.

Eben ſo folgt aus dem Vorhergehenden, daß der Staat mit dem, was den Menſchen zunächſt berührt, ſehr ſchonend umgehen muß, die Eigenheiten, das Individuelle, Gemein-

heitliche, Provinziale nicht zerſtören darf, um das Nationale zu begründen, ſondern dieſes gerade nur darauf bauen kann. Wir machen Staaten, Völker und Verfaſſungen, wie Fabrikwaaren, leicht und billig; ſie haben aber auch den Fabrikwaarenwerth und Dauer. Nichts hat ſo nachdrücklich für eine europäiſche Revolution gearbeitet, die man doch zu fürchten ſchien, als die Verträge, Frieden, Austauſchungen, Abtretungen und überhaupt die meiſten diplomatiſchen Arbeiten der lezten vierzig Jahre.

Man verſuche jezt, das eben Geſagte auf die Behandlung der preußiſchen Rheinlande anzuwenden. Thut man es unbefangen, aller Selbſtliebe auf beiden Seiten fremd, blos um eine auffallende Erſcheinung, wie der Naturforſcher in ſeinem Reiche, aufzuklären, dann wird man das Geſchehene begreifen, vielleicht geſtehen, daß es nicht anders kommen konnte.

Mit den Erwartungen aller Deutſchen waren auch die der Rheinländer geſcheitert. Je größer die Hoffnung auf Preußen, deſto ſtärker der Groll über die Täuſchung. Betrogene Liebe wird leicht der ſtärkſte Haß, und dieſer iſt immer heftiger zwiſchen Freunden, Verwandten als zwiſchen Fremden, wie auch die bürgerlichen und Religionskriege zeigen. In Schauſpielen und Romanen gibt die vom Liebling mißhandelte Geliebte oft gerade dem verſchmäheten Werber die Hand aus Rache. Es iſt ſeltſam, aber aus der Tiefe des menſchlichen Gemüths gegriffen. Kein deutſcher Name iſt in Deutſchland weniger geliebt als der preußiſche; und das iſt noch der beſte Theil, wo den Andern nur Schlechteres übrig bleibt. So lange der Unmuth zankt, iſt er nicht furchtbar, aber wenn er ſchweigt, und ſogar das leichte Wort

für eine Verschwendung hält; denn da hat alle Hoffnung aufgehört.

Wie die Erwartungen, die man in Deutschland auf den Sturz der französischen Herrschaft gegründet hatte, in Erfüllung gegangen sind, darüber ist bei uns nur eine Stimme, nur ein Gefühl. An die Stelle der Willkühr sollte gesetzmäßige Freiheit treten, liberale Gesinnungen und Grundsätze das rohe Wesen der Eigenmacht ablösen, und überhaupt eine bessere Ordnung der Dinge durch Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe und Eintracht gegründet werden. Was geschehen ist, wissen wir; der Keim einer bedenklichen Zukunft ward in den Schoos der Zeit gelegt. Was wir gesäet, kann zu einer Ernte reifen, für die uns unsere Enkel schwerlich danken.

Die preußischen Rheinländer theilten den Schmerz aller Deutschen über diese Ereignisse; sie hatten aber noch ihren eigenen, der sie nur anälte. Alle ihre Institutionen, die ihnen durch eine glückliche Erfahrung und schwere Opfer theuer geworden waren, wurden angefochten. Fremde Beamte kamen in das Land; es war ärger unter den Befreiern als in der Zeit der Knechtschaft, von der befreit zu sein man sich glücklich preisen sollte. Der widerliche, ekelhafte Streit entstand zwischen Alt und Neu, der in der täglichen Berührung in allen Verhältnissen des Lebens Nahrung fand. Der Grund zu dem Mißvergnügen war schnell und leicht gelegt. Daß man das Fremdartige so barsch zusammenbrachte, die heterogenen Elemente durchaus vermischen wollte, mußte zu dieser Gährung führen. Der Funke ward durch die Reibung hervorgebracht, schlug, gut genährt, zur Flamme auf und fand neuen Brennstoff in Allem, was sie ergreifen konnte; in der Anstellung und Aus-

zeichnung der Altpreußen, in der Weigerung der altpreußiſchen Beamten, mit den Eingeborenen die Laſt der Einquartirung zu tragen, vielleicht auch in dem Uebermuthe mancher Sieger gegen die Beſiegten, die aber nicht dafür gelten wollten. Iſt einmal das Herz von Haß oder Liebe eingenommen, dann theilt es Allen die Natur ſeiner Stimmung mit. An dem geliebten Gegenſtande werden Mangel liebenswürdig, an dem verhaßten Vorzuge gehäſſig. Wer kennt die Bizarrerie des menſchlichen Gemuthes nicht? Darum muß die preußiſche Regierung ſogar die Hände mit kluger Vorſicht wählen, durch die ſie Wohlthaten in ihren Rheinlanden vertheilen will.

Daß die Rheinländer bei der ganzen Miſſtimmung nicht weniger verſchuldet haben, läßt ſich beweiſen. Darum aber iſt es hier nicht zu thun, ſondern an dem Orte, wo es gilt, ſie mit ihren Fehlern und Verirrungen bekannt zu machen. Vielleicht hat auch die Unentſchiedenheit des preußiſchen Kabinets ihnen hier geſchadet. In dem Menſchen iſt eine unwiderſtehliche Achtung vor der Kraft ſelbſt, wo ſie gewaltthätig durchgreift. Auch das iſt eine Schwäche, von der wir unſer Geſchlecht nicht heilen. Jeder Charakter hat Recht, der ſich treu bleibt, ſagt ein großer Dichter, und ſagt eine große Wahrheit. Vorzüglich gilt das vom öffentlichen und ganz beſonders vom Staatsleben. Die ſchwachen, unentſchloſſenen Menſchen ſuchen immer einen ſtarken und entſchloſſenen, um ſich in Gefahr und Noth an ihn zu lehnen. Die menſchliche Indolenz oder Feigheit dankt es gewöhnlich dem, der ihn die Wahl eines Entſchluſſes erſpart; darin liegt das Glück, das die Kühnen führt. Wie Preußen ſich hatte Sachſen theilen laſſen, ſo ſchien es auch oft in ſeinem Innern getheilt. Das iſt ſehr

gefährlich unter Menschen, die von Natur mißtrauisch sind und sich in der Regel am liebsten ans Glück anschließen. Ein aufgegebener Entschluß macht unsere Kraft und unsern Willen zugleich verdächtig. Thut man etwas, was auch Andere für Unrecht halten, halb, dann verliert man gegen die Regeln der Klugheit doppelt. Zu dem Vorwurf, es ganz gewollt, gesellt sich nun auch der, es nicht gekonnt zu haben. So hat der, dem ein Entwurf nicht gelingt, immer doppelt Unrecht.

Ich sagte eben, die Stimmung der Zeit sei wesentlich demokratisch; in den aufgeklärten Ländern ist sie es besonders und somit auch am Rhein. Das Wort wird den nicht schrecken, der die Sache kennt. Freiheit und Gleichheit, dieser so verschriene Ruf, an den sich schmähliche und furchtbare Erinnerungen knupfen, ist das Losungswort der Gegenwart, das, wo auch nicht allenthalben laut und öffentlich ausgesprochen, doch in den Herzen der Völker wiederhallt: Freiheit, die Befugniß, nur dem Gesetze zu gehorchen, Gleichheit, die allgemeine Verpflichtung, einem und demselben Gesetze unterthan zu sein. In funfzig Jahren ist in der schönsten Hälfte von Europa der Sieg dieses Wahlspruchs entschieden. Diese Freiheit und diese Gleichheit werden dann ihre Herrschaft begründet haben, ob auf eine blutige oder unblutige Weise, das hangt von uns ab. Die privilegirten Kasten können den Kampf fortsetzen, das Gebäude der politischen und gesellschaftlichen Ordnung Beschränkungen preisgeben, vielleicht eine europaische Revolution erzwingen; aber um zu siegen, ware ein größeres Wunder nöthig, als Josua es gewirkt; die Zeit durfte durch ihre Befehle nicht nur still stehen, sondern mußte zurückgehen, wenigstens um ein halbes Jahrhundert. Daß dieser demo-

kratiſche Geiſt weſentlich monarchiſch iſt, bedarf kaum einer Erwähnung. Ohne erbliche Monarchie weder Freiheit noch Sicherheit, darüber ſind alle Verſtandige unter uns einig; aber auch darüber, daß dieſe Freiheit und Sicherheit, wie die Feſtigkeit des Thrones ſelbſt, ihre Bürgſchaft in einer Verfaſſung finden, welche der königlichen Macht, wo nicht in ihrem Beſtehen, doch in ihrem Wirken den Willen, die Einſicht und die Kraft der Nation zur Grundlage gibt. Fürſt und Volk werden ſich in der Ueberzeugung vereinigen, daß eine repräſentative Verfaſſung, wäre ſie auch nicht die rechtmäßigſte, doch die zweckmäßigſte iſt und als eine Wohlthat für beide erfunden werden müßte, hatten wir ſie nicht. Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle Staatsgenoſſen, Heiligkeit der Perſon des Königs, Erblichkeit ſeiner Macht und Vertretung des Volkes bei der Geſetzgebung, Oeffentlichkeit, Freiheit der Sprache und des Glaubens, das ſind die Foderungen, deren Erfüllung allein das tief gefühlte und laut ausgeſprochene Bedürfniß der ziviliſirten Nationen befriedigt, die Beſorgniſſe der Gemüther beruhigt und den Frieden der Zukunft ſichert. Mit der Anerkennung dieſer Grundſätze iſt die europaiſche Revolution, die an vielen Orten ſo große Furcht erregt, durch die wohlthatigſte Reform geſchloſſen.

Eine nothwendige Folge der neuen Verfaſſungslehre und Regierungskunſt, die ſelbſt durch die Fortſchritte der Aufklärung nothwendig geworden ſind, iſt, daß die Regierung ſo viele Intelligenz in ſich aufnehme, als ſich in der Maſſe der Nation befindet, damit ſie dieſer das Gleichgewicht halten könne. Nicht nur bedarf die Regierung dieſer Intelligenz als einer Kraft zu ihrer eigenen Erhaltung, wo ſie von der Oppoſition in der Geſetzgebung oder durch die Publi-

zität angefeindet werden könnte, sondern auch um mit anderen Regierungen in der Entwickelung der Staatskräfte gleichen Schritt zu halten, und um sich mit der Achtung zu umgeben, die bei unserem Stande der Kultur sowohl in den inneren als in den äußeren Verhältnissen unentbehrlich geworden ist.

So gerecht nun im Allgemeinen auch die Foderungen sind, welche die gebildeten Völker Europa's an ihre Regierungen machen, so ungerecht sind doch auf der andern Seite viele Klagen über ihren bösen Willen, den man mit Grund in Deutschland vielleicht kaum zwei Fürsten vorwerfen dürfte. Es ist eine unzufriedene, schwer zu behandelnde Zeit, das Volk aufgeregt durch die Furcht und Hoffnung der wechselnden Ereignisse von drei Jahrzehenden, die gegenwärtige Generation aufgewachsen unter ewigen Veränderungen, durch die der Geist und das Gemüth an das Ungeheuerste gewöhnt wird; der Mensch fast in allen Ständen von Begierde nach Erwerb und Genuß getrieben, ohne wahre Kultur und mehr verbildet als aufgeklärt, ohne Glauben an Gott über der Erde und in dem Menschen, voll Selbstsucht, Eigendünkel und Anmaßung. Und um das Verderben zu vollenden, haben sich Mystiker, Andächtler, Propheten, sogenannte Naturphilosophen, Romantiker, Geisterseher, Magnetiſirer und Schwärmer jeder Art als Retter aufgeworfen und löschen den Brand mit Oel. An Klarheit und frischem, gesundem Sinne fehlt es unserer tiefbewegten, durch Ueberreiz geschwächten Zeit. Nur ein tüchtiger Verstand und Festigkeit im Wollen und Handeln kann dieser schwärmenden Welt von Idealen und Verrücktheiten, von Heldentugenden und Narrenstreichen Haltung geben, Ordnung in das Chaos von widersprechenden Hoffnungen, Wünschen und Entwur-

ſen bringen, und die verirrten Kräfte in den ihnen angemeſſenen Wirkungskreis zurückführen. Iſt nun der Kampf der Kaſten gegen das Volk, der Einzelnheiten gegen die Geſammtheit ausgekämpft oder — was aber nicht wahrſcheinlich — ausgeglichen; hat der allgemeine Wille und die öffentliche Meinung in der Volksvertretung ein geregeltes Organ gefunden, iſt Freiheit in der Sprache anerkannt, dann findet ſich alles Uebrige leicht. Gerade die Lichtſcheue und das Dunkel und Halbdunkel iſt den geiſtigen und moraliſchen Eulen, Fledermäuſen, Käfern, Unken und Fröſchen günſtig. Eine große Schwäche hat der Menſch, daß er glaubt, er müſſe ſchlecht regieren, was ſich am beſten ſelbſt regiert. Erſt will man keine Katze, dann weiß man ſich vor Mäuſen nicht zu helfen. So geht es mit der Preßfreiheit und der Anſtellung der Beamten und zahlloſen Geſetzen und Verfügungen. Wer mag behaupten, daß man in Rheinpreußen oder überhaupt in Deutſchland den Tugenden und Vorzügen des Königs, den tiefen Einſichten und dem guten Willen der erſten Staatsbeamten und der geiſtigen Kraft, welche in der Nation lebt, nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe? Darüber, man darf es ſagen, läßt ſich nur eine anerkennende, wahre Stimme hören. Aber von dem Könige und ſeiner einflußreichen Umgebung bis zu dem Volke iſt ein weiter Weg, auf dem ſich die beſte Abſicht, der reinſte Wille leicht verirren kann, und die ſtärkſte Kraft kann ſich ſelbſt zerſtören, wenn ſie mit ſich im Streite liegt.

Will man die Rheinprovinzen mit Herz und Seele dem Mutterſtaate einverleiben, dann müßte das begangene Verſehen in Zukunft nicht nur vermieden, ſondern auch ſogleich mit offener Freimüthigkeit wieder gut gemacht werden. Der

erſte wirkſamſte Schritt wäre eine ſorgfältige Auswahl der höchſten Provinzialbeamten, welche zwiſchen dem Willen und der Einſicht der Regierung und den Wünſchen und den Bedürfniſſen des Volkes ſtehen, beiden als Organe und Dolmetſcher dienen und vermittelnd thätig ſind. Männer, die das Vertrauen des Königs und des Volkes verdienen und beſitzen; die den Irrungen, die vorgefallen, den Leidenſchaften, welche die Gemüther aufgeregt und getheilt haben, fremd geblieben ſind; die weder im Rufe noch in dem Verdachte ſtehen, franzöſiſche oder altpreußiſche Geſinnungen, in wie weit dieſe ſich angefeindet, zu nähren, welche die Abſichten der Regierung und die Sprache des Volkes kennen; welche Rheinländer und Preußen ſind, ohne an dem Streite zwiſchen denſelben Antheil genommen zu haben oder zu nehmen, können allein die getheilten Neigungen vereinigen, die Beſorgniſſe beruhigen, die feindſeligen Gefühle verſöhnen, die Eintracht und den Frieden wiederherſtellen und ein biederes und braves Volk dem Herzen des vortrefflichen Königs zuführen und erhalten.

Dieſe Beamten müſſen Kraft mit gutem Willen verbinden, der Regierung ergeben ſein und dem Volke nahe ſtehen. Die letzte Bedingung iſt am Rhein beſonders wichtig, weil es hier eine öffentliche Meinung unter aufgeklärten Menſchen gibt. Das Volk verſteht nicht Jeden und wird nicht von Jedem verſtanden, wenn ſie auch dieſelbe Sprache ſprechen. Fordert die Gerechtigkeit, daß man nur von ſeinesgleichen gerichtet werde, weil ein ähnliches Leben, ähnliche Verhältniſſe und Lagen nur die Schlüſſel zu unſern Handlungen geben, ſo daß auf eine gewiſſe Art Unſeresgleichen uns nur ganz verſtehen, dann iſt es wohl klug und billig, einem Lande Vorgeſetzte zu geben, die ſeinen Menſchen,

ihren Begriffen, Sitten und Gewohnheiten nicht fremd ſind. Daß Standesvorurtheile, wo ſie auf eine ungewohnte Weiſe ſcharf und eckig hervortreten, am ſchmerzlichſten verletzen, iſt eine bekannte Erfahrung, die oft koſtſpielig erworben worden. Bei den vielen Verdienſten des Generalgouverneurs Sack galt ihm bei den Rheinländern auch ſein Stand für eines.

II

1.

Gräfin von Lichtenau.

a b. Zwei Briefe an Baron von Eben, d. d. 24. Novbr. und 28. Febr. 1819.

Siehe 1r Theil Seite 194.

Ueber Baron von Eben.a

Siehe Vorwort zum 2. Theil.

2.

Justus von Gruner.

a Schreiben an den Geh. Justizrath, Generalkonsul Dr Meigebauer, d. d 3. Decbr. 1817.

b c Schreiben an Varnhagen von Ense, d. d. 25. Juli und 9. August 1819.

Siehe 1r Theil Seite 201.

„Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch. Denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß, als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſt ſich vom Herzen los, und als dauernde Spur eines Daſeins, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick verſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“

Goethe.

1.

Gräfin von Lichtenau.

a.

Berlin, den 24. November 1816.

Mein liebenswürdiger Freund!

Es hat mir unendlich viel Freude gemacht, durch M. Tobie zu hören, daß Sie sich meiner erinnern; meiner traurigen Erfahrung nach glaubte ich auch von Ihnen vergessen zu sein. Also meinen innigen, herzlichen Dank für diese in unsern Zeiten seltene Freundschaft. Sie werden doch in kurzen Worten wißen wollen, wie es mir geht. Nun denn seit 7 Jahren trete ich hier in Berlin als keine Bittende auf; durch diese Selbstverlaugnung meines ehemaligen Zartgefühls habe ich nach langen Leiden meine Güter Lichtenau und Preitz wiederbekommen, das Schönste aber Neßwieße nicht. Erstere beide sind mir in einem Zustand zurückgegeben, daß ich mit meinem Pachter in beständigen Handeln leben muß. Sie, bester Freund, haben in diesen langen Jahren viele Erfahrungen gemacht! nie habe ich Sie ganz aus meinen Augen gelaßen. Alles, was nach England reiste, hab ich den Auftrag, sich nach Ihnen zu erkundigen, was wiederkam, fragte ich, wie es Ihnen ginge; zu meiner Freude hörte ich nur Gutes, auch tauschte ich mich oft zu glauben, ein Zurückkommender würde mir vielleicht einige Zeilen von Ihrer Hand mitbringen, aber vergebens! doch wenn man einmahl ins Wünschen kommt, so ißt man aufgelegt, das Schönste, das Freudigste zu wollen! nemlich Sie noch einmahl zu sehen, zu sprechen. Welch ein Glück dieses für mich sein würde, mag ich nicht schrei-

ben, nur empfinden, und wenn Gott will, daß ich Sie wiederſehe, es Ihnen ſelbſt ſagen. Bis dahin leben Sie wohl und glücklich und vergeſſen Sie Ihre Freundin nicht, die, wenn ſie hier nicht mehr die Freude haben ſollte, Sie wiederzuſehen, es doch ewig ſein und bleiben wird, denn Sie waren der Erſte, der mich aus der Feſtung Glogau in die freie Luft führte, auch auf Ihrem Gute ſo aufnahm, als hätte ſich nie das Glück von mir gewendet. Unvergeßlich bleibt mir dieſer ſchöne Zug Ihres Herzens!

Wilhelmine zu Lichtenau.

---

b.

Berlin, den 28. Februar 1819.

Mein theurer Freund!

Erlaubten es doch meine Kräfte, die Gefühle auszudrücken, welche ich bei Leſung Ihres Briefes empfand. Man muß ſelbſt durch einen Federzug, eines Namens Unterſchrift elend geworden ſein, um jede Zeile, jedes Wort im Innerſten des Herzens ſo zu fühlen, wie ich empfand. Ach, mein redlicher Freund, wie habe ich zu der Zeit Ihres unverdienten Unglücks alle öffentliche Blätter aufgeſucht und durchgeleſen, allein wie unbefriedigend ſind ſie mir geweſen; da ich Sie ſo genau kenne, wollte ich nur, im ſtrengſten Sinne des Worts, Ihre ganze Unſchuld darin finden und war nie ganz befriedigt, da man nur über die ganze traurige Geſchichte ein gewiſſes Dunkel verbreitete, wie gewöhnlich, wenn die Großen uns durchaus ſtrafbar wiſſen wollen. Es iſt doppelt traurig, daß bei ſolchen reinen Verfolgerungen nicht allein der Menſch, ſondern auch ſeine Glücksgüter mit in Beſchlag genommen werden, auch damit noch nicht zufrieden, auch die Ehre, Ruhm und am Ende

die Gesundheit werden uns geraubt. Gott Lob! Sie sind ein Mann und haben Ihr hartes Schicksal als solcher getragen. Da Sie Ihre Gesundheit, Ihren Muth noch erhalten haben, so bleiben Ihnen noch Mittel, Ihre Ehre zu retten, sich zu vertheidigen und sich selbst wieder ein Schicksal zu schaffen — Ihren Verdiensten angemessen. Wäre ich gesund, so sollte mich nichts abhalten, Sie in Hamburg zu sehen; Ihre liebe Frau und Kind, den vortrefflichen Mann und Vater, Euch alle drei an mein Herz zu drücken, Sie zu trösten, denn wer kann das besser als diejenigen, die selbst gelitten haben und durch die Folgen dieser Leiden nun nie mehr glücklich sein können.

Den liebenswürdigen Herzog v. Sussex habe ich mir um mehr als einer Ursache erinnert, und dieses Gefühl habe ich eben nicht für viele Prinzen; — aber die Art, wie ich höre, daß derselbe sich in Rücksicht Ihrer nimmt, macht ihn mir noch viel werther; in einigen Wochen hoffe ich Kräfte genug zu haben, ihm schriftlich meine Gefühle über seinen edlen Charakter auszudrücken. Der Artikel London wird von mir nur um seinetwillen gelesen. Ach! als ich ihn in Rom kannte, habe ich so manchen glücklichen Abend in meinem kleinen Kabinet mit ihm in aller Unschuld des Herzens zugebracht; er spielte die Guitarre und sang mit so vielem Gefühl! in jedem Worte drückte er seine reine Seele aus! Verruber sind die Zeiten! sie kehren nie wieder! Mein Arzt kommt und verbietet mir, noch länger zu schreiben. Sobald ich wieder Kräfte gesammelt habe, ein Mehreres zur Antwort Ihres letzten Briefes.

Ihre Sie hochschätzende Freundin

Lichtenau.

2.

Juſtus von Gruner.

a.

An den

Geheimen Juſtizrath, Generalkonſul Dr. Reigebaur.

Den 3. December 1817.

Ew. Hochwohlgeboren vertrauungsvolles Schreiben vom 18. v. M. habe ich zu empfangen die Ehre gehabt.

Nachdem ich daraus den Plan Ihres Werkes näher erſehen, bekenne ich Ihnen offen, daß mir derſelbe unausführbar erſcheint. Sie wollen darſtellen, wie ſich aus dem, was während der proviſoriſchen Verwaltung geſchehen, die jetzigen Erſcheinungen entwickelten — oder in wiefern jene Zeit auf die Gegenwart keinen Einfluß behauptet hat. Aber werden Sie jenes vermögen, wird man Ihnen dieſes verſtatten? Allerdings waren die Grundſätze der verſchiedenen Gouverneurs verſchieden unter ſich und verſchieden nach den von Ew. Hochwohlgeboren richtig bezeichneten Epochen. Aber iſt es rathſam, dieſe Verſchiedenheiten und ihre Urſachen jetzt auszuſprechen? Und dürfte es geſchehen, wer anders würde Ihnen richtige Dokumente dazu liefern können, als die damaligen Verwalter ſelbſt? Werden ſich aber die Oeſterreicher dazu verſtehen? Werden die Baiern es thun? Wollen Sie die Preußiſche Verwaltung allein ſchildern, ſo erſcheint Ihre Geſchichte unvollſtändig und bekommt das Anſehen einer Apologie für uns. Ich denke, wir bedürfen deren nicht — können ſie auch nicht erſcheinen laſſen, ohne mit der jetzt beſtehenden Verwaltung in Vergleichungen zu gerathen, welche gehäſſig werden würden. Giebt es aber des Gehäſſigen nicht leider ſchon genug? Und welches Reſultat dürfen wir davon hoffen? Soll die Geſchichte uns

und unſere Handlungsweiſe vor der Mitwelt rechtfertigen, ſo geſtehe ich Ihnen, daß ich einen ſolchen Ekel an dem Urtheile und dem Getreibe der Gegenwart habe, daß mich nichts vermögen wurde, dafur Etwas zu thun. Soll ſie für die Zukunft lehrreich werden, was ſie allerdings kann, ſo iſt es noch zu frühe, ſie erſcheinen zu laſſen. Wo man die Verhältniſſe nur andeuten, nicht beſtimmt ausſprechen darf — wo die handelnden Perſonen geſchont werden müſſen, wenn und weil ſie noch wirken ſollen — wo die Grundſätze nicht einmahl klar hingeſtellt werden dürfen, weil ſie zerriſſen wurden — — — was läßt ſich da hiſtoriſch treu und gründlich beſchreiben?

Materialien über die mir anvertraut geweſene Verwaltung beſitze ich allerdings, aber nicht hier. Was ich davon Ew. Hochwohlgeboren mittheilen könnte, würde ich mit aufrichtigem Vergnügen thun, wenn ich nicht mit Recht voraus-ſetzen dürfte, Sie wurden Ihren Plan, nach vorſtehenden offenherzigen Bemerkungen, lieber aufgeben oder deſſen Ausführung wenigſtens verſchieben.

Was die hiſtoriſchen Data über Entſtehung der Generalverwaltung, deren Trennung u. ſ. w. betrifft, ſo würden Sie ſolche nur durch des Herrn Staatsminiſters Freiherrn vom Stein Excellenz authentiſch und vollſtändig erhalten können. Auch iſt darüber ſchon 1815 ein beſonderes Werk erſchienen *).

Was die Verhältniſſe mit dem Militair betrifft, ſo gebe ich Ew. Hochwohlgeboren ſelbſt zu erwägen, ob Sie glau-

*) Das hoch intereſſante und wichtige Werk erſchien unter dem Titel: „Die Centralverwaltung unter dem Miniſter vom Stein. 1815." Siehe II. Th. S. 139.

ben, daß ſich ſolche jetzt ganz und treu darſtellen laſſen? Was würde aber eine unvollſtändige Andeutung derſelben, die ſo weſentlich in das Ganze eingriffen, nützen können? Genehmigen Sie die erneute Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Juſtus v. Gruner.

---

b.

An Varnhagen von Enſe in Karlsruhe.

Bern, den 25. Juli 1819.

Ihr lieber Brief vom 10. d. hat mich zwar als Geneſenden getroffen, mein theuerſter Freund! doch gehet es mit Herſtellung meiner Geſundheit ſehr — ſehr langſam. Die Kräfte wollen ſich nicht heben, und vor 5 Tagen hatte ich ſogar wieder einen leichten Anfall von Bluthuſten, der jedoch ohne Folgen geblieben. Ich bin ganz Ihrer Meinung über die Nothwendigkeit einer Gegend- und Luftveränderung. Aber noch fühle ich mich zu ſchwach — würde die Erſchütterung einer Reiſe nicht ertragen — und habe ſeit 14 Tagen eine Eſelsmilch-Kur begonnen, deren Wirkung ich abwarten muß.

Die Nachrichten über Konſtanz, welche Ihre Gefälligkeit mir mittheilt, ſind allerdings günſtig. Erlaubt es indeß mein Zuſtand, ſo möchte ich zuförderſt in ein angemeſſenes deutſches Bad — Baden oder Ems? — gehen und dann mich auf Berlin wenden. Urlaub habe ich gefordert.

Der Miniſterkongreß in Karlsbad ſcheint alſo ſehr ängſtlicher Natur zu werden, und Herr v. Kamptz ihm bereits vorgearbeitet zu haben. Allerdings iſt nicht Alles in Deutſchland, wie es ſein ſollte, und ich habe ſeit 2 Jahren oft gewarnt. Aber aus dem, was man bisher gethan und be-

sonders nicht gethan, muß ich leider die Vermuthung ziehen, daß die rechten Maßregeln nicht ergriffen werden dürften. Und von falschen ist nicht abzusehen, wohin sie uns führen können.

Haben Sie den Berliner offiziellen Artikel über entdeckte demagogische Umtriebe gelesen? Wissen Sie Näheres darüber? Ich bin sehr gespannt nach dem Aufschlusse dieses Halbrathsels. In jedem Falle scheint mir die Bekanntmachung und Fassung dieser Anzeige gleich unglücklich.

Vom Rheine schreibt man mir, daß am 15. d. M. zu Bonn in der Frühe des Morgens die Häuser der Prof. Arndt und Gebr. Welcker von fremder Gendarmerie, die in Civilkleider versteckt angekommen war, besetzt, alle Papiere in Beschlag genommen und sie selbst so lange, bis das Nothwendigste für sie (wie Collegienhefte u. s. w.) abgefordert war, als Gefangene behandelt wurden. Gleiches widerfuhr am gleichen Tage in Köln einem Herrn v. Mühlenfels, Substituten des Prokurators, und in Elberfeld dem Zeitungsredakteur Follenius. Der Befehl war vom Polizeiminister, Berliner Polizeibeamten exekutirten ihn, und die Gendarmerie hatte man aus Frankfurt a. d. Oder genommen.

Dahin ist es gediehen! Glaubt man nicht in den Jahren 1808—1812 zu sein? Bei Gott, es müssen wichtige Thatsachen sein, welche solches Verfahren begründen können. So ganz in der alten buonapartischen Form, während man öffentlich verkündet hatte, die geheime Polizei bei uns sei aufgehoben!

Vier jener Männer kenne ich nicht, aber für Arndt glaube ich mich verbürgen zu können. Er war nie in geheimer Verbindung — ist die offenste, redlichste Seele. Was

er Preußen und Deutſchland geweſen, weiß die Welt. Und nun ſolcher Argwohn, ſolche Behandlung! Vernichten wir unſere Papiere, mein theuerſter Freund! Wie leicht könnte nicht auch an uns die Reihe kommen. Und bei aller Reinheit der Geſinnungen, wie leicht iſt es der Bosheit oder Dummheit, einzelne Sätze auszureißen und im böſen Sinne zu verdrehen!

Tauſend Dank für Ihre Nachrichten über den Gang der dortigen Angelegenheiten. Herr v. Berſtett wird ſich wohl in Karlsbad Rath und Hülfe holen.

Reimer aus Berlin war hier und gab mir einige intereſſante perſönliche Aufſchlüſſe, die ich dieſem Blatte anzuvertrauen nicht wage. Nach dieſen iſt Graf Bernſtorff ein edler, dem Beſſern ſehr zugänglicher Mann. Der Kronprinz wird am 27. oder 28. hierher kommen und 1 Tag bleiben, und nicht in der Stadt, ſondern in einem Landhauſe, welches der ſchleſiſche Graf Magnis beſitzt, abſteigen. Ich werde ſchwerlich das Glück haben, Ihn zu ſehen, da ich noch Hausgefangener bin. Herr v. Küſter hat mir zwei Mahle aus Karlsruhe geſchrieben — bei Ueberſendung von Briefen für den Generallieutenant v. d. Kneſebeck — ohne den Zweck ſeines Dortſeins auszudrücken.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und geben Sie bald wieder freundliche Kunde über Ihr Ergehen und Wirken

Ihrem

Juſtus v. Gruner.

An denſelben.

Bern, den 9. Auguſt 1819.

Meine Schwäche iſt noch ſo groß, daß ich Ihren lieben Brief vom 30. v. M. nur kurz beantworten kann, mein theuerſter Freund!

Den Schlag, der Sie betroffen, kannte ich ſchon aus den öffentlichen Blättern, die Hand, welche ihn geleitet, war mir nach Ihren jüngſten Mittheilungen nicht zweifelhaft. Dennoch glaubte ich Ihre äußere Ehre ganz geſchont und Ihnen eine andere Ihrer würdige Wirkſamkeit angewieſen. Daß ich hierin mich getäuſcht, beklage ich um Ihrer und der Sache willen gleich lebhaft. Sollten Sie vom Grafen v. Bernſtorff nicht bald Entſcheidung erhalten, ſo rathe ich Ihnen ernſtlich, nach Beendigung der Karlsbader Konferenzen ſelbſt nach Berlin zu gehen, um den Eindruck gehäſſiger, einſeitiger Inſinuationen durch Ihre reine Perſönlichkeit auszulöſchen; man trachtet ſonſt gewiß, Ihre Zukunft ganz zu verderben. Ich beklage Sie innigſt. Ich fühle, wie ſchmerzlich Ihnen dieſes Ende einer Miſſion ſein muß, in der Sie ſo ausgezeichnete Dienſte geleiſtet — dem badenſchen Regentenſtamm und Lande ſo nützlich geweſen. Möge das eigene Vaterland Ihnen dafür lohnen.

Ueber die Verhaftungen und die ihr zum Grunde liegende Verſchwörung habe ich keine neue und nähere Aufſchlüſſe. Doch fürchte ich ſehr, daß Mißgriffe dabei vorgefallen, daß man zu weit gegangen, zu viel verkündet. Ich glaube an Verbindungen unter Studirenden und jungen Leuten, welche man revoluzionair heißen kann, an unreife und tollkühne Pläne dieſer Köpfe, aber keineswegs an eine wirklich verbreitete Konſpiration zum Umſturze deutſcher

Throne und Verfaſſungen. Mehreres einſt mündlich! Noch bin ich entſchloſſen zu reiſen, ſobald es mein Zuſtand erlaubt. Leider beſſert ſich dieſer nur ſehr — ſehr langſam; doch muß ſich's bis Anfang September entſcheiden, wann ich abgehen kann. Wäre Baden mir angemeſſen, ſo würde ich dort eine Kur gebrauchen. Die hieſigen Aerzte kennen das Bad und ſeine Wirkungen nicht. Was halten Sie davon?

Ich würde, kann ich nicht nach Berlin kommen, in Mannheim den Winter zubringen. Wie ſehr würde mich's erfreuen, in Ihrer Nähe ſein zu können, wenn Sie noch anſtellungslos bleiben und die Muße dem Dringen auf Thätigkeit in dieſem verwirrten Augenblicke vorziehen ſollten. Auch das wird ſich ja wohl bis dahin beſtimmen. Geben Sie mir in ihrer jetzigen Ruhe recht oft Kunde von Sich und glauben Sie unter allen Umſtänden an die treue herzliche Freundſchaft

Ihres

Juſtus v. Grüner.

I.

Der

Prozeß des Dr. Jahn

wider den

Geheimen Ober-Regierungsrath von Kamptz.

1819.

Siehe II. Theil Seite 202.

„Die Gewalt iſt nur einigen Wenigen eigen, aber das Geſetz die Stütze Aller. Es würde keine Ungerechtigkeit im Staate begangen werden, wenn alle Bürger ſie eben ſo fühlten, als der, welchen ſie trifft.“

Der nachstehende Prozeß bildet eine interessante Episode in Herrn v. Kircheisen's Ministerleben, doppelt interessant, weil beim Kammergericht der verewigte geistreiche Hoffmann Decernent war und seine Vorträge und Arbeiten in dieser Rechtssache sein Gefühl für die Unabhängigkeit eines Richters in ein schönes Licht setzen. Hatte der Staatskanzler auch Recht, aus höheren politischen Rücksichten so zu handeln, wie er gehandelt, so durfte Kircheisen — der Justizminister doch wohl nicht gemeinschaftliche Sache mit demselben machen und sich dann erst fügen, als der Befehl des Königs erfolgt war.

Die Klagschrift und einen Theil der folgenden Verhandlungen hatte T. durch Bruner — wie schon angeführt — erhalten; das Ganze giebt ein zu vollständiges Bild von der Angelegenheit, als daß es noch nöthig sein sollte, Näheres darüber hier zu sagen.

Neue Klage

des

Premierlieutenant außer Dienſt und Dr. Fr. Ludw. Jahn

wider

den Geheimen Ober-Regierungsrath von Kamptz hierſelbſt

wegen

Verfaſſung und Verbreitung eines Pasquills.

In beiden hieſigen Zeitungen und zwar in denen am 15. Juli d. J. sub Nr. 84 erſchienenen Blättern findet ſich unter den vermiſchten Nachrichten gleichlautend folgende Anzeige:

Nach den in Berlin, in Gemäßheit der im letzten Zeitungsblatt gedachten Maßregeln, in Beſchlag genommenen Papieren, hat der Dr. Fried. Ludw. Jahn nicht allein, dem gemeſſenſten Verbot und ſeinen heiligſten Verſicherungen entgegen, auf den Turnplätzen demagogiſche Politik jeder Art getrieben, ſondern auch fortgeſetzt verſucht, die Jugend gegen die beſtehende Regierung einzunehmen und zu revolutionairen und andern gefährlichen Grundſätzen, z. B. der bedingten Rechtmäßigkeit des Meuchelmords der Staatsdiener, der Zierde des Dolchs für jeden Mann — bei ihm fand man deren zwei — zu verführen. Er iſt daher geſtern verhaftet und zur ſtrengſten Unterſuchung auf eine Feſtung abgeführt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ich durch dieſe Anzeige in meinem Rechtsanſpruche auf Ehre auf das allerempfindlichſte verletzt bin, denn ich werde darin ohne Weiteres als ein überwieſener Verbrecher hingeſtellt vor den

Augen der Welt, als Einer, der die gegebenen heiligſten Verſicherungen nicht achtend, fortgeſetzt auf den Turnplätzen demagogiſche Politik jeder Art getrieben, als ein Verführer und Verderber der Jugend, als ein Aufwiegeler gegen König und Staat, mit zween Dolchen zum Meuchelmorde gerüſtet!

Dieſe durch die hieſigen beiden Zeitungen öffentlich verbreitete Anzeige, welche ſchwere Injurien gegen mich enthält, iſt nach dem im §. 572 Tit. 20 Thl. II. A. L. R. gegebenen Begriffe ein Pasquill, zu welchem der Verfaſſer ſich übrigens nicht genannt hat.

Dieſer Anonymität wegen hat meine Ehefrau, von mir beauftragt, ſowohl die Voßiſche, als die Haude- und Spenerſche Zeitungsexpedition mittelſt der bei Einem Königlichen Hochlöblichen Kammergerichte am 21. Auguſt d. J. eingereichten Klage in Anſpruch genommen, um den Verfaſſer und Einſender der gedachten Schmähſchrift zu erfahren.

Im Verfolg der Inſtruktion haben beide genannte Zeitungsexpeditionen den Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz als den Einſender des in Rede ſtehenden Aufſatzes bezeichnet, und insbeſondere hat die Voßiſche Zeitungsexpedition die Originalzuſchrift des v. Kamptz vom 11. Juli d. J., womit das ebenfalls zu den Akten gegebene Manuſkript ihr zugeſendet worden, zum Protokoll vom 6. Oktober d. J. beigegeben.

Die Haude- und Spenerſche Zeitungsexpedition will nach ihrer im Protokoll vom 16. Oktober d. J. gemachten Angabe die Zuſchrift des rc. v. Kamptz, womit das Manuſkript ihr zugegangen, zwar nicht mehr beſitzen, ſie verſichert indeß, daß ſolches mit der von der Voßiſchen Zeitungsexpedition übergebenen gleichlautend geweſen.

Ich provozire hierbei auf die bei Einem Königlichen Hochlöblichen Kammergerichte verhandelten Aktenstücke:

Jahn — Voßische Zeitungsexpedition

und

Jahn — Haude- und Spenerſche Zeitungsexpedition,

in welchen ſich außer dieſen Inductis auch die betreffenden beiden Zeitungsblatter, in welchen die Schmahſchriften abgedruckt ſind, befinden.

Ich ſehe mich hierdurch veranlaßt, den Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz als einen Pasquillanten vor die Schranken Eines Königlichen Hochlöblichen Kammergerichts zu ziehen.

Ich bitte ganz gehorſamſt:

dieſes Exhibitum als eine diesfällig begründete Klage anzunehmen, terminum instructionis praejudicialem anzuſetzen und dem Verklagten die in beiden gedachten Zeitungsblattern gleichlautend enthaltene Schmahſchrift zur Anerkennung vorzulegen, demnächſt auch ihn unter Uebertragung ſämmtlicher Prozeßkoſten nach der Strenge des Geſetzes (§. 619—614 l. c.) mit Feſtungsſtrafe zu belegen, dabei auch zu erkennen, daß das Pasquill durch den Henker auf öffentlichem Platze verbrannt werde, und, wie dies geſchehen, öffentlich bekannt zu machen.

Gegründete Einwendungen gegen dieſen Antrag, da ſolcher überall dem Geſetze gemäß iſt, habe ich nicht zu erwarten, denn die allegirten acta acta bezeichnen den Verklagten als Einſender des Pasquills. Er wird auch die Autorſchaft nicht in Abrede zu ſtellen vermögen, eventualiter wird er den Autor zu nennen haben, damit ich auf ſeine Zuziehung antragen kann.

Einem Einwande muß ich aber begegnen, welcher dem

Verklagten, indem er seine Zuschrift vom 14. Juli an die Vossische Zeitungsexpedition in ante actis ansichtig wird, einfallen könnte. Diese Zuschrift laute dahin:

Auf Befehl Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Kanzlers, ersuche ich die löbliche Expedition der Vossischen Zeitung, die Anlage in der morgenden Zeitung, jedoch nicht als officiellen Artikel aufzunehmen.

Berlin, den 14. Juli 1819.

v. Kamptz.

Es könnte, sage ich, dem Verklagten bei Ansicht dieser Zeilen einfallen, sich damit entschuldigen zu wollen:

1. er habe hierbei im Amte,
2. auf Befehl Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Staatskanzlers gehandelt.

Dagegen ist ad 1. zu bemerken, daß der Aufsatz qu. nach dem Inhalte der eben extrahirten Zuschrift als ein nicht officieller Artikel gelten soll, daß er ohne Unterschrift unter den vermischten Nachrichten gestanden, also schon um deshalb für einen amtlichen nicht geachtet werden darf, hauptsächlich aber, daß unmöglich in der Amtsinstruktion des Geheimen Ober-Regierungsraths v. Kamptz für denselben die Befugniß liegen kann, Pasquille ausgehen zu lassen. Es ist bekannt genug, daß er früher mit mir in offener literarischer Fehde gestanden hat. Schwerlich wird er mit dem hier errungenen Lorbeer zufrieden gewesen sein, daher hat er nun sein Amt gemißbraucht, um sich selbst an mir auf eine andere Weise Genugthuung zu nehmen. Der Mißbrauch des Amtes kann ihn von Verantwortlichkeit gegen mich nicht frei machen, vielmehr enthält solcher einen Grund zur Verschärfung der Strafe.

ad 2. ist es unwahr, daß Se. Durchlaucht der Herr

Fürſt Staatskanzler Befehl zu Einrückung der in Rede ſtehenden Schmähſchrift in die Zeitungen gegeben hat.

Es iſt bekannt genug geworden, daß unter dieſem Vorgeben der Verklagte auch verſucht hat, ſein Pasquill in die Preußiſche Staatszeitung einſchleichen zu laſſen. Der Herr Geheime Staatsrath v. Staegemann hat ihn jedoch ſehr bald durchſchaut, hat Vorzeigung dieſes Befehls gefordert, und Verklagter hat damit zurückbleiben müſſen, weil der Herr Fürſt Staatskanzler einen ſolchen Befehl nicht gegeben haben kann.

Eventualiter würde Verklagter, wenn er auch wider Vermuthen einen ſolchen Befehl nachbringen könnte, nach §. 69. l. c. nicht ungeſtraft bleiben dürfen.

Der Antrag, daß das Pasquill auf öffentlichem Platze durch den Henker verbrannt werde, gründet ſich auf §. 621 l. c., weil der Verfaſſer ſich nicht genannt hat.

In der Kabinetsordre vom 1. Februar 1811 ſind ausdrücklich nur die in den §. 584. 586 bis 606 l. c. vorgeſchriebenen Arten der Privatgenugthuung durch Ehrenerklärung, Verweis oder Abbitte aufgehoben.

Keinesweges bezieht ſich dieſe Kabinetsordre auf den allegirten §. 621, da überhaupt das Verbrennen des Pasquills durch den Henker ein Theil der von dem Pasquillanten verwirkten Strafe iſt, und zwar nur als Verſchärfung wegen der Anonymität, mithin keinesweges zur Privatgenugthuung des Beleidigten gehört.

Mandatarium legitimire ich durch anliegende Vollmacht.

Berlin, den 19. November 1819.

Friedrich Ludwig Jahn.

conc. Schulze.

Decern. Hr. Kammer-Gerichtsrath Hoffmann.

1. Die Klage iſt zum allerwenigſten zu frühzeitig, indem der Klager wegen der ihm angeſchuldigten Vergehungen zur Zeit noch in Unterſuchung iſt, und alſo das Erkenntniß abgewartet werden muß.

2. Soll ein Beamter des Staats in officio und geſtandlich mit Beziehung auf einen Befehl der vorgeſetzten Behörde die injuria verübt haben.

Es kommt alſo darauf an: Ob die vorgeſetzte Officialbehörde den angeblichen excess in officio deſſelben anerkennt und ihn beſtraft wiſſen will, oder ob ſie das factum genehmigt, daher zuerſt deren Erklarung einzuholen ſein würde, zumal entgegengeſetzten Falls dieſe denunciation dadurch erledigt werden wird.

v. Woldermann.

Citiss. (wegen der anderer Arbeit halber verzögerten Verfügung des Decernenten.)

P. ex. Concluso Collegii.

Die Sache ſoll eingeleitet werden, denn

1. hat es kein Bedenken, daß die in Rede ſtehende öffentliche Anzeige, welche den Klager als einen Verführer der Jugend und überhaupt als einen höchſt gefahrlichen, verbrecheriſchen Menſchen dem Publico darſtellt, eine ſchwere Injurie enthalt, die der Klager an dem Verklagten hätte rugen konnen, wenn dieſer auch kein Beamter geweſen wäre. Unerachtet der Verklagte jene injurieſe Anzeige in Beziehung auf ſein Amt hat einrücken laſſen, ſo wird doch die Injurie dadurch nicht zum reinen Dienſtvergehen, deſſen Ruge lediglich von der vorgeſetzten Behörde abhän-

gen ſollte, welche bloß deshalb von der Klage in Kenntniß zu ſetzen iſt, um darüber zu entſcheiden:

ob ſie das mit der Injurie verbundene Dienſtvergehen gerügt wiſſen will,

von dem abhängt, ob die Strafe der Injurien nach §. 362 Tit. 20 Thl. 2 des A. L. R. verſchärft werden darf oder nicht.

Dieſe Grundſätze ergeben ſich aus den §§. 236 und 252 des Anhangs zur allgemeinen Gerichtsordnung.

Vorzüglich entſcheidend ſpricht ſich aber darüber das Reſkript vom 31. October 1815 aus:

(Rampß ꝛc. Heft XI p. 21)

indem als Beiſpiel ein Fall aufgeſtellt wird, der ganz eigentlich casus in terminis zu nennen. Hat nämlich, heißt es, ein Polizei-Officiant Jemanden arretirt, und dieſer will ſeine Arretirung als unrechtmäßig rügen, ſo bleibt dies reine Dienſtſache, über deren Rüge die vorgeſetzte Behörde allein entſcheidet, hat aber jener Officiant ſich bei der Arretirung Beleidigungen des Arretirten zu Schulden kommen laſſen, ſo iſt dies ein Vergehen, das der Beleidigte ohne Rückſicht auf das dabei begangene Amtvergehen als Injurie rügen kann.

2. Sollte auch Verkl. nachweiſen wollen, daß er im höhern Auftrage gehandelt, daß der Aufſatz in der beſtehenden Art wirklich genehmigt, oder daß die in dem Aufſatz enthaltenen Umſtände wirklich der Wahrheit gemäß aufgeſtellt worden, ſo gehört dies alles zu den Exceptionen des Verkl. und folgt daraus, daß die Klage, die ohnedem verjähren würde, nicht zu früh angeſtellt wurde.

3. Die Vorſchrift im Landrecht:

(621 Tit. 20 Thl. 2)

daß das Pasquill des ungenannten Verfassers durch den Henker auf öffentlichem Platze verbrannt werden solle, ist als eine zur Privatgenugthuung angeordnete Maßregel, mithin für aufgehoben in Erkenntnissen des Crim. Senats angenommen worden. Da aber eigentliche Präjudize darüber nicht vorhanden, und da darüber Zweifel im Coll. obwaltete, so qualificirt sich der Antrag nicht zur Abweisung per decretum, vielmehr muß auch darüber verhandelt werden und im Urtheil die Entscheidung erfolgen.

Es wird daher der v. Gerlach zum Deputirten ernannt und ein Termin auf den — — — — angesetzt, wozu der Verkl. mit abschriftlicher Mittheilung der Klage und der Beilage in gewöhnlicher Art vorzuladen ist.

ad ea. der Kläger zu Händen des Herrn J. C. Schulze. Scrib. an Se. Excellenz den Herrn Staatsminister v. Schuckmann in folgender Art:

Ew. Excellenz überreichen wir in der Anlage die von dem Justizkomm. Schulze Namens des Doct. Jahn wider den wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz wegen eines von ihm herrührenden, den Jahn betreffenden Aufsatzes in den hiesigen Zeitungen angestellten Injurienklage auf den Grund der §. 236 und 252 des Anhanges zur allgemeinen Gerichtsordnung sowie das Reskript vom 31. October 1815 (v. Kamptz Jahrbücher ꝛc. Heft XI. pag. 21) haben wir die Einleitung dieses Injurienprozesses zwar verfügt, bitten aber Ew. Excellenz ganz gehorsamst, uns von Dero gefaßtem Beschluß darüber in Kenntniß setzen zu wollen: ob nächst der Injurie zugleich auch darauf Rücksicht genommen werden soll, daß der Beklagte dieselbe in Ausübung seines Amtes begangen, welches nach §. 362 Tit. 20 Thl. 2 des A. L. R. bei etwai-

ger Ueberführung des Verkl. eine Verſchärfung der Strafe nach ſich ziehen würde.

Berlin, den 30. November 1819.

K. P. K. G.

Ac. Jahn contra Voßiſche Zeitungs-Expedition, ſowie Ac. Jahn contra Haude- und Spenerſche Z. E., ſind als Adhibenda den zu formirenden Akten beizufügen.

Berlin, den 30. November 1819.

Hoffmann.

An das

Königliche Hof- und Kammergericht.

Durch das Schreiben vom 30. Novbr. und eingegangen den 25. Decbr. d. J., welches das Königliche Hof- und Kammergericht an den Königlichen Geheimen Staats- und Miniſter des Innern und der Polizei, Herrn v. Schuckmann Excellenz erlaſſen hat, und welches mir von dieſem mitgetheilt worden iſt, habe ich vollſtändige Kenntniß davon erhalten, daß das Königliche Hof- und Kammergericht eine von dem Juſtizkommiſſarius Schulze, Namens des inhaftirten Doktors Jahn wider den wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath und Kammerherrn v. Kamptz, wegen einer von dieſem herrührenden, den ꝛc. Jahn betreffenden Bekanntmachung in den hieſigen Zeitungen vom 15. Juli d. J. angeſtellte Injurienklage angenommen und den ꝛc. v. Kamptz den 19. Januar k. J. zu einem Termin zur Inſtruktion der Sache vorgeladen hat.

Das Königliche Hof- und Kammergericht hat hierbei gewißlich unbeachtet gelaſſen, daß, wie dieſes die Unterſchrift der Aufforderung vom 14. Juli d. J. an die hieſige Zei-

tungsexpedition, den vorgedachten Aufsatz in die Zeitungen, wiewohl nicht als offiziellen Artikel, aufzunehmen, zweifelfrei ergiebt, der ꝛc. v. Kamptz in dieser Angelegenheit nicht als Privatmann, sondern in Abwesenheit des damaligen Herrn Polizeiministers Fürsten zu Sayn und Wittgenstein Durchlaucht als dessen Stellvertreter und einstweiliger Vorsteher des Königl. Polizeiministerii, mithin amtlich handelte. Bekannt muß es aber dem Königl. Hof- und Kammergerichte sein, daß die Regierungsbeamten, ohne Antrag der ihnen vorgesetzten Behörden, wegen ihrer Diensthandlungen den Gerichtshöfen nicht unterworfen sind, und daß besonders die Königl. Ministerien wegen ihrer Amtshandlungen nur des Königs Majestät allerhöchster Person verantwortlich sind.

Es ist ferner übersehen worden, daß grade wegen der Anschuldigungen, von welchen der Aufsatz, auf dessen Inhalt die Injurienklage gegründet werden soll, handelt, der Doctor Jahn wegen dringender Anzeigen nach dem Beschlusse der allerhöchst verordneten Immediat-Untersuchungskommission sich in Criminaluntersuchung befindet, und es dahin steht, ob und in welchem Maße derselbe demnächst freigesprochen werden wird.

Jedenfalls könnte also der für den ꝛc. Jahn völlig günstige Ausgang des Criminalprozesses nur eine Injurienklage etwa begründen, insofern der v. Kamptz in der Sache als Privatus zu betrachten wäre. Die Zulassung der Injurienklage neben der Criminaluntersuchung würde aber die rechtliche Ordo cognitionum verrücken und könnte die auffallendsten und nachtheiligsten Anomalien herbeiführen.

Aus diesen Gesichtspunkten betrachtet, stellt sich die von dem Schulze versuchte Injurienklage als durchaus un-

zulaſſig dar, und ich weiſe das Königliche Hof- und Kammergericht hiermit dazu an:

das Verfahren in der Sache unverzüglich zu ſiſtiren.

Den v. Kamptz habe ich von dieſer Verfügung gleichzeitig benachrichtigt.

Berlin, im December 1819.

Der Juſtizminiſter
v. Kircheiſen.

An des Herrn
Staats- und Juſtizminiſter von Kircheiſen
Excellenz.

Ew. Excellenz haben mittelſt des hohen Reſkripts vom — December v. J. (näher iſt das Datum nicht bezeichnet) uns anzuweiſen geruht:

das Verfahren in der Injurienſache des Doctor Jahn wider den wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz unverzüglich zu ſiſtiren.

Nach unſerer feſten Ueberzeugung dürfen wir aber, wie wir Ew. Excellenz ehrerbietigſt vorzuſtellen uns erlauben, dem Kläger, deſſen Anſpruch wir für rechtsbegründet geachtet haben, ferneres rechtliches Gehör nicht verweigern und den Gang des eingeleiteten Prozeſſes nicht hemmen, ohne unſere Pflicht zu verletzen und unſerem Richteramt zu nahe zu treten.

Nur die aus den Grundſätzen des Rechts geſchöpfte Ueberzeugung darf nämlich unſerem Verfahren zur Richtſchnur dienen, und ſelbſt die Allerhöchſte Kabinetsordre vom 6. Septbr. 1815 kann uns nach dieſer Anſicht, die wir Ew. Excellenz ehrerbietigſt darlegen, darin nicht beſchränken.

Ist in jenem Kabinetsbefehl ausdrücklich gesagt, daß wir, wie es sich auch aus der Natur des Richteramts von selbst ergiebt, ohne Beschränkung nur nach unserer, aus den Gesetzen entnommenen Ueberzeugung die Erkenntnisse abfassen sollen, so ist dies auch wohl unbedenklich auf die materielle Beurtheilung zu beziehen, inwiefern eingegangene Klagen für rechtsbegründet zu achten sind oder nicht, da im Gegentheil eben die Befugniß in Judicando lediglich unsere Ueberzeugung gelten zu lassen, beschränkt oder vielmehr ganz aufgehoben werden dürfte, indem wir, würde uns die Einleitung eines Prozesses, den wir für rechtsbegründet achten, ganz untersagt, gar nicht zum Erkenntniß kämen.

Erlauben Ew. Excellenz uns aber noch die rechtlichen Gründe, worauf wir unsere Meinung Rücksichts der Rechtsgültigkeit der in Rede stehenden Klage und das weitere Verfahren gestützt haben, ganz gehorsamst vorzutragen.

Es hat zuvörderst wohl kein Bedenken, daß die öffentliche, von dem Kläger als Gegenstand des Injurienprozesses aufgestellte Anzeige, die ihn, den Kläger, als einen Verführer der Jugend und überhaupt als einen höchst gefährlichen, verbrecherischen, ja mordlustigen Menschen dem ausgebreitetsten Publikum darstellt, eine Injurie enthält, die der Kläger an dem Verklagten hätte rügen können, wenn dieser auch kein Beamter gewesen wäre.

Wenn nun auch der Verklagte jene injuriöse Anzeige in Beziehung auf sein Amt hat einrücken lassen, so wird die Injurie dadurch doch nicht zum reinen Amtsvergehen, dessen Rüge lediglich von der vorgesetzten Behörde abhängen sollte, vielmehr wurde diese darüber zu entscheiden haben:

ob das mit der Injurie verbundene Dienſtvergehen mit zu rügen,

wovon denn die Verſchärfung der durch die Injurie verwirkten Strafe abhängen würde.

Dieſe Grundſätze ergeben ſich unſers Erachtens ganz klar aus den §§. 236, 252 des Anhangs der allgemeinen Gerichtsordnung.

Vorzüglich entſcheidend ſpricht ſich aber darüber das Reſkript vom 31. Oktober 1815 aus (Kamptz Jahrbücher ꝛc. Heft XI. p. 21), in dem ein Fall aufgeſtellt wird, der ganz eigentlich casus in terminis zu nennen.

Hat nämlich, heißt es, ein Polizei-Offiziant Jemanden arretirt, und dieſer will ſeine geſchehene Arretirung als unrechtmäßig rügen, ſo bleibt dies reine Dienſtſache, über deren Rüge die vorgeſetzte Behörde allein entſcheidet, hat aber jener Offiziant ſich bei der Arretirung Beleidigungen des Arretirten zu Schulden kommen laſſen, ſo iſt dies ein Vergehen, das der Beleidigte ohne Rückſicht auf das dabei begangene Amtsvergehen als Injurie rügen kann.

Der Kläger hat ferner in ſeiner Klage ausdrücklich ſelbſt angeführt, daß nach dem von dem Verklagten an die Expedition der Voßiſchen Zeitung gerichteten Schreiben des Verklagten es freilich das Anſehen habe, als ob er auf höheren Befehl gehandelt, indeß bezweifelt er dies aus dem Grunde, weil zum Theil der Artikel als nicht offiziell ohne Unterſchrift eingerückt worden, zum Theil auch die Redaktion der Staatszeitung, die ebenfalls um Aufnahme des in Rede ſtehenden Aufſatzes angegangen worden, die Vorzeigung des Befehls verlangt, da dieſe aber nicht erfolgte, die Einrückung verſagt haben ſoll.

Der Kläger schöpft auch noch aus dem §. 69 Tit. 20 Thl. 2. des A. L. R. die Behauptung, daß auch selbst der erhaltene höhere Befehl den Verklagten von der Strafe der Injurie nicht befreien würde.

Nur in sehr wenigen Fällen schreiben die Gesetze die öffentliche Bekanntmachung eines völlig ausgemittelten feststehenden Verbrechens mit namentlicher Bezeichnung des Verbrechers vor, und in diesen Fällen muß ausdrücklich darauf erkannt werden. Um so mehr liegt darin ein abnormes, den Gesetzen widersprechendes Verfahren, wenn ein Verbrechen öffentlich bekannt gemacht wird, dessen der Angeklagte weder überführt noch geständig ist, und um so zweifelhafter wird daher auch der Umstand, daß der Verklagte auf höheren Befehl gehandelt haben sollte.

Auf jeden Fall würde aber unseres Erachtens dieser Umstand zu den Exceptionen des Verklagten und zur Erörterung im Wege Rechtens gehören.

Sollte endlich der Kläger auch wirklich straffällig gefunden werden, so konnte dies doch in keinem Fall die Strafe der Injurie aufheben, sondern nur mildern (Verordnung vom 30. Decbr. 1798 Abschn. 4 §. 14). Der §. 228 des Anhangs der Gerichtsordnung bestimmt aber ausdrücklich, daß der Einwand des Verklagten halber, daß der dem Kläger gemachte schimpfliche Vorwurf in der Wahrheit gegründet sei, das Verfahren in der Injuriensache nicht aussetzt, sondern dem Verklagten nur freigestellt werden solle, darüber Beweismittel beizubringen, daß er hinlängliche Veranlassung gehabt habe, den Vorwurf für wahr zu halten. Unsers Erachtens durfte der Kläger daher auch nicht den Ausgang des wider ihn eröffneten Criminalprozesses abwar-

ten, um ſeine Injurienklage, deren Verjährung er ohnedies befürchten müßte, anzuſtellen.

Geruhen Ew. Excellenz dieſe unſere Anſicht hochgeneigſt Ihrer Prüfung zu unterwerfen und ſich zu überzeugen, daß wir auch bei der Beurtheilung der rechtlichen Motive zur Einleitung der Sache alle dabei vorkommenden Umſtände reiflich erwogen und darnach das weitere Verfahren eingeleitet haben.

Wir bitten ganz gehorſamſt,

dem ꝛc. v. Kamptz Hochgeneigteſt eröffnen zu wollen, daß der von dem Doctor Jahn wider ihn angeſtellte Injurienprozeß nicht ſiſtirt ſei, vielmehr es bei dem angeſetzten Termin ſein Bewenden behalte.

Berlin, den 10. Januar 1820.

Königliches Kammergericht.
Hoffmann.

An das
Königliche Kammergericht.

Der am 20. v. M. eingegangene Bericht des Königlichen Kammergerichts vom 10. v. M., worin daſſelbe darauf anträgt: daß die, in Betreff der von dem Juſtizkommiſſarius Schulze Namens des inhaftirten Doctors Jahn wider den wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath und Kammerherrn v. Kamptz, wegen einer von dieſem herrührenden, den Jahn betreffenden Bekanntmachung in den hieſigen Zeitungen, vom 15. Juli v. J. angeſtellten Injurienklage erlaſſene Verfügung vom 30. Decbr. v. J. aufgehoben werden möge, betrifft nach der Lage der Sache vorzüglich eine Staatsdienſt-Verfaſſungsangelegenheit und iſt deshalb von mir, dem Staatskanzler, und von mir, dem Juſtizminiſter, gemeinſchaftlich erwogen worden.

Mit Verweisung auf die Unterschrift der Aufforderung vom 14. Juli v. J. an die hiesigen Zeitungsexpeditionen, den vorgedachten Aufsatz in die Zeitungen, wiewohl nicht als offiziellen Artikel, aufzunehmen, ist dem Königlichen Kammergericht bereits bedeutet worden, daß der v. Kamptz in der in Frage seienden Angelegenheit nicht als Privatmann, sondern in Abwesenheit des damaligen Königlichen Polizeiministers Herrn Fürsten zu Sayn und Wittgenstein Durchlaucht, als dessen Stellvertreter und einstweiliger Vorsteher des Königlichen Polizeiministerii amtlich gehandelt habe. Es ist das Königliche Kammergericht ferner darauf hingewiesen worden, daß, nach der bestehenden Verfassung, die Regierungsbeamten wegen ihrer Amtsverwaltungen ohne Antrag der ihnen vorgesetzten Behörden den Gerichtshöfen nicht unterworfen, und daß besonders die Königlichen Ministerien in Betreff ihrer Amtshandlungen nur des Königs Majestät allerhöchster Person verantwortlich sind.

Wenn das Königliche Kammergericht diese zweifelfreien Verhältnisse verkennend, in dem Berichte vom 10. v. M. noch darauf Anspruch macht, in der versuchten Injurienklage des Jahn wider den v. Kamptz verfahren zu wollen, so überschreitet dasselbe offenbar die Grenzen der demselben von des Königs Majestät beigelegten Befugnisse, auf eine Weise, die mit der Erhaltung der Staatsdienst-Verfassungsgrundsätze nicht vereinbart und daher nicht geduldet werden kann.

Dem Königlichen Kammergericht gebührt in der sich angemaßten Privat-Injurienklage des Jahn wider den v. Kamptz gar keine Cognition, und es erhält dasselbe hiermit die wiederholte Anweisung, unter Bekanntmachung der vorstehenden Gründe, den Justizkommissarius Schulze

Namens des Dr. Jahn mit der versuchten Klage abzuweisen.

Berlin, den 3. Februar 1820.

C. F. v. Hardenberg. Kircheisen.

---

ad Act. Jahn contra v. Kamptz.

D. ex Concl. Collegii ad A. 338 Febr.

1. Der Prozeß soll vor der Hand sistirt und dem Mandatar des Jahn Justizkomm. Schulze mit abschriftlicher Mittheilung des Reskripts vom 3. Febr. d. J. davon Nachricht gegeben, jedoch hinzugefügt werden, daß das Collegium sich zu einem nochmaligen Gegenbericht veranlaßt gefunden, wovon der Erfolg abzuwarten sei,

ihn keinesweges zur Zeit mit der angestellten Klage abweisen wolle, vielmehr es ihm überlassen bleibe, die Sache wieder in Anregung zu bringen, wozu die geschehene Aburtelung des von der Königl. Immediat-Justizkommission wider den Jahn eingeleiteten Criminalprozesses der schicklichste Moment zu sein scheine.

2. Ref. Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten Staatskanzler v. Hardenberg, sowie Sr. Excellenz dem Herrn Justizminister v. Kircheisen in folgender Art:

Ew. Durchlaucht und Ew. Excellenz verfehlen wir nicht, dem in der Injuriensache des Doctors Jahn wider den wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz an uns erlassenen hohen Reskript vom 3. Febr. d. J. gemäß ganz gehorsamst anzuzeigen, daß wir zwar sofort jenen Prozeß sistirt haben, zur gänzlichen Abweisung des Klägers mit seiner Klage uns aber nicht befugt finden.

Die von dem Jahn eingereichte Injurienklage mußten wir für rechtlich begründet achten nach dem klaren Inhalt der Gesetze, die wir schon in unserm Bericht vom 10. Januar d. J. allegirten, und die Sache einleiten, worin der Umstand, daß der v. Kamptz, als er sich der Injurie wider Jahn schuldig machte, die Stelle des abwesenden Herrn Polizeiministers vertrat, deshalb nicht ändern darf, weil auch die höchsten Staatsbeamten nicht außer dem Gesetz gestellt, vielmehr demselben, wie jeder andere Staatsbürger, unterworfen sind. Wir bemerken hierbei ehrerbietigst, daß wir dem gemäß unsern Standpunkt nicht verkennen und uns frei von jeder ungeziemenden Anmaßung fühlen, wenn wir diejenige Pflicht nämlich:

Jedermann ohne Ansehen der Person und Unterschied des Standes nach Vorschrift der Gesetze und nach unserer besten Kenntniß und Ueberzeugung unpartheiische rücksichtslose Justiz zu administriren,

welche wir als die heiligste in unserm Amtseide beschworen haben, mit der strengsten Gewissenhaftigkeit, mit der unerschütterlichsten Treue zu erfüllen streben und auf der Ueberzeugung beharren, daß nur Se. Majestät der König unmittelbar die Macht haben, aus höhern Staatsgründen den Gang des Rechts zu hemmen.

Berlin, den 14. Februar 1820.

K. Kamm. Ger.

---

3. Die auf A. 1189 angegebene Verfügung wegen Anberaumung eines neuen Termins cessirt. Berlin, den 14. Februar 1820.

Hoffmann.

An

das Kammergericht.

Obwohl das Kammergericht aus den demſelben ertheilten Belehrungen des Staatskanzlers und des Juſtizminiſters hätte entnehmen ſollen, daß die von dem Doctor Jahn gegen den wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz angeſtellte Injurienklage nicht begründet ſei, ſo will Ich doch, auf den mir vorgelegten, an den Staatskanzler und Juſtizminiſter erſtatteten Bericht vom 14. v. M., die an das Kammergericht dieſerhalb erlaſſenen Reſkripte hierdurch ausdrücklich beſtätigen. Die Akten ſind daher zu reponiren und iſt dies dem Sachwalter des Jahn bekannt zu machen.

Berlin, den 13. März 1820.

Friedrich Wilhelm.

---

1. Die Akten ſind auf Koſten des Klägers zu reponiren.
2. Notif. dem Schulze, daß des Königs Majeſtät mittelſt Allerhöchſter Kabinetsordre vom 13. März 1820 die Repoſition der Akten zu befehlen geruht hätten.

Berlin, den 20. März 1820.

Hoffmann.

K.

Ueber eine Pflanzschule deutscher Jünglinge in England.

Eine Idee des Generals von Gneisenau.

Siehe 1r Theil Seite 220.

„Wenn Ihr, Orforter Gelehrten, mich zum Doctor macht, müßt Ihr den Gneisenau zum Apotheker machen.“

Fürst Blücher.

Frankfurt a. M., Februar 1814.

Deutschland, wenn es wieder Deutschland im wahren Sinne des Worts werden soll, muß davor geschützt werden, daß nicht mit jedem neuen Minister oder Regenten auch ein neues politisches System in den Staaten, wo der Wechsel sich zuträgt, zum Vorschein kommt. Die Minister und Regenten, vorzüglich der kleinern Staaten, als z. B. Baiern, Würtemberg, Baden, müssen durch eine zweckmäßige Einrichtung von ständischer Verfassung, die sich auf alle Klassen der Staatsbürger erstreckt, in ihrer despotischen Willkühr eingeschränkt werden, und die Stände oder auch einzelne Unterthanen müssen gegen Bedrückungen den Schutz einer Macht anrufen können, die höher als diese kleinen Staaten steht, mag sie nun ein deutsches Kaiser- oder Königreich oder die beschützenden Mächte von Deutschland rc. heißen.

Bonaparte's Beispiel hat uns die theure Lehre gegeben, was ein einzelner Mensch zu unternehmen vermag. Wie leicht ist es möglich, daß es einem oder dem andern Regenten von Europa wieder einfällt, diesem Beispiel zu folgen, und neues Unglück über die ganze Menschheit zu bringen. Kein Mittel darf daher vernachlässigt werden, um diesen möglichen Fall nie wieder eintreten zu lassen.

England hat Europa, hat die ganze Welt von dieſer unerhörten Unterdrückung gerettet, denn ohne Englands Ausdauer, ohne deſſen Unterſtützung hätten wir die Befreiung von dem korſikaniſchen Deſpoten ſchwerlich erlebt. Millionen hat England zu dieſem Endzweck verwendet. Es fragt ſich nur, ob nicht die Anwendung dieſes Geldes der guten Sache manchmal ganz fremd geblieben iſt? Ob nicht eine beſſere Verwendung auch beſſere, größere Reſultate hervorgebracht haben würde? Die ſehr reichlichen Subſidien werden nicht immer für den Zweck verwendet, für welchen man ſie giebt; dem Intereſſe Deutſchlands Entfremdete genießen die Früchte davon, und das Land bezahlt die Kriegskoſten und ſeufzt unter dem ſchrecklichſten Druck. Will England Einfluß, Anhänglichkeit, Vortheile in Deutſchland ſich wahrhaft und dauernd erwerben, will es für immer eine ſolche Kataſtrophe, wie die Napoleoniſche war, entfernen, ſo muß es ganz andere Mittel ergreifen, um ſeiner Sache gewiß zu ſein.

In jeder Hinſicht iſt Deutſchland für England von dem höchſten Intereſſe und Vortheil, und daher nothwendig, daß es ſich in Deutſchland eine nicht auflösbare Kette bildet, welche von England ausgeht und daſelbſt auch wieder endigt. Dabei hat Deutſchland das Eigene, daß es trotz ſeiner großen bedeutenden Küſten nie Englands Nebenbuhler in Hinſicht einer Seemacht werden kann. England darf daher nie befürchten, daß Deutſchland ſchädlich einwirken könnte, ſondern unter allen Umſtänden nur nützlich und Gewinn bringend. In Deutſchland iſt man fortwährend noch gern geneigt, Napoleons Syſtemen zu huldigen, inſofern ſie ſich gegen England wappnen, denn das große, wahre Intereſſe Englands durch den jetzigen Kampf ſieht das kurzſichtige, über-

feinerte Volk nicht ein, sie suchen in England nur einen neuen Weltbezwinger in anderer Gestalt. Daher ist es doppelt nöthig, daß England sich in Deutschland feststelle, wie und wodurch den Augen der Menge aber, nicht sichtbar? Wer sagt England gut dafur, daß, ist man mit Frankreich und sich selbst fertig, nicht die ganze Nationen sich gegen England wendet, weil man die engste Einigkeit und Harmonie eines ganzen Volks noch mehr fürchten zu mussen glaubt, als das Uebergewicht eines einzelnen Mannes, besonders wenn Volk und Regierung in allen Stucken einig und kräftig sind. Schon Schaden bringend wäre es für Englands Handel, für sein Interesse überhaupt, wenn sich in Deutschland selbst eine Macht, gestutzt auf geistunnebelnde Bigotterie und das einschläfernde Einerlei und Unterdruckung der Gedanken wie jeder freien Aeußerung, umzogen von einer Kette intriguanter, öffentlich sanktionirter Manner, bildete, um jedes freie Umschauen, jede Geistes- und Seelenfreiheit zu unterdrucken, und bemüht nur ist, das Land hamisch zu verfeinden mit der Gesammtheit, welches so hell und klar in jeder Hinsicht der heitern Sonne sich erfreut. Deutschland ist Englands natürlicher, bester Freund. Nicht weit darf man suchen, so findet man dieses bestatigt.

Mögen Englands Gesandte immer an den Höfen die Regenten, die Minister im Auge behalten, so ist dieses doch nicht hinlanglich, um allen Gefahren vorzubeugen.

England muß in jedem Staate einige Manner aus allen Klassen, welche Gewicht, Ansehen und Vertrauen bei ihren Mitburgern haben, in sein Interesse ziehen, und diese mus

ſen dann bei der eben vorausgeſetzten ſtändiſchen Verfaſſung die kleinern Herrſcher und die Miniſter ſorgfältig bewachen, damit nichts geſchieht, was der guten Sache, der deutſchen Freiheit und Unabhängigkeit, d. h. dem Intereſſe von England Schaden oder Gefahr bringen könnte. Allein auch dieſes iſt noch nicht hinlänglich, ſondern die Hauptſtütze für England und Deutſchland würde Folgendes ſein: England müßte der Mutterſtaat, die Pflanzſchule ächter Deutſchen werden. Deutſcher Freiheitsſinn wurde von Deutſchen nach England übergetragen, wo ein kräftiges Volk, ſchon von der Natur durch ſeine Lage beſchützt, in ſich herrlich das Hochgefühl der Unabhängigkeit und Selbſtherrſchaft mit feſtem Willen bewahrte und dadurch Europa in neuerer Zeit rettete. Darum wird England ſtets auf Deutſchland ſchauen, und Deutſchland auf England. Wenn Englands Macht und Wille die Politik und den Handel der Welt leitet und abwechſelnd Freund und Feind in andern Nationen erkennen muß; ſo ſteht doch der Deutſche als Deutſcher ſich nie in Differenz zu ſeinem gemüthsverwandtlichen Nachbar, und bei Einigung beider wird Europa nur bewegt werden, wie beider Intereſſe es will. Warum ſollten wir Deutſche nun nicht auch von und in England wieder lernen, deutſch, d. h. kräftig, national zu werden.

England bezahlt und unterſtützt ſo reichlich Miſſionen und Reiſende in allen Welttheilen, ſollte es wohl nicht mit eben ſo großem Nutzen und zu ſeinem eigenen Vortheil in England eine Pflanzſchule für junge Deutſche aus allen Volksklaſſen bilden, um ihnen den Nationalcharakter tief einzuprägen, die Anhänglichkeit an England, d. h. ewigen Haß gegen jeden Unterdrücker, jeden Eroberer beinahe mit der Muttermilch einzupflanzen. Welche Vortheile würde

England nicht selbst für seine Handlungsverbindungen daraus schöpfen können, welche verschiedenartige Endzwecke ließen sich damit nicht noch verbinden? —

Englands Gesandte, in Verbindung mit jenen in dem englischen Interesse stehenden Volksmännern, würden die Auswahl und die Sendung der jungen Leute nach England besorgen. Dort würden an der Anstalt ausgezeichnete Deutsche im Verein mit englischen Lehrern die weitere Ausbildung ganz nach dem Sinn und der Tendenz der englischen Institutionen besorgen. Die englische Regierung hätte dadurch den Vortheil, immer einige ausgezeichnete und mit den Verhältnissen ihres Vaterlandes bekannte Männer bei sich zu haben und durch die von ihnen zu erziehende Jugend immer Einfluß und einen Anhang in Deutschland zu erhalten, die mit nichts mehr auszulöschen und zu vertilgen wären.

Das Ganze könnte im Anfange höchst einfach und unbemerkt geschehen, um den Regierungen keine Unruhe zu verursachen. Selbst der Friede, die glückliche Wendung der Sachen könnte der Einrichtung dieser Pflanzschule einen schönen, edlen Namen geben. Um mit dem Geist der Nationen, um mit der Handlung, um mit der Schifffahrt, um mit den Künsten bekannt zu werden u. s. w., schickt man die jungen Leute nach England, sowie man sie vorher nach Paris, Lyon u. s. w. sandte. Die großmüthige englische Regierung macht diesen jungen Leuten Vortheile, sie ertheilt Reisegeld, sie errichtet die Pflanzschule, sie verwendet sich für die jungen Leute, die den Erwartungen entsprochen haben, wenn sie in ihr Vaterland zurückkehren, damit sie dort von ihren Regierungen Versorgung und Anstellung erhalten.

Die Kosten, welche mit den Subsidien, mit den Missions- und Reise-Unterstützungen in gar keinen Vergleich kommen, werden sich dreifach verzinsen und der englischen Regierung mehr nützen, ihr dauerhafte, ja ich möchte sagen, ewige Vortheile gewähren, und die Erscheinung eines zweiten Napoleon wird dadurch unmöglich gemacht.

Namen-Verzeichniß

derjenigen Personen, deren in dieſem Werke Erwähnung geſchieht.

l'Abbebouillirie, Kronſchatzmeiſter I. 96.
Alexander I., Kaiſer I. 135. II. 154.
v. Almendingen, Forſcher, Präſident I. 197.
v. Altenſtein, Miniſter I. 198. 201.
Anderſch, Prediger I. 4.
Andrée, Bernh. I. 110.
Arco, Graf II. 31.
v. Arctin, Staatsrath I. 102.
Arndt, G. M. II. 175.
v. Aſchenbach, Rittmeiſter II. 7.
Barclay de Tolly, Graf, General I. 3. 4. II. 8.
Baſſenge, Juſtizrath II. 33.
Beaumont, General II. 41.
v. Becker, Major II. 4.
v. Beguelin, Staatsrath I. 4. 12.
Beresford, Lord, II. Vorwort.
Berger, Kriegsrath I. 33.
v. Bernſtorf, Graf, Miniſter II. 46. 176. 177.
v. Berſtett, Miniſter II. 176.
Berthier, Prinz v. Neuchatel II. 8. 94.
v. Beyme, Geh. Kanzler I. 13.
v. Biſchoffswerder, General I. 10.
Blücher, Fürſt I. 152. 155. II. 34.
Beck, Karl Gottl. I. 200.
Bolivar, Befreier II. Vorrede.
Borbſtedt, Steuerrath I. 37. 152. 207. 209. 218.
Borowski, Erzbiſchoff I. 220. 223.
v. Borſtel, General II. 49.
v. Bourrienne, Miniſter. II. 59.
Brandis, Dr. Statsrath I. 163. 67.
Braun, Profeſſor I. 198.
Braunſchweig, Herz. v. I. 116.
Brockhaus, Buchhändler II. 120.
Buchholz, Profeſſor I. 3.
v. Bülow, General II. 8.
Büttner, General-Staabsarzt I. 122.
v. Caneerin, Intendant I. 144.
v. Carlowitz, General I. 5.
Carmer, Graf II. 19.
Catalani, I. 158.
Cerrego, General I. 93.
Charpentier, Oberbergrath I. 9. 18.
Cherubini, I. 153.
Chevalier, Madame I. 192.
v. Clementi, Gouverneur I. 18. 26.
Creuzer, Fr. I. 198.
Dalberg, Fürſt Primas I. 94.

v. Delwigk, Präſident I. 170. 186. II. 118.
Daru, II. 101.
Delius, Conſul I. 120. II. 37.
Ditfurth, General II. 93.
v. Dohna, Graf, General I. 13.
v. Dohna-Schlobitten, Graf, Miniſter I. 223.
v. Dohna, Graf, Geſandter I. 162. 163. 177.
Ebel, Prediger I. 223.
v. Eben, General I. 193. II. Vorrede, 176.
Eichhoff, Gen.-Schifffahrts-Director I. 197. II. 128.
Eichhoff, Joſeph I. 196.
Eichhorn, Kammergerichtsrath I. 138. 139. 174. 195.
Eiſelen, Profeſſor II. Vorwort.
van Es, Prediger II. 89.
Eylert, Biſchof I. 221.
Ferber, Geh.-Rath I. 32.
v. Fermont, Graf, Miniſter II. 97.
Fellenius, II. 175.
Fournaſer, General II. 6.
Frei, Inſpektor I. 59.
Frobre, Gemez II. Vorrede.
Friedrich II. II. 11.
Friedrich Wilhelm II. II. 11.
Friedrich Wilhelm III. I. 15. 109. 130. 154. II. 57. 200.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz I. 220. II. 176.
Friedrich I., König v. Würtemberg I. 85.
v. Gagern, Miniſter I. 197.
v. Gaudi, General I. 29.
v. Gentz, II. 20.
v. Gerlach, Kammergerichtsrath I. 202. II. 189.
v. Gerſdorff, General II. 3.
Gerumenha, Viconderfſa II. Vorrede.
v. Gneiſenau, General I. 7. 13. 220 II. 201.
Goerke, Dr. Staatsarzt I. 139.
Goerres, Profeſſor I. 113. 122. 173. 176. II. 46. 126. 131.
v. Göthnig, Lieutenant II. 3.
v. Goethe I. 197. 199.
v. Goldbeck, Großkanzler II. 15.
Golowkin, Geſandter I. 76.
v. d. Goltz, Graf, Miniſter I. 182. 195.
Grano, Unterſuchungsrichter I. 201. 203. 206. 225.
v. d. Gröben, Ida Gräfin I. 223. 225.
v. Gräfe, General-Staabsarzt I. 149.
Grotefend, Director u. Prof. I. 197. 199.
v. Gruner, Juſtus, Geſandter und Miniſter I. 112. 152. 201. 203. II. 167. 181.
v. Gumpert, Medicinalrath I. 27.
Günther, Archivar II. 52.
v. Haenlein, Miniſter I. 10.
v. Hallberg, Frhr. (Alte von Gauting) I. 153. 164.
Hamann, Johann Georg I. 198. 200.
Hardenberg, Fürſt I. 3. 11. 14. 29. 40. 47. 81. 88. 109. 117. 122. 125. 152. 154. 164. 171. 175. 177. 182. 189. 203. 207. 218. 225. II. 24. 28. 60. 77. 88. 109. 144. 185. 198.
Hardenberg, Fürſtin I. 171.
v. Hardenberg, Chriſt., Graf I. 195.
Heinrich IV., König II. 156.
v. Heiſter, General II. 40.
v. Heiſter, Adjutant-Offizier I. 47.
v. Held, Kriegsrath I. 3. II. 20.

v. Hellwig, Major II. 8.
v. Herrefeld, Baron I. 30.
Heymann, Ephraim, Hofagent II. 23.
Hilbebrand, Poſt II. 153.
v. Hippel, Präſident I. 4. 12.
Hoffmann, Kammergerichtsrath I. 202. 187. 190.
Hoffmann, Hauptmann I. 172.
Hoffmann, Juſtizrath I. 152. 207.
Hohenzollern, Prinz, General II. Vorwort.
Holland, Lord II. Vorrede.
v. Hompeſch, Graf, Miniſter II. 29.
v. Hormayr, Joſ. I. 104. 226. II. Vorrede.
Howm, Graf, Miniſter I. 10. 1. II. 18.
Hufeland, Dr. Staatsrath I. 29. 217.
v. Humboldt, Alex. I. 13. 153.
v. Humboldt, Wilhelm I. 13. 40. II. Vorrede.
Hundeshagen, Bernh. I. 225.
v. J., Tribunalrath II. 16.
Jablkowski, Oberſt I. 28.
Jacobi, Fr. H. I. 198. 200.
v. Jagow, General I. 183.
Jahn, Profeſſor I. 153 202. II. Vorrede, 179.
Ibell, Präſident I. 170. 182. 186. 190. 199. 201. 227.
v. Ingersleben, Miniſter I. 227. II. 47.
Johann, Erzherzog I 104.
v. Jordan, Geheimrath I. 194. II. 28.
Jung, Dr. II. 89.
Jung-Stilling, I. 1.
Juſti, Profeſſor I. 169.
Iwanoff, General I. 28.
v. Kamptz, Miniſter I. 202. II. 279.
Kant, Imm. II. 156.
Karl Theodor, Kurfürſt II. 29.
Karl George, Prinz v. Heſſen II. 22.
v. Kiefewetter, Ober-Amtshauptmann I. 35.
v. Kircheiſen, Miniſter I. 202. II. 181. 192.
Klaproth, Julius I. 188.
v. Kleiſt, Offizier I. 153.
v. d. Knesebeck, General II. 176.
Körner, Staatsrath I. 32.
Körner, Theodor I. 6. 7. II. 1.
Koreff, Geheimrath und Dr. I. 153 168. 172. 175. 185. II. 107.
Korn, Kammerrath II. 22.
v. Kotzebue, Aug. I. 190. 201.
v. Krauſeneck, General I. 183. 196.
v. Kropff, Lieutenant II. 3.
v. Krüdener, Frau I. 1.
Krüger, Präſident I. 31. 32.
v. Kruſemark, General u. Geſandter I. 2.
v. Kuſter, Geſandter I. 76. 82. II. 176.
v. L., Tribunalrath II. 16.
v. Lang, Ritter II. Vorrede.
v. Langenau, General I. 30.
v. Lanskoy, General I. 19. 23.
Lehmann, Regierungsrath I. 33.
Lehne, Profeſſor II. 121.
Lehr, Geheimrath u. Dr. I. 225.
Leopoldine, Kurfürſtin von Baiern II. 30.
v. d. Leyen, Gutsbeſitzer I. 178.
v. Lichtenau, Gräfin I. 192. II. Vorrede, 167.
Lobron, Graf, General-Commiſſair I. 91. 92. 110.
Löder, Poſtdirector II. 93.
Löning, Apotheker I. 191.

v. Lottum, Graf, Minister I. 38. 45. 49. 81. 118. 134.
Ludwig XVIII., I. 135. 155.
(Ludwig Carl), Großherzog v. Baden I. 59. 135.
Luther, II. 153.
v. Lützow, Major I. 10. II. 3.
Luz, Maria da II. Vorrede.
v. Madeweis, Postdirector I. 13
v. Magnis, Graf II. 176.
Mappes, Gebrüder I. 195.
v. Marquardt, Geheimrath II. 36.
v. Marschall, Minister I. 197. II. 133.
v. Martens, Baron II. 9.
v. Meitlinger, Hauptmann II. 39.
v. Merckel, Ober-Präsident I. 9. 29
v. Merian, Staatsrath I. 32. 36.
Merrem, Medicinalrath u. Dr. I. 50. 76. 87. 95. 106. 110.
Metternich, Fürst I. 196.
v. Merz, Landes-Commissair II. 30.
v. M, Baron I. 93.
v. Mitlig, Oberst I. 32. 34. II. 36.
Montbé, Adjutant II. 3.
v. Montgelas, Graf, Minister I. 8. 32. 41. 60. 89. 95. 96. 115. 118. II. 29. 59.
Monthion, General II. 8.
Moulin, du II. 43.
v. Müffling, Gouverneur v. Paris I. 158.
v. Müffling, General I. 196.
v. Mühlenfels, II. 175.
Müller, Karl, Hofrath I. 8.
Napoleon, Kaiser I. 6. 26. 126. II. 91.
Nassau, Herzog Wilhelm v. I. 180. 184.
v. Natzmer, Oberst I. 149.
Neigebaur, General-Consul I. 201. II. 167.
v. Neffelrode, Graf, Minister II. 71.
Nicolovius, Geheimrath I. 200.
Niebuhr, Staatsrath I. 10.
Nolbichen, Kriegsrath II. 14.
Normann, General II. 6.
Novalis, (Hardenberg) I. 6.
v. Oelsen, Gesandter I. 162.
Oppel, Finanzrath I. 32.
Orleans, Prinz von II. Vorrede.
Otto, Staatsrath I. 74.
Padua, Herzog von II. 5.
v. Pennavaire, Major I. 33.
v. Pestel, Ober-Präsident II. 53.
v. Pfuel, General, Minister I. 68.
Pierre, St. II. 156.
Poniatowski, Fürst, General I. 26.
v. Prittwitz, Landrath I. 1. 2.
Pfarzky, Graf, I. 26.
Pückler, Fürst u. Fürstin I. 195.
Regnier, General I. 6.
v. Rehdiger, Staatsrath I. 42. II. 34.
Reichardt, Joh. Fr. I. 1. 12. 153. 193 198.
Reil, Bergrath I. 137.
v. Reisach, K. A., Graf I. 8. 18. 32. 33. 41. 104. 115. 119. 188. II. 25.
v. Renfner, Censor I. 178.
Repnin, Fürst I. 30. 36. 43. 138. II. 36.
v. Retsch, Präsident I. 169. II. 91.
Rhode, Professor I. 9. 18.
Riega, Bischof II. Vorrede.
Rippentrop, Intendant I. 151.
v. Röder, Wilh., Major I. 2. 10. 11.
Röhlich, General I. 148.

Rösler, Geheimrath I. 194.
v. Rosen, Polizei-Director I. 32.
v. Roß, Graf II. 59.
Rudolph, Aloisius, I. 144. 148.
v. Rüchel, General I. 13.
Sack, Ober-Präsident II. 166.
Sand, II. 190.
v. Sabla, Baron I. 160. II. 57.
Sailer, Bischof I. 184.
Saint-André, Jean-Bon II. 97.
Sch, Kammergerichtsrath II. 17.
v. Schack, Adjutant I. 196.
v. Schall, Gesandter I. 76.
Scharnhorst, General I. 2. 10. 13. 15. 130.
Schaumann, Geheimrath II. 109. 138.
Scheffner, Joh. Georg I. 200.
Schellenberg, Buchhändler II. 116. 122.
Schelling, Geheimrath und Philosoph I. 184.
v. Schenckendorf, Max. I. 5.
Schlabrendorf, Graf I. 1. 7. 36. 153.
v. Schlegel, Aug. Wilh. I. 199.
v. Schlegel, Fr. I. 196.
Schleiermacher, Lotte I. 4.
Schloſſer, Dr. I. 168.
Schlüſſer, Oberſtlieutenant II. Vorwort.
Schmalz, Geheimrath I. 139.
v. Schmettau, Graf II. 19.
Schmidt-Phiſeldeck, Hofrath I. 113. 116.
Schneider, (Tyroler) I. 8.
Schöll, Buchhändler u. Geheimrath I. 187. II. 107. 108. 143.
v. Schön, Miniſter I. 42. 223. II. 34.
Schröter, Juſtizrath II. 22.
v. Schrötter, Ferdinand I. 5.
v. Schuckmann, Miniſter II. 189.
v. Schütz, Major II. 4.
v. Schulenburg, Miniſter II. 19.
Schulz, Finanzrath II. 14.
Schulze, Joh. Geheimrath I. 194.
Schulze, Juſtiz-Commiſſair I. 202. II. 186.
Schwärtin, Dr. II. 80.
Schwinck, Commerzienrath I. 13.
Senfft, Miniſter I. 30.
Sjecholm, General I. 183.
v. Siegel, I. 19. 25.
v. Solms-Laubach, Graf, Ober-Präſident I. 45. 49. 110. 113. 144. II. 78. 88.
Spönla, Director II. 93.
v. Spaur, Graf, General I. 92. 94.
v. Stägemann, Geheimrath I. 13. 160. II. 80. 186.
v. Stägemann, Eliſabeth I. 160. 186.
v. Stein, Miniſter I. 6. 12. 32. 37. 38. 41. 98. 119. 128. 138. 144. 178. II. 28. 34. 49. 50. 81. 86. 173.
v. Stengel, Kreisdirecter I. 133.
v. Stampfer, Baron I. 33. 185.
Struenſee, Miniſter II. 19.
Suſſex, Herzog II. Vorwort.
v. Thielmann, General I. 5. 149.
v. Thile, General u. Miniſter I. 11. 15.
v. T, Kriegsrath I. 2. 8. 210. II. 11.
v. Triebenfeld, Kriegsrath II. 18.
Troſchel, Kammergerichtsrath I. 222.
Trzinski, Graf I. 9.
Turn u. Taxis, Fürſtin I. 91. 92. 94. 99. 101.

v. Azschoppe, Geheimrath II. 28. 55.
Ullmann, Dr. Professor II. 89.
Ullmann, Geognost I. 170.
Varnhagen v. Ense I. 201. II. 167.
v. Vegesack, General I. 3.
v. Vincenti, Major II. 3.
v. Vincke, Ober-Präsident I. 41. 112. 117. II. 36.
de Vismes, Intendant II. 101.
v. Voß, Ludwig, Generaldirector I. 45. 49. 56. 111. 119. 138. 144. 148. 207. II. 78.
v. Voß, Minister II. 19.
v. W, Fürst I. 119.
Wald, Consistorialrath I. 222.
Wartensleben, Graf, General II. 19.
Wedekind, Dr. I. 58.
v. Weißenborn, Hofrath II. 93.
Weißmantel, Bürgermeister II. 93.
Weitzel, Joh. I. 170. 187. 188. 197. 225. II. 104.
Welcker, Professor II. 175.
Wellington, Herzog I. 155.
Wenzel, Dr. Medicinalrath I. 145.
Wied-Neuwied, Fürst I. 227.
Wildegans, II. 22.
v. Winzingerode, General I. 2.
v. Witzleben, General u. Minister I. 153.
v. Woldermann, Präsid. II. 187.
Wolf, Fr. Aug. I. 198.
Wolkonski, Fürst I. 2.
v. Wrede, Fürst I. 97. 103. 118.
Zakrzewski, Gräfin I. 26.
v. Zastrow, General II. 46.
v. Zerboni di Sposetto, Ober-Präsident I. 25. 27. 29.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung sind ferner erschienen:

Andeutungen zu einer Reorganisation der Preußischen Militairjustiz. Aus den nachgelassenen Papieren eines alten Militairs herausgegeben von Dr **Dorow**. gr. 8. geh. 1843. ⅓ Thlr.

Motto: „Es ist nicht Anmaßung, sondern recht und gut, wenn jeder, der ein Herz hat für einen Beruf und eine klare Anschauung von demselben, diese Anschauung öffentlich mittheilt."

Apelt, Dr. O. F., Privatdocent zu Jena, **Ernst Reinhold und die Kantische Philosophie.** Erstes Heft: Kritik der Erkenntnißtheorie nebst einer Zuschrift an ihren Verfasser. gr. 8. 1840. geh. ⅓ Thlr.

Atlas, neuer, der ganzen Erde. Nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Geschäftsleute, Schulen etc. mit Rücksicht auf **Stein's** geograph. Werke. **31.** Aufl. in 17 Ch. und 7 Zeit- und geogr. statist. Tafeln. **colorirt** gr. Fol. 1843. 4½ Thlr.

Baxter, Richard. Sein Leben und Wirken nebst einigen ausgewählten Stellen seiner Schriften. Nach dem Engl. bearb. u. herausgeg. von Dr **R. C. G. Schmidt**, Verf. der Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Missionare. 12. (X. u. 144 S.) Velindruckp. 1843. geh. ¼ Thlr.

Bülau, Prof. **Friedr.**, Darstellung der Europäischen Verfassungen in den seit 1828 darin vorgegangenen Veränderungen. — A. u. d. Titel: **Bölitz, das positive Europäische Staatsrecht** nach den Verfassungsurkunden dargestellt. Ergänzungsband zu dessen Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. 4r Band, 2te Auflage; bearbeitet und von 1828—1841 fortgeführt vom Prof. **Bülau.** gr. 8. geh. 1841. 1 Thlr.

Cicero, Cato über das Alter. Deutsch herausgegeben mit angefügten Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des höhern Alters von Dr **C. G. Bauer**, einem im 76. lebens- und 55. Amtsjahre stehenden Alten. 1841. 8. geh. 10 Gr.

Derschau, A., Finland und die Finländer. Aus dem Russischen. 8. (VI und 132 Seit.) geh. ⅓ Thlr.

Egypten wie es jetzt ist. Das Land, seine Bewohner und der Herrscher desselben. Von *r. (Dr. G. W. Becker.) 8. VIII. und 268 S. 1841. geh. 1 Thlr.

Fryxell, Aud., Leben Gustav II. Adolfs, Königs von Schweden. (Mit Einleitung in seine Zeitgeschichte.) Aus dem Schwedischen übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen von **L. Homberg.** 2 Theile. gr. 8. (31½ Bogen.) 1843. geh. 2 Thlr.

Gerstner, Clara von, Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren **1838—1840.** In Gesellschaft des Ritters Franz Ant. von Gerstner unternommen. 8. 29 Bog. 1842. geh. 1⅔ Thlr.

Herrmann, Dr. Ernst, **Beiträge zur Geschichte des russischen Reiches.** 1) Ueber die Verbindung Nowgorods mit Wisby und der Deutschen mit den Russen. 2) Des Freiherrn Schoultz von Ascheraden Geschichte der Reduction in Livland. 3) Tagebuch des General-Feldmarschalls von Münnich. Mit Beilagen und Einleitung. gr. 8. (17 Bog.) fein Velindruckpapier. 1843. geh. 1⅔ Thlr.

Rehrein, J., die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwicklung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart; ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 2 Bde. gr. 8. 1841. Velinp. geh. 2⅔ Thlr.

Krasinski, Graf Valerian, **Geschichte** des Ursprungs Fortschritts und Verfalls **der Reformation in Polen** und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Nach d. engl. Original bearbeitet von **W. A. Lindau.** gr. 8. (26½ Bog.) geh. 2 Thlr.

Langenn, Dr. **Fr. Alb. von, Moritz, Herzog und Churfürst von Sachsen.** Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation. 2 Theile. Mit 2 Bildnissen. gr. 8. Velinp. geh. 1842. 5 Thlr.

Moritzens Portrait in Stahlstich apart in 4. 8 Gr.

Langenn, Dr. **Fr. Alb. von, Albrecht der Beherzte,** Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen. gr. 8 40 Bog. Velinp. 1838. 3⅓ Thlr.

Le Conteur, John, Obersten der Jerseymiliz ꝛc., über die **Varietäten, Eigenthümlichkeiten** und **Classification des Weizens** übertragen von **F. A. Rüder.** Mit Abbildungen. gr. 8. 1843. ⅔ Thlr.

Ohnesorge, Herm. von, Geschichte des Entwickelungslungsganges der Brandenburgisch-Preußischen Monarchie; mit besonderer Beziehung auf die Persönlichkeit der Regenten, die Hausverfassung und die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse des Gesammtstaats zu den einzelnen Gebietstheilen und zu auswärtigen Staaten. gr. 8. 40 Bogen Schreib-Velinp. 1841. 2 Thlr. 21 gGr. 2 Thlr. 26¼ Ngr.

Papst und Kaiser. Historischer Roman frei nach **Dinocourt** bearbeitet von **G. H. F. de Castres de Tersac.** 2 Thle. 8. 1841. geh. 1⅚ Thlr.

Penelope. Taschenbuch für **1844.** Herausgegeben von **Th. Hell.** Mit Beiträgen von **W. Alexis, Wold. Seyffarth, Fr. Paolo, Al. Wachenhusen, Jul. Mosen, Fernow, Auffenberg, Wotoch von N.** und Originalportraits. 8. mit Goldschn. 1⅔ Thlr. wird im August versandt.

Preusker, K., Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke, Trachten und Geräthe, zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sächsischen und angränzenden Lande. Für gebildete Leser aller Stände. 1s, 2s und 3s Bändchen, 1s Heft. Mit mehr als 400 Abbild. auf 7 Steindrucktafeln. gr. 8. geh. 1843. 2½ Thlr.

Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Herausgeg. vom K. Pr. Hofrathe Dr. **Dorow.** Mit Portrait. (20 Bog.) Velinp. geh. 1842. 1⅔ Thlr.

Inhalt: Briefe von Papencordt, L. Robert, K. E. Oelsner, Friedr. Schlegel, Schleiermacher, Benj. Constant, L. A. v. Arnim, Frz. v. Baader, Kath. Elisabeth Goethe, Friedrike Bethmann-Rudolphi, Ed. Gaus, Dr. K. Witte. Aufzeichnungen ꝛc. Friedr. Aug. Herzog v. Braunschweig an Friedrich den Großen. Von Hippel Unterredung mit Elise von der Recke, Kant ꝛc. und über Verbesserung der Juden. Minister von Schrötter an Hippel. Franz v. Gaudy Gedicht an die Gräfin Hahn.

Vogel, Dr. **Carl**, Direct. der verein. Rial- und Bügerschulen zu Leipzig, **Naturbilder**, ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichtes und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neueren Erdkunde. gr. 8. (27 Bogen) Velinpap.) 1842. geh. 1⅓ Thlr.

Aufzeichnungen,

Aktenſtücke und Briefe

zur

Begründung hiſtoriſcher Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren aus der neueſten Zeit.

Von

Dr. Wilhelm Dorow,

Königlich Preußiſchem Hofrathe, vormal. Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheiniſch-Weſtphäliſchen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie in Neapel, der archäologiſchen Akademie in Rom, der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris, der Königlich Deutſchen Geſellſchaft in Königsberg in Preußen, der Alterthumsgeſellſchaften in Trier, Minden, des Sächſiſch-Thüringiſchen Vereins u. ſ. w.

Erſter Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung.

Erlebtes

aus

den Jahren 1790 — 1827,

von

Dr. Wilhelm Dorow,

Königlich Preußischem Hofrathe, vormal. Director der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie in Neapel, der archäologischen Akademie in Rom, der asiatischen Gesellschaft in Paris, der Königlich-Deutschen Gesellschaft in Königsberg in Preußen, der Alterthumsgesellschaften in Trier, Minden, des Sächsisch-Thüringischen Vereins u. s. w.

Dritter Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

AD
BIBL. UNIV.
NOMAC.

Vorwort.

In dem ersten Bande dieses Werkes hat sich D. in der Vorrede über die Tendenz und über den ganzen Inhalt dieses literarischen Unternehmens vollständig und wohl zur Genüge ausgesprochen; die Verhältnisse haben sich seitdem nicht geändert und es kann also nur auf jenes Vorwort Bezug genommen und dasselbe in allen Theilen bestätigt werden. D.'s Lebensverhältnisse waren von der Art, daß sie nur Bruchstücke, Episoden aus den behandelten Zeitepochen gewähren können, nur das selbst Erlebte: kein ganzes, kein fortlaufendes Gemälde der Zeit! Es sollen Aufklärungen, Berichtigungen und Erläuterungen anderer neuerdings erschienenen Memoiren — besonders eines v. Lang sein; in den mitgetheilten Aktenstücken wird man die Beweise für die Wahrheit dessen finden, was D. von seinem Erlebten erzählt. Und um dieses nun noch näher, noch bestimmter zu bezeichnen, ist diesen folgenden Bänden ein zweiter Titel beigefügt.

Nur eine größere Nachsicht möchte bei diesem neuen Bande von Seiten des Lesers in Anspruch zu nehmen sein; es werden hier nämlich einige Lebensdetails vorgeführt, deren Zweck vielleicht nicht ganz klar, zu Mißdeutungen und Mißkennungen führen; man könnte sie zu weitläuftig, zu speziell finden! Es ist dies die Darstellung der Verwaltung für Alterthumskunde in den rheinisch-westphälischen Provinzen bis zu D.'s Pensionirung (v. S. 228—267). Man wird

daraus aber ersehen, daß die jetzt so viel besprochenen und gelobten Ernennungen von Kommissarien zur Erhaltung der vaterländischen Alterthümer, die Vereine, Gesellschaften zu ähnlichem Zwecke allein eine Idee des Fürsten Hardenberg sind, und Nachzügler der Anordnungen, Einrichtungen des D., welchem vielleicht das Verdienst zuerkannt werden kann, den deutschen Ausgrabungen systematische Ordnung und Folgerichtigkeit gegeben, und auf die ausgegrabenen Gegenstände zuerst die Aufmerksamkeit in neuerer Zeit gelenkt und ihnen die Beachtung geschafft zu haben, welche sie in so hohem Grade verdienen! Und will man — was der Hauptzweck dieser weitläuftigern Darstellung gewesen — von allem rein Persönlichen abstrahiren, so dürfte man sich daraus leicht ein Bild formiren von den Schwierigkeiten und Widerstrebungen, mit welchen der Fürst Hardenberg, selbst bei den allerkleinsten Anordnungen zu kämpfen hatte, — ja selbst wenn man es wußte, daß ihm eine Anordnung lieb und angenehm sei, so trat man oft um so entschiedener derselben entgegen — und dieses geschah von Männern, die ihm Alles zu danken hatten, deren Schicksal er begründet und festgestellt hatte! Hier sei nur Herr v. Altenstein genannt; in dem Werke: „Briefe preußischer Staatsmänner" wird es sich noch klarer herausstellen, wie namentlich dieser sonst so wohlwollende Mann gegen Alles was vom Staatskanzler kam, ankämpfte, — er war ihm zu bürgerlich, zu populär und nicht schroff aristokratisch genug!

Bei großen, wichtigen, das allgemeine Landeswohl betreffenden Angelegenheiten, wo dergleichen Ankämpfungen gegen des Fürsten Ansichten und Maßregeln oft sehr gewagt, heftig, aber talentvoll waren, zertrat zwar der Fürst Hardenberg durch kraftvolles Durchgreifen solche Hindernisse, doch bei

einer so geringfügigen Anordnung, als diese Alterthümer-Verwaltung, die mehr sein Gemüth, seine Privat-Neigung berührte, ekelte ihn natürlich dieses ewige unfreundliche, herzlose Gegenstreben an und er ließ die Sache fallen. War denn endlich einmal so ein feindseliges Unternehmen gegen denselben geglückt, so schien denn auch die ganze Meute kleiner Köter losgebunden; man hörte sie bellen nach allen Weltgegenden, sie glaubten einen großen Sieg erbellt zu haben! und doch war endlich nichts erreicht, als einen Pfeil auf's Herz des edelsten Mannes losgeschnellt zu haben! Wolle man geneigtest aus diesem Gesichtspunkt jene Episode aus D.'s Leben betrachten, so wird man sie vielleicht nicht als müssig dastehend beurtheilen.

Da D. nicht den Vorwurf der Indiskretion erhalten mag, so hat er eine Menge Thatsachen, Anekdoten, ja selbst Dokumente zurückgehalten, welche für die Geschichte nicht aufklärend, sondern allein nur beweisen würden, daß die Stellung des Staatskanzlers eine sehr dornenvolle gewesen; es waren nicht kleine Kläffer allein, welche ihn angeknurrt, — nein, es waren Männer sehr ausgezeichneter Art, welche ihn theils nicht verstanden, theils nicht verstehen oder sich nach anderer Richtung hin beliebt machen wollten, wie aus den im vierten Bande mitgetheilten Korrespondenzen zum Theil leider schon entnommen werden kann. Hasen-Natur und Furcht sind in unseren Tagen nur zu sehr bereit, jedes freie Wort, jede offene Mittheilung über die Götzen der Menge als eine „Indiskretion" zu bezeichnen! Nun! sie mögen es thun. —

Wird die Administration des Fürsten v. Hardenberg erst von allen Seiten und nach allen Richtungen hin beleuchtet werden dürfen, wird aus den Akten und den vorhandenen Staatsdokumenten erst klar werden, was der Fürst

gewollt, wohin er gestrebt, besonders was er für Preußen, für Deutschland bei den Wiener Kongreß, was bei dem Friedensschluß 1815 begehrt, so würde dieses einen strahlenden Lorbeerkranz mehr um seine Schläfe winden; beherzige man in dieser Beziehung die Andeutungen in dem Briefe des Staatskanzlers Seite 280 und die Briefe Blücher's und Gneisenau's an Hardenberg im vierten Theil, Anlage M. a. d. o.

Nachdem das Werk gedruckt, kamen dem D. Tagebuchblätter von Ludwig v. Voß aus dem Jahre 1812 zu Gesichte, welche von Zeller's Erziehungsanstalt in Litthauen, wohin er gezogen, Nachricht geben und gleichfalls von großem Unfug sprechen, der daselbst getrieben worden, ganz übereinstimmend mit D.'s Berichte an Reichardt aus Königsberg, woselbst „man sehr froh gewesen, — wie Voß schreibt — daß der Herr Zeller fortgezogen sei und sich um die Anstalt nicht weiter bekümmert; jetzt hatte man nur noch Mühe, Alles erst in Vergessenheit zu bringen, was Herr Zeller vorgebracht habe." Voß's treffliche Bemerkungen über Zeller und sein Wirken in Preußen, besonders in Vergleich mit den Leistungen des Friedrichs- und Louisenstifts in Berlin sollen für die Oeffentlichkeit nicht verloren sein.

Halle an der Saale, im Januar 1845.

Inhalt.

III. Theil.

Einleitungsworte 3

März 1790 bis August 1811.

Dorow's Eltern und Jugend 5
Kabinetsordre an die Generalität 1798 13
Der ehemalige Sekretair des Ministers Wöllner, Pfarrer Meyer 18
Professor Fichte in Königsberg 21
General von York über Minister von Stein 25
Der Tugendbund 25
Schulrath Zeller und sein Institut in Königsberg 26
Dorow in Untersuchung wegen Zeller 39
Karl von Raumer über Pestalozzi 40
Tod der Königin Luise von Preußen 41
Max von Schenkendorf und Dorow veranstalten eine Todtenfeier für die Königin 41
L. Achim von Arnim tadelt, daß diese Todtenfeier in der katholischen Kirche veranstaltet worden 44

August 1811 bis July 1813.

Dorow's Reise nach Berlin und Aufenthalt daselbst 46
Aufenthalt in Wiebichenstein bei Reichardt 53
Desgleichen in Weimar; Goethe, Wieland 57
Desgleichen in Frankfurt a. M.; Bettina von Arnim u. Familie 62
Desgleichen in Coblenz, Görres 64
Reise mit Arnim nach Heidelberg; J. H. Voß 66
Reise über Mainz nach Paris 68
Aufenthalt in Paris, Graf von Schlabrendorf 69
Rückreise als Courier nach Berlin 74
Aufenthalt in Berlin; Staatskanzler v. Hardenberg 78
Dorow kommt zur Gesandtschaft nach Paris 82
Aufenthalt in Paris 83
Dr. Gall 85
Graf Schlabrendorf über Gall 87
Michel's Verrath und Oberst v. Czernicheff 89

Seite

Michel's Hinrichtung 89
Alexander v. Humboldt 91
Napoleons Abreise zur Armee 99
Dorow's Reise nach Brabant, Flandern und Holland mit Dr. Hennecken 99
Herz Schill's Schädel in Leyden 100
Rückkehr nach Paris 102
Malets, Mallet und Lahorie's Verschwörung 107
Hinrichtung der Verschwornen 111
Talma prügelt den Abbé Geoffroy im Theater 115
Zurückberufung des Dorow nach Berlin 117
Graf Schlabrendorf über Robespierre und Mirabeau 119
J. F. Reichardt und sein Buch: Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate 121
Abschied von Schlabrendorf und Alexander v. Humboldt . . . 122
Abreise und Aufenthalt in Carlsruhe; Frau v. Krudener, Jung-Stilling, Schenkendorf und Hebel 125
Ankunft in Berlin und Aufenthalt daselbst 131
Der Staatskanzler von Hardenberg über Schill 131
Dorow's Abreise nach Breslau als freiwilliger Jäger 133
Aufenthalt in Breslau; Reichardt, Steffens, Wigleben, Scharnhorst 133
Kriegsverhältnisse bis zum Waffenstillstande 138
Halle a. d. Saale und Verhältnisse, Leben in dieser Stadt . . 141
Kriegsleben und Reise in's Riesengebirge 143

July 1813 bis November 1815. Siehe I. Theil des Werks.
November 1815 bis July 1817.

Aufenthalt in Berlin und das dortige Treiben 160
J. F. Reichardt's Tod, literarischer Nachlaß u. seine Verdienste 162
Hardenberg über den Unterschied der Stände, Recht des Adels 167
Hormayr, Reisach und ihr Werk: die Kriege in Tyrol u. Vorarlberg 171
Dorow geht als Legations-Sekretair nach Dresden 174
Aufenthalt in Dresden mit dem Gesandten 179
Das Diplomatische Korps in Dresden 1816 181
General Thielmann über Sachsen und sächsische Verhältnisse . . 189
Dorow's Aufenthalt in Dresden ohne den Gesandten 200
Ludwig Robert 208
Urlaubsreise nach Berlin und Aufenthalt daselbst 211
Fürst Hardenberg und Ernst Moritz Arndt 213
Graf Reisach im Verhältniß zu Preußens Staatsmännern . . . 215
General Graf Tauentzien und der Kronprinz von Schweden . . 217
Dorow's Ernennung zum Legations-Sekretair in Kopenhagen . 220
Die Einsetzung des Staatsraths 222

Seite
Reise über Königsberg nach Kopenhagen und Aufenthalt daselbst . . . 220
Begriff der Bewohner des Ostseestrandes in Ostpreußen von der Legitimität 225

July 1817 bis März 1820. Siehe 1. Theil des Werks.

März 1820 bis December 1824.

Dorow's Ernennung zum Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen 228
Leiden und Freuden bei dieser Verwaltung und eigentliche Absicht des Fürsten Hardenberg mit derselben 231
Reise nach Pyrmont zum Staatskanzler und Leben daselbst . . 237
Rückreise über Münster; Dom-Dechant Graf Spiegel 244
Rückkehr nach Bonn und Aufenthalt daselbst bis zur Reise nach Berlin im May 1822 246
Dorow's Rücktritt in's Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 250
Pensionirung desselben 266
Das Leben und Treiben in Bonn 267
A. W. v. Schlegel 269
E. M. Arndt und sein Verhör durch Pape 271
Professor Heinrich 276
Verhältnisse in Köln 277
Fürst Hardenberg über den Frieden von 1815 280
Fonks Prozeß 281
Die Herzogin von Anhalt-Bernburg, ihre heimliche Fortschleppung aus Bonn und ihr Schreiben an den Staatskanzler 283
Oberst Gustafsohn 289
Neuwied und die fürstliche Familie 291
Herausgabe einer Zeitung durch Rehfues und Dorow 293
General v. Borstell Immediat-Eingabe gegen den Staatskanzler 294
Kommission unter Altenstein zur Vereinfachung des Geschäftsganges 295
Gutachten über Provinzial-Minister, entworfen von v. Vincke, v. Hippel, Baumann und Delius 296
Kammergerichtsrath Hoffmann und sein Meister Floh 298
Fürst Hardenberg über seine Reise zu den Kongressen 301
Minister v. Voß Installirung 301
Mißverständnisse zwischen Hardenberg und Witzleben 302
Fürst Hardenberg schreibt über seine Verhältnisse an den König 304
General von Witzleben über Vereinfachung des Geschäftsganges 306
Fürst Hardenberg und seine Reise zum Kongreß nach Verona . 308
Präsident v. Almendingen und Herr v. Kamptz 309
Fürst Hardenberg's Tod 311
Briefe des L. v. Voß über die Vorfallenheiten in Berlin 1822–1823 312
Der Tod des Ministers v. Voß und Gespräch über den Nachfolger 328

Seite

General v. Witzleben über Hardenbergs nachgelassene Vorschläge 329
Derselbe über Wilhelm v. Humboldt 330
Dr. Maßmann und v. Ledebur's schriftstellerische Arbeiten . . . 331
Kommission zur Berathung über zu machende Ersparungen u. Resultate 342
Minister Ancillon beruft den Professor Lowtzow und Dorow . 334

Januar 1825 bis Juni 1827.

Verhandlungen über Ségur's Werk 336
General v. Grolmann und der Herzog von Cumberland 339
Schreiben an Pabst Leo XII. 340
Antwort des Pabstes 344
Reise nach Neuwied über Weimar 346
Goethe und der Großherzog in Weimar 346
Beitzel in Wiesbaden, das Katholischwerden der Herzogin v. Anhalt-Köthen 351
Tod des Kaisers Alexander I. 352
Bischof Borowski über Friedrich Wilhelm III. 354
Derselbe über evangelische Bischöfe und über Konsistorien . . . 356
Briefe über Kaiser Alexander und die Großfürsten Konstantin und Nicolas 357
Die Kaiserin Elisabeth über den Tod Alexanders 358
Die Musterei in Königsberg 359
Der Oberpräsident v. Schön 360
Tod des Kriegsrathes Scheffner und Gericht darauf 361
Mißverständnisse zwischen Graf Bernstorff und Fürst Hatzfeld . . 363
Oesterreichs großer Staatsmann und Diplomat über Baiern und über die französische Gesetzgebung 365
Die Hof- und Staatsdame Fräulein v. Bischoffswerder und Minister v. Motz 367
Bericht aus Petersburg über die Trauerfeierlichkeiten bei Alexanders Tode und über die Lage von Rußland . 369
Russische Gewissenhaftigkeit und Graf Klopeus 374
Fürst Blücher und Graf Gneisenau an den Fürsten v. Hardenberg 375
Der Geh. Staatsrath v. Stägemann und dessen Familie . . . 375
Dr. Heinrich Bolzenthal 376
v. Witzleben und Hippel und das Theinersche Werk über Schlesiens katholische Kirche 377
Die Preußische Staatszeitung und ihre Verhältnisse 378
Dorow reist nach Italien 380

Erlebtes

aus

den Jahren 1790 — 1827,

von

Dr. Wilhelm Dorow.

Männer, welche sich in Kunst, Wissenschaft, in der Politik oder im Kriege Denkmale unsterblichen Ruhms errichtet, — denen scheint es allein zuständig zu sein, sich in Selbstbiographien bei ihren Kinder- und Jugendjahren aufzuhalten und von ihren Gefühlen, Leidenschaften und Gemüthsaffektionen ausführlich zu sprechen, damit die Welt die Entwickelung ihres Geistes, ihres Charakters — und wie sie grade so geworden, aufs genauste kennen lerne.

Dagegen Männer, welche allein durch ein vielbewegtes Leben und durch die Berührung mit jenen denkwürdigen Personen Beachtung und Erwähnung verdienen, mögen von ihrer Jugend, ihren Freuden und Leiden nur das erzählen, was zur Charakteristik jener begünstigten Geistes- und Charakterbelden, oder zur Beurtheilung der Zeitverhältnisse führen und Aufklärung darüber geben kann. Natürlich darf auch bei diesen ein kurzer Abriß ihrer Herkunft, Darstellung der gesellschaftlichen Kreise, in denen sie gelebt und sich bewegt haben, nicht fehlen, damit der Geschichtsforscher, der Leser überhaupt, es ergründen kann, in wiefern ein Recht, eine Befähigung vorhanden ist, wichtige Verhältnisse und geschichtlich wichtige Personen öffentlich zu besprechen und zu beurtheilen. Dieses Letztere ist nun der Gesichtspunkt, wel-

chen D. bei Niederschreibung seines „Erlebten" hatte und ferner haben wird; er will nur erzählen, was unter seinen Augen vorgegangen, wobei er zugegen und zuweilen selbst mitwirkend gewesen ist. Eigene Begegnisse — vielleicht ohne allgemeineres Interesse — durften natürlich da nicht übergangen werden, wo es der Zusammenhang des Ganzen forderte und wo es zur Kenntniß der vorgeführten Hauptpersonen nothwendig war; erscheint hin und wieder etwas mehr, so möge der wohlwollende Leser es nicht für Eitelkeit und Geschwätzigkeit auslegen, sondern es dem natürlichen, wohl verzeihlichen Gefühl zu Gute halten, welches bei dem Andenken an eine froh und für den Geist nützlich durchlebte Jugend überströmt, das Gemüth beseligend erregt, und wodurch, besonders in ältern Jahren, Munterkeit und Kraft zur Aufmunterung und Aufrechthaltung des Geistes hervorgerufen wird, um bei so manchen harten Prüfungen des Schicksals nicht auf eine Weise getroffen zu werden, die muthlos, zur Arbeit unfähig macht und den Rest des Lebens in Verdruß und Menschenfeindlichkeit hinschleichen läßt.

Es werde also hier begonnen mit den noch im Gedächtniß haftenden Eindrücken der ersten Jugendzeit bis zur Abreise nach Paris im August 1812.

März 1790 bis August 1811.

D.'s Vater, Jacob Friedrich Dorow, war den 15. Februar 1735 in Pillau geboren, woselbst sein Vater als ein geachteter praktischer Arzt lebte; er hatte seinem Namen die lateinische Endigung ius angehängt, nannte sich Dorovius, ließ auch den Sohn so taufen; dieser warf aber das fremde Anhängsel schon in frühster Jugend weg und stellte den alten Namen her*). D.'s Vater war ein Mann, streng gegen sich selbst, in der äußeren Erscheinung kalt, doch, wo es Noth that, helfend ohne viel Worte zu machen und vertrauend — vielleicht bis zum Uebermaaß, auf des Andern gleiche Rechtlichkeit. Er stand mit vielen bedeutenden Männern, deren Andenken noch jetzt die Nachwelt verehrt, besonders mit den Gelehrten Königsbergs in genauer Verbindung. Von Kurland, wo er nach seiner Universitätszeit einige Jahre in einem gräflichen Hause als Lehrer mit großer Gewissenhaftigkeit zugebracht, kehrte er später nach Königsberg zurück, widmete zum Theil seine Kräfte den städtischen Angelegenheiten und begründete sich eine eigene Häuslichkeit; er blieb mit Männern wie Hamann, Kant, Kraus, Scheffner stets in geistiger und geselliger Verbindung. Mit vielen kurländischen Familien ward ein lebhafter Verkehr unterhalten; dauernde Achtung und Anhänglichkeit wurde ihm bis zu seinem Tode bewahrt. In vielen nachgelassenen Briefen ist er

*) Scheffner spricht darüber in seiner Biographie und deshalb muß der Zusammenhang hier angeführt werden.

ſtets als „der edle Dorow" bezeichnet. So hatte er ſpäterhin jungen Männern, welche ihm empfohlen waren, mit ſeltener Hülfe und Theilnahme nahe geſtanden, ſie aus jugendlichem Leichtſinn und gefährlichen Verbindungen herausgezogen und mit ausdauernder Kraft und Feſtigkeit in beſſere Kreiſe der Geſellſchaft geführt und dadurch nach Jahren ihre Stellung ehrenvoll und angeſehen begründet. Noch lange nach ſeinem Tode haben bedeutende Staatsmänner oft und unverholen mit Dankbarkeit und Verehrung ſeiner und jener Zeit gedacht. Hamann und Scheffner ſchildern ihn in ihren nachgelaſſenen Schriften in ähnlicher Art, beſonders hebt Hamann die Ruhe, die Schärfe ſeines Verſtandes hervor.

D.'s Mutter war eine geborne Reichardt, des Kapellmeiſters Reichardt liebſte Schweſter; nicht allein durch Schönheit und Gemüth, ſondern auch durch heitern, klaren Sinn gewann ſie Aller Herzen und entzückte durch ihren Geſang und durch ihr meiſterhaftes Lautenſpiel; das Talent für Muſik theilte ſie mit ihrem Bruder. Der alte Vater Reichardt war ein geborner Rheinländer aus der Gegend von Worms, ein Virtuos auf der Laute, und kam in jungen Jahren mit dem Grafen Truchſeß-Waldburg — der ihn am Rhein kennen gelernt und den ſein Lautenſpiel tief ergriffen hatte — nach Königsberg.

In dem gaſtlichen Hauſe von D.'s Eltern ſah man vielfältig Kant, Hamann*), Scheffner, Hippel verſam-

*) Eine treffendere, lebendigere Charakteriſtik dieſer beiden merkwürdigen Männer kann man nicht leſen, als die, welche Reichardt in einem Taſchenbuche vom Jahre 1812 von ihnen machte; da Reichardts Selbſtbiographie durch die Vernachläſſigung ſeines ſchriftlichen

melt; D. hatte also schon als Knabe (geb. den 22. März 1788) dadurch Eindrücke der ermunterndsten Art. Nach des Vaters Tode zerstörte eine große Feuersbrunst das schöne, geräumliche und wohnliche Haus mit Hab' und Gut; D. kam darauf zu seines Vaters treustem Freunde, dem nachmaligen Landhofmeister v. Auerswaldt, welcher Präsident in Marienwerder war, um mit dessen Kindern erzogen zu werden. Was dieser treffliche Mann in seiner Jugend dem Vater Dorow zu danken gehabt, vergalt er treulich dem Sohne und ward diesem ein nachahmungswerthes Vorbild sowohl in patriotischer als auch in Geschäftsbeziehung; er blieb bis zu seinem Tode D.'s väterlicher Freund. Die Einwirkung eines Mannes wie Auerswaldt war für D. von großer Bedeutung; Auerswaldt war ein für damalige Zeit in jeder Hinsicht weit vorangeschrittener Charakter; er war der Erste, der die Leibeigenschaft auf seinen Besitzungen aufhob; eine sinnreich erdachte Medaille bewahrt diesen wichtigen Akt der Nachwelt. Aus altestem Adel entsprossen, waren er und seine Gemahlin — eine geborne Gräfin Dohna — Freunde des Bürgers und weit entfernt von allen damals noch drückenden Standes-Vorurtheilen. In diesem Sinne erzog er seine Söhne, welche denn auch Alle es durch die That bewiesen haben, welch ein Glück es ist, so treffliche Eltern als Vorbild für's Leben zu haben! Spätere Ausbildung erhielt D. auf der Schule zu Marienburg, unter Leitung des würdigen Predigers Häbler, dem Hauptschützer und Erhalter des Marienburger Schlosses. Da wurde der Grund zu seiner Neigung für alte Baukunst, überhaupt für

---

Nachlasses verloren ist, so mag das geistreiche Bruchstück in Anlage A. 1. folgen.

alterthümliche Forſchungen gelegt. Die Grundſätze einer vernünftigen Religion hatte D. durch den nachmaligen Erzbiſchof Borowski erhalten, von dem er eingeſegnet wurde und der ihm Freund und Lehrer bis zum Tode blieb.

Als Auerswaldt Landhofmeiſter und Oberpräſident in Königsberg wurde, hatte D. die Freude, in deſſen Hauſe eine Maſſe der ausgezeichnetſten Menſchen kennen zu lernen, welche die Anweſenheit des Hofes in Königsberg und auch Napoleon's Verfolgungswuth dahin gebracht hatten. D. lernte auf dieſe Weiſe das Leben und die Menſchen kennen. Er widmete ſich dem Baufache und ſollte eben das erſte Examen beſtehen, als der verheerende Krieg — zerſtörend für das Vaterland und für alle Verhältniſſe der Einzelnen — ausbrach; zu einer Anſtellung war jede Ausſicht geſchwunden. Auf Reichardt's Zureden, dem der freie Handelsſtand in Hamburg und Holland vor der Seele ſchwebte und der ihm lieb und werth geworden, — ſollte D. in dem ſehr befreundeten Hauſe bei Schwinck und Koch denſelben näher kennen lernen, — es waren Kaufleute von großartigen Anſichten, wie man ſie nur in einer Seeſtadt findet, Koch von ſo umfaſſenden finanziellen Kenntniſſen, daß er, in einem Staate wie Frankreich lebend, hätte Finanzminiſter werden können; die impoſante Perſönlichkeit dieſes Mannes — eines Schweden von Geburt — war zum Sprichwort in Königsberg geworden. Der Staatsminiſter v. Schrötter, der ihn zur Konferenz bei ſeiner Amtsreiſe durch Preußen einladen ließ, empfing ihn im Kreiſe ſeiner großen Umgebung mit den Worten: „es freut mich, mein lieber Freund, daß Sie kommen," — worauf Koch ſtolz erwiederte: „zu viel Ehre, der Freund eines ſo großen Mannes in ſo kurzer

Zeit zu sein," eine Verbeugung machte und fortging*). So fühlte dieser Mann!

D. trat nun als Mitglied in die liebenswürdige und reichbegabte Familie des Kommerzienraths Schwinck und genoß in und mit derselben Alles, was sich Erfreuliches damals darbot, besonders fand er Belehrung, machte reiche Lebenserfahrung durch den Umgang der vielen geistreichen Menschen, welche sich in diesem Hause versammelten. Fürst Radziwill führte daselbst seine geniale Komposition zum Faust auf, Brinckmann (siehe Anlage A. 2.), Arnim, Reichardt, D'Obsson, Krusemark, Perponcher theilten ihre Zeit zwischen Schwinck's und der Familie des Schwagers Stägemann, dessen Gemahlin, die durch Stägemanns Sonnette gefeierte Elisabeth, eine innige Freundin von D.'s Mutter war. Frau v. Stägemann leuchtete Allen, die das Glück ihrer Bekanntschaft hatten, als ein Ideal hoher Weiblichkeit und großartiger, klarer Verstandes- und Charakterausbildung — bis zu ihrem Tode vor! Die genußreichsten musikalischen Abende traf man in diesem Zirkel; eine verheirathete Tochter, Frau v. Korff — mit einer Stimme

*) Koch — er ist todt — war ein seltenes Beispiel menschlichen Glückswechsels! Als er reich, sehr reich war, hielten Fürsten, Staatsmänner es für Auszeichnung, bei ihm zu diniren und ihn bei sich zu sehen. Als das Unglück, durch Zeitverhältnisse herbeigeführt, über ihn einbrach — stand er einsam und verlassen und lebte von einer kleinen Pension, die ihm der milde König Friedrich Wilhelm III. gab, gedenkend des Patriotismus und der bedeutenden Vortheile, welche Koch durch seine großartigen Handelsverbindungen der Provinz Ostpreußen geschaffen. Des Generals v. Rüchel Barbarei, das holländische Mühlen-Etablissement — ein Eigenthum von Schwinck und Koch — niederbrennen zu lassen, war ein Hauptgrund des Ruins dieser reichen Kaufleute.

und einem Vortrage begabt wie die Mara — ſang mit Fürſt Radziwill, akkompagnirt von Reichardt, der in ſolchen nur der Kunſt geweihten Stunden die freie Unabhängigkeit des Künſtlers oft zu zeigen Gelegenheit hatte. So z. B. begann Prinz Auguſt eines Abends während des Geſanges ein lebhaftes Geſpräch; Reichardt, der beim Klavier begleitet, hält inne und wendet ſich zum Prinzen: „Befehlen Ew. Königliche Hoheit die Unterhaltung zu machen, ſo wollen wir den Geſang ruhen laſſen.“ Todtenſtille trat ein und kein Laut ſtörte ferner die herrlichen Melodien. Um jedoch die geiſtreiche, liebenswürdige Sängerin und überhaupt den Geiſt, der dieſe Geſellſchaften belebte, kennen zu lernen, leſe man die Anlage A. 2; Brinckmann, der liebenswürdige philoſophiſch-dichtende Schwätzer, ſpricht in einigen Briefen und Gedichten darüber und charakteriſirt die mithandelnden Perſonen auf das wahrſte und lebendigſte.

In dem Hauſe des gleichfalls innigſt befreundeten Oberpoſtdirektors v. Nadeweis verſammelte ſich eine andere Klaſſe ausgezeichneter Männer: die Grafen Dohna, Scharnhorſt, Gneiſenau, Beyme. Das tägliche Leben im Kreiſe ſolcher Männer hatte natürlich auf D.'s ganze Ausbildung einen nicht zu beſchreibenden Einfluß. Der Miniſter vom Stein hielt ſich von allem geſelligen Verkehr fern und D. lernte denſelben durch Reichardt näher kennen, wie es im 1. Bande Seite 12 bereits angeführt iſt.

D.'s Mutter hatte wieder geheirathet und lebte mit ihrem Manne, dem Kriegsrath Bock*) in den glücklichſten und angenehmſten geſelligen Verhältniſſen. Um Bock, den

*) Vgl. Kurz, Literatur und Theater, von Dorow. Leipzig. 1845. Seite 202.

genialen, phantaſiereichen Dichter und Ueberſetzer der Georgika des Virgil, hatte ſich eine geiſtreiche Jugend: Max v. Schenkendorff, Ferd. v. Schrötter, der eigene Sohn Rafael Bock, Herrmann Friedländer, verſammelt und wirkten mächtig auf Kunſt und Poeſie in dem empfänglichen Königsberg. Eine treffliche Gemäldeſammlung*), welche ſpäter der Staat ankaufte, zierte die Stuben in Bock's Hauſe an der neuen Kirche, mit der köſtlichen Ausſicht nach den Pregel-Ufern und dem friſchen Haff.

Auch Frau von Krudener trat hinzu; ihr inniges Freundſchaftsverhältniß zu T.'s älteſter Schweſter**) zog ihr Herz zu der ganzen Familie hin. Das Bekehren lag ihr damals noch nicht ſo ſehr am Herzen; ſie opferte ihre Zeit beſonders der Wohlthätigkeit und war ein wahrhaft tröſtender und hülfeleiſtender Engel für die armen Verwundeten und Kranken in den Militair-Lazarethen: ob Preuße, Ruſſe, Franzoſe oder Italiener war ihr durchaus gleich, — ſie ſah nur den leidenden Menſchen, und das Elend war ſehr groß! Wir liebten Alle dieſe außerordentliche Frau und erfreuten uns an dem belebenden Geiſte, der aus Allem, was ſie ſagte, hervorleuchtete.

Die Nachrichten aus Spanien ſetzten Alles in enthuſiaſtiſche Bewegung und mochten wohl mit Veranlaſſung geben, daß ſich eine große Hinneigung zum katholiſchen Glauben in Königsberg kund gab: es war ein katholiſches Land, welches ſo heldenkühn gegen den allgemeinen Feind fort-

*) Siehe: Cotta's Kunſtblatt. 1823. Nr. 71 u. 72.

**) Siehe: Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur. Berlin, 1838. 1. Band. Die Briefe der Frau v. Krudener an Julie (Minna) ſind an T.'s Schweſter geſchrieben.

kämpfte! In D.'s Gemüthe ward der Gedanke sehr lebhaft, nach Spanien zu gehen.

Sowohl die politischen, als auch die innern Verwaltungsverhältnisse nahmen die ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme D.'s in Anspruch. Wenn auch das Unglück des Vaterlandes mit Flammenschrift in aller Gemüther sich eingezeichnet hatte, so empfand man doch für Napoleon, wenn auch mit Abscheu, ein grosses Interesse. Sein Einzug, sein Ausreiten aus dem Schlosse mit den alten bärtigen Garde-Grenadieren, noch gebräunt von Egyptens glühender Sonne, hatten etwas Fabelhaftes, Hochpoetisches. Achim v. Arnim und D. versäumten keine Gelegenheit, um den Kaiser zu sehen; auf diesen Streifzügen zu gleicher Bestrebung kamen sie sich immer näher: ihre Liebhaberei für altdeutsche Poesie und Kunst, welche von Beiden mit Leidenschaft und Eifer studirt wurden, hatte sie bereits schon früher zu Freunden gemacht*).

Der Uebermuth der französischen Soldaten und die harten Bedrückungen, welche sich besonders die Offiziere der deutschen Kontingente gegen den Bürger und Bauer erlaubten, und dabei das stete Geschrei: wie in der Verschmelzung des Militairs mit dem Bürgerstande, — Frankreich und seine Verbündeten uns Preußen voraus wären, wie bei ihnen der Bürger geachtet und geschätzt sei gegen militairischen Uebermuth, wie der Soldat nicht zur Dienstleistung für den Fürsten, nicht sein Dienstmann, sondern der des Vaterlandes sei, — all dieses hohle Geschwätz veranlaßte, daß eine schon im Jahr 1798 erlassene Kabinetsordre an die Generalität wieder aufgesucht und zur Sprache gebracht wurde, um damit den Beweis zu führen, daß wir in Preußen auch in

*) Siehe: Reminiscenzen. Leipzig. 1842.

dieſer Beziehung noch weiter vorgeſchritten und man wohl bei uns weiß, was der Bürger werth iſt! Gneiſenau brachte dieſen, zur Kenntniß unſres herrlichen Königs unſchätzbaren Erlaß, eines Abends zu Madeweis mit, bemerkte noch, daß derſelbe aus des Königs eigener Feder gefloſſen ſei. Dieſes noch in D.'s Händen befindliche Original-Blatt lautet:

„Ich habe ſehr mißfällig entnehmen müſſen, wie beſonders junge Offiziers Vorrang vor dem Zivilſtande behaupten wollen. Ich werde dem Militair ſein Anſehn geltend zu machen wiſſen, wo es ihm weſentlichen Vortheil bringt, auf dem Schauplatz des Krieges, wo ſie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen ſollen. Allein im Uebrigen darf ſich kein Soldat unterſtehen, weß Standes er auch ſei, einen der geringſten Meiner Bürger zu brusquiren; ſie ſind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brodte ſteht das Heer der Meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arreſt, Caſſation und Todesſtrafe werden die Folge ſein, die jeder Contravenient von Meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.

Friedrich Wilhelm."

Daß ein ſolches Dokument mit wahrem Jubel im höchſten Selbſtgefühl den Franzoſen überſetzt und vorgehalten wurde, darf man wohl nicht anführen! —

Durch die Abreiſe des ſchwediſchen Geſandten v. Brinckmann und ſeines Legations-Sekretairs v. D'Ohſſon, vorläufig nach Pillau, kam in den Schwinckſchen geſelligen Kreis eine große fühlbare Lücke; des Abends am traulichen Theetiſche wurden die täglich einlaufenden, größtentheils poetiſchen Epiſteln des Herrn v. Brinckmann vorgetragen, ſowie auch

Herrn v. D'Ohsson's Briefe, — er ſtand mit T. in lebhafter Korreſpondenz, — deren gewürzter, treffender Inhalt der ganzen Familie zur groſſen Freude gereichte. Endlich verließen ſie auch Pillau und nur eine Nachricht kam im Sommer 1809 von D'Ohsson, welcher unter andern an T. ſchrieb: „Sie werden vielleicht ſchon wiſſen, daß Brinckmann nach London gereiſt iſt, um dort als Geſandter zu reſidiren. Demnächſt werde ich ihn bald wieder treffen, da ich die Ausſicht habe von einer zweiten Reiſe nach Spanien, wo wir eine Miſſion haben werden bei der höchſten Junta. Es freut mich jetzt noch, daß Sie ſtets ſo gut von den Spaniern geurtheilt haben. Sie verdienen ein wenig mehr Achtung, als man ihnen bisher gegeben hat. Sie haben mehr Energie und Männlichkeit bewieſen als irgend eine von den ſo aufgeklärten, ſo gelehrten und ſo feinen Nationen von Europa. Sie können überwunden werden, es hängt von vielen Umſtänden ab, die man nicht vorherſehen kann; ſie werden aber nie von den Franzoſen unterjocht werden, die ſie zu ſehr haſſen und verachten, und welche ſie an wahrer Tapferkeit und Feſtigkeit des Charakters übertreffen. Auch werde ich gern dahin reiſen in dieſer intereſſanten Kriſis; ſonſt hat Madrid nichts ſehr Anziehendes."

Aus dieſer Zeit exiſtirt ein an Derbheit unvergleichliches Schreiben des ſchwediſchen Oberſtlieutenants von Nordenacker, der die Fregatte Eurydice führte, auf welcher ſich unſer Geſandte v. Tarrach befand und die eigentlich beſtimmt war Herrn v. Brinckmann abzuholen: man ſprach nämlich preußiſcher Seits von Zurückhalten des ſchwediſchen Geſandten u. dgl. m.; darauf ſchrieb jener ſchwediſche Offizier die faſt grobe Note, welche, da ſie wohl nie gedruckt und bekannt geworden, in der Anlage A. 3. mitgetheilt wird. —

In D.'s elterlichem Hause gingen in bunter Reihe interessante Figuren aus und ein. A. Greuhm *), mit dem D. in den Jahren 1809 und 1810 in lebhafter Korrespondenz blieb, als Greuhm in Amsterdam war; Staatsrath Schulz **), welcher viel Musik machte und für Göthe's Farbenlehre schwärmte, war ein geistreicher Mann mit einer ausdrucksvollen, vielversprechenden Physiognomie; doch zeigte sich eine sehr abstoßende Härte seines Charakters und seiner Gesinnung; mit ihm, der in dem innern Geschäftskreise sehr gut unterrichtet war, wurden die innern Staatsangelegenheiten lebhaft besprochen. Man versprach sich sehr viel von der Maaßregel, nach welcher ständische Repräsentanten unserer Regierung zugewiesen werden sollten. Das Hauptmotiv zu dieser Anordnung war, eine innige Verbindung zwischen Verwaltungs-Behörden und der Provinz hervorzurufen und so das Volk zum regeren Interesse für das Gemeinwohl zu führen. Schulz sprach sehr enthusiastisch darüber und sah darin ein Fortschreiten nach Stein'schen Grundsätzen ***). Oft und gern sah D. im Hause der Eltern

*) Der nachmalige Gesandte in Nordamerika.

**) Der nachmalige Regierungsbevollmächtigte für die Universität Berlin.

***) Auf Veranlassung des Ministers v. Brenn ward D. im Jahre 1833 veranlaßt, über diese Maaßregel nähere Erkundigung aus seiner Vaterstadt Königsberg einzuziehen; öffentliche Blätter hatten Verschiedenes darüber mitgetheilt. D. ließ darüber Folgendes in der Augsburg. Allg. Zeitung (No. 47. 1. Febr. 1833) abdrucken: „Mit Interesse sieht man jetzt öfters Discussionen auf das Gesetz vom 26. December 1823, wonach landständische Repräsentanten an den Geschäften der Königlichen Regierungen Theil nehmen sollten. Es wäre sehr erfreulich, wenn diese Maaßregel wieder in Berathung gezogen würde, indem gewiß viel Gutes dadurch zu bewirken wäre. Es wäre sogar die Frage aufzuwerfen,

einen Königsberger, den bizarren, grundgelehrten Dunker, einen Zeitgenossen, Geistesverwandten und Freund von

---

ob ähnliche Repräsentanten sich nicht leicht zu tüchtigen Mitgliedern des Staatsraths ausbilden könnten, wodurch diesem Staatskörper gewiß eine innigere Verbindung mit der Nation gegeben würde. Bisher war gedachte Verordnung allein in Königsberg in Preußen zur Ausführung gebracht, und zwar vom September 1809 bis zum Anfange des Jahres 1812; wir hatten damals selbst Gelegenheit, den Nutzen davon an Ort und Stelle zu prüfen und wahrzunehmen, in wiefern der Zweck jener Einrichtung erreicht wurde, oder bei längerer Dauer hätte erreicht werden können. Die zum Grunde liegende, auch in der Verordnung ausgesprochene Idee war, die Verwaltungsbehörde in innigere Verbindung mit der Provinz zu setzen, in die Mitglieder der ersten mehr Lokal-, Personal- und landwirthschaftliche Kenntnisse zu bringen, dem Lande hingegen die Ueberzeugung zu geben, daß sein Interesse und seine Wünsche schon in der ersten Instanz berücksichtigt würden. Demnächst sollte nach den bekannten Grundsätzen des Ministers v. Stein diese Einrichtung auch dazu dienen: das Volk zum regeren Interesse für das Gemeinwohl zu führen, das Vertrauen zwischen der Regierung und der Nation zu stärken und so den Anfang zu bilden zu einem Uebergange in eine mehr gemischte Verfassung. Es galt, den damals durch Unglück und Mangel an Vertrauen niedergeschlagenen Geist der Nation zu heben und durch Liebe für König und Vaterland zu den Opfern bereitwillig zu machen, welche der in der Stille vorbereitete Kampf mit unsern damaligen Unterdrückern erforderte. Zu diesem letzten großen Zwecke hat jene Einrichtung nun zwar nicht mitgewirkt und nicht mitwirken können, weil die Zeit zu kurz war, und glücklicherweise der Geist der Nation solches auch nicht bedurfte. In der ersten Beziehung aber ist die Repräsentation gewiß nicht ohne Erfolg gewesen. Wenigstens wissen wir bestimmt, daß einige dieser ausländischen Repräsentanten, die früher sehr scharfe Censoren der Regierung gewesen, nachher Vertheidiger derselben wurden, als sie den Geschäftsbetrieb kennen gelernt hatten. Der Vorwurf, der dieser Einrichtung jetzt gemacht wird, daß die Regierungsmitglieder und die Repräsentanten in ihrer Vereinigung sich unbehaglich gefühlt, ist uns zwar damals nicht bekannt geworden; war er aber wirklich begründet, so würde man um so mehr der Meinung sein können, daß die Sache

Hamanns, Kant, Hippel, ein höchst origineller Mann; übertraf jedoch an beißendem Witz und an Sarkasmen — die ihm stets und augenblicklich zu Gebote standen — seine Freunde. In dem herrlichen Besitzthum am Schloßteiche lebte er im großen Hause allein und einsiedlerisch seinen Kunstschätzen und seinen Lieblingsheiden Napoleon und Massena. Außer Politik, die sein Steckenpferd, war er ein grundgelehrter Philolog, dabei Kunstkenner und besaß vielleicht die kostbarste Kupferstichsammlung in Königsberg. Kant soll ihm öfters und sehr dringend zugeredet haben, seine Forschungen auf dem Felde philologischer Wissenschaft der Oeffentlichkeit zu übergeben; Dunker zog es aber vor, bei seinem bedeutenden Vermögen unter den alten Eichen und Buchen seines Gartens unbekannt und ruhig seinen Studien und Eigenheiten zu leben. (Leider hat nach Dunker's*) Tode Niemand den reichen schriftlichen Nachlaß geordnet und bekannt gemacht.) Zu seinem Freunde Bock kam er oft

---

nützlich war, weil die Unbehaglichkeit doch wohl nur dadurch entstand, daß die Herren Räthe in der Gegenwart ihrer neuen Kollegen eine feste dringendere Aufforderung zu gründlicher Bearbeitung und Beleuchtung der ihnen zugeschriebenen Sachen fanden. Uebrigens waren die Repräsentanten in sämmtlichen Sachen Korreferenten, und nur einzelne Gegenstände, für welche man bei denselben spezielle Kenntnisse voraussetzte, z. B. die damals in das Leben tretende neue Steuerverfassung, wurden ihnen zu besondern Bearbeitungen und Begutachtungen zugewiesen. Was endlich das Aufhören dieser Art von Repräsentation betrifft, so wurde sie, so viel uns bekannt, zunächst durch das Ausbleiben der vom Lande aufzubringenden Remuneration herbeigeführt. Die Repräsentanten wollten darüber nicht klagend einkommen, und als die starken Kriegsdurchzüge vom Jahre 1812 begannen, wurden sie schon dadurch auf ihren Gütern zurückgehalten.

*) In den Jahren 1809 — 1810 mochte J. A. Dunker in einem Alter von vielleicht 65 — 67 Jahren gestanden haben.

und bei einer Taſſe Thee ſprudelte ſein Witz, der namentlich gegen Scheffner die herbſten Pfeile abſchoß. „Junge Huren, alte Betſchweſtern — kann der leichtfertige Sündendiener im Geſchmacke des Grecourt und der grießgrämige Klaffer über Manches im Dienſte wohl eine und dieſelbe Perſon ſein?“ fragte er gern *). Horaz war ſein Lieblingsdichter, mit großer Selbſtliebe ſprach er gern darüber, wie es ihm nunmehr gelungen ſei, die Arbeiten dieſes unſterblichen Meiſters wiederhergeſtellt zu haben, welche „unter dem Schmutz der Sudler und Uebertüncher oft kaum mehr erkannt werden können.“ Auf vieles Zureden ließ Dunker endlich ein fliegendes Blatt mit einigen ſeiner Wiederherſtellungen Horaz'ſcher Texte anonym drucken, welches jetzt ſchon als große literariſche Seltenheit zu betrachten iſt und ſchwerlich mehr aufzutreiben ſein möchte. Anlage A. 4. theilt einen Brief von Dunker an Bock in dieſer Beziehung mit; dieſes Mannes Geiſt, ſeine Art und Weiſe, wie er kritiſirte und forſchte, wird man daraus kennen lernen. Dunker war nicht groß, mager, hatte einen kleinen Kopf bei ſehr hoher Stirn, kleine durchdringende, ſehr ſcharfblickende Augen; das Ganze ein Bild der Schlauheit und des Geizes — eine Leidenſchaft die ihn gänzlich beherrſchte. —

Zuweilen erſchien auch bei D.'s Stiefvater Bock der Pfarrer Mayr, — doch ſcheu, ſchleichend, unheimlich umherſchreitend und ſorgſam um ſich ſpürend, eine höchſt auffallende Perſönlichkeit. Er war geheimer Sekretair beim Miniſter Wöllner geweſen, ſtudirte ſpäter in Greifswalde Theologie;

*) Scheffner hatte Zotenlieder im Geſchmacke des Grecourt drucken laſſen und auch ein Buch über Manches im Dienſt geſchrieben, welches voll der ſcheußlichſten Härten iſt; z. B. Beamte ſollen keinen Gehalt bekommen, wenn ſie krank ſind, u. ſ. w.

ein reicher Engländer Turney, der daſelbſt mit ihm zuſammen ſtudirte, adoptirte ihn. Nachdem er in dem Kreiſe der Geiſterbeſchwörer in Berlin in den Jahren 1791 — 95 eine frevelhafte Rolle geſpielt und dabei ſelbſt die uns heiligſten Geſtalten dargeſtellt, wurde er mit einem guten Stück Geld belohnt, kam in ſein Geburtsland Oſtpreußen und ward Prediger in Königsberg in Preußen an der Sackheimſchen Kirche. Mayrs äuſſere Erſcheinung war außerordentlich zu nennen: ein kleiner krummer Mann, ſchielend, glatzkopfig, ſchwache Kinderbeinchen, auf denen ein breiter Rumpf und ausgedehnter Schädel ruhte, die Stirn hochgewölbt, vielfach von feinem blauen Geäder durchzogen, ſein Gang ſchleichend; ſein Staatsanzug beim Beſuch der Freimaurer-Logen und wenn er nicht als Prediger fungirte, höchſt ſonderbar: Schuhe mit großen blitzenden Schnallen, ſchwarz ſeidene Strümpfe, ſchwarz atlasne Beinkleider und Weſte, ein orangefarbener Leibrock mit großen, mit ſchwarzem Tuch überzogenen Knöpfen beſetzt. Einſtens erſchien er in großer Geſellſchaft mit umgehängtem langen weißen Laken, an dem er oben rund umher kleine ſchwarze Katzenſchwänze angeheftet hatte, — einem Herzogsmantel ähnlich, und verſicherte: „Das iſt das Koſtüm, in welchem ich Oben bei Gott erſcheinen und es auch beibehalten werde.“ Es war ihm grauſenhafter Ernſt! Er ſelbſt war das ſeltſamſte Gemiſch von Vernunft und Wahnſinn, Herzensgüte und Bosheit, Tiefſinn und Gemeinheit; — einen ſolchen Knäuel des Heterogenſten zu entwirren muß einer höhern Intelligenz, als die menſchliche iſt, überlaſſen bleiben. Ein Geſicht aus der Apokalypſe verwirklichen wollend, verſchlang er den größten Theil eines Bibelexemplars, trug aber ſtatt der gehofften Erleuchtung ein bitziges Fieber mit Wahnſinnsſymptomen davon. Er ver-

fiel, wie er ſelbſt erzählte, durch das Nachſinnen über das Geheimniß der Trinität in Geiſtesverrückung, ſchoß mit Piſtolen von der Kanzel und verwundete wirklich einen bei ſeiner Predigt eingeſchlafenen Mann, auf den er mit den Worten ſchoß: „dich will ich wecken.“ In lichten Intervallen zeigte er viel Geiſt, woraus ſein vertrauter Umgang mit Hamann, Kant, Hippel, Bock, Werner und andern genialen Köpfen erklärlich wird. Endlich — wozu auch vielleicht Gewiſſenserregungen Anlaß gegeben haben mögen, fiel er in völlige Raſerei und wurde in einem Privathauſe an Ketten gelegt, doch nach mehreren Monaten wiederhergeſtellt. Als D. einſt mit ihm bei dem Hauſe vorbeiging, worin er eingeſperrt geweſen, zeigte er darauf hin und ſagte: „Da liegt meine Buß- und Marterkammer; da hab' ich gelitten und bin oft blutig gepeitſcht worden; mir iſt ſchon recht geſchehen; ich habe gegen den gefrevelt und in deſſen Geſtalt Komödie geſpielt, darin betrogen, in der Geſtalt deſſen, der für uns Alle gelitten hat und geſtorben iſt,“ bei welcher Rede er laut zu weinen anfing, ſo daß die bei uns Vorübergehenden aufmerkſam wurden. Er beſuchte zuweilen D.'s elterliches Haus und führte dunkle apokalyptiſch klingende Geſpräche mit D.'s Stiefbruder Rafael Bock. Alles erfaßte Mayr materiell; beim Abendmahl wollte er wirkliches Blut und Fleiſch hervorbringen. Alle Kulten miſchte er, hörte oft an einem Tage des Morgens Meſſe auf ſeinem Angeſichte liegend, predigte dann in der proteſtantiſchen Kirche und ertheilte die Kommunion und endete den Tag mit Beſuch der Mennoniten-, der Herrnhutergemeinde, der Synagoge und der Freimaurer-Loge. Die von ihm ſtets feſtgehaltene Anſicht, welche ihn die Welt als einen fortwährenden Kampf zwiſchen Illuminaten, als den Lichtträgern, und Jeſuiten,

als den Emissairen der Finsterniß, betrachten ließ, grämte abermals an Wahnsinn. Mayr's Streben ging nicht blos auf spirituelles Licht, sondern auch auf den lapis philosophorum; er gehörte einer Gesellschaft von Adepten an, die freilich längst verschwunden ist. Literarische Bildung besaß er wenig, war durchaus nicht mit der Zeit fortgegangen; seine Kanzelvorträge waren schlecht, gleichwohl spendete er im persönlichen Umgange wahre Goldstücke, die manchen geistesarmen Schlucker reich gemacht haben würden. Das Mißtrauen, das in späteren Jahren Samuel (Z. Werner) gegen Sincerus (Mayr) faßte, gehört zu den Beweggründen von Werner's Uebertritt zum Katholizismus und Priesterthum. *)

Die Ankunft Fichte's brachte eine große Bewegung bei Alt und Jung in allen Ständen hervor. Dieser Mann mit seinem eisernen, tief und ausgearbeitet modellirten Gesicht und den Alles durchdringenden Feueraugen kam nach Königsberg, stieg bei seinem Freunde, dem Professor Pörschke ab und begann sehr bald Vorlesungen zu halten, die sich wohl des brillantesten Publikums aus allen Ständen zu erfreuen hatten. Auf große Widersacher war zu rechnen, denn eine Menge Krugianer, Jacobianer und viele andere Auer waren hier versammelt, die Opposition machen wollten, sobald ihren Meistern zu nahe getreten werden würde. Die erste Vorlesung begann in der Abendstunde; Fichte erschien und imponirte uns Allen durch sein markirtes, tüchtiges, geistiges Gesicht mit dem festen muthvollen Blick; vor sich hatte er einen Tisch stehen, darauf zwei Lichter. Todtenstille herrschte, man konnte jeden Athemzug hören. Fichte putzte das erste Licht aus, steckte es wieder

*) Siehe Anlage A. 5.

an, dann machte er es mit dem zweiten eben ſo, lehnte ſich mit beiden Händen auf den Tiſch und ſchaute ſich, gleich wie ein Magier ſtumm und ſtill, wohl zehn Minuten in der Geſellſchaft um, als wolle er die geheimſten Gedanken derſelben erforſchen. Dann begann er ungefähr Folgendes zu ſagen: „Meine Herren! Wollen Sie das, was ich ſagen werde, verſtehen, wollen Sie mit Nutzen meine Vorträge anhören, ſo müſſen Sie die Ueberzeugung haben, daß Sie noch gar nichts wiſſen; von Erſchaffung der Welt bis auf Plato war die Erde und deren Bewohner im Dunkeln; von Plato bis Kant desgleichen; von Kant bis jetzt eben ſo, daher — —.“ Nun fingen ſich die Auer an zu rühren und ein furchtbares Scharren mit den Füßen, Huſten, Räuspern ließ ſich vernehmen. Fichte ſchwieg, ſah in den Lärm und Tumult ruhig, aber mit funkelndem Auge hinein; als ſich derſelbe gelegt, machte er daſſelbe Manöver mit dem Auspuzen und Anſtecken der Lichter und begann mit einer bewunderungswürdigen Ruhe und mit Ernſt: „Meine Herren! Ich habe geglaubt meine Vorleſungen vor einer Verſammlung von Menſchen zu halten: ſollte ich mich darin getäuſcht haben? Was unterſcheidet den Menſchen vom Thiere? Der Menſch kann ſeine Gedanken, Ideen in Worten ausdrücken, die man verſteht; das Thier, der Elephant, der Ochſe und der Eſel kann das nicht, daher ſtampft er mit den Füßen, brüllt in unartikulirten Tönen, kurz er benimmt ſich unverſtändig.“ (Sehr kleine Pauſe.) „Ich habe geſagt, daß wir nichts wiſſen, weil von Erſchaffung der Welt bis auf Plato, von Plato bis Kant bis jetzt alles im Dunkeln getappt hat und darin noch fort beharrt.“ So fuhr nun Fichte in ſeinen Vorleſungen fort, kein Laut, keine Störung fiel ferner vor.

In der Nacht wurden ihm allerdings die Fenſter einge-

worfen; doch ward dieſes Ereigniß ihm erſt des Morgens erzählt, da die Steine in die Fenſter der Profeſſorin Pörſchke flogen, in ein Zimmer, wo dieſelbe krank danieder lag. Dann kam noch eine dumme Frage in den Zeitungen, an Fichte gerichtet, der in einer ſeiner Vorleſungen vom „Tod in der Wurzel" geſprochen, welches im Zuſammenhang ſehr ſcharfe Anwendung auf die Jugend finden konnte: „Was iſt der Tod in der Wurzel?" Die Frage wurde einfach und treffend beantwortet mit: „der Frager!" Und ſomit war die Ruhe für die Zeit dieſer genialen, geiſtreichen Vorträge hergeſtellt. Sein Freund Pörſchke iſt Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt *), ein Mann von großer Gelehrſamkeit, dabei aber auch geſellig und liebenswürdig im Leben; ſein Haus war der Zuſammenfluß heiterer, gebildeter junger Manner. —

*) Karl Ludwig Pörſchke war den 3. Januar 1731 geboren und ſtarb den 24. Septbr. 1812. C. G. Bock ſchildert ihn in einer ungedruckten Rede, die zu Pörſchke's Andenken in der deutſchen Geſellſchaft gehalten wurde: „Seine gründliche Gelehrſamkeit in ſo vielen Wiſſenſchaften; ſein forſchender Geiſt, der in die verborgenſten Tiefen der ſpeculativen Philoſophie eindrang, alle Syſteme der ältern und neuern Philoſophie geprüft, keinem derſelben — ſelbſt den Meinungen ſeines geliebten Kant nicht — geſchworen und ſeinen eigenen Weg ſich gebahnt hatte; die Neuheit und Eigenthümlichkeit ſeiner Anſichten; die kühne Schöpfung ſeiner Paradoxien und Hypotheſen, durch die er ſich vielleicht mehr, als durch ſeine Verſe, als Dichter zu erkennen gab; ſeine Kenntniß alter und neuer Sprachen; die Offenheit und Feſtigkeit ſeines Charakters; ſein brennender Eifer für Wahrheit und Recht; ſein unbefangener, grader Sinn, Feind aller Ziererei und Schmeichelei; ſein reges Gefühl für alles Gute und Schöne, — dieſes ſind Züge, welche unſern trefflichen Pörſchke bezeichnen." Bock führt das Gemälde noch weiter in dieſer ſchönen Rede aus, und tadelt allein nur, daß er „aus früher angenommenen Grundſätzen ſich zu ſehr auf die Seite des Stoicismus hingeneigt hatte und aus zu großer Strenge gegen ſich ſelbſt ſich erlaubte Genüſſe verſagte."

Die jungen Offiziere — unter denen ſich viele geiſtreiche Männer fanden, lebten in dieſer Zeit mehr in und unter ſich abgeſchloſſen; nur wenige von ihnen beſuchen dieſe Kreiſe geſelligen Treibens, wohl mögen ihnen die darin faſt immer befindlichen Prinzen August und Radziwill und viele höhere Stabsoffiziere unbequem ſein; daher hat ihr Leben etwas wildes. Doch herrſcht eine noble Geſinnung; Unedles, Gemeines findet ſich höchſt ſelten; dieſes wohl die Urſache, daß man ihnen vieles überſieht. Tolle Streiche kommen oft vor, doch blickt auch aus dieſem Humor oft ſprudelnder Witz hervor. Eines Morgens war die Stadt z. B. voll von einer Nachtbegebenheit, welche zu großen Unterſuchungen führte und die den König ſehr böſe gemacht haben ſoll. Ein in Königsberg gleichfalls anweſender junger Civiliſt aus Berlin, Herr von —, den Reichardt ſehr protegirte, der ſehr viel in D.'s elterlichem Hauſe war und welchen man wegen ſeiner glühenden Geſichtsfarbe nur „Bardolf" nannte, hatte ſich eines Abends, veranlaßt durch einen alten jovialen General, ziemlich voll getrunken, ſo daß er nichts von ſich wußte; mehrere geiſtreiche, tüchtige, junge Militairs trugen nun denſelben, umgeben und geleuchtet von einigen zwanzig hohen Stocklaternen, — als Leiche in Proceſſion durch die Straßen nach Hauſe, Lieder ſingend*). Yorck — der nachmalige Feldherr — der allerdings nicht zu den Zufriedenen gehört, hat ſich durch das freundliche Durchhelfen und Verdecken bei ſolchen Auftritten einen großen Anhang geſchafft: es iſt ein merkwürdiger Mann, durch

*) Wenn vielleicht ein ſolcher Spaß auch nicht zu loben iſt, ſo bleibt er doch ſtets beſſer und harmloſer als das angewendete Pfuffen-Unweſen; — und wird man es glauben? Ein Hauptanführer dieſes Trauerzuges iſt jetzt tief befangen in Frömmelei und Muckerthum.

deſſen Perſönlichkeit allerdings ein ruhiges Gemüth in zitternde Schwingungen geſetzt werden kann. Mit dem Oberſtlieutenant v. Oppen iſt er ein Herz und eine Seele, dem er ſeine tiefſten Gefühle ausſpricht und dieſe ſind ſtark, denn Yorck nimmt kein Blatt vor, ſondern nennt in ſeiner ſcharfen Art jedes Ding beim rechten Namen; namentlich haßt er den Miniſter vom Stein: „Ein unſinniger Kopf, der ſchon zertreten iſt," ſchreibt er aus Königsberg im October 1808 an Oppen, „das andere Nattergeſchmeiß wird ſich in ſeinem eigenen Gifte ſelbſt auflöſen. Wohl Ihnen, lieber Oppen, daß Sie nicht hier ſind, Ihr patriotiſches Herz würde bei ſo manchem herrſchenden Unſinn ſehr erſchüttert werden."

Wodurch in Königsberg eine große Maſſe von Menſchen in großer Bewegung erhalten werden, iſt der Tugendbund; für D. hatte derſelbe jedoch kein bedeutendes Intereſſe, denn die Menſchen, welche ſich als Theilnehmer und Mitglieder kundgaben, waren nicht von der Art, welche man als Vorbilder nehmen möchte! während Männer wie Gneiſenau, Scharnhorſt u. v. A., welche als Lenker, Stifter des Bundes allgemein bezeichnet wurden, dieſes feſt und beſtimmt läugnen und überhaupt auch nicht ausſehen, als könnten ſie geheimer Bündlerei hold und hülfreich ſein. Die Geſinnung, das innige Streben, der Wunſch: Errettung des Vaterlandes aus ſchmähliger Unterdrückung der Franzmänner — das war der große Bund, zu dem Jeder gehörte, dem ein Herz für Vaterland und König ſchlug*).

*) Der Tugendbund ſelbſt iſt ein Faktum, welches bereits der Geſchichte anheim gefallen iſt und der Oeffentlichkeit angehört; daher mag die Anlage C. 1 eine Denkſchrift mittheilen, welche D.'s treuer Freund, der General von Eiſenhart eigends für ihn niedergeſchrieben hat.

Auf Scheffner's Antreiben bei Minister v. Schrötter ward der Würtembergische Schulrath Zeller*) berufen, um den Volks-Unterricht nach pestalozzischer Methode in Preußen zu ordnen und zu regeln; man glaubte, durch sein Erscheinen würde man nun erst erfahren, was Jugendunterricht sei; besonders aber freute man sich auf das Benehmen der alten Schulmeister, welche bei diesem Berufenen von Neuem in die Schule gehen sollten. Es war ganz vorzüglich der alte Kriegsrath Scheffner**), welcher sich bei dieser Angelegenheit sehr thätig zeigte und dem allein die Berufung des Zeller zuzuschreiben ist, denn selbst viel später, als man schon das ganze Getreide dieses Schuldespoten durchschaut hatte, schrieb Reichardt an D.: „Auch mit Nicolovius hab' ich oft und viel über Zeller und seine Anstalt gesprochen, er ist weniger für ihn als für die Sache; Scheffner heißt ihm in langen Briefen deshalb aber tüchtig ein."

Die Nachricht von Zeller's Berufung und dem Umschwung, welchen er den preußischen Volksschulen geben sollte, ward auch im Auslande vielfältig besprochen; dies wohl die erste Hauptursache, daß Reichardt gleich im Anfange großes Interesse daran nahm und fortdauernd genaue Berichte darüber von D. zu haben wünschte, indem er diesem aus Halle

---

Der General war Eingeweihter und unterhandelte im Auftrage des Bundes über den Beitritt Blücher's u. A. Die Eisenbart verfänglich scheinenden zweiten Statuten sind gedruckt; ob bekannt? weiß D. nicht, daher sie des zu großen Umfangs wegen hier nicht mitgetheilt werden.

*) Karl August Zeller, geboren den 15. August 1774.

**) Siehe: Dorow, Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845. Band XII.

ſchreibt: „Wilh. v. Humboldt bleibt in ſeinem Schul- und Univerſitäts-Departement und hat uns eben unſern herrlichen Reil mit groſſen Bedingungen nach Berlin gerufen; Humboldt hat ſich nur die Geſandtſchaft von Rom vorbehalten, wenn die wieder beſetzt würde. Er war eben bei uns, als Dein neuer Brief über Zeller ankam; wir ſprachen viel über dieſen Gegenſtand, welcher natürlich auch für ihn groſſe Wichtigkeit hat. Schreibe mir mit Deiner gewöhnlichen Treue und Unbefangenheit fleiſſig und fortgeſetzt, wie es mit Zeller und ſeiner Anſtalt ſteht, ob man ſich wirklich dort etwas Reelles davon verſpricht, ob Männer wie Dein Vater und Borowski mit der Anſtalt und dem Manne ſelbſt zufrieden ſind, und ob dieſer dort nicht wieder eine ſo flüchtig-leichtfertige Rolle ſpielt, wie er im Würtembergiſchen und in Yverdun ſelbſt geſpielt haben ſoll. Ich habe einen ſehr wichtigen Grund, darüber recht genaue, umſtändliche und gegründete Nachrichten zu wünſchen. Du fragſt nach Peſtalozzi? Ich habe ihn in Paris gekannt, wo er unter den Schweizer Deputirten mit ſeiner hohen Einfalt im Aeuſſern und ſeinem genialen Feuereifer im Innern aber ſehr am unrechten Orte war. Er iſt ein ganz kleiner unanſehnlicher Mann, das Geſicht voll Runzeln und Tiefen, worin ſein kummervolles, mit tauſend Kümmerniſſen durchkämpftes Leben ganz ausgedrückt iſt. Sein Geiſt iſt einer der lebhafteſten und tiefſten, die ich je in meinem Leben gekannt; ſeine abſcheuliche Schweizerſprache, faſt noch ärger als bei Lavater ſie war, machte mir ſeinen Umgang beſchwerlich. Nochmals gieb mir über Zeller genaue Nachrichten und habe Dank für die mir bereits ſchon ſo umſtändlich trefflich gegebene Beantwortung meiner Anfragen über dieſen Mann; Du biſt mir und uns Allen durch Dein

gesundes Urtheil und reines Gefühl von Neuem lieb und werth geworden. Du bist mir ein Correspondent, den ich für die ganze mir bekannte Welt wünschen möchte. Du nennst jedes Ding stets beim rechten Namen, ohne Scheu und Furcht.“ —

Aus dieser Briefstelle geht wohl deutlich hervor, daß man selbst in Berlin damals schon zweifelhaft über Zeller's Person und sein Wirken wurde. D. hatte seine und seiner Freunde Ansichten über Zeller schon früher an Reichardt mitgetheilt, welche dieser auszugsweise und wenig verändert in dem zweiten Theile seiner Reise durch Oesterreich*) abdrucken ließ, weil „Zeller's Sache doch eigentlich noch im Finstern schleicht und nothwendig zur Sprache gebracht werden muß.“ Da Reichardt jedoch D.'s Mittheilungen über die religiösen Schreckmittel, Strafen u. s. w. fortgelassen, so mag das

*) Siehe: Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809. von Joh. Friedrich Reichardt. Amsterdam 1810. 8. Zwei Bände.

Das Werk wurde hart beurtheilt, daher mag Reichardt's eigene Ansicht darüber aus einem Briefe vom 11. Februar 1810 hier einen Platz finden: „Danke Deinem Vater für seine freundliche Erklärung über meine Wiener Briefe, denen ich nie ein großes Glück versprochen habe. Es ist ein gar zu mißlich Ding, über einen Ort, den man wieder zu besuchen, wohl gar zu bewohnen gedenkt, etwas Anderes als Lob und Preis zu schreiben, und damit ist den Kritikern, die sich von Galle nähren, eben nicht gedient. Doch ihre eigene Galle thut auch eben nicht wehe, wenigstens mir soll sie keinen Augenblick Bauchgrimmen machen. Vielleicht ist dieses raisonnirende Volk mit dem zweiten Bande etwas besser zufrieden. Ich kann mich damit trösten, daß mir Männer wie Göthe, Humboldt, Dohna ihre große Zufriedenheit mit den Briefen bezeugt haben. Uebrigens setz' ich auch weiter keinen Werth darauf, als daß sie mich auf ein gutes Jahr recht trefflich mit Geld versorgt haben.“

Vollständige über dieſen auch noch für unſere Zeit wichtigen Gegenſtand hier folgen; Zeller hat zu der ſpätern pietiſtiſchen Richtung in Königsberg gewiß manches Saatkorn ausgeſtreut! All dieſer und ſpäterer religiöſer Unſinn und all das Unkraut gottloſer Frömmelei, welches in Königsberg leider reichlich wucherte, ward von Berlin und dem Auslande nach Oſtpreußen verpflanzt; bevor es durch ſolche fremde Apoſtel zu uns gebracht und verbreitet wurde, waren wir frei davon. D. ſchrieb alſo an Reichardt: „Nach Scheffner intereſſirt ſich der Kirchenrath Buſolt — ein reicher Mann — für das Schulweſen, beſonders war er ein eifriger Anhänger Peſtalozzi's, hatte ſchon früher in einer Freiſchule dieſe Art des Unterrichts eingeführt, träumt und denkt jetzt Tag und Nacht nichts Anderes als — Peſtalozzi; er konnte die Ankunft Zeller's, dieſes Lehrlings des großen Menſchenerziehers, kaum erwarten. Eines Tages vernimmt Buſolt: Zeller ſei angekommen. Sogleich eilt er zu ihm, bewillkommt ihn enthuſiaſtiſch und ladet ihn auf den folgenden Mittag zu ſich ein; um eine köſtlich angeordnete Tafel verſammelt er die wichtigſten Männer der Stadt. Kaum iſt die Suppe eingenommen, als der begeiſterte Wirth das Geſpräch auf Peſtalozzi und ſeine Erziehungsanſtalt bringt. Der Gaſt ſtimmt ziemlich einſilbig in das große Lob ein. Deſto eifriger läßt der Wirth ſich immer mehr und mehr darüber aus, geht in's Detail, kann nicht ſatt werden, ſich darüber auszuſprechen, bekommt aber nur ſelten eine gleichgültige Antwort. Dem Gaſt wird das ewige Geſpräch endlich ſo langweilig, daß er plötzlich ausbricht: „Aber, mein lieber Herr Kirchenrath, ich weiß nicht, wie Sie ſo gar nicht aufhören können, über dieſe Materie zu ſprechen.“ Und der Andere: „Ich meiner Seits wundere mich nicht wenig, einen

ſo gleichgültigen Theilnehmer in Ihnen, der Sie doch Peſtalozzi's Schüler ſind, zu finden." „Was, ich?" fährt jener auf — „ich ſein Lehrling? der Teufel iſt ſein Lehrling! Glauben Sie, daß ich meine Muſik erſt den neuen Grübeleien zu danken habe?" „Wie? Muſik? Sie ſind ja doch der Herr Doktor Zeller?" — „Behüte Gott! ich bin Zeller aus Berlin und kenne Peſtalozzi gar nicht." Wer den graden, kräftigen Zeller kennt, kann ſich den ſprechenden Kontraſt denken, in dem beide Streitende ſich darſtellten."

„Bald darauf, im Auguſt 1809, kam denn der Langerſehnte hier an und wurde mit großer Aufmerkſamkeit und Auszeichnung aufgenommen. Der Hof und die Stadt kamen ſeinen Wünſchen eifrig entgegen. Das große Waiſenhaus wurde ihm für ſeine neue Anſtalt eingeräumt, und die darin befindlichen Waiſenkinder wurden in ein anderes Haus untergebracht. Es machte einen ſehr ſchmerzlichen Eindruck, als Zeller das erſte Mal im Konſiſtorium erſcheint und ihm der Konſiſtorialrath Borowski bemerklich machte: „er ſei nicht damit einverſtanden, daß die Stiftung des Waiſenhauſes eine andere Richtung erhalten und ihm daſſelbe zu ſeinen Zwecken überwieſen worden; ſolches ſei, nach den Akten, nicht die Abſicht des Stifters geweſen," — der neu Angekommene darauf ſehr entſchloſſen geantwortet haben ſoll: „mich freut's in einem Jahrhundert zu leben, wo man über ſolche Abſichten lacht." Die alte Stiftung ward alſo aufgehoben, eiligſt nach Zellers Angaben neu eingerichtet und Kinder aus allen Ständen wurden darin aufgenommen. Faſt allgemein beeiferten ſich die Eltern, ihre Kinder hinzugeben; wohl voll Hoffnung, dereinſt gute Rechenmeiſter an ihnen zu haben."

„In den ersten acht Wochen durften die Kinder das Institut nicht verlassen, auch selbst ihre Eltern nicht sehen. Sie machen da einen eigenen geschlossenen Staat aus, halten eigene tägliche Religionsübungen, haben wöchentlich zwei Fasttage; es zirkulirt unter ihnen besonders fabrizirtes Papiergeld, und noch so mancher andere eigene Gebrauch sondert die Anstalt von der Stadt möglichst ab.“

„Als Zeller etwas in Ruhe kam, fing er an Vorlesungen für Damen zu halten, zu denen sich viele Zuhörerinnen aus allen Ständen einfanden. Selbst die Prinzessinnen des königlichen Hauses wohnten ihnen fleißig bei und waren davon ganz eingenommen. Diese Vorlesungen haben aber nicht lange gewährt; der Lehrer selbst konnte sie in die Länge nicht aushalten. Er ging mit den Damen so sehr in's Detail, daß er ihnen förmlichen Unterricht, wie den Kindern selbst gab. Der Hof kehrte auch bald darauf nach Berlin zurück.“

„Die Prinzessin Radzivill, Tochter des Prinzen Ferdinand, interessirte sich so eifrig für die Anstalt und Lehrmethode, daß sie einen zehnjährigen Knaben aus Zeller's Anstalt mitnahm, um in Berlin auch eine ordentliche Schule der Art zu errichten. Die würdige Gemahlin des vortrefflichen Kanzlers von Schrötter, eine geborne Gräfin Dohna von Schlobitten, treibt die Sache mit gleichem Eifer und nimmt thätigen Antheil an dem Unterrichte, den sie mehreren Kindern der Stadt bereitet. Diesem edlen Beispiele folgt auch die Tochter unsers verewigten Hamann.“

„Zeller selbst lebt seit einiger Zeit ganz eingezogen und soll an Lehrbüchern für seine Anstalt arbeiten, die nächstens auch gedruckt erscheinen werden. Im Frühjahr will er seine Vorlesungen für Schullehrer anfangen und, wenn Al-

les gehörig im Gange iſt, Königsberg verlaſſen, um den Unterricht in anderen Provinzen zu organiſiren."

„Die erſten und würdigſten Männer dieſer Stadt ſind fortdauernd für ihn und ſein Inſtitut eingenommen. Der Kanzler von Schrötter, der Oberpräſident von Auerswald, der Präſident Wißmann, der Kriegsrath Scheffner und der Kirchenrath Buſolt ſind nicht nur Vorſteher, ſondern auch eifrige Beſchützer und Freunde dieſes Inſtituts. Conſiſtorialrath Borowski nimmt zwar auf beſondere Zuſprache Ihrer Majeſtät der Königin jetzt auch Theil an den Berathungen, doch war er durchaus gegen die Errichtung der Zeller'ſchen Anſtalt im Lokal des ehemaligen Waiſenhauſes, welches er unangetaſtet wiſſen wollte. Ja der König und die Königin ſelbſt haben ihren heißen Eifer dafür bei allen Gelegenheiten lebhaft an den Tag gelegt, haben das Inſtitut oft beſucht und ſtundenlangen Prüfungen mit der größten Aufmerkſamkeit beigewohnt. Bei ihrer Abreiſe haben ſie es allen jenen würdigen Männern zur beſten Theilnahme und Förderung befohlen."

„Der König hat auch ſchon recht viel für das Inſtitut gethan und will noch weit mehr dafür thun. Es ſollen auch zehn wohlgeprüfte und ausgewählte junge Lehrer nach Yverdun zu Peſtalozzi geſchickt werden, um dort einige Jahre die Lehrmethode gründlich zu ſtudiren und die Erfahrungen des großen Erfinders und Beobachters auf der Stelle zu benutzen. Jeder dieſer jungen Lehrer ſoll während ſeines Aufenthalts in Yverdun jährlich dreihundert und funfzig Thaler vom Könige bekommen, welches doppelt ſo viel iſt, als in der ſehr wohlfeilen Erziehungsanſtalt jährlich für einen Zögling bezahlt wird."

„Es iſt ſehr weiſe von der Regierung, daß ſie ſich nicht

an einem eifrigen Lehrer begnügen mag, nicht gleich glaubt an ihm Alles zu haben. Auf jenem Wege wird sie sich erst wahrhaft versichern können, ob sie an ihm den rechten Mann hat; und auch in diesem Falle werden mehrere gute Köpfe die täglichen Erfahrungen jener großen wohlbegründeten Anstalt mit echtem Gewinne nach ihrem Vaterlande hinüber bringen und so mit vereinten Kräften desto sicherer und leichter einem hohen Ziele entgegen gehen."

„Wenn man den kräftigen Mann in seinem Wirkungskreise sieht, findet man diese allgemeine Theilnahme bei edlen Menschen, die das Gute so gerne fördern und verbreiten mögen, sehr natürlich. Ich sah Zeller oft und kann wohl sagen, er hat einen ganz eigenen Eindruck auch auf mich gemacht. Es liegt hohe Schwärmerei in seinem Gesichte, verbunden mit Besonnenheit und Kälte. Er ist ein großer Eiferer für seine Sache, ein leidenschaftlicher Mann, fürchterlich streng und höchst bestimmt in seinem Urtheile."

„In der Behandlung und Bildung der Kinder scheint er einen eigenen bestimmten Ordenscharakter zu beabsichtigen. Die Kinder sehen gesund und kräftig aus, haben dabei aber doch fast alle etwas Träumeriges in ihrem Wesen. Die Augen schlagen sie selten auf und ziehen dabei die Augenbrauen oft in die Höhe, welches ihnen ein sonderbares dämmliches Aussehen giebt. Anstrengung und gespanntes Wesen sieht man fast Allen an. Ganz freies, unbefangenes, kindliches Betragen, das ich so sehr an Kindern liebe, hab' ich hier noch an Keinem bemerkt. Die Kinder sehen auch mehr verständig als vernünftig aus, welches für mich bei Kindern immer etwas Widriges hat."

„Einen lieben Knaben, aus einem sehr guten hiesigen Hause, den ich vorher in seiner Eltern Hause fast täglich

ſah und der ſich immer beſonders gern und luſtig mit mir abgab, der kindlich, unbefangen und froh in's Leben blickte, gern ſpielte und Kuchen aß, den ſah ich, nachdem er zwei Monate in dem neuen Inſtitut geweſen war, zum erſten Mal an Zeller's Seite wieder. Sobald der Knabe mich erblickte, ſprang er auf mich zu und fiel mir mit großer Heftigkeit um den Hals. Doch war dieſes nur eine augenblickliche Aufwallung und Zurückerinnerung. Nachher ſchien ich ihm, wie alle die Andern aus der Stadt, ganz gleichgültig zu ſein; er blieb kalt, abgemeſſen und bat ſich ein Stück Schwarzbrod aus, während er den Kuchen, der ihm gereicht wurde, liegen ließ. Auf mich machte dieſes erzwungene Weſen einen fatalen Eindruck. Einen ſolchen Mangel an Kindlichkeit und unbefangenem Weſen wird man aber an den Knaben des neuen Inſtituts häufig gewahr. Mir thut's jedes Mal wehe: denn ich meine, an Kindern kann das unbefangene kindliche Gemüth nicht lange genug erhalten werden, und nichts iſt mir trauriger, als wenn ich bei ſieben-, achtjährigen Kindern ſehe, daß ſie durch gar zu große Reflexion ſo verſtändig geworden ſind, und über Alles, was ſie thun und laſſen, ſich das Warum beantworten wollen. Dies iſt es aber, wohin die Kinder der neuen Anſtalt beſonders geführt werden; ſie thun und ſprechen nichts, wobei ſie ſich nicht das fatale Warum beantworten können."

„Auch in Abſicht der Religion finde ich manches Anſtößige. Obſchon Zeller mit großem Eifer über die jetzige irreligiöſe Zeit ſpricht, ſo bin ich doch geneigt zu glauben, daß er die Religion mehr als Mittel zu ſeinem Zwecke gebraucht, ſie aber nicht ſelbſt als höchſten Zweck des Menſchen anſieht. Er ſucht die Kinder mit der Religion zu ſchrecken; durch viele religiöſe Ceremonien bewegt er die zarten Ge-

mäßiger der Kinder, und bringt sie dadurch zum Geständniß ihrer Fehler. Ist das aber wohl zweckmäßig? und besonders in Ländern, wo der Protestantismus herrscht, in welchem die Kinder weiterhin beim öffentlichen Gottesdienst keine Spur von imponirenden Ceremonien finden? Zeller soll die Knaben auf welthistorischem Wege in's Leben einführen wollen: erst sie zu Heiden, dann zu Juden und endlich zu Christen machen. Jede Woche muß ein Knabe sich als Sündenträger Aller freiwillig melden; findet sich keiner aus eigener Aufopferung dazu, so entscheidet das Loos, und dieser Knabe erhält dann die harte Strafe und entsündigt auf diese Weise die ganze Anstalt. Die Erzählung dieser beiden Punkte und dann das Gerede von den fürchterlichen Strafen selbst, welche nicht allein in tüchtigen Prügeln, sondern in harten Bußen aller Art bestehen sollen, verbreiten sich mit Blitzesschnelle immer mehr und mehr; und glaubt man auch nicht den ganzen Umfang dieser Gerüchte, so erregen sie doch Schrecken und Angst, und die Theilnahme scheint daher sauer zu werden."

„Auch will es mir nicht gefallen, daß ein Knabe der Spion des andern ist und die Kinder sich gegenseitig einander auf die geringsten Kleinigkeiten aufpassen müssen."

„Indeß hat alles dieses so mächtig und schnell auf die Kinder gewirkt, daß man an ihnen wenigstens eine sehr konsequente Behandlung und das imponirende Regiment einer kräftigen Natur überall erkennt. Das Physische und Aeußere der Kinder fällt auch vortheilhaft in die Augen. Die Knaben sehen bei mäßiger Lebensweise sehr gesund und frisch aus. Es leuchtet aus dem Ganzen etwas Militairisches hervor. Uniform und Dressur scheinen nach Soldatenmaximen eingerichtet zu sein und sollen ganz auffallend gegen

alle Formen in der Peſtalozzi'ſchen Anſtalt zu Yverdun abſtechen. Was kann aber auch wohl verſchiedener ſein, als der Charakter des Preußen und der des Rheinländers, Schweizers und Franzoſen, aus welchen die Zöglinge der Schweizeranſtalt größtentheils beſtehen? Und dann das Klima und die früh gewohnte Lebensweiſe? Alles ſteht hier faſt im Kontraſt gegen einander, und ein verſtändiger Erzieher und — ſoll ich ſagen Ordensſtifter? wird darauf natürlich immer Rückſicht nehmen müſſen. Alles was man von den Kindern bisher gewahr wird, muß auf die Vermuthung einer beſondern Abſicht bei dieſem Inſtitute führen. Laß Dir nur einige kleine Züge noch erzählen: Der Sohn eines angeſehenen hieſigen Geiſtlichen bekommt nach langer Entfernung vom väterlichen Hauſe endlich die Erlaubniß, einmal wieder zu ſeinen Eltern zu gehen; die Mutter eilt ihn mit einem ſchönen Stück Kuchen zu erfreuen, der Knabe weiſt dieſes, gleichwie jenes mir befreundete Kind, auch zurück, zieht ein Stück Schwarzbrod aus der Taſche und beißt der mütterlichen Zärtlichkeit zum Trotz mit kräftigem Zahn hinein."

„Im Inſtitute haben die Knaben zweimal in der Woche Faſttag, an welchem kein Fleiſch gegeſſen wird. Der kleine zehnjährige Waiſenknabe, welchen die Prinzeſſin Radzivill mit nach Berlin genommen, ſoll aus freiem Willen dieſe Faſttage auch in Berlin ganz pünktlich beobachten, auch dermaaßen alle Vergnügungen verachten, daß man ihn nicht hat bewegen können, den höchſt feierlichen und freudigen Einzug des Königs und der Königin in Berlin mit anzuſehen; auch das Schauſpiel ſoll er nicht ſehen wollen."

„Hat dieſes Alles eine beſtimmte Tendenz, ſo wird man ſich nur über dieſe erſt zu verſtändigen und zu vereinen haben, um die gewählten Mittel richtig beurtheilen zu kön-

nen. Bis dahin kann's nicht fehlen, daß dem redlichen Beobachter und Freunde der Menschen, und besonders der Kinder, Manches an diesem Institute auffallen und bedenklich werden muß. Angenommen auch, daß die gegenwärtige Zeit uns zwingt, bei der Erziehung unsrer Knaben vor allem auf Mäßigkeit, Abhärtung und militairisches Geschick zu sehen; so bleibt doch sehr die Frage, ob dieses nicht mit geringerer Gefahr für den innern Menschen zu erreichen ist, als durch äußere Zwangsgesetze, durch eine beengende Ordensregel? Unser Beispiel, unser fester Glaube und mannhafter Vorsatz muß auf die Kinder so einwirken, daß der bessere Charakter, der ihnen einst eine neue Zeit erschaffen soll, wie aus ihrem Innern sich entwickele und so ein neuer besserer Mensch aus eigener Kraft hervorgehe. Daß ein feiner, geregelter Egoismus an die Stelle des plumpen, liederlichen tritt, der das Menschengeschlecht in der letzten Zeit so jämmerlich herabgewürdigt hat, damit ist eben noch nicht viel gewonnen."

„Die Urtheile über Zeller und sein Institut durchkreuzen sich gar sehr im Publikum. Was man von den Fortschritten der Kinder im Gesange und Zeichnen und in der Arithmetik hört, erregt wahrlich die Verwunderung im hohen Grade. Schon nach wenigen Wochen sind sie im Stande, einen ihnen vorgetragenen Gesang auf der Stelle in Noten zu setzen, Chöre mit ziemlicher Genauigkeit zu executiren und Rechenexempel, mit denen ein Kalkulator zu thun haben würde, leicht und schnell darzulegen. Auch rühmt man die äußerste Ordnung und Pünktlichkeit in ihrer Lebensweise; doch die fast knechtische Anhänglichkeit an das Institut scheint ein Erzeugniß der Furcht und nicht der Liebe und wirklichen innern Zufriedenheit zu sein; es blickt aus der Knaben Versicherung „wir sind sehr glücklich" ein beängsteter Hinter-

grund hervor; es kann nur Furcht und Lüge ſein, wenn ſie ſagen: „wir wollen in der Eltern Haus nicht zurückkehren," ſie ſind, ſeitdem ſie daſſelbe verlaſſen, auch ganz andere Menſchen geworden, beſonders in Abſicht der Beherrſchung ihrer ſelbſt."

„Viele aber wollen das Letztere nicht als einen Beweis ihrer wahren Sinnesänderung, ſondern als eine Wirkung des höchſten Zwanges gelten laſſen, über den die Kinder ſich jedoch ſelbſt gegen ihre Eltern nicht auslaſſen. Mir will die tiefe Verſchloſſenheit, ſowohl von Seiten der Knaben als ihrer Erzieher, über die Mittel, deren man ſich zu ihrer Umformung bedient, nicht gefallen. Was davon — wahr oder unwahr, läßt ſich noch nicht angeben — ſich in's Publikum verbreitet hat, erregt die Beſorgniß, daß auf ſolche Weiſe alles Andere eher, als wahrhafte, beſcheidene, gemüthliche Menſchen gebildet werden möchten. Echte religiöſe Gefühle werden vermittelſt jener Disciplin auch ſchwerlich geweckt und bekräftiget werden. Zeller ſelbſt erſcheint immer mehr als ein kalter, beſtimmter, verſchloſſener Mann, der ſchwärmeriſch für ſeine Idee eingenommen iſt, in der er ſich mit Peſtalozzi durchaus nicht zu begegnen ſcheint und die vielleicht aus Fichte's Erklärung über die Peſtalozzi'ſche Anſicht und Lehrmethode hervorgegangen ſein mag. Zeller äußert ſich auch öfter darüber, daß ihm Peſtalozzi's Methode durchaus nicht genüge und er ſich größtentheils nach Maaßgabe der Erfahrung ſeine eigene ſchaffe."

„In einer gedruckten Schrift, die ſo eben von ihm erſchienen, und dem Lehrſtande in den Preußiſchen Staaten zunächſt gewidmet, in den Buchhandel aber noch nicht gekommen iſt, äußert er ſich darüber nicht beſtimmt, wiewohl an mehreren Stellen die Rede davon iſt. Sie ſcheint überhaupt

nur den Menſchen ſeines Kreiſes beſtimmt zu ſein und enthält vorzüglich die Geſchichte ſeines bisherigen Lebens und Wirkens, mit ſehr vielen ehrenvollen Zeugniſſen belegt. Wo man über ſeine Anſichten und beſondere Lehrmethode nähere Auskunft und Belehrung erwartet, bleibt er meiſtens dunkel und kurz. Es iſt faſt immer daſſelbe, was aus Peſtalozzi's und ſeiner Jünger Schriften bereits bekannt wurde. Wo er nicht erzählt, iſt er myſtiſch, die Sprache affektirt lebhaft, oft bibliſch. Damit hat er hier aber auf religiöſe Gemüther und humoriſtiſche Männer mächtig gewirkt."

Kaum waren die Wiener Briefe Reichardt's erſchienen, ſo erhielten der Landhofmeiſter und Ober-Präſident v. Auerswaldt und Kriegsrath Scheffner den offiziellen Auftrag von Berlin, den Verfaſſer der im Anhange jener Briefe mitgetheilten Nachrichten über Zeller auszumitteln. Natürlich fiel ihre Vermuthung ſogleich auf T., der denn auch in ernſten Verhör genommen wurde. Scheffner, der ſich durch die Mittheilungen über Zeller verletzt fühlte, hätte den T. gern in Unannehmlichkeiten verwickelt, wenn nicht T.'s edler Freund und Gönner v. Auerswaldt die ganze Nachfrage auf würdige Weiſe niedergedrückt und todt gemacht hätte. Mit Zeller ſchien es aber ſelbſt in Berlin mehr und mehr rückwärts zu gehen. Herr v. Schuckmann hatte das Geiſtliche- und Unterrichts Departement erhalten und demſelben wurden T.'s Briefe an Reichardt von dieſem, der zu der Zeit in Berlin war, mitgetheilt. Im December 1810 ſchrieb Reichardt an T.: „Viel Veranlaſſung zum Frohſinn giebt es hier nicht. Im Stillen bin ich's mit meinem alten intimen Freunde Schuckmann, der den Cultus bekommen hat, gar oft und von Herzen. Für dieſen, mein lieber Wilhelm, wunſcht' ich die fortgeſetzten Nach-

richten über Zeller und ſein Inſtitut; daraus wird ein großer Gewinn für die Sache in unſerm Sinn hervorgehen. Setz' noch einmal recht an und thue Dein Möglichſtes. Es kommt in die rechten Hände, und wird bei meiner engen Verbindung mit Schuckmann beſtens angewendet, durch ihn fruchtbarer, als es je durch Publiciren werden könnte; er erkennt es ſehr an, daß Du der erſte biſt, der frei und frank von der Leber darüber geſprochen hat. Nach Yverdun iſt auch geſchrieben worden und Du kannſt glauben, daß in dieſer höchſt wichtigen Sache nichts verſäumt wird; ſie ſoll hell beleuchtet und ſeiner Zeit an den Tag gebracht werden. Es war nahe daran, daß Ihr einen ſehr braven unterrichteten Schüler Peſtalozzi's, einen Herrn Braun, dorthin bekommen hättet. Zeller hat aber auf's eifrigſte dagegen proteſtirt und gedroht ganz fortzugehen, wenn man ihm einen ſolchen Gehülfen ſendete. Das ſcheint uns hier auch ein Beweis ſeiner Unreinheit und Unſicherheit." Reichardt's ſo oft ausgeſprochener Enthuſiasmus über die Anſtalt in Yverdun ſelbſt war ſchon etwas abgekühlt; er ſchrieb darüber aus Giebichenſtein im Auguſt 1810 an D.: „Ich wollte nach Berlin. Da kam uns aber ehegeſtern unverhofft Karl v. Raumer mit meinem Sohn Fritz hier an. Ich hatte dieſem brav denkenden und höchſt unpartheiſch urtheilenden Mann die Vollmacht gelaſſen, daß, wenn er am Ende des erſten Jahrs und zur Zeit ſeiner Rückkehr nicht überzeugt wäre, daß Fritz in Yverdun für längere Zeit und bis zu einer gewiſſen Vollendung der Studien nicht gut verſorgt ſei, er ihn wieder mitbringen möchte. Das hat er gethan, weil er weder mit der Disciplin der Peſtalozzi'ſchen Anſtalt, noch mit dem Unterrichte zufrieden ſein konnte, ſo ſehr er auch Peſtalozzi ſelbſt perſönlich liebt

und schätzt. Der alte brave Mann klagt auch selbst in seinen Briefen an seine Freunde im Norden, daß der Zwiespalt unter den Lehrern und die Entfernung der besten unter ihnen sein Institut zu Grunde richte."

Obschon Alles geschah, um Herrn Zeller zu einer genügenden öffentlichen Widerlegung der vorgeführten Thatsachen zu bewegen, so erfolgte diese dennoch nicht, sondern er glaubte alles Vorgebrachte mit dem Worte „Geklatsch" zurückweisen zu dürfen. Die öffentliche Stimme sprach sich hier nun stets mehr gegen den Mann aus; man wollte wissen, was eigentlich Geklatsch, was Faktum sei: es war für die ganze Provinz von zu großer Wichtigkeit die Sache aufs reine zu bringen. Reichardt ließ sich auf D.'s Zureden mit Scheffner, der stets noch die Fäden des ganzen düstern Gespinnstes im Dunkeln drehte, — in Correspondenz ein, doch führte dieselbe zu keinem Resultate und Scheffner wiederholte nur die dringende Bitte: nichts mehr öffentlich über die Sache zu verhandeln.

Der am 19. Juli 1810 erfolgte Tod der allgeliebten Königin versetzte Alles in Trauer und düstere Stimmung. Doch wunderbar! die letztere verschwand sehr bald, und eine, wenn auch mit tiefer Wehmuth gemischte freudige Hoffnung zu einer baldigen Wiedergeburt und Erhebung des preußischen Volks setzte sich in unsern Gemüthern nur fester und fester.

Max v. Schenckendorff und D. — die in dieser Zeit zu herzlichem und innigem Verhältniß gekommen waren, verabredeten sogleich, nachdem diese betrübende Nachricht bekannt geworden, eine Todtenfeier für die Hingeschiedene zu veranstalten; beide Freunde neigten sich damals, durch D.'s Stiefbruder, den mystisch-tiefen Dichter Rafael Bock, der zur katholischen Kirche übergetreten und Priester geworden,

influenzirt, gar ſehr zum katholiſchen Ritus, hielten es für unpaſſend, Mozart's Requiem in einer proteſtantiſchen Kirche aufzuführen, und wählten daher das katholiſche Gotteshaus zu dieſer Feier. Es kann nicht unbemerkt bleiben, daß zu damaliger Zeit unter dem geiſtreichen Theil der Bevölkerung Königsbergs viel Sympathie für den katholiſchen Gottesdienſt herrſchte. Die gedrängt volle katholiſche Kirche und das Wogen der Menſchen-Maſſe auf den Straßen bezeugte die große Theilnahme des Publikums an unſerm veranſtalteten Trauerfeſt; die öffentlichen Blätter Deutſchlands beſprachen die Feier zur Genüge. Doch fehlte es nicht an tadelnden Stimmen wegen des katholiſchen Anſtrichs, beſonders der Magiſtrat und deſſen Mitglieder waren ſehr entrüſtet darüber und beſchloſſen ſofort auch eine Todtenfeier anzuordnen, doch in der proteſtantiſchen Schloßkirche. Dieſe Feier fiel nüchtern und höchſt proſaiſch aus und brachte über die unſrige neuen Glanz, und alles Anfeinden hatte ein Ende, als der König durch eine Kabinetsordre an Schenckendorff und Dorow ſeine Zufriedenheit, ſeine Anerkennung ausſprach. Bei uns herrſchten Pracht in der innern Einrichtung der Kirche, Geſchmack, womit Alles angeordnet war, und eine große Ordnung und Bequemlichkeit für die Zuhörer; hierdurch machte das Ganze auch auf die Gemüther derer, welche wegen jener katholiſchen Hinneigung unzufrieden waren, dennoch einen ſo tiefen Eindruck, daß uns auch von dieſer Seite volle Anerkennung zu Theil wurde; die herrliche Muſik unſers Reichardt hat gewiß viel dazu mit beigetragen! Reichardt hat den Trauermarſch eigends auf D.'s Bitte für die Feier komponirt und ſchrieb bei Ueberſendung deſſelben: „Ich ſende Dir hier, mein Lieber, einen feierlichen Trauermarſch, der meinem erſten Schmerz über den Tod unſerer angebe-

teten Königin entſtrömte. Für Dein und Schenkendorffs veranſtaltetes, feierliches, muſikaliſches Todtenopfer iſt er beſtimmt; bei demſelben wünſche auch ich — der Landsmann — meine Klage laut werden zu laſſen und es würde mich freuen, wenn Ihr ihn recht ſtark beſetzt hören ließet. Morgen folgt noch eine Trauer-Cantate nach Klopſtock's todter Clariſſa. Nicht allein das Verlangen, meine Klage am Grabe der Edlen laut werden zu laſſen, bringt den Wunſch zu dieſer Aufführung, ſondern auch, daß der großherzige unglückliche König es wiſſe, daß mein Herz treu und warm nur für ihn und mein Vaterland ſchlägt." — Der Gottesdienſt begann um 10 Uhr Morgens. Die Fenſter der Kirche waren mit ſchwarzem Tuch verhangen und dadurch die Kirche völlig dunkel gemacht und das reiche Kerzenlicht ſchuf einen künſtlich dämmernden Tag. Vor dem Hochaltar, von einer doppelten Reihe prächtiger Candelaber umgeben, ſtand ein hoher Sarkophag. Ueber ihn her war ein Teppich von himmelblauer Seide mit ſilbernen Sternen gebreitet, auf dem die Königskrone lag. Ringsum lief ein Beſatz von ſilbernen Franzen und Hermelin. Auf den ſchwarz beſchlagenen Stufen ſaßen in ruhender Gruppe vier weibliche Kinder in blauen Flor gekleidet, von denen, dem Sarge zu Haupte, eines eine Sonnenblume und das andere ein ſilbernes Kreuz und Lilie, zu den Füßen hingegen, eines Büſchel Mohn und Palmen, das andere einen Strauß von weißen Roſen hielten. An den Ecken ſtanden vier hohe Myrtenbäume und ringsum ſechs Marſchälle in tiefſter Trauerkleidung. Zum Haupte des Sarkophags las man: Beati mortui qui Domino moriuntur, und an der Altarſeite deſſelben: Ludovicae Reginae Cives Regiomontani.

Reichardt's Trauermarſch eröffnete die Feier, dem

Klopstocks todte Clarissa, als Cantate von Reichardt bearbeitet, folgte; in beiden hat der große Tonsetzer seine hohe Künstlerweihe beurkundet und das vaterländische Herz bewährt. Nun begann die Todten-Messe mit Mozart's unsterblicher Komposition; der Eindruck war groß und stärkte jedes Gemüth durch die Ruhe des Himmels, welche für die Abgeschiedene erfleht wurde. Das ganze Theaterpersonal führte den Gesang mit seltener Genauigkeit und Innigkeit aus.

D.'s Freund, L. A. v. Arnim, der in Berlin ebenfalls eine Todtenfeier für die Königin veranstaltete, war besonders ungehalten über die Wahl der katholischen Kirche und schrieb deshalb an D.: „Ich freue mich, Ihnen in gleicher Beschäftigung begegnet zu sein, doch kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich den Tadel der Königsberger, daß Sie dies Fest in der katholischen Kirche veranstaltet haben, in etwas theile. Mir ist die Volksreligion etwas sehr Ehrwürdiges und ich glaube nicht, wo noch ein bestimmter Unterschied, wie bei uns, zwischen katholisch und evangelisch gefühlt wird, daß man mit einer bloßen historischen Deduction, daß diese doch aus jener stamme, durchkommen kann, die Juden würden sonst mit gleichem Rechte ihre Lehre und das Christenthum für einerlei erklären. Nun kann ich mir recht wohl denken, was Sie dazu bestimmte, es war das Ehrwürdige einer Todtenmesse, was freilich durch keine Rede in den protestantischen Kirchen ersetzt werden kann, aber ich weiß nicht, ob es für das Auffallende der Erscheinung, für alle die Mißdeutungen, entschädigt, die sie eben dadurch in dem andersgläubigen Volke erfahren muß. Wäre es nicht möglich gewesen, etwas Aehnliches, doch unter anderm Namen, wie eine Messe, in protestantischer Kirche aufzuführen und einzuführen? Ich beschäftigte mich schon oft mit diesem Gedanken und ich fand

bei unſerer Geiſtlichkeit nirgends viel Widerſpruch. Dieſe religiöſen Rückſichten abgerechnet, wo das Volk, indem es ſeine Gebildeten in anderen Kirchen, als zu denen ſie ſich bekennen, zu einem Volksfeſte vereinigt ſieht, dieſe eine Rückſicht abgerechnet, finde ich alles Uebrige ſehr ſchön angeordnet; die Anordnung der Marſchälle, der Blumen u. ſ. w. muß viel mehr Wirkung gethan haben, als hier in der katholiſchen Kirche der bloße Sarkophag in der Mitte der Kirche*)."

*) Siehe: Derow, Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebſt Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteriſtik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Leipzig, Hinrichs'ſche Buchhandlung, 1842. 8. Mit dem Portrait von Goethe's Mutter.

August 1811 bis Juli 1813.

Wie neugeboren fühlte sich D., als er nun wirklich Verhältnisse gelöst hatte, in welche ihn das Kriegsunglück und die dadurch allgemeine Kalamität der Provinz gebracht hatten und die so ganz gegen seine Neigung waren. Der Entschluß zur Reise war rasch gefaßt; anfangs August konnte er erst ausgeführt werden; die Flammen des schrecklichen Brandes zu Königsberg waren noch immer nicht gedämpft, sie schlugen noch in der Nacht vor D.'s Abreise empor, als diese den 11. August 1811 erfolgte, und das Feuer war bereits im Juni ausgebrochen.

D. hatte Alles für ein Nichtwiederkommen geordnet; eine baare Summe von 200 Thalern und eine Anweisung auf 1200 Thalern waren in seinem Besitze: darin bestanden die Hülfsmittel, um sich einen neuen Lebenslauf zu bilden! Eine fest begründete Gesinnung, frischer Jugendmuth und Vertrauen zur Göttin Fortuna waren die besten Mitgaben; Krusemark's Zusicherung war als heller Stern vorleuchtend. Reichardt, an den dieses Reiseprojekt mitgetheilt war, konnte sich mit dem Gedanken nicht recht befreunden; ein sicheres, höchst angenehmes Lebensverhältniß sollte aufgegeben werden gegen ein: „ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt." „Gegen Deinen Reiseplan, schrieb Reichardt, kann ich so grade nichts einwenden, besonders wenn ich die fast eigensinnige Selbstständigkeit bedenke, welche ich bei Dir stets wahrgenommen. Wenn Du Dir nur Deine vertrauungsvolle, ehrenwerthe Stelle in dem guten Hause für die

Zukunft vorbehalten könntest! In Italien ist für Deine Bestimmung nichts zu erlangen, am wenigsten in Neapel. Für den Handel ist Livorno die einzige bedeutende Stadt in Italien, wo auch der Kaufmann und selbst der Deutsche etwas gilt. In Neapel ist es ein gar verachteter Stand, den der übermüthig stolze Adel fast nicht anders ansieht und behandelt, als bei uns in Preußen der reiche Edelmann den Handwerker und Bauer. In Rom ist's nicht viel besser, in Venedig noch allenfalls. Aber da ist, wie in Livorno, das beständige Leben eben nicht angenehm. Von Frankreich mag ich gar nichts sagen. Daß Dir indeß als Mensch und Kunstfreund nach dem gelobten Lande gelüstet, ist sehr natürlich, und ich gönnte Dir den Genuß und Gewinn von Herzen. Wie kommst Du aber auf das Zufußreisen? Dieses ist nur in gebirgigen Ländern angenehm und vorzüglich, auch dort nur gebräuchlich, sonst aber überall mit mancherlei Beschwerde und Kränkung, ohne allen Gewinn, verbunden. In der Schweiz und selbst in Italien ist es auch gar nicht die wohlfeilste Art zu reisen, weil man fast überall doppelt bezahlen muß, wenn man nicht verächtlich aufgenommen und so gut wie die zu Pferd und zu Wagen Reisenden für sein Geld bewirthet sein will. Führer und Träger des Gepäcks, deren man gar nicht entbehren kann, vertheuern die Reise zu Fuße auch ganz ansehnlich. Daß man die Miene eines Reichen annehmen muß, oder auch dafür, ohne diese Miene, gehalten wird, macht es eben so kostbar. In Gebirgsländern, über romantische Gebirge und Thäler, giebt es keine so leitende Karten, daß man des Führers entbehren könnte."

T. reiste den 11. August mit der noch sehr schlecht bestellten Fahrpost ab, über welche — wie man sagte — der Generalpostmeister allein deshalb nur Lederüberzüge ange-

ordnet hatte, damit die Vorübergehenden nicht die Jammergesichter sehen sollten, welche die Mitreisenden über die, durch den fürchterlichen Wagen ihnen zugefügten Torturen schnitten.

Vorweg ist hier nur noch anzuführen, daß folgende Blätter nur selten Beschreibung von Gegenden, Palästen, Merkwürdigkeiten u. s. w. enthalten sollen, sondern hauptsächlich nur die Berührungen, welche D. mit Menschen und ihren Verhältnissen auf dieser Reise gehabt.

In Berlin wurde bis zum 6.ten September geblieben; daselbst war die Rückerinnerung an die zwar unglückliche, aber doch durch herzliche Gastfreundschaft gemilderte Zeit des Aufenthalts in Königsberg noch zu neu, als daß D. nicht überall die beste Aufnahme hätte finden sollen. Der Fürst Radzivill ging in dieser wohlwollenden Erinnerung so weit, daß er gleich in den ersten Tagen den D. zur Geburtstagsfeier seines Sohnes zum Thee einlud, wo dieser den Kronprinzen, den Prinzen Friedrich von Preußen, die Prinzessinnen und viele Andere, schon aus Königsberg Bekannte fand und das freundlichste Interesse erregte, besonders da die schrecklich verheerende Flamme die Vaterstadt so hart heimgesucht hatte und der mündliche Bericht des Augenzeugen darüber gern gehört wurde. Der Fürst dachte mit wahrhaft strahlender Freude der Zeit, wo er in Königsberg in bürgerlichen Kreisen ohne hemmendes Ceremoniell, der Musik leben konnte; auch hier in Berlin bewegte er sich mit denselben bezaubernden Formen, die ihm in Königsberg alle Herzen gewonnen hatten. Der Kronprinz wollte gleichfalls von der h. Adalberts-Kapelle am Strande der Ostsee hören, die vom Dorfe Medenau aus mit der geistreichen Barclay'schen Familie besucht worden war; später daselbst ausgegrabene Urnen mit Bernsteinschmuck der alten Preußen

erregten Sein höchſtes Intereſſe. Die Fürſtin Radziwill, wohl eine der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Frauen, fragte mit wahrem Enthuſiasmus nach allen Königsberger Verhältniſſen, ging in die kleinſten Details aller Perſonen ein, die ſie daſelbſt hatte kennen gelernt, beſonders konnte D. nicht genug von Zeller und ſeinem Inſtitut erzählen, für welchen Gegenſtand das Intereſſe noch ſehr groß ſchien. Bei der treuen Liebe und Anhänglichkeit, welche namentlich in Oſtpreuſſen für das geliebte Königshaus herrſcht, war es ein wohlthuendes Gefühl, daß man fortdauernd, ſelbſt unſcheinbare bürgerliche Perſonen, die von daher kamen, mit Güte und Freundlichkeit aufnahm und behandelte: man fühlte es durch, daß die unglückliche Zeit zu einem ſehr feſten Bande für alle geworden war. Wahrlich es iſt ja aber auch in dieſer Beziehung den Herrſchern der Erde ſehr leicht gemacht! wo der gewöhnliche Menſch durch Aufopferung aller Art ſich abmühen muß, Freundſchaft, Vertrauen und Liebe zu erringen, da vermögen ſolches die Großen der Erde mit einem freundlichen Blick, mit einem Handreichen zu erhalten; ſelbſt dem Einzelnen eine ſolche Begegnung erwieſen, wälzt ſich fort wie eine Lawine; jeder Gleichgeſtellte in der bürgerlichen Geſellſchaft glaubt, es ſei auch ihm widerfahren. Wird dieſe Zeit bleiben?! Wird es immer mehr und mehr klar werden, daß nicht der vornehme Adel allein, nicht die großen Künſtler, Schriftſteller allein es ſind, welche in die Nähe der Fürſten gezogen werden ſollten, ſondern auch der Mann von Geſinnung, die er unter allen Verhältniſſen mit Freimuth und Offenheit vertritt?

Reichardt hatte dem D. die beſte Aufnahme auch bei denen vorbereitet, welche noch erſt kennen gelernt werden ſollten. D. ſchreibt darüber nach Hauſe: „Sehr wohlthuend

wirkt des Miniſters v. Kircheiſen Perſönlichkeit und die gaſtfreie Einfachheit ſeiner ganzen Häuslichkeit; er hat ein herrlich Geſicht, in dem man nichts als Güte, Offenheit und Klugheit lieſt, dabei einen wahrhaft vornehmen Anſtand. Er iſt Reichardt's Freund mit ganzer Seele. Man erzählt von ihm ein treffendes Wort, welches er über den Staatskanzler in einer Geſellſchaft, die nur aus Miniſtern und den Vornehmſten der Stadt beſtand, geſagt hat. Es wurde nämlich über Hardenberg's Neigung geſprochen, ſich allein nur mit Bürgerlichen zu umgeben, dieſe hauptſächlich in ſeinem Büreau zu beſchäftigen, ihnen Vertrauen zu ſchenken; nachdem dieſe Art und Weiſe eines ſolchen alten Edelmanns von Allen gar ſehr getadelt war, fügte man noch hinzu: daß dieſe durchaus nicht zu billigende Paſſion des Herrn v. Hardenberg ſich bereits auch in ſeinem ganzen Weſen, in ſeiner äußern Haltung ausſpreche. Darauf erwiedert nun der Miniſter v. Kircheiſen: „Abgeſehen davon, daß Hardenberg vielleicht ſehr recht hat, in ſo ſchwierigen Zeiten ſeine Werkzeuge aus allen Klaſſen der Geſellſchaft zu nehmen und nur auf brauchbare, nützliche Subjekte zu ſehen, die ſeine Anſichten theilen und ihn bei ſeinen Plänen unterſtützen können, ſo möchte, trotz dieſer bürgerlichen Umgebung, die äußere Erſcheinung des Herrn v. Hardenberg dennoch von der Art ſein, daß, ſtände er als Diener, uns völlig unbekannt, jetzt hinter unſern Stühlen, wir wahrſcheinlich alle aufſtehen würden und ihn bitten Platz zu nehmen.“ —

„Durchaus in anderer, aber auch anſprechender Art iſt der Eindruck, den die äußere Erſcheinung des Geh. Staatsraths v. Schuckmann macht; härter in der Form wie Kircheiſen, grade zu, derb, ſcheint er mir zu der Klaſſe

Menſchen zu gehören, die wenig über das, was ſie thun wollen, ſprechen, aber deſto eifriger handeln; er meinte: Reichardt wäre ſeit ſeiner Jugend ſein innigſter, liebſter Freund; er hätte ihn ſtets wahr, bieder und treu befunden, dabei beſäße er das geſundeſte, treffendſte Urtheil über Menſchen und Verhältniſſe, wäre Freund ſeiner Freunde von großmuthiger Geſinnung. In dieſem Umſtande liegt auch wohl die vortheilhafte Stellung von Steffens und Raumer, welche ihrer jetzt wartet. Der Staatsrath Alberti, Reichardt's Schwager und Schwiegerſohn, ein Mann, ſehr klug, mit großem Verſtande und Geſchäftskenntniß begabt, der mit ſchneidendem Witze die literariſchen, politiſchen und perſönlichen Gegenſtände und Verhältniſſe beurtheilt, — führte mich in Profeſſor v. Savigny's Haus ein, eines Schwagers der Bettina v. Arnim, die leider mit ihrem Manne nach Weimar gegangen war — — — —. Wenn man die alte deutſche biedere Frauen-Güte, und die Freude, etwas Gutes an Andere erzeigt zu haben, darſtellen will, ſo würde die Frau des Generalpoſtmeiſters v. Sägebart als Vorbild dazu genommen werden können; wohlwollend und verſorglich war ſie für mich bemüht und durch die freundlichſte Aufnahme in ihrem Hauſe hatte ich Gelegenheit, den Generalpoſtmeiſter v. Sägebart genau kennen zu lernen; er iſt ſehr klug, und mit vielem Witz, doch ganz eigener Art, würzt dieſer in der äußern Erſcheinung frappante, alterthümliche und bewegliche Mann das Geſpräch. Madame Bethmann iſt noch immer ſo liebenswürdig, wie ſie uns in Königsberg erſchien; die Händel-Schütz iſt doch gar nicht mit ihr zu nennen! Ich war viel und oft bei ihr und ſie konnte nicht genug warnen, ich möchte mich doch nur ja nicht zuviel mit dem alten Reiburn und den falſchen Ra-

ſen abgeben und hübſch kalt beobachten, daß alles, was die Schütz macht, nur Nachahmung und zwar meiſtentheils von höchſt widrigen Gegenſtänden iſt und daß nie eine wahre Kunſtbegeiſterung in dieſe, allerdings mit einer höchſt geiſtreichen Larve verſehenen Frau gekommen iſt und je kommen kann. Geheimerath Wolf iſt der geiſtreichſte und witzigſte Menſch, den ich bis jetzt habe kennen gelernt; es ſprudelt bei ihm über. Man ſagt, er habe ſich durch ſeinen Hochmuth und ungeheure Prätenſion, beſonders aber durch ſeine erklärte Feindſeligkeit gegen die hieſige Univerſität Alle zu Feinden gemacht, wodurch dieſer außerordentliche Menſch für die Geſellſchaft faſt ganz verloren ſein ſoll. Ich fand ihn höchſt gütig, und freundlich gedachte er unſers Poſtdirektors v. Madeweis, der mich ihm empfohlen hatte. Er hat mir für Goethe und Wieland dringende Empfehlungsbriefe gegeben und ihnen Exemplare ſeiner Ueberſetzung der Wolken beigefügt. Schleiermacher ſehe ich öfters, er kränkelt fortdauernd und ſieht wie der Tod aus; ſeine Frau iſt lang und mager und ſcheint mir durchaus zu ihm — dieſer kleinen Figur, nicht zu paſſen.“

Nachdem in Berlin und Potsdam Alles aufs genauſte beſehen war, ging D. mit der Poſt, zu der v. Sägebart einen Paß gegeben, bis Coswig, wo der Wagen brach; das Umladen der Paſſagiere und Güter auf einen herbeigeſchafften Miſtwagen ſchien ihm zu unbequem und er ging deshalb zu Fuß über Deſſau, Wörlitz nach Giebichenſtein, wo er den 10. September anlangte.

(War in mancher Beziehung auch das Poſtweſen, beſonders das unbequeme Fortkommen für die Reiſenden, damals noch zu tadeln, — Sägebart wollte dieſem ſo wichtigen Theil der Poſtanſtalten keine Beachtung ſchenken, es

war ihm ein Luxus-Artikel, — so iſt dieſer bedeutende und einflußreiche Staatsmann doch zweifelsohne als der eigentliche Schöpfer der mit Recht ſo gerühmten preußiſchen Poſt-Administration zu betrachten: Alles was nach Sägebart geſchehen, konnte nur geſchaffen werden, nachdem dieſer eine ſolche Baſis gebildet hatte.)

In Giebichenſtein fand D. Alles beſchäftigt mit der Ausrüſtung der Hochzeit der einen Tochter, welche den Mineralogen Profeſſor Carl v. Raumer heirathen und die dann in Gemeinſchaft mit Steffens zu ihrer neuen Beſtimmung nach Breslau abgehen ſollten.

Reichardt ſelbſt nimmt in deutſcher Kunſt- und Literaturgeſchichte eine zu bedeutende Stelle ein und ſeine Beſitzung in Giebichenſtein iſt durch ihren Zauber und durch den Zuſammenfluß aller berühmten und ausgezeichneten Männer der Zeit, welche daſelbſt ein gaſtfreies Dach gefunden, zu ſehr bekannt und beſprochen worden, als daß hier nicht aus D.'s Briefen in die Heimath die einzelnen Stellen, welche von ſeinem Aufenthalt daſelbſt handeln, nachſtehend ſollten folgen dürfen. Auch iſt kein Grund vorhanden, die Eindrücke zu verſchweigen, welche Perſonen auf D. gemacht, die allerdings zum Theil noch leben. Er ſchreibt aus Weimar:

„Reichardt's Garten iſt wohl die ſchönſte Kompoſition ſeines Lebens und ſeines Geiſtes; nicht allein iſt es der herrliche Geſchmack, der darin herrſcht, welcher unwiderſtehlich anzieht, ſondern man hat auch aus demſelben die ſchönſte Ausſicht in Giebichenſtein; wenn man weiß, daß er Alles ſelbſt gepflanzt und geordnet hat, ſo kann man leicht ſchließen, wie ſchön und poetiſch die Anlagen ſein müſſen. Reichardt ſelbſt fand ich unverändert, er iſt noch ſtets derſelbe geiſtvolle, witzige und heitere Mann, in deſſen

Geſellſchaft man ſich nur wohl befinden kann. Seine Familie gehört wohl ohne Frage zu den liebenswürdigſten, die man finden kann, und ſo Alles vereint rundet ſich das Ganze zu einem ſeltenen Bilde. Die Frau, eine ſtattliche Figur mit einem Geſicht, aus deſſen Zügen ehemalige Schönheit leuchtet, hat bei einem echt religiöſen und frommen Gemüth eine ſeltene Ausbildung des Geiſtes. Zwei Töchter ſind noch zu Hauſe, von denen die Eine Carl v. Raumer's Braut iſt; eine edle Geſtalt, große Schönheit, aus deren Zügen Klugheit und Milde ſprechen und auf ſeltenes, tiefes Gemüth ſchließen laſſen; die Jüngſte, Sophie, iſt gleichfalls hübſch und mit großer Herzensgüte begabt. Zwei ältere Töchter ſind in Halle verheirathet, eine an den Profeſſor Steffens, eine bildſchöne, liebenswürdige Frau; er, Steffens, gefällt mir nicht ſo, als ich es vermuthete. Jahrhunderte iſt er zu ſpät geboren, zu Abelard's Zeiten wäre ſein Redner-Ruhm bis zur ſpäteſten Nachwelt erſchallt: aufgeſtellte Meinungen zu verfechten, den von Andern zu widerſprechen, — dazu iſt Niemand geeigneter als er; doch in unſerer Zeit und im geſelligen Leben einen ewigen Streiter von der unbändigſten Heftigkeit ſtets um ſich zu haben, iſt nicht erfreuend. Tiefe wiſſenſchaftliche Ausbildung wird bei ihm wohl durch ſein leuchtendes Genie erſetzt, — er iſt durchaus Gefühlsmenſch, abhängig in ſeinen Urtheilen vom Augenblick; trotz alle dem fühlt man ſich zu ihm hingezogen und ich glaube, daß er mein großer Liebling werden wird. Die andere Tochter iſt an den Prokurator Stelzer verheirathet; ihre großen ſchönen ſchwarzen Augen ſprechen Verſtand, Geiſt und Leben aus. Der Mann, ein gerader, offner Menſch, verſtändig und ein ausgezeichneter Geſchäftsmann, der allgemein geliebt und geachtet wird; ſeine unverheira-

thete Schweſter iſt in dieſem Kreiſe ſeltner Menſchen ein Lichtpunkt; ſchön, liebenswürdig und gut, verbindet ſie eine Zierlichkeit mit Offenheit und Natur, wie ich es noch nie gefunden; Reichardt iſt ganz meiner Meinung. Höchſt einfach und ungenirt iſt das Leben im Reichardt'ſchen Hauſe und es muß ein von der Natur verwahrloſtes Weſen ſein, dem es nicht darin wohl und gemüthlich iſt. Zur Hochzeit kamen nun noch des Bräutigams Bruder, der Regierungsrath v. Raumer, und deſſen Schweſter. Es war mir erfreulich, daß deren Ankunft erſt in der letzten Zeit meiner Anweſenheit erfolgte; Fr. v. Raumer iſt ein trockner, kalter Mann, in ſeiner Gegenwart war mir die Gurgel wie zugeſchnürt, als müßte ich alte trockene Semmel hinunterwürgen. — Noch lernte ich den alten Lafontaine kennen; es iſt ein dicker, immer luſtiger Menſch, doch in ſeinen Reden eben ſo wiederholend und breit wie in ſeinen Romanen. Er hat jetzt eine Reiſe mit Riemeyer über Wien bis nach Venedig im Fluge gemacht, von der er gewaltig viel erzählt und in der er gewiß Stoff zu einem halben Dutzend Romane gefunden haben wird. Der Botaniker Curt Sprengel hat mir wohlgefallen, er hat ein tüchtig liebes Geſicht, ſo auch Geſenius, ein junger, ſehr gelehrter Mann. Ueberhaupt haben die Profeſſor-Geſellſchaften in Halle nicht das hölzern Magiſtermäßige wie in andern Univerſitätsſtädten. Es wurden Exkurſionen nach Eisleben, Leipzig, dem Petersberge gemacht, wobei ich volle Gelegenheit hatte, den Vandalismus der jetzigen Regierung kennen zu lernen. Z. B. verfährt die weſtphäliſche Regierung mit den ſchönen Ruinen des Mansfelder Schloſſes ganz ſchändlich; die künſtlichen Holzſchnitzarbeiten und Statuen werden verbrannt, das alte Altarbild, wohl von Lucas Kranach, iſt neu auf- und ange-

pinſelt und alles mögliche Niederträchtige wird an dieſen Ueberreſten alter Zeit verübt. In den letzten Tagen ward mir noch die Bekanntſchaft eines Baron Werner v. Harthauſen, der Gott weiß was alles für Fata will gehabt haben und mit dem Steffens viel Aufſehens machte, er dagegen wieder dem Steffens auf das ungebührlichſte ſchmeichelte. Der Mann will in keiner Beziehung anſprechen, obſchon ich mit ihm durch die Loge in nähere Verbindung kam. Er hat etwas abentheuerlich Affektirtes und thut ſehr geheimnißvoll; kurz eine Erſcheinung, welche kein Vertrauen einflößt. Der Prediger Rienäcker iſt in dem Reichardt'ſchen Kreiſe ſehr beliebt; ich hörte von ihm eine ganz herrliche Predigt und Traurede. Der Mann ſelbſt gehört ſicher zu den auserwählt trefflichen Menſchen; die Natur hat ihm den beſten Paß in's Geſicht geſchrieben. Den Tag vor meiner Abreiſe wurde noch bei Bartels auf dem Amte das Erndtefeſt gefeiert, wo wir ſehr heiter waren. Bartels, Stelzer's Schwager, iſt ein wiſſenſchaftlich gebildeter, echt patriotiſch wohlgeſinnter Charakter, er iſt mit Leib und Seele unſerm König treu anhänglich und verwünſcht das weſtphäliſche Regiment. Das Amt Giebichenſtein verdankt ihm die hohe Kultur des Bodens und all die ſchönen Anlagen und Pflanzungen. Mit den beſten Empfehlungen verſehen trat ich nun meine Weiterreiſe an, bis Jena in Geſellſchaft des Dompredigers Blanc und des Aſtronomen Profeſſor von Münchow; von Jena ging es über Rudolſtadt nach der herrlichen Ruine Paulinenzelle und dann auf Fußpfaden durch dicke unwegſame Wälder über Ilmenau*), Stadt-Ilm, Berka

*) Wenn das Wahrſagen und Prophezeien der alten Köhler und Zigeunerweiber auch lächerlich ſein mag, ſo ſtehe hier doch etwas der

nach Weimar, wo ich den 3. October ankam. — Früh Morgens ging ich zu Vulpius und mit ihm zur Bibliothek; wohl ein höchst unbedeutender Mensch mit einem nichtssagenden, dumm herunterhängenden Kopfe. Von da ging ich zu Wieland, wo ich mit einem vortrefflichen Frühstück be-

---

Art aus D.'s Tagebuch, weil — merkwürdig genug — die Prophezeiung wörtlich eingetroffen ist und zugleich auch ein wichtiges politisches Faktum voraussagte. Die Phantasie kann hierbei nicht irre geführt haben; der Postschluß des Briefes aus Weimar, 5. October, worin die Prophezeiung nach Berlin mitgetheilt, beweist die Zeit, wann sie niedergeschrieben. Sie lautet also: „Der düstere Charakter, den Ilmenau in meinen Augen hatte, war Veranlassung, daß ich früh Morgens eine Wanderung auf gut Glück in den Wald machte, um diese verrufenen Gegenden kennen zu lernen. Ich war eine Stunde wohl gewandert, als Pferdegetrappel hinter mir mich aufmerksam macht; es ist ein Karren, mit einem Pferde bespannt: ich akkordire mit dem kleinen buckligten Fuhrmann, um mich noch weiter umherzufahren. Bei der Rückfahrt ließ ich ein altes Weib, das am Wege hinschlich, aufsitzen; sie erzählte mir mehrere ergötzliche Geschichten von den Geistern dieser Gegend, wie solche den Wald vor Menschenbosheit sicher machten u. s. w. Endlich als sie absteigen wollte, sagte sie: Zeige der Herr mir die Hand, ich will ihm zum Dank sagen, was ihm noch alles im Leben begegnen wird. Ich that es und sie begann: Er hat eine große Reise vor; Frauenzimmer werden ihm langen Aufenthalt machen; er wird in einer großen Stadt Syrtakel, Mord und Todtschlag erleben, sei er vorsichtig und bleibe er hinter dem Ofen, hübsch zu Hause; doch es sieht in seiner Hand sehr kraus und bunt aus, es ist nicht zu bestimmen, was kommen wird; doch hier: siehe er einmal diese Linie, erscheint er noch als Soldat, schön gekleidet mit Federhut und Säbel; eine Gräte bringt ihm im hohen Alter den Tod in einsamer Bauernhütte. Der Herr verleih' ihm Segen und vergeß' er nicht, was ihm die alte Beata gesagt hat. Damit ging sie; auch ich entließ den Fuhrmann, der ein dummer schweigsamer Kerl war. Im Wirthshaus angekommen, erkundigte ich mich nach dieser alten Beata und höre, sie wohne schon seit 60 Jahren in einer kleinen Hütte und betrüge die Leute um's Geld, indem sie ihnen wahrsage." —

wirthet wurde, obſchon ich das ganze Haus in großer Betrübniß fand. Der arme alte Mann iſt vor zwei Tagen verunglückt; die Pferde gehen auf einer Spazierfahrt durch, der Wagen wirft um, er fällt ſich das Schulterbein aus, und ſeine Nichte, welche ein liebenswürdiges Mädchen ſein ſoll, zerſprengt ſich das Becken. Wieland ſaß im Lehnſtuhl, ich fand ihn ſehr übel ausſehend, doch leuchtete aus ſeinen Augen der nicht zu unterdrückende Geiſt. Es iſt ein lieber alter Kopf voll Geiſt und Güte, und mit jedem Worte, welches er ſpricht, fühlt man ſich mehr zu ihm hingezogen. Glücklicherweiſe fand ich ihn in guter Laune, was nicht oft ſein ſoll, und er ſprach viel und lebhaft. Ich übergab Wolf's Brief und Buch, er nahm letzteres mit großer Gemüthsbewegung, durchblätterte es, ſeine Augen ſchienen beſonders die Anmerkungen zu verſchlingen, endlich legte er es fort und ſagte ſehr bewegt: „ich glaube viel, ſehr viel Gutes über Ariſtophanes und grade über ſeine Wolken geſagt zu haben; doch nirgend bin ich genannt, nirgend iſt meiner Erwähnung geſchehen.“ Ich entſchuldigte Wolf mit der Verſicherung, daß er wenig oder gar keine deutſchen Bücher leſe und er dieſes gewiß aus Unkenntniß gethan habe. „Ja, rief der kranke Mann mit funkelnden Augen aus, ja darin liegt eben der Stolz! Der da in Berlin und der hier in Weimar, die glauben Beide hoch eben auf dem Olymp zu ſitzen und halten alles Lebende für Gewürm, das kaum werth iſt, zu ihren Füßen zu kriechen.“ Wieland ſprach noch viel zum Lobe ſeiner eigenen Ueberſetzungen und meinte: „ſo muß man es anfangen, wenn man die Griechen und Lateiner für Gebildete in's Deutſche überſetzen will; die griechiſch-lateiniſch-deutſchen Ueberſetzungen, welche in ihren halbbrechenden Konſtruktionen eben ſo ſchwer als die Originale zu

verſtehen ſind, mögen für den Gelehrten Werth haben, doch bleiben ſie ungenießbar für's Allgemeine, und hierauf ſoll doch eigentlich gewirkt werden." Endlich kam er auch auf die Naturphiloſophie und auf die Fichtianer, von denen er kein Freund zu ſein ſchien. Höchſt befriedigt verließ ich den liebenswürdigen, freundlichen Alten und ewig werden dieſe genußreichen Stunden in meiner Erinnerung fortleben. Bei Tiſch im Gaſthauſe machte ich die Bekanntſchaft des Profeſſors Joh. Schulze, der mir ſehr wohl gefiel; Verſtand und Gemüth ſchienen ſich in ihm zu vereinigen; ich erhielt eine Einladung in ſein Haus; er ſchreibt jetzt etwas über Calderon's ſtandhaften Prinzen, las mir mehreres aus dem Manuſkripte vor: ein fromm religiöſer Sinn waltet darin vor. In der alten Legationsräthin v. Kotzebue, Mutter des Theaterpräſidenten, bei der ich zum Kaffee geladen war, fand ich eine Frau voller Leben und Beweglichkeit, ſie ſpricht viel und nicht unangenehm, ihre kreiſchende Stimme abgerechnet. Das liebſte Thema war freilich ihr Schauſpielſohn (ſie hat noch einen ältern, der aber imbezill ſein ſoll), in dem ſie ganz zu leben ſcheint. Bertuch's, bei denen ich einen Mittag zubrachte, ſind liebe Leute, auch die Frau des Sohnes hat mir wohlgefallen; bei ihnen lernte ich den Doktor Sickler kennen, der den ſchönen Plan und die vollſtändige Karte von Rom herausgegeben hat. Es iſt ein gelehrter und ſinniger Menſch, von dem die Welt noch viel Schönes zu erwarten hat. Er geht jetzt nach Göttingen, um ſich zu einer Reiſe nach Griechenland vorzubereiten. Auf dem Wege zu meinem Gaſthofe kommt mir ein Menſch entgegen, dem ich auf's eiligſte aus dem Wege ſpringe und meinen Begleiter frage: ob das nicht ein dem Irrenhauſe Entlaufener ſei. Nein, es iſt der Satyriker Fall, war die Antwort. — Endlich erhielt

ich die Bestimmung der Stunde, wann ich zu Goethe kommen sollte; den 5ten um 11 Uhr Morgens machte ich mich auf den Weg zu denselben. Er wohnt in einem großen schönen Hause. Der Hausflur ist mit Statuen geziert und vor der Thüre, ehe man in die Stube tritt, steht mit großen Buchstaben: Salve. Das Vorzimmer ist mit den schönen Blättern Volpato's nach Rafael's Bildern im Vatikan geziert und in dem Zimmer, wo ich auf Goethe warten mußte, hingen eine gute Kopie des in München befindlichen Portraits von Dürer, Handzeichnungen von ihm, so wie auch Holzschnitte und Kupferstiche des großen Meisters. Lange ließ Goethe auf sich warten, endlich erschien er höchst elegant gekleidet, mit dem Ehrenlegionerorden am goldenen Schloß im Knopfloche, ministeriell, und nachdem die ersten Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren und wir uns gesetzt hatten, legte er die Briefe von Wolf und Reichardt uneröffnet bei Seite, blätterte in den Wolken, schlug ein Blatt auf und sagte: „ein sehr schönes Format, ein sehr schönes Papier, ja auch ein sehr schöner Druck; das ist ein vortreffliches Werk." Hiermit legte er das vortreffliche Werk bei Seite und sah mich mit großen Augen an. Etwas erzürnt über diese Art und Weise des Empfanges entgegnete ich: „Wenn Ew. Excellenz nach solchem Maßstabe die Trefflichkeit eines Buches beurtheilen, so wäre dieses traurig für Ihre eigenen Werke; denn Herr Cotta hat dazu schlechtes Papier, schlechten Druck und ein schlechtes Format, ähnlich den medizinischen Rezepten, genommen." Goethe's Gesicht veränderte sich sichtbar in freundlichere Züge, er fing an über Wolf sehr lobend zu sprechen; Reichardt zu erwähnen vermied er, doch ergeß er sich in theilnehmende Aeußerungen über dessen vortreffliche Frau und liebenswürdige

Familie und fragte, ob ich schon Wieland gesprochen. Auf mein Ja und die Bemerkung, daß Wolf jenem gleichfalls ein Exemplar der Wolken gesendet habe, wurde Goethe's Gesicht wieder sehr verdrießlich. „Hat Wieland das Buch freundlich aufgenommen?“ fragte er heftig. Da ich keinen Grund hatte Wieland's Aeußerungen zu verschweigen, so erzählte ich alles, was der freundliche Mann gesagt. Goethe hörte die lange Erzählung ruhig an, fragte dann lächelnd, ob ich den Mann in Weimar wohl kenne, den Wieland gemeint? Auf meine Versicherung in einem noch etwas gereizten Tone: daß dieses wohl keinem Menschen auf Erden zweifelhaft sein könne, reichte er mir die Hand und hieß mich nun erst eigentlich herzlich willkommen*). Goethe's Figur ist majestätisch und schön sein Gesicht, das Auge herrlich und stolz, doch im Ganzen finde ich nicht das Idealische, wie in der vortrefflichen Büste auf der Bibliothek und nie würde es mir in den Sinn kommen, ihn als Apollo — seiner äußern Erscheinung wegen — zu bilden. Etwas riesenhaft Großes liegt in seinen Zügen, die immer unverändert bleiben. Ueberall hörte ich versichern, daß er ein großer Verehrer und unterthäniger Diener des Kaisers Napoleon sei, den er „mein Herr, mein Kaiser“ nennt; auch hier hörte ich es bestätigen, daß Goethe in politischer Hinsicht ein arger Poltron ist, der in dieser Beziehung jedes freie Urtheil fürchtet. Täglich ist er jetzt bei Hofe und dieses raubt ihm den größten Theil seiner Zeit. Mit vieler Laune erzählte man, daß er in seiner reichen und kostbaren Münzsammlung den Knopf von der Hose des Marschalls

*) Siehe: Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Berlin 1840. Vierter Band.

Augereau — der bei ihm im Quartier gelegen — aufbewahre und denſelben als ſeine koſtbarſte Münze den Beſchauern der Sammlung vorzeige. Dieſen doppelſinnigen Ausſpruch kann man nach Belieben deuten! Noch muß ich erzählen, daß mir im herzoglichen Schloſſe das Zimmer, welches zu Ehren und zum Andenken des alten Bernhard von Weimar erbaut iſt, wohl gefallen hat. In ſeiner vollen echten alten Rüſtung ſteht der Held in einer Niche, zu ſeinen Füßen liegt in einer Doſe der ihm bei Lützen abgehauene kleine Finger und — iſt es wohl glaublich! — der Hut des jetzigen jungen Prinzen Bernhard, den derſelbe als Napoleoniſcher Offizier in der Schlacht bei Wagram trug und der von mehreren öſterreichiſchen Kugeln durchlöchert wurde. Was iſt von dieſer Zuſammenſtellung wohl zu ſagen?! —“ So weit das Tagebuch.

Von Weimar ging es über Erfurt, die Herrnhuter Kolonie Neudietendorf nach Gotha und von da über Gelnhauſen, Hanau nach Frankfurt am Main, wo ein längerer Aufenthalt gemacht wurde, beſonders da L. A. v. Arnim und Frau daſelbſt waren. Wurde in dem Hauſe des alten Goethe'ſchen und Reichardt'ſchen Freundes Willemer D. auch durch dieſe liebenswürdige Familie gefeſſelt, ſo verbrachte er doch die meiſte Zeit in Brentano's Hauſe, und beinahe lächerlich erſcheint jetzt der Enthuſiasmus, den Frau Bettina v. Arnim demſelben einflößte; ihr Bild wird in D.'s Erinnerungsblättern folgenderweiſe entworfen: „Wie ich es aber anfangen ſoll, eine Beſchreibung von dieſem himmliſchen Weſen zu machen, weiß ich nicht; es wäre eben ſo, als wenn ich Dir beſchreiben wollte die Herrlichkeit des Sonnenuntergangs in Frankfurt, wie ich ihn heute erlebt habe. Sie iſt klein, brünett, von blaſſer Geſichtsfarbe, großen

Augen, aus deren Dunkel Geiſt, Leben, Phantaſie und alles Herrliche, was ſich nur denken läßt, ſtrahlt. Ihre deutſche Sprache hat etwas ſehr naives und ſtolz iſt ſie auf ihre Abkunft aus Italien; ſo ein liebenswürdiges, geiſtiges Geſchöpf, mit einem ſo tiefen, menſchenfreundlichen Gemüth iſt mir noch nicht vorgekommen. Von Tieck erzählte ſie mir, daß es mit ihm wohl vorbei ſein möchte; er muß auf zwei Krücken gehen, eine Zeit lang ſaß er den ganzen Tag am Tiſche mit aufgelehnten Händen und konnte ſich nicht rühren vor Gichtſchmerzen. Seine Schweſter iſt ihr ein Greuel, weil ſie den Bruder gar arg peinigt. Tieck's, verſicherte Bettina, ſollen ihre Perioden haben, wo ſie auf fürſtlichem Fuße leben. Madame Tieck iſt alsdann unglücklich, wenn ein Fremder ſich unterſteht, in Stiefeln zu erſcheinen. Tieck ſelbſt hat dann ſeidene Strümpfe an und ſein Bruder, der Bildhauer, der bei ihm war, watete den ganzen Herbſt und Winter mit weißſeidenen Strümpfen durch Koth und Schnee. Tieck, der jetzt wenig mehr arbeitet, ſoll auf Alles ſchimpfen und beſonders auf Goethe, dieſen ein Geſpenſt, das noch in der Welt umherſchleicht, nennen und dergl. mehr. Als Tieck ſo fürchterlich an Gicht litt und ſeine Schweſter ihn auf alle mögliche Art und Weiſe quälte, war Bettina Brentano Monate lang ſeine Wärterin und Pflegerin und zum Danke ſprach er nichts anderes mit ihr, als Arnim herabzuſetzen; ihr treffliches Herz hörte darauf nicht und ſie blieb ſeine treue und liebevolle Pflegerin. — Arnim, der verreiſt war, kam zurück; ich fand ihn eben ſo lieb und gut, wie in Königsberg. Er iſt doch ein herrlicher Menſch, dem aber auch die Natur die innerliche Vortrefflichkeit auf Geſicht und Weſen gezeichnet hat. Welch ein Paar! Bettina's Muthwille überſteigt alle Beſchrei-

bung, ſie wird mir ſtets lieber und lieber; ihre Schweſter Melina iſt ein ſanftes, frommes Weſen, die Lulu kenne ich weniger; in des Bruders Georgs Hauſe, der eine ſchöne, gute Frau hat, iſt auch noch eine Freundin, ſpaniſcher Abkunft, Claudina Piautaz, geiſtreich, mit einem ſehr ausgebildeten Verſtande. Ihre Schweſter iſt Geſellſchafterin bei der Prinzeſſin von Benevent." Dieſes der Erguß aus jungen Jahren!

D. machte von Frankfurt aus, wo er noch Rath Schloſſer und deſſen ſchöne Sammlung Dürer's kennen gelernt hatte, eine Exkurſion durch's Rheingau nach Köln. In Rüdesheim fand er zwei Schweſtern, Berlinerinnen, von denen die Eine ſich Frau v. — nannte und mit ihrem kleinen Säuglinge die Traubenkur brauchte. Später fand er Beide in Berlin wieder, unverheirathet, der haute volée angehörend und berühmt wegen ihrer Wohlthätigkeit: ſie hatten nemlich armer Leute Kind an Kindesſtatt angenommen und erzogen es mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt. Der Rückweg führte über Coblenz, wo D. durch Arnim's und Boiſſerée's Briefe eingeführt, die Bekanntſchaft von Görres machte, der ihm bei großem Verſtande höchſt einfach und liebenswürdig erſchien; er lebte mit ſeiner Frau und den ſchönen Kindern in glücklichſter Ruhe, bearbeitete perſiſche Manuſkripte und ſchien nicht mehr zu wiſſen, was Politik und dergl. bedeute; Napoleon's mächtiger Scepter hatte ihn in dieſer Beziehung zahm und geduldig gemacht. Wir kletterten auf die umliegenden Berge und durchſtreiften die herrlichen Moſelgegenden; Görres einfache, natürliche Art und Weiſe, — zuweilen wurde er förmlich rhapſodiſch, wie ein altes Lied — war hinreißend; weder Rübezahl, noch das rothe Buch, noch der ſpätere rheiniſche Merkur war in dieſem

gemüthlichen Manne zu ahnen. Görres äußerte sich über Alex. v. Humboldt's projektirte Reise nach Persien und Tibet ganz enthusiastisch und meinte, D. solle Alles anwenden, um sie mitzumachen; als dieser dem Görres aus Rüdesheim, treffliche Trauben für seine kranke Frau sendete, schrieb ihm der geistreiche Mann: „Wir haben Ihnen vielen Dank zu sagen für Ihre vortrefflichen Trauben, wir haben sie mitten im Weinlande für das erkannt, was der Adler ist unter den Vögeln, der Löwe unter den Thieren. Ich mußte lachen über die Prädestination, daß denn doch Trauben im Rüdesheimer Berge standen, die von uns gegessen werden mußten, und daß, da Krankheit es nicht thunlich machen wollte, sie durch Ihre Vermittelung zu uns herunterkommen, welchen Verstand die Trauben wohl auch nur in einem so guten Jahre haben. Dann habe ich während des Essens auch gewünscht, daß die Ihrigen in Königsberg auch den seltenen Gaumengenuß haben möchten; es ist indessen dafür doch wohl allzuweit entlegen. Sie schreiben mir, wie Sie gesonnen, in Heidelberg das zwischen uns besprochene Projekt abzuwarten. Ich rathe Ihnen gleich dort die persische Sprache vorzunehmen. Kaufen Sie sich Wilken's Grammatik und fangen Sie gleich an Wörter auswendig zu lernen. Vor dem Frühjahre wird Humboldt auf jeden Fall nicht an die Reise denken. Während dieser Zeit können Sie es so weit gebracht haben, daß Sie später bei dem Aufenthalte im Lande den andern Winter die Sprache vollends leicht lernen können. Wird nun auch gar nichts aus dem ganzen Projekte, dann wird es Sie doch nie gereuen, die Sprache gelernt zu haben; das Schach Nameh allein ersetzt durch seine Schönheit schon alle Mühe reichlich. Schreiben Sie mir indessen von Zeit zu Zeit, wie es mit

der Unternehmung geht; wird etwas daraus, dann hätte ich Ihnen gar vielerlei mitzugeben und zu erforschen. Versäumen Sie nicht in Heidelberg zu Creuzer zu gehen, er ist unter Allem dortigen, was am meisten interessiren kann. Bringen Sie ihm einen Gruß von mir. Auch an Zimmer werden Sie einen gescheuten und braven Mann kennen lernen, so wie an Daub einen sehr wohlmeinenden. Leben Sie recht wohl; meine Frau, die jetzt völlig wieder hergestellt ist, grüßt herzlich. Ihr Görres." Nach Empfang dieses Briefes schrieb D. sofort an Goethe und Reichardt und bat um Empfehlungen an Humboldt, worauf jedoch harte Strafepisteln folgten über das Unsinnige solcher Unternehmungen; da Humboldt's Reise durchaus wissenschaftlich sei und da er an D. keinen thätigen Gehülfen zu seinem bestimmten Zwecke haben würde, indem dazu die Ausbildung fehle, so wäre nicht einzusehen, warum er denselben in seine Gesellschaft aufnehmen und für den Unterhalt sorgen solle, und dann würde D., um eine sonst gute Neugierde zu befriedigen und um angenehme Erfahrungen zu machen, auf mehrere Jahre aus seinem künftigen bürgerlichen Stand herausgerissen, zu solchen Unternehmungen könne und wolle man nicht die Hand bieten; aus Goethe's Aeußerungen an Reichardt ging auch noch hervor, daß er nicht viel auf Humboldt's wissenschaftlichen Zweck zu solcher Kraft- und Zeitverwendung hält. Und damit war dieser Wunsch beseitigt! In Frankfurt wurde noch mehrere Tage geblieben und dann ging es mit Arnim nach Heidelberg, um in Gemeinschaft Straßburg zu sehen, und von da wollte D. nach Paris. In Voß und seiner Frau Gesellschaft brachte D. den Abend zu und schreibt über diesen Besuch: „Voß sieht aus wie ein alter langer magerer Leinweber,

in einem bis an's Knie reichenden geblümten hellen Schlafrock, kurzen schwarzen Hosen, weißwollenen Strümpfen und gelben Pantoffeln; in seinem ganzen Wesen ist nicht ein Funke von Poesie zu entdecken; seine Sprache gehört zu der unangenehmsten und abscheulichsten, die man hören kann; sonst ist es ein sehr artiger Mann, der aber auch selbst das tollste Kompliment für baare Münze nimmt. Ich brachte ihm einen Gruß von meinem Stiefvater Bock, den er herzlich erwiederte und von dessen Uebersetzung der Georgika mit großer Anerkennung sprach: er konnte ihre Vortrefflichkeit nicht genug erheben. Sie scheint eine gute, fromme Hausfrau zu sein. Voß schimpft auf alles was neu ist und Tieck oder Schlegel heißt, auf Arnim ganz vorzüglich, daher verschwieg ich meine Ankunft mit Arnim. Als ich in den Gasthof heimkomme, giebt mir dieser einen so eben durch Estafette angekommenen Brief; er ist von der aus Frankreich heimkehrenden Präsidentin v. Wißmann und deren Mutter, Schwinck, welche am Tage meiner Abreise von Frankfurt daselbst angekommen waren. Da Voß mich zu Mittag am folgenden Tage eingeladen hatte, so eilte ich zu ihm, um abzusagen und mich zu empfehlen, — denn ich wollte nach Frankfurt, — wobei ich nun aber bemerkte, daß ich mit Arnim hier sei. Voß hob beide Hände zur Abwehr auf — gleichwie es die Etrurier bei Eiden und Beschwörungsformeln thun — und rief heftig aus: „Adieu, adieu, eilen Sie, leben Sie wohl;" aber der eigentliche Ausdruck seines Gesichtes war der Ausspruch: apage Satanas. Darauf wanderte ich mit Eile nach Frankfurt zurück und kehrte dem herrlichen Heidelberg den Rücken; Arnim wollte nicht mit! Mit der mir so theuern vaterländischen Familie verlebte ich nun in Frankfurt fünf Tage, in denen uns

Bettina v. Arnim noch einen genußreichen muſikaliſchen Abend bei dem öſterreichiſchen Geſandten Baron v. Hügel veranſtaltete, um deſſen Tochter meiſterhaftes Klavierſpiel zu hören."

„Den 7. November kam ich nach Mainz; durch Zufall erfuhr ich, daß daſelbſt ſechs preußiſche Offiziere vom Korps des Herzogs von Braunſchweig im eiſernen Pförtchen ſtreng gefangen gehalten würden. Durch Vermittelung des Hofmuſikus Kreutzer ward es mir möglich die Armen zu beſuchen; ſie hießen Döpel, ein Schleſier, J. W. Mesqua, ein Königsberger, Carl Genderer, Carl Meiſter, Guſtaf Seydewitz. Dieſe Offiziere ſollten Anfangs todtgeſchoſſen werden, wie die Schill'ſchen Gefangenen in Weſel und es wäre auch geſchehen, hätte der Herzog von Braunſchweig ſich nicht glücklich durchgeſchlagen; jetzt wurden ſie als engliſche Soldaten behandelt. Dieſe lieben unglücklichen Menſchen, die ich täglich beſuchte, ſind Veranlaſſung, daß ich bis zum Morgen des 16. November hier blieb. Der Paß und die Polizei machten mir viel Weitläuftigkeit; ich wurde zu dem Spezial-Polizei-Commiſſair Herrn v. Berckheim geführt, mußte eine ſehr lange Inquiſition aushalten, ward endlich als unverdächtig entlaſſen und man gab mir einen Paß. Den Abend erhielt ich einen Beſuch von Herrn v. Berckheim, der in Halle geweſen ſein und die Reichardt'ſche Familie kennen wollte. Er erzählte mir viel von Napoleon, bei dem er längere Zeit als Sekretair angeſtellt geweſen, bevor er dieſe wichtige Stelle in Mainz erhielt; nicht genugſam konnte er mir den Zauber beſchreiben, mit dem der Kaiſer Alles um ſich erfüllt, und rief aus: „wer in die Nähe dieſes großen, herrlichen Mannes kommt, hat ſich in einen Zauberkreis begeben, in den er gebannt,

mit eisernen Ketten darin gefesselt ist." Die lebhaften und genauen Fragen und Ausforschungen nach Reichardt schienen mir verdächtig, ich athmete daher frei auf, als der unheimliche Mann mich verlassen hatte." —

Den 16. früh Morgens reiste D. über Metz, Verdun, Chalons, Epernay, Meaux nach Paris, wo er den 21. November 1811 gegen Abend anlangte. In Verdun hatten die Einwohner eine förmlich englische Lebensart angenommen, denn es ist schon seit zehn Jahren der Aufenthalt kriegsgefangener reicher Engländer. Kinder, die man aus dieser Zeit auf den Straßen sieht, haben völlig englisches Gesicht, Manieren und Anstand. D. suchte den englischen General Bleney auf, um die armen Gefangenen in Mainz zu empfehlen; Capitain Döbel hatte einen Brief an denselben mitgegeben. Viel Hoffnung ist nicht vorhanden, daß etwas geschehen wird; was geht den englischen Egoismus der leidende Deutsche an!

Ein Plan, wie Paris zu benutzen sein wird, ist schwer zu entwerfen; überhaupt hat das Besehen der Merkwürdigkeiten einer Stadt nach gewissen Principien und nach Büchern stets etwas Langweiliges. Die Menschen, die D. kennen lernen soll, sind vorerst die Hauptsache. Zuerst wanderte er zu Graf Schlabrendorf, fand einen alten Mann mit herrlichem Gesicht, aus dem Tiefe und Weisheit, Ernst und Milde spricht, mit vollen grauen, wild um den Kopf hängenden Haaren, in einem zerrissenen grauen Mantel im Lehnstuhl am Kamin sitzend und Thee trinkend. Er nahm D. sehr freundlich und herzlich auf, öffnete mit leuchtenden Augen Reichardt's Brief, überhäufte D. mit Fragen über Reichardt, seine Familie und seine Verhältnisse und sagte: „Sie sind mir willkommen; Ihr Oncle Reichardt, ein

eben ſo braver und herzgeſunder Menſch, als auch klug und geiſtreich, ſchreibt mir Gutes von Ihnen; ich liebe den Mann, er hat Muth und Freiſinn, ich möchte ihn wohl wiederſehen.“ Es klang etwas Fremdartiges aus des Grafen Geſprächen, doch lag in denſelben ſo wie in dem ganzen Weſen ein Etwas, wodurch D. gewaltig angezogen wurde. In den paar Stunden, welche dieſe Unterhaltung währte, hat D. mehr über Paris und Frankreichs Verhältniſſe gelernt, als aus allen Büchern! Freundlich die Hand des D. drückend, endete er dieſen erſten Beſuch mit: „kommen Sie recht oft wieder, ich bin bis 10 Uhr Abends zu Hauſe, dann gehe ich in's Café de Chartre; da können wir dann noch plaudern.“ An Buchhändler Schöll fand D. einen dicken, mit nicht offenen Blicken ausſchauenden Mann, der als Buchhändler viel Kenntniſſe zu haben ſcheint und einen gefälligen Charakter; mit franzöſiſcher Höflichkeit meinte er: „jeder von Reichardt Empfohlene iſt mir angenehm.“ Der ſchwediſche Geſandte, Herr von D'Ohſſon, — den D. wohl ſeinen alten Freund nennen kann — war höchlich erfreut, den Königsberger wieder zu ſehen, mit welchem er in jener unglücklichen Zeit in Königsberg ſo viel gelebt und auch literariſch verkehrt hat. Für D. hatte dieſer Mann damals eine große Anziehungskraft, als er Legations-Sekretair bei Brinkmann war. Die trocken ſarkaſtiſche Manier, wie er, bei ſeinem großen Verſtande und ſeiner Beleſenheit, Menſchen und Verhältniſſe beurtheilte, iſt höchſt anziehend. D. ſtand in jenen Jahren mit demſelben in Briefwechſel; das reine Deutſch, welches D'Ohſſon ſchrieb, und ſeine ſchöne klare Handſchrift war ein Gegenſtand, dem damals D. die größte Aufmerkſamkeit widmete. Der Geſandte, General v. Kruſemark, und ſein bei ihm wohnender Freund

Perponcher waren unverändert und der freundliche und gütige General empfing den D. mit den Worten: „Nun das iſt brav, daß Sie unſern Rath, damals in Königsberg, befolgen und nach Paris kommen, wir werden uns oft ſehen.“ —

Täglich wurde Graf Schlabrendorf beſucht, entweder Morgens oder noch des Abends im Café, um nicht allein wahre Lebensweisheit zu hören, ſondern um auch die Welt und beſonders Frankreich und deſſen Verhältniſſe kennen zu lernen. Kann ſchwerlich giebt es einen Franzoſen, welcher tiefere Blicke in letztere gethan hat, als Schlabrendorf; kein Zweig des menſchlichen Wiſſens iſt vorhanden, worin er nicht die gründlichſten und durchdachteſten Ideen hätte, dabei eine edle Offenheit in all' ſeinen Urtheilen, aus denen der wahre deutſche Mann hervorleuchtet. Herr v. Treskow, den D. beim Geſandten kennen gelernt hat, führte ihn zur Gräfin Lichtenau, deren Umgang fleißig kultivirt wird. Eine ſehr intereſſante Geſellſchaft verſammelt ſich faſt jeden Abend bei der Gräfin; durch Geiſt und leichte angenehme Konverſation bildet ſie den Mittelpunkt derſelben; mit großer Begeiſterung ſpricht ſie über König Friedrich Wilhelm II., von ſeiner Liebenswürdigkeit, von ſeinem vortrefflichen Herzen und von der großen Ausbildung ſeines Geiſtes.

General v. Kruſemark iſt wie er Allen in Königsberg ſtets erſchienen: ein Mann von den angenehmſten Formen, von ſeltener Herzensgüte, dabei klug, geſchmeidig, einnehmend und voll Offenheit und Rechtlichkeit, dabei feſt von Charakter; durch die Schlangenwindungen der hieſigen Diplomatik geht er grade durch. So beurtheilen ihn die franzöſiſchen Staatsmänner. Perponcher, Kruſemark's

Freund, gehört zu den seltenen Menschen, die mit einem durchaus redlichen, vortrefflichen Herzen, Leichtsinn und Liebenswürdigkeit im Umgange verbinden; mit allem Guten und Schönen hat Mutter Natur ihn reichlich ausgestattet.

Treskow, mit dem D. sehr viel ist und den Krusemark besonders auszeichnet, erscheint als ein verständiger, sozialer Bonvivant, mit dem sich sehr gut leben läßt, obschon eine große Schlauheit ihm aus den Augen blickt; sein Leben ist voll interessanter Begebenheiten und könnte, schon was er selbst daraus erzählt, einen tüchtigen Roman bilden. Er ist ohne Zweifel ein Spekulant, dem es in der Welt, besonders unter der vorigen Regierung, ungeheuer geglückt, wodurch er sehr ansehnliche Güter in Südpreußen erlangt. Treskow versicherte, daß das Zusammentreffen mit Reichardt, während der Belagerung in Danzig, ein großes Glück für ihn gewesen sei; er sprach viel von Reichardt's Muth, womit er der Belagerung beigewohnt, und er sei sehr froh gewesen, ihn zum Reisegefährten nach Berlin zu erhalten. Schlabrendorf wollte allerdings von dem Manne nicht viel hören und meinte: „Treskow ist eine Hauptperson in des Kriegsraths Held schwarzem Buche, ein Buch, welches sehr wichtige historische Data enthält." Der Graf bemerkte aber noch, daß Treskow unter allen Beschenkten der nützlichste gewesen, indem er mit rastlosem und verständigem Eifer die Güter verbessert und seine Bauern zu arbeitsamen Menschen gemacht hat. D. war erstaunt über das Detail, welches Graf Schlabrendorf von diesen südpreußischen Schenkungen wußte; nun ward die innige Verbindung der Gräfin Lichtenau mit Treskow auch erklärlich: sie war eine Hauptursache, daß Friedrich Wilhelm II. denselben in den Adelstand erhob. —

Für D. war es unangenehm, den in Paris lebenden Dr. Koreff nicht zu finden; derſelbe war nach Italien gegangen, hatte jedoch ſeine Wohnung behalten und dieſe ſeinem Famulus, einem jungen Berliner, Dr. Louis De Lattre, der ſein Schickſal an das von Koreff geknüpft hatte, übergeben. Von Herrn De Lattre ward D. ſehr freundlich empfangen, ſie ſahen ſich faſt täglich und es wurde, bei De Lattre's vortrefflicher Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, verabredet, daß D. in derſelben Stunden von ihm erhalten ſollte; die große ſchätzbare Bibliothek, welche Koreff beſitzt und über die De Lattre gleichfalls freie Benutzung behalten, iſt für D. von großem Nutzen und vieler Annehmlichkeit. Mit Offenheit, Vertrauen und großer Gefälligkeit kam De Lattre entgegen und ſo bildete ſich ein ſehr angenehmes geſellſchaftliches Verhältniß, welches auch noch ſeine Freunde, den Schweden Schwarz und deſſen Freundin, eine Amerikanerin, Madame Cecile Morel, mit umfaßte; Schwarz — Bruder des bekannten Botanikers — ein geiſtreicher, origineller Pedant von großer Gelehrſamkeit und Phantaſie; eigentlich in allen ſeinen Anſichten, in ſeinem Denken, wie in ſeinen Lebensverhältniſſen durchaus unabhängig; Autoritäten und allgemein feſtſtehende Meinungen waren ihm zuwider. So hatte er zum Beiſpiel den Thierkreis von Denderah aus dem Himmel auf die Erde verpflanzt und die Sternbilder für nichts als eine allegoriſche Geographie der transkaukaſiſchen Länder erklärt, wobei natürlich die Stadt Baku eine bedeutende Rolle ſpielte. Alex. v. Humboldt erklärte zwar dies Syſtem, als er durch D. eine kleine Broſchüre von Schwarz darüber erhielt, für très ingénieux, doch blieb er aber wohl bei der allgemein angenommenen Bedeutung ſtehen. Auch über, freilich nur

für den Augenblick interessante, politische Gegenstände hatte er kleine Broschüren drucken lassen. — Als D. nun begann seine Pläne zu der Besichtigung von Paris zu machen, kam der 9. December 1812 heran, ein Tag, der D.'s ganzem Leben eine andere Richtung, eine durchaus andere Wendung geben soll! —

Der Gesandte, Herr v. Krusemark, ließ D. dringend bitten, unverzüglich zu ihm zu kommen; Treskow war der Bote dieser Nachricht, er behandelte sie höchst geheimnißvoll und spannte D.'s Erwartung auf's höchste. Diese für das ganze übrige Leben wichtigste Begebenheit mag hier durch eine Stelle aus D.'s Briefe in die Heimath, datirt: Berlin den 30. December 1812, erzählt werden. Es heißt darin: „Ihr wißt, daß ich die Tendenz des Handelsstandes und die Art und Weise, wie unter Napoleon's Knechtschaft der Handel selbst betrieben wird, in einem der größten Handlungshäuser Königsbergs genau kennen gelernt habe und dadurch zur klaren Ueberzeugung kam, daß ich mit meiner Natur und Sinnesart kein Glück dabei machen würde, denn nie werde ich diese egoistische, geldgierige Natur, die ein Kaufmann jetzt haben muß, mir aneignen; ja, Napoleon sieht es ganz gern, wenn falsche Eide geschworen und betrogen wird, wenn nur das verfluchte Kontinentalsystem aufrecht erhalten, ihm Nutzen und den Engländern Schaden gebracht wird. Unter des damaligen französischen Konsuls Aegide sah ich mit Preußens Konsul Verhandlungen eingehen, denen ich stets fremd bleiben würde, spielte ich eine selbstständige Rolle in diesem Trauer- und Schauderspiel. Durch Herrn Jordan's Dazwischenkunft mag es sich da-

mals etwas geändert haben! Durch v. Krusemark's und Perponcher's Aufmunterungen zu der Zeit in Königsberg, nach Paris zu gehen und meine eigene Sehnsucht, der diplomatischen Laufbahn anzugehören, gaben mir den Entschluß, meine Verhältnisse zu lösen, Königsberg zu verlassen und zuzusehen, was die goldene Freiheit und Unabhängigkeit mir bringen würden! In Paris war ich nun sehr viel im Hause bei General v. Krusemark; das Leben unter Diplomaten und die nähere Bekanntschaft mit solchen Verhältnissen erweckte den alten Wunsch, die alte Sehnsucht und ich bemerkte, daß Herr v. Krusemark meine Hoffnungen dieserhalb nähren wollte und sie zu realisiren und zu unterstützen geneigt sein würde, wenn die Gelegenheit sich dazu fände. Und diese hat sich gefunden. Auch Reichardt hat in jüngern Jahren oft den Wunsch gehabt, die diplomatische Laufbahn mit seiner Kunst, für die er doch wohl geboren war, zu vertauschen; doch er unterließ es, weil er glaubte, daß unser einer, aus bürgerlichem Stande, in dem Fache es nie über den Legations-Sekretair bringt, — eine Erfahrung, die er bei unserem und vielen andern Höfen gemacht. Auch dieses hat mir Reichardt vorgestellt und ich weiß es sehr wohl, daß der Legations-Sekretair alles zu seinem politischen Geschäfte Gehörige wissen und kennen soll, um den hochadligen Vorgesetzten überall zu unterstützen, zu vertreten. Ich wiederhole dieses Alles, um Euch meine Handlungsweise zu rechtfertigen und zu zeigen, daß ich das Ding von allen Seiten überlegt habe. Ich eilte also gleich auf Treskow's Nachricht zu dem Gesandten, fand ihn und er eröffnete mir Folgendes: „Was jetzt zwischen uns verhandelt wird, muß strenge unter uns bleiben; auch zu Ihrer Sicherheit ist es nothwendig. Also wollen Sie jetzt gleich, in

ein, zwei Tagen nach Berlin reisen? Ich habe Depeschen an den Staatskanzler und mündliche Erläuterungen dazu demselben mitzutheilen; Herrn v. Massow, der als Kourier hergekommen, und auch andere hier sich aufhaltende Preußen, will ich dazu nicht brauchen; fürchten Sie die Gefahr einer solchen Reise nicht und können Sie die schlechte Witterung ertragen, so bereiten Sie Alles vor. Ihren Bekannten kann die Erzählung von einer alten Tante, die im Sterben liegt und zu der Sie eilig reisen müssen, genügen. Durch Treskow werden Sie Geld, Wagen und alles zur Reise Nöthige erhalten, da das Ganze den Schein als Privatunternehmung behalten muß; still, ohne Aufsehen müssen Sie als Privatperson nur mit Extrapost reisen und doch so schnell als ein Kourier. Ueberlegen Sie sich die Sache und sagen mir heute noch Antwort; doch bedenken Sie wohl, die Reise kann Ihnen lebensgefährlich werden, wenn nicht Vorsicht und Verschwiegenheit von Ihrer Seite beobachtet wird; Napoleon spaßt bei solchen Gelegenheiten nicht. Ich habe das volle Vertrauen zu Ihrem Charakter und Ihrer Handlungsweise, und ich werde Sie dem Staatskanzler aufrichtig dringendst empfehlen." Natürlich erwiederte ich, daß kein Besinnen von meiner Seite nöthig wäre und ich bereit sei, heute noch abzureisen, um so mehr, wenn ich dadurch mich nützlich machen könnte. Dieser schnelle Entschluß machte auf Krusemark einen sehr guten Eindruck und es ward bestimmt, daß ich alles Nöthige, besonders den Paß, besorgen und dann den 12. Dezember früh abreisen sollte. — Des Morgens an diesem Tage erhielt ich meine Depeschen, die mündlichen Aufträge notirte ich mit einzelnen Worten, versteckte Alles auf's beste, und da ich sonst nichts hatte, was Verdacht erregen konnte, so war alle Hoffnung zu einer

glücklichen Reise verbanden, obschon die französischen Behörden vielleicht nie so aufmerksam auf Preußen waren, als eben jetzt; wird der Name Preußen nur ausgesprochen, so horcht Alles auf; die Spannung, welche Parthei dieses Land nehmen könnte, ist zu groß. – In Mainz, wo ich den 15. mit Tagesanbruch ankam, war noch Herr v. Berckheim (Commissair special de police), mein Glück! ich eilte sogleich zu ihm, fand ihn noch im Bette; er war eben so artig und verbindlich, als bei meiner Hinreise, fragte mit großer Theilnahme, ob es meine Tante Reichardt sei, die im Sterben läge; er ließ meinen Paß sogleich holen und da ich nicht wußte, durch welches Thor ich hineingekommen, so schickte er zu deren zwei und in einer Stunde war ich expedirt. Berckheim warnte vor den Douaniers, deren Gesetze jetzt schärfer als je sind, und erzählte, daß man neulich einen jungen Menschen bis auf's Hemde ausgezogen habe, und sah mich dabei mit sehr verfänglichen Augen an. Nicht ohne große Besorgniß wanderte ich zu meinem Wagen, der bereits angespannt war.— Dem Douanier auf der Brücke kaufte ich für zwei Thaler Eau de Cologne ab, er schien mich für einen hohen Beamten zu halten, — General v. Krusemark hatte mir einen schönen seidenen Mantel geliehen, — und ich kam glücklich ohne Visitation durch. Als ich in Gotha einfuhr, fragte der wachhabende Offizier nichts Anderes als: „Mein Herr, sind Sie ein Edelmann?" Nein. „Ist es aber auch bestimmt, denn ist dieses, so muß ich Sie melden." Zum Teufel, wenn ich Ihnen Nein sage, so können Sie es glauben, und so fuhr ich zur Post. Also nur Edelleute werden in Gotha gemeldet! Hier erfuhr ich die saubere Geschichte von Hofrath Becker, den französische Dragoner des Nachts arretirt und abgeführt haben, ohne dem Herzoge vorher Anzeige davon

zu machen; dieſer erfuhr es erſt des folgenden Tages, als die Wegführung bereits bewerkſtelligt war. Man ſagt, der bei dieſer Expedition kommandirte Wachtmeiſter habe geſagt: Becker ſei arretirt, weil man es in jetziger Zeit nicht geſtatten dürfe, daß Journale zu viel Allgemeinheit gewönnen, zu populär würden, und dieſes ſei der Fall bei Becker's Zeitſchriften. Obſchon ich in Eiſenach den Wagen gebrochen, ſo war ich doch den 20. December Nachts 1 Uhr in Berlin; früh Morgens brachte ich meine Depeſchen zum Staatskanzler und ward um 10 Uhr wieder beſtellt. Mit klopfendem Herzen fand ich mich zu dieſer erſten Unterredung ein: ſie ſollte mein ganzes Schickſal entſcheiden. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen; der Staatskanzler war ſehr freundlich, ließ ſich Alles genau berichten, fragte nach den kleinſten Details und ſagte endlich mit einer hinreißenden Liebenswürdigkeit: „General Kruſemark hat Sie mir ſehr dringend empfohlen, Sie haben Ihren Auftrag brav und klug erfüllt, was kann ich für Sie thun?“ Kurz und beſtimmt erwiederte ich: Gern möchte ich die diplomatiſche Laufbahn ergreifen und jetzt noch ein Jahr in Paris bleiben und ſtudiren, habe aber kein Vermögen und jetzt nur noch 700 Franks. Wäre es daher möglich, daß Ew. Excellenz mich mit einem Jahrgehalt von 500 Thalern nach Paris zurückſchickten, ſo wäre der größte Wunſch meines Lebens erfüllt. Hardenberg lächelte und meinte: „Wenn ich mich mit Ihrer ganzen Perſönlichkeit auch als zufrieden erklären muß, ſo iſt Ihr Begehren doch ſehr eigener Art. Sie haben noch gar nicht im Staatsdienſte geſtanden, haben um denſelben keine Verdienſte, um einen Anſpruch zu machen, welchen man erſt durch lange treue Dienſte erhalten kann; doch wie geſagt, ich wünſche, nach dem was mir der General v. Kruſemark

geschrieben und nach dem wie Sie sich mir vorgestellt haben, daß Sie ein tüchtiger Beamter werden mögen; ich kann jedoch darüber nichts entscheiden, werde aber mit Vergnügen Sr. Majestät darüber Vortrag machen. Schreiben Sie Ihre desfallsigen Ansichten auf, essen heute Mittag bei mir und bringen Ihre Schrift mit." Der Staatskanzler erkundigte sich nun noch genau nach meiner Familie. Der Mittag verging ungenirt und froh; die Gesellschaft bestand aus dem Fürsten Wittgenstein, Finanzrath Crelinger und noch zwei bestemnten Herren, die Staatskanzlerin nicht zu vergessen, welche durch ihr angenehmes, natürliches Wesen eine ansprechende Erscheinung ist. Ich mußte von Paris viel erzählen und besonders Alles, was ich aus und über Spanien wußte, woran namentlich der Fürst Wittgenstein viel Interesse nahm. Nach Tische nahm mir der Staatskanzler meine Schrift ab, versprach nochmals darüber Sr. Majestät vorzutragen und meinte, in 14 Tagen würde ich wieder abreisen können." So weit das Tagebuch.

December war vorüber und Januar nahte sich seinem Ende, ohne daß T. ein Wort von Hardenberg zu hören bekam. Dagegen war das Leben in dieser Zeit sehr unruhig, aber vergnügter Art. Alte liebe Freunde wurden aufgesucht und viele neue erworben, unter die ich besonders Hirt, Zelter rechne. Auch Iffland wurde in Reichardt's Aufträgen besucht; T. fand in ihm einen häßlichen, höchst wichtigthuenden Menschen, der durchaus keine Aehnlichkeit mit den vielen trefflichen Portraits hat; er versprach wegen der neu zu gebenden Oper von Reichardt alles Mögliche, doch Zelter meinte, das sei Alles Komödie. — Niebuhr sah T. in einer Mittagsgesellschaft; ein höchst verständiges Gesicht, doch seine lange spitze Nase

ſcheint ſich in zu viele Dinge miſchen zu wollen; dabei thut ſeine Schärfe und die ſchneidende Sprache weh. Zugegen war noch Buttmann, ein herrlich, kräftig Geſicht, deſſen Rede mit treffendem Witze geſalzen iſt.

Den 2. Februar ließ der Staatskanzler D. zu Mittag einladen; er gab die erfreuliche Nachricht, daß der König ſeinen Antrag genehmigt habe und T. jetzt mit einem Jahrgehalte von 2000 Franks nach Paris zurückgehen ſollte. D. erhielt vom Staatskanzler ein Billet an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen v. d. Goltz; als D. ſich bei dieſem präſentirte, las der Graf den Brief und ſagte ſehr ärgerlich: „Warum haben Sie ſich nicht bei mir gemeldet und wie kann Herr von Hardenberg Ihre Anſtellung bei Sr. Majeſtät in Antrag bringen ohne meine Zuſtimmung? Wahrlich das finde ich ſehr eigenthümlich und kann daher auch nichts zu Ihrer Anſtellung und zu Ihrer Reiſe nach Paris ſagen und thun.“ D. verſicherte, von Anſtellung ſei noch gar nicht die Rede und deshalb ſei es von ihm auch nicht zu wagen geweſen, unbekannterweiſe Se. Excellenz mit einer Angelegenheit zu beläſtigen, die durchaus noch nicht in das Reſſort des auswärtigen Departements gehöre; es ſei nur ein Gnaden-Akt Sr. Majeſtät. Graf Goltz ſchien ſich zu beruhigen, entließ D. zwar artig, doch mit einigem Grimm wohl im Herzen, ſich in ſeinen Rechten gekränkt fühlend. General v. Röckeritz verſprach beim Abſchiede, den D. von dieſem alten gutmüthigen Mann nahm, die Sache bei Golz wieder in Ordnung zu bringen, ſo auch die alte Generalin v. Kruſemark, Mutter des Geſandten, in welcher D. eine vortreffliche, milde Dame hatte kennen gelernt. Der Staatskanzler, dem natürlich der Vorfall mit Golz berichtet wurde, meinte: „Es iſt ein verträglicher

Mann, Graf Goltz und er wird schon wieder gut werden; man muß demselben nur Zeit lassen.“ D. sollte nun noch eine unangenehme, kitzliche Sache für Reichardt bei Hardenberg zur Sprache bringen. Es war ein Buch „Handzeichnungen“ erschienen und Reichardt war bei Hardenberg als Verfasser dieser Schmähschrift gegen denselben genannt. Reichardt hatte sich an Stägemann gewendet und gebeten, den Staatskanzler davon zu überzeugen, daß doch eigentlich kein Mensch mit gesunden Sinnen ihn in Verdacht haben könnte, solch elenden Wisch geschrieben zu haben; auch sollte Stägemann, wenn es nöthig sei, eine Erklärung in Reichardt's Namen öffentlich bekannt machen: „daß er nicht den mindesten Antheil daran habe, weder direkten noch indirekten.“ Stägemann lehnte diesen ganzen Auftrag ab, indem „man dem Staatskanzler über dieses ärgerliche Buch durchaus nicht sprechen dürfe, man thäte sich selbst dadurch Schaden.“ Nun bekam D. den Auftrag, es zu thun; er theilte dem Staatskanzler die Stelle aus Reichardt's Brief mit und erhielt zur Antwort: „ich habe diesem Gerüchte, welches mir ein böser Bube hinterbrachte, nie Glauben beigemessen; ich habe Ihres Oncle's Liebe für mich, so wie er auch die meinige erprobt, in Zeiten, wo solche Proben etwas galten. Schreiben Sie ihm dieses und grüßen ihn recht herzlich von mir.“ — Die Abreise wurde auf den 6. Februar festgesetzt und D. sollte einen Feldjäger, Herrn Gärtner, mitnehmen, auch demselben den Wagen zur Disposition stellen, weil Packete, Depeschen und dergl. diesem Manne übergeben werden sollten. — Als D. sich beim Staatskanzler beurlaubte, empfing er von demselben einen Brief für den Grafen Schlabrendorf mit Hardenberg's Bemerkung: „geben Sie dem Grafen mit

meinem beſten Gruß dieſen Brief, er wird daraus ſehen, daß ich bemüht bin, Alles gut zu machen und auszugleichen, was ihm früher, wohl nur durch Miſsverſtändniß, Unangenehmes und Nachtheiliges von unſern Behörden widerfahren iſt; ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſehr hoch ſchätze und mich herzlich freuen würde, ihn perſönlich zu ſehen, zu ſprechen. Und nun reiſen Sie glücklich; in dieſem Briefe (welchen der Staatskanzler gleichfalls an D. gab) habe ich Herrn v. Kruſemark gebeten, ſich Ihrer in aller Hinſicht anzunehmen; befolgen Sie ſtrenge, was er Ihnen rathen wird, und machen, daß ich ſtets Freude darüber empfinde, was für Sie geſchehen iſt; dann werde ich dafür ſorgen, daß Sie in dieſer neu erwählten Carrière raſch vorwärts kommen; es ſoll Ihrer nie vergeſſen werden; leben Sie wohl." Die Familie Treſkow, bei der D. gewohnt und gelebt hatte, bewies ſich auch noch bei der Abreiſe ſehr freundlich und gütig und packte, wo nur noch Platz zu finden war, den köſtlichſten Proviant in den Wagen, welches freilich ſehr ſchwer wurde, da der Feldjäger vom Grafen Goltz, beſonders von der Gräfin, ſo viel Packete, Rollen und Schachteln mitbekommen hatte, daß für uns Menſchen kaum Platz war. Die Rückreiſe war unangenehm und angreifend; zwei Rollen mit Zeichnungen gingen verloren, die ſich bis jetzt auch noch nicht wieder gefunden haben. Die Wege waren grundlos, und wegen der groſsen Truppenmärſche und Munitionstransporte konnte man auch nicht ſchnell fahren. D. hatte es ſich ausbedungen, über Halle zu gehen, woſelbſt wir um 2 Uhr Nachts anlangten; D. blieb einige Stunden bei Reichardt, den er noch ſehr leidend fand. — Den 14. Februar 1812 langte D. in Paris nach einer Abweſenheit von zwei Monaten wieder an.

D. fand die Aufnahme bei Krusemark eben so gütig und freundlich als früher; er freute sich, daß D.'s Wünsche so gut in Erfüllung gegangen wären und versprach, von seiner Seite Alles zu thun, damit auch ferner ein Gleiches geschähe. Graf Goltz hatte aber über D. so konfus geschrieben, daß Krusemark Anfangs glaubte, dieser sei förmlich bei der Gesandtschaft angestellt, ihm solle der Eid abgenommen und er dem Kaiser präsentirt werden. — Da der Gesandte den Zusammenhang des Ganzen endlich erfuhr, so ward dem Bericht des Grafen Goltz keine Folge geleistet und Krusemark meinte: „wahrlich es wäre für den Dienst besser, der Graf nähme den Abschied, es kommt sonst keine Einheit in die Geschäfte, welche grade jetzt so nothwendig ist."

Um Paris auf's vollständigste kennen zu lernen und den Aufenthalt in dieser Weltstadt zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes bestens zu benutzen, wurden alle nur möglichen Vorkehrungen getroffen. D. theilte den Plan von Paris in Quadrate, deren jedes nun durchforscht und alles Beachtenswerthe genau verzeichnet wurde, um es dann des Abends mit einem guten Guide de Paris zu vergleichen, ob vielleicht etwas übersehen sei. Außerdem besuchte D. regelmäßig die Vorlesungen der hiesigen Professoren, namentlich die geschichtlichen bei Lacretelle und die naturhistorischen bei Desfontaines und Cuvier. Es ward durch diese Studien sehr klar, daß es den Franzosen wenig darauf ankommt, was gesagt wird, sondern nur wie es gesagt wird. Lacretelle's Vorträge enthalten nichts als Uebersetzungen alter bewährter Autoren und geben weder neue Ansichten, noch entwickeln sie neue, lehrreiche Ideen. Desfontaines liest im Jardin des plantes um 7 Uhr Morgens in einem

groſsen ſchönen Amphitheater, welches ſein Licht von Oben erhält und mit den herrlichſten Blumen geſchmückt iſt; die Verſammlung von Männern und ſehr hübſchen Frauen und Mädchen iſt groß und brillant. Desfontaines hat ein echt franzöſiſches feines Geſicht, aus dem Witz, Geiſt und Gutmüthigkeit ſpricht, ſeine Stimme iſt aber ſchwach und der Vortrag etwas trivial; er war in der Uniform des Inſtituts, die man ſpottweiſe habit aux fines herbes nennt. Ohne alle Einleitung fing er gleich bei den Wurzeln an und beendete dieſes Kapitel auch in der erſten Stunde.

Seit vier Jahren hat Cuvier keine Vorleſungen gehalten, daher fand D. ein ſehr zahlreiches Auditorium, und obſchon er die Anatomie comparée vortrug, ſo ſah man doch Frauen und Mädchen, welche fleiſsig nachſchrieben. Cuvier hat einen tüchtigen, ausdrucksvollen Kopf, ſein Vortrag iſt kräftig und voll Feuer; es iſt aber traurig, daſs dieſer ſo bedeutende, gelehrte Mann, deſſen groſse Verdienſte Deutſchland ſo ganz anerkennt, gegen deutſche Gelehrſamkeit und deutſches Forſchen — ſelbſt eigentlich ein Deutſcher — mit groſser Lieblosigkeit eifert, um Frankreichs Gelehrte zu heben. „Wenn Deutſche, ſagte er, etwas in einer Wiſſenſchaft ſchreiben und deutlich machen wollen, und ſie finden, daſs man davon keinen deutlichen Begriff hat, ſo hüllen ſie ihre nichtsſagenden Gedanken in herrliche Phraſen und blühenden Styl; was haben ſie denn in der Phyſiologie gelehrt und neues geſagt? Nichts. Jetzt werde ich aber" — u. ſ. w. Endlich kam er auch auf das notre moi und brachte dabei gar wunderbare Anſichten ſeiner Perſon hervor und verſicherte, er würde ſpäter erſchöpfende Recherches über die in Deutſchland erſchienenen Werke halten. Die Zuhörer blähten ſich förmlich wie die Truthähne auf, als es ſo über Deutſchland herging. „Was

iſt Leben?" rief er plötzlich aus. „Leben kann man nur aus dem Negativen erklären; alſo was iſt Tod? Tod iſt, wenn im Körper durchaus keine Bewegung ſtatt findet; nun iſt daher Leben, wo eine ewige Bewegung, ein unaufhörliches Verändern der Theile ſich findet, ein mouvement particulier de tourbillon; dies alſo iſt Leben, und nun kann man noch fragen, in welchem Körper iſt Leben? Leben iſt in jedem Körper, wo dies mouvement particulier de tourbillon ſtatt hat und wo die flüſſigen Theile nicht verdunſten und die feſten nicht flüſſig werden, denn dieſer Akt geht mit jedem todten Körper vor." Das iſt Cuvier's Erklärung vom Leben. — Cuvier mag wohl durch harte abſprechende Aeußerungen der deutſchen Naturphiloſophen gereizt und von anders denkenden, kriechenden deutſchen Gelehrten ſelbſt zu dieſen tollen Ausfällen angetrieben worden ſein. Später lernte D. Cuvier in ſeinem Hauſe und Familienkreiſe kennen und fand einen eben ſo gelehrten als liebenswürdigen Mann, der viel Kenntniß von Deutſchland hat.

Eine öffentliche Sitzung und Prüfung im Taubſtummen-Inſtitut hörte T. mit ſo großem Intereſſe an, daß er alles Bemerkenswerthe nachſchrieb. Was das Tagebuch darüber ſagt, leſe man in der Anlage H. 1. Die Vorleſungen von Dr. Spurzheim über Gall's Schädellehre, im Palais des Fürſten Schwarzenberg, zu denen T. Eintritt erhielt, waren von großem Intereſſe, doch hatten ſie bei weitem nicht das Pikante, Lebendige derjenigen, welche Gall ſelbſt vor einer glänzenden Verſammlung von Herren und Damen hielt. D. hatte die nähere Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen Mannes auf eine ſehr komiſche Art gemacht: ſie trafen bei einem gemeinſchaftlichen Freunde zuſammen, Gall kam von einem Diner, — und zwar viel mehr als aufgeregt.

Kaum war die Präſentation vorbei, ſo fiel Gall über D.'s Kopf her, betaſtete ihn von allen Seiten und rief: „hier iſt Liſt, Hochmuth, Theoſophie und Religionsſchwärmerei auf's höchſte vorhanden und wie in einen Blumenſtrauß verknüpft, etwas Mord- und Scharfſinn fehlen auch nicht.“ Herr Gall nahm bald darauf einen Platz in der Ecke des Sopha's und ſchlief feſt ein, ein Schlaf, der bis nach Mitternacht gewährt haben ſoll. Des andern Tages erhielt D. einen Beſuch von Gall, der wegen des Vorfalls eine Entſchuldigung machte und freundlichſt einlud, ſeine Vorleſungen zu beſuchen, welches natürlich mit großem Vergnügen angenommen wurde. Gall erſchien bei dieſen Vorträgen wie ein grober, aber kluger Charlatan; geiſtreich, mit großem Feuer trägt er ſeinen wohl und konſequent ausgedachten Roman vor: an Aeußerungen der frevelhafteſten Art, die er mit Lachen zum Beſten giebt, fehlt es nicht; Alles, was nicht ſeiner Lehre huldigt, iſt ihm Narrheit, Steffens und alle Gegner beſchimpft er mit den gemeinſten Ausdrücken. Die Verſammlung iſt wirklich glänzend zu nennen, beſonders an Damen, welche mit einem Eifer nachſchreiben, als „diktirte ihnen der heilige Geiſt.“ Später, wohl als eine Art von Genugthuung, wollte Gall es ſich nicht nehmen laſſen, D.'s Schädel genau zu unterſuchen und ſchrieb darüber folgendes auf ein Blättchen nieder, welches ſorgfältig aufbewahrt wird: „liſtig, gutmüthig, religiös, „vielleicht Abſicht früher Theolog zu werden. Leichtſinnig, „in eigener Beziehung zur Feſtigkeit und Beſtimmtheit von „einem hohen Selbſtgefühl gehalten. Voll Phantaſie — zur „Liebe hingezogen — zornig — und ein treuer Freund.“ Die regelmäßig beſuchten Vorleſungen gaben dem D. die Ueberzeugung, daß ſie der Sprache wegen von großem Nutzen ſind, die wiſſenſchaftlichen Anſichten der Leute aber faſt un-

mer einseitig, und an Grundlichkeit ist, außer bei den Chemikern, selten zu denken.

Graf Schlabrendorf, der täglich, auch noch um 12 und 1 Uhr Nachts in seinem Kaffee aufgesucht wird, versicherte: „ist Gall auch ein großer Aufschneider, so hat er namentlich in den Gefängnissen und andern öffentlichen Anstalten Exzesse gesagt; auch hat er im völlig angetrunkenen Zustande muthvoll eine lebensgefährliche Blasenoperation so geschickt und mit so sicherer Hand vollführt, daß es allgemeines Erstaunen erregte."

Im Atelier des Malers David sah und sprach D. diesen wichtigen Mann der Revolution, der mit seinem schiefen Gesicht und einem Ausdrucke darin einen nicht zu beschreibenden Eindruck macht; in dem ganzen Manne liegt eine Willenskraft und ein Etwas, das wahrhaft Schrecken erregen kann; er scheint als Charaktermensch noch wichtiger und beachtungswerther zu sein, wie als Künstler. Bei ihm wurde das vortreffliche, eben fertig gewordene Portrait von Napoleon besehen, welches ein englischer Lord Douglas bestellt hat, der, ohne Partei zu nehmen, die Kriegsthaten des Zeitherrn Napoleon bewundert. Vortrefflich ist die Arbeit und schon der Moment gewählt. Es ist des Kaisers Arbeitsstube, auf dem Tische liegen Papiere und stehen zwei Lichter, eines derselben ist bereits ganz ausgebrannt, das andere noch nicht gänzlich; die Uhr, die in der Stube hängt, zeigt auf vier, den anbrechenden Tag sieht man durch die Fenster. Napoleon scheint eben vom Stuhle aufgestanden, eine Hand in die Weste gesteckt, mit der andern die Lese haltend. Die Wirkung des doppelten Lichtes ist vortrefflich und das Portrait sprechend ähnlich. Konnte David

wohl einen beſſern Moment wählen, um die raſtloſe Thätigkeit des Weltbezwingers darzuſtellen?

Anfangs März machte die Flucht des ruſſiſchen Oberſten v. Czernizeff — der in außerordentlichen Aufträgen hergeſchickt iſt, großes Aufſehen; er hatte durch verrätheriſche Beamte, namentlich einen Herrn Michel im Kriegsminiſterium, die wichtigſten Papiere, in Betreff der Armee-Bewegungen und deren Operationen zum bevorſtehenden Kriege, ſich zu verſchaffen gewußt; Czernizeff erhielt Kunde, daß die ganze Verrätherei dem Napoleon entdeckt ſei, entfloh deshalb heimlich und gelangte glücklich eine Stunde früher über den Rhein, als die telegraphiſche Depeſche, welche die Ordre enthielt, ihn zu arretiren, in Straßburg ankam. Von dieſer Zeit an ward das Spionenweſen auf unglaubliche Weiſe exerzirt und wirklich die perſönliche Sicherheit dadurch gefährdet. Michel's Verraths-Geſchichte iſt übrigens ein auffallender Beweis, wie man im Glauben an ſeine eigene Vortrefflichkeit und großen Geiſt ſo verblendet ſein kann, daß man alle Andern für blind und dumm hält. Czernizeff fuhr z. B. mehrmals in ſeinem Staatswagen und großer Uniform — namentlich eines Tages, als er von Duroc vom Mittagseſſen kam — zu Michel in einem abgelegenen Quartiere der Stadt und konnte alſo glauben, daß die pariſer Polizei davon keine Notiz nehmen würde! Dem Michel wurden daher natürlich im Kriegsminiſterium nur ſolche Sachen zu bearbeiten gegeben, welche, vom Kriegsminiſter Clarke beſtimmt, dem ruſſiſchen Oberſt bekannt werden ſollten; ſo wurde Czernizeff myſtifizirt, er verließ Paris mit Schätzen beladen, die er für echt und wahr hielt; Napoleon arbeitete inzwiſchen bei einem General der Artillerie — wohl la Riboiſſierre — der in

den Champs élisées wohnte, die eigentlichen Operationspläne, und auch von da wurden die nöthigen Kouriere expedirt. Czernizeff's geglückte Flucht war das einzige, wodurch die französischen Behörden hintergangen wurden; Napoleon hatte den festen Willen, und er sprach ihn öfters aus — den Obersten erschießen zu lassen, trotz dem, daß er außerordentlicher Gesandter des Kaisers von Rußland war. Ueber die Hinrichtung des Michel sagt D.'s Tagebuch: „Vor allem muß ich doch noch erzählen, daß ich den wegen Landesverraths verurtheilten Michel habe guillotiniren sehen. Des Verbrechers Vermögen ist eingezogen, er hinterläßt eine Frau und acht Kinder. Ein solcher Akt der Gerechtigkeit geht gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags auf dem Grève-Platze vor sich. Mitten auf dem Platze steht die Guillotine, sie hat ein recht winziges, armseliges Ansehen. Der Körper wird auf ein Brett geschnallt, damit sich der Hals nicht verschieben und das Messer ihn an einem unrechten Ort treffen könnte. Bei jeder Hinrichtung wird die Guillotine aufgerichtet und nach der Operation wieder bei Seite gebracht; in einen alten Korb werden nachher Kopf und Leichnam hineingeworfen; das Ganze ist roth angestrichen. Es soll dieselbe Maschine sein, welche in der Revolutionszeit gebraucht worden ist. Gegen drei Uhr kam ein Henkersknecht und seifte die Rinnen ein, worin das Messer läuft; auch langte sehr viel Militair an, schloß einen großen Kreis und trieb die ungeheuer große Menschen-Masse etwas auseinander. Weiber, Jungen und Schubkärrner kamen und hatten Stühle, Tische und Karren, mit Pferden bespannt, zu vermiethen. Ich hatte einen Stuhl dicht hinter dem Militair und stand gesichert. Es fielen viele lächerliche Scenen vor, worüber denn auch öfters ein allgemeines

Gelächter erscholl, trotz der bevorstehenden Hinrichtung; das Ganze hätte man mit Recht für eine Vorbereitung zu einem Lustspiele halten können. Die Uhr schlug vier und es kamen in einem Wagen zwei Richter, welche das Urtheil gesprochen; sehr bald folgte der sehr große Armesünderkarren, worauf wohl zwanzig Personen Platz hatten. Michel saß rückwärts, denn auch der Priester und Henker waren darauf; vor der Maschine ward still gehalten; der Verurtheilte hatte kaum Kraft hinaufzusteigen; eben angekommen, sendete er noch einen gnadesuchenden Blick zum Himmel. Aufsteigen, auskleiden, auf's Brett binden, verschieben und herabfallen des Messers war die Arbeit von drei Minuten. Alle jene grausenvollen Bilder und Scenen aus der Revolutionszeit vergegenwärtigten sich, und bebend an allen Gliedern, war ich froh das Freie zu erreichen. Eigentlich ist diese Schnelle schrecklich und Niemand kann sich einen Begriff davon machen, wer es nicht gesehen hat; ich hatte eine große Idee von der Geschwindigkeit, doch die Wirklichkeit übersteigt alles Denken. Es ist gräßlich!" — Die Erzählungen von Napoleon's Furcht, sich ohne große Bedeckung öffentlich zu zeigen, ist Lüge; in dieser Zeit des Michel'schen Verraths begegnete D. dem Kaiser öfters in den Champs elisées ganz allein mit Duroc, in der Entfernung folgte ein Diener mit dem Mantel.

Der Geh. Staatsrath v. B.... war mit Frau in finanziellen Aufträgen nach Paris gekommen; T. sah sie oft und konnte nicht begreifen, wie man solche Wahl in so wichtiger Zeit und zu so wichtiger Sendung hat treffen können; in allen Salons amüsirte man sich mit Anekdoten von ihnen, besonders über die Art Geschäfte zu machen und über die wunderschönen Calembourgs, die durch ihre Unkenntniß der

Sprache hervorgerufen wurden; besonders wußte ein Herr v. Montmorency sehr viel von einer Soirée beim Herzog v. Bassano zu erzählen. Die Verwechselung und falsche Anwendung der Worte bêtes und animaux gab zu den tollsten Zweideutigkeiten Anlaß. Die ernste, würdige Haltung des Generals v. Krusemark mit seiner Freundlichkeit und den schönen Formen setzte die Erscheinung des Herrn v. B. in ein noch schrofferes Licht.

Im Februar lernte T. bei Herrn v. Krusemark den Baron Alex. v. Humboldt kennen; er sprach mit großer Freundlichkeit von Reichardt und war von einer Güte und Liebenswürdigkeit, die den T. sehr glücklich machte; Tages darauf wollte er diesen zu einer Privatsitzung des National-Instituts führen. In Humboldt's Gesprächen herrschte Anmuth, Witz, Belehrung und verpichtende Schärfe, wenn es Bekämpfung des Unverstandes und der Narrheit galt. Groß und für einen Deutschen hocherfreuend war die Achtung, welche allgemein Herrn v. Humboldt gezollt wurde, als wir in den schönen, kostbar dekorirten Saal des Instituts traten; alle beeiferten sich denselben zu begrüßen, besonders innig schien sein Verhältniß zu Carnot zu sein. T. hatte eine Versammlung so vieler bedeutender, geschichtlich merkwürdiger Männer noch nie zuvor gesehen. Der große Mathematiker La Place ist Präsident; er hat eher ein an gutem Mittagstische sich gefallendes Abbé-Gesicht, als wie das eines Mannes, der sich mit so abstrakter, trockener Wissenschaft beschäftigt. Cuvier mit seinem derben, geistreichen Gesichtsausdruk saß ihm von der einen Seite; der alte La Grange erschien zusammengefallen mit einem schlaff herunterhängenden Kopfe, aus dem die rothgeränderten Augen ohne allen Geist blickten; seine Stimme ist sehr schwach

und unangenehm gurgelnd das Franzöſiſche, was er ſpricht. Der Suppen-Rumford ſieht wie ein auf Stelzen daher gehender Leinweber aus und hat im Gange, Manier und ſeiner wüſt geordneten Perrücke viel Aehnlichkeit mit dem trefflichen Oberhofprediger W. in K.; Berthollet's braves Geſicht zeigt viel Aehnlichkeit mit Benj. Franklin. Eine gewiſſe Wohlbeleibtheit und Liebhaberei, den Wanſt mit Leckerbiſſen zu füllen, lag im Ausdruck all' dieſer Herren, wovon jedoch der magere Carnot eine Ausnahme macht; aus deſſen Geſicht, beſonders den glänzenden Augen, ſtrahlt Geiſt und inneres Leben, was ſich jetzt zurückgezogen hat; der ganze Mann ſchien mir das herrlichſte Bild eines echten Republikaners, über deſſen ſtrengen Sinn und über deſſen Reinheit und Aufrichtigkeit der Geſinnung und des Wollens kein Tyrann, ſelbſt Napoleon nichts vermag. Carnot achtete auf den Vortrag ſeiner Kollegen nicht viel, ſondern ſeine Seele ſchien Pläne und Werke zu durchdenken, die in Harmonie gehen mit denen, womit er damals Frankreich beherrſchte und Napoleon leider zu dem machte, was er jetzt iſt.

Die glücklichſte Rückerinnerung an Paris wird für T. ſtets die Art und Weiſe bleiben, wie Alex. v. Humboldt ſich ſeiner annahm, und an die glücklichen Stunden, welche ihm in deſſen Geſellſchaft zuzubringen verſtattet, — und es waren deren recht viele! Humboldt gehört zu den ſeltenen berühmten und gelehrten Männern, welche mit Aufopferung ihrer Zeit ſich junger Leute annehmen und ihnen ſelbſt die Wege zeigen, wie mit Nutzen und Vortheil das Wiſſenswerthe erfaßt werden muß. — Zu T.'s großem Leidweſen verließen General v. Kruſemark und auch die Gräfin v. Lichtenau ſchon im Mai 1812 Paris; die Letztere

mußte bei näherer Bekanntschaft stets mehr und mehr gewinnen; sie neigte sich sehr zum Glauben an Ahnungen, Erscheinungen überirdischer Wesen und vindizirte den orientalischen Völkern, als seiner ergraut, einen Blick in die Zukunft der Nebenmenschen; in dieser Beziehung war sie aber über die Zeit Friedrich Wilhelm's II. verschwiegen wie das Grab und ein Zug tiefster Trauer, wahrhaften Schmerzes sprachen aus ihrem Gesicht, wenn auch nur die entfernteste Deutung dahin gemacht wurde. T. brachte einmal das Gespräch auf den Pfarrer Mayr*) in Königsberg; die Gräfin seufzte tief und sagte: „schweigen wir von diesem Unglücklichen; Bischoffswerder möge es bei Gott verantworten. Lassen wir das also. Ich will Ihnen aber das Gerechte meines Glaubens an das Wunderbare durch ein Faktum beweisen, welches nicht geläugnet werden kann." Gräfin Lichtenau brachte ein Blatt von La Harpe's Handschrift, bald nach Napoleon's Rückkehr aus Egypten geschrieben, merkwürdigen Inhalts! Sie hat es von ihrer Freundin, der Herzogin von Kurland, erhalten. Darin wird nun von den Prophezeihungen gesprochen, welche Bonaparten und seinen Begleitern in Egypten durch ein altes Weib des Landes gemacht worden sind; auf diesem Blatte stand nun das dem General Lannes Wahrgesagte bemerkt. Das sibyllinische Wort lautet: „Ihr werdet nicht eher sterben, als bis ein Reiter, dem der Kopf fehlt, euch den Befehl eures Gebieters überbringt." In der Schlacht bei Aspern 1809 ward dem Ordonnanzoffizier, der an Lannes ein Pergamentblatt mit Napoleon's Ordre überbringen sollte, dicht bei Lannes der Kopf von einer Kugel

*) Siehe Seite 18

zerschmettert und gleich darauf dem Marschall die Beine durch eine ähnliche Kugel abgerissen, welches ihm den Tod brachte! La Harpe, der dieses aufgeschrieben, war bereits 1803 gestorben.

Durch die Bekanntschaft mit Professor Immanuel Bekker, den T. durch Aufträge kennen lernte, welche er für diesen von Wolf mitgebracht, erhielt T. manche Belehrung, und Annehmlichkeit hatte sie für die Benutzung der kaiserlichen Bibliothek, welche in Begleitung dieses Gelehrten besehen und dabei die Bekanntschaft des Ritters Hase gemacht wurde, eines gelehrten, gefälligen Deutschen, der ein Kustos der Bibliothek ist. Als T. mit Schlabrendorf über Bekker sprach und dessen Verschlossenheit, Schweigsamkeit und Verachtung der Freuden des Lebens in seinem Charakter tadelte, sagte der Graf: „Dieses mag wohl wie bei den meisten Gelehrten aus Faulheit kommen, welche die Menschen als Stühle, Tische und Bücher, auf welche sie sich stützen können, betrachten wollen; das geht nun aber nicht und daher bleiben sie lieber zu Hause und sehen Niemand. Ihr ganzes Studiren ist eigentlich eine Art von Faulheit, denn Bücher lassen sich noch ihrer Bequemlichkeit bei Seite legen; so geht es aber nicht unter und mit Menschen, wo man öfters gegen die selbsteigene Bequemlichkeit geschoben wird.“ Treskow, der mit uns im Kaffee war, hatte schon längst das Journal de Paris gefordert, worin ein dicht neben uns sitzender Mann seit einer Stunde las, endlich rief er verdrießlich dem Garçon zu: „Nun, liest man denn die Zeitung hier ewig?“ Laut sagte darauf Graf Schlabrendorf: „Mit den Ohren liest man nicht so geschwinde, als mit den Augen.“ Der Zeitungsleser wurde blutroth, blähte sich auf, legte das Blatt fort und ging; ein Spion hat nie-

mals Herz zu irgend einer Art von Entgegnung. Bei dieſer Gelegenheit ſprach Schlabrendorf noch ſehr viel über das greuliche Spionnweſen: „Sie werden, meinte er, alle Straßen und großen Plätze mit Pulcinellen, Seiltänzern, Komikern, Mißgeburten u. ſ. w. angefüllt finden, um die ſich der Pöbel, unter den ich auch vornehme Leute rechne, verſammelt, um mit offenem Maul und Ohren zu gaffen. Dieſe Bankſpringer und Landſtreicher ſtehen ſämmtlich im Solde der Polizei; ſie ſollen das Volk beſchäftigen, damit es nicht nachſinnt und auf ernſte Gedanken über das Elend der Zeit kommt; auch die öffentlichen Mädchen aller Klaſſen gehören zur Polizei, ſo verwendet das Gouvernement gleichfalls große Summen für das Theaterweſen, damit das ſchauluſtige Publikum auch von dieſer Seite volle Befriedigung finde.“ Mit Recht muß man aber jetzt auch die verſchiedenen Theater und auch die Ballets vortrefflich nennen, obſchon die letzteren nichts anderes als „zierliche Variationen über das paradieſiſche Feigenblatt zu ſein ſcheinen.“ Einen unauslöſchlichen Eindruck machte die Aufführung des Britannicus von Racine; T. ſchreibt darüber in ſeinem Tagebuche: „Der Nero iſt trefflich von Racine geſchildert und Talma's vollkommenes Spiel läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben. Wenn Nero ſo geweſen iſt, wie ihn die Geſchichte, wie ihn Tacitus ſchildert, ſo kann er nur ſo ausgeſehen, ſo gehandelt und ſo ſich betragen haben, als ihn Talma darſtellt. Es iſt der Triumph der Kunſt, denn bis zu den feinſten Nüancen ſieht man den ſchwachen, wankelmüthigen Tyrannen. Welch' eine Scene mit ſeiner Mutter! ihre Ermahnung, ihre Vorwürfe hört er nicht, ſondern er beſieht die Stickerei ſeines Kleides, bewegt ſich aus Ungeduld von einer Seite des Seſſels zur andern, in ſeinem

Geſicht lieſt man bereits den beſchloſſenen Mord. So vortrefflich er dieſe Scene macht, ſpielt er ſie alle; Jeder ſpielt trefflich und meiſterhaft, doch leuchtet Talma wie eine Sonne hervor. Der Anſtand und die Majeſtät der Madame Raucour als Agrippina war zu bewundern, ſo auch die liebenswürdige Junia in Mlle. Bourgoing. Wer nie den Kaiſer Napoleon geſehen, kann kein ähnlicheres Bild in Geſicht und Betragen von ihm erhalten, als durch Talma im Nero! Die Bourgoing iſt ein reizendes Weſen, auch außer dem Theater voll Geiſt und Witz. Zur Zeit, als der Marſchall Soult Herzog von Dalmatien wurde, war das Herzogmachen an der Tagesordnung. Die neue Herzogin war berüchtigt wegen ihrer ordinairen Manieren, wegen ihrer Geiſtloſigkeit. Mlle. Bourgoing wohnte damals neben dem Herzoge; die Gärten waren nur durch ein Gitter getrennt. Die Herzogin liebt Kanarienvögel, die Bourgoing Katzen; eine dieſer Katzen hat die Kühnheit, einen herzoglichen Vogel zu freſſen; die Herzogin geräth in Wuth. Beide Frauen ſind im Garten; die Herzogin hält die Katzenfreundin für die Kammerfrau und ſchimpft auf's pöbelhafteſte, — kühner und witziger wird es erwidert. Verzweiflungsvoll beſiegt, ſtürzt die Herzogin fort und ſchreibt ein Billet an die Bourgoing und fordert Beſtrafung der Kammerfrau; das Billet iſt unterſchrieben: „Elisabet de Dalmatie.“ Die Bourgoing antwortet artig, entſchuldigt die Kammerfrau und unterſchreibt: „Iphigenie en Aulide.“ Tages vorher hatte das geiſtreiche Mädchen dieſe Rolle geſpielt. Welch' feine Satyre auf Napoleon's Herzöge! Acht Tage Stubenarreſt beſtrafte der Kaiſer als Strafe dieſes Frevels.“

D. trat in nähere freundſchaftliche Verhältniſſe zu

Dr. Bremer aus Berlin, vorzüglich jedoch zu Dr. Phil. Heineken aus Bremen; in deren Gesellschaft ward nun Alles besehen, natürlich die umliegenden Ortschaften zu besuchen nicht vergessen. Dr. Bremer, ein aufgeweckter, heiterer Kopf, hat sehr viel gelernt und wird gewiß einst in seiner Vaterstadt eine glückliche Praxis erlangen, ist freilich ein verzogenes Kind, das uns beherrschen und stets recht haben will; Dr. Heineken, ein Mann von tiefem Gefühle und warmen Interesse für's Gute und Schöne, liebt und fördert dasselbe, weil er es für's Leben, für die eigene Existenz als nothwendig erachtet, während Dr. Bremer mehr nur des gesellschaftlichen Verkehres wegen daran Theil nimmt. Zu uns gesellte sich noch der hessen-darmstädtische Legationssekretair Baron v. Lichtenberg, ein lieber, gar sinniger Mensch mit einer Ausbildung, sowohl durch Studien als Reisen; er war lange in Rom und Neapel, ist Freund von Maler Müller, den Riepenhausen und von L. J. Werner, welcher, wie Dr. Heineken, der eben aus Rom angekommen, erzählt — jetzt in Rom Cherknaben Dienste that und den wegen seines Schmutzes alle Welt flieht. Mit Heineken wurde das große Etablissement in Bicêtre besucht — ein Zusammenfluß von Menschenelend und Laster! Bicêtre kann man wohl eine kleine Stadt nennen; alte Leute über 70 Jahre, Personen, mit unheilbaren Uebeln behaftet, finden hier Aufnahme, man zählt jetzt dergleichen 3000 Köpfe; alle Arten Gewerbe werden hier getrieben. Die Menschen sind vortrefflich gehalten und jedem Staate würde eine solche Anstalt zur Ehre gereichen. Dann ist Bicêtre auch noch das Gefängniß für Verbrecher, welche bereits zum Tode, oder zu den Galeeren verurtheilt sind; der Art Personen sind jetzt 300 verhanden; bis zur Vollstreckung des Urtheils werden

sie hier aufbewahrt, sind bis zur Verführung auch gehalten, die schweren Sklavenarbeiten zu verrichten, besonders Herbeischaffung des Wassers aus einem Brunnen, der als eines der bewunderungswürdigsten Werke in Europa bekannt ist. Endlich ist Bicêtre auch noch der Aufenthalt für Tolle und Verrückte, zu deren Heilung wenig Hoffnung vorhanden ist. Unter denen, welche als unschädlich theils frei, theils in Zwangshemden auf großen freien Plätzen umhergehen, schlich einer der letztern Gattung uns immer nach und als T. zu Heineken sagte: „Sieh doch das lange Gesicht dieses Narrs," — gab er demselben einen derben Stoß mit dem Arme und sah uns dabei mit einem Ausdrucke an, als wolle er sagen: „Narren, die ihr mich für einen Narren haltet." Die Sache war uns zu auffallend, ein gutes Trinkgeld machte unsern Führer gesprächig und er erzählte: „Seit zwei Jahren ist dieser Mensch hier. Eines Abends, als die Patrouille durch des Kaisers Zimmer in den Tuillerien die Runde macht, sieht sie unter dem Bett im Schlafzimmer einen Fuß versteckt und zieht diesen Kerl hervor. Folgenden Tages wird er befragt, verhört, doch er antwortet keine Silbe, sondern stellt sich mit Geberden närrisch; man macht vielfache Versuche mit ihm, doch er bleibt seinem Systeme getreu; man erklärt ihn für toll, bringt ihn hierher und bis jetzt hat er noch kein Wort gesprochen; auch kennt man bis jetzt den Menschen noch nicht, weiß nicht, welch' ein Landsmann es ist, fand kein Papier bei ihm, sondern nur ein scharfes Taschenmesser."

Wohl nie hat die Welt eine schönere Armee gesehen, als es die französische war, welche nach Rußland marschirte! Tag und Nacht ziehen die Garden (März) und werden zum Theil auch auf Wagen fortgebracht. Das neue Corps über

die Nationalgarde vom 13. März 1812 macht großes Aufsehen und bringt allgemeines Murren hervor; wäre bei dessen Publizirung der Kaiser nicht noch hier gewesen, so wären sicher Unruhen entstanden; Jedermann sieht es ein, daß die zwei Arrondire nur zum Schein gemacht sind und daß das Ganze nichts anderes als eine Konskription unter anderm Namen ist.

Die Abreise des Kaisers zur Armee wird sehr bewitzelt und man prophezeiht nach dem Glauben der alten Weiber — Unglück, weil Napoleon sich wahrhaft sentimental bezeigte; zweimal machte er Abschiedsbesuche beim König von Rom, herzte und küßte den Knaben auf's zärtlichste; gnädiges Kopfnicken erhielten die Dienstboten, besonders in St. Cloud; als der Wagen schon abfuhr, winkte er noch mit dem Tuche aus dem Wagenfenster.

Das Freundschaftsverhältniß mit Dr. Heineken war stets inniger geworden; die Zeit der Rückreise desselben nach Bremen rückte heran, sie war Ende Juni bestimmt, für D. ein schmerzhafter Verlust! Heineken wollte die Rückreise über Holland machen, die Freunde kamen überein, sich noch nicht zu trennen, und T. wollte denselben bis Utrecht begleiten. Schnell war dieser Entschluß gefaßt und am 27. Juni 1812 saßen sich Heineken und D. im Cabriolet der Diligence auf dem Wege nach Brüssel; sie gingen über Antwerpen, Rotterdam, Haag, Harlem, Amsterdam nach Utrecht; auf's genaueste wurde Alles gesehen; hier trennten sich die Freunde, Heineken ging über Groningen nach Bremen und T. über Herzogenbusch, Antwerpen, Gent, Amiens nach Paris zurück, wo er den 23. Juli Abends anlangte.

Welch' ein Paradies, dieses Flandern, Brabant!

„So viele reiche, blühende Provinzen!
„Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
„Ein gutes Volk —."

Holland ist übrigens ein Land, dem man das Außerordentliche auf jedem Schritte ansieht: es ist dem Meere abgewonnen, abgezwungen. Wohlbehaglich, phlegmatisch und in einer Seelenruhe, die nichts zu stören vermag, erscheint dieses merkwürdige Volk; am Halten der thönernen Pfeife, ja an der Nasenspitze sieht man es dem Holländer an, über wieviel Millionen er kommandirt. Die genaue Beschreibung dieser Reise, welche zwar in den Tagebüchern vorliegt, wird hier übergangen, da es deren so viele und gute giebt; einige Punkte mögen hervorgehoben werden.

Viele der wissenschaftlichen Institute sind trefflich, mehr jedoch kostbar als nützlich und dem Zwecke entsprechend, eingerichtet; ergötzlich dabei die Spielereien. Natürlich wurden besonders die medizinischen Anstalten, da D. mit einem Arzte reiste, auf's genaueste besehen und durchforscht. In Leiden besuchten wir den Professer Brugmanns, einen vierzigjährigen Mann mit einem biedern, geistreichen Gesichte und begabt mit großer Wohlredenheit. Er nahm uns sehr freundlich auf und führte uns in sein Privatkabinet der vergleichenden Anatomie, wohl hinsichtlich der Vollständigkeit und guten Anordnung eines der ersten in Europa; in demselben stand auf einem Tische mit einem weißen Tuche verhüllt — Schill's Schädel in Spiritus! Welch' ein Loos eines braven preußischen Soldaten! in Holland in eines Anatomikers Kabinet, gleichsam als Trophäe, in Spiritus zu prangen! Das Gesicht war verzerrt und etwas aufgeschwollen, zwischen den Augenbrauen war ein Hieb zu sehen*).

*) Die Anlage B. 1. enthält nähere Verhandlungen über diesen

Unſer Führer durch das anatomiſche Kabinet in Rotterdam machte auf ein menſchliches Skelett aufmerkſam, deſſen Knochen, wer weiß durch welchen Zufall, ſchwarz geworden waren, und ſagte: „Sehen Sie, meine Herren, dieſe große Merkwürdigkeit! das iſt das Gerippe eines wahren Negers, bei denen auch die Knochen ſchwarz ſind.“ Völlig geſunde Kinderhändchen ſieht man in Spiritus aufgehoben, die Handwurzel mit koſtbaren Brabanter Spitzen umwickelt, und dergleichen Kindereien mehr. — Die Pracht der Harlemer Blumengärten und die Großartigkeit und wunderbare Konſtruktion der weltberühmten Schleuſe, welche die Nordſee vom Eindringen in Holland's Kanäle abhält, weil dieſe niedriger als das Meer liegen, muß man ſehen, um ſich einen richtigen Begriff davon machen zu können. In Saardam iſt das Haus, in dem Peter der Große wohnte, erhalten: es iſt ein kleines, ſchiefes, von Brettern zuſammengeſchlagenes Häuschen unter ſchönen, grünen Bäumen liegend; eine kaum 12 Fuß breite und 15 Fuß lange Stube, geziert mit einem hölzernen Stuhl und Tiſch, war der Aufenthalt dieſes großen Mannes, der als Schiffsarbeiter Peter Baas verkleidet, ſelbſt die niedrigſten Arbeiten während zehn voller Monate verrichtete, um Licht und Kunſt in ſein rohes Vaterland zu bringen. Auf dem Tiſche ſtanden noch zwei Schnaps-

---

Kopf des unglücklichen Schill; um ſo intereſſanter im Jahre 1844! in welchem Schill nur ſein Benehmen zu der wichtigen und lehrreichen Unterredung Anlaß gegeben, welche des Kaiſers Nicolaus I. von Rußland Majeſtät mit dem preußiſchen Major v. Monteton in Petersburg über Schill gehabt hat, als das 6. Küraſſierregiment, Kaiſer Nicolaus, eine Deputation zur Gratulation bei Gelegenheit des 25jährigen Jubiläums nach Petersburg an den Kaiſer geſendet, zu welcher Major v. Monteton gehörte.

gläser und ein Meisel lag darauf. Neben dieser Stube ist noch eine Kammer von Holzwänden angebaut, worin er mit seiner alten Haushälterin schlief. Als Napoleon in dieses Zimmer trat, soll er die Augen niedergeschlagen und es wieder mit einem ehrfurchtsvollen, staunenden Kopfschütteln verlassen haben, ohne ein Wort zu sprechen. — Viel Freude gewährte uns die Besichtigung der Herrnhuter Kolonie Zeist bei Utrecht. Der Weg dahin, mit herrlichen Bäumen besetzt, ist abwechselnd und unterhaltend; unabsehbare, köstliche Fruchtfelder liegen zu den Seiten. Welch' reiches, üppiges Land! Zeist selbst liegt zwar sehr einsam, aber lieblich versteckt in Linden- und Eichengehölz; von dieser Größe und Schönheit sahen wir noch nie Linden.

Allgemein fanden wir die lebhafteste Theilnahme und Anhänglichkeit für Louis Bonaparte, „der — wie man überall es laut aussprach — das Glück des Staates nicht allein mit redlichem Willen beabsichtigt hatte, sondern der auch wirklich die Einsicht und Kräfte besäße, um solches herbeizuführen." Man lobte allgemein seine Gerechtigkeit, Milde und Freundlichkeit. Kaiser Napoleon, der neue König, wird dagegen gründlich gehaßt und keine Schandthat, die ihm nicht nachgesagt wird; besonders sprach sich im Haag die Neigung für den König Louis sehr laut aus. Polizei und Douanen — mit holländischem Charakter und Sitten unvereinbar, — hat der neue Herrscher bereits auf schaudervolle Art organisirt, und wir fanden die Chikanen und Weitläuftigkeiten mit den Päßen und dergl. ärger als in Frankreich.

Das alte thätige Treiben in Paris fing wieder in unveränderter Art an, nur kam D. in den Strudel des sehr bewegten Lebens der Deputirten der Hansestädte: der be-

rühmte Astronomen Olbers und v. Gröning aus Bremen, Senator Stüve und Graf Groote aus Hamburg, waren seitdem in Paris angekommen; D. war in diesen Kreis durch Herrn Will aus Oldenburg eingeführt, welcher mit seiner bildschönen, geistreichen und liebenswürdigen jungen Frau, einer Verwandten von Heineken, das gesellige Leben auf's erfreulichste belebte; täglich aßen wir zusammen, und Paris wurde auf's neue mit seinen Sehenswürdigkeiten durchforscht. Olbers, der Vater, wird für D. eine unvergeßliche Erscheinung bleiben, so wie dessen Sohn, den er mitgebracht, um als Staatsraths-Auditeur hier zurückzubleiben: ein lieber, trefflicher junger Mann, voll Geist und Kenntniße. In diesem Kreise lieber Menschen lebte nun D. auf das genußreichste bis zur Abreise der Deputirten; mit Olbers Sohn knüpfte sich ein sehr freundschaftliches Verhältniß, in welches noch ein junger Graf von Isenburg trat.

Eine Staatsanstalt, welche Fremden wohl selten und nur mit Vorsicht gezeigt wird, ist das große Staatsarchiv; durch De Lattre machte D. die Bekanntschaft eines Employé bei demselben, der uns nicht allein hineinführte, sondern mit großer Bereitwilligkeit das Merkwürdigste zeigte und durchsehen ließ. Die Sicherheit des Lokals im Palais de Justice, die ganze Einrichtung, die Ordnung sind ausgezeichnet und wahrlich für alle Staaten, die eine Geschichte haben, höchst nachahmungswerth. Berührt durchblättert man das Aktenstück über die Verurtheilung der Jungfrau von Orleans; sie selbst konnte nicht schreiben und hat daher das Protokoll mit drei Kreuzen statt des Namens unterzeichnet; Entsetzen erregte das Blatt mit dem Todesurtheile Ludwigs XVI, mit wie fester Hand, ohne Zittern geschrieben,

stehen darauf die Unterschriften so vieler, vieler berühmter und berüchtigter Männer; man sieht es den Schriftzügen an, daß sie mit fanatischer Ueberzeugung des Rechts, ohne Zweifel an ein mögliches Unrecht, geschrieben sind.

Da Reichardt sich stets noch unzufrieden bewies, daß D. einen freien, unabhängigen Stand verlassen hatte und sich jetzt in der neu erwählten Laufbahn öfters in Verlegenheit befand, weil die Anweisung zur Zahlung des bewilligten Jahrgeldes unregelmäßig erfolgte, so sendete dieser seine Eingaben an den Staatskanzler, den letztern Gegenstand betreffend, nach Bichichenstein; Reichardt schrieb darüber seine Ansicht, welche zur Charakteristik des freisinnigen Mannes hier folgen mag: „Deine Briefe an den Staatskanzler sind nicht ganz zweckmäßig abgefaßt; Du paßest, wie ich schon früher anführte, mit Deiner Gesinnung und Deinem Unabhängigkeitsgefühle für den Dienst durchaus gar nicht. Aeußere Form und hergebrachter Ausdruck von einem Subaltern zu seinem Minister, Alles ist darin gänzlich vernachlässigt. Deine Briefe sind höchstens Ministerberichte an den König, die keine Briefe sein sollen; es fehlen: Hochgeborner, gnädiger unterthäniger. Dein Ausfall gegen die Seehandlung, das Erwähnen von Schlabrendorf und von Humboldt kann Dir bei Hardenberg nur nachtheilig sein; Schlabrendorf hält man hier bei Hofe allgemein für einen Verrückten, und A. v. H., dessen wirkliche Schwachheiten und Fehler eben daselbst oft gerügt werden und allein Ursache waren, daß man ihn, so wie es seine eminenten Eigenschaften und Geistesvorzüge verdienen, im Lande zu fixiren suchte, sah man eben so gern als Johann von Müller fortgehen. Glaube mir, mein Lieber, wer im Dienste sein Glück machen will, muß vor allem zeigen, daß es ihm Ernst ist

ein recht williger untergebener Dienstmann zu sein; dies kann er anfänglich nur durch strenge Beobachtung der Formen zeigen, auf die die Obern über Alles zu ihrer Sicherheit halten. Zeigst Du ihnen lieber Talent und freie Gesinnung, so werden sie Dir nach der jetzigen schwachen Denkart manches Gute angedeihen lassen, um den jungen Brausekopf zu beschwichtigen, aber zum Dienste und zu ordentlicher Carrière lassen sie Dich gewiß nicht gelangen. Da Du nun einmal den freien Handelsstand dem Dienststande aufgeopfert, so mußt Du Dich vor Allem der nöthigen Formen befleißigen. Ich wollte nach meiner jetzigen Erfahrung und Ueberzeugung lieber mit Schwefelhölzern handeln, als mich in ein Departement einpferchen lassen. Doch Jeder folge seinem Triebe und seiner bessern Ueberzeugung; jeder Mensch ist nun einmal nur auf seine Weise glücklich, und wer ihn darin stört und ihn auf andere Weise glücklich zu machen trachtet, ist eben so sehr sein Feind als der absichtliche Widersacher. Die rechten Mittel muß man aber zu jedem Dinge anwenden. Behandle einen Minister wie den Regenten selbst und vernachlässige diesen lieber, Du wirst viel eher recht gehen und an's Ziel kommen."

In freier Gesellschaft wurde zur Fête nach Vincennes gefahren; dieses alte düstere Kastell ist fast von allen hohen Punkten der Stadt zu sehen, jetzt beinahe überfüllt mit Schlachtopfern der Despotie; gleich hinter Vincennes liegt der liebliche, schöne Wald, welcher durch die Ermordung des Prinzen Enghien entweiht worden ist. Zu den trüben Mauern machten die Fröhlichkeit und der Jubel des Volkes bei dem Feste einen eigenen Kontrast. Wir sahen hier einen originellen Nationaltanz der Franzosen aufführen, welcher seiner Unanständigkeit wegen eigentlich polizeilich ver-

betrz ist; er wird von sechs Männern und sechs Mädchen getanzt; mit Blumen und Strauchwerk sind die Hüte gekränzt, von den Jacken flattern die bunten Bänder lustig in die Luft; mit lautem Gesange und pantomimischen Geberden werden Kretin's berühmte vierzig Liebesspiele aufgeführt. Nur folgende wenige Verse konnte D. eilig nachschreiben, indem man ihn schon anfing mißtrauisch zu bewachen, einen Polizeiaufseher befürchtend.

O — O — O — O —
que sais tu donc faire ! dis
sais tu donc jouer — et — et
du pistou contre terre,
terre, terre, terre,
terre, terre, terre.

O — O — O — O —
que sais tu donc faire ! dis
sais tu donc jouer — et — et
du genou en terre,
terre, terre, terre,
terre, terre, terre.

O — O — O — O —
que sais tu donc faire ! dis
sais tu donc jouer — et — et
le cul contre terre
u. s. w.

So ging es alle vierzig Spiele, in denen von den Männern die Attitüden nachgemacht wurden, durch, während die sechs Mittänzerinnen zusahen; zu dem O — O — O — O wurden jedoch die Mädchen geholt und mit diesen dann wild im Kreise herumgetanzt. Die Kerls waren zum Malen mit ihren Waden und Beinen, dürr wie ausgedörrte Kalbäute, besonders sah der Anführer gar ergötzlich aus und gab einen trefflichen Herold der Pariser verliebten jungen Greise. Um diesen Tanz stand nun Alt und Jung, Mädchen und

Frauen und wußten sich vor Freude, Lachen und innerem Jubel nicht zu lassen.

Aus dem Theater in dem Palais royal gegen 1 Uhr Nachts, den 22. October, nach Hause gekommen, begab sich D. zur Ruhe; keine Bewegung war in den Straßen zu bemerken gewesen. Die sämmtlichen Civil- und Militairbehörden werden wahrscheinlich auch unbesorgt, nach ihren Tagesmühen, heimgekehrt sein. Eine verabredete Landparthie veranlaßte des andern Tages ein frühes Ausgehen; das viele Hin- und Herreiten von Kavallerie in den Straßen machte aufmerksam. Dr. Friedländer, dem D. begegnete, berichtete: Der Kommandant von Paris, General Hulin, sei erschossen und der Polizeiminister, Herzog von Rovigo, arretirt*). Sie eilten Beide nach dem Place Vendome; Alles war mit Soldaten besetzt, besonders Hulin's Haus und der Etatmajor von Paris; Gruppen männlichen und weiblichen Geschlechts standen beisammen; Schreck, Furcht, Zweifel, waren auf den Gesichtern des Volkes zu lesen; die Unsicherheit und die Unkenntniß der so heftig aufregenden Begebenheit erhöhten das Unheimliche des Auftrittes. D. eilte von da zum Ministerium der Polizei und auch hier fand er Alles mit Soldaten besetzt, welche die zuströmende

*) Die Erzählung dieser merkwürdigen Verschwörung gegen Napoleon hatte hier um so mehr einen Platz, als D.'s Erlebtes in jenen Tagen durchaus von den Nachrichten und Darstellungen verschieden ist, welche über diese Begebenheit öffentl gedruckt mitgetheilt sind; besonders mochte das kürzlich erschienene Werk von Marco de St. Hilaire, „die Verschwörung Mallet's 1812" als Dichtung zu betrachten sein; so sind auch Bucholz's Nachrichten über die Verschwörung in seinem zweiten Bande „Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien" nicht übereinstimmend mit dem, was D. in Paris zu jener Zeit gesehen und gehört hat.

Menſchenmaſſe auseinander trieben und die Truppweiſe zuſammenſtehenden, ſich erzählenden Menſchen auseinander gehen hießen. Auch hier wußte Niemand Etwas über das obwaltende Geheimniß. Bald kam ein Wagen unter ſtarker Militairbedeckung angefahren, aus dem ein General mit mehreren Offiziers ohne Degen ſtiegen. Die Geſichter waren nicht zu erkennen — ſehr bald darauf folgte ein gleicher Wagen mit ähnlicher Beſetzung. Mehrere Menſchen hatten des Morgens die Abführung des Polizeiminiſters nach dem Gefängniſſe la Force geſehen, den Tumult in Hulin's Hauſe gehört und bewaffnete Schaaren zum Polizeipräfekten von Paris dringen ſehen; dunkles Gemurmel — Niemand wagte laut zu ſprechen: „der Kaiſer iſt todt, eine proviſoriſche Regierung iſt eingeſetzt," drang zu T.'s Ohren; eine ſchrecklich-kommende Kataſtrophe ſchien man zu erwarten und mit größter Spannung ſah man der Auflöſung dieſer räthſelhaften Bewegungen entgegen. Dieſe Unruhe, dieſes fortwährende Reiten und Marſchiren von Soldaten dauerte den ganzen Tag, doch die Urſache dieſer Auftritte blieb ſtets noch verborgen. Gegen Abend rief die Trommel und eine Glocke die Menſchen zuſammen, denen man es bekannt machte: „daß drei Generale außer Dienſt die Ruhe des Volkes zu „ſtören geſucht, indem ſie lügenhafter Weiſe ausgeſprengt, der „Kaiſer Napoleon ſei todt. Dieſe Nachricht iſt erlogen, „und man hat ſich der drei Brigands und ihrer Mitſchuldigen bemächtigt, deren Abſicht es eigentlich nur war, unter dieſem Vorwande in die Hôtels der erſten Staatsdiener zu bringen, um ihre Privatrache zu befriedigen; Se. „Majeſtät befinden ſich nach den heute eingelaufenen Nachrichten ſehr wohl, welches man dem treuen Volke zu ſeiner Beruhigung hiermit bekannt mache." Keine Stimme

rief, wie die Journale des folgenden Tages bekannt machten: Vive l'Empereur! Kopfschüttelnd und still gingen die Massen Volks auseinander. T. durchstrich die Straßen, Soldaten waren überall vertheilt, alle Wachen doppelt besetzt, die Kaiserin war von St. Cloud nach Paris gekommen und mit scharf geladenen Gewehren versah eine sehr starke Wache den Dienst in den Tuillerien. Spät kam D. nach Hause, selbst die lebhaftesten Gegenden in Paris waren öde und menschenleer — außer den Soldaten. Die Nacht, so wie in der Folge ist Alles ruhig geblieben und die ganze Begebenheit ward bald vergessen. So ward dem D. der ganze Zusammenhang berichtet: Des Morgens früh verfügte sich General Mallet zum Stadtkommandanten Hulin, erklärte, er sei abgesetzt, arretirt und er solle folgen. Dieses wollte Hulin nicht thun, worauf Mallet ihm eine Kugel durch den Kopf schoß; Hulin verlor durch diese Verwundung für den Augenblick die Besinnung. Zu derselben Stunde führte der General Lahorie den Polizeiminister Herzog v. Rovigo in's Gefängniß la Force; Savary hatte so sehr den Kopf verloren, daß er sich diese Festnehmung in dem eigenen Hôtel, umgeben von seiner großen Dienerschaft ruhig gefallen ließ und feigherziger Weise stets bat: man solle ihn doch nur recht fest und sicher bewahren. Wohl mochte er die Wuth des Pöbels fürchten! Als er in dem Gefängnisse ankommt, wird er von dem General Concierge mit den Worten empfangen: „Wie, Monseigneur, auch Sie? Eben sind mir ja noch vom gestrigen Tage von Ihnen unterschriebene und untersiegelte Verhaftsbefehle vorgezeigt.“ Mit bekümmerten, zerstörten Mienen ruft dieser dagegen: „Ich weiß von gar nichts, durchaus von gar nichts.“ General Guidal machte dem Po-

ſizeipräfekten eine ähnliche Erklärung, wie Mallet an Hulin; Frochot war ſogleich Willens zu folgen, als man ihm auf ſeine Frage, wer ihn abſetze und arretire, antwortet: „Die proviſoriſche Regierung, der Kaiſer iſt todt;“ doch bittet er, ihm nur ſo viel Zeit zum Ankleiden zu laſſen und daß er den Wagen abwarten dürfe, worauf ihm jedoch ſchon echt jacobiniſch zugerufen wird: „A pied, à pied, les tems sont passés, où on attend la voiture!“ — So weit ging die ganze Expedition gut; doch als Mallet von Hulin zum Etatmajor ſich verfügt, um den kommandirenden Oberſten zu verhaften, befand ſich grade bei demſelben ein entſchloſſener, mit vieler Geiſtesgegenwart begabter Offizier, der an Mallet und den hineintretenden Soldaten etwas unheimliches, unſicheres bemerkte, und als der Oberſt ſich auf Mallet's Ruf: „Sie ſind mein Gefangener,“ ſchon ergeben will, ſo tritt der fremde Offizier vor und ſagt: „Umgekehrt, Herr, Sie ſind der meinige,“ zu den Soldaten gewendet: „Soldaten, dies iſt ein Rebell, arretirt ihn, der Kaiſer lebt, Vive l'Empereur!“ Mallet will ſchießen, doch jener entſchloſſene Napoleonsfreund zieht den Degen, ſchlägt das Piſtol aus Mallet's Hand, verwundet ihn und läßt ihn nun arretiren. — An dieſen glücklichen Zufall reihte ſich noch ein glücklicherer. Der Bediente des vielvermögenden, bedeutenden Staatsraths Grafen Real hatte die Nacht zum 23. October bei ſeinem Mädchen zugebracht, kam früh — „in Wolluſt und Liebesgedanken taumelnd,“ wie er ſich ſelbſt ausdrückte — nach Hauſe, ſah vor dem Miniſterium der Polizei den Soldatenauflauf und dann auch die Abführung des Miniſters. Eiligſt läuft er zu ſeinem Herrn, den er noch ſchlafend findet; dieſer rafft ſich auf und ſtürzt zu dem Reichsgroßkanzler Cambacérès und berich-

tet dieſe große Neuigkeit. Der Prinz verläßt ſofort ſein Haus und trifft aus den Tuillerien die nöthigen Sicherheitsanſtalten, befreit ſofort den Polizeiminiſter und erläßt Rettirungsbefehle für die Ruheſtörer. — Hiermit war die ganze Sache beendigt. Die Entſchloſſenheit jenes Offiziers beim Oberſten des Etatmajor und die Liederlichkeit des Bedienten retteten — ſo rief man allgemein — Paris, ja Frankreich von einer vielleicht ſehr blutigen Revolution. Man tadelte allgemein das falſche Humanitätsſyſtem der Verſchwörer, welches ſie in Hinſicht des Blutvergieſſens befolgten: hätten ſie ſofort die erſten Staatsperſonen getödtet und ſo die Regierungsmaſchine ihrer Häupter beraubt, ſo wäre dieſe vielleicht in's Stocken gerathen und das kühne Unternehmen gelungen. Ein Trupp Verſchwörer war auch bereits auf dem Wege zur Bank, um das darin befindliche Geld zu nehmen und theilweiſe unter den Pöbel zu vertheilen. Laut, aber unſicher erzählte man ſich, daß man auch die Abſicht gehabt habe, den Prinzen Cambacères zu verhaften, man ſei aber zu ſpät gekommen. „Ach, dies Gerücht hat der alte Fuchs ſelbſt verbreitet," ziſchelte man ſich in die Ohren.

Eine Militairkommiſſion wurde niedergeſetzt, deren Sitzungen in großer Stille ſtatt fanden, nichts verlautete davon und die Journale durften auch nicht darüber ſprechen; auf beſondere Veranlaſſung von Cambacères erreichte die Verhandlung ſehr bald ihr Ende: die drei Generale nebſt neun andern Theilnehmern wurden zum Tode verurtheilt und — unerhört — das Urtheil ohne des Kaiſers Genehmigung vollzogen. Den 29. October um 3 Uhr Nachmittags wurden dieſe zwölf Menſchen in jeden Wagen und unter ſehr ſtarker Militairbegleitung (alles Militair von Paris folgte) zum Place Grenelle geführt und daſelbſt erſchoſſen. Mit

großem Muth und Heiterkeit starben die Verurtheilten. T. sah den Zug an mehreren Stellen passiren und auch die Hinrichtung auf dem Place Grenelle. Mallet saß stille, nachdenkend im Wagen und sah mit offenen Augen dem Tod in's Angesicht. Beim fünften Schuß fiel er! — — Laborie hatte noch mehrmals versucht, zum Volke zu sprechen, doch nebenbei reitende Soldaten verhinderten es; sein Beichtvater, ihm vis-à-vis sitzend, schien ihm sein Verbrechen vorzuhalten, offenes Bekenntniß fordernd. (Nichts war von den Unglücklichen eingestanden.) Doch Laborie machte mit seiner Hand eine Bewegung, als wolle er sagen: „was soll all' dieses Gewäsch." Als Laborie's Wagen bei einem kleinen Hause vorbeikommt, dessen Dach mit Menschen besetzt war, machen diese eine Bewegung, um den Zug genauer zu sehen, die verwitterten Sparren brechen dadurch zusammen, viele der Menschen stürzen in's Haus, mehrere bleiben mit den Armen und Beinen zwischen den Sparren hängen. Das Militair, die ganze Menschenmasse bricht in ein lautes Gelächter aus und auch Laborie schlägt lachend seinem vor ihm sitzenden demonstrirenden Seelsorger auf die Schulter, zeigt nach dem Hause, als wolle er sagen: „lache mit und schweige still." Laborie stand auch mit unverbundenen Augen, fiel beim ersten Schuß zwar zur Erde, richtete sich aber nochmals auf und zeigte mit unzufriedenem Blicke auf's Herz, worauf er getroffen wurde. Ein Unteroffizier stieg froh und heiter aus dem Wagen und rief: „Lange schon habe ich gewünscht des Kaisers Garde zu kommandiren, der Augenblick ist da: Feuer!" So muthig resignirt starben Alle! Die Garde, welche zu diesem Akte kommandirt war, schoß schlecht, und T. hörte die Versicherung, daß dieses stets bei solchen Hinrichtungen geschähe. Es mag

auch wohl ein eigen Ding sein, in dieser Weise auf Menschen zielen zu müssen. Die Soldaten zitterten wie Espenlaub.

Eine Hinrichtungsscene wie diese, ist für das französische Volk ein Fest. Alt und Jung, Mann und Weib wandern hin. Geputzte Damen, Herzoginnen und Ministerfrauen in brillanten Equipagen waren zugegen und die Menschenmasse so groß, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. — Nach drei Tagen war Verschwörung, Hinrichtung und Alles vergessen; man lachte, scherzte und freute sich des Lebens. Die wenigen Ruhigen und Vernünftigen grübelten jedoch über diese merkwürdige Begebenheit nach, die wohl einzig in ihrer Art dastehen möchte. Am 22. October befanden sich diese Leute größtentheils noch im Gefängnisse und ein bereits wegen anderer Verbrechen zum Tode verurtheilter Abbé sogar in dem Kerker, der, nur für solche Verbrecher bestimmt, sehr fest ist. General Mallet, das bis jetzt bekannte Haupt der Verschwörung, ist als ein echter Jacobiner und im Ganzen als ein böser Mensch, doch mit großen Verstandeseigenschaften begabt, bekannt, der schon vor Jahren in Padua eine Rebellion gegen Napoleon anzetteln wollte; sie wurde entdeckt, Mallet festgesetzt und zum Tode verurtheilt, doch von Napoleon diese Strafe in lebenslängliche Gefängnißstrafe umgewandelt. General Laborie war Kommandant des Generalstabes von Moreau, dessen Freund und Vertrauter, ein von Charakter vortrefflicher und von Geist höchst ausgezeichneter Mann; als Moreau arretirt wurde, ward Laborie von einer Militairkommission zum Tode verurtheilt, doch von Napoleon gleichfalls begnadigt, doch auf Lebenszeit in's Gefängniß gesetzt. General Guidal, wenig bekannt, war auch zur Gefängnißstrafe verurtheilt. „Wie können solche Gefangene, die in verschiedenen

Gefängnissen sitzen, ein solches Werk unternehmen, die Mittel herbeischaffen und sich untereinander die Mittheilungen machen?" fragte man; „ja wie war es ihnen möglich, am 23sten frei zu sein und die Honoratioren der Stadt zu verhaften?" Ein mächtiger, unsichtbarer Arm, der im Geheimen das Ganze geleitet, ward allgemein vermuthet. —

Aus den Protokollen der Militairkommissionen ward doch soviel mit Gewißheit bekannt, daß sich ein sehr bedeutender Fond, theils baar, theils in Banknoten vorgefunden hatte, so auch Proklamationen, worin es hieß: „Es ist kein Kaiserthum mehr, sondern eine Republik; der alte, auch der neue Adel sind auf ewig abgeschafft, so soll auch keine Konskription mehr statt finden. Das neue Gouvernement verspricht dem Volke allgemeinen Frieden, der Theurung des Brodes und des Fleisches soll abgeholfen werden u. s. w." Man fand auch Listen derjenigen Personen, welche an die Spitze der Geschäfte gestellt werden sollten. Im vertrauten Zirkel erzählt man sich, und auch der Graf Schlabrendorf war der Meinung, daß an der Spitze des ganzen Komplotts der Prinz Cambacères selbst gestanden, Alles im Geheimen selbst geleitet und eingerichtet habe, doch am Morgen, als er den Graf Real bereits aufgelärmt sah und die Nachricht vom Etat-Major erhielt, sei er schnell zurückgetreten und habe sein eigenes Werk wieder selbst zerstört. Die Verschworenen starben freilich ohne ihn zu nennen, doch konnte dies auch aus edlem Patriotismus geschehen sein, der ihnen die Hoffnung gab, Cambacères unternehme vielleicht bald wieder etwas Aehnliches, um das Vaterland von Napoleon's Tyrannei zu retten. Das so schnell und gegen sonstige Art und Weise vollzogene Strafurtheil schien diese Ansicht noch mehr zu bestätigen: man

fürchtete Geständnisse. Ein Brief des Vicekönigs von Italien, Eugen Beauharnois, an seine Mutter Josephine hatte die Nachricht enthalten: „daß Napoleon an epileptischen Krämpfen lebensgefährlich danieder liege," und Murat hatte gleichfalls in einem Briefe nach Paris noch zugefügt, „daß zu Napoleon's Aufkommen wenig Hoffnung vorhanden sei." Diese Nachrichten sollten nun dem Kanzler Veranlassung geworden sein, die Bombe früher platzen zu lassen, als es Anfangs bestimmt war. Von diesem Augenblick richtete sich das Augenmerk aller denkenden Franzosen mehr auf das Schicksal der großen Armee und man fürchtete angekommene unglückliche Nachrichten, die man verschweigen wollte; eine unangenehme Schwüle, dumpfe Stimmung lag auf Paris, als abermals ein glücklicher Zufall den Kaiser, die Armee und den ganzen Krieg in den Hintergrund treten ließ; theurere Interessen, wichtigere Kriege waren in Paris selbst zu führen! Talma hatte am 9ten December dem Abbé Geoffroy öffentlich in der Loge Ohrfeigen gegeben. ~~(Anlage B. 3.)~~ „Ach was, der Kaiser ist bei der Armee, der wird schon Alles gut machen," schrie man, „hier ist Talma zu vertheidigen;" „nein, Geoffroy," schrie eine andere Parthei, und durch diese glückliche Schlägerei war die Verschwörung vergessen, und man dachte nicht mehr an erschlagene oder erfrorne Väter, Brüder, Söhne! Ueber Talma und Geoffroy standen die Partheien sich noch kampflustig gegenüber, als am 17ten December das 29ste Bulletin zum Vorschein kam. D. erhielt den Moniteur früh Morgens. Eilends ging er von Café zu Café, von Bekannten zu Bekannten, um den Eindruck dieses unglückseligen Blattes zu erkunden. Jedermann hatte zwar Thränen darüber in den Augen, doch auch Trost fand man

in dem Blatte ſelbſt; man ergrübelte ſich den Tod von Pferden heraus, „Menſchenverluſt ſei ja doch nicht klar darin benannt.“ Und „was ſoll das Ganze anders ſein, ſprach man — als eine Introduktion zu enormen Forderungen; Gott erhalte nur den Kaiſer; wäre dieſer dahin, ſo würden wir durch neue Revolutionen und Umwälzungen nur noch unglücklicher; es müſſen jetzt Anſtrengungen gemacht werden, denn das Vaterland iſt auch in Gefahr u. ſ. w.“ Obſchon ſo lange Napoleon regierte ein Aktenſtück wie das 29ſte Bulletin noch nicht erſchienen war, ſo beruhigte man ſich doch bald, ſcherzte und lachte über das Heranrücken der Koſaken; Weiber ſollten an die Gränzen zur Vertheidigung des ſchönen Frankreichs rücken. In den Erklärungen des 29ſten Bulletins ſprach man von Xenophon und Cäſar, bemäntelte das Unglück und rief dem Kaiſer ein Vivat. Und wirklich zwei Tage darauf langte der Kaiſer, unter dem Namen des Herzogs von Vicenze, um Mitternacht — ohne Armee und ohne Generalſtab, allein in Paris an. Kein Menſch, ſelbſt nicht die Kaiſerin, hatte eine Ahnung gehabt, daß der Kaiſer nach dieſer Unglücksſchrift ſeine Armee verlaſſen könnte, und als Paris des andern Morgens die Kanonen abfeuern hörte, welche den Kaiſer begrüßen ſollten, ſo wollte man es noch nicht glauben. D. eilte nach den Tuillerien, fand bereits eine unabſehbare Menſchenmaſſe daſelbſt verſammelt; an den Fenſtern ſtanden die galonnirten Miniſter, Staatsräthe und Generale, Napoleon an einem mit Cambacères in heftigem Geſpräch begriffen; der Kaiſer ſah wohler aus, als damals, wie er im Mai Paris verließ. Das Volk brüllte ein ohrenbetäubendes Vive l'Empereur in die Lüfte. Energiſch und offen ſprach er über ſeine Verluſte in Rußland, hielt ein hartes, ſtrenges Gericht über

den Polizeipräfekten Frochot, über deſſen Schlaffheit und Lauheit bei Gelegenheit der Mallet'ſchen Revolte, gab ihm den Abſchied und donnerte den Miniſtern ſeine Unzufriedenheit auf die Köpfe; auch Cambacères ſoll eine ſehr harte Strafrede erhalten haben, daß man die Hinrichtung der Verſchwerer ohne des Kaiſers Beſtätigung vollzogen habe, „denn es ſei durchaus bei ſolchen Kindereien keine derartige Eile nöthig geweſen.“ Die Vertheidigung, welche Frochot ſchon unter dem 28. October durch die Zeitungen bekannt gemacht hatte, half ihm nichts; ſie war übrigens ungenau und Fakta darin aufgeſtellt, die ſich als unwahr herausgeſtellt. Ein gewaltiges Leben kam in alle Verwaltungszweige, man fühlte, daß das Unmögliche aufgeboten werden würde, um dem Kriege eine andere glücklichere Wendung wieder zu geben.

Anfangs December war bereits dem D. ein Schreiben des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten Grafen v. d. Goltz mitgetheilt, in welchem die Rückreiſe nach Berlin befohlen wurde. Das Schreiben war an den Legationsrath Teſchke, der in des Geſandten Abweſenheit den Geſchäften vorſtand, gerichtet und lautete: Il me reste à Vous prévenir, que le Mr. Borow, attaché comme Vous le savez depuis quelque tems, comme surnuméraire et sans caractère ni fonctions fixes, à la mission du Roi à Paris, ne pouvant dans les conjonctures présentes, y être d'aucune utilité, on a résolu de le faire revenir à Berlin et de chercher à l'employer dans quelque Département de l'intérieur. Je Vous charge donc, de l'avertir de ce changement, en conséquence duquel il aura à se mettre en route pour revenir à Berlin le plutôt possible. Vous lui avancerez l'argent nécessaire pour les frais indispen-

sables de ce voyage, dont il aura à présenter le compte à son arrivée. Berlin le 28. Nbre. 1812.

Goltz.

Daß man in Berlin große Pläne in Ausführung zu bringen geneigt ſchien und den politiſchen Verhältniſſen eine andere Geſtaltung geben wollte, davon ſchien namentlich Graf Schlabrendorf überzeugt, den T. nun noch täglich beſuchte. „Ich glaube zwar nicht, daß Graf Goltz von Hardenberg's Plänen und Abſichten auch nur das Geringſte weiß, — ſagte Schlabrendorf, — doch aus dem Briefe an Teſchke in Betreff Ihrer Zurückreiſe geht aber wohl deutlich hervor, daß der Graf glauben mag, mit der jetzigen preußiſchen Diplomatik und dem ihm untergeordneten auswärtigen Miniſterium ſei es wohl vorbei.“ Bewunderungswürdig! Wie ſcharf und richtig Schlabrendorf die preußiſchen Staatsmänner förmlich konſtruirte, trotz dem, daß er ſeit 1788, in welchem Jahr er mit Reichardt nach England und Frankreich ging, nicht in Preußen geweſen; ein vorzüglich intereſſanter Charakter war ihm der General und Staatsrath v. Gneiſenau. Auch hatte er des Geſandten v. Kruſemark Leben und Wirken ſehr genau verfolgt und fand es eine von des Staatskanzlers ſehr glücklichen Wahlen, grade dieſen Mann zum Geſandten in Paris ernannt zu haben, welcher „durch Wahrhaftigkeit, Offenheit und Geradheit, entfernt von allen Winkelzügen und Intriguen, dem Kaiſer Achtung eingeflößt und dem Miniſter Maret auf eine Art imponirt habe, daß er ihm wirklich Freund iſt.“ Schlabrendorf behauptete: „Kruſemark gehört zu den ſehr ſeltenen Menſchen, welche nie einen Feind, nie einen Neider gehabt haben; ſchon als junger Offizier iſt er ſeines

offenen, geraden Charakters wegen ſtets von Allen geliebt und geachtet worden; Sie ſehen aus dieſem Beiſpiel, mein lieber D., daß man mit geſundem Menſchenverſtand ohne brillanten Geiſt, wenn man nur in ſeinem Charakter nicht faule Stellen hat, überall die Stelle tüchtig ausfüllt, wo man hingeſtellt wird; und wahrlich, bei Napoleon Geſandter ſein, iſt keine Kleinigkeit.“ Schlabrendorf wollte dem D. zwei Manuſkripte nach Deutſchland mitgeben; eines waren Zuſätze, Anmerkungen und Ergänzungen zu Reichardt's Napoleona; das zweite: Charakterzüge, Anekdoten und Schilderungen aus der Revolutionszeit, beſonders auch viel von und über Bonaparte und deſſen Brüder. Der Graf hatte an dieſen Heften ſeit Jahren geſchrieben und bewahrte ſie in ſeinem Schlaf-Alkoven unter der Diele des Bettes. Ueber Robespierre theilte er an D. eines Tages viel Intereſſantes mit dem Bemerken mit: „Dieſer Mann wird ſehr falſch beurtheilt; die Grauſamkeit und das Morden hielt er zum Wohl Frankreichs aus wahrſter Ueberzeugung für nothwendig, die Armee wurde dadurch vollzählig; um aus Paris und den Städten zu kommen, ging Alles, was ſich rühren konnte, unter die Soldaten; kurz vor ſeinem Tode war er im Begriff, das Reich der Gnade zu proklamiren, ich kenne ſeine Pläne darüber ganz genau; wer an der Ausführung hinderlich ſein konnte, ſollte nur erſt noch fortgeſchafft werden; übrigens ſah er wie eine wilde Katze aus.“ Folgende Anekdote, meinte Schlabrendorf, diene zur Beurtheilung des Charakters dieſes merkwürdigen Menſchen ganz vorzüglich.

Robespierre hält im Jacobinerklub eine Rede über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte und Pflichten der Menſchen; die Begeiſterung, der Enthuſiasmus darüber iſt ſo

groß, daß, als der Redner ein Kabriolet verlangt, um nach Hause zu fahren, sieben junge Franzosen das Pferd ausspannen und den Tagehelden im Triumph durch die Straßen ziehen wollen. Robespierre springt in's Kabriolet und hält aus demselben an das versammelte Volk eine zweite Rede über die Rechte und die Würde des Menschen, läßt die sieben jungen Leute arretiren, „weil sie die Freiheit des Menschen, seine Würde mit Füßen treten, sich zum Lastthiere machen," — und, da sie deshalb nicht zu leben verdienen, vor das Revolutionstribunal führen; alle sieben wurden zum Tode verurtheilt und guillotinirt! Der so milde, herrliche Greis sprach über diesen Verfall nicht mißbilligend und fand, daß eine große Lehre darin zu finden sei. Auch von Mirabeau erzählte Schlabrendorf noch eine Anekdote, welche bis jetzt wohl nirgend mitgetheilt worden. Bei den schrecklichen Auftritten in Versailles drang das Volk blutdurstig in die Zimmer des Königs, in denen sich Mirabeau mit den beiden Majestäten befand; man retirirt von Stube zu Stube, das wüthige Volk immer nach; endlich kommen die Drei in ein Zimmer, welches keinen Ausgang mehr hat; Mirabeau mustert selbiges mit forschendem Blick, um ein Rettungsmittel zu erspähen, endlich ergreift er ein auf dem Tische liegendes Knäul mit Garn. Das Volk dringt ein und der Tribun wirft, den Faden in der Hand behaltend, das Knäul zwischen das Königspaar und den Pöbel, macht so eine Barriere zwischen ihnen und ruft mit seiner Donnerstimme: „bis hierher, nicht einen Schritt weiter oder der Tod erfolgt;" dabei blickt das funkelnde Auge aus seinem Löwen-Antlitz unverwandt in die Augen der Stürmenden, gleich als wie die Afrikaner sich vor wilden Bestien zu retten pflegen. Das Volk stutzt, kehrt um und geht ab; König und Königin sind

gerettet. „Das ist die Allgewalt des festen Willens," sagte Schlabrendorf; „in dieser Beziehung steht Mirabeau höher als Napoleon."

Nach vielem Hin- und Hersprechen behielt der Graf diese wichtigen Manuskripte doch zurück, fürchtend, es könnte dem L. dadurch ein Unglück bereitet werden, wenn bei der Visitation auf der Gränze so Verfängliches gefunden würde; das Volumen war zu stark, um es mit Glück gut verstecken zu können. Schlabrendorf äußerte sich übrigens sehr bestimmt und derb über Deutsche, welche in ihren Reden und Schreibereien Nachrichten von ihm ausprengten, und besonders „thöricht und abgeschmackt" fand er Friedrich Schlegel's Aeußerungen, welche, wie er behauptet, ihm reell Schaden thäten. Bei solchen Gesprächen kam er stets auf Reichardt, dem er in dieser Beziehung „seine Indiscretion vorzuwerfen habe, obschon er ihm viel Vertrauen geschenkt." Reichardt's Abneigung gegen Napoleon, obschon dieser ihn artig, ja freundlich auszeichnend aufgenommen, war wohl noch ein Grund mehr, der den Grafen an den freisinnigen Mann fesselte; Schlabrendorf theilte ihm die gemachten Erfahrungen und Ansichten über den Gang mit, welchen Napoleon genommen und noch nehmen würde. Dadurch geführt, berichtigte Reichardt sein Urtheil und verabredete mit Schlabrendorf die Grundzüge zu dem Werke: „Napoleon und das französische Volk unter seinem Konsulate." In die Heimath zurückgekehrt, floß aus Reichardt's Feder dieses so viel Aufsehen machende Buch: er ist also mit vollem Rechte allein als Verfasser desselben zu betrachten, welches Schlabrendorf oftmals zu L. aussprach *), ja er tadelte manches darin

*) Die Behauptung, Graf Schlabrendorf habe dieses Buch

Mitgetheilte, beſitzt ſelbſt ein Exemplar, worin er Bemerkungen und Berichtigungen eingeſchrieben hat; in ſeinem Schlafkabinette hat er es unter dem Bette verborgen. Auch dieſes Buch ſollte D. für Reichardt nach Deutſchland mitnehmen. — Schlabrendorf hat eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Schreiben, hält auch ſein Zimmer nicht für ſicher, um das Niedergeſchriebene zu bewahren. —

Nächſt dem Abſchied von dieſem edlen Weiſen war der von Alexander v. Humboldt am ſchmerzhafteſten; die Güte und Freundlichkeit, welche D. von demſelben erfahren, die Alles hinreißende Liebenswürdigkeit, womit er belehrt, den Geiſt erhellt und die Verhältniſſe der Zeit und der Menſchen betrachtet und beurtheilt, ſprechen Worte nicht aus; tief in D's. Herz iſt das Bild dieſes unvergleichlichen Mannes geprägt. Auf ein baldiges Wiederſehen iſt wohl nicht zu hoffen, denn ſchwerlich wird Humboldt jemals Paris verlaſſen; nur da kann ein Mann wie er gedeihen und leben, nur da kann er ſeinen Ruhm hell und ungetrübt in's Grab nehmen; welche Achtung, welche Verehrung wird ihm hier gezollt! wie iſt bei den Sitzungen des Inſtituts, wenn er kommt, Alles beeifert ihn zu begrüßen! Auch er ſcheint es zu fühlen, daß er nur in dieſer Weltſtadt zu Hauſe

---

geſchrieben und Reichardt nur zum Druck befördert, wie es der Kanzler Niemeyer in ſeiner intereſſanten Deportationsreiſe und mehrere Andere gethan und wie man es auch in Converſationslexiken lieſt, iſt alſo falſch. Dem Werke folgten noch zwei andere Bücher von Reichardt, die mit jenem ein Ganzes bilden, nämlich: „Napoleon wie er leibt und lebt, und das franzöſiſche Volk unter ihm," und „der Junker auf Reiſen." Letzteres hat D. nie erhalten können, er ſelbſt, der Verfaſſer, vermochte nicht mehr, ein Exemplar herbeizuſchaffen. Schlabrendorf hatte es geleſen und rühmte den ſcharfen, ſchönen Witz.

iſt. Kurz vor D.'s Abreiſe ſchrieb Humboldt noch an dieſen: „Alſo Sie, mein lieber Dorow, wollen fort? Es wird Sie auch einſt gereuen, die große Hauptſtadt verlaſſen zu haben. Ich ſoll in wenig Tagen drei Hefte Zoologie und Pflanzen erſcheinen laſſen; ich bin mit Korrekturbogen überhäuft; ich arbeite in einem entlegenen Theile der Stadt; Willdenow's Tod hat mich in andere Verlegenheiten geſtürzt — daher allein in dieſen Tagen meine Unſichtbarkeit. Verzeihen Sie alſo, daß ich geſtern nicht kam; ich bin heute beſtimmt bei Ihnen. Meine Anhänglichkeit an Sie, mein theurer Dorow, meine Achtung für Ihr Inneres ſind immer dieſelben. Meine unſäglich widerwärtige Arbeit und trübe Stimmung macht mich oft menſchenſcheu. Für Sie bin ich nie unſichtbar, der Sie ſich immer gleich gut, edel und liebevoll gegen mich benommen. Al. Humboldt."

An dieſem edlen, vortrefflichen Menſchen hat D. gewiß für das ganze Leben eine feſte Stütze; durch ihn werden D.'s Verhältniſſe ſtets mehr und mehr begründet werden. Möchte die Zukunft D. ſtets in Humboldt's Nähe führen!

D. hat ein reichhaltiges Jahr in Paris verlebt, und je mehr er über daſſelbe nachdenkt, muß er ſich allerdings geſtehen, daß: an erlernter Grammatik und Büchergelehrſamkeit allerdings nicht gar ſehr viel erobert iſt; in Frankreich kann man von den Franzoſen aber vorzüglich das gewiſſe savoir faire kennen und ſtudiren lernen, ohne welches man nichts in der Welt ausrichtet, auch die geringſte Kleinigkeit nicht; gewöhnlich ſind bei uns zu Hauſe die Menſchen zu leidenſchaftlich dafür oder dawider, als daß ſie mit einem zweckmäßig unterhandeln könnten. Dieſes savoir faire zu beobachten, an Erfahrungen aller Art, an Menſchenkenntniß war das Jahr aber unſchätzbar; an der Quelle

konnte die gewaltige Macht beobachtet werden, welche die Welt bewegt, nebſt all den kleinen, oft erbärmlichen Triebfedern, wodurch jene nur zu oft in Bewegung und Verwirrung geſetzt wird. Wer Paris mit ſeinem mächtigen Treiben und Leben unter Napoleon nicht geſehen und ſtudirt hat, kann ſchwerlich einen richtigen Begriff von dieſer Stadt und dem mächtigen Material, das in ihr verborgen liegt, erlangen, — dagegen hat derjenige, dem dieſes Glück zu Theil geworden, ohne mühſames Studium das vielgeſtaltetſte Bild der Welt mit ihren Ereigniſſen erhalten.

Zu D.'s Abreiſe wurde das Nöthige vorbereitet, doch aber auch kein Augenblick verſäumt, um nach allen Richtungen zu beobachten, zu ſehen, was bis dahin noch nicht geſehen war, beſonders jede Gelegenheit wahrgenommen, um Napoleon zu ſehen. Die äußere Erſcheinung deſſelben ward ſtets düſterer, und mit wahrhaft teufliſchem Hohn ſoll er die Schreckniſſe an der Bereſina oft und gern erzählen, dabei Spaß und Spott über die verſchiedenen Todeskämpfe der Soldaten machen, „die ſich in der Bereſina wie die Fröſche zu arrangiren geſucht.“ Doch trotz dem, daß man ſich hierüber die ſchaudervollſten Anekdoten erzählte, erklang das Vive l'Empereur! überall, freiwillig, aus vollem Herzen, und die wahrſte Anhänglichkeit an den Kaiſer war nicht zu verkennen. Ueberall hört man den Ausdruck der Freude, daß der Kaiſer lebt und glücklich zurückgekommen iſt. „Das Unglück in Rußland iſt groß, ſehr groß, doch das Verlorne, Alles läßt ſich erſetzen, da der Kaiſer lebt und unter uns lebt,“ iſt der Refrain, wenn über den Krieg geſprochen wird.

Seit des Kaiſers Zurückkunft ſpricht man wieder ſehr viel von der Kaiſerin Joſephine und wünſcht dieſe an ſeine Seite zurück. „Der gute Engel iſt von Napoleon

gewichen, Fortuna hat ihn verlaſſen, ſeitdem ſie ihn nicht mehr beſchützt," — ſpricht man laut und allgemein, — „möchte er doch die Fremde heimſchicken, den König von Rom zur Verfügung des Volks ſtellen und die eigentliche, wahre Kaiſerin von Frankreich dem Lande wiederſchenken." Ja man erzählt, daß dem Kaiſer in dieſer Beziehung die dringendſten Vorſtellungen gemacht ſind.

Die große Gemäldeausſtellung iſt eröffnet, dem Zeitgeſchmack und der jetzigen Kunſtſtümperei vollkommen entſprechend: Portraits und kolorirte Zeitungsblätter.

D.'s Abreiſe verzögerte ſich von Tag zu Tag; der Geſandte war abweſend, wurde jedoch täglich erwartet, und ſein Stellvertreter Herr Teſchke konnte beſonders hinſichtlich des Geldpunktes zu keinem Entſchluſſe kommen.

Endlich war Alles geordnet, Rechnungen bezahlt und Abſchied genommen von Freunden und Feinden. Ende December 1812 fuhr D. mit der Diligence über Mainz, Frankfurt am Main nach Carlsruhe, wo der erſte längere Aufenthalt gemacht werden ſollte und wo er in dem Hauſe, welches Frau v. Krüdener und Schenckendorffs bewohnten, eine freundliche Aufnahme fand. Auf den franzöſiſchen Poſtſtationen rühmte man die hohe Liebenswürdigkeit und Herablaſſung des Kaiſers Napoleon, welche er auf ſeiner Rückreiſe von Rußland gegen Jedermann bewieſen; eine junge, hübſche Frau in Meaux nannte ihn im Uebermaß ihres Gefühles ſogar einen bon garçon. In Mainz war die Stimmung düſter, man ahnte das Unglück der franzöſiſchen Armee; zwar ſcheu, aber doch freudig theilte man ſich die im größten Geheim darüber angekommenen Nachrichten mit. Außer dem Kaiſer und ſeinen Begleitern war bis dahin noch kein Franzoſe dem Rheine genaht, welcher als

Augenzeuge von der Vernichtung dieſer wahrhaft großen und herrlichen Armee hätte Rechenſchaft geben können. Gewitterſchwüle lag auf Frankfurt am Main; wenn die Stimmung daſelbſt auch von kaufmänniſcher Furchtſamkeit und Rückſichten aller Art geleitet ward, ſo erkannte man doch den Ausdruck innerer Freude, hoffend eine Erlöſung vom harten Drucke, der auf Allen centnerſchwer haftete; es hatte ſich Aller, Jung und Alt, Reich und Arm, ein freudiges Gefühl bemächtigt, daß das Ende der bis dahin ſchmählich erduldeten Knechtſchaft gekommen ſei. „Der Großherzog von Frankfurt," ſchrieb D. damals nach Hauſe, „iſt in ſeinen Ländern gehaßt, wie die Erbſünde; beſonders im Fulda'ſchen wußte man nicht genug zu fluchen und zu ſeufzen über des alten Sünders Landesſchinderei und über ſeinen Bedientenſinn für Napoleon; er ſcheint ſich förmlich von Gott losgeſagt zu haben, um den Korſen an ſeine Stelle zu ſetzen. Auf Alles ſind Auflagen und Steuern gelegt; ſelbſt Juden würden nicht im Stande ſein, dieſem geiſtlichen Fürſten einen Gegenſtand zu nennen, welcher noch beſteuert werden könnte, oder ein Mittel anzugeben, die Unterthanen noch unglücklicher zu machen. Gewiſſensbiſſe und Angſt über das Zeter, welches ganz Deutſchland über Dalberg — dieſen von der Natur ſo herrlich, ſo hochbegabten Mann — ſchreit, mögen wohl die Urſache ſein, daß er ſich gänzlich dem Wein und den Weibern ergeben hat."

Den 28. December kam D. in Carlsruhe an; das Tagebuch aus dieſer Zeit lautet: „In Carlsruhe war ich fünf Tage bei der Krüdener und Schenckendorff und ſehr ſelig; welch' ein Wechſel der Dinge auch hier! Die Krüdener iſt doch eine merkwürdige Frau; ihre Tochter Juliette wäre liebenswürdig, ja lieblich zu nennen, wenn ſie

nicht Alles ſo aus purem Pflichtgefühl zu thun ſchiene; ſonſten Mädchen will das nicht ziemen! man hält ſie leicht für kalt und herzlos. Der Krüdener tägliche Betſtunden und ihr Hang zum Bekehren werden hier viel beſprochen, und ſelbſt der alte herrliche und fromme Jung-Stilling, mit dem ich ſehr vertraut und innig geworden, ſagte mir eines Tages: „Ja, ja, Ihre geprieſene Frau v. Krüdener mag eine ſehr liebe, vortreffliche Frau ſein, wenn ſie nur nicht ſo viel bekehren wollte.“ In den Betſtunden ſieht ſie mich mit mißtrauiſchen Blicken an, Schenckendorff verſichert jedoch, ſie ſei mir von Herzen gut. Ihre Beredſamkeit iſt bewunderungswürdig und derſelben iſt allein die Gewalt zuzuſchreiben, welche ſie in den höhern und niedern Kreiſen der Menſchen ausübt. Mit großem Scharfſinn und großer Kenntniß ſpricht ſie über Paris und hält dafür, daß in keiner Stadt Europa's ſo viel wahre Religioſität, einfache reine Sitten anzutreffen wären als in Paris, d. h. bei dem Mittelſtande, was wir Kleinbürger nennen. Und es iſt wahr, man lernt dieſen Theil der bourgoisie nur nicht kennen; Fremde werden nicht zugelaſſen und darin aufgenommen; mir gelang es in der langen Zeit meines dortigen Aufenthaltes nur eine Familie daraus kennen zu lernen, und deren ganze Exiſtenz beſtätigte das Urtheil der Frau v. Krüdener. Beim Abſchiede gab mir die intereſſante Frau ein Gedenkblatt und ſagte: „Hier ſteht meine ganze Weisheit, nehmen Sie ſie auch in ſich auf und leben Sie wohl; Ihrer Schweſter Minna werde ich ausführlich ſchreiben.“ Auf dem Blatte ſtand: „Liebe einathmen und Liebe aushauchen, das iſt das ganze Chriſtenthum und das lernt man nur zu Jeſu Füßen; geben Sie in dieſe von Menſchen ſo vernachläſſigte Schule, lieber junger Mann, lernen Sie

von der ewigen Weisheit glauben und lieben, und dem Schüler, der den Durst nach Wahrheit hat, wird der Trank gegeben werden und Glückseligkeit oben drein. Der Herr segne Sie, lieber Darow, sehnlichst wünscht Ihnen dies B. v. Krüdener." Wer mein ganzes Herz gewonnen, ist Jung-Stilling, und auch er scheint mir innigst zugethan. Das Milde, Ruhige und Klare, welches in seinen Unterredungen herrscht, und die Anziehungskraft, welche seine Persönlichkeit auf Jedermann ausüben muß, beschreiben keine Worte! Weit entfernt von jeder Bekehrungssucht, das Gespräch über Geisterglauben nie herbeiführend, ja vielmehr stets ablenkend, erscheint er in seiner einfach-frommen, aber tiefeingreifenden Rede wie ein Apostel der ersten Christenheit*). Stilling ist im Ganzen mit dem Treiben der Krüdener nicht zufrieden, er findet, daß sie zur Heuchelei und falsch verstandener Frömmigkeit aufmuntere und die Menschen zum Unheil führe. Ein einziges Mal kam das Gespräch auf Geister und den Glauben an Erscheinungen überirdischer Wesen; er tadelte die „schlecht ausgewählten" Geschichten, mit denen er die Sätze in der Geistertheorie belegt, und gab mir ein Heft mit andern Aufzeichnungen zu lesen, welche ich mir sämmtlich notirt habe und die uns in

*) Zur Charakterschilderung dieses seltenen, herrlichen Menschen möchten die wenigen Zeilen, welche er dem D. zum Andenken gab, mehr beitragen, als lange Briefe, denn sie enthalten aus der tiefsten Tiefe seines frommen Gemüthes das Einzige und Wichtigste, was ihm auf Erden unentbehrlich scheint! Er schrieb: „Selig sind die, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen! Nehmen Sie, theurer Freund! dies als Symbolum Ihrer Heimreise an und lassen Sie sich dies Symbolum bis an das Thor der Ewigkeit begleiten.

Carlsruhe in den letzten Stunden des ernsten 1812ten Jahres.

Jung, gen. Stilling.

langen Winterabenden noch oft erfreuen sollen. „Glauben Sie mir, mein lieber, theurer Freund," fuhr er fort, „Gottes Wort und seine Vorschriften, wie wir leben sollen, sind einfach, klar und hell wie das unumwölkte Sonnenlicht, sie dulden nichts Affektirtes, nichts Nebelhaftes, verabscheuen alles Komödiantenspiel; sie wollen keine Ueberredung, keine schönen Redensarten und blumenreichen Floskeln, keine Strenge, keinen Zwang; die Nichtbefolgung soll durch uns Menschen eben so wenig Strafe, als die Befolgung Belohnung und Lob nach sich ziehen. So allein bleibt der Mensch wahr und entfernt von Scheinheiligkeit und Heuchelei. Das Komödienspiel in den heiligen Religionssachen ist der wahre Versucher für den Menschen; alle bösen Dämonen sind darin beschäftigt, besonders die Eitelkeit." — Eine ganz besondere Neigung sprach Jung für den Staatsminister Fürsten v. Wittgenstein aus, den er als einen Mann mit hohen Geisteseigenschaften bezeichnete. Schenckendorff nannte er seinen lieben, wahren Freund; auch ich fand diesen seltenen, herzigen Menschen durchaus unverändert; welch' eine Zeit war, seitdem wir uns nicht gesehen, bei uns vorübergegangen! — In diesen Tagen lernte ich auch Hebel kennen, den lieblichen Dichter der Alemannischen Lieder; er sieht aus wie sein Schatzkästlein und der Hausfreund. Auf Scheffner war er sehr böse zu sprechen. „Diese Ostseekreatur," rief er aus, „hat mir meine Poesie total verhunzt" *).

„Am badenschen Hofe sollen die Gesichter sehr lang wer-

*) Scheffner hat in frühern Jahren die alemannischen Gedichte in's Hochdeutsche übertragen. Siehe: Krieg, Literatur und Theater. Herausgegeben von Dorow. Leipzig. Reclam jun. 1845.

den; es ſcheint, daß die troſtloſeſten Nachrichten aus Rußland ankommen und ſich ſtündlich häufen. Ich habe Abſchied genommen, gepackt und will eilen nach Berlin zu kommen.“ So weit aus dem vorhandenen Tagebuche.

In den erſten Tagen des Januar 1813 verließ D. alſo Carlsruhe und ging nach Frankfurt am Main zurück, nahm daſelbſt einen Lohnkutſcher, der bereits von zwei franzöſiſchen Offizieren nach Berlin bedungen war, — ſie wollten zur „großen Armee.“ Dieſer Herren Großſprecherei und die mit jeder Tagereiſe ſich mehrenden unglücklichen Gerüchte über die Vernichtung dieſer großen Armee bildeten eigene Kontraſte. Der eine dieſer Offiziere, ein gebildeter junger Mann, erzählte höchſt ergötzliche Geſchichten aus Paris; ſo eben daſelbſt Erlebtes ward umgekehrt dargeſtellt; ſchwarz war ihnen weiß und weiß dagegen ſchwarz. Uebereinſtimmend war aber ihr unerſchütterlicher Glaube an Napoleon und ſein Glück.

Es mag in der Gegend von Elſterwerda geweſen ſein, wo auf offener Chauſſee D. den General v. Kruſemark auf der Rückreiſe nach Paris begegnete. Der treffliche Mann ließ halten; das Geſpräch mit D., der zum Wagen des Geſandten gegangen, dauerte trotz der Kälte und zum Leidweſen der Franzoſen wohl über eine Stunde; die Nachrichten aus Paris und vom Rhein intereſſirten Herrn v. Kruſemark gar ſehr; endlich ſchloß er mit den bedeutungsvollen Worten: „Sie werden Berlin ſehr verändert finden; ein neuer Geiſt iſt erwacht; ſtatt Trauer, große hoffnungsvolle Aufregung; wir gehen einer gewaltigen Zeit entgegen; leben Sie wohl, ſagen Sie dem Staatskanzler, ich ſei guten Muthes, voll Hoffnung und Zuverſicht. So Gott will, ſe-

den wir uns unter sehr veränderten Umständen wieder. Aus Krusemark's Augen strahlte innere Zufriedenheit.

Mit unserer Fahrt ging es langsam vorwärts, bis wir endlich matt und müde in Berlin anlangten, wo D. zu seiner großen Freude den Jugendfreund Dr. Zitterland fand, so wie auch eine gute Privatwohnung sofort beziehen konnte. In Berlins allgemeiner Aufregung konnte man die tumultuarische Zeit wohl ahnen, welche unserm Staate bevorstand. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Goltz, benachrichtigte den D., daß der Staatskanzler den Geh. Staatsräthen v. Schuckmann und Sack aufgetragen habe, für eine schnelle, passende Anstellung im Civil zu sorgen; natürlich ging D. zu diesen Herren, schrieb ihnen seine Wünsche und Hoffnungen und erhielt die herrlichsten Zusicherungen; doch über die Belassung seines Gehaltes, welchen er in Paris bezogen, blieb alles stumm und stille. Den Staatskanzler sprach D. in dieser Zeit nur zweimal; er nahm ein großes Interesse an dem in Holland aufbewahrten und ausgestellten Kopf des braven Schill und meinte: „es ist abscheulich, doch läßt sich jetzt nichts dafür thun; die Früchte von Schill's Unternehmen werden wir erst später erkennen lernen: dieser ganz brave Mann ist ein Beweis, wie gute Saat durch sonst unbedeutende Menschen ausgestreut werden kann.“ Im Laufe des Gespräches kam der Kanzler nochmals auf Schill; derselbe schien mit seiner Zeit eine lebhafte Rückerinnerung hervorzurufen. Herr v. Hardenberg nannte sich den Namen des Professors in Leyden, bei dem D. den Kopf gesehen. Lächelnd bemerkte noch der Kanzler: „Der Kopf, der Kopf nur, wären doch in diesem Kopfe so viel Ideen, so viel politische Umsicht und Verstand gewesen, als sein Herz brav und muthvoll war!“ Von Pa-

viel wollte der Kanzler viel hören, besonders die Details über Mallet's Verschwörung und über den Eindruck des 29. Bülletins. Als D. ihm von der Liebe, der Neigung sprach, welche Frankreich auch nach diesem unheilvollen Bülletin für Napoleon habe, sagte der Staatskanzler: „Das ist auch meine Meinung, man will es hier aber nicht glauben; schreiben Sie Alles, was Sie mir erzählt, einfach und wahr auf und geben es dem Kabinetsrath Albrecht, ich spreche denselben heute noch darüber." Dieser Aufsatz, aus D.'s Tagebuche entworfen, wurde Sr. Majestät dem Könige mitgetheilt, der dem D. durch Albrecht später seine volle Zufriedenheit darüber ausdrücken und zugleich sagen ließ: „daß die Lesung desselben Ihm viel Vergnügen gemacht habe." Es waren allerdings Fakta und Begebenheiten darin besprochen, welche mit diesen Details vielleicht noch nicht bekannt, oder doch unwahr und entstellt mitgetheilt worden sind.

Von Reichardt, der in Breslau sehr leidend war, gingen nun wieder oft Briefe ein. Ueber D.'s zu erwartende Anstellung schrieb er: „Es freut mich sehr, daß Du „dort so wohl empfangen bist und von Schuckmann und „Sack so gute Verheißungen hast. Besonders hält das der „Erstere gewiß, was er Dir bestimmt zusagt. Ich werde „ihm auch schreiben; er ist mein ältester und vertrautester „Freund und Bruder. Versäume aber auch mit ihm nicht „die hergebrachten Formen! er ist ein eifriger und strenger „Dienstmann, so liberal er auch im Uebrigen gesinnt ist."

Als der König und der Kronprinz abgereist — den 27. Januar waren sie schon glücklich in Breslau angekommen, — wurde es in Berlin immer lebendiger, lauter, und mit Sehnsucht erwartete man die öffentliche Erklärung des Königs; die großen Intensionen und Zurüstungen, welche in Bres-

lau vorbereitet wurden, theilten ſich trotz aller Gefahr mit Blitzesſchnelle nach Berlin mit. Der Staatskanzler reiſte gleichfalls auf's ſchnellſte und heimlich ab, nachdem er den franzöſiſchen Marſchall — wohl Augereau — noch in Geſellſchaft mehrerer Franzoſen den Mittag bei ſich bewirthet und ſicher gemacht hatte. Endlich wurde der Aufruf des Königs vom 3. Februar 1813 auch in Berlin bekannt; Niemand zweifelte, wem es gelten ſolle, obſchon der Marſchall Victor des Staatskanzlers Vorwort in Anſpruch nahm: er ſolle beim Könige es doch bewirken, daß ihm der Oberbefehl der freiwilligen Jäger übertragen werden möge. Kaum war dieſer allgemein mit Jubel und Enthuſiasmus aufgenommene Ruf erſchollen, ſo eilte D. nach Breslau, um auch als Kämpfer mit in's Feld zu ziehen, obſchon ihm in Berlin eine ſehr vortheilhafte Stellung beim Verpflegungsweſen angetragen war. Er eilte ſogleich, als er angekommen, zu dem General v. Scharnhorſt, um demſelben ſeinen Entſchluß anzuzeigen und deſſen Rath einzuholen. Scharnhorſt, den D. in Königsberg viel geſehen und geſprochen und der D.'s Familie lieb gewonnen hatte, verſprach auf's freundlichſte, ſich deſſelben annehmen zu wollen, D. ſolle ihm nur im Allgemeinen über die zeitherigen Verhältniſſe ſchreiben. Das geſchah unter dem 17. Februar in ſehr kühnen, exaltirten, der Zeit angehörenden Ausdrücken und mit der Schlußverſicherung: „da der feſte Wille alle Schwierigkeiten der Welt beſiegt, ſo werde ich durch fleißige Waffenübung und Anſtrengung bald Alles erlernen, was mir als Soldat fehlt, und ich überlaſſe es Ihnen, über meine Perſon, mein Leben frei zu ſchalten, ich folge gern und freudig, denn mein Vertrauen zu Ew. Excellenz iſt von Jahren her feſt begründet.“ Scharnhorſt antwortete

ſchon den 23. Februar mit folgenden Zeilen: „Ich freue mich recht ſehr, daß Sie in anliegender Kabinetsordre Ihre Wünſche erfüllt erhalten. Was Ihren Gehalt betrifft, ſo wird ſolches dem Staatskanzler überlaſſen werden müſſen. In herzlichſter Ergebenheit Scharnhorſt."

Die beiliegende Kabinetsordre vom 20. Februar 1813 lautet:

„Mir iſt vorgetragen worden, daß der Wilhelm Dorow „den Entſchluß gefaßt hat, für die Selbſtſtändigkeit des „Staates mitzukämpfen. Ich lobe dieſen rühmlichen Verſatz „und überlaſſe ihm, in die Jägerabtheilung des Regiments „Garde zu Fuß einzutreten. Wegen der Belaſſung ſeines „Gehaltes muß er ſich an den Staatskanzler wenden, wel„cher darauf nach den feſtgeſetzten Grundſätzen verfügen „wird. Breslau den 20. Februar 1813.

Friedrich Wilhelm."

D. wendete ſich nun an den Staatskanzler mit der Bitte um Belaſſung des Wartegeldes, welche durch folgenden Brief beantwortet wurde: „Die von Ihnen mittelſt Vorſtellung vom 17. d. M. bei Ihrem Eintritt in das Garde-Jäger-Detaſchement nachgeſuchte Belaſſung der jährlichen Unterſtützung kann ich Ihnen nicht bewilligen. In Ihrem Alter werden Sie, wie ich zu Ihrer Denkungsart vertraue, bewähren, daß Sie auch die Beſchwerden Ihres neu gewählten Standes ohne außerordentlichen Zuſchuß von Seiten des Staates — alſo blos mit Ihrem künftigen Solde ausreichend — zu tragen vermögen. Ich zweifle auch nicht, daß Sie ſich bald durch Ihr Betragen zu einer höhern Stufe hinauf ſchwingen werden. Aus beſondern Rückſichten habe ich Ihnen zu Ihrer Ausrüſtung die Zahlung des ſechsmo-

natlichen Betrages Ihres zeitherigen Einkommens bewilligt, welchen der Rechnungsrath Rother aus den Beständen der General-Staatskasse extraordinair zahlen lassen wird. Ihrer künftigen Versorgung im Civil können Sie übrigens versichert sein, da sich erwarten läßt, daß Sie sich in Ihrer jetzigen Laufbahn besonders auszeichnen werden. Sollte sie nicht gleich nach geendigtem Kriege statt finden können, so sollen Sie alsdann das Ihnen bewilligt gewesene Wartegeld wieder beziehen. Breslau den 24. Februar 1813.

Hardenberg."

Jetzt war Alles geordnet*). D.'s Tagebücher berichten

*) Es sei gestattet, eine Stelle aus dem Briefe des Kapellmeisters Reichardt an D.'s Mutter, Reichardt's Schwester, hier mitzutheilen; hat D. manches harte, verläumderische Wort hinterrücks erdulden müssen, so mag auch dieses Urtheil eines Mannes wie Reichardt nicht verschwiegen bleiben. Derselbe schreibt: „Breslau den „21. Februar 1813. Seit mehreren Tagen ist Dein Wilhelm wie„der bei uns und lebt ganz mit uns und unsern Kindern (Karl „v. Raumer und Steffens). Er gehörte zu den ersten, die sich „hier auf die Königl. Aufforderung zum Dienste des Vaterlandes ein„stellten, und hat daher noch die Wahl, unter welches Korps er ge„hen will; es wird sich auch in diesen Tagen entscheiden, ob er durch „Scharnhorst's Vermittelung — der es wünscht — unter die „Garde du Corps, oder unter ein Jägerkorps von lauter hiesigen Stu„direnden und andern gebildeten jungen Leuten geht, welches Stef„fens unter dem besondern Schutz des Königs für die Königl. Gar„dejäger errichtet und mit dem Steffens selbst, zum großen Wohl„gefallen des Königs, mitgehen wird. Scharnhorst ist Deinem „Wilhelm sehr zugethan, scheint große Stücke auf ihn zu halten „und versicherte: er habe sich mit ihm zu großer Zufriedenstellung über „französische Zustände nicht allein unterhalten, sondern fände auch sehr „gesunde Ansichten über unsere eigenen Verhältnisse bei ihm. Dein „mütterliches Herz kann also, insoweit eine solche Lage irgend Beru„higung gewähren kann, sehr ruhig über ihn sein. Was zu seinen

aus dieſer Zeit: „Das Leben in Breslau — ich wohne, wie auch Reichardt mit ſeiner Familie, bei Steffens — iſt ſehr vielgeſtaltet und gewiſſermaßen tumultuariſch; Reichardt und mit und durch dieſen auch Steffens bilden um ſich einen Kreis aller intereſſanter und bedeutender Männer; Reichardt's Muth und Verdienſt, der erſte in Deutſchland geweſen zu ſein, welcher es wagte, in Napoleon's Glanzperiode, ſelbſt noch als Konſul, — über deſſelben Herrſchpläne und Tyrannei ſcharf treffende Werke drucken zu laſſen, wird jetzt vielfältig wieder beſprochen; man ſucht mit Eifer dieſe Bücher zu erhalten, welche man jetzt wieder ohne Lebensgefahr öffentlich leſen darf. Reichardt, obſchon leidend durch ein unheilbares Uebel, iſt entzückt über die Zeitverhältniſſe; der alte Haß gegen Napoleon flammt von Neuem bei ihm auf und ſein großes, ſchönes Auge leuchtet zu ſeiner lebendig begeiſternden Rede; natürlich, daß zu einem ſolchen Manne in ſolcher Zeit ſich Jeder drängte, dem ein freies, großes Herz den Buſen bewegt! Auch Steffens wirkt durch ſeinen Eifer, durch ſeine Vorleſungen, die allerdings traurige Folgen gehabt haben würden und alſo zu früh geweſen, wenn der franzöſiſche Geſandte, Graf v. St. Marſan, nicht ein wohlwollender Ehrenmann geweſen wäre, der dem Könige perſönlich zugethan iſt; — dieſe Vorleſungen von Steffens geben jetzt aber eine kaum zu beſchreibende Anregung, die

---

„Bedürfniſſen in dieſem neuen Stande gehört, dafür wird hier auch ſo „geſorgt werden, daß ihm nichts Nöthiges abgehen ſoll. Er iſt auch „vollkommen geſund und friſch und wir haben Alle unſere Freude „daran, wie der Aufenthalt in Paris ſeine Selbſtſtändigkeit und „Deutſchheit durchaus in nichts gefährdet hat; dabei kennt er die Men„ſchen, beurtheilt ſie zwar ſcharf, aber ſehr richtig und treffend."

Jugend vereinigt sich um ihn und erwartet mit Sehnsucht den Kampf mit Frankreich. Der Enthusiasmus steigt mit jedem Tage und wird noch mehr durch die anfeuernden Briefe aus der Heimath erhöht; die friedfertigsten, sanftmüthigsten Wesen schrein: Krieg! Die jüngste Schwester, die vom geliebten Bruder jede Gefahr mit eigener Aufopferung entnehmen möchte, schrieb: „Viel Glück zu Deiner neuen Laufbahn! Dachte ich doch gleich, daß Du hierin gewiß nicht der Letzte sein würdest. Es ist eine schöne — hoffnungsvolle Zeit — schade, daß ich nicht zwölf Brüder habe, daß sie alle in den Krieg ziehen könnten!“ — Die Russen erregten bei ihrem Eintritte in Preußen unendlichen Jubel: man kannte sie noch nicht! Die Mutter schrieb darüber: „Nun Gott wird weiter helfen; daß Du Gott im Herzen und Gemüth hast, macht mich bei allen Deinen Unternehmungen ganz ruhig, werde doch nur nicht anders im Soldatenstande! O möchten doch die Preußen so sein als die Russen, mit Gott thun diese Alles, nicht ihre Klugheit habe sie so weit gebracht, sagen sie; nein! Gott giebt ihnen dies Glück, mit ihm thun sie Alles und wahrlich das ist auch ganz klar! solch eine französische Armee auf diese Art vernichtet, wird nach Jahrhunderten kaum geglaubt werden.“ In dieser Zeit besuchte D. auf einige Tage Graf Wilhelm Gröben in Oels*) — der eine Jugendfreundin, Ida v. Auerswald, zur Frau hat, — und fand die Lieben

*) Wäre dieser treffliche Gröben doch erhalten und nicht bei Görschen geblieben! Die sonst so heitere, joviale und witzige Frau desselben, früher voll Lebenslust und Freude, wandelte sich seitdem in die Sektirerin um, wie wir sie in spätern Jahren (siehe ersten Theil dieses Werks Seite 223) leider haben kennen gelernt und worüber Näheres noch aus den Jahren 1835 und 1836 zu berichten sein wird.

nach alter Art: treu, fromm begeistert für den hell anbrechenden Morgen; ihr kleiner Arthur ist ein prächtiger Junge; diesen im Arm stürzte Gröben dem D. entgegen, zurufend: „Ihre Hand, lieber Dorow, zum heiligen Bunde für Freiheit und Recht! Der Adler kann auch über Sterne fliegen, der Preußische fliege errettend über Deutschland hin.“ In Reichardt's Abendzirkel sah D. auch den Major v. Witzleben sehr oft, der ihm besondere Achtung schenkte; durch sein bedeutendes musikalisches Talent fühlt sich Reichardt innig zu ihm hingezogen. Welche Gespräche über Spanien und spanischen Volksgesang! Herr v. Oppen ist kürzlich aus diesem Lande, wo er gegen Napoleon gekämpft, zurückgekommen, er singt uns dieses herrlichen, großartigen Volks Nationallieder vor, und Reichardt schreibt die Melodien danach nieder; unbeschreiblich groß ist der Genuß, wenn dieser sie dann mit seinem gewaltigen, feurigen, Alles mit sich fortreißenden Vortrag wiederholt. Witzleben's Begeisterung und Oppen's enthusiastische Rückerinnerung sind für Reichardt der schönste Lohn. An wen D. sich innig angeschlossen, ist der liebe Landsmann, Staatsrath v. Hippel, welcher den Aufruf: „An mein Volk,“ entworfen hat; nachdem der Staatskanzler ihn hin und wieder geändert, ist er vom König vollzogen worden.

In einem Briefe D.'s heißt es: „Die Ankunft des russischen Kaisers hat uns Alle in Bewegung gesetzt; eine große Parade ist abgehalten, welcher ich als Jäger beim Regiment Garde zu Fuß beiwohnte. Es war sehr kalt, der Befehl: „Handschuh fort“ brachte bei mir große Unzufriedenheit hervor; durch solch stundenlanges Stehen im Freien erfror mir die eine Hand; dabei war die gegebene Norm für die Jäger-Uniform, so eng und peinlich, daß man sich

kaum darin bewegen konnte; das Gepäck von solcher Größe und Schwere, daß man mehr einem Kameel ähnlich sah als einem leichten Jäger, der tirailliren, über Flüsse setzen und durch Gebüsche kriechen soll. Einige Zeit exerzirte ich auf diese Weise mit, fühlte mich jedoch unglücklich und unzufrieden. Ich klagte endlich dem General v. Scharnhorst meine Noth und meine Pein; gütig, freundlich und lächelnd hörte er meine Jeremiaden freundlich an und sagte: „Nun „diesem Elende ist abzuhelfen, geben Sie zu Lützow's „Freikorps, da werden Sie in vielfacher Hinsicht nützen und „sich freier und lustiger bewegen können; es bietet sich jetzt „eine gute Gelegenheit dar." Der General wies mich an meinen alten Freund Hr. v. Schachtmeyer, der vom Könige zu Lützow's Korps versetzt und von den Führern desselben bevollmächtigt war, eine Eskadron zu formiren, doch mußte er die Kosten durch Beiträge selbst herbeischaffen. Wie gütig und liebenswürdig Scharnhorst — der beinahe erdrückt von Geschäften und Mühen war, seine großen Pläne in Ausführung zu bringen, — selbst das Unbedeutendste beachtet und freundlich fördert und hilft, wo er kann, dadurch aber den Enthusiasmus unter Jung und Alt erhöht, beweist gewiß dieses Einlassen auf mein Gesuch; als ich ihn deshalb um eine Unterredung schriftlich bat, erwiederte er sofort in einem eigenhändig geschriebenen Billet: „Ew. Wohlgeboren Besuch wird mir zu jeder Zeit „angenehm sein; ich bin zu Hause und werde bis 8 Uhr „zu Hause bleiben. In herzlichster Ergebenheit

Scharnhorst."

Die Jägerkleidung war rasch in die Uniform des Freikorps umgewandelt und so ging es rasch mit Extrapost nach

Berlin; hier blieb ich einige Tage und hatte in der Perſon des Geh. Ober-Steuerraths Beuth das vollkommene Bild eines Lützower reitenden Jägers! Beuth, mit großen ſchwarzen ſtählernen Schuppenhandſchuhen verſehen, ließ ſich auf gewaltigem ſchwarzem Hengſte reitend in Berlins Straßen ſehen und repräſentirte ſo erſt einen wahren ſchwarzen Jägersmann. Auch Frau Bettina v. Arnim ſah ich wieder; er ſang Kriegslieder, war aber nicht unter den freiwilligen Jägern zu ſehen." —

„In Berlin ward die Trennung von meinem Vorgeſetzten beſchloſſen; ich ſollte allein nach Halle gehen und daſelbſt zur Erreichung der vorerwähnten Ordre mitwirken; mit gehörigen Vollmachten und Inſtruktionen verſehen, verließ ich Berlin den 4ten April 1813. Meine Begeiſterung, bei Lützow's Korps zu ſtehen, ſteigerte ſich immer mehr; es iſt ein herrliches Korps junger, lebensfriſcher Männer, die das Schöne, Große, Hohe und Heilige dieſes Krieges fühlen und begriffen haben! Ich gehöre alſo jetzt dem Korps an, welches ſchon 1811 auf dem Papier fertig war mit Beſtimmung der Führer und Unterführer, die ſich allerdings jetzt geändert haben."

„In Deſſau wimmelte Alles von Ruſſen und Preußen; General v. York*) wurde ſtündlich erwartet, doch kam er erſt den 9ten an. Auf meine Frage: ob es ſicher und zuläſſig ſei, nach Halle zu gehen, erwiederte derſelbe: das könne mir übel bekommen, nur einzelne Koſaken ſchwärmten

*) Ein für die Stimmung in Königsberg und was daſelbſt geglaubt und erzählt wurde, als York ankam, intereſſanter Brief iſt in Beilage C. 2. mitgetheilt, auch über die ruſſiſch-deutſche Legion und Herrn v. Stein enthält er beachtungswerthe Details.

daſelbſt umher. Den 10ten früh Morgens brach York mit dem Hauptquartier auf, ich hielt mich an ein altes gutes Wort: friſch gewagt iſt halb gewonnen, beſtellte Vorſpann und fuhr nach dem lieben Halle, wo ich nach einer ſehr warmen Reiſe gegen 6 Uhr Abends anlangte. Außer Koſaken war ich freilich keinen Truppen begegnet, und nach aller Leute Ausſage ſollten die Franzoſen noch am jenſeitigen Saalufer ſtehen. Es war ein großer Heuwagen, den man mir in Zörbig als Vorſpann nach Halle gab und in dieſem kam ich beſtäubt und verbrannt an. Als man am Thore hinten auf meiner Cartouche den preußiſchen Adler und das F. W. R. bemerkte, rief Alles: „ein Preuße, Glück, Heil dem erſten preußiſchen Soldaten; Vivat hoch dem allgeliebten König u. ſ. w.;“ unter ſolchem Freuderuf wurde ich von Hunderten zum Rathhauſe begleitet und Freudenthränen traten in meine Augen über die Anhänglichkeit der braven Hallenſer; am Rathhauſe wurde ich faſt vom Wagen gehoben und hinaufgetragen. Das war ein Umarmen, ein Schreien und Jubeln, was kein Ende nehmen wollte. Anfangs ſchämte ich mich der unverdienten Ehre; ich kam mir vor wie ein einziehender Siegesheld, und doch war noch keine Muskete losgegangen! Ich wurde dieſen Auftritt um Nichts in der Welt hingeben! Stelzer (Reichardt's Schwiegerſohn) ward durch den Tumult auf's Rathhaus gelockt, und wie groß war Ueberraſchung und Freude, als er ſeinen Vetter daſelbſt fand. Nun ging der Streit los, wo ich einquartirt werden ſollte, jeder wollte den erſten Preußen haben. Eine Frau v. Baſtineller gelangte zu dieſem Glück, ſie lief nun nach Hauſe, arrangirte Alles auf's beſte, und als ich anlangte, fiel die gute dicke Frau mir um den Hals. Wie ich in dieſem Hauſe gepflegt wurde,

kann ich nicht genugsam beschreiben. Stelzer, Bartels und all' die andern lieben Freunde denken eben so brav und patriotisch, wie es sich von ihrer so oft erprobten Vaterlandsliebe erwarten ließ, und das schönste Gelingen meines Zwecks war zu erwarten."

„Mit der größten Bereitwilligkeit nahm der Magistrat, so Jedermann Theil, um ein gutes Resultat meines Auftrages erreichen zu helfen, nämlich Beisteuer zur Errichtung einer Lützower Husaren-Eskadron. Unter dem 12. April waren meine produzirten Vollmachten geprüft, gut befunden, und in alle Häuser wurde der vom Magistrat besorgte, gedruckte desfallsige Aufruf *) vertheilt und an alle Straßenecken geklebt." —

---

*) Derselbe lautete: „Vermöge einer von Sr. Königl. Majestät von Preußen ertheilten, auf dem Rathhause allhier zu Jedermanns Nachricht niedergelegten allergnädigst erhaltenen Erlaubniß sind die Herren Majore v. Lützow, v. Sarnowsky und v. Petersdorff bevollmächtigt, ein Freikorps unter gewissen, in dieser Autorisation näher enthaltenen Bedingungen zu errichten."

„Unterzeichneter ist von diesen Herren Majors beauftragt, Beiträge hierzu an Geld, Geldeswerth, Armatur u. s. w. für unbemittelte Freiwillige in Empfang zu nehmen und vorläufig darüber zu quittiren, bis solches von Seiten des Korps öffentlich geschehen wird."

„Der hochlöbliche Magistrat hat sich von der Kraft dieser Vollmacht auf das lebhafteste überzeugt, so daß auch die Einwohner der hiesigen Stadt keinen Anstand nehmen werden, einen so rühmlichen, die Rettung des Vaterlandes zum Augenmerk habenden Zweck nach allen Kräften zu unterstützen. Die hiesige Stadtkasse ist bereits beauftragt, das Verzeichniß der freiwilligen Beiträge hierzu aufzunehmen, und ich fordere daher die hiesigen Einwohner auf, sich ohne Anstand deshalb in hiesiger Kämmerei einzufinden, ihre zu bestimmenden Beiträge in das dazu angelegte Register einzuzeichnen und meine

D.'s Tagebücher haben hier Lücken, und die aus Halle in dieſer Zeit an Reichardt geſchriebenen Briefe finden ſich nicht mehr vor, wohl aber mag über die Vorfälle in Halle ein Brief von Reichardt folgen, worin er aus D.'s Briefe Auszüge an die Eltern nach Königsberg mittheilt: „Breslau, den 1ſten Mai 1813. Ich erhalte ſo eben zwei „Briefe von Deinem lieben Wilhelm, mit dem Auftrage, „Dir den Hauptinhalt davon ſogleich mitzutheilen, und ich „eile, Dir Alles, was ihn und ſeine Lage betrifft, wörtlich „aus ſeinen Briefen abzuſchreiben. Es iſt doch immer am „erfreulichſten, von denen, die man liebt, die eigenen Worte „zu leſen. In dem erſten Brief vom 9ten April aus Deſ- „ſau ſchreibt er mir, daß er dort beſonders von der Ra- „mer'ſchen Familie ſehr freundlich aufgenommen worden, „und daß dort auch Alles, ſelbſt der alte Zunft, vor Freuden „geweint habe bei der erſten Erſcheinung der Preußen und „Ruſſen. Dann ſchreibt er von ſich: Was bin ich froh, bei „dieſem Korps zu ſein! wo ich mich ſehen laſſe, kommt mir „mit dem Ausrufe: Sie ſind einer der Rachebrüder, Wein „und Alles, was mein Herz wünſchen kann, entgegen. Da- „bei ſehe ich ſo breitſchultrig und honorig in dieſer ſchönen „Kavallerie-Uniform aus, daß Alles vor mir das Gewehr „präſentirt und die Wachen herausrufen. — In dem Briefe aus „Halle vom 20. April ſchreibt er, nachdem er auch die ſehr „freundliche Aufnahme daſelbſt und in Giebichenſtein gelobt: „Mein Geſtirn, unter dem ich geboren bin, iſt ganz vortreff-

---

vorläufige Quittung darüber in Empfang zu nehmen. Halle, den 12ten April 1813.

Wilhelm Dorow,
Königl. Preuß. Portepée-Unteroffizier."

„lich, wenigstens sind die Aspekten für die Zukunft schön. „Nach meiner hiesigen Ankunft kam der liebenswürdige rus- „sische General Baron v. Winzingerode an. Er „ging nach Leipzig und ich ritt nach, um Hauptmann v. Rö- „der, General-Adjutant bei Scharnhorst und Ehren- „adjutant bei Winzingerode, zu sprechen. Dieser sandte „mich mit mündlichen Aufträgen zu Scharnhorst in's „Hauptquartier, von welchem ich sehr freundlich empfangen „und mit der Ordre entlassen wurde: ich hätte mich so- „gleich zu Winzingerode und Röder zu verfügen, bei „denen zu bleiben und mit selbigen den Krieg mitzuma- „chen; dies ist natürlich sehr angenehm und ehrenvoll für „mich und Du sollst nächstens Mehreres über meine Ver- „hältnisse hören, sobald ich sie selbst genauer kenne. In „einem beigefügten Blatte aus Leipzig schreibt er mir noch: „Eine kleine Reise, die ich noch nach Halle zu den lieben „Freunden machte, ist Ursache, daß der Brief erst heute von „hier abgeht. Zu Frau Bartels Geburtstag waren wir „in Giebichenstein so vergnügt und heiter, daß ich's nicht „genugsam beschreiben kann; ich weiß es mir nicht zu ent- „sinnen, daß ich je in meinem Leben mit solchem Ueber- „muthe froh gewesen bin. Bis Ein Uhr Nachts wurde ge- „jubelt. Es giebt doch nichts Aehnliches an Herrlichkeit und „Liebenswürdigkeit, als das liebe Giebichenstein, wenn alles „Liebe aus Halle auch dort ist. Die Loge in Halle hat mir „ein sehr schönes Pferd, das mir noch fehlte, geschenkt, und „jetzt bin ich in einem Kriegsstande, der sich nicht schöner „wünschen läßt. Ihr Lieben werdet über alle diese guten „Nachrichten des braven Wilhelm gewiß eben so erfreut „sein, als ich selbst es bin. Reichardt." Hier ist noch zuzufügen, daß im Auftrage Röder's, D. über

Halle'sche Verwaltungszustände Bemerkungen niederschreiben mußte; er besprach sich mit den Freunden in Halle darüber und übergab das in der Beilage C. 3. Mitgetheilte, welches mundirt und dem General mitgenommen wurde; derselbe erledigte diese Angelegenheit durch die, ebenfalls in Anlage C. 3. bemerkte Ordre, äußerte sich übrigens sehr gütig und sagte, als D. Zufriedenheit mit seiner Stellung ausdrückte: „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, daß es ein vielseitig gestaltetes Leben für Sie im Korps des Majors von Lützow werden würde!" Nachdem der General sich noch Vieles über Halle und die Stimmung daselbst hatte erzählen lassen, entließ er den D. mit dem Befehl, im Kaiserlich Russischen Hauptquartier des Generals v. Winzingerode mit v. Röder zu bleiben; die nöthigen Befehle deshalb wurden an v. Röder ausgefertigt. „Wie angenehm und lehrreich, schrieb D. unter dem 28. April, die Bestimmung, im Hauptquartier zu bleiben, für mich ist, kann ich nicht genugsam beschreiben; ich theile jede Hoffnung, jede Besorgniß und bin im Stande, das Wichtigste, Neueste stets zu erfahren; dabei ist v. Röder ein gebildeter, geistreicher Mann, hat angenehme Formen und scheint gemüthlich. Auch Winzingerode möchte nach Allem, was ich von ihm gehört, zu den seltenen Männern gehören; sein ganzes Wesen drückt Kraft und Energie aus. — Auch materiell ist diese Stellung angenehm; stets komme ich in gute Quartiere, habe gut Essen und Wein und kann so die Strapazen leichter und zufriedener ertragen." Nun ging es rasch vorwärts und das eigentliche Kriegsleben fing an; es gab viel zu thun und an Privatschreiben und Aufnotirungen konnte nicht gedacht werden. Einige Briefe, welche so ganz den Charakter der Zeit und die Kriegsbegriffe eines freiwilligen

Jägers an ſich tragen, mögen die Periode bis zum Waffenſtillſtand ergänzen.

Dorow nach Königsberg.

Wurſchen, den 13. Mai 1813.

In der größten Eile will ich nur melden, daß ich geſund und friſch bin und gegenwärtig aus dem Hauptquartier des Generals v. Winzingerode mit v. Röder zum Prinzen Wolkonski in's große Kaiſerlich-Ruſſiſche Hauptquartier verſetzt bin, wo es in Hinſicht des angenehmen Lebens ſehr ſchlecht beſtellt iſt: doch darauf darf man doch nicht ſehen! Ich habe jetzt zwei Gefechte und die Mordſchlacht am 2ten Mai mitgemacht. Es iſt ein eigen Ding um eine ſolche Schlacht und man kommt zu eigenen Gefühlen und Gedanken, wenn die Kartätſchen und Granaten einem armen Erdenſohn um den Kopf ſchwirren! es iſt ein wahrer Geruch nach Himmelsluft. Schrecklich war beſonders der Abend des 2ten Mai's, denn als die Franzoſen merkten, daß uns Munition fehlte, ſo fingen ſie ein ſolch mörderiſches Feuer an, das ich augenblicklich für kein Menſchenwerk hielt. Rund um ſieht man Menſchen ſtürzen und hört troſtloſes Geſchrei ſchrecklich Verwundeter. Eine einſchlagende Granate brachte mein Pferd zum Bäumen und ich ſtürzte, wurde weit fortgeſchleudert, bekam eine Quetſchung und Kontuſion auf der Bruſt, mein Pferd verlor ein Auge. Der ganze Vorfall hinderte aber nicht, auf meinem Platz zu bleiben. Wie die fabelhaften Helden der Vorzeit haben unſre Preußen geſtritten und jeder Soldat hat ewigen Ruhm erworben. Des Abends, als es finſter wurde, dauerte das Kanoniren fort; dieſes Sauſen der Kugeln im Dunkeln, das Geſchrei der Halbtodten und der feurige Horizont, —

in der Runde brannten alle Dörfer, — war schrecklich und grausenhaft. Stündlich erwarten wir jetzt eine zweite große Schlacht, welche in ihren Folgen aber anders ausfallen muß! — Mit dem Verstehen der Schlachtpläne und dem Zusammenhange des Ganzen ist es nichts, wenn man auch im Hauptquartier ist; der Laie, wie so ein freiwilliger Jäger es doch ist, kapirt nichts davon. Den 27sten April unternahm Winzingerode eine scharfe Recognoscirung gegen Weißenfels; es ward stark kanonirt. Des Abends ward ich zu Scharnhorst in's Blücher'sche Hauptquartier abgefertigt, um Bericht über das Gefecht zu machen. Einige data wurden mir gegeben und dann sollte ich erzählen, was ich gesehen. Als ich mit anführte, daß sich viele Offiziere des Hauptquartiers gebückt hätten, als sie die Kugeln pfeifen hörten, lachte Blücher und sagte: „Freund, die Kugel, die man brummen hört, trifft nicht, daher ist das Bücken eine Dummheit.“ Des andern Morgens nahm mich Scharnhorst in seinen Wagen, worin er mit Clausewitz fuhr; ich sollte ein Ende mitfahren und dann zu Röder zurück. Im Wagen entspann sich ein Gespräch, wodurch ich sehr abgekühlt und meinem Enthusiasmus ein Eimer kaltes Wasser übergossen wurde.

Scharnhorst. Haben Sie Nachricht von Ihrem Vetter Steffens?

Clausewitz fiel in's Wort: Es ist schade um Steffens, er ist in seinem jetzigen Verhältniß doch eigentlich nur Futter für Pulver; Ew. Excellenz sollten ihn in's Hauptquartier nehmen.

Scharnhorst. Was sollen wir aber mit ihm machen? Reden halten lassen, das würde uns bald langweilen. Doch er ist ja ein Naturphilosoph und die sind höchst

amüsant; solche Herren können viel zur Erheiterung beitragen; wir wollen ihn kommen lassen, setzen Sie, Clausewitz, die Sache gleich in's Werk.

Scharnhorst schrieb noch einige Zeilen an Röder und ich wurde entlassen.

Ich lebe jetzt auf einem großen Fuß; aus Halle nahm ich einen Bedienten mit, doch er mußte gehen oder mit der Bagage fahren, weil ich ihm kein Pferd geben konnte; jetzt ist eins erbeutet und er reitet stolz hinter seinem Herrn einher. Wenn mir nur nicht eine fatale Untugend ankleben bleiben wird, die man bei den Russen in hohem Maße ausüben muß, will man durchkommen, nämlich das Stolzthun; setzt sich ein Russe auf ein hohes Pferd, so setze ich mich auf einen Elephanten! — Aus der Schlacht vom 2ten Mai noch eine inhaltsschwere Anekdote! Winzingerode giebt Befehl, daß ein preußisches Regiment ein von Franzosen besetztes Dorf nehmen soll; dasselbe wird fast gänzlich aufgerieben und zurückgeschlagen. In demselben Augenblick kommt der Kaiser, heftig rufend: „Warum ist das Dorf noch nicht in unsern Händen?" Der General berichtet was er gethan, lobt dabei die Bravour der preußischen Truppen und zeigt deren fast gänzliche Vernichtung an. Der Kaiser erwiedert mit ganz verzogenem Gesicht höchst erzürnt: „Pah, das wird immer nichts werden, wenn Sie nicht meine Russen dazu beordern." Kaum sind diese Worte gesprochen, kommt unser König, zu dem sich sogleich der Kaiser mit dem freundlichsten Gesichte wendet und demselben von der ungeheuren Bravour der Preußen erzählt, mit welcher sie jenes Dorf hätten nehmen wollen.

Doch man hört wieder heftig kanoniren und ich muß schließen.

Reichardt nach Königsberg. Breslau, den 16. Mai 1813.

Ich eile Euch, Lieben, den erfreulichen Brief, den ich gestern von unserm Wilhelm vom 8ten d. aus Dresden erhielt, sogleich mitzutheilen. Er schreibt: „(Erzählung der mitgemachten Schlachten u. s. w. wie im vorigen Briefe.) Viel, sehr viel haben wir am 2ten Mai verloren und das von uns erschienene Bulletin ist buchstäblich wahr. Es geht mir sonst im Ganzen sehr gut, vortreffliches Essen und noch besseres Trinken, dabei den gebildeten Hauptmann v. Röder, der voll Wärme und Ausdruck singt und spielt; so führen wir im wilden Kriege ein recht schönes Leben. Es gehört viel mehr Muth und Glauben an die gute Sache dazu, still, Schritt vor Schritt und besonnen bei dem kommandirenden Generale im tollsten Kartätschen-, Kanonen- und Bomben-Kugelregen zu reiten, zu sehen wie rechts und links Alles fällt, Beine und Arme abgerissen werden, als bewußtlos und betäubt mit einzuhauen. Diese Art den Krieg mitzumachen ist indessen sehr interessant, indem man stets weiß, was auf allen Ecken vorgeht; doch ob das eiserne Kreuz dabei verdient zu gewinnen ist, da man nur die Befehle des Generals zu den verschiedenen anführenden Offiziers, welche in der Bataille engagirt sind, zu bringen hat, weiß ich nicht, doch ich will hoffen — denn mit dem eisernen Kreuz ist es doch ein gar ander und eigen Ding, wie mit allen andern Orden, besonders wenn man sieht, wie die ertheilt werden. Wenn ich überdem Röder's Sinnesart betrachte, so glaube ich nicht, daß er für irgend Jemand Vorschläge machen wurde, der ihm zur Seite gestanden; — er will selbst noch gar zu viel, und in dieser Beziehung muß daher jedes Vorwort, jedes Lob für sich selbst verwendet werden; viermal komme ich, und bleibt dann noch

etwas übrig, mag es der Andere erhalten. Unsre Natur, lieber Reichardt, ist das nicht.“ Die ganze preußische und russische Armee, mit allen Nebenkorps, außer das Bülow'sche, das an der Elbe Berlin deckt, sind versammelt; wir sind stärker als die Feinde, die freilich wieder in Dresden sind, weil ein Mißverständniß auf dem Schlachtfelde in der Nacht vom 2ten und 3ten einen neuen Angriff gegen den eilig nach Leipzig und Merseburg retirirenden Feind leider vereitelte. Jetzt aber ist die Stellung so gut genommen, daß man den Angriff mit großem Vertrauen, ja mit Verlangen erwartet; unser Wilhelm wird auch diesen glücklich bestehen. — Reichardt.

Derow nach Königsberg.

Schweidnitz, den 30. Mai 1813.

So eben komme ich von Breslau hier in's Hauptquartier zurück und eile Euch zu sagen, daß ich durch alle Gefechte, bei denen ich von Anfang bis zu Ende zugegen war, glücklich durchgekommen bin. Gottes Hand waltet sichtbar über meinem Leben, von allen Seiten fallen Freunde und Kameraden, ich bin erhalten worden! Ich war in Breslau, um all' die Lieben zu sehen, kam zur rechten Zeit hin, indem ich noch bewirken konnte, daß der liebe, kindliche Raumer, zur großen Beruhigung der Frau, mit mir in's Hauptquartier gegangen ist, um durch seine Kenntniß des Gebirges dort mehr zu nützen, als ein Landwehr-Lieutenant es kann. Nach der Schlacht vom 2ten Mai bin ich zum Offizier vorgeschlagen, es wird auch wohl genehmigt werden, nur Scharnhorst, der vertreten ist, muß erst zurück sein. Was ist Reichardt doch für ein edler Mensch, ein Fels von innerlicher Vortrefflichkeit! Welch ein Geist, welch ein Witz

sprudelt in Allem was er sagt, was er schreibt! Er ist kein Freigeist — wie er verläumderisch genannt wird, — wohl aber ein freier Geist, der Handeln für besser hält als Augen verdrehendes gen Himmel Schauen und das jesuitisch-fromme Phrasen Drechseln! — Bei allen traurigen Nachrichten haben wir stets guten Muth; Schlachten können wir verlieren, aber der Krieg kann nur glücklich enden, und so sehe ich mich schon am göttlichen Rhein auf hohen Felsen, Weintrauben pflückend und den freien Blick auf's gerettete Deutschland gerichtet! Welche kostbare Leben sind aber dahin! Helvetius Dohna ist auch geblieben und mit ihm eine Menge meiner Freunde; Schenckendorff ist gleichfalls bei der Armee, bis jetzt zwar noch unthätig, da zum Militairdienst sein Arm nichts taugt. Ferdinand Schröter hat sich sehr brav gehalten und ist zum Offizier vorgeschlagen." —

Aus Reichenbach vom 6ten Juni findet sich über die Schlacht bei Bautzen und den Rückzug nur ein Blatt in D.'s Tagebuche niedergeschrieben: „Auch die Schlacht bei Bautzen hat eigentlich kein Resultat gehabt, außer daß sie unsern Muth bewiesen; viel Blut ist jedoch geflossen. Wir sind zurückgegangen, die freudige Stimmung ließ sehr nach, bis das Gefecht bei Hainau die Hoffnung wieder belebte. Bliebe nur nicht der russische Einfluß! Vor der Schlacht hatte mir Frau v. Thielau in Wurschen, — die Eigenthümerin des Schlosses, worin der Kaiser wohnte, — in demselben auch ein Stübchen gegeben. In Wurschen sprach ich den Gesandten, General v. Krusemark, der zur Konferenz dahin kam; er wollte eben wieder abfahren, als ich an seinen Wagen trat; er war nicht fröhlich und sein Gesicht sprach Besorgniß aus, doch die Zunge das Gegentheil. Mir die Hand

aus dem Wagen reichend, sagte er: „Muth, Muth, wir gehen einer guten Zukunft entgegen; Einigkeit macht uns groß und stark!“ Die sächsischen Generale Thielmann und Carlowitz kamen vom Feinde zu uns herüber; da Ersterer nirgend ein Unterkommen finden konnte, so proponirte ich, daß für denselben ein Bett in meine Stube gesetzt werde; es geschah und ich bin sehr froh, diesen geistreichen Mann kennen gelernt zu haben. Schärfer markirte Züge findet man wohl selten; er hat in seinem Wesen etwas Napoleonisches, dasselbe ist sehr verschieden von unseren Generalen; es ist in ihm eine Bestimmtheit, eine Festigkeit, die Vertrauen erwecken, und ein kriegerischer Anstand, wie ihn Frankreichs Marschälle haben mögen. Bewunderungswürdig erschien mir die Schärfe seines Verstandes; Alles traf, was er sagte. Mit diesem Mann möchte ich zusammenleben! Den König, der auch in Wurschen sein Hauptquartier hatte, sah ich öfters. Welch ein Unterschied zwischen demselben und dem Kaiser! Des Königs ernste, noble Gestalt, frei von aller Geziertheit, imponirte, während seine Gesichtszüge durch den Ausdruck der höchsten Wahrhaftigkeit und Milde die Herzen fesselten. Ueber Hauptmann v. Röder sagte eines Tages im Hinaufsteigen der Treppe der Kaiser zum Könige: „Je suis charmé de Votre Röder,“ so laut, daß Alle, die wir im Flur standen, es hören konnten. Die Tage bis zur Schlacht vergingen sehr unruhig; diese machte ich im Gefolge der Monarchen mit und lachte innerlich recht herzlich — der mir früher von Blücher gemachten Bemerkung eingedenk — als ich sah, wie die besternten und bekreuzten Herren im Hauptquartier sich tief bückten, wenn die Kanonenkugeln über die Köpfe brummend sausten. Der Rückzug war traurig und be-

schwerlich und erst hier fange ich mich an zu erholen; doch bleiben die heftigen Brustbeschwerden, welche mich seit der Schlacht bei Görschen mit jedem Tage mehr plagen. Gestern verbreitete sich die Nachricht vom Waffenstillstande als bestimmt. Gröditz, wo Röder und ich im Quartier lagen, ist ein hübsches Dorf; lieblich und ländlich lag im Gebüsch unsre Wohnung, ein klarer Bach rauschte vor dem Hause; Carl Raumer lag bei uns und war ein höchst willkommener Gast. Unsre Wohnung suchten wir in allen Standquartieren stets so entfernt als möglich von denen der Russen zu erhalten."

v. Röder war von Wolkonski fort, hatte Urlaub genommen und ging nach Reinerz zu seiner Frau. Auch D. wollte nun diese Zeit benutzen und eine Reise in's Riesengebirge und nach Glatz machen. Die Reise wurde glücklich zurückgelegt und D.'s Gesundheit, wenn auch nicht hergestellt, so doch bedeutend verbessert.

Nachdem Alles in Ordnung gebracht, Fourage mit Noth und Mühe für die Pferde besorgt, das Haus bestellt war, wanderte D. zur Hayman-Mühle in Langenbielau, wo er die Nacht bleiben wollte; hier sollte jedoch jede Erinnerung an preußische und russische Verletzungen und Kränkungen zurückgelassen und als böse Dämonen vom sanften Schlafe verscheucht werden; was noch übrig bleiben konnte, ward der tobenden Mühle auszuwalken überlassen. Vor dieser Wanderung hatte D. leider vielfache Gelegenheit, die große Unfreundlichkeit höherer preußischer Stabsoffiziere kennen zu lernen, so wie die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die meisten derselben eigentlich recht gründliche Abneigung gegen die freiwilligen Jäger hatten und diesen armen, schon genug geplagten Burschen am Zeuge flickten, wo es sich nur

irgend thun ließ. Dieſer alte verhaßte Militairton ſtrömte noch öfters, wie kaltes Waſſer, um den auflodernden Enthuſiasmus zu löſchen. Die Beiſpiele davon mögen der Vergeſſenheit übergeben werden, ſo auch die detaillirte von O. niedergeſchriebene Erzählung dieſer Reiſe; in hundert verſchiedenen Beſchreibungen kann man jetzt ſolche Reiſen nachleſen. Doch eine Stelle ſei aus dem Tagebuche hier mitgetheilt: „In Waldenburg, wo ich bei lieben Verwandten einige Tage zubrachte, hörte ich, daß N. N. im Gebirge ſein Weſen treibt, um den Landſturm einzurichten. Nun endlich hat man erkennen gelernt, welches ſeine Beſtimmung iſt und wozu man ihn trefflich gebrauchen kann. Hier iſt er an ſeiner Stelle und eben ſo nützlich, als er im Kriege unnütz war. Das Volk in und mit ſeiner eigenen Begeiſterung und Verblendung mit fortzureißen, dazu iſt er der Mann. Selten habe ich einen Menſchen gefunden, wohl noch nie, der wie N. N. ſtets in der Tauſchung ſeiner ſelbſt lebt, alle ſeine Umgebungen auch hintergeht, indem Begebenheiten, die er in ſeiner Phantaſie erlebt, Geſpräche, die er in ſeinem Geiſte geführt, für ihn ſelbſt zur Wirklichkeit werden, er ſolche dann aller Welt als wirkliche Fakta mittheilt. Auf dieſe Art iſt er noch nie zur Wahrheit gelangt und wird es auch nicht; doch herrlich iſt dies Phantaſieleben für ihn ſelbſt! Genie hat er wohl nicht, wohl aber iſt er höchſt genial. Das wahre Genie leuchtet wie ein heller Stern allen Menſchen, doch ſpricht es nie ſelbſt von ſeinem Genie und erhebt ſich über Andere. Dies iſt bei unſerm Freunde der Fall. Bei alle dieſem iſt N. N. der wahrſte, der trefflichſte Charakter, voll tiefer Empfindung und reinſtem Chriſtenthum! — -- — Vom Bergrath Mielęcki war ich zu einer Bergmannspartie eingeladen.

Als ich ankam, fand ich bereits den ruſſiſchen General der leichten Kavallerie Meleſino, einen Griechen mit einem ſehr braven kräftigen Geſichte, ſammt Adjutanten, unter denen mir ein Liefländer, Oberſt Keller, durch ſein artiges und kenntnißreiches Weſen ſehr gefiel. Wir beſtiegen einen Kahn; ein bärtiger Bergmann ſaß am Steuer; ſo fuhren wir in den dunkeln, eng gewölbten Stollen. Völlige Finſterniß umgab uns, man hörte nur das Plätſchern des Waſſers, als plötzlich aus der Tiefe Bergmanns-Muſik anfing, doch in meiner Seele ſchallten nur die Worte:

Töne, Schwager, in's Horn,
Rolle den ſchallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Denn wahrlich nichts konnte mehr einer Fahrt zum Orkus ähnlich ſehen, als die unſrige. Bald trafen wir Lampen an, und je tiefer wir kamen, je lampenheller wurde es; der Güte des Bergraths hatten wir dieſe Illumination und die ſchöne Muſik zu danken. Als wir in gerader Linie eine halbe Stunde gefahren waren, ſtiegen wir in einer Kohlen-Niſche aus, wo unter einem transparenten F. W. und A. uns ein ſchönes Dejeuner erwartete. Die Gäſte waren alle in Staatskleidern, mit Kreuzen, Sternen und Bändern geſchmückt; in ſchwarzer Bergmannstracht bedienten uns unſre Wirthe gleichſam als gutmüthige Gnomen des Gebirges und der Tiefen der Erde. Höchſt zufrieden und angenehm überraſcht mit dieſer Reiſe in die tiefen, unterirdiſchen Regionen — wir waren wohl mehr als 40 Lachter unter der Erde — gelangten wir nach einigen Stunden wieder an's Tageslicht.

Herrlich war es, als wir zuerſt daſſelbe ſich in dem dunkeln Gange an den Steinen brechen und im Waſſer ſpiegeln ſahen."

In Glatz beſuchte D. die daſelbſt noch in Feſtungsarreſt befindliche Geheimräthin Urſinus — deren Schickſale durch Fr. Buchholz, „Bekenntniſſe einer Giftmiſcherin" ſo ſchaudervolles Intereſſe erregt hatten. Obſchon bejahrt, ſah man noch Ueberbleibſel einer ehemaligen Schönheit; ſie ſprach in ſehr gewählten Ausdrücken, führte mit großer Zuvorkommenheit den D. umher, erklärte die umliegenden Gegenden und lud zu einer Taſſe Kaffee ein, welche von D. zwar angenommen, doch mit einiger Beſorgniß, beſonders der Zucker — verzehrt wurde. Die Urſinus ſoll ſtets empreſſirt ſein, Menſchen bei ſich zu bewirthen. Sie ſpielte die ſtets noch ſehr Tiefbetrübte, verrieth aber in Allem, was ſie ſagte, ſehr viel Bildung und meinte: „Ach, das Süßeſte in meiner ſchmachvollen Einſamkeit iſt die Poeſie; dieſes himmliſche Geſchenk hat auch mir die Natur zum Troſt, zur Erquickung verliehen." D. bat dringend ihm etwas der Art mitzutheilen, welches ſie aber durchaus nicht thun wollte *).

*) Später erhielt D. einige Verſe von der Urſinus, welche ſie im April 1813 einer Freundin geſendet hatte. Sie lauten:

Jene Jahre, die Du auf Glatzens lieblichen Auen
Fröhlich genoſſeſt als Braut, liebend als Freundin gelebt,
Sind ſie ein Traum Dir? Nein! Der verſtändigen heiteren Seele
Iſt die Vergangenheit, wie die Entfernung, — Genuß.
Mich auch fandeſt Du hier, mich Trauernde!
Wenn Du dies Blättchen wehmüth'ger Erinnerung ſiehſt,
Denk', wie Du hier es that'ſt, herzlich an mich.
Auch ich werde ſo es halten und gern hören, daß es Ihnen beſſer geht, als Ihrer treutrauernden
Charlotte Urſinus.

Nachdem D. seine Reise vollendet, kam er den 13. Juni in Waldenburg wieder an, wo er Steffens fand. Alberti war seiner Familie nach Reinerz nachgeeilt, und so war D. mit Steffens allein; sie aßen, tranken und waren guter Dinge während einiger Stunden, nach denen D. abreiste.

Das Riesengebirge ist eben so humoristisch von Volk gebildet, als Rübezahl mit seinen Thaten und Schwänken von Menschen erdacht. Die meisten Geschichten dieses jovialen Spuks rühren sicher von den sonderbar geformten Steinmassen selbst her, welche bald als Riesen, bald als Zwerge, Katzen, Ziegenböcke, Zwillinge und Mädchen erscheinen, die die verschiedenartigsten Handlungen zu verrichten scheinen. — Den 14. Juni kam D. nach Reichenbach zurück; er fand Raumer nicht mehr daselbst, — er war nach Breslau gegangen, auch v. Röder war noch nicht zurück; er ging also auf mehrere Tage nach Breslau, denn was konnte während des Waffenstillstandes Besseres gethan werden, als den lieben Reichardt und die Seinigen zu besuchen? — Gleich bei Beginn des Waffenstillstandes hatte D. den Staatskanzler um eine Geldzahlung gebeten, ward aber abschläglich beschieden. — Unter dem 7ten Juli schrieb derselbe aber aus freiem Antrieb, aus Schloß Peilau datirt: „Gegenwärtig, „da die etatsmäßigen, auf den Ersten jeden Monats fälligen Zahlungen berichtiget sind, habe ich mich Ihres Gesuchs erinnert und dem Rechnungsrath Rother hierselbst „aufgegeben, Ihnen die gewünschte Summe zu zahlen."

Die Schrift ist klar, deutlich und fest und der Seelenzustand in dem diese große Verbrecherin befangen war, spricht sich wohl deutlich in diesen Zeilen aus.

D.'s Dank nahm der Staatskanzler freundlich mit der Versicherung an, daß er mit D.'s Benehmen bis dahin vollkommen zufrieden sei und ihn nie aus den Augen verlieren werde.

Merkwürdig! daß sich während des Waffenstillstandes eine wahre Hülflosigkeit, selbst bei ausgezeichneten Männern kund gab, die, obschon dem staatskanzlerischen Amte angehörend, doch kein rechtes Vertrauen zu dessen Weisheit fassen konnten oder wollten, und doch hatten grade diese die deutlichsten Beweise erhalten, daß der Staatskanzler stets das rechte Mittel zum Zweck zu wählen wußte; man wollte von ihm, eben so wie es bei andern Staatsmännern der Fall ist, Intriguen, Machinationen u. dgl. gespielt haben und sah nicht ein, daß es eben die große Einfachheit, Wahrhaftigkeit und Offenheit war, wodurch er, verbunden mit seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, das falsche und böse Princip vernichtete, dessen Vertreter irre führte und so Großes und Heilbringendes für's Vaterland bewirkte *)!

*) Wohl am klarsten dargestellt geht dieser Gesinnungszustand aus den Briefen hervor, welche der damalige Geh. Staatsrath Stägemann an den Verhandlungsdirektor Nicolai schrieb: wie groß der Kampf des Staatskanzlers! wie kränkend die Mißkennung! Traf man solche Ansichten am grünen Baum, wie sah es erst beim verdorrten aus! Diese Briefe sind in der Anlage D. 1. mitgetheilt; nach vielen Seiten hin geben sie interessante Aufklärungen und vielleicht Veranlassung, daß die zwei Männer, welche unter allen Lebenden besonders, — ja allein dazu befähigt sind, aus ihren reichen Schätzen an Material ein Bild vom Staatskanzler v. Hardenberg zu entwerfen, — die Staatsminister v. Jordan und v. Rother, — daß diese sich vielleicht jetzt entschließen, diese heilige Verpflichtung, welche ihnen die Geschichte auflegt, zu erfüllen, besonders während Varnhagen v. Ense noch unter uns weilt, der ein so reiches Material allein würdig zu bearbeiten wissen würde!

Juli 1813 bis November 1815.

Dieser Zeitabschnitt, welcher D.'s Aufenthalt in Reichenbach während des Waffenstillstandes; sein Kommissorium in Polen, Reise nach Warschau; Rückreise in's Hauptquartier zum Staatskanzler; die Arbeiten und Reisen im südlichen Deutschland in Aufträgen der Central-Hospital-Verwaltung; Aufenthalt in Paris bis zur Rückkehr nach Berlin im November 1815, enthält, ist bereits im 1sten Theil dieses Werks von Seite 1 bis 161 dargestellt worden; wir wenden uns nun also zu den darauf folgenden Begebenheiten.

November 1815 bis Juli 1817.

Den 25sten November 1815 kam D. in Berlin an und fand Alles in großer Bewegung, besonders die Schmalzische Denunziations-Geschichte brannte noch lichterloh und fand unter Berlins bedeutenden Männern mehr Beachtung, als ein so elendes Gewäsch voll Hindeutungen und Verdächtigungen des servilen Mannes eigentlich verdiente; wunderbarer Weise soll hier v. Schuckmann mit Ben David gesprochen, um Anklagen der Art zu publiziren, doch dieser einfach geantwortet haben: „geben Sie mir Acta, so werde ich schreiben Facta," — doch es waren wohl eigentlich keine Akta zu produziren. Niebuhr's Schrift über geheime Verbindungen war erschienen und ward von allen Seiten als ungeschickt und unpassend getadelt, die spätere von Schleiermacher mit Eifer gelesen, ja verschlungen; mit einer bewunderungswürdigen Dialektik und einer Rasirmesser-Schärfe hatte er seinen Helden konstruirt, wodurch Jedermann entzückt wurde; nur zu bedauern, daß so viel Geist und Witz an so geringem Gegenstand verschwendet war. Stägemann charakterisirte diese Schrift: Schleiermacher habe sich zwischen Christus und Plato als der Teufel in der Gestalt einer Schlange gestellt, die den ehrlichen Schmalz umwunden und ihm alle Rippen im Leibe zerbrochen habe, während sie ihm in die Ohren gezischt: bester Schmalz! — D. nahm an diesem Streit lebhaften Antheil, wodurch er in freundschaftliche Verhältnisse zu Fr. Förster trat, der bei seinem regen Freiheitsgefühl, —

welches vielleicht nur etwas zu hell aufflackerte, — auch gegen Schmalz schrieb und drucken ließ; Förster war viel im Hause des Geh. Staatsrathes Stägemann, dem Versammlungsort aller freisinnigen, genialen Menschen. Dieser ausgezeichnete Staatsmann war mit dem Staatskanzler in den ersten Tagen des December nach Berlin zurückgekommen.

Doch am lebhaftesten bearbeiteten Voß und D. die Angelegenheit des Instituts für unheilbar verwundete Krieger, welches in Barby errichtet werden sollte; eine Idee, deren Realisirung durch den Fürsten v. Hardenberg genehmigt und auch kräftigst unterstützt ward. Auch über solche Privat-Unternehmungen durfte man frei und ausführlich mit dem herrlichen Manne sprechen; er lieh dieser ihn ansprechenden Idee bereitwillig sein Ohr, obschon sich die Verhältnisse am politischen und administrativen Himmel immer enger und verwickelter zusammen zu ziehen scheinen und der Fürst von Geschäften innerer und äußerer Angelegenheiten fast erdrückt ist; doch er steht wie ein Jüngling, kräftig und rüstig, unerschütterlich da, läßt über sich und seine Maßregeln rechts und links schwatzen, handelt — ein großes Ziel, das Vaterland, im Auge, — allein nach seinem Sinn. „Das Außerordentliche im Staatskanzler," — wie Alex. v. Humboldt einst in Paris bemerkte, „ist, daß es keine große, freisinnige Idee giebt, die bei ihm im Innern nicht schon vorhanden, nur angeschlagen werden darf, um harmonisch wiederzuklingen." Doch hat der Staatskanzler freilich mit Ernst, Festigkeit und großen Anstrengungen das Böse und Schändliche zu bekämpfen, meistens ohne Unterstützung; überall häufen sich Widerstrebungen, Schwachen, Leichtsinn und Kurzsichtigkeit, — sehr oft aber auch Bosheit.

D. erhielt in dieſer Zeit ſeinen geforderten Abſchied aus dem Militair mit der Bemerkung: „daß er während ſeiner Dienſtzeit und bei den vorgefallenen Kriegsbegebenheiten, wobei derſelbe ſich befunden, ſich jederzeit getreu, tapfer und unverweislich verhalten und überhaupt dergeſtalt betragen hat, daß Se. Majeſtät demſelben darüber Dero allerhöchſte Zufriedenheit bezeigen.“

Jetzt erſt wurde, nachdem mehr Ruhe in geiſtiger wie in phyſiſcher Hinſicht eingetreten war, Reichardt's am 27. Juni 1814 erfolgter Tod dem D. erſt recht fühlbar; demſelben fehlten nunmehr die erfahrungsreichen Rathſchläge, die Liebe, die Freundſchaft eines Mannes, der ihm als wahrer Freund ſeit einer Reihe von Jahren — wenn auch größtentheils nur im Briefwechſel, zur Seite geſtanden. Von Reichardt's reichem ſchriftlichen Nachlaß war nichts zu erfahren; keine liebe Hand hatte ſich deſſen angenommen, um auch daraus dem Dahingeſchiedenen, — der freilich jetzt nicht mehr nützen und hülfreich ſein konnte, — ein ehrendes Denkmal zu ſetzen. Und es iſt Viel und Wichtiges fertig und ausgearbeitet vorhanden, worüber ein Brief an D. aus Reichardt's allerletzter Lebenszeit folgendes ſagt: „Zuerſt bin ich bereit, eine neue Auflage der Napoliana und auch die Fortſetzung zu übernehmen, wenn er (der neue Verleger) in die Bedingungen meines erſten Verlegers, der ſeine Handlung ganz aufgegeben hat, eingehen will. Er zahle mir für die erſte Ausgabe 4 Frd'dor für den Bogen, und 2 Frd'dor bei jeder neuen Auflage für den Bogen. Was ich zu dieſen neu hinzuthat, ward mir wieder ganz mit 4 Frd'dor für den Bogen bezahlt. Auch die jetzige würde ich ziemlich vermehren können, allenfalls auch aus beiden Schriften „Napoleon und das franzöſiſche Volk“ und

„Napoleon wie er leibt und lebt“ Ein Werk machen können, das alsdann dadurch deſto nachdrücklicher und gewiſſermaßen ein neues Werk würde. Das dritte (der Junker auf Reiſen), im luſtigen Tone geſchrieben, müßte dann für ſich bleiben.“

„Für meine Biographie habe ich bisher 8 Frd'or für den Bogen bei der erſten Auflage gefordert und die Hälfte für die folgenden Auflagen, ſo lange ich oder meine Frau lebt. Unter 6 Frd'or würde ich das Manuſkript auf keinen Fall aus den Händen geben; der Band ungefähr ein Alphabet ſtark. Wahrſcheinlich wird das Ganze drei ſolcher Bände betragen in gr. 8.; der erſte Band könnte ſogleich abgeliefert werden.“

„An einer Geſchichte der neuern Muſik arbeite ich längſt, aber das läßt ſich nicht ſo nach Gefallen vollenden. Nun wollt' ich aber zu den Vorſchlägen auch noch einen eigenen thun. Seit 3 — 4 Jahren bereite ich mit mehreren meiner gelehrten und poetiſchen Freunde den Vorrath zu einem Journal: „Wahrheit und Dichtung oder dgl.,“ das groſſentheils aus dramatiſchen Stücken und Romanen, groß und klein, voll Beziehungen, ernſt und komiſch, beſtehen ſoll, um damit, ſobald der Buchhandel wieder frei und offen wird, hervorzurücken. Es iſt jetzt eine wahre Ebbe in Allem was poetiſch und genial iſt. Hält der Verleger den jetzigen Zeitpunkt (Januar 1814) dazu für günſtig und hat Luſt dazu, ſo kann er für ein Honorar von 20 Frd'or für das Monatsſtück jeden Augenblick das erſte Manuſkript erhalten.“ —

Von allen dieſen, zum Theil ſchon fertigen Manuſkripten iſt nichts zum Vorſchein gekommen. Auch erhielt D. jetzt erſt den Brief von Reichardt's Wittwe an D.'s Mutter

über den Tod deſſelben; während der Kriegsunruhen ward er nicht früher von Königsberg geſendet. Die durch Geiſt und Gemüth gleich vortreffliche Frau ſchreibt unter dem 24. Juli 1814: „Die ganze Zeit, ſeit vorigem Jahr, beſonders der letzte Winter und das Frühjahr waren ſchrecklich, um ſo mehr, da der liebe Kranke ſelbſt nicht eine Ahnung von Gefahr bekam, ihm daher jede Aeuſſerung von Kummer und Aengſtlichkeit ſo ſehr zuwider war. Er fühlte ſeinen Geiſt ſo kräftig, ſo lebendig, und dieſes Gefühl nahm grade mit der Abnahme des Körpers immer mehr zu. Beſonders in den letzten Monaten, in denen er auch wieder herrlich komponirte und lebhaft ſchriftſtelleriſche Arbeiten zum Druck vorbereitete, hielt er ſich ſeiner baldigen Beſſerung ſo verſichert, daß er weit ausſehende Lebenspläne machte, ſich über alle Hinderniſſe ſo erhaben fühlte, daß er auch gegen die unwahrſcheinlichſten Ausſichten nicht die Spur eines Zweifels ertrug. Dieſes glänzende Leben ſollte den Winter in Berlin beginnen, zur Rückkehr des Königs wollte er da ſein, bis den vorletzten Tag ſeines Todes ſprach er davon. Gott lob, daß er ſich ſo über Leiden und Kraftloſigkeit erheben konnte! Er ſprach von ſeiner Muſik, die er dort aufführen würde, er ſprach davon mit allen Umſtänden. Seine liebe Seele ahnete und fühlte das neue ſchöne Leben, das ihm nun geworden iſt, — nur die Phantaſie ging irre, er ſuchte auf Erden, was ihm im Himmel werden ſollte. Trotz ſeiner großen Schmerzen ſchien dennoch ein plötzliches Ende nicht wahrſcheinlich. Doch der Allbarmherzige erbarmte ſich unſer und endete das theure Leben, für das ich ſo gern das meinige hingegeben hätte, ſo ſanft als möglich. Nachdem er mehrere Tage ſchmerzensfrei und milde geweſen, fiel er den 26ſten Mittags in einen ruhigen Schlummer, er

hielt die ganze Nacht an, um 5 Uhr Morgens kam ein leichtes Zucken der Lippen ohne Aufſchlagen der Augen, das nicht lange anhielt, der Odem hörte auf und er war hinübergeſchlummert in unſre wahre Heimath, wo er unſer wartet und wo keine Trennung mehr iſt. Ich erlaube mir keine Klage, kein Murren. Der herrliche, reich begabte Mann hat doch ein ſo glückliches Leben gelebt, wie nur wenigen auf Erden zu Theil wird. Er hat mehr Gutes und Schönes genoſſen und gethan und hervorgebracht in ſeinem an Jahren kürzeren Leben, als die, welche bis an hundert hinanleben. — Steffens, der den Verewigten kindlich liebt, wie alle die Seinigen, will gern über ihn als Menſch etwas ſagen, da die, welche ihn als Künſtler wohl genug preiſen werden, ſeine eben ſo ſchöne, rein menſchliche Exiſtenz nicht möchten würdigen können; er wünſcht daher Notizen aus ſeinem Jugendleben, ich weiß, daß Niemand die beſſer geben kann, als Dein lieber Mann, theure Schweſter meines Reichardt! Er war ſein beſter Freund und Bruder, der ſchon ſo früh, ſo rein und ganz ſein Freund war! Thue er es recht bald."

Reichardt's große Verdienſte um Kunſt und Wiſſenſchaft würden wohl jetzt ſchon eine allgemeine Anerkennung finden, lebten nicht noch Viele, die ſein Witz und ſein rückſichtsloſes Anſtreben gegen alles Schlechte, Seichte und Gemeine erbittert und verletzt hätte; auch die ſchweigen, welchen er zu hohen Stellen, zu Beförderung allein behülflich geweſen, weil ſie nicht ihrem Freunde, ihrem Verwandten — wie es doch der Fall iſt — das Gute verdanken wollen, ſondern Alles nur ihrer ſelbſteigenen Vortrefflichkeit und Tüchtigkeit zuſchreiben. Die ruhiger und unpartheiſch urtheilende Nachwelt wird demſelben die ihm ge-

bührende Stelle aus Deutſchlands glanzvollſter Periode nicht verſagen *). —

Nach der Zurückkunft des Staatskanzlers wurde das Treiben erſt recht bunt und lebendig. Das Berufen und Anſtellen von Ausländern war beſonders allgemeines Geſpräch und Urſache zu großer Unzufriedenheit; L. von Voß ſchrieb einen vortrefflichen Aufſatz darüber: „Die Ausländerei;“ der Staatskanzler, dem er mitgetheilt wurde, nahm ihn freundlich auf; auch Stägemann eiferte ſehr über die Ausländer, welche in Preußen zwar ein Schickſal, aber kein Vaterland gefunden haben und denen, wenn ſie auch ihr Penſum abarbeiten, doch Preußens Wohl und Wehe ſtets gleichgültig bleiben würde. Auch in der Armee war viel Gerede, als man hörte, daß General v. Diebitſch den dringenden Wunſch geäußert (1814), in preußiſche Dienſte zu treten; damals in Paris hatte er ſich darum bewerben und wie man ſagt, habe der Kriegsminiſter die Sache dem Könige vorgetragen. Der Plan ſcheiterte, weil — wie man ſagt — man ſich an die große Jugend des Generals und das ungeheure Avancement, welches er gemacht, geſtoßen habe. — D., der in dieſer Zeit den Staatskanzler oft ſah und ſprach, hatte die Weiſung erhalten, ſich bereit zu machen, um als Legations-Sekretair verſendet werden zu können; mit Beſorgniß und Freimüthigkeit entgegnete D., daß es ihm gefahrvoll ſchiene, eine Laufbahn zu betreten, welche

*) Es wird Reichardt's Freunde und Neffen wohl verzeihen werden, wenn er in Anlage D. 2. das wahre, treffende und kühne Wort in Erinnerung bringt, welches Chr. Fr. Dan. Schubart in ſeinen „Ideen zu einer Aeſthetik der Tonkunſt, herausgegeben von Ludw. Schubart“ über J. Fr. Reichardt ſagt.

doch eigentlich für den Adel beſtimmt ſei und daher der Mangel deſſelben ſtets ein Hinderniß für das weitere Fortkommen ſein würde; er habe dieſe Erfahrungen bereits gemacht, ſelbſt bei Männern, die von Standesvorurtheilen der Art ſonſt wohl befreit ſein möchten. Sehr ausführlich ſetzte der Staatskanzler den Ungrund dieſer Befürchtungen auseinander, erſchöpfte alle Gründe, wie es für D. zweckmäßig und ehrenvoll ſei, dieſe Laufbahn zu verfolgen, und ſchloß mit der faſt gereizten Verſicherung: „Jetzt hat es bei uns durchaus keinen Einfluß, ob man Edelmann oder bürgerlich iſt; tüchtig und verſtändig ſein und die Stelle, die man einnimmt, ausfüllen, das allein iſt es, wodurch man Anſprüche begründen kann, keineswegs aber die Zufälligkeit, ob in dieſem oder jenem Stande geboren; nur das Verdienſt und die Brauchbarkeit legt bei mir, dem Mann einen Werth bei, ſei er des Fürſten, ſei er des Bauern Sohn. Daher beruhigen Sie ſich; machen ſich übrigens mit den politiſchen und geſelligen Verhältniſſen, mit dem ganzen Leben in Conſtantinopel bekannt, denn es iſt möglich, daß ich Sie dahin ſende.“

Sehr ſchmerzlich berührte uns Alle das Verbot des rheiniſchen Merkurs, welches gegen des Kanzlers Anſichten erfolgt war, und noch peinlicher wurden die Gemüther berührt, als der Befehl erſchien, daß gegen Schmalz und ſeine Denunziationen nichts mehr geſchrieben und gedruckt werden ſoll. In dieſer Zeit war es, wo Wolf über Schleiermacher's, Niebuhr's und der Andern ſchmalziſche Streitſchriften ſpottete, ſie verlachte und jenen tödtenden Vers auf Schmalz machte, welcher ſchon 1. Band S. 159 dieſes Werks mitgetheilt iſt.

Obſchon unwohl und von den Fatzken der jüngſt ver-

gangenen Zeit angegriffen, war es dennoch nicht zu vermeiden, daß D. in das bewegteste geſellige Leben verwickelt ward. Er hatte in Paris durch Herrn Wilhelm v. Humboldt Briefe für Frau v. Humboldt nach Berlin erhalten, die ihm einen freundlichen Empfang bei dieſer geiſtvollen Frau bereiteten; er fand in dieſem Kreiſe den Kammergerichtsrath Hoffmann (Bruder Medardus), der einen ſehr unheimlichen Eindruck machte, ja wahrhaft geſpenſtiſch auf ihn einwirkte. D.'s Gefühl war ſo erregt durch dieſe äußere Erſcheinung, daß die Augen ſofort auf Hoffmann's Füße ſich richteten, ob nicht vielleicht der Pferdefuß irgendwo zum Vorſchein kommen möchte! Auch Koreff ſah er daſelbſt wieder, der ſich in dieſen Kreiſen ſehr bequem zu bewegen ſchien, beſonders aber machte er hier die nähere Bekanntſchaft mit der Gräfin Schlabrendorf, einer gebornen Gräfin Kalckreuth, welche für die Folge großen Genuß bereitete. D. ſah dieſe in Geſinnung ſo kraftvolle Frau beinahe täglich, — eine Frau voll Verſtand und Klarheit, eine wahre Zuchtrute für die Vornehmen Berlins! Beſonders verfolgt ſie die Miniſter in ihren Maßregeln mit unerbittlicher Strenge und den treffendſten Witzworten. Sie ſagte einſt: „Glauben Sie es mir, Miniſter v. Schuckmann arbeitet an einer Vereinigung aller Religionen und er wird ſich in dieſer Hinſicht mit dem Tugendbund vereinigen, welchen er ſtets noch für ſehr mächtig und einflußreich hält; ſo iſt auch Niebuhr beſtimmt, die Konſtitution zu entwerfen, bei welcher Gelegenheit man auch das Nähere wegen der Volksrepräſentation beſtimmen wird; es liegt viel Weisheit in der Wahl dieſes ſchneidenden, grundgründlichen Mannes; man hegt zu ihm die feſte Hoffnung, daß die erſten zwei

Paragraphen der Konſtitution nicht in 30 Jahren fertig werden, beſonders da ſie deutſch gedacht und abgefaßt werden ſoll; ach! die Verſprechungen im blühenden Mai gemacht, wo Alles in Säfte aufſchießt, — ſind harte Nüſſe, ſelbſt für die Zähne eines Humboldt's nicht zu knacken, der doch ſonſt Alles aufzubeißen und zurecht zu ſtellen verſteht." Eine gewiſſe Beſorgniß konnte ſich wohl eines Jeden bemächtigen, wenn dieſe Frau mit ihrem hellen Geiſte und ihrer klaren Auffaſſungsgabe eine Charakteriſtik unſerer Staatsmänner hören ließ; Niemand wurde verſchont, mit unerbittlichen Witzworten ging die Auseinanderlegung bis auf den Knochen. Dabei entfaltete dieſe ſeltene Frau doch oft ein tiefes, wahrhaft poetiſches Gemüth, beſonders in der Neigung zu ihrer lieblichen Tochter.

Die Gräfin Lichtenau ward oft beſucht, doch D. fand ſie ſtill und einſidig, gedrückt und traurig, es ſchien ihr in Berlin nicht wohl; als D. ſie deshalb einmal befragte, erwiderte ſie ſehr trübe: „Wie kann ich froh ſein! welche Rückerinnerungen, mein lieber Derow, tauchen in meiner Seele auf; was konnte ich hier einſt ſchaffen, wirken und leiſten, was bin ich jetzt! verkannt, ja gehaßt, man hat mir nach dem Tode des Königs Böſes zugeſchrieben, woran meine Seele nie gedacht." D. gab ſich alle Mühe, über die Zeit, wo der Spuk und das Erſcheinungen-Weſen getrieben wurde und an der Tagesordnung war, Aufklärung zu erhalten, doch da war ſie wie ein Buch mit ſieben Siegeln verſchloſſen. —

In den letzten Tagen des Januar 1816 bemerkte der Fürſt v. Hardenberg zu D.: „Sie werden in Deutſchland bleiben; ich habe Sie nach Dresden beſtimmt und Ihre Ernennung dahin wird bereits ausgefertigt." D.'s Ungeſ-

rung: „Aber, Ew. Durchlaucht, wird nicht grade bei dem ceremoniellen, adelſtolzen ſächſiſchen Hof ein Bürgerlicher eine traurige Rolle ſpielen?“ machten den Staatskanzler böſe und er ſagt in noch beſtimmteren Ausdrücken darauf zurück: „Eben das, daß ich an einen Hof dieſer Art einen bürgerlichen Legations-Sekretair ſinſende, beweiſt, daß Preußen dem Mann, den man für brauchbar hält, und nicht der zufälligen Geburt Werth beilegt; und damit müſſen Sie ſich endlich beruhigen, mein Schatz, und glauben, was ich Ihnen in dieſer Beziehung ſchon mehrmals geſagt habe.“ D. erhielt nun unter dem 13. Februar ſeine Ernennung, die zugleich in ſehr gütigen Ausdrücken „volle Zufriedenheit über den bis dahin bethätigten Dienſteifer“ ausſprach, und ein bald darauf folgender Erlaß verfügte die Niederſchlagung der in Paris erhaltenen Vorſchüſſe mit der lehrreichen Bemerkung: „Sie müſſen ſich jetzt einer guten Oekonomie befleißigen, die ein nothwendiges Erforderniß eines Legations-Sekretairs iſt.“ Herr v. Jordan, der mit ſeiner angebornen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ſo gern überall fördert, beruhigt und unterſtützt, wo er unverſchuldetes Unglück wahrnimmt, gab an D. noch ſchriftlich im Namen des Fürſten die beſten Zuſagen für den Grafen Reiſach und verſicherte dem D. auf die liebevollſte Art, „daß er ſelbſt großes Intereſſe für das beabſichtigte Institut für unheilbar verwundete Krieger nicht allein nehme, ſondern auch Voß's und D.'s Beſtreben in dieſer Beziehung vollſtändig anerkenne und auch der Staatskanzler Freude darüber habe; das ferner Nothwendige würde er an Voß mittheilen.“ Der Staatskanzler verhieß ebenfalls hinſichtlich des Grafen Reiſach alles Gute, beſonders Unterſtützung, und gab die ihm mitgetheilten Briefe, welche allerhöchſte Hand an

Reiſach geſchrieben (24 Briefe von vier bis ſechzehn Seiten), mit dem Bemerken an D. zurück: „Nur von einem trefflichen, liebevollen Gemüth können ſolche Briefe herrühren; ſie ehren den Grafen Reiſach und klären ſein Verhältniß zu Montgelas und dem baieriſchen Hof vollſtändig auf; grüßen Sie den Grafen und ſagen ihm, daß mein Sohn, Graf Pappenheim, eben ſo wenig Montgelas's Freund iſt, als er und ich.“ D. hatte dem Fürſten nämlich geäußert, daß Reiſach Beſorgniſſe habe, Graf Pappenheim könne, wie Montgelas, ihm feindlich geſinnt ſein.

Durch den Grafen Reiſach war D. in ſchriftlichen Verkehr mit Baron v. Hormayr getreten, der, ſeiner ſtrengen Haft entlaſſen, jetzt in Brunn in Gefangenſchaft ſitzt; — vielleicht weil er die tyroler Kriege gegen Frankreich damals mit leitete und Freund des in Oeſterreich angebeteten Erzherzogs Johann iſt? Da Hormayr in dieſer Zeit nichts drucken laſſen darf und will, ſo ward dem D. ein Manuſkript: „Oeſterreichiſche Kriegsſcenen“ zugeſtellt, welches die Feldzüge des Erzherzogs Johann 1809 in Tyrol darſtellt und genau aus den Akten gezogene Aufklärung dieſer ewig denkwürdigen Zeit giebt, — um ſo intereſſanter, da Hofrath Bartholdy jene Begebenheiten in ſeinem Werke *) entſtellt und mit durchaus falſchen hiſtoriſchen Darſtellungen verwirrt hat. Wenn Hormayr's Werk auch durchaus zu Oeſterreichs Ruhm gereichte, ſo hielt es D. dennoch bei der ihm gewordenen Beſtimmung für nöthig, den Staatskanzler zu fragen: ob er als Herausgeber den

*) Der Krieg der Tyroler im Jahr 1809, von Bartholdy. Berlin, 1814.

Namen hergeben dürfe? Obſchon der Fürſt dieſes nicht geradezu unterſagte, ſo ſchien ihm die Sache nicht angenehm, weshalb D. natürlich die Selbſtherausgabe ſogleich aufgab und an Fr. Förſter übertrug, dem es eine große Freude gewährte, ſich auf ſo ehrenvolle Art in die Oeffentlichkeit einzuführen; doch wurde die Bedingung feſtgeſtellt: nichts Fremdes beizumiſchen, auch ſollte er ſeinen Namen als Herausgeber nicht nennen. Der erſte Theil enthält Hormayr's Krieg in Tyrol 1809, der zweite Reiſach's Krieg in Vorarlberg, unter dem allgemeinen Titel: Beiträge zur neuern Kriegsgeſchichte.

Der Staatskanzler billigte dieſe Namensabänderung mit ſichtbarem Wohlgefallen. Bei dieſer Gelegenheit fragte derſelbe: „Iſt die Broſchüre Beitrag zur Geſchichte der Großthaten des Fürſten Wrede, nicht von Hormayr?“ D. wußte es zwar beſtimmt, daß H. der Verfaſſer ſei, doch ließ er es in Zweifel, und der Staatskanzler entgegnete: „Ich liebe ſolche Pasquille nicht, obſchon in dieſem viel hiſtoriſch Intereſſantes enthalten iſt; übrigens kann man dem öſterreichiſch-deutſchen Patrioten es nicht übel deuten, daß er bei dieſem Gegenſtand ſeinen Unmuth, ſeinen gerechten Zorn ausſpricht.“ Auf D.'s Frage, wann der Fürſt die Broſchüre erhalten, ſagte er: „Mir iſt ſie beim Wiener Kongreß anonym zugeſendet worden; damals galt Hormayr allgemein für den Verfaſſer.“ D.'s großem Lobe über Hormayr's patriotiſche Geſinnungen und ſeinen trefflichen Charakter ſchien der Staatskanzler nicht beizuſtimmen und ihn für einen durch Umſtände und Verhältniſſe leicht zu beſtimmenden Charakter zu halten.

Als mit Förſter nun Alles in dieſer Beziehung geordnet und feſt verabredet war, ſchrieb D. an Hormayr und

zeigte das Beſchloſſene an; die Antwort vom 5. Febr. 1816 war beiſtimmend und enthielt zugleich des namhaften Geſchichtſchreibers Urtheil über Preußen und ſeine Armee — im Jahr 1816. Der Brief iſt ſpäterer Anſichten wegen intereſſant und lautet:

„An Dorow.

Brünn, am 5. Februar 1816.

Mit großer Freude erhielt ich, mein verehrter Herr und Freund, Ihre gefällige Zuſchrift vom 13. Jänner, nebſt dem Einſchluß Ihres Freundes Reiſach. Ein deutſcher, treuer und echter Handſchlag erwiedere aus ganzer Seele den Ihrigen. Wie ſchmerzlich bedaure ich, nicht im Falle geweſen zu ſein, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Dieſes ſoll aber der Innigkeit und Herzlichkeit des zwiſchen uns neu gegründeten Verhältniſſes durchaus keinen Eintrag thun und ſelbes von keinerlei Zeit und keinerlei Umſtänden abhängen. Als Tyroler und daher als warmer Oeſterreicher kein Freund der Preußen, in jener früheren unſeligen Zeit undeutſcher Spaltung, bin ich gewiß jetzo aus innigſter Ueberzeugung der feurige Lobredner dieſes edelmüthigen Volks, dieſes unübertroffenen Heeres. So viel als Glaubensbekenntniß. Dieſes Manuſkript hatte ich an Reiſach bloß zum Behuf ſeines Werks: der Krieg der Vorarlberger im Jahr 1809, freundſchaftlichſt mitgetheilt; auf keinem darf mein Name als der des Verfaſſers voranſtehen, weil nach unſeren Cenſurgeſetzen auch jedwedes im Auslande erſcheinende Manuſkript die inländiſche Cenſur paſſiren muß, wenn es auch ganz und gar unanſtößig iſt und ſo wie das gegenwärtige nur den Ruhm Oeſterreichs und die Ehre ſeiner Waffen bezielt. Zu Anzeigen und Recenſionen kann man

alsdann gar wohl auf den Verfaſſer hindeuten, welcher ohnedies nicht zu verkennen iſt, durch die gänzliche Neuheit und Authentizität der Quellen, welche durchaus Niemand Anderm ſo zu Gebote ſtehen konnten als ihm. Nur muß es ſehr ſchnell kommen, ich wünſche die Aushängebogen u. ſ. w.“ „Laſſen Sie mich ja recht bald wieder die Zeilen Ihrer lieben Hand ſehen und erlauben Sie, daß ich mit der herzlichſten Umarmung und mit dem Ausdruck wahrer Hochachtung und Freundſchaft mich nenne

ganz der Ihrige
Freiherr v. Hormayr.“

Wie Herr Fr. Förſter in D.'s Abweſenheit dieſes rühmliche Geſchäft vollendet und ſein Verſprechen durch Feſthalten der gemachten Bedingungen erfüllt hat, geht aus der Correſpondenz mit Voß, Anlage E., zur Gnüge hervor.

In den Tagen des Februar, vor der Abreiſe nach Dresden, hatte D. das Glück, den Staatskanzler beinahe täglich zu ſprechen und bei ihm zu eſſen. Bei einem Mittageſſen beim Fürſten, wo nur wenig Perſonen waren, wurde von Stägemann's Erhebung in den Adelſtand geſprochen, beſonders daß man darüber viel Theilnahme äußere, doch dieſelbe ſehr auffallend fände, indem der ausgezeichnete Mann ſtets frei und offen über Adel und Adelsrechte u. ſ. w. ſich geäußert habe und von all' dieſem, für unſre Zeit nicht mehr Paſſenden nichts wiſſen wolle. Auf die Bemerkung: Stägemann hätte daher beſſer gethan, ſich eine andere Belohnung zu erbitten, entgegnete der Staatskanzler mit großer Freundlichkeit und wahrem Wohlwollen — er hatte große Achtung und Neigung zu Stägemann's eminenten Talenten: „Ja, ja, wir werden es jetzt erleben, welche Früchte

hervorkeimen, da man die Ariſtokratie auf die Demokratie gepfropft hat.“

Der Staatskanzler, nach allen Seiten ſtets Beruhigung und Wohlwollen austheilend, wollte auch noch den Juſtizrath Hoffmann in Rödelheim *) wegen des erlaſſenen Edikts gegen geheime Verbindungen beruhigen und ſagte (8. Febr.) zu T.: „Ich erkenne, was Hoffmann für Preußen hat wirken wollen; er hat durchaus nichts zu fürchten; das Dekret gegen geheime Verbindungen iſt für die Zukunft und bezieht ſich nicht auf die Vergangenheit. Erhalten Sie Ihre Verbindungen im ſüdlichen Deutſchland, doch erregen Sie kein Mißtrauen; wir müſſen Alles anwenden, daß der Friede, der gegenwärtig überall herrſcht, erhalten werde, daher iſt es nöthig, auf einer Seite zuweilen etwas nachzugeben, was man ſonſt vielleicht nicht thun würde; es muß alles Mögliche, beſonders zum Beſten des innern Friedens geſchehen.“ Bei Tiſche wurde viel über Magnetismus geſprochen; der Fürſt glaubt an ſeine Wirkungen, obſchon er auf ſein Gehör noch keinen Einfluß gehabt hat. Jordan war höchſt liebenswürdig in ſeiner Laune gegen den Miniſter v. Bülow und verſicherte, daß derſelbe ſolche Maßregeln jetzt nehme, daß man verſucht ſei zu glauben, er würde nächſtens die Luft und wo möglich auch den lieben Gott noch beſteuern. Da der jetzige Oberpräſident Merckel ſich über Freimaurerei ausließ und deren zunehmende Verbreitung beweiſen wollte, fiel Herr v. Jordan ein: „Ja wohl, und daran iſt die Erbärmlichkeit der Zeit zu erkennen, in der man ſeinen Unterhalt nur noch mit der Kelle erarbeiten kann.“

*) Siehe den 1ſten Theil dieſes Werks, Seite 152. 207.

Eines Mittags beim Staatskanzler fand D. den regierenden Herzog von Koburg, einen ſchönen Mann mit offenem gutem Geſicht, doch ohne Geiſt; Fürſt Wittgenſtein, der ſehr ſchweigſam, warf nur einzelne ſarkaſtiſche Sätze in die Unterhaltung; ferner einen hagern, mit Gold und Orden verbrämten langweiligen Kanzler aus Stralſund; Graf Brühl, der viel vom Theater ſprach und darüber eine kraft- und gehaltloſe Brühe goß, dabei des Miniſters Schuckmann Behauptung: „daß die Theater dem geiſtlichen Unterrichts-Miniſterio untergeordnet ſein müßten,“ heftig widerſprach; der Miniſter ſelbſt, mit Orden behängt, ſah ſehr blaſirt aus, Alles ſchien bei ihm gezwängt; er lobte und vertheidigte den Preßzwang, wohl deshalb, weil „Miniſter ſich der Preßfreiheit aus den nämlichen Gründen zu widerſetzen pflegen, wie luſtig-leichte Mädchen die Strafpredigt haſſen.“ Der Leibarzt Wiebel tobte gegen Hufeland, der ſich „nichts davon verſtehend, in die Militair-Einrichtungen miſchen will.“ Gruner war ſtill, ſchien gedrückt, er war von der einen Seite D.'s Tiſchnachbar. Er geht nach der Schweiz als Geſandter; der Staatskanzler hat offenbar die herzlichſte Neigung für dieſen ſeltenen, ausgezeichneten Mann; Gruner war eigentlich für Dresden beſtimmt, doch der ſächſiſche Hof hat die dringendſten Gegenvorſtellungen deshalb gemacht, welche wohl nicht zurückgewieſen ſein mochten. Auch hörte D., daß ein Herr v. Miltitz, der kürzlich in unſre Dienſte getreten, eigentlich zum Legations-Sekretair nach Dresden beſtimmt geweſen und D. für Conſtantinopel; doch der ſächſiſche Hof habe auf das beſtimmteſte die Annahme des Herrn v. Miltitz verweigert, weshalb gewechſelt iſt. D. ermittelte nachher, daß dieſes derſelbe Baron v. Miltitz iſt, welchen er in

Baiern früher an der Tafel bei dem Fürſten v. Thurn und Taxis geſehen hatte *). Miltitz war baieriſcher Kammerherr und durch die Fürſtin von Thurn und Taxis in preußiſche Dienſte gekommen; erſt nachdem derſelbe übernommen und zur diplomatiſchen Laufbahn bereits beſtimmt war, erhielt der Staatskanzler von der Anſtellung dieſes Mannes Kunde; die Unzufriedenheit des Staatskanzlers darüber, ſo wie manches ſcharfe Wort über ihn, lenkte zwar die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Miltitz; doch alle böſen Gerüchte wurden durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, ſeine Klugheit und ſeinen Verſtand beruhigt und beſchwichtigt. Gräfin Schlabrendorf führte den D. zu Frau v. Knobelsdorff, welche mit ihren ſchönen Töchtern nach Dresden zieht und die deshalb den neuen Legations-Sekretair kennen lernen wollte. Eine ſcharf urtheilende Frau, beſonders ſprach ſie viel Galle gegen Preußen und gegen die neuſten diplomatiſchen Ernennungen aus. Ihre und der Gräfin Schlabrendorf Schilderung der Verhältniſſe, welche den D. ſeitens ſeines Vorgeſetzten in Dresden gewiß erwarten, erregten große Beſorgniß. Als Frau v. Knobelsdorff gar nicht aufhörte, dieſen Gegenſtand von allen Seiten zu beleuchten, und ihre Abneigung gegen den ernannten Geſandten nach Sachſen zu ſchroff ausſprach, rief die Gräfin Schlabrendorf: „Schon gut, ſchon gut, liebe Knobelsdorff, ſein Sie verſichert, die Dummheit — wie ein geiſtreicher Mann ſagt — hilft ſtets aus Mitleid fort, die Dummheit tritt Niemandem in den Weg und läßt ungehindert herumtappen; die Mittelmäßigkeit ſchiebt ſich ebenfalls mit der großen gleichen Maſſe immer vorwärts, aber

*) Siehe den 1ſten Theil dieſes Werks, Seite 93.

das Talent hat mit allen Hinderniſſen zu kämpfen, welche Neid, Thorheit und Eigennutz zu ſchaffen vermögen; ich prophezeihe meinem lieben Freunde Dorow noch vielen Kummer und viel Herzleid und Kampf bis zum Grabe." Frau v. Humboldt beurtheilte die erwählten Geſandten eben ſo; Koreff machte ſelbſt in Gegenwart des Staatskanzlers die ärgſten Witze, ſprach von „Probeſchüſſen, die gemacht würden, von hohlen Nüſſen und von Gnadenbezeugungen, für die man es halten müßte, wenn man dieſe oder jene jetzt erwählte Stuben-Excellenz ſelbſt nur zum letzten Sekretair gemacht hätte!"

Die Abreiſe rückte heran; D. hatte ſie auf den 16. Febr. beſtimmt, es mußten alſo die nöthigen dienſtlichen Viſiten gemacht werden; bei Ancillon, Rempffner, Raumer u. ſ. w. Wie anders ſahen dieſe Männer in der Nähe aus, wenn man ſie ſprechen und urtheilen hörte; der Eindruck des Herrn Ancillon berührte am unangenehmſten; ſein Pathos, das affektirte Gelehrtſein mit franzöſirten Floskeln in alter preußiſcher Beamten-Form ſchnürte das Herz zu und entfernte jedes Vertrauen, welches ſelbſt auch nicht der, bei jedem Worte durchblickende, Prieſter zu erwerben vermag. Herr v. Jordan ward zuletzt beſucht, um einen wohlthuenden Eindruck mitzunehmen, den dieſer offene, ſtets heiter witzige Mann nothwendig machen muß, beſonders auf den, welcher ihn als Chef liebt! D. hat ihn ſtets wahr, ehrlich und das Verſprochene feſt haltend befunden, von dem guten Wort ausgehend: Leben und leben laſſen.

Als D. ſich den Tag vor der Abreiſe beim Staatskanzler beurlaubte, ſagte derſelbe unter andern: „Suchen Sie durch keinen Mißverſtand Uneinigkeit in Sachſen zu veranlaſſen; die ſächſiſche Regierung ſcheint ſich der unſrigen

zu nähern; es wäre nicht edel von einem so großen Staat als der preußische, auf Kleinlichkeiten zu sehen, daher muß man stets da nachgeben, wo es unsrer Ehre nicht nachtheilig ist; sein Recht muß man sich allerdings nicht vergeben, doch es ist würdig und edel gegen kleine Staaten nachgiebig zu sein. Reisen Sie glücklich, ich werde stets Alles thun, um Ihnen weiter zu helfen; durch diese Sendung nach Dresden mit Herrn v. Oelßen habe ich Ihnen mein ganzes Vertrauen bewiesen. Jordan wird Ihnen wegen des Hospitals in Barby das Nöthige eröffnen; er nimmt sich der Sache mit Wärme an. Leben Sie wohl."

Nachdem Alles geordnet und mit den Freunden, besonders mit Ludwig v. Voß, wegen des Briefwechsels genaue Rücksprache genommen war, verließ D. am 16. Februar 1816 Berlin, um bei Regen, Sturm, in schlecht verwahrtem Wagen, noch halb krank die Reise nach Dresden anzutreten. Spät wurde Dahme erreicht; des andern Tages ging die Reise gleich schlecht vorwärts; durch erbärmliche Gegenden, sandige Haiden und kahle Felder gelangte der Wagen bis Domberitz, und Tages darauf, also den 18. Febr. Morgens 9 Uhr, zog D. unter Sturm und Regen in Dresden ein.

Die Diskretion will es nicht gestatten, schon jetzt die näheren Verhältnisse der preußischen Gesandtschaft am sächsischen Hofe theils in sich selbst und zu den Geschäften, theils zum Hofe und zu der Gesellschaft darzustellen. Vorläufig kann sich wohl Jedermann, sowohl hiervon als von den Freuden und Leiden des Legations-Sekretairs einen Begriff machen, wenn man weiß, daß der Gesandte — Baron v. Oelßen ist.

D.'s Furcht, schon in Berlin erwacht, daß es ein schwie-

riges und freudenloſes Verhältniß für eine preußiſche Geſandtſchaft in Sachſen während dieſer Zeit der Länderbeſitz-Ausgleichung nur ſein kann, ward bald zur Gewißheit, und bei der Perſönlichkeit der handelnden Perſonen zog ſich ſelbſt der kleinſte Umſtand, die geringfügigſte Begebenheit in einen faſt unauflösbaren Knäuel zuſammen und brachte Verdruß und Aerger. Der geiſtreiche Theil der Geſellſchaft war bonapartiſch-franzöſiſch geſinnt und die vornehmen Sachſen, beſonders was zum Hofe gehörte, ſah in Oeſterreich den Rettungsbalken bei dem allgemeinen Schiffbruch. D. verſäumte keine Zeit, ſich in den größten Strudel des geſellſchaftlichen Lebens zu miſchen; der Empfang war bei allen Partheien zuvorkommend, wahrſcheinlich um einen Gegenſatz zu bilden. Beſaß man es auch ſelbſt in Sachſen, ſo liebte man nicht bei Fremden ein zu unvorſichtig hervortretendes ariſtokratiſches Princip, viel weniger den ſich oft herausſtellenden Stockpreußen, abwechſelnd mit der Rolle des affektirten Weltbürgers; ſelbſt der ſtarrſte Ariſtokrat in Sachſen durfte es nicht überſehen, daß die Gemahlin des öſterreichiſchen Geſandten, Gräfin Bombelles, von bürgerlicher Herkunft war. Bei der jetzt herrſchenden Abneigung gegen Preußen mußte mit konſequenter, ſchonender Vorſicht geſprochen und gehandelt werden und dieſes wurde von den Hauptperſonen nur zu oft nicht beachtet. Unter dieſen widerſtrebenden Verhältniſſen war es wohl räthlich, ſich in keiner Art, weder über Meinung noch Geſinnung auszuſprechen, bevor man nicht das ganze diplomatiſche Korps genau beachtet und zergliedert hat, von dem gewiß richtigen Geſichtspunkt ausgehend, daß es für einen neu ankommenden Diplomaten das Nothwendigſte ſei, ſeine Kollegen und was mit dieſen in Verbindung und Zuſam-

menhang ſteht, aus dem Grunde und im kleinſten Detail zu kennen; Geſandte ſind ja als Organe der Regierung anzuſehen, und die Beachtung, ob dieſe Organe phyſiſche und moraliſche Geſundheit haben oder in manchen Beziehungen leidend ſind, muß nothwendig zu folgerechten Schlüſſen führen.

Nur zu bald ward es ſonnenklar, daß alle Blicke des Kabinets, des Hofes und des Adels nach Oeſterreich hin und von Preußen abgewandt waren. Man knüpfte (1816) gleich einem Schiffbrüchigen an den kleinſten Umſtänden ſeine Hoffnungen an und erfand oft Gehäſſiges, um Preußen mit ſeinen politiſchen äußern und innern Anordnungen in der öffentlichen Meinung zu ſchaden. Und wenn hierbei auch von keiner phyſiſchen Macht die Rede ſein konnte, ſo war doch das Schlangenheer der Meinungen da, — welches zu bekämpfen, zu beſchwichtigen und zu verſöhnen die glorreiche Aufgabe für den preußiſchen Geſandten hätte ſein müſſen!!

Die geſandtſchaftlichen Verhältniſſe der verſchiedenen Mächte zu Dresden, ſowohl unter ſich als zu Preußen, vorerſt genau in's Auge zu faſſen, um ein lebendiges Gemälde der mitſpielenden Perſonen in ihrer Handlungs- und Denkweiſe zu erhalten, erſchien eben ſo nothwendig als intereſſant. Man konnte dann daraus erſehen, mit welchen Elementen zu verkehren, zu kämpfen oder ſich zu verbinden ſein würde!

Die kaiſerl. königl. öſterreichiſche Geſandtſchaft zerfiel eigentlich in zwei Theile, gleichwie die preußiſche; einmal in den Geſandten und den Legations-Sekretair, und dann wieder in das Perſonal der Ausgleichungs-Kommiſſion zwiſchen

Sachsen und Preußen, wegen der von letzterm Staat erworbenen Landestheile.

Der Fürst v. Hardenberg hatte dieses Geschäft weise und wohlbedacht von der Gesandtschaft gänzlich getrennt, und die strengsten Befehle verboten jede Einmischung der Mission, um sich nicht das Gehässige bei einer solchen Ländertheilung aufzubürden. Im General v. Gaudi und dem Staatsrath Friese hatte Preußen eben so wohlwollende, stets gütlich vermittelnde, als auch umsichtige, kenntnißreiche und geschäftskundige Männer erwählt, welche zugleich mit Ernst und Würde angenehme Formen verbanden. Fürst Metternich hatte es für Oesterreich anders beschlossen. Obschon auch eine eigene Kommission, — als Vermittelungsstelle, ernannt war, an deren Spitze Graf Spiegel (Bruder des nachmaligen Cölnischen Erzbischofs), ein Hofmann nach allen Nüanzen, pomadirte, auch gepuderte Haare bedecken kaum den kleinen, spitzen Kopf, — stand, so wirkte doch auch der Gesandte mächtig bei dieser Kommission in amtlichen Aufträgen ein; es wäre bei Graf Bombelles Gesinnung auch unmöglich gewesen, sich von diesem Geschäfte fern zu halten! Nicht Dank und Neigung für all' das Gute und Freundliche, welches er in Berlin genossen, als er der kaiserlichen Gesandtschaft daselbst attachirt war, — leiteten seine Schritte, sondern er legte die offenbarste Abneigung gegen Preußen und dessen Gesandten an den Tag und wirkte schädlich ein. Graf Bombelles, von physischer Kürze und mit zerrissenem physiognomischen Ausdruck, wirkte durch seine große Lebhaftigkeit und unerschöpfliche Redseligkeit um so verwickelnder und nachtheiliger ein, als er Hoffnungen erregte und nicht zu erfüllende Ansprüche für ausführbar erklärte und so auch dem sächs-

ſiſchen Intereſſe ſchadete, indem nun von dieſer Seite Forderungen geſtellt und Auslegungen gemacht wurden, welche zurückzuweiſen und zu berichtigen waren und wodurch das Geſchäft unnöthig in die Länge gezogen werden mußte. Sein Legations-Sekretair, ein großer, wohlgebildeter Mann, hat ſeine Ausbildung bei dem Freiherrn v. Hügel in Frankfurt am Main erhalten! Herr v. Hügel endete im Wahnſinn aus Stolz. Gräfin Bombelles, die durch Frau v. Staël erzogene, feingebildete, geiſtreiche Ida Brun, begabt mit den ſchönſten Talenten, glänzte dagegen als Stern erſter Größe in allen Geſellſchaften. Graf Bombelles Abneigung gegen Baron v. Oelſen und ſeine gänzliche Hinneigung zu der antipreußiſchen Geſellſchaft — man könnte ſie die franzöſiſche ſächſiſch-polniſche Parthei nennen —, brachte auch im geſelligen Leben große Mißverhältniſſe hervor, beſonders da man, wohl mit großem Unrecht, nur zu eigenem Troſte, in Dresden die Meinung verbreitete, Graf Bombelles ſei in Aeußerungen und Handlungen ſehr abgemeſſen, ein feiner Diplomat, alſo Alles, was er von ſich giebt, genau der Abdruck der Stimmung ſeines Hofes. Der öſterreichiſche Vermittelungs-Kommiſſarius iſt der von Preußen zum Grafen gemachte Baron v. Spiegel; derſelbe theilt gleiche Anſichten mit dem Grafen Bombelles und in den Conferenz-Protokollen werden dieſer Herren ſchädliche Einflüſſe auf die Arbeiten der Kommiſſion gewiß zu erkennen ſein. Die Abberufung des Grafen Spiegel ſcheint hierin auch wohl ihren Grund zu haben; Bombelles wurde darauf interimiſtiſcher Kommiſſarius, — blieb in ſeinen Aeußerungen über Preußen aber fortwährend feindlich und indiskret. Eine ähnliche unfreundliche Behandlungsweiſe übte er auch gegen das Perſonal der kaiſerlich-ruſſiſchen Geſandtſchaft aus.

Dieſelbe beſtand aus dem Baron v. Krüdener und dem Legations-Secretair Barclay de Tolly, Neffe des Feldmarſchalls. Herr v. Krüdener, ein kleiner, ſtarker Mann von großer Reizbarkeit, empfindlich und pietiſtiſch, dabei am Podagra leidend, — will dem Rathe ſeiner berühmten Tante, Krüdener-Valerie, folgend, dem Weltleben entſagen und nach Herrnhut ziehen; dahin iſt alſo jetzt auch all' ſein Denken und Streben gerichtet. Seine Gemahlin, verwachſen, ſenſibel und kränklich, theilt dieſelben Anſichten und Gefühle. Der Legations-Sekretair hat ſich überarbeitet und durch Anſtrengungen ſeine Geſundheit verloren, iſt übrigens ein braver kenntnißreicher Mann; ſeine Gemahlin, die Witwe des bekannten ruſſiſchen Generals v. Bibikow, leidet an Auszehrung und Bluthuſten. Graf Lurburg, der königl. baieriſche Geſandte, ein kleiner, hagerer, beweglicher unverheiratheter Mann mit feinlüſtig umherſchweifendem Blick und markirtem Geſicht, erſcheint offen und derb, wodurch er bei ſeiner ſüddeutſchen herzlichen Ausſprache den Schein von Unbefangenheit und Biederkeit erhält; aus ſeiner treffenden, etwas boshaften Satire ſpricht Verſtand und ſcharfe Auffaſſungsgabe. Obſchon er oft zu D. die Verſicherung ausſprach, daß Preußen und Baiern zuſammenhalten müßten, darin allein das Glück von Deutſchland zu finden ſei, ſo lebte er dennoch nicht mit Herrn v. Oelßen, ſondern einzig und allein mit und in jener oben bezeichneten bonapartiſch-franzöſiſch-ſächſiſch-polniſchen Rotterie. D.'s Gegenverſicherung: daß nicht in Baierns und Preußens Einigkeit, ſondern in der vollſten Einigkeit aller deutſchen Staaten nur Heil zu ſuchen und zu finden ſei, ſchien dem Grafen nicht genehm. Leider war in ſeinem Hauſe oft die Quelle zu finden, aus der bitterböſe Schmähungen auf Preußen floſſen und die zum Theil

im europäiſchen Aufſeher gedruckt wiederhallten; dieſes Journal, ſo wie Geh. Rath v. Aretin, Rath Lange in München und Stägemann in Augsburg mochten in dieſer Zeit gern die Leiter der öffentlichen Meinung gegen Preußen ſein. Erſpäht man die Motive, warum dieſe und andere Männer jetzt ſo und nicht anders empfinden, ſchreiben und handeln, wie z. B. Dr. Bergk, Redacteur des europäiſchen Aufſehers, — ſo findet man, daß getränkte Eitelkeit, getäuſchte Hoffnungen zu Anſtellung, Orden, Gratificationen, Wunſch nach Anarchie und Unordnung, — als Reviere, wo gut im Trüben zu fiſchen iſt u. ſ. w., die ehemaligen Triebfedern dazu ſind und ewig ſein werden.

Der engliſche Geſandte Morier, ein Schweizer von Geburt, iſt ein großer, wohlproportionirter Mann, der ſich mit wahrem Anſtand zu benehmen wiſſen würde, führte ihn nicht ſein ungebändigter Stolz auf Abwege. Sein ſchroffer National- und Geldhochmuth macht ihn gegen das Treiben der Andern indifferent, um ſo mehr, da er, ermüdet von den Geſchäften der letzten Jahre, Ruhe ſucht. Seine dem Miniſter Graf Einſiedel eingereichten Noten beziehen ſich auch hauptſächlich auf verabſäumte Ehrenbezeugungen, z. B. daß ſeinen Bedienten geſtattet ſein ſolle, auf den Korridors im Schloſſe bei der Cour die Hüte aufzubehalten u. ſ. w., welches um ſo ſonderbarer erſchien, als er verlangte, daß die Bedienten, welche die zu ſeinen Geſellſchaften geladenen Herren und Damen begleiteten, die Treppe nicht mit hinaufkommen ſollten, die Gäſte alſo gezwungen waren, im zugigen Thorwege ihre Mäntel abzulegen. Im Geſellſchaftsleben bleibt er ſtets unbetheiligt und mit in die Hoſen geſteckten Händen, repräſentirend und abgeſchloſſen, wie — ſeine Inſel. Die Gemahlin, eine Nichte Lord

Caſtlereagh's, gefällt durch ihre ungezwungene Natürlichkeit bei einer ſehr hübſchen Geſtalt. Der engliſche Legations-Sekretair Waring, wohl gebildet, geſcheut und reich, war früher als Morier zum Geſchäftsträger in Sachſen beſtimmt, fühlt ſich jetzt zurückgeſetzt und lebt deshalb im Mißverhältniß zu dem Geſandten. Beide pflegen ſich daher auch in Geſellſchaften in weiten Kreiſen zu umgehen; Morier wohnt in der Neuſtadt, Waring in der Altſtadt, und ſie ſehen ſich oft Wochenlang nicht. Fouché mit ſeiner liebenswürdigen, höchſt pikanten Frau mußte weichen; er ward ſelbſt durch Dummheit und diplomatiſche Klatſcherei nach Prag gehetzt, — grade wie früher der edle Carnot aus Berlin. — Des Herzogs von Otranto innigſter Wunſch ſchien es zu ſein, in Preußen ſich niederzulaſſen. In dieſer Zeit der Entſchlußloſigkeit beſuchte Fouché öfters Herrn v. Oelßen, um über ſeinen Ueberzug nach Preußen zu unterhandeln; er wollte dem Könige ſein Hôtel in Paris, ſeine Güter bei Paris gegen ein Haus in Berlin und Güter im Preußiſchen verkaufen, vertauſchen, wie man wollte. Nach ſeinem Beſuche beim Geſandten — der über dieſe Verhandlungen nie gegen D. ſprach — beſuchte er ſtets auch D. und klagte über das abweiſende Benehmen des Baron v. Oelßen: „Er hat nicht Muth und wird Ihrem Könige nicht Alles mitgetheilt haben," ſagte er, „er iſt es allein, der mich nach Oeſterreich bringen wird; gern lebte ich in Preußen; wollen Sie über meine Wünſche an Ihren König berichten?" Natürlich mußte D. dieſes ablehnen, doch erbot er ſich deshalb an den Staatskanzler zu ſchreiben, welches Fouché durchaus nicht haben wollte und auch ſpäter in ſeinen Geſprächen mit D. nie auf dieſen Gegenſtand zurückkam. Mit Recht war

zu vermuthen, daß Graf Bombelles dem französischen Polizeiminister das Leben in Oesterreich wie ein Eldorado vorgestellt hatte; sehr bald langte auch von Wien die Erlaubniß an, daß Fouché sich in Prag niederlassen dürfe. Als beim Abschiede D. dem Herzog von der schönen Lage Prags sprach und Bedauern ausdrückte, daß er nicht Preußen gewählt habe, entgegnete Fouché sehr aufgeregt: „Leidenschaft und Furchtsamkeit haben mir Preußen versperrt! Ja, wohl mit schönen Worten und Verheißungen werde ich in Böhmen jetzt hineingelassen, — ob auch wieder hinaus? ist eine Frage, die ich bei Preußen nicht machen würde.“ Mehrmals brachte D. das Gespräch auf den Fürsten von Hardenberg, doch keine Silbe ward erwiedert, dieser Name nicht ausgesprochen, nur ein leichtes Zucken in dem markirten, ausdrucksvollen Gesicht war Alles, was D. bemerken konnte. —

Der Schotte Dillon war Fouché's Nachfolger als französischer Gesandter; ein langer, hagerer Mann mit echt französischem Gesichtsausdruck; bei ihm erscheinen der Franzose und der Engländer gegenseitig auf einander gepfropft und in steter Wechselwirkung begriffen. Seine undiplomatische Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit bekundete sich bei dem Aufsuchen einer Wohnung ganz besonders. Als man ihm nämlich zufällig auch in das schöne geräumige Haus, wo Fouché gewohnt, führte, gerieth er über die Indiskretion seiner Begleiter, daß sie ihn, wie er sagte, „in ein solch verpestetes Haus“ gebracht, in den heftigsten Zorn, warf auch in ähnlicher Wallung einen Bedienten, der sich bei ihm zum Dienst meldete, mit eigener Hand zur Thür hinaus, weil — er früher beim Herzog von Otranto gewesen.

Als geſellſchaftliches Bindungsmittel dieſer ſchon mehrmals erwähnten Hauptkotterie erſcheint vorzüglich die Frau v. Knobelsdorff, welche allerdings als geborne Preußin, ihre Abneigung gegen dieſen Staat und beſonders gegen den hieſigen Geſandten weniger klar ausſprechend, von großem und wohlthätigem Einfluß hätte ſein können. Ganz vorzüglich aber erſchien die Gräfin — — —, dieſe in ihrer Bosheit gegen Preußen bereits beruhigte, aber eben deſto gefährlichere neue Geſtalt, als treueſte Anhängerin der Napoleoniſchen Zeit. Von frühſter Jugend her trägt dieſe Frau gegen Preußen durch folgende Veranlaſſung einen unverſöhnlichen Haß im Herzen. Von blendender Schönheit, jung und verſchmitzt, kam ſie als eben verheirathete Frau nach Berlin und bezauberte beſonders durch ihr langes in Chignons bis auf die Hüften herabfallendes Haar. Als ſie eines Abends (vor 1797) mit der allmächtigen Gräfin v. — und vielen andern Perſonen in der königl. Loge geſeſſen hatte und nach Hauſe kam, fielen ihre reizenden Chignons mit der Abnahme der Haarkämme zur Erde und ſie fand zum Entſetzen, daß — ihr höchſter Stolz, ihr ſchönſter Schmuck, dicht am Kopf abgeſchnitten war. Die Furcht, daß dieſe Freunde in Berlin ihr herrlich langes Haar zu gefährlichen Zauberketten brauchen könnte, war durch dieſen Verluſt verſcheucht. Sie reiſte ſofort ab, verlor mit dieſer Zierde auch die Liebe zu Preußen und trug fortan, im falſchen Haar, auch Groll und Haß im Sinn.

In dieſen Kreiſen bewegten ſich Graf Monlear, ein hinkender Franzoſe, in Ehe linker Hand mit der Prinzeſſin Carignan lebend, aus welcher Ehe ſieben Kinder vorhanden, ſtand und ſteht als Bonaparte's treuer Diener in genauſtem Verhältniß zu Fouché; General Graf Lubienſky

war bis zum letzten Augenblick Adjutant bei Napoleon und ist jetzt ohne Anstellung; Fürst Gallizin hat während seines Aufenthalts beim Könige von Sachsen in Berlin seine Denkungsart auf's klarste bekundet. Die Gesellschaften bei der Prinzessin Carignan sind gleichfalls ein Vereinigungspunkt all' dieser Elemente, dabei geistreich, lebendig und glänzend; die Kinder des Prinzen Max dürfen gleichfalls daran Theil nehmen.

D. hatte seinem hochverehrten Freunde aus den Kriegszeiten her, dem General v. Thielmann *), jetzt kommandirenden General in Münster, die Ernennung als Legations-Sekretair gleich bei seiner Ankunft in Dresden gemeldet und erhielt unter dem 22. März 1816 bereits die interessante Antwort: „Ihr Andenken, mein lieber Dorow, hat mir eine herzliche Freude gemacht, wir haben unsre Bekanntschaft in Augenblicken geschlossen, die mit Flammenschrift im Buche der Erinnerung stehen. Ist auch leider nicht Alles so, wie es sein könnte, so waren auch vielleicht unsere Hoffnungen, unsere Erwartungen zu jugendlich, zu sehr aus der Begeisterung, zu wenig aus der wirklichen Welt! Was Sie über unsre politische Lage sagen, unterschreibe ich in Allem und Jedem; der Abklärungsprozeß der Gährung der moralischen Welt ist noch nicht vorüber und der gänzliche Niederschlag noch keineswegs erfolgt! Polen und Italien sind hauptsächlich die Punkte, die der denkende Beobachter nicht aus den Augen verlieren muß. Aber auch Deutschland hat des bösen trübenden Principes grade noch hinlänglich genug, und da hat Sie denn Ihr Schicksal auf einen recht

*) Siehe den 1sten Theil dieses Werks, Seite 5.

wichtigen Punkt geführt. Die Sachſen ſind ein unglückliches Volk, aus treuer Hingebung für ihre Pflicht von ihrem Fürſten abgezogen, dann wieder durch die Wortbrüchigkeit der Alliirten ihm wieder anhänglicher als je zugethan, und wegen der ſchmachvollen Theilung mit bitterem unauslöſchlichem Haſſe erfüllt; unter ſo einem Volke in Ihrer Lage lebend, können Sie Jeden nur unbedingt als Ihren Feind anſehen. Der König iſt trotz ſeines in der Geſchichte unvertilgbar geſchriebenen Fehltritts ein edler, ein ausgezeichneter Menſch; etwas ſchwach von Charakter, eigenſinnig als Fürſt, fehlerhaft erzogen, findet er ſeiner Religion gemäß in Gebet und Buße nicht allein Beruhigung, ſondern auch Rechtfertigung für Alles. Scharfſinnig, welterfahren, tiefe gründliche Gelehrſamkeit beſitzend, fehlt ihm nur der Muth zum Handeln, darum wagte er nicht in Prag mit Ehren unterzugehen, ſondern zog ein vorwurfvolles Leben vor! Selbſt während der preußiſchen Allianz, zu deren Abſchluß vielleicht Joſeph's II. Irreligion die wahre geheime Triebfeder ſeines Herzens war, fühlte er ſich immer durch die Bande der Verwandtſchaft und der noch mächtigeren des gleichen Glaubens zu Oeſterreich hingezogen, ſo daß der weltkluge Elliot von ihm ſagte: „La Prusse est sa femme, mais l'Autriche est sa maitresse!“ Niemand glaube, daß er je aus Neigung an Napoleon gehangen habe, deſſen war ſein tugendhaftes Herz nie fähig; nur Furcht konnte ihn, ſeinem ſchwachen Charakter gemäß, dazu beſtimmen, und als Menſch hatte er ihm intimidirend imponirt! So wie ſich die Gelegenheit zeigte, ſchloß er ſich an Oeſterreich an, freilich nicht kräftig und entſchloſſen, ſondern mit halben Maßregeln; deswegen ging er nicht gleich nach Prag, ſondern über Plauen nach Regensburg ſchwankend und zaudernd da-

hin. Welche Beſtändigkeitsprobe wurde aber auch dieſem ſchwachen Charakter durch Oeſterreichs Unentſchloſſenheit aufgelegt? Hierzu geſellten ſich noch eine Menge Nebenumſtände, welche zu ſeiner Entſchuldigung zu berückſichtigen, man dieſem unglücklichen Könige gar ſehr ſchuldig iſt. Nach Oeſterreich alſo ſind alle Blicke des Dresdner Kabinets hin, und von Preußen auf immer weggewandt. An Alles knüpft man in Dresden Hoffnungen an, gleich einem Schiffbrüchigen der nach dem Strohhalm greift; ſo bin ich geneigt zu glauben, daß man daſelbſt auf die öſterreich-baieriſchen Differenzen große Erwartungen gebaut hat, und daß man nach deren Ausgleichung ſich ſehr abgekühlt fühlt. Die erſten Perſonen in Dresden ſind brave Leute, Graf Einſiedel, General Watzdorf und General Zeſchau ſind wahre Ehrenmänner. Der eigentliche Mittelpunkt der Dresdner Politik iſt Graf Schulenburg, ein kalter ambitiöſer, aber bequemer Egoiſt von vielem Kopfe, der durch ſeine Schweſter, die Gräfin Einſiedel, ſeinen Schwager influenzirt. Ich beneide Sie nicht um Ihren Aufenthalt, indeſſen werden Sie manchen guten Menſchen finden, wenn ſich nur erſt die Leidenſchaften etwas beruhigt haben werden, und übrigens werden Sie in der Kunſt und ſchönen Natur, an welchen beiden Dresden ſo reich iſt, manchen Erſatz finden. Von mir werden Sie viel Böſes hören, doch auch ich hoffe Gerechtigkeit von meinen Landsleuten, freilich nur mit der Zeit. Sollten Sie auf den Geheimen Kriegsrath von Broizem in der Geſellſchaft ſtoßen, ſo ſagen Sie ihm viel Herzliches von mir, es iſt ein braver und kluger Mann, er iſt mein Freund."

„Ich benutze Ihre mir gegebene Adreſſe über Berlin, wiederhole meinen herzlichen Dank für Ihr Andenken und

die dringende Bitte, mich nicht zu vergeſſen und mir davon ſchriftliche Beweiſe zu geben."

„Kann ich Ihnen in Ihrer Lage nützlich ſein, wenden Sie ſich nur offen an mich auf dem ſichern Wege *).

Der Ihrige
Freiherr Thielmann."

Als bedeutend muß man zu den bisher genannten Perſonen noch den General le Coq erwähnen, welcher wohl durch die Vorfälle im Kriege, bei dem Aufruhr der ſächſiſchen Truppen gegen Fürſt Blücher, größere Abneigung im Herzen trug und ſich deshalb auch prononzirter ausſprach als General v. Zeſchau; beide Männer beabſichtigten — und als ſächſiſche Patrioten ehrenwerth zu nennen — eine Armirung, eine Waffenfähigmachung der ganzen Nation, gleichwie Preußen im Jahr 1813. — Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Einſiedel, — den frommen Herrnhuter Ideen zwar ergeben, gehört aber zu der etwas abweichenden Sekte der „Freunde," — iſt ein langer, hagerer, ſtolzer Mann, allerdings mit einer Vertrauen einflößenden Phyſiognomie, welche er jedoch nicht in ſeiner Gewalt hat und woraus ſein Inneres leicht errathen werden kann. Dieſer hier Alles vermögende Staatsmann folgt aus Ueberzeugung der ruhigen, verſtändigen Politik des Königs — der ergebungsvoll den Umſtänden ſich fügt.

*) Im 1ſten Hefte von Dorow's Facsimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen iſt dieſer Brief theilweiſe lithographirt nachgebildet worden, um die Handſchrift dieſes geſchichtlich merkwürdigen Mannes kennen zu lehren.

Graf Einsiedel schien daher der noch stets auf Bewegung in Frankreich und Polen harrenden großen und bedeutenden Rotterie weder geeignet noch fähig, an der Spitze der innern und äußern Verwaltung zu stehen; durch Intriguen-Spiel soll er entfernt und dem Grafen Senft-Pilsach das Portefeuille zugewendet werden; dieser, ruhig und schweigsam auf seinem Gute bei Leipzig sitzend, spinnt die Fäden fein aus und ist in der lebhaftesten Wechselwirkung mit den früher genannten Ländern. Auch die Priesterpartei behauptet ihren alten großen Einfluß und ist nicht müßig; sie bemerkt mit besorgtem Sinn die freiere Ausbildung und die helleren Blicke in Gegenwart und Zukunft, welche sich in den jungen hoffnungsvollen Prinzen entwickeln. Pater Schneider, ein gefürchteter und allgemein gehaßter Mann, war mit einem Opfer des Königs von 20,000 Thalern zum Bischof von Athos vom Papste ernannt; diese wie andere große Geldspenden, welche aus frommem Glauben nach Rom flossen, trübten allerdings die innige Liebe und Neigung, welche im Lande für den König herrschten. — Statt zu vermitteln, verwirrten die österreichischen Ausgleichungskommissarien das Geschäft und mit großer Umsicht sorgte man, daß die preußische Gesandtschaft von den Unterhandlungen nichts zu Gesichte bekam. Ob mit Absicht oder aus Nachlässigkeit war nicht zu ermitteln, es zirkulirten aber dennoch die Noten des Fürsten von Hardenberg an Graf Einsiedel und an Fürst Metternich in Dresdens politischen Kreisen, mit der Versicherung, daß der Staatskanzler sie selbst abgefaßt habe. So viel ist gewiß, daß sie mehr Wirkung thaten und tiefere, überzeugendere Eindrücke durch ihre gehaltvolle Kürze, worin der höchste Ernst mit Milde und Zart-

heit gemischt waren, hervorbrachten, als all' die über diesen Gegenstand gedruckten Bücher und Broschüren, unter denen das von Niebuhr am meisten Aufregung und Haß — ohne Ueberzeugung zu schaffen — erzeugte.

Außer den sonntäglichen Couren bei'm König, der — Königin, den Prinzessinnen und Prinzen, so wie den Hofbällen, lagen in den vorgeführten Individuen die Hauptbestandtheile des geselligen Lebens und Treibens in Dresden; durch die vielfachsten Interessen wurden sie in Bewegung gesetzt, und man wird gewiß gern beistimmen, daß weder das gesellige noch das dienstliche Leben in Dresden für D. unter diesen verschiedenartigsten Elementen ein angenehmes genannt werden kann! Die Vorstellung des D. bei Hofe erfolgte gleich nach der Ankunft den 25. Februar, und es ist ehrend zu bemerken, daß von den Allerhöchsten Herrschaften dem D. nie Ursache gegeben worden, zu empfinden, daß er als Bürgerlicher ungern gesehen ist, obschon es grade an diesem Hofe, bei den einmal vorhandenen Ansichten, gewiß der Fall war.

Doch aber waren andrerseits auch Kreise geselligen Lebens, die größten Genuß und reichen Ersatz sowohl für dienstliche, als auch gebotene gesellschaftliche Langweiligkeiten gewährten. Unter den trefflichen Menschen, die beinahe täglich besucht werden und mit denen das herzlichste Verhältniß besteht, sind zu nennen: Frau v. Jacobi-Klöst, die Generalin v. Bischoffswerder, Frau v. Krock und das Seydelmann'sche Haus; im letzteren wird viel Musik gemacht; Frau und Mann sind die ausgezeichneten und berühmten Sepia-Zeichner, sie eine lebendige Italienerin. Auch in dem Zirkel des Fräulein v. Winckell, als Harfenspielerin und Malerin gleich achtungswerth, verflossen ge-

nußreiche Abende in der Gesellschaft mit Maler Hartmann und Graf v. Loeben (Isidorus Orientalis). Leider verließ Frau v. Jacobi-Klöst schon im Mai Dresden, um nach der Schweiz zu gehen, eine sehr geistreiche Frau; ihr Verstand harmonirt mit ihrem reinen, vielleicht zuweilen etwas überspannten Gefühle; sie lebt sehr eingezogen der Ausbildung ihres Geistes, eine Frau nahe an vierzig Jahre. Sie ist die berühmte und bekannte Klavier-Virtuosin, der Prinz Louis Ferdinand und Dussek so viele ihrer Kompositionen dedizirt haben, eine Freundin Stilling's, der Krüdener, der Staël, mit denen sie auch in lebhaftem Briefwechsel steht. Welche richtige und verständige Ansichten entwickelte sie nicht über das unselige Treiben der jetzigen Zeit mit dem mystisch-religiösen Unsinn! Treffliches las sie aus Briefen von Stilling vor, besonders über Scheinheiligkeit und Heuchelei, welche aus diesen unklaren pietistischen Bestrebungen erzeugt werden. Es ist für D. stets eine Freude, ein Genuß, wenn er bei Frau Elise von der Recke, oder mit dieser alten herrlichen Frau, aus deren seelenvollen Augen ein tiefes, schönes Gemüth leuchtet, an dritten Ort zusammen war. Als Neffe Reichardt's, dem sie mit großer Neigung zugethan war, fand D. bei ihr die liebevollste Aufnahme; so auch lernte D. Frau v. Wolzogen persönlich kennen und verehren, die ihm aus Agnes von Lilien bereits lieb und werth war. Tiedge, der stete Begleiter der Frau v. d. Recke, ist ein natürlicher, offener Mensch mit krummen Beinen und schiefen Füßen, in dessen Augen und Gesicht man wohl nicht den göttlichen Funken des Dichters erkennen kann. Im Leben spricht er mehr als in seinen Werken an. Mit Verstand und Lebhaftigkeit spricht er gesunde, gediegene Urtheile aus, ohne Ueberspannung

und Empfindelei. D. mußte ihm viel von Hamann, Hippel und Scheffner erzählen, die er sehr falsch aus dämischen Briefen des Scheffner beurtheilte; merkwürdig! den Dr. Gall hält er für einen Heiligen im Lebenswandel, er war sehr erstaunt, als er der Wahrheit zufolge nun als ein liederlicher Gaufaus bezeichnet wurde. Als Tiedge auf den Magnetismus kam, den D. lebhaft in Schutz nahm, wendete sich Frau v. d. Recke dazu, hörte aufmerksam zu und rief endlich mit tiefster Rührung: „Wahrlich, mein Lieber, Sie stehen am Rande eines gräßlichen Abgrundes; glauben Sie es einer alten lebenserfahrnen Frau, in und durch den Magnetismus werden wir all' die alten Erscheinungen wieder erleben; all' das böse Gaukelspiel, all' das Geister-Unwesen wird wieder erwachen, klare Sinne werden umnebelt werden, man wird die Religion hineinziehen und wir sind von Mystikern, Heuchlern, Pietisten und Jesuiten aller Art wieder umgeben und in die Irre geführt; ach! kehren Sie um und sehen klar in dieser wichtigen Sache; mir schwindelt, wenn ich an den Abgrund denke, in welchen Sie der Glaube an Magnetismus hinunterstürzen kann." Die eifernde liebe Frau ließ nichts gelten, was zu Gunsten des Magnetismus vorgebracht wurde, und kam denn auch bald auf Pfaffenthum und Katholizismus, — Beides war ihr gleichbedeutend —; mit grellsten, vielleicht sehr wahren Farben malte sie all' das Unheil vor, welches durch die Neigung dahin für den „lichten, hellen Protestanten" wieder daraus hervorgehen kann *). Hofrath

*) Aus dem Jahre 1822 befindet sich in D.'s Autographen-Sammlung ein Brief dieser trefflichen Frau, ähnlichen Inhalts, welcher für die Gegenwart, für das Jahr 1844, viel Wichtigkeit haben muß, denn

Böttiger — der vielzüngige, stets lächelnde und schmeichelnde Mann, ist sehr bemüht, sich bei Frau v. d. Recke in Gunst und Kredit zu setzen. Er hält den vornehmen Herrschaften über Psyche's Leiden und Freuden Vorlesungen, woran D. auch Theil nahm; von allen Schriftstellern spricht er mit grosser Achtung, ja Ehrfurcht, selbst von Tieck und den Schlegels, welche ihm so viel Schläge gegeben haben.

In dem Sohn des Ministers v. Rostitz (Arthur von Nordstern), der Lieutenant ist, fand D. einen jugendlichen, angenehm gebildeten Mann, welcher zwar Sachsens Unglück tief empfindet, doch aber auch gerecht und mit Wahrheit die rechten Urheber bezeichnet, welche an vielem Unglück schuld sind; warme Liebe für's deutsche Vaterland und auch für Preussen spricht sich in ihm aus; letzteres hält er für den Mittelpunkt, um den sich das Gute und Tüchtige sammeln muß.

Durch Maler Kügelgen, der auf seinem schönen Weinberge vor der Stadt wohnt, erhält man einen wahren Begriff von dem Innern und Aeußern eines von obenherab begeisterten Künstlers; wenig Menschen haben in dieser Be-

er zeigt mit feurigen Worten, wohin mystische Andächtelei und die Machinationen der Päpstler führen, welch' ein Unglück es ist, wenn der Gebrauch der heiligen Vernunft — die der Geist Gottes ist! — bei Glaubenssachen untersagt wird. Des hohen Interesse wegen mag dieses Schreiben in der Anlage F. 1. folgen, vollständig, so wie die edle Frau, welche durch das läuternde Feuer der Selbsterfahrung gegangen, es abgefaßt hat. In dem 3ten Theil der „Denkschriften und Briefe von Dorow" befindet es sich — jedoch mit Auslassungen auch schon mitgetheilt; — allein es giebt Ergießungen trefflicher Menschen, die nicht oft genug wiederholt werden können!

zieh̃ung einen ſolchen Eindruck auf D. gemacht. Verſchieden iſt die Empfindung beim Anblick des Malers Graſſi. Ein düſtrer Mann mit ſpitzen Extremitäten, voll Hypochondrie und Unfreundlichkeit beim erſten Empfang. Gewöhnlich weiſt er die ihn beſuchenden Fremden ab; D. fürchtete ſchon ein gleiches Schickſal, doch Graſſi ließ ſich erbitten und D. wurde in ſein Arbeitszimmer geführt. Im weitern Verfolg des Geſprächs gefällt der Künſtler, voll Feuer und Lebendigkeit funkeln die Augen aus dem gelben, unzufrieden und menſchenhaſſend ausſehenden Geſicht; D. ſah ihn in der Folge oft und gewann dieſe Perſönlichkeit wahrhaft lieb. Als Portraitmaler iſt Graſſi zu den erſten zu rechnen; ſchönes Kolorit, voll Leben und Wärme treten die Bilder rund und geiſtvoll hervor, vielleicht etwas zu manierirt. Trefflich erſcheinen die lebensgroßen Portraits von der Herzogin von Kurland, der Gräfin Bernſtorff und der Herzogin von Gotha. Nicht allein die Mienen und Züge ſind frappant getroffen, ſondern der Geiſt, der Charakter der Perſonen war wiedergegeben. — Ein höchſt mauriger, beklagenswerther Vorfall, an dem das geſammte Kunſtpublikum Theil zu nehmen hat, ereignete ſich in den erſten Monaten von D.'s Anweſenheit in Dresden. Der Geſandte befand ſich eines Abends — nach 11 Uhr — ſchon im Negligé, D. war bei ihm, als ſich der treffliche, liebenswürdige Kupferſtecher Müller melden läßt; Anfangs wollte Herr v. Oelßen ihn ſo ſpät nicht mehr annehmen, doch endlich gab er dem dringenden Anſuchen nach. Müller tritt mit einer großen Rolle in der Hand und mit dem Hute auf dem Kopfe in's Zimmer und ſagt mit etwas irre blikkenden Augen: „Ich wünſchte dieſe Rolle an den König von Preußen ſicher abgeſendet; ſie enthält meine Madonna, —

es ist die Königin von Preußen," und übergiebt dem Gesandten die Rolle, der sie nimmt, auf den Tisch legt und mit einigen entschuldigenden Worten hinausgeht, weil — wie er nachher dem D. bemerkte, „das ganze Wesen des Mannes ihm unheimlich vorkam." Müller geht mit gewaltsamen Schritten mehrmals das Zimmer auf und ab, bleibt vor D. stehen, sieht ihn fier mit verwirrten Blicken an und sagt: „sie haben es nicht gewollt, die bösen Menschen; warum habe ich meine — meine Madonna nicht der im Himmel thronenden Königin Louise gewidmet; jetzt ist es zu spät, man hat mich betrogen, verrathen, Ihr König kann nun auch nichts mehr thun, — ich bin und bleibe verloren, es ist aus." Während er dieses in abgebrochenen Sätzen sprach und D. ihn über die bestimmt gute Aufnahme des Kupferstichs trösten wollte, fuhr er mit beiden Händen in die hintere Rocktasche, als wolle er etwas mit Anstrengung herausziehen; dabei schrie er mit wildem Blick: „kann mir Alles nichts helfen; — die Königin, Luther, Prinzessin Auguste können es nicht, wollen es auch nicht mehr; — der Glaube kann es aber und ich — ich — ich bringe die Vereinigung zu Stande;" mit diesen Worten verließ er stürmisch das Zimmer und lief mit den schnellsten Schritten zum Hause hinaus. Natürlich sendeten wir ihm Bedienten nach, doch er lief so schnell, daß ein Nachkommen unmöglich war. Des andern Morgens trafen ihn Genedarmen zwei Meilen von Dresden, auf einem Dorfe bei einer kranken Frau, welche er durch Handauflegen heilen wollte; in völlig wahnsinnigem Zustande brachte man den Unglücklichen zurück. Ein Mensch von trefflichem, kindlichem Gemüthe und wohl der größte Kupferstecher unserer Zeit war zu Grunde gegangen! D. erfuhr später, daß die Verwaltung

ihn vernachläſſigt, hart behandelt hat, ihm die Stelle als Director der Akademie genommen, weil das fremde ruſſiſche Gouvernement ihm dazu gemacht hatte, ja, ſein herrlicher Kupferſtich, die Sixtiniſche Madonna, welche er früher die Abſicht hatte, der verklärten Königin Louiſe von Preußen zu widmen, jetzt aber durch Anderer Ueberredung dem Könige von Sachſen dedizirt hatte, ward kaum einer Beachtung gewürdigt. Dazu kam die ſehr angeſtrengte Arbeit, bei der ſeine Gedanken ſich ſchon zu verwirren anfingen; er ſah in der Madonna die Königin von Preußen, im Papſt Sixtus den Dr. Luther und in der h. Barbara die Prinzeſſin Auguſta von Sachſen. Später ſprach er von Vereinigung aller Religionen und ſah ſich als berufen an, dieſe zu vollführen.

Die Lichtpunkte des geſelligen Lebens in Dresden erhielten durch die Nachricht, daß der Geſandte Baron v. Oelßen im Juni nach Carlsbad gehen und D. als Geſchäftsträger förmlich präſentirt werden würde, einen neuen Glanz und brachten große Zufriedenheit hervor; denn vortheilhafter iſt es für dienſtliches Verhältniß vierzehn Tage allein, als vierzehn Monate mit einem Geſandten die Geſchäfte zu führen! Den 23. Juni fuhren alſo der Geſandte und D. zur Cour und letzterer ward dem Könige, den Prinzen und dem Miniſter Grafen v. Einſiedel als zurückbleibender Geſchäftsträger vorgeſtellt und mit Freundlichkeit deshalb volle Zufriedenheit ausgedrückt. —

Den 29. Juni reiſte Herr v. Oelßen ab.

Die geſelligen Verhältniſſe gingen ihren gewöhnlichen Gang fort. D. ſah nach Baron Oelßens Abreiſe den Herzog v. Otranto öfter, welches er früher — Gott weiß

warum [illegible] vermeiden ſollte. Die Rückerinnerung an dieſe markirte Perſönlichkeit wird unvergeßlich bleiben; ſein Aufenthalt in Dresden verlängerte ſich bedeutend. Die Abneigung, nach Prag zu gehen, ward bei ihm immer größer; da er nach Preußen nicht ſollte, ſo wählte er Florenz, doch dazu gab Oeſterreich nicht die Erlaubniß. E. hatte durch dieſes Nähertreten zu Touché, der ihn mit einem gewiſſen Zutrauen behandelte, Gelegenheit öfters intereſſante Briefe aus Paris zu leſen; eins dieſer Schreiben gab über den Stand der Dinge daſelbſt zu eigenen Betrachtungen Anlaß. Es heißt darin: „Mit den Bourbons iſt es hier nichts; Sa Maj. très chretienne iſt allgemein verſpottet und ſteht nur von einer Schaar feiger Emigrirter und rachſüchtiger Pfaffen umgeben, die Nation aber gebeugt für den Augenblick und in der That tief gedemüthigt. Der Herzog von Orleans hat eine Parthei für ſich, doch Alles dieſes ſagt nichts; es befinden ſich in Frankreich 60,000 Napoleoniſche Offiziere auf halbem Solde. Die jetzigen Garden ſind von fünfundzwanzigjährigen Offizieren, Kindern Emigrirter und anerkannter Bourboniſten, angeführt; die Napoleoniſchen alten Soldaten ſind gezwungen, wollen ſie nicht verhungern, Dienſte zu nehmen, doch ſagen ſie, wenn die Wache an den Tuillerien beſetzt wird: mon ventre s'y trouve bien, mais le coeur n'y est jamais."

Ueberhaupt gewährte dieſes freiere Bewegen dürfen eine viel klarere Anſicht über Sachſen und deſſen Verhältniſſe; das Vertrauen nahm zu und gewährte abermals den Beweis, daß vornehmes Fernhalten, ſtolz abſtoßende Herablaſſung und forcirte Gemüthlichkeit nie geeignet ſein können, die Herzen gekränkter und gedrückter Menſchen zu gewinnen.

Die Paſſage lebensluſtiger, nach den Bädern eilender Preußen dauerte ununterbrochen fort; es waren meiſt Leute der höhern Stände, die eigentlich zu keiner Nation gehören, ſondern einen Weltbürgerſinn haben, und wohl mit Recht könnte man das Wort Kosmopolit mit Allerweltskerl überſetzen; daher denn auch dieſe Durchreiſenden ſich des größern Amüſements wegen zu den Sachſen und zu Graf Bombelles u. ſ. w. hielten und die in Dresden ſtationirten Preußen umgingen, beſonders da man den General v. Gaudi, Frieſe und Dorow höchſt ſelten in den Cirkeln des Grafen Bombelles ſah, deſſen Beziehungen zur Prinzeſſin Carignan und Grafen Montlear immer inniger, alſo abweiſender gegen Preußen wurden. Als Bombelles verreiſte, ſtellten ſich in dieſer Beziehung die Verhältniſſe ſofort beſſer; der Beweis, daß Geſandte viel zur Erhaltung guten Vernehmens wirken können, iſt ihnen der Takt für's Schickliche angeboren, war dadurch klar gegeben! Die beabſichtigte Reduktion der ſächſiſchen Armee und die Ernennung des Generals v. Gersdorf zum Chef der ganzen Landesbewaffnung, die unter ſeiner Leitung und Aufſicht organiſirt werden ſollte, ſind für die innere Organiſation des Landes gewiß als hochwichtige Ereigniſſe zu bezeichnen, beſonders da Gersdorf wohl ohne Zweifel zu den ſehr ausgezeichneten Männern, ſowohl hinſichtlich des Verſtandes, als auch des feſten Charakters, gerechnet werden muß; eine Anſicht, die ſich ſtets mehr und mehr durch die große Thätigkeit, Umſicht und durch die bewundernswerthe Konſequenz, womit die Landesbewaffnung betrieben wurde, feſtſtellte. Und dieſe Landesbewaffnung mußte allerdings in einem Lande, wo ſie mit Inbegriff des Landſturms — 100,000 mit energiſchen Gefühlen und

Anſichten genährter Männer in's Feld ſtellen konnte, bei den Staaten Aufmerkſamkeit erregen, gegen welche Haß von den Kanzeln gepredigt, jungen Eheleuten bei der Hochzeit und bei der Taufe Haß eingeprägt wurde, welchen die Kinder ſchon mit der Muttermilch einſogen! Landwehr und Landſturm wurden unter ſo trefflicher Leitung raſch nach baieriſchen Grundſätzen organiſirt; auch Dresden gewann ein erhöhtes Leben dadurch, indem ſich die ſämmtlichen Kreishauptleute und die Stände der Lauſitz zu dieſem Zwecke verſammelt hatten.

Ein Gerücht, ein vollführtes Faktum beſchäftigte die Stadt, vom Höchſten bis zum Letzten, vom Jünglinge bis zum Greiſe; ein oberer franzöſiſcher Offizier ſollte nämlich vom Könige die Erlaubniß erhalten haben, ein Käſtchen, welches im großen Garten zu Dresden vergraben war, wieder auszugraben; nun hätte der Offizier gegraben, das Käſtchen auch gefunden, welches — da es ſehr leicht geweſen — nur Papiere enthalten habe; nach Erhebung dieſes Fundes ſei der Franzoſe eilig davon gereiſt.

Baron v. Krüdener hat ſeinen Abſchied gefordert und vielleicht wohl daran gethan; ſeine Weltanſichten waren nicht für das große Leben, für die Diplomatie, ſondern ſie waren nach Herrnhutiſchem Zuſchnitte klein, ängſtlich, frömmelnd und engherzig, dabei ſchien er ſich gänzlich auf die apoſtoliſch-predigend-bekehrende Lebensart ſeiner Tante Valerie-Krüdener zu legen und fand nur in myſtiſch-religiöſen Büchern Beruhigung und Geiſtesnahrung. —

Viel Freude gewährte die Ankunft der Gräfin Lichtenau; leider hatten aber Leidenſchaftlichkeit und Rohheit der Behörde ein wahrhaft unerhörtes Betragen gegen dieſelbe ſich erlaubt, ſo daß derſelben viel Unangenehmes widerfuhr; wurde

es auch durch D. ſo viel als möglich gemildert, ſo war ihr Aufenthalt in Dresden dadurch doch ſehr getrübt und das Wiederſehen nicht ſo ungeſtört, als es wünſchenswerth geweſen.

Bei Hofe lernte D. den Miniſter Grafen Schulenburg kennen, des Grafen Einſiedel Schwager; er geht nach ſeinem Gute Kloſterrode und ſcheint ein kalter berechnender Egoiſt, dem der feine Verſtand aus den Augen leuchtet. Der König ſprach viel und liebevoll mit ihm. Obſchon der zum Legations-Sekretair nach Conſtantinopel beſtimmte Baron v. Miltitz ohne Zweifel die in ſeiner Beziehung mit Sachſen gepflogenen Verhandlungen kannte, ſo führte ihn dennoch ſein Unſtern Ende Juli nicht allein nach Dresden, als er zu ſeiner Beſtimmung nach Conſtantinopel ging, ſondern er wollte durchaus auch bei Hofe vorgeſtellt ſein. So ſchonend als möglich ſuchte D. ihn von dieſem Vorſatz abzubringen — da dieſem die Stimmung über v. Miltitz genau bekannt war, — doch vergebens, v. Miltitz beſtand darauf. Den 4. Auguſt ſollte alſo die Vorſtellung ſein, ſie konnte dem preußiſchen Beamten, dem Kammerherrn nicht verweigert werden; D. fuhr mit ihm um die nöthigen Viſiten zu machen, die Aufnahme war kalt abweiſend und es war für die Vorſtellung ſelbſt nicht Freundlicheres zu erwarten. Die Cour, bei welcher auch der franzöſiſche Geſandte ſeine Antritts-Audienz hatte, ging jedoch beſſer, als zu erwarten, vorüber; der König ſprach zwar gezwungen und verdrießlich einige Worte mit v. Miltitz, wartete jedoch ſeine Antwort ab und wendete ſich ſogleich zu D. mit großer Freundlichkeit. Die Königin that an v. Miltitz die Frage: „Sie gehen nach Conſtantinopel?“ Auf ſeine Antwort: „Ja, Ew. Majeſtät,“ fiel die Königin raſch ein: „ich wünſche eine glückliche

Reiſe," kehrte ſich raſch um und ging weiter. So war dieſer Akt zwar glücklich vorüber, doch v. Miltitz hatte von ſeiner Luſt, ſich präſentiren zu laſſen, den großen Nachtheil, daß ſeine Schickſale, ſein ganzes Leben mit dem hellern Fackelſchein von Neuem beleuchtet wurden und er viele Wochen lang das tägliche Geſpräch blieb. Nach der Cour geſtand er unverhohlen, daß er Beſorgniß gehabt und machte dem T. über dieſen glücklichen Ausgang die freundlichſten Redensarten, die er auch ſpäter noch in vielen Briefen wiederholte. Nach einigen Tagen verließ er Dresden und ging ſeiner Beſtimmung nach. —

Der Staatskanzler wollte bei ſeiner Rückreiſe nach Dobberan ſich nicht in Dresden durch Pferdeanſpannen aufhalten und hatte T. beauftragt, ſolche nach Neudorf zu beordern, ihn ſelbſt perſönlich zu erwarten und ihn dann nach Meißen zu begleiten, wo die Nacht geblieben werden ſollte. T. hatte ein Frühſtück in Neudorf beſorgt und auch den General v. Gaudi und die Beamten der Kommiſſion dazu eingeladen; den 12. Auguſt kam der Staatskanzler zwar ſehr wohl im Gefolge der Fürſtin und ihrer Begleiterin, nebſt Hr. Koreff an, doch mit verdrießlich unfreundlichem Geſichte, zog ſofort T. in ein anſtoßendes Zimmer und ſagte mit großer Heftigkeit: „ich rechne vollkommen auf Ihre Mitwirkung, mein Schatz, und auf das Gelingen Ihrer Bemühung; ich bin davon überzeugt; es betrifft eine mir ſehr unangenehme Sache;" der Fürſt hielt inne und ſagte dann nach einigen Minuten: „Ja, es iſt eine ſehr verdrießliche Angelegenheit; — — den N. N. habe ich nicht nach ſeinem Glauben gefragt und er hat mir auch nicht davon geſprochen; ich liebe und ſchätze den Mann, er iſt höchſt brauchbar und ich mag und will ihn nicht entbehren. Nein, Mil-

gunſt und dumme Intoleranz haben es dahin gebracht, daß es ſich jetzt ergeben, er ſei noch nicht getauft und früher iſt die Kabinetsorder zu ſeiner ehrenvollen Anſtellung bereits ausgegangen; ich muß nach all' dieſem elenden Geſchwätz jetzt einen Kirchenbeweis haben, daß er Chriſt iſt: ein Taufſchein allein, wenn er auch jetzt getauft wird, kann mir nicht dienen. Er wird bei Ihnen ſo lange zubringen, bis Sie Mittel und Wege gefunden, ihn mir, jedoch allein nur mit dem Beweis, daß er Chriſt iſt, nachzuſenden; wie und auf welche Weiſe Sie dieſes ausführen wollen, bleibt Ihnen überlaſſen; ich will nun nichts weiter davon hören!" Als der Fürſt dieſe Rede vom Herzen hatte, ward er zuſehends freyer und nahm auf die liebenswürdigſte Weiſe Theil an den Geſprächen; v. Gaudi und die andern Herren empfahlen ſich und verließen den Kanzler mit wahrhaft verklärten Blicken! In Meißen wurde ſouvirt und ſelten ſah D. den Fürſten in freyerer Laune und bei beſſerer Geſundheit. Er ſcherzte über ſeinen Bade-Aufenthalt und zollte ſeinem braven Arzt Dr. Koreff das herzlichſte Lob, verſichernd: „ich mag nie einen andern Arzt haben, Niemand kennt ſo genau meine Natur als Koreff." Mit Vergnügen bejahete der Fürſt den Urlaub, welchen D. bereits von Herrn v. Delſen erhalten, um bei deſſen Rückkehr nach Berlin zu gehen, behufs einer gründlichen Kur für das Unterleiden, welches Lebensgefahr bringen konnte. Der Staatskanzler verließ des andern Morgens in heiterer Stimmung Meißen.

D. ordnete ſogleich das Nöthige an, um den ihm gewordenen ſchwierigen Auftrag auszuführen. Er begab ſich mit ſeinem geiſtreichen Freunde nach einem Städtchen nahe bei Dresden, nachdem er denſelben folgende Erklärung hatte

niederschreiben lassen: „Mein Vater, welcher der mosaischen Religion zugethan gewesen, befahl mir, vor meinem 30. — 40. Lebensjahre mich zu keiner Religionspartei zu bekennen, alsdann aber zu derjenigen, welche ich nach angestellten Prüfungen für die beste halten würde."

„Ich habe nun sowohl das mosaische als das christliche Religionssystem, so auch alle übrigen christlichen Glaubensbekenntnisse sorgfältig studirt und mich überzeugt, daß die evangelisch-lutherische Konfession die wahre Gewissensfreiheit, Ruhe und Herzensfreudigkeit gewährt, und daher bin ich entschlossen, mich zu dieser zu bekennen und mich zum Christenthum also einweihen zu lassen."

T. überraschte früh Morgens den Prediger noch im Bette, produzirte obige Erklärung und drang auf sofortige Taufe; als Zeugen: der Prediger, T. und der Küster. Die Handlung ward vollführt, und nach derselben empfingen die Freunde das heilige Abendmahl. Nachdem der Taufschein in vollständiger Form ausgefertigt war, verlangte T. von dem Kirchenvorstand noch ein Zeugniß: „daß im August 1816 der preußische Geschäftsträger am k. sächs. Hofe, Herr T., mit Herrn N. N. in der Kirche zu . . . das heilige Abendmahl empfangen," und durch diese letztere Bescheinigung schien T. dem Willen des Staatskanzlers vollständig entsprochen zu haben, zumal T. dem Prediger den Handschlag abnahm, über diese Begebenheit Stillschweigen beobachten zu wollen, welches auch geschehen zu sein scheint, indem in Dresden die tollsten Geschichten erfunden wurden, um zu ermitteln, was T. in der Kirche zu . . . gemeinschaftlich mit Prediger, Küster und einem Fremden gemacht habe, — doch das Rechte ward nicht getroffen. Englische und französische Zeitungen machten das Unverständigste

darüber bekannt, daher war es nothwendig, das Wahre hier anzuführen.

Eine große Freude gewährte die Ankunft des werthen Freundes, General von Carlowitz, auf seinem Gute Liebstadt bei Dresden; D. hatte ihn seit lange nicht gesehen, doch einen lebhaften Briefwechsel unterhalten. Der General ließ D. sogleich mit seinen Pferden holen, und es waren glückliche Stunden des Wiedersehens mit seinem herzigen, lieben Freunde. Carlowitz bestätigte mündlich, was er oft schon geschrieben: er sei mit der Art der Gränz-Ausgleichungskommission nicht einverstanden; er hielt es für besser, koste es was es wolle, abzuschließen; großmüthige Nachgiebigkeit würde in der öffentlichen Meinung vielfache Zinsen bringen. General v. Carlowitz, der auf v. Gaudi und dessen Scharf- und Einsicht großen Werth legte, ist in allen Beziehungen ein so ausgezeichneter Kopf, ein so vortrefflicher Mensch, als daß hier nicht ein Brief desselben an D. (in Anlage F. 2.) mitgetheilt werden dürfte, der uns den braven Mann in seiner Anspruchslosigkeit und Vorsicht zeigt. —

Bei Graf Bombelles lernte D. den Dichter Ludwig Robert kennen; er las daselbst eines Abends Gedichte aus und über die Kriege 1813 und 1814 vor*); dieser geistreiche Mann blieb noch acht Tage in Dresden und war täglich bei D., der ihn sehr lieb gewann. Der Arme! er verliebte sich und ward fast wahnwitzig, da er nicht Erhörung fand: er goß seine Pein in D.'s Busen und tröstete sich endlich durch einen Vers, den er an die kokette Frau machte:

*) Der Titel des damals noch nicht gedruckten Buches heißt „Kämpfe der Zeit."

Zur Tugend haſt Du leider allzu viele Säfte,
Zum Laſter leider allzu wenig Kräfte;
Drum kommt's, daß Du ſtets ſpielſt die Kokette,
Recht leverlich. Du gehſt allein zu Bette.

In den erſten Tagen hatte Robert allerdings dieſe Frau: „Augenluſt voll Seelenſchätze" u. ſ. w. genannt*). Robert war in dieſer Zeit ſehr aufgeregt, beſonders durch Kabalen und Intriguen, die ihm — als getauftem Juden — bei ſeinen litterariſchen und theatraliſchen Arbeiten und Unternehmungen in Berlin von intoleranten Phariſäern, vorzüglich aber vom Adel, wegen ſeines Trauerſpiels: „die Macht der Verhältniſſe," gemacht worden waren. Aus dieſer Zeit ſeiner zerriſſenen Herzensſtimmung ſtammen zwei Gedichte, die er an T. gab und welche den Zuſtand ſeines wahrhaft poetiſchen, lieben Gemüths ſehr deutlich bezeichnen**).

T.'s Verhältniß zu einer liebreizenden Frau, an deren Triumphwagen halb Dresden zog und ſpäter in Berlin gezogen wurde, hatte auf ſein Leben in Dresden zu großen Einfluß, um es ganz ſtillſchweigend zu übergehen, — doch als zu perſönlich mag die Hindeutung darauf nur durch Ludwig Robert's geiſtreiches Gedicht (Anlage F. 3. c.) gemacht werden.

Hoffnungen und Erwartungen tauchten hier auf durch das Auftreten und durch die Art und Weiſe, wie unſer Bun-

*) Siehe: Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, herausg. von Dorow, 1ſter Band, Seite 98. Der daſelbſt unter a abgedruckte Brief iſt an Dorow und bezieht ſich auf dieſe Verhältniſſe.

**) Siehe Anlage F 3.

destags-Gesandter v. Haenlein Ansprüche und Forderungen begründen wollte: man hoffte, daß durch, auf solche Weise herbeigeführte Mißverständnisse leicht Uneinigkeit entstehen und dadurch Vortheile für die Gränz-Regulirung erwachsen könnten; doch durch des Grafen v. d. Goltz, als neuerwählten Bundestags-Gesandten, Dazwischenkunft, wurde — wenn auch nur für den Augenblick —, das gute Einverständniß wieder hergestellt, welches auch auf unsere Verhältnisse in Dresden wohlthätigen Einfluß übte.

Die Unterhandlungen wegen des Instituts unheilbar verwundeter Krieger gingen einen schleichenden, langsamen Gang; was darüber verhandelt, ersieht man aus den Berliner Zeitungen vom Jahre 1815, und ausführlicheres enthält die Correspondenz zwischen Ludwig von Voß und D., welche in der Anlage E. aus dem Jahre 1816 vollständig mitgetheilt ist; diesen seltenen, an Geist, Witz und Gemüth hoch ausgezeichneten Mann, dessen treffliches Wirken für's Wohl der leidenden Menschheit wir schon aus dem 1sten Theile dieses Werks kennen, — wird man aus diesen Briefen lieben lernen, welche auch für die Geschichte der Zeit interessante Notizen und Fingerzeige enthalten; wir sehen, wie es dem edlen Staatskanzler immer schwerer gemacht wird, mit seiner eingreifenden, trefflichen neuen Gesetzgebung durchzudringen.

Der sichre, feste Gang, auf welchem die Geschäftsobliegenheiten der Gesandtschaft während der Abwesenheit des Gesandten erfüllt wurden, war so beruhigend, daß Herr von Oelßen die Zeit seiner Entfernung auf vier Monate ausdehnte und erst Ende September 1816 zurückkam. D. setzte denselben rasch von allen Vorfällen und obwaltenden Verhältnissen in Kenntniß und trat dann seinen Urlaub

an, wohl ſchon mit dem heimlichen Wunſche im Herzen, daß es ihm vielleicht gelingen würde, dieſes Dresden, welches in ſo vieler Hinſicht die herbſten Gefühle hervorgebracht hatte, nicht wiederſehen zu dürfen; ſelbſt der Ausdruck der vollen Zufriedenheit des Geſandten, die ſich in der lebhafteſten Correſpondenz ausgedrückt hatte und ſich auch noch bis zu D.'s veränderter Beſtimmung im März 1817 kund gab, konnten ſeine Gefühle beim Andenken an Dresden nicht heiterer ſtimmen! Wenn auch die Details all' dieſer Verhandlungen, namentlich die Correſpondenzen mit dem Geſandten, ein vielleicht nicht unwichtiger Beitrag für diplomatiſche Verhältniſſe geben könnten und in dieſen Freuden und Leiden eines Legationsſekretairs ein Beiſpiel für Andere aufzuſtellen vermöchten, ſo mögen ſie dennoch als zu perſönlich auf ſich beruhen bleiben! —

D. kam ſehr krank den 28ſten September 1816 in Berlin an; der Staatskanzler war noch nicht zurück, da er nach dem Gebrauch des Seebades noch zur Taufe ſeines Urneffen nach Laland gehen will. Auch Herr v. Jordan war in Warſchau, und ſeine Rückkehr ganz unbeſtimmt. D. machte ſchnell die nöthigen Dienſtviſiten, um ſeine Kur ungeſtört beginnen zu können; fand überall, bei Ancillon, Rempfner, Beguelin, Stägemann, beſonders bei dem Legationsrath Philippsborn, eine und dieſelbe Beurtheilung über die geſandtſchaftlichen Verhältniſſe in Dresden ſowohl, als auch der perſönlichen Beziehungen des D., weshalb demſelben das wünſchenswerthe, ja nothwendige einer anderweitigen Verſendung immer klarer wurde. —

Die Schmalzgeſchichte ging von Neuem an zu brennen, indem der ſo gründlich zurecht gewieſene Mann, trotz des beſtimmten königlichen Befehls, den deutſchen Beobachter

vom 18ten October zu einer eben ſo dummen, als boshaften Diatribe benutzte, um durch ein greuliches Attentat gegen das deutſche Volk die geheimen Verbindungen zu beweiſen und zu verdächtigen. Selbſt Ancillon war empört über dieſes Machwerk und meinte: „Strafe müſſe darauf nothwendig folgen, beſonders da ein königlicher Beamter die allerhöchſten Verbote ſo frech überſchreite.“ Die ſtrengſten Unterſuchungen ſollen auch anbefohlen ſein.

Der 18te October war ein herrlicher Tag! Auf allen Höhen um Berlin leuchteten die Feuer als ewiges, Deutſchland reinigendes Land- und Reichswappen, umtanzt von Turnern, wohl mehr als 700 an der Zahl, — ſie zählen mehr als hunderttauſend an braver und tüchtiger Geſinnung! Fromme Danklieder und frohe Siegesgeſänge erſchallten, und beinahe ganz Berlin war verſammelt, nahm Theil an dieſem Feſttage und jubelte über die Freiheit und Selbſtſtändigkeit, die wieder errungen war. Möchte uns dieſe erhebende Rückerinnerung doch ſtets und immerdar heilig bleiben! Jahn's Ruhm iſt wohl durch ſein Turnweſen in deutſcher Geſchichte begründet; ſein feſtes Streben, aus der Jugend kräftige, tüchtige Naturen zu ſchaffen, iſt dankbar anerkannt. Ob er im Kriege viel Pulver gerochen oder gar keins, iſt ſehr gleichgültig: er hat beſſeres gethan und gewirkt. Daß er grob und derb iſt, jedes Ding beim rechten Namen nennt — betreff' es auch die Vornehmen der Erde, — wird ihm zum Tadel gerechnet: wahrlich dieſes offene wahre Weſen iſt beſſer, als die katzen- und hundeſchwänzelnden, politiſchen liberal ſcheinenden Windfahnen, welche ihren Miniſter und „Herrn“ — z. B. den Miniſter vom Stein, durch Lobhudelei einräuchern wollen!

Den 21ſten October kam der Staatskanzler endlich zu-

rück. Das Seebad, die Reiſe haben Wunder an ihm gethan; er iſt geſunder, kräftiger und blühender als je. Dr. Koreff, der ſeine Kur geleitet, ſagte hochbegeiſtert: „Es gehört zu den ſchönſten Erfahrungen meines Lebens, dieſen Mann ſo lange und ſo nahe geſehen zu haben; mein Glaube an den göttlichen Adel der Menſchen-Natur hat dadurch einen ungeheuern Zuwachs bekommen!“ Der Fürſt hat, wie man erzählt, beim Beſuch der Inſel Rügen einen Unfall gehabt; der Verfall iſt zu charakteriſtiſch, zu treffend, zu ſehr in der Art und Weiſe der handelnden Perſonen begründet — er muß daher wahr ſein! Ernſt Moritz Arndt war bei der Ankunft des Staatskanzlers auf der Inſel Rügen und wollte ſich als Pommer nicht „das Glück und die Freude“ — wie er ſagte, rauben laſſen, den Fürſten daſelbſt umher zu führen und ihm die maleriſchen Stellen des ſchönen Landes zu zeigen. Beim Durchſchreiten durch einen Buſch biegt Arndt die Zweige aus einander, läßt ſie jedoch zu früh los und ſie ſchlagen dem Fürſten in's Auge, ſo heftig, daß er niederfällt. Außer heftigen Schmerzen behielt er längere Zeit ein blau geſchlagenes Auge; wurde er nun gefragt: was ihm fehle, wie er zu dieſer Entſtellung gekommen, erwiederte er mit hoher Liebenswürdigkeit: „der Geiſt der Zeit hat mir ein blau Auge geſchlagen.“

Der Staatskanzler iſt in dieſen erſten Monaten von Arbeiten faſt erdrückt und befindet ſich meiſt in Glinicke oder in Neu-Hardenberg.

Kaum iſt die Schmalziade beſeitigt, ſo entſpinnt ſich abermals ein öffentlicher Broſchürenſtreit, der höchſt amüſant iſt: Fr. Auguſt Wolf auf einer, Buttmann, Schleiermacher auf der andern Seite. Wolf nennt Heindorf ſeinen philologiſchen Handlanger, darüber ſind

Schleiermacher und Buttmann empört; schreiben ein Pamphlet gegen Wolf und nennen diesen einen banqueruten Gelehrten. Wolf lacht, amüsirt sich über die Galle und den Aerger seiner Widersacher, kauft diese Broschüre auf und giebt sie dem Verleger seiner Analekten mit dem Auftrage: jedem Käufer seines Werks 1 Expl. des Pasquills gratis beizugeben. So antwortet Wolf im Gefühl seiner Kraft!

D.'s Einschreiten war zu spät, um Fr. Förster bei der Herausgabe von Hormayr's und Reisach's Tyrol und Vorarlberg, von seinem — gegen Absprache — selbst gemachten Anhängsel über Schill und Versetzung seines Namens abzubringen. D. mußte mit der Entschuldigung: die Zusätze und Namensnennung gereichen ihm zum Nutzen, Ehre u. s. w. wohl zufrieden sein. D. schickte das Buch dem Erzherzog Johann und dem Staatskanzler; bei Letzterem war Gelegenheit, Graf Reisach's Sache in lebhafte Anregung zu bringen, besonders da dem D. jetzt Documente vorlagen, aus denen nicht allein das tyrannische himmelschreiende Unrecht, welches ihm durch die Minister von Montgelas und vom Stein widerfahren, immer deutlicher hervorging, sondern die auch das Charakterbild des unglücklichen Grafen vervollständigten (siehe 2ter Theil dieses Werks, Seite 25) und über das Wirken dieses wahrhaft preußischen und deutschen Patrioten stets mehr und mehr Aufschluß geben. Die Erscheinung der Memoiren desselben*),

*) Deutschland wird dann darin anderes Geschichts-Material finden, als in dem boshaften Lügengewebe eines Ritters v. Lang, der mit mißsüchtigen, verbrecherischen Erfindungen sich in die Reihe der im Dunkel schleichenden venetianischen Bravo's gestellt hat.

welche zugleich auch eine helle Fackel über die Verhältniſſe der Central-Verwaltung unter dem Miniſter vom Stein zu Deutſchland und zu Deutſchlands Fürſten anzünden, ſoll nicht verzögert werden, und D. wird ſie an's Licht treten laſſen, ſobald der richtige Zeitpunkt dazu gekommen iſt: die Zeit fordert Aktenſtücke, um ſich das Urtheil über Perſonen und Verhältniſſe ſelbſt zu bilden! Die Anlage G. theilt vorläufig einige, dem Fürſten-Staatskanzler vorgelegte, für die Zeitgeſchichte wichtige Papiere mit; der Staatskanzler bemerkte: „es ſind Dokumente wichtigen hiſtoriſchen Inhalts; ein warnendes Beiſpiel für ewige Zeiten; ja, ja, Leidenſchaft, Heftigkeit und Rohheit führen nur zu oft zur größten Ungerechtigkeit, ja bis zur Grauſamkeit.“ Beſonders erfreut ſchien der Fürſt Hardenberg über die mitgetheilten Briefe des Fürſten Wittgenſtein; „der edle Geiſt eines wahren Staatsmannes weht in ſolchen Aeußerungen; wie freue ich mich, auch in dieſer rein menſchlichen Angelegenheit mit dem Fürſten Wittgenſtein gleiche Anſichten gehabt zu haben,“ fügte Herr von Hardenberg ſeiner obigen Bemerkung hinzu. Man wende nicht den Blick und ſei mißmuthig, daß dieſe Angelegenheit ſtets wieder zur Sprache kommt. Der Mann lebt noch, lebt im Unglück und hat nur kümmerlich Brod; daher mag ihm wenigſtens die Genugthuung werden, daß durch Vorlegung der Aktenſtücke ſein Charakter aus böſem Verdacht gerettet und ſeine große Verdienſtlichkeit im Freiheitskriege 1813 anerkannt werde!

Ribbentrop ſchrieb den 21ſten September 1813 an Reiſach: „Mir fehlt es an Geld. Ich kann nicht ſoviel zuſammenbringen, um den Soldaten wenigſtens etwas Geld zu geben. Seit dem Juli leben wir ohne Sold u. ſ. w.“ Reiſach ſchaffte das nöthige Geld, ohne die Lauſitzer zu

drücken; ja er brachte ſelbſt die Kabinetsordre des Königs nicht in Erfüllung, welche befahl, alle Lebensmittel und alle andern, für die Armee brauchbaren Gegenſtände wegnehmen zu laſſen; — durch Klugheit, Güte und Milde und durch das Vertrauen, das die Markgrafthümer in ſeine Verwaltung ſetzten, ſchaffte er das Nöthige herbei. Anderweitige, geſchichtlich intereſſante Papiere theilt dieſelbe Anlage G. mit; beſonders merkwürdig ſind Briefe des ruſſiſchen Staatsraths und Civil-Chefs des ſächſiſchen Gouvernements v. Merian, der darin ſo freundliche Wünſche für einen gewiſſen Premier-Miniſter ausſpricht*). — In dieſe Zeit fiel auch das Duell des Oberſten und General-Adjutanten des Königs, v. Thile mit einem Offizier, der ſich zurückgeſetzt und beleidigt glaubte. Dieſe Angelegenheit machte gewaltiges Aufſehen. Ein früheres Duell, welches Oberſt v. Thile beſtanden und welches in vielfacher Beziehung allgemeine Theilnahme erregt hatte, war die eigentliche Veranlaſſung des jetzigen, welches ſehr wichtige Folgen hatte, indem darin wohl allein die Motive zu finden ſind, daß Oberſt v. Witzleben die bis dahin von Herrn v. Thile eingenommene Stellung in der nächſten Umgebung des Königs Majeſtät erhielt. Auch der Prophet Adam Müller aus dem Badiſchen ſetzt alle Zungen in Bewegung, beſonders wegen ſeiner kriegeluſtigen Prophezeihungen: Napoleon

*) Staatsrath Merian entſtammt einem ſehr reichen Hauſe in Baſel, wohin er auch ſpäter zurückgekehrt ſein ſoll. Er war ganz Geſchäftsmann, fein und gründlich gebildet, hatte durchaus keine ruſſiſche Art und Weiſe. Für Deutſchland wäre es vielleicht ein Glück geweſen, wenn er Stein's Platz eingenommen; er theilte deſſen Anſichten, beſonders deſſen ſchroffe mittelalterliche, ariſtokratiſche Beſtrebungen in keiner Hinſicht. Merian war Fürſt Repnin's rechte Hand: er milderte und vermittelte, wo es nur irgend möglich war.

würde, wenn er auch mit eisernen Ketten am Himmel oder in der Hölle befestigt wäre, im März 1817 loskommen, nach Paris gehen, daselbst erschossen und Frankreich in drei Theile getheilt werden. Er findet großen Beifall, besonders sein einfaches, frommes Wesen; D. lernte ihn kennen und fand einen echten rheinischen Bauer in ihm.

Das Jahr 1816 lief ab, öde und still war Alles in Berlin und nur durch Bagatellen und kleine Intriguen gegen den Staatskanzler wurden die Gemüther bewegt. Besonders lebhaft bespricht man in dieser Zeit die während des Krieges 1813 obwaltenden Verhältnisse des Kronprinzen von Schweden zum kommandirenden General Graf Tauentzien, wohl herbeigeführt durch Correspondenzen des Herrn v. Rothenburg, welcher Chef des Generalstabes bei dem 4ten Armee-Korps war; es wird viel Zweifelhaftes über das ganze Benehmen des erlauchten Schweden-Heerführers erzählt, welches wohl nur in der sehr schwierigen Stellung und in der eminenten Klugheit des Prinzen seine Aufklärung finden kann; besonders Tauentzien selbst soll in große Aufregung gerathen, wenn man dieser Zeit gedenkt*).

D. hütete beinahe stets das Zimmer und lebte nur den

*) Wahrhaft wichtige Aktenstücke vom General v. Tauentzien und dem General v. Rothenburg theilt die Anlage C. 4. über diese glorreiche Zeit mit, welche mit der interessanten Darstellung des Generals v. Eisenhart im 1sten Bande von: Dorow's Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur, Berlin 1838: „der k. kommandirende General Graf Tauentzien von Wittenberg und das 4te Armee Korps in den Jahren 1813 und 1814," in Uebereinstimmung gebracht, merkwürdige Aufschlüsse über so manchen noch dunklen Punkt der damaligen Zeit geben können.

Vorſchriften, welche zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit gegeben wurden. Offen und unumwunden hatte er dem Staatskanzler über ſeinen Wunſch, Dresden zu verlaſſen, geſchrieben und die Motive weshalb, ohne Umſchweif vorgelegt. D.'s Krankheit verhinderte ihn den Fürſten und Herrn v. Jordan perſönlich zu ſprechen; doch erhielt D. fortdauernd Beweiſe höchſter Huld; der Staatskanzler zeigte es demſelben ſogar ſelbſt mit einigen freundlichen Worten an, „daß er es bewirkt habe, D.'s Stiefvater Bock in Königsberg eine Gehaltszulage zu verſchaffen, als Anerkennung deſſen Verdienſtlichkeit in einer fünfzigjährigen Dienſtzeit."

Den 2ten Januar 1817 konnte D. bereits einer Einladung zum Staatskanzler folgen, den er ſeit der Zurückkunft noch nicht geſehen, eben ſo wenig Herrn v. Jordan. Der Fürſt ſchien nicht heiter, obſchon ſehr wohl. In ſeiner Seele, in ſeinem Blick lag Schmerz, — gewiß über den Undank, der ihm von allen Seiten wird, und über das Mißkennen und Nichtverſtehenwollen ſeiner Abſichten. Koreff war wie immer voll Laune und Witz — ja ausgelaſſen und theilte ein köſtlich Sonnet mit, an „die hirnverbrannten, effervescenten Köpfe," mit welchem Namen kurzſichtiger Ariſtokratismus Alles bezeichnete, was Geiſt und Charakter hat. Mit Graf Flemming, unſerm Geſandten in Braſilien, wurde alte Bekanntſchaft auf's freundlichſte erneuert; der Fürſt ſchien dieſen Neffen ſehr zu lieben und gewiß mit Recht, denn Flemming entwickelt nicht allein in allem was er ſagt Geiſt, ſondern auch den liebenswürdigſten Charakter; auch L. v. Voß war zugegen; der Staatskanzler ſprach viel über unſer beabſichtigtes Inſtitut in Barby und beſonders mit Voß über deſſen Erfindungen der Stoff-

bereitungen*). Im Ganzen war der Fürſt ſehr ſtille; beim Abſchiede reichte er freundlich dem D. die Hand und ſagte: „Ich danke für Ihre Schilderung des Dresdner Geſandtſchaftsperſonals**); Sie mögen ſehr recht haben, es iſt ein böſes Treiben und um ſo gehäſſiger und nachtheiliger, daß gerade die, welche uns kräftig und aufrichtig zur Seite ſtehen ſollten, oft leichtſinnig und närriſch handeln und ſelbſt den ei-

---

*) In L. v. Bos Tagebuche befindet ſich über dieſen Mittag Folgendes: „Heute aß ich beim Staatskanzler. Er war ſehr wohlwollend und ſagte mir nach Tiſch, daß er ſich über den glücklichen Fortgang meiner Verſuche ſehr freue, der Kriegsminiſter habe auch die Erfindung ſehr gelobt und wäre ſehr damit zufrieden geweſen. Auf des Fürſten Frage: ob man auch Gebrauch davon machen würde und ob es nicht gut wäre, dieſe Stoffe für die Armee in Anwendung zu ſetzen, verſetzte ich: daß ich an der allgemeinen Anwendung und Benutzung wohl nicht zweifeln könne, denn verwerfen würde man ſie, wie ich glaubte, wohl nicht können. Dann, fuhr ich fort, kommen nach den bisherigen Abtheilungen, welche Kartoffeln, ſämmtliche trockne Gemüſe und das Fleiſch in ſich ſchließen, noch: das Brodbacken; die grünen Gartengewächſe; Genießbarmachung des verdorbenen Fleiſches; eine neue Art Einpackung und die Darſtellung des Biers in Pulvergeſtalt; — über die letztere Erfindung habe zwar der Finanz-Miniſter mir bereits ein Patent ertheilen wollen, — inzwiſchen glaubte ich recht zu thun, die geſammten Erfindungen dem Staate zu überlaſſen. Wenn daher die Verhandlungen und Unterſuchungen der Kommiſſion dem Kriegsminiſter und durch dieſen dem Könige vorgelegt ſein würden, dann würde ich es wagen meine Anträge ihm zu übergeben. Darauf erwiederte der Fürſt: Das thun Sie, ich werde alles was möglich iſt thun, um Ihre Wünſche in Erfüllung zu bringen, darauf können Sie vollkommen rechnen, es wird mir ſehr lieb ſein, und ich wünſche Ihnen aufrichtig baldige gänzlich hergeſtellte Geſundheit und Glück.“ —

**) D. hatte dem Staatskanzler aus den Tagebüchern eine Charakteriſtik des corps diplomatique zuſammengeſtellt und eingeſendet, um den Krankheits- oder Geſundheits-Zuſtand von dieſer Korporation beſtimmen zu können.

genen Vortheil deshalb aus den Augen ſetzen. Ich werde übrigens Ihre Wünſche berückſichtigen, ſorgen Sie für Ihre Geſundheit und kümmern ſich nicht um böſen Leumund, dem entgeht Niemand. Sind Sie — weil Bürgerlicher — in die Geſandtſchaft hineingeſchneit, wie es Herr von Oelßen Ihnen bemerkt, ſo ſind Sie doch ſtets von Oben gekommen.“ Der Bruder des Staatskanzlers Graf Hardenberg, Voß und D. blieben noch länger im traulichen Geſpräch beiſammen, bei welcher Gelegenheit der Graf ſein herrliches, reiches Gemüth gar köſtlich entfaltete und ſich als ein wahrer Bruder des Fürſten in dieſer Beziehung bewies. D. erhielt in dieſer Zeit auch eine bedeutende Gratification auf Befehl des Staatskanzlers, für die zuletzt in Dresden zugebrachte Zeit als Geſchäftsträger, und endlich unter dem 16ten Mai 1817 ſeine Ernennung als Legations-Sekretair zum Grafen Dohna nach Copenhagen. Baron v. Maltzahn ward ſein Nachfolger in Dresden. „Mit dieſem Beamten,“ — ſagte ein wohlwollender Staatsmann zu D., „wird man in jeder Beziehung zufrieden ſein; was Ihnen abgeht, hat der in vollem Maß, denn ſelbſt viele Pferde im Geſtüt ſeiner Familie zu Jvenak haben ſogar mehr Ahnen, als der ahnenreichſte Mann in Sachſen und Preußen.“

Nun erſt konnte D. Herrn v. Oelßen dieſe Veränderung als offiziell in freundlichſter Art anzeigen, welche in gleicher Weiſe aufgenommen wurde, denn der Schluß des Briefes vom Geſandten lautete: „Lebhaften Antheil werde ich an Ihren Verhältniſſen ſtets nehmen und mich freuen, wenn ich Gelegenheit finde, Ihre Wünſche künftig zu erfüllen und die Verſicherung meiner Hochſchätzung zu bethätigen.“

Als D. dem Herrn v. Jordan über die Angelegenheit des Grafen Reisach noch Vortrag machte und anzeigte, daß derselbe in der Person des Justizraths Bassenge einen Rechtsgelehrten nach Baiern gesendet habe, um in des Grafen Namen Rede und Antwort zu geben über alle Anschuldigungen, erhielt D. den 7. April 1817 folgende Verfügung: „Von dem Inhalte Ew. Wohlgeb. Schreiben vom 31. v. M. in Betreff des Herrn Grafen v. Reisach habe ich Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten Staatskanzler Vortrag gemacht. Hochdieselben billigen es vollkommen, daß der Graf seine Unschuld vor Gericht dokumentiren will, und wünschen durch den Ausgang der Sache in Stand gesetzt zu werden, demselben auch fernerhin Ihre Theilnahme bezeugen zu können."

„Dagegen finden es Se. Durchlaucht in Rücksicht der jetzigen Verhältnisse des Grafen nicht angemessen, schon gegenwärtig eine offizielle Verwendung für denselben bei dem baierschen Hofe einlegen, noch weniger aber in unsern Zeitungen rechtfertigende Erklärungen über diese Angelegenheit aufnehmen zu lassen. Eine Verwendung wird erst dann erfolgen können, wenn dem Grafen gute und prompte Rechtspflege versagt wird, so wie eine Rechtfertigung nur alsdann in unsern Zeitungen Platz finden kann, wenn die Thatsache, bei dem baierscher Seits bisher erfolgten Widerspruch, durch den Richter gehörig aufgeklärt sein wird.

Berlin, den 7. April 1817.

Jordan."

Dem Gesandten Grafen Dohna hatte D. seine Ernennung angezeigt und dieser seit Jahren schon verehrte, humane Mann gestattete nicht allein die Reise über Königsberg. — D. hatte die Heimath seit 1811 nicht besucht —

ſondern ſchrieb auch die wohlthuenden Worte: „Mit vielem Vergnügen erſehe ich, daß Ihnen die Anſtellung hier in Copenhagen nicht unlieb iſt. Mir iſt es vorzüglich angenehm zu erfahren, daß Ew. Wohlgeb. zur hieſigen Miſſion beſtimmt ſind, indem ich die Ehre habe, Ihre Frau Mutter und Schweſtern zu kennen. Was ich nach meinen Kräften zu Ihrer Annehmlichkeit auf dem hieſigen Poſten beitragen kann, ſoll geſchehen; Ihrerſeits hoffe und rechne ich auf freundſchaftliches Zutrauen und auf gefällige Nachſicht, und ſo denke ich, daß ein glückliches und angenehmes Verhältniß zwiſchen uns ſtattfinden wird. Ich muß Ew. Wohlgeb. hier noch bitten, ſich vom Aufenthalt in Copenhagen keine beſonders vortheilhafte Vorſtellung zu machen. Der Ort iſt nichts weniger als glänzend, nichts weniger als durch gewöhnliche Vorzüge der Reſidenzen empfohlen.“ — Dieſe Zeilen führten ſogleich in das Innere und in die freundliche Sinnesart eines Mannes ein, von dem man im voraus ſagen kann: mit ſolcher Gefühlsweiſe iſt wohl und gut leben!

Die Schöpfung und wirkliche Einſetzung des Staatsrathes erlebte D. noch in Berlin und konnte die freundlichen Beziehungen zum Landhofmeiſter v. Auerswald, zu Zerboni di Sposetti und andern Staatsbeamten, welche ſich deshalb in Berlin verſammelt hatten, erneuern. Der Staatskanzler hielt bei dieſer Gelegenheit eine vortreffliche Rede und gab dadurch den ſchönſten Beweis, daß auch wir Deutſchen ſchon Staatsmänner haben, welche öffentlich meiſterhaft ſprechen können. Freilich etwas ſeltenes! Mit groſſer, ergreifender Wärme ſoll der Fürſt es vorzüglich hervorgehoben haben, daß „die Aufgabe, die der Staatsrath zu löſen hat, nicht iſt: das Beſtandene geradehin zu ver-

werfen, blos weil die künstlichen Berechnungen der Theorie etwas Anderes wollen; nicht: als eine ehrwürdige Ueberlieferung des Alterthums es in unveränderter Gestalt zu bewahren, sondern: es in die gegenwärtigen Verhältnisse des Staats, in die Bildung unsers Volks und in die Forderungen der Zeit verständig einzufügen;" und „daß in dem Vertrauen des Volks eine kraftvolle Regierung in allen Lagen, in welche die Verhältnisse der Zeit sie auch versetzen mögen, eine nie versiegende Hülfsquelle hat. Der preußische Staat muß der Welt beweisen, daß wahre Freiheit und gesetzliche Ordnung, daß Gleichheit vor dem Gesetze und persönliche Sicherheit, daß Wohlstand des Einzelnen so wie im Ganzen, daß Wissenschaft und Kunst, daß endlich, wenn's unvermeidlich ist, Tapferkeit und Ausdauer im Kampf für's Vaterland am sichersten und besten gedeihen unter einem gerechten Monarchen. Die Erfolge der menschlichen Thätigkeit, durchlauchtigste Prinzen und hochgeehrteste Herren, stehen in der Hand Gottes, aber der edlere Mensch muß den ganzen Ernst seines Lebens darauf richten, etwas Unvergängliches zu pflanzen, damit sein öffentliches Wirken, auch wenn sein Name längst in dem Andenken der Geschichte erloschen ist, in seinem Volk noch fruchtbringend fortdauere." Männer, die das Vertrauen des Königs zu Mitgliedern des Staatsraths berufen, sprachen gegen D. begeistert über die edle Einfachheit und über die hohe Würde, womit der Fürst Staatskanzler diese Worte an sie gerichtet habe.

Zerboni, mit dem D. schon von Dresden aus in schriftlicher Verbindung gestanden, sah den Aufenthalt daselbst, und namentlich unter solchen diplomatischen Verhältnissen, als eine Art Hölle an und versicherte in des Staatskanzlers

Gegenwart: daß D. sehr recht gethan, eine andere Bestimmung nachgesucht zu haben. Als D. bei der Abschiedsaudienz dem Staatskanzler nochmals Befürchtungen wegen des ihm mangelnden alten Adels aussprach und diese Ansichten mit den in Dresden gemachten Erfahrungen belegte, sagte der Staatskanzler: „In Copenhagen wird das anders sein; im Grafen Dohna finden Sie einen vorurtheilsfreien Mann, der die Zeit kennt. Geben Sie ihm diesen Brief von mir, ich habe Sie ihm auf's beste empfohlen; Ihr Sinn scheint nach Paris gerichtet; das geht jetzt noch nicht, und glauben Sie, auch da sieht es jetzt anders aus, als 1812, wie Sie da waren, auch da hat sich Alles sehr verändert. Es ist nicht so übel mit den Vorurtheilen des Adels, als Sie glauben. Reisen Sie glücklich und sein überzeugt, daß ich gern erfüllen werde, was ich kürzlich Ihrer Frau Mutter schriftlich versprochen habe *). Sie reisen über Königsberg? Empfehlen Sie mich derselben und dem Grafen Dohna, übrigens schütze Sie der Himmel vor Seekrankheit."

Auch Oelßner aus Paris war nach Berlin gekommen; im Hause des Herrn v. Stägemann sah und sprach D. ihn oft und fand viel Belehrung in den Gesprächen dieses feinen, die Verhältnisse Frankreichs wohl sehr gründlich

*) Der Staatskanzler hatte an D.'s Mutter in Königsberg geschrieben: „Sein Ew. Wohlgeboren überzeugt, daß ich an Ihrem Wohl und an dem Ihres Sohnes stets den aufrichtigsten Antheil nehme und gern zu dessen fernerer Ausbildung und Beförderung in seinen jetzigen Dienstverhältnissen beitragen werde. Jede Gelegenheit Ihnen nützlich zu sein, werde ich übrigens mit Vergnügen benutzen und Ihnen dadurch die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu bethätigen suchen."

kennenden Mannes. Ein wahres Vorbild für einen angehenden Diplomaten! Kein unnützes Wort, keine triviale Redensart, Alles athmet Geist, Ueberlegung und Klarheit, was er sagt.

Sich aus dem Kreise so lieber Freunde, so geistreicher Bekannten zu reißen, war schwer; doch es mußte endlich geschehen. Den 16. Juni 1817 verließ D. Berlin und eilte nach Königsberg; in Marienwerder wurden Jugendfreunde besucht. Der Aufenthalt in der Vaterstadt war sehr kurz und schon am 5. Juli schiffte sich D. in Pillau ein. Auf der Strandreise nach Pillau wurde D. durch ein Gespräch, welches Fischer in einem Kruge (Wirthshaus) unter sich führten, in Erstaunen und Besorgniß gesetzt; es zeigte den Standpunkt politischer Ansichten und den Geist, der hier herrscht! Ein junger Kerl sagte: „Ach wat, dummes Zeug, was ist es denn mit der Legitimität, schmeckt sie gut, kann man sie essen, giebt sie uns Hühner, Butter und Käse?" Ein älterer Mann entgegnete: „Das Alles nicht, aber sie ist doch nicht zu entbehren und muß sein, denn — —" Hierauf fiel der Andere rasch ein: „ach was, schnick — schnack, legitim ist, was uns glücklich macht; unser König macht uns glücklich, daher ist er für uns auch legitim; schweigt mit all' dem andern dummen Zeug." D. reiste weiter; das Gespräch schien fortgesetzt zu werden.

Ist es nicht der alte Sünder Talleyrand, der das unselige Wort Legitimität so populär gemacht hat?

Die See war beinahe stets sehr stürmisch und die Reise, statt einen oder zwei Tage zu dauern, währte bis zum 15. Juli, wo in Helsingoer gelandet wurde. Durch herrlich grüne Wälder von der üppigsten Vegetation ging es vom

Landungsorte nach Kopenhagen, wo jedoch D. so krank und angegriffen ankam, daß er in einem Wirthshause abstieg und sogleich nach dem Bette verlangte; in einigen Tagen erst brachte ihn die freundliche Vorsorge der trefflichen Familie des Gesandten in die bereitete Wohnung, — doch D. konnte sich nicht erholen; die ewigen Nebel und das feuchte Klima wirkten täglich verderblicher; wurden auch einige Ausflüge nach Schloß Frederiksberg u. s. w. gemacht, so war es Alles doch nur vorübergehend; die Krankheit nahm zu und wollte nach der Meinung des Arztes, Etatsrath Braudis, Graf Dohna nicht eine Leiche in seinem Hause haben, so durfte D. nicht in Kopenhagen bleiben, — ja der Zustand verschlimmerte sich so rasch, daß selbst ein Urlaub aus Berlin nicht abgewartet werden konnte; die Abreise nach Wiesbaden wurde beschlossen und den 26. Juli befand sich D. auf dem Packetschiff nach Kiel. — Tief schmerzlich war für D. der Abschied von der liebenswürdigen Familie, in welcher ihm eine glückliche Existenz bereitet worden wäre!

Auf einem Spaziergange im Garten zu Frederiksberg wurde D. vom Gesandten dem Könige, welcher zufällig entgegen kam, präsentirt; eine kleine bewegliche Figur mit einem Gesichte, welches nur Länge und beinahe gar keine Breite hat; der König demonstrirte und zeichnete mit seinem Stock im Sande über einen Satz aus der Befestigungskunst; er soll große und ausgezeichnete Kenntnisse in der Mathematik besitzen. Aus allen Aeußerungen des Königs ersah man, daß für Graf Dohna eine große Achtung, ja Zuneigung und Vertrauen vorherrschend ist. Das Haus des preußischen Konsuls Tutein wurde besucht, dessen Söhne D.'s Jugendfreunde sind. Vom diplomatischen Korps lernte D. im Hause des Gesandten den schwedischen Minister,

General Tawaſt, einen ernſten, trocknen, groſſen Mann mit klugem Geſicht, — den öſterreichiſchen Geſandten Baron v. Steigenteſch und den neapolitaniſchen Antonini kennen; durch dieſe wenigen Bekanntſchaften erſchien dem D. dieſe nothgedrungene Abreiſe um ſo ſchmerzhafter, als er in dieſer kurzen Zeit ſchon zu der Ueberzeugung kam, daß hier ein harmoniſches, freundliches Zuſammenleben der fremden Geſandten mit Preußens Repräſentanten vorhanden ſei.

Vom Juli 1817 bis März 1820.

D.'s Abreiſe von Kopenhagen und Aufenthalt in Wiesbaden ſiehe im 1ſten Theil dieſes Werks von Seite 163 bis 228.

März 1820 bis December 1824.

Bei der Anwesenheit des Staatskanzlers am Rhein schenkte derselbe den Alterthümern des Landes und den vielen interessanten Ueberresten aus der römischen Zeit eine sehr lebhafte Theilnahme (siehe 1sten Theil dieses Werks). Es mochte wohl schon in seiner Seele der Gedanke aufgestiegen sein, dem D. in dieser Beziehung einen neuen Wirkungskreis zu schaffen, da der Fürst sich wohl endlich einverstanden erklären mußte, daß die Zeitverhältnisse sich immer mehr und mehr wieder dahin entwickelten, daß der Bürgerliche sich in der diplomatischen Laufbahn keine großen Hoffnungen auf Beförderung machen darf. Die Ansicht des Fürsten zur Begründung eines solchen Wirkungskreises erhielt bei seiner Zurückkunft nach Berlin zwar Gestaltung, leider aber ward das Gebäude selbst zu luftig erbaut, zu neu, zu absonderlich für das gewöhnliche Geschäftsleben in Preußen, als daß ein Umsturz nicht schon bei der Errichtung sollte zu befürchten gewesen sein!

Der Staatskanzler hatte übersehen, daß eine allgewaltig herrschende Oberbehörde, die über alle Wissenschaft und Kunst im Staate eingesetzt ist, und eine neu errichtete Universität in ihrer Residenzstadt keine fremde Einmischung ertragen, und zu Grunde richten, was nicht in ihrem Schooße entsprungen! Schon Shakespeare läßt die treffenden, charakteristischen Worte den Brutus über Cicero ausrufen:

Laßt uns ihm nichts eröffnen,
Denn niemals tritt er einer Sache bei,
Wenn Andere sie erdacht. —

Die neue Schöpfung trug also schon bei ihrer Stiftung den Keim des Todes in sich; er lag in der Wahl einer Universitätsstadt und in der spätern Verweisung der Verwaltung derselben an eine ihr abgeneigt gesinnte Behörde, aus deren Schooße die Idee einer solchen Stiftung nicht selbst hervorgegangen war! Mit großer Liebe behandelte der Staatskanzler diese Angelegenheit und sprach solches auch aus, indem er an die Ober-Präsidenten in Cöln, Coblenz und Münster folgende Verfügung erließ: „Berlin, den 4. Januar 1820. Um die interessanten Fragmente aus der römischen Zeit vor Zerstörung und Verstümmelung sicher zu stellen, für ihre künftige Erhaltung zu sorgen, durch eine genauere Bekanntschaft mit der Vergangenheit die Liebe zum vaterländischen Boden noch zu vermehren, die gelehrte Welt mit diesen schätzbaren Ueberresten des Alterthums näher bekannt zu machen, durch Beschreibung und Abbildung ein allgemeineres Interesse für diese Antiquitäten zu erwecken, als bis jetzt bei ihrer bisherigen Isolirung geschehen konnte, so habe ich den Hofrath Dorow zum Dirigenten eines Antiquitäten-Museums in Bonn bestimmt und ihm die Befugniß ertheilt, für den Zweck der künftig anzustellenden Nachgrabungen, Erhaltung der Alterthümer, Abbildung der interessantesten und Sammlung der disponibeln Kunstwerke für das Museum die rheinisch-westphälischen Provinzen zu bereisen und mit Ew. Excellenz sich deshalb in unmittelbare Kommunikation zu setzen. Bei dem Interesse, das Ew. Excellenz bei jeder Gelegenheit für die Geschichte der Ihrer Obhut anvertrauten Provinzen an den Tag gelegt haben, zweifle ich keinen An-

genblick, daß Sie den Unternehmungen des Hofraths Dorow, den ich Ihrem Wohlwollen noch ganz besonders empfehle, der seinen Eifer, seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit durch frühere, von ihm geleitete Nachgrabungen im Nassauischen und durch sein darüber erschienenes Werk hinlänglich beurkundet hat, mit hülfreicher Hand entgegen kommen und ihn in allen seinen Forschungen und Unternehmungen auf die wirksamste Art unterstützen werden."

„Die Ernennung des Dorow involvirt zwar keineswegs die Absicht, andere Individuen an Nachgrabungen zu hindern und aus diesen Unternehmungen ein Monopol zu bilden. Ich hoffe vielmehr, daß durch das planmäßige und zusammenhängende Verfahren, das von der Regierung in diesem Falle ausgeht, das Interesse und der Wetteifer Mehrerer für Nachforschungen dieser Art erst recht lebendig soll geweckt werden."

„Ingleichen steht es wie bisher frei, Nachgrabungen auf seinem Grund und Boden anzustellen und über die dort gefundenen Fragmente als sein Eigenthum frei nach Willkühr zu disponiren, und der Dorow hat deshalb in seiner Instruktion die Weisung erhalten, nur auf dem Wege freier Convention für das Beste der Wissenschaft zu wirken. Alle Nachgrabungen jedoch, die auf Kosten der Regierung fortan gemacht werden, mögen unter der speziellen Leitung des Dorow künftighin stehen."

„Zur Bestreitung der durch diese Nachgrabungen veranlaßten Kosten autorisire ich Ew. Excellenz, dem Dorow die Summe von ... Thalern bei der dortigen Regierungs-Hauptkasse vorschußweise zur Disposition zu stellen, und behalte mir vor, wegen deren Berechnung zu seiner Zeit das Nöthige zu bestimmen."

„Ich ſchmeichle mir, daß in dieſer Anordnung die Rheinprovinzen einen neuen Beweis des Intereſſes ſehen werden, welches die Regierung von jeder Seite für ihre Bildung und für den Flor der Wiſſenſchaft und Künſte bei ihnen nimmt.

C. F. v. Hardenberg."

„An

den Hofrath Dr. Dorow in Wiesbaden.

Berlin, den 4. Januar 1820.

Sie haben mehrmals den Wunſch geäußert, die diplomatiſche Laufbahn, welche Sie ſeit Ihren Kriegsdienſten in den beiden letzten Feldzügen betreten hatten, zu verlaſſen und dafür lieber ein wiſſenſchaft-thätiges Leben zu erwählen, das Ihrem innern Beruf gemäßer wäre, und wo Sie zugleich der Wiſſenſchaft der hiſtoriſchen Forſchung und alterthümlicher Unterſuchung nicht gänzlich entfremdet würden. Ihre mir deshalb eröffneten Mittheilungen und gemachten Vorſchläge haben meinen Beifall, und ich bin daher geſonnen, Ihnen eine Laufbahn zu eröffnen, wo Ihre Thätigkeit Stoff genug finden wird, ſich dem Vaterlande nützlich zu bewähren."

„Da in den rheiniſch-weſtphäliſchen Provinzen ſehr viel Niederlaſſungen der Römer vorhanden waren, von denen Ueberbleibſel in Menge theils ſchon geſammelt und beſchrieben, theils noch zerſtreut, unbeſchrieben, unbekannt, verſtümmelt und wenig geachtet exiſtiren, da die von Ew. Wohlgeboren veranſtalteten Nachgrabungen in dem Naſſaniſchen eine ſo reiche Ausbeute ſchon geliefert, da Sie dadurch Ihre Vorliebe für dieſe Unterſuchungen, Ihre Thätigkeit und zugleich durch Ihre im Druck erſchienenen De-

schreibungen, Commentare und Abbildungen Ihre Geschicklichkeit dokumentirt und eine bedeutende Lücke in dem Felde dieser Forschungen ausgefüllt haben, so bestimme ich Sie zum Dirigenten eines auf der Universität zu Bonn zu errichtenden, vaterländischen und alterthümlichen Museums. Ich nehme die Anerbietung Ihrer im Nassauischen gefundenen Alterthümer, die Ihr Eigenthum sind, mit Vergnügen zur Begründung dieses Museums an. Der Werth dafür soll Ihnen, sobald die definitive Abschätzung erfolgt sein wird, baar vergütet werden."

„Das Museum selbst soll durch künftige Sammlungen, freiwillige Beiträge, allmälige Ankäufe und Nachbildungen verwandter Gegenstände in Gyps vermehrt und so eingerichtet werden, daß es zum Unterricht der Jugend, zu historischen Forschungen und zur Erhaltung schätzbarer Monumente dienen, den Sinn für Bedeutung des vaterländischen Bodens und die Geschichte der Vorzeit erregen und ernähren wird."

„Sie werden zu diesem Zwecke die rheinisch-westphälischen Provinzen bereisen; mit allen Gegenständen, die darauf Bezug haben, sich vertraut machen; die Orte bestimmen, wo Nachgrabungen mit wahrscheinlichem Erfolg zu veranstalten sind; den betreffenden Herren Ober-Präsidenten, welche ich nach der abschriftlichen Anlage von Ihrem Unternehmen in Kenntniß gesetzt, Anzeige machen; bedeutende, der Aufbewahrung ohne Vorurtheil werth geschätzte Fragmente sammeln; Eigenthümer solcher Gegenstände durch Darstellung der Nützlichkeit dahin zu bringen suchen, ihre Sammlungen mit denen von Bonn zu vereinigen, und im Weigerungsfall sich von denselben wenigstens die Erlaubniß auswirken, die interessantesten Alterthümer abzuzeichnen oder zu

modelliren, und diese Abbildungen und Zeichnungen im Museum zu Bonn alsdann aufzustellen. So werden Ew. Wohlgeboren auch die schon aufgestellten Museen von Trier, Neuwied und Braunfels zu benutzen suchen, um die Inschriften genau zu copiren, die Basreliefs, Büsten und Statuen genau abzeichnen oder auch, wo es die Wichtigkeit erheischt, modelliren lassen."

„Sie werden sich angelegentlichst bemühen, überall den Sinn für diese Art von Forschungen anzuregen, jedoch mit Takt und Umsicht alle Uebertreibung und Mikrologie, in welche der Alterthumsliebhaber so leicht verfällt, dabei mit Ernst zu vermeiden suchen, um dadurch dem Geiste dieser Unternehmungen nicht zu schaden."

„Sie werden es mit Klugheit vermeiden, den Verdacht anzuregen, als wolle man Monumente von Punkten entfernen, welche durch ihre Lokalität das Interesse daran erhöhen, und mit der größten Vorsicht dem Scheine ausweichen, welcher den Städten die Furcht einflößen könnte, als wolle man sie ihrer Alterthümer und Kunstwerke berauben, um ein Central-Museum zu bilden. Sie müssen in Ihren gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnissen dahin streben, Interesse für diese Sammlung einzuflößen, die Vaterlandsliebe dafür in Anspruch zu nehmen, und durch Tausch und freiwillige Beiträge Ihren Besitz zu vermehren."

„Wenn Sie einen Theil des Sommers mit Aufsuchung dieser Gegenstände und mit Besorgung Ihrer Abbildungen werden zugebracht haben, so werden Sie den übrigen Theil des Jahres zu Bearbeitung dieser Materialien für die Publikation verwenden, und bis die Menge und das Interessante des Aufgefundenen Ew. Wohlgeboren wird in Stand gesetzt haben, ein größeres Werk, vielleicht unter dem Titel:

Antiquitates Rhenanae, dem Publikum zu übergeben, werden Sie Fragmente Ihrer Untersuchungen, mit Zuziehung der in diesem Fache gelehrten Professoren von Bonn, in den Annalen der dortigen Universität oder auch ganz nach Ihrer freien Wahl in andern Zeitschriften mit den dazu nöthigen Zeichnungen bekannt machen, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme dieser Provinzen für diesen Gegenstand zu beleben und zu unterhalten.

C. F. v. Hardenberg."

Die Idee also, welche der Staatskanzler mit dieser Stiftung auszusprechen beabsichtigte, war hauptsächlich: den Rheinländern durch diese Beachtung ihrer früheren Geschichte, ihrer alten Kunst- und Geschichtsdenkmale eine Freude zu machen, ihnen zu zeigen, daß die Regierung Theil nehme an dem Ruhm, an der Gloire ihrer Vorfahren; das Aussprechen solcher Gefühle durch die That wog vollauf die paar Dreier auf, welche die Erhaltung des ganzen Instituts kostete! Nach schwerem Unglück und Kampf ist endlich die Zeit vergangen, aus welcher nur wie durch ein Wunder beser Wahrzeichen alter ruhmwürdiger Geschichte gerettet worden sind. Und wie das erneute Leben des Staats, so treten auch aus großen Erinnerungen die Monumente der Vorzeit und die Deutungen auf den verallgemeinerten Sinn veredelten Wissens, so wie die ehrendsten Zeugnisse der Vaterlandsliebe und des echten Staats- und Bürgersinnes hervor.

Es wird wieder der Mühe und der Ehre werth geachtet, auf vaterländische Vorzeit und Geschichte mehr Zeit zu verwenden, als auf fremde; man begreift wieder, daß es einen Preußenruhm giebt, der mit dem höchsten, den die

Weltgeſchichte heut, gemeſſen werden darf, und daß man achten muß die Thaten und die Denkmale der Vorfahren, damit die Preußen auch in den Kunſtdenkmalen, wie in einem gemeinſamen Vereinigungspunkt, ſich durch den Augenſchein noch überzeugen können, daß des Reiches Gebiet in allen Richtungen ein Land großer geſchichtlicher Erinnerungen ſei.

Frankreich hat ſeine alten Monumente ſelbſt noch aus der Barbarei der Revolution zu retten gewußt; wir Preußen haben zeither aber derartiges meiſt nur in Privatſammlungen erhalten. Und wenn der Staat den Muſeen griechiſcher und römiſcher Kunſtwerke herrliche Lokale angewieſen, wenn für botaniſche Gärten keine Ausgaben geſcheut werden, wenn für große Summen zu Kunſtankäufen in dem veredelten Geſchmack der Bürger überflüſſiger Erſatz gefunden wird, wenn Monumente die Helden und Thaten der Gegenwart verherrlichen — und wenn man daher nirgends, ſo wenig bei der Regierung als bei den Unterthanen, den Geiſt ängſtlicher Erſparung erblickt, der nur auf Fabrik- und Feldarbeit achtet — ſo kann auch nicht die Rede von beſchränkender Erſparung ſein, wo es den Geiſt, wo es wahrhaft die Seele eines Volks gilt.

Dieſe An- und Abſichten des Staatskanzlers recht ausführlich den empfänglichen, für alles Große und Vaterländiſche ſo glühenden Rheinländern mitzutheilen, ſchien Dr. ein Hauptbedürfniß zu ſein; Herr v. Stägemann, der Verfaſſer und Haupt-Redacteur der Staatszeitung, theilte die Anſicht und öffnete willig zu dieſem Zweck die Spalten der unter ſeiner Leitung trefflichen Staatszeitung. Da die Bewohner der Rheinlande hin und wieder die Beſorgniß ausſprachen: „das Muſeum ſolle ein integrirender Theil

der Universität werden," was man durchaus nicht wollte, so erschien in der Staatszeitung vom 4. Juli 1820 nochmals die Versicherung: „daß sowohl das Museum in Bonn, so wie die sich daran anschließenden Museen dieser Art, den rheinisch-westphälischen Provinzen angehören, woselbst sie unter Aufsicht des Gouvernements, als Landes-Institute für sich bestehend, aufgestellt werden sollen." Alle Amtsblätter der Provinzen wiederholten diese Zusage. Eine zweite Hauptsache schien die Vereinigung aller bereits schon entdeckten Alterthümer der Provinz in das Central-Museum. Dieses gelang um so leichter, indem alle Städte und Dorfschaften des Rheinlandes, der hohen Zusage vertrauend, mit Lust und Liebe ein so ehrenwerthes, echt nationales Institut zu fördern, zu unterstützen, sich beeilten. Von allen Seiten strömten Geschenke, Beiträge u. dergl. nach Bonn, und dieses rege Leben befeuerte den Muth, die Thätigkeit des D., der bei dem Regierungs-Bevollmächtigten in Bonn, Herrn Nehfues, mit freudiger Zuvorkommenheit Aufnahme fand; schnell bildete sich zwischen beiden ein inniges Freundschafts-Verhältniß. Schon im August waren Nehfues und D. zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Anstalt nur gedeihlichen Fortgang — im Sinne des Staatskanzlers — haben könne, wenn sie nach Cöln versetzt, dem Bereiche, dem Einflusse der gelehrten Professoren entrückt würde, — Männer, die wohl geistreich und gelehrt über alte Striaschriften u. dgl., aus ihren Stuben heraus, schreiben, wenn ihnen die Gegenstände vor Augen gestellt werden, die aber durchaus nicht im Stande sind, selbige zu administriren, herbeizuschaffen und eine Anstalt der Art populär zu machen; letzteres ist ein Haupterforderniß; der Bürger, der Landmann soll seine bis dahin treu bewahrten Schätze

bergeben, er will Dank, aber nicht Kritik, er will ferner Freude daran haben. Gelehrte mögen die zusammengebrachten Alterthümer benutzen, ihre Theilnahme an der Administration selbst wäre Hemmung! Diese Ansichten entwickelten Nehfues und D. schon schriftlich dem Staatskanzler, und als D. am 26. August in Pyrmont ankam, wo der Fürst Hardenberg sich befand, ward vorzüglich dieser Punkt ausführlich besprochen. Der Staatskanzler überzeugte sich von der Wahrheit, von der Richtigkeit dieser Ansicht und sagte: „Ja, ja, es mag wohl so sein; der gutwillige Redliche, der seine Gabe darbringt, will Anerkennung und Dank, nicht gelehrte Kritik und Verwerfung, wenn die Gabe dem Zwecke auch nicht entsprechen sollte; an abweisender Kritik werden es die gelehrten Herrn gewiß nicht fehlen lassen. Sprechen Sie in Cöln mit den Kunstfreunden und der Stadtbehörde, was in dieser Beziehung zu thun sei; lassen Sie dann deshalb an mich ihre Vorschläge richten; übergehen Sie aber nicht die Regierung, lasse diese mir auch ihre Ansicht mittheilen; kennen Sie den Präsidenten v. Hagen in Cöln?“ Auf meine Entgegnung: daß wir Freunde seien, sagte der Fürst: „Nun, so könnten Sie ja der Regierung zugetheilt werden. Ich erwarte darüber Ihren Bericht.“ Der Staatskanzler war gänzlich für die Aufstellung in Cöln gestimmt und bemerkte noch: „Studenten und Professoren haben zum Studium allein nur Kopien der Alterthümer nöthig, und wollen sie die Originale sehen, so können sie, bei der Nähe, Cöln leicht besuchen.“ Der Staatskanzler begehrte von D. den Entwurf eines Etats für die ganze Verwaltung. D. theilte diesen Wunsch sogleich an Nehfues mit, welcher auch sehr bald ein Brouillon dazu einsendete; das Ganze betrug die Summe

von 4420 Thlr. Der Fürſt gab den Entwurf von Rehfues mit der Ordre zurück, ihn an Koreff mitzutheilen nebſt den Anſichten, wie die Translocirung nach Cöln zu bewerkſtelligen ſein möchte. Schöll, der ſich auch zuweilen in das Geſpräch miſchte, ſchrie nur immer: „das Geld dazu iſt nicht aufzutreiben.“ Bald kam von Koreff Antwort; er ſchrieb: „Dein Plan iſt trefflich. Du forderſt nur zuviel Geld. Der Fürſt hat es bei Gott nicht. Er gäbe es ja ſo gern, Er, der ſo großen Sinn für alles Große und Gute hat. Aber leider iſt er der Einzige. Du kannſt es mir, dem Beobachter, glauben, nur Er hat Genie, Geiſt, Verſtand, Großherzigkeit und echten Sinn für Kunſt, Wiſſenſchaft, höhere Politik, höhere Adminiſtration und Geſetzgebung — die Andern ſind Alle charakterloſe, engherzige Schreiber, die nur ſeinen großen Plänen zu widerſtreben wiſſen. Mache es dem Trefflichen daher doch nicht zu ſchwer durch zu große Forderungen. Suche das Geld doch durch die Provinzen ſelbſt aufzubringen. Es iſt ja eine Kleinigkeit, wenn jede Kommune Etwas beiſteuert. Suche nur die Proclamation des Indigenats der Alterthümer zu erhalten. Bitte nur um die Autoriſation dazu, ich will ſie ſogleich aufſetzen. Mache es doch, daß man aus den Rheinlanden dem Könige und dem Fürſten dafür öffentlich danke und den Fürſten zum Protektor wähle. Schulze iſt der, welcher Dein Werk bei Altenſtein untergräbt — denn er hat den Vortrag über Penn; ich weiß wie böſe er geſinnt iſt. Suche ja Deine Sachen auf die Kommunen zu bringen. So wie Du es mit den Alterthümern machen ſollſt, ſo will ich die Irrenhäuſer auf Kommunal-Fonds begründen.“ Der Staatskanzler las dieſen Brief mit wahrem Intereſſe und meinte: „Koreff hat ſehr recht; es bleibt dabei, wie es beſprochen iſt, und

ich erwarte sehr bald die Anträge über Ihre Anstalt nach Berlin.“ Der Fürst sprach gern über diese Angelegenheit und stimmte der Ansicht durchaus bei: daß, da eine vaterländische Alterthümer-Sammlung, die sich auf Land und Volk, auf Geschichte, patriotischen Geist und Sinn beziehen soll, nicht als Gegenstand und Mittel des Lehrunterrichts auf Hochschulen angesehen werden kann, so kann auch irgend eines Lehrzwecks wegen die rheinisch-westphälische Alterthümer-Sammlung sich nicht wesentlich auf die Bonner Universität als solche, sondern, dem Geist dieses Instituts gemäß, sich nur auf die Rheinlande und Westphalen und den Geist deren Bewohner in patriotischer Hinsicht im Allgemeinen beziehen.

Das Leben in Pyrmont — T. blieb bis zum 19. September daselbst — war höchst interessant und vielgestaltig; der Staatskanzler war von ausgezeichnet heiterer Stimmung. Statt Koreff — den T. schmerzlich vermißte, figurirte Herr Schöll, der Geheimer Regierungsrath geworden und dem Staatskanzleramt — ohne des Fürsten Zuthun, zugetheilt war. Welch eine große Veränderung war in der Unterhaltungsweise an der Tafel des Staatskanzlers vorgegangen! Der sprudelnde Witz eines Jordan, Stägemann und Anderer war verschwunden und der dicke, wohlgenährte Schöll unterhielt nur von Essen und Trinken, von Austern und Pasteten und deren Zubereitung. Dem Fürsten schien diese Art der Unterhaltung nicht angenehm; Schöll bekam, wo es sich nur thun ließ, Spitzen und Anzüglichkeiten über seine Gourmandise zu hören, ja der Staatskanzler konnte förmlich etwas beshaft werden; so hatte er uns Alle zum Kaffee auf's Jägerhaus eingeladen. Wir saßen im Freien; Schöll am Abhange auf einem

Gartenstuhl, in dessen Seitenwände er seinen dicken Leib eingeklemmt hatte; bei einer Bewegung desselben, drückten sich die hintern Füße des Stuhls in die Erde und Schöll sollert, im Stuhl festgebannt, den Abhang hinunter. Der sonst so milde, gütige Kanzler konnte sich über diesen Anblick des Lachens nicht enthalten, indem er ausrief: „Wahrlich unserm Schöll hätte es wie dem Hohenpriester Eli gehen können; welches Unglück wäre das für Europa gewesen!“ — Hier lernte K. den Geheimrath Tzschoppe näher kennen, der im Gefolge des Fürsten war und den Schöll mit einer recht dreisten Protektionsmiene behandelte; dem großen Geiste desselben aber förmlich die Cour machend. —

K. ließ aus Hameln einen jungen Maler Niebour kommen, der auf sechs Blätter, die nicht sehr entfernt liegenden Externsteine (eostrae rupes) zeichnen sollte; der Staatskanzler fand ein großes Interesse an diesen Steinmassen, welche wohl mit vollem Rechte als „die barbarischen Altäre zu bezeichnen sind, bei welchen sie (die Germanen) die Tribunen und Centurionen der ersten Ordnungen geopfert hatten; daselbst ist die Stelle, wo Arminius vom Tribunal herabgesprochen *).“

Von dem Polizei-Präsidenten Struensee in Köln kamen Warnungen: der Staatskanzler möge ja nicht allein in der Umgegend von Pyrmont Spaziergänge machen, sondern, selbst wenn er ausritt, starke Begleitung mitnehmen, denn man trachte ihn zu ermorden. Mit Indignation ward diese Insinuation vom Fürsten behandelt; „was mag der Mensch

*) Denkmale römischer und germanischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen von Dr. Dorow. 1r Bd 1826. 4.

mit so albernen Nachrichten bezwecken wollen?“ äußerte der Fürst unwillig, und statt daß er bis dahin seine Spazierritte stets in Gesellschaft gemacht hatte, traf man ihn jetzt stets allein zu Pferde.

Nach Nehfues erkundigte sich der Staatskanzler sehr genau; T. mußte ihm dessen Leben und tägliches Treiben beschreiben, ihm schien viel Gehässiges von demselben berichtet zu sein, besonders über die Art und Weise, wie er zu dem Verhältniß mit Altenstein — in den Kriegsjahren gekommen. Der Fürst hielt Nehfues übrigens für einen sehr tüchtigen und gewandten Geschäftsmann. „Ich habe Sie und Ihre Wirksamkeit dem Herrn Nehfues dringend empfohlen, äußerte der Staatskanzler, — und es ist mir lieb zu hören, daß er sich der Sache so lebhaft annimmt.“

Hierin ist also auch wohl der Grund zu suchen, daß Nehfues mit so freundlicher Aufmerksamkeit und mit so vielem Vertrauen den T. behandelte. Die Anlage H. 1. theilt aus dieser und der spätern Zeit mehrere Briefe desselben an T. mit, welche zur Charakteristik dieses auch als Schriftsteller so höchst interessanten Mannes dienen können. Nehfues wollte durchaus von Bonn fort und einen Gesandtenposten in Neapel oder Rom haben, er hoffte die Realisirung dieses Wunsches besonders durch Koreff zu erlangen, weshalb er diesem seine Schriften über Italien für den Fürsten sendete. Da beim Staatskanzler der grade Weg stets der wohlthätigste ist, so erbrach T. das ihm für Koreff gesendete Packchen nebst Brief, da dieser nicht in Bonn mit war, — und übergab dem Staatskanzler Brief und Buch, der jedoch auf Nehfues' Ideen durchaus nicht einzugehen wollte. Hardenberg meinte: „Herr Nehfues ist uns jetzt in Bonn von großem Nutzen, be-

sonders da er das Vertrauen des Herrn Ministers von Altenstein besitzt; Neapel ist ein Ruheposten, wo ein so brauchbarer, thätiger Mann wie Nehfues nicht hingehört; sein Buch werde ich mit Vergnügen lesen." D. war eines Witzes Zeuge, wie schonungslos, selbst bei fremden Staatsbeamten, der Fürst Hardenberg eine gemeine Gesinnung öffentlich verhöhnen konnte. Ein hoher Staatsbeamter aus W., auch als Schriftsteller bekannt, hatte schon häufig bittern Spott über seinen Geiz erdulden müssen; er wettet mit Geheimrath Tzschoppe über Tisch um drei Flaschen Champagner und verliert. Der Mann ist auf keine Art zur Berichtigung der Wette zu bewegen, versichernd, es sei nur Spaß gewesen. Einige Tage später ist er abermals beim Staatskanzler, und dieser fragt: „Nun, wie ist's mit der Wette? Haben Sie, Herr Tzschoppe, sich auch keinen Rausch getrunken?" Auf die Versicherung: daß bis jetzt die Wette noch nicht berichtigt sei und auch wohl nicht berichtigt werden wird, — ergreift der Fürst einen Teller, legt 2 Thlr. darauf und sagt: „Es bringt Unglück, wenn Wetten nicht bezahlt werden, also wollen wir Alle beisteuern und für Herrn v. ... die Wette bezahlen," mit welchen Worten er den Teller weiter reichen will. Dieses war dem fremden Herrn v. ... denn doch zu empfindlich und er versicherte: er habe Herrn Tzschoppe nur ängstigen wollen und bereits die Ordre gegeben, den Champagner dem glücklichen Gewinner zu bringen. Erst des andern Tages trank der Herr v. ... mit Tzschoppe und D. eine Flasche!

D. erhielt vom Staatskanzler Aufträge für den Domdechanten Grafen Spiegel in Münster, einen Mann, über dessen ausgezeichnete Eigenschaften der Fürst mit großer Anerkennung sprach; er hielt ihn durchaus geeignet, um alle

nur mögliche kirchliche und weltliche Ehren zu erhalten; der Kanzler schien die Absicht zu haben, daß der König ihn in den Fürstenstand erheben sollte, damit dem Mann nichts mehr in dieser Hinsicht zu wünschen übrig bleiben möchte; doch blickte bei all diesem Lob doch einiges Mißtrauen hervor, welches der Fürst gegen alle Priester hatte. An ausgezeichneten Fremden war die Saison arm; Baron von Schellersheim erschien als eine bedeutende Persönlichkeit, nicht allein höchst interessant wegen seiner merkwürdigen Lebensschicksale und wegen des Prozesses gegen die Familie Strozzi über den jugendlichen Herkuleskopf, in Ultramarin von Dioscorides geschnitten, sondern auch durch seine praktischen Erfahrungen und Gelehrsamkeit auf dem Felde archäologischer Wissenschaft.

Beim Abschiede gab der Staatskanzler nochmals die Versicherung, daß ihm das neu gestiftete Institut zur Erhaltung und Aufstellung der rheinischen Alterthümer wahrhaft am Herzen läge, und auf D.'s Bemerkung, daß er wünsche, dieses möchte auch von Seiten des Herrn Ministers des Unterrichts und seines Ministeriums der Fall sein, sagte der Staatskanzler sehr lebhaft: „Gewiß, gewiß ist dieses auch; Herr von Altenstein thut sicher Alles, was mir Freude macht, sein Sie dessen versichert." Schöll, der dabei stand, sagte leise: „ohne Geld-Ueberweisung thut der Minister nichts, was hat er von der Freude des Fürsten?"

D. schrieb nach dieser Scene an Rehfues: „Ich werde für das Museum wirken und arbeiten was ich kann, doch es wird die beabsichtigte Idee damit nicht erfüllt und erreicht werden; die Widerstrebungen müssen dem Staatskanzler die Sache doch endlich ekelhaft machen." —

In dem Domdechanten, Grafen v. Spiegel, lernte D. eine der liebenswürdigſten Perſönlichkeiten kennen; Graf Spiegel iſt ein ſchöner, mit viel äußerer Würde begabter, ſehr gebildeter, ſchlauer Mann, ein durch ſein intimes Verhältniß in Berlin bekannter hochgeachteter Prälat. In Rom ſoll man dieſe Bevorzugung, ſeiten Preußens, nicht gern ſehen. Welch ein Unterſchied mit ſeinem Bruder, der uns durch ſeine Abneigung gegen Preußen in Dresden ſoviel Verdruß bereitet hat! D. blieb mehrere Tage in Münſter — leider befand ſich Herr v. Vincke in Dryburg, — er war der tägliche Gaſt des hohen Prälaten, dem wohl damals ſchon die höchſte Stufe geiſtlicher Würde in Preußen zu erreichen beſtimmt war. An einem Mittage fand D. beinahe das ganze Domkapitel bei Graf Spiegel verſammelt; es war eine Freude anzuſehen, mit welchem Appetit die geiſtlichen Herren aßen und tranken, — man konnte es auch; denn trefflich war die Küche und noch beſſer der Weinkeller; ſechzehn Gläſer ſtanden bei Beendigung der Tafel vor jedem Gaſte! Graf Spiegel äußerte eine große Begierde viel vom Staatskanzler zu hören, noch mehr faſt die Anſichten des Herrn Schöll zu vernehmen, den er dem katholiſchen Intereſſe ſehr geneigt zu halten ſchien. Graf Spiegel nahm großen Antheil an der Errichtung des Alterthümer-Inſtituts, wie es der Staatskanzler beſchloſſen. „Das iſt wieder eine von den vielen glücklichen Ideen des großen Staatsmanns, mit denen er zum Herzen des Volks ſpricht; wie genau kennt er daſſelbe, wie weiß er daſſelbe zu erwärmen; das verſteht Niemand ſo wie dieſer Mann!“ Graf Spiegel macht ein großes Haus, iſt aber von der kraſſen katholiſchen Parthei gehaßt, weil er ſich bei Napoleon eingeſchmeichelt hatte, und von dieſem zum Biſchof von Münſter

ernannt, vom Papſt jedoch verworfen und vom Kapitel nicht angenommen werden war. Der General-Vikar v. Droſte hat ſich durch ſein Benehmen gegen Napoleon beliebt gemacht; er mußte bei dem von Napoleon nach Paris berufenen Conſilium der katholiſchen Geiſtlichkeit ſtatt des Biſchofs erſcheinen, denn der biſchöfliche Sitz war noch unbeſetzt. Droſte ſprach ſich ſofort gegen dieſes Conſilium aus, weil der Papſt es nicht anerkannt hatte, und nachdem mehrere franzöſiſche Biſchöfe ihm beiſtimmten, mußte Napoleon das Conſilium wieder auseinander gehen laſſen, und war darüber aber ſo erzürnt, daß er die franzöſiſchen Biſchöfe, welche mit Droſte geſtimmt hatten, feſtſetzen ließ; Droſte mußte vor ihm erſcheinen, er ſah ihn lange und ſehr ſtrenge und finſter an und ſprach nichts mehr zu ihm, als: „Begeben Sie ſich ſogleich nach Münſter zurück.“ Dieſer Geiſtliche iſt dadurch in Weſtphalen ſehr beliebt geworden *).

D. beſuchte den kommandirenden General, um den Aufenthaltsort des Grafen Reiſach — der Münſter verlaſſen hatte — zu erfahren. Auf D.'s einfache Anfrage deshalb erwiederte der General ziemlich heftig, weil er D. nicht kannte und ihn wohl mißverſtanden haben mochte: „Kommen Sie, um dem Grafen Reiſach irgend etwas Unangenehmes zu erweiſen, vielleicht gar ſeine Auslieferung zu verlangen, ſo reiſen Sie nur ruhig wieder ab, es wird nichts daraus, wir wiſſen hier nicht wo er iſt; übrigens achten und lieben wir den Mann und er iſt bei uns ſicher; höchſte Befehle ſchützen ihn.“ Bald klärte ſich das Miß-

*) Dieſer General-Vikar iſt jetzt Biſchof von Münſter und ein Bruder des bekannten Erzbiſchofs von Cöln, durch deſſen Ernennung die ultra-römiſche Parthei einen großen Sieg feiern konnte.

verſtändniß auf und heiter entgegnete der General: „Ja, wenn dem ſo iſt und Sie nicht von dem grauſamen Herrn vom Stein kommen, ſo will ich Ihnen gern ſagen, daß Reiſach in Freckenhorſt lebt und durch Herrn v. Vincke beſchäftigt wird.“

D. fand in Freckenhorſt unter tödtendem Urkundenſtaub das unglückliche Opfer von den Miniſtern Montgelas und v. Stein, gedrückt und dürftig lebend; körperlich war er ſehr leidend; nur ſein friſcher, muthiger Geiſt hielt ihn noch aufrecht. Es wurden mehrere litterariſche Arbeiten, beſonders die Edirung der berühmten Freckenhorſter Hebe-rolle, verabredet und in wehmüthiger Stimmung verließ D. den unglücklichen Freund, der wahrlich ein beſſeres Schick-ſal verdient hat. D. wollte noch Herrn v. Vincke in Drpburg beſuchen, woſelbſt er im Jahr 1814 einige ge-nußreiche Tage zubrachte und in Herrn v. Vincke einen Mann kennen lernte, der jedem, der ſich ihm naht, durch Geſpräch und durch ſein ganzes Weſen Lebensmuth, Be-lehrung und Freudigkeit mittheilt! — Leider traf er den-ſelben jetzt nicht. Ein gütiger Brief des Ober-Präſidenten an D., der einlief, enthielt jedoch die beſten Zuſicherungen in Betreff des Muſeums, ſowie die feſte Zuſage eines paſſen-den Lokals in Münſter zur Aufſtellung der weſtphäliſchen Alterthümer. —

In den erſten Tagen des October 1820 war D. wie-der nach Bonn zurückgekehrt und fand ein Schreiben des würdigen Profeſſors Wallraf vor — ein für Cöln un-vergeßlicher Patriot, — worin derſelbe auch ſeinen Wunſch: daß das Central-Muſeum für die rheiniſchen Alterthümer nach Cöln transportirt werden möge, ausſpricht, ſeine Gründe dafür entwickelt und ſich bereit erklärt, ſeine eigenen

reichen Sammlungen alsdann mit der des Staats vereinigen zu wollen *). D. sprach mit dem Ober-Präsidenten Grafen v. Solms in Cöln über des Staatskanzlers Ansichten, theilte Wallraf's Brief mit, und der Graf fand es auch sehr zweckmäßig, das Museum in Cöln aufzustellen, die Kosten könnten ja sehr füglich auf die Provinzial-Etats geworfen werden, da es ein Provinzial-Museum sei; zugleich begehrte der Graf, daß D. in diesem Sinne dem Staatskanzler schreiben solle, er würde ein Gleiches thun. Wie die Folge lehrte, that er jedoch das Gegentheil. Auf Befehl des Staatskanzlers war dem Museum ein Lokal im Bonner Schloß überwiesen worden und die Einrichtung war beinahe fertig, als Herr v. Altenstein an Nehfues befahl: den Ausbau einzustellen, indem er die Benutzung des Lokals zu gedachtem Zweck nicht genehmige. Ja, Herr v. Altenstein ging in der Nichtachtung der Wünsche des Fürsten Staatskanzlers so weit, daß er offiziell dem Regierungs-Bevollmächtigten befahl, eine Professoren-Kommission zu ernennen, welche diese ganze Stiftung des Fürsten begutachten sollte und sagen, ob die Alterthümer, welche bereits verhanden, einigen Werth hätten, und überhaupt beurtheilen, ob eine solche Anstalt zweckmäßig sei oder nicht.

Nehfues, welcher der Macht und dem Ansehen des Staatskanzlers nicht zu nahe treten mochte, milderte diese Verfügungen so viel als möglich, mußte aber wohl aus den Professoren Welcker, Hüllmann, v. Schlegel und Heinrich eine Kommission zusammensetzen, welche sich von Allem informiren und dann berichten sollte. (Anlage J. 5.)

*) Siehe: Anlage J. 1

Natürlich verweigerte D. jede Antwort und Rede, jede Besichtigung zu diesem Zwecke wurde zurückgewiesen, anführend, daß er es für unpassend erklären müsse, einmal erlassene, durch alle Amtsblätter bekannt gewordene Erlasse der höchsten Stelle in Preußen, der ja auch das Ministerium des Hrn. v. Altenstein untergeordnet sei — dem Urtheil von Gelehrten zu unterwerfen; es überdem auch ganz gleichgültig sei, was Einzelne — die aus fremden Landen gekommen, um sich in Preußen ein Schicksal zu machen, über Werth oder Unwerth, über Zweck und Absicht einer solchen National-Anstalt sagen mögen. Beachtung einstiger Selbstehre, entspringend aus Hochschätzung dessen, was unsere Voreltern geschaffen, kommt hier allein zur Frage, denn die Beantwortung eben dieser Frage kann nur aus dem wirklichen Leben genommen und der gesammten Provinz zugestanden werden, nicht aber von der Zufälligkeit der Neigung oder Abneigung einzelner gelehrter Fremden gegen vaterländische Institute, gegen vaterländische Kunst abhängig sein!

Uebrigens hat die Rheinprovinz durch ihre lebhafte Theilnahme bereits entschieden.

Alle diese Vorfälle seiten des Geistlichen- und Unterrichts-Ministeriums fanden ihre Erklärung in dem Gespräch, welches D. mit dem Bonn besuchenden Geh. Rath Süvern — dem Direktor jenes Ministeriums — hatte; sehr ausführlich wurde über diesen Gegenstand verhandelt und Herr Süvern sagte endlich: „Gern, mein lieber D., will ich Ihnen den Zusammenhang offen sagen: mein Ministerium will in einer Universitätsstadt keine wissenschaftliche Anstalt haben, welche nicht von demselben ressortirt; wir kennen die Verhältnisse eines solchen Instituts dann nicht, und auf

Empfehlung des Herrn Staatskanzlers kann dabei allein nicht Rücksicht genommen werden; hierin suchen Sie allein die Erklärung aller von uns genommenen abweisenden Maßregeln."

D. entwarf nun eine Darstellung aller dieser Hindernisse und Chikanen, drang kräftigst auf Versetzung des Instituts nach Cöln, da dieses allein die Stadt sei, in welcher ein solches National-Museum errichtet werden kann, wenn es seinen Zweck vollständig erfüllen soll. Unendlich vielfache kleine Beziehungen verbinden die Einwohner des gesammten Rheinlandes mit den Cölnern, die Gewinne und Verluste, die geistigen und leiblichen Interessen sind überall verkettet, und unzählige Fäden ziehen durch das Land ein großes Gewebe, welches in Cöln seinen Mittelpunkt findet. Soll also das Provinzial-Museum Bedeutung für die Provinz erhalten; soll es im wahren Sinn des Wortes provinziell werden, ein provinzieller Centralpunkt der gemeinsamen Interessen; ein Mittelpunkt der geschichtlichen Erinnerungen des ganzen Landes; ein Bindungsmittel zwischen den zerstreuten, vereinzelten Lokalinteressen und den höheren des gemeinsamen Vaterlandes, — so muß es ohne Zweifel in Cöln errichtet werden und nicht in Bonn, wo es eben so vereinzelt steht, als die Alterthümer bisher zerstreut an den einzelnen Orten. Ueberdies haben in Cöln die alten Kunstschätze noch ihren Werth behalten. Daselbst werden sie gepflegt, geachtet und gesammelt, während in den übrigen Städten am Rhein wohl einzelne Liebhaber, aber kein allgemeines Interesse, keine Theilnahme des Volks gefunden wird. Eine lebendigere Theilnahme würde auch die übrigen Städte ergreifen, wenn ihre Beiträge mit größeren Denkmalen vereint und so im Zusammenhange verständlich

erſcheinen. Dieſes kann aber nur von Cöln aus hervorgerufen werden, nicht aber von Bonn. Cöln, die wichtigſte, vielleicht einzig bedeutende Stadt in unſerer Rheinprovinz, iſt alſo der einzige Ort am Rhein, wo die Vereinigung aller rheiniſchen Alterthümer einen bedeutenden Werth für die Geſchichte, für Kunſt und Wiſſenſchaft haben würde; der einzige Ort, wo die Sammlung vollſtändig und dadurch bedeutend werden kann; der einzige Ort, wo ſie auf das Volk und ſeine Ausbildung, auf Patriotismus, auf Erweiterung der Künſte und Nachbildungen aller Art, Induſtrie, polytechniſche Anſtalten, welche nur in der Hauptſtadt der Provinz gedeihen, einen bedeutenden Einfluß gewinnen kann.

Koreff hatte das Referat verloren und Herr Schöll war an deſſen Stelle getreten, der wohl für Rebhühner und Trüffeln, aber nicht für Preußen, Rheinländer und Alterthümer Intereſſe hatte (Anlage II. 2.).

Jetzt ſtand alſo das Inſtitut ohne Beiſtand — nur der alleinigen Theilnahme des in und mit Geſchäften faſt erdrückten Fürſten Hardenberg gewiß! Nachdem D. ſeine Darſtellung der Sachlage dem Ober-Präſidenten Grafen Solms vorgeleſen — mit dem er, wie der Staatskanzler aus Wien den 4. Januar 1821 beordert, Alles beſprechen ſollte, — erklärte dieſer ſich durchaus einverſtanden und wollte nun auch in demſelben Sinn nochmals befohlenermaßen berichten; darauf ſchickte auch D. ſein Mémoire an den Staatskanzler. Hierauf erhielt D. aus Laibach im Auftrage des Fürſten, von Schöll folgendes Schreiben: „Ihre Zuſchrift enthält nichts, was für mich neu geweſen wäre. Ein Schreiben an den Ober-Präſidenten Grafen Solms iſt auf meinen Vortrag von Sr. Durchlaucht genehmigt worden.

Da Sie nicht unter dem Miniſterium des Kultus ſtehen wollen, ſo bleibt für Sie kein Mittel aus dem Proviſorium zu kommen, als das von dem Fürſten ergriffene. Iſt der Bericht des Ober-Präſidenten der Sache günſtig, ſo wird ſie ſehr leicht zu Stande gebracht werden. Ich muß alſo den Eingang deſſelben erwarten, ſage Ihnen aber blos zu Ihrer einſtweiligen Beruhigung, daß zugleich mit dem Schreiben an den Ober-Präſidenten auch ein Befehl an die Behörde ergangen iſt, Sie vor der Hand nicht zu beunruhigen. In wenig Tagen werden wir eine kleine Excurſion über Trient, Venedig, Mantua und Verona machen.

Ihr Schill."

Wie ſehr dem Fürſten das Inſtitut — ſeine Schöpfung — jedoch ſtets noch intereſſirte, beweiſt, daß er ſelbſt auf ſeinen Reiſen deſſelben freundlich gedachte und darüber Verfügungen erließ; ſo kam eine aus Padua 26. Februar 1821; eine aus Leipzig 23. April 1821, — doch jemehr der Fürſt ſeine Theilnahme ausſprach, jemehr nahmen die Widerſtrebungen des Miniſteriums zu, und Koreff hatte ſehr recht zu ſchreiben: „Die poſitivſten Befehle werden nicht reſpektirt."

In Uebereinſtimmung mit dem Ober-Präſidenten Grafen Solms übernahm der Regierungsrath Werner v. Hartdauſen die Redaction der Eingabe, welche die Magiſtrats- und andere Perſonen der Stadt Cöln gemeinſchaftlich an den Staatskanzler unter dem 22. April über die Anſtalt unterſchrieben und abgeben ließen (Anlage J. 2.); auch der Regierungs-Chef Präſident v. Hagen erließ gleichfalls im Namen des Regierungs-Präſidi, ſchen unter dem 9. April 1821 ein Schreiben mit der Bitte: Verſetzung des Muſeums

nach Cöln und des D. zur Cölner Regierung; auch dieſe ging an den Staatskanzler ab. Somit war alſo auch der deutlich in Pyrmont ausgeſprochene Befehl des Fürſten erfüllt.

Der Ober-Präſident Graf Solms, unter deſſen Augen und mit deſſen Unterſtützung alle dieſe Verhandlungen gemacht wurden, der ſelbſt noch den Rath gab, den Staatskanzler um einen ähnlichen Befehl zu bitten, wie ihn Dänemark in Betreff des Vorkaufsrechts vaterländiſcher Alterthümer erlaſſen, berichtete dennoch an den Staatskanzler im — entgegengeſetzten Sinne; wollte durchaus weder das Muſeum noch den Dorow nach Cöln haben! Aus den Mittheilungen des Herrn Refues und denen, welche D. aus Berlin erhielt, ging hervor, daß der Ober-Präſident — der die rheiniſche Univerſität eigenthümlicher Weiſe für ſeine Schöpfung hielt und derſelben auch nicht das Geringſte entziehen wollte — es überſah, wie eine Sammlung vaterländiſcher Alterthümer, die ſich auf Land und Volk, auf Geſchichte, patriotiſchen Geiſt und Sinn beziehen ſoll, nicht als Gegenſtand und Mittel des Lehrunterrichts auf Hochſchulen angeſehen werden darf. Die dem Fürſten Hardenberg vorſchwebende Anſicht war dem Grafen Solms nicht klar geworden; er erkannte nicht den tiefen und genialen Blick des Stifters dieſes Provinzial-Muſeums in das menſchliche Herz und in das Gewebe der menſchlichen Gefühle, welche, durch die Heimath angezogen, zur Theilnahme und Aneignung des Provinziellen geſteigert, endlich zur höhern Vaterlandsliebe erhoben und ausgebildet werden; Graf Solms, — der Fremde, der Ausländer, konnte daher es auch nicht erkennen, daß der Staatskanzler, der Schöpfer und Wiederherſteller der Inſtitutionen unſerer Mon-

archie, deſſen Blick das Entfernte wie das Nahe, die Zukunft wie die Gegenwart als ein Ganzes umfaßte, überall, wie in den größten Staatsinſtituten ſo auch in dieſem kleinen, eine wahrhaft große Idee zum Grunde legen wollte. Er wollte nicht beiſtimmen, daß die öffentliche Meinung und der Vaterlandsſtolz den Alterthümern mit Recht großen Werth beilegt. Denn wie der einzelne Menſch an ſeiner Familie, ſo hängt der Patriotismus des Bürgers an den Geſchichten und dem Ruhme ſeiner Heimath. Alle Denkmale ſeiner Vorzeit, zumal des Ruhmes, Kunſtſinns und Reichthums ſeiner Vorfahren, ſind ihm heilig, und die Erklärung und wiſſenſchaftliche Benutzung derſelben dünken ihn wichtiger, als alle anderen gelehrten Arbeiten; er meint ſelbſt wichtig und ruhmwürdig zu werden in einer wichtigen und ruhmvollen Heimath. Dieſes Gefühl und dieſer Patriotismus für die Heimath, dem auch das Unbedeutende durch ſolche Beziehung wichtig erſcheint, iſt gewiß ehrwürdig und wird jede Vaterlandsliebe, welche die Erweiterung auf Stamm und Volk, auf Provinz und Reich erfordert, bedingen. Dieſes waren Anſichten und Abſichten, welche den Staatskanzler beſeelten!

Graf Solms berichtete alſo gegen alle unſre Anträge, welche mit ſeiner Zuſtimmung an den Staatskanzler abgegangen waren. Durch dieſes erſt Aufmuntern und dann doch Widerſtreben verdarb ſich übrigens Graf Solms noch mehr ſeinen Einfluß, beſonders auf Cölns Bürgerſchaft. Dem Kanzler mußte aber natürlich dieſer Zwieſpalt, dieſe gegenſeitigen Täuſchungen in Cöln und das ſtete Widerſtreben des hohen Kultus-Miniſterium — die Anſtalt endlich unangenehm machen, beſonders da auch in allen übrigen Branchen der Adminiſtration ihm weder Dank noch Aner-

kennung, ſondern Haß und heimliches Intriguenſpiel zu Theil wurde. Unter dem 26. Mai forderte er noch auf, Bericht über die beabſichtigte Herausgabe der Alterthümer zu geben, — die Cotta'ſche Buchhandlung hatte den Verlag übernommen, — damit von ſeiner Seite auf eine Anzahl Exemplare ſubſcribirt werden könnte; den 27. Mai erhielten die Cölner eine abſchlägliche Antwort auf ihr Geſuch, (Anlage J. 3.) und D. den 29. Mai 1821 die Anzeige: daß das Inſtitut dem Herrn von Altenſtein überwieſen ſei, von dem D. fortan ſeine ferneren Inſtruktionen zu erwarten habe. Der Staatskanzler ſchrieb zugleich: daß er die abweiſende Antwort an die Cölner Bittſteller, die Maßnahme wegen des Inſtituts und die Nichtverſetzung des D. zur Regierung nach Cöln, auf den beſtimmteſten Antrag und wegen der beſtimmteſten Gegenvorſtellungen des Ober-Präſidenten Grafen Solms erlaſſen habe; D. möge aber „auch unter dieſen veränderten Verhältniſſen mit demſelben Eifer fortfahren, den er bisher bezeigt habe; auch wolle er zugleich noch bemerken, daß die Erklärung des Herrn Regierungs-Chef Präſidenten v. Hagen für D. höchſt ehrenvoll ſei." Die vollſtändige Regulirung des finanziellen Theils während dieſer Zeit des Beſtandes der Verwaltung behielt ſich der Staatskanzler vor — bis auf einige größere Zahlungen, die dem Herrn v. Altenſtein zugewieſen wurden.

Graf Solms, den dieſer Ausgang der Angelegenheit, da er nun wirklich vorhanden — etwas beunruhigen mochte, ſchrieb unter dem 24. Juli 1821 an D.: „Ew. Wohlgeboren Bemühungen für die Gründung und Vermehrung des rheiniſchen Muſeums laſſe ich um ſo mehr volle Gerechtigkeit wiederfahren, als es mir hinlänglich bekannt

iſt, welchen Eifer Sie angewendet haben, um Beiträge zu dieſer Sammlung zu erhalten. Der Erfolg hat auch Ihrer Anſtrengung entſprochen, und wenn der Werth der geſammelten Alterthümer nicht ganz gleich iſt und man darum Ew. Wohlgeboren Verdienſt verkleinern wollte, ſo muß erwogen werden, daß ein Sammler ſeinen Zweck verfehlen würde, wenn er kleine Gaben zurückweiſen und dadurch den guten Willen der Geber kränken wollte. In zehn Jahren würden die Gegenſtände nicht zuſammen gebracht worden ſein, welche das Muſeum zieren, wenn Ew. Wohlgeboren den Auftrag dieſe Sammlung zu befördern nicht erhalten, oder ihn weniger eifrig vollzogen hätten. Ich verbinde mit dieſen Zeilen die Verſicherung meiner vorzüglichen Hochſchätzung."

Es trat nun die zweite Periode für dieſe Anſtalt ein, nämlich unter Herrn v. Altenſtein. Wenn auch noch nicht offener Kampf gegen D. eingetreten war, ſo ging doch in ſteten Streitigkeiten das Jahr 1821 und das Jahr 1822 bis Mai hin, wo dem D. endlich das Urlaubsgeſuch, nach Berlin zu kommen, bewilligt wurde. Jeder Schritt mußte erkämpft und noch vor der Abreiſe nach Berlin die im Schloß zu Bonn auf Befehl des Staatskanzlers untergebrachten Alterthümer herausgeſchafft werden, — und zwar ohne ihnen ein anderes Lokal anzuweiſen; Zahlungen und Berichtigungen, die vom Staatskanzler an das Miniſterium verwieſen, wurden verweigert, — kurz Alles aufgeboten, um D. mit ſeiner Anſtalt todt zu machen. An Reyſues hatte D. noch einigermaßen Schutz, da er ſtets vom Staatskanzler noch eine Geſandtenſtelle hoffte und er des Briefes eingedenk blieb, den er von demſelben in Betreff des D. und des Inſtituts erhalten hatte. Fern ſei es hier die Kämpfe be-

ſchreiben zu wollen, welche den D. in Berlin erwarteten und welche begannen, als er im Mai in Berlin anlangte! Die Abneigungen nahmen zu, je mehr der Staatskanzler ſeine Wünſche für Erhaltung der Anſtalt ausſprach, doch konnte er derſelben nicht mehr die alte Aufmerkſamkeit ſchenken bei den gehäuften wichtigen Arbeiten, bei der Annäherung des Kongreſſes in Verona und bei den tiefkränkenden Vorfällen, welche auf die Lebensverhältniſſe und auf die Ruhe des Fürſten von allen Seiten einſtürmten. Daher konnte es dem Herrn v. Altenſtein durch Mitwirkung des Herrn Schöll nicht ſchwer werden, den D. aus dieſen Verhältniſſen zu bringen und das Inſtitut ſelbſt in ein bedeutungsloſes Univerſitäts-Muſeum umzuwandeln! D. verſuchte in Neuhardenberg noch einmal über die Sache mit dem Staatskanzler zu ſprechen; aus dieſem Geſpräch leuchtete allerdings noch einige Hoffnung zur Erhaltung des Ganzen hervor, obſchon Schöll und ein anderer Rath ſtets als Refrain auf alle Vorſtellungen D.'s ſangen: „Die Anſtalt fällt, dieſes iſt beſſer, als dem Miniſterium ein Kompromiß geben.“ Wie ſteht es aber mit dem Wort des Staatskanzlers, das er den Rheinländern gegeben? fragte D. „Ach was, ob ſolch Zeug geſammelt wird oder nicht, iſt gleichgültig; die Rheinländer ſind auch die rechten, einen Dreck werden ſie dazu thun, beſonders die Cölner,“ war die Entgegnung. Solche Anſichten bei ſolchen Männern berichtigen wollen, wäre dem Waſchen der Mohren zu vergleichen geweſen! Fürſt Pückler, der auch in Neuhardenberg war, lenkte mit großer Freundlichkeit nach Tiſche das Geſpräch auf Alterthümer im Allgemeinen und wußte den Staatskanzler ſo theilnehmend dafür zu ſtimmen, daß dieſer zwei, beim Graben des Grundes gefundene ſlaviſche, aus Stein gearbeitete

meißelartige Instrumente hervorholte und sie an den Fürsten Pückler und an T. schenkte; endlich entfernte sich der Staatskanzler mit D. und sagte: „Sie wollen über das Institut in Bonn mit mir sprechen?

D. Ja, Ew. Durchlaucht, gern möchte ich Ihnen die Museums-Angelegenheit empfehlen, damit diese Anstalt nicht untergehe durch Abneigung des Kultus-Ministeriums; Sie haben ihr Stellung und Namen gewährt; es würde also kompromittiren.

Der Staatskanzler. Wie ist es aber zu machen, wir haben keine Fonds dafür?

D. Die dazu nöthigen Fonds sind ja sehr unbedeutend. Des Königs Majestät hat sich ja so wohlwollend in der Kabinetsordre vom 23. Februar 1821 darüber bereits geäußert; ein Vortrag Ew. Durchlaucht würde hinreichen, daß Se. Majestät die Fonds bewilligt.

Der Staatskanzler. Vielleicht daß es auf diese Art gehen würde; wir wollen sehen.

D. Die Aufhebung dieser Anstalt kann Ihnen, den Rheinländern gegenüber, nicht angenehm sein; und der Untergang des Instituts ist nahe, denn Schöll sagte mir, daß diese Angelegenheit so schlecht als möglich stehe.

Der Staatskanzler (heftig). Wie kann das Schöll sagen, was meint er damit, warum steht die Sache schlecht? Was weiß Schöll davon; im Gegentheil die Anstalt soll und wird bestehen, das können Sie versichert sein, es muß Rath dafür geschafft werden.

D. Das ist ein Wort des Trostes; der Eindruck, den die Aufhebung oder Veränderung derselben machen würde, wäre traurig und stellte sich erst dann recht klar hervor, wenn das unglückliche Wort öffentlich ausgesprochen ist.

Der Staatskanzler. Herr v. Altenstein will von der ganzen Sache nichts wissen und ich habe viel Unangenehmes darüber zu hören.

D. Erlauben Ew. Durchlaucht zu bemerken, was Shakespeare vom Cicero sagt: „Was er nicht selbst erdacht, dem tritt er niemals bei, daher bleibe er aus dem Spiel;" wäre dieses bei der Alterthümer-Verwaltung auch in Betreff des Ministerii des Herrn v. Altenstein möglich gewesen, so hätte sie in dem Sinn und in dem Geiste Ew. Durchlaucht blühenden Fortgang gehabt; die Rheinländer begriffen wohl die Idee, welche Sie damit gehabt haben, die Behörde nicht.

Der Staatskanzler. Ich werde die Sache überlegen; jedenfalls sollen Sie und Ihre persönlichen Verhältnisse unter diesen gehässigen Umständen nicht leiden.

D. Ew. Durchlaucht Gnade erkenne ich hoch an; Ihre Zufriedenheit zu erlangen, ist das einzige Ziel meines Strebens.

Der Staatskanzler. Ja, das weiß ich, es sind bei mir stets dieselben Gesinnungen für Sie und werden es auch bleiben."

Der Staatskanzler ließ sich jetzt noch ausführlich über die Verhältnisse von D.'s Vater in Königsberg aus, freute sich über die Geistesfrische des Greises, und indem er dem D. die Hand reichte, sagte er: „Leben Sie wohl; in Glinicke, wohin ich bald komme, sehe ich Sie wieder. Wann wollen Sie nach Königsberg reisen?

D. Nach Königsberg kann ich dann erst reisen, wenn Ew. Durchlaucht mir das Geld für meine Alterthümer — die das Bonner Museum besitzt, haben auszahlen lassen.

Der Staatskanzler. Ich lasse mir deshalb die Akten herkommen und in Glinicke werde ich Ihnen darüber meine Meinung sagen. Leben Sie bis dahin recht wohl."

Das Freundliche, das Wohlwollende blieb beim Staatskanzler gegen D. unverändert; sowohl in Glinicke als in Berlin war er öfters zwar zur Tafel geladen, doch nie fiel mehr ein Wort über das Institut und über Alterthümer. Schöll und Comp. wollten ein Werk, welches Koreff bearbeitet und mit großer Liebe gepflegt hatte, vernichten.

Der wohlwollende Leser möge nicht mit D. richten, daß er hier noch einiges Persönliche von sich selbst zufügt, um den Schluß dieser Verwaltungs-Angelegenheit, so wie den seiner dienstlichen Thätigkeit überhaupt so kurz als möglich zu besprechen, und woraus hervorgeht, daß der Staatskanzler bis zu dem letzten Lebensmoment dem D. und seiner Wirksamkeit stets gleich gütige Gesinnungen gewidmet hat. Im Juli 1822 ließ der Staatskanzler den D. zu sich rufen und sagte: „In den bisherigen Verhältnissen werden Sie — wie die Sachen nun einmal stehen, nie zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen; das Ministerium des Herrn v. Altenstein macht mir so viele Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, daß ich es demselben jetzt überlassen werde, mit dem Museum so verfahren, wie es will. Sie werden in Ihr altes Verhältniß zurücktreten, ich habe Sie dem Herrn Minister Grafen v. Bernstorff überwiesen; es eröffnet sich Ihnen bei demselben eine ehrenvolle Laufbahn." Der Fürst zeigte an D. das Koncept des an den Grafen v. Bernstorff erlassenen Schreibens, worin der Fürst eigenhändig viel hineinkorrigirt hatte (Anlage K 1.). Indem D. für diese Maßregel zwar dankte, konnte er seine Besorgniß dennoch nicht unterdrücken: daß er auch in diesem Verhältniß, weil es ge-

wiß gegen des Grafen Bernſtorff Willen herbeigeführt, in der Folge gleiche Unfreundlichkeiten zu erfahren haben würde. Der Fürſt entgegnete: „Darüber können Sie ganz ruhig ſein, der Graf Bernſtorff iſt ein Ehrenmann, er hat mir ſein Wort gegeben für Sie zu ſorgen, ſo wie ich es bis jetzt gern gethan habe. Beenden Sie Ihre Muſeums-Angelegenheit und treten dann mit Luſt und Liebe in ein Verhältniß, welches Ihnen nach Ihrem Sinn nothwendig mehr zuſagen muß, als die Alterthümer in Bonn bei einem immerwährenden Kampf.“

Endlich kam unter dem 29. Juli 1822 eine Verfügung des Staatskanzlers, welche T.'s Verhältniß zum Miniſterium des Kultus auflöſte, doch in Ausdrücken, welche von des Fürſten Art und Weiſe, von ſeiner Natur nichts an ſich trugen und ſeinen Aeußerungen zu T. widerſprachen; die Verfügung lautete, als höre man Herrn Schöll oder ſeine Verbündeten ſprechen, beſonders enthielt dieſe Verfügung auch über T.'s in Naſſau ergrabene Privat-Sammlung, welche der Staatskanzler für das Muſeum gekauft hatte und durch Herrn v. Altenſtein's Kommiſſaire zweimal taxirt worden, vollſtändige Zurückweiſung. T. reichte bereits am 2. Auguſt vorläufig eine Proteſtation in den klarſten und beſtimmteſten Ausdrücken gegen alle vorgebrachten falſchen Angaben ein; am 3. Auguſt kam ein eigenhändig vom Staatskanzler geſchriebenes Billet: „Wie Ew. Wohlgeboren ſich durch die erhaltene Reſolution vom 29ſten vor. Monats gekränkt finden mögen, ſehe ich wirklich nicht ein. Ihr Einkommen ſoll nicht vermindert werden und ich hoffe Sie in eine Lage zu bringen, in welcher Sie weder im Punkte der Ehre noch der Annehmlichkeit zurückgeſetzt werden. Sie können Ihre Reiſe nach Königsberg immer antreten und dürfen das Wei-

tere mit Vertrauen und leidenschaftslos erwarten.“ Nun wurden noch im Detail alle vorgebrachten falschen Angaben der Verfügung, so wie das Unhaltbare der Zurückweisung von T.'s Privatsammlung in drei verschiedenen Eingaben besprochen und bestimmt um eine Abschlagszahlung auf die Kaufsumme der Privatsammlung gebeten, worauf der Staatskanzler wieder eigenhändig aus Pyrmont unter dem 21. August antwortete: „Ew. Wohlgeboren melde ich, daß ich dem Herrn v. Altenstein geschrieben und ihn gebeten habe, Ihnen die gewünschte Summe auf Abschlag zu zahlen. So wenig es irgend die Absicht gewesen ist, Sie zu desavouiren, oder Ihre Ehre zu compromittiren; so wenig kann von den Beschlüssen abgegangen werden, die im Betreff des Museums genommen worden sind. Ich werde aber gern für Sie weiter sorgen und darauf müssen Sie vertrauen und sich durch nichts darin irren lassen. Mit vollkommener Hochachtung Ihr ganz ergebenster

Hardenberg.“

Unter dem 24. August erfolgte aus Pyrmont noch eine offizielle Verfügung des Fürsten, worin es heißt: „Außerdem daß der Freiherr v. Altenstein, wie ich es bestimmt, die schonendste Rücksicht auf Sie bei der Uebergabe des Museums ferner nehmen wird, habe ich Sie dem Herrn Staats- und Kabinets-Minister Grafen v. Bernstorff bei Ihrem bevorstehenden Uebertritt zu seinem Ministerio auf eine solche Weise empfohlen, welche jede Besorgniß von selbst widerlegt und Ihnen für die Folge ein angenehmes und ehrenvolles Dienstverhältniß sichert.“ Eigenhändig hatte der Fürst die Worte zugeschrieben: „Wegen

Herausgabe Ihres Werks habe ich Herrn v. Altenstein Excellenz selbst geschrieben *)."

Durch solche Verfügungen beruhigt und da der Herr Minister v. Altenstein nicht zu sprechen war, von seinem Ministerium keine Antwort kam, reiste D. nach Königsberg ab, um keine Zeit zu verlieren. Als D. in den Wagen zur Abreise stieg, kam von Herrn v. Altenstein die Verweigerung der Zahlung.

Auf die Anzeige dieser Weigerung kam unter dem 21. October 1822 aus Verona nochmals ein bestimmter Befehl des Fürsten: daß das Ministerium des Herrn v. Altenstein den gedachten Vorschuß zahlen solle; der Staatskanzler hatte in diesem Erlaß mehrere eigenhändige Korrekturen gemacht. Auch diese Verfügung ward vom Ministerium mit Unterschrift: „Nicolovius" mit dem Bemerken zurückgewiesen: „es sind allerdings die Fälle nicht selten, wo Anweisungen nicht honorirt werden können, weil sie zu ertheilen kein fester Grund war." Diese offenbare Nichtachtung der Befehle eines Mannes wie der Staatskanzler, schien denn doch zu merkwürdig und bezeichnend und D. sendete den Brief nach Verona mit den Worten: „Ich sende Ew. Durchlaucht diesen Brief, damit Sie wissen, wie Ihre Befehle von der betheiligten Staatsbehörde betrachtet und behandelt werden." Herr v. Stägemann, der über solche Handlungsweise empört schien, übernahm die Besorgung des Briefes; wohl auf Befehl des Fürsten, theilte Stägemann die Briefe des Staatskanzlers an Bernstorff

*) „Die Denkmale germanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen," deren Edirung in der Anstellungsinstruktion d. d. 4. Januar 1820 befohlen war.

und deſſen Antwort (Anlage K. I. a. b. c.) an D. mit, „damit er ſich wegen ſeiner zu erwartenden Stellung im auswärtigen Miniſterio beruhigen könne.“

D. kam nach Bonn zurück, übergab das Muſeum unter Kampf und Krieg; als der Tod des Staatskanzlers bekannt geworden, ward auch Herr Reyſues dieſer Angelegenheit feindlich, nachdem er noch unter den 22. Auguſt 1822 gegen dem Staatskanzler und Herrn v. Altenſtein ſich dahin ausgeſprochen hatte: „Ich habe Gelegenheit erhalten, des D. amtliche Wirkſamkeit auf das genäueſte zu beobachten. Ich kann daher mit gutem Gewiſſen bezeugen, daß die ungewöhnliche Thatigkeit deſſelben, ſein Eifer, ſeine Gewandtheit in Aufſuchung, Erwerbung und Deutung der vaterländiſchen Alterthümer und in deren Nutzbarmachung für das Publikum mittelſt des ihm anvertrauten Muſeums und der Herausgabe geſchmackvoller Druckwerke, durch das außerordentlich ſchnelle Wachsthum dieſes Muſei, die vielfach bewieſene Theilnahme der Bewohner dieſer Provinzen an demſelben und den Dank mehrerer Kenner des Fachs für ſo glückliche Beſtrebungen auf das reichlichſte belohnt worden ſind.“

Nachdem Herr v. Altenſtein nun auch noch erklärt: D. ſolle für ſeine vom Staatskanzler für den Staat gekauften Naſſauiſchen Alterthümer nichts erhalten, höchſtens ſeine Ausgrabekoſten, wenn er ſie dafür hingeben will, oder er könne ſie auch zurücknehmen, ſetzte D. das Unpaſſende einer ſolchen Offerte auseinander und deutete, natürlich sans comparaison — auf Fund- und Grabekoſtenpreis der mediziſchen Venus hin! Nunmehr verklagte D. den Herrn Miniſter beim Kammergericht; dieſer in vielfacher Beziehung durch Leidenſchaftlichkeit intereſſante Prozeß ward nicht bis

zum Spruch geführt, indem ein Vergleich zu Gunsten D.'s zu Stande kam, nach welchem nun D. auf einmal fast die ganze geforderte Summe, die durch die Behörde durch selbsteigene Taxatoren festgestellt war, erhielt, obschon er früher vor Beginn des Prozesses auf keinen Heller ein Recht haben sollte! Und somit hatte diese vom Fürsten Staatskanzler beabsichtigte Verwaltung zur Erhaltung der vaterländischen Alterthümer, nach dem Bestand von kaum drei und ein halb Jahren, ein Ende erreicht*). Als D. das letzte Mal, nach der Abreise des Staatskanzlers, Herrn v. Altenstein sprach und das Museum seiner Fürsorge bestens empfahl und bemerkte: „Der Fürst habe mit der Anstalt auch wohl einen politischen Grund verbunden, um den Rheinländern zu zeigen, daß die Regierung Achtung für ihre Geschichte und Vorzeit habe," erwiederte Herr v. Altenstein: „Was das Politische hierbei betrifft, hätte ich auch wohl eine sehr verschiedene Ansicht, und diesen Grund setze ich ganz bei Seite. Ein Lokal würde übrigens auch kaum nöthig sein für Gegenstände, welche kein eigenes Lokal verdienen. Denn was haben solche Dinge für Werth? Es ist genug, daß man sie in Abbildungen kennt, und dann werden sie da und dort untergebracht, wo grade Platz ist; wozu die Transportkosten für solche Gegenstände? Wie gut war es, daß ich Sr. Durchlaucht Willen nicht befolgte, als er die Abformung der Igler Säule begehrte? Was hat dieses Ding denn für Werth? Gar keinen." Auf D.'s Entgegnung: daß bei solchen Ansichten allerdings für

*) Das vollständige Verzeichniß aller Alterthums-Gegenstände, die das Museum während D.'s Verwaltung erhalten, findet sich im 1sten Theil der: Denkmale germanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen. Stuttgart 1823. 4.

das Museum nichts zu hoffen sei, obschon es doch öffentlich von dem Chef der gesammten preußischen Administration proklamirt sei. „Das habe ich auch sehr unrecht gefunden," meinte der Herr Minister und hielt nun noch eine Lobrede auf Gelehrte der Fakultäten: „Ein solcher hätte allein nur ein richtiges Urtheil; er sähe den Gegenstand partheilos an und sage dann, was er für die Kunst, für den Gelehrten für Werth hat." Auf diese wirklich naive, gegen alle Erfahrung sprechende Aeußerung erwiederte D., indem er sich empfahl: „Es ließe sich wohl ein Buch von mehr als hundert Bogen schreiben, wenn man alle Irrthümer, Schiefheiten und Thorheiten sammeln wollte, welche Fakultätsgelehrte auf dem Felde der Alterthumskunde schon vorgebracht haben; diesen Herren geht meistens der gesunde praktische Sinn, die Erfahrung ab; sie sehen das Antike für neu und das Neue für antik an; sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht; Ew. Excellenz und dem hiesigen Museum kosten diese einzig-wahren und gründlichen Kenntnisse solcher Herren schon tausend und tausende von unnütz fortgeworfenen Summen." — Uebrigens muß auch noch angeführt werden, daß das Ministerium keinen Heller gab, kein Exemplar zeichnete zu dem Werke, welches der Staatskanzler eingeleitet und empfohlen hatte. Um den Alterthümern Schutz nach allen Seiten zu schaffen, sie zu empfehlen, gab D., als er 1823 nach Berlin kam, eine Eingabe an Fürst Wittgenstein und Minister v. Bernstorff über diesen Gegenstand (Anlage K. 2. a. b.) ein. Und somit ruhe denn diese Angelegenheit für immer!

Aus Verona ging die erſte Verfügung des Grafen v. Bernſtorff ein, ſie ſprach ſich ſehr gütig, ſehr achtend über die Anordnung des Staatskanzlers aus, daß D. wieder in's auswärtige Miniſterium getreten; nach dem Tode des Fürſten ließ Graf v. Bernſtorff auch noch die Beſoldung des D., ſo wie die Einrückung deſſelben in die Stelle des ausſcheidenden Herrn v. Bülow durch allerhöchſte Kabinetsordre beſtätigen; D. wurde jedoch nicht beſchäftigt, er hat nie einen Fuß aufs Miniſterium geſetzt, er hat nie eine Zeile im Dienſt deſſelben, d. h. unter dem Staatsminiſter Grafen v. Bernſtorff, geſchrieben. Wahrſcheinlich aus Pietät für den verſtorbenen Staatskanzler, aus Dankbarkeit für Alles, was Graf Bernſtorff durch denſelben erhalten und erlangt, und um ſein gegebenes Wort — für D. zu ſorgen — zu erfüllen, ward dieſer unter dem 19. December 1824 penſionirt, mit dem Bemerken: er glaube dem D., der ſtets nach wiſſenſchaftlichen Arbeiten geſtrebt und es auch durch Druckwerke bewieſen, — einen Dienſt erwieſen zu haben, ihm mit einer ſolchen Penſion Freiheit verſchafft zu haben, denſelben jetzt ganz leben zu können. Und Graf Bernſtorff hatte wohl Recht: in den Dinten-Kanal des Departements taugte D. auch nicht. — Allerdings mit einer ſehr ausgezeichneten, dankenswerthen Penſion, im Verhältniß der Dienſtjahre; doch dieſes iſt allein der Gnade des Königs und den Anträgen des Grafen v. Lottum zu danken.

Es wurde zwar noch viel hin- und hergeſchrieben, um ein neues Dienſtverhältniß zu ermitteln, doch es gelang nicht, weder vor noch nach der italieniſchen Reiſe, ſo daß dieſe nur als eine fröhliche halb-dienſtliche Epiſode im Leben des D. erſcheint. Ueber all dieſe Verhältniſſe vom Jahr 1821 beſitzt D. eine hübſche Schriften-Sammlung! 44 allerhöchſte

Kabinetsordres, 55 Briefe des Staats-Miniſters Grafen v. Lottum, 107 Briefe des Herrn von Altenſtein und 37 Briefe des Grafen v. Bernſtorff.

Und ſomit hatte alſo auch das ganze dienſtliche Verhältniß mit December 1824 ſein Ende erreicht; eine detaillirte Darſtellung deſſelben möchte gewiß lehrreich für angehende und auch für ſchon feſtſtehende Beamte erſcheinen.

Nochmals Verzeihung wegen dieſer perſönlichen Abſchweifung, und nun zu den anderen Begebenheiten der Jahre 1820 bis zur Abreiſe nach Italien im Juni 1827.

Das Leben in Bonn iſt ſehr geſellig und der fröhliche heitere Sinn der Rheinländer wirkt gar wohlthätig auf das ſonſt in anderen kleinen Univerſitätsſtädten unangenehm abgeſchloſſene Zunftweſen und Leben der Profeſſoren. Die Uebertragung des Militär-Kommando's an Oberſt v. Kurßel übt gleichfalls einen guten Einfluß auf das Ganze; er iſt ein gebildeter Militair, macht artige Verſe, hat leichten Geſellſchaftswitz und hält ſtrenge Mannszucht; — wie denn überhaupt in Univerſitätsſtädten ſtets Kavallerie ſtehen ſollte: dieſe paßt zur Poeſie der Jugend beſſer und flößt dadurch ein Vertrauen, eine Zuneigung ein, welche andere Truppentheile ſchwerer erlangen können. „Nicht blos bei Euch — ſchreibt T. nach Königsberg — treiben die Myſtiker ihr Unweſen, auch hier im freundlichen, mit Reben bekränzten Bonn ſieht man daſſelbe unklare Frömmeln, welches um ſo mehr auffallt, da bei den Rheinländern viel Klarheit und praktiſcher Lebensſinn herrſchen; auch achtet dieſer biedre Menſchenſchlag eben deshalb nicht auf Verläumdung und hinterrücks böſes Reden; er ſieht auf's reelle, wirkliche Leben und verlacht dieſe kreuzfahrende Phantaſterei der jetzi-

gen myſtiſchen Schule, — deren Demuth hoher Stolz und deren Toleranz und Freiheitsſinn darin beſtehen, zu ſteinigen und zu kreuzigen, was nicht ihrer Meinung iſt und was ihren ſelbſt geſchaffenen dummen Popanz nicht anbeten will, ein Gebilde ihrer verwirrten Einbildungskraft: ſie treiben wahre Nothzucht mit ihren Gefühlen; und eben weil ihnen der Muth fehlt, wirklich leiblich todtzuſchlagen, ſo verläumden ſie und tödten den moraliſchen Menſchen — und nennen es Nächſtenliebe, Frömmigkeit und Chriſtenthum! Ich bedaure nur, daß es grade meine Landsleute und alte Bekannte aus Preußen ſind! Der Staatskanzler und Alles, was von ihm ausgeht, iſt ihnen ein Greuel; daher findet mein Wirkungskreis auch keinen Anklang bei ihnen, eben ſo wenig als meine Perſon; unſer alter Freund Hüllmann iſt förmlich feindlich zu mir, doch aber ſo ehrlich, daß er es mir ſelbſt offen geſchrieben und ſich Vorwürfe darüber macht! Dagegen iſt es eine Freude zu ſehen, zu hören, wie richtig die Rheinländer den Staatskanzler und ſein Wirken beurtheilen; von allen Enden des ſchönen Landes mit ſeinen politiſch-geſunden und klaren Einwohnern wird ihm volle Anerkennung! Der geiſtreiche, gediegene, in der franzöſiſchen Revolution ſo berühmt gewordene Rebmann — jetzt Appellations-Präſident in Zweibrücken — veranlaßte den D., an den Staatskanzler ſein neueſtes juriſtiſches Werk einzuſenden, welches geſchah und worauf der Fürſt ſogleich eine für Rebmann hochanerkennende Antwort gab. Rebmann hat ein dreiſchneidiges Schwert in ſeiner Zunge, wenn des Grafen Montgelas oder des Miniſters v. Stein gedacht wird; den Fürſt Hardenberg ſetzt er in die Reihe der erſten Staatsmänner Europa's."

„Sonſt iſt mein Leben hier ſehr angenehm, da nur wenige

der Professoren dieser muckerischen Richtung ergeben sind. Graf Beust, unser Bergbauptmann, macht durch seine liebenswürdige Persönlichkeit und durch die große Gastfreiheit in seinem Hause einen wahren Mittelpunkt im geselligen Leben. Mit dem Regierungsbevollmächtigten Rehfues bin ich täglich zusammen; seine geschmackvollen Schriften über Italien und Spanien sind Dir gewiß bekannt. Er ist ein eben so feiner, abgeschliffener Hofmann, als er klug und gesellig angenehm ist; leider hört er schwer, das macht ihn mißtrauisch und er gewinnt dadurch ein Benehmen, welches auch von ihm das Vertrauen Anderer entfernt. Er hat übrigens von seiner Stellung einen ungeheuer hohen Begriff und soll bei dem Minister v. Altenstein allmächtig sein."

„Unser junger Student Dieffenbach hat mir Briefe vom Maler Ruerr gebracht; welch' ein Kopf! ein van Dyk, ein Rubens, voll sprudelnden Geistes, ein Student, in dem sich das ganze Studentenwesen in seiner poetischen Gestalt personifizirt; Geheimrath Dr. Walther sagt: „er ist ein Genie, ein Talent, wie solches mir noch nicht vorgekommen." "

Unter den Professoren ist A. W. v. Schlegel eine sehr hervorragende Persönlichkeit, d. h. nicht von Gestalt, wohl aber von Geist. Kann man sich über seine namenlose Eitelkeit wegsetzen, so wird man sich in seiner Gesellschaft angenehm erregt fühlen; sein Stolz, seine Eigenliebe auf indisches und sonstiges Wissen wird allein von dem Hochmuth und dem Selbstlob übertroffen, welches er der Außerordentlichkeit seiner männlichen Potenz beigelegt wissen will; dadurch wird er wirklich höchst amüsant, und belustigend sind die Geschichten, welche darüber zirkuliren. Er las z. B. über deutsche

Poeſie, und machte, als er zur Geſchichte des treuen Eckart, der den Venusberg bewacht, kam, die Bemerkung: „Sie werden ſich alſo, meine Herrn, warnen laſſen durch dieſe treue Seele und nicht zum Venusberge hinüberziehen, wenn lockende Geſellen Sie hineinſchmeicheln wollen.“ Die Studenten meinten: „Herr v. Schlegel hat klug warnen: er ſelbſt möchte wohl gern hinein, es geht aber nicht.“ — Ausgewählt und lecker ſind ſeine Mittagsmahle, die er zuweilen giebt und dabei einen liebenswürdigen Wirth macht. Trefflich das Eſſen, noch beſſer der Wein; es ſoll dieſes jedoch mehr aus Selbſtliebe, als aus Liebe zu ſeinen Gäſten ſein; er hat nämlich den Hundwurm und bildet ſich ein, daß dieſer Unheil ein großer Gourmand ſei der ſtets gute, feine Nahrung begehrt; er erhält dieſe nun in der Hoffnung: das Unthier würde den armen Beſitzer dann in Ruhe laſſen und ihn weniger kneipen. Der liebenswürdige, treffliche Geheimrath Walther hat einen unverſiegbaren Witzſprudel, wenn er auf dieſe Liebhabereien des Herrn v. Schlegel kommt. Römiſche und germaniſche Gottheiten vermochten es nicht, gemüthliche Geſinnungen für D. hervorzurufen, wohl aber die Prunzen indiſcher Götzen; Haſſuman mit ſeinen zehntauſend Affen wurden in Perſpective geſtellt. T. führte einſtmals den berühmten Mann in das merkwürdige ſogenannte Kapitel-Schulhaus nahe der Münſterkirche, welches T., faſt möchte man ſagen entdeckt hatte, um in demſelben die vaterländiſchen Alterthümer aufzuſtellen, wodurch das herrliche Gebäude konſervirt werden und die verfolgten Alterthümer endlich einen Platz finden könnten. Schlegel war ſo entzückt davon, daß er nach Hauſe gekommen darüber an T. ſchrieb: „Der von der Säulenlaube des ſogenannten Kapitel-Schulhauſes eingefaßte viereckige Platz hat einen

überraſchenden Eindruck auf mich gemacht. Ich war erſtaunt, drei Jahre in Bonn geweſen zu ſein, ohne ein ſo würdiges Denkmal der Baukunſt des Mittelalters, und zwar von der ſeltenſten Art der Einführung des gothiſchen Style, kennen gelernt zu haben. Die Münſterkirche nimmt ſich von da vortrefflich aus und die Harmonie mit der Bauart der Säulenlaube iſt vollkommen. Die Stille und Einſamkeit des Orts ladet zu Erinnerungen an die Vorzeit und Betrachtung ihrer Ueberreſte und verlornen Spuren ein!" Es hatte ein campo santo der herrlichſten Art werden können!!

Schwerlich wird man einen Arzt finden, deſſen Perſönlichkeit eine mehr beruhigende, wahrhaft magnetiſche Kraft auf den Kranken ausübt, als die des Geheimrath Dr. Walther: ſeine freundliche, milde Annäherung bringt ſchon feſte Hoffnung zur Geneſung! So wie er eine Segnung für Bonns Bewohner und für die Umgegend iſt, ſo auch eine Zierde für die Univerſität, ſein Schwager Mittermaier und Profeſſor Makeldey machen den Ruf der Univerſität gleichfalls glänzend, und ſchaarenweiſe ſtrömen die jungen Juriſten nach Bonn.

Ernſt Moritz Arndt lebt in ſeinem Landhauſe ſehr eingezogen, die Theilnahme für ihn wird durch das ungeſchickte Benehmen des vorgeſendeten Unterſuchungsrichters Pape wieder neu belebt, ſie gewinnt Form und Geſtalt dadurch, was wohl ſonſt nicht der Fall geweſen ſein würde, denn ſelbſt die Rheinländer mit ihrem liberalen, aber richtigen, taktvollen Sinn ſtimmen der Anſicht des Staatskanzlers bei, der, als die Rede auf Arndt und Pape kam, bemerkte: „Auch ohne die von der niedergeſetzten Kommiſſion beſchloſſene Vernehmung des Herrn Arndt würde ich

es ferner nie gestattet haben, daß ein preußischer Professor der Geschichte auf einer preußischen Universität Vorlesungen hält, Bücher schreibt, worin Charaktere wie Friedrich II., eine unvergeßliche Königin und andere Notabilitäten des Vaterlandes herabgewürdigt werden; den Fehlgriff, daß man den Mann angestellt hat, soll er in seinen anderen Verhältnissen nicht entgelten: er behalte seine Einnahme; lehren soll er aber nicht." Uebrigens hat die Regierung zweifelsohne diesem braven Mann einen Dienst erwiesen, seine Vorlesungen zu verbieten: sie wären sonst von selbst eingegangen, so sehr schwindet das Interesse der Jugend an solchen Vorlesungen*). Arndt's Anbetung für Minister v. Stein, den er stets „seinen Herrn" nennt, fängt man an aus dem wahren Gesichtspunkt zu würdigen. Des Herrn v. Stein's Befangenheit im Feudalwesen des Mittelalters, sein Streben, die alte Reichsunmittelbarkeit wieder zu erlangen, sein schroffer Aristokratismus, der nur Herren und

*) In vorliegenden Briefen eines ausgezeichneten Staatsmanns, dessen Ruf als Dichter auch glänzend durch Deutschland geflogen, schreibt er (Mai 1819) aus Berlin: „Man erzählt hier, der Fürst Blücher habe kurz vor seiner Abreise von hier seinen Adjutanten zu Herrn v. Altenstein geschickt und eine Auskunft gefordert: wie es gekommen sei, daß man einen Mann wie Arndt zum Professor der Geschichte in Bonn gemacht habe. Herr v. Altenstein habe diese Prätorianer-Anmaßung nicht allein nicht zurückgewiesen, sondern durch Vorlegung seiner Akten nachgewiesen, daß die Anstellung Arndts ein Werk des Herrn Staatskanzlers sei; ja man erzählt noch mehr, daß der Fürst Blücher mit Bezugnahme hierauf bei seiner Beurlaubung vom Könige erklärt habe, nicht eher wieder nach Berlin kommen zu wollen, als bis der König in der Verwaltung eine Total-Reform vorgenommen. Ersteres ist wahrscheinlich, letzteres scheint mir doch einigermaßen apokryphisch. Arndt sang zu seiner Zeit: „Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.""

Knechte haben will, tritt leider mit jedem Tage mehr und mehr hervor. Was Herrn Arndt mit Recht sehr verdacht werden konnte, war, daß er bei seinem Einfluß auf den Minister v. Stein nicht kräftig und lebhaft die Sache des unglücklichen Grafen Reifach vertheidigte, sondern im Gegentheil auf den Mann, als dieser im Unglück sich befand, losstürmte, — dem er doch, als derselbe im Glück und in der Gunst des Herrn vom Stein war, gar liebevoll schrieb und huldigte. Unter dem 9ten November 1813 schrieb Arndt an Reifach aus Leipzig: „Hier bin ich seit einigen Tagen, mein theuerster Herr Graf, habe aber über dem Gewirr von allerlei kleinen Geschäften und Sorgen gar noch nicht zur Besinnung kommen können. Unser alter Herr (Stein) geht morgen nach Frankfurt ab. Er ist durch das Vielerlei, was ihn treibt und umstößt, gereizter, als er sein sollte. Er sagte mir, er habe wegen Ihrer Angelegenheiten Alles nach Ihrem Wunsche einrichten lassen. Ich wünsche, daß es so ist, weil Sie von den wenigen Männern sind, die das Gute und Rechte thun, weil es das Gute und Rechte ist. Ich bleibe nun noch etwa 6 — 8 Wochen hier, und lasse allerlei drucken, so lange es geht. Steckt man mich auch einmal zwischen vier Wände, die kein Loch haben, gut: ich habe es so gewollt, und wenn andere durch Kugeln verderben, so kann ich wohl durch die Schreibfeder etwas wagen. Wegen unsrer großen Sache bin ich ruhig. Die Franzosenplage muß zuerst weggeräumt werden. Nachher ist noch viel zu thun, und wir werden nur die Morgendämmerung der neuen Zeit erblicken, doch werden wir ohne Verzweiflung am deutschen Vaterlande sterben können. Für Ihre Güte und Freundschaft meinen herzlichsten Dank.“ Und solcher Briefe liegen mehrere vor;

den 28. Nov. ſendete er dem Grafen ſeine Bücher: „Man muß arbeiten, daß die Geiſter lebendig bleiben, wir haben zu viele Memmen und Buben, die dem Hyoscyamus niger, dem Solanum und anderen narkotiſchen Pflanzen gleichen und uns für die Knechtſchaft immer wieder einleiern möchten. Man muß wirken, ſo lange es Tag iſt und ſo lange ſie einem den Scheffel noch nicht über das Licht geſtellt haben."

Der Kriminalrichter Pape machte es mit Arndt, wie es Grano mit Gruner und D. in Wiesbaden gemacht hat! Der Geh. Regierungsrath und Univerſitätsrichter Bergmann theilte an D. ein Blatichen mit, worauf das erſte Verhör verzeichnet iſt; da ſich daſſelbe noch in den Tagebüchern des D. vorfindet, ſo mag es ſeiner Merkwürdigkeit wegen hier einen Platz finden und das Gegenſtück zu dem Wiesbadner Protokoll (ſ. 1. Theil, Seite 210 ff.) bilden.

Als Arndt zu Pape kam, ſagte er: „Obſchon ich durchaus es nicht anerkennen kann, daß Sie eine kompetente Behörde für mich ſind, ſo werde ich Rede und Antwort ſtehen, um meinen guten Willen zu zeigen und dadurch der guten Sache zu nützen. Ich bin angeklagt, legen Sie mir die Anklagepunkte vor und ich werde ſie beantworten.

Pape. Das geht nun wohl ſo grade nicht, die Anklagepunkte werden ſich aus dem Verhör ergeben und können daher nicht ſchon jetzt vorgelegt werden.

Arndt. Dieſes kann ich nicht annehmen, ich muß wiſſen was für Klagepunkte vorhanden ſind, denn jede andere Procedur der Inquirirung iſt ungeſetzlich und unrecht.

Pape. Die Anklagepunkte liegen in Ihren Schriften und in den geſchriebenen Aufſätzen, welche ſich vorgefunden haben; es wäre daher gut, wenn Sie alle Ihre Bücher

herſchicken und wir ſelbige gemeinſchaftlich durchgehen konnten.

Arndt. Die geſchriebenen Sachen bitte ich mir vorzulegen; meine Bücher durchzugehen würde auch vielleicht zwanzig Jahre erfordern, denn ſo lange habe ich daran geſchrieben. Die meiſten ſind auf Antrieb der Regierung geſchrieben, ich bin vom König und Staatskanzler darüber belobt worden, es kann alſo davon jetzt hier keine Rede ſein.

Pape. Das wird ſich ſchon mit der Zeit Alles finden; jetzt bitte ich nur mir den Handſchlag und das Verſprechen zu geben, durchaus von dieſer ganzen Verhandlung, die zwiſchen uns verfallen wird, nicht das Geringſte ſagen zu wollen, ſondern ewige Verſchwiegenheit zu geloben.

Arndt. Das kann, das werde ich nicht. Dieſe Sache hat Oeffentlichkeit erlangt und ich werde auch über dieſes Verhör mit meinen Freunden ſprechen, wie ich es bisher immer gethan habe. Sollten Sie alſo wünſchen, daß Eins oder das Andere geheim bleibe, ſo iſt es daher beſſer, Sie ſagen es mir nicht. Ueberdem erlaube ich mir noch die Frage: nach welchem Geſetzbuch und nach welchem Recht ich verhört und verurtheilt werden ſoll?

Pape (ſprach hin und her und ſagte endlich, da Arndt ſtets die Beantwortung dieſer Frage abzuwarten ſchien): Nach der alten deutſchen Kriminalordnung.

Arndt. Alſo auch die Folter?"

So ward noch Mehreres geſprochen und die Sitzung ſchloß ſich. Des andern Tages kam Arndt wieder hin. Pape lieſt ihm das Protokoll vor, worin ſteht: „daß

Arndt das heilige Versprechen ewiger Verschwiegenheit gegeben hätte." Arndt wurde heftig und meinte: wie Pape sich unterfangen könnte, etwas Unwahres der Art hineinzusetzen?

Arndt. Ich muß übrigens bitten, daß mir jedesmal das Protokoll zur Unterschrift vorgelegt werde.

Pape. Das ist nicht nöthig, dieses geschieht bei meinen Verhören niemals und also auch jetzt nicht. Es ist hinlänglich, wenn ich es unterschreibe.

Arndt. Nun so werde ich fortan auch keine Antwort mehr geben und bei der geeigneten Behörde erst anfragen, ob dieses in der Ordnung ist, besonders da ich so eben ein so treffliches Beispiel erhalten habe, wie gewissenhaft die Protokolle geführt werden.

Damit ging Arndt fort und hat diesen ganzen Vorgang dem Justiz-Ministerium gemeldet. So weit Herr Bergmann.

Ob wahr oder unwahr mag dahin gestellt sein, T. mag nicht entscheiden, in wie weit diese Angaben Bergmann's wahr oder übertrieben sind; jedermann glaubte jedoch daran, da aus offizieller juristischer Quelle das interessante Faktum bekannt geworden.

Für die Universität allerdings eine Trauer, ein Schrecken, doch für das fröhliche Publikum eine Lust, eine Aufheiterung ist der aus Kiel berufene Professor Heinrich; eine ähnliche Personage an Dünkel, Grobheit, wüthiger Leidenschaftlichkeit und inkonsequenter Uebereilungen mag wohl nicht noch einmal existiren! Weil er alle seine Hausgenossen blau und braun knuffte, ward er nie anders als der „blaue Heinrich" genannt*).

*) Daß dieser Mann hier richtig beurtheilt, geht aus einem frü-

In Cöln, welches T. sehr oft besuchte, wohnte er gewöhnlich bei dem Präsidenten von Hagen, der im Kreise seiner höchst liebenswürdigen Familie einen originellen Mittelpunkt bildet; bei vielen Eigenheiten und Schroffheiten des Charakters war er durch Gutmüthigkeit, Jovialität, Witz und große Geschäftsübung ganz der Mann für diese Stelle, allein des Ober-Präsidenten Grafen Solms Abneigung wurde ihm schädlich, sowie auch die Polizei-Seele, Präsident von Struensee, der sich mit Offenheit und Geradheit nicht einverstanden erklären konnte und wollte; gewiß hat er über Hagen die tollsten Berichte abgehen lassen, an Glaubwürdigkeit und Wahrheit wohl demjenigen ähnlich, welcher vor der Ermordung des Staatskanzlers in Pyrmont warnte! Der Polizei-Präsident von Strunsee, ein kleiner, dicker Mann mit lauerndem, unsicherem Blick, war sehr verhaßt in Cöln und wurde stets — besonders in der Karnevalslust — lächerlich hingestellt. Leider kann er das Heitere, Fröhliche der Rheinländer nicht begreifen, sucht daher überall Verrath auf und glaubt ihn auch da stets gefunden zu haben, wo nur Laune und harmloser Scherz geherrscht. So fand er z. B. eine gewaltige hochverrätherische Geschichte in einem Anschlagezettel eines Künstlers Godar, welcher „die große Fantasmagorie oder Geistererscheinung" ankündigte, weil — unter Nr. 1. der zu gebenden Kunst-

ten Briefe des Herrn v. Schlegel hervor, welcher in Anlage II. 3. mitgetheilt wird. Es wäre ein wahrhaft großer Verlust, wenn ein Aktenstück von solcher Wichtigkeit verloren ginge! Mit welcher bewunderungswürdigen Klarheit, mit welcher treffenden Wahrheit schildert der berühmte Mann die Verhältnisse der Universität, stellt den Herrn Heinrich in seiner ganzen Nacktheit dar und charakterisirt mit wenigen Worten auf's frappanteste Zustände und Personen, unter den letzteren nimmt Niebuhr eine Hauptstelle ein.

stücke stand: „Die allirten Mächte und die Sonnenfinsterniß, ganz nach der Natur gearbeitet, werden einen schönen Anblick gewähren.“ Das Druckblatt ward konfiszirt, überall aufgestöbert, fortgenommen und von allen Straßenecken abgerissen, auch mußte es umgedruckt werden, — halb Cöln gerieth in Aufruhr, um jedes einzelnen dieser Blätter habhaft zu werden. Im Umdruck hieß es nun: „— wie auch schöne Stücke, welche besonders zurückbehalten sind.“ Dadurch erhielt die Sache nun erst Bedeutung; jenes erste Blatt wurde bis zu 4 Thalern bezahlt, um es zu erhalten. Beide Blätter finden sich noch unter D.'s Erinnerungsblättern vor. Natürlich lachte Hagen, doch tadelte er hart solch unzweckmäßiges, taktloses Benehmen und mag wohl oft den Wunsch ausgesprochen haben, daß diese wichtige Stellung durch einen besonnenen, geschäftskundigen und für rheinländisches Leben passenden Mann ersetzt werden möchte. Struensee soll wirklich mit großer Emsigkeit nach Rehfues Stelle in Bonn gestrebt und dadurch Herrn Rehfues in nicht geringe Besorgniß gesetzt haben. (Siehe: Rehfues Brief, Anlage H. 1 B.) Schade daß Anstellungen solcher Art oft Veranlassung werden; die Liebe und die immer mehr und mehr wachsende Neigung der Rheinländer für Preußens Regierung wieder zu mindern. Die Rheinländer nehmen ein großes Interesse an Allem, was in Berlin geschieht, und suchen mit großer Emsigkeit die Charaktere der handelnden Hauptpersonen daselbst zu studiren. Ein Mann, den man hier sehr achtet, ist der General-Adjutant des Königs, v. Witzleben; man schreibt ihm dadurch einen großen Einfluß zu, weil man ihn für wahr hält und es ihm frei stände, offen über Alles mit dem Könige sprechen zu dürfen. So verbreitete sich hier das Gerücht, daß in Berlin eine gewisse

Partei das Verbot zu erlangen ſuche gegen das Anmachen der Feuer am 18. October; man war ſehr aufgeregt darüber und man ſagte allgemein: „der König habe es allein für das Jahr 1820 noch geſtattet, doch Witzleben*) ſehr lebendig für das ſtete Beibehalten geſprochen, weil man von Seiten der Regierung ſolche Regungen nicht unterdrükken, ſich ihrer aber bemächtigen und ſie leiten müſſe; Sophiſtereien ob dieſer oder jener Tag grade der entſcheidende geweſen, ob dies oder jenes Volk am meiſten dazu beigetragen, führen zu nichts, die Idee iſt einmal zu tief eingedrungen, und was beherrſcht die Welt, was hat ſie immer beherrſcht? — die Meinung.“ In Cöln machte D. auch die Bekanntſchaft der Frau Majorin Paalzow, welche durch ihren hinreißenden Geſangs-Vortrag Alles bezauberte — beſonders unnachahmlich und einzig war der Geſang der Reichardt'ſchen Kompoſitionen Goethe'ſcher Lieder; überhaupt eine Perſönlichkeit, welche durch den geiſtigen, geheimnißvollen Ausdruk ihrer Züge und der tiefforſchenden Augen überall das größte Intereſſe erregte; ein geiſtreicher Franzoſe, der ſie im frohen Kreiſe in Godesberg ſah, wollte in ihr das Ideal einer Sybille erkannt wiſſen**).

Auch mit Regierungsrath Butte, „dem Künſtler im Staats-Organismus“ — wurde viel verkehrt; der Staatskanzler hielt den Mann werth, in Paris ward er durch Butte's Buch: „Die unerläßlichen Bedingungen des Frie-

*) Siehe: Job von Witzleben, v. Dorow. Leipzig 1842. Seite 197.

**) Die geiſtreiche Frau möge es verzeihen, daß dieſe Stelle des Tagebuchs von 1822 hier mitgetheilt wird; damals hatte man noch keine Ahnung, daß wir in Frau Paalzow einſtens eine ſo gefeierte Schriftſtellerin ehren würden!

bens mit Frankreich," so frappirt, daß er jenen merkwürdigen Brief an ihn schrieb, der wahrlich allen unbefugten und böswilligen Schreiern über Preußens Handlungsweise beim Abschluß des Friedens im Jahr 1815 und wie es die Zeit und Deutschlands Forderungen nicht verstanden habe, das Maul stopfen sollte! Butte verlangte namentlich, daß Frankreich auf seine Sprachgränzen beschränkt werden müsse, ferner ungeheure Kontributionen zahlen, alle Kunst- und Wissenschaftsschätze, die es geraubt, zurückgeben solle und noch sehr viel und vieles Andere. Der Fürst erhielt das Buch in Paris, war höchlich darüber erstaunt und sagte zu Stägemann: „Stellen Sie sich vor, diese Schrift von Butte enthält fast buchstäblich die Friedensbedingungen mit Frankreich, die ich in der Kommission vorgeschlagen habe *)." Sollte denn durch das Bekanntwerden solcher wichtigen Aktenstücke nicht endlich eine wahre Würdigung des edlen großen Staatsmanns der Welt vorgelegt werden? —

Hätte Butte, dieser wirklich ausgezeichnete Mann, eine seinem Geiste, seinen Fähigkeiten anpassende Stellung er-

*) Der Brief des Staatskanzlers an Butte, eigenhändig aus Paris den 9. October 1815 geschrieben, lautet: „Ew. Wohlgeboren bin ich für die Mittheilung Ihrer gehaltvollen Schrift über die unerläßlichen Bedingungen des Friedens mit Frankreich recht sehr verbunden gewesen. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen anzuzeigen, daß Ihre Meinung so sehr mit der meinigen übereinkommt, daß fast alle Ihre Sätze sich in den von mir abgelegten Abstimmungen finden. Wenn der Friede dennoch nicht hiernach abgeschlossen wurde, so ist Preußen außer Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen, es mußte der höhern Rücksicht, der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker — sei es auch weniger dauernd — die bessere Ueberzeugung aufopfern. Was diese sor-

halten, so würde er eben so nüglich geworden sein, als er für die Regierung in Cöln als Rath zwecklos war.

Der Zonk'sche Proceß spielte in diesen Jahren eine große Rolle; es waren sicher wohl nur wenig Rheinländer, welche den Mann für unschuldig hielten; die Begnadigung ward allerdings von Jedermann erwartet, aber nicht Freisprechung aus Gründen. Ein Brief des berühmten Feuerbach an den Kriminaldirektor Hitzig, der allgemein kursirte, setzte hier Alles in Flammen, besonders da Feuerbach sagt: „Der Zonk'sche Proceß ist nicht nur eine abscheuliche Ungerichtigkeit an einem rein unschuldigen Menschen, sondern hat auch die gründlichste Erbärmlichkeit der französischen Geschworuen-Gerichte und der französischen Kriminal-Procedur an das Tageslicht gefördert." Er greift durch diese Worte tief in's rheinische Lebdn und tastet das an, was für heilig und theuer hier gehalten wird. Ein Rheinländer, durch Stellung und anerkannte Rechtschaffenheit im ganzen Lande bekannt, auch als ausgezeichnet hinsichtlich seiner Geistesgaben, Kenntnisse und Unpartheilichkeit allgemein geachtet, schreibt über diesen Brief Feuerbach's folgendes an T.: „Mit vielem Dank sende ich den Feuerbach'schen Brief zurück. Aus mehreren Stellen und Ausdrücken sieht man, mit welchem Winde er segelt. Unmöglich sind ihm die Hauptmomente für und gegen Zonk in dieser Sache bekannt, sonst könnte er nicht so absprechend sich gegen die Trierer Geschwornen und so

derte, haben Sie mit den triftigsten Gründen, mit Ruhe und Würde ausgeführt. Empfangen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

P. Graf von Hatzfeldt."

ſchnöde gegen die franzöſiſche Kriminal-Procedur im Allgemeinen ausdrücken. Auch kann ich es mir nicht erklären, daß er ſich in dieſer Sache — obſchon unberufen — ſo beſtimmt ausſpricht, während er da — wo ſein Beruf ihn dazu auffordert — aus politiſcher Klugheit und Furcht für „tonangebendes Geſindel" die Reſultate ſeiner gewiß intereſſanten Beobachtungen zurückzuhalten nöthig findet. Dies Alles macht mir ſeine Wahrheitsliebe verdächtig und ſtellt ihn in die Reihe großer gewinnſüchtiger Gelehrten, die hinter einer anerkannt großen Gelehrſamkeit verſchanzt — den großen Haufen in Privatſachen — wie der Papſt mit ſeinen Bannſtrahlen — von ihrer Infallibilität mit Machtſprüchen zu überzeugen gewohnt ſind." Dieſes waren die Anſichten, welche man überall zu hören bekam.

Der Eindruck, den Jonk's Perſönlichkeit machte, war abſtoßend und Schrecken erregend; bei der Trierer Aſſiſen-Sitzung machte dieſe, ſo wie ſein geſucht kokettes Weſen, einen tiefen abſtoßenden Eindruck. Merkwürdig wirkte dieſe Perſönlichkeit ſelbſt auf ruhige, einfache Menſchen. So kam z. B. Jonk nach Remagen, wo er Mittag machen wollte — D. ſah ihn auch bei dieſer Gelegenheit —; im Gaſtzimmer ſaß der Herr v. B. Graf Pl., ein gutmüthiger, einfacher Gutsbeſitzer, von Bonhomie und Menſchenliebe für Jedermann beſeelt; unruhig und angſtvoll verläßt er das Zimmer und befiehlt dem Wirth, das Eſſen in eine andere Stube zu bringen, weil „er den Geſichtsausdruck des fremden Mannes nicht ertragen könne;" der Fremde war Jonk, den Graf Pl. nie geſehen und es nun erſt vom Wirth erfuhr.

Für D. war in Bonn durch die Ankunft der Frau v. Schiller und ihrer Familie viel Angenehmes entſtanden; durch ſeinen Freund, den geiſtreichen und ſarkaſtiſchen Ulpia-

nen-Rittmeiſter v. Wurmb, einen Verwandten der Frau v. Schiller, ward er ſogleich mit dieſer Familie bekannt und ſah ſie täglich; es wurden Partien gemacht und alles Merkwürdige der Stadt beſehen; auf einem ſolchen Gange kam uns Herr v. Schlegel entgegen; auf D.'s Bemerken zu Frau v. Schiller, daß ſie wohl Freude haben würde, dieſen alten Bekannten wiederzuſehen, gerieth die gutmüthige, ſanfte, treffliche Frau in große, faſt zitternde Bewegung und bat dringend, einen andern Weg einzuſchlagen: „Nein, nein! ich kann und mag den Mann nicht ſehen, nicht ſprechen; er hat meinem armen Schiller gar zu viel Herzeleid bereitet, ihn gar zu oft und zu tief gekränkt," und ſomit kehrte ſie um und wir umgingen ein Begegnen mit Herrn A. W. v. Schlegel! Frau v. Schiller muß auf Jedermann einen ſehr wohlthuenden, freundlichen Eindruck machen; es ſpricht aus all' ihren Reden, Thun und Treiben ein Etwas, welches anzieht und ihr die Herzen gewinnt. Gar gern ſprach ſie von „ihrem Schiller," bezog ihr ganzes Leben auf ihn und ſagte einſt ein ſehr treffendes Wort, welchem gewiß die Mehrzahl aller Deutſchen beiſtimmt: „Nach Jahrhunderten wird man als hohe Merkwürdigkeit die Schriften unſres großen Goethe ſtudiren, bewundern und erklären, man wird ſie in allen Bibliotheken finden; das Volk, die Nation wird ſie aber nicht kennen, während das Volk meinem Schiller Altäre bauen und ſeine Werke auswendig wiſſen wird." — Sehr wahr! weil Schiller mit Gefühl ſchrieb, und daher zum Gefühl ſprach.

Das geſellige Leben gewann für D. im J. 1821 viel Abwechſelung durch das Kommen und Bleiben der Herzogin von Anhalt-Bernburg, deren Geſundheit unter der Behandlung des Profeſſor Dr. Tunemoſer ſich ſchon ſehr vortheilhaft ge-

beſſert hatte. Die Herzogin bildete einen ſehr angenehmen Kreis um ſich, zu dem auch D. gehörte; die Abende wurden durch gemeinſchaftliches Leſen hingebracht, bei welchem — eigen genug — die Herzogin ſich ſtets die Männer-Rollen zutheilte. Wenn man von den etwas exaltirten und ſehr erhoberen Anſichten in Religions- und Glaubensſachen der Fürſtin abſtrahirte, ſo konnte man dieſelbe wohl nur als eine höchſt liebenswürdige, kenntnißreiche, gemüthliche Frau bezeichnen, in deren Umgang man Genuß für Geiſt und Herz finden mußte. Der Oberſt v. Kurſell, Profeſſor v. Schlegel und einige Andere waren gleichfalls viel bei der Fürſtin, und namentlich ſchien ſich Herr v. Schlegel ſehr zu gefallen, obſchon es ihm wohl nicht gelegen war, beim Leſen nur eine Rolle, z. B. im Karlos den König Philipp übernehmen zu dürfen. Eine liebenswürdige und phantaſiereiche Tochter des Präſidenten v. Hagen lebte längere Zeit bei der Herzogin, die dieſelbe als Mutter liebte. Dieſer Umſtand macht das ſpätere Unglück der Fürſtin noch pikanter und unerhörter! Der Oberſt v. Kurſell hatte den königlichen Befehl erhalten, vor die Thür der Wohnung der Herzogin eine Schildwache zu ſtellen, damit die edle Frau in jeder Art geehrt würde. Es war wohl Anfangs Januar 1822, als der heſſiſche General v. Dalwigk mit mehrern Bedienten in Bonn ankam und ſich der Herzogin präſentirte, um mit ihr Familienangelegenheiten im Auftrage des Churfürſten von Heſſen, ihres Bruders, zu reguliren; die Fürſtin empfing ihn zwar artig, aber mit großer Beſorgniß. Eines Mittags entſpann ſich beim Kaffee folgendes Geſpräch, an dem auch die Stiftsdame, Fräulein v. Wenge, und D. Theil nahmen.

Herzogin zu Dalwigk. Nun, nicht wahr, mein lie-

der Landsmann, Sie bringen mir keine unangenehmen Aufträge von meinem erlauchten Bruder?

Dalwigk. Wie wäre das möglich von einem Bruder, der Ew. Hoheit liebt und verehrt.

Herzogin. Mit dieser Antwort bin ich nicht zufrieden! Geben Sie mir Ihren Handschlag darauf.

Dalwigk reichte der Fürstin die linke Hand, welche diese jedoch zurückwieß und sagte: „Ey, ey, ein Hesse giebt stets die rechte Hand, wenn er etwas heilig bekräftigen will."

Dalwigk. Ew. Hoheit! wir sind mehrere Brüder Dalwigk's; noch nie hat ein Dalwigk sein Wort gebrochen; hier ist mein Ehrenwort und mein Handschlag, ich habe durchaus keine unangenehmen Aufträge mit."

Durch diese Erklärung schien die Herzogin zwar beruhigt, doch ließ sie des andern Tages früh den D. rufen und sagte zu ihm: „Ich bin unruhig, ich traue dem Dalwigk nicht; ich will einen Brief an den Fürsten Hardenberg schreiben, und wünsche daß, während dieses geschieht, Sie zugegen bleiben und alsdann den Brief mitnehmen und ihn befördern;" und somit setzte sie sich in's Nebenzimmer und schrieb; D. mußte über zwei Stunden bei ihr zubringen und erhielt dann die für den Staatskanzler bestimmten Papiere, welche jedoch erst nach General v. Dalwigk's Abreise — die Tags darauf festgesetzt war, fortgeschickt werden sollten. In der Seele der unglücklichen Frau schien große Betrübniß und Angst zu herrschen! — Um vier Uhr Morgens des andern Tages ward dieses unglückliche Opfer politischen Eigennutzes von ihren eigenen Leuten unter Anführung dieses Generals, eines Kammerherrn v. Dalwigk, der Fürstin Kammerherrn, aus dem Bette geholt, unan-

gezogen, im leichten Morgenkleide in den ſchon bereit ſtehenden Wagen geſchleppt und im ſauſenden Galopp ging es in der Winterkälte fort und zwar ſo ſchnell, daß das vom Könige hinzuſtellen befohlene Schilderhaus um und um gedreht wurde; der Soldat ſelbſt ſtand vor und präſentirte. Fräulein v. Hagen, die Tochter des Reg.-Chef-Präſidenten der Provinz, welche um Hülfe rufen wollte, ward von heſſiſchen Genod'armen in ihr Schlafkabinet eingeſperrt und nur erſt als ſie verſicherte, das Bett anſtecken zu wollen, herausgelaſſen; Dr. Ennemoſer, der eine Treppe höher in demſelben Hauſe wohnte, kam, durch dieſen ungewohnten Lärm aufgeſtört, herunter, ward aber von den heſſiſchen Schergen gepufft, geſtoßen und feſtgehalten, bis der Wagen fortgefahren. Der Oberſt v. Kurſell ſendete zwar Ulanen nach, doch vergebens, und der Kriminalrichter Bergmann erließ gegen Dalwigk als Menſchenräuber einen Steckbrief, auch vergebens.

Wie dieſe Begebenheit geendet und wie dieſe arme Fürſtin in Hanau, wohin ſie gebracht wurde, nun wirklich wahnſinnig wurde und ſo endete, iſt weltbekannt! Aus dem Naſſauiſchen langte ein Brief von dem Kammerherrn v. Dalwigk an ein Dienſtmädchen — wahrſcheinlich ſeine Ehemalige — an, worin gehohnlacht wird über „die Herren Preußen, denen eine Naſe gedreht ſei," und über die angſtvollen Gefühle, welche ſich der Reſidenten beim Anblick der Feſtung Ehrenbreitſtein bemächtigt hätten u. ſ. w. Zur nähern Beleuchtung dieſes Attentats, dieſer Verletzung fremden Gebiets folge noch der Brief, welchen D. in dieſer Angelegenheit an den Staatskanzler ſchrieb:

Bonn, den 7. Januar 1822.

„Ew. Durchlaucht früher, ohne Veranlaſſung, über den

an Penn an der Frau Fürstin von Anhalt verübten Raub zu schreiben, wagte ich nicht; gegenwärtig hoffe ich dadurch bei Ew. Durchlaucht Entschuldigung zu finden, als die unglückliche Fürstin den Wunsch mir ausgesprochen hat, Ihnen die Anlage mit einer Erläuterung dazu mitzutheilen."

„Ueber die Entführung selbst sind Ew. Durchlaucht gewiß genau unterrichtet, indem das Gräßliche der Art, — bei kalter Winternacht eine kranke sechzigjährige Frau, unangekleidet, von den eigenen Dienstboten und fremden Gerichtsdienern ergreifen, die Kehle verstopfen und in einer Tour zwanzig Meilen machen zu lassen, — zu sehr das menschliche Gefühl anspricht, als daß sich Ew. Durchlaucht nicht jeden Umstand darüber hätten sollen vortragen lassen."

„Die Anlage ist die Antwort, welche die Fürstin dem General v. Dalwigk auf seine Vorstellung schrieb, in welcher er anzeigte, daß der Churfürst, wenn sie in Hanau wäre,

1) über die von ihr, bei der lebensgefährlichen Krankheit des Herzogs von Anhalt, zu übernehmende Regentschaft sprechen wolle; ferner daß sie

2) in Hanau ihren Sohn, und

3) ihr rückständiges Geld

finden solle. Darauf antwortete die erlauchte Frau in dem anliegenden Briefe, welchen sie schrieb, als ich, von ihr gerufen, in der Nebenstube warten mußte."

„Die Frau Herzogin wünscht besonders deshalb diese Antwort in Ew. Durchlaucht Hände, indem Sie sich daraus am deutlichsten von der Herzogin Verstandes-Stärke und von ihrem Rechte überzeugen konnten, und die Frau

Herzogin wünscht ferner den Brief von mir Ew. Durchlauch übersendet, damit ich auf Pflicht und Gewissen versichern kann: den Brief habe die Fürstin allein, ohne irgend eine Beihülfe geschrieben. Dieses letztere kann ich; erlaube mir nur den Zusatz beizufügen, daß dieser Brief den Tag vor der Entführung geschrieben wurde und daß General von Dalwigk, da dieser Brief nicht in seinen Plan und in seine Ansichten paßte, denselben als von anderen Personen fabrizirt, auszugeben bemüht ist. Welchen Glauben übrigens dieser Herr verdient, geht aus dem Umstande hervor, daß er Ehrenwort und Handschlag gegeben: er habe für die Fürstin keinen unangenehmen Auftrag."

„Allein aus den Händen ihrer Peiniger und Feinde wünscht die Fürstin zu kommen, daher schrieb sie an Ew. Durchlaucht und bat um Unterstützung. Oefters sagte sie mir: „O, es ist doch schrecklich, ich mag das verständigste, anspruchloseste Leben führen, so soll ich dennoch toll sein, weil es die Vampyre wollen, welche mir zugetheilt sind; wüßte dieses so im ganzen Umfang Ihr edler Fürst, er würde gewiß nicht allein für seine alte Bekannte wirken, sondern er würde die nahe Verwandte seines Königs vor Verfolgung, Eigennutz und Bosheit schützen helfen und mir die Erlaubniß auswirken, in Bonn meine Kur ungehindert fortsetzen zu dürfen." Diesen letzten Wunsch spricht die erlauchte Frau in einem gestern angekommenen Briefe*) nochmals dringend aus, kann ihn aber nicht selbst an Ew. Durchlaucht gelangen lassen, indem nur die ihrer Briefe von der Umgebung abgesendet werden, welche passend und

*) Der Brief war mit Bleistift geschrieben und wahrscheinlich heimlich zur Post zu geben.

den eigennützigen Zwecken entsprechend sind. Die Frau Herzogin sieht in dem wieder zu wählenden Aufenthalt in Bonn zugleich eine kleine Genugthuung für die Schlingen und Banden, welche angewendet werden mußten, um den Raub aus den preußischen Staaten durch einen hessischen General möglich zu machen. Zugleich bemerkt noch die Fürstin, daß ihr kein Brief direkt, nach Hanau gesendet, zukommen möchte, und ist fest überzeugt, daß die Nachricht nicht wahr sein könne, welche der General Dalwigk und Umgebung ihr mitgetheilt, daß nämlich Se. Majestät der König durch Kabinetsbefehl die eingeleitete gerichtliche Untersuchung in Bonn niedergeschlagen und befohlen habe, ihr die zurückgelassenen Sachen nach Hanau zu senden." —

Eines Tages erhielt T. den Oberst Gustaffohn an der Wathshaustafel zum Tischnachbar; derselbe war mit einer Lohnfuhre, ohne Bedienten, mit einem kleinen Ränzel angekommen; seine ganze äußere Erscheinung war höchst auffallend, ein ausdrucksvoller Kopf auf kleinem, schmächtigem, sehr beweglichem Körper. Er kannte Niemand und ward auch von uns Allen nicht gekannt; doch fing er sehr bald ein lebhaftes Gespräch mit T. an, besonders zog er Erkundigungen ein, was Alles in Bonn zu sehen sei und wie man dazu gelangen könne. T. erbot sich ihn zu führen und so ward denn Alles besehen. Des Königs Bemerkungen sind scharf, neffend, aber sehr aigrirt. Als T. ihn Majestät nennen wollte, verbot er es und sagte: „Lassen wir das, ich bin Schweizer-Oberst und nichts mehr; aber nicht wahr, ich bin eine lebendige, umherwandernde Satire, — nein, ein Pasquill auf den heiligen Bund, auf die so viel angepriesene und besprochene Legitimität?" Der Oberst entwickelte viele Kenntnisse und Belesenheit, nahm ein lebhaftes Interesse

an Politik, besonders verschlang er die Zeitungsartikel über und aus Schweden. Die gesammelten vaterländischen Alterthümer interessiren ihn gar sehr und viel erzählte er von den bedeutenden Funden in dieser Beziehung, welche in Schweden gemacht worden, vorzüglich von den großen goldnen Ringen und von den Münz-Medaillons zum Umhängen. Einen tiefen rührenden Eindruck machte dieser so einfach umherreisende, abgesetzte König!

Die Nachrichten von dem Aufruhr-Versuch des Försters v. Hedemann und seinem Unternehmen, Danzig zu überrumpeln, erregten am Rhein ein großes Aufsehen, natürlich wurde die Sache sehr übertrieben erzählt. Herr v. Hedemann war im königl. Kadettenhause erzogen, schon in früher Jugend zeichnete er sich durch großen Leichtsinn aus, seine Ueberspanntheit war ohne Gränzen und verursachte seiner trefflichen Familie viel Schmerz und Kummer; im Befreiungskriege hatte er tapfer gedient. Wilh. v. Humboldt, der sich damals in Ottmachau aufhielt, war über diesen Vorfall sehr erregt — der nahen Verwandtschaft wegen; auch hierbei war es wieder Witzleben, der vermittelnd und wohlthätig zur Zufriedenheit aller Theile einwirkte!

Zum großen Verdruß von Ernst Moritz Arndt langte bei Nehfues der nordische Alterthumsforscher Martin Friedrich Arendt, gegen den unser Ernst Moritz öffentlich protestirt hat, an. Nehfues, der ihn schon aus Italien kannte, wieß ihn an D., der ihn bei sich wohnen ließ und mehrere Wochen beherbergte und bewirthete. Höchst komisch war Arendt's Erscheinung. D. ward des Morgens durch ein Geräusch geweckt; als er aufsah, stand ein im alten abgeschabten grauen Rock bekleideter Mann vor ihm, der hinten und vorn einen großen Reiterstiefel um-

gehängt hatte, welche mit Sachen vollgepackt ſchienen; für einen Dieb, einen Mörder wurde er gehalten und D. war im Begriff um Hülfe zu rufen, als Arendt einen Empfehlungsbrief von Rehfues vorzeigte und in unangenehm kreiſchendem Tone ſagte: „Ich bin Martin Friedrich Arendt, nordiſcher Alterthumsforſcher; Herr Rehfues hat mir geſagt, Sie würden mich aufnehmen und einige Zeit bewirthen.“ Das Paar Stiefeln diente wirklich als Mantelſack. Er kam von Madrid, wo er von Petersburg hingewandert war, um eine ſeltene altſpaniſche Münze, welche allein in Madrid vorhanden, zu ſehen, zu unterſuchen und zu beſchreiben. Die Perſönlichkeit Arendt's war unangenehm, ſchmutzig, mit dem einen Auge ſchlau um ſich ſchauend, das andere hatte er durch Abſchneiden des Weichſelzopfes verloren. Sehr intereſſante Notizen über Runen und nordiſche Alterthümer ſchrieb er für D. während der Zeit ſeines Aufenthalts in Bonn nieder, zum Theil ließ D. ſie abdrucken *); auf dieſem Felde des Wiſſens hatte Arendt bewunderungswerthe Kenntniſſe und Erfahrungen geſammelt, — ein vortreffliches Gedächtniß kam ihm dabei zu Hülfe. Der arme Mann ſoll in Neapel ſpäter als Spion angeſehen worden ſein, wurde eingeſteckt und ſtarb — wie man erzählte — daſelbſt im unterirdiſchen Kerker auf grauſenvolle Art, unter Scorpionen und Schlangen.

In dem freundlichen Städtchen Neuwied wurden auch genußreiche Tage verbracht; der kunſtliebende Fürſt Alexander

*) Siehe: Denkmäler alter Sprache und Kunſt. Herausgegeben v. Dorow. 2 Bände, 1823 und 1827. 8. Ferner im Kunſtblatte zum Morgenblatte.

und deſſen durchlauchtige Mutter, eine geborne Prinzeſſin von Wittgenſtein-Berleburg, hatten auf D.'s Anſuchen dem Baumeiſter Hundeshagen, welcher ſich in Bonn niedergelaſſen, auf längere Zeit im Schloß zu Neuwied eine Wohnung angewieſen, um das in der Nähe gelegene römiſche Castrum – Victoria, — deſſen Ausgrabung die Mutter des Fürſten ſchon 1791 begonnen, aufzunehmen, die Gebäude und Alterthümer zu zeichnen; ſpäter wurden dieſe Arbeiten zu dem Werke: Denkmale altgermaniſcher und römiſcher Zeit, von D. benutzt. Das Andenken an dieſe hochbegabte Fürſten-Familie wird für D. ſtets ein erhebendes Gefühl bleiben: mit Geiſt und Herz förderte dieſelbe Kunſt und Wiſſenſchaft. Die erlauchte, auch als Dichterin hochverehrte Fürſtin Mutter hatte noch die Freude, die durch Hundeshagen ſo meiſterhaft vollendeten Zeichnungen zu ſehen; D. hatte das Glück öfters im Kreiſe dieſer Familie zuzubringen. Prinz Maximilian trug Preußens Wehr- und Wahrzeichen — das eiſerne Kreuz — in Braſiliens Urwälder und bereicherte die Naturwiſſenſchaften durch ſein kühnes, raſtloſes Vordringen in jene unbekannten Gegenden; jetzt lebt er den Wiſſenſchaften. Der regierende Fürſt Alexander richtete ſein Augenmerk ganz beſonders auf die bei Neuwied entdeckte römiſche Niederlaſſung und unterſtützte auf alle nur mögliche Weiſe D. in ſeinen Unternehmungen, beſonders den Druck oben bemerkten Werks befördernd. Als Deutſchland unter fremdem Joche ſchmachtete, fand alles Schöne und Gute Schutz und Förderung in Neuwied; — ein neues Victoria entſtieg hier der Erde und gab mahnendes Zeugniß von den Freiheitskämpfen unſerer Altvordern gegen fremde Herrſchaft und Anmaßung! Im ſchönſten Einklange wirkte dieſe edle Fürſtenfamilie auf Hel-

denthat, Kunſt, Wiſſenſchaft und Entdeckung vaterländiſchen Alterthums. Das Muſter eines deutſchen Heldenjünglings entſproß dieſem edlen Stamme in dem einen Bruder, Prinzen Victor, welcher in Spanien im Kampfe gegen Napoleon ſein Leben endete. — Mit Rehfues ward vor D.'s Urlaubsreiſe nach Berlin noch viel und vieles über ein zu errichtendes Zeitungs-Inſtitut in Cöln verhandelt, wozu Rehfues die Fonds hergeben und den bei der Augsburger Allgemeinen Zeitung angeſtellten Wiedemann als Redakteur annehmen wollte, — einen Mann, der ganz geeignet dazu iſt und der unſern Ruf anzunehmen bereits verſprochen hat. Während D.'s Anweſenheit in Berlin 1822 kam dieſe Sache zur Reife und Rehfues ſendete das darüber den Miniſterien einzureichende Mémoire (Anlage II. 1.). D. machte nun die nöthigen Anträge; Herr v. Altenſtein erklärte ſich aber beſtimmt dagegen, weil – wie er vom Staatskanzler wollte erfahren haben — Rehfues dabei mit intereſſirt ſei und „ſolch Zeitungsſchreiben ſich für ihn nicht paſſe.“ Auch der Staatskanzler bemerkte zu D.: „Ihr und Herrn Rehfues Unternehmen kann allerdings ſehr zweckmäßige Reſultate liefern und ich wäre nicht abgeneigt die Conceſſion dazu zu ertheilen, doch Sie kommen bei den betheiligten Miniſterien nicht durch: es ſollen durchaus keine neuen politiſchen Zeitblätter mehr geſchaffen werden; es thut mir leid, aber Ihr Plan wird nicht auszuführen ſein.“ Und ſo war es denn auch! D. ward abſchläglich von den Miniſterien des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten beſchieden, weil der Grundſatz herrſche und aufrecht erhalten werden ſolle: „keine neuen Zeitblätter mehr entſtehen zu laſſen; es ſei an den bereits vorhandenen mehr als genug.“ Unter Rehfues Leitung und Theilnahme hätte etwas Ausgezeich-

neues geſchaffen werden können und die Regierung hätte ſich ein Organ gebildet, welches durch Freiſinnigkeit in Lob und Tadel gerade das für die Rheinlande und für Weſtphalen geworden wäre, was fehlt und was dieſen Provinzen Noth thut. —

Die Zeit des Urlaubs vom Juli bis October 1822, welche D. in Berlin und Königsberg zubrachte, war ſehr reich an innerer und äußerer Bewegung in Adminiſtration und Politik, beſonders aber durch die Machinationen gegen den Staatskanzler; dem Tode dieſes Mannes gingen harte Prüfungen voraus und ſeine edle Seele wurde von Undank und Uebelwollen zerriſſen! Von allen Seiten, namentlich von der hohen Ariſtokratie, kamen Denkſchriften auf Denkſchriften an den König, welche dieſen wahrhaft großen Staatsmann beſeitigen, beſonders den Gang der Geſetzgebung, der geſammten Adminiſtration ändern ſollten! Schon ſeit dem Jahre 1820 fingen ſelbſt hochſtehende Militairs an zu miniren, meiſtentheils wohl nur Werkzeuge in der Hand derer, die hinter dem Vorhang ſtehen und das Feuer heimlich, ungeſehen anſchüren! So z. B. ſendete im December 1820 der kommandirende General v. Borſtell aus Königsberg dem Könige Bemerkungen ein, über die unzufriedene Stimmung im Volk; doch war dieſes Alles bereits bei Borſtell's Anweſenheit in Berlin verabredet. Um dieſe Bemerkungen zu ſchützen, zu unterſtützen und wohl aus Beſorgniß, ſchrieb er an den einflußreichſten Mann über ſein opus: „Ich wollte kurz ſein, aber, Gott weiß, es hat nicht kürzer ſein können, ohne meiner Ueberzeugung nach der Sache zu ſchaden. Ich habe den ganzen Inhalt einigemal umgearbeitet, jetzt aber nicht gewußt was ich ſtreichen ſollte, ohne meinen ganzen Plan zu verrücken, und endlich bin ich nicht über wie der

König diese Eingabe aufnimmt, die Gelegenheit kommt dann nicht wieder. Es muß folglich jetzt Alles vom Herzen herunter; wenn's nur zum Herzen dringt!!! Ich habe den König noch in einem besondern Schreiben gebeten: „Verzeihung, wenn ich fehlte, es war so gut gemeint," und „daß Er nicht den Staatskanzler darüber zu Rache ziehen möge, wenn anders Er es nicht für nothwendig hält." Des Zweckes und der Sache wegen darf ich es nicht scheuen, denn der Staatskanzler ist eine edle Natur, aber ich möchte dennoch das Gute erreichen, ohne das unangenehme Gefühl, daß der alte Mann meine Absicht mißdeuten und mich persönlich darüber verkennen könne; und dann, der liebe Anhang — — — — den habe ich freilich nicht loben können, was würde der für ein Gesetz gegen mich abfassen!" — Zu groß, zu edel und wahr ist jedoch das Herz unsers Königs, als daß Er solche Insinuationen berücksichtigen sollte, ohne mit dem Mann darüber zu sprechen, welchen er Freund nennt und der dem Vaterlande das gewesen, was Hardenberg war und selbst noch in seinem hohen Alter ist! Des Staatskanzlers Ankämpfen gegen alle Privilegien und Standes- und Geburts-Bevorzugungen, sein richtiges Erkennen der Zeit sind die Klippen, woran er und sein Werk scheitern sollte! Dieser Kampf ist auch der Hemmschuh bei all seinen wohlthätigen Einrichtungen: er macht ihn in den Augen jener mächtigen Parthei zum Demagogen! Im Herbste des Jahres 1821 war vom Staatskanzler eine Kommission unter dem Minister v. Altenstein niedergesetzt worden, die über Vereinfachung des Geschäftsganges, Verringerung der Beamtenzahl und die dadurch zu erreichenden Ersparungen berathen sollte. Außer den dazu erwählten Mitgliedern und Räthen der Ministerien waren als Provinzial-Beamte der

Oberpräsident v. Vincke und die Regierungs-Präsidenten v. Hippel, Baumann und Delius berufen. Nach dem Schlusse der Arbeiten war die Frage über die Wiederherstellung von Provinzial-Ministern angeregt und deren Beantwortung von obigen vier Provinzial-Beamten verlangt worden, die sich jedoch darüber nicht vereinigen konnten und daher ihre Vota schriftlich abfaßten und übergaben. (S. Anlage L. 1. 2.) Wer dieser Angelegenheit ein ganz vorzügliches Interesse schenkte, war der General-Adjutant des Königs, Herr v. Witzleben; derselbe forderte über diesen Gegenstand auch vom Minister v. Humboldt ein Gutachten ein, der von allen Geschäften entfernt lebte*). Früher schon hatte Witzleben sich sehr günstig für die Erneuerung der alten Provinzial-Minister ausgesprochen, doch nachdem er Alles dahin Einschlagende nun kennen gelernt und namentlich den Präsidenten v. Hippel ausführlich gesprochen und dessen Denkschrift**) gelesen hatte, äußerte er sich gegen diesen trefflichen Mann, den er liebte und ihm vertraute und dem ein sehr lebendiges Interesse für die bestehende Einrichtung beseelte: „Sie dürfen, lieber Hippel, jetzt ruhig darüber sein. Es ist so gut als entschieden, daß es bei den Sachministern bleibt." Witzleben mußte wohl schwanken, da eine so gewichtige Stimme wie die des Herrn v. Vincke entgegengesetzte Ansicht aussprach: und wahrlich ein Wort dieses Mannes wiegt unendlich schwer! Ein sehr beglückendes Gefühl für T. ist Hippel's Freundschaft, die stets inniger und herzlicher wird; Hippel's klaren und offenen Dar-

*) Siehe: Joh. v. Witzleben, von Dorow. Leipzig, Bernh. Tauchnitz jun. 1842. 8.

**) Anlage L. 1.

legungen über Zeitverhältniſſe, über Perſonen und Zuſtände; der Wahrhaftigkeit ſeines menſchenfreundlichen Charakters verdankt D. ſehr viel Belehrung und Kenntniß des Zuſammenhanges mancher oft unerklärbar ſcheinender Begebenheiten.

Hippel hat eine groſse Verehrung für Witzleben und hält ihn für einen Hochbegabten an Geiſt und Herz, für einen Schatz, den der König gefunden! Vielfaltig, oft täglich ſahen ſich dieſe beiden Manner; D. verdankt dem Präſidenten v. Hippel viel intereſſante Notizen über Witzleben, welche öfters auch ein helles Licht auf die Denk- und Gefühlsweiſe unſers Königs werfen! —

Eine heftige Meinungs-Differenz entſtand in dieſen Jahren zwiſchen einem General und einem Civilbeamten, — beide gehörten zu einer Departements-Erſatz-Kommiſſion. Hippel äuſserte ſich, als Witzleben ihm die Sache erzählte: „daſs der gedachte Brigade-Kommandeur ſich mit ſeinen Anſprüchen auf eine gewiſſe körperliche Höhe der auszuwählenden Erſatzmannſchaften wohl der Zuſtimmung des Königs und daher einer günſtigen Entſcheidung gegen die Verwaltungsbehörde zu erfreuen haben werde, indem es im Publikum für entſchieden gelte, daſs der König das ſchöne Aeuſsere der Regimenter liebe, und die Kommandeure ſolcher, ſich durch Gröſse und ſchönen Anſtand auszeichnenden Truppentheile gewöhnlich belobe; die Militairs alſo nur im Geiſte des Königs zu handeln glaubten, wenn ſie ſich der kleinen Rekruten zu erwehren ſuchten.“ General von Witzleben brach über dieſe Aeuſserung in ſo heftigen Unwillen aus, als wäre ſeine eigene Ehre in Gefahr geweſen, und verſicherte: „der König wolle durchaus die alten Vorurtheile in der Armee aufgehoben, die Dienſtpflicht ſo allgemein

als möglich gemacht und das ganze Ersatzgeschäft auf's genaueste nach den Vorschriften des Gesetzes gehandhabt wissen." Gern gab General Witzleben seine Kenntniß der höheren Verwaltungs- und Lebensverhältnisse dazu her, um Ansichten seiner Freunde zu berichtigen; übrigens verstand er im vollen Maße die Kunst mehr zu fragen, als sich fragen zu lassen! Im Juli 1822 endete unter schrecklichen körperlichen Leiden der geniale Hoffmann sein vielbewegtes Leben; leider war sein Busen- und Jugendfreund Hippel bei dem Tode nicht zugegen; Dienstpflichten machten die Abreise schon im April nothwendig*). Der arme Hoffmann erlebte noch eine böse Geschichte, in welche er durch „Meister Floh" verwickelt worden; Hippel war ihm auch hierbei noch Trost und Rettung**), und durch Witzlebens schnelles und kräftiges Einschreiten gewann die unselige Angelegenheit eine glücklichere Wendung für Hoffmann. Witzleben gestand zwar den ganzen Antheil in dieser Sache nicht ein — er gehört zu den Menschen, von denen es heißt: was die rechte Hand vollführt, davon weiß die linke nichts! — allein es ist gewiß, daß Hoffmann den günstigen Ausgang fast allein nur der Kunst- und Lit-

*) Siehe den 3ten Band der Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur, von Dorow. Seite 17.

**) Vom Krankenlager schrieb Hoffmann noch — vielleicht das Letzte von seiner Hand! an Hippel, indem er ihm die unterschriebenen Gnaden-Gesuche zusendete: „In der Anlage die unterschriebenen Schreiben. Vergiß nicht, mein theuerster, einziger Freund! mein ganzer Hort und Heil, dem Pückler zu sagen, daß ich gern streichen will. Vielleicht läßt sich in diesem Wege die Sache am besten einlenken und ausgleichen? Sage nur, der ganze Knaraanti sollte heraus, wenn's nicht anders wäre. Noch immer sind die Sachen gut gegangen. Ich bin noch sehr schwach."

teraturliebe des Generals verdankte. Im Jahr 1822 hatte Hoffmann kaum ſein Manuſkript des Märchens „Meiſter Floh" ſeinem Verleger Wilmans nach Frankfurt a. M. geſandt, als auf Miniſterialbefehl ein privatiſirender Doctor philosophiae den Auftrag erhielt, dem „Floh" mit Extrapoſt nachzuſetzen, den Druck zu hindern und das Manuſkript zurückzubringen. Wohl niemand wäre darauf aufmerkſam geworden, hätte Hoffmann die beſten Witze aus der Epiſode „Knarrapanti," die angeblich eine travestirte Demagogen-Unterſuchung enthalten ſollte und dem Meiſter Floh einverleibt war, nicht ſchon ſeinen Abendgenoſſen in der bekannten Weinhandlung von Lutter und Wegener mit gewohnter Offenheit vorher zum Beſten gegeben. Wilmans händigte das Manuſkript gegen bedeutende Sicherſtellung dem philoſophiſchen Kourier aus und die Inquiſition gegen Hoffmann begann. Der Bericht war von dem Regierungsrath Tzſchoppe angeregt und verfaßt, vom Miniſter des Innern erſtattet und ging an den König ab mit dem Antrage: „den Kammergerichtsrath Hoffmann, nachdem er eine Urfehde wegen künftiger Schriftſtellerei unterzeichnet, an das Oberlandesgericht zu Inſterburg zu verſetzen." Ein bewährter Freund Hoffmann's, von dieſer nahen Gefahr für den genialen Dichter zufällig unterrichtet, eilte augenblicklich zum General v. Witzleben, zum Kabinetsrath Albrecht und zum Juſtiz-Miniſter v. Kircheiſen, ſie um Schutz für Hoffmann — den Menſchen — anzurufen, deſſen Krankheit, Rückenmarksſchwindſucht, noch im erſten Stadium war. Der ernſte Juſtizminiſter fand es gerecht, erſt den Angeklagten zu hören, ehe er geſtraft werde, wußte aber den Bericht ſchon in den Händen des Königs, ſeine Verwendung, als Chef des Angeklagten, alſo ſchon zu ſpät!!!

General von Witzleben, mit dem ganzen Sachverhältniß bekannt gemacht, sagte mit wahrhafter Wärme sogleich seinen Beistand für den nächsten Civil-Vortrag zu, welchem bekanntlich der vortragende Adjutant eben so beiwohnen muß, wie der Kabinetsrath dem Militair-Vortrag. Der Kabinetsrath versprach gleichfalls zum Besten seines vormaligen Kollegen mitzuwirken, jedoch seinem Temperamente nach — weniger lebendig als Witzleben. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand, die tiefe Kränkung Hoffmann's mit dem Minister der Polizei, Fürsten Pückler u. s. w., mögen auf sich beruhen. Zu erwähnen kann hier nicht unterlassen werden, daß Herr v. Kamptz, den Hoffmann für seinen Verfolger hielt, die menschenfreundlichsten Aeußerungen, wie Hippel an D. versicherte, vernehmen ließ. Auf Witzleben's Verwendung, der auch der vortragende Albrecht beigepflichtet war, entschied der König: „daß Hoffmann erst mit seiner Verantwortung gehört und diese Ihm zur Entscheidung vorgelegt werden sollte." Die Vertheidigung, die Hoffmann vom Krankenlager aus diktirte, ward dem Könige wörtlich vorgetragen; sie war so ausgefallen, daß Witzleben sie für meisterhaft erklärte, und sich dabei auf das ähnliche Urtheil des Königs berief. Der allerhöchste Beschluß befahl dem Justiz-Minister: einen Verweis für Hoffmann wegen begangener Indiskretion! —

Leider war in dieser Angelegenheit der Staatskanzler, die Verhältnisse im ganzen Umfange wohl nicht genau kennend, gegen Hoffmann gestimmt.

Anfangs September 1822 war der Fürst wieder in Glinicke; war seine Gesundheit durch Pyrmont auch gestärkt, so wurde sein innerer Mensch durch die harten Kämpfe we-

gen der Reise nach Italien doch sehr angegriffen. Die Reise nach Wien und Laibach 1821 hatte der Staatskanzler schon nicht mit Freuden unternommen; ein eigenhändig von ihm geschriebener Brief vom 8 Januar 1821 an einen einflußreichen Freund sagt darüber: „Ich glaube Sie beurtheilen die Neapolitanische Sache sehr richtig. Der König hätte, wenn er der Opinion ein Opfer bringen wollte, am besten gethan, gleich zu kommen und dann bald wieder zurückzugehen. Das war für die Meinung Alles; meine Gegenwart ist, da Bernstorff völlig besser ist und man das größte Vertrauen auf ihn setzen kann, wirklich Nichts. Aber Se. Majestät konnten auch sehr gut die Reise bestimmt ablehnen mit der Entschuldigung, daß Ihre Gegenwart in Ihren eigenen Staaten erforderlich sei, daß Sie allem dem beistimmten, was Ihre hohen Alliirten zum Besten des Königs beider Sicilien bestimmen würden, Sie übrigens Ihre Abgeordneten dort hätten und bereit wären, wenn in der Folge Ihre Gegenwart von Nutzen sein könnte, Selbst zu erscheinen. Ich habe diese Meinung wiederholt geäußert und daß ich aus Gehorsam die Reise antrete, übrigens aber gebeten, sobald es die Lage der Sache gestatte, ohne Weiteres zurückreisen zu dürfen. Ich bin im Begriff mich in den Wagen zu setzen, um nach Laibach zu gehen. Bernstorff ist heute früh fort."

„Der Herr Landgraf von Rotheuburg wird freilich als Prinz des alten hessischen Hauses wohl den Generalsrock als königlicher großer Vasall dem rothen Adler-Orden vorziehen, indessen muß auch dieser einen großen Werth für ihn haben."

Auch über die Art und Weise wie der Minister v. Voß installirt werden sollte, sind Differenzen. Der König be-

fahl: den Eintritt desſelben als aktiver Miniſter, er könne es ohne Departement werden. Der Staatskanzler, wenn auch anderer Meinung, fand jedoch dabei kein erhebliches Bedenken, eben ſo auch nicht, daß der Miniſter v. Voß in der Kabinetsordre ausdrücklich als Vicepräſident bezeichnet werde, beſonders da es von hoher Seite durchaus gewünſcht ward.

General von Witzleben nahm ſich in dieſer für den Fürſten ſehr ſchweren Zeit zu demſelben als ein wahrhaft edler Mann! Um ſo bedeutungsvoller für des Generals Charakter erſcheint dieſes Verhältniß zum Fürſten, als Witzleben ſich von demſelben im Jahr 1821 tief gekränkt glaubte. Zu wichtig für die Charakteriſtik beider Männer iſt dieſe ſcheinbare Mißſtimmung, um ſie nicht näher zu beſprechen. Vor Einſetzung der Kommiſſion für ſtändiſche Angelegenheiten war nämlich Witzleben — namentlich bei den Verhandlungen in Charlottenburg 1819 — ſtets zugezogen, ſpäter jedoch von allem Antheil an dieſer ſo hochwichtigen Sache ausgeſchloſſen worden. Durch verſchiedene Inſinuationen und Kombinationen glaubte Witzleben zu der Gewißheit gelangt zu ſein, daß der Staatskanzler daran ſchuld ſei, und daß ſeine abweichenden Meinungen und Anſichten, die er ausgeſprochen, dieſe Abneigung hervorgerufen hätten; übrigens mußte für ihn dieſes um ſo kränkender ſein, als er es bei jeder Gelegenheit ſtets und immer wiederholte: „es iſt eine der großen Eigenſchaften unſres Königs, auch einem Widerſpruch anzuhören, und habe ich es mir vom erſten Eintritt in mein Verhältniß zum Geſetz gemacht, nie vor Sr. Majeſtät anders zu reden, als ich vor Gott und meinem Gewiſſen jeden Augenblick vertreten kann.“ Witzleben ſchrieb damals ganz offen dem Staatskanzler dieſe

Ausschließung von jenen Verhandlungen zu und bemerkte: „Ew. Durchlaucht haben früher mehreremal mit mir über ständische Angelegenheiten gesprochen, um meine Ansichten zu erfahren, die ich Ihnen mit der Offenheit mitgetheilt, welche ich einem Manne, der Sr. Majestät Vertrauen besitzt, schuldig zu sein glaubte. Namentlich sind Sie in Troppau bei mir gewesen, grade zu der Zeit, wo der Entwurf der Kommunal-Ordnung eingerichtet war und sich die Idee einer besondern Kommission für das ständische Wesen vielleicht zuerst entwickelte. Ew. Durchlaucht sprachen mit mir über die Anzahl der Glieder einer ständischen Versammlung und über die Wahl derselben. Ich war der Meinung, daß ihrer nicht zu wenig sein müßten, weil eine geringere Anzahl schwerer zu leiten sei, als eine größere, und daß ihre Wahl auf eine Weise einzuleiten sei, daß sie sich im Besitz des öffentlichen Vertrauens befänden, weil sie sonst leicht, um dasselbe zu erwerben, in eine stete Opposition mit der Regierung treten würden." Dieser vortreffliche Brief endet: „Wenn ein Mann, der keinen andern Willen kennt als den seines Königs, der bei der sechsjährigen Geschäftsführung in seinem schweren Beruf kein anderes Ziel vor Augen hatte, als dem König und seiner Armee einen Thron der Ehrfurcht und Liebe zu erbauen, manche schlaflose Nacht darauf verwandte, um hinlängliche Personen-Kenntniß zu erwerben, damit die Zuhrung in die Hände sicherer und treu ergebener Diener käme, damit, mit einem Worte, die Armee fortwährend eine wahre und sichre Stütze des Thrones sei, — wenn ein solcher Mann auf eine Weise gekränkt wird, die sogar den Anschein erhält, als setzte man in die Lauterkeit seiner Gesinnung Zweifel, so frage ich Ew. Durchlaucht auf Ihr Gewissen, ist dies nicht hart?"

Der Staatskanzler konnte hierauf eben so offen antworten und Witzleben wurde sehr bald überzeugt, daß auf einer ganz andern Seite eine Abneigung gegen ihn statt fand und alleinige Ursache seines Ausschlusses aus dieser Kommission und von diesen ständischen Verhandlungen war, und daß der Staatskanzler durchaus keinen Theil daran hatte. — Witzleben sprach mit Begeisterung von der wohlwollenden Art und Weise, wie der Fürst sein etwas gereiztes Schreiben aufgenommen und ihm vollständig Genüge geleistet habe!

Die Kränkungen, welche der Staatskanzler in den letzten Monaten vor seiner Abreise nach Pyrmont erfuhr, waren so gewichtig und schmerzhaft, besonders da Alles angewendet wurde, auch das edle Herz des Königs von ihm zu entfernen, daß der Fürst sich endlich genöthigt sah, dem Könige darüber offen und unumwunden zu schreiben. Es soll ein herrlicher Brief sein! könnte er doch öffentlich werden! Den Staatskanzler, seinen großartigen Charakter, seine für den König hingebende, glühende Liebe würde man gewiß so ganz daraus kennen lernen. Der Fürst hat ihn vor der Absendung an Witzleben mitgetheilt, der mit Enthusiasmus darüber sprach und dem Staatskanzler bei Zurücksendung desselben schrieb: „Ew. Durchlaucht haben in dem anliegend gehorsamst zurückgehenden Entwurf eine schwierige Aufgabe so vollkommen gelöst, daß nicht allein daran gar nichts zu ändern sein dürfte, sondern auch bei der edlen, großartigen Natur des Königs zu erwarten steht, der Brief werde einen erfolgreichen Eindruck machen. Sie haben Ihren Schmerz nicht unterdrückt, aber Sie haben ihn auf eine würdige Weise geäußert und nie vergessen, daß es der Herr war, zu dem Sie sprachen. Das Ganze trägt den

Stempel eines edlen, reinen Gefühls. Solchen Waffen werden Ihre Feinde keine ähnlichen entgegenzusetzen haben, und des Königs vortreffliches Herz, jeder Ungerechtigkeit und vor Allem dem Undank fremd, wird nicht taub sein gegen die Stimme der Wahrheit! Der Himmel gebe sein Gedeihen. Mit der aufrichtigsten Ergebenheit." — Durch des Staatskanzlers Vertrauen zu Witzleben's Verstand und Herz, welches aus dieser einfachen Mittheilung sehr klar hervorgeht, werden nun auch wohl alle die kleinlichen Angriffe auf immer beseitigt sein, welche Neid, gekränkte Eitelkeit, fehlgeschlagene Hoffnungen und Bosheit über diesen auch als Staatsmann ausgezeichneten General hervorbringen, — und man wird sich aus solchem Vertrauen auch überzeugen, daß Witzleben ganz der großen, umfassenden Kombinationen eines Hardenberg fähig war!

Ganz vorzüglich beschäftigte sich der Fürst Staatskanzler, selbst unter diesen widerstrebenden Verhältnissen und im Gewühle der Reise nach Pyrmont, mit Anordnungen, Ausarbeitungen über die Vereinfachung der Verwaltung und über die nothwendigen Veränderungen im Verwaltungs-Personal; er sprach gern und viel von diesen Arbeiten und versicherte gar oft, daß „bei den schwierigsten Punkten und Festsetzungen er stets des Königs Ansichten darüber zu erfahren suche, denn diese lösen auf das einfachste, treffendste und klarste jeden Zweifel," und mit edler Offenheit fügte er dann auch noch hinzu: „daß er in der langen Reihe von Jahren es stets so gehalten; wenn er bei den verwickeltsten und schwierigsten Verhältnissen in politischer wie administrativer Hinsicht nicht aus noch ein gewußt, so hätte der König — wenn dieser sich geäußert — stets den richtigen Punkt

getroffen und das verwickeltste Verhältniß auf die einfachste Weise gelöst." Mit großer Bestimmtheit sagte der Fürst noch zwei Tage vor der Abreise des Königs nach Verona: „sobald er Sr. Majestät die Verträge über diese Gegenstände gemacht haben würde, wolle er sich von der Administration ganz zurückziehen und nur das bearbeiten, was der König ihm zuweisen würde." Der Fürst sammelte und ordnete in dieser Beziehung Alles auf das sorgfältigste; forderte auch den General v. Witzleben auf, ihm seine Ansichten darüber mitzutheilen. Der General that es von Teplitz aus den 18. August 1822 (Anlage L. 3.) und bemerkte: „Ew. Durchlaucht werden mir die Freimüthigkeit verzeihen, mit der ich mich darin geäußert; vor großen edlen Seelen aber, denke ich, braucht man keine Maske vorzunehmen. Ihr Wohlwollen ist mir sicher, und ich bitte die Vorsehung, Ew. Durchlaucht in ihren Schutz zu nehmen."

(Zu diesen beabsichtigten Verträgen des Staatskanzlers kam es nicht, der Tod entriß den edlen, großen Mann aller Trauer, allen Schmerzen, die seiner gewiß warteten! Die vollständige Ausarbeitung ward aber in seinem Nachlaß gefunden.)

Ob der Staatskanzler nach Italien zum Kongreß gehen solle oder nicht, bewegte alle Gemüther, selbst Fürst Metternich schien deshalb beunruhigt und veranlaßte, daß der Fürst Hatzfeld in seinem Namen an den Staatskanzler schreiben sollte (August 1822), um anzufragen: „ob der Fürst nicht nach Wien kommen wolle, um die Vereinigung mit seinen erleuchteten Ansichten zu unterstützen." Daß Fürst Metternich nicht selbst geschrieben, ward damit entschuldigt: „daß er solches nicht gethan, damit der Staatskanzler sich dadurch nicht möge bewegen lassen, diese lange Reise

in einer üblen Jahreszeit zum Nachtheil seiner Gesundheit zu unternehmen; es würde ihn aber freuen u. s. w." Dieses Schreiben des Fürsten Hatzfeld ging durch hohe Hand über Töplitz und war mit großen Präcautionen umwickelt. — In Töplitz war entschieden, daß des Königs Majestät den Kronprinzen nach höchstdessen Wunsche von der Mitreise nach Italien entbände, weil man mit den ständischen Angelegenheiten erst sehr spät fertig werden könnte, besonders aber deshalb, weil der König bestimmt habe, daß Se. Königliche Hoheit während der Abwesenheit des Königs die Regierungsgeschäfte leiten solle. — Ein edler Freund des Staatskanzlers schrieb demselben nun aus Töplitz unter dem 19. August 1822: „Es entsteht nun die große und wichtige Frage, ob Ew. Durchlaucht mit nach Italien gehen oder in Berlin bleiben sollen. Ohne der erleuchteten Ansicht Ew. Durchlaucht im mindesten vorgreifen zu wollen, fühle ich mich doch aus reiner Anhänglichkeit an das Wohl des Königs und Ew. Durchlaucht verpflichtet, folgende dafür und dawieder sprechende Bemerkungen Ihrer Prüfung zu unterlegen."

„Wenn Ew. Durchlaucht mit nach Italien gehen, so hat dies den Vortheil, daß Sie nicht allein mit Ihrer Erfahrung und Ihren großen Ansichten bei den dortigen Angelegenheiten thätig und nützlich, und vorzüglich für den Fall einer Krankheit des Grafen von Bernstorff, wirken können, sondern Sie bleiben auch dem Könige nahe und mit Ihm in einer beständigen Verbindung."

„Wenn Ew. Durchlaucht in Berlin bleiben, so hat dies unläugbar den Nutzen, daß Sie dem Kronprinzen näher treten, und daß ein unseliges Mißverständniß, welches böse Menschen veranlaßt und genährt haben, ausgeglichen wer-

den kann, und was eben ſo wichtig iſt, Sie verhindern durch Ihre Anweſenheit, daß die Feinde der jetzigen Geſetzgebung nicht die Oberhand gewinnen; Feinde, die jeden Augenblick bereit ſind, nach Ihrer Entfernung die Reaction explodiren zu laſſen. Ich enthalte mich für jetzt jeder beſtimmten Aeußerung für eine oder die andere Alternative, bis ich die Meinung Ew. Durchlaucht kenne, glaube aber bemerkt zu haben, daß der Fürſt Wittgenſtein Ihre Entfernung von Berlin wünſcht."

Die Reiſe des Staatskanzlers nach Italien ſtand endlich feſt; dem Fürſten war in dieſer Zeit nun aber noch eine Herzensangelegenheit zu ordnen vorbehalten: das Verhältniß zu ſeiner Gemahlin! Als in der letztern Zeit der Staatskanzler wünſchte, daß die Fürſtin mit nach den beiden Kongreſſen kommen möchte, ward dies von vielen Seiten durch Ohrenzuflüſterungen bei der trefflichen Frau verhindert. Wer vorzüglich dabei wirkſam geweſen und weshalb die Mitreiſe der Fürſtin verhindert werden ſollte, wäre durch ſehr beſtimmtlautende Dokumente leicht zu ergründen; zur Ehre des Staatskanzlers ſollen dieſe Verhältniſſe aber einſt ihre vollſte Aufklärung finden und man wird erkennen, welche Triebfedern dabei in Bewegung geſetzt worden ſind, und ſtaunen über die Perſonen, welche die Hauptrolle dabei geſpielt haben! So viel ſei noch erwähnt, daß der Fürſt Staatskanzler mit dem feſten Willen nach Italien abreiſte, auf der Rückreiſe ſeine Gemahlin wieder zu ſehen, die kleinen obwaltenden Mißverſtändniſſe, die durch böſe Menſchen herbeigeführt waren, aufzuklären und dieſelbe dann nach Berlin zurückzuführen. Auf ſeiner Reiſe nach Italien hat der Staatskanzler die liebevollſten, verſöhnlichſten Briefe an die Fürſtin geſchrieben mit dem vollſten Aus-

drucke ſeiner unveränderten Liebe, Hochſchätzung und Mittheilung ſeiner zarten Sorge für ſie nach ſeinem Tode; der Staatskanzler hatte den hohen Werth der ſeltenen Frau wohl erkannt und er pflegte zu ſagen: „ſie iſt auf's höchſte ſparſam in Beziehung auf ſich, aber verſchwenderiſch — zum Wohlthun; wird für einen Bedürftigen etwas gefordert, ſo fragt ſie ſogleich nach der Summe, die erforderlich iſt, und ſtets giebt ſie anſehnlich mehr als verlangt wird.“ Dieſe Gefühle des edlen Mannes bilden einen zu wichtigen Schlußſtein in ſeinem Leben, als daß ihrer nicht erwähnt werden ſollte.

In dieſer Zeit war auch D.'s alter Freund, der Präſident von Almendingen (ſ. 1. Theil S. 197) in den Proceß-Angelegenheiten der Fürſtin von Anhalt-Schaumburg nach Berlin gekommen; dieſer ausgezeichnete Mann machte ſo heftige, injurieuſe Eingaben an das Juſtiz-Miniſterium, daß er einen Gensd'armen als Wache und Begleiter bekam. Bei ihm lernte D. den Herrn v. Kamptz kennen; die Art und Weiſe, wie er die freimüthigen und ſcharfen Aeußerungen des Naſſauiſchen Präſidenten aufnahm und erwiederte, mußte für denſelben ſehr einnehmen; auch D. entwickelte über die Unterſuchungen in Bonn und am Rhein ſehr tadelnde Anſichten — freilich nicht wiſſend, daß es Herr v. Kamptz ſei, da Almendingen, der mit demſelben ſehr vertraut ſchien, — die Bekanntſchaft vorausſetzend, nicht präſentirt hatte. Auch dieſes nahm Herr v. Kamptz mit Wohlwollen auf und entgegnete auf das freundlichſte; er hat es nie nachgetragen, im Gegentheil war er bei jeder Gelegenheit ein wohlwollender Vermittler und ſteter Gönner bei den Muſeums-Angelegenheiten! Rehfues hat übrigens wohl ſehr recht, wenn er von Almendingen ſchreibt: „Almendingen

iſt einer von denjenigen geſcheuten Leuten, für die man eigene Tollhäuſer anlegen ſollte." Doch überſieht man gern die Extravaganzen dieſes ſonſt ſo liebenswürdigen Mannes und erfreut ſich an dem glänzenden Verſtande und dem ſprudelnden Feuereifer und Geiſt deſſelben! So freimüthig Almendingen ſprach, ſchrieb er auch ohne Rückſicht der Perſonen; ein Brief an einen ſehr einflußreichen Juſtizbeamten in Berlin lautet z. B.: „Der Privat-Charakter des Herrn Staatsminiſters von Marſchall iſt notoriſch achtungswürdig und fleckenlos. Als Gatte und Vater iſt er ein Muſter des Hofes und Landes. In meiner perſönlichen Angelegenheit hat er bis jetzt gegen mich — ſeit meinen Eröffnungen vom Monat September — eine Rechtlichkeit bewährt, welche nichts zu wünſchen übrig läßt. Daß ſie blos paſſiv iſt, vermindert ihren Werth und ſein Verdienſt nicht. Das Intereſſe ſeiner perſönlichen Stellung und ſeine Theilnahme an der in Deutſchland beſtehenden Miniſteroligarchie — ſie wird wenigſtens vom Publikum vorausgeſetzt — hätte ihn beſtimmen müſſen gegen mich zu handeln. Gegen keinen andern Miniſter hätte ich mich, ohne Gefahr, ſo offen, ſo loyal ausſprechen können. Niemand unter allen ſeinen Verbindungen ſagt ihm ſolche Wahrheiten. Dieſe Sprache vernimmt er aus keinem Munde. Die Handlungsweiſe jedes Sterblichen muß aus ſeiner Lage und ſeinen Meinungen beurtheilt werden. Gehe ich hiervon aus, ſo gehört Herr v. Marſchall zu den achtungswürdigen Menſchen. Darum darf ich aber dennoch auf keinen nachhaltigen Schutz rechnen. Aeußeren, von Berlin oder Wien ausgehenden Einwirkungen, würde ich zum Opfer gebracht werden und zwar den letzteren gewiß und unausweichlich. Herr v. Marſchall iſt wirklich in Vorurtheilen be-

fangen. Er theilt ſie mit allen Geſandten am Bundestage. Aber eine doppelte, falſche, eine Ibell'ſche Rolle ſpielte er, nach Allem was mir bis jetzt begegnet iſt, nicht. Und das iſt unter den jetzigen traurigen Verhältniſſen für mich ein groſſer Troſt. „Iſt es dem Kammergericht wirklich — was ich feſt von ſeiner Rechtlichkeit erwarte — mit meiner Criminalität kein Ernſt, ſo darf das Trauerſpiel eines ſolchen Strafurtheils nicht zum zweiten Mal aufgeführt werden. Uebrigens charakteriſirt nichts mehr die gänzliche Verkehrtheit der von Karlsbad ausgegangenen Maßregeln, als die jetzige Lage meiner Angelegenheit und die Widerſprüche, in welche ſich die rechtlichſten Staatsmänner nothgedrungen verwickeln." —

Nach Bonn im November 1822 zurückgekehrt, erfuhr D. daſelbſt den Tod des Staatskanzlers. Der edle Greis war wohl glücklich zu preiſen! Freude und Ruhe hätten ihn bei ſeiner Zurückkunft in Berlin nicht erwartet! Jeder wahre Vaterlandsfreund, namentlich Alle, welche die inneren und äuſeren Verhältniſſe ſeit 1810 kennen und den Bewegungen gefolgt ſind, fühlten auf den unerſetzlichen Verluſt, und Alles was der eben ſo groſſe als liebenswürdige Staatsmann für Preuſſens Erhaltung, für Preuſſens Ruhm und Groſſe gewirkt und gethan, trat glänzend und leuchtend hervor. Als D. bei ſeiner Anweſenheit in Königsberg ſeinen geliebten Lehrer, den Erzbiſchof Borowski, ſprach, ſagte der herrliche Greis mit Lebhaftigkeit von Hardenberg: „Mir am bewunderungswürdigſten bei dieſem gewiß ſehr groſſen Staatsmann iſt, daß er den Troſt, das Glück der Thränen kennt, — er, der alte Diplomat! der bewunderte Staatsmann, der durch Feinheit einen Napoleon überwunden! Das Unglück ſeiner Nebenmenſchen, ſowie die Freude ent-

locken ſeinen Greiſes-Augen noch Thränen. Der Glückliche! Er hat den Menſchen, das reinherrliche Menſchliche in ſich erhalten!“ —

D. beeilte ſeine Arbeiten in Bonn ſo viel als möglich, um nach Berlin zurückkehren zu können.

Aus dieſer Zeit fehlen Notizblätter; an deren Stelle mögen Auszüge aus den Briefen Ludwigs v. Voß an D. folgen; wir kennen denſelben ſchon von Dresden 1816 her.

II.

Berlin, den 10. December 1822.

Mit dem Einen Schlage in den Einen Kopf iſt ein ziemlich allgemeiner Schlag erfolgt. Der ganze Staat nimmt Antheil daran und nicht unwahrſcheinlich auch die geſammte europäiſche Politik. Wie Vieles läßt ſich darüber ſagen! Die Empfindungen gehören in unſeren Zeiten nicht dem Papier — das nur aufnehmen darf, was auf der Straße ſich frei ausſprechen läßt. Wie vieler Liebe wird dadurch tiefer Schmerz zugefügt, wie vieler Haß damit — wo möglich zur Ruhe gebracht. Hardenberg iſt nun Mann der Geſchichte geworden — abgeſchnitten der Lebensfaden, iſt das Ende des irdiſchen Wirkens für ihn vorhanden; — ich wünſche — er wäre in einer andern Umgebung geſtorben. Am 20. November kam er in Genua an. Er arbeitete noch bis zum letzten Tage — und ward dann durch einen vollſtändigen Nervenſchlag der Welt entrückt. Wäre Koreff bei ihm geweſen, ſo wäre er ſicher uns erhalten worden. Der Fürſt hat zu oft ſchon ſolche Anfälle gehabt. Dieſe erſchienen ſtets als eine gewiſſe Suspenſion der Gehirn-Thätigkeit nach all' der vielſeitigen Erſchöpfung. Es bedurfte dann nur einer le-

benethätigen Einwirkung nach gehöriger Kenntniß dieſer Erſcheinungen — und es war dann jedesmal wieder Alles in das gewohnte Geleis zurückgeführt. Ruſt hingegen — fremd ſeiner Natur in jeder Beziehung, konnte keine anderen Wirkungen hervorbringen! Aerger mit Erkältung haben zuſammengewirkt. — Wäre der Fürſt doch über Dresden gegangen und hätte ſich wieder mit ſeiner Frau verſtanden! Dann wäre wieder Klarheit in ſeine Seele gekommen; ſo aber wurde er den Nachtgeiſtern zum Raube. Beſtimmungen, wie es weiterhin gehen ſoll, ſind noch nicht angekommen. Es heißt, des Fürſten Tod habe große Beſtürzung in Berona hervorgebracht. Man will auch ſchon wiſſen, der Kongreß ſei ohne Reſultate aufgelöſt; kurz! die Diſſonanzen werden ſchon erklingen — nachdem ein ſolcher edler Stimmer zu Grabe gebracht worden iſt.' Der Leichnam wird einbalſamirt nach Neuhardenberg geführt.

b.

Berlin, den 11. December 1822.

Mein Brief a wird Ihnen die ſchwere Nachricht des Todes des edlen Fürſten gebracht haben. Noch hört man nichts, was hier weiter geſchehen wird. Es wird auch der Miniſter v. Stein erwartet. Am Verfaſſungswerk wird gearbeitet. Es ſind die Deputirten auch vom Rhein hier. Schade, daß dieſe Angelegenheit nicht früher befördert — nicht beendet wurde vor dem Lebensende des Fürſten — der den erſten Grundſtein gelegt. Leſen Sie doch in der Voſſiſchen Zeitung den Nekrolog, wahrſcheinlich aus v. Stägemann's Feder, ſo gewichtig als ſinnvoll umſichtig und die Thaten des Verſtorbenen feſtſtellend, geſchrieben. Wohl iſt dieſes Ereigniß ein hartes auch für Sie. Welche Läm-

ſie ſtehen Ihnen nicht noch bevor! Doch mit dem Durchdenken aller Möglichkeiten iſt auch nichts gewonnen — es muß vorgenommen werden, was grade jedesmal vorliegt, und beim Kampf, den Hauptpunkt ſtets vor Augen behalten, wie an einem Schlachttage. Sie werden wahrſcheinlich einen förmlichen Proceßgang noch ergreifen müſſen, um nicht bei der Verkaufsangelegenheit den Gegnern zu viel hinzugeben.

Der Fürſt hat ſich wiederum groß und edel zu ſeiner Frau im Teſtamente erwieſen. Nur in Kleinigkeiten konnte ſo ein Mann wohl einmal aus der Rolle fallen. Aber wo uns Männer das weibliche Lianen-Geſchlecht umſchlingt, da vergeſſen wir uns leicht bei der Blumen Zierm und Geruch.

Verona und die heilige Allianz von Görres habe ich nicht geleſen. So etwas liegt hier ja nirgends zu Tage aus — und der Gedanken geſtalten ſich ſo viele aus den Begebenheiten ſelber hervorgehend, daß man wahrlich wenig Luſt haben kann, zu wiſſen, was auch anderen darüber denken zu laſſen behagt haben mag.

Was Sie mir von den lieben Menſchen in Frankfurt ſagen — verlangt eine Aufklärung an Ort und Stelle. Die Frau iſt und bleibt eine liebe Seele — und wenn ſie auch einmal dumme Streiche gemacht. Aber welches Weh muß da die Herzen durchziehen, denn was iſt Körperſchmerz gegen Seelenleiden? Die Seele iſt man ſelber, und ſich darüber ſtellen, heißt meiſt Kraft erkaufen mit Hohn allem Edlen, Höhern und Guten. Denn wer erſt die Welt aus der Teufelsſphäre betrachtet, der lacht blos über Herzleiden — und hält Wehmuths-Thränen nur für Dummheits-Deſtillat. Sicher iſt auch dem Teufel ein weinendes Auge nur eine

hölliſche Ananas, worin alle Jammer wie Höllen-Wonnen ſchmecken, nach Art der Mythe — Liebe vereint mit Mord — darum auch wie köſtlicher Wein, Blut-aufkochend und zuletzt Sinne betäubend und wahnſinnig machend zugleich. Schreiben Sie mir doch über den Friedens-Störungspunkt mehr, der nun der eigentliche Brennpunkt des Hauſes geworden. Wie wird ſo etwas einſt zu betrachten ſein, aus höheren Standpunkten und Verwandlungen! Zum Theil muß man ſich ärgern, daß das Lebensglück an ſo mancherlei Quarke gebunden iſt, faſt nach dem Bilde von Wunderblumen auf faulendem Miſt!

C

Berlin, den 14. December 1822.

Der Fürſt hat in Betreff Ihrer von Verona aus noch die wohlwollendſten — ja wahrhaft väterliche Verfügungen gemacht. Daß er im Gewühle der Kongreßgeſchäfte Ihrer mit ſo vieler Liebe gedacht und Ihre Verhältniſſe bis in's kleinſte Detail bedacht hat, muß für Sie ein erhebendes Gefühl ſein, mag Ihr Schickſal ſich wenden wie es will.

Dr. Ruſt begleitet den einbalſamirten Leichnam des Fürſten, obſchon der Arzt nichts dabei mehr zu thun hat, da er ja — —. Auf einem Wege, wie Ruſt ihn nur machen konnte, war ein Mann, wie der Fürſt, nicht zu retten. Der konnte ihn nur mit vieler Medizin verſehen — mit Reizmitteln aller Art, und ſo Störungen nur vermehren — nicht aufheben. Hat doch der Selige ſo oft über die Außenärzte und über die tollen chirurgiſchen Kurmethoden für innere, höhere Krankheitsformen gelacht — und iſt einem ſolchen nun doch in die Hände gefallen!! Wie ſchrecklich des Edlen Tod! Wäre ſeine Gemahlin ihrem Herzen gefolgt, ſo wäre

der Staatskanzler nicht in ſo unwürdiger Umgebung geſtorben, wie in der der Demoiſelle H —. Sein letzter Blick, der wie aus hellern Schein auf die H — gefallen, — die ihm ein böſer Geiſt geweſen, ſoll abſchreckend, vorwurfsvoll, entſetzlich geweſen ſein. Es war vielleicht der ſchneidendſte Aufblick ſeines Lebens!

d.

Berlin, den 17. December 1822.

Mit Vergnügen erwarte ich Ihre Druckſchriften über Alterthümer, ein ſchönes Fach — wobei man frei bleibt von allem Verdacht, wenn auch nicht von Neid und Verfolgung, wie Sie ja ſchon bei Ihren Arbeiten von hämiſchen Naturen erfahren haben.

Das Altenſtein'ſche Miniſterium und andere Leute ärgern ſich blos, daß Sie nicht demüthig genug ſind. Aber es giebt Augenblicke, wo Demuth lächerlich iſt und gemein. Das Leben iſt ein Schachſpiel, in welchem man ſich vor den Matadoren in Acht nehmen muß. Ob Altenſtein's Herz durch dieſen Todesfall getroffen werden mag, ſteht dahin. Aber wenn man vorgerückt im Alter iſt, wie er, muß man ſchon mehr Acht geben auf fremde Todesboten, weil darin die Wahrſcheinlichkeit des baldigen eigenen Falles ausgedrückt wird.

In der Verwaltungs-Parthie iſt weſentlich noch nichts verändert. Miniſter v. Voß iſt Präſident des Staatsraths und Miniſteriums. Er ſoll das Büreau des Staatskanzlers übernehmen; ſo iſt die befehlende Nachricht vom Könige eingelaufen. Aber er wird — iſt er geſcheut — noch Bedenken tragen, weil er weſentlich nichts wird unterzeichnen können, wenn er nicht zugleich die Vollmachten des Fürſten erlangt.

und eine ſolche Perſon möchte wohl nicht wieder erwählt werden. Es ſcheint faſt, daß eine Formation eintreten wird, nach Art des vormaligen General-Direktoriums, welches ſehr viele gute Eigenſchaften und mehr noch Stoff zu Verbeſſerungen enthielt. Uebrigens könnte auch des Staatskanzlers Funktion hier wohl nicht jetzt mit der Stellung des Kronprinzen während des Königs Abweſenheit zu vereinigen ſein.

o.

Berlin, den 20. December 1822.

In Betreff Ihrer dortigen Verhältniſſe, des Alterthumsweſens und der etwanigen ſpäteren Abſichten der Behörde zur Erlangung allgemeiner Theilnahme für dieſes Inſtitut, hat ſich mir der Gedanke aufgedrungen: ob Sie es nicht gerathen finden möchten, nach Art des thüringiſch-ſächſiſchen Vereins für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums, eine Vereinigung der beſſeren rheiniſchen Köpfe zu veranlaſſen. Etwas Aehnliches wird — wenn Sie es nicht jetzt thun — ſicher ſpäter geſchehen. Rathen würde ich dabei, etwa den Miniſter v. Ingersleben an die Spitze zu bringen und ihm dafür, in Vergleichung mit dem thüringiſchen Verein, ein Intereſſe abzugewinnen. Dann würde das Muſeum — vaterländiſches Muſeum auch in Bezug auf den Verein. Die Geſellſchaft müßte: Königliche Geſellſchaft u. ſ. w. benannt werden; mit dieſem Namen würde das Muſeum zugleich königlich bleiben und doch mit dem Verein verbunden werden. Die allgemeinſte Theilnahme würde dadurch erreicht. Ferner — damit könnten Erſparungen für den Staat verknüpft werden. Die Koſten würden durch Beiträge beſtritten. Sie wären auf dieſe Weiſe

dem Geiſte des Fürſten treu geblieben. Die Idee des Fürſten wäre dann durch Sie in's Leben getreten — zum Beſten hätten Sie Vorſchläge gegeben, die Feinde träten dann nicht an Ihre Stelle — Sie würden triumphiren und der Staat proſperiren.

Es iſt einmal eine närriſche Welt — nur ſcheinbar mehr Stoff als Geiſt. Wir wollen uns wenigſtens hüten, daß uns der Stoff übermannt. Geht es nicht mehr einſt, ſo ziehen wir in Frieden ab und ſehen uns auch, ſo Gott will, in der Sonne wieder, dem großen Gaſthof des Firmaments. Wenn Sie nach Frankfurt am Main kommen, ſo grüßen Sie die lieben Seelen, welche man dort Andreä nennt; ſagen Sie dieſen herzigen Menſchen, was Ihnen die innigſte und zarteſte Theilnahme eines Menſchen zum andern ſagen laſſen kann.

I.

Berlin, den 21. December 1772.

Ihre Briefe ſind der Reihenfolge nach alle richtig angekommen; die Siegel waren unverſehrt. Das Wort Alterthum hätte auch ſchon jeden Neugierigen zur Ruhe gebracht. Um die Gräber kümmert man ſich nicht viel; die Todten treiben ſich nicht umher — wenigſtens nicht ſichtbar.

Wie entzückt mich der Sieg der Griechen zur See! Gott wird richten, er hat wunderſame Mittel. Eine neue Welt bricht dort hervor, wenn auch noch roh — aber wer der Sklaverei entſteht, kann noch nicht frei ſein. Die Türken müſſen nur grob gemeißelt werden — einſt entſteigt dann doch wieder Apoll dem Grabe. —

II.

Den 31. December 1772.

Sie haben ganz recht, Ihre Sammlung mit zu über-

geben. Die Sammlung iſt nach den deutlichen Worten des Staatskanzlers Eigenthum des Muſei — Ihnen aber iſt man noch den Betrag zu zahlen ſchuldig. Beſondre Vorſicht bei etwanigen liſtigen Formen der Uebergabe brachten Sie aber doch nöthigenfalls. Die Herren im Miniſterio und Herr v. Altenſtein wünſchen gewiß recht herzlich, daß zur Sammlung noch Ihr Thränen-Gefäß geſtellt werden möchte, beſonders jetzt, wo man die Todten-Urne von einem andern Manne hinzuſetzen kann. Aber das muß nicht ſein. Ihre Lebenslampe muß noch brennen und die Gedanken jenes herrlichen Menſchen müſſen nicht ſterben.

Es ſcheint, der Miniſter v. Voß wird die Stelle nur ad interim behalten und kein Staatskanzler mehr ernannt werden. Krieg mag es wohl werden und die Diplomaten werden genug zu thun (ſchaffen?) kriegen. Es wird aber wohl auch ferner ſo ergehen wie bisher. Nämlich es wird Alles anders kommen, als man hofft, will, leitet, beſieht und einſieht. Seit dreißig Jahren hat noch keiner die Früchte des nächſtfolgenden Jahres erkannt. Und wird jetzt Krieg — wird man's noch weniger wiſſen. England wird da den Kaufmann machen und Europa für nicht viel beſſer betrachten, als ſeine entfernte Politik. Ein Engländer kann nur einen Engländer achten — und England nur England, dafür fühlt ſich auch die Nation in Macht, Weltherrſchaft, Handel, Geld und Blutbezahlung ſo ſelbſtſtändig groß.

Bei dem Geheimrath Schöll iſt Verſieglung wegen der hier noch in ſeiner Behauſung habenden Papiere aus dem geheimen Archiv erfolgt — die er vor ſeiner Hinreiſe nach Verona abzugeben vergeſſen. Dies iſt eine nothwendige Vorſicht zur Sicherheit dieſer Akten. Von den Ergebniſſen des Verona'ſchen Kongreſſes verlautet noch nichts Sicheres

Erfreulichts mag es dabei für keinen ergeben haben und geben.

Die Dinge gehen nach wie vor ihren gewaltigen Gang, und die Dinge, die Umstände und die zeitgenossenschen Gesinnungen in allem Wissen und Leben — regieren die Welt. Außer diesen giebt's nur einen einzigen Weltbeherrscher — Gott.

h.

Berlin, den 9. Januar 1823.

Daß die Alterthümer in ein kleines Stübchen in's dritte Stock verwiesen worden, ist um so mehr zu verwundern, als man in vieler andrer Beziehung vom Alten — viel hält und die alte Zeit gern zurückführen möchte. Uebrigens wird bei so bewandten Umständen beim Museum für Herrn v. Schlegel nicht viel zu dirigiren sein; mit Recht würde das Museum jetzt also — hohes Museum zu benennen sein.

Herr Rehfues hat sich also wieder freundlich gezeigt — gewiß nur, weil nicht politische Kälte unter 0 eingetreten ist.

i.

Berlin, den 5. März 1823.

Zu meinem eignen Erstaunen, mein werther Freund, habe ich seit dem 9. Januar nicht an Sie geschrieben. Ich hätte es für unwahr gehalten, wenn ich nicht durch die Brief-Notizen mich davon überzeugt. Gar leicht hält man oft schon mit Dinte ausgesprochen, was man im Innern mit einem Freunde redet — und daher oft ein Schweigen per Post, als schwieg's in allen Geistes- und Herzensräumen.

Ihre Briefe habe ich richtig erhalten, auch die Druckbogen, über welche ich mich sehr gefreut. Sie bringen durch diese Arbeiten sich bleibende Denkmale hervor. Als Diplomat erlangen Sie auf diese Weise eine der vortheilhaftesten Vormeinungen, können überall leicht in vielfache Berührung mit den achtungswerthesten Männern treten und sich so am Alten erfreuen, wenn das Neue nicht viel nutzt.

Die Art der Uebergabe des Museums ist im höchsten Grade zweckentsprechend. Zurücknehmen werden Sie doch nichts — in keinem denkbaren Falle! Auch bei dieser Gelegenheit hörte ich, daß Rehfues ein Würtemberger ist. Sonderbar, daß wir neue Provinzen mit so vielen Ausländern versehen, — als sollte Rheinland nur Ausland sein.

Altenstein's Neujahrsbrief an Sie ist glatt genug. Nun wird sich's ergeben, ob er guten Bericht an den König gemacht. Hätten Sie es wie der Franzose mit der Pulverfabrik am Rhein gemacht, so kämen Sie zu Ihrem Gelde gewiß.

Merkwürdig ist die schnelle Nachfolge des Ministers v. Voß. Dort oben mag Hardenberg und Voß vieles klarer sein, als es hier gewesen. Nach einem gewissen Wahrscheinlichkeits-Beleg im Minister-Leben und Wirken müßte dem Kanzler von Hardenberg schnelle Todesfolge der Nachfolger werden. Hardenberg hat sehr lange gewirkt.

Nach des Ministers v. Voß Tode war man auf einen zweiten Nachfolger bedacht. Aber wer sollte gewählt werden? Durchdenken Sie einmal die Reihe der Kandidaten?!! Da nahm endlich der brave Marschall v. Kleist, nach zweimaliger Abwendung des Antrages die Stelle an. Und kaum das Patent in der Tasche und es rührt ihn der Schlag.

Zweiunddreißig Stunden vorher ſah ich ihn noch im Schauſpielhauſe, als Eliſe von Valberg gegeben wurde. Ich konnte mein Auge nicht von ihm wenden und fragte mich im Innern, woher der Gedanke ſo ſtark in mir aufſtehe, daß er wohl nicht lange mehr leben könne. Sein phyſiognomiſcher Ausdruck war von einer ſo ganz eigenen Art, als wenn der Körper wieder nach der Erde verlangt.

Und wer nun? Man ſpricht von einem Mecklenburger.

Zur Finanzverwaltung ſoll Voß Beamten-Gehalts-Abzug mit acht bis zehn Procent in Vorſchlag haben bringen wollen. Welch ärmliches — kopfbeſchränktes Mittel!! Warum will man nicht lieber der Nation aufgeben, einmal in einem ganzen Jahre kein Geld auszugeben und nichts zu verzehren; dann wären alle Staatsſchulden auf einmal bezahlt! Denn angenommen, die Staatseinnahme betrage den fünften Theil der geſammten reinen Einnahme der Unterthanen, ſo hat man ſogleich keine Staatsſchulden mehr und noch Ueberſchuß zu neuen Unternehmungen oben ein ..... Ob am Ende des Jahres nun auch wirklich ein großer Theil der Bevölkerung Jammers geſtorben, wäre ja nach gewiſſen Vorſtellungen nicht ſonderlich ſchädlich. Menſchen ergänzen ſich leicht, Kapitalien aber ſchwer. Und Menſchen koſten ja nichts, — die machen ſich zum Vergnügen unter einander ſelber, — Geld zu ſchaffen macht aber nur Schmerz. Menſchen zu machen iſt daher das wohlfeilſte Ding auf der Welt!

Was in der Augsburger Allg. Zeitung über das Muſeum geſtanden, iſt gut. Sehr viele werden Sie über die öffentliche Meinung und wie Sie ſo ehrenvoll bekannt geworden, beneiden.

Talleyrand's Rede habe ich noch nicht im ganzen

Umfang geleſen. Uebrigens hat dieſer alte Fuchs gut reden in einer Sache, die nur Wenige nicht einſehen. Die Franzoſen und die Miſſionaires werden die ſpaniſche Regierung nicht reich und das Volk nicht glücklich machen! Doch die Welt wird nur durch eigne Tagesarbeit belehrt. Was man von Geſchichtslehren ſagt, iſt meiſt eitel Faſelei! Wo das Blut zu Thaten treibt, da iſt die reine Vernunft ſuspendirt! Frankreich will unter den Bourbons wieder Kriegsruhm erlangen — um jeden Preis! Das muß man nicht verkennen. Im Jahr 1812 ſtanden wir auch gegen Rußland.

Die Welt wird's noch ſchwer empfinden, auf welche Weiſe Frankreich wieder erwachen wird. Große Zeiten nahen, die Menſchenwelt iſt in einer großen Umwandlung begriffen; der Einzelne iſt dagegen nur ein elender Wurm.

Der König war eine Zeitlang etwas unpäßlich. Miniſter Lottum ſoll Kanzler werden, doch iſt noch nichts beſtimmt. Die allgemeine Meinung iſt für dieſen braven, lieben Mann. Koreff iſt in Paris und wird nun wohl nicht ſeine große Reiſe antreten. Ludwig Robert iſt mit ſeiner ſchönen Frau hier, ich habe ihn einmal auf einem Spaziergang geſprochen.

k

Berlin, den 7. März 1823.

Im Etat ſind Sie nach Ihrem Dienſtalter dem Legationsrath Krug vorgeſetzt worden, wodurch derſelbe Veranlaſſung zu Beſchwerden entnommen und zur Antwort vom Miniſter v. Bernſtorff erhalten haben ſoll, daß er ſich darüber beruhigen möge, weil ohnehin Sie wohl anderweitig bald placirt werden würden. Worte und Deutungen,

welche auf die Abſicht zielen, Sie zur Zeit einer Geſandtſchaft beizugeben.

I.

Berlin, den 7. April 1823.

Innig erkenne ich Ihre freundſchaftsvollen Geſinnungen zu mir. Wenn die Freundſchaft ihre Wurzel um und in den höhern Theil des Menſchen geſchlungen, ſo daß das Leben in wahrhaft innige Wechſelſeitigkeit tritt, wahrlich dann iſt es nicht mehr der Willkühr preisgegeben, daß der Menſch vom Menſchen ſich entferne. Halten Sie feſt und unwandelbar an Ihrer innerſten Ueberzeugung von mir, und Sie werden ſich nicht irren. Der gewöhnliche Lebenswechſel und Rauſch iſt ja ohnehin zu unbedeutend und wandelbar, als demſelben nicht entgegenzuſtreben durch das ſchönſte geiſtige Band. Auch iſt es die bildende, rechnende Denkkraft nicht allein, die verbindet. Das und die Art des Seins im Geiſte kommt mehr noch in Betracht, als Baſis wahrhaftiger, inniger Seelenliebe. Wandernde Bibliotheken und Rechenmaſchinen begrüße ich blos. Auch kann ich die Fremdlinge nicht leiden, die in's Land kommen, um ſich ein Schickſal zu machen, und die blos einen ſuchen, wie man zu einem Wechsler geht, oder zu einem Deſtillateur, damit man aus der Butter den Sprit ihnen gewinnen helfe. Ich zähle ſie zu den Raubbienen und traue ihnen nicht. So wie Schöll jetzt über den Staatskanzler ſpricht, kann nur ein liebloſer Ausländer reden, — der in unſerm Lande nur politiſches Schach um Brod ſpielt und uns andre ehrliche Vaterlandsfreunde als phantaſievolle Kinder verlacht. Nun es iſt für das ganze geſellſchaftliche europäiſche und Weltleben die Reinigungszeit da!

Und Konſtantinopel leuchtet im Feuer und gewährt einen wunderbaren Silberblick über der Griechen neues Leben, wie der Norden auch im Jahr 1812 neu erwärmt wurde durch moskowitiſchen Brand. Wir leben in einem höchſtwichtigen Jahr. Mögen Sie darin und in einer langen Zukunft wohl, geſund und glücklich ſein.

III.

Berlin, den 20. Juni 1823.

Die Denkmale der deutſchen Sprache *) kommen auch zur rechten Zeit. Sie werden ihr Publikum auch finden, wohl mehr aber ſind ſie für die dortigen Diſtrikte. Nordwärts kann man die alten Urkunden im Allgemeinen nicht leſen. Es iſt doch recht ſchade, daß wir durch Luther ſo allgemein in's Hochdeutſche gerathen und von der allgemeinen Volksſprache mit dem kräftigen, wohlklingenden Weſen für die Schrift abgekommen ſind. Was wäre nicht daraus geworden — wenn Jahrhunderte hindurch ſie durch die Feder als Begleiterin der wiſſenſchaftlichen deutſchen Kultur gegangen wäre. Wir hätten dann nicht die langen en- und em-Schleppen durch unſre Schrift und deutſches Wort — als ſchleppten uns noch die alten Weiber-Schleppen nach. Im Morgenblatt geben Sie uns von dem Alterthumsforſcher Arendt Nachricht, gegen welchen früher Profeſſor Arndt in Bonn, in öffentlichen Blättern, als ſeinen Namen verunglimpfend, wie ich nun erkenne, ungebührlich losgezogen.

Der Profeſſor hielt ſeinen Namensverwandten, wie mich dünkt, für einen Landſtreicher. Dahin bringt die

*) Denkmale alter Sprache und Kunſt. Herausgegeben von Dorow. Bonn und Berlin 1823 und 1827. 8. Mit Kupfern.

Leute die Uebereilung. Herzlich freue ich mich über die Nachrichten, die Sie von Ihrem Wohlergehen geben. Gesundheit ist ein hohes Gut im Leben. Jenseits wird's genug sein mit der Gesundheit der Seele — die grade mit ihrem Eingreifen von Oben in der niedern Sphäre des Stoffes oft nachtheilige Aufregung macht.

n.

Berlin, den 23. Juni 1823.

Ich habe die Vorschläge gelesen, welche der Staatskanzler zur Vereinfachung der Administration hinterlassen hat. Es ist eine bewunderungswürdige Klarheit in Allem, was der alte herrliche Mann sagt, und wahre Grazie in der Art, wie er es sagt; möchten diese Weisheitslehren nur befolgt werden! Aus dem Ganzen geht ein Gefühl des tiefsten Schmerzes hervor; es ist ihm ein Herzens-Weh, die ganze Organisation des Vaterlandes nicht so hinterlassen zu haben, als sie in seinem Geiste konstruirt fertig da stand. Die Widerstrebungen von allen Seiten waren zu mächtig und es hätte eine jugendliche Herkuleskraft dazu gehört, um vollständiger Sieger in einem solchen Kampfe zu bleiben. Man sagt, der König wäre tief ergriffen worden bei Durchlesung dieser gewichtvollen Blätter. Uebrigens sieht man daraus, daß der Fürst eigentlich sich selbst für sehr isolirt stehend betrachtet hat; auch Altenstein, der ihm doch Alles zu danken hat, scheint hinterrücks gegen den Vertrauungsvollen operirt zu haben; der Staatskanzler schildert ihn als nicht mehr passend und zweckvoll für den Dienst und hält seine Ersetzung durch den Präsidenten von Moß für nothwendig. Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen dies heilige Vermächtniß später vollständig mitzutheilen.

Wer wird nun aber des Fürsten Stelle einnehmen? Sie glauben, Witzleben wäre wünschenswerth; Talent und große Anschauungen hat dieser treffliche Mann, aber ob auch die Geschäftskenntniß, welche zur vollen würdigen Ausfüllung einer solchen Stellung nothwendig gehört? Der König giebt demselben allerdings großes Vertrauen; er hat ihm die Vorschläge des Staatskanzlers gegeben und seine Ansichten darüber gefordert, die dieser denn auch mit großer Offenheit und Freimüthigkeit gegeben haben soll.

Ewig Ihr Voß.

Im September 1823 war D. nach Berlin zurückgekehrt und fand daselbst einen scheinbaren Stillstand in allen Verhältnissen; hin und wieder waren Zuckungen, die auch auf das gesellige Leben nachtheilige Rückwirkung hatten. Nachdem D. sich bei Graf v. Bernstorff gemeldet hatte und bei jeder Gelegenheit, welche sich ihm darzubieten schien, um endlich thätig in's Dienstleben wieder zu treten, dasselbe that, stellte er alles Uebrige dem Himmel anheim, setzte jedoch keinen Fuß in's Lokal des Ministeriums, um jeden Schein eines Sichdrängenwollens zu vermeiden und um so ungestörter und verantwortungslos den Begebenheiten des Tages leben zu können. Durch Beachtung und Prüfung so gewichtiger Erscheinungen glaubte D. sich zu seiner ihm angewiesenen neuen Bestimmung stets mehr und mehr vorzubereiten.

Nach dem Tode des Ministers v. Voß soll die Wahl eines ersten vortragenden Ministers sehr schwer gewesen sein; an D. ward ein Gespräch mitgetheilt, welches Ende Januar 1824 darüber geführt worden. Die Quelle ist zu

ſicher, als daß es nicht vollen Glauben verdienen ſollte; daſſelbe iſt abermals ein Beweis, wie ſcharftreffend und wahr Alles iſt, was der König ſagt und wie genau er die Menſchen kennt!

Obſchon durch ein Schnupfenfieber unwohl, befahl des Königs Majeſtät dennoch Vortrag zu halten; nachdem derſelbe zuvor allein mit dem Fürſten Wittgenſtein geſprochen, erſchienen der General v. Witzleben und Kabinetsrath Albrecht und folgendes Geſpräch entwickelte ſich. Nachdem der König über den erfolgten Tod des Miniſters v. Voß geſprochen, ſagte Allerhöchſtderſelbe: Ich habe mich ſchon ſeit mehreren Wochen mit der Idee beſchäftigt, wie der Platz des Miniſters v. Voß, deſſen Verluſt leider in der letzten Zeit nicht mehr zweifelhaft blieb, erſetzt werden könnte. Von den mir bekannten, durch ihre Stellung geeigneten Perſonen wäre allerdings der Miniſter v. Humboldt der fähigſte, aber er genießt zu wenig Vertrauen im Auslande, daß auf keine Weiſe daran gedacht werden kann. Ich habe ſämmtliche Miniſter beachtet und bin immer bei dem Grafen Lottum als dem geeignetſten ſtehen geblieben. Sagen Sie mir jetzt Ihre Meinung darüber.

Albrecht: Wenn Ew. Majeſtät den Miniſter Humboldt aus den erwähnten Gründen nicht nehmen können, ſo glaube ich, daß der Graf Lottum der fähigſte und geeignetſte iſt.

Witzleben ſchwieg. Sr. Majeſtät zu demſelben: Und was meinen Sie?

Witzleben: Der Miniſter v. Humboldt iſt nach meiner vollen Ueberzeugung der einzige völlig Brauchbare; wenn Ew. Majeſtät ihm aber nicht das volle Vertrauen

ſchenken können, ohne welches er die Pflichten einer ſolchen Beſtimmung nicht erfüllen kann, ſo würde ich wenigſtens unterthänig anheimſtellen, ihn zum Präſidenten des Staatsraths und auch Mitgliede des Miniſterii zu ernennen, dem Grafen Lottum aber das Präſidium des Miniſterii zu übertragen.

Nein, das geht nicht, entgegnete Se. Majeſtät. Beide Stellen können nicht getheilt werden.

Fürſt Wittgenſtein: Graf Lottum iſt ein ſehr beſonnener Mann, der recht viel Conciliatoriſches hat.

Se. Majeſtät bemerkten dagegen: Ob er aber die nöthige Energie haben wird, um, wo es erforderlich iſt, durchzugreifen, das iſt eine andere Frage und das einzige Bedenken, welches ich habe.

Fürſt Wittgenſtein: Schwach iſt er freilich etwas, Ew. Majeſtät.

Ich weiß aber keinen beſſern, erwiederte des Königs Majeſtät.

Der König ſoll nun alle Miniſter durchgegangen ſein und von ihnen eine bewunderungswürdige Charakteriſtik entworfen haben. Wißleben ſoll nochmals zu Gunſten Humboldt's vorzüglich von der richtigen Anſicht geſprochen haben, welche derſelbe über die jetzige Lage der Dinge habe.

Man will als beſtimmt wiſſen, es ſei zuvor dem General Graf v. Kleiſt-Nollendorf dieſe Stelle angetragen, doch ſei er darüber geſtorben. (Siehe Seite 321. Brief i.)

Im März hatte Wißleben ſeine Bemerkungen über des Staatskanzlers nachgelaſſene Vorſchläge niedergeſchrieben; die Vorſchläge ſelbſt zu leſen, war dem D. nicht ver-

gönnt, doch des Generals Ansichten darüber geben ein treues Bild nicht allein davon, sondern auch von Witzleben's klaren und tiefen Ansichten über den Standpunkt der administrativen Zustände in Preußen. (Siehe Anlage L. 4.) Schon früher fanden Konferenzen des Fürsten Wittgenstein mit Kabinetsrath Albrecht und General v. Witzleben statt, um über diese Vorschläge zu berathen, auf welche der König eine große Wichtigkeit setzen soll. Wahrhaft erfreulich ist die Würdigung unsres Ministers v. Humboldt, der allerdings als ein Staatsmann erster Größe erscheinen würde, wenn ihm die Stellung dazu gegeben wird! Der Minister v. Altenstein soll besonders gegen Humboldt agiren und mit den kleinlichsten Details Nachtheile hervorheben, welche aus der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes hervorgehen würden, namentlich als Präsident des Staatsraths. Auch solchen gehässigen und schiefen Ansichten begegnet Witzleben mit großer Kraft und Klarheit und kommt stets auf seinen Lieblingsmann Humboldt zurück; besonders macht er bemerkbar, „daß es wichtig ist, den Grundsatz festzuhalten, daß der Präsident des Staatsraths keine Behörde sei, daher auch von ihm keine Verfügungen ausgehen können. Im Ministerio wie im Staatsrath steht er zwar an der Spitze und leitet die Arbeiten, d. h. er bestimmt die Folge, in welcher die verschiedenen Gegenstände zur Berathung kommen, verhindert bei derselben Abschweifungen, die nicht zur Sache gehören, und stellt nach geschehener Diskussion die Fragen zur Abstimmung, — er hat aber in beiden Staatsbehörden keinen größern direkten Einfluß, als das jüngste Mitglied derselben, da seine Stimme nicht mehr gilt, als die der übrigen. Wollte man sagen, daß der Präsident in den angegebenen

Fällen einen indirekten Einfluß gewinnen wird, theils durch die Leitung der Diskussion und durch geschickte Unterbrechung derselben zur gehörigen Zeit, theils durch gewandtes Auffassen der geäußerten Meinung und beredten Vortrag der seinigen, so wie durch kluges Stellen der Fragen; so ist dies wesentlich nicht viel mehr der Fall, als bei den übrigen Mitgliedern; denn wenn er z. B. die Diskussion für geschlossen erklärt, so hat ein jedes Mitglied das Recht, dagegen zu protestiren, so wie ebenmäßig jeder Beisitzer befugt ist, die Stellung der zur Abstimmung kommenden Fragen zu verwerfen und eine andere vorzuschlagen. Der Geist ist es der entscheidet, und dieser wohnt allerdings dem Herrn v. Humboldt bei: diesen wird Herr v. Altenstein aber doch nicht fürchten oder als Kontrebande bezeichnen wollen? Wenn nun noch die Vorträge des Präsidenten in Gegenwart des Kabinetspersonals gehalten werden, wie dies der König schon ausgesprochen haben soll, so ist nicht wohl einzusehen, wie — alles Obige auf den Minister v. Humboldt angewendet, irgend ein Nachtheil aus der Persönlichkeit desselben hervorgehen kann." Auf diese Basis gestützt, beruht auch die Instruktion für den Präsidenten des Staatsraths.

In diese Zeit fallen die Arbeiten zum 2ten und 3ten Heft der „Denkmäler alter Sprache und Kunst," welche durch einen Umstand interessant wurden. Dr. Maßmann, der beim Wartburgsfest eine so bedeutende Rolle gespielt, hatte in sprachlicher Hinsicht die Freckenhorster Heberolle bearbeitet und wünschte die Aufnahme davon in diesem 2ten Hefte; Herr Lieutenant v. Ledebur, dem D. die Aufnahme eines — wohl des ersten — litterarischen Aufsatzes bereits zugesagt, um auf diese Weise denselben in die Oeffentlich-

keit einzuführen, fürchtete jedoch Unbequemes und Schädliches, wenn er mit Dr. Maßmann in einem und demselben Journal vorkäme, besonders da diesem jungen braven Sprachforscher die Reise nach Mailand, um Ulfilas und andere Manuskripte zu studiren, von Oesterreichs Regierung nicht gestattet war. D. fragte also dieserhalb beim Grafen v. Bernstorff an, zugleich bemerkend: „ich darf nicht unerwähnt lassen, daß überall, wo sich die Gelegenheit zeigt, Ansichten und Gesinnungen des Dr. Maßmann über Staats- und bürgerliche Verhältnisse zu vernehmen, solche stets von der Art sind, daß sie demselben nur zum Lobe gereichen können." Die eines Ministers wahrhaft würdige Antwort lautet: „Ew. Wohlgeboren erwiedre ich auf Ihre Anfrage vom 20. Mai d. J., daß die Aufnahme eines rein litterarischen Aufsatzes des Dr. Maßmann in das mir von Ihnen mitgetheilte Werk um so weniger von mir gemißbilligt werden kann, als überhaupt wohl kein lediglich auf Erweiterung der Wissenschaft gerichtetes Streben zu irgend einem Bedenken Veranlassung geben dürfte."

Und hiermit beruhigte sich Herr v. Ledebur.

Im Juli 1824 wurden die Arbeiten der Kommission, welche die Ersparungen in der Administration, die nöthigen Verabschiedungen und das Versetzen auf Wartegeld feststellen sollten, sehr eifrig betrieben und selbst dem Könige nach Teplitz zum Vortrage nachgesendet. Auch hier war es Witzleben, der mit Graf Lottum stets für Milde stimmte, besonders bei dem Punkte, der die Bestimmungen enthielt, daß die die neuen Etats überschießenden Beamten Wartegeld erhalten sollten, denn, wie Witzleben aussprach: „es ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese Maßregel sehr drückend sein und großes Mißvergnügen erregen würde; doch könnte das Mi-

nisterium als oberste Verwaltungsbehörde am besten übersehen, ob der dadurch hervorgebrachte nachtheilige Eindruck mit der zu erzielenden Ersparniß in einem richtigen Verhältniß stehe; sollte jedoch bei dieser Maßregel beharrt werden, so würde ich vorschlagen, Sr. Majestät anheim zu stellen, dies nicht gleich definitiv auszusprechen, sondern dem Staats-Ministerio zur nähern Prüfung und gutachtlichen Aeußerung hinzugeben." Witzleben und Albrecht bearbeiteten diese Angelegenheit mit großem Interesse und Aufmerksamkeit und es wurde dem Grafen Lottum gar oft nicht allein jene gerechte und billige Rücksicht empfohlen, sondern allerdings auch bemerkt: „es ist ein wichtiges Werk, das konsequent ausgeführt den Staat endlich in denjenigen Zustand von Stabilität bringen kann, ohne welchen derselbe immer bedenklichen Krisen entgegengehen wird." Aus den Mittheilungen von Teplitz geht es sehr klar hervor, daß der König die Arbeiten dieser Kommissien sehr genau sich vortragen ließ, sie gründlich berücksichtigte und selbst Aenderungen machte. Die Erfolge der Kommission sind bekannt, so wie die Kabinetsordre vom 31sten August 1821, welche über das Schicksal einer großen Masse von Beamten und Militairs entschied. In wohlwollendere Hände wie die des Grafen Lottum konnten diese Bestimmungen wohl nicht gelegt werden! Leider wurden seine Vorschläge, besonders wegen der Wartegelder, nicht so berücksichtigt, als er es zu wünschen schien. Der Graf schrieb, als davon nicht abgegangen werden sollte: „Die Wartegelder sind aber allerdings ein Punkt, bei welchem eine Abänderung unserer Vorschläge nicht ohne große Inkonvenienzen sein würde. Abgesehen von der Härte für die Individuen, würde auch die Ausführung der ganzen Veränderung wesentlich erschwert werden, denn es wür-

den mit dem 1ſten Januar mit einem Male alle Beamten, deren Stellen eingezogen werden ſollen, außer Thätigkeit treten und, da die Geſchäfte ſelbſt, beſonders während einer neuen Organiſation, ſich nicht ſo auf der Stelle abſchneiden laſſen, wahrſcheinlich Verlegenheiten und Stockungen entſtehen. Vielleicht wird Se. Majeſtät bei Vorlegung der Details ſich davon überzeugen; der Ausweg eines zu fordernden Berichts vom Staats-Miniſterio wäre zwar einer völligen Verwerfung vorzuziehen, aber lieber wäre es mir doch und würde weit günſtiger wirken, wenn die mildere Beſtimmung ohne weitere Rückfrage getroffen werden könnte." —

Obſchon D. dem auswärtigen Departement beſtimmt und feſt überwieſen war, ſo glaubte namentlich der Direktor der Kunſtkammer, Herr Prediger Henry, daß dem D. dieſe Stelle beſchieden werden könne, klagte über Profeſſor Lewezow's „pommerſche Intriguen," wie er es nannte, und bat ſeinen Freund und ehemaligen Prediger-Kollegen Ancillon um Vereitelung ſolcher ihm widerwärtigen Pläne. Ancillon hat wohl niemals Verſe gemacht, doch Henry's Klagen mögen ihn gerührt haben, und er ſchrieb zu deſſen Troſt ein Gedicht gegen D. und Lewezow nieder, wodurch dieſe Freunde wohl zur Eitelkeit verführt werden konnten durch den Gedanken, daß ſie einen berühmten Chef der auswärtigen Angelegenheiten, der als großer Politiker gewiß aller Poeſie fern ſteht, zu einem Gedicht begeiſtert haben! Wohl als Unicum mögen die Verſe hier folgen:

Tes scrupules en conscience
Me paroissent bien peu fondés;
Pour quelq'un de tant de science

Quels misérables préjugés!
Toi qui digéras Lewetzow
Et ses caresses tartuffiques;
Toi qui digéras ce Dorow
Et ses mines hypercritiques,
Une huitre te met en émoi!
Ce nombre te semble sinistre,
Passe encore si c'étoit moi
Qui les abhorre à juste titre.
O gourmand de petite foi
Consulte ici l'ami Molière.
Il te dira, cet autre toi,
Que tu es un pauvre compère.
Sais-tu d'où viennent tes remords?
Ils ont une raison secrète;
Reconnois enfin tes vrais torts,
Et ne sois plus d'humeur discrète.
Quels sont les seuls nombre sacrés?
Le cinq n'est pas de bonne prise,
Trois et sept sont seuls révérés,
Trois est trop peu, sept est de mise;
Mais douze vaut encor bien mieux
Par respect pour les douze Apôtres
Prends douze huitres et vous les cieux
Tu seras sage comme bien d'autres.

D.'s Penſionirung machte allen dieſen Machinationen und Sorgen ein Ende! D. gab ſich nun gänzlich den politiſchen und adminiſtrativen Beobachtungen hin, ſammelte und ordnete das Material. Dabei wurden die Vorarbeiten zu dem 2ten Bande der „Denkmale germaniſcher und römiſcher Zeit" gemacht; das bei Neuwied ausgegrabene römiſche Castel Victoria ſollte mit allen aufgefundenen Alterthumsgegenſtänden bis in's kleinſte Detail abgehandelt werden.

Das Ségür'ſche Werk macht hier viel Spektakel und man iſt über die Stellen, welche über Preußen und unſern König handeln, beſonders über den Monarchen-Verein in Dresden, ſehr ungehalten: man will höhern Orts der deutſchen Ueberſetzung Noten und Berichtigungen beifügen laſſen. Auch bei dieſer Angelegenheit zeigt ſich wieder der richtige, taktvolle, großartige Sinn unſres geliebten Königs! Ein berühmter Staatsmann und Militair war beſonders ſehr eifrig dabei bemüht; er ſchrieb deshalb an einen Mann, der dem Könige nahe ſteht und Allerhöchſtdeſſen Vertrauen beſitzt, unter dem 15. Febr. 1825: „Es war meine Abſicht, Ihnen heute auch von dem Ségür'ſchen Werk zu ſprechen, ich habe es aber vergeſſen. Die Verbeſſerung der Ueberſetzung habe ich bewirkt, die Noten ſind hinzugefügt und die Sache iſt in vollem Gange. Anbei folgt nun in Bezug auf Se. Majeſtät den König die wichtigſte Stelle des ganzen Werks, in ihrer wörtlichen Ueberſetzung. Sie erfordert Noten, aber dieſe ſind ſehr ſchwer, da das Benehmen des Königs in Dresden

mit dem des Kaiſers von Oeſterreich und der übrigen Fürſten Deutſchlands zuſammengeworfen iſt (obgleich es ſo verſchieden war) und eine Auseinanderſetzung dieſer Verſchiedenheit die übrigen Fürſten trifft, aber nicht den Böſewicht Napoleon. Vielleicht geben die Unrichtigkeiten die beſte Veranlaſſung zu dieſen Noten. Im Allgemeinen ſcheint mir eine Note, ungefähr in folgender Art gefaßt, zweckmäßig:

„Dem Verfaſſer iſt es nicht entgangen, daß von allen „Fürſten, welche ſich nach Dresden begaben, keiner ſich „dort wohlgefiel, keiner ſich dort wohlgefallen konnte. „Der Verfaſſer ſcheint auch nicht daran zu zweifeln, daß „ſie dies vorausſahen, und daß keiner von Allen die „Reiſe unternahm, weil ihn eine innere Neigung dazu „drängte.“

„Wenn er ſich daher tadelnd darüber ausſpricht, daß „ſie dahin kamen, ſo muß man fragen: wie würde er ſich „über einen Fürſten ausſprechen, der nicht erſchienen „wäre? In der Wagſchale lag: Perſönlichkeit auf der „einen, und das Glück des Volks, deſſen legitimer Fürſt „er war, auf der andern Seite. Galt ihm ſeine Per„ſönlichkeit mehr als das Glück ſeines Volks, ſo konnte „er zurückbleiben, dann aber mußte er Napoleon's Ge„waltmaßregeln, ohne Mittel ſie abzuwenden, über ſeine „Unterthanen ergehen laſſen.“

„Wurde dies letzte dem legitimen Fürſten das „ſchwerſte, ſo wäre das Nichterſcheinen dem Menſchen „das leichteſte geweſen. Alſo das Erſcheinen der Fürſten „in Dresden konnte ſie nicht erniedrigen, ſondern nur „ein unwürdiges Benehmen, und wenn ſie, ihre Völker „vergeſſend, ſich dort gefallen hätten.“

Anmerkung des Ueberſetzers.

Eine ſolche allgemeine Note würde aber die beſondern nicht ausſchlieſſen.“ —

Dem Könige iſt wohl ohne Frage dieſer Brief — gleichſam als eine Anfrage, mitgetheilt, und es erfolgte die Antwort unter dem 22ſten Februar 1825: „Indem ich Ew. Excellenz die Anlage ergebenſt remittire, bemerke ich auf Befehl Sr. Majeſtät folgendes: Die Erzählung der Zuſammenkunft in Dresden, ſo weit es die allgemeinen Verhältniſſe betrifft (Originaltext von Seite 103 — 108), iſt wahr und Se. Majeſtät finden es um ſo weniger angemeſſen, hier eine erläuternde und dadurch mildernde Note hinzuzufügen, als der Drang der damaligen Verhältniſſe genugſam bekannt iſt und niemand den Fürſten verargen kann, daß ſie die drükkende perſönliche Stellung einem gewiſſen politiſchen Tode vorzogen. Wo indeß der Verfaſſer von Sr. Majeſtät ſpricht, wird es nothwendig, die Unrichtigkeiten zu rektifiziren, von welchen dieſer Theil des Buchs wimmelt.

Hier folgt was Se. Majeſtät ſich herabgelaſſen haben darüber zu erklären: Se. Majeſtät ſind nach Dresden gegangen auf eine ausdrückliche Erklärung des Kaiſers von Oeſterreich und Napoleon's. Statt der im Buche angegebene Kälte des Empfanges war, nächſt den allgemeinen, dem hohen Range angemeſſenen Ehrenbezeugungen, — eher eine Art von Zuvorkommenheit bemerkbar, welche deutlich zeigte, daß Napoleon die wichtige Stellung Preußens bei dem ausbrechenden Kriege ſehr wohl erkannte.

Daß Napoleon dem Könige die deutſchen Provinzen des ruſſiſchen Reichs verheißen habe, kann möglich ſein, gewiß iſt es aber, daß dieſer Antrag weder angenommen, noch weniger aber die Inveſtitur nach deren Beſetzung gefordert wurde.

Von einer Verbindung des Kronprinzen mit einer Nichte Napoleon's iſt nie die Rede geweſen.

Ew. Excellenz ſtelle ich nun ganz ergebenſt anheim hiernach die Noten rektifiziren zu laſſen." —

Das Ausſcheiden des Generals v. Grolmann wird ſtets noch mit Bedauern viel beſprochen, noch mehr aber die eigenthümliche Art, wie ſich zu Anfange des Jahres 1825 der Herzog von Cumberland bemühte, den General wieder in aktive Dienſte treten zu ſehen; der Herzog ſchrieb deshalb an den König ſelbſt und ſtellte die vorzüglichen Eigenſchaften des Herrn von Grolmann nicht allein dar, ſondern ſchilderte auch all die Nachtheile, welche der Dienſt durch die Unthätigkeit deſſelben erleiden müſſe. Der Herzog liebt über dieſen Gegenſtand viel zu ſprechen und theilt gern das Reſultat ſeiner Bemühungen und ſeines Schreibens an den König mit: „Se. Majeſtät haben daſſelbe nämlich ſehr gnädig aufgenommen und ſich darüber gefreut, daß ein ſo lebhaftes Intereſſe für den Königlichen Dienſt bei ihm vorhanden ſei, Se. Majeſtät würden ſpäter, nach Lage der Umſtände, einen Beſchluß deshalb faſſen, jetzt fehle allerdings es an Gelegenheit, doch müſſe noch bemerkt werden, daß der König ſowohl die große Brauchbarkeit, als auch die geleiſteten Dienſte des Generals gewiß anerkenne, doch ſei es des Generals eigener Wille geweſen, den Dienſt zu verlaſſen." Witzleben unterſtützt den Wunſch des Herzogs ſehr lebhaft, denn auch er theilt die volle Ueberzeugung, daß die Armee durch den Wiedereintritt des Generals v. Grolmann nur gewinnen kann.

Mit dem ſchönen Frühlingswetter eilte D. im Mai 1825 nach Neuwied, um ſein Werk über die dortigen Alterthü-

mer zu beendigen, ſeine Geſundheit zu befeſtigen und ſich zu einer Reiſe nach Italien vorzubereiten.

Der Entſchluß zu dieſer Reiſe ſtand ſchon längſt feſt; die Alterthümer-Verkaufsangelegenheit ſollte nur erſt beendet ſein; ein theurer Freund, der Geheimrath v. Grunenthal, ordnete die Vergleichsvorſchläge mit Herrn v. Altenſtein zu D.'s großem Vortheil und vollſter Zufriedenheit; bei Grunenthal's Liebe und Freundſchaft muß man an Paul Gerhard's Lied denken: „Gute Freunde ſind wie Stäbe, da der Menſchen Gang ſich hält!" „Was Freunde mit und für uns thun, ſagt Goethe, iſt auch ein Erlebtes; denn es ſtärkt und fördert unſere Perſönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, erfahren es nur und lehnen es ab." Als im März es bei D. beſchloſſen war nach Rom zu gehen, ſo hielt er es für zweckmäßig dem Papſte vorher bekannt zu werden; er ſchrieb an denſelben*): „Obſchon ich nicht in derjenigen Kirchengemeinſchaft geboren bin, in welcher durch Dich neuer Glanz ſchon leuchtet und in Zukunft noch mehr leuchten wird, ſo wird mein Herz doch ſtets mit Bewunderung Deiner Weisheit erfüllt ſein, die Dir von Gott gekommen iſt und mit welcher Du, heiligſter Vater, nicht allein jene frühere Rechtſchaffenheit Aller gegen

*) Der gründliche Kenner lateiniſcher und deutſcher Sprache, — D.'s lieber Freund, der genialе Dr. Carl Müller (ſiehe 1ſten Theil Seite 8), hat den lateiniſchen Text entworfen, welcher lautet:

Beatissimo et Sanctissimo
Patri
Leoni Duodecimo Pontifici
Maximo.

Licet ego non sim natus in ea Ecclesiae communione, cui per Te jam nova lux affulsit affulgebitque in posterum, tamen a me nunquam obtinere potero, quin animus mihi sit repletus admiratione

Alle wiederherzustellen begonnen hast, sondern auch das Uebel und die Verworfenheit in dieser Zeit heilen willst.

Denn in unserer Zeit ist die Verkehrtheit so groß, daß fast nirgends Achtung für Tugend, nirgends Ehrfurcht für Religion und für den heiligen Glauben übrig geblieben, als bei einigen Wenigen, die aber zerstreut auf Erden leben. Und diese wenigen Auserwählten, wenn sie die Irrenden zur bessern Ueberzeugung leiten wollten, haben darin doch auch gefehlt, daß sie unvorsichtig, in thörigter Zeitverkennung Alles auf einmal zu erlangen strebten, durch zu scharfes Ermahnen, Tadeln, Schelten schon wankende Gemüther vielmehr irre führten und von dem Heil abwendig gemacht haben, statt sie darauf hinzuleiten.

Indem ich diese Mißgriffe oft und vielfältig beobachtete, ward ich entbrannt von dem Verlangen, die gute Sache zu fördern und habe daher ein Werk geschrieben, worin ich besonders gestrebt, Alles, was von Legenden und Lebensbeschreibungen heiliger Menschen in den Bibliotheken West-

---

sapientiae illius Tuae, divinitus quasi datae, qua Tu, Sanctissime Pater, pristinam illam omnium erga omnes pietatem reducere maloque et nequitiae saeculi providus mederi coepisti.

Ea enimvero temporum nostrorum est perversitas, ut nulla fere pietatis aestimatio, nullus religionis fideique sanctissimae restet honos, nisi forte in paucis, ne dicam paucissimis, huc illuc dissipatis.

Atque hi quidem pauci melioris notae, si quae ipsi sentiebant, alios docere errantesque ad lucem reducere gestiebant, in eo maxime periclitarunt, quod incauti et omnia simul cupientes, nimis acerbe monendo, arguendo, vituperando, animos jamjam vacillantes irritarent potius et a re salubertima abalienarent, quam illicerent.

Haec ego multum diuque mecum reputans, bonaeque causae promovendae studio accensus, ut ne ipse inter nimis agitandum nihil agerem, opellam mihi scribendam sumsi, cui titulus est: — — in id potissimum elaborans, ut quae ex Legendis seu vitae Sanc-

phalens verborgen und der Benutzung verſchloſſen liegt, zu ſammeln und unter Gottes Segen allmählig an's Licht zu ſtellen und mit fortlaufender Erklärung verſehen, zum Nutzen Aller und zum Ruhme Gottes und des Evangeliums drucken zu laſſen.

In wie fern dieſe Abſicht erreicht, mögeſt Du ſelbſt beurtheilen und es erlauben, daß dies Buch in Deine allerheiligſten Hände gelegt werde. Dieſes wünſche und erflehe ich. Auch wage ich ein andres von mir verfaßtes Werk beizuſchließen, deſſen erſte Abtheilung archäologiſchen Inhalts iſt, die zweite dagegen die für die Kirche in Rom hochwichtigen Zeiten Karl's des Großen, ſowie die älteſten Denkmale über Herrmann's Siege und Wittekind's Taufe darſtellet — Monumente, welche Du bei Deiner Anweſenheit in Deutſchland oft bewundert haſt.

Nimm alſo mit freundlichem Herzen, heiligſter Vater, und, wie Du pflegſt, mit wohlwollender Geſinnung dieſe geringen Zeichen meiner höchſten Verehrung und meiner Bewunderung für Deine Weisheit gnädig auf und zürne

---

torum descriptionibus, in Westphaliae postrae Bibliothecis abscondita adituque praeclusa tenerentur, per me, favente Deo, paulatim in lucem protrahantur et, perpetua commentatione illustrata, legentibus volvenda ac revolvenda tradantur, in majorem Dei reique christianae gloriam.

Quod quidem consilium quem in modum exsecutimus sim ut Tu ipse possis judicare, libellum istum manibus Tuis Sanctissimis tradi permittas, enixissimis precibus oro rogoque. Ausus sum et adjicere alius operis per me scripti partem priorem, argumenti archaeologici, cujus in altera parte, jamjam proditura, Caroli Magni tempora meritis in Ecclesiam praestantissima, nec non quae de Wittegisdi Baptismate exstant monumenta antiquissima descripta invenies.

Accipias ergo vultu sereno, Pater Sanctissime, animoque, ut so-

mir nicht, wenn ich zugleich noch anführe, daß mich die angenehme Hoffnung erfüllt, Dir diese Gefühle der Verehrung bald selbst persönlich zu Füßen legen zu können." Dabei wurde nun also auch durch die Nunziatur in Wien unter dem 13. März 1825 der 1ste Band der „Denkmale germanischer und römischer Zeit," worin die Beschreibung und Abbildungen der Externsteine in Westphalen sich befinden, welche in Italien dem Namen nach, besonders in Rom sehr bekannt sind, da diese interessanten Steinmassen schon seit 1093 lebhafte Handelsverhältnisse, Streitigkeiten und Begünstigungen von Seiten der katholischen Kirche veranlaßt hatten. D. fügte noch die „Denkmäler alter Sprache und Kunst" bei, worin ein in Westphalen aufgefundenes sprachlich interessantes Manuskript aus dem 13. Jahrhundert: „Legenden der Stiftung von Frekkenhorst und Leben des heiligen Bonifazius, des deutschen Apostels," enthalten war. In Westphalen erhob sich über diese Mittheilung noch ein anderes — ein religiöses Interesse; die Sprache in der Legende, der westphälischen Mundart verwandt, ein Nationalgegenstand, munterte zum Lesen zwar auf, — doch ein Ketzer hatte das Buch edirt; um es also lesen zu dürfen, fehlte Erlaubniß. Man soll es daher zur Begutachtung nach Rom geschickt und daselbst Zustimmung gefunden haben.

---

les, benevolo, quae Tibi offerre ausus sum, maximi in Te studii summaeque admirationis sapientiae Tuae signa parvula, nec irasci mihi velis, si fateor, spe jucundissima me teneri, fore ut aliquando coram Te venerari mihi liceat fortunatissimo.

Dabam Berolini ipsis Kal. Martiis, 1825.

Nominis Tui Sanctissimi

observantissimus cultor

Guilielmus Dorow,

Regi Borussorum a consiliis aulicis.

Dieſer Vorgang ward dem D. mitgetheilt, und er hielt ſich um ſo mehr befugt, dieſe Verhältniſſe für ſeine Zwecke zu benutzen und die Schriften nach Rom zu ſenden. Kurz vor der Abreiſe nach Neuwied erhielt D. bereits eine Antwort vom Papſte, aus welcher Eile wohl ſchon auf eine freundliche Aufnahme geſchloſſen werden konnte, doch der Brief ſelbſt war günſtiger als wohl je zu erwarten war, und mit Zuverſicht iſt alſo auf Erreichung guter, nützlicher Zwecke in Rom zu rechnen. Die eigenhändig unterſchriebene Antwort des Kirchenoberhauptes lautet: „Leo P. P. XII.

Spectabilis vir, Salutem. Accepimus una cum epistola Tua plena humanitatis et officii operum exempla a Te in lucem editorum. Et primum otii aliquid nacti erimus ab assiduis occupationibus Nostris, legemus ea sane libentissime. Nihil enim Nobis accidere gratius poterat consilio isto saluberrimo, quod a Te susceptum profiteris. Nam si qua ratio apta est ad vitia profligandа, et ad homines mutua inter se caritate ita conjungendos, ut eorum sit unum cor et anima una, hujusmodi potissimum actorum lectio videtur esse hominum sanctissimorum, quorum vita perpetua fuit exercitatio caritatis. Nulla ibi austeritas

*) Ueberſetzung: „Zugleich mit Ihrem Briefe, verehrter Mann, empfingen Wir Ihren Gruß voll Humanität und Proben der von Ihnen herausgegebenen Werke. Sobald Unſere anſtrengenden Geſchäfte Uns einige Zeit übrig laſſen werden, werden Wir dieſelben gewiß mit Vergnügen leſen. Nichts konnte Uns angenehmer ſein als der Entſchluß, den Sie gefaßt zu haben ſcheinen, denn, wenn irgend etwas geeignet iſt, Fehler auszutilgen und Menſchen durch das gemeinſame Band der Liebe zu verknüpfen, daß ſie ein Herz und eine Seele ſind, ſo ſcheint dies vorzugsweiſe die Lektüre der Handlungen beſonders heiliger Menſchen zu ſein, deren Leben eine immerwährende Uebung der Liebe war. Denn da finden ſich keine ſtrengen Vorwürfe,

objurgationis, nulla vituperationis acerbitas, quae, ut vere ais, irritant potius animos et abalienant, quam alliciant, sed omnia sunt ad persuadendum maxime idonea, exemplo ad imitationem mirum in modum excitante. Quare Tibi gratias agimus, Teque vehementer hortamur, ut, quod integra fit Catholica fide, pergas etiam atque etiam urgere propositum tuum. Quod reliquum est, cupidi sumus aliquando videndi Tui, Tibique, quod nunc scripto facimus ex animo, verbis reque ipsa gratum animum nostrum testificandi. Interim Patrem luminum ac Deum totius consolationis supplices rogamus, ut Tua ista voluntas homines juvandi, Te ipsum in primis juvet, atque in hanc mysticam arcam receptum, extra quam salus esse non potest, Te quoque Nobis liceat cum ceteris filiis Nostris paterno affectu complecti. Datum Romae apud S. Petrum die 9 Aprilis † Anni 1825. Pont. Nri. An. II.

Leo P. P. XII."

Dieses freundliche Schreiben fand ich C. veranlaßt auf dankbar ehrfurchtsvolle Weise zu beantworten, bestimmt seine

---

sein guter Lohn, wodurch, wie Sie ganz richtig bemerken, die Gemüther eher gereizt und entfremdet werden, als angelockt, sondern Alles ist vorzüglich geeignet zu gewinnen und auf bewunderungswürdige Weise durch Beispiel Nacheiferung zu erregen. Deshalb sagen Wir Ihnen Dank, und ermahnen Sie angelegentlichst, in so weit es in Uebereinstimmung mit dem katholischen Glauben geschehen mag, fortzufahren und Ihr Vorhaben zu beeilen. Uebrigens wünschen Wir dereinst Sie zu sehen und Ihnen, was Wir hierdurch von Herzen schriftlich thun, durch Wort und That Unsre Dankbarkeit zu beweisen. Indessen wollen Wir den Vater des Lichts und den Gott alles Trostes anflehen, daß Ihr Wille, den Menschen zu helfen, zuvörderst Ihnen selbst heilsreich sei, und daß es Uns durch Ihre Aufnahme in diese heilige Bundeslade, außer welcher kein Heil sein kann, gestattet sei Sie, sammt Ihrem übrigen Sohnen, mit väterlicher Liebe zu umfassen."

Reiſe nach Rom anzukündigen und ſich dem heiligen Vater auf das herzlichſte zu empfehlen.

Auf der Reiſe nach Neuwied verweilte D. in Weißenfels und brachte intereſſante Stunden bei Müllner zu, deſſen Perſönlichkeit und Reden jedoch einen ſehr biſſigen Charakter haben, überhaupt keinen wohlthuenden Eindruck machen und keine angenehme Rückerinnerungen gewähren; ſollte er nicht in den Geſichtszügen mit Napoleon Aehnlichkeit haben? Er will ſich Ende des Jahres von Cotta trennen und ſelbſt eine Zeitſchrift herausgeben; ſein Grimm auf Cotta artet förmlich in Wuth aus. In Weimar ward D. mit einem ſplendiden Frühſtück bei Goethe regalirt; die Aufnahme war ſehr freundlich und er ſagte, als D. ſeine Verſetzung in den Ruheſtand erzählte: „Jetzt ſind Sie in Ihren Lebensverhältniſſen dahin gelangt, wohin man zu kommen ſtreben muß, wenn man in einem Fache etwas Tüchtiges leiſten will, — Sie haben Unabhängigkeit erlangt! ein groſſes Glück! ein Gut, welches wenigen Menſchen zu Theil wird.“ Jetzt, nachdem Reichardt todt, brachte Goethe das Geſpräch ſelbſt auf denſelben, ließ ſich viel von ſeinen letzten Tagen, ſeinem Tode erzählen und ſchien beſonders an Karl von Raumer, dem Mineralogen, Intereſſe zu nehmen; D. empfand groſſe Freude über die Wärme, mit welcher Goethe von Reichardt ſprach. Auf D.'s Aeußerung, daß er nicht begriffe, wie man die Kompoſitionen des alten plumpen Zelter, denen Zartheit und Phantaſie fehlen, den Reichardt'ſchen vorziehen könne und daß man wohl nur das Gefühl, den guten Geſchmack preisgebe, um Privatleidenſchaft und Haß zu befriedigen, —

machte Goethe ein sehr unfreundliches Gesicht und sagte: „Reichardt war ein sehr reich begabter Mann; seine Kompositionen meiner Lieder sind das Unvergleichlichste, was ich in dieser Art kenne; ich habe in Giebichenstein mit Ihren Onkel sehr glückliche Tage verbracht; möge es seiner vortrefflichen Wittwe wohlgehen." Darauf kam Goethe auf Spontini und meinte, Reichardt's Abneigung gegen den Mann und seine Werke käme aus einer zu großen Freundschaft für Cherubini, und äußerte sich tadelnd, daß D. diesen „Heros in der Musik" nicht genauer kennen gelernt und nun nicht im Stande sei, ihm mehr von demselben zu erzählen; denn „wird man von einer solchen großen Persönlichkeit auch durch seine Eitelkeit und andere kleine Thorheiten entfernt, so muß man sich doch für sehr beglückt halten, mit einem solchen Mann in einem Zeitalter geboren zu sein, und um wie viel begünstigter, mit ihm in einer Stadt zu leben und einen solchen Geist in der Nähe wirken und schaffen zu sehen."

Goethe holte das Heft mit den Steindrücken von den Externsteinen in Westphalen hervor, ließ sich Alles aufs genaueste beschreiben und fand namentlich das Bildwerk, die Kreuzes-Abnahme, von sehr großem Interesse; ihm sei etwas Aehnliches von alter Bildhauer-Arbeit in Deutschland nicht vorgekommen. „Ich werde meine Ansichten darüber aussprechen und Ihnen das Heft senden." Goethe wünschte zur Reise nach Italien Glück und reiche Ausbeute, und als er von der Einladung des Papstes und dem eigenhändigen Brief desselben an D. hörte, veranlaßte er diesen auf das dringendste den Brief zu holen. D. that es und es war merkwürdig, mit welch eigenthümlicher Aufmerksamkeit Goethe das Schreiben besah, um und wieder umkehrte und es nicht

genugſam betrachten konnte; er ergoß ſich in Lobeserhebungen nicht allein über den vortrefflichen Styl, ſondern beſonders über den liebevollen Inhalt in ſo würdigen Ausdrücken. — Goethe's ſtets ernſte, unwandelbare Züge, ſeine Augen waren förmlich leuchtend geworden und mit großer Zufriedenheit zeigte er noch an D. eine kleine Anticaglien-Sammlung und bat ſolche doch zu vermehren; — der famoſe Hoſenknopf des Marſchalls Augereau war aber nicht mehr zu ſehen! — D. der den gefeierten fürſtlichen Freund aller großen Männer Deutſchlands, — den Großherzog von Weimar, gern von Angeſicht zu Angeſicht ſehen und ſeine Stimme vernehmen wollte, bat um die Gunſt, Demſelben ſeine neueſte litterariſche Arbeit perſönlich überreichen zu dürfen; eine Einladung zur Tafel, welche ſogleich erfolgte, mußte von D. abgelehnt werden, da die Reiſegefährten nicht noch eine Nacht in Weimar bleiben wollten. D. ward aber ſofort zum Großherzog geführt. Im Vorzimmer ward er von zwei gewaltigen engliſchen Doggen empfangen, die ihn in's Nebenzimmer zum Fürſten geleiteten und mit wahrhaft ergötzlichen Careſſen den Herrn umſprangen. Se. K. Hoheit ſprach viel über die Rheinländer, ihren regen Sinn für den Genuß des Lebens; er ließ ſich ausführlich über die entdeckten Alterthümer am Rhein erzählen, wobei er recht herzlich ſeine Anerkennung des vortrefflichen Gemüths und der Kunſt- und Wiſſenſchaftsliebe der alten Fürſtin von Wied — Mutter des regierenden Fürſten, gedachte! Einen bleibenden, unauslöſchlichen Eindruck muß dieſe angenehme, wohlwollende Perſönlichkeit des trefflichen Fürſten bei Jedem, der ſich ihm naht, zurücklaſſen! Der Großherzog ſprach mit großer Verehrung von unſerm König und ſagte wehmüthig: „Er wird ſich einſam fühlen, ihm fehlt der treueſte, weiſeſte

Freund, der bewunderungswürdig alle Klippen, deren viele waren, vermieden hat.“ T. mußte viel Details von dem Fürſten v. Hardenberg erzählen, beſonders von ſeinem Aufenthalt in Paris im Jahr 1815; auch fragte derſelbe: „Iſt es denn wahr, was jetzt wieder ſo vielfältig behauptet wird, daß Blücher dem Fürſten Hardenberg während des Krieges und namentlich in Paris ſo feindlich geſinnt geweſen?“ T. konnte mit vollem Rechte dieſem unwahren Gerücht eben ſo gut widerſprechen als auch der Sage, daß General Graf Gneiſenau gegen den Staatskanzler geweſen, — gewiß wenigſtens iſt es, daß dieſer letztere, wahrhaft großartig geſinnte Mann es beſtimmt ausgeſprochen: wie er den Fürſten Hardenberg für den einzigen großen Mann unter allen Diplomaten der damaligen Zeit gehalten*). T. erlaubte ſich gegen den Großherzog noch die Bemerkung: „Der Fürſt Blücher war oft in Geldverlegenheit, wie in der Regel alle Helden und geniale Menſchen, — und dann war er in furieſer, ſehr beſtiger Stimmung und mag in ſolchen Augenblicken auch wohl gegen den Fürſten Hardenberg harte Worte haben hören laſſen; dadurch mögen wohl ſolche unwahre Gerüchte entſtanden ſein.“ Hundert Beiſpiele ſind anzuführen, daß herzliche gegenſeitige Achtung und wahre Freundſchaft zwiſchen ihnen herrſchte!

T. hatte ſich ſchnell im freundlichen Neuwied häuslich eingerichtet, gab ſich ganz der Einwirkung der herrlichen Natur hin und lernte nun erſt den Rhein und deſſen Gegenden, beſonders die reizenden Seiten-Flußthäler kennen, die von Reiſenden ſo ſelten, — faſt gar nicht beſucht werden. Derjenige würde ſehr irren, welcher behaupten wollte,

*) Siehe Anlage M

man kenne die Schönheiten der Rheingegenden, wenn der Strom oder die Landstraßen längs demſelben befahren werden ſind. Die Nahe, Nette, Laacherſee, das Aarthal werden gewöhnlich wohl beſucht, doch auf der rechten Rheinſeite die Lahn, Wied, Sayn gar ſelten, und doch bieten dieſe Thäler eben ſo Schönes dar, beſonders das Wiedthal*).

Die liebenswürdige fürſtliche Familie fand eine wahrhafte Freude daran, dem D. auf alle nur mögliche Art nicht allein den Aufenthalt in Neuwied geſellig angenehm zu machen, ſondern auch die Arbeiten bei den Nachforſchungen, die nöthig wurden, um von dem ausgegrabenen und wieder verſchütteten Kaſtell Ausmeſſungen zu machen und Zeichnungen anzufertigen, zu erleichtern, zu fördern; Baumeiſter Hundeshagen hat mit großer Geſchicklichkeit und feſter Ausdauer auf's geiſtvollſte dieſe Arbeiten begonnen und vollendet. Prinz Karl von Wied-Neuwied, ein Meiſter im Zeichnen, entwarf eine geiſtreiche maleriſche Anſicht von der Gegend, wo die Ausgrabungen gemacht werden, um ſie als Titelblatt dem Werke vorzugeben, und der in Neuwied lebende engliſche Oberſt Thorn (ehemaliger Chef des Generalſtabes von Lord Wellesley's Armee in Indien), D.'s werther Freund, nahm den Neuwieder Keſſel auf und ſtrigte die ſchöne Karte für das Werk, — kurz Alles wirkte mit, um dieſe Arbeit zu fördern, um ſie geſchmackvoll ediren zu können!

So verging der Sommer viel bewegt und intereſſant; auch wurde eine vermehrte 2te Auflage „der Opferſtätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein" be-

*) Ausführliche Beſchreibungen ſolcher oft drei und mehr Tage dauernder Exkurſionen ließ D. in verſchiedene belletriſtiſche Journale einrücken.

ſorgt und andere literariſche Arbeiten vorbereitet. Im Herbſt riefen Familienangelegenheiten; D. mußte vorläufig den Plan Italien zu ſehen, aufgeben und ging nach Berlin zurück, um nach Königsberg zu reiſen. In Wiesbaden traf D. ſeinen Freund Weitzel, den die politiſchen Verhältniſſe und der enge Wirkungskreis, in dem er lebte, ſehr verändert hatten; ſein Freund, Präſident Ibell — dieſe ſonſt ſo ſelbſtändige, eiſenfeſte — ja eigenmächtige Stütze der Naſſauiſchen Regierung — war abgetreten, matt, unſchlüſſig und furchtſam, vernichtet hatte ihn der Mordanfall (ſiehe 1ſten Theil S. 198), ſeine moraliſche und phyſiſche Kraft war gebrochen. Weitzel war übrigens ein Mann für einen großen Staat, ſein weitſtrebender Geiſt und ſeine großartigen Welt-Anſichten gingen unter in den Mühen und in den kleinen Verhältniſſen und Intriguen eines ſo eng begrenzten bürgerlichen Lebens!

Der Uebertritt der Herzogin von Anhalt-Köthen war bereits bekannt geworden und man hörte ihn überall unterwegs viel beſprechen; große finanzielle Vortheile hielt man für die Triebfedern zu dieſem wichtigen Schritt, obſchon ein Regierungsrath Behr, deſſen Bekanntſchaft auf der Schnellpoſt gemacht wurde, behauptete, daß er in Paris geweſen ſei, um mit Köthen'ſchem Golde das Schuldenweſen dieſer hohen Herrſchaften zu ordnen. Uebrigens war man höchlich erſtaunt über dies für unſere klare Zeit ſo auffallende Ereigniß! Selbſt unter Katholiken hörte man mißbilligende Aeußerungen: die Zeit fordert ein Vorwärts, nicht aber ein ſo dumpfes, düſtres Rückwärts!

In Berlin fand D. viel verändert; lebhaft wurde ſtets noch die zurückgelegte Reiſe des Königs nach Paris beſprochen, ſowie der Empfang, welcher, Bourbon'ſcher Etiquette

widerſtrebend, beinahe herzlich genannt werden konnte*). Der Juſtizminiſter Kircheiſen war geſtorben, man beleuchtete ſeinen zurückgelegten Lebensweg, wobei die Müller Arnold'ſche Mühlenſache hervorgeholt wurde, um den Nachfolger darauf aufmerkſam zu machen und die Grundſätze in's Gedächtniß zurückzurufen, welche Friedrich der Große von der Juſtiz und ihrer Verwaltung hatte. Auch ward — nach Berliner Art — kein Ende in den Lobpreiſungen gefunden über die herrliche Zeit, welcher Bayern durch den Thronwechſel entgegen gehen müßte, nachdem ein Prinz zur Regierung gekommen, der als Kronprinz ſo viel Großes verſprochen. Doch am lebhafteſten intereſſirt und regt der jetzt allgemein bekannt gewordene Uebertritt der Köthen'ſchen Fürſtenfamilie zur katholiſchen Kirche an. Man ſpricht von einer Antwort des Königs, welche ein herrlich merkwürdiges Aktenſtück ſeiner echt evangeliſchen Geſinnung ſein ſoll und die vollſtändigſte Widerlegung der abſurden Meinung, als ſei derſelbe dem Katholicismus geneigt! Der Brief der Herzogin an den König iſt dagegen geſchraubt und geſucht, um Motive zur Aufklärung zu finden, ein ſo frappantes Beiſpiel in religiöſer Hinſicht der Welt gegeben zu haben. Um ſo bedauerungswerther erſcheint uns dieſer Akt, als die Herzogin durch ihre Geburt uns angehört**).

Noch vor D.'s Abreiſe nach Königsberg langte den 12. December Abends ein Schreiben aus Warſchau an, welches den Tod des Kaiſers Alexander meldete. Welchen Ein-

*) Siehe: Joh. v. Witzleben. Von Dr. Dorow. Leipzig 1842. Seite 263.

**) Julie, Gräfin von Brandenburg, Tochter Friedrich Wilhelm's II. und der Gräfin Sophie Julie von Dönhof.

uck diese unglückliche Nachricht macht, läßt sich nicht be-
reiben, besonders da man weiß, daß Konstantin nicht
reußens Freund ist. General v. Witzleben hatte diese
ste Trauerbotschaft erhalten; tief erschüttert soll unser
önig davon sein; er sah in dem Kaiser seinen besten treu-
n Freund! Uebrigens wurde es durch eine Aeußerung des
önigs sehr bald bekannt, daß Großfürst Konstantin dem
hrone zu Gunsten seines Bruders Nicolas entsagt habe.
er Trauerfall sowohl, als die Nachfolge von Nicolas
stätigte sich sehr bald und man hörte die Details. Den
. November war der Kaiser krank aus der Krimm nach
oganrog zurückgekehrt; am 1sten December bereits todt.
roßfürst Konstantin hat den Tod verheimlicht und den
roßfürst Michael mit einem Schreiben nach Peters-
urg à Sa Majesté Imperiale et Royale l'Empéreur Nico-
s geschickt.

Unser König soll in seinem tiefen und schmerzhaften Ge-
hle viel von Hardenberg sprechen, den der Kaiser so
nig geliebt hatte; Seinen Haupttrost jetzt in Witzleben's
ngehender Liebe, in dessen klarer und gediegener Auffassung
r Zeit und der traurigen Verhältnisse finden! Welcher
rhängnißvollen Zeit gehen wir entgegen! —

In Königsberg fand D. noch eine ungewöhnliche Auf-
gung über Kaiser Alexander's Tod; die interessantesten
achrichten durchkreuzten die Stadt. Sein Tod, die beab-
htigte Revolution, Alles ward in Verbindung gebracht; —
ewißheit und Zuverlässiges wird wohl erst in Berlin da-
über zu erfahren sein. Andeutungen darüber und über die
hweren Verhältnisse des edlen Kaiser Nicolas erhielt D.
terdings durch Briefe seiner verehrungswürdigen Gönnerin
nd Freundin, Fräulein v. Bischoffswerder, welche durch

ihre Nichte, die an General Fridriches *) in Petersburg verheirathet iſt, Ausführliches ſtets ſchnell und wahrhaft erfuhr.

Tief ergriffen ſprach D.'s ehrwürdiger Lehrer und Freund, der Biſchof Borowski, über dieſen Todesfall; er verſicherte es beſtimmt zu wiſſen, daß Kaiſer Alexander Willens geweſen, die Regierung niederzulegen — „denn er ſei müde;" der Kaiſer wollte ſich und ſeinen frommen Geſinnungen in der Einſamkeit, in der ſchönen Natur, unter Süd-Rußlands mildem Himmel leben, unter ſolch ruhigen und glücklichen Verhältniſſen ſein Leben beſchließen! Borowski's Briefwechſel mit des Königs Majeſtät fängt jetzt an wieder lebhafter zu werden; ſein Gedächtniß, — Borowski jetzt 85 Jahre alt — iſt gekräftigt, lebendig in dem Andenken an den König, an die verſtorbene Königin und nicht oft und viel und ausführlich genug konnte er an D. es erzählen, wie es zu dem Herrlichſten ſeines Lebens, ſeiner Wirkſamkeit zu rechnen ſei: dieſem frommen, wahrhaft in Gott ergebenen Königspaar perſönlich ſo nahe geſtanden zu haben. Der König theilt dem theuren Manne ſtets noch alles in Religionsſachen wichtig Scheinende mit; ſo hat auch jetzt Borowski den Brief der Herzogin von Köthen und des Königs Antwort erhalten. Borowski's Hauptunterhaltung mit D., der ihn beinahe täglich beſucht, betrifft hauptſächlich die Perſon des Königs: „Ich lege gern in Ihr treues Herz all dieſes nieder; es darf nicht verloren gehen; ich weiß, daß der erhabene Monarch in der wichtigſten Angelegenheit der Menſchen viel

*) Dieſer ausgezeichnete Mann ſteht dem Kaiſer Nicolas ſehr nahe und war einer der Erſten, welcher bei dem Ausbruch der Revolution gefährlich verwundet wurde.

ſelbſt arbeitet, ſich Alles genau vortragen läßt; Alles was der gute König in dieſer Beziehung niederſchreibt, athmet den Geiſt der wahren Frömmigkeit, einer tiefen Demuth vor dem unerforſchlichen Willen Gottes! und dabei iſt es in einem Styl niedergeſchrieben, der durch Reinheit und Klarheit des Ausdrucks bewunderungswürdig genannt werden muß*)."

Borowski las dem T. Vieles dieſer Art vor und machte ihm mit einigen Blättern, von des Königs eigener Hand geſchrieben, ein koſtbares, theures Geſchenk; dieſe ſo wie Abſchriften von dieſen Originalien, welche T. beſitzt, geben davon das ſprechendſte Zeugniß. Wenn Biſchof Borowski ſich auch mit der Art und Weiſe der Ausarbeitung und Einführung der neuen Kirchen-Agende nicht ganz einverſtanden erklärte, ſo war ihm doch die Sache von hoher Wichtigkeit und Bedeutung; „auf das religiöſe Leben der Nation wird ſie ſtets einen geſegneten Einfluß ausüben; es iſt Einheit in den Formen hervorgebracht und dieſe dürfen nicht gering geachtet werden, es beruht ſehr viel darauf; wir werden jetzt nicht mehr von einem „edlen Weiſen von Nazareth, der ſo manches Gute gefördert hat," wir werden nicht mehr „im Namen der unendlichen Urgüte" taufen hören, wie dieſer und ähnlicher Leichtſinn und Unſinn hier bei uns vorgekommen iſt;" ſo eiferte der treffliche Mann in ſeiner gewohnten Milde. Beſonders kam Borowski immer wieder auf den Brief an die Herzogin von Köthen

*) Allgemein glaubt man und T. hörte es aus gewichtigſter Quelle beſtätigen, daß das bei Mittler erſchienene Buch: „Luther in Beziehung auf die Preußiſche Kirchen-Agende vom Jahre 1822, mit den im Jahre 1823 bekannt gemachten Verbeſſerungen und Vermehrungen. Berlin 1827." größtentheils von des Königs Majeſtät ſelbſt geſchrieben und verfaßt worden iſt. —

zurück: „Wahrlich, es iſt ein echter Hirtenbrief eines Gotterfüllten Biſchofs der Kirche! Solches iſt aber auch unſer König; der Brief wird uns für wahre Aufklärung, für echt evangeliſche Lehre ein Zeugniß bleiben! Möge er nur zum Troſt, zur Erbauung recht bekannt werden und in den Herzen aller Preußen freudige Aufnahme finden.“ Eine Abſchrift, welche T. von beiden Briefen nehmen durfte, machte ihn ſehr glücklich! Wahrhaft bewunderungswerth! wie Biſchof Borowski noch in dieſem hohen Alter an Allem Theil nimmt, die franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen mit Aemſigkeit lieſt und ſcharf und treffend ſein Urtheil über die Weltbegebenheiten fällt! Die Fürſtin Radzivill hatte an Borowski höchſt intereſſante Nachrichten über einen Judenbekehrer gegeben, welcher in Poſen mit großem Erfolg und Beifall predigte, doch ſollte er ſeine Vorträge nicht mehr an Wochentagen halten, ſondern ſtets nur des Sonntags; darüber haben ſich nun Streitigkeiten erhoben und Berichte gehen hin und her. Auch hieran nahm der alte würdige Mann ſogleich lebhaften Antheil und will gleichfalls darüber nach Berlin berichten; man hat ihm einige Vorträge des Miſſionairs abſchriftlich geſendet, welche er für ſehr vortrefflich erklärt. Beſonders lag ihm die Stellung der evangeliſchen Biſchöfe ſehr am Herzen, er wußte nur zu gut, daß der König eine große Vorliebe für die Idee hat, es vorläufig bei dem bloßen Titel bewenden zu laſſen. Dadurch würde aber, nach Borowski's Anſichten — die ganze Sache nur als leere Form erſcheinen; mit den Konſiſtorien ſie in Verbindung zu bringen, hält er für zweckmäßig; Witzleben, von dem er mit großer Liebe, ja Verehrung ſprach — iſt ſein Mann, der mit ihm gleiche Geſinnung, gleiche Anſichten theile; von Miniſter Altenſtein's

Einfluß und überhaupt auf die Resultate, die aus dessen Anordnungen in religiöser Hinsicht zu erwarten, scheint er nicht große Hoffnungen zu haben. — D. theilte an Borowski Wißleben's Bemerkungen über des Staatskanzlers nachgelassene Vorschläge *) mit; in feuerströmender Rede ergoß sich Borowski — etwas sehr Seltenes bei dem gelassenen, ruhigen Mann! — über des Generals scharfen, richtigen Verstand, über das Gediegene seiner Ansichten, welche diesem Militair in dem ganzen Gebiete der Administration eigen sind, besonders theilt er das Urtheil über die Herren Minister.

. Aus Berlin bekam Borowski häufig die gehaltvollsten Briefe, ob auch von Wißleben? er nannte bei der Mittheilung solcher Nachrichten keinen Namen; doch glaubt D., daß folgender Brief von diesem General geschrieben: „Aus Warschau erhielt ich vom 20. December Nachrichten. Die acte de décès war beigefügt und außer einigen Details über die Vorfälle in Petersburg enthielt das Schreiben nur noch die wichtige Nachricht, daß der Großfürst Konstantin mit seiner Huldigung in Petersburg sehr unzufrieden sei, es als eine Auflehnung gegen den letzten Willen seines Bruders ansehe und bestimmt erklärt habe, nicht die Krone anzunehmen, auch Rußland nicht eher zu betreten, sogar Polen zu verlassen, bevor sein Wille nicht anerkannt sei. Ueber die Krankheit und den Tod des Kaisers giebt man als Veranlassung zwei Ursachen an, erstlich eine Erkältung nach der Erhitzung bei Besichtigung des Hafens und der Flotte von Sewastopol und eine Ansteckung bei Besichtigung des Marine-Hospitals, in welchem Typhus-Kranke gelegen.

*) Siehe: Anlage L. 4.

Der Kaiſer hat gleich darauf von einem ſehr unangenehmen Eindruck geſprochen, den dieſe Kranken auf ihn gemacht haben. Sein Uebel wird von den Aerzten typhus gravior genannt. Was die Meinung der Anſteckung noch beſonders unterſtützt, iſt die Nachricht, daß der Leibarzt Wylié und der Hausmeiſter Müller, welche beide mit dem Kaiſer in demſelben Hoſpital waren, jetzt an derſelben Krankheit darnieder liegen ſollen. Beim Reichsrath in Petersburg hatte ſich ein verſiegeltes Paquet gefunden mit der Aufſchrift: „nach meinem Tode zu eröffnen.“ Dies enthielt eine vom Kaiſer eigenhändig verfertigte Abſchrift der Entſagungsakte des Großfürſten Konſtantin mit des Kaiſers Beſtätigung. Erſtere vom 12. Januar 1822, letztere vom 16. Aug. 1823. Der Reichsrath wollte daher gleich den Großfürſten Nicolas anerkennen und unterhandelte drei Stunden darum, fügte ſich nur, als ein alter Admiral erklärte: „ſobald der Kaiſer Nicolas befiehlt, daß wir Kaiſer Konſtantin huldigen ſollen, ſo müſſen wir es thun.“ Die Mehrheit hat indeß den Eid der Treue erſt geleiſtet, als die Kaiſerin Mutter den Entſchluß ihres Sohnes gebilliget hatte. Als man die Schloßwache ſchwören laſſen wollte, hatte der General zwar den Offizieren, aber nicht den Soldaten den Tod des Kaiſers mitgetheilt. Auf die Anforderung zum Schwur ſchwieg daher Alles und nur ein alter Grenadier trat hervor und ſagte: „aber wo iſt denn unſer Kaiſer Alexander, wenn wir ſchwören ſollen?“ Es wurden mir auch Auszüge von Briefen der Kaiſerin Eliſabeth mitgetheilt, welche herzzerreißend waren. Einer nach dem Tode lautete: „Notre cher défunt a repris son air de bienveillance, son sourire me prouve qu'il est heureux et qu'il voit des choses plus belles qu'ici bas. Ma seule

consolation dans cette perte irréparable est que je ne lui survrai pas longtems. J'ai l'espérance de m'unir bientôt à Lui." —

Auch ſprach Borowski gern von der verſtorbenen Frau v. Krüdener: „ſie iſt durch Ehre und Schande, durch gute und böſe Gerüchte gegangen; als die königliche Familie ſich hier aufhielt, iſt ſie viel in meiner Nähe geweſen, — als meine Beichttochter; was ſie damals war, weiß ich, doch nicht bin ich im Klaren, was ſie geworden und in welchem Seelenzuſtande ſie geſtorben iſt."

Wenn in Königsberg auch das verderbliche pietiſtiſche Unweſen — der ſelige gelehrte Konſiſtorialrath Wald nannte es, wie ſchon geſagt: Mukkerei — wuchert und auf viele Familien zerſtörend einwirkt, ſo bleibt es doch nur eine fremde Schmarotzer-Pflanze in Oſtpreußens Boden, aus dem ſie nicht entſpreſſen. Um den noch ſo kraftvollen Biſchof Borowski, um den Ober-Präſidenten v. Schön und den wahrhaft frommen Kanzler von Preußen v. Wegenern ſieht man eine Maſſe tüchtiger und klarer Köpfe vereinigt, welche dieſen Umtrieben, dieſer myſtiſchen Rothzucht entgegenſtreben. Entſtehungs- und Ausbildungsgeſchichte des nach Oſtpreußen verpflanzten Pietismus wäre ein dankenswerthes Werk und hoffentlich wird es uns bald geboten werden! Es bleibt unbegreiflich, wie grade in einer Provinz, wo ſo viel Klarheit und Charakterbildung in den Bewohnern vorherrſchend iſt, ſolche Verirrungen ſo rapide um ſich greifen können.

War früher auch eine eifrige politiſche Richtung hier ſichtbar, ſelbſt unter den Landbewohnern, ſo hat dieſe jetzt bedeutend zugenommen und iſt durch und durch in Fleiſch und Blut übergegangen; durch General York iſt ſeit 1813

die Provinz politisch mündig geworden, sie hat seitdem nicht stillstehend zugesehen, wie sich die äußeren und inneren Begebenheiten gemacht und abgewickelt haben, — nein, sie will mitsprechen in und bei den eigenen Interessen. Daß der Ober-Präsident v. Schön zu diesem Aufschwung viel beiträgt, kann wohl keinem Zweifel unterworfen sein, — doch aber möchte die Frage zu stellen sein: ob Herr v. Schön diese liberale Richtung, diese politische Selbstständigkeit der Ostpreußen bezweckt und gewünscht hat, sie als für uns dienlich und heilbringend befördert, — oder ob er diese Richtung gegeben um seiner selbst wegen und um seiner Stellung den möglichst größten Einfluß, die möglichst größte politische Höhe in dem Gesammt-Staate zu verschaffen, welche freilich auf anderm Wege nicht füglich so ausgedehnt zu erreichen ist? Jedenfalls bleibt der Ober-Präsident v. Schön, wenn man ruhig und aufmerksam sein Wirken verfolgt, ein Administrator erster Klasse, und hätte er die humanen Formen des Staatskanzlers und einen weniger verletzenden Witz, so würde sein Geist Alles bezaubern! Ob er nicht in ultra-aristokratischen Gesinnungen befangen, seinem Freunde, dem Minister vom Stein, in die Hände arbeitet, ist eine für D. noch nicht klare Sache: man behauptet hier, daß Robert Peel, der Haupttory Englands, seinen Neffen nach Königsberg zur Universität deshalb senden wolle, um im Hause bei Herrn v. Schön, in dessen Umgang es eigentlich kennen zu lernen, was ein echter Tory für ein Glaubensbekenntniß haben müsse; nirgend wo anders wäre dieser Zweck so vollkommen zu erreichen! Kraftvoll und mit großer Energie greift Schön das Muckerthum an und strebt dasselbe mit Stumpf und Stiel auszureden. Wollte übrigens dieser seltene und ausgezeichnete Mann

seine Mémoiren schreiben und sein ganzes inneres Administrationswesen im Detail darstellen, so würde er Werke unsterblichen Nutzens liefern! Hier wird es wieder einmal recht klar, daß Preußens Stärke, sein Ruhm, sein Fortschritt, seine innere Ruhe und Ordnung hauptsächlich in der Trefflichkeit und in der großen Gewissenhaftigkeit der Provinzialbehörden zu suchen sind; wären diese so zerspalten wie mehrere der obersten Staatsbehörden, so sähe es anders aus! In Königsberg ist noch ein großer Reichthum an ausgezeichneten Menschen nach allen Fächern hin, — ein Reichthum, der Bewunderung erregen muß, besonders da denselben zugleich auch ein klares Bewußtsein über Menschenwerth und Menschenrecht inne wohnt.

Der alte Scheffner*) ist heimgegangen! Sein Tod setzte alle Federn Königsbergs in Bewegung; mit milden Beiträgen und fremdem Gelde hatte er auf Preußens höchstem Berge, dem Galtgarb, ein Landwehrkreuz zu errichten die Veranlassung gegeben und zugleich beordert, daß er daselbst begraben werden möge mit Anstimmung von gemein komischen Liedern, die er selbst zu diesem Zwecke gedichtet. Treulich ist dieses Alles befolgt! Die ruhigen und vernünftigen Leute sangen jedoch nicht diese Lieder, sondern theilten sich über den von Körper sehr großen, langen, fast riesenlangen Scheffner folgendes Gedicht mit:

Auf einen großen Grabhügel.

1. Wir werden alle Platz und Raum
In unsern Gräbern finden!

*) Siehe: Krieg. Litteratur und Theater. Von Dr. Dorow. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1845. Seite 202.

Doch ſollte dies der Fall nicht ſein,
So nimmt uns Scheffner wohl noch ein.

2. Es dachte doch noch Einer d'ran:
Der Tod gewaltig recken kann!
Drum ſchaffe Dir beim Leben noch
Ein ungeheures Todtenloch;
Es könnte leicht der Fall ſonſt ſein,
Man ſcharrte Dich zu enge ein

3. Wie wird die Nachwelt Dich nicht loben —
Haſt Du doch ſelber ſchon zum Himmel Dich erhoben!
Recht nennt man Dich den Goliath unſrer Tage!
Und ſchwände längſt im Strom der Zeiten
Dein Ruhm — das hat nichts zu bedeuten!
Zeigt doch Dein Grabeshügel an:
Hier ruht ein großer, langer Mann.

4. Schon ſeh' im Geiſte ich nach hundert Jahren
Der Antiquaren Schaar zu Deinem Grabe fahren.
Dort, dort! wird es von allen Seiten heißen,
Liegt ſicherlich ein Gott der alten Preußen.

Im Mai 1826 kehrte T. nach Berlin zurück! Leider ward die ſchöne Zeit durch Berathen, Beſprechen, Solliciten, freilich aufgemuntert durch Verſprechungen aller Art, vergeudet, ohne etwas Feſtes, Beſtimmtes für's Leben zu unternehmen; eine Reiſe nach Italien auf königliche Koſten kam zur Sprache. Das Werk über die Neuwieder Alterthümer wurde fertig und verſendet; es fand allgemeine Anerkennung — natürlich die Bonner Zunftherren ausgenommen; dieſe Anerkennung, ſelbſt ſchriftlich von Herrn v. Altenſtein, und die Freude der Fürſtenfamilie in Neuwied darüber, war für T. ein reicher Lohn ſeiner Arbeit. Der regierende Fürſt Alexander von Wied ſchrieb deshalb an T.: „Ew. Wohlgeboren haben mir durch die mitgetheilten, über allen Ausdruck gut gelungenen Blätter eine

außerordentliche Freude gemacht, auch meine Mutter war höchst erfreut, unsere kleine Sammlung so schön verewigt zu sehen. Meine Mutter sowohl als ich sind Ihnen dafür sehr verbunden und erkennen aufrichtig das große Verdienst an, welches Sie durch die Herausgabe dieses schönen Werks sich für die vaterländische Alterthumskunde erworben. Möchten die Bemühungen, welche Ew. Wohlgeboren sich durch dieses Werk verursacht, nur auch durch eine recht allgemeine Theilnahme belohnt werden, welches ich gewiß hoffe und glaube. In dieser Ordnung dargestellt und in so schöner Auffassung scheint allerdings unsre Sammlung recht reichhaltig; nur sehr ist dabei zu beklagen, daß so viele schöne Stücke in jener unglückseligen Periode der Flucht und des Schreckens verloren gingen! Mit herzlicher ausgezeichneter Hochachtung verbleibe ich u. s. w." In ähnlichen Ausdrücken bezeugte auch der liebenswürdige Prinz Maximilian von Wied — (dieser kühne Reisende durch Brasiliens Urwälder) — die freundlichste Anerkennung; für D. um so wichtiger, da diese kunstliebenden Fürsten für das Werk sehr bedeutende Geldopfer gebracht.

D. fuhr auch fort in politischer und administrativer Beziehung Material zu sammeln und nachzuholen, was in der Zeit der Abwesenheit in Königsberg, in Berlin vorgefallen; — es war nicht viel, was ihm noch zur Kenntniß kam. Vorzüglich war noch oft die Rede von der bedeutenden Mißstimmung des Grafen v. Bernstorff, in welche ihn unser Gesandte in Wien, Fürst Hatzfeld, versetzt, — sie war so groß, daß der Graf schon im December 1825 bei dem Könige um seinen Abschied eingekommen und das Gesuch dadurch motivirte: weil Hatzfeld bei mehreren Gelegenheiten gegen ihn Recht erhalten. Es war hier abermals Wip-

leben, welcher Alles ausglich und dem Grafen es zu Gemüthe führte, daß sein Austritt in der damaligen bedenklichen und so bedeutenden Zeit wohl nicht zu billigen sein möchte. Graf Bernstorff blieb jedoch dabei, daß seine Stellung gegen Hatzfeld nicht haltbar sei. Allerdings sind wohl Beweise vorhanden, daß man nicht mit Gewißheit zu bestimmen vermag, wie weit der Fürst H. zu gehen im Stande ist. Des Königs Majestät ignorirte das Abschiedsgesuch und die Sache blieb beim Alten. Doch die geheimen Berichte des Fürsten Hatzfeld, seine Machinationen hinter dem Grafen Bernstorff sollten unterbleiben; es war auch wohl nicht abzusehen, warum dergleichen geduldet werden sollten, um so weniger, da der Fürst Berlin und die Verhältnisse, Ansichten und Maßnahmen daselbst nicht mehr zu kennen schien und Oesterreichs Befürchtungen, statt sie zurückzuweisen, weil sie jedes Grundes entbehrten, auf nichts Vorhandenes hindeuteten, solchen sein Ohr lieh und unbegreiflicherweise darin einstimmte. So soll z. B. Fürst Metternich große Besorgniß über die neue Formation unsres Staatsraths geäußert haben, in der eine Sektion der auswärtigen Angelegenheiten vorkommt, an deren Spitze der Feldmarschall Graf Gneisenau steht, und dieses zweite Ministerium, welches sich mit der hohen Politik beschäftigen soll, mache vertrauliche Mittheilungen unmöglich. Natürlich hätte, statt beizustimmen, Fürst Hatzfeld es sofort selbst aufklären können, da er doch wissen konnte und mußte, daß diese Einrichtung schon seit 1817 besteht und jene Sektion, wie der ganze Staatsrath, nur eine berathende, nicht eine verwaltende Behörde ist. Doch wichtiger waren für Oesterreich — wie es scheint — die Verhältnisse in Baiern wegen der Einführung der französischen Justiz-Verfassung, welche

der König von Baiern einführen wolle, da sie in den preußischen Rheinprovinzen existire. Weise, klar und offen, wie Alles, was von unserm König kommt, soll dem Fürsten Hatzfeld wegen des Staatsraths und wegen Gneisenau die oben angedeutete Beruhigung gegeben sein, mit dem Bemerken: daß diese der Fürst sich selbst wohl hätte ertheilen können. Was dagegen die Justiz beträfe, so würde die Reform den Ständen vorgelegt werden mit dem Befehl, daß vom 1sten Januar 1828 die Reform in's Leben treten müsse. Damit beruhigte sich Fürst Hatzfeld noch nicht, besonders da er durch ein Mémoire des Grafen Clam über Baiern und über die Verhältnisse dieses Königreichs sehr aufgeregt sein wollte. Aus dem Nassauischen ward dem D. die Abschrift eines Briefes mitgetheilt, welchen Oesterreichs großer Staatsmann an den Fürsten Hatzfeld in dieser Angelegenheit geschrieben; der Brief kann doch wohl nur durch den Empfänger bekannt geworden sein; zu welchem Zweck, mag sich jeder selbst sagen. Das merkwürdige Schreiben lautet: „Wien, den 1sten December 1825 *). Gewöhnt, Ihnen, lieber Fürst, stets mit vollem Vertrauen das zu sagen, was ich nach Recht und Gewissen der guten und ewig wahren Sache, angemessen glaube, theile ich Ihnen einen Wunsch mit, der von rechtlichen Männern mitten im baierischen Chaos an mich ergangen ist. In den Stand der Dinge zu München, wie er uns bekannt ist, habe ich

*) Dieses Schreiben, in dem nur einige zu harte Ausdrücke über den Herrn in Baiern fehlen — gehört der Geschichte an, ist aus entfernt liegender Zeit und zu wichtig, als daß es nicht zur Charakteristik des großen Diplomaten unserer Zeit aufbehalten werden sollte. Also Dank dem Fürsten Hatzfeld, der das Bekanntwerden wohl veranlaßt!

Sie volle Einsicht nehmen lassen. Ich rede Ihnen demnach nicht eigends von selben. Der Herr kann nicht lange gehen, ohne sich festzufahren, und die Stelle, an der ihm das Unglück begegnen wird, kann alsdann allein die Art und die Mittel der Hülfe bezeichnen. Mit einem Charakter wie es — — der dieses Herrn ist, läßt sich die Stelle nicht vorhinein bestimmen. Eine Hülfe ist aber heute alsbald nöthig und anwendbar, und sie kann sich nur in der Sorge finden, manche mögliche und wahrscheinliche Extreme, mittelst gutem Beispiel, zu verhindern. Nun fürchten die Gutgesinnten und Hellsehenden, daß die liberale Faktion Denselben wohl in's Garn der eben so undeutschen als schlechten Form der französischen Gerechtigkeitspflege verstriken dürfte. Ich gestehe, daß ich diese Furcht persönlich theile. Eben diese Männer glauben ein bedeutendes Impediment in einer Reform der preußischen Gerichte auf dem linken Rheinufer zu finden. Diese Ansicht ist zu richtig, um von mir nicht getheilt zu werden. Zu dieser Betrachtung gesellt sich jedoch noch eine für mich besonders wichtige Rücksicht. So viel mir bekannt ist, denkt Ihr König an diese Reform, und er muß sie wünschen, denn sein Sinn ist gerade und er verliert sich nicht in der Romantik der Zeit. Nun ist es sicher, daß eine reformirende Maßregel in Preußen sehr schwer werden dürfte, wenn sich die neue — und ich wage es zu behaupten, ganz revolutionaire Form in dem Königreich Baiern feststellen sollte. Hier kommt es also für Preußen selbst auf die Erreichung zweier Vortheile an. Man macht stets ein gut Geschäft, wenn man in selbem zwei Vortheile vereinigt und eine sichere Gefahr besiegt. Diese wichtige Sache, lieber Fürst, lege ich in Ihre Hände nieder. Ich wünsche in einem jeden Falle zu vermeiden, daß die recht-

lichen Baiern nicht kompromittirt werden und daß Uebelgesinnte aller Orten mich nicht beschuldigen, als wolle ich mich in die innern Angelegenheiten anderer Staaten mischen. Ihnen bedarf ich wahrlich nicht zu sagen, wie fern dies im wahren Sinn des Worts von mir steht; auf einer andern Seite gestehe ich recht aufrichtig, daß die Möglichkeit der Einführung der französischen, ganz elenden Gerechtigkeitspflege auf dem rechten Rheinufer nur von schiefen Köpfen, als den Domainen eines oder des andern Staates angehörend, betrachtet werden könnte; die Feinde wissen das Gegentheil recht gut; eben deshalb betreiben sie die Sache."

D., der dieses merkwürdige Schreiben dem General v. Witzleben mittheilen wollte, fand, daß derselbe es nicht allein bereits kannte, sondern das Original selbst gelesen hatte. Dem Hofrath Weitzel in Wiesbaden war es anonym zugeschickt worden!! —

Zu den wahrhaft geistig genußreichsten Stunden zählte D. diejenigen, welche er in Gesellschaft des Fräulein v. Bischoffswerder zubringt, welches fast täglich geschieht; dieselbe war Hof- und Staatsdame bei des Königs Mutter gewesen; D. verdankt diese Bekanntschaft seiner verehrungswürdigen Freundin, dem Fräulein von Hagen, welche in gleicher Eigenschaft früher bei Königs Mutter fungirt hat. Güte des Herzens, Klarheit des Verstandes und eine große langjährige Lebenserfahrung machen das Fräulein v. Bischoffswerder zu einer der einflußreichsten Personen bei Hofe; gern sucht man bei allen verwickelten Angelegenheiten ihren Rath zu vernehmen; er trifft stets den richtigen Punkt und es ist die Vortrefflichkeit ihres Charakters, welche vereint mit ihrem durchdringenden Verstand denselben diktirt.

Sie ist nicht allein Freundin, sondern bei gewichtigen Begebenheiten wahrhaft berathende Stimme dem trefflichen Minister v. Moß — diesem klaren, geistreichen Minister, von dem man wohl sagen kann: daß wir seit dem Tode des Fürsten von Hardenberg in ihm wieder einen wirklichen Staatsmann haben, der nicht allein Fach-, sondern im wahren Sinn des Worts Staats-Minister ist; dieser äußerte öfters: daß die Ansichten einer geistreichen Frau, deren Charakter mit dem Verstande gleich ausgezeichnet und durchgebildet sei, wie bei Fräulein Bischoffswerder, für ihn stets große Wichtigkeit haben. Auch in Allem, was dieselbe niederschreibt, sind Einfachheit und Klarheit vorherrschend, stets den Punkt richtig hervorhebend, auf den es eigentlich ankommt. D. hat die Freude, mit Fräulein v. B. seit längerer Zeit in Briefwechsel zu stehen, und in allen Lagen des Lebens zeigt sie sich als D.'s wohlwollende Freundin. Durch die in Petersburg verheirathete Nichte wohl mit veranlaßt, nimmt Fräulein v. Bischoffswerder den innigsten, bewegtesten Antheil an Allem, was daselbst vorgeht; sie gab an D. eine Beschreibung der Trauerfeierlichkeiten, welche aus der Feder eines bedeutenden Staatsmanns und Militairs geflossen ist. „Sie finden, lieber Dorow," sagte sie, „darin Tiefe der Auffassung, Aufklärung über manches unerklärbar Scheinende, den unvergeßlichen Kaiser Alexander betreffend; ich kann Ihnen den Namen des Schreibers zwar nicht nennen, es ist aber ein von Charakter und Geist ausgezeichneter Mensch." Die geistreiche Frau ist für diese Darstellung auch deshalb eingenommen, weil ihr Liebling — der Kaiser, Held Nicolas, nach ihrer Herzensmeinung geschildert ist. Es heißt darin: „Der gestrige Tag (25. März 1826) hat mit der feierlichen

Beſtattung der irdiſchen Reſte des hochſeligen Kaiſers einen Abſchnitt in dem Leben der kaiſerlichen Familie beendigt, der gewiß zu den ſchmerzvollſten und ergreifendſten gehört, die menſchliche Kräfte zu ertragen vermögen. Seit vierzehn Tagen hat faſt jede Stunde die Wunden wieder aufgeriſſen, die Sein Verluſt geſchlagen hatte. Das Ceremoniel der Beerdigung, das durch die Beiſetzung in Zarskoe-Zelo, in der Kaſanſchen Kirche und endlich in der hieſigen Feſtungskirche dieſen ſchmerzlichen Akt gleichſam dreimal wiederholen ließ, und der kirchliche oder nationale Gebrauch, der in dieſer langen Zwiſchenzeit täglich mehrere Mal die kaiſerl. Familie immer wieder zu dem Sarge zurückführte, haben, um ihnen nicht zu erliegen, eine Anſtrengung und Seelenſtärke erfordert, die jeden Zeugen derſelben nur mit eben ſo inniger Verehrung, als ſchmerzlichem Mitgefühl erfüllen konnte. Die Hülle des verehrten Monarchen, der um ſich her viel Glück und Segen verbreitet hat und dem geſtern unzählige Thränen der Dankbarkeit und auch wohl der Reue über vielfaches Verkennen ſeines immer edlen Willens nachgefolgt ſind, ruht nun endlich und man kann nur mit erleichtertem Herzen daran denken, daß auch ſie der Unruhe eines noch über die Lebensgränze hinaus bewegten Schickſals endlich überhoben iſt."

„Die Stimmung, die während der Zeit der Trauerfeierlichkeiten im größern Publikum ſichtbar war, hat zu ſehr verſchiedenartigen Schlüſſen Anlaß geben können. Schon ſeit dem Tode des Kaiſers konnte man bemerken, daß das öffentliche Urtheil über ihn weniger Liebe enthielt, als gewiß in ihm ſelbſt für die Menſchen gewohnt hat. Der im Ganzen nicht genügende Eindruck, den die Ankunft der Leiche hier zu machen ſchien, beſtärkte mich noch in dieſer Anſicht, und nur erſt der geſtrige Tag hat mir bewieſen, daß die Zahl derer doch ſehr groß iſt, die den erlittenen Verluſt tief und innig fühlen, und daß ſelbſt unter frivoler Außenſeite häufig ein beſſeres Gefühl verborgen iſt, als man darunter vermuthen durfte. Vornehme und Geringe, Trup-

ven und Volk haben an dieſem Tage auf eine einmüthige und unzweideutige Art ihre Empfindungen bethätigt. Bei den Soldaten zeigte ſich unter den älteren beſonders eine tiefe Emotion, und das Volk äußerte ſein Gefühl auf eine rührende Weiſe in Segnungen des verblichenen ſowohl wie des lebenden Kaiſers."

„Im Allgemeinen iſt es nicht zu beſtreiten, daß Kaiſer Alexander mehr innige Dankbarkeit und innige Zuneigung in der Maſſe des Volks, als unter der höhern Klaſſe gefunden hat, und man würdigt in dieſer ſeine Verdienſte um Rußland nicht immer mit Gerechtigkeit, wenn man auch ſeinen Charakter-Eigenſchaften die vollſte Gerechtigkeit nicht verſagen kann. Die oft nicht milden Urtheile über ſeine Regierung, die man jetzt vernimmt, laſſen ſich alle, mehr oder minder ſcharf, auf den Hauptgeſichtspunkt zurückführen, daß Er mehr ein europäiſcher als ruſſiſcher Fürſt geweſen ſei, und daß die Angelegenheiten des Auslandes ſeiner Neigung näher gelegen hätten, als die Angelegenheiten ſeines Reichs, die deshalb auch weniger als jene von Ihm beachtet und gefördert worden wären. Im Bewußtſein der perſönlichen Verehrung, welche ich für den verewigten Monarchen gehabt, ſpreche ich meine Meinung über dieſen Vorwurf dahin frei aus: daß ich ihn für halb ungerecht erkläre, weil er, an ſich vielleicht nicht ganz ungegründet, doch nur auf die letzte Epoche der Regierungszeit des Kaiſers ſich anwenden läßt, und weil er die Urſache unerwähnt läßt, warum dieſe letzte Epoche ſich eben auf eine ſolche Weiſe von der frühern unterſchieden hat. Nach Allem, was man hier über den bisherigen Gang der Regierungsgeſchäfte erfährt, iſt es allerdings nicht zu läugnen, daß der Kaiſer ſeit mehreren Jahren einen ſichtbaren Ueberdruß an der Beſchäftigung mit Gegenſtänden der innern Verwaltung gezeigt hat, und daß Er in ſeinen großen Reiſen der letzten Jahre und in dem Einwirken auf die europäiſche Politik allein Beſchäftigung und Erholung geſucht hat. Wenn man aber die ruſſiſche Verwaltung in ih-

ren Details kennen lernt und die unsäglichen Schwierigkeiten vernimmt, die jedem Verbesserungsversuch entgegengestellt worden sind, den der Kaiser darin machen wollte, so kommt man sehr einfach zu der Ueberzeugung, wie der Ihm zur Last gelegte Widerwille gegen die Beschäftigung mit diesen Dingen allmälig in ihm entstehen und wachsen mußte, wie Er, ermüdet durch stets vergebliches Mühen, endlich die Hoffnung freilich aufgegeben zu haben scheint, den Zustand von Ordnung und innerer Wohlfahrt in Rußland zu begründen, der Seiner Einsicht und Seinen Wünschen für das Gedeihen seines Reiches entsprach, und wie mit dieser Hoffnung auch Muth und Lust geschwunden sind, an diesem Werk noch fortzuarbeiten."

„Die Ueberzeugung, worüber man in der Regierung des vorigen Monarchen hauptsächlich zu klagen Ursache fand oder zu finden glaubte, ist für das Verhältniß des jetzigen Kaisers zu seiner Nation zu wichtig, als daß sie nicht klar ausgesprochen werden müßte."

„Der jetzige Kaiser geht mit frischen, jugendlichen Kräften an das ihm hinterlassene Werk. Er hat die nämlichen Urtheile über die vorige Regierung, die ich vorhin erwähnte, gewiß oft und vielseitig gehört, und Er hat sie bei dem persönlichen Antheil, den Er an den Vernehmungen der hier verhafteten Aufrührer nimmt, selbst in den Verzerrungen und Uebertreibungen gehört, in der die roheste Leidenschaft sie aufgefaßt hat. Er ist dadurch unbedingt um die Erkenntniß reicher geworden, aus welchen Quellen die nationale Verstimmung hauptsächlich geflossen ist, und es scheint als wenn Er mit eben so viel Vorsicht als Bestimmtheit die Mittel bereitet, diese Quellen zu verstopfen. Fast überall ist es das verletzte russische Nationalgefühl, was Ihm entgegentritt. Dies zu schonen und aufzurichten, scheint Ihm wesentlich am Herzen zu liegen. Man klagte, daß vielleicht mehr als nöthig Ausländer in der höhern Staatsverwaltung angestellt sind, während unter den Russen sehr gute Köpfe seiern. Der Kaiser hat mehrere der letztern schon an

ſich gezogen. Die Grafen Kotſchubey und Stroganoff, die ſich ohne Anſtellung im Auslande befanden, ſind einberufen, um wahrſcheinlich bald wieder gebraucht zu werden. Fürſt Menczikoff, ein wenigſtens von Seiten des Geiſtes und der Brauchbarkeit ſehr ausgezeichneter Mann, iſt ſchon ſeit einigen Monaten wieder in Thätigkeit. Fürſt Alexander Gallizin wird, wie man glaubt, einen Theil des Vertrauens auf's Neue gewinnen, das er ſo lange vom verſtorbenen Kaiſer genoſſen hat. Herr v. Speranski, bisher Senator und Mitglied der Geſetzkommiſſion, auch einer von den Männern, denen man große Talente zutraut, iſt als Chef der Geſetzkommiſſion in's kaiſerliche Kabinet getreten. Nur gegen einen Nationalruſſen erheben ſich alle Stimmen und, wie es ſcheint, die innere Stimme des Kaiſers ſelbſt — gegen den Grafen Araktſchejeff. Noch iſt er nicht völlig aus ſeiner bisherigen Wirkſamkeit geſchieden, da ihm noch die höchſte wichtige Direktion der Militair-Kolonien verblieben iſt, man hofft aber wie auf eine Wohlthat auf ſeine gänzliche Entfernung von allem Geſchäftseinfluß, den er, wie man ihn jetzt beſchuldigt, nur zur Nahrung ſeines Ehrgeizes und ſeiner Grauſamkeit benutzt habe."

„Man hat darüber geklagt, daß eine Armee von 800,000 Mann, deren Erhaltung die ruſſiſchen Finanzen erſchöpft habe, doch nur dazu diene, für das Intereſſe und die Ruhe des Auslandes zu wachen. Auch dieſe Klage habe wenigſtens den Schein für ſich, und man erhebt daher den Wunſch gern zur Hoffnung, daß die politiſchen Verhältniſſe eine Richtung gewinnen möchten, wodurch dieſe Armee — wenn ſie ſo fortbeſtehen ſoll — auch für das praktiſche ruſſiſche Intereſſe wirkſam werden könne."

„Ein Gegenſtand der Unzufriedenheit, in den höheren Ständen beſonders, war bisher die zu leichte Erwerbung des Dienſtadels und ſeiner Berechtigungen. Der gemeine Ruſſe, den der Kriegsdienſt zum Offizier gefördert hatte, der ausländiſche Glücksritter, der auf einem ſubalternen Poſten, gewöhnlich durch die verwerflichſten Mittel, ſich ein

kleines Vermögen erwarb, sehen sich mit dem Besitz des Dienstadels zugleich in der Befugniß, ein adeliges Besitzthum mit leibeigenen Unterthanen zu kaufen. Es sind auf diese Weise eine Menge kleiner Grundbesitzer entstanden, deren ganzer Reichthum in der Herrschaft über wenige Leibeigene besteht, die von ihnen auf das Aeußerste gedrückt werden, weil sie das alleinige Kapital sind, das dem Herrn zur Subsistenz dient. Sehr natürlich ist diese Klasse von Grundbesitzern häufig ein Gegenstand des Hasses und Abscheu's, und man erwartet mit Freude in Kurzem ein die Verhältnisse des Dienstadels modificirendes Gesetz."

Ein Zug zur Charakteristik russischer Gewissenhaftigkeit in Befolgung der Befehle des verstorbenen Kaisers, — selbst auch nur leiser Andeutungen seines Willens, so wie ein Beispiel von der liebenswürdigen Freundlichkeit des Kais. Russ. Gesandten Grafen von Alopeus für Wünsche fremder Unterthanen, darf nicht übergangen werden.

Als der 1ste Band der „Denkmale germanischer und römischer Zeit" und „morgenländische Alterthümer" erschienen, bat T. im November 1823 den Grafen Alopeus, ein Exemplar der Bücher an den Kaiser Alexander zu befördern. Der Graf, welcher den T. gar nicht kannte, ging jedoch sofort darauf ein, ließ sich den deshalb an den Monarchen geschriebenen Brief zeigen, korrigirte mit großer Freundlichkeit nicht allein einige Stellen im Briefe, welche dem Kaiser mißfallen konnten, sondern selbst auch einige Fehler in der französischen Orthographie machte er bemerkbar; T. veränderte das Bemerkte und übergab dann die Bücher dem Gesandten. Jetzt nach T.'s Zurückkunft aus Königsberg, nachdem Kaiser Alexander mehrere Monate todt und diese Sendung (seit 1823) vollständig vergessen schien, erhielt T. ein Schreiben des Grafen Alopeus*), mit

*) Graf Alopeus schrieb: Monsieur, ayant eu l'honneur de présenter à Sa Majesté l'Empereur Alexandre de glorieuse mémoire, le volume des antiquités Rhénanes que Vous avez publié, Sa Majesté

der Aufforderung ihn zu beſuchen; er wurde von demſelben auf das wohlwollendſte empfangen und der Graf wiederholte: „ich habe Ihnen einen Brillant-Ring überſendet, welchen der verewigte Kaiſer für Sie beſtimmt hat; er fand ſich mit Ihrer Namensbezeichnung im Nachlaß des Kaiſers; er wird Ihnen gewiß ein rührendes Andenken des Wohlwollens eines Monarchen bleiben, den die civiliſirte Welt bewundert und liebt.“ Und nun folgten noch viel freundliche Worte und Zuſicherungen, falls D. künftig in Rußland Wünſche zu realiſiren haben ſollte. Es war ein in der That eines großen Kaiſer würdiges Geſchenk, das D. erhielt!

Was für D. ſtets eine große Herzensangelegenheit blieb, war, Alles auf Fürſt Hardenberg Bezügliche zu ſammeln, um für einen künftigen tüchtigen Biographen gutes Material liefern zu können; um ſo mehr ſchien ihm dieſes eine heilige Pflicht, als man vom Unverſtande und kraſſer Unkenntniß oft noch die abgeſchmackteſten Schmähungen gegen den Fürſten ausſtoßen hörte*). L. v. Voß, der treulich da-

---

Impériale Vous avoit destiné un souvenir. Cette disposition n'a été exécutée, que depuis peu et je viens de recevoir pour Vous la bague, que Vous trouverez ci-près. Elle aura quelque prix à Vos yeux en Vous rappelant la mémoire de l'Auguste Souverain, dont l'Europe entière partageoit le deuil, dans lequel Sa perte plongeoit la Russie.

J'ai l'honneur d'être avec une considération très distinguée etc.

Berlin le 28. Juin 1826. Alopeus.

*) Es iſt wahrhaft traurig, wie noch jetzt Leute, welche kaum den Windeln entkrochen waren, als Fürſt Hardenberg ſchon die große europäiſche Koalition gegen Napoleon mit Konſequenz, Umſicht und durch weiſe Geſetzgebung, Kräftigung der Nation vorbereitete, in's Leben rief und zuſammenhielt — daß ſolche jetzt mit ihrer heiſern Poſaune wie z. B. Börne's Franzoſenfreſſer in Stuttgart, ſich unterfangen, in aufgeblaſener Unwiſſenheit zu urtheilen und abzuſprechen über Perſonen und Verhältniſſe, die ſie weder kannten noch begriffen; und noch ſchmerzhafter, wenn ſolchem leeren Geſchwätz Ältere, verdiente Männer, wie Frhr. v. Hormayr, Gehör geben und daſſelbe nach-

bei unterſtützte, hatte in früheren Jahren zu einer vorhabenden Arbeit über Blücher durch die Huld des Fürſten ſich Abſchriften der Briefe von Blücher und Gneiſenau an Hardenberg nehmen dürfen, welche D. ſchon kannte, als er den Großherzog von Weimar über dieſe Verhältniſſe ſprach. Dieſe Briefe ſind wohl unſtreitig hochwichtige Dokumente für das Verſtändniß jener Zeit und dieſer drei großen Perſönlichkeiten, daher theilt Anlage M. a. b. c. ſelbige mit; zugleich auch die Grundzüge zu einer Charakteriſtik (M. d.) des Fürſten Hardenberg, welche aus der Feder des geiſtreichen, trefflichen Freundes Voß gefloſſen iſt. Die Briefe ſelbſt mögen ein neues, glänzendes Beiſpiel geben, wie anders die Urtheile über Menſchen und Zeit ausfallen würden, wenn man alle darauf bezüglichen Aktenſtücke genau kennte und nicht oft aus Unachtſamkeit, falſcher Diskretion oder thörigter Furcht ſchriftliche Denkmale vernichtete, oder im verſchloſſenen Kaſten aufbewahrte, wo ſie zum Futter für Mäuſe und Würmer dienen! —

Für die Geſchichte ſelbſt, wie für die Darſtellung der Entwickelung der preußiſchen Adminiſtration iſt es ein großer Nachtheil, daß der Geh. Staatsrath v. Stägemann ſo ſehr beſchäftigt iſt und daher nicht im Stande, über Hardenberg's Verwaltung ſeine Erfahrungen niederzuſchreiben. In geſelliger Beziehung war Stägemann's Haus für Berlin und für Fremde wie für Einheimiſche von großer Wichtigkeit; auch D. fand in dem Umgange, beſonders mit der Geh. Staatsräthin v. Stägemann*) und dem ihrer Tochter, der Frau v. Horn*), den größten geſelligen Genuß für Geiſt und Herz; in dieſen ſeltenen Frauen ſpiegelten ſich die großartigſten und liebenswürdigſten Lebensrichtungen auf das vielſeitigſte und anmuthigſte. Der Oberſtlieutenant v.

---

plaudern; Leidenſchaft, momentane Eindrücke, vielleicht auch verletzte Eitelkeit ſollten dem Geſchichtsſchreiber fern bleiben! —

*) Siehe Seite 9. Anlage A. 2. und Anlage D. 1.

Horn*), ein lieber herziger Freund von D., gehört zu den sehr ausgezeichneten Männern der Bewegung aus den Jahren 1807 bis 1813, jetzt durch Wunden und Kriegs-Strapazen kränklich, doch aber gewährt sein Umgang durch die Rückerinnerungen jener vielbewegten Zeit stets noch große, geistreiche Unterhaltung und sein Geist blitzt hell auf, wenn er von seinen früheren Lebensbeziehungen zu Chasot, Gneisenau, Clausewitz, Scharnhorst, Schleiermacher spricht.

Hier darf noch eines Mannes zu erwähnen nicht vergessen werden, welcher mit D. aufs innigste verbunden ist und zwischen denen ein selten herzliches Freundschaftsverhältniß besteht: es ist Dr. Heinrich Polzenthal**). Bei einer äußern sehr ansprechenden Erscheinung und gewandtem Wesen, in der Unterhaltung oft blendend witzig und sarkastisch, vereinigen sich in diesem noch jungen Mann ausgezeichnete Geistesgaben und es ist wahrhaft zu bedauern, daß er bei seinem großen Wissen und bei dem Ideen-Reichthum, mit Charakterfestigkeit verbunden, nicht eine wichtigere Stellung in der Administration einnimmt; bei der Gewandtheit, mit welcher er sich in der deutschen Sprache auszudrücken versteht, kurz, ernst und doch nicht verletzend, wäre er ein Mann für die höhere Administration, ein echter Kabinetsrath, der gewiß mit Humanität und Gerechtigkeit ein Mittelsmann zwischen Monarch und Unterthan sein und nie die Parthei der Minister und Behörden nehmen würde, wenn nicht überwiegendes Recht auf dieser Seite wäre; Fürst Hardenberg hielt dieses für eine Haupteigenschaft eines Kabinetsraths! In Polzenthal's jetzigem Verhältniß vergeudet er seine besten Kräfte in todtem Metall, Grünspanstaub und den Intriguen, welche in und bei diesem Institut

*) Siehe: Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. 1ster Band, Seite 215.

**) Jetzt Direktor der Abtheilung des Münz- und Medaillen Kabinets im Königlichen Museum.

(die Kunſtkammer 1827) oft geſpielt werden, er iſt überdem kein bequemer Untergebener, da er ſeine Vorgeſetzten leicht an Geiſt, Kenntniß und Talent überragt. Durch hiſtoriſche und kritiſche Arbeiten hat er ſich einen ſehr geſchätzten literariſchen Namen gemacht. D. brachte ihn einſt zu v. Stägemann, welchen er über eine literariſche Arbeit gern ſprechen wollte; Stägemann wußte nicht genuglam ſpäter die Schärfe des Verſtandes, das Richtige und Treffende der Urtheile dieſes trefflichen Freundes anzuerkennen.

Das Theiner'ſche Buch über die katholiſche Kirche Schleſiens war erſchienen und machte ſehr viel Aufſehen: man hält ſogar einen Umſturz derſelben in Schleſien für möglich, wenigſtens Abſchaffung des Cölibats, der Ohrenbeichte und wie dieſe Mißbräuche heißen mögen, nachdem ein ſo gewichtiger Angriff aus ihrer Mitte geſchehen. Daß dieſe Anſicht in den bedeutendſten Kreiſen herrſchend war, beweiſen General v. Witzleben's Aeußerungen zum Präſidenten v. Hippel; der General intereſſirt ſich ganz beſonders für das kirchliche Element im Staat, hat für dieſes Buch die größte Theilnahme und beſchied ganz eigends den Herrn v. Hippel zu ſich nach Charlottenburg, um darüber mit ihm zu ſprechen und deſſen Meinung zu hören. Hippel ſchrieb darüber an D: „Witzleben empfing mich mit dem Buche in der Hand, ganz eingenommen von deſſen Tendenz und mit der Ueberzeugung, daß daraus eine weſentliche Reformation der katholiſchen Kirche hervorgehen müſſe. — Nicht wenig war der General aber verwundert, als ich ihm beharrlich verſicherte: daß als Folge des genannten Buches weder eine Aenderung der katholiſchen Kirchen-Verfaſſung Schleſiens, noch der katholiſchen Kirche überhaupt zu erwarten ſei; daß im Gegentheil das Buch nach wenigen Jahren vergeſſen ſein werde; daß die katholiſche Kirche zu feſt in römiſcher Weiſe gegründet ſei, um dadurch auch nur erſchüttert zu werden, und daß ſie Mittel wiſſe, ſolche Bücher und ſolche Autoren und den Eindruck, den ſie machten, zu beſeitigen. Doch der General hielt das Geſagte für un-

möglich, obwohl ich ihn an die Allmacht der Ohrenbeichte und des Priester-Cölibats erinnerte*). —

D.'s Reise nach Italien kam abermals zur Sprache; es sollte nun einmal nach Graf Lottum's festem Willen für D. irgend ein passendes Verhältniß ausgemittelt werden. Doch die Ausführung dieses wünschenswerthen Planes scheiterte am Geldpunkt — einer Klippe, welche so viel schöne Hoffnungsschiffe zum Untergehen bringt! Doch ein glücklicher Zufall rief diese Angelegenheit endlich wirklich in's Leben.

Dem unter der Redaktion des Dr. Jehn gänzlich gesunkenen Institut der Staatszeitung hat D. hauptsächlich die Reise nach Italien zu danken. Diese sogenannte Staatszeitung liegt in den letzten Zügen, kann nicht leben, nicht sterben; Niemand nimmt Interesse daran, also auch nicht D., der übrigens die Verhältnisse derselben auch gar nicht kennt, sie auch nie liest, weil er Einschläferungspulver nicht bedarf und nur bedauert, daß ein so geistreich begonnenes Zeitblatt, früher unter Stägemann's Aufsicht und Mitwirkung blühend, das Schlechte, Verkehrte damals mit scharfen Witzwaffen züchtigend, — jetzt eine so traurige Rolle spielt. Von Seiten des Ministers Grafen v. Bernstorff war zwar ein Weg zur Aufhülfe dieser Zeitung gewählt, welcher wohl vortheilhaft hätte sein können; — nämlich „der technische Betrieb des Instituts war einem Privatmann, dem Buchhändler, Stadtrath Vetter in Entreprise gegeben, zum Hauptredakteur aber ein königlicher Ministerial-Beamter, in der Person des vielseitig und vielfach bekannten Dr. Jehn, bestimmt worden," den richtigen Gesichtspunkt festhaltend, daß eine Zeitung, die unmittelbar von der Regierung selbst ausgeht, der gar zu großen Vorsicht wegen, mit welcher jeder Artikel geprüft und abgewogen werden muß, des Hauptreizes für

*) Hippel hat sehr war gewitzelt; Theiner hat nicht allein die Grundsätze seiner Schriften widerrufen, sondern bekleidet auch ein geistliches Amt in Rom!

das Publikum ſtets entbehren wird. So ſtand es 1826 mit dieſer Staatszeitung. T. kannte den Stadtrath Vetter nicht, lebte nur ſeinem ſehnlichen Wunſche, nach Italien mit königlicher Unterſtützung zu reiſen, als er von dieſem Herrn Vetter die offizielle Anfrage nicht allein erhielt: ob er wohl die Hauptredaktion der Staatszeitung übernehmen wolle, ſondern dieſer Anfrage war die Abſchrift eines Briefs an Graf Bernſtorff beigefügt, den Vetter in der feſten Ueberzeugung, daß T. dem Antrage Folge leiſten würde, bereits hatte abgehen laſſen. (Siehe: Anlage N.)

T. erkundigte ſich jetzt, ehe er einen Entſchluß faſſen wollte, ſehr genau nach den inneren und äußeren Verhältniſſen der Zeitung; der wohlwollende Herr v. Kamptz und viele Andere munterten zur Uebernahme auf, verſprachen kräftige Unterſtützung und ſo wurde an alle betheiligten Behörden deshalb geſchrieben. Inzwiſchen hörte D., daß ein in großer Gunſt ſtehender Mann die Obhut über das Zeitungs-Inſtitut begehrte, um ſie wohl auf Staatskoſten erſt zu heben und ſie dann — gelingt es — vielleicht als eine gute Domaine für ſich eigenthümlich als Belohnung großer Dienſte zu erbitten. Hiergegen anzukämpfen, bei Kenntniß dieſes Beamten, ſchien Unſinn! Ein Brief des Geh. Legationsraths Philippsborn an T. beſtätigte noch mehr in dieſer Anſicht; es hieß darin: „ich bemerke, wie Se. Excellenz der Herr Minister Graf v. Bernſtorff Sich bewogen gefunden haben, die Geſammtverhältniſſe des Staatszeitungsweſens zum Gegenſtande einer vielſeitigen, ſich nicht innerhalb der Gränzen des auswärtigen Departements haltenden Berathung zu machen.“ Bei Vetter's ſtarkem und beſtigem Antrag und der Theilnahme bedeutender Männer für D. ſchien die Sache doch zweifelhaft und es ward nun von denen, welche mit wahrhaft jüdiſcher Verfolgungswuth dem D. früher begegnet hatten, und von denen, welche das Zeitungsinſtitut gern zu ihren Zwecken und Abſichten erlangen wollten, Alles hervorgeſucht, um die Zweckmäßigkeit, das Billige u. ſ. w. einer Reiſe des T. nach Italien — wodurch er aus Aller Ge-

ſchäftskreis kam — darzuſtellen, ja ſelbſt der 1825 vom Papſt erhaltene Privatbrief an D. mußte dazu dienen.

D. gab mit Freuden die weitere Verfolgung, um die Staatszeitungs-Redaktion zu erhalten, auf und wirkte mit, endlich die Reiſe nach Italien zu realiſiren. Als man nun auch noch den Grafen v. Lottum für dieſelbe zu intereſſiren wußte und dieſer an D. das Gelingen zuſagte, ſo erhielt Bettex unter den 31. Januar ein freundliches Abſage-Schreiben, und als unter dem 9. März die königlichen Beſtimmungen wegen der Reiſe auf zwei Jahre mit königlicher Unterſtützung anlangten, wollte D. doch an die ehrenvolle Verhandlung über die Staatszeitungs-Redaktion ein bleibendes Andenken ſich erhalten und ſchrieb deshalb dem hohen Staats-Miniſterium unter dem 12. März 1827 ſeine Pläne, wie das Inſtitut gehoben und wieder in Flor gebracht werden könnte. (Anlage N.) So hat alſo die Staatszeitung und D.'s Widerſacher die Erfüllung dieſes alten Lieblingswunſches nicht allein herbeigeführt, ſondern auch „die königl. Zuſicherung, daß nach D.'s Zurückkunft ihm ein ſeinen Wünſchen entſprechender Wirkungskreis ertheilt werden ſolle.“

Alle Angelegenheiten wurden geordnet. Frau v. Stägemann übergab an D. noch das eigenhändig geſchriebene Manuſkript ihres entworfenen Romans — theils Wahrheit, theils Dichtung. (Anlage N. 1.) Das koſtbare Leben der ausgezeichneten Frau iſt durch ſtete Kränklichkeit bedroht und bei D.'s weitausſehender Zurückkunft iſt kaum auf ein Wiederſehen zu hoffen. Der Abſchied von dieſer verehrten Frau iſt das einzig Betrübende bei dieſer ſo ſehnlich erwünſchten Reiſe!

Im Juni 1827 fuhr D. begleitet von den Wünſchen ſeiner vielen Freunde von Berlin ab; öfters hörte er aber von denen, die ihn nicht liebten und gern das evangeln wollten, was ihm nach Recht und Billigkeit zukam, die echt-jeſuitiſch-pietiſtiſchen Worte: „Italiens Klima und Banditen werden ſchon dafür ſorgen, daß er uns nicht ferner im Wege ſein ſoll!“

Aufzeichnungen,

Aktenstücke und Briefe

zur

Begründung historischer Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren aus der neuesten Zeit.

Von

Dr. Wilhelm Dorow,

Königlich Preußischem Hofrathe, vormal. Director der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie in Neapel, der archäologischen Akademie in Rom, der asiatischen Gesellschaft in Paris, der Königlich Deutschen Gesellschaft in Königsberg in Preußen, der Alterthumsgesellschaften in Trier, Minden, des Sächsisch-Thüringischen Vereins u. s. w.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

Erlebtes

aus

den Jahren 1790 — 1827,

von

Dr. Wilhelm Dorow,

Königlich Preußischem Hofrathe, vormal. Director der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie in Neapel, der archäologischen Akademie in Rom, der asiatischen Gesellschaft in Paris, der Königlich-Deutschen Gesellschaft in Königsberg in Preußen, der Alterthumsgesellschaften in Trier, Minden, des Sächsisch-Thüringischen Vereins u. s. w.

Vierter Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

Universitäts-
Bibliothek

Inhalt.

IV. Theil.

			Seite
Anlage	A.	1. Immanuel Kant und J. G. Hamann	3
		2. K. G. v. Brinckmann	11
		3. v. Nordenacker an v. Brinckmann	23
		4. J. A. Dunker	26
		5. Der Pfarrer Christian Mayr	28
„	B.	1. Taubstummen-Institut in Paris	35
		2. Held Schill's Schädel in Spiritus zu Leyden	41
		3. Schlägerei zwischen Talma u. Geoffroy in Paris	46
„	C.	1. Der Tugendbund	58
		2. Schreiben über die russisch-deutsche Legion, über Yorck's Abfall, Ankunft in Königsberg und über Minister vom Stein	63
		3. Halle a. d. S. und Hauptmann v. Röder	74
		4. General v. Rothenburg über den Kronprinzen v. Schweden und der Graf v. Tauentzien	79
„	D.	1. Friedrich August v. Stägemann und Elisabeth v. Stägemann	87
		2. J. Fr. Reichardt	110
„	E.	Der General-Hospital-Direktor L. v. Voß	123
„	F.	1. Freifrau El. Charl. Const. v. d. Recke	160
		2. General Karl Adolph v. Carlowitz	173
		3. Ludwig Robert	177
„	G.	Karl August Graf v. Reisach	183
		a. Montgelas und Reisach 1809—1813.	
		b. Reisach, der Verwaltungsrath und Minister vom Stein.	
		c. Der Ober-Amtshauptmann v. Kiesewetter u. die Landes-Aeltesten v. Gersdorf u. v. Kiesewetter über Reisach und dessen Verwaltung der Lausitzen 1813.	
		d. Die Minister v. Montgelas und v. Stein schließen Freundschaft 1814.	

Seite

e. Die Fürsten Repnin, Wittgenstein, Blücher und Hardenberg über Reisach 1814.

Anlage II. 1. Phil. Jos. v. Rehfues.
A. Rehfues' Denken und Wirken 217
B. „ Briefe an Dorow 225
C. „ Denkschrift über Journalistik . . 238
2. Dr. Koreff an Dorow 243
3. A. W. v. Schlegel an — — über Niebuhr und Prof. Heinrich in Bonn 246

„ II. Das Museum Rheinisch-Westphälischer Alterthümer in Bonn.
3. Des Fürsten Staatskanzlers Antwort an Cölns Bürger 259
4. Erwiderung der Cölner Bürger an den Staatskanzler 260
5. Eine Professoren-Kommission in Bonn . . . 262

„ III. 1. a. Der Staatskanzler an Graf v. Bernstorff . 267
b. Graf v. Bernstorff an den Staatskanzler . 268
c. Erwiderung des Fürsten v. Hardenberg . . 269
„ 2. a. Dorow an den Fürsten Wittgenstein und Grafen v. Bernstorff 270
b. Antwort 272

„ I. 1. Ueber Provinzial-Minister. Denkschrift des Präsidenten v. Hippel 275
2. Ueber Provinzial-Minister. Denkschrift des Ober-Präsidenten v. Vincke 285
3. Ueber die Vorschläge zur Vereinfachung der Verwaltung. Denkschrift des Generals v. Witzleben 293
4. Bemerkungen über die nachgelassenen Vorschläge des Staatskanzlers. Denkschrift des Generals v. Witzleben 298

„ II. a. Fürst Blücher an den Fürsten v. Hardenberg . 319
b. Derselbe an denselben 319
c. General Graf Gneisenau an den Fürsten v. Hardenberg 320
d. Zur Charakteristik des Fürsten v. Hardenberg. Von Ludwig v. Voß 324

„ III. Die königlich preußische Staatszeitung 333

Namen-Verzeichniß derjenigen Personen, deren in diesem Werke Erwähnung geschieht 343

Anlagen.

A.

1.

Immanuel Kant

und

Joh. Georg Hamann.

Siehe 3. Theil Seite 6.

2.

Karl Gustav von Brinckmann.

Siehe 3. Theil Seite 9.

3.

Der schwedische Obristlieutenant

v. Nordenacker an **v. Brinckmann**

d. dat. 16. Mai 1808.

Siehe 3. Theil Seite 14.

4.

J. A. Dunker.

Siehe 3. Theil Seite 18.

5.

Der Pfarrer **Christian Mayr.**

Siehe 3. Theil Seite 21.

Die ſtrenge Gerechtigkeit ſelbſt iſt nicht liebloß. Selbſterkenntniß iſt und bleibt das Geheimniß echter Autorſchaft. Sie iſt der tiefe Brunnen der Wahrheit, die im Herzen, im Geiſte liegt, von da in die Höhe ſteigt und ſich wie ein dankbarer Bach durch den Mund und Fever ergießt, wohltätig ohne Geräuſch und Ueberſchwemmung.

J. G. Hamann.

1.

Kant und Hamann*).

Kant war ein an Leib und Seele ganz trockner Mann. Magerer, ja dürrer als sein kleiner Körper hat vielleicht nie einer existirt; kälter, reiner in sich abgeschlossen wohl nie ein Weiser gelebt. Eine hohe, heitere Stirn, feine Nase und helle klare Augen zeichneten sein Gesicht vortheilhaft aus. Aber der untere Theil desselben war dagegen auch der vollkommenste Ausdruck grober Sinnlichkeit, die sich bei ihm besonders beim Essen und Trinken übermäßig zeigte. Das Bild vor dem Repertorium der allgemeinen Literaturzeitung drückt diese Eigenschaften auch gut genug aus und ist das ähnlichste, das man von ihm hat. Er liebte sehr eine gute Tafel in fröhlicher Gesellschaft und war selbst ein angenehmer Gesellschafter, der durch sehr ausgebreitete Belesenheit, durch einen unerschöpflichen Vor-

*) J. Kant, geb. 22. April 1724, gest. 12. Febr. 1804. Hamann, geb. 27. August 1730, gest. 21. Juni 1788. Dieses Fragment gehört zu J. Fr. Reichardt's nachgelassenen „Denkwürdigkeiten seines Lebens," welche leider nicht gedruckt, wahrscheinlich verloren sind. Reichardt's Schilderung dieser beiden merkwürdigen Männer hat ein um so größeres Interesse, als er mit Beiden innigst befreundet war; Hamann sendete an R. stets seine Broschüren mit erläuternden Erklärungen, welche in Jean Paul's oder L. Tieck's Nachlasse wohl vermodern werden, wohin sie gekommen!

rath von unterhaltenden und luſtigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je ſelbſt dabei zu lachen, erzählte, und durch eigenen echten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Geſellſchaft aufheiterte und unterhielt, weil man ſolch einen Mann auch wohl gern allein ſprechen hörte. Mancher, der ſich oft in ſeiner Geſellſchaft befand, mochte indeß ſich auch wohl in dem Fall des braven, durch ſein Unglück ſpäter bekannt gewordenen Roland's befinden. Als dieſer nach fünftägigem Aufenthalt in Voltaire's Hauſe den geſchwätzigen Greis mit ſeinem Reiſegefährten verließ, rief dieſer aus: „Könnt' ich doch fünf Wochen in des herrlichen Mannes Nähe ſo zubringen!“ Roland aber erwiederte: „Ich hält' es nicht noch fünf Stunden ausgehalten, denn ich mag auch wohl einmal das letzte Wort und Recht haben.“ Kant's Geſellſchaft wurde um ſo mehr von den beſten Häuſern und angeſehenſten Familien geſucht, da er ſich durch die vollkommenſte Rechtlichkeit und durch den echten Stolz, der ihm nicht nur als dem geiſtreichſten Manne ſeines Orts, ſondern als einem der tiefſten Denker, die je die Menſchheit geehrt haben, wohl anſtand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeußern nicht nur ſtets ſauber, ſondern ſehr ſtattlich erſchien. Gegen ihn, ja auch wohl nur in ſeiner Geſellſchaft würde ſich gewiß nicht leicht einer etwas Unanſtändiges erlaubt haben; Kant würd' es ſicher nie ohne die ſtrengſte Rüge haben hingehen laſſen. Er paßte auch um ſo mehr in jede große und kleine Geſellſchaft, da er das Kartenſpiel liebte und nicht gerne einen Abend ohne ſeine kleine L'hombrepartie zubrachte. Er hielt dieſes für das einzige, ſtets ſichere Mittel, den Kopf von angeſtrengtem Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künſte hatte er nie geübt und liebte

ſie auch nicht beſonders; — denn wie ſehr man ſich auch laut für ſchöne Künſte erklären mag, übt man ſie nicht ſelbſt, bringt man nicht einigermaßen in ihr inneres Weſen ein, ſo ſind und bleiben ſie doch nur meiſt eine angenehme Spielerei für einige Zeit. Ein ſehr lebhaftes Gefühl, eine äußerſt feine Sinnlichkeit und heiße Einbildungskraft können vielleicht einzelne, ganz ausgezeichnete Menſchen zu lebenslangen, wirklich genießenden Enthuſiaſten für die Kunſt machen, wenn ſie ſelbe auch gleich nicht ſelbſt üben; jene Eigenſchaften beſaß Kant aber nicht. Es war vielmehr, als wär' er lauter reine Vernunft und tiefer Verſtand, neben welchen man wohl nur ſelten auch ein ſo gränzenloſes Gedächtniß antreffen wird, als Kant beſaß. Seine Vorleſungen wurden auch dadurch äußerſt intereſſant und lehrreich.

Von des Morgens um ſechs oder ſieben bis zwölf Uhr pflegte er hintereinander zu leſen, ſelten daß zwiſcheninne eine Freiſtunde blieb; noch ſeltener las er Nachmittags. Zwiſchen jeder Vorleſung, die er auf den Punkt ſchloß, ließ er ſich zwanzig Minuten Zeit zur Vorbereitung für die folgende Vorleſung. Logik und Metaphyſik las er gewöhnlich publice und auch privatim: dann noch abwechſelnd Naturrecht, Phyſik, Ethik, Anthropologie und phyſiſche Geographie. Dieſes war eine beſonders angenehme und lehrreiche Vorleſung für junge Leute, durch die unermeßliche Beleſenheit in Geſchichte, Reiſebeſchreibungen, Biographien, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zu Bereicherung oder Erläuterung für jene Wiſſenſchaft liefern konnten. Sein Gedächtniß zeigte ſich dabei in ſeiner vollen Stärke: denn obgleich er die Hefte vor ſich liegen hatte, ſah er doch ſelten hinein und ſagte oft ganze Reihen von

Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Er ſchien in allen Welttheilen zu Hauſe zu ſein, obgleich er nie weiter als bis Pillau, ſieben Meilen von Königsberg, gekommen war. Er war auch unermüdet in Nachtragung alles deſſen, was ſeine ununterbrochene Lektüre Neues ihm gewährte, wovon man ſich jetzt auch aus dem gedruckten Werke überzeugen kann, welches eigentlich nur aus ſeinen Heften beſteht, nach welchen er die phyſiſche Geographie vortrug. Manches kommt daher im Drucke ſelbſt auch doppelt vor, und vieles fehlt, was ſein mündlicher Vortrag ergänzte.

Aber auch ſeine Vorleſungen über abſtrakte Philoſophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beiſpielen, die ihm ſein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und ſeine Schriften ſind vielen wohl immer dadurch ſo dunkel und ſchwierig geblieben, weil er den Leſern philoſophiſcher Schriften zu viel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen hätte für nöthig erachten ſollen. Wie ſehr er ſich darin aber betrog, hat er an dem langen, faſt allgemeinen Schweigen der Kritik und an der Verkehrtheit der erſten Recenſionen ſeiner Schriften wohl erkennen müſſen, obgleich ſie Männer wie Garve und Eberhardt zu Urhebern hatten, u. ſ. w.

Hamann war eine ganz entgegengeſetzte Natur. Das tiefſte Gefühl, die glühendſte Imagination waren in ihm mit einer Denkkraft vereinigt, die den tiefſten kantiſchen Spekulationen nicht nur leicht folgte, ſondern ſie gerne noch vereinfachte und beſſer ordnete. Die höchſte Kindlichkeit in ſeinem ganzen Weſen und Leben zeigte von der hohen innern Harmonie jener mannichfaltigen Seelenkräfte. Er

hing ſich an alles Gute und Schöne mit kindlicher Liebe und Hingebung, und floh es, bei der erſten unangenehmen Berührung, wie Kinder das Feuer fliehen, an dem ſie ſich verbrannt. Sein tiefes dunkles Auge, bald trüb umwölkt, bald hell aufblitzend, ſeine kräftige und doch fein bewegliche Naſe, ſein lieb'- und gütevoller Mund, voll Luſt und Leiden, zeigten immer den ſchnell wechſelnden Zuſtand ſeiner Seele an, der ſich nicht weniger in den lebhaften Bewegungen und wieder in der kompletten Erſtarrung ſeines ganzen markigen Körpers ausdrückte. Vor dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Unredlichkeit und Unwahrheit erſchrak er bis zum Erſtarren und Verſtummen, und der kleinſte Verdacht, der nur zu leicht bei ihm entſtand, daß ein Andrer gegen ihn die Achtung und Schonung vergäße, die er gegen Jedermann mit einer unglaublichen Zartheit und Gewiſſenhaftigkeit beobachtete, brachte ihn außer ſich. — So that unſer Reichardt, der als Knabe das Glück hatte mit ihm Stub' an Stube zu wohnen und gewiſſermaßen unter ſeinem langen dunkelgrünen Schlafrocke aufzuwachſen, einſt als Jüngling die unbefangene Frage an ihn, ob er ſeine Schriften abſichtlich ſo dunkel mache, daß nur wenige Leſer ſie verſtehen ſollten; und der edle zarte Mann erblaßte und erſtarrte wie ein zartes Mädchen, der man über ihre Unſchuld eine verfängliche Frage vorgelegt hätte. Lange währte es, eh' er hinlänglich zur Sprache kommen konnte, um auf jene naive Frage eben ſo naiv zu erwiedern, daß vielmehr ſeine einzige Sorge von jeher geweſen wäre, aus ſeinen Schriften alles Ueberflüſſige auszugleichen, damit ſie nicht wäſſrig und dem Leſer weitſchweifig und langweilig würden. Nur wer ſeine dunkeln, myſtiſchen Schriften kennt, wird den Sinn und Werth dieſer funfzigjährigen Naivetät ganz ſentiren.

Ein anderes Mal trug ihm der Jüngling Lavater's eben erſchienene Phyſiognomik hin, um ihm ſein eigenes Bild darin zu zeigen. Hamann glaubt beim erſten Anblick zu lange Ohren an dem Bilde zu erblicken und ward außer ſich über den muthwilligen Schimpf. Erſt durch genaues Vergleichen des Bildes, nach welchem jene Zeichnung gemacht, und ſeiner eignen Ohren, die wirklich ungewöhnlich groß waren und zu dem übrigens ſeinen harmoniſch gebildeten Kopfe eben nicht wohl paßten, konnte er beruhigt werden. Da war er denn aber auch ſelbſt wieder der luſtigſte, muthwilligſte Spötter über ſeinen raſch gefaßten Verdacht und über ſeine großen Ohren. Lieber, kindlicher Mann! wie entzückſt Du Deine Freunde in ſolchen ſchönen genialen Augenblicken!

Es iſt vielleicht manchem Leſer intereſſant den Urſprung des ſonderbaren Koſtüms an jenem Bilde zu erfahren. Hamann verlebte ſeine Jugend bis über das Studentenleben hinaus in dem Hauſe ſeines Vaters, eines Stadtchirurgen in Königsberg, und ward von ſeinen Eltern ſo zärtlich geliebt, als er ſie innig liebte. Da ihm nun Freunde eine gute Veranlaſſung bereiteten zu einer Reiſe nach England, um ihn aus dem engen, träumeriſchen Leben zu reißen, in welchem er über ſich ſelbſt brütete, hatte er nicht den Muth von ſeinen Eltern perſönlich Abſchied zu nehmen. Er ließ ſich daher in Oel malen, ganz ſo in dem Koſtüme, in welchem ihn der alte zärtliche Vater jeden Morgen im Bette fand, wenn er ihn zu wecken, oder ihm einen guten Morgen zu bieten kam. Im Hemde mit ſchwarzſeidenem Bande, vorne zugebunden, und in einem bunten ſeidnen Tuch um den Kopf. Dieſes Bild hing er in ſein Vorhangebett, damit der Vater es den Morgen ſeiner Abreiſe ſtatt ſeiner dort fande.

Den Zweck der Reise verfehlten seine Freunde mit ihm; wie sie's wohl hatten voraus sehen können. Man hatte ihm kaufmännische Aufträge gegeben, die er alle nicht besorgte; er hing in London wie in Königsberg nur seinen eignen Gedanken nach. Eine merkwürdige Erscheinung beschäftigte dort sein Gefühl und seine Einbildungskraft auf's höchste. Er war eines Morgens auf der Straße einer schönen Frauensperson von edlem Wuchse begegnet, die mit einem lebhaften Blick zum ersten Male das Innerste seines Herzens aufgeregt hatte. Lange war er ihr durch das dichte Volksgewühl nachgegangen, um nur den Rand ihrer Schürze zu berühren. Dann fühlte er sich beruhigt und sah sie auch nie wieder. Diese Person hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß, als nach dreißig Jahren Reichardt ihn einst auf Antrieb mehrerer Freunde traulich befrug, warum er sich nicht eine gute Person, von der er mehrere Kinder hatte und die ihn mütterlich pflegte, antrauen ließe, um für die Zukunft alle Unordnungen und Streitigkeiten zu vermeiden, er mit dem innigsten, ja heiligsten Ausdruck des tiefen Gefühls ihm liebevoll anvertraute: er könne sich dazu nicht entschließen, weil es doch möglich wäre, daß jene edle Person, die vor dreißig Jahren in London solchen tiefen, nie wieder empfundenen Eindruck auf sein Herz gemacht, ihm noch einmal in der Welt erschiene und vielleicht unter solchen Umständen, daß sie die Seinige werden könnte; dann aber gebunden zu sein, das würde ihn in Verzweiflung stürzen. Ja ihm würde dann wohl selbst vor ihrer Begegnung im künftigen Leben schaudern. Hamann war sehr religiös, und wenn ihm wohl gleich das Christenthum nicht für die höchste Höhe galt, zu der sich der gotterfüllte Mensch erheben könne, so war er doch ein redlicher Freund und

Verehrer des Chriſtenthums, als eines wohlthätigen Leiters zum Höchſten.

Dieſe wenigen Züge, denen man unzählige der Art, die alle von dem zarteſten und tiefſten Gefühl zeigen, hinzufügen könnte, wenn es hier das ganze Leben des edlen, einzigen Mannes gälte, werden hinlänglich ſeine zarte, edle, ganz eigne Natur bezeichnen. Seine originellen Schriften zeugen genugſam von ſeinem tiefen Geiſte und kräftigen Humor. Als Philologen zeigen ſie ihn wohl aber noch nicht ganz: denn er las und dachte in dreizehn verſchiedenen alten und neuen Sprachen, die er mit ſolchem angeſtrengten Ernſte trieb, daß, wenn ein neues kritiſch bearbeitetes, neubereichertes Wörterbuch in einer jener Sprachen erſchien, er ſich in's Bette zu legen und nicht eher wieder aufzuſtehen pflegte, als bis er das ganze Werk von A bis Z genau durchgeleſen hatte.

Wir werden dieſen vortrefflichen, einzigen Mann nach mehreren Jahren wieder mit Reichardt vereinigt, ihn auch noch ſpäter bei dieſem in Berlin finden und dann noch manches Intereſſante von ihm nachzuholen haben. Hier ſei nur noch geſagt, daß er auch einen ſehr feinen Sinn für Muſik hatte, ſelbſt die Laute mit vieler Zartheit in jüngern Jahren ſpielte. Sein Lehrer und Jugendfreund, Reichardt der Vater, machte ſich auch noch ſpäter oft die Luſt, ihn mit angenehmen Nachtmuſiken zu überraſchen.

2.

Carl August v. Brinckmann.

Geboren den 24. Februar 1764 bei Stockholm.

Brinckmanns perſönliche Liebenswürdigkeit, ſein leichtes, geiſtreiches geſellſchaftliches Talent machten ihn bei dem königl. preußiſchen Hofe, an den er als ſchwediſcher Geſandte akkreditirt war, ſehr beliebt; er folgte dem Hofe auch nach Memel 1807, woſelbſt er die Bekanntſchaft des nachmaligen wirklichen Geheimraths v. Stägemann machte; an deſſen Gemahlin ſind der erſte Brief und das erſte Gedicht gerichtet. Die in dem Briefe erwähnte Prinzeſſin Charlotte iſt die jetzt regierende Kaiſerin von Rußland. Brinckmann wollte gern nach Königberg zurück und bat um Aufnahme in dem Hauſe des Schwagers von Stägemann, des Kommerzienraths Schwinck, deſſen Tochter, die nachmalige Präſidentin v. Wißmann, durch ihr Gemüth und ihre Liebenswürdigkeit eben ſo geliebt, als ihres ſeelenvollen Geſanges wegen bewundert wurde. Die im Briefe erwähnten „Arboriemen" erſchienen ſo viel erinnerlich — in einem damals in Königsberg herausgekommenen Journal „Veſta" und haben den Baron Ferdinand von Schrötter zum Verfaſſer. Dieſes zur nähern Erklärung des Briefes, welcher zur Kenntniß der Zeit, der Perſonen und namentlich des im dritten Bande Seite 9. erwähnten geſelligen Kreiſes gewiß einen intereſſanten Beitrag giebt.

A.

An die Geh. Finanzräthin Stägemann in Königsberg.

Memel, den 15. December 1807.

In ſolchen ſelbſtſüchtigen Zeiten, wie die unſrigen, darf

es Ihnen kaum auffallen, gnädige Frau, daß ich Ihnen nicht eher ſchreibe, als in dem Augenblick, wo ich mich veranlaßt finde, Sie ausdrücklich um eine Gefälligkeit zu erſuchen. Indeſſen hoffe ich, daß Ihnen der Geheime Finanzrath wenigſtens bisweilen meine Empfehlungen ausgerichtet hat. Aufgetragen wurden ihm ſolche, ſo oft ich ihn ſah, und das war ſehr, ſehr oft. Er müßte Ihnen eigentlich auch dabei gemeldet haben, mit welcher Dankbarkeit und Sehnſucht ich mich jedesmal Ihres hieſigen Aufenthalts erinnerte. Es war nicht ein Bischen gütig von Ihnen, uns ſo früh zu verlaſſen; mir wäre es wenigſtens lieber geweſen, auch jenes Bruchſtück Ihrer nähern Bekanntſchaft nicht erſt zu machen. Dann wahrlich hätte mir ein ſo angenehmes Haus, wie das Ihrige, recht eigentlich noth gethan in dieſer flachen Einöde einer kleinſtädtiſchen großen Welt, denn, um mich, dem neueſten Geſchmack gemäß, „aphoriſtiſch“ auszudrücken — „Häuſer ohne Frauen ſind Verſe ohne Poeſie.“ Stägemann wird Ihnen geſagt haben, daß wir beide, in dieſem Sinne, genug Verſe zuſammengemacht haben; denn war ich nicht krank, ſo beſuchte ich ihn in der Regel jeden Abend, bekam aber keinen Thee, welches doch das wahre Bindungsmittel eines vertraulichen Abendſtündchens iſt. Erſpart wurde jedoch in der Wirthſchaft hiedurch gar nichts, vorausgeſetzt, daß Sie Beide am Ende des Jahres Ihre Rechnungen gemeinſchaftlich berichtigen — denn an Biſchof, Punſch und allerlei andern ſtarken Getränken iſt um ſo mehr darauf gegangen. Aber wir wiſſen ja auch aus der Geſchichte aller Zeiten, daß die Neigung zu berauſchenden Getränken bei den Männern überall in dem Grade zunimmt, als die Frauen von ihren Geſellſchaften ausgeſchloſſen ſind. Kurz, Sie

thaten nicht wohl, uns zu verlaſſen, wenn es nicht aus Furcht vor der langen Weile geſchah, denn alsdann mögen Sie für ſich ſelbſt ſehr klug gehandelt haben und auch ſehr religiös — nämlich im griechiſchen Sinn, denn „die griechiſche Religion war auf Egoismus gegründet.“ Sie finden ſchon aus meinen Anführungen, daß ich die Königsberger Apboriemen ziemlich gründlich geleſen habe. Was mir vorzüglich darin ſchwer zu begreifen geſchienen, ſind die Stellen, welche das Miſſionsleben betreffen, inſofern ich dieſes, meiner Scheu vor ausländiſchen Wörtern gemäß, durch Geſandtſchaftsleben überſetze. Campe ſagt freilich Bekehrungsgeſandtſchaft; aber auch ſo müßte auf mich vollkommen anwendbar ſein, was von dem Miſſionsleben behauptet wird, indem mir bei meiner Ernennung zum ſchwediſchen Geſandten am preußiſchen Hofe beſtimmt ein Bekehrungsgeſchäft aufgetragen wurde. Ganz vorzüglich müßten mir daher alle die Sachen zu Theil werden, die in jenen Offenbarungsſprüchen dem Miſſionsleben verheißen ſind, und davon werde ich, leider, nichts gewahr.

Da heißt es nämlich: „Das Miſſionsleben iſt der Himmel auf Erden“ — und zwar geht dies ausdrücklich auf öffentlich anerkannte, beglaubigte Geſandten, denn von der feinern Gattung der heimlichen ſagt eine andere Schrift: „Frauen ſind Miſſionarien ohne es zu wiſſen;“ wobei mehr als zweifelhaft gelaſſen wird, ob das Leben derſelben auch ein Himmel auf Erden ſei, oder ob ſolche nur beſtimmt ſind, uns Andern jenen Himmel zu verſchaffen, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, wie und warum? Dies wird ſogar wahrſcheinlich, wenn man frühere und ſpätere Ausſprüche des „aphoriſtiſchen Geiſtes“ ſorgfältiger zuſammen-

ſtellt, als du ſind: „Das Weib iſt Prieſterin der Religion“ — „Religion aber bewußtloſes Eingehen in das Ueberſinnliche.“ Auch ſind „die Weiber geborne Poeten,“ — „die Poeſie aber iſt der Aufflug zum Himmel, nicht das Dreinſein.“ Ja ſelbſt „wenn wir die Erde als eine Blume betrachten, ſind die Weiber nur die Blätter, welche das Heiligthum bewahren.“ Ferner: „Frauenſinn iſt Chriſtusſinn“ — und es iſt bekannt, daß Chriſtus auf ſeinen irdiſchen Reiſen nichts weniger als den Himmel mit hatte, ſonſt wäre ja die ganze Himmelfahrt unnöthig geweſen. Auch wäre es ketzeriſch zu behaupten, daß Chriſtus ein eigentlicher Geſandter geweſen. Er war etwas viel Vornehmeres, ein großer Herr, der auf Reiſen eine ſtrenge Standesverheimlichung zu beobachten für gut fand. Auch heißt es an einer andern Stelle: „Jedes Haus muß ein Tempel ſein; die Hausfrau hütet aber nur das Heiligthum.“ Es iſt aber klar, daß hier Tempel dem Himmel untergeordnet wird, folglich nur Privathäuſer gemeint ſind: denn der Himmel im höhern Sinn hat einen männlichen Thürhüter, und die Geſandten, die wenigſtens im figürlichen Sinne den Himmel auf Erden bewohnen, halten ebenfalls Pförtner, nicht um das Haus zu behüten, ſondern um die „gebornen Poeten anzumelden, wenn ſolche ihren Aufflug zu jenem nehmen, ohne noch drein zu ſein.“ Alles dies ſcheint zu beweiſen, daß die Frauen nur als heimliche Mitglieder der Geſandtſchaften angeſehen werden müſſen, welche auf die höheren Verheißungen eines Himmels auf Erden keine Anſprüche machen können. Ja! es heißt ausdrücklich an einer andern Stelle: „Das Miſſionsleben iſt das Leben der Liebe“ (welches hauptſächlich von jungen Geſandten gelten mag),

„doch wird die Geliebte der Miſſion geopfert.“ Wahrſcheinlich war Hieronymus Bonaparte, wie er in Amerika ein Leben der Liebe lebte, ein franzöſiſcher Miſſionair; es iſt alſo gegen die ſpätere Verfaſſung ſeiner Geliebten, wohl in ſittlicher Rückſicht Manches, aber — aphoriſtiſch durchaus nichts einzuwenden.

Von den Frauen iſt alſo bei dem Miſſionsleben keineswegs die Rede, ſondern von uns andern männlichen und langweiligen Geſandten, welches noch deutlicher durch den Spruch wird: „Lehrer der Geſchichte ſind Miſſionarien.“ Aber wie geht es nur zu, daß an mir keine dieſer Verheißungen in Erfüllung geht? Denn ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich hier nicht allein keinen Himmel auf Erden, ſondern auch ein recht flaches, erbärmliches, genuß- und inhaltloſes Erdenleben führe. Freilich darf ich nicht läugnen, daß ich „dem ſchönſten Augenblick im Leben“ öfters ſehr nahe bin; denn Sie wiſſen, hoffentlich nicht aus Erfahrung, aber doch durch aphoriſtiſche Offenbarung, „daß der ſchönſte Augenblick im Leben das Sterben ſein muß.“ Dieſem Augenblick nun bringt uns, wie ich vermuthe, fortdauernde Kränklichkeit immer näher; es ſcheint mir aber doch verdrießlich, nicht eher in den Himmel zu kommen, als bis ich aufgehört habe, Geſandter zu ſein. Auch wäre ja das kein Himmel auf Erden, ſondern der ganz alte, wohlbekannte Himmel, wohin ein jeder ohne Aphorismen, blos durch Gebet und ſchlichte Lebensordnung früh genug gelangen mag.

Da ich nun doch gern vor meiner ſeligen Zurückberufung vom preußiſchen Hofe gerne alle Vortheile eines Geſandtſchaftspoſtens genießen möchte, ſo bin ich auf den Gedanken gefallen, einen neuen Verſuch deshalb in Königs-

berg anzustellen und zwar gleich Anfangs meine Maßregeln so zu nehmen, daß die Erfüllung jener aphoristischen Weissagung durch meine dortige Wohnung selbst um ein Bedeutliches erleichtert werde.

Es ist also davon die Rede, ob ich wohl das Glück erlangen kann, in dem Hause Ihres Schwagers aufgenommen zu werden, wo, nach Allem was man mir berichtet, sich Vieles vereinigen würde, um für ein Gemüth, wie das meinige, eine Art von — Himmel in Königsberg zu bereiten.

Eine schöne Häuslichkeit, geistreicher Umgang, eine sehr liebenswürdige Frau vom Hause — Ihre Schwester; Sie selbst ganz in der Nähe, und endlich eine Tochter, „die den Namen einer Jungfrau im vorzüglichsten Sinne verdient;“ weil, nach dem Ausspruch Aller, die sie kennen, ihr Anblick sogleich den Gedanken erzeugt, sie könnte auch eine Blume sein.“ Zwar haben mich grade in Hinsicht dieser Lieblichen alle Kenner vor Unglück gewarnt, indem es durchaus unmöglich sein soll, hiebei der Liebe nicht zu huldigen; allein das setzt mich in gar keine Verlegenheit, denn erstlich ist ja das „Missionsleben überhaupt schon pflichtmäßig ein Leben der Liebe“ und dann versichert ja die aphoristische Urkunde ausdrücklich: „Liebende trifft kein Unglück,“ und bestätigt solches noch durch zwei gleich darauf folgende, für einen Gesandten meines Gelichters ganz absonderlich trostreiche Sprüche: 1) „Es giebt keine unglückliche Liebe!“ 2) „Wer liebt, wird geliebt; wer nicht geliebt wird, liebt auch selbst nicht.“ Sie sehen also, daß ich auf keinen Fall etwas zu befürchten habe, selbst wenn ich Ihre reizende Nichte „ein geistliches Lied singen hörte,“

welches doch das Rührendſte iſt, was einem in dergleichen Verhältniſſen begegnen kann, denn für jede Richtung meiner Gefühle enthalten obige Kernſprüche hinreichenden und beruhigenden Troſt. Es kommt jetzt allein darauf an, ob Sie wohl die Güte haben wollen, als meine einzige Beſchützerin in Königsberg, ein wenig zu meinem Vortheil zu ſprechen und mich Ihrem Schwager als einen ſehr unſchuldigen Miſſionair zu ſchildern — „Unſchuld iſt Kindlichkeit" — und ich verſpreche Ihnen recht kindliche Dankbarkeit. Ich habe ohnehin mit der heutigen Poſt an den Kommerzienrath Schwinck geſchrieben, weil mir ſehr viel daran gelegen iſt, das kindliche Weihnachtsfeſt mit dieſer frohen Ausſicht zu begehen, und weil ich durchaus nicht zu denen gehöre: „welche wähnen, man müſſe jetzt ſchweigen und warten, bis es anders werde," — ſondern ich will vielmehr zur rechten Zeit ſprechen, damit es früher, wenigſtens für mich, anders und beſſer werde. Aber das Weihnachtsfeſt veranlaßt eine zweite und ſehr angelegentliche Bitte an Sie. Ich habe nämlich allerlei kleine Bekanntſchaften hier, für welche mir Weihnachtsgeſchenke von gleichem Format mangeln, und an dieſem erbärmlichen Ort iſt durchaus nichts zu haben. Ich hege zwar zu Ihrer Königsſtadt auch kein uneingeſchränktes Zutrauen, aber doch möchte es wohl eher als hier möglich ſein, irgend kinderbehagliche Kleinigkeiten dort aufzutreiben. Kaufen Sie mir allerlei dergleichen von Bernſtein u. ſ. w. Könnten Sie mir ein kleines Schreibzeug von Bronze, wie man deren in Berlin hat, ſenden, ſo mag das gern koſten was es will; ich wollte es gern für die allerliebſte kleine Prinzeſſin Charlotte*), die

*) Die jetzt regierende Kaiſerin von Rußland

meine Hausgenoſſin iſt und mit der ich in fortlaufendem Briefwechſel ſtehe.

Ihr ergebenſter

v. Winckmann.

b.

Die ſittliche Grazie.

An Eliſabeth Stägemann, in den Erinnerungen für edle Frauen.

Sie beſingen? Welche Saiten,
welchen Ton des Harfenſpiels
wähl' ich dieſen Lieblichkeiten,
dieſem Wohllaut des Gefühls?

Alle Reize, die der Jugend
Cypris ſchlaue Tochter leih'n,
fern' ich hier, mit Ernſt und Tugend
in dem heiligſten Verein.

Liebe, der Verführung kühne
Schweſter, ſcheucht vor ihrem Blick;
zarte Sehnſucht lenkt die Miene
dieſes Engels ſchnell zurück.

Wo ihr Auge ſtrahlt, umſcherzen
fromme Liebesgötter Sie,
und es ſchleicht in alle Herzen
Ihres Lebens Harmonie.

Sie als Amors Braut zu grüßen
eilt, wer oft den Sieg gewann,
doch bekehrt zu Ihren Füßen
betet er die Unſchuld an.

Weisheit, mit dem Kranz der Muſen
leicht geſchmückt, begleitet Sie;
Friede weicht aus Ihrem Buſen,
Freud' aus Ihrer Seele, nie.

Schalkhaft, hold und freundlich lächelt
Sie Gefühl in jedes Herz,
aber ſtolze Wünſche fächelt
Sie zurück mit leiſem Scherz.

Auf der Einfalt Laubenflügeln
ſchwebt Sie durch das Leben hin;
Gegenwart und Zukunft ſpiegeln
ſchön ſich Ihrem klaren Sinn.

Wie aus friſchem Stamm die Blüte,
ihrer Schönheit unbewußt,
ſproſſen Edelſinn und Güte
frei empor aus Ihrer Bruſt.

Unſrer Ehrfurcht Huldigungen
ahnet die Beſcheidne nicht,
und was Wahrheit hier geſungen,
hält nur Sie für ein Gedicht.

e.

An Frau von Korff in Königsberg.

Königsberg, den 20. Februar 1808.

Es war ja doch aber auch kein Bischen freundlich von Ihnen, gnädige Frau, daß Sie mich neulich nicht zu Ihrer tonreichen Geſellſchaft einluden. Wie gern wäre ich gekommen! aber wo ſollte ich den Muth vernehmen, mich ſo ungebeten einzuſtellen? Um dafür „feurige Kohlen auf Ihr ſchönes Haupt zu ſammeln," ſchicke ich Ihnen hiebei meine ſämmtlichen Werke, in der ſchmeichelhaften Vorausſetzung, daß Sie ſich vielleicht bisweilen auch mit dem Abweſenden unterhalten werden. Sie ſind großmüthig genug, dieſes kleine Opfer als eine aufrichtige Huldigung des Freundes aufzunehmen — der Dichter und der Filoſof möchten beide hiebei gern gleich anſpruchlos erſcheinen. Aber laſſen Sie mir nun auch die Gerechtigkeit wiederfahren, die ich wohl von der edelmüthigen Freundin begehren darf, wenn ich ſie auch von gewöhnlichen Leſern nicht verlange. Glauben Sie es meiner Verſicherung und Ihrem eigenen Gefühl, daß dieſe Kleinigkeiten alle noch viel eigenthümlicher Werke des Herzens, als Werke des Geiſtes ſind,

und ſchenken Sie dem Künſtler nicht auf Unkoſten des Menſchen einen Beifall, der alsdann ſelten gut gemeint iſt.

Gute Leſer ſind freilich beinahe eben ſo ſelten, wie gute Schriftſteller; aber unſre ſchnelle, doch darum nicht weniger begründete Freundſchaft muß Sie ſchon überzeugen, daß ich Sie unbedingt zu den erſteren rechne. Wer im Geſpräch ſo viel Geiſtes-Empfänglichkeit, ſo viel eigenthümlichen Sinn für fremde Anſichten, ſo viel unverkünſteltes Wahrheitsgefühl verräth — der verſteht auch nothwendig ſolche Büchlein, wie die meinigen. Von Ihnen würde es mir alſo wehe thun, wenn auch Sie meine Herzensergießungen überall nur für Schulübungen der Einbildungskraft halten ſollten. Es iſt ja ohnehin ſchlimm genug für den gemüthvollen Dichter, daß er bei jeder Kunſtausſtellung beinah unwillkührlich mehr oder weniger von dem Heiligthum ſeines Innern auch vor der rohen Menge entſchleiert. Der Erſatz ſollte ihm doch billig bleiben, daß wenigſtens die Beſſern ihn ſelbſt nicht, irgend einem Lieblingsvorurtheil zu Gefallen, durchaus für ſchlechter halten als ſein Werk. Indeſſen tröſtet ihn wieder, daß grade die Beſten nicht ſelten dem Menſchen doppelt gut werden, wenn ſie dieſen überall mit dem Künſtler unauflöslich verſchmolzen finden. Bei Ihnen, wie in dem ganzen Kreiſe, in dem Sie leben, — wo Gemüth und Geiſt harmoniſch vereinigt ſind, findet der Menſch wie der Dichter ein Aſyl, welches ihn beglückt.

Fürſt Radzivill will Morgen bei Schwinds Muſik machen; wir werden Ihre zaubervoll bezaubernde Stimme doch auch hören? Mit tiefer Ehrfurcht und Ergebenheit

Ihr unterthäniger

v. Brinckmann.

d.

An dieſelbe.

Königsberg, den 17. März 1808.

Urtheilen Sie, gnädige Frau, aus der Beilage, ob ich geſtern Ihrem ſeelenvollen Geſang mit Andacht geborcht habe. Nur das ſoll Ihnen mein kleines Gedicht beweiſen. Es ſei eine Fortſetzung unſers Geſprächs über die Wirkungen der Muſik, vornehmlich des Geſanges, auf diejenigen, die das Glück haben, eine Seele zu beſitzen. Was konnte ich geſtern Abend, begeiſtert wie ich einmal war, beſſeres vornehmen? Meine Herrſchaften (die Schwinck'ſche Familie, bei der nun Brinckmann wohnte) waren noch auf dem Balle, deſſen einförmige Muſik mich die halbe Nacht hindurch recht angenehm daran erinnerte, daß ich Gottlob! nicht nöthig hatte, mich eben ſo lange in dieſem buntſcheckigen und leeren Getümmel umherzutreiben. Ich genoß um ſo dankbarer meine freundliche Einſamkeit und lud die Muſe ein, damit ſie ihrer lieblichen Schweſter meinen gaſtfreundlichen Gruß bringen möchte. Empfangen Sie dieſen denn auch mit gütiger Theilnahme — vielleicht als den Schwanengeſang eines irrenden Dichters, den die Erinnerung Ihrer ſchönen Freundſchaft auch noch in die dunkle Ferne begleiten wird, wie ein lieblicher Stern, der nicht untergeht.

Brinckmann.

Die Macht des Geſanges.

An Antoinette von Korff.

Wohin, Du Freundliche, Du Schöne!
hebt Dein Geſang den trunknen Geiſt!
ob auch die Wolluſt ſüßer Töne
mein Herz, das blutende, zerreißt —

hinauf zum Strahlenſitz der Muſen,
wo Dich der Genius umarmt,
wo ſelbſt der mattgeſeufzte Buſen
von Glut des Hochgefühls erwarmt.

Ich horchte Dir, dem Götterkinde,
das Glanz Elyſiens umfloß,
und aufgelächelt ſprang die Binde
des Grams, die meine Bruſt verſchloß.
Mir athmet ja des Frühlings Milde
beim ſchmelzender Geſang zurück,
und dunkler Hoffnung Traumgebilde
beſeelt der Unſchuld Aetherblick.

Du ſangſt — und aus den öden Trümmern
der Gegenwart emporgerückt,
ſah' ich den Kranz von Sternen ſchimmern,
der lieblich ſchön den Oſten ſchmückt;
wo einſt aus Gräbern der Vernichtung
die Zukunft fröhlich ſich erhebt,
wann unſrer Sehnſucht fromme Dichtung
die Wahrheit ſchweſterlich umſchwebt.

Wie Memnons Bild der Morgenröthe
geheimnißreich entgegenklang,
daß Wohllaut ſchmeichelnder Gebete
aus dem erſtarrten Marmor drang:
ſo ſchmolz in heilige Gefühle
der dumpfe Schmerz, in Melodie,
als Götterhauch dem Harfenſpiele
des Dulders, Kraft und Seele lieh.

Ihm flochteſt Du, dem Waiſenverwaiſten
noch Blumen um den Pilgerſtab,
holdſelige! die dem Verbannten
die Muſe zur Begleitung gab;
Du, die, das Schickſal zu verſöhnen,
mit Allmacht des Geſangs gelehrt,
der mit des Himmels zarten Tönen
des Lebens wilden Sturm beſchwört.

Königsberg, den 16. März 1818. v. Brinckmann.

3.

Oberſtlieutenant v. Nordenacker

an den ſchwediſchen Geſandten Herrn **v. Brinckmann.**

Bord der Fregatte Eurydice, Pillauer Rhede,
den 16. Mai 1808.

Herr v. Tarrach hat ſich außerordentlich geirrt, wenn er geglaubt, die Beſtimmung der Fregatte Eurydice ſei geweſen, den preußiſchen Geſandten zurückzuführen.

Die Verhältniſſe zwiſchen beiden Höfen waren nicht von der Art, daß preußiſcher Seits irgend eine auszeichnende Höflichkeit verlangt werden konnte. Die Fregatte ſollte in Pillau den königl. ſchwediſchen Geſandten Herrn v. Brinckmann abholen, und bei der Gelegenheit „geruhten Se. Maj. zu erlauben, daß Herr v. Tarrach als **Reiſender** mitfolgen dürfe.“

Es war niemals die Meinung, und konnte es in dem jetzigen Fall nicht ſein, mit Parlementar-Flagge zu ſegeln. Eine ſchwediſche Fregatte braucht keine ſolche Flagge, um nach Pillau zu gehen und auf der nämlichen Stelle Anker zu werfen, wo ſie vor 2 Jahren lag, um den Hafen zu ſperren, ohne das Geringſte von der Feſtung befürchten zu dürfen.

Wie ſehr ich auch von der perſönlichen Friedensliebe des Herrn v. Tarrach überzeugt ſein mag, begreife ich doch nicht wohl, wie er ſich hat vorſtellen können, daß Friede und Eintracht von ſeiner Perſon ſo unzertrennlich ſein ſollten, daß ſeine bloße Gegenwart jede kriegeriſche Maßregel von ſelbſt lähmen mußte.

Glaubt Herr v. Tarrach wirklich, daß ſeine bloße Gegen-

wart die Fregatte hinlänglich geſchützt haben würde, wenn ſolche, mit Parlementar-Flagge verſehen oder nicht, von einem ruſſiſchen Kriegsſchiffe angefallen werden wäre? —

Ich kann ihm das Gegentheil verſichern.

Ein preußiſcher Miniſter mag ſehr zu entſchuldigen ſein, wenn er die Geſetze und Gebräuche des Seeweſens nicht kennt; aber vielleicht darf man um ſo eher verlangen, daß er ſich mit ſeinem Urtheile über diejenigen, welche ihr Geſchäft und ihre Pflichten vollkommen kennen, nicht übereile.

Parlementar-Flagge wird zwiſchen 2 kriegführenden Mächten gebraucht, damit Briefe oder Depeſchen der Einen, an die Befehlshaber der Andern, nicht unterweges von den Kriegsſchiffen oder Kapern der Letztern aufgefangen werden. Hierzu werden auch bewaffnete Fahrzeuge gebraucht. Soll aber ein Parlementarſchiff auch von einer dritten Macht geſchont werden, ſo muß ſolches durchaus unbewaffnet ſein und weder Kanonen, Pulver, noch Waffen am Bord haben.

Die Nothwendigkeit dieſer allgemein feſtgeſetzten Grundſätze ſpringt von ſelbſt in die Augen.

Ein däniſcher Kaper z. B. brauchte ſonſt bloß eine Parlementar-Flagge aufzuſtecken ſobald er ein engliſches Kriegsſchiff erblickte, um ungehindert die Oſtſee und die Belte zu durchkreuzen und um, ſobald er keine Gefahr ſähe, alle ſchwediſche Handelsfahrzeuge, die ihm aufſtießen, unter däniſcher Flagge aufzubringen.

Eine ſchwediſche Fregatte kann folglich durch die zufällige Anweſenheit eines preußiſchen Miniſters keineswegs gegen ruſſiſche Kriegsſchiffe hinlänglich geſchützt werden; und gegen die preußiſche Seemacht bedurfte ich in dieſem Augenblick keines Schutzes. Wozu hätte ich alſo mit Parlementar-Flagge ſegeln ſollen?

Bei der Ankunft auf hieſiger Rhede zog ich ſolche auf, um den Einwohnern von Pillau ſogleich die Furcht vor einer Hafenſperre zu benehmen. Ich hatte durchaus keinen andern Grund dazu; für meine Fregatte hatte ich dieſe Vorſichtigkeits-Maßregel nicht nöthig, denn von der Feſtung war für ſie nichts zu befürchten.

Nachdem der König alle bisher mit Embargo belegten preußiſchen Schiffe freigegeben, Preußen hingegen die ſchwediſchen noch immer zurückhielt, ſo beklagt ſich dieſe Macht noch, daß der König endlich auf einigen Schadenerſatz bedacht iſt. Und da eine, mit Seebedürfniſſen beladene, Galeeſſe angehalten wird, droht die preuß. Regierung den königl. ſchwediſchen Geſandten nicht abreiſen zu laſſen!! Dies iſt eine bisher noch unerhörte Maßregel; und ich bin überzeugt, daß ſolches unmöglich die Meinung der franzöſiſchen Behörde ſein kann, welche vielmehr, wenn ſie hinlänglich von allen Umſtänden unterrichtet worden, der Einſchiffung der königl. ſchwediſchen Geſandtſchaft ſicherlich keine Hinderniſſe in den Weg legen wird.

Ich meines Theils habe nicht darin Unrecht gehabt, daß ich die preuß. Galeeſſe anhielt, aber wohl, wie ich jetzt finde, darin, daß ich dem Herrn v. Tarrach erlaubte, an's Land zu fahren, ehe ich den Herrn v. Brinckmann auf der Fregatte meines Königs in Sicherheit wußte.

Glaubt die preußiſche Regierung, daß ich unrechtmäßiger Weiſe jenes Schiff aufgebracht habe, ſo bin ich dafür verantwortlich, und nicht der ſchwediſche Geſandte, der ſich damals in Pillau befand und folglich der auf offener See ſegelnden Fregatte keine Befehle zukommen laſſen konnte.

4.

J. A. Dunker

an **Karl Gottl. Bock** in Königsberg in Preußen.

Theuerster Freund und Gönner.

Der Brief des Horatius an die Pisonen ist vom zweiten Verse an bis zum Ende von Interpolatoren verarbeitet, die weder die Natur noch die Kunst verstanden haben. An mehr als hundert Stellen ist es, wie ich glaube, mir gelungen, unter dem Schmutz der Sudler und Uebertüncher die Arbeit des Meisters der Meister zu erblicken ich unterwerfe Ihrem Urtheil drei Proben, die ich dem mitzutheilen bitte, den ich in Königsberg für den größesten Kenner der Schönheit halte, obgleich er sich an der politischen Schönheit*) Ein Mal versehen hat, ich meine den O. Finanzrath **Stägemann**.

V. 31 — 37.

Aemilium circa ludum imus et
Marmoreum circa lapidem faber ultimus ungues
aere
Exprimet, et molles imitabitur arte capillos,
Infelix operis summâ; quia ponere totum
Nesciet: hunc ego me, si quid componere curem,
vivere
Non magis esse velim, quam pravo ringere naso
Spectandum nigris oculis nigroque capillo.

Die Verse 240—243 so wie viele andere stehen an ganz verkehrten Stellen.

V. 244 — 250

Silvis deducti
Sed silva educti caveant, me judice, Fauni,
Ne velut innati triviis, ac paene forenses
juvenentur versibus unquam
Aut nimium teneris venentur vocibus auram,

*) Napoleon.

Aut immunda crepent ignominiosaque dicta:

equus et pater et res
Offenduntur enim, quibus est Pater, aut Equus et Res:

si quid emtor
Nec, quidquid fricti ciceris probat et nucis estor,
Aequis accipiunt animis, donantve corona.

Da habe ich mich genöthigt gesehen den seit tausend Jahren verschollenen Estor von den Todten zu erwecken.

V. 372 — 73.

Mediocribus esse poetis
Non Di, non homines, non concessere columnae.

ist eine durchaus falsche Sentenz. Wenn Maevius oder Bavius so weit ausgeholet hatte, wie hier der Pseudo-Horatius, so hätten sie was Klügeres hervorgebracht. Nam generatim, werde ich in einer Note sagen, Adamides vix suum hominum sermonem intelligunt, et rudes divini poetis non solum mediocria sed etiam infa et vilissima concedunt; praeterea istae columnae, opus humanum, Diis et hominibus adnumerari absurdissimum est. Quin istae columnae sive pilae Horatio despicatui erant: Nulla, inquit, taberna meos habeat nque pia libellos; et tamen sequioris aetatis poetae principes tam indignam sententiam genuinam esse crediderunt eamque interpretati et imitati sunt, successu, uti par erat, infelicissimo; quamquam Boilavius paulo ante obitum ex sua, quam francice scripserat, arte poetica sequentes versus ejecit, qui vanitate, ne dicam mendaciis, inter se certare videntur:

Les vers ne souffrent point de mediocre Auteur,
Ses écrits en tous lieux sont l'effroi du Lecteur,
Contre eux dans le Palais les boutiques murmurent,
Et les ais chez Billaire à regret les endurent.

Mais cette expression (reponit operis Boilaviani Commentator) qui a tant de Force et de Grandeur dans l'Original ne paroissoit pas avec le même avantage dans la traduction.

Contristor autem nostrum etiam Wielandum ab interpolatore seductum istos versus Germanis sic reddidisse:

Mittelmäßige Dichter
Schützen weder Götter, Menschen, noch Verleger.

Ubi semper omnes Bibliopolas hominum numero eximit, eosque ad, nescio quas, semi-personas aut ad meras res abiegere videtur.

Ich für mich glaube ſteif und feſt, daß es in der Handſchrift des Horatius geheißen hat:

Mediocribus esse poëtis
Non Dis, non Horios, non concessere Camenae.

Dis war bei den Griechen der Vater der Muſen, und Horios (Abmeſſer der Grenzen) war der Name, unter dem Apollo zu Argos verehrt wurde. Und dieſe kann und muß man für die Regierung und das Hochgericht der Dichter paſſiren laſſen.

Ihr ergebener

J. A. Danker.

B.

Chriſtian Mayr.

Schriftliche Mittheilungen von Mayr gehören zu den großen Seltenheiten, daher hier aus einem Briefe an L. J. Werner Folgendes: „Ich ergreife dieſe Gelegenheit, meine Anſicht der Kirche Dir offen darzuſtellen, ſo viel ich das ſchriftlich vermag; wären wir drei, Du, Rafael Vod und ich, perſönlich zuſammen, ſo hoffe ich, wir würden die Erfüllung der Verheißungswerte des Herrn unſres Meiſters erfahren: wo zwei oder drei eins ſind, bin ich mitten unter ihnen. In der bekannten Unterredung Jeſu mit dem ſamaritaniſchen Weibe am Brunnen ſagte er: Ihr wiſſet nicht was ihr anbetet; wir wiſſen aber was wir anbeten, denn

das Heil kommt von den Juden u. ſ. w. Ev. Joh. 4, 22 — 24, und in der Unterredung mit dem Nicodemus Ev. Joh. 3, 5: Du biſt ein Meiſter in Iſrael und weißeſt das nicht, und wehe euch Phariſäern, ihr habt den Schlüſſel der Erkenntniß des Himmelreiche, ihr macht ſelbſt keinen Gebrauch davon, wehrt aber denen, die hinein wollen, Luc. 11, 52. Es war die Spezial-jüdiſche göttliche Kirche ein Modell der General-katholiſch chriſtlichen Kirche. Ueberall auf dem Kreis des Erdbodens, wer Gott fürchtete und Recht that, war ihm angenehm. Denn Menſchen, die Gott fürchteten und Recht thaten, waren die Anbeter oder Verehrer Gottes im Geiſt und in der Wahrheit; immer verborgen vor Menſchen, nur vor dem Gott, der in's Verborgene ſieht, offenbar, und ſie leitete er durch's Licht der Natur, nachdem es ſeinem Rathe gefiel, mittel- oder unmittelbar durch's Licht der Offenbarung zum großen Zweck ſeiner Weisheit, der Beglückſeligung des Menſchengeſchlechts auf Erden."

Die Verbindung, in der Mayr und Werner mit einander ſtanden, war zum Theil auf maureriſche Myſterien gegründet. Mayr ſtand mit den Kreuzebrüdern im Orient in Verbindung und ihre Korreſpondenz ging über Buchareſt. Dieſen Brüdern den nach Licht und Wahrheit lechzenden Werner zuzuführen und durch ſie ihm höheres Licht zu verſchaffen, machte Mayr welchen Werner beinahe idolatriſch verehrte und ſich ihm vertrauungsvoll hingab, Hoffnung. In Werner's Briefen küßt er „Mayr's heilige Hände." Werner's Freunde ſollten, ohne es zu wiſſen, eine Pflanzſchule bilden, aus welcher denn Samuel (Werner) die Herangereiften ſeinem Meiſter Sincerus (Mayr) zur Aufnahme in die höheren Grade der Roſenkreuzerei zu-

zuführen gedachte. Aus dieſer Periode (1801) beſitzt T.'s Autographen-Sammlung ein Blatt von Mayr's (die Fragen) und Werner's (die Antworten) Handſchrift, folgenden Inhalts:

„Beantwortung der mir von Sincerus (Mayr) vorgelegten Fragen.

Frage: Ob der Bruder Samuel zufrieden ſei und dazu mitwirken wolle?

Antwort: Mit dem Zweck des Ordens bin ich höchſt zufrieden, er iſt das Göttlichſte was ich kenne. Der Zweck des Ordens iſt kein anderer, kann kein anderer als der ſein: die Kraft aufzuſuchen, die in dem Schwachen mächtig iſt. Dieſe Kraft iſt Gott, der ſich im Heilande vermenſchlichte. Der Orden will den Menſchen vergöttlichen. Er enthält ſonach das höchſte Ziel der reinſten erhabenſten Wünſche. Mitwirken will ich nicht nur von ganzer Seele, ſondern ich will ganz dafür, für dieſen hohen Zweck, den edelſten der Menſchheit, leben, alle Kunſt iſt mir nur Vehikel dazu. Aber — man zeige mir die Mittel, mit denen, die Art, wie ich wirken ſoll.

Frage: Ob und in welchem Fache des Ordens er zuerſt unterrichtet ſein wolle?

Antwort: Der erſte Unterricht und der letzte ſcheint mir der zu ſein, den Meiſter, Jeſum Chriſtum, den ich bis jetzt nur ahne, und die, die er gekannt hat, kennen zu lernen. Ich erbitte vorläufig hauptſächlich darüber Belehrung, ob der Weg zum Heilande durch die Patriarchen der Urwelt allein führt, oder auch durch die patres ecclesiae romano-catholicae (sc. der Urkirche). Mir iſt das ſehr nöthig zu wiſſen, und bald zu wiſſen, um nicht in der beſten Abſicht zu ſtrauchlen.

Frage: Ob er glaube, daß der Bruder Sincerus

(Mayr) sein Provenient, Fähigkeiten des Verstandes genugsam und auch den Willen dazu habe?

Antwort: Ja!!! darauf leb' und sterb' ich!!! Die Stunde vor der Beichte in der — schen Kirche, welche ich nächst Gott Sincerus verdanke, war die seligste, die einzige — meines ganzen Lebens. Die Agape — niemals, nie werde ich sie vergessen. Diesem Manne, bei dem Verstand und Willen im reinsten Einklang! ich bin ihm mehr als mein Leben schuldig.

Frage: Ob er einen andern Bruder zum Unterricht wünsche und aus welchem Grunde?

Antwort: Ich wünsche nie einen andern Führer, weil Bruder Sincerus Eigenschaften des Kopfes und Herzens, mein unbegränztes Zutrauen besitzt. Aber — des Meisters Wille ruft mich wahrscheinlich in kurzer Zeit nach Berlin. Wäre es nicht gut, wenn ich einen Führer angewiesen erhielte, mit dem ich dort mündlich conversiren könnte?

Frage: Ob der Bruder Samuel einen Vertrauten vorzuschlagen wisse und für ihn bürgen könne?

Antwort: Nein — ich weiß keinen, den ich für würdig genug und qualifizirt zum Leiter halte. Zwei Menschen dürften es vielleicht in der Folge werden. Höffner, Junior-Assessor in Königsberg. Er hat den Meistergrad, ist in der Moral trefflich. Aber er hat zu viel kalte Vernunft, zu viel Selbstvertrauen, zu wenig Phantasie, obwohl viel Herz, einen noch bei weitem nicht gebildeten Sinn für Religion. Dann Rafael Peel, Regierungs-Referendar in Posen; er hat ungeheuer viel religiösen, viel Kunstsinn, viel Phantasie, auch moralische Anlagen. Aber seine Moralität ist noch schwankend, er selbst noch in je-

dem Betracht zu jung. Auch iſt er noch nicht maureriſcher Meiſter. Beide können noch nicht † Brüder werden, wohl aber dereinſt, und beide verdienen es vorzugsweiſe zu † Brüdern erzogen zu werden.

Frage: Sind Sie, ſeitdem Sie ihr Petitum ſchrieben, in maureriſchen Graden fortgeſchritten?

Antwort: Antworte ich — Nein! Ich habe ſeit der Zeit keine neuen Grade bekommen. Aber fragen muß ich beſtimmt. Wenn ich — was ſehr bald ſein kann, ſehr wahrſcheinlich noch in dieſem Jahre ſein wird — nach Berlin komme, kann ich mir im Syſtema der Obſervanz neue Grade geben laſſen? Ich wünſchte es, weil ich nicht gern irgendwo auf halbem Wege ſtehen bleibe, aber — Ihr Wille, meine Brüder, wird mir Befehl ſein, dem ich unbedingt Folge leiſten werde.

Nun zum Schluſſe noch eine Bitte. Erfüllen Sie den ſehnlichſten Wunſch meines Herzens, veranſtalten Sie bald! meine Reception!!! Mit Leib und Seele und allen Kräften will ich unſerm Herrn und Meiſter dienen und mit Ihnen mitwirken. Aber — es iſt periculum in mora. Nicht daß ich abtrünnig würde, ich bin ewig † Bruder, auch wenn Sie mich nicht aufnähmen; aber ich glühe zu ſehr für die Sache und könnte vielleicht eben deshalb und bei dem beſten Willen aus Unkunde Schritte thun, die unrecht wären. Alſo eilen Sie mit mir! Ich habe lange genug gelechzet! Geben Sie mir eine Adreſſe, unter der ich Sie von meiner wahrſcheinlich baldigen Abreiſe nach Berlin benachrichtigen kann. Ich grüße Sie in der unbekannten heiligen Zahl! Ewig Ihr Sie ehrender, liebender, Ihr armer ſchwacher Bruder Samuel."

B.

1.

Taubſtummen-Inſtitut in Paris,

Juni 1812.

Siehe 1. Theil Seite 81.

2.

Held Schill's Schädel in Spiritus zu Leyden.

Siehe 1. Theil Seite 103.

3.

Schlägerei zwiſchen Talma und Geoffroy in Paris.

Siehe 3. Theil Seite 113.

Nemesis giebt mit dem Maß und dem bremsenden Zügel die Lehre:
Brauche beim Handeln das Maß, brauche beim Reden den Zaum!

I.

Taubstummen-Institut in Paris.

Heute den 11. Juni war öffentliche Sitzung und Prüfung im Taubstummen-Institut, der ich mit großem Vergnügen beigewohnt und beinahe alle Hauptgegenstände nachgeschrieben habe. Der weltbekannte, hochverdiente Abbé Sicard, Nachfolger des Abbé de l'Epée, ist der Direktor; er hat ein wohlwollendes, menschenfreundliches Gesicht, und man fühlt sich ganz zu ihm hingezogen. Alle vierzehn Tage ist öffentliche Prüfung, oder besser ist sie als eine Vorlesung des Abbé Sicard zu bezeichnen, indem eigentlich dieser nur spricht und Versuche mit einem 24- und einem 30jährigen Taubstummen anstellt; diese beiden Männer müssen stets herhalten, die andern Kinder werden selten, fast nie befragt. Wenn man Sicard sprechen hört und agiren sieht, ohne dabei an sein Verdienst zu denken, so würde man ihn in die Klasse ganz gewöhnlicher, vielschwatzender Charlatans werfen und ihn nach kurzem Amusement verlassen. Er plappert unaufhörlich und mitunter recht dummes, ungewaschenes Zeug, welches er mit den lebhaftesten Gesticulationen der Hände und des ganzen Körpers unterstützt. So versicherte er z. B., daß die deutsche Sprache keinen Imperativ hätte; sprach über die Aehnlichkeit des

Menſchen mit Gott recht genaues Zeug; verſicherte, daß ſeine Zöglinge weder Franzoſen, noch Italiener, noch Deutſche wären, ſondern Kinder der Natur, und eben deßhalb ſeien ihre Begriffe denen andrer Menſchen weit vorzuziehen. In dieſer Art ging es lange fort, bis endlich die beiden oben erwähnten Taubſtummen, Namens Clerc und Maſſieu vorkamen und ihre Kunſtſtücke machen mußten. Mit welcher Fertigkeit übrigens dieſe Leute unter ſich, mit Sicard und den kleinern Kindern, durch Zeichen ſprechen, ſich geſchriebene Sachen diktiren und Kenntniß beſonders der Grammatik zeigen, iſt kaum zu begreifen.

Maſſieu wurde aufgefordert eine Erklärung von Monſieur zu geben:

Monsieur = Mon-Sieur, Sieur de moi.
Le mot sieur veut dire, vieux, vénerable, maitre,
le mot seigneur veut dire, plus vieux, etc.
le mot sire veut dire, le plus vieux, etc.

Da doch nun aber, echt franzöſiſch, auch Komödie dabei geſpielt werden muß, ſo drückte Maſſieu durch Pantomime aus, wie man einen Sieur, Seigneur und Sire grüßen müſſe und in welcher Art dieſe den Gruß aufnehmen und erwiedern. Die Lebhaftigkeit und Kraft dieſes Knaben erfreute mich hierbei ſehr, ſo unangenehm auch die Unſchicklichkeit verletzte, einen Jünglingen Mann dergleichen Dinge darſtellen zu laſſen. Nun kamen einige ſehr hübſche Beantwortungen auf vorgelegte Fragen, welche Maſſieu und Clerc auf die Tafel ſchrieben.

Quelle différence y-a-t-il entre voilà et voici?
Reponse, Massieu. Voilà veut dire voyez ou voi
ce qui est éloigné ou haut, voici veut dire voyez
ou voix ce qui est proche ou bas

Clerc: Voici et voilà sont deux prépositions, on se sert de l'une pour faire voir à quelqu'un un objet éloigné et de l'autre un objet approché.

Tu verras dans ce lieu approché,
tu verras dans ce lieu ci,
vois-ci, voici.
Tu verras dans ce lieu éloigné,
tu verras dans ce lieu-là,
vois-là, voilà.

Quelle différence y-a-t-il entre l'organe et l'esprit?

Reponses, Massieu: Un organe est une partie du corps animal qui est le siège d'un sens, qui est actif quand il est plein, ou passif quand il est vide, l'esprit est une substance immaterielle, spirituelle, qui a les facultés de penser, de réfléchir, de raisonner, de vouloir, de désirer etc.

Clerc: Un organe est une partie du corps servant aux sens de l'animal, il n'agit pas, il est passif, il est un canal par où passe l'impression des objets extérieurs et sensibles, l'esprit ne fait pas partie de l'organisation de l'animal irraisonnable, il est à l'homme, il le fait agir, le gouverne, lui donne la faculté de raisonner, penser, juger etc.

Qu'est ce que l'imagination?

Reponses, Massieu: C'est la seconde création par rapport à l'homme, pour se former des images, pour faire un tableau de belles idées, pour — — ou pour amuser l'ame. Le génie est le flambeau, la langue de feu dont on se sert, pour inventer dans l'art ou dans la guerre ou dans l'agriculture.

Clerc: C'est la faculté, la flamme de l'esprit par laquelle il invente et produit des choses nouvelles, extraordinaires et inconnues auparavant.

Qu'est ce que le plaisir?

Reponse, Massieu: Le plaisir est la sensation agréable, reçue soit par les sens, ou par l'ame. Le bonheur est une suite de plaisirs, le plaisir continuel, l'état ou la qualité de celui qui éprouve une foule de plaisirs quand il ne souffre rien.

Muß man nicht über dieſe natürlichen Erklärungen ſich höchlich verwundern? Iſt der Reichthum an Worten bei dieſen Taubſtummen nicht merkwürdig? Nun muß man nehmen, daß weder Abbé de l'Epée noch Sicard den Taubſtummen dieſe Zeichenſprache beigebracht haben, ſondern ſie haben erſt ſelbige von den Taubſtummen gelernt und ſind ſo im Stande geweſen, dieſen Unglücklichen Ideen und Begriffe beizubringen. Taubſtumme ſprechen mit andern, die nie Unterricht genoſſen haben. Darüber ſchrieb Clerc nachſtehende Geſchichte auf die Tafel: Clerc rapporte le résultat de l'Examen auquel il a soumis un Sourd-muet qui n'avoit jamais reçu d'instruction et qui étoit prévenu par le bureau de police.

L'individu qui nous avons éxaminé et interrogé est véritablement sourd-muet, il est facile de le reconnaitre comme tel à la manière de s'exprimer; ce jeune homme se nomme Cambray, natif de l'Aigle, agé de 29 ans, et peintre en bâtimens, il n'a jamais été instruit et ne sçait même pas, s'il y a une école de sourd-muets; un jeune homme de la même profession que lui et avec lequel il travailloit et couchoit, lui prêta un Dimanche sa montre, le muet ne rentrant pas le soir, le jeune par-

lant, son ami, doutant de la sincérité et de la confiance de son ami fait la déclaration à la police. Six jours après le muet rentre avec la montre. Il l'avoit mise en nantissement chez un aubergiste, auquel il devait 10 francs pour avoir passé six jours chez lui, mais moyennant dix francs tout sera arrangé à l'amiable.

Mehrere Zuſchauer gaben jetzt noch die verwickeltſten Aufgaben, beſonders in Hinſicht der Verben; Sicard drückte ſie den Knaben mit Zeichen aus, worauf dieſe ſie mit Richtigkeit aufſchrieben. Erfreulich iſt es zu ſehen, mit welcher Unbefangenheit und welchem Selbſtgefühl die Knaben und Mädchen auftreten; mit einem gewiſſen Stolz ſehen ſie auf die vom Geſchick begünſtigteren Nebenmenſchen herab. Höchſt bemerkenswerth ſind die feinen Nüancen ihrer Zeichenſprache; ſo z. B. unterſchied ein Knabe ſehr wohl: fixoient, regardoient und voyoient; ſo auch die Eigennamen der Menſchen, Städte, welche erſtere nach Angewohnheiten und äußeren Merkzeichen umſchrieben werden. Doch iſt in dieſer Geberdenſprache etwas Verzogenes und Karrikaturmäßiges; das Thieriſche im Menſchen ſprach ſich deutlich in dieſen widerlichen Geſichtsverzerrungen aus, — man kam in Verſuchung, ſie für poſſierliche Affen zu halten; Maſſieu allein war davon auszunehmen, ſeine Geberdenſprache hatte Würde, ja man kann ſagen, in ſeinen Bewegungen liegt Grazie, und wahre Liebenswürdigkeit des Charakters muß man darin erkennen. Sicard verband mit folgendem Zufälligen eine recht launige Theaterſcene. Er forderte von der Geſellſchaft ein Buch; man gab ihm die Epiſteln des Horaz, welche er an die neben mir ſitzende Mr. Bouharnais mit der Bitte reichte, eine Stelle im Buche zu wählen; Sicard diktirte durch Zeichen und die Taubſtum-

men ſchrieben: ayez de l'argent vous trouverez aussitôt une femme avec une grosse dot, vous aurez du crédit, des amis, de la bonne fortune, de l'éloquence, en un mot vous serez orné de toutes les grâces. Allgemeines Gelächter entſtand über dieſen Satz; man fühlte das Paſſende und Wahre. Sicard ſagte lächelnd darauf: „Bedenken Sie, meine Zuhörer, eine Demoiſelle hat die Stelle gewählt und nicht ich.“ Die Dame wendete ſich mit großer Unbefangenheit zu der Geſellſchaft und verſicherte: „ich habe das Suchen nach einem Mann nicht mehr nöthig, ich bin bereits verheirathet.“ Es wurden nun noch einige Fragen aufgeſtellt, nämlich:

Qu'est ce que Dieu?

Reponse, Massieu: Dieu est un être spirituel, sans corps, éternel, indépendant, immense, qui a créé le ciel et la terre, qui gouverne toutes les choses, qui peut tout et qui connoit tout.

Dieu est l'être des êtres, l'être par excellence, le premier être, l'être nécessaire, l'être suprême, la cause des causes, la première cause, la source de l'existence de toutes les causes, la cause éloignée de l'homme. L'auteur, l'horloger, le machiniste de la nature, le soleil de l'éternité, la gloire du ciel, la correction du purgatoire, la providence de la terre, la justice de l'enfer, le juge des juges, le jour du monde, la vérité même, l'oeil de la justice, le bien souverain, la sagesse souveraine, le roi des rois, Dieu est le créateur de tous les êtres.

Definition de la nature.

Massieu: La nature est la volonté de Dieu, par laquelle les premiers êtres créés font les seconds, les troisièmes etc. La nature reproduit la créature.

Clerc: Dieu est la cause, le principe; et la nature est l'effet. Dieu fait et la nature reproduit. Dieu commande et la nature exécute ce qui lui a été prescrit.

Hiermit ſchloß die intereſſante Sitzung, und als noch von den Taubſtummen die Hoffnung ausgeſprochen wurde: die Verſammelten würden wohl zufrieden den Saal verlaſſen, meinte Massieu:

L'Espérance est la fleur du bonheur.

2.

Fr. v. Schill's Schädel.

Im Jahr 1820 konnte dieſe unglückliche Geſchichte mit Schill's Schädel erſt wieder zur Sprache gebracht werden. Der Geſellſchafter von Gubitz enthielt darüber endlich folgende Notiz: „Unter vielen Seltenheiten des Naturalien-Kabinets in Leyden wird eine verſchleierte Vaſe gezeigt, und der Aufſeher ermahnt gutmüthig: ja auf den erſten Anblick gefaßt zu ſein, daß man nicht gar zu ſehr erſchrecke. Er hebt die Hülle, — ein Menſchenkopf, mit tiefer Wunde vor der Stirn und einem gewaltigen Schnurrbart, ſtarrt den erſtaunten Beſchauer an. Es iſt der Kopf des — unglücklichen Schill, den man von Stralſund als Siegeszeichen hierher verpflanzt hat; in der Nachbarſchaft von Ungeheuern aller Welttheile. Armer Schill! ungerechtes Schickſal!“ Gubitz macht hierzu die gute Bemerkung: „Sollte man nicht, da ſo vieles zurückgefordert und gegeben iſt, dieſem Haupt, welches zu keinem Kunſtzweck in jenem Kabinet aufbewahrt wird, eine Stätte in der Erde mit

einem einfachen ehrenvollen Zeichen gönnen? ich habe Schill persönlich gekannt, auch Briefe von ihm empfangen und darf es bestätigen: daß er als Mensch menschlicher Theilnahme werth war. Ueber sonstige Gegenstände mögen Andere urtheilen, aber — nicht hart, denn man würde ihm Unrecht thun und der Todte wohl seinen Vertheidiger finden."

Diese öffentliche Besprechung führte freilich kein Resultat herbei, doch erregte sie die Aufmerksamkeit der braven Colberger, denen Schill's Andenken stets theuer und werth war und sein wird; — unter diesen vornehmlich waren es Rettelbeck und der Stadtälteste Goldel, welche diesen Gegenstand mit Feuer und Patriotismus erfaßten und gemeinschaftlich an den Fürsten v. Hardenberg und Generalfeldmarschall Graf v. Gneisenau folgende Briefe*) schrieben.

An den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg.

Colberg, den 17. Januar 1821.

Wenn Unterzeichnete sich an Ew. Durchlaucht zu wenden erdreisten, um eine Sache des Gefühls und der Ehre Hochdenenselben vorzutragen, so leitet uns dazu die Stiftung von so vielem Guten und der hohe Glanz, auf welchen Borussia durch die Anstrengungen und weisen Verhandlungen von Ew. Durchlaucht gestellt ist; dazu möchten wir

*) Es besitzt meine Sammlung den ersten Entwurf des Briefes an Gneisenau, von Rettelbeck's eigener Hand geschrieben. Um die Stufe der Bildung dieses braven und wahren Patrioten kennen zu lernen und da Rettelbeck durch vielfache Biographien und Kalenderschriften ein Mann des Volks geworden ist, so soll dieser Brief-Entwurf im nächsten Iten Hefte von D.'s Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen, Berlin bei Sachse & Co., mitgetheilt werden.

nicht gern unſerm guten Monarchen auch nur eine bittre Minute machen, ſondern bitten, daß Hochdieſelben die Gnade haben, es Sr. Majeſtät rechter Zeit vorzulegen.

Wir erlauben uns dieſem eine Abſchrift eines Artikels des in Berlin erſcheinenden Journals, der Geſellſchafter, vom Profeſſor Gubitz, beizufügen, welchen ſchon mehrere Zeitblätter enthalten haben; Ew. Durchlaucht werden hieraus erſehen, daß der Kopf des armen v. Schill, dieſes Märtyrers der Freiheit, in Leyden, in einem Naturalien-Kabinet, höchſtwahrſcheinlich in ganz naher Geſellſchaft des Auswurfes der Schöpfung befindlich iſt.

Da der Profeſſor Gubitz ſich hierüber ſchon ausgeſprochen, ſo enthalten wir uns das von ihm Geſagte zu wiederholen.

Wir beide waren Verehrer, waren Freunde des Verewigten; ſollte er wirklich geirrt haben, ſo konnte doch nur Liebe zum Vaterlande dieſen Irrthum in ihm erzeugen, er war bieder und gewiß ein braver Mann.

Aber auch dem Ruhme Preußens kann es unmöglich gleichgültig ſein, das Haupt eines ſeiner tapferſten Söhne in einem fremden Lande ſo herabgewürdigt zu ſehen, ja in einem Lande, das nur großentheils den Anſtrengungen der Preußen, dem Blute von Schill's ſiegreichen Waffen-Gefährten, ſeine Freiheit zu danken hat.

Nach dem Journal-Artikel ſcheint das Leydner Kabinet ein National-Inſtitut zu ſein, und wir glauben, daß es nur der geringſten Anregung von Ew. Durchlaucht bedarf, um dieſes Haupt ausgeliefert zu erhalten.

Wo konnte denn ſolches wohl ehrenvoller ruhen als in Colberg oder deſſen Nähe, dem erſten Schauplatz ſeines Waffenruhmes, unter der Aegide des Kreuzes?

Recht ſehr bitten wir, daß Ew. Durchlaucht dieſen Ge-

genſtand Ihrer Aufmerkſamkeit würdigen, wünſchen herzlich, daß Hochdieſelben, ganz Ihrer großen Seele gemäß, das Glück Europa's in Laybach befördert haben mögen, und zeichnen mit höchſter Ehrerbietung als

Ew. Durchlaucht

unterthänige Diener

Nettelbeck. Gölckel.

An den Grafen v. Gneiſenau.

Colberg, den 17. Februar 1821.

Ew. Excellenz bewahrten unſre Vaterſtadt gegen die Eroberung eines übermüthigen ſieggewohnten Feindes, Hochdieſelben machten Colberg weltberühmt; aber auch den edlen theilnehmenden Menſchenfreund lernten wir, bei jeder Gelegenheit, in Ew. Excellenz kennen; nicht nur jedes Feſt im frohen Kreiſe, ſondern jeder Tag erinnert uns daran, was wir in Hochdenſelben beſaßen, und wäre es möglich, Sie noch einmal in unſrer Mitte, bei uns, zu ſehen, der Jubel, unſre Freude, müßte unermeßlich ſein.

Im Decbr. 1809 waren wir Unterzeichnete, als Deputirte Colbergs, in Stargard bei Sr. Majeſtät dem Könige; wir erhielten die Erlaubniß, bei jedem wichtigen Ereigniß uns an Allerhöchſtdieſelben wenden zu dürfen.

Jetzt finden wir in öffentlichen Blättern, daß das Haupt des unglücklichen von Schill in Leyden und zwar an einem für daſſelbe gewiß nicht paſſenden Ort aufbewahrt wird, wir erlauben uns hiervon eine Abſchrift beizufügen.

Da nun die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten unter der hieſigen Leitung von Sr. Durchlaucht dem Fürſten Staatskanzler betrieben werden, wir auch nicht gern Se.

Majeſtät eine trübe Minute machen möchten, ſo haben wir uns an Denſelben mit einer Vorſtellung und Bitte gewandt, die Auslieferung des gedachten Hauptes, ſo wie deſſen Beerdigung hier in Colberg, als dem Schauplatze des vorzüglichſten Waffen-Ruhmes des Verewigten, zu bewirken.

Der Ruhm der preuß. Krieger iſt von Ew. Excellenz ſo hoch geſtellt, Hochdieſelben ſtehen an der Spitze des Heeres, wir glauben nichts weiter ſagen zu dürfen, als daß wir die feſte Ueberzeugung haben, daß Ew. Excellenz unſre Wünſche befördern werden, wir zweifeln auch nicht an der Erfüllung derſelben, um ſo mehr, da dieſes Haupt ſich in einem befreundeten Land, ja in einem Lande befindet, das faſt nur durch die Kämpfe der Preußen und das Blut der früheren Waffengefährten Schill's befreit iſt.

Gott erhalte Hochdieſelben dem Vaterlande noch lange.

Mit der höchſten Ehrerbietung zeichnen wir als

Ew. Excellenz

unterthänige Diener

Nettelbeck. Gölckel.

Die Theilnahme, welche Nettelbeck, Gölckel und alle braven Colberger an dieſer Proſtitution unſers Schill nehmen, kann zum Beweiſe dienen, daß man deſſen und ſeiner Waffengefährten Thätigkeit in Colberg würdigte; denn „ohne Rechts und Links zu erwägen, zu bedenken," ſchreibt Gölckel an D.—, „ſo iſt es gewiß, daß durch v. Schill und die braven Männer, welche ſich ihm anſchloſſen, der Muth mehr belebt, Colberg verproviantirt, die Beſatzung vermehrt und ſolche montirt und bewaffnet werden konnte, indem alles dazu Dienliche aus einem weiten Umkreiſe herbeigeſchafft wurde; ja ſogar ein Dutzend Kanonen, ſo wie

eine Parthie Gewehre erbat v. Schill vom Könige von Schweden in Stralſund für Colberg; die großen Talente Gneiſenau's, welcher erſt ſpäter eintraf, würden Colberg nicht haben erhalten können, hätte Schill mit den Seinen nicht ſo zuvor gewirkt, und wenn die Feinde dieſes Braven, neidiſch auf ſeinen und ſeiner Waffengefährten Ruhm, dieſes nicht anerkennen wollen, ſondern vielmehr behaupten: daß Schill's Streifereien die Franzoſen zur Belagerung nach Colberg gezogen haben, ſo müſſen ſolche Napoleon eben ſo für einen ſchlechten Strategen halten, als die Lage Colbergs nicht kennen, allwo viel leichter, unter deſſen Kanonen, welche den Hafen beſtreichen, ein Heer, im Rücken der franzöſiſchen Armee, gelandet werden konnte, als in dem durch Inſeln von jeder Seeſeite beherrſchten Stralſund, welche im Winter beſonders leicht zu occupiren waren, oder dem vom Meere weit entfernten Danzig."

3.

Talma und Geoffroy.

Alte Geſchichten hört man oft mit Vergnügen wieder, wenn die Gegenwart ſie in's Leben ruft, daher will ich eine treue Darſtellung eines Vorfalls geben, welcher ſich in Paris zugetragen, der dem berühmten 29. Bulletin der großen Armee im Jahre 1812 als Vorläufer diente und — leider muß ich es geſtehen — viel dazu beitrug, das Intereſſe an den erſchlagenen und erfrorenen Vätern, Söhnen und Brüdern in Rußland zu vermindern. So viel mir bekannt, iſt das Ausführliche des Auftritts, den der Schauſpieler Talma in der Loge des Theater-Recenſenten Geoffroy im Théâtre français herbeiführte, in deutſchen Zeitſchriften nie

verhandelt, ſpäter aber von Talma, und auch von Andern nach ſeinem Tode, falſch dargeſtellt worden. Um ſo mehr wird der Bericht jetzt — wenn auch ſchon mehrere Jahre alt — gewiß gern geleſen, da Theater und Theater-Recenſionen, Schauſpieler und Recenſenten das Hauptſtags-Geſpräch ausmachen, um — der oft belobten Vielſeitigkeit unſerer Bildung Hohn zu ſprechen.

Das Ganze war eine Schlägerei und fiel den 9ten December 1812 zwiſchen Talma und Geoffroy im Théâtre français vor. Der Schauſpieler, welcher den Recenſenten in der Loge überfiel, wurde verhaftet, doch jeden Abend in's Theater geführt, wenn er zu ſpielen hatte. — Die allgemeine Stimme in Paris war tadelnd gegen den allgeliebten Talma, und man glaubte, daß er — ſo nichtswürdig auch der feile, überall verrufene Geoffroy von ihm geſprochen — ſich nicht in der Art hätte vergeſſen ſollen. War es freilich Talma's feſter Vorſatz, den Andern zu ſchlagen, ſo mußte es auf eine recht eigenthümliche Weiſe geſchehen, da Geoffroy Auftritte ähnlicher, aber gewöhnlicher Art oft erlebt haben ſoll. Die Regierung nahm Talma ſichtbar in Schutz, wahrſcheinlich weil er die Gemüther der Menſchen nicht allein in Paris, ſondern in ganz Frankreich, auf eine ſo ſtarke Art von der allgemeinen Noth und dem großen Unglück der Armee abgezogen hatte.

Geoffroy machte nun zuerſt den Vorfall durch die Zeitungen bekannt, welches gelobt wurde und Nachahmung finden ſollte, wo Aehnliches geſchieht. Derſelbe ſchreibt:

„Man hat ſeit einigen Tagen die Müßigen mit lächerlichen Geſchichten von dem fremden Beſuche, den ich am vorigen Mittwoch (9ten December) in einer Loge des Théâtre français bekommen, unterhalten. Einige haben behauptet, ich

wäre bei dieſem Zuſammentreffen unter den Schlägen des großen Talma hingeſunken, vergeſſend, daß man dieſen Schauſpieler nicht mit dem Helden verwechſeln müſſe, den er ſpielt. Andere, die gewiß nicht wiſſen, daß Talma nur auf der Bühne Furcht erregt, behaupten, daß ich aus Furcht beinahe geſtorben wäre. Hier gebe ich die genaueſte Wahrheit, ſo zu ſagen, den wörtlichen Hergang der Sache: Ich befand mich in einer kleinen Loge, ziemlich nahe dem Theater, mit drei andern Perſonen; man ſpielte den erſten Akt der „Wiedervergeltung," und dieſes Schauſpiel beſchäftigte unſere ganze Aufmerkſamkeit, als ſich plötzlich die Thür der Loge öffnete. Es tritt ein Mann haſtig herein, mit wüthender Miene, irrem Auge, wie „Hamlet," vom Geſpenſt verfolgt, oder „Oreſt," den die Furien quälen. — „Sie ſuche ich!" ſagte er, und drückte mir zugleich die Hand heftiger, als ein Freund es zu thun pflegt; bald merkte ich, daß dieſe Hand mit ſehr ſpitzen Stacheln bewaffnet war. Eine ziemlich ſtarke Schramme iſt die einzige Wunde, die ich bei dieſem merkwürdigen Angriff empfing, und ich trage noch die ehrenvolle Narbe davon. Aber man muß einen furchtbaren Gegner mehr nach der Abſicht als nach der That beurtheilen. — „Entfernen Sie ſich!" wiederholt er mit tragiſcher Miene, — „entfernen Sie ſich ſelbſt!" — Bald hatten wir den Feind vom Platze getrieben, den er durch Ueberraſchung beſetzt hatte. Im ganzen Hauſe entſtand eine große Bewegung. Alles erhob ſich, unſere Loge wurde die Bühne, ſelbſt die Schauſpieler hörten auf zu ſprechen und waren für einen Augenblick Zuſchauer. — Wir hatten den Talma an der Thür gelaſſen, in großer Verzweiflung. Selbſt dieſes Schlachtfeld ſeiner Tapferkeit nicht unwürdig achtend, fuhr er fort, die Loge mit dem groben Geſchütz ſeiner

Drohungen und Schimpfreden zu beſchießen, bis vernünftige Leute ſich ſeiner bemächtigten und ſeinen Wahnſinn den Blicken der Neugierigen entzogen, welchen er eine Wahnſcene auf einem Theater, das ihm nicht zukam, lieferte.

Hat man wohl je ein weniger vernünftiges und bedachtes Betragen geſehen? — Bis jetzt habe ich dieſes Scandal nur von der komiſchen Seite betrachtet und nur als einen Akt nüchterner Burleske. Aber in anderer Hinſicht iſt dies eine Verwegenheit und ſtrafbare Gewaltthätigkeit, eine ſchwere Beleidigung des Publikums, die ohne angemeſſene Ahndung für die Ruhe des Theaters traurige Folgen haben könnte. Und noch ſtrafbarer wird dieſer Frevel, wenn man bedenkt, daß der Strafbare ein Schauſpieler iſt, ein Diener an Melpomenens Altare, ein Prieſter des Tempels.

Wenn wir von der That ſelbſt auf ihre Triebfeder übergehen, verdoppelt ſich das Erſtaunen und der Unwille. Ein Schauſpieler verletzt im Theater, während des Spiels, das Aſyl einer Loge und vergeht ſich zu Gewaltthätigkeiten wider einen Gelehrten, weil dieſer dem Publikum über das Talent dieſes Schauſpielers ſeine Meinung geſagt hat. Wo in aller Welt hat wohl jener Komödiant dies neue Völkerrecht gelernt, dieſen Geiſt von Despotismus und Intoleranz? — Doch Talma iſt zu entſchuldigen, es iſt Fehler ſeiner Erziehung. Verdorben durch Gefälligkeit und Gunſt, ernährt durch Weihrauch und Schmeichelei, überhäuft mit Reichthum u. ſ. w. mußte er ſich über andre Menſchen weit erhaben und für eine der wichtigſten Perſonen des Reichs halten. Das könnte ja wohl einen beſſern Kopf als den ſeinigen verdrehen.

Man erzählt, daß einſt ein berühmter Akteur von Athen, bei ſeiner Durchreiſe durch Lacedämon, nicht ohne Gewiſ-

ſendiſſe einen Beſuch bei dem König Ageſilaus glaubte verſäumen zu können, indem er dieſen durch ſeine Bekanntſchaft ſehr entzücken würde. Die Könige von Sparta hielten keine ſtrenge Etikette, — der Schauſpieler trat uneingeladen hinein. Als er aber bemerkte, daß der König von Sparta mit den Feldherren und Vornehmen des Reichs ſich unterhielt und ihm keine Aufmerkſamkeit gönnte, erhob ſich der Stolze auf die Spitzen der Zehen, neigte ſich mit Anmuth und ſprach: „König, Du weißt vielleicht nicht, daß ich —“ „Ich weiß ſehr wohl — biſt Du nicht der Poſſenreißer Kallipides?“ — Der Komödiant hielt es nicht für rathſam, ein zweites Compliment zu erwarten, und ſchlich ſich in Zeiten davon. Der König von Lacedämon war zu ſtreng; er hatte ohne Zweifel Unrecht, den Akteur nicht gehörig zu ſchätzen, aber dieſer hatte auch Unrecht, ſich zu überſchätzen. — Ein weiſer Herrſcher Aſiens hat einem Offizier befohlen, ihm alle Morgen zu ſagen: „Erinnere Dich, daß Du ein Menſch biſt!“ — um dieſe heilſame Erinnerung den Verführungen des Hochmuths entgegen zu ſtellen und den Dämpfen der Schmeichelei, welche dem großen Alexander einbildeten, ein Gott zu ſein. — Ich möchte dem Talma den Rath geben, einen Penſionair des Théâtre français zu beauftragen, ihm täglich zuzurufen: daß er nichts weiter als ein Bewohner dieſer Erde ſei. Ehe dieſes Mittel wider ſeine übermäßige Selbſtliebe wirken könnte, müßte man ſich ſchon darauf gefaßt machen, daß Talma noch keine freie Sprache wird ertragen können. — Die lange Gewohnheit, nur übertriebenes Lob zu hören, wird ihn nicht ohne Zuckungen die Meinung eines Vernünftigen anhören laſſen, und wir haben eben geſehen, wohin dieſe krampfhaften Ausbrüche ihn geführt haben. Ich

weiß ein ſicheres Mittel, ihm dieſe Kriſen zu erſparen, und werde ſogleich davon ſprechen.

„Ich bedarf keiner Kritik!“ ſchreit Talma; „ich bin alt, und in meinen Jahren ändert man ſich nicht mehr; ich werde meine Manier nicht verändern; man ſpare eine unnütze Mühe und laſſe mich in Ruhe!“ — Ich weiß dies ſehr wohl und habe nie daran gedacht, aus Talma einen Cain zu machen; aber Talma kommt hier am wenigſten in Betracht, ſeine Ehre iſt nicht Alles. Die Kunſt muß mehr beachtet werden als Talma — und ich ſchreibe für die Ehre und das Intereſſe der Kunſt. Soll man nicht auch das Publikum erleuchten? — ein Gelehrter, ein Schriftſteller, muß er nicht wider fehlerhafte Methoden eifern, wider den ſchlechten Geſchmack, welchem ein hartnäckiges Vorurtheil, die Mode und die herrſchende Schule zuweilen eine bald verlaufene Fluth verleihen? — Keine Betrachtung kann eine Aufopferung der Grundſätze des guten Geſchmacks gebieten. Möge Herr Talma ſich ſeiner Fluth erfreuen, möge man ihm ſeinen Beifall zollen, — aber man muß vor dem anſteckenden Beiſpiel ſeiner Fortſchritte die jungen Zöglinge ſicher ſtellen, welche die Hoffnung des Théâtre français ſind. Die Kritiker zerſchellen ſich an einer gethürmten Woge, wie die Welle an einem Felſen, aber ſie können herrliche Wirkungen auf junge Leute hervorbringen, deren junges Talent bei dem Beginn der Laufbahn ſich in die Fußtapfen eines ſo berühmten Akteurs zu verirren Gefahr läuft. Solche Anleitungen bin ich alſo Melpomenens jungen Liebhabern ſchuldig; — was Herrn Talma anbetrifft, ſo überlaſſe ich ihn den Schmeichlern, das traurigſte Geſchenk, das der Zorn des Himmels den Fürſten der Bühne machen kann. Hier habe ich mein letztes Wort über dieſen

Schauspieler gesprochen; künftig beobachte ich über ihn ein tiefes Stillschweigen — er ist mir fremd geworden, und ich kenne ihn fortan nicht mehr. Ueber ihn Gutes oder Schlimmes zu sagen, verträge meine Ehre nicht; meine Lobsprüche möchten das Ansehen der Furcht und Niedrigkeit haben, meine Kritiken dem Haß und der Rache gleichen. Diese Gefühle sind aber meinem Herzen sehr fremd; meine einzige Leidenschaft ist Liebe für Wissenschaften und dramatische Kunst — meine einzige Begierde ist, meinen Lesern angenehm und nützlich zu sein.

Geoffroy."

Talma's Erzählung.

An den Redakteur.

„Mein Herr!

Ich antworte nicht dem Herrn Geoffroy, aber ich bin dem Publikum Rechenschaft über meine Aufführung schuldig.

Man hat verschiedentlich über den Vorfall am vergangenen Mittwoch im Théâtre français gesprochen, und ich will das reine Faktum erzählen. — Unaufhörlich im Kampf wider die Angriffe des Herrn Geoffroy, hatte ich in Erfahrung gebracht, daß er seit zwei Jahren im Théâtre français eine Frei-Loge habe, ich weiß nicht, unter welchem Titel. Noch ganz aufgebracht — ich gestehe es — über einen neuen Aufsatz, in welchem er in Rücksicht meiner das Recht der Kritik gar zu weit überschritten hatte, wurde ich, als ich ihn in der Loge erblickte, plötzlich von dem Gedan-

ken gehetzt, daß ich selbst dem, der mich ohne Rast verfolgte, helfen müßte, einen bequemen Platz zu besorgen, um dort über seine Schmähungen wider mich nachdenken zu können. Da war es nicht möglich, meinen Unwillen zurück zu halten; ich trat in seine Loge, um ihn hinaus zu bringen, und nicht, wie er es behauptet, ihn zu schlagen. Mein Eifer ließ mich weder über die Zeit noch den Ort nachdenken, und dies ist ein Unrecht, dessen ich mich selbst schuldig erkenne. Wenn aber Herr Geoffroy sich beklagt, daß ich ihn gemißhandelt, warum belangt er mich nicht vor dem Richterstuhle, statt sich in seinem Feuilleton selbst zum Richter aufzuwerfen? — Dort würde ich ihm antworten, dort wird es entschieden werden können, ob ich das Recht hatte oder nicht, Herrn Geoffroy aus einer Loge zu vertreiben, die ihm nicht zukam. Warum reizte er mich? Er bot mir eine günstige Gelegenheit dar, auf eine unzweideutige Art die Triebfedern kennen zu lernen, welche am häufigsten Lob oder Tadel bei ihm bestimmen; ich bin nicht der Einzige, der entflammt ist und Mittel in Händen hat, ihn zu beschämen. Es ist gewiß traurig für mich, das Publikum mit solchen Kleinigkeiten unterhalten zu müssen. Es möge übrigens entscheiden, ob ich, wie er es behauptet, von Schmeicheleien verdorben ward, da ich in dem in Europa gelesensten Blatt mit Beschimpfung und Abneigung beladen werden. Herr Geoffroy muß wenigstens eingestehen, daß er es verstanden, diesen vorgeblichen Schmeicheleien ein furchterliches Gegengewicht zu halten, Dank der Bitterkeit seiner Kritiken, die ich zwölf Jahre geduldig ertrug. Wenn ich nun bei jenem Umstande einen Augenblick der Bewegung nachgab, welche das tiefe Gefühl einer übertriebenen Ungerechtigkeit in mir erregte, so ist meine einzige

und aufrichtige Reue hierüber, daß ich einen Augenblick vergaß, vor demſelben Publikum zu ſtehen, unter deſſen Augen mein ſchwaches Talent ſich ausbildete, das mich ſtets mit ſeinem Wohlwollen beehrte und dem ich meine ganze Erkenntlichkeit und meine ganze Ehrfurcht ſchuldig bin.

Talma."

C.

1.

Der Tugendbund.

Denkſchrift des Generals von Eiſenhart.

Siehe 3. Theil Seite 25.

2.

Schreiben über die ruſſiſch-deutſche Legion, über York's Abfall, Ankunft in Königsberg und über Miniſter vom Stein.

d. dat. Königsberg den 26. Februar 1813.

Siehe 3. Theil Seite 140.

3.

Halle an der Saale und Hauptmann v. Röder.

Siehe 3. Theil Seite 145.

4.

General v. Rothenburg über den Kronprinzen von Schweden Karl Johann, und der kommandirende General Graf Tauentzien.

Siehe 3. Theil Seite 217.

O Menschensohn! Dein Ursprung ist aus sandigem Thon, und Dir ziemt nicht Stolz und Wahn, einmal auf Vater und Ahnen, und ein andermal auf Herrschaft und Fleiß; viel besser ist Dir's, daß Du nicht verziehest Dein Gesicht, und daß Dich nicht Stolz mache Dein Geschlecht. Schau, mein Freund, wovon Du zusammengesetzt bist, und welcher Makel der Deinige ist; steige herunter von Deiner Ahnen Höhe und gieb auf einen Theil Deines Wahns! —

Aus dem Arabischen.

Nicht nach den Meinungen muß man die Menschen beurtheilen, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.

I.

Der Tugendbund

oder

der ſittlich-wiſſenſchaftliche Verein.

Die Veröffentlichung der nachſtehenden Denkſchrift über den Tugendbund, welche der verſtorbene General v. Eiſenhart*) für L. niedergeſchrieben, — iſt von demſelben geſtattet. Der Tugendbund ſelbſt iſt ein Faktum, welches bereits der Geſchichte anheimgefallen, alſo der Oeffentlichkeit angehört. Daß die zweite Ausgabe der Statuten des Tugendbundes, welche dem General ſo gefährlich geſchienen, noch Ende des Jahrs 1813 fortwirkte und ſelbſt den höchſtſtehenden Staatsmännern ſehr einflußreich erſchien, beweiſt ein Brief des verſtorbenen Staatsminiſters v. Schuckmann an den Verfaſſer der Denkſchrift, woraus man auch zugleich erſehen kann, daß Eiſenhart befugt war, über dieſen Bund eine begründete Anſicht aufzuſtellen. Der Brief lautet: „Ew. Hochwohlgeboren Freundſchaft flößt mir das Vertrauen ein, Sie in der Angelegenheit meines Sohnes um Rath zu bitten. Er wkr. früher im Bergdepartement, folgte im Februar dieſes Jahres dem allgemeinen Rufe und wurde Freiwilliger bei dem Jäger-Detaſchement der Garde zu Fuß. Er iſt ein rüſtiger junger Menſch von zwanzig Jahren, hat bisher ſeine Schuldigkeit gethan und ſo z. B. auch die Schlacht bei Leipzig freiwillig mit dem Füſelier-

*) Siehe: Krieg, Litteratur und Theater. Herausgegeben von Dr. Dorow. Leipzig 1845. S. 79 — 87.

Bataillon mitgemacht, da das Jäger-Detaschement zurückbleiben mußte. Jetzt ist er zum Offizier ernannt, wäre es auch vielleicht schon früher geworden, wenn sein Vater tugendhafter wäre. Nach einer vorläufigen Nachricht ist er zum achten Reserve-Infanterieregiment bestimmt u. s. w." Die Stelle im Briefe: — — „wäre es auch vielleicht schon früher geworden, wenn sein Vater tugendhafter wäre" — bezieht Herr v. Schuckmann auf den Einfluß des Tugendbundes, dem er nicht angehörte und zu dessen Errichtung und Fortbestand er auch nie seine Zustimmung geben wollte, im Gegentheil später wohl die Veranlassung war, daß der gegen Hochstehende stets dienstfertige Schmalz die berüchtigte Denunziation drucken ließ.

Die Denkschrift.

Im Jahr 1808 erfuhr ich zu Königsberg von dem Kriegsrath Bellhagen, daß einige wahre Patrioten sich zu einem Bunde vereinigt hätten, welcher die sittliche Bildung und Moralität zu erhöhen, die Vaterlandsliebe und Treue für den rechtmäßigen König und dessen Familie immer mehr zu verstärken und so die niedergedrückte Nation auf's neue zu beleben bemüht sei. Ich wurde aufgefordert, diesem Bunde mich anzuschließen, nachdem man mich zuvor mit den meisten, wenigstens mit den in diesem Augenblick in Königsberg anwesenden Mitgliedern bekannt gemacht und mir die Statuten zur eignen Prüfung vorgelegt haben würde. Man wünschte vorzüglich, daß ich die Generale v. Blücher und v. Bülow und alle diejenigen, welche ich als tüchtige und vaterlandsliebende Männer kenne, zum Beitritt bestimmen sollte. Wer nur einigermaßen die Lage unsers Vaterlandes kannte und dem auch nur die geringste Aus-

ſicht zur Verbeſſerung, zur Erhebung deſſelben am Herzen lag, wird leicht einſehen, daß ich mit Vergnügen dem Bunde beitrat, nachdem ich von der Vortrefflichkeit dieſer patriotiſchen Geſellſchaft die vollſte Ueberzeugung erhalten hatte; klar mußte es einleuchten, daß die moraliſche Kraft der Nation, wenn auch langſam, aber um ſo ſicherer gehoben werden würde, wenn der Erfolg durch die Beſtrebungen dieſes Vereins nur einigermaßen den Erwartungen, die man hegen durfte, entſprach.

Ich nahm Gelegenheit, die beiden Erzieher des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich von Preußen mit dieſer Angelegenheit bekannt zu machen, und wir prüften gemeinſchaftlich ſehr vorſichtig und genau die Statuten, in denen wir durchaus nichts Verfängliches, ſondern nur die reinſten Grundſätze und eine treue, unerſchütterliche Liebe für das königliche Haus, ſowie für alles Gute und Rechte fanden. Wir beſchloſſen die Königin davon zu unterrichten und Sie zu bitten, den König ebenfalls damit bekannt zu machen, welches auch gewiß geſchehen iſt, wie wir ſpäterhin bemerken konnten.

Als ich mit den Generalen v. Blücher und v. Bülow und meinem damals intimen Freunde, dem jetzigen General-Adjutanten und Diviſions-Kommandeur v. Thile zuſammentraf, ſprach ich ſofort mit Wärme und Liebe von dieſer Angelegenheit, fand aber bei allen Dreien keinen Eingang, beſonders bei Blücher, welcher meinte: „daß dies lauter Federfuchſereien wären;“ v. Bülow und v. Thile behaupteten dagegen: „dahinter werden wohl andere Abſichten ſtecken;“ Alle waren zugleich bemüht, auch mich zu bewegen, dieſer Verbindung zu entſagen. Allein ich war bereits durch mein Wort und durch die Mittheilungen an die oberen Beamten gebunden,

konnte auch durchaus nichts Gefährliches erblicken, ſetzte daher meine Werbungen in Pommern und den angrenzenden Provinzen fort, ſo daß es mir gelang, eine ziemliche Anzahl bedeutender und einflußreicher Männer zu gewinnen, die Alles aufopfern wollten, um dem Vaterlande nützlich zu ſein. Wir verſammelten uns oft und wirkten nach Kräften.

Theils Dienſt-, theils Privatgeſchäfte machten eine Abweſenheit von mehreren Wochen nöthig. Als ich nach Treptow zurückkam, übergab mir der General v. Blücher ein großes Schreiben, welches an mich adreſſirt war und aus Königsberg kam. Blücher hatte den Brief, wie er ſagte, ſelbſt geöffnet und denſelben, ſowie die beiliegenden neuen Statuten des Vereins, welche mir zugeſchickt wurden, geleſen; er bemerkte mir dabei: „ich werde nicht beitreten, das Alles iſt nur dummes Zeug.“ Das Schreiben enthielt die Aufforderung, dem General v. Blücher, oder wenn dieſer nicht wolle, dem General v. Bülow, und wenn dieſer es auch ablehne, dem Major v. Blücher oder v. Schill die Präſidenten-Stelle der Kammer in Pommern und den Marken, — ſowie die neuen umgeänderten Geſetze es beſtimmten, anzutragen, und wenn keiner der genannten Männer ſie übernehmen wolle, in Gottes Namen ſelbſt anzufangen. Nachdem ich nun die neuen Statuten geleſen, ward es mir mit einem Male klar, daß ſich die Anſichten der unbekannten Oberen entweder ganz geändert, oder daß von Anfang an eine verſteckte Tendenz dem Verein zum Grunde gelegen haben mußte. Ich verſammelte die bisherigen Verbündeten, machte ihnen dieſe Statuten bekannt und erklärte: „daß ich nicht länger Mitglied ſein könne und wolle, weil ich weder unbekannten Oberen gehorchen, noch zur Gründung eines Vehm-Gerichts bei-

tragen würde. Zugleich fragte ich, wer von den anwesenden Freunden die jetzt freigewordene Präsidentenstelle übernehmen wolle, da ich mich als bereits ausgetreten ansähe." Die Antwort war von Allen einstimmig: „sie würden gleich mir sich vom Verein lossagen." Ich antwortete daher dem Sekretair des Vereins, „daß uns die neuen Statuten nicht mit unsrer Pflicht vereinbar schienen und wir uns sämmtlich als ausgetreten betrachteten." Blücher, als er unsern bereits ausgeführten Entschluß von mir erfuhr, sagte: „Na, hab' ich es nicht gesagt, daß Alles eitel dummes Zeug ist?"

Nach dem, was mir über die Entstehung dieses Bundes bekannt geworden, möchte ich den verstorbenen Professor v. Barzko als den Erfinder betrachten. Ob nun vielleicht der Minister v. Stein, sowie die damaligen Obersten v. Scharnhorst und v. Gneisenau, wie man behaupten wollte, die eigentlichen Dirigenten gewesen sind, kann ich nicht verbürgen, so geneigt ich auch bin zu glauben, daß die Genannten wenigstens genau mit der ganzen Sache bekannt gewesen sein müssen, da es späterhin der König selbst gewesen und mehrere Männer von Einfluß dem Bunde beitraten, die es freilich fortwährend ablängneten, nachdem der Staatskanzler v. Hardenberg ein Gegner geworden war. Vielleicht irre ich mich, allein es wäre sonst unbegreiflich warum man mir von mehreren Seiten, von dem Augenblick meines Austritts an, Kränkungen zu bereiten wußte, die ich wahrlich nicht verdiente; denn wenn ich auch eine andere, eine besorgte Ansicht erhalten hatte, so begnügte ich mich doch damit, daß ich nur im Stillen alle Schritte des Vereins genau beobachtete und nur dann erst auftreten wollte, wenn ich Gefahr für den König bemerkt hätte; dieses hätte ich auch offen und gerade dem Verein erklärt, mit dem Be-

merken: daß ich so lange ein heiliges Stillschweigen beobachten, bis man zum Gegentheil Veranlassung geben würde.

Was die Generale v. Blücher und v. Bülow betrifft, so habe ich die feste Ueberzeugung, daß sie nicht die Hände im Spiel hatten, wenn gleich Ersterer vielleicht, ohne es zu wissen, einigermaßen wenigstens von dem Verein abhängig war. Die sogenannten schwarzen Brüder, welche später 1811 als Freikorps auf dem Papier organisirt wieder erschienen und 1813 als Lützow's Korps in's Leben traten, waren ein Erzeugniß des Jahres 1808 und des Tugendbundes. — Inzwischen trat das Schicksal in's Mittel, und der Bund, nach seiner neuen Organisation, konnte seine Machinationen wohl nicht nach Wunsch und Absicht in's Leben treten lassen.

Höhern Orts muß man seine Meinungen deshalb auch geändert haben; als Beweis führe ich die Absendung des Geheimenraths Schmalz von Seiten des Staatskanzlers v. Hardenberg — wie jener vorgab — an mich an; derselbe verlangte sowohl die Namen aller mir bekannten Mitglieder des Vereins, als auch alles dasjenige von mir zu wissen, was mir von den Operationen des Bundes bekannt geworden sei. Da diese von Herrn Schmalz gemachte Zumuthung so durchaus nichts mit den bekannten Grundsätzen und der Handlungsweise des Staatskanzlers gemein hatte, zweifelte ich an dessen gegebenem Auftrag; es schmeckte mir vielmehr nach einer gemeinen Denunziation, und daher wies ich den Antrag zurück, welches ich um so mehr zu thun befugt war, da im Jahr 1815 kein Grund zu irgend einer Besorgniß stattfinden konnte.

Lietzow, den 2. August 1833. v. Eisenhart.

2.

Die ruſſiſch-deutſche Legion, General v. York und Miniſter vom Stein in Rußland und Preußen 1813.

Brief eines höhern Offiziers dieſer Legion.

An den Staatsrath v. — — in Breslau.

Königsberg, den 28. Februar 1813.

Endlich ſind wir glücklich hier angekommen und haben, Gott ſei Dank! Rußland hinter uns; wie freue ich mich, mein Herz einmal wieder gegen Sie, mein alter würdiger Freund, ausſchütten zu können! Reich an Erfahrungen war die Zeit, ſehr reich, und man konnte tiefe Blicke in das ruſſiſche, ja europäiſche Treiben thun. Doch von all' dieſem mündlich, und hoffentlich ſoll dieſes bald geſchehen, denn es wird jetzt mit Sieben-Meilen-Stiefeln vorwärts gehen; unſer York zögert nicht. Doch will ich Ihnen hübſch in Ordnung und Folge, wenn auch nur in allgemeinen Umriſſen berichten. Die Legion wird beſtimmungsmäßig formirt aus deutſchen Gefangenen — ſowohl Offizieren als Gemeinen und ſolchen, die übergehen. Als Stabsoffiziere und Kommandeure dürfen jedoch nur dem Kaiſer präſentirt werden die aus der preußiſchen oder öſterreichiſchen Armee vor Eröffnung des Krieges in ruſſiſche Dienſte hinübergekommenen und eingetretenen Offiziere. Aus preußiſchen Dienſten kamen zur Legion eine viel größere Anzahl Offiziere als aus Oeſterreich. Ich ſah mich bald mit folgenden Kameraden und Freunden vereinigt: Dörrenberg; Prinz von Heſſen-Philippsthal; Graf Chaſſot; v. Tiedemann, er blieb bei Riza; v. Clauſewitz; v. Pfuel; Eugen

v. Byren; v. d. Goltz; v. Stülpnagel; Hans und Ferdinand v. Natzmer*); Graf Friedrich und Helvetius v. Dohna; Monhaupt; v. Horn; v. Schaper; v. Brünnow; v. Preußer; v. Simolin; die Brüder v. d. Horst; die Brüder v. Tiedemann; v. Treskow, er blieb in einem Arrière-Garden-Gefecht auf dem Rückzuge nach Moskau; v. Barnekow; v. Zircks; v. Alvensleben; v. Delitz; v. Hanneken; v. Skerck; v. Zulow; dagegen aus österreichischen Diensten allein nur: v. Tettenborn; v. Riwa Zinoly; und aus weimarischen Diensten: v. Staff**).

Der Prinz von Hessen-Philippsthal, einer der liebenswürdigsten und anspruchlosesten Prinzen, die ich kenne, hatte das Unglück, in der Schlacht bei Borodino durch den letzten Kanonenschuß das eine Bein zu verlieren; doch ein künstlich in England gearbeitetes giebt Ersatz und ist kaum bemerkbar; Graf Chassot, der Typus eines wahrhaft chevaleresken Charakters, erkrankte in Pleskow an dem wüthend herrschenden Lazarethfieber; er war daselbst beschäftigt, die 2te Brigade unsrer Legion zu formiren; zum innigen Bedauern seiner Gefährten starb er daselbst; es ist

*) Von Hans v. Natzmer ist bereits im 1sten Bande dieses Werks Seite 149 gesprochen worden. Ferdinand v. Natzmer ward in der Schlacht von Ligny, bei dem Angriff auf St. Amant, als Kommandeur des Füselier-Bataillons 2ten Infanterie-Regiments erschossen.

**) Später kamen mit Graf Wallmoden und in Mecklenburg aus österreichischen Diensten zur Legion: Graf Nostitz; Graf Kesselrode; Graf v. d. Schulenburg; v. Schweinhof; v. Grabow; Varnhagen v. Ense; aus sächsischen Diensten: Friedrich v. Pflugk; so wie auch der jetzt als Landrath in Bonn lebende v. Hymen.

für uns ein unerſetzlicher Verluſt! v. Clauſewitz iſt, wie Sie ihn auch kennen, eine tief wiſſenſchaftlich ausgebildete, echt militairiſche Notabilität, von dem liebenswürdigſten, verſöhnlich-redlichſten Charakter, ſo auch v. Pfuel, genial als Menſch wie als Soldat; Beide werden gewiß Greſſes vollbringen, wenn ihnen Zeit und Umſtände Gelegenheit geben; Clauſewitz und Pfuel ſind jetzt abkommandirt und fern von uns, ſo wie wir aber vor den Feind rücken, kommen ſie zu uns; ich freue mich herzlich darauf, es ſind Soldaten von echtem Schrot und Korn! Wahrlich! wir Preußen ſind in ruſſiſcher Armee herrlich repräſentirt!

Wie wahr bewahrt ſich übrigens Ihre ſo oft ausgeſprochene Anſicht vom Miniſter v. Stein. Von ſeiner Derbheit und Anmaßung haben wir Vieles erleiden müſſen; er ſchont mit ſeiner unbezähmbaren Heftigkeit keines Menſchen. So ward z. B. ein Offizier der Legion — es war grade einer, der ſich nicht die Butter vom Brode nehmen läßt und dem die paſſende Antwort auf der Stelle zu geben nie fehlt — im Auftrag des Herzogs von Oldenburg — Chefs der Legion — an Herrn von Stein geſendet. Auf dem Sopha à la Turc liegend und ſich nicht rührend, empfing er den Offizier mit den Worten, bevor dieſer den Auftrag ausgerichtet: „Gott im Himmel, ſonſt hörte ich nur von Oldenburg, wenn ich Ochſen kaufen wollte, jetzt jedoch täglich ungewaſchenes Zeug.“ Mein Freund, durchaus nicht gewohnt, ſolche Beſcheide ruhig entgegenzunehmen, erwiderte kurz und beſtimmt: „Habe ich dieſe Antwort auf meinen Auftrag, den Sie noch nicht einmal kennen, dem Herzog zu überbringen?“ Der Miniſter, nach einigen Momenten Nachdenkens, mochte ſich wohl geſagt haben, daß der Herzog Oheim ſeines Kaiſers und Herrn ſei, ſtand auf und nöthigte

den Offizier ſehr artig auf dem Sopha Platz zu nehmen, hörte ruhig die Beſtellung an und gab eine anſtändige und ſachgemäße Antwort. Was ſoll das? iſt das ein Benehmen eines Miniſters, der den Allgewaltigen ſo gern ſpielen mag? Und ähnliche Auftritte könnte ich zu Hunderten erzählen. Der deutſchderbe Herr Ernſt Moritz Arndt ſekundirt in gleicher Weiſe als guter Adjutant und hat es auch ſchon einmal bei einem ſonſt ſehr ruhigen Offizier der Legion dahin gebracht, recht ordentlich in die Schranken zurückgewieſen zu werden. Seine Druckſachen werden Sie erhalten haben; man überſchwemmt uns damit; grob und ungezogen ſind ſie und ohne alle Form und Manier, — wie ſein Gebieter.

Sie werden, mein Freund, ſich übrigens gewundert haben, daß die Legion nicht längſt ſchon eingeſchifft worden, um nach Bremerlehe übergeſetzt zu werden, wozu Alles bereit war; doch es geſchah nicht und wir zogen nach Petersburg zurück. Den Geiſt, — ja den Geiſt mochte man mit beſorgten Augen erkannt und betrachtet haben!! An Spionen, die Alles und gewiß faſt immer Falſches berichteten, fehlt nur das, was im frohen, harmloſen Sinn bei Wein und Jubel geſprochen wurde, fehlt es nicht. Als einſt in Petersburg Freund — ſt einem Kameraden einen Beſuch machte, die Thüre öffnete, ſteckte zwiſchen der Doppelthüre ſo eine Schandratze — es war der Lohnbediente; — und dieſes war noch dazu ein vom Könige durch den Fürſten Liewen ganz beſonders dem Kaiſer empfohlener Mann!! In Reval waren Offiziere der Legion bei einem heitern Mittagsmahl beiſammen, der Wein floß in Strömen und mochte die Gehirne der Anweſenden heftig erhitzt haben; ein treuer, herzlicher Freund von uns Allen und dabei der loyalſte Unterthan unſres Königs rief

in seiner exaltirten Art begeistert aus: „Nun, auf wessen Kopf von uns wird die erste deutsche Fürsten-Krone glänzen? auf dessen Wohl laßt uns dieses Glas leeren.“ Der fröhlichen, scherzhaften Reden fielen mehrere vor, — doch bald nach diesem Jubel hörte man von keiner Einschiffung mehr! Sie kennen übrigens den Ausbringer dieses Toastes; es ist unser ehrlicher H—*), der kein Glas Wein vertragen kann!

Obschon ich auch zu denen gehöre, die sich bei ihrem Eintritt in den russischen Dienst ausdrücklich ausbedungen hatten, nicht gegen die preußischen Truppen verwendet zu werden, es also gewiß auch nicht billige, daß Major v. Tiedemann und einige Andere eine Anstellung dem York'schen Korps gegenüber angenommen, so muß ich doch bekennen, daß der Tod Tiedemann's mich tief betrübt hat; er war ein eben so wissenschaftlich gebildeter, als praktischer, wahrhaft tapferer Offizier, von den liebenswürdigsten Formen und dem vortrefflichsten Herzen. Stülpnagel entwickelt als chef d'état major eine große Tüchtigkeit und ein wahres Talent als Organisateur mit Umsicht, Sachkenntniß, in den freundlichsten Formen; — und eine solche Stellung bei dem fast unsichtbaren, zu fern stehenden und wenig soldatischen Chef kann um so weniger auffallen, da er der Widersacher in dieser überall und stets undankbaren Stellung vollauf gefunden hat. Ich bin aber überzeugt, er wird auch von seinen Gegnern erkannt und zu seiner Zeit gewürdigt werden. Eugen v. Röder ist übrigens aus den Listen gestrichen, worin er als einer der Unsrigen auf-

*) Dieser brave, treue, echt royalistische Kriegsmann ist todt; das Bekanntwerden dieses loyalen Scherzes kann ihm also nicht mehr schaden.

geführt ſtand; er hat ſich — obſchon als ruſſiſcher Offizier bei der Legion beſtallt — aber bis jetzt noch nicht ſehen laſſen. Ich zweifle nicht, daß die Legion, wo ſie vorkommen ſollte, ſich gut ſchlagen wird, denn ſie zählt unter ihren Führern Sabreurs, denen Kopf und Herz auf dem rechten Fleck ſitzen*).

Sie wiſſen, mein theurer Freund, daß ich trotz aller Anlockungen und Aufforderungen weder dem Tugendbund noch den ſogenannten ſchwarzen Brüdern als Mitglied angehöre, noch angehört habe. In demſelben Fall befindet ſich die Mehrzahl unſerer Landsleute, die allein nur um Krieg gegen die Franzoſen zu machen in ruſſiſche Dienſte traten, nicht aber um zu politiſchen Strategemen verwendet zu werden. Daher iſt auch eine gewiſſe gereizte Stimmung dieſer Klaſſe von Offizieren gegen die Tugendbündler, — wie ſie ſpottweiſe genannt werden — nicht zu verkennen.

Ich halte die ruſſiſch-deutſche Legion für ein Fehlgebäude, was ich aber weniger unſern Tugendbündlern zur Laſt lege, als den allgemeinen, hierauf influirenden Einwirkungen der kriegeriſchen Ereigniſſe der jüngſten Zeit, ferner unvorſichtigen Schwatzereien, tugendbündleriſchen Exaltationen von Militairs und Nicht-Militairs, z. B. eines Herrn Arndt,

---

*) Die Legion machte den Krieg von 1813—14 als Korps unter den Befehlen des aus öſterreichiſchen in ruſſiſche Dienſte getretenen Generals v. Wallmoden mit großer Auszeichnung. Nach der Campagne von 1814 trat ſie in preußiſche Dienſte zurück und formirte das 30. und 31ſte Infanterie- und das 8te Ulanen-Regiment. In dem Kriege von 1815 nahmen dieſe Regimenter in dem 3ten Armee-Korps an den Schlachten von Ligny, Wavre und dem Gefechte von Paris rühmlichen Antheil, wo viele der obengenannten Offiziere ſich ſehr auszeichneten.

die denn auch bei dem bekannten ruſſiſchen Mißtrauen gegen jeden Ausländer ihre faulen Früchte getragen haben — daß wir uns nun in der Fronte der großen Armee befinden und nicht in den Rücken der Feinde geführt worden ſind! Sapienti sat.

Hier in Königsberg iſt ein unglaublicher Jubel und wahrlich das Herz erwärmt ſich an ſolcher Kraft und Energie, womit man hier wirkt und ſchafft. Yorck in ſeiner ſonſt ſo ſchroffen Manier drückt ſeine Freude, ſeine Ueberraſchung darüber aus und ſeine Augen glänzen vor Vergnügen; ihm mag bei ſolcher Stimmung ſo manches bedeutungsvolle Wort entſchlüpfen, das er ſonſt wohl für ſich behalten haben würde. Ich ſehe ihn nicht, denn er ſcheint es ſich zum Prinzip gemacht zu haben, keine Offiziere von der Legion vorzulaſſen; überhaupt ignorirt er die ganze Legion. Sie wiſſen, er hatte ſtets eine wahre, herzliche Zuneigung zu mir, ſoll ſie auch noch haben, doch ſehen, ſprechen, thut er auch mit mir nicht. Bei allen Harten und Sonderbarkeiten bleibt er gewiß eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten — ein wahrer Feldherr*)! Wenn ich ſo Alles zuſammennehme, was Yorck ſo in einzelnen, oft abgebrochenen Sätzen oftmals gegen ſeine Freunde in der Freude ſeines Herzens äußern ſoll, ſo möchte man nicht daran zweifeln, daß er bei ſeinem Abmarſch nach Rußland ausführliche Inſtruktionen vom Staatskanzler Hardenberg gehabt, und der wichtige Schritt in Tauroggen iſt nicht ohne Hardenberg's ſchon im

*) Dieſe ſcheinbare Abneigung iſt geblieben, denn als das aus der Legion formirte 31ſte Regiment in Namur ſtand und bei Yorcks Durchreiſe das Offizierkorps ihm die Aufwartung machte, hielt er demſelben eine derbe Strafpredigt.

Voraus gegebene Zuſtimmung geſchehen*). Auffallend war es nicht allein uns, ſondern gewiß auch den Franzoſen, daß im Jahr 1812 die Oberſten v. Boyen und v. Lützow von Berlin in Petersburg erſchienen, doch aber bald wieder unſichtbar wurden; allgemein ſprach man: ſie wären in mündlichen Aufträgen an den Kaiſer geſendet worden. Auch bleibt es wohl ein unerklärliches Faktum, daß der Flü-

*) Wäre dieſes Faktum doch feſtzuſtellen! Welch' ein unvergängliches Denkmal für Hardenberg's Charakter und weiſer Vorausſicht! Daß York ſelbſt vielleicht in ſpäteren Jahren über dieſes hiſtoriſch ſo wichtige Faktum nicht geſprochen, mag ſeinen Grund darin haben, daß ihm die ſchriftlichen Beweiſe dazu fehlten, da er auf höchſt eigenthümliche Weiſe um ſeine ſämmtlichen Papiere, Rechnungen u. ſ. w., die ruſſiſche Campagne betreffend, gekommen ſein ſoll. Wie D. dieſe ſeltſame Geſchichte gehört, mag ſie hier erzählt werden, mit der Bitte an Alle, die Näheres darüber wiſſen, es mitzutheilen.

Fürſt Blücher, der den General York nicht liebte, gab beim Vorrücken in Deutſchland den Befehl: „daß zwiſchen den Kolonnen keine Chaiſen (Wagen) fahren ſollten; wo er ſie träfe, würde er ſie verbrennen laſſen.“ Eines Morgens paſſirt Blücher beim York'ſchen Armeekorps, ſieht eine Kutſche zwiſchen den Kolonnen fahren, erkennt ſie ſehr wohl für Yorcks Eigenthum, auch wird ihm, als er an obigen Befehl erinnert, ſolches bemerkt. Um ſo mehr eifert der Marſchall Vorwärts: „Ich was weiß ich, was geht das mir an, will nichts weiter hören, fort mit dem Wagen, gleich ſoll er verbrannt werden,“ und dieſes geſchieht. Als York nun von dieſem Vorfall Meldung erhält, ſoll er an Blüchern geſchrieben haben: „ich fühle mich Ew. Excellenz hochverpflichtet zum Dank für den ſo angenehmen Befehl meinen Wagen zu verbrennen; ich führte denſelben nur zur größern Sicherheit zwiſchen den Kolonnen, weil all' meine wichtigen Papiere, alle Rechnungen aus der Campagne in Rußland darin aufbewahrt wurden. Ew. Excellenz haben dieſes nun Alles vernichten laſſen und wahrlich ich fühle mich höchſt erleichtert, daß ich dieſe ſo widerwärtige Arbeit, welche zu beendigen mir noch oblag, jetzt durch Ew. Excellenz freundſchaftsvolles Verfahren nun als abgethan betrachten kann.“

gel-Adjutant des Königs, Major v. Natzmer, an Yorck mit deſſen Abſetzung vom Kommando an ihn abgeſchickt, von den Yorckſchen — alſo preußiſchen Vorpoſten nicht durchgelaſſen, ſondern zurückgewieſen wird. Yorck erklärt darauf wie es Ihnen die beiliegende Zeitung beſagt. („Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitung vom 19. d. M.*) ſoll der Major und Flügel-Adjutant v. Nat-

*) Da die in der Berliner Zeitung ſtehende Erklärung gegen Yorck, worauf derſelbe ſich bezieht, nicht leicht für Jedermann herbeizuſchaffen iſt, ſo mag ſie hier zum nähern Verſtändniß folgen. Die Abreiſe des Majors v. Natzmer ward den 19ten Januar 1813 durch die Zeitungen bekannt gemacht und den 21ſten Januar 1813 deſſen Rückkehr nach Berlin bereits wieder angezeigt.

„Berlin, den 19. Januar 1813.

„Der General-Lieutenant v. Yorck, Chef des unter den Befehlen des Marſchalls Herzog von Tarent geſtellten preuß. Hülfs-Korps, hat auf dem Rückmarſch von Curland den 30ſten December 1812 bei der Poſcherunſchen Mühle mit dem kaiſ. ruſſ. General-Major v. Diebitſch kapitulirt."

„In dem hierüber Sr. Majeſtät erſtatteten Bericht führt der General-Lieutenant v. Yorck an, daß er durch die ſchlechte Beſchaffenheit der Wege, durch die ſtrenge Kälte und daraus entſtandene Ermattung der Truppen, durch den Mangel an Kavallerie, welche nebſt einem Theile der Infanterie mit der Avantgarde anderthalb Tagemärſche unter den Befehlen des Marſchalls Herzogs von Tarent vorausgegangen, hauptſächlich aber dadurch, daß er von drei ihm ſehr überlegenen feindlichen Armee-Corps umgangen war, zu dieſer Maßregel gezwungen worden ſei, und ſetzt hinzu, daß er dieſes Mittel ergriffen habe, um dem Könige das Korps zu erhalten. Se. Majeſtät habe bei dieſer unerwarteten Nachricht den höchſten Unwillen empfunden und Ihrem Bündniß mit Frankreich getreu, nicht allein die wegen obiger Kapitulation abgeſchloſſene und hier unten mitgetheilte Konvention nicht ratifizirt, ſondern auch ſofort verfügt, daß:

1. dem General-Lieutenant v. Yorck das Kommando des preußiſchen Hülfs-Korps abgenommen und dem General v. Kleiſt übertragen,

mer an den Herrn General-Major v. Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den Befehl zu überbringen, mir das General-Kommando des königlichen Armee-Korps in Preußen ab- und dagegen es selbst zu übernehmen. Der Herr Major v. Natzmer ist jedoch weder zu dem Herrn General v. Kleist, noch zu mir gekommen, und ich werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das General-Kommando des Korps und die anderen Funktions nach den Bestimmungen der Kabinetsordre vom 20. December v. J. ferner auszuüben, da bekanntlich im preußischen Staate eine Zeitung kein offizielles Staatsblatt ist, und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nöthig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen.

Königsberg, den 27. Januar 1813.

von York,

königl. preuß. General-Lieutenant, General-Gouverneur und kommandirender General des Armee-Korps in Preußen."

---

2. der General-Lieutenant v. York sogleich verhaftet und vor ein Kriegs-Gericht gestellt werde,

3. der General v. Massenbach, welcher sich an die Kapitulation angeschlossen hat, gleichfalls suspendirt und zur Untersuchung gezogen, endlich

4. die Truppen selbst aber nach dem Inhalte des mit Frankreich abgeschlossenen Traktats zur alleinigen Disposition Sr. Majestät des Kaisers Napoleon oder seines Stellvertreters, des Königs von Neapel Majestät, verbleiben sollen."

„Mit diesen Allerhöchsten Befehlen ist der königliche Flügel-Adjutant v. Natzmer bereits zur Armee abgegangen."

„Es ist Sr. Majestät sehr schmerzhaft gewesen, daß ein Corps d'Armée, welches während des ganzen Feldzuges so viele Beweise er-

Dem Napoleon iſt durch dieſe Sendung des Majors v. Natzmer ein Genüge geſchehen und die Abweiſung deſſelben bei den Vorpoſten des Yorck'ſchen Korps kann dem Könige nicht zur Laſt fallen. Wie anders ſind die Verhältniſſe, in denen ſich Yorck jetzt hier befindet! Man erzählt ſich hier eine Begebenheit, die, iſt ſie grade ſo wahr, zu den bedeutendſten Charakterzügen der Oſtpreußen gehören und in der Geſchichte ein merkwürdiges Blatt ausfüllen würde? ſchon genug, daß man ſo Etwas nur für möglich hält, es mit Beſtimmtheit behauptet. Nämlich die Stände haben erklärt: „Da unſres geliebten Königs Haupt in Feindes Gewalt iſt, ſo kann er ſeinen eigentlichen Willen nicht nach Preußen kommen laſſen, und daher erklären wir uns für ſouverain und beſchließen u. ſ. w.“ Allerdings laſſen die energiſchen Maßregeln, die großen Summen, welche auf Yorck's Anfordern ſogleich zuſammengebracht wurden, auf Außerordentliches ſchließen. Auch hier benimmt ſich Stein ſehr brüsque, und nur den kategoriſchen Erklärungen braver Preußen, der Schön, Dohna, Auerswald, iſt es zu danken, daß Stein nicht das ganze Preußen für eine eroberte ruſſiſche Provinz erklärt!*) Stein iſt wahrlich ein Charakter an Härte, Ueberzeugung, erſt grob dann gute

---

rechter Treue und Tapferkeit ergeben hat, in einem ſo entſcheidenden Momente unthätig gemacht werden iſt.“

„Se Majeſtät haben den Fürſten v. Hatzfeld nach Paris geſchickt, um Ihrem hohen Alliirten über einen unerwarteten und höchſt unangenehmen Vorfall die nöthigen Aufklärungen vorzulegen.“

*) Aehnliches iſt auch vom Herrn General-Auditeur Arndt behauptet worden in ſeinem Büchlein: „Zur Geſchichte der Errichtung der Landwehr in Oſt- und Weſtpreußen und in Lithauen im Jahr 1813;“ hat Herr Arndt Dokumente, Beweiſe darüber in Händen?

Worte gebend und auf dieſe Art wieder einlenkend, — wie er wohl nicht noch einmal zu finden iſt; dabei von einem Adelſtolz beſeelt, den ich, doch auch zum älteſten Adel gehörend, wahrlich nicht begreifen kann. Wohin hätte uns dieſer Mann gebracht, wenn er mit ſeiner eiſernen Manier im Jahr 1808 das Staatsſchiff hätte fortlenken ſollen? Ueber Arndt's Sittenpredigerei, welche er über Chaſſot's Haupt, in Briefen an Horn, den Sie kennen müſſen, hält, ſind wir Alle ſehr erboßt; Horn hätte das Gepredige für ſich behalten können. Wie darf ſich aber ein ſolcher Mann unterſtehen, über eine wahrhaft ſo ſeltene, großartige Natur wie Chaſſot abzuſprechen und warum? weil dieſer edle Mann bei ſeinen herrlichen Geiſtes- und Charaktereigenſchaften auch feine, vornehme Manieren hatte, die allerdings von Volkstribunen am meiſten verabſcheut werden. Jetzt nach Chaſſot's Tode iſt uns dieſe widerwärtige frommdeutſche und altzimperliche Scharfrichterei erſt ſo recht verhaßt geworden.

Was ſagen Sie zu meinem langen Durcheinander? Doch ich mußte meinem Herzen Luft machen und mich gegen meinen theuren alten Freund ausſprechen.

Ewig der Ihrige.

3.

Halle an der Saale und Hauptmann v. Röder.

Einſeitig, ſehr übereilt und ohne Zuziehung der eigentlichen Patrioten von Halle erließ der daſelbſt eingetroffene Hauptmann v. Röder, Generaladjutant des Generals von Scharnhorſt, eine gedruckte Bekanntmachung folgenden

Inhalts: „Auf Befehl des kaiſerlich ruſſiſchen General-Lieutenants Baron v. Winzingerode hat Unterzeichneter den verſammelten Repräſentanten der Stadt Halle erklären müſſen, daß Erſterer, bei Annäherung der kaiſerlich ruſſiſchen Truppen, die gedachte Stadt nur als eine königlich preuſſiſche betrachten wolle. Die natürliche Folge dieſer Erklärung iſt das Zurücktreten des bisherigen Maire, als ſolchen, aus ſeinem bisherigen Dienſtverhältniß, wodurch die Wahl des Herrn Doktors Referſtein, vormaligen Rathsmeiſters, zum Bürgermeiſter, veranlaßt worden iſt. Der perſönliche Werth deſſen, der dieſes Amt zeither auf eine Weiſe verwaltete, die ihm die Achtung ſeiner Mitbürger erwarb, kann daher um ſo weniger gefährdet werden, da über ſeine echt patriotiſche Geſinnung nur Eine Stimme iſt.

Halle, den 11. April 1813.

v. Röder,

königl. preuß. Hauptmann und General-Adjutant des General-Lieutenant v. Scharnhorſt, zur Dienſtleiſtung beim kaiſerl. ruſſ. General-Lieutenant Baron v. Winzingerode.

T., der zu der Zeit in Halle war, begab ſich ſogleich zu Herrn v. Röder, obſchon er denſelben nicht kannte, und machte ihn aufmerkſam auf den üblen Eindruck, den dieſer Erlaß allgemein hervorgebracht, und bat wo möglich die Sache zu ändern und ſich mit den Verhältniſſen der Sachen und Perſonen näher bekannt zu machen. Auf Wunſch dieſes Offiziers gab nun T. nachſtehenden Aufſatz, den v. Röder kontraſignirte und den dann T. in's Hauptquartier zum General Scharnhorſt brachte. Die Schrift lautet:

Für den General-Lieutenant v. Scharnhorſt.

Die Stadt Halle betreffend,

13. April 1813.

Adminiſtration.

Jedes Departement hat einen Präfekten, unter ihm jeder Diſtrict einen Unterpräfekten; in Halle Herr Biautaz, ein alter preußiſcher Kriegsrath. Für jetzt ſind in Weſtphalen bei dem abſoluten Mangel an Kammern (Regierungen) die Präfekten und Unterpräfekten nicht zu entbehren, weil ſie den wichtigſten Zweigen der Adminiſtration, beſonders und ausſchließlich denjenigen vorſtehen, die die Verpflegung u. ſ. w. der Truppen bearbeiten. Man laſſe ſie unter dem Namen der Kreis- und Departements-Direktoren ruhig fortbeſtehen. Unter ihnen ſtehen die Municipalbehörden, die unter den Namen von Bürgermeiſter und Rath in den Städten, und von Richtern und Schöppen auf den Dörfern, in ihren jetzigen Funktionen bleiben können.

Juſtiz.

Das Tribunal in jedem Diſtrikt iſt nach dem Appellationshofe in Caſſel die erſte Civil-, der Kriminalhof an dem Hauptſitz des Departements die höchſte Kriminalbehörde. Der Präſident beim Tribunal — (in Halle Herr Jeppernick, ein indifferenter Mann,) — iſt der Chef deſſelben; der königl. Prokurator — (Herr Stelzer, ein allgemein geſchätzter Mann, von Ulm- und Einſicht in der Geſchäftsverwaltung und von trefflicher Geſinnung,) — ſein und des Tribunals Kontrolleur und aller übrigen Juſtizbehörden ſeines Diſtrikts Vorgeſetzter. Dieſe Letztere ſind Friedensrichter, Notarien und Prokuratoren (Juſtizkommiſſarien). Man laſſe die Beamten der beiden letzten Klaſſen in ihrem Wirkungskreiſe, mache die Frie-

densrichter zu Justizbeamten und das Tribunal zum Oberlandesgericht. Sein Präsident sei Chef des letztern, der königl. Prokurator sein Direktor. Der Kriminalhof bestehe in seinen jetzigen Verhältnissen fort, in jedem Distrikt sei ein Mitglied des Tribunals inquisitor publicus, und so kann in dieser Parthie für jetzt Alles so bleiben wie es ist.

Die indirekten Steuern (Zölle und Accise) haben im Departements-Hauptort, so wie die direkten Steuern (Grund- und Patentsteuern) einen Direktor (Corvinus und von Madai zu Halberstadt, rechtliche, brave Männer) und im Distrikts-Hauptort einen Kontrolleur (Corvinus II. und Schröder in Halle, indifferente Männer) mit ihren Unteroffizianten. Dieses bleibe Alles vorläufig wie es ist, damit in den Einnahmen keine Stockung entstehe. Das Berg-, Hütten- und Salinenwesen steht unter einem Berghauptmann als Chef (für Halle Herr Wille, zu Rothenburg, ein neu eingesetzter Mann, über den man sich des Urtheils noch enthält, von Geburt ein Hesse). Unter ihm stehen als Chefs separirter Bergwerke: 1stens der Oberbergmeister v. Veltheim zu Eisleben (ein ausgezeichneter, trefflicher Mann in jeder Rücksicht), 2tens der Oberbergmeister Grillo zu Wettin und Löbejün, 3tens Bergmeister Fabian zu Halle (beides geschickte, aber indifferente Männer). Man lasse diese von dem Staatsrath Gerhard in Berlin nach preußischen Principien organisirte Parthie ganz in ihrer jetzigen Verfassung. Doch wäre es zu wünschen, daß der ehemalige Salzdirektor, Kapellmeister Reichardt, in seine Funktion, die er zur westphälischen Zeit verlor, wieder eingesetzt werde, da er den Dienst und die Art der Verwaltung genau versteht.

Die Universität hat zum Chef den hochachtbaren Kanzler

Niemeyer, dem es allein zu danken iſt, daß die Univerſität in Halle nicht aufgehoben und verlegt worden. —

Der Ober-Amtmann Bartels zu Giebichenſtein, ein Mann von ſelten trefflicher Geſinnung, würde vom Volk mit Freuden bei der etwaigen Wahl eines Landesdirektors aufgenommen werden. Für den Staat wäre es wünſchenswerth, wenn er dieſe Stellung annähme, da er ein echt preußiſch geſinnter Mann von vieler Einſicht und praktiſchem Geiſte iſt. Aufmerkſam muß man auf den ganz vortrefflichen Mann ſein, den jetzt ſuspendirten weſtphäliſchen Maire Streiber, welcher den Poſten eines Bürgermeiſters unendlich mehr verdient als der jetzt gewählte Referſtein, welcher bei weitem nicht den guten Geiſt und die Kenntniß in der Geſchäftsführung hat. Es iſt ein bedeutender Fehlgriff, daß Streiber abgeſetzt und Referſtein als Bürgermeiſter beſtätigt wurde.

Wilhelm Dorow.

Geleſen v. Röder.

Auf dieſe Schrift defretirte der General-Lieutenant v. Scharnhorſt Folgendes:

Der vom Hauptmann v. Röder zum Empfange des Barons v. Winzingerode neu eingeſetzte Bürgermeiſter Referſtein kann ſeines Amtes entlaſſen und der alte weſtphäliſche Maire Streiber als wirklicher preußiſcher Bürgermeiſter beſtätigt werden, der in Gemeinſchaft mit allen Behörden die Verwaltungsgeſchäfte in alter Ordnung fortbetreiben ſoll, bis Se. Majeſtät der König von Preußen einen Intendanten ſenden wird.

Ich bewillige, daß ein Detaſchement des Korps nach Halle gehen, Obiges bekannt machen und die preußiſchen Adler aufſtecken darf, freilich vorläufig nur als eine mili-

tairiſche Operation. Dabei ſoll den Hallenſern auch noch erklärt werden, daß für junge Leute der Aufruf des Königs von jetzt an gelten ſoll, ſo wie für ältere die Landwehr und der Landſturm, und daß man von ihrem Patriotismus glaube, daß es auch an Beiträgen für unbemittelte Freiwillige nicht fehlen werde.

Den 18. April 1813.

Scharnhorſt.

8.

Der Kronprinz Karl Johann v. Schweden und der General Graf v. Tauentzien.

Der brave und liebenswürdige General-Major v. Eiſenhart, Verfaſſer der Denkſchrift: „Der königlich preußiſche kommandirende General Graf Tauentzien und das vierte Armeekorps in den Jahren 1813 und 1814“ in Dorow's Denkſchriften und Briefen, erſter Theil, erhielt von dem nachmaligen General-Lieutenant v. Rothenburg, — welcher 1813, 1814 und 1815 Chef des Generalſtabes bei Tauentzien war, — einen Brief, worin über die Kriegsereigniſſe jener Jahre folgendes Intereſſante ſteht: „Mit dem Auszug Ihres Tagebuchs haben Sie mir ein ſehr angenehmes Geſchenk gemacht. Die Bilder der Vergangenheit traten wieder hervor, und wenn Sie noch deſſen gedenken, was ich in Dahme dem General (Tauentzien) ſagte, als er mir ſeine Relation zur Durchſicht gab, ſo werden Sie finden, daß ich richtig urtheilte.

Papa (Tauentzien) kann nicht ohne Gängelband gehen, er nimmt es aber jedem übel, der ihn nicht für den erſten Aequilibriſten hält und ſeiner Schwäche unbewußt den-

noch ahnend, iſt er bei jeder treuen Darſtellung eiferſüchtig, daß einem andern ſein Ruhm beigemeſſen werden dürfte. Damals ſagte ich: jetzt iſt der Moment, ohne Anklage dem König zu zeigen, daß der Kronprinz von Schweden nichts thun will, gleichviel ob aus angeborner Faulheit (die man ihm zwar nicht Schuld giebt) oder aus der Abſicht Napoleon empor zu halten, und daß ihn der General gleichſam am Schlepptau vorgezogen hat. Die kurze Erzählung deſſen, was geſchehen iſt, muß die Reiſe zu Carl Johann motiviren und dem König zeigen, daß er ebenfalls zu der ſo glorreich entſchiedenen Bataille mit den Haaren gezogen wurde; die ſonderbare Rettung des Generals *) ſetzte als ſchlichte Erzählung ihm die Krone auf; nun mußte dem 5ten September, als dem ohne Bedenken ſchwierigſten Tage des vierten Armeekorps, ſein billiges Recht wiederfahren und der Schlachttag ſelbſt, nebſt einigen Folgerungen wie es in dem Fall ſo in jenem anders, ja bei unrichtigem Benehmen des Korps bis zur Eroberung der Reſidenz gekommen wäre, mußte das Siegel aufdrücken. Wenn Sie vielleicht nicht Zeuge meiner weitläuftigen Auseinanderſetzung der Art waren, ſo exiſtiren doch die Perſonen noch, welche ſie hörten und ich prophezeite damals: der General giebt ſeine und die Ehre des Korps muthwillig weg. Die Folgen ſeines wahrhaft kalten Charakters (denn den Platz des Herzens nimmt eine Trüffel ein) treffen ihn hart; auch Sie und ich haben ſo wie viele andere empfindlich darunter gelitten, ob zwar nicht an der Ehre, weil die Wahrheit dennoch ganz beſtimmt, und ſei es auch bei künftigen Generationen, an den Tag kommen wird; aber bedauern muß man es, daß es ſo

*) Man leſe darüber oben erwähnte Denkſchrift von Eiſenhart im erſten Theil der „Denkſchriften und Briefe."

kommen konnte. Nicht wahr, dieſe Sprache iſt offen? Fühlen darf ich, daß Papa nie aus Pommern kam, wenn ich ihn nicht gleichſam um die Verpflegung der Franzoſen in den Feſtungen betrog, denn er war durch kein andres Mittel davon abzubringen; als ich den unſeligen Marſch nach Berlin bitter tadelte, wollte ich ſeine und unſer Aller Ehre retten; ja ich darf annehmen, daß manches ſchlechter gegangen wäre, ſchlechter gehen mußte, wenn ich mich von den wahrlich übeln Umſtänden nur einen Augenblick zu Boden drücken ließ. So habe ich dem Papa mehr Gutes gethan als er mir, und dies werde ich auch ferner thun, weil Rechtlichkeit es gebietet; aber ungern ging ich zu ihm, ungern bin ich ſtets bei ihm, weil ich jedem Menſchen zwar gern Schwächen verzeihe und bei meinem Vorgeſetzten ſie mit größter Selbſtverläugnung zu verdecken ſuche, nur verlange ich dafür Herzlichkeit und wenigſtens das ſtille Anerkenntniß: Sieh — ich weiß, daß ich Dir viel verdanke.

Der ſchlechte verworrene Styl wird Ihnen zeigen, daß meine Ideen ſich drängen, daß die Feder nicht folgen kann und der Raum zu klein iſt; doch überhaupt wollte ich nur andeuten, daß allein Wahrheit den Sieg davon trägt, daß Papa, weil ihn lächerliche Eitelkeit irre leitete, jetzt Alles über ſich ergehen laſſen muß, was ſeine Gegner über ihn verhängen, und ſchon jetzt bei ſeinen Lebzeiten wird er kaum in der Kriegsgeſchichte genannt; nach ſeinem Tode aber wird ihn Niemand gegen offenbare Beſchuldigungen vertheidigen.

Mit inniger Freundſchaft Ihr

Rothenburg."

In vielen vorliegenden Briefen des Generals v. Rothenburg an Oberſt Papendick erſcheint dieſer brave, einſichtsvolle Kriegsmann auch menſchlich höchſt liebenswür-

dig. Papendick, sein wahrer Freund, entwirft folgendes Bild vom General v. Rothenburg: „Er war ein Mann von seltener Kraft und Gewandtheit, begabt mit einem hellen klaren Verstand, einem raschen Ueberblick, verbunden mit vielen praktischen und theoretischen militairischen Kenntnissen. Nicht blos auf dem Schlachtfelde, sondern wo er sich zeigte, gewann sein ungezwungenes, anspruchloses Wesen, seine Popularität, seine innewohnende Bildung, seine herzliche, kräftige und nicht selten sehr geistreiche Rede die Gunst seiner Untergebenen und Mitgenossen. Scherz und Ernst standen ihm gleich zu Gebot. Verlegenheit war ihm eben so fremd, wie Pedanterie. In allen seinen Handlungen war er immer durch einen glücklichen Instinkt geleitet. Er war ohne Argwohn, Neid, Kabale, Heuchelei und gleißnerische Falschheit, ohne Dünkel und Hochmuth, ohne eitle Ruhmbegierde, offen und unumwunden gegen Freund und Feind, herablassend und zuthulich gegen Untergebene, gemessen und würdevoll gegen Vornehme. In Folge dieser Eigenschaften wurden ihm schon als jungem Offizier Geschäfte aufgetragen, zu denen man nur tiefgereifte Männer von Geist und Umsicht zu wählen pflegt. Wie sehr sein Monarch seine Fähigkeiten und brillanten militairischen Eigenschaften zu schätzen und zu gebrauchen wußte, beweist, daß er stets schwachen und hochstehenden Männern, in der Zeit der Noth, als Stütze beigegeben wurde, wie 1807, dem General-Gouverneur von Schlesien Grafen Golz und 1813, 1814, 1815 dem kommandirenden General Grafen Tauentzien. In beiden Stellungen hat er dem Vaterlande viel, sehr viel genutzt!“

Wie jedoch der General Graf Tauentzien über die Schlacht von Dennewitz, über seine Wirksamkeit dabei ur-

theilt, geht aus einem eigenhändig von ihm geschriebenen, sehr merkwürdigen Briefe hervor — welcher auch der Unterschrift wegen: Graf Tauentzien nicht von Wittenberg', höchst charakteristisch und historisch wichtig ist —; dieses Schreiben darf hier nicht fehlen; General Graf v. Tauentzien wird in der Kriegsgeschichte, trotz vieler harter Urtheile, stets schon deshalb eine hervorragende Persönlichkeit bleiben, weil Kaiser Alexander denselben 1813 zum General en chef der preußischen Armee wünschte und nur durch Scharnhorst's hartnäckiges Festhalten und durch dessen gewichtige Verträge diese Alles entscheidende Wahl endlich auf Blücher — unsern Held Vorwärts, fiel.

An — — —

Frankfurt am Main, den 10. October 1814.

Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 17ten erhalte ich so eben bei meiner Rückkehr aus Mainz. Bis jetzt ist die vermeintliche Beilegung des Namens Wittenberg, worauf ich keinen Werth lege, da ich durch die ertheilte von Dennewitz an General Bülow sehr gekränkt bin, mir noch nicht offiziell bekannt gemacht worden. Da alle meine Nachrichten aus den Zeitungen herrühren und diese keine Evangelien für mich sind, so nehme ich keine Notiz davon. Ich habe mich im Gegentheil hierüber sehr stark an den Staatskanzler und an Herrn v. Thile geäußert und den König um Urlaub nach dem Bade gebeten. Alles was ich absehe ist, daß ich schlechter wie ehedem soll gestellt werden. Vor Ausbruch des Krieges berücksichtigte man einen elenden Menschen und setzte mich zurück und jetzt giebt man vielleicht einer noch elenderen Intrigue Gehör. Ich habe gethan und geleistet, was irgend einer vermocht hat, und habe ich nicht

mehr thun können, ſo iſt es erweislich verhindert worden. Dieſes Zeugniß giebt mir Gott, mein Gewiſſen und alle rechtſchaffene Leute; über alles Uebrige bin ich hinweg. Das vierte Armeekorps wird aufgelöſt, nachdem ich es mit ſo vielen Mühe beſſer denn alle übrigen organiſirt, nachdem es ſich im Ganzen und in ſeinen Theilen ſtets muſterhaft geſchlagen hat, ohne daß der König es würdigt zu ſehen, und hätte es nichts gethan — dieſes iſt hart und —. Die Schlacht bei Dennewitz habe ich gegeben, nachdem ich ſchon zwei Tage zuvor mit dem Feinde ohne Beiſtand eines andern gefochten, mit kaum 12,000 Mann über 40,000 M. angriff und mich allein an fünf Stunden mit demſelben ſchlug; hierdurch rettete ich zum zweiten Mal Berlin und nachher noch zum dritten Mal. Die ganze Schlacht habe ich bis zu Ende mit dem vierten Armeekorps mitgemacht und alle entſcheidende Augenblicke herbeigeführt und zuletzt dadurch, daß ich den General Webſer noch nach Dahme vorrücken ließ, über 2000 Gefangene gemacht und eine Kanone und ſechs Munitionskarren erobert. Dieſes iſt Alles weltkundig und deſſenungeachtet trägt ein Andrer den Namen als Denkmal davon und vom vierten Armeekorps iſt nicht die Rede. — Dieſes iſt hart. — Alles dieſes ſchmerzt, nicht für mich, denn das ruhige Bewußtſein ſetzt über Alles hinweg, aber für andere brave, rechtſchaffene Leute, die ihr Leben und Gut ihrem Könige aufgeopfert hatten. Ich werde nur nach Berlin kommen, um nach dem Bade durchzureiſen.

Leben Sie recht wohl!

Graf Tauentzien nicht von Wittenberg.

D.

1.

Friedrich August von Stägemann

und

Eliſabeth von Stägemann.

Siehe 3. Theil Seite 158 und 280.

2.

Johann Friedrich Reichardt.

Siehe 3. Theil Seite 106.

Eine Wahrheit ist Musik von Reichardt,
Schmeichelei leichter Sirenen-Gesang.
Heil dem! dem jene lieblicher klingt als dieser,
Die Grazien führen ihn an unsichtbarer Hand
Zum stillen Tempel des Glücks.

Goethe an Minna Dorow. 1804.

1.

Fr. Aug. von Stägemann iſt in Vierraden den 7. November 1763 geboren und ſtarb in Berlin den 17. December 1840. Als Einleitung zu nachſtehenden Briefen mögen vollſtändig die Zeilen hier wiederholt werden, welche D. drucken laſſen wollte *), als er die trefflichen Gedichte Stägemann's bekannt machte, die derſelbe bei ſeinen Lebzeiten aus Rückſicht und Beſorgniß unterdrückte; St. ſprach in ſolchen ſeinen Haß, ſeine Verachtung gegen die proteſtantiſchen Jeſuiten, gegen Mönchsweſen, gegen die evangeliſche Kirchenzeitung von Hengſtenberg und gegen das düſtre Treiben in Baiern aus! D. ſchrieb: Es wird gewiß noch ſehr lange dauern, bis eine erſchöpfende und zufriedenſtellende Biographie von Fr. Aug. v. Stägemann erſcheinen kann; die Darſtellung ſeiner Wirkſamkeit iſt eine Geſchichte der Entwickelung der preußiſchen Adminiſtration ſeit dem Jahre 1804. Großentheils wurde er bei allen innern Angelegenheiten des Staats zu Rathe gezogen; er beſaß das Vertrauen der Staats-Miniſter vom Stein, Fürſt v. Hardenberg und Graf v. Lottum. Der Abriß ſeines

*) Siehe: Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur, herausgegeben von Dorow. Berlin 1841, 3ter Band, Seite 223.

Lebens und ſeiner Wirkſamkeit erſchien in den Berliner Zeitungen vom Februar 1835 bei Gelegenheit der Feier ſeines Jubiläums; ſeine Nekrologe, welche zum Theil in den öffentlichen Blättern, als er ſtarb, geleſen wurden, ſind unvollſtändig, mager und dürftig. Es herrſcht Zwieſpalt darin; ſoll der Dichter, der Staatsmann oder ſoll die liebenswürdige Perſönlichkeit mehr hervorgehoben werden?

Der Einzige, der uns ein treues Bild dieſes vielſeitigen und ausgezeichneten Mannes geben könnte, iſt Varnhagen von Enſe: er hat es nicht entworfen, wahrſcheinlich weil man ihm nicht unbeſchränktes Vertrauen ſchenkte und den ganzen reichen ſchriftlichen Nachlaß zur freien Verfügung ſtellte. Man hatte Unrecht, es nicht zu thun! jeder Andere wird doch nur Stückwerk aus dieſen Schätzen hervorbringen. Stägemann's wahre, tiefſte Anſichten über Politik, Staatsverfaſſung und Religion müſſen jetzt wohl unberückſichtigt bleiben; ſie ſind aber niedergelegt in ſeinem Briefwechſel, welcher vollſtändig in ſeinem Nachlaß vorgefunden ſein muß; vorzugsweiſe der an ſeine Gattin, an ſeine vertrauten Freunde, Juſtus von Gruner, Oelsner, v. Wißmann, v. Schön; ſie werden hoffentlich der Nachwelt nicht verloren gehen, ein glücklicher Zufall, der ſchützende Genius der Geſchichte, wird ſie vor Vernichtung retten!

Man wird Stägemann von einer wahrhaft glänzenden Seite daraus kennen lernen; D. hatte Gelegenheit, ſeine umfangreiche Korreſpondenz während des Wiener Kongreſſes in die Heimath zu leſen: es ergiebt ſich daraus das frappanteſte Bild dieſer denkwürdigen Zeit und eine Charakteriſtik der ſämmtlichen darin mitſpielenden Männer und Frauen, welche in Bezug auf Wahrheit, Geiſt, Schärfe

und Witz einzig genannt werden muß. Aus seinen Briefen von 1813 ab, wird man den Standpunkt der Einfluß habenden Partheien am deutlichsten erkennen. Offener und liebenswürdiger — ja rücksichtsloser kann man selbst über die wichtigsten Gegenstände der Politik und Administration nicht schreiben, als es Stägemann gethan, besonders geistreich und offen über seine Lieblingsthema's: Konstitution und Preßfreiheit! Er konnte, er durfte aber auch freimüthig seine Ansichten damals aussprechen, seine wahre Herzensmeinung sagen; er fand dabei seine Stütze, seinen Schutz unter dem Demant-Schild, welches der Fürst v. Hardenberg über Männer dieser Art hielt! Briefe, ja auch Gedichte aus späterer Zeit — nach des Staatskanzlers Tode, athmen einen andern Geist, wie z. B. die Russen-Lieder. —

Die durch Stägemann's Sonnette gefeierte
Elisabeth von Stägemann *),

ein Frauenbild der edelsten Natur, eben so bedeutend durch tiefes Gemüth und durch Geistesbildung als durch Charaktergröße, war seine Gemahlin. Würde bekannt, was diese edle Frau niedergeschrieben, so würde sie auch unter Deutschlands Schriftstellerinnen eine bedeutende, ja einzige Stellung einnehmen. Mit ausgezeichneten Zeitgenossen, mit J. Fr. Reichardt, Brinckmann, Gentz, Huber, Therese Huber, Borowski und vielen Andern, von denen sie verehrt und bewundert wurde, war sie in brieflicher Verbindung. An Fr. Huber theilte Frau v. Stägemann Bruchstücke aus einer Sammlung selbstgeschriebe-

*) Erinnerung an Elisabeth, von Fr. Aug. Stägemann. Als Handschrift gedruckt. Berlin 1835.

ner Briefe mit, die sie: „Erinnerungen für edle Frauen von einer Frau, aus einem Familien-Archiv" nannte und welche sie zum Druck bestimmte, doch stets aus zu großer Bescheidenheit damit zögerte. Huber, der nicht wußte, daß Frau v. Stägemann selbst die Verfasserin sei, schrieb über diese Mittheilung an dieselbe: „Es könnte aus Ihrem Geschlechte sehr vieles zu dessen wahrer Bildung hervorgehen; wiewohl Deutschland manche weibliche Schriftstellerin zählt, so haben doch wenige unter diesen den Geist der schönen Weiblichkeit und deshalb erkenne ich es doppelt als Pflicht, Lehrerinnen wie die Verfasserin der „Erinnerungen" zur Erfüllung ihres Berufs aufzumuntern. Es ist in Allem, was ich von ihr kenne, ein Charakter von weiblichem Ernst und weiblicher Würde, den man selten mit so viel Innigkeit des Gefühls und Zartheit verbunden findet. Der Geist der Zeit von seiner schlimmern Seite hat gegenwärtig auch auf die weibliche Schriftstellerei Einfluß. Scheinbare Kühnheit und wirkliche Schlaffheit sind der Charakter einiger neuen Produkte von weiblichen Federn, die nicht ohne Talent schreiben *). Auch hierin liegt schon Beruf für unsre Freundin! Das Heilige lehrt am besten das Unheilige, welches eine ihm ähnelnde Larve trägt, würdigen. Die Mutter möchte ich gekannt haben, die den unendlich lieben und schönen Brief an ihre Tochter Elisabeth schrieb! Dieser Brief kann nicht anders als wahr sein, und doch könnte Goethe — aber auch nur Goethe — ihn gemacht haben **)."

*) Huber schrieb dieses 1804. Wie paßt es aber auf einige gelehrweise schreibende Damen von 1841!

**) Ein Brief aus jenen erwähnten Erinnerungen, nicht von Goethe, sondern von Frau v. Stägemann!

Das vollſtändige, von Frau v. Stägemann kurz vor ihrem Tode noch durchgeſehene Manuſkript iſt nicht verloren und ſoll ſeiner Zeit den edlen Frauen und Jungfrauen Deutſchlands als ein ſchönes und zartes Vermächtniß einer der Edelſten ihres Geſchlechts zur Geiſtes- und Gemüthserhebung mitgetheilt werden. Bei dieſer letzten Durchſicht hatte Frau v. Stägemann beſonders ihre Lieblings-Enkelin — die Gräfin St. Marſan, geb. v. Horn, in Gedanken, in welcher ſich das eigene Gemüth, der eigene Geiſt und Charakter der Großmutter frappant wiederſpiegelt.

Schon im Jahr 1807 jammerte Reichardt in vielen Briefen an Frau v. Stägemann, daß dieſes koſtbare Manuſkript durch die Kriegsunruhen könnte verloren gegangen ſein! „Wo irrt es anjetzt wohl herum? Mit Ihnen, oder zurückgeblieben ſchon vernichtet! Hätten Sie es doch Ihrer Tochter Kerſt (Horn) oder mir anvertraut, wie hat ſich meine Seele, mein Gemüth, mein Herz an dieſen unausſprechlich vortrefflichen Zeilen erwärmt, ermuthigt! Zarteres hat noch keine weibliche Hand niedergeſchrieben.“

Auch Varnhagen von Enſe — dieſer feine Geiſt, der vorzugsweiſe berufen iſt, über Frauen-Werth und Frauen-Geiſt zu ſprechen, ſchreibt über dieſe „Erinnerungen“ unter dem 20. December 1842 Folgendes:

An Dorow.

„Mit wehmüthigem Vergnügen habe ich dieſes werthe Manuſkript wieder durchgeleſen; es iſt allerdings daſſelbe, welches ich ſchon vor zwanzig Jahren in Händen gehabt. Die ſelige Frau v. Stägemann hatte mir dieſe Hefte mit innigſtem Vertrauen übergeben, ich ſollte ſie leſen, prüfen

und — falls ich es thunlich und meinem Sinn gemäß fände — zum Druck befördern. Ich war damals in andrer Richtung beſchäftigt und hielt mich zum Herausgeber eines ſolchen Buches kaum geeignet, wünſchte aber lebhaft, ſchon um der Verfaſſerin willen, daſſelbe erſcheinen zu ſehen. Mein Urtheil ſprach ich mit Freimüthigkeit aus, es konnte nur günſtig lauten, aber ich begehrte doch einige Aenderungen, Einiges ſchien der Abkürzung zu bedürfen, Anderes dagegen weiterer Ausführung. Die edle Verfaſſerin ſtimmte mir bei, geſtand aber, daß es ihr ſchwer ſein würde, hier auf's neue die Hand anzulegen; indeß verſprach ſie es und betheuerte, daß dieſes Buch ihr eins der wichtigſten und liebſten Anliegen ihres Lebens ſei, ſie habe darin ihre eigenſten Empfindungen, ihre reifſten Erfahrungen, mit einem Worte das Beſte ihres Weſens ausgeſprochen, und ſie könne nicht wünſchen, daß dieſe Frucht ihres Daſeins vergeblich hervorgegangen ſei, vielmehr ſchmeichle ihr der Gedanke, in dieſem Gebilde ein Zeugniß und Denkmal ihres Lebens zu hinterlaſſen, den Perſonen, die ſie gekannt, zu liebevoller Erinnerung, den unbekannten Späteren, die mit ihr fühlen würden, zum ſtillen Gruße. Wer den hohen und reinen Sinn der vortrefflichen Frau jemals erkannt, wer das Glück gehabt, das ruhige Walten ihrer ſchönen Seele längere Zeit zu beobachten, dem kann bei ihrem Wunſche, dieſe Schrift nicht verloren, ſondern durch den Druck bewahrt zu wiſſen, kein Gedanke ſchriftſtelleriſchen Ehrgeizes einfallen; der Wunſch ging aus der Geiſtesanmuth und Herzenswärme hervor, die ihr eigen waren und die alles wahrhaft Innerliche liebevoll hegten. Die Zögerung ſelbſt, mit der die edle Frau, bei fortdauerndem lebhaften Wunſche, die Mittheilung von einem Zeitpunkte zum andern auf-

ſchob und darüber völlig verſäumte, zeugt hinlänglich, daß hier nicht perſönliche Eitelkeit, ſondern ein höheres Intereſſe mit[illegible] nur von außen keine rechte Gunſt entgegen kam. Es traten mancherlei Wechſel des Lebens ein, Ereigniſſe der Freude und der Trauer, die Unruhe öffentlicher Erſchütterungen, zuletzt langwierige Krankheitsleiden; die nächſten Anliegen des Tages mußten ſich dem tiefſten, jahrelang in der Seele genährten Wunſche vordrängen, ohne doch ihn ſchwächen oder gar aufheben zu können, im Gegentheil, die Abſicht ſtand unwandelbar feſt, dieſe theuern Blätter nicht untergehen zu laſſen, ſondern ſie für den Druck zu ſichern; ich habe dies von Frau von Stägemann im Lauf der Jahre noch oftmals ſelber gehört, unter Aeußerungen eines Zutrauens, die mir unvergeßlich bleiben; ſie wünſchte gleicherweiſe, daß die ihr gewidmeten Gedichte ihres Gatten, deren handſchriftliche Sammlung mir ebenfalls eine Zeit lang anvertraut war, für die Welt nicht verloren ſein möchten, und die Pietät, welche nach ihrem Hinſcheiden eine Reihe von Sonetten an Eliſabeth im Druck erſcheinen ließ, entſprach nur dem eignen Sinn und Wollen der Verſtorbenen. Was nun das zunächſt vorliegende Manuſkript anlangt, ſo kann ich gegen das Verhaben, daſſelbe dem Willen und, ich darf wohl ſagen, dem Vermächtniſſe der Verfaſſerin gemäß zu veröffentlichen, weder in der Sache ſelbſt noch in den Umſtänden irgend ein erhebliches Bedenken finden, und wäre der Auftrag noch jetzt, wie früher, mir ertheilt, ſo würde ich wohl ſchon verſucht haben, ihn nach beſtem Vermögen auszuführen. Betracht' ich indeß die Mühen und Rückſichten, welche bei ſolcher Herausgabe, wenn ſie gewiſſenhaft ſein ſoll, ſtets obwalten und die hier inſonderheit das Manuſkript ſelbſt betreffen, inſofern daſſelbe für die

öffentlicher Darbietung noch einer nähern Durchsicht bedarf, so kann ich nur mit Zufriedenheit diese einst mir zugedachte Aufgabe in andre gute Hand gelegt sehen, welche dabei nicht minder, als die meinige es würde gewesen sein, durch tiefe Anerkennung und Verehrung geleitet sein wird.

„Zu jedem Versuche gern erbötig, kann ich eine Andeutung schon jetzt nicht unterdrücken. Elisabeth von Stägemann gehört unstreitig zu den Edelsten und Schönsten ihres Geschlechts; aber der Glanz und die Würde einer solchen Erscheinung stellt sich in ihren vereinzelten Strahlen nur unvollkommen dar, man sollte diese möglichst in gemeinsamer Wirkung vereinigt sehen. Das vorliegende literarische Erzeugniß ist nur solch einzelner Strahl, er kommt unverkennbar aus einer reinen und schönen Seele, aber die volle Macht und Wirkung derselben vermag er nicht auszudrücken, hierfür müßten noch andre Lichtpunkte sich aufschließen. Wie günstig wäre es in diesem Betracht, wenn dieser Gabe sich die herrlichen Gedichte Stägemann's unmittelbar anreihen dürften, und nicht nur diese, sondern auch die merkwürdigen Freundschaftsbriefe, welche in seiner frühen Jugend Gentz an die edle Frau gerichtet hat und die bisher noch nicht vollständig mitgetheilt worden sind! Dann würde das schöne Bild erst in seiner wahren Beleuchtung stehen. Wiefern dies zu bewirken sein kann, muß ich Ihrem Ermessen und Unternehmen anheimstellen; doch jedenfalls mögen Sie, wenn ein so schönes Ganze noch versagt bleiben müßte, Ihrerseits mit dem reichen Beitrage nicht säumen, der Ihnen besonders überwiesen werden!“ Und dieser Zeitpunkt wird nach dem Willen der Verklarten bald eingetreten sein, und außer dem vorliegenden Manuskript ist noch andres reiches Material so wohl in ihren selbst geschriebenen

Briefen, als auch in den von bedeutenden Männern an sie gerichteten Briefen verbanden! Auch ihre Tochter, Frau v. Horn, besitzt ein kostbares Manuskript — Lebensansichten und Erfahrungen enthaltend, welche für diese geliebte, reich begabte Tochter eigends von der Mutter niedergeschrieben sind: Frau v. Horn haben wir bereits als Frau v. Korff aus Brinckmann's Briefen und Gedichten (Anlage A. 2.) kennen gelernt.

Der Geheime Staatsrath Fr. August v. Stägemann

an den

Kriegsrath und Sortimentsbuchhändler Nicolai.

8.

Berlin, den 8. Juni 1813.

Die Absicht meiner Reise ist, wie Sie aus den Zeitungen ersehen haben, verfehlt. Die Nichtswürdigkeit dieser Begebenheit ist ohne Gleichen und die Geschichte wird die Theilnehmer gebührend strafen*).

Ein würdiger Pendant ist der Waffenstillstand.

Wahrscheinlich wird jetzt eine allgemeine Rückkehr nach Berlin erfolgen. Indeß bin ich der Meinung, daß Sie verabredetermaßen dennoch in Frankfurt bleiben, bis wir uns

*) Es sind keine Umstände bekannt, auf welche diese Worte passen könnten. Es war die Rede davon, daß Stägemann als Beauftragter des Verwaltungsrathes unter Minister vom Stein nach Hamburg kommen sollte, wie solches Varnhagen v. Ense in seinen Denkwürdigkeiten Bd. II. S. 154. erwähnt. Stägemann kam aber nicht, eben so wenig als Niebuhr und Heinsbeck, die auch in Vorschlag waren, sondern Niebuhr der Aeltere. Gölten diese Verhältnisse im obigen Briefe gemeint sein? man möchte es bezweifeln.

mit unſern Geldangelegenheiten mehr zu arrangiren im Stande ſind. Die Papiere fangen wieder an, Circulation zu gewinnen, wie die Courszettel Ihnen zeigen werden. Ich habe anliegend eine Art von Bulletin geſchrieben. Es enthält die hieſigen Erzählungen, ſo weit ſie aus dem Munde ſonſt glaubwürdiger Perſonen kommen. Haben Sie die Güte, werther Freund, dieſen Aufſatz dem Herrn v. Delſen mitzutheilen, dem ich dies zugeſagt habe. Vor allen Dingen werden wir doch die offizielle Bekanntmachung des Waffenſtillſtandes erwarten müſſen, auf welche hoffentlich eine Verfügung des Herrn Staatskanzlers wegen Rückkehr der Behörden erfolgen wird.

Grunewald iſt kurioſerweiſe von Cottbus nach Berlin gekommen und hat hier meine Reiſe dergeſtalt verſchlechtert, daß Schulz meine Briefe, wider meine Anweiſung, nach Landsberg geſchickt hat. Er iſt vor meiner Ankunft in's Hauptquartier gegangen. Ich bin jetzt ungewiß, was ich mit mir ſelbſt anfangen ſoll. In's Hauptquartier zu gehen, iſt mir nicht recht gemüthlich; auch kommt der Herr Staatskanzler wahrſcheinlich mit dem Könige hierher. Ich werde alſo lieber auf 8 Tage nach Freienwalde gehen und meinen Rheumatismus im Bade zu verlieren ſuchen. Herrn Schaumann ſagen Sie wohl mit meiner Empfehlung gütigſt, daß er wegen des Rücktransports der Sachen meine Entſchließung vielleicht mit nächſter Poſt erhalten werde. Es hängt davon ab, was überhaupt wegen der Rückkehr beſchloſſen wird. Meinen Schwager erwarte ich mit dem Wagen auf Morgen. Alberti iſt hier angekommen und wollte 4000 Thlr. von mir haben. Ich habe ihn auf ſeine Colberg'ſche Kaſſe angewieſen, und er iſt contentirt, da es doch nicht half, Geld zu fordern, wo nichts iſt.

Ich empfehle mich freundschaftlichst Ihrem wohlwollenden Andenken und bitte Sie, mich an Herrn Regis und die Damen zu empfehlen. Stägemann.

b.

Berlin, den 15. Juni 1813.

Es ist in der That bei dem besten Willen und aller Anstrengung der Seelenkräfte unmöglich, auch nur ein Urtheil zu wagen über die nächstbevorstehenden Ereignisse. Indeß scheint so viel anzunehmen zu sein, daß es auf einen (ohne England und Schweden) abzuschließenden Partialfrieden gemünzt sei, theils weil die Bedingungen des Waffenstillstandes von unsrer Seite sonst in der That aberwitzig zu sein scheinen, theils weil es unmöglich ist, die Armeen in den jetzigen Stellungen auch nur 14 Tage noch zu verpflegen.

Bliebe es bei dem Waffenstillstande nicht, sondern nähme der Krieg nach 6 Wochen wieder seinen Anfang, so wäre unsre Gegend wohl sehr bedroht, weil die französische Armee durch den Waffenstillstand sich vollständig der Oder bemeistert hat. Ob sie bis Cossen vorgehen oder sich auf die Oder, so weit sie in Schlesien fließt, beschränken werde, ist noch ungewiß. Ich glaube, nachdem ich den Waffenstillstand gelesen, daß die Franzosen Recht haben, die Oder bis an die sächsische Gränze zur Demarkations-Linie zu fordern. Es ist darüber noch Streit, und unser Gouvernement in Berlin will Cossen nicht gutwillig geben, hat nur wenig mitzusprechen.

Alles was von der Armee kommt, ist der Meinung, sowohl daß wieder losgeschlagen wird, als auch daß Oesterreich mitgeht. Es sind sanguinische Hoffnungen, und es scheint nicht, daß (wenn man nach dem Vergangenen urtheilen soll)

bessere Maßregeln werden genommen und verständigere Rathschläge werden gegeben oder befolgt werden.

Unsere Angelegenheiten sind demnach wohl in einer trostlosen und bejammernswerthen Lage. Neues haben wir hier nicht, auch noch nichts vom Kronprinzen von Schweden.

Unser Publikum läßt in Dresden nicht den Prinzen von Neufchatel, sondern den Kaiser Napoleon krank liegen. Der G.St.R. Sack hat deshalb sogar nach Dresden geschickt, oder wird Grunewald heute abschicken, der gestern Abend hier angekommen ist und mir Leon angemeldet hat. Ich meine, Sie werden ihn wohl in Frankfurt behalten und mir das zuschicken, was er gebracht hat. Doch ist es einerlei. Vom Ezechiel'schen Comtoir ist Niemand hier. Louis ist in Prag. Ich schreibe heute an Ezechiel, der im Hauptquartier des Grafen Wittgenstein ist.

Ich werde nicht nach Freienwalde gehen, sondern sobald als möglich in's Hauptquartier. Es wird wegen unsrer Geldangelegenheiten wohl nöthig sein, daß ich dort zur Stelle Arrangements vorschlage und treffe. Auf jeden Fall gehe ich dann über Frankfurt.

Die Briefe von der heut ankommenden schlesischen Post habe ich noch nicht. Ich empfehle mich freundschaftlichst Ihrem gütigen Andenken mit Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit.

Meine Empfehlung an Herrn Dr. Kolbe und Regis, sowie auch an Ihre Damen.

Stägemann.

6.

Berlin, den 19. Juni 1813.

Hochverehrter Freund,

Der Herr Staatskanzler hat mir durch Herrn Rother schreiben lassen (vom 10. d. M.), daß wir der Rüppel

Harnier'schen Angelegenheit noch 3 Tage Anstand geben möchten, weil binnen dieser Zeit wahrscheinlich der Subsidientraktat mit England vollständig abgeschlossen sein werde, durch den unsre Finanzen sich sehr verbessern würden. Mit der Wahrscheinlichkeit freudiger Begebenheiten hat man uns schon mehr als zu lange belustigt und respektive geärgert. Indeß habe ich das von Ihnen erhaltene Laus deo an Se. Excellenz gelangen lassen.

Es wird Alles darauf ankommen: was während des verruchten Waffenstillstandes werde unterhandelt werden. Nach dem Briefe, den mir Leon von Herrn v. Hippel gebracht hat, ist der Herr Staatskanzler hierbei ohne Theilnahme geblieben und mit demselben sehr unzufrieden. Was kann man aber von einem Premier-Minister denken, der bei einer so wichtigen Angelegenheit entweder gar nicht zu Rathe gezogen wird, oder dessen Einfluß zu ohnmächtig ist, um eine so thörigte Maßregel zu hindern! Herrn Leon behalte ich noch einige Tage zurück. Ich werde ihn vielleicht brauchen, Kiesewetter zu begleiten, der nach Frankfurt am Main geht und durch Leon gewisse Nachrichten zurücksenden soll. Kann Herr Leon für unsre Geschäfte etwas bestellen oder hätten Sie etwas bei dieser Mission zu bedenken, so schreiben Sie es mir gefälligst; doch müßte ich Montag Abend die Antwort haben.

Da es heißt, daß der Herr Staatskanzler in Böhmen sei, so werde ich noch 8 Tage warten, ehe ich meine Reise antrete.

Die Krankheit des Kaisers Napoleon, die hier öffentlich, gedruckt bei Lufaß, ausgerufen wird, ergötzt allgemein; ich habe nolens volens Grunewald nach Dresden ge-

ſchickt. Er iſt noch nicht wiedergekommen. Nach den durch Herrn Major v. Ende hier mitgetheilten Nachrichten wird unſer König mit dem Kronprinzen von Schweden eine Zuſammenkunft, wahrſcheinlich hier, haben.

Daß Hamburg von uns und den Ruſſen nicht gehalten worden, wird jetzt allgemein der Unthätigkeit des Grafen Walmoden (den man ſelbſt für unfähig hält zu kommandiren) zur Laſt gelegt. Und dergleichen Fehlgriffe nennt man das Glück Napoleons!

Ich empfehle mich Ihnen ſämmtlich zu freundſchaftlichem Andenken. Stägemann.

d.

Berlin, den 26. Juni 1813.

Unſere öffentlichen Angelegenheiten ſcheinen ſich in keiner verbeſſerten Lage zu befinden. Der Herr Staatskanzler iſt nach einem ſehr kurzen Aufenthalt in Böhmen zurückgekommen. Man ſagt ſeitdem allgemein, daß Metternich nur von einer Pacification ſpreche und in keinen Antheil an dem Krieg eingehen wolle. Was daran wahr iſt, muß die Zeit lehren. Ich glaube, daß dieſe Pacification den Häuptern ſelbſt ſehr angenehm ſei.

England (mit dem der Subſidien-Traktat wirklich abgeſchloſſen iſt) und Schweden laſſen wir ſitzen und gehen langſam unter.

Was aus dem Krieg herauskomme, haben wir leider freilich auch geſehen; indeß würde ich von der Fortſetzung deſſelben, bei der Leitung des Kronprinzen, doch noch etwas mehr erwarten, als vom Frieden, obgleich ich auf Oeſterreich gar nicht rechne. Herr Fürſt v. Wittgenſtein iſt noch nicht hier. Er ſollte ſchon am 22. von Breslau ab-

geben, um zum Kronprinzen von Schweden zu reisen. Wahrscheinlich hat sich die Sache indeß wieder geändert.

Der Meuchelmord am Lützow- und später auch am Colomb'schen Korps wird von uns nicht geahndet werden. Major v. Lützow ist hier. Colomb hat sich auch durchgeschlagen. An Geld vom Staatskanzler ist so wenig zu denken, daß Herr Rother von Herrn von Oelßen die disponiblen Bestände der General-Staatskasse, wenigstens 20,000 Thlr. gefordert hat. Herr Precht ist hieher geschickt, um Berlinsche Wechsel zu diskontiren!!

Herrn Crelinger's Antwort wegen Rüppel und Harnier lege ich Ihnen ergebenst bei. Herr Limann sagte mir, daß Herr Regis auf einige Tage herkommen werde, und das ist mir sehr lieb.

Herrn Leon habe ich noch nicht weggeben lassen.

Mein Schwiegersohn Korff ist todt. Sie haben wohl die Güte, auch Herrn Dr. Kolbe, dessen alter Freund er war, davon zu unterrichten.

Ich empfehle mich freundschaftlichst Ihnen Allen zu wohlwollender Erinnerung. Stägemann.

6.

Berlin, d. 29. Juni 1813.

Der Herr Fürst v. Wittgenstein ist, wie Sie wissen, sehr vorsichtig und zugeknöpft. Doch ist er der Meinung:

1) daß kein Friede zu Stande kommen werde;

2) daß Oesterreich mit uns Partie machen werde.

Dagegen glaubt er, daß allerdings eine große russische Parthei für den Frieden arbeite.

Wir müssen es in Geduld erwarten. Man sagt seit gestern, daß Talleyrand in Dresden angekommen sei. Auch eine Friedens-Aussicht.

Die Monarchen haben ſich nicht geſprochen, wie unſre Spener'ſche Zeitung lügt.

Der Herr Staatskanzler hat bei Metternich gegeſſen. Ob Staatsangelegenheiten verabredet worden, iſt unbekannt.

Herrn A. Regis werde ich mit Vergnügen erwarten.

Alberti wird Ihnen etwa 12,000 Rthl. in Königsberg- und Elbing'ſchen Wechſeln überweiſen. Es ſind wirklich ſchon engliſche Wechſel auf die Treſorie von Stewart gegeben. Ich vermuthe, daß man ſie in Wien zu begeben verſuchen wird, da ich höre, daß Herr Partholdy dorthin gereiſt iſt. Wie viel können wir in England ſelbſt brauchen? Denn ſonſt möchte hier wohl ſchwerlich Gebrauch zu machen ſein. Wißmann ſchreibt mir eben, daß für 45,000 Mann Armaturen in Colberg ausgeladen werden.

Herr Weiß will von mir Geld haben. Ich kann nur beim Herrn Staatskanzler erinnern, daß die 3 Tage, die ich warten ſollte, längſt abgelaufen wären.

Ich bleibe bei meinem Verſatze, in wenigen Tagen in's Hauptquartier zu reiſen.

Bewahren Sie mir, mein hochgeſchätzter Freund, ein gütiges Wohlwollen und empfehlen Sie mich Ihrer ganzen Geſellſchaft freundſchaftlichſt. Stägemann.

f.

Berlin, den 6. Juli 1813.

Am 26. v. M. iſt endlich, wie ich anzunehmen Urſach habe, die Allianz mit Oeſterreich unterzeichnet.

Der Krieg iſt wahrſcheinlicher, als die Verlängerung des Waffenſtillſtandes.

Der Kronprinz von Schweden der heut, in Prenzlow eintrifft, wird vom Fürſten Wittgenſtein eingeladen wer-

den, in's Hauptquartier zu kommen, was er gewiß nicht ablehnen wird.

Scharnhorst ist in Prag gestorben.

Dies sind die politischen Neuigkeiten von Erheblichkeit, mein verehrter Freund, die ich Ihnen heut mittheilen kann. Ich empfehle mich Ihnen und den Ihrigen aufs ergebenste.

Stägemann.

8.

Berlin, d. 13. Juli 1813.

Unsre nächste Zukunft ist noch immer ungewiß. Nach einem Schreiben aus dem Hauptquartier vom 8. d. M. fing gestern ein Kongreß in Prag seine Sitzungen an, zu welchem Herr v. Humboldt als preußischer Geschäftsträger abgegangen war. Dabei wird aber, was ein zweiter Brief eines andern Correspondenten vom 9. d. M. bestätigt, hinzugefügt, daß der Waffenstillstand nicht werde verlängert werden.

Wie dieses zu reimen sei, wird der Ablauf von einigen Tagen und die Zurückkunft des Kronprinzen von Schweden lehren müssen. Die Konferenz mit ihm scheint nicht in Trachenberg, sondern im Hauptquartier stattgefunden zu haben. Man erwartet ihn in einigen Tagen hier, doch weiß Koch*) durch die Gesandtschaft deshalb noch nichts. Ob der Kongreß in diese Zusammenkunft nicht auch noch einige Differenzen bringen werde, steht dahin und ist kaum zu bezweifeln.

Nach einem Briefe des Herrn National-Repräsentations-Präsidenten Grafen v. Hardenberg und Herrn von

*) Siehe 3 Theil. Seite 9.

Deißen wird nächſtens eine neue Abgabe erſcheinen, von der der Herr Graf mit vieler Zufriedenheit meint, daß die Kapitaliſten und Gewerbtreibenden darüber ſehr erſchrecken werden. Herr St. R. Scharnweber und Herr Graf quaestionis ſcheinen dieſe Steuer ausgearbeitet zu haben.

Ein andrer National-Repräſentant, Herr v. Dewitz (der im Namen der pommerſchen Stände vor einiger Zeit bei dem Könige darauf antrug, den Herrn Staatskanzler in den Fürſtenſtand zu erheben), wird Staatsrath werden.

Ueber den Landſturm ſind hier groſſe Stürme zwiſchen den Herren von der ehemaligen Ober-Regierungs-Kommiſſion auf einer und dem Gouvernement und Ausſchuß auf der andern Seite.

Ich empfehle mich Ihrem freundſchaftlichen Wohlwollen und bitte Sie, mein hochgeſchätzter Freund, ergebenſt, mich ſowohl Ihrer Familie als den übrigen Herren gütigſt zu empfehlen.

In einigen Tagen bin ich gewiß in Frankfurt.

Stägemann.

h.

Berlin, d. 17. Juli 1813.

Die Urſache der unerwarteten Ankunft des Königs und des Herrn Staatskanzlers kennt man nicht. Eine Zuſammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden findet weder hier, noch (wie man irrig erzählte) in Zehrbellin ſtatt. Dagegen erzählte mir Herr Thornton heut Morgen, daß er in 12 Tagen den Kronprinzen von Schweden wieder hieher begleite; er wird alſo wohl vorläufig ſein Hauptquartier hier nehmen. Der König wird in einigen Tagen zurückgehen; der Herr Staatskanzler wollte ſchon heut

Abend reiſen. Es geht wie immer, man ſieht und ſpricht ihn ſelten. Hauptſächlich ſcheinen ihn Denunziationen gegen ſogenannte preußiſche Jacobiner zu beſchäftigen, wozu der Landſturm Anlaß gegeben hat.

Ich hoffe ihn heut Abend noch zu ſehen und auch wegen meiner Reiſe mich mit ihm zu arrangiren.

Ueber Krieg und Frieden ſpricht der Herr Staatskanzler gern mit zween Jungen, indeß will er ſich wohl das Anſehen geben, daß er nicht an den Frieden glaube, während er zum Pacifications-Syſtem geneigt iſt. Der Kronprinz von Schweden und die aufgeregte öſterreichiſche Nation werden hoffentlich den Pacificateren das Concept verrücken.

Die Geldangelegenheiten der Seehandlung werde ich hier dem Herrn Staatskanzler ſchwerlich vortragen können, wie es den Anſchein hat. Im Hauptquartier wird es natürlich mein erſtes Geſchäft ſein. Ich höre, daß alle an den König und den Staatskanzler gerichtete Schreiben nicht hier eröffnet, ſondern durch die Poſt in's Hauptquartier befördert werden.

Herr Harnier hat inzwiſchen einen ſehr dringenden und lamentablen Brief an den Herrn Fürſten Wittgenſtein geſchrieben, und dieſer mir feſt verſprochen, ſich der Sache beim Staatskanzler anzunehmen. Ich bin ganz der Meinung, daß wir Treſorſcheine verkaufen, um, im ſchlimmſten Fall, zu helfen. Wir wollen nur noch die Erklärung des Herrn Staatskanzlers abwarten. Herr Weiß ſchreibt mir gleichfalls, daß die Papiere von Rüppel und Harnier's Hauſe ſchon über Prag hierher geſchickt wurden, um ſie eventuell à tout prix zu verkaufen. Die Staatspapiere nehmen indeß gar nicht faveur.

Herr Thornton will hier 500,000 Thlr. auf ein Jahr für

engliſche Rechnung leihen. Eine ganz verkehrte Operation. Herr Solly wird ihn wohl davon abbringen.

Die Niederlage der franzöſiſchen Armee in Spanien beruht nur noch auf Nachrichten aus Dresden; Bubna hat an Stadion ausführlich darüber geſchrieben. Thornton hatte noch keine engliſchen Nachrichten. Das Faktum wird übrigens gar nicht bezweifelt.

Die Armee des Kronprinzen von Schweden wird über 120,000 Mann betragen.

In Pillau ſind am 9. d. M. 10 große engliſche Schiffe mit der Artillerie der deutſchen Legion beladen werden.

Ich empfehle mich Ihnen und den Ihrigen ganz ergebenſt zu wohlwollendem Andenken. Stägemann.

I.

Berlin, d. 20. Juli 1813.

Der Herr Staatskanzler hat ſich mit mir dahin arrangirt, daß ich vor der Hand noch hier bleibe, womit ich in der dermaligen Lage der Sache ganz zufrieden bin.

An ein Arrangement wegen der Zahlungen war gar nicht zu denken.

Dieſe Angelegenheit muß alſo zwar ein Vorwurf der Correſpondenz werden, wir müſſen uns aber darauf gefaßt machen, in den erſten Monaten nichts zu erhalten, und müſſen uns hiernach arrangiren, ſo gut wir können.

Von dem engliſchen Bundes-Gelde hoffe ich für unſre Salz-Ankäufe in England etwas zu erhalten, und hierauf müſſen wir auch ſchlechterdings inſiſtiren, ſelbſt wenn Herr Barandon ſeinen Kredit interponirt und uns darauf bedeutende Quantitäten verſchafft. Die uns entzogenen ſchleſiſchen Salz-Gelder müſſen wenigſtens auf dieſem Wege erſetzt werden.

Würde es aber jetzt nicht beſſer ſein, wenn Sie nach Berlin zurückkämen? Man findet Sie doch ſo gut in Frankfurt, als hier, und für Berlin iſt auf keinen Fall ſobald etwas zu beſorgen; was mich betrifft, ſo habe ich ohnehin die Beſorgniß, daß man den Waffenſtillſtand noch weiter verlängern werde bis zu einer Art von ſchlechtem Frieden.

In dem Prager Kongreß iſt zuerſt von der Feſtſtellung einer Baſis des Friedens die Rede. Der Herr Staatskanzler iſt zwar der Meinung, daß der Krieg mit Ablauf des Waffenſtillſtandes gewiß ausbreche, allein entweder liegt dieſer Meinung eine Selbſttäuſchung zum Grunde, oder ſie iſt nicht aufrichtig geäußert.

Das franzöſiſche Gefolge des Kronprinzen von Schweden hat an den Frieden geglaubt, nicht ſo das ſchwediſche.

Vielleicht ändern die ſpaniſchen Angelegenheiten etwas, indem ſie Oeſterreich kräftiger beſtimmen. Metternich's Einfluß iſt gewiß noch immer höchſt ſchädlich, obwohl die öſterreichiſche Nation ſelbſt in der leidenſchaftlichſten Spannung iſt.

Wie wir bis zum 16. Auguſt die Armee verpflegen ſollen, iſt ein großes Problem; obwohl viel Proviant aus Rußland kommt, kann er doch nicht zeitig genug herangeſchafft werden.

Daß der Berliniſche Landſturm mit Pauken und Trompeten aufgehoben werden, ſagen Ihnen ſchon die Zeitungen.

Gegen Herrn R. R. v. Bärenſprung iſt eine kräftige Maßregel durchgeführt; er iſt geſtern durch 2 Gensd'armen nach Pillau transportirt worden. Andre ſagen, der König laſſe ihn heut zurückholen. Es wäre alſo eine Art von Terrinen, wie man ſie bei armen Sündern wohl anwendet.

Eben geht die Nachricht ein, daß Danzig, als Repreſſa-

lie wegen des Rüzow'ſchen Korps, von heut an bombardirt wird. Die Sache iſt ſehr wichtig.

Ich empfehle mich Ihnen zu freundſchaftlichem Wohlwollen und Ihrer ganzen Familie, ſowie allen unſern Freunden. Stägemann.

k.

Frankfurt a. M., d. 6. December 1813.

Durch die Zeitungen, hochgeſchätzter Freund, werden Sie die durch das neue Finanz-Miniſterium hervorgebrachten Veränderungen bereits wiſſen. Ueber die Seehandlung und Bank iſt noch nicht definitiv entſchieden; es wird noch mit dem Herrn v. Beguelin, der nicht unter dem Finanz-Miniſter ſtehen will, kapitulirt. Wahrſcheinlich kommt die Kapitulation zu Stande, und er wird dann, mit oder ohne Modifikation, Chef der Bank und Seehandlung. Dies iſt der Grund, warum der Antrag des Herrn v. Bülow, mich bei ſich zu behalten, nicht Eingang gefunden hat. Für die Seehandlung wird die Einrichtung des Finanz-Miniſteru wohlthätig ſein; nur fürchte ich, daß die Dazwiſchenkunft des Herrn v. Beguelin dieſes Wohlthätige vernichten werde.

Ueber die Gründe des Herrn Staatskanzlers, die Anträge für die Seehandlung und Staats-Schulden-Parthie zu ajourniren, bin ich jetzt unterrichtet und behalte mir das Mündliche vor. Der Herr Staatskanzler hält mich für einen Protector unſers Freundes Regis, den er zu den für ihn am übelſten Geſinnten zählt. Es ſind lange Diatriben an den Staatskanzler geſchrieben, die Regis an öffentlichen Orten (vermuthlich beim Glaſe Wein) wider ihn gehalten haben ſoll, über die ich ſelbſt verwundert geweſen bin. Uebertrieben iſt vieles gewiß.

Wie wir mit Harnier auseinander kommen, wird Leon melden. Ich denke in einigen Tagen nach Berlin zurückzukommen.

Herr v. Bülow wird in etwa 14 Tagen eintreffen.

Das Hauptquartier geht Ende dieser Woche, also bis zum 11ten, von hier nach Heidelberg, die Truppen alsdann über den Rhein. Man hat nicht eher, als vollständig gerüstet, mächtig und mit Lebensmitteln und Munition versehen, übergehen wollen.

Ich empfehle mich freundschaftlichst Ihrem wohlwollenden Andenken und grüße Herrn A. R. Regis herzlich.

Stägemann.

I.

Wien, den 12. October 1814.

Ich bin nicht weniger indignirt, als Sie selbst, verehrtester Freund, über die Sache, die Ihr freundschaftliches Schreiben an mich vom 5. d. M. enthält, und muß die Schritte ganz billigen, die Sie mit Herrn Dr. Kolbe genommen haben und eventuell noch nehmen wollen. Grobe Unwissenheit, vergesellschaftet mit anmaßendem Dünkel, wie gewöhnlich, und mit der gehörigen Portion leeren Herzens, brütet dergleichen. Herr Kl., den ich von jeher für einen Scheinheiligen gehalten, wird wohl das Seinige redlich gewirkt haben.

Wir wollen darüber kein Wort weiter verlieren, sondern lassen Sie es dabei bewenden, daß Sie die Maßregeln verfolgen, zu denen Sie entschlossen sind. Ich hoffe, daß der Herr Staatskanzler die Sache nehmen werde, wie sie genommen werden muß.

Von unsern hiesigen Angelegenheiten kann ich Ihnen noch nichts Erhebliches schreiben. Noch liegt Alles chaotisch

durch einander. Am 1. November ſollen indeß die weſentlichſten Punkte beſeitiget ſein und der Kongreß alsdann eröffnet werden.

Unſer Aufenthalt iſt übrigens wenig angenehm; das Klima feindſelig, die Reſtaurationen eine Tiemar'ſche*) Hölle, das Theater ſchlecht. Die Häuſer v. Arnſtein und Eskeles haben indeß große Gefälligkeiten gegen uns.

Ich empfehle mich auf's freundſchaftlichſte in Ihr gütiges und wohlwollendes Andenken. Grüßen Sie auch Herrn A. Regis. Stägemann.

m.

Wien, den 27. October 1814.

Hochverehrter Freund,

Herr G. R. Rother verſichert mich, daß wegen der Wohnung Ihren Beſorgniſſen vorgebeugt ſei. Nach ſeiner Aeußerung iſt meine Vermuthung richtig, daß Herr Kl. dieſe Sache betrieben. Sie können aber immer noch nicht trauen, und ich ſehe Ihren weiteren Nachrichten mit Verlangen entgegen.

Die Herren Oppenheim & Wolff haben wegen der bekannten 20,000 Thlr. eine Vorſtellung an Se. Durchlaucht eingereicht, da ſie ſolche jetzt baar bezahlen ſollen. Es iſt bei den dringenden diplomatiſchen Arbeiten Sr. Durchlaucht nicht möglich geweſen, ihnen mit heutigem Kourier Reſolution darüber zu ſchaffen; da ſie aber Exekution zu erhalten befürchten, ſo erſuche ich Sie freundſchaftlichſt, dieſem Antrage einigen Anſtand zu geben. Innerhalb 8 Tagen iſt die Reſolution da. Ich halte es deshalb für Unrecht, daß man

*) Der Präſident Tiemar in Berlin war der größte Gourmand ſeiner Zeit. Er ſchmeckte es heraus, wenn Faſanen und Hühner an einem Spieß gebraten wurden.

Baarzahlung fordert, weil ich vorausſetze, daß ſich aus den Akten die früheren Unterhandlungen ergeben, obwohl Herr Wolff allerdings die Sache nicht immer hätte verändern und einmal abmachen ſollen.

Unſre Ungewißheit über die Reſultate des Kongreſſes, die ſich vor dem 1. November ergeben müſſen, dauert fort. Es iſt in der That noch kein einziger Punkt regulirt. Wie es mit Sachſen ſteht, wiſſen Sie jetzt ſchon. Hier iſt man mit Manchem nicht zufrieden. Es wird ſich aber in der Folge geſtalten.

Wir haben ſeit 8 Tagen ſehr viel zu thun, und die ſächſiſchen Angelegenheiten, die der Herr Staatskanzler unmittelbar bearbeiten will, bis ſich das interimisticum endet, werden unſre Arbeiten ſehr vermehren.

Ich empfehle mich auf's freundſchaftlichſte in Ihr gütiges und wohlwollendes Andenken. Viel Grüße an Herrn A. Regis.

Stägemann.

B.

Wien, den 14. November 1814.

Hochverehrter Freund,

Sie können ſich in der That verſichert halten, daß hier noch gar nichts abgemacht und Alles noch in einem Chaos befangen iſt. Glauben Sie nicht an die courſirenden Gerüchte. Sachſen werden wir gewiß behalten, weil Rußland Polen nicht herausgiebt und Niemand da iſt, der es zwingen kann und wird. Davon iſt auch nicht mehr die Rede, und man kann dies wohl als faktiſch abgemacht anſehen. Allein vertragsmäßig iſt noch nichts erſchienen.

Die Bayonner Konvention ſoll aufgehoben werden. Zerboni iſt heut nach Warſchau gereiſt und wird in vier Wochen in Berlin eintreffen.

Wir ſelbſt werden vor der Mitte Decembers nicht fortkommen.

Ihre Hausgeſchichte halte ich auch für beſeitigt. Bis dahin erſtreckt ſich ein gewiſſer Einfluß nicht. Es liegt zu wenig daran. Durch Rother werde ich Ihnen mehr ſchreiben.

Die Oppenheim'ſche Sache iſt abgemacht. Doch, glaube ich, wird das Mundum ſchwerlich mit dieſem Courier abgehen.

Ich empfehle mich Ihrem freundſchaftlichen Wohlwollen angelegentlich. Viele Grüße an Regis.

Stägemann.

9.

Wien, den 12. Januar 1815.

Verehrteſter Freund,

Sie werden bei der Seehandlung vielleicht auch einige Akten haben, welche die Berechnung der polniſchen Schulden zwiſchen Preußen, Rußland und Oeſterreich bei der letzten Theilung betreffen. Jordan ſchreibt deshalb zwar an Herrn v. Raumer, es iſt uns aber höchſt wichtig, ſehr bald darüber etwas zu haben, und es kommt uns nur darauf an, zu wiſſen: welche Schuldenmaſſe im Ganzen von den drei Mächten übernommen, nach welchem Princip ſie vertheilt und wie viel auf jeden Einzelnen gerechnet worden.

Nach einem P. M. des Herrn Finanzminiſters an den Herrn Staatskanzler haben wir 3,801,000 Thlr. übernommen. Das ſind die Reconnaiſſancen. Mich dünkt aber, wir hätten im Ganzen mehr übernommen.

Es iſt neben einer Menge andrer Kommiſſionen auch über die polniſchen Angelegenheiten eine niedergeſetzt worden, von der ich ein Mitglied bin, und es kommt uns hierauf an.

Wir wiſſen nicht, ob, wie und wann wir fertig werden. Der Herr Staatskanzler meint, daß in vierzehn Tagen die Hauptſachen regulirt ſein werden. Den größten Anſtoß geben noch immer die ſächſiſchen Sachen. Ich glaube, ohne jedoch in dieſe Diplomatik eingeweiht zu ſein, daß es ſich noch fortwährend darum handle, ob der König von Sachſen in oder außer Sachſen zu dotiren ſei. Da England für, und Frankreich wenigſtens nicht gegen uns iſt, Oeſterreich aber unmöglich Krieg führen kann, ſo habe ich nicht das geringſte Bedenken, daß die Sache nicht zu unſerm Gunſten vollendet werden ſollte. In dieſem Augenblick aber iſt nichts gemacht. Ich bin, unter uns, für die Dotation in Sachſen und würde ſelbſt Dresden (nur nicht Leipzig und die Saale) hingeben, da die Anfangs beliebte Dotation auf dem linken Rheinufer mir gar nicht gefällt.

So eine einfältige Dotation in Sachſen iſt doch unſer, und wird über kurz oder lang mit Preußen vereinigt. Den rheiniſchen Merkur hat die Dotation auf dem linken Rheinufer auch bang gemacht, darum ſpricht er dafür, daß wir Sachſen herausgeben ſollen. Er iſt ſonſt ganz für uns geſinnt.

Mit den Oeſterreichern ſind wir ganz zerfallen. Man muß aber doch das gute Vernehmen herſtellen, und es wird ſich auch finden. Unſre bitterſten Feinde ſind die Baiern und die Hannoveraner, ungeachtet Herr Kohlrauſch ſagt, daß die Hannoveraner, nämlich der Herr Staatskanzler, der Herr Finanzminiſter, der Herr Staatsrath Scharnweber, der General Graf v. Bennigſen und er (Herr Kohlrauſch) den preußiſchen Staat gerettet.

Empfehlen Sie mich freundſchaftlichſt Hrn. D. Kolbe,

Regis und all' unſern Freunden und bewahren Sie auch im angetretenen Jahre mir ein fortdauerndes Wohlwollen.

Die Anlagen laſſen Sie wohl gütigſt zur Poſt geben.

Stägemann.

p.

Wien, den 1. März 1815.

So ſehr ich es mit Ihnen empfinde, hochverehrter Freund, wie ſehr Sie durch die mir mitgetheilten Verfügungen gekränkt werden, ſo bin ich doch zu dem Schritt nicht anerbötig, Ihren Abſchied jetzt nachzuſuchen. Jetzt, da ſich doch auch die Verhältniſſe der Seehandlung anders und vernünftiger geſtalten müſſen, iſt es doch von ſelbſt zu erwarten, daß Sie mit Rückſicht auf Ihre mehrjährige Verdienſtlichkeit, welche doch nicht verkannt werden kann, in ein für Sie auch perſönlich günſtigeres Verhältniß werden geſtellt werden. Die Verfügungen beruhen mehr auf Unkunde der Sachen, auf der gewohnten Philiſterei, als in der Abſicht, Ihnen eine Kränkung zuzufügen. Ich werde mich mündlich mehr darüber gegen Sie expectoriren. Laſſen Sie auf jeden Fall alle Schritte bis zu unſrer nahen Zurückkunft anſtehen.

Wir werden höchſtens noch drei Wochen hier bleiben, ſo daß wir Ende des Monats, und hoffentlich noch früher, in Berlin ſein werden. Die Kaiſerin von Rußland verläßt Wien in zehn Tagen, und der Kaiſer ſpäteſtens am 20. d. M., an den ſich der König gewiß unmittelbar anſchließen wird.

Ich muß Ihnen nothwendig noch einige Auskunft mittheilen, die ich dem Briefe nicht anvertrauen mag.

Der Herr Finanzminiſter hatte eine Krankheit, die ſehr leicht tödtlich werden konnte. Zwei Tage lang fürchtete der Arzt für ſein Leben. Jetzt iſt er außer aller Gefahr. Der

Herr Staatskanzler iſt wohl, doch haben ihn die Nachrichten aus Berlin über die Senſation, welche der für Preußen abgeſchloſſene Traktat und die Bekanntmachung (aus Hoffmann's *) Feder) gemacht, in dieſen Tagen etwas verſtimmt.

Ich kann nicht läugnen, daß ich die Abtretung Oſtfrieslands, die uns andre Ununterrichtete überraſcht und erſchreckt hat, ſehr ſchmerzhaft empfinde und mir gar nicht zu erklären weiß. Es iſt ein Unſinn zu glauben, daß die Hannoveraner als Landsleute auf den Herrn Staatskanzler eingewirkt haben **). Die Beweggründe müſſen von der dringendſten und unausweichlichſten Art geweſen ſein, ſo daß ſie auch den König ohne Weiteres beſtimmt haben. Hannover aber iſt unſtreitig Preußens größter Feind.

Mit Baiern ſcheint man auch im Reinen zu ſein.

Aus Deutſchland kann nicht viel werden, wie die Sachen jetzt liegen, und wie die Männer, die an dem Werke arbeiten, beſchaffen ſind.

Daß wir die Recognoſcirungen behalten und bezahlen, iſt jetzt entſchieden.

Was macht denn Regis? Grüßen Sie ihn und Herrn Dr. Kolbe freundſchaftlichſt von mir und empfehlen Sie mich in die gütige Erinnerung Ihrer Frau Gemahlin.

Empfangen Sie wohlwollend die Verſicherung meiner Hochachtung und treuſten Ergebenheit. Stägemann.

*) Der Statiſtiker, jetzige wirkl. Geh. Ober.-Reg.-Rath.

**) Dies iſt wohl ein gewichtigeres Urtheil als das, welches der Herr Wolfgang Menzel in ſeinem Geſchreibſel vorbringt und welches Herr v. Hormayr im dritten Bande ſeiner Lebensbilder nachſpricht: ein Mann, dem man vernünftigere Anſichten bis jetzt darüber zugetraut hatte.

9.

Paris, den 23. September 1815.

Verehrter Freund.

Ich bin allerdings auch der Meinung, daß jetzt an dem publicando vom 11. Juli, die weſtphäliſchen Obligationen betreffend, nichts geändert werden könne, auch iſt dieſes die Meinung des Herrn Staatskanzlers. Aber was die Rechtsverhältniſſe vor dem 11. Juli betrifft, ſo iſt es in der That luce clarius, daß in Rückſicht auf diejenigen Gläubiger, die ihre weſtphäliſchen reducirten Obligationen nach der Reduction verkauft haben, das weſtphäliſche Unrecht fortgeſetzt und eine Thorheit hinzugefügt wird.

A. beſaß 1500 Thlr, Weſtphalen nimmt ihm 1000 Thlr. und giebt ihm eine neue Obligation über 500 Thlr. (oder, was gleichgültig, ſtempelt ⅔ ab und ſetzt durch den beigedruckten Reductions-Stempel den Werth auf 500 Thlr. feſt).

A. verkauft dieſe nunmehr 500 Thlr. geltende Obligation an B. für 166⅔ Thlr. Die preußiſche Regierung macht jetzt die Ungerechtigkeit der weſtphäliſchen Regierung gut, und weil dieſe dem A. 1000 Thlr. genommen hat, giebt die preußiſche Regierung dem B. neben den vollen 500 Thlrn. noch die 1000 Thlr. dazu, die ſie dem A. genommen hatte.

So liegt die Sache wirklich.

Ich weiß wohl, daß, nachdem die preußiſche Regierung wieder eingetreten war, die reducirten Obligationen im Werth ſtiegen, und zwar lange vor dem Publicando, daß es alſo möglich und ſogar wahrſcheinlich geweſen, daß B. die Obligation über 500 Thlr. an C. für 800 Thlr. verkauft hat. Allein wer hieß denn den C. auf eine Thorheit (glimpflich benannt) der preußiſchen Regierung ſpeculiren?

Was die preußiſche Regierung in Hinſicht auf die ½ (die 1000 Thlr. des A.) thun würde, konnte immer nur dem A. zu gut kommen und ſchlechthin keinem Andern. Hatte A. ſeine 500 Thlr. ſelbſt für 600, 800 Thlr u. ſ. w. verkauft, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß er die 1000 Thlr. mit verkauft hatte.

Dieſen und ähnliche Fälle konnte das Edikt ſehr leicht modificiren.

Sub fide ſchicke ich Ihnen ein Mémoire, das ich aber noch ausführlicher ausgearbeitet zu den Akten gegeben habe. Sie ſehen indeß daraus, daß ich ſelbſt dahin ſentire, das einmal verübte Unrecht beſtehen zu laſſen.

Die Entſcheidung des Königs iſt noch nicht erfolgt, da er jedoch in dieſen Tagen abreiſt, ſo wird er ſich auch in dieſen Tagen darüber entſcheiden.

Unſre politiſchen Verhältniſſe ſind jetzt in der Lage, daß die Alliirten unter ſich eins ſind. Frankreich ſoll 800 Millionen Francs Kontribution bezahlen, wovon 200 Millionen zum Aufbau von Gränzfeſtungen verwendet werden ſollen (50 Millionen Francs erhalten Preußen und England voraus von den übrigen 600 Millionen). Die Zahlungs-Termine werden auf 7 Jahre (vermuthlich wegen der fetten und reſpective magern Kühe Pharao's) beſtimmt und 150,000 Mann Verbündete bleiben in dieſer Zeit in den franzöſiſchen Feſtungen.

Frankreich wird übrigens Alles herausgeben, was es erſt nach 1792 erworben; da man aber die Enclaven im Elſaß (Mömpelgard u. ſ. w.) nicht brauchen kann, ſo werden dagegen die gegen die niederländiſche und preußiſche Gränze gelegenen Feſtungen (Sarlouis, Givet, Philippeville, Condé, Maubeuge) abgetreten, worüber Preußen (welches zugleich das Saarbrückſche erhält) ſich mit Holland ausgleicht.

Die französische Regierung hat sich noch nicht erklärt. Inzwischen ist das ganze hiesige Ministerium verändert worden.

Einen Fall hat man hierbei vergessen, der alle Berechnungen ändert und die Besetzung der Festungen ganz unnütz macht, nämlich den Ausbruch einer Revolution, wenn wir Frankreich verlassen. Diese ist ganz unausbleiblich, aber auch eine unbegreifliche Verblendung, daß man daran nicht denkt. Der Tag der Abreise der Monarchen ist verschoben. Vale.

Stägemann.

2.

Johann Friedrich Reichardt.

Geb. in Königsberg in Pr. d. 7. Nov. 1752, gest. in Giebichenstein den 27. Juni 1814.

„Mit Reichardt, den erst die Nachwelt groß nennen wird, begann eine ganz andre musikalische Epoche zu Berlin. Der König machte ihn 1775 zum Kapellmeister seines Musikchors und Orchesters; eine höchst wichtige Stelle, wenn man es nicht vergißt, daß er Graun's Nachfolger war! Er bildete sich zu dem großen Posten eines Kapellmeisters durch Selbststudium und Reisen. Das Clavier und die Violine spielte er mit großer Leichtigkeit und bis zur Meisterschaft. Sein Satz ist meisterhaft. Er zieht das Genie der musikalischen Krittelei vor und behauptet: Gedanken des Genies lassen sich nicht immer entziffern, wie es seine Vorgänger verlangten. Anatomirte Schönheit schien ihm ein Unding zu sein. Er stürzte sich in den gährenden Klumpen kalter Theorie, wie Curtius in den Pestpfuhl; nur mit dem Unter-

ſchied, daß ſich die Seuche nicht ganz legte. Er iſt Schriftſteller, Komponiſt und Virtuos. Seine Grundſätze über die verſchiedenen Style der Tonkunſt ſind unverbeſſerlich. Der Geſang geht ihm über Alles, und die deutſche Dichkunſt zieht er allen andern für die Muſik vor. Seine Opern, ſeine Koncerte und Kammerſtücke überhaupt ſind in ſehr ſchönem Style gearbeitet. Unter den muſikaliſchen Schriftſtellern iſt er einer der erſten. Sein Vortrag iſt vortrefflich. In ſeinen muſikaliſchen Reiſen ſowohl, als in ſeinen Briefen ſchwimmen Grundſätze, die der wahre Muſiker mit Sorgfalt herausangeln muß. Sein muſikaliſches Kunſtmagazin iſt voll von großen Bemerkungen, die nur der Dümmling verkennen kann. Er hat einige Geſänge aus der Meſſiade in Muſik geſetzt, die mit dem großen Dichter wetteifert und ein ſicherer Beweis von ſeinem erhabenen Geſchmack iſt; wenn Reichardt ſagt: er kenne keinen größern Dichter als Klopſtock, ſo beweiſt das zur Genüge ſein richtiges Gefühl. Was er vom Choral ſagt und von der Einkleidung des Kirchengeſangs überhaupt, iſt beinahe apoſtoliſch: er iſt hierin mit Recht ein Liebling Lavater's und aller Frommen. Seine vielen Feinde zog er ſich dadurch zu, daß er zu haſtig gegen den Strom ſchwamm und auf einmal der Theorie- und der Modewuth ſteuern wollte; ſicher wird alſo erſt die Nachwelt das Verdienſt dieſes Mannes entſcheiden. Gewiß iſt es aber, daß er mehr will als er durchſetzen kann; er iſt gleichſam ein muſikaliſcher Pietiſt. —

Friedrich der Große ſelbſt vollendet die Rolle des erhabenen muſikaliſchen Schauſpiels in Berlin. Hinter ihm war es Nacht, und vor ihm ging ein Licht auf, in welchem ſich ganz Europa ſonnte und wonnte. So wie er in Allem Schöpfer war, ſo auch in der Tonkunſt. Aeußerſte auf

Grundſätze zurückgeführte Genauigkeit war ſein erſtes Geſetz. Dieſem Geſetz blieb er unwandelbar treu und ließ die modiſchen Erfindungen in der Tonkunſt eben ſo gleichgültig darum ſchwärmen und ſauſen, wie den Schlachtſturm um ſeine Ohren. Er hörte Alles. Die größten Virtuoſen der Welt hatten in Berlin ihr Odeum; er aber urtheilte immer nach ſeinen einmal angenommenen Grundſätzen. Alle Gaukeleien der Tonkünſtler ohne inneres Mark, das heißt, ohne richtig beſtimmte Theorie, — gleiteten an ſeiner Felſenſeele wie Staubregen ab. Er ſelber ſpielte die Flöte als Meiſter, akkompagnirte vortrefflich mit dem Flügel und verſtand den Satz meiſterhaft. Zu vielen der Graun'ſchen Arien hat er die Motive angegeben. Mit einem Wort: Friedrich der Große iſt auch der Schöpfer einer der erſten muſikaliſchen Schulen, ſo wie er der Schöpfer einer der berühmteſten, politiſchen und taktiſchen Schulen der Welt iſt.

Chr. Fr. Dan. Schubart."

E.

Der General-Hoſpital-Direktor

Ludwig von Voß.

(Geb. d. 29. Januar 1775, geſt. d. 5. October 1835.

Siehe 3. Theil Seite 174. 210.

So wenig, wie man, um gesund zu bleiben, mit seiner Lunge die freie Luft scheuen darf, so wenig muß man Herz und Gehirn für die Einwirkungen des freien bürgerlichen Lebens ängstlich bei der Erziehung verbergen, wenn man nicht matte Phantasie-Menschen bilden will.

Ludwig v. Voß.

Univ. Bibl.
München

Ludwig von Voß war am 29. Jan. 1775 zu Duisburg am Rhein geboren und starb den 5. October 1835 in Breslau. Im ersten Bande dieses Werks ist bereits ein Glanzpunkt aus seinem Leben — seine Wirksamkeit als Generaldirektor für das Militair-Lazarethwesen der Alliirten in den Jahren 1813, 14, 15 — ausführlich geschildert worden. Bei der großen Mannichfaltigkeit seiner geistigen Fähigkeiten ist eine Charakteristik dieses seltenen Mannes sehr schwer. Sein Arzt in Breslau meinte: er habe Geist für sechs Körper! Ein Gemäldebild von Voß wird man sich aus einem von ihm selbst geschriebenen Blatte schaffen können; dasselbe mag daher hier folgen. So war er! sich selbst ganz vergessend und opfernd, wo es eine Idee galt. Seine Erfindungen der Extracte und Stoffbereitungen, des Brodbackens und Biers im trockenen Zustande treten gewiß noch einst glanzvoll hervor *): während seines Lebens waren Neid und Mißgunst ihm im Wege; wäre er mehr Egoist gewesen, so würde ihm mehr Anerkennung gefolgt sein. In seinem Buche: „Ahnungen und Lichtblicke" findet man auch Lichtblicke aus seinem eigenen Leben.

Jenes oben erwähnte Blatt ist vom 24. August 1816 und aus einer Zeit, in welcher Voß seine Extracte und

*) Diese wichtigen Abhandlungen mit Hermbstädt's Gutachten werden von D. der Oeffentlichkeit übergeben werden; die nöthigen Vorarbeiten dazu sind beendigt.

Stoffbereitungen im Großen auf Anordnung des Kriegsministeriums durch Versuche festzustellen und durchzukämpfen bemüht war. Er schreibt: „Noch immer arbeite ich von Morgens früh bis Abends spät, und Rudolph *) hilft als ein redlicher Mann und treuer Freund, so daß ich wahrlich immer mehr und mehr erkenne, wie vorzüglich er allen fabrikartigen Geschäften vorzustehen im Stande ist und daß seine Seele so wahr als treu ist. Als Privatmann kann ich hierbei nichts betreiben, wo der Staat die Sache will. Zuerst muß ich die Pflichten als Bürger erfüllen und dem Staat das Vorrecht lassen. Auf meinen eigenen Vortheil kann und darf ich hierbei nicht sehen. Auch kann ich vorher mit dem Könige nicht handeln und mit Keinem. Es ist meiner Natur entgegen — zuerst nach Lohn vor That zu sehen. Dem Staat muß ich daher Zutrauen geben. Mißtrauen entfernt — trennt!

Was mir daraus wird, weiß ich nicht und kann es auch noch nicht absehen. Aber um — bloße Anstellung werde ich es nicht gethan haben. Anstellung (grade als wenn man nicht selbst steht), darum kann nicht die Frage sein. Denn seit 24 Jahren habe ich mich an den Staat gestellt und habe für ihn mich herumgeschossen **), geplagt — und Alles geopfert!

Hat doch z. B. der vormalige Primatische Präfektur-Sekretair bei seinem Vater, Herrn v. Auer, damals Präfekt, dem Feinde gedient, bis wir Alle — vertrieben, und

*) Derselbe wackre Rudolph, welchen wir aus dem ersten Theil Seite 144 haben kennen und hochachten lernen.

**) Voß führte in früheren Kriegen eine Batterie als Artillerie-Offizier.

haben wir uns nicht in ihm und Grafen Solms einen Regierungsrath und einen Ober-Präsidenten erobert? Muß ich nicht mein Vaterland meist durch vormalige Feinde verwaltet sehen? Wie! und ich sollte darben und betteln müssen um Gunst? Wäre dies — dann würde eine Bitterkeit gegen das menschliche Treiben im Staate entstehen, die herber wäre als aller Wermuth. Meine sonstige Ruhe würde in brennendes Feuer ausstrahlen. Dann würde ich spotten und Hohn treiben mit tausend Dingen — die ich noch für etwas halte und worüber ich wenigstens noch gelassen bin!!

Der Idee, mit welcher ich mich beschäftige, um solche zum Besten der Unglücklichen, Armen, der Hospitäler, der Verwundeten und Kranken und tausend anderer braver Leute zu realisiren, habe ich mich ganz hingegeben, mit Gleichgültigkeit gegen mein eigenes Wohl *). Dazu gehört — das weiß ich — keine gemeine und keine kraftlose Seele, und das kann und wird nicht Jeder thun. Durch diese Idee bin ich ja, grade weil ich wieder für das Allgemeine etwas thue, von Anstellung abgehalten worden.

Weil ich also mehr thue, als ich vielleicht zu meinem eignen Besten sollte, stehe ich nun in der Reihe derer, die angestellt sind und werden, vielleicht weiter zurück, als viele elende Kerls, die wir mit der Eroberung unsers Landes erst an uns gezogen haben. Und doch wanke ich nicht, meine Erfindung mit aller möglichen Ruhe und Contenance in's Leben zu stellen.

*) Hier lag das momentane Mißlingen, das Unterdrückenwollen, — die, welche über Voß's Idee und Erfindung zu bestimmen hatten, fühlten anders und hielten Voß für überspannt, für krank!!

So Gott will, wird's gelingen. Bis jetzt ſteht die Sache noch ganz gut. Wenn man es nicht will, dann bleibt's in meiner Hand.

Der Freund zweifelt nur noch an dem Lohn; an der Ehre dabei zweifelt er nicht. Es wäre eine herrliche Sache, wenn ich alle Ochſen behandeln könnte, ſo wohlfeil wie die mir gelieferten. Mit 50 Pfund Holz iſt ſo einer genießbar. Andere Ochſen werden dies nicht, und wenn man auch die Sonne unter ſie legt!"

Aus Briefen
des General-Direktors Dr Ludwig von Voß an Dorow, im Jahr 1816.

a.

Berlin, den 10. März 1816.

Wir ſind alſo im Raum — das Zeichen unſers gemeinen Daſeins — getrennt. Das hat mir ſehr wehe gethan. Aber eben deswegen müſſen wir lebendig erhalten die ſonſt ſo todte Schrift; — und was ſonſt den Tönen und den Augen und dem Händedruck anvertraut wird — damit reitet jetzt ein ordinairer Poſtknecht auf gemeinem Pferde davon, — und der Geiſt iſt jetzt Zoll und Briefporto zu erlegen verdammt. Und wenn ich nun ſchon ſo oft Trennungen und Schmerz der Entfernung erlitt, ſo fühle ich's doch eben ſo neu und erkenne, daß das Herz nie alt werden kann. Darum hoffe ich auch, mein theuerſter Freund, daß wir die Mitgift der heiligen Natur mit uns hinübertragen, die wir mit Herz bezeichnen — denn die bloße Mathematik — die ſelbſt dem Allmächtigen Geſetze vorſchreibt — wenn er nicht ſelbſt das Geſetz wäre, läßt kalt und mag nur den reinen Ver-

ſtand entzücken, dem am Ende dabei iſt, wie wenn wir am heißen Tage zu Paris uns mit Eis abzukühlen verſuchten.

Unſer guter Hertefeld iſt nach ſeinem mehr erkrankten Vater abgereiſt; Dr. Müller und Herr v. Kleiſt habe ich noch nicht wieder bei mir geſehen.

Ich ſtudire jetzt mit ganzer Seele den Mesmerismus. Um ſo mehr hat mich das Alles ergriffen, weil es über meine Erwartungen weit hinüber iſt, und weil ich ſehr Vieles ausgeſprochen finde, was ich durch verſchiedenartige Unterſuchung gefunden und gedacht. Wie viel freier und ungenirter kann ich nun meine Anſichten über das Schickſal der Erde, über den Menſchen und über die Natur mittheilen und ausſprechen, da ich jetzt mehr als je erkenne, daß ich es ausſprechen darf, ohne mich um das verſchiedene Urtheil Anderer zu kümmern. Die Wahrheit behauptet doch ihr Recht. Und wenn die Welt auch nur Nacht wäre, der kleinſte Lichtfunke durchfährt doch die ungeheure Nacht. Nun athme ich von Tag zu Tag freier in Gottes Luft, die Bruſt wird weiter, das Herz ſcheint ſich wieder zu verfeſtigen; ich empfinde, daß mir wieder Geſundheit zu Theil werden wird. Dem Dr. Nereſſ bin ich dafür großen Dank ſchuldig; denn indem ich ihm die Idee verdanke durch Magnetismus hergeſtellt werden zu können, und indem er mich veranlaßte zu dem braven Profeſſor Wolfart zu gehen, habe ich es ihm zuerſt zu verdanken, wenn ich nun wieder einmal friſch gegen eine Hebe hinangehen werde.

b

Berlin, den 21 März 1816.

In meinem dreizehnten Jahre ſtarb am heutigen Tage mein theurer Vater, und wenn ich damals mit heute vergleiche, ſo iſt Heute und Morgen für uns nur der Kurzſichtigkeit wegen da. Lebte er noch, ſo würde ich für Morgen

mit Thränen fürchten, und Thränen fallen, weil die Trennung heute geſchah. Darum wird Alles, was vereinigt iſt getrennt, und Trennung ahnet Vereinigung und in der Vereinigung wird Trennung erzeugt. Wer ſich deſſen nicht klar bewußt bleibt, höhnt oder beweint die Welt, und beides iſt nicht gut.

Mag ich aber doch nicht gern Sie, mein innigſt theurer Freund, mit dem, was Schmerz gebiert, erregen, und doch konnt' ich nicht widerſtehen, als die Todeszahl mich ſchreibend, ſchaurig überfiel. Und ich denke daher auch an die Gefallenen im letzten Kampfe der Freiheit, die ihre großen Hoffnungen ungetrübt mit hinübergetragen, in das Land des Seins, des ausgebreiteten allumfaſſenden Lebens und der Liebe, weil Liebe ſtets da wohnt und lebt, wo die Harmonien walten, und in jenem Leben — Haß und Feindſchaft als rein unnütz — lächerlich, ja ſogar unmöglich wird. Moraliſch ekelhafte Menſchen ſind nichts als verbannte grinſende, ſtinkende Seelen — denn Geſtank iſt auch geiſtig vorhanden und bloße Formen haben auch einen Geruch. Das werde ich einmal zu einer andern Stunde ganz klar beweiſen. Nun muß ich auch, wie ich's empfinde, mich recht herzlich für den Ausdruck Ihrer liebevollen Freundſchaft im treuen Gemüth bedanken, ſo wie ich Ihnen redlich ſage, daß ich mit ganzem Vertrauen und ganzer Seele Ihrer gedenke und nie anders empfinden werde. Allmälig ſchloß ſich gegenſeitig unſer Inneres mehr auf — und wenn Sie erkannt haben, daß mein Gemüth, mein innerer Menſch, ſeiner eigenthümlichen Natur nach nie alt werden, nie veralten kann, dann wiſſen Sie auch, wie ich mit meinem Freunde, in der Muskel jünger oder älter, ſtets nur gleich alt ſein kann und mag.

Das Schreiben des Oberhofprediger Dreidenſtein in Homburg v. d. Höhe lege ich Ihnen bei; er ſpricht offen und herzlich über unſer Inſtitut in Barby, er iſt ein treuer Diener in dem großen herrlichen Tempel des Herrn. Je näher man dieſen Mann kennt, deſto mehr verbürgt er den reichen, feſten Willen beim guten Wollen und Thun. Hierbei wird es klar, daß an v. O. in Frankfurt a. M. geſchrieben werden muß; bei dem Mann iſt nur zu bedenken, daß Lärm auf ihn, bei dem vielen Lärm aus ihm, ihn geneigt machen wird. Bei den vielen Extrablättern an Eken und Pfeiler ward er ſelbſt ein Extra-Mann, beſeilert und beeilt und begeilt!! Die Prediger in Frankfurt a. M. werden uns bei Barby wohl nichts nützen. Spieß iſt mein Vetter — doch möchte er wohl uns nicht viel erſpießen; ſo wenig als der zweite — der ein Frankfurtiſcher Dreizehner — anſtatt Dreiheriger geworden. v. O. hatte blos gegen Dreidenſtein eine Art geiſtlichen Verein bilden wollen, damit das Kleeblatt ſich dem kräftigen Einblatt am Gebirge entgegenſtelle; doch dieſe v. O.-Gemeinde iſt dem Dreidenſtein nicht gewachſen.

c

Berlin, den 29. März 1816.

Die Hoffnung, daß ich Ihnen, mein geliebter Freund, Gutes und Herrliches von unſerm Barby mittheilen könne, iſt noch nicht erfüllt worden. Noch erleidet die Abſicht und der Plan die Schmerzen der Geburt; von Halberſtadt ſcheint man noch nicht entſcheidend zurückgewirkt und dasjenige gethan zu haben, was zur Abzahlung des Kanons für den Dieze erforderlich iſt. Doch gebe ich meine Wünſche und meine Erwartungen nicht auf. Unſer Plan, über das Einzelne und Individuelle erhaben, erfaßt das Ganze, und

wenn auch Manches — nach Naturgeſetzen — verwittert, ſo finden wir doch noch gutes Material. Es iſt eine Zeit von großen Anſtrengungen — matt. Noch liegt Alles im Reconvalescenten-Lazareth, — aber die Ausdünſtungen der Reconvalescenten können leicht neue Krankheiten verbreiten und verbreiten ſie wirklich. Kranke ſind oft weniger gefährlich als Genesende. Zudem iſt reine Geſundheit, wie nach ſattmachendem Mittagsbrod, in ſeinem ſogenannten Ueberſchuß und Ueberfluß, oder vielmehr Anneigung zur Erde — wahre Erden-Klugheit — oder was gleich iſt, himmliſche Dummheit. Ein anderer Troſt aber kommt, daß aus der Kühlung ihres Luftſtroms ſüdwärts ſieht, daß Armuth ſtark macht, und daß unſre Geſchichte uns ſagt, wie wir Preußen ſtets im Unglück groß und geiſtig, und in Armuth edel und kräftig geweſen. Sieg macht nicht klug, und Glück entnimmt den Köpfen die Maßſtäbe zur richtigen Verhältnißſtellung gegen die übrige Welt. Mehr noch fürchte ich unſer Glück, als unſer Unglück. Größeres gebahr die verlorene Univerſitäts-Schlacht — wir kamen als Doktoren von Jena zurück, und unſre bei Lützen, Baugen, Dennewitz, Groß-Beeren und Leipzig aufgeſtellten Lehrſtühle, wo wir unſre Rednerkräfte hallten und unſre Gegner zerſchlugen, haben alle Völker unterrichtet und über ihr Weſen belehrt. Grade nun weil vieles — vieles zu tadeln iſt und mich ſchmerzt, und vieles den Geſetzen der Schwere folgt, das ſich früher himmelwärts entwand; ſo werde ich nun ruhiger, denn vieles geht nun ſchon ſeinen unveränderlichen Gang und muß ſich auslaufen. Aber ſtets und immerdar muß man beim Vaterlande bleiben, denn wenn ich auch in einem andern Lande nie den Menſchen und die Menſchheit vergeſſen würde, ſo muß man doch dem Verein ganz angehören, in dem man

eboren, in dem man erzogen, mit dem man, ſo lange man
thmet, in ſteter Wechſelwirkung geſtanden, und deſſen Wir-
ung und ſeitwärts abgebend fortgeſetzte theilweiſe Geſchichte
an immerhin ſein muß, man mag ſich wenden zu Oſt oder
Weſt, zu Süd oder Nord. Darum würde ich ſtets mit
anzer Seele Preuße ſein und der Idee und dem Ganzen
ngehören, das ſo wunderbar aus den Zeiten der Trübſale
nd wankenden Schickſals als ein Kind des Schickſals hinaus-
egangen und, wenn man nicht den Geiſt begräbt — nie
egraben werden wird. Aber den Geiſt begräbt man nicht;
r weht uns an von den Schlachten des ſiebenjährigen
riegs, er iſt verſtärkt worden durch die im Kampf Ge-
allenen, deren Geiſter das, was jetzt ſtark da ſteht, als ihr
Werk anſehen, dem ſie ihr Leben zum Opfer gegeben. Denn
s ſcheint als würden Staaten, die dem Schickſal dienen,
ehr aus dem Himmel als von der Erde aus bewacht.
Oben waltet und wacht ſchützend das ewige Leben; wir un-
en mit matten Sinnen, blos getriebenem Wollen und
einer Umſicht von wenigen Quadrat-Schritten, erhalten
wahrhaftig nichts, was fallen ſoll, und ſtürzen auch nichts,
was gehoben werden ſoll. Aber gemeine Söldner-Seelen
entweichen den Völkern blos als gemeiner Staub, wenn
ihnen in nichtsſagenden Regenten-Schlachten die Röcke aus-
geklopft werden. Wer ſich bezahlt glaubt, iſt ein ge-
meiner Wicht, er hat ein Tagewerk vollführt und gleicht
dem Tagelöhner und Holzhacker. Aber wer auch glauben
kann, in Verhältniſſen und in allen Dingen, wo nicht blos
Abſchreiberei, elender Zwang und Stundenzahl, als wenn
Einer Buchſtaben abrollt, ſo Staatsgeſchäft, beſteht, Köpfe
bezahlen zu können, als Kohlköpfe und Sauwürſte, der hat
den Geiſt Gottes auch nicht begriffen, der wird ſich einen

Geiſtlich im Sarge mitgeben laſſen, um jenſeits Parade-Seelen zu werden, den Himmels-Thor-Zoll zu bezahlen und gegen Petrus Sturm laufen zu laſſen, wenn er der Gemeinheit nicht gutwillig die Pforten öffnen will. Was kann auch ein Geiſt in jener Oberwelt wohl Gutes zurückwirken, deſſen Körper als Statue und als Schießmaſchine, für täglich ſechs Dreier, oder auch nur im Gedanken bezahlt und be-, vielmehr geächtet, abgelohnt, bei bloßer Tagelohner-Arbeit fiel, der als Körper fiel und nicht als Geiſt, und der mit dem Tode bezahlt werden iſt. Darum ſind die zahlloſen Kriege alter Zeit ſo nichtsſagend und geiſtlos; zehntauſend Körper fallen in Herrſcherkriegen ohne Geiſt und ohne himmliſche Ehre. Ein höherer Menſch zählt hier viel tauſend Stück Vieh. Alſo können und müſſen wir ſchon Großes hoffen und werden erreichen, und wenn auch ſchwere Körper ſich an die Weltſtunden-Uhr hängen, — das ſtumme Schickſal ſchreitet doch unaufhaltſam vorwärts, und keine Macht iſt ſo groß, die das Leben der Unſinnigen über eine gewiſſe naturgeſetzliche Dauer hinaus führen könnte. Nur eine Zeitlang hält man große Welt-Erſcheinungen zurück, blos damit ſich die treibende Kraft noch verſtärke und dann leicht und ſchnell fortfluthe und die Zeit vergeſſen mache, in welcher ſie, ſcheinbar, unterdrückt war.

Und ſo weiter, das heißt wie überall, ich breche ab. Für die mir bisher gemachten Mittheilungen, in denen des Freundes Athem weht, danke ich Ihnen recht herzlich, und ſo Gott will, will ich in Antwort empfinden laſſen, was Sie mir dadurch gewährt. Denn im Geben — liegt das Nehmen! Die größte Liebe und Freundſchaft iſt Vereinigung, nie Trennung. Darum iſt ein Gemüth ohne Liebe ſo matt. Wer nicht liebt — iſt ein Hund! Doch bewahre Gott das

arme Hundegeſchlecht vor ſich unedlem Vergleich. Der Hund iſt treu, nicht um Fraß, ſondern in höherm Lebensverhältniß; ſonſt hätten die reichſten Herren mit den feiſtſten Küchen die meiſten Hunde vom Hundegeſchlecht, da man doch vielmehr an den Fett-Tafeln der Großen nur Hundeferis ſieht. Sie werden nun zwar den Hunden, d. h. den Linnéiſchen, keine beſondere Theilnahme zukommen laſſen, aber den Hundejungens gar nicht, die eigentlich die wahren Beſtien ſind. Der Hund hängt uns treulich an, mit wahrem, innigem, naturgemäßem Inſtinkt; aber die Magenkriecher, Bauch- und Rückenkrümmer und Reverenzmacher ſind blos aus ſogenannter Klugheit niederträchtig, ertragen Fußtritte aus Klugheit und beugen das Haupt vor den Sternen der Stickerinnen, als entſtösse denſelben ein himmliſcher Glanz! Im Parterre, wo die Thiere leben, giebt's keine Teufel, nur die Katze und ihr Geſchlecht iſt der Repräſentant des Satans, der Satan iſt nur beim Menſchen zu Hauſe. Aber nur das Edelſte kann tief ſinken; das Ordinaire iſt und bleibt ordinair. Das weibliche Geſchlecht iſt edler als das männliche und kann daher tiefer fallen (oder weil es tiefer fallen kann).

Doch ich verfalle dabei mit in allerlei Gedanken und wenn ich bisher je Ihnen, wie im Geſpräch ich das zu thun pflegte, überflog, ſo mögen und werden Sie darin nur erkennen, daß ich mich wahrlich nicht am Dintefaß hatte, mit der Gänſefeder zur Hand, ſondern bei Ihnen war. Heute ſchließe ich dieſen Brief und geiſtigen Wegeweiſer, der, wie Alles, was wir zu thun vermögen, blos Deutung, nie die Sache ſelbſt iſt, und ſtrebe gegen den Raum mit meinen Wünſchen an, indem ich Ihnen ſage, daß ich Sie an meine freundſchaftliche Bruſt drücke.

II.

Den 30. März 1816.

Geſtern ſprach ich beim Profeſſor Wolfart den Bruder des Staatskanzlers, den wir in Frankfurt a. M., am ſpäten Abend, bei meiner Kocherei dort geſehen. Der Mann iſt ein innigſt gemüthlicher Mann, und ich kann nicht ſagen, wie ich mich in einer kurzen Unterhaltung zu ihm hingezogen fühlte. Seine Seele iſt wahr, ſo rein, ſo heiter und menſchenfreundlich, ein wahrer Abglanz des göttlichen Bruders, daß ich dafür wirklich keine Worte habe, doch aber rein das ſchöne Seelenbild erfaſſe. Es waren Momente, wie man ſie nicht herbeirufen, nicht herbeizaubern kann, die vielmehr aus dem Anſprechen einer derjenigen Harmonien entſpringen, in denen wir in glücklichen Stunden mit verklingen. Wir ſprachen über Gemüth und das Heilige im Menſchen und über die Liebe zu dem Mitbruder, und ſchön und wohlthuend that ſich der innere Menſch vor mir auf. Er nahm unverkennbar gemüthlich Theil an meinem Schickſal und meiner ſich wieder entwickelnden Geſundheit. „Nur das, ſagte er ſo herzlich, iſt die eigentliche Liebe zu ſeinen Mitbrüdern, wenn man ſelbſt glaubt, daß man mehr Liebe und Freundſchaft gegen ſie habe, als man zurückempfange.“ Der Fürſt läßt ſich jetzt mit ſeinem Bruder, der auch hartbörig iſt, bei Wolfart magnetiſiren; auch ſprach ich die Frau des Staatskanzlers vorgeſtern, wo ſie zum erſtenmal hinkam, um auch das gleiche Mittel zu gebrauchen, da ſie auch auf gleiche Weiſe leidet, wie Sie wiſſen.

Wolfart hat das Glück, mehr noch die Freude gehabt, in ſehr kurzer Zeit das taubſtumme Kind eines braven Mannes ganz und ſo herzuſtellen, daß es ſchon ſehr ſchwere Worte vollkommen nachſprechen kann. O! mein

theuerster Freund! es ist eine wundersame Kraft, die hier waltet. Früher habe ich davon nur geträumt! Aber nun lebe ich in der Sache und habe vieles darin als neue Ansicht aufgefunden. Hierzu kommt noch, daß ich schon früher auf anderm Wege vieles gefunden und daher mich den bloßen Erfahrungen von Magnetismus weniger hingab, als ich vorzüglich nach der höhern theoretischen und innern Anschauung strebte und in meinem eignen Nachdenken und Tiefsinn nur damit umging, zerstückeltes Wissen zu einer einigen Totalität zu vereinigen. Meine Denkkraft hat sich zu einer ganz eigenen Bildung hingewendet. Lachen Sie z. B. nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich es herausfühlen kann, wo einer vor einer halben Stunde auf dem Sopha oder auf einem Stuhl gesessen hat, besonders bei sehr lebendigen Menschen. Ferner, daß ich gestern empfand, daß Einer, der zu Wolfart kam, weit hergekommen und ermüdet war, daß ich das mit meinem ganzen Menschen, durch seine Einwirkung auf mich, bemerkte, und daß ich erkannte, daß er sich vorzüglich Nachmittags mit Zahlen beschäftigt und dadurch angestrengt worden war*). An einer

*) Voß kam eines Morgens früh zu D., als derselbe sich auf Urlaub in Berlin befand; die Aemter waren offen. Kaum war Voß einige Minuten im Zimmer, so rief er aus: „Ich kann hier nicht bleiben, es leidet hier Jemand an den Geschlechtstheilen, ich muß fort," und die beiden Freunde gingen in den Thiergarten. Als D. nach Hause kam und die Sache näher überlegte, die ihm übrigens ein Lächeln abgewonnen hatte, denn er selbst befand sich sehr wohl, hatte auch keinen frühern Besuch gehabt, so befragte er die Wirthin, deren Tochter allein im Zimmer gewesen, um den Kaffee zu bringen. Diese brach in Thränen aus und erwiederte: „Ach Gott, ich bin sehr unglücklich, meine Tochter (17 Jahr alt) hat sich durch Onanie sehr böse Uebel zugezogen." Dies ist leider Exempel für die, welche Voß über sein körperliches Mitgefühl verlachen!

Glaskugel fühlte ich vor 3 Tagen Pole heraus; so seltsam dieses Anfangs schien, so haben sich doch Wolfart und Koreff später ganz davon überzeugt. Die von mir angegebenen Punkte stimmten genau mit dem magnetischen Meridian unserer Erde. — Möchten doch aber alle Tagelöhner von diesem Heiligthum entfernt bleiben! Es kann viel Uebel dadurch auch geschehen. —

Am ersten April wird Einnahme von Paris gefeiert. Die Franzosen wurden hier in den April geschickt. Doch kann man die Sache auch anders nehmen, denn was im Frieden von Paris geschehen, läßt einen ersten April nicht vergessen. In diesem Augenblick kommt die hiesige Kavallerie und Infanterie vom Exerzieren und von der General-Probe; am künftigen Montag wird vor dem Potsdamer Thor das Schauspiel selbst gegeben.

Sie fragen, ob ich Buchholz kenne? es ist ein Stylist und ein ganz eigner Mann; er folgt, das ist unverkennbar! zu sehr den Eindrücken des Zeitgeistes, und seine Wechsel in seinen Schriften sind der Charakter des allgemeinen Wechsels. Und sonderbar, er ist es, was er schreibt, durchaus selbst. Er macht nichts gegen seine Absicht, oder gegen den Geist, der in ihm schreibt. Mit vielem bin ich freilich nicht zufrieden. Doch hat er manchen Werth. Es ist eine fatale Sache, wenn man nothwendig Schriftsteller sein muß. Wegen meiner Person habe ich noch nicht an den Staatskanzler geschrieben, ich habe noch keine Worte dafür. Die Dinte wird in meiner Feder zu Eis, wenn ich für mich selbst sprechen soll, oder ich trete hervor wie zum Kampfe, dann geht's. Ich bitte nur Gott; soll ich das Wort an Menschen schreiben — bei Thal — dann habe ich durchaus dazu keinen Willen. Ringen kann ich mir wohl die

Dinge, nur nicht erbitten; das iſt ſo matt und ſo naſſe, daß mich's ganz warm übergießt und kalt hinterdrein, wie bei Fieberfroſt.

Was ſagen Sie nun zu der Helmine — der Chezy von den Feinden des Frauenvereins in Cöln verfolgt und nach dem Code Napoleon gerichtet? Nämlich wer denunzirt ohne beſtimmten Beweis, wird als derjenige behandelt, der es gethan haben könnte. Jetzt iſt ſie hier, hat ihre Ankunft öffentlich heute in den Zeitungen angezeigt und will ſich Recht verſchaffen. Wovon die Rede geweſen, weiß ich nicht. Aber Vortheile hat ſie nicht geſucht; dieſe konnten ihr daraus nicht entſtehen. Sie iſt ein Opfer der guten Sache und ihrer Unkunde in ſolchen Angelegenheiten. Wer das Lazarethweſen nicht kennt, mag ſich des Urtheils enthalten. Der Beweis wird ſonſt unmöglich gemacht. In die Anzeige hat ſie blos Wilhelmine von Chezy, geb. Freiin von Klenke geſetzt. In der Freiin liegt der Baron, von dem ſie geſchieden, und daß ſie von ihm frei geworden. Wie doch ein guter Kopf verwinklicht werden kann. Ihre Kinder ſind — Franzoſen. Schmalz hat ſeine Gegner gefunden und er ſteht in der Meinung wie der Veranlaſſer aller ſolcher Schriften. Kleiſt*) habe ich nicht wieder bei mir geſehen. Wenn ich ihm auch gut bin, ſo glaube ich doch, ſind wir in Jahren und Allem zu ſehr verſchieden, als daß er ſich bei mir amuſiren kann. Als ich ihm begegnete, wunderte er ſich, daß Sie ſchon nach Dresden wären, und fragte, ob er mich am Abend zur Aſſemblee bei Miniſter v. Schuckmann ſehen würde? Darüber konnte ich ihm kaum vor Lachen antworten und meinte: meine

*) Der nachmalige Königl. Hofjägermeiſter v. Kleiſt Graf Loß.

Assembler wäre in meinen Büchern, meiner Familie und wenn ein Freund mit mir reden wollte. Wenn Kleist lange krank würde und auf sich zurückgedrückt, dann würde viel guter Stoff aus ihm keimen können; so aber fürchte ich, wird er nur sein, was ihn umgiebt. Wenn Sie mir für ihn einen Brief senden wollen, so werde ich ihn sicher abgeben; Sie haben Recht, daß Sie nicht abbrechen, und eben so recht, daß Sie seine ganze Persönlichkeit für höchst anziehend bezeichnen; er hat auch eine große Neigung für Sie. Geheimrath Böttschmann bleibt noch 6 Monate zur Abmachung der Lazareth-Geschäfte in Frankfurt a. M. Was würde man sagen, wenn ich meine Geschäfte, die Krankensachen, nicht schneller vollführt! Graf Selms habe ich hier nicht gesehen. Wozu wäre das gewesen? ich hatte keinen Sinn dazu! Er hat nicht Gutes gewollt mit mir und hat mir auch nicht sagen lassen, daß er da sei!

Glückwünsche ich Ihren Bemühungen für Graf Reisach. Möchte er bald alle Lauge auf seine Feinde gießen können, besonders auf Minister Stein, der keinen Menschen liebt als sich selbst — den alten Baron!

Grüßen Sie den Staatsrath Friese, ich habe ihn lieb; angestrengte Arbeiten haben ihm den Ausdruck des Geschäftsmannes gegeben, aber er ist gerade und gut, und mich freut es, daß Sie ihn auch so erkannt haben.

Niebuhr kann Niemanden ansprechen; er hat verdorbenes Gekröse, verstopfte Nase — und ist ein kritischer Kopf, gleichwie Kratzmaschinen sind. Wenn von Geschichte die Rede ist, so nimmt er sie vor's Messer und schabt daran, wie er vielleicht vernommen hat, daß man das Gehirn am besten mit einem stumpfen Messer zerlegt oder schabt — die scharfen Instrumente schneiden die Gefäße durch und machen,

daß man die Nerven endlich nicht ſieht. Oelſen fürchtet Zwiſchenrede und Zwiſchenverhältniſſe. Bei Schwäche bildet ſich ein gewiſſes Erkennen mancher Umſtände und Wirkungen aus, wie denn Schwäche überhaupt lieber noch unterordnet als Stärke. Unterdeſſen denke ich, hat keiner etwas davon zu reden, wenn von auswärts die Rede iſt — das geht ja über die Gränze hinaus und iſt Privatſache. Es giebt Stellungen, wo man trotzig ſeinen Weg gehen muß, ohne ſich merken zu laſſen, daß man einen Willen hat. That erſetzt allen andern Ausdruck. Darum iſt nicht blos die Frage, was ihm lieb iſt, ſondern was im Verhältniß zu ihm Recht iſt. Das Rechtsverhältniß bindet Sie innerhalb der Verhältniſſe der Gränzen, warum man dort iſt. Alles Andre liegt außer dem Gebiet aller Rückwirkungen, und Sie ſtehen darin ausſchließlich für ſich. Wenn dieſes genau beobachtet wird, dann kann man ſich um die Folgen nicht kümmern. Die Antwort iſt richtig, es giebt bei ſolchen Gelegenheiten ein redevolles Schweigen. Im Uebrigen ehren Sie die Leidenſchaften des Andern und laſſen ſolche für ſich beſtehen, lang, breit, geblaſen und wie Ausdehnung dabei ſtatt finden mag*).

c.

Berlin, den 20. Mai 1816.

Wie ſo unendlich oft vermiſſe ich Sie, mein theuerſter, geliebteſter Freund, und erſehne Sie mir vergeblich. Noch iſt zu meinem Leidweſen wegen Parby und den unheilbar Verwundeten noch nichts Entſcheidendes geſchehen. Auch kommt der Sommer, ich muß an die Reſultate meiner Erfindungen denken und ebenſo auch an meine Geſundheit.

*) Bezieht ſich auf das Verhältniß des Legations-Sekretairs zum Geſandten.

Wegen der Bier-Angelegenheit*), ſo iſt das, was in den letzten Monaten in England geſchehen, gewiß nur Folge der mancherlei Worte, die man in gutem und in kritiſchem Sinn darüber in Paris unter mancherlei Leuten zu Tage gefördert. Daher war es gut und nothwendig, dieſe Erfindung als eine deutſche zu reklamiren. Mit den andern Sachen hoffe ich Mitte Juni zu Ende gekommen zu ſein. Die Vorbereitungen haben mir viele unerwartete Jögerungen und viele vergebliche Bemühungen gemacht und meine Geduld recht hoch getrieben. Wahrlich man muß nur bauen, um in Verdruß zu vergehen; daher bauen ſo viele in ihren Häuſern blos ihr Grab.

Faſt möchte ich die Sache wegen Barby in der Geburt durch Borbſtedt für verdorben erachten, beſonders da er in manchen andern Dingen Gelegenheit zu Seitenblicken gegeben. Es fängt nun an dieſe Angelegenheit mir unangenehm zu werden. Große Einnahmen, ſchöne Zeiten ſind verſchwunden, wir wiſſen nicht, ob man die Idee abbluten laſſen will; auch wiſſen wir nicht, was Borbſtedt Alles ohne unſer Wiſſen geſchrieben haben mag. Wie viel könnten wir über das Alles ſagen! Oder haben Kranke und hat Krankheit nur Gebrechen in ihrer Begleitung, und lacht man den aus, der ſich in Hulfe bei Jammer und Elend und glanzloſem Zuſtand etwas Edles gedacht? Und ich muß nun noch den Zuſtand meiner Natur erleben, daß, wie ich im Gemüth den Reflex alles Jammers in überſchwenglichem Maße Jahrelang empfand, nun endlich auch mein ganzer Menſch in den Zuſtand meines Gemüths auf eine Art mit

*) Bob' Erfindung, Bier als Pulver, alſo im trockenen Zuſtande aufzubewahren.

hineingezogen iſt, wie bisher kein Beiſpiel der Art exiſtirte. Nämlich es hat ſich die wunderſame, unglückſelige Fähigkeit in meinem Menſchen entwickelt, im ruhigſten Zuſtande alle Leiden und Schwächen der Menſchen zu erkennen und ſelbſt die geringſte Faſer, die im Gehirn eines Andern beim Denken in Thätigkeit geſetzt wird. Auf der Straße muß ich den Leuten, beſonders kränklichen, weit aus dem Wege gehen; erkenne beim erſten Eintritt in eine Stube ſogleich was Jedem fehlt und muß daher die Eindrücke anderer Menſchen fliehen, wenn ſolche nicht zu meiner Natur in harmoniſchem Verhältniß ſtehen, um nicht gradezu darin, wie im Mitgefühl und Erkennen der fremden Gebrechen und Schwächen unterzugehen. Da ſtehe ich nun mit meinem überfeinerten und in Ahndung und Sehnſucht zu empfänglich für das platte Leben herausgegangenen Nervenſyſtem, als wäre ich ganz Auge geworden, und weiß nicht, welcher Grad noch höherer Steigerung hierbei errungen werden kann. Mein Zuſtand geht weit über die gewöhnlichen Gränzen der Erſcheinungen der menſchlichen Natur; in dem Augenblick, daß ich im Stande wäre, einen ſtarken Mann auf meine Schultern zu legen, empfinde ich, welche Gefühle z. B. mein Kind hat, das in der Nebenſtube an Nötheln krank darnieder liegt, obſchon die Thüre verſchloſſen iſt und die Wand die gerade Linie zu demſelben durchbricht. Ein Anderer kann mir ſeinen Zuſtand unmöglich ſo genau beſchreiben, als ich ihn kenne, und das im Augenblick. Ein Anderer kennt blos ſeinen Schmerz und ſeine unangenehmen Empfindungen, doch aber die Schwächen und ſeinern Seitenwirkungen nicht, weil Schwäche blos in höchſter Ermattung mit Empfindung verknüpft iſt. Alles das aber erkenne ich klar, und die Schwäche in irgend einem Organ eines andern Körpers kommt mir

klar zum anſchaulichen Erkennen. So erſcheint mir dann die ganze Menſchheit als ein ungeheures Lazareth. Glauben Sie mir, dieſer Zuſtand iſt höchſt intereſſant, und ich mag ihn nicht wegdenken, weil er mir eine gewaltige Fackel über die Welt aufgeſtellt hat, aber es iſt auch entſetzlich, daß er als letztes Reſultat meiner gänzlichen Hingebung für das Leiden meiner Mitbrüder erſcheint und ich dabei als ein in wunderſamen Erſcheinungen übergehendes Opfer. Das ſchmerzt oft tief in der Seele!

f

Berlin, den 21. Mai 1816.

Einen eigenen Brief und eine eigene Nummer will ich einem beſondern Umſtand widmen — nämlich der Spionerie! Mehrere Briefe von Ihnen und an Sie müſſen nicht ganz ſichern Weg gemacht haben*) und ich habe große Vermuthung, daß die Sächſiſche Poſt zu Dresden und der dortige Polizei-Präſident Brandt hierbei hinterliſtig geweſen. Ich ſchreibe dies in klaren Worten aus, weil ich dergleichen Unweſen für infam erachte. Freiheit der Briefe muß herrſchen — Komplotte werden freie Leute nicht ſtiften, Spionerie bringt Gemeinheit und Niederträchtigkeit hervor. Zur Ehre unſres Staates will ich nicht befürchten, daß Briefe bei uns nicht ſicher gehen. Wir haben Alle That genug bewieſen, als daß wir ein paar Worte im Felleiſen zu fürchten haben, oder einen dummen Kerl, der zuſieht, wie unſern Grenadiers die Bärte gewachſen. So wenig ein Kerl wie Napoleon es den Leuten in Preußen hat anſehen können, was in ihnen lag und was daraus werden konnte; ſo wenig

*) In dem Jahre 1832—34 erging es dem D. bei einer Correſpondenz nach Paris in ähnlicher Art. Abſchriften ſeiner und ſeines Freundes Klaproth Briefe wurden bekannt und verſtümmelt gemißbraucht.

kann man es jetzt der Zeit ansehen, was in ihr liegt. Nur derjenige, wer das Fazit voraus machen kann, kann — sehen; wer nur heute sieht, was heute geschieht, ist einfältig. Und wahrhaftig man sieht nicht weit! Man hat Briefe, welche von Förster geschrieben, und Briefe, welche von Ihnen an ihn gegangen, entweder originaliter hier eingesendet, oder in Kopie, indem, wie gesagt, ich nicht glauben will, daß solche Meisterstücke bei uns gemacht werden. Auch sollte dabei vom dicken Müller ein Brief sein, welches nicht recht möglich ist. Existirt aber dessenungeachtet ein Brief von ihm an Sie, welches Jemand hat vermuthen lassen wollen, so ist das ein infamer Brief, aus Rachsucht aus Dresden geschrieben. So führt alle Spionerie zu der höchsten Niederträchtigkeit, zu Verrath und Unwahrheit, Anklage über nicht geschehene Meinungen und Handlungen, Verdacht-Erregung über alle treue, tüchtige Leute und zu dem Zustande, wo Alles nur durch und in dem Satan, der Hölle und der ewigen Lüge besteht. Es ist Vorsicht nöthig, damit kein niederträchtiger Schurke sich in Geheimniß einwickle und Glauben und Vertrauen stören kann, wo von treuestem Sinn, hingebendstem Willen und von einer unendlichen Liebe gegen das Vaterland die Rede sein sollte.

Auch Sie, mein theuerster Freund, mögen auf Reid und seine Wirkungen sehen, wo Sie ihn gewahren, unter welcher Maske es sei.

Wie so unendlich gern trüge ich mich selbst zu Ihnen hin, damit wir uns einander wieder in die Augen sehen und uns sagen könnten, daß wir ewig in treuem Sinn und mit treuem Herzen Freunde sein und bleiben wollen. Für uns wird es auch einmal eine Zeit geben, in welcher wir die Postpferde nicht mehr bedürfen, um einander zu sehen.

Was Sie mir über den Dresdner Katholizismus ſagen, iſt wahr; das Pfaffenthum wird ſich nie vergeſſen. Es iſt ſo entſetzlich, weil es keine Erben hat, als die der Natur abgeſagt haben und Weib und Kind gering ſchätzen.

Viel wird noch in der Welt — nach der Zeit, die ſchlägt. Es iſt ein großes Stürmen im Himmel und auf Erden und in der Erde und in der Ideen-Welt. Wenn eine Stunde ſchlägt, ſo ſchlägt's im ganzen Himmel, im ganzen Univerſum!!! Glauben mag erfordert werden zum Magnetismus, wie der Glaube die Erde mit dem Himmel verbindet! Aber hebt denn unſre Hand ein Gewicht und wirft mit Kraft — ohne Willen? Kann denn irgend etwas ohne Willen, ohne Glauben vollführt werden? Sprechen Sie aber von dem Sohn des ewigen Lichts und fürchten, er möchte mit unſerm Sehen entſchwinden, ſo irren Sie an der Größe des oberſten Meiſters! Bin ich denn darum auch — Er — weil ich fühlen und ſehen kann, wie noch kein Anderer fühlte und ſah in ſolchem Umfange mit offenen Augen und in wachendem Zuſtande! Wir ſehen den Sirius und die Tiefen der Himmel, und die Thiere auf dem Felde ſehen auch hinein. Er, der Heilige, war im menſchlichen Körper inniger den höhern Kräften und höhern Zuſtänden verwandt, darum ſah und wußte er mehr als die Jünger. Wahrlich ein Magnetiſeur iſt noch kein Seher, denn die meiſten Magnetiſeurs ſind bloße Thorhüter und Tagelöhner. Fürchten Sie nichts für den Glauben. Die Hölle ſucht die Harmonien nicht, ſonſt wäre ſie bekehrt.

II.

Berlin, den 25. Mai 1818.

Frau v. Chezy iſt noch hier; das Weib oder vielmehr das Weibliche iſt ganz dahin, es iſt der Mann, und noch

dazu der ewig gehaltene, wie ich ihn nicht in meiner Gesellschaft lange ertragen könnte. Das ist das Ende von aller weiblichen sogenannten Gelehrsamkeit, die sich in Reime, wenn auch gute, ergießt und auch in Aufsätze mancherlei Art, und womit das Weib aufhört zu sein, was sie sein muß. Bei Koreff sah ich sie.

Ich fühle, daß ich Ihnen tief in der Seele werth geworden. Wie denn das Ewige im Menschen unveränderlich ist, und nur wandelbar ist der Käfig, aus dem das Unendliche in den Schein des Endlichen sich bricht, so können Sie fest vertrauen auf meine höchste innere Wahrheit und Unveränderlichkeit. Ein ehrlicher Kerl kann auf den Kopf geschlagen werden und toll werden, aber mit Willen ist nur ein Hundsfott veränderlich.

Adam Müller's*) Aussagen habe ich gelesen. Man spottet darüber im Allgemeinen. Der Mann hat ja keine Gelehrsamkeit und keinen ausgebildeten Verstand. Man begreift nicht, daß beides gewöhnlich nur von der Natur abzieht. Der Bücherstaub erhebt weniger zu den wunderbaren und überirdischen Dingen als der Duft in Wald und Thal. Die meisten Menschen schreiben sich ihre Fühlfäden ab. Der Mann ist merkwürdig. Erkläre man, daß er geträumt — die platte Welt wird nie anders urtheilen. Aber Aehnliches habe ich selbst gehabt und gesehen. Sie erinnern sich wohl noch dessen, was ich Ihnen von meinen Vorfällen im Hospital zu Worms früher erzählt. Aber wie können die gelehrten entarteten Köpfe z. B. begreifen, wie der Kloster-

*) Der Landmann und Prophet Adam Müller aus dem Darmstädtischen.

bruder*) über die Kunſt redet und wie dem Rafael die Madonna vorgekommen und wie dies Bild aus der höhern Welt in ihn hineingeleuchtet. Das habe ich Alles früher nicht ganz begriffen, wohl geglaubt, doch nicht gewußt und erfahren. Aber, Freund, ich habe die himmliſchen Augenblicke in meinem jetzigen Zuſtande genoſſen, ich habe es geſehen, wie das überirdiſche Leben in uns herableuchten und unſer Inneres erhellen kann, wie in der innern Welt wunderſame und unendlich höhere Bildergallerien leben und weben in Lichthauchen und duftenden Farben, worin Alles in einem ſteten Leben und Wechſel, als das Lebendige, einen wunderſamen ſanften Glanz und Schimmer von ſich und in die Seele das Entzücken mit der Sehnſucht wirft, damit und darin fort zu leben und es zu ergreifen mit aller Seelenkraft, als verſchwinde des Daſeins Werth mit deſſen Verluſt. Da habe ich erſt begriffen, wie es in den Köpfen der Mozarte ſingt von oben herab, und wie die Leuchten des tiefen innern geheimen Lebens Gehirne wie die eines Rafaels erhellen, und wie in ſolche Sterbliche nie Neid dringen kann, weil ſie ſelbſt am Urquell des Lebens und des Lichts liegen und in Sehnſucht aufgelöſt ſterben — ohne Neid. Wer das Unendliche ſieht, beneidet die Erdenſöhne nicht. Die gemeine Welt ſchlägt ſich nur mit Worten und Fäuſten in irdiſchen Leidenſchaften — in der bloßen Ahnung des Göttlichen — als um irdiſches Gut; in dieſem Sinn tritt das Gemälde, ſowie das Kunſtwerk überhaupt, als etwas Endliches und Irdiſches auf. Nur wer das Original im Geiſte geſehen, begreift was hier vorgeht. Was muß

*) Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, von Wackenroder.

ſich offenbaren, wenn erſt unſre endliche Hülle bricht und wir wieder vor uns aufgeben ſehen alle die unendlichen Welten im unendlichen Sehen, Fühlen, Denken! Ach! über die platten Worte!

Bisher weiche ich noch allen Geſellſchaften und allen Zuſammenkünften mit andern Perſonen aus. Alle Fehler und Irrungen in Andern zu erkennen, iſt ein entſetzlicher Einnehmer- und Viſitater-Poſten. Man wird mich ſonderbar ſchelten. Das mag man thun. Alle Rede muß ich über mich kommen laſſen — ich werde auch nie darüber zürnen, denn ich begreife ſehr wohl, daß die Leute nicht anders urtheilen können; es iſt auch über alle bisherige Erfahrung hinaus. Ich muß mich hüten, daß ich nicht mich ſelbſt auseinanderlege und auflöſe in meinem Anſchauen und meinen Gefühlen. Nur die Liebe zu den Meinigen führt mich zum Leben zurück und feſſelt mich. Wenn es nicht zu Ihnen geſprochen wäre, ich würde es keinem kalten Erdenkopfe ſagen. Narren — würden von Hypochondrie oder Ueberſpannung reden — weil ſie nicht wiſſen, was Spannung iſt, und die rechte Spannung ihnen nur die rechte Flachheit iſt. Aber mein ganzer Menſch iſt von beiden wohl weit entfernt!

— — — Iſt es einer von den Grundochſen, den Gegnern des Magnetismus? die die Somnambülen in die Augen talpatſchen, um zu ſehen, was in höhern Verhältniſſen vorgeht?! Eben ſolch Thier wie ein Leibarzt —, der Engländer mit der Knute in der Hand, der in dummer Hoffarth die Welt für eine Schindmähre hält — und für ein reitbares Philiſterpferd. Ueber den Magnetismus Böſes ſagen, heißt das Sonnenlicht verläumden, weil es conzentrirt durch Brenngläſer zündet, und die Sonne haſſen, weil wir nicht

lange hineinsehen können, ohne verblendet zu werden! Sollen wir darum in Nacht leben, weil wir mit Licht unsre Wohnungen anzünden können?

h.

Berlin, den 31. Mai 1816.

Heute ist des herrlichsten Menschen Geburtstag — des Fürsten — es ist nur Einer!

Ich lege den Brief des Generals Thielmann wieder bei und danke für die Mittheilung*). So klar sonst auch das Wort in demselben steht, so bin ich doch mit dem Mann noch nicht einig. Noch Vieles finde ich bei ihm aufzuklaren. Sein physiognomischer Ausdruck zeigt viel Zerrissenes im Innern an. Auf mein Gemüth hat er blos als schlauer — egoistischer Kopf gewirkt, der mit großer Selbstheit die Dinge angeschaut und sich selbst oft an der Welt zerrissen hat. Seinem Gemüth fehlt — Klarheit. Sie beurtheilen ihn anders, aber auch er scheint eine große Neigung für Sie zu haben.

Müller hat die Briefe von Strampfer aus München erhalten; wegen der Briefaufmachungsgeschichte scheut er sich, sie Ihnen zurückzusenden.

Förster sagte mir, er habe an Sie geschrieben, Buchhändler Maurer drucke**), auch hätte er Ihnen Aushängebogen gesendet. Doch wünsche der Verleger, daß diese Bogen in keine Gefahr gerathen, damit in fremdem Lande nicht Verbot entstehe vor der Publikation. Ich muß Sie doch aufmerksam machen: ob Sie den Titel bestimmt haben

*) Thielmann's Brief an D. vom 22. März 1816 siehe III. Th. S. 189 dieses Werks.

**) Das durch Baron Hormayr erhaltene Manuskript über den Tyroler und Vorarlberger Krieg. Siehe III. Th. S. 171 dieses Werks

und ob dabei irgend eines Herausgebers oder Anmerkungenmachers und Vorredemachers gedacht werden soll, oder wird, oder nicht. Denn aus nicht ausgesprochenen Worten muß ich fast vermuthen, daß Förster eine Einleitung unter seinem Namen schreibt, — in Beziehung auf Schill, was ganz gewiß verfehlt ist; die Beziehung auf Schill schadet, weil keine Vergleichung dabei ist und sein darf und jedes Faktum für sich bestehen mag; gewiß schreibt Förster eine Einleitung unter seinem Namen und Anmerkungen auch und will sich auch wohl auf dem Titel nennen: das habe ich in ihm gesehen. Fordern Sie daher dringend Mittheilung, damit Sie noch ändern können, ehe es zu spät ist. Förster steht contra Schmalz und dadurch contra Politik der Westen und darum ist die Herausgabe durch ihn vielfach nicht günstig; er will durch dies wichtige Werk seinen Namen in die Welt bringen!

i.

Berlin, den 1. Juni 1816.

Noch immer nicht, mein innigst geliebter Freund, ist über Bardy etwas entschieden. Wahrlich! das ist arg. Es scheint, man will, daß wir nur endlich an uns selbst denken sollen — oder bestehen dort Verhältnisse zu den militairischen Invaliden-Angelegenheiten, daß man die Verblumung der Idee für besser hält?? Ich werde darüber den Staatskanzler morgen sprechen. Auch werde ich dabei an mich einmal denken. Noch immer war es mir nicht möglich und mein Gefühl stets dabei zu wehmüthig erregt. Es scheint, als verlange das Schicksal von gewissen hingebenden Thaten und Willen und Gefühlen — Hingebung bis zur Vernichtung.

Aber von der Seite meines ganzen Menſchen, wo ſich mir ſo vieles Großes und Herrliches dargethan, bin ich ja auch zugleich als eine Schickſals-Warnung grade durch die genaueſte Verbindung und Gegenwirkung zu allen menſchlichen Uebeln, Krankheiten und Schwächen in einen ſtehenden Gegenſatz geſtellt, ſo daß ich die Menſchen mit ganz andern Augen anſehen muß als vorher! Faſt ſcheint es mir dabei, als wenn meine Gefühle ſtets im Steigen begriffen ſind. Sie können gar nicht glauben, wie mir in meinem Erkennen die mancherlei Anſichten der Aerzte, die meiſtens blind ſind, lächerlich vorkommen. Es wird eine glückliche Zeit werden, wenn die Menſchheit von den bisherigen Apothekerkünſten und der medizinischen Kochkunſt befreit ſein wird. Und wir haben es in Händen. Wenn Alles ſo mit mir bleibt, dann muß ich die meiſten Menſchen fliehen, mich ganz der Natur hingeben, dann ſehe ich ein, daß ich für das ganze Leben der Büreaus verloren bin.

Wegen des Biers habe ich auf 15 Jahr ein Patent gefordert. Der Finanz-Miniſter, den ich geſprochen, nahm mich wohlwollend auf, und nach Verſprechen werde ich, was ich gefordert, erhalten. Vielleicht rette ich mich auf dem Wege meiner Erfindung vor gänzlicher Vernichtung.

Die Brieferöffnungsgeſchichte iſt noch nicht erläutert; mir ſcheint irgend eine Niederträchtigkeit im Hintergrunde zu liegen. Ein Falſchbriefſchreiber ſpielt hier in politiſcher Hinterliſt ein Stückchen; daß daſſelbe von Dresden aus vollführt wird, ſcheint mir faſt unzweifelhaft zu ſein! Aus Frankfurt a. M. habe ich Nachricht. Baron von H. ſoll ja über ſich ſelbſt geſtolpert und verrückt ſein, als Lohn des mit Eitelkeit und Hinterliſt vermiſchten Stolzes, vielmehr Hochmuthes!

k

Berlin, den 7. Juni 1816.

Ehe ich den Fürſten geſprochen, hielt ich für nothwendig, mit dem Geheimrath v. Jordan zu reden. Mein ganzes Geſpräch bezog ſich auf das Hoſpital für unheilbar verwundete Krieger und die darauf ſich beziehenden Beſchlüſſe. Immer war mir etwas bei dem Namen Barby, was ich durchaus nicht zu entfernen wußte, und die beigemengten Ideen des Borbſtedt ſchienen mir auch der Sache ſehr ungünſtig, beſonders da man in ſolchen Dingen rein vom Gemüthe ausgehen muß — ohne alle Nebenabſichten und Verhältniſſe. So bewährt ſich nur allein eine gute Sache, die den Staat und die Menſchheit angeht, im Strome der Zeiten. Das ſehen wir an dem halleſchen Waiſenhauſe. Zudem war das, was Dietze in Barby thun wollte, immer erſt auf Ablauf des Erbkanons begründet und ſo wird das Ganze bis hierher verſchleppt. Sehr, ſehr viel iſt dadurch verloren gegangen. Doch ein lichter Strahl ſenkt ſich wieder mit Hoffnungen herab.

Nämlich immerhin war der Anfang mit einer ſo ehrenwerthen, den ganzen Staat angehenden Sache — begründet auf das Schloß — auf Privatabmachung, ohne daß etwas nothwendig vom Staate ausgehend alsdann dafür gethan werden wäre. Darum und um alle Mißverhältniſſe vor wie nach zu vermeiden, hat Herr v. Jordan vorgeſchlagen, das große Kloſter Lenbus in der Nähe der Oder, bei Lietzow, welches im letzten Kriege ſchon als Lazareth gedient, dazu vom Staate herzugeben. Es iſt dieſerhalb bereits an den Oberpräſidenten Merkel geſchrieben worden, um über den jetzigen Zuſtand des Gebäudes Auskunft zu

erhalten. Dieſer Antwort mit Auskunft wird in den nächſten Tagen entgegengeſehen. Und wenn dies erwünſcht ausfallen wird, will der Staatskanzler dem Könige darüber entſcheidenden Vortrag machen. Der König giebt Lokal, Holz und Licht, das Uebrige geht den Verein an. Jeder Krieger erhält nach Umſtänden: gutes Quartier und auch ein Stückchen Land, als Garten zu benutzen. Sind mehrere Lokale erforderlich, dann wird ſich der Antrag erweitern. Auf einmal ſteigt alſo durch den braven, trefflichen Herrn v. Jordan die Sache in's Leben und verſpricht ein herrliches Gedeihen. Noch bleibt dies unter uns. Auch darf man ſelbſt nicht mit guten, freien, Menſchenwohl befördernden Dingen zu ſchnell und vorreif verkommen und auftreten. So iſt alſo, was ganz erwünſcht und höchſt erfreulich, Herr v. Jordan werkthätiger Umbilder und Umſchaffer unſrer erſten Abſicht, und dieſe andere Anſicht und Ausführung — ſein Werk. Darum muß er nun auch in Zukunft Centrum ſein; ſo wird's gehen und ſo werden auch alle Einreden vermieden. Ihnen ſollte ich dies Alles mit ſeinem Gruß mittheilen: er achtet Sie und liebt Sie Ihres regen, thätigen Treibens wegen. Man wird alſo das Lokal von Dietze nicht nehmen und in Barby wird's auch nicht ſein; er kann nun auf andere Art ſich durch That als Theilnehmer beweiſen und das wird er gewiß thun. Darum habe ich noch an ihn geſchrieben, doch kurz und gefällig, nach dem Sinn, wie Sie mir Ihre Meinung darüber mittheilten.

I.

Berlin, den 18. Juni 1818.

Der Fürſt v. Hardenberg geht nach dem Karlsbade und kehrt bald zurück. Nach Gebrauch des Karlsbades wird er wahrſcheinlich das ſtärkende Seebad zu Doberan gebrau-

chen. Wenn man bedenkt, welche ungeheure Laſt von Arbeiten, Anſtrengungen aller Art und Maſſe und Kämpfe der Ideen unſrer Zeit dieſer eine Kopf durchgeführt und durchgeſtritten hat; dann erkennt man, daß das Leben in uns phyſiſchen Zuſammenhang hat, ſonſt müßte es längſt zerfallen. Vor ein paar Tagen aß ich bei ihm — den Tag vor ſeiner Abreiſe. Bei dieſer Gelegenheit ſprach ich den Kanzler Beyme wieder, zugegen waren noch der Gen. Lieut. v. Köckeritz, der ſehr freundlich nach Ihnen fragte, unſer Geſandter v. Hänlein, Oberſt v. Thile, Stägemann und Hoffmann. Vom Staatskanzler wurde ich mit einer tiefen Herzlichkeit aufgenommen. Welch' ein himmliſches Gemüth waltet hier! Nur mit Wehmuth, wie man ſie im ſüßeſten Sinn haben kann, denke ich an ihn. Mögen die Götter ihn beſchützen.

Höher ſteht nun ſchon kein Genuß mehr als der Blick auf die Kornfelder, auf die Wieſen, auf die reinen Menſchengeſichter und in die Himmel hinein. Jahrelang ſah ich blos an den Leiden der Menſchen — in einem eigentlichen Lazareth — doch als ein guter Geiſt, denn ich bin mir nur der edelſten Abſichten, des höchſt menſchlich beſten Wollens und Thuns, der patriotiſchſten Hingebung, der gänzlichen Verläugnung meiner eigenen Wohlfahrt bewußt. Für das Himmliſche, das Moraliſche habe ich geſorgt. Gott wird auch mich nicht verlaſſen, wenn von zeitlichen Dingen und den platten Lebens-Erdſorgen die Rede ſein wird. Mein Inneres iſt lange nicht ſtarr, verfeſtigt und dicht genug, um mit den Außendingen zu ſtreiten und mit den groben Maſſen der Welt und des ganzen weltlichen Treibens; — ich ſchwimme und ſtröme auf eine mir meiſt ſeltſame und unerklärbar vorkommende Art in einer andern Fluth, ich er-

kenne die Nothwendigkeit, daß der grobe ſchwere Körper — Gras und Kräuter und Fleiſch frißt und daß man die Haut mit Pflanzenfaſern und Schafpelz bedecken muß; aber das Alles kommt mir nur ſo nebenbei vor, daß ich daraus nicht auf diese Sachen ſo ſehen kann, wie andere Leute, die ſich hinſtoßen und ſetzen laſſen nach Oſt oder nach Weſt und die in allen Weltgegenden zerſtreut am Maſtkoben ſitzen und, wie man zu ſagen pflegt, leben. Die Gräber liegen mir dazu auf meinem Lebenswege als Maulwurfshügel, über welche man hinwegſchreitet, es ſind Gartenbeete in den groſſen Fluren des Lebens, und was darinnen liegt, ſind abgetragene Häute und Köpfe. Soll man über Gräber weinen, ſo muß man über das Leben lachen und mit dem Daſein ſeinen Spott treiben; ſoll man über Gräber lächeln, ſo kann im Leben nichts mehr betrüben, ſie ſind dann blos Mark- und Gränz-Hügel zwiſchen dem Gemeinen und dem Himmliſchen!

Den 24. fangen die Steff-Verſuche vor der Kommiſſion an.

III.

Berlin, d. 19 Juni 1816.

Man ſagt, dem Görres ſei von Baiern 4000 Fl. Gehalt, Aufenthalt nach Belieben, Cenſurfreiheit und Schreiben eines Blattes angeboten worden. Geſchieht dies, ſo verlieren wir in der öffentlichen Meinung — moraliſch — eine groſſe Schlacht! Sehen Sie, mein innigſt geliebter Freund, da werden unſre Befürchtungen wahr! Denn ſchon früher war die Frage einmal im Geſpräch, was als Gegenſatz ein Montgelas nun wohl beim Verbot des Rheiniſchen Merkurs u. ſ. w. thun werde?

Ueber die Lehre von Mesmer und ſeine Naturanſichten habe ich abermals herrliche, überraſchende, groſſe, neue Anſich-

ten gewonnen, die auch den Beifall des Dr. Wolfart haben, den ich unendlich lieb gewonnen und der ein tiefgediegener, inniger Mensch mit reinem Gemüth ist.

n.

Berlin, d. 28. Juni 1816.

Wie so gern käme ich in der Zwischenzeit, daß Herr v. Oelßen in Karlsbad ist — um den Nebel des Gehirns auszupurgiren, zu Ihnen, aber noch kann ich keinen Tag dazu bestimmen, da ich gestern erst meine Versuche vor der Prüfungs-Kommission angefangen habe. Die Kommission besteht aus Oberst v. Schachtmeyer, Geh. Rath Hermbstädt, Gen. Stabs-Chir. Büttner, außer diesen noch aus dem Regierungsrath Müller, früher in Königsberg, und dann noch zwei Proviantmeistern, Major v. Puttlitz und Kriegskomm. Dabelow. Man bezeigte sich mit meinen Vorbereitungen sehr zufrieden und fand Alles zweckmäßig eingerichtet, das Lokal genau auch in seinen Eintheilungen und Benutzungen, und ich hatte Ursache, mit diesem ersten Besuch auch zufrieden zu sein. Nachdem man sich, nach meinem Vortrag und Erklärung der Sache, von der Einfachheit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit überzeugt, was geschehen, und nachdem ich zum Versuch als Anfang Kartoffeln auf meine Weise zubereitet, die man sehr schmackhaft — obschon jetzt keine guten Kartoffeln mehr existiren, — gefunden, ward beschlossen, nach meinem Antrage, alle Versuche nach und nach durchzugehen, sich von allen Verhältnissen genau zu unterrichten und durchaus nirgends etwas zu übereilen, um demnächst ein entscheidendes Urtheil fallen zu können. So muß die Sache gehen.

Daß man in England die Briefe jetzt auch aufmacht, beweist Englands — näheres Fallen eher als Heben. Man

öffnet Briefe nur, wenn man ſchlechtes Gewiſſen hat und wenn man glaubt, daß man Urſache gegeben, daß etwas Schlechtes von Einem darin ſteht. Das Sprichwort ſagt: Wer lauert an der Wand, hört eigene Schand.

Daß Hr. Förſter ſo ſchlecht Ihr Vertrauen geehrt und ſich ſo bei der Herausgabe des Buchs*) benommen, thut mir leid. Aber ein junger Profeſſor, der gut von Gemüth ſcheint, Geſchichtslehrer iſt, muß mit Gewalt unter die Preſſe. Das iſt eine Art Krankheit, die Buchdruckerpreſſe. Nur wer viel genoſſen hat, wählt; wer nicht unbekannt iſt, nur der hat Scheu vor unvorſichtiger Bekanntmachung und Werdung. Mit Ruhm-Sucht auch Ruhm ſuchen, iſt es ein delikates Ding. Wenn Sie dieſe Förſter'ſche Art und Weiſe öffentlich bekannt machten, ſo würde meine Anſicht gewiß getheilt werden; er hat doppelt Unrecht, da Sie es wahrlich nicht um ihn verdienen: hätte er hierbei Takt bewieſen, ſo würde ihn dieſes literariſche Unternehmen — das Sie ihm echt freundſchaftlich übertragen, — Ruhm gebracht haben; ſo wie er es gemacht, wird es erſt getadelt und dann ſpurlos verſchwinden. Eigentlich begreife ich nicht, warum der Staatskanzler es Ihnen verſagt, das treffliche Werk herauszugeben, welches Hormayr doch durchaus von Ihnen begehrte. Möge bei künftigen Arbeiten Förſter mehr Takt beweiſen! Aber den Takt — den Takt — den Takt!!! wer den nicht behält (Sie haben ſehr recht!), der auf die Naſe fällt. — Grade über den Takt läßt ſich aber keine Auskunft, keine Belehrung geben! Das liegt, das iſt das Weſen der Seele, vielmehr des ganzen innern Menſchen ſelbſt. Das Schickliche, das Anſtändige —

*) Beiträge zur neuern Kriegsgeſchichte von Fr. Förſter. Berlin 1816. 2 Bände.

der Widerſchein der höhern Harmonien iſt Takt! Ein edler Grieche, wie ich mir ihn aus der Blüthenzeit Griechenlands denke, ſtarb, und man trug noch eine Leiche, in der der Tod aus Achtung noch den Ausdruck des Edlen ließ. Wunderſam! von und über Tauſende vernehmen Sie Urtheile, und wunderſam ſelten wird ausgeſprochen, es ſei dieſer oder jener ein edler Mann, ein edler Menſch! Alle Lobſprüche verſchwendet man leicht, aber man ahnet das edle Metall, deſſen Natur es iſt, nicht blos polirt werden zu können und zu glänzen, nicht blos biegſam, nicht ſpröde zu ſein, nicht von jeder Säure angefreſſen zu werden, das nicht täglich geſchabt und geſcheuert werden muß. Das edle Metall, wie der edle Menſch, glänzt wohl, iſt biegſam, nachgiebig und nicht ſpröde, aber es bedarf des Glanzes nicht, behält ſelbſt im matten Schimmer ſeinen Werth, wird durch Säuren des Lebens nicht angegriffen, aufgelöſt und zerſtört, bleibt im Feuer — unwandelbar, verliert darin nichts, ſondern geht daraus nur reiner hervor. Aber die Baſis eines Edlen liegt ſehr tief, nicht beruht ſie auf Anſicht menſchlicher Dinge, nicht auf religiöſer Schwärmerei; er geht nur hervor aus ſtolzloſem Selbſtgefühl, aus ruhiger beſinnungsvoller Anſchauung der Welt und aus dem Erkennen deſſen, was in dieſer Welt einzig ſelbſtſtändig und unveränderlich bleibt. Alles, was den Charakter der ewigen Harmonien an ſich trägt, und die von Gott aus waltenden ewigen Principe — bilden den Edlen aus und leben und wirken in und durch ihn.

n.

Berlin, d. 11. Juli 1818.

Wäre ich nicht ſo ſehr geplagt, brächte ich nicht den ganzen Tag vom frühen Morgen bis ſpäten Abend, mehr-

mals bis gegen 11 Uhr, am ſchleſiſchen Thor in dem Kellerlokal zu, ſo hätte ich nicht ſo lange geſchwiegen. Aber ich rede in Gedanken zu oft mit Ihnen und bin im Geiſte Ihnen zu nahe, als daß mir die Zeit der Sonne in der Thurm-Uhr ſo ſtark auffallend wird.

Geſtern Abend hatten wir hier einen höchſt heftigen Regen und ein ſtarkes Gewitter. Die Saaten haben gelitten. Heute Morgen fand ich im Regenwaſſer, welches ſich in einem reinen Gefäß vom Dache geſammelt, eine große Maſſe ganz durchſichtige, gallertartige Würmer, von ½ bis ¾ Zoll lang und ¾ Linien dick. Dieſe Würmer ſind mit dem Regen herabgefallen. Erklären läßt ſich dieſe Erſcheinung wohl, wenn man nicht bei der Anſicht der Erzeugung im gewöhnlichen Sinn ſtehen bleibt. Es ſind vielleicht augenblickliche Geburten, die auch leicht wieder verſchwinden. Es entſtehen dergleichen Erſcheinungen in dem Fortbilden der Natur. Es ſind ihre Ur-Zeugungskräfte.

Ueberhaupt iſt es ein merkwürdiges Jahr. Napoleon iſt weggebracht, und nun iſt die Natur im Aufruhr wie alle Geiſter. In Napoleon hat dieſes Stürmen der phyſiſchen und moraliſchen Welt nur einen zu harten, ſelbſtſtändigen, ſtarren Ausdruck gefunden. War er etwas weniger ſtarr, er ſtände noch und herrſchte! In Amerika iſt Alles in Gährung, mit Wille, Wort und That, gleichzeitig mit uns im vorigen Jahre. Dort iſt der Kampf gegen Despotismus. Die Schwarzen fingen an. Auch den Schwarzen iſt mehr Licht geworden. Der Despotismus wird in Amerika nicht ſiegen. Erinnern Sie ſich des Zwiegeſprächs zwiſchen dem Staatskanzler und Herrn Hoffmann in Frankreich, von dem Sie mir erzählten?

Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Wohl iſt auch

zu bedenken, daß zwischen den physischen und moralischen Erscheinungen in Leben und Welt eine große Annäherung besteht. Der Erdball gährt und ist in einem gewaltigen Leben begriffen, und was Wunder! daß das Gehirn der Menschen daran Theil nimmt. Gährt doch das Gehirn, wenn man Wein in den Magen gießt!

Ich habe die merkwürdige Erfindung gemacht, die ich auch schon im vorigen Jahre gewollt, nur wegen mangelhaften Geräths nicht ausführen konnte — Brod in Wasserdämpfen zu backen. Das Backen geschieht zweimal schneller, und Holz gebrauche ich so wenig, daß gegen die bisherige Backweise in Rücksicht des geringen Holzbedarfs gar kein Vergleich gemacht werden kann. Dazu gebrauche ich weder Ofen, noch sonst kostbare Verrichtungen. So wird also auch das ganze Bäckerhandwerk revolutionirt. Und wie hohen Werth dies für holzarme Gegenden und überhaupt für alle Länder und Staaten und für das ganze bürgerliche Leben hat, ist ganz außerordentlich. Das Brod wird wohlfeiler, Holz wird erspart und dessen Preis vermindert sich u. s. w. Hermbstädt, der herrliche gute Mensch, hat sich recht über diese Erfindung, als ein redlicher Mann und als mein redlicher Lehrer und Freund, gefreut. Darauf zeigte ich die — That dem Oberst v. Jasky und Staatsrath Westphal und Regierungsrath Müller, die zugegen waren, an, und man war darüber höchst zufrieden. Nun werde ich die Versuche darüber auch weiter fortsetzen, da verändert sich Kommisbäckerei und Kriegsfeldbäckerei. Der Reg. Rath Müller, welcher eine große Stimme in diesen Angelegenheiten — ohne eigentlich etwas davon zu verstehen — zu haben scheint, ist mir unheimlich: ihn freut die Sache nicht; ob Neid, Mißgunst oder welche Gefühle sonst in seinem In-

nern erwacht ſein mögen, weiß ich nicht; bei allen meinen Verſuchen ſteht er wie ein ſchwarzer Schatten mir zur Seite! —

P.

Berlin, d 12 Juli 1816.

In Nr. 17. Ihres Briefes finde ich noch Worte von Ihnen gegen den Magnetismus. Aber glauben Sie, mein geliebteſter Freund, keine Erſcheinung führt uns näher und höher! Geben Sie ſich der Sache hin, dazu gehört vor Allem Mesmer's Natur-Anſicht und Wolfart's Erläuterungen recht vorſichtig zu ſtudiren, das führt auf den rechten Weg. Hierüber möchte ich mich einmal recht ausſprechen; aber ausſprechen, wie wäre das unter uns mehr möglich! So wenig wie die Lebensquelle aufhören kann zu fließen, ſo wenig können wir uns jetzt ausſprechen. Ausſprechen können ſich nur Bekannte und Keimfreundſchaften.

Bei der Handſchrift der Frau von Levetzow, welche ich zurückſende, iſt Ihnen vielleicht ſchon eine weibliche Aehnlichkeit mit der Handſchrift des Grafen Reiſach eingefallen. Es iſt bei dem eigenen Zuſammenhang doch etwas eigen Gebrochenes — Gezwungenes darin. Sentimentalität ſcheint mir dabei vor dem Gemüth zu geben und der Trieb dazu, ſowie Achtung vor Verſtand, das Gemüth im Zaum zu halten. Vielleicht bricht das Gemüth einmal ſtärker hervor — dazu bedarf's einer Gelegenheit, einer Entfernung aller Zweifel. Eine kluge Wittwe iſt nie erfahrungslos. Eine junge Wittwe hat ſtets große Menſchen- und Eheſtands-Erfahrungen. Der Cyklus von Hochzeitsfreudentagen — ſchnell durch die Blumen — Frucht- und Dornenſtücke — zu dem Krankenlager — in den Sarg und in das Grab; dann Erinnerung — dann Verluſt, dann Entbehrung, dann neue

Hoffnungen — Freund! eine Wittwe, eine junge Wittwe iſt ein wunderſames Weſen — das ſtets zwiſchen Erinnerung, Gegenwart und Hoffnungen ſchwankt, in ganz anderm Sinn als ein blos in Frage ſtehendes Mädchen. Und eine Wittwe iſt eine ſchon beantwortete Frage! Daß unter dem Worte „Freundin“ die zickzackigen Striche kommen, ſoll den Liebeslauf in ihrem Innern bedeuten. Die Hand hat auch ſchon viele Briefe geſchrieben, es liegt beſondere Uebung darin; klar ſteht das Einzelne; ſentimentaliſch das Ganze; mit Zutrauen wird geſchloſſen; ſie hofft auf dieſem Weg durch den Kopf zum Herzen zu kommen. Alſo auch Sie hängen der Lavater'ſchen Lehre vom Charakter in den Handſchriften der Menſchen an? Sie haben Recht, auch ich theile die Anſichten des trefflichen Mannes.

Hertefeld war mehrmals bei mir. Er iſt mir ſtets eine freundliche Erſcheinung. Sein Gemüth iſt ſo klar und ſo wahr, daß ich, wie Sie, an ſeiner Wahrheit und an der Wahrheit ſeiner Seele nie zweifeln könnte. Ein reizbarer Körper ſteht dazu mit einem reizbaren Gemüth in einer eignen Wechſelwirkung, ſo daß er nach Glück und nach Vorſicht und Wahl des Lebens ſehr leicht fallen, aber auch eben ſo wahrſcheinlich alt werden kann. Das Schickſal hat ihn gegen die gewöhnlichen Lebensſorgen ſicher geſtellt. Wenn er das Leben ſtets wie jetzt begreifen wird, bleibt er ein freier Mann und bildet fort in Freiheit an ſich und handelt für Menſchen und Recht und Wahrheit in ungebundenem Sinn. Würde er ſich dem Dienſt- und Regierungs-Rad hingeben, dann taumelte Alles in ihm durch- und übereinander, dann iſt er frei und glücklich geweſen, dann wäre er nicht klug! Vielleicht ſehen Sie ihn dort bald, er reiſt nach dem Rhein und nach Holland; er iſt jetzt recht

gesund. Schreiben Sie ihm noch vorher, er hat eine innige, herzliche Liebe für Sie.

9

Berlin, den 19. Juli 1816.

Da erhalte ich eben den anliegenden Brief aus Barby. Der Minister v. Schuckmann hat also, wie Sie daraus ersehen, die Absicht gehabt, in Leubus ein Narren-Irren-Haus anzulegen. Da wären wir ja mit unsern Absichten blos in's Irren-Haus gekommen. Ein spottender höherer Geist — wollte hierdurch den Zeitgeist charakterisiren. Thue was Gutes und ohne Eigennutz! — und du bist im Irr-Thun, auch — Haus. Vielleicht möchten Andere sich über eine solche Zwischenkunft ärgern, bei mir erregte es blos ein Lächeln; aber ich glaube, daß der Satyrikus mich in die Ferien dabei sach. Aber ich glaube auch, daß die Narren jetzt sich bedeutend vermehren, denn die Welt kocht einen Makbethschen Hexen-Kessel und da wird verrückt, wer nicht reines Sinnes ist. Darum nimmt auch der Wahnsinn immer mehr zu; auch ersäufen und ermorden sich hier, über die Massen, seit Jahr und Tag sehr viele Personen beiderlei Geschlechts. Ich vermuthe aber, daß die Narren zunehmen in Narrheit, weil wir keine Zöpfe und Perücken mehr tragen. Der Schädel ist zu frei den Winden ausgesetzt; die Säfte, die sonst in die Zöpfe schossen, treten nun zurück in's Gehirn und werden zu Gedanken. Die neue Welt ist also nicht kopfkrank, sondern zopfkrank. In Kassel hat man darum den eigentlichen Takt und das naturphilosophische Maß. Hat doch alles Vieh einen Schwanz am Rücken und über die Schaam, und wir sollten ohne Zopf, dem Repräsentanten des Thierschwanzes sein!? Aber man schämt sich nicht mehr, ist zu vielwendig und -seitig, als den Kopf steif zu

halten, wie eine Perücke und ein langer Zopf es erfordern. Und weil wir aus allen Formen getreten sind und in nichts mehr Form haben als in den Papieren, braucht das Leben keinen Schwanz mehr, und die Schwänze und die Schwänzeleien sind in die Akten getreten. Wird es mit Leubus noch was werden? Wir können nichts weiter dabei thun. Herr v. Jordan hat die Idee aufgefaßt und hält sie. Würden wir jetzt dabei etwas thun, so würde das Ganze fallen!

I.

Berlin, den 20. Juli 1816.

Hertefeld's Reise kam schneller, er wird jetzt bei Ihnen sein und einige Tage bei Ihnen zugebracht haben. Meine Stoff-Versuche dehnen sich. Major v. Putlitz, Ober-Proviantmeister, ist immer gegenwärtig; er ist ein sehr braver, redlicher Mann und meint es vollkommen gut, erkennt die Nützlichkeit und Anwendbarkeit der Sache; wie man dies auch fast allgemein anerkennt, und auch mit vorzüglich von Hermbstädt und Oberst Jasky. Daß hier und da wohl eine Schiefheit, eine neidische, einläuft von Andern, versteht sich der Natur der Menschenmasse nach von selbst. Doch das thut nichts. Das Proviant-Amt muß Alles zahlen, was ich machen lasse, und bei diesen Anfertigungen nach meinem Dafürhalten bin ich unbeschränkt. Das ärgert Manchen auch wohl. Aber so ist die Welt. Licht ist nicht immer beliebt. Keiner, der moralische und geistige oder physische Unzucht treibt, liebt Licht. Die hellen Leute sind nicht gesucht, das heißt die klaren. Kein Oberer kann dabei Ehre durch Be- und Erleuchtung derselben genießen. Daher liebt man die Halbheiten, denn die Durchschnittsflächen der Körper erscheinen meist größer als die äußere Ansicht.

Ich werde magerer; gern gebe ich das Fett hin, be-

ſonders da der Anſchuß im Unterleib nichts als eine Einwirkung der Neucentrirung der Central-Verwaltung iſt, die Herr Eichhorn ſo pomphaft und poſaunend beſchrieben hat — doch aber wohl nur des Herrn v. Stein wegen. Doch ich bin zufrieden und froh der Worte des Staatskanzlers, die er einem Briefe eigenhändig zufügte: „es iſt ein ehrender Denkſtein im Leben, wenn man wie Sie ſagen kann: ich bin in den Jahren 1813 und 14 General-Lazareth-Direktor in und für Deutſchland geweſen.“ Und er hat wohl Recht! Deutſchland ſtellte ſich alſo zuerſt als Eins — nachdem Oeſterreich die Krone niedergelegt — als Lazareth-Verein dar. Gebe nur Gott, daß wir aus unſerm jetzigen politiſchen Lazareth-Verein — Lazareth-Politik — politiſches Lazareth, als Rekonvalescirte herauskommen mögen. Aber Rekonvalescenten hauchen mehr Gift aus als Kranke, ſtecken daher auch mehr und ſchneller an!!

8.

Berlin, den 25. Juli 1818.

An Koreff habe ich nach Karlsbad einige Worte geſchrieben; er wird, ſo viel man hört, Profeſſor an der hieſigen Univerſität, durch ſeinen höchſten Gönner. Was er Ihnen über Ihren Geſundheitszuſtand ſagen wird und was er Ihnen als Hülfe angeben wird, befolgen Sie ja. Koreff hat einen ſcharfen, tiefen Blick in die herrſchenden Kräfte der menſchlichen Natur, er iſt ein philoſophiſcher Arzt, gegen bethörende Naturphiloſophie — ſo häufig irrende Syſteme und Wortbaue, durch die innere Kenntniß des Magnetismus bewahrt. Andre Aerzte, die den Magnetismus nicht kennen, erſcheinen mir wie blinde Apotheker, die in Büchſen auf gut Glück greifen, um nach den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit zu kuriren, nämlich in wiefern das Verhält-

niß der guten Stoffe zu den Giften und indifferenten Stoffen beſteht. Die ſogenannten Wunderkuren der meiſten Aerzte ſind daher mit Recht ſo zu nennen, denn es ſind wahrlich Wunder, wenn einmal die richtigen Apothekerbuchſen gefaßt worden ſind. Mit Ihrem ſo heftig ſchlagenden Herzen und Ihren reizbaren Nerven müſſen ſie ja ſorgen, daß Sie nicht unrichtige Medizin nehmen.

Daß Görres in Coblenz bleibt, iſt mir lieb. Er hätte allen Ruf verloren; dem Vaterland muß man treu bleiben. Sterben muß man kennen, ehe man dagegen iſt. Die Natur empört ſich dabei, und überall folgt dem Abtrünnigen und dem Feind des Vaterlandes innerer Schmerz — Reue — ein Gefühl von Fluch; denn alle zarten Bande des Lebens ſind damit zerriſſen. Von Montgelas waren die Anträge übrigens höchſt fein angelegt.

Freund Neumann hat wieder die Sache eines Unterdrückten mit Glück vertreten. Mache nur keiner einen Gegenſtand der Ehre und des Ehrgeizes daraus, und es mißlingt nie. Ein Menſch kann des andern Schutzengel ſein. Denn Engel wallen den Guten ſtets zur Seite. Himmel und Erde ſind nicht ſo abgebrochen und getrennt von einander, als wir im Anſchauen der Sinnenwelt uns ſelbſt täuſchend oft vorſtellen. Die Geſchichte der Menſchen erſcheint darum oft ſo planlos, weil wir nicht die höhern Verhältniſſe derſelben überſehen können; denn unſre Geſchichte greift in den Himmel ein und in die Hölle.

I

Berlin, den 15 Auguſt 1818.

Es iſt ein Glück für Sie, ein ſchönes Verhältniß, in welches Sie ſobald getrennt, getreten ſind. Wahrlich ein guter Zufall! daß der Geſandte ſobald auf Urlaub ging; dieſe

Umſtände ſind ſehr günſtig und ein Tag der Trennung und Selbſtſtändigkeit mehr werth, als ein Monat in Verbindung und nachfolgend. Ihre Anſicht, daß für den bürgerlich Geborenen Ihre Stellung nicht ſei, — daß durchaus der Edelmann zur Diplomatik gehöre, theile ich nicht: für jeden Vernünftigen hat das Jahr 1813 uns Alle entweder zu Edelleuten gemacht oder dieſe bürgerlich. Viel Wahres und Treffendes ſoll grade über dieſen Punkt Ihre Freundin, die Gräfin Schlabrendorf, ſagen; als Mann hätte ich gern die Bekanntſchaft derſelben gemacht und Ihren Brief perſönlich abgegeben; gern hätte ich mich an dem treffenden Verſtand gefreut. Nur für das Weſen meiner Frau paßt ein ſolches Sein nicht. Bei dieſem Verſtande fällt mir ein, daß die meiſten einen blos knallenden, wenige einen treffenden Verſtand haben. Das Dekret über Magnetismus erſehne ich. Es iſt der erſte Schritt zum Durchbruch göttlicher Wahrheiten. Dabei erwarte ich aber Verbot gegen jeden Uneingeweihten. — Herrn v. Jordan habe ich nicht geſprochen. Er wird viel zu thun haben. Die Angelegenheit wegen der unheilbar Verwundeten kann er nun nicht mehr fallen laſſen. Doch iſt — Erwarten Klugheit; ſonſt entſtehen Zweifel über den Charakter der Theilnahme.

u.

Berlin, den 13. September 1816.

Welche Freude mir die Nachricht gebracht, daß Sie herkommen, kann ich Ihnen nicht ausſprechen. Da Sie kommen, ſo bleibe ich gewiß in Berlin! — Wann kommt Ihr Geſandter zurück, und welchen Tag werden Sie reiſen?

Was haben wir Alles zu beſprechen!!

Ewig Ihr Voß.

F.

1.

Freifrau Eliſabeth Charlotte Conſtantia von der Recke,

geb. den 20. Mai 1756, geſt. den 13. April 1833.

Siehe 3. Theil Seite 197.

2.

General von Carlowitz,

geb. den 21. Juli 1774, geſt. den 20. Januar 1837.

Siehe 3. Theil Seite 208.

3.

Ludwig Robert,

geb. den 16. December 1779, geſt. 1832.

Siehe 3. Theil Seite 209.

Haltet Wacht! denn Priesterfrevel
Ist unsterblichen Geschlechts.
Und noch heute glimmt der Schwefel
Für die Hexe links und rechts.
Aus versunknen Marterkammern
Warnt uns noch der Unschuld Jammern,
Noch der Märtyrer Gedicht.

v. Stägemann.

1.

Elise von der Recke

an den Kriminalrath Hitzig in Berlin.

Dresden, den 24. December 1822.

Ihr Umgang, hochgeschätzter Herr Kriminalrath, den ich leider nur eine zu kurze Zeit zu genießen das Vergnügen hatte, ließ in meinem kleinen Kreise angenehme Erinnerungen zurück, welchen das Bedauern folgte, daß Sie Karlsbad so bald verlassen mußten.

Unsre Gedanken begleiteten Sie nach Ansbach, wo wir wußten, daß ein wechselseitiges Interesse Ihnen sehr angenehme Stunden verschaffen würde. Bald erhielt ich von Feuerbach einen Brief, der mir sagte, wie sehr Ihr Besuch ihm Geistesgenuß gegeben habe; nur bedauerte er, daß Sie ihm so wenige Stunden geschenkt hätten, er also nicht den Vortheil gehabt habe, Sie ebenso viel sprechen zu hören, als er — durch Ihre an ihn gerichteten Fragen — habe sprechen müssen: — alle Ihre Fragen hätten ihm die Ueberzeugung gegeben, daß ein offenherziger Gedankentausch mit Ihnen wohlthätig auf Sie beide wirken würde.

Ihr interessanter, nur für mich zu schmeichelhafter Brief sagt mir, daß meine Erwartung in Rücksicht Feuerbach's eingetroffen ist; Sie haben diesen — für alles Große und Edle glühenden Freund der Wahrheit richtig aufgefaßt. In der That ist unser Feuerbach eine eben so edle, als seltene Erscheinung: doch unbesorgt können seine Freunde

dies interessante Original nicht lieben; denn die Lebhaftigkeit seiner Gefühle zerrüttet die Gesundheit dieses edlen Lichtfreundes, der — Wahn und Irrthum — für die Zerstörer der Staaten und der Glückseligkeit aller Menschen hält. — Wo Wahn und Irrthum gepflanzt werden, da wird der Saamen eines wuchernden Unkrauts ausgestreut, der nur giftige Früchte tragen kann. Von dieser Wahrheit ist unser Feuerbach und Jeder überzeugt, welcher über das Sinken und Steigen der Staaten nachgedacht und die Weltgeschichte studirt hat. Diese sagt uns: die niedrigen Leidenschaften geistreicher Menschen erfinden Truggewebe, durch welche sie diejenigen in ihren Netzen fangen, die nicht Zeit, nicht Seelenkraft genug haben, um über das Heil ihrer Seele nachzudenken: so erfand denn die Despotie das Mittel, die Hierarchie — durch Glaubenszwang fest zu gründen, indem der Gebrauch der heiligen Vernunft — (die der Geist Gottes ist) in Glaubenssachen untersagt, und die Geheimnisse der Religion gläubig zu verehren, als einziges Mittel zur Seligkeit angepriesen wurde. So schufen schlaue Priester für sich — sowie die christliche Religion vom Staate geschützt wurde, — ein Reich der Welt, in welchem das Reich Gottes unterging, welches Christus durch seine einfach erhabene Tugendlehre hier schon gründen wollte: „zu uns komme dein Reich!“ Das Reich des Lichtes, der Wahrheit und der Tugend! Aber diese beseligenden Lehren des heiligsten Menschenfreundes wurden durch Pfaffentrug so umnebelt, daß Priesterlist eine Inquisition zu gründen, eine Bluthochzeit zu veranlassen wußte, um die heilige Vernunft und den Geist allgemeiner Menschenliebe aus dem Christenthum zu verbannen, welches sie in ein sundhaftes

Papſtthum, durch Sündenablaß, verwandelten. Dieſer Sündenwucher, durch den die Menſchen entmoraliſirt werden, iſt die Stütze des Papſtthums, die Frevel durch Kirchenpomp und Kirchenſatzungen zu begünſtigen weiß. Jetzt leben wir Proteſtanten in einer ſehr kritiſchen Zeit, in welcher dahin gearbeitet wird, daß man uns die durch Blut errungenen Vortheile der Reformation wieder entwinden will. Die lichtſcheuen Geiſter, die nur im Finſtern ihr Weſen treiben, haben faſt alle Fürſten und ihre Miniſter für das Papſtthum und für Glaubenszwang, durch das aufgeſtellte Geſpenſt der geheimen Umtriebe, ſo gewonnen und in Furcht geſetzt, daß ſogar Ihr edler König das heilige Licht der Vernunft, welches Gott den Menſchen gab, um Gutes vom Böſen zu unterſcheiden, nun in ſeinen Staaten dadurch zu erlöſchen ſucht, daß nichts über die Machinationen der Papiſten gedruckt werden darf, wodurch uns Proteſtanten das Miſſionsweſen der römiſchen Kirche entſchleiert werden könnte. Dies — dies, daß auch die preußiſche Regierung ſich durch Oeſterreich hat verleiten laſſen, Maßregeln zu ergreifen, die den Zweck haben, uns in die finſtern Zeiten verfloſſener abergläubiger Jahrhunderte zurückzuführen, verſetzt alle Verehrer des preußiſchen Staates und der trefflichen Nation in tiefen Schmerz und erregt traurige Beſorgniſſe, wenn man ſieht, wie myſtiſche Andächtelei in Berlin und ſelbſt in andern preußiſchen Provinzen um ſich greift! Auf die geheimen Umtriebe der Verfinſterer ſollten die Staatsmänner aufmerkſam ſein; dieſe Umtriebe umnebelten den edlen Geiſt Ihres verſtorbenen Königs*) und wirken jetzt in andern Richtungen fort. Wir gehen durch die Umtriebe der Lichtſcheuen traurigen Zeiten entgegen! -und

*) Friedrich Wilhelm II.

mein Blick in die nächste Zukunft wäre noch trüber, als er iſt, leuchtete nicht in der katholiſchen Kirche ein Mann wie Weiller hervor, der den Muth hat, als Direktor der Schulanſtalten in München eine Rede drucken zu laſſen: „über eine gewöhnlich nicht genug beachtete Form des Unglaubens.“ Unſere ſich zum Aberglauben hinneigenden Proteſtanten ſollten dieſe Rede eines katholiſchen Geiſtlichen beherzigen. In ſo wenig Blättern habe ich noch nie ſo herzeindringend und ſchön die unſeligen Folgen des Aberglaubens dargeſtellt gefunden. Auch wünſchte ich, daß unſere Proteſtanten Weiller's Rede „über die religiöſe Aufgabe unſrer Zeit“ — leſen mögen. Einen ſo hell denkenden katholiſchen Geiſtlichen hat Baiern, und doch können ſich zur proteſtantiſchen Religion öffentlich bekennende Prediger verleiten laſſen, ihren römiſch-katholiſchen König zum oberſten Biſchof ihrer proteſtantiſchen Kirche zu erklären, — ihn, der als katholiſcher König in Glaubensſachen unter dem zu fürchtenden Bannſtrahl des Papſtes ſteht. Iſt da nicht zu fürchten, daß in Baiern auf proteſtantiſchen Kanzeln, gleich dem verſtorbenen Oberhofprediger v. Starck zu Darmſtadt, katholiſche Lehren durch geheime Päpſtler vorgetragen werden?

Um den Geiſt der römiſch-katholiſchen Kirche kennen zu lernen, wie er noch in unſern Tagen die Glaubensfreiheit der Proteſtanten unter einem katholiſchen Monarchen unterdrückt, ſo leſe man „Nachrichten über den jetzigen Zuſtand der Evangeliſchen in Ungarn, von Gregor von Berzowiezz.“ Nicht ſehr groß iſt der Unterſchied, wie die Proteſtanten in Ungarn unter der Regierung ihres chriſtlichen Kaiſers von den Katholiken behandelt werden und wie die Mahomedaniſche Regierung ſich in Friedenszeiten gegen Chriſten beträgt.

Ihr von mir ſo innig verehrter Oncle Friedländer macht mir die Hoffnung, er werde mich ſelbſt im Winter beſuchen. Ein gutes Ruhebette ſoll er in ſeinem Zimmer haben, wenn er nur erſt hier wäre.

Und nun verzeihen Sie mein langes Geſchwätz über einen Gegenſtand, deſſen Gefahr ich kenne!

Ihre Sie hochachtende Dienerin

Eliſa von der Recke.

Was wird Ihr edler König, der treue Verbündete ſeiner Verbündeten, dazu ſagen, wenn er O'Meara's Stimme aus St. Helena hört, daß Kaiſer Franz ſich von Napoleon 1815, während der Kongreß in Wien verſammelt war, in der Stille Italien habe zuſichern laſſen, und ihm dagegen verſprochen habe, ſich von ſeinen Verbündeten zurückzuziehen. —

2.

Karl Adolph von Carlowitz.

General v. Carlowitz ward den 21. Juli 1774 im Erzgebirge geboren und ſtarb in Breslau den 20. Januar 1837. Der Nekrolog dieſes eben ſo liebenswürdigen als durch Geiſt reich begabten Mannes ſteht in der Preußiſchen Staatszeitung vom 21. März 1837; er iſt dunkel und verworren, beſonders was die Begebenheiten des Jahres 1813 betrifft, und es wäre wohl zu wünſchen, daß aus dem reichen ſchriftlichen Nachlaß des ausgezeichneten Generals ein genaues und treffendes Bild von ihm aufgeſtellt würde. Ebenſo fehlt uns bis jetzt ein ſolches von ſeinem Freunde, General v. Thielmann; dieſes iſt um ſo mehr zu bedauern, als

man weiß, daß in würdiger Freundes-Hand ſich wichtig Material zu einer glänzenden Rechtfertigung des Generals v. Thielmann befindet, wodurch jeder Schatten eines Vorwurfs, — beſonders über die Vorfälle in Torgau 1813, glorreich von dem ehrenwerthen Charakter dieſer bedeutenden Perſönlichkeit verbannt werden würde.

Warum mit ſolchen dankenswerthen Arbeiten und Bekanntmachungen zögern? man iſt es den Zeitgenoſſen ſchuldig und darf ſich deshalb nicht durch kleinliche Nebenrückſichten, nicht durch Furcht vor zu machenden Verletzungen nach Rechts und Links leiten laſſen!

Möge dieſer Anlaß und der nun folgende Brief Veranlaſſung werden, daß dieſem eben ſo ernſten als billigen Anfordern Genüge geleiſtet werde.

General v. Carlowitz an Dorow.

Den 20. Auguſt 1816

Geehrteſter Freund!

Entſchuldigen Sie freundſchaftlich das fortwährende Außenbleiben meines Schreibens mit den Schwierigkeiten, die ſich mir in der Behandlung eines Stoffes entgegenſtellen, deſſen praktiſches Feld mir nicht täglich und nah genug vor Augen liegt — wo ich die geheimen Fäden, welche die Wirkungen leiten — weder ihrem innern Werth, noch ihrer feſtern oder lockern Verbindung nach ſelbſt beobachten und gleichſam ausmeſſen kann, — und wo ich daher, anſtatt mit klaren und fundirten Gründen die geheimen Urſachen aus den ſichtbaren Wirkungen entwickeln und die Gegenmittel angeben zu können, mich auf allgemeine Anſichten, — auf Kombinationen, welche ſich theils nur auf Reminiscenzen aus einer frühern Zeit gründen, theils auf Fakta, die

ich nur vom Hörensagen oder aus sehr kurzen, mangelhaften und einseitigen Beobachtungen kenne, — beschränken muß. — Vier angefangene Concepte habe ich bereits zerrissen — und wenn ich glaubte, die einzelnen Data, wie ich sie mir etwa als Hauptobservationspunkte denke, — in eine Art Folgenreihe gebracht zu haben, die eine klare Uebersicht — eine richtige logische Ableitung gewähren sollte, — so stoße ich auf ungeheure Lücken und Dunkelheiten — weil ich jetzt fast nirgends mit eigenen Augen sehen konnte, so daß mir meine Arbeit durchaus hypothetisch und unbrauchbar zu einem praktischen Zweck erscheint; — kommt hierzu noch die Idee, daß ein Mann wie General Gaudi, dessen feiner Beobachtungs-Geist und große Menschenkenntniß im höchsten Credit stehn — selbst an der Quelle sitzt und leicht überall bis auf den Grund seh'n und schöpfen kann, — so gestehe ich Ihnen, daß mir das Unzureichende und Werthlose, das nothwendig in meine Darstellung kommen muß, — allen Muth nimmt, etwas zu Papiere zu bringen. — Bedenke ich dabei noch, daß dieser fleißige Beobachter gewiß nicht unterlassen haben wird, von Zeit zu Zeit Memoirs über die wahre Lage der Dinge — über die Charaktere der handelnden Personen — über ihr wahres und scheinbares Interesse — über die Grade der Leidenschaftlichkeit, ihre wahrscheinliche Ausdauer und über die besten Mittel, jenen Ausbrüchen zur rechten Zeit auszuweichen, oder auch mit Würde und Erfolg zu begegnen, an unsere höchsten Behörden einzusenden — und letztere so mit aller Vollständigkeit und überzeugenden Lebendigkeit, welche allein die fortgesetzte scharfe und analysirende Beobachtung an Ort und Stelle gewähren kann — stets mit der Constellation zu D. in genauer Bekanntschaft zu erhalten, und muß ich gar glauben,

daß vielleicht meine Ideen von jenen des General Gaudi abweichend sein und der Mangel an praktischen Beobachtungen in denselben sich dadurch recht manifestiren könnte, so weiß ich gar nicht, wie ich zum Ziel kommen soll; denn wenn ich z. B. gleich bei den Ansichten über die Gränzberichtigungen zwischen Preußen und Sachsen die Idee aufstellen wollte, daß es für uns in überwiegenden Hinsichten vortheilhafter sein würde — mit Sachsen coûte qui coûte abzuschließen, um von der einen Seite eine großmüthige Generosité zu zeigen, die uns in der öffentlichen Meinung vielfache Zinsen bringen müßte und dem jetzt ewig aufgeregten Mitleid des Auslandes mit Sachsen eine bedeutende Quelle verstopfen würde, — von der andern aber den schiedsrichterlichen Einflüssen Oesterreichs — welche auf diesem Punkte gar nichts taugen, ein schnelles Ende zu machen; — so liegt nothwendig eine Widerlegung der Gaudi'schen Ansichten darinnen — denn, da derselbe gewissermaßen das Heft dieser Sache in den Händen hat und dieselbe mit Genauigkeit und nach strikten Grundsätzen und Erklärungen betreibt, so kann man mit Gewißheit voraussetzen, daß seine Handlungsweise sich auf wohl überdachte, an der Quelle geschöpfte Gründe und auf praktische Versuche und Erfahrungen stütze — und daß er gleichsam mit benannten und erkannten Größen rechnet — indeß ich entfernt vom Objekt nur darüber gleichsam poetisiren kann. —

Und, so bester Freund, zerrinnt mir jede fließende Darstellung der einzelnen Gegenstände unter den Händen — wenn ich erwäge — wie viel nothwendige Contenda mir fehlen, die ich durchaus nicht zu finden oder zu ergänzen weiß — und die ich doch durchaus haben müßte — wenn ich sie als tüchtige Prämissen gleichsam zu Grundsteinen meiner weiter

darauf fort zu bauenden Anſichten und Projekte verwenden wollte. —

Wenn ich daher noch mit etwas zu Stande zu kommen fähig bin, ſo iſt es nur einzig für Sie geſchrieben, weil Sie es wünſchten und mit zu viel Güte einigen Werth darauf legen wollen. —

Gern, ſehr gern würde ich aus dem Ober-Gebirge noch einmal zurückgekehrt ſein, um das Vergnügen zu haben, Sie zu ſehen; allein ich mußte eilen, an den Ort meiner Beſtimmung zurückzukommen, welchem ich von hier aus um 6 Meilen näher bin als von Dresden und der dortigen Gegend. —

Kommen Sie aber doch ja, ich bitte Sie dringend, recht bald zu uns — dort haben wir mehr Muße, unſere Ideen auszutauſchen, und ich halte durchaus weit mehr vom Geſpräch als von allen Abhandlungen — da durchaus das erſtere lebendiger — vielſeitiger — erregender iſt, — indeß die letztern durch das Geſchloſſene — Einſeitigere und Kältere was auch die beſten ihrer Natur nach haben müſſen — mir immer wie verſteinerte Pflanzen erſcheinen, — die eine und dieſelbe Form zwar unveränderlich feſt und unzerſtörbar darſtellen — in welchen aber das Leben untergegangen iſt. —

3.

Ludwig Robert.

a.

Wenn der ein Jud' iſt, der im Mutterleibe
Verdammt ſchon war zu niederm Sklavenſtande,
Der ohne Rechte lebt im Vaterlande,
Dem Pöbel, der mit Koth wirft, eine Scheibe;
Dem gar nichts hilft, was er auch thu' und treibe,

Des Feindes Stirn doch voll bleibt bis am Rande:
Verachtungsvoll und ſchmachvoll und voll Schande?
Dann bin ich Jud' — und weiß auch, daß ich's bleibe.
Und wenn der Chriſt iſt, der ſich ſtreng befleißet
Sein Ehrenkreuz in Demuth zu ertragen
Und die zu lieben, die ihn tödtlich haſſen;
Glaubend, daß Alles, was ſein Herz zerreißet,
Der Herr, um ihn zu prüfen, zugelaſſen?
Dann bin ich Chriſt! das darf ich redlich ſagen.

b.

Drei alte Lügen.

Drei Lügen nenn' ich euch, grundlos ſchlecht,
Die halten im Bunde zuſammen.
Sie nennen ſich Wahrheit, ſie nennen ſich Recht,
Und ſetzen die Welt in Flammen
Dem Menſchen iſt alles Heil geraubt,
So lang' er noch an die drei Lügen glaubt.

Es lügt des Adligen ſchwangeres Weib,
Die da ſpricht zu Bürgerweibern:
Die Frucht iſt edler in meinem Leib,
Als die in euren Leibern! —
Der Herr erſchuf kein begünſtigt Geſchlecht,
Sie lügt, ſie läſtert Natur und Recht.

Und es lügt der Pfaffe mit hölliſcher Liſt
Und predigt die falſche Lehre,
Der da ſagt, wenn die Kirch' in der Welt nicht iſt,
So frag' er, wo ſonſt ſie wäre?
So fragt die Herrſucht voll Trug und Gift.
Er lügt, er läſtert die heilige Schrift.

Und es lügt der Fürſt, der zum Volke ſpricht:
Die Geſetze giebt euch mein Wille.
Ihr müßt ſie befolgen, ſie ſind euch Pflicht,
Wenn gleich ich ſie ſelbſt nicht erfülle.
Und lebte ſein Volk auch thieriſch vergnügt,
Er tödtet den Geiſt, er läſtert, er lügt —

Die drei Lügen, die bleiben grundlos ſchlecht,
Aus wie alter Zeit ſie auch ſtammen.

Nie werden ſie Wahrheit, nie werden ſie Recht,
Die Vernunft wird ſie ewig verdammen.
Dem Menſchen iſt alles Heil geraubt,
Der lang' er noch an der drei Lügen glaubt.

c.

Thema.

Muß ich, Dorow, Dich beſingen?
Ward mir gleich Dein Muß-Gebot,
Doch iſt Muß des Liedes Tod.
Dankbarkeit muß es gelingen.

Variation.

Muß ich dreifach Heldenthaten
Auf des Krieges blut'ger Stätte,
Im Boudoir, im Kabinette,
Den Frobrer, den Soldaten
Und den feinen Diplomaten,
Der geſchickt zu allen Dingen
Schlingen legt, vermeidend Schlingen,
Taube hier und Schlange dort,
Freund und Feind, mit einem Wort:
Muß ich, Dorow, Dich beſingen?

Ja, ich muß verlangtermaßen,
Ich verſprach's und darf nun, leider!
Trug' ich gleich nicht teutſche Kleider,
Doch mit meinem Wort nicht ſpaßen
Als wir jüngſt zuſammenſaßen
Abends bei dem Morgenroth,
Wollteſt Du zu meiner Noth,
Daß ich Dich beſingen ſollte;
Aber nur weil Sie es wollte,
Ward mir gleich Dein Muß-Gebot.

Solchem Muß muß ich mich fügen,
Dieſes Muß muß ich erfüllen,
Solch ein Muß macht Widerwillen
Selbſt zum ſeligſten Vergnügen.
Aber nein! Ich muß nicht lügen:
Ob auch Sie dies hier gebot,

Macht es mir doch doppelt Noth;
Denn hüb' es auch nicht vergebens
Sich zum Lichtziel Deines Lebens,
Doch ist Muß des Liedes Tod.

Und doch preis' ich dieses Muß,
Das so lieblich mich gezwungen.
Nimmer wär' es mir erklungen
Ohne Dich, mein Genius.
Also auf! mein Pegasus!
Mußt Dich zu den Sternen schwingen,
Dorow muß ich dort besingen
Trotz des Müssens harten Nüssen,
Und gelingt's auch nicht dem Müssen,
Dankbarkeit muß es gelingen.

C.

Karl August Graf von Reisach.

Geb. den 15. October 1774.

Siehe 3. Theil Seite 215.

a. **Montgelas** und **Reisach**, 1809—1813.

b **Reisach**, der Verwaltungsrath der hohen Verbündeten und der Minister **vom Stein**, 1813—1814.

c. Der Ober-Amtshauptmann **v. Riesewetter** und die Landes-Aeltesten **v. Gersdorf** und **v. Riesewetter** über **Reisach** und seine Verwaltung der Lausitzen, 1813.

d. Die Minister **Montgelas** und **Stein** schließen Freundschaft, 1814.

e. Die Fürsten **Repnin**, **Wittgenstein**, **Blücher** und **Hardenberg** über **Reisach**, 1814.

„Kann ich auf irgend eine Weise, durch Rath oder That, Ihnen nützlich ſein — iſt vielleicht der gemachte Vorwurf Folge der Feindſchaft eines verworfenen Premierminiſters, der vielmehr an den G — als an die Seite eines Königs gehört: ſo ſprechen Sie vertrauungsvoll zu mir."

Der kaiſ. ruſſ. Staatsrath v. Merian an Graf Reiſach.
Dresden, Januar 1814.

Der Staats-Minister Graf von Montgelas hoffte schon im Jahre 1809 an Graf Reisach einen Gehülfen gefunden zu haben, um seine tyrannischen Bluturtheile vollführen zu helfen, welche zur Beruhigung von Vorarlberg und den angränzenden Kreisen in Baiern dem Minister nöthig schienen. Es erging an Reisach das Reskript:

„Maximilian Joseph u.

Die Beweise der besondern Thätigkeit, des entschlossenen und klugen Benehmens, welche ihr uns seit dem Ausbruch des Krieges in der Verwaltung des euch anvertrauten Kreises gegeben habt, bewegen uns, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo ein großer Theil des Illerkreises durch den aus dem Tyrolischen Kreise verbreiteten Aufruhr mit hingerissen wurde und die Wiederherstellung der Ruhe und Einführung der vorigen Ordnung dringend nothwendig geworden, die für jetzt sehr wichtige Leitung dieses Kreises euch aus besonderm Vertrauen, provisorisch zu übertragen. Wir behalten uns vor, euch über die Behandlung der im Aufruhr befangen gewesenen Unterthanen weitere Instruktionen in Gemäßheit derjenigen zu ertheilen, welche dem nach Inspruck abzuordnenden Hofkommissair vorgeschrieben werden. Inzwischen werdet ihr von selbst jene Vorkehrungen zu treffen nicht verfehlen, welche zur möglichsten Erreichung des Hauptzweckes, der

Wiederherſtellung und Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung die geeignetſten ſind. Wir laſſen euch anbei unverhalten, daß, wenn wir ſchon dem irregeführten und im Taumel oder durch Gewalt mit fortgeriſſenen Haufen gern Verzeihung und Vergeſſenheit des Vergangenen gewähren, doch gleiche Strafloſigkeit den Anführern, Verleitern und durch Verletzung doppelter Pflichten ſtrafbar gewordenen Verbrechern nicht bewilligen können. Da wir das Zutrauen des Volks gegen die Regierung, ſowie die möglichſte Einwirkung dieſer auf das Volk für die Zukunft zu befeſtigen wünſchen, ſo erwarten wir euer Gutachten, in wiefern es räthlich ſei, nach neuerlicher Auflöſung der konſtitutionswidrig errichteten Stände-Verſammlungen eine Art von Volks-Repräſentation nach den Beſtimmungen der Konſtitution mittelſt einer von uns aus den höchſtbeſteuerten Grundbeſitzern zuſammenzuſetzenden Kreis-Deputation ſchon jetzt herzuſtellen. Sowohl hierüber, als überhaupt über die Vorſchläge zur baldmöglichſten gänzlichen Beruhigung jener Gegenden erwarten wir in Balde euren Bericht.

München, den 29. Mai 1809.

Max Joſeph.

Frhr. v. Montgelas."

Ferner:

Der Brief des Königs von Baiern an den König von Würtemberg lautet: „Durchlauchtigſter, Großmächtigſter Fürſt, freundlich lieber Vetter und Bruder! Auf die erhaltene Nachricht, daß Ew. Majeſtät ſich an der Spitze des zur Bedeckung der bedrohten Landes-Gränzen zuſammengezogenen Truppenkorps den Ufern des Bodenſees nähern, habe ich meinen General-Kommiſſair des Lechkreiſes, Grafen von Reiſach,

dem dermalen provisorisch die Leitung des Illerkreises übertragen ist, alsogleich befehligt, sich in Dero Hauptquartier zu begeben und Alles, was das Wohl meiner Unterthanen und der Erfolg der militairischen Operationen erfordern kann, in geeignetem Benehmen mit den betreffenden jenseitigen Behörden zu besorgen. Ich ersuche daher Ew. Majestät, gedachtem meinen General-Kommissair in Allem, was er desfalls Denselben vorzutragen die Ehre haben wird, gnädiges Gehör zu gönnen und ihn zur Beförderung der gegenseitig beabsichtigten Zwecke Ihres geneigten Vertrauens zu würdigen. Derselbe ist von mir besonders beauftragt, Ew. Majestät den erneuerten Ausdruck der freundschaftlichen und hochachtungsvollen Gesinnungen darzubringen, mit welchen ich unveränderlich bin und verbleibe

freundwilliger Vetter und Bruder

Max Joseph.

Frhr. v. Montgelas."

München, den 11. Juli 1809.

Ferner:

„Nachdem gegenwärtig die in Aufstand begriffenen Landgerichte des ehemaligen Vorarlbergs wiederum zum Gehorsam und zur vorigen Ordnung zurückgeführt werden sollen, so wollen wir unserm General-Kommissair Grafen v. Reisach hiermit die nöthige Instruktion, sowie das Amnestie-Patent mit dem Anhang mittheilen, daß von letzterm mehrere gedruckte Exemplare nachgesendet werden sollen. Indem wir unserm General-Kommissair dieses wichtige Geschäft anvertrauen und uns von demselben die eifrigste und wirksamste Besorgung versprechen, tragen wir demselben zugleich auf, sich selbst mit den Truppen nach Vorarlberg zu begeben, und der nöthigen militairischen Maßregeln halber durch-

gebende mit dem königl. französischen Divisions-General und Sekretair Grafen v. Beaumont zu benehmen.

München, den 27. Juli 1809.

Max Joseph.

Frhr. v. Montgelas. Frhr. v. Hompesch."

Der Minister v. Montgelas fand jedoch, daß Graf Reisach nicht folgsamer Henkersknecht sein und die Männer in des Ministers und der Franzosen Hände überliefern wollte, welcher man gern habhaft geworden wäre, — ja es kamen wohl sogar Nachrichten, daß Reisach die Flucht der anti-französischen Tyroler-Vorarlberger-österreichischen Patrioten nicht allein ignorirte, sondern wohl selbst beförderte, wie z. B. des Franz Anton Schneider, kais. öster. Appellationsrath, der Seele, des Anführers im Krieg von 1809; — daher ward die Geschichte mit den entnommenen Geldern aus dem Leihhause in Augsburg heraufbeschworen, und das Appellationsgericht des Illerkreises erhielt im April 1812 durch Montgelas Kabinetsbefehl den Auftrag, die peinliche Spezial-Untersuchung deshalb gegen Reisach einzuleiten. Die Verhältnisse drängten, und Montgelas, zu beschäftigt, um der Untersuchungssache zu folgen, konnte übrigens auch die glücklichen Resultate der Wirksamkeit des Reisach nicht entbehren in dieser kritisch-politischen Lage und wendete sich nochmals im November 1812 mit großem Vertrauen und geheuchelter Hochachtung an denselben, damit die nöthigen Maßregeln zum Besten Napoleons getroffen werden möchten. Der Brief an Reisach lautet: „Die Estafette, welche Ew. Hochgeboren an mich unterm Gestrigen abgeben ließen, habe ich heute erhalten. Die Berichte, welche derselben beigelegt waren, gründen

ſich (nach dem wörtlichen Ausdrucke des Landrichters von Füßen) freilich nur auf Sagen und ſtimmen auch mit jenen Nachrichten, welche mir aus dem Tyrol in Betreff der Konſkription zugekommen ſind, nicht ganz überein, ich habe ſie jedoch ſogleich dem General-Kommiſſair Freiherrn v. Lerchenfeld und zwar vorzüglich aus dem Grunde mitgetheilt, weil ſich Ew. Hochgeboren beklagen, daß derſelbe allen Kommunikationen, welche allerdings in den das öffentliche Wohl und das königliche Intereſſe betreffenden Gegenſtänden erforderlich ſind, ausweiche. Zu wünſchen wäre es, daß die Landrichter die Quellen der ihnen zugekommenen Nachrichten und Sagen beſtimmt angäben, wie z. B. jener von Füßen über die Nachricht, daß die Tyroler bei einem künftigen Aufſtande ihre Beamten nicht mehr entfernen, ſondern vielmehr in ihr Intereſſe ziehen würden.' Ew. Hochgeboren werden hiernach die Berichtgeber zu beſtimmter Anzeige ihrer Quellen auffordern."

„Daß der Kriegsrath v. Tautphäus ſogleich abgeſendet wurde, um die gegen den Aufruf zur Lieferung widerſpänſtigen Immenſtadter zurecht zu bringen, daran iſt ganz recht geſchehen. Nur hätt' ich gewünſcht, daß die vom Landgericht Immenſtadt eingekommene förmliche Weigerung, ſowie die Inſtruktion des abgeſendeten Kriegsraths und die Anzeige der Mittel Ihrem Briefe wären beigelegt geweſen, welche er anzuwenden hat, wenn die Renitenz fortgeſetzt würde."

„Sie ſprechen in Ihrem Schreiben von nöthiger Vollmacht und Inſtruktion der Kreis-Vorſtände. Ausgedehntere Vollmacht, als Denſelben ohnehin ſchon gegeben iſt, und beſtimmtere Inſtruktion im Allgemeinen ſcheinen mir in keinem Falle erforderlich. Der individuelle Fall ſelbſt muß dem

Verſtande das Detail der Inſtruktion an Handen geben. Es iſt Ihnen bekannt, daß es nur einer Anzeige bedarf, um die nöthigen Mittel und Fonds gegen Verrechnung zu erhalten; es iſt Denenſelben ferner bekannt, daß es nur ein Benehmen mit dem Lokal-Militair-Kommando bedarf, um auf der Stelle im Falle der Noth Aſſiſtenz zu finden."

„Ich werde aber dieſes letzteren Punktes wegen noch in beſondere Kommunikation mit dem Kriegs-Miniſterium treten, damit die Militair-Kommandos ausdrücklich angewieſen werden, auf Requiſition des General-Kommiſſairs ſogleich die militairiſche Hülfe zu leiſten."

„Auf dieſe Weiſe, glaube ich, iſt hinlänglich Vorſorge getroffen, daß Sie im eintretenden Falle in keine Verlegenheit kommen können."

„Uebrigens ſind allerdings die Umſtände von der Art, daß ſie die volle Aufmerkſamkeit eines Kreis-Vorſtandes und die behutſame und zugleich energiſche Behandlung aller Vorkommniſſe in Anſpruch nehmen."

„Ich lade alſo Ew. Hochgeboren nicht nur zur ſteten Wachſamkeit über die öffentliche Stimmung und zur Erhaltung der Ordnung ein, ſondern Sie werden auch die Störer derſelben durch geeignete Maßregeln zurecht zu bringen wiſſen. Empfangen Sie anbei die Verſicherung meiner wahren Hochachtung.

München, den 30. November 1812.

Montgelas."

Die Klage wegen der Entnehmung der Gelder aus dem Leihhauſe in Augsburg, — welches ſpäter dem Grafen allein die Verurtheilung zuzog, — war in dieſer Zeit ſtets im Gange geweſen und endete mit Freiſprechung in dem

Dekret vom 1. December 1812, an das Ober-Appellations-Gericht des Illerkreiſes, von Max Joſeph, und vom Juſtiz-Miniſter contraſignirt. Es lautet: „Wir haben Uns über die von Euch mit Bericht und ausführlichem Vortrage Uns vorgelegten Akten, die gegen den General-Kommiſſair des Illerkreiſes, Grafen von Reiſach, wegen ſich zur Laſt gelegt haben ſollender Verbrechen der Unterſchlagung öffentlicher Gelder eingeleitete General-Unterſuchung betreffend, in Unſerm geheimen Rath umſtändlich ſchriftlichen Vortrag ablegen laſſen und einſtimmend mit Eurem Uns vorgelegten Gutachten befunden, daß die gegen gedachten Grafen von Reiſach nach der Aktenlage vorhandenen Thatſachen und Verdacht-Gründe zum Eintritte einer peinlichen Spezial-Unterſuchung nicht zureichend ſeien. Wir haben daher beſchloſſen, daß Graf v. Reiſach dieſes eben erwähnten Verbrechens wegen nicht vor Gericht geſtellt werden ſolle. Indem Wir Euch dieſes eröffnen, ſenden Wir die betreffenden Akten zurück.

München, den 1. December 1812.

Max Joſeph.

Graf Reigersberg."

Von Montgelas liegen auch noch Briefe an Reiſach vom 6. und 8. Januar 1813 vor, worin über den kaiſerlich öſterreichiſchen Rittmeiſter Camichel und über die Vorarlberger gehandelt wird. Es heißt darin: „Der kaiſerlich öſterreichiſche Rittmeiſter Camichel, der nämliche, der im Jahre 1809 die Inſurrektion in Vorarlberg organiſirte und während der Dauer derſelben das Kommando führte, — ſoll ſicheren Nachrichten zufolge ſich in Chur, ſeiner Vaterſtadt, in Urlaub befinden. Da der Beſuch deſſelben allbort

an der Gränze des Illerkreiſes allerdings Aufmerkſamkeit verdient, ſo muß berichtet werden, ob etwa nunmehr aus dem Vorarlberg häufiger Beſuch nach Chur unternommen wird. Es iſt daher auch Aufmerkſamkeit auf den Aufenthalt, die Geſchäfte und die Umgebungen des ꝛc. Camichel zu richten.“ Ferner: „Nach einer gemachten Anzeige der Gränz-Mauthbehörden zeigt ſich bis jetzt keine bedeutende Differenz in dem Beſuche der Vorarlberger nach Chur, oder in das Liechtenſtein'ſche. Jedoch ſcheint das alte gute Einverſtändniß wie vor drei Jahren zwiſchen beiden Nachbarſtaaten zu herrſchen. Allgemein verlautet, daß wegen der nicht günſtigen Armee-Nachrichten die neu ausbrechende Revolution in der Schweiz beginnen würde, die durch die angränzenden Nachbarn getreue Anhänger finden ſollte. Ew. Hochgeboren haben in dieſer Hinſicht Ihre Aufmerkſamkeit zu verdoppeln.“

Da Montgelas ſich jedoch wohl immer mehr überzeugte, daß Reiſach nicht zum Schergen für deutſch-geſinnte Männer zu gebrauchen ſei und derſelbe vielmehr ſolche Männer über die Gränze vor Montgelas' Verfolgung rettete, ſo nahm dieſer nun, als Kabinets-Miniſter, — die Sache mit dem Leihhauſe in Augsburg von Neuem wieder auf — der antifranzöſiſche, deutſchgeſinnte Mann mußte beſeitigt werden! — und erließ im Widerſpruch mit dem Reſkript Max Joſephs und des Juſtiz-Miniſters vom 1. Dezember 1812, nun unter dem 20. Februar 1813, gleichfalls von Max Joſeph unterzeichnet, doch von ihm contraſignirt, Folgendes: „Wir ertheilen dem Grafen Karl Auguſt von Reiſach, nach geendigter Unterſuchung wegen des aus dem Leihhauſe zu Augsburg entnommenen Kapitals, in Folge überwiegender adminiſtrativer Rückſichten,

unter Anwendung der Staats-Dienst-Pragmatik vom 1. Januar 1805, §. §. XI. XII. hiermit die Dimission von seiner Stelle als General-Kommissair des Iller-Kreises; und wollen übrigens der gedachten Leib-Anstalt neben der fortdauernden Anweisung auf den dritten Theil seiner Gehalts-Bezüge, so weit ihm solche noch verbleiben werden, den Regreß an desselben gesammtes übriges Vermögen, gegenwärtig und künftig anfallendes, in so lange ausdrücklich vorbehalten haben, bis Kapital und Zinsen vollkommen abgetragen sein werden. München, den 20. Februar 1813.

Max Joseph

Graf v. Montgelas."

Nach solcher Willkühr und Hintenansetzung aller Justiz- und Rechtspflege hielt sich Graf Reisach nunmehr keinen Augenblick in Baiern persönlich mehr sicher, auch kamen ihm aus München von hoher Hand Warnungen, und so floh er in's Hauptquartier der Alliirten, nachdem er noch mehrere Patrioten glücklich gerettet und über die Grenze geschafft hatte. Graf Reisach wurde namentlich von dem Staats-Minister v. Stein mit offenen Armen empfangen, gehegt und gepflegt; Herr v. Stein erhob einen Jubel über die Ankunft dieses alten Bekannten und Verwandten, daß man hätte glauben können, in Süddeutschland sei eine Schlacht gewonnen. Auf Steins Antrieb erschien nun auch das von Reisach geschriebene Buch: „Baiern unter der Regierung von Montgelas," es sollte als Manifest gegen Montgelas den Armeen voraneilen: die Rückkehr nach Baiern war allerdings dadurch dem Grafen auf ewig versperrt. (S. 2. Theil S. 34.) Am 20. April 1813 erhielt Reisach vom hohen Verwaltungsrath die Verfügung:

„Ew. Hochgeboren ersuchen wir in Gemäßheit der Befugniß, die uns durch die Conventions-Akte über den Verwaltungsrath für das nördliche Deutschland $\frac{23.\ März}{4.\ April}$ zustehen, sich ungesäumt in das Haupt-Quartier des königl. preuß. Generals Herrn v. Blücher, Excellenz zu begeben, um nach genommener Rücksprache, und im Einverständniß mit demselben alle Maasregeln einzuleiten, welche nach der Lage der Verhältnisse nöthig sein dürften, um die Bewaffnung jener Gegenden durch Stellung eigener Bataillons und Organisation einer Landwehr, oder eines Landsturms zu bewirken und eine Regulirung der nach Muster der Verpflegung der verbündeten Truppen, zu leistende baaren Kriegsbeiträge zu Stande zu bringen."

„Dieser Auftrag, wozu des Herrn Generals v. Blücher Excellenz um militairische Hülfleistung in allen nöthigen Fällen ersucht werden, beschränkt sich vorläufig auf die sächsischen Herzogthümer, fürstlich Schwarzburgischen und gräflich Reußische Besitzungen, jedoch mit Ausnahme aller königlich sächsischen Lande."

„Zugleich bevollmächtigen wir Ew. Hochgeboren über die Quoten der zu leistenden Kriegs-Beiträge und über das Maas und die Art und Weise der bewaffneten Mitwirkung mit den in dem bezeichneten Bezirk belegenen Landesherren, oder deren Verwaltungs-Behörden, oder Landständen in Unterhandlung zu treten, und mit denselben bis zu unserer Genehmigung abzuschließen, wozu Ihnen die angeschlossene, jedoch nur zu Ihrer Achtung bestimmte Instruction, zur Richtschnur dienen wird. Dresden, den 20. April 1813.

Verwaltungsrath der verbündeten Mächte für das nördliche Deutschland.

Frhr. v. Stein. v. Schön. Rehdiger."

Instruktion.

„Der Herr Graf von Reisach wird hiermit angewiesen, sich der in dem unterm heutigen Tage ertheilten Kommissorio, enthaltenen Aufträge in der Art zu entledigen, daß Sie sich, sowie es das Vorrücken der Armee und die übrigen Verhältnisse erlauben werden, innerhalb des Ihnen angewiesenen Bezirks, von einem Fürstenthum in das andere begeben, oder auch Deputirte derselben empfangen, um Verhandlungen über die Bewaffnung und Kriegs-Beiträge, entweder bei den Verwaltungsbehörden oder Landständen oder bei den Landesherren selbst anzuknüpfen und bis zu unserer Genehmigung abzuschließen."

„Im Fall hartnäckiger Weigerung ist die Drohung einer Behandlung nach der höchsten Strenge der militairischen Occupation bestimmt auszusprechen."

„Sollte indessen dieser oder jener Fürst vorziehen, zum Zweck der Unterhandlung Abgeordnete unmittelbar hierher an den Verwaltungsrath zu senden, so wird diesem Schritt die Lokal-Verhandlung nachstehen müssen. Wir haben übrigens das Vertrauen zu dem Herrn Grafen von Reisach, daß Sie in allen Fällen mit erwägender Umsicht verfahren, die besonderen Verhältnisse der Fürsten, z. B. diejenigen des Herzogs von Weimar, überall zu achten und zu würdigen wissen und es sich zur Pflicht machen werden, überall im genauesten Einverständniß mit des Herrn Generals v. Blücher Excellenz zu handeln."

„Was die Kriegs-Beiträge und Bewaffnung betrifft, so glauben wir hinsichtlich der letztern ohngefähr auf 100 Tausend Seelen Bevölkerung 2 Bataillons Infanterie zu 800 Mann, uniformirt und bewaffnet, sowie in Ansehung der erstern eine monatliche, zu pränumerirende Rate von 20

bis 24,000 Rthl. verlangen zu können, und wünschen, daß Sie nach diesen Verhältniß-Normen überall Ihre Verhandlungen abmessen, die erste zu erhebende monatliche Rate aber in die Kriegskasse des Armee-Korps des Herrn Generals v. Blücher Excellenz alsbald einzahlen lassen möchten."

„Die Landwehr ist, in soweit Lokal-Verhältnisse nicht Abänderungen nothwendig machen, überall nach dem Muster der preußischen möglichst einzurichten, deren Organisations-Edikt hier beiliegt."

„Noch müssen wir den Herrn Grafen v. Reisach darauf aufmerksam machen, daß Sie Ihre Stipulationen mit den verschiedenen Fürsten und deren Behörden immer mit ausdrücklicher Rücksicht auf die von dem Fürsten Kutusow-Smolensk unterzeichnete Proklamation, und unabbrüchlich der darin von beiden Majestäten ausgesprochenen Absichten einleiten und abschließen werden."

„Da von Altenburg schon Deputirte, die indessen noch nicht mit gehörigen Vollmachten versehen waren, hierher gekommen sind, so dürfte es zweckdienlich sein, Ihre Unterhandlungen dort anfangen zu lassen."

„Von Ihren Unternehmungen und deren Erfolg erwarten wir postäglich Bericht. Dresden den 20. April 1813.

Verwaltungs-Rath der verbündeten Mächte für das nördliche Deutschland.

Freiherr v. Stein. v. Schön. Rehdiger."

Wenn man in dieser Anstellung von Seiten des Herrn vom Stein nicht einen Leichtsinn, — ja es würde eigentlich kein Wort für diese Handlungsweise geben! — voraussetzen will, so muß doch angenommen werden, daß derselbe den Grafen v. Reisach nicht allein in Beziehung des Charakters,

der Rechtlichkeit, der Zuverlässigkeit, sondern auch sein groſses Talent im Geschäftsleben genau gekannt haben muſs! Diese Handlungsweise des Staats-Ministers bildet mit seinem nachherigen Befehl zur Auslieferung dieses Mannes, als Herr v. Stein sich mit Montgelas in Frankfurt a. M. ausgesöhnt hatte, einen schaudervollen Kontraſt! Den 23. December 1813 schrieb der Minister v. Stein noch an Baiern: „Eine Reklamation des Grafen Reisach läſst sich aus völkerrechtlichem Herkommen um so weniger ableiten, als derselbe nicht wie ein bloſser Fremder, und in keiner andern Beziehung, als welche der Aufenthalt giebt, sondern wie ein durch das General-Komissariat der Lausitz in bestimmten Pflichten zu den hohen verbündeten Mächten stehender Beamter zu betrachten ist.“

Und im März 1814 schrieb Stein an dasselbe Gouvernement, dem er die Auslieferung des Grafen um so weniger vorenthalten wollte, als „der dem Grafen ertheilte Auftrag längst zurückgenommen sei, welches um so leichter geschehen konnte, da er nicht in wirklichen Diensten stand.“

Wie ist ein solches Verfahren zu nennen?

Die ersten Ansichten des Herrn vom Stein waren gewiſs die richtigen! er hatte sich in seinem Freunde Reisach nicht geirrt, derselbe erfüllte ebenso strenge, als auch milde die Obliegenheiten seiner wichtigen Stellung. Eine Unzahl vorliegender Briefe von Fürst Blücher, Fürst Repnin, Merian, Ribbentrop, Cancrin, Ernst Moriz Arndt, General von Thielmann, Graf Lottum, Rosen, Bein u. s. w. bezeugen die auſserordentlichen Resultate, welche durch Graf Reisach's Verwaltung der Lausitz erzielt worden sind. Andrerseits sprechen die Briefe

der alten ſächſiſchen Staatsmänner und der Behörden in den Lauſitzen den innigen Dank und die große Anerkennung aus, über des Grafen Wilde, — ja ſie ſchreiben ihm die Rettung der Markgrafthümer vom gänzlichen Verderben zu. Die ſtrengſten Befehle, Erhebung von Kontributionen, von Blücher und dem Verwaltungsrath führte der Graf Reiſach zwar aus; — doch die Art und Weiſe, die Gerechtigkeit und vorzüglich der Takt, womit ſolches geſchah, machten allein die Erreichung der gewaltigen Forderungen möglich und erwarben dem Grafen dennoch den Dank der Provinzen! Wie es in den Lauſitzen ausſah, was dennoch geſchafft werden mußte, und wie die Provinz den Grafen beurtheilte, mögen folgende Dokumente beurkunden.

a.

Der Oberamtshauptmann v. Rieſewetter in Bautzen an den Grafen v. Reiſach.

Bautzen, den 19. Mai 1813.

Ew. Hochgeboren werden erlauben, daß ich die Lage der Oberlauſitz, inſoweit ſolche von ruſſiſch-kaiſerlichen und königlich preußiſchen Truppen beſetzt iſt, der Wahrheit gemäß darſtelle.

Die Dörfer in dieſen Gegenden ſind bis auf wenige Ausnahmen ausgeplündert. Das Zugvieh befindet ſich zu Beſtreitung der Transportfuhren bei der Armee; die Kühe ſind zum Theil geſchlachtet, zum Theil in Heerden in der Nähe der Truppen aufgeſtellt. An Schafen und anderm wirthſchaftlichen Viehe ſind nur noch wenige Ueberreſte vorhanden. Die Winterſaaten werden abgemähet und dienen alsdann mit den bereits aufgegangenen Sommerſaaten zur Weide der den Armeen folgenden Viehheerden oder der

Dienstpferde. Die Einwohner sind theils wegen Mangel an Lebensmitteln, theils aus Furcht vor Schlagen, die man ihnen sehr reichlich zutheilt, entflohen und betteln, dem Vernehmen nach, in benachbarten Ländern.

In hiesiger Stadt fehlt es an Kern, Mehl, Fourage, Bier und Holz. Die Mühlen stehen durchgängig still. An die Herbeischaffung von dergleichen Naturalien ist nicht zu denken, weil sie unterwegs weggenommen werden und dermalen kein Zugvieh vorhanden ist.

Da die öffentlichen Kassen durch ihre Ablieferung soweit ausgeleert sind, daß man den angestellten Beamten ihre Besoldung nicht bezahlen kann; da ferner die Kaufleute ansehnliche Lieferungen an Tuch, Leinwand und anderen Militair-Requisiten haben bestreiten müssen; und da die Anzahl der geplünderten Häuser sich immer vermehrt, ohne in den Einquartirungs- und Verpflegungslasten einige Minderung zu veranlassen; so werden zugleich alle Hülfsquellen für die Zukunft abgeschnitten.

Daß bei der Ausleerung der Magazine viel Unordnung obgewaltet hat, beweiset die große Quantität von Mehl, Hafer, Heu und Stroh, die auf dem Markte und den Gassen umher liegt und von den Pferden, die zuweilen in der Stadt aufgestellt worden, in die Düngerstätten zertreten sind.

Die hiesigen Kommandanten haben Plünderungen körperlich bestrafen lassen, mißbilligen die Unordnungen, scheinen aber solche nicht hindern zu können. Da aber Ihro Majestät, der Kaiser, ganz außerordentlich gnädige Gesinnungen gegen jeden Allerhöchstdenenselben vorgestellten Einwohner des Landes geäußert haben, so hege ich noch immer die Hoffnung, daß Ein Hoher Verwaltungsrath diesen furchterlichen Uebeln Einhalt thun werde.

Betrachtet man die Oberlauſitz als eine an Schleſien anſtoßende Provinz, ſo kann es den königlich preußiſchen Behörden nicht gleichgültig ſein, wenn in jener eine Hungersnoth entſteht, die zur Verzweiflung, zu epidemiſchen peſtartigen Krankheiten und zur Bildung von Räuberbanden Veranlaſſung giebt und dadurch den benachbarten Ländern gefährlich wird.

Betrachten aber die verbündeten Mächte die Lauſitz als ein erobertes Land, ſo dürfte das Intereſſe für die Erhaltung derſelben noch ungleich größer ſein.

Ew. Hochgeboren bitte ich dieſe höchſt gefährliche Lage der Oberlauſitz zu beherzigen und Remedur zu verſchaffen, ohne Vorſchläge beizufügen, weil dieſe anmaßlich ſcheinen möchten.

Für mein eignes Intereſſe ſpreche ich nicht. Ich bin lange Jahre ein Zeuge des Glücks geweſen, welches mein Vaterland genoſſen hat. Auch in unglücklichen Zeiten werde ich ſtandhaft aushalten und erwarten, ob es mir beſchieden iſt, ein Opfer derſelben zu werden.

Mit unwandelbarer Hochachtung bin ich zeitlebens

Ew. Hochgeboren

ganz gehorſamſter Diener

Ernſt Karl Gottheilf von Kieſewetter.

b.

Der Staatsrath v. Rehdiger an den Grafen v. Reiſach.

Görlitz, den 15. September 1813.

Auf Ew. Hochgeboren Anfrage vom geſtrigen Tage ermangle ich nicht zu bemerken, daß die von des Herrn General v. Blücher Excellenz verlaſſene Ausſchreibung von 300,000 Thalern an den Görlitzer Kreis als eine militairi-

ſche Maßregel anzuſehen iſt, die ihm die gewiß höchſt dringenden Bedürfniſſe der Armee unumgänglich nöthig gemacht haben. Da nun die Beförderung des Armee-Intereſſes der weſentlichſte Geſichtspunkt in Ihrem Wirkungskreis ſein muß, ſo haben ſich Ew. Hochgeboren dieſe Angelegenheit, um deren Uebernahme Sie erſucht worden, ganz unbedenklich zu unterziehen und ihr all' den Eifer, der Ihre Geſchäftsführung immer ausgezeichnet hat, zu widmen.

Bei der vorläufigen Einleitung und Anordnung jener Maßregel durch das Ober-Kommando der Armee werden Sie in allen wichtigen Fällen deſſen Anweiſungen bis zu dem Zeitpunkt einzuholen haben, wo bei einer allgemeinen Kriegsbeſteuerung von der Lauſitz oder von Sachſen überhaupt die Leitung des Kontributions-Weſens — wenn dies nicht vielleicht ſchon früher geſchehen ſollte — in die Hände des Verwaltungsraths wieder zurückkehrt. Uebrigens erſuche ich Ew. Hochgeboren ergebenſt, den Verwaltungsrath von dem Betrag der gezahlten Kontributions-Summe und angerechneten Lieferungen und Requiſitionen von Zeit zu Zeit in Kenntniß zu ſetzen, damit derſelbe Beides im Fall einer allgemeinen Kriegsbeſteuerung berückſichtigen könne. Weiterhin wurde auch die Einholung eines Nachweiſes über die Vertheilung der Kontribution an die Kriegskaſſen derjenigen Mächte, wovon ſich Truppen bei der Armee von Herrn General v. Blücher befinden, nöthig ſein, da es dem Verwaltungsrath obliegt: die allgemeine Berechnung zwiſchen den verbündeten Mächten nach den konventionsgemäßen Vertheilungs-Grundſätzen anlegen zu laſſen, und ihm jene Data zu dieſem Zweck erforderlich ſind.

Im Auftrag des Verwaltungsraths f. d. nördl. Deutſchland.

Der Staatsrath von Rehdiger.

c.

Der Landes-Aelteſte v. Gersdorf in Görlitz an den Grafen v. Reiſach.

Görlitz, den 20 September 1813.

Ew. Excellenz genehmigen, Denenſelben unterthänigſt folgende Vorſtellung in Hinſicht des Bautzner Kreiſes vorlegen zu dürfen.

Nachdem ich Dero Befehlen zufolge mich hierher begeben und in Erfahrung gebracht habe, daß neueren Befehlen gemäß alle und jede in dem meiner Sorgfalt anvertrauten Budiſſiner Kreiſe annoch etwa befindlichen Reſte an Lebensmitteln, Fourage und Tranſportmitteln durch militairiſche Gewalt weggenommen werden ſollen, ſo fühle ich mich genöthigt, Denenſelben unterthänigſt vorſtellig zu machen, daß in dieſem Augenblick wohl auf 150,000 Mann und ungeheure Parks und Trains der verbündeten Armeen in jenem unglücklichen, durch frühere ſchreckliche, ſchon 7 Monat hintereinander fortwährende Krieg-Ereigniſſe gänzlich ruinirten Diſtrikt ſich befinden und nicht nur die regelmäßige Zuſammenbringung neuanzulegender Magazine, ſondern wohl auch die Exekution jener Befehle ſelbſt verhindern möchten.

Die einzelnen Requiſitionen und Fouragirungen für jene Armee nehmen ohnehin die letzten Vorräthe auch der entfernteſten Theile jenes Kreiſes hinweg; deſſenungeachtet habe ich von dem Herrn Staatsrath Ribbentrop ein Ausſchreiben erhalten, in Bautzen ein Magazin von 10,000 Schfl. Hafer, 10,000 Schfl. Mehl und von allen anderen Gegenſtänden im Verhältniß anzulegen; nebenbei ſollen noch die Orte Löbau, Weißenberg, Kamenz, Königsbrück und Hoyerswerda verſorgt werden.

Die Unmöglichkeit, dies Alles nach den gränzenlosen von den Franzosen bei uns verübten Verwüstungen und der gänzlichen Zerstörung der Magazine, nur die drei in Bautzen dermalen befindlichen Hauptquartiere von Sr. Excellenz dem Herrn General von Blücher, von Langeron und von York, gehörig zu versorgen, wird Ew. Excellenz genügend darthun, daß, wenn jene Maßregel, das letzte noch gewaltsam wegzunehmen, wirklich exekutirt werden sollte, diese Gegenden nicht nur für alle Folgezeit gänzlich vernichtet, sondern auch die Existenz der Armee selbst gefährdet würde.

Nicht blos als oberlausitzischer Beamter, sondern als wahrer deutscher Patriot erlaube ich mir Denenselben dringendst und unterthänigst vorzustellen, jene Maßregel wo möglich gnädigst abzuwenden zu suchen. In der frohen Erwartung, Ew. Excellenz werden wo möglich meine gerechten Bitten stattfinden lassen, habe ich die Ehre ꝛc.

unterthaniger

Ernst Gustav von Gersdorf.

d.

Der Landes-Aelteste Ernst Gottlob v. Riesewetter in Görlitz an Graf v. Reitach.

Görlitz, den 21. October 1813.

Hochzuverehrender Herr General-Gouverneur!

Unter den Drangsalen eines fürchterlichen Krieges fast erliegend, erkennen wir es wahrhaft mit dem innigsten Danke gegen die Vorsehung, daß uns in diesen durch die Zeitereignisse herbeigeführten traurigen Verhältnissen das Glück zu Theil ward, Ew. Excellenz Befehlen unterworfen zu werden.

Ew. Excellenz haben mit dem Ernste, den Verhältnisse

Ihre hohe Verpflichtung und Würde fordern, uns auch Güte, Menschenfreundlichkeit bezeigt und Dero Beistand nicht versagt.

Ohne diese Güte hätten wir längst der uns drückenden Last unterliegen müssen, und sie ist auch jetzt der sichere Anker unserer Hoffnung, daß Ew. Excellenz die strengen Befehle, welche Sie wegen Gestellung des Vorspanns zu Transportfuhren und wegen Füllung der Magazine zur Truppen-Verpflegung an uns erlassen haben, nach unserm Vermögen zu mildern geruhen werden.

Wir überzeugen uns bei den vorseienden Umständen von der Nothwendigkeit dieser Befehle und wir würden sie nach Obliegenheit sofort befolgen, wenn nicht unserm gewiß guten Willen von allen Seiten Unvermögen entgegen träte.

Durch die Berichte der schon vor einigen Wochen zu Untersuchung des noch im Lande befindlichen Zugviehes sowohl als der Vorräthe des Landes ausgesendeten Kommissarien sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß unser Bedürfniß nicht gedeckt ist, daß schon damals über die 2 Drittheile des sonst im Lande befindlichen Zugviehes verloren gegangen waren und daß von dem Ueberreste ein großer Theil zu ferneren Fuhrenleistungen untüchtig geworden. Es haben uns seitdem die Durchmärsche mehrerer Armee-Korps betroffen, wobei sich nicht nur unsre Vorräthe immer mehr vermindert, sondern wobei wir wieder an 300 Stück Zugvieh verloren haben. Unsre kaum zum vierten Theile bestellten Saatfelder und unsre leeren Scheunen und Böden lassen an der Wahrheit dieses Anführens nicht zweifeln.

Um den Mangel des Vorspanns zu beseitigen, haben wir eine Fuhren-Leistungs-Entreprise einzuleiten gesucht, und um die Magazine zu füllen, bleibt uns, da ausge-

ſchriebene Lieferungen von keinem Erfolge mehr ſind, nichts übrig als Ankauf.

Zu Beförderung des letztern haben wir nicht nur ein Publikandum in dem Kreis erlaſſen, ſondern auch in dem Auslande Unterhandlungen eingeleitet, auch mehreren unternehmenden Perſonen die Fuhren-Entrepriſe angetragen und die billigſten Bedingungen gemacht. Aber beide Unternehmungen fordern groſſe Geldſummen, die wir weder haben, noch auch für den Augenblick aufzubringen wiſſen, da von den ihrer Auflöſung naben Dominien und Unterthanen kein Geld mehr beizutreiben iſt, bei dem ſtockenden Handel ſehr wenig Geld kurſirt und, um Darlehne aufzunehmen, uns die Handelsplätze, wo wir vielleicht noch Kredit finden möchten, dermalen verſchloſſen ſind.

Es bleibt uns daher nur der einzige Ausweg übrig, die uns anvertrauten Landes-Fonds zu benutzen; da aber auch dieſe durch den bisher gehabten Kriegs-Koſten-Aufwand und etatsmäſſige unvermeidliche Ausgaben bereits verwendet worden und dermalen Alles, was nur beizutreiben geweſen, in die angelegte Kontributionskaſſe gefloſſen, ſo iſt nur allein in dieſer noch einiges Geld vorhanden, in ſoweit es nicht neben den auf Abschlag der uns auferlegten Kriegsſteuer geleiſteten baaren Zahlung zu Erfüllung der verlangten Requiſitionen verwendet werden iſt. Wird uns nicht erlaubt, dieſe einzige Hülfsquelle zu benutzen, ſo müſſen wir uns vertrauungsvoll dem unterwerfen, was Ew. Excellenz über uns verfügen.

Wir beſitzen, um dieſen Forderungen zu genügen, wahrhaft nicht das bedürfende Geld und wiſſen es auch unter den vorſtehenden Umſtänden nicht zu erlangen, am wenigſten aber für den gegenwärtigen Augenblick, wo ſich die Bedürf-

niſſe täglich drangen und erhöhen, aufzubringen. Ohne einen bedeutenden baaren Vorſchuß finden wir aber weder Unternehmer zu der in Antrag gebrachten Fuhren-Entrepriſe, noch vermögen wir ohne baares Geld Verpflegungs-Bedürfniſſe zu kaufen, da wir bei dem Mangel derſelben im Lande auf Kredit nicht kaufen können und im Auslande nur gegen baare Zahlung ein Ankauf zu bewirken iſt.

In dieſer großen Noth und da wir bei der Ueberzeugung, daß aus dem Verzuge allerdings großer Nachtheil für das hohe Intereſſe der verbündeten allerhöchſten Mächte entſtehen könnte, zu ſchleuniger Befolgung Ew. Excellenz Befehle die größte Bereitwilligkeit unbezweifelt darzulegen wünſchen, bitten wir daher Ew. Excellenz ganz gehorſamſt, uns die einzigen vor der Hand zum Zweck führenden Mittel nicht zu beſchränken, ſondern vielmehr hochgeneigteſt zu verwilligen:

daß wir zum Ankauf der nöthigen Verpflegungs-Bedürfniſſe, ſowie es Badiſſiner Herren Ständen allermildeſt nachgelaſſen worden iſt, wenigſtens die Summe von 100,000 Thlrn. von den bereits eingegangenen und noch immer mit aller Schärfe beizutreibenden Kontributionsgeldern, auch daher die Koſten zur Beſtreitung der Fuhren-Entrepriſe entnehmen dürfen, auf allen Fall aber uns die einſtweilige Benutzung der Kontributionsgelder zu geſtatten und über die wirkliche Verwendung derſelben zu dem angezeigten Behufe an die allerhöchſte Behörde einen unſeren Wünſchen und dringendſten Bitten beifälligen Bericht zu erſtatten.

Ew. Excellenz kennen unſern wahrhaft großen Nothſtand, und wie wir uns wenigſtens ſchmeicheln, und auch Hochdieſelben überzeugt, daß uns guter Wille leitet.

Wir hoffen daher bei Hochdero menſchenfreundlichen

Geſinnungen um ſo mehr mit voller Zuverſicht die gütige Gewährung unſers gehorſamſten Geſuche, als uns nicht nur durch den ſo eben vorſeienden Marſch eines Truppen-Korps von 20,000 Mann durch die verarmteſten Gegenden des Kreiſes überaus große, nur mit baarem Gelde zu beſtreitende Laſten erwachſen, ſondern als uns auch durch den fernerweit angezeigten Truppenmarſch von 35,000 Mann weitere, unſere Kräfte überſteigende Leiſtungen bevorſtehen. Es kann Ew. Excellenz hohem und einſichtsvollem Ermeſſen nicht entgehen, daß die Kräfte eines Landes und Kreiſes ſowie ſein Kredit ihre Gränzen haben, und daß wir keinen Schritt mehr von denſelben entfernt ſind, ſondern unſrer gänzlichen Auflöſung zueilen.

Ew. Excellenz gütiges und viel vermögendes Vorwort allein kann uns von dem gänzlichen Verderben erretten, und wir ſind es feſt überzeugt, daß Sie Sich gern die große, reiche Frucht bringende Wahrheit an Ihrem Herzen beſtätigen werden, daß es göttlich ſei, wohl zu thun. Unſer Dank dafür wird ſo innig und ebenſo groß ſein als die Ehrerbietung es iſt, mit der wir reſpektvoll beharren u. ſ. w. —

E. W. Rieſewetter.

Wie übrigens der Miniſter v. Stein im November 1813 des Grafen Verdienſte ſelbſt anerkannt, geht aus einem eigenhändigen Schreiben des Miniſters hervor; daſſelbe lautet: „Aus Ew. Hochgeboren geehrtem Schreiben vom 5. d. M. habe ich erſehen, mit welchem Eifer und mit welcher Thätigkeit Sie das Ihnen aufgetragene Geſchäft bisher ausgerichtet, und Kenntniß von dem Zuſtand und der Verwaltung der beiden Lauſitzen eingezogen, auch überall, wo es Noth that, zweckmäßige Anordnungen getroffen haben. Ich ſtatte Ihnen dafür meinen verbindlichſten Dank ab. Sehen Sie

es als einen Beweis meiner Hochachtung und meines Vertrauens an, daß, nachdem das Vorrücken der verbündeten Truppen und die Besitznahme des Königreichs Sachsen die Einrichtung einer allgemeinen obersten Verwaltung dieses Landes und die Anordnung eines General-Gouvernements nöthig gemacht hat, ich Ew. Hochgeboren ferner für die Aufsicht und den Geschäftskreis, welchen Sie in Ihrem geehrten Schreiben selbst andeuten, ausersehen und Sie zum General-Landes-Kommissair ernannt habe. Ihre Ernennung und Ihre nähere Stellung wird Ihnen, wenn Sie das hierüber ergangene Schreiben des hiesigen General-Gouvernements nicht schon früher erhalten haben, durch das Duplikat desselben, welches Ihnen mit der gegenwärtigen Gelegenheit zukommt, bekannt werden. Ew. Hochgeboren Schreiben habe ich dem hiesigen General-Gouvernement mitgetheilt, und von diesem werden Sie die weitere Anweisung empfangen. Vorläufig bemerke ich nur, daß der Titel „Landvogt," welchen Sie für sich in Vorschlag bringen, mir ebenso zweckmäßig scheint, als die Vereinigung der Landes-Hauptmannschaft der Ober-Lausitz mit Ihrem Geschäftskreis, daß die aus Zoll, Accise, Stempel-Impost und Steuer-Geldern eingezogene Summe von 20,000 Thlrn. ohne Verzug mit einer sichern Gelegenheit an die hiesige Central-Kasse einzusenden, und daß wegen der vom Herrn Feld-Marschall v. Blücher ausgeschriebenen Kontributionen in dem an Sie vom General-Gouvernement erlassenen Schreiben verfügt worden ist. Leipzig, den 6. November 1813.

Freiherr vom Stein."

Der Vertrag von Ried wurde zwischen Oesterreich und Baiern geschlossen; Herr vom Stein versöhnte sich mit Montgelas in Frankfurt a. M. und Graf Reisach's

Blut ſollte der Einigungskitt für dieſes Freundſchaftsverhältniß werden! Es glückte aber nicht, dieſes ſeine Plänchen; es ſcheiterte an des Fürſten von Hardenberg Edelmuth und großartiger Geſinnung: er nahm ſich des ihm völlig unbekannten, auf ſo ſchaudervolle Weiſe verfolgten Mannes an und gewährte ihm Schutz, Sicherheit und Unterhalt in Preußen.

Fürſt Repnin äußerte ſich ebenfalls höchſt empört über dieſes rechtloſe, grauſame Verfahren, und als Stein's Befehle wegen des Grafen Reiſach Suspendirung von ſeiner Stelle in der Lauſitz in Dresden eingingen, ſchrieb:

Fürſt Repnin an Graf Reiſach.

Dresden, den $\frac{9.}{21.}$ Januar 1814.

Mit Bedauern vernehme ich aus Ew. Hochgeboren Schreiben, daß Sie ſich nicht wohl befinden — aber mit noch größerm Bedauern ſehe ich mich gezwungen, Demſelben eine Nachricht zu geben, die mich ſelbſt ſowohl, als den Ueberbringer derſelben mit der regſten Theilnahme erfüllt. Ohne die Sache hier auch nur mit einem Worte zu berühren, beziehe ich mich lediglich auf das Schreiben des Freiherrn vom Stein an Ew. Hochgeboren und erſuche Dieſelben, ſich in allen Stücken in Gemäßheit deſſelben zu benehmen. Ich kann nicht wiſſen, wo Sie, nachdem Sie die Lauſitzen verlaſſen haben werden, Ihren nächſten Aufenthalt zu nehmen gedenken: ſollten Sie lieber in Sachſen bleiben wollen, als nach Baiern zurückkehren, ſo lade ich Sie ein, nach Dresden zu kommen und bei uns zu bleiben. Ich werde Ihnen eine Wohnung anweiſen und auf alle Weiſe ſuchen, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. In der Zeit bis zu Ihrem Abgange von Bautzen belieben Sie

den Baron von Militz mit dem Lokal-Gange der Geschäfte bekannt zu machen und ihm über die verschiedenen Hauptgegenstände Ihre Gedanken zu eröffnen. Uebrigens sein Sie versichert, daß ich mich durch nichts davon abhalten lassen werde, Ihren vorzüglichen Einsichten und Ihrem ausgezeichneten Eifer für die gute Sache Gerechtigkeit widerfahren und Ihnen von dem, was in meiner Macht steht, Alles das angedeihen zu lassen, was immer Sie selbst für wünschenswerth halten werden. Mit vollkommenster Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

Ew. Hochgeboren

ergebenster Diener

Fürst Repnin."

Der Staatsrath und Direktor des Gouvernements Merian schrieb ebenfalls: „Ew. Hochgeboren Schreiben habe ich richtig empfangen. Leider machen die Umstände meine Antwort überflüssig. Kann ich auf irgend eine Weise, durch Rath oder That Ihnen nützlich sein — ist vielleicht der gemachte Vorwurf Folge der Feindseligkeit eines verworfenen Premier-Ministers, der vielmehr an den G—, als an die Seite eines Königs gehört: so sprechen Sie vertrauungsvoll zu mir — wer weiß, ob sich nicht eine Aenderung findet. Wissen Sie etwas Bestimmtes von Hormayr? Er war mein Freund. Auf Wiedersehen! Sie sind krank Verlieren Sie nicht auch noch die Gesundheit der Seele, den Muth. So lange dieser noch steht, ist das Meiste noch retrievable.

Ihr

E. von Merian.

Als im Juni 1814 die schmähliche Arretirung des Grafen durch die Bremer Polizei bekannt wurde, als diese so eben

vom französischen Joche frei gewordene Stadt sich sofort zum Schergen des Ministers v. Montgelas hergab, ertönte nur ein Schrei des Unwillens durch Deutschland.

Unter dem 7. Juni 1814 schrieb der Civil-Gouverneur von Westphalen Herr v. Vincke an Graf Reisach, als dieser Schutz in Preußen gegen Baierns und v. Steins Verfolgungen suchte: „Die vom Herrn Staatskanzler von Hardenberg, Excellenz, neuerlich ertheilte, nicht wieder aufgehobene, Erlaubniß in den königlichen Staaten wohnen zu dürfen, hebt jeden Zweifel über Ew. Hochgeboren Aufenthalt in hiesigem Gouvernement. Der edele deutsche Mann, der so viel geduldet und geleistet, der preußischen Armee in entscheidenden Augenblicken so wesentliche Dienste geleistet hat, wird mir stets willkommen sein, und die Gelegenheit erfreulich, Beweise meiner hohen Achtung zu geben.

Münster, den 7. Juni 1814.

Ganz gehorsamst

v. Vincke.

Der Fürst v. Wittgenstein, der den im 1sten Bande dieses Werks Seite 119 mitgetheilten vortrefflichen Brief an Konsul Delius in dieser unseligen Angelegenheit schrieb, erließ auch nun noch folgende Schreiben:

Der Fürst v. Wittgenstein an den Kriegsrath Müchler bei der General-Polizei-Direktion in Dresden.

Berlin, den 8. Juni 1814.

Ew. Wohlgeboren haben die Güte gehabt, mir unter dem 27. v. M. und dem 4. d. M. von der höchst unangenehmen Lage des Herrn Grafen v. Reisach-Steinberg Kenntniß zu geben. Es ist allerdings mehr als auffallend, daß man dem Herrn Grafen erst eine so bedeutende Anstellung

als die eines Gouvernements-Kommissairs in Sachsen ertheilt und ihn zu dem Druck der bewußten Schrift*) nicht allein aufgemuntert, sondern auch das imprimatur und selbst den Betrag der Druckkosten gegeben hat, und ihn nunmehr seinem Schicksal überlassen und seinen Feinden Preis geben will. Ich kann mir ein solches Benehmen nicht erklären, es verräth zum wenigsten, daß man nach Laune und Konvenienz handelt, aber dagegen von Konsequenz, Gerechtigkeit und Billigkeit nichts fühlt; ich habe schon mehrere Fälle dieser Art zu bemerken die Gelegenheit gehabt. Es ist mir bei dergleichen Bemerkungen ein wohlthätiges Gefühl, in einer gewissen Einsamkeit zu leben, und daß mein Name bei solchen Auffallenheiten nicht erscheint. Ich sehe unterdessen selbst bei dem besten Willen nicht ein, wie ich Ihrer Aufforderung entsprechend dem Herrn Grafen v. Reisach in meinen Verhältnissen von irgend einigem Nutzen werden kann; ich würde dieses sonst gewiß sehr gern thun und diese Gelegenheit mit Vergnügen benutzen, um dem Herrn v. Montgelas keinen Zweifel über meine Gesinnungen übrig zu lassen, die ihm ohnedies nicht fremd sind, denn er liebt mich nicht und ich hasse und verachte ihn recht aufrichtig. Konvenienzen werden auf diese Gesinnungen keinen Einfluß haben. Der Herr v. Montgelas wird, wenn sich nur eine vortheilhafte Gelegenheit zeigt, in einigen Jahren die nämliche Politik beobachten, die er bis jetzt beobachtet hat. Diese Art Leute lachen über das deutsche Interesse, und sie werden auch hinterhin über diejenigen lachen, die sie in dem gegenwärtigen Augenblick vergöttern (vergöttern); dieses ist wenig-

*) Baiern unter der Regierung des Ministers von Montgelas. Deutschland 1813.

ſens meine Privatanſicht. Es wird mir ſehr angenehm ſein, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, mich von dem fernern Schickſal des Grafen Reiſach zu benachrichtigen. Das Schreiben des Konſul Delius*) in Bremen macht demſelben viele Ehre. Ich habe ihn immer als einen ſehr rechtlichen Mann geachtet, der Inhalt dieſes Schreibens macht mir ihn aber doppelt achtungswerth. Empfangen Sie ꝛc. Wittgenſtein.

In Preußens Geſchichte, namentlich unter der Regierung Friedrich Wilhelms III., wird Fürſt Wittgenſtein eine ſehr bedeutende Stelle einnehmen; — durch die von D. mitgetheilten Briefe deſſelben, welche ſo klar und offen die rechtlichen, noblen und menſchenfreundlichen politiſchen Geſinnungen des bedeutenden Mannes ausſprechen, hat derſelbe ſich eine Ehrenſäule geſetzt; ſie werden um ſo mehr ein wichtiger Beitrag zur richtigen Würdigung dieſes intereſſanten Charakters ſein, als derſelbe oft verkannt iſt und gewiß nach ſeinem Tode noch oft falſch beurtheilt werden dürfte; es folge hier alſo auch noch der Brief:

Fürſt Wittgenſtein an das Militair- und Civil-Gouvernement in Munſter.

Berlin, den 8. Juli 1814.

Einem königl. hochlöblichen Gouvernement bin ich für die gefällige Mittheilung des unter dem 28. v. M. wegen der Angelegenheit des Herrn General-Kommiſſairs Grafen v. Reiſach an den Herrn Staatskanzler erſtatteten Berichts recht ſehr verbunden. Ich bin mit Ihren Anſichten voll-

*) Delius ſprach mit Kühnheit gegen die an Stein hinterbrachten Lügen und war rettender Engel für Reiſach.

kommen einverſtanden und darf nicht bezweifeln, daß ſie der Herr Staatskanzler auch theilen wird. Da indeſſen ein königliches hochlöbliches Gouvernement dieſe Sache bereits dem Herrn Staatskanzler Fürſten v. Hardenberg zur Entſcheidung vorgetragen hat, ſo glaube ich mir keine Verfügung erlauben zu können. Der königl. Kriegsrath Herr Büchler, der gegenwärtig bei der General-Polizei-Direktion in Sachſen angeſtellt iſt, hat mir früher von der Verhaftung des Grafen Reiſach und von der Abſicht ihn auszuliefern Kenntniß gegeben und mir dabei deſſen Intereſſen angelegentlichſt empfohlen. Ich bin dadurch veranlaßt worden, ihm in der angebogenen Art zu antworten, und beehre mich dieſe Mittheilung zu machen, in welcher Wohldieſelben, wie ich mir ſchmeichle, den Geſichtspunkt, aus welchem ich dieſe Sache betrachte, nicht verkennen werden ꝛc.

Wittgenſtein.

Der General-Intendant v. Ribbentrop an den Fürſten Blücher.

Münſter, den 29. Juni 1814.

Der Graf Reiſach, welcher in der Lauſitz zu Ew. Durchlaucht und der ſchleſiſchen Armee beſonderer Zufriedenheit die Militair-Bedürfniſſe beſorgt hat und vor allen Civil-Gouverneurs der fremden Provinzen dieſſeits Rhein uns am thätigſten unterſtützte, wird wegen des bekannten Werkes gegen die baieriſche Regierung verfolgt. Das Gouvernement hierorts hat ihn in Schutz genommen. Ihm wird indeſſen durch höhere Einwirkung noch Sicherheit geſchaft werden, welche jeder andere preußiſche Bürger hat. Er wird ſich Ew. Durchlaucht perſönlich präſentiren, ſeine Sache verſtellen und um Protektion bitten. Letztere verdient er

nicht nur durch ſein thätiges Benehmen, ſondern Ew. Durchlaucht haben ihm ſelbe auch in Sachſen ſchon zugeſagt. Ich bitte daher ganz gehorſamſt, den Grafen Reiſach gnädig anzuhören und ſich für die Verbeſſerung ſeines unverdienten und harten Schickſals durch ein Schreiben an den Staatskanzler Fürſten v. Hardenberg zu intereſſiren ꝛc.

Ribbentrop.

Der Fürſt Blücher ſchrieb nun auch unter dem 8. Auguſt 1814 an den Staatskanzler und legte die Verdienſte des Grafen für die preußiſche Armee dar; in den Akten des Staatskanzler-Amts muß das Original dieſes Schreiben zu finden ſein. Der Fürſt v. Hardenberg antwortete darauf:

An des königl. Feldmarſchalls, Herrn Fürſten Blücher von Wahlſtadt, Durchlaucht.

Wien, den 12. October 1814.

Es gereicht mir zum beſondern Vergnügen, Ew. Durchlaucht in ganz ergebenſter Beantwortung Ihrer ſehr geehrten Zuſchrift vom 8. Auguſt d. J. hierdurch benachrichtigen zu können, daß man bereits preußiſcher Seits alle von der königlich baieriſchen Regierung ergangene Reklamationen wegen Auslieferung des Grafen v. Reiſach-Steinberg nicht nur bis jetzt unbeachtet gelaſſen hat, ſondern auch feſt entſchloſſen iſt, ſo lange der Graf Reiſach ſich in dieſſeitigen Staaten aufhalten wird, demſelben den erforderlichen Schutz zu gewähren und daher auch in der Folge jeden anderweitigen Antrag Baierns in dieſer Angelegenheit wie bisher abzulehnen. Es iſt mir angenehm, hierunter den Wünſchen Ew. Durchlaucht entſprochen zu ſehen.

C. F. v. Hardenberg.

Die Anſichten der preußiſchen Regierung in dieſer Beziehung blieben ſtets dieſelben. Im Jahr 1821 wendete ſich die Mutter des Grafen Reiſach an den Staatskanzler, um den Sohn ſeiner Gnade zu empfehlen. Der Fürſt antwortete ſofort eigenhändig:

À Madame la Comtesse de Reisach,
née Baronne de Hake, Doyenne du Chapitre royal de
St. Anne à Munic.

Berlin, 17 Octobre 1821.

Madame! Je suis charmé de pouvoir Vous tranquilliser au sujet de Mr. Votre Fils. Les deux écus par jour, qui lui ont été payés jusqu'ici, ne lui ont point été ôtés et je veillerai non plus dans la suite. Agreez d'assurance de respect avec lequel j'ai l'honneur d'être

Madame

etc. etc.

Hardenberg.

II.

1.

Philipp Joſeph v. Rehfues.

A. Rehfues' Denken und Wirken.

B. Rehfues' Briefe an Dorow, a—l.

C. Rehfues' Denkſchrift über Journaliſtik.

Siehe 3. Theil Seite 241. 278. 293.

2.

Dr. Ferdinand Moreſſ an Dr. Dorow.

Berlin, 30. December 1820.

Siehe 3. Theil Seite 250.

3.

Aug. Wilh. v. Schlegel an — — —

Bonn, 11. November 1825.

Siehe 3. Theil Seite 277.

Nur nicht zu hoch zu viel! Nur ja zu Gutes zu viel nicht!
Davon schneidet er auf, hiervon schlägt er aus.

1.

Philipp Joseph v. Rehfues.

4.

Der königlich preußische Geheime Regierungsrath und Regierungsbevollmächtigte der Universität Bonn, Philipp Joseph v. Rehfues, war der Sohn bürgerlicher Eltern, den 2. October 1779 in Würtemberg geboren, und starb den 21. October 1843. Wie und was er bis zum Zeitpunkt seines Eintritts in preußische Dienste 1814 gewirkt und geschrieben, in welchen Verbindungen er in Frankreich mit dem Minister v. Altenstein gestanden, besagen die Konversations-Lexika zum Theil sehr mangelhaft, zum Theil unwahr! —

In Bonn hat er viel zur schnellen Hebung der Universität beigetragen, doch in dem vollen Sonnenlicht unter Altenstein übernahm er sich zuletzt in dem Gefühl von der Wichtigkeit seiner Stellung; er wollte durchaus eine bedeutende politische Rolle spielen. Auch zog er sich durch zu hochtrabende Erlasse die Abneigung der Studenten und ein Lächeln der Lehrer zu; er wurde Polizeimann, wollte als solcher zu viel horchen, beobachten, und verlor die richtige Ansicht über seine wichtige Stellung. Im Ganzen aber war er ein ausgezeichneter, vielbegabter Mann.

In R.'s Papieren existirt eine merkwürdige Proklamation, welche Rehfues am 15. Februar 1823 an die Studenten in Bonn erlassen hat. Nur mit großen Schwierigkeiten war

eine Abſchrift davon zu nehmen; Rehfues ließ den Anſchlag am ſchwarzen Brett ſorgſam bewachen, damit ſolches nicht geſchehen möchte: man fürchtete öffentliche Bekanntmachung des famöſen Aktenſtücks.

Die Veranlaſſung dazu war:

Der damalige Rektor der Univerſität hielt über das Unanſtändige des Rauchens und Mitbringens der Hunde in die Vorleſungen eine ſtarke, aber zweckmäßige Rede und ſtreute, während er ſprach, Pedelle in das Auditorium; unter andern verſicherte er: daß, wenn die Studenten in ihrem Betragen ſo fortfahren, man ſich gezwungen ſehen würde, die akademiſche Disziplin zu derjenigen der Gymnaſien herabzuſtimmen. Die Studenten hielten ſich durch dieſe Vorfälle für gekränkt und erklärten: ſie würden die Univerſität verlaſſen, wenn der Rektor nicht die Erklärung gäbe: daß er nicht habe beleidigen wollen. Dieſes zu thun war derſelbe im Begriff, doch da kam ein Verbot von Rehfues. Die Jugend beſchloß darauf, ruhig bis Oſtern zu bleiben, dann aber in Geſammtheit auszuziehen und die Univerſität in Verruf zu erklären. Hierauf ließ nun Rehfues die obenbemerkte Bekanntmachung an's ſchwarze Brett ſchlagen, — eine Bekanntmachung, welche dieſen Mann vollſtändig charakteriſirt, und daher möge das ſeltene Aktenſtück hier folgen.

„Bekanntmachung.

Nachdem mir wiederholt gemeldet worden, daß mehrere Studierende Unterſchriften ſammeln, wodurch man ſich verbindlich machen ſoll, dieſe Univerſität um Oſtern zu verlaſſen, will ich auch diesmal zuvor väterlich warnen, ehe ich ſolche Beſtrebungen amtlich verfolge.

Ich ſetze noch immer voraus, daß die Mehrzahl der Studirenden durch irrige Begriffe von wahrer Ehre der Menſchen und Staatsbürger — denn eine beſondere Ehre der Studenten giebt es nicht, — zu den Vorfällen vom 1ſten und 2ten d. ſich haben hinreißen laſſen. Es durfte erwartet werden, daß die Meiſten von ihrem Irrthum zurückkommen und auch in dieſen Vorgängen die wahrhaft väterliche Geſinnung ihrer Vorgeſetzten erkennen würden, für die es, bei der Gewalt, welche in ihre Händen gelegt iſt, keine große That ſein kann, jede unregelmäßige Bewegung im Zaum zu halten. Ich vertraue auch noch jetzt, daß dieſe Erwartung nicht gänzlich getäuſcht worden iſt, und erblicke den Beweis davon gerade in den Bemühungen, welche von Einzelnen angewandt werden, um die Uebrigen an ihren Irrthum zu binden. Man will glauben machen, daß die Ehre der Studenten gekränkt und daß ſie nicht anders zu retten ſei, als dadurch, daß man dieſe Univerſität verlaſſe.

Wie ſoll aber die wahre Ehre mit der ganzen Reihe von Verwickelungen beſtehen können, die aus einem ſolchen Entſchluß hervorgehen müſſen? Man verbindet ſich, die Rhein-Univerſität zu verlaſſen, und muß bei Eltern und Vormündern die Erlaubniß, eine andere Univerſität zu beziehen, auswirken. Ich frage Jeden ob er den Seinigen das wahre Motiv dieſer Abſicht vorlegen darf? Viele werden nur auf Koſten der Wahrheit die Einwilligung derſelben gewinnen können. Ob ſich dies mit der wahren Ehre vereinigen läßt, durch welche wiſſenſchaftlich gebildete Menſchen ſich gekränkt halten dürfen, wenn man dieſe im Ernſt an ſie machen wollte?

Dies iſt nur eine Folge dieſer Beſtrebungen; aber ich ſtelle ſie oben an, weil ich immer zuerſt auf das wahre

Ehrgefühl der Studirenden rechne, welches die Basis der akademischen Disciplin ausmacht; die weitern Folgen, die in der Unterbrechung und Abänderung eines verständig entworfenen Studien-Plans, in der Zerreißung schöner und wichtiger Verhältnisse zu Instituten, zu einzelnen Lehrern und Freunden liegen, will ich nur berühren; aber als Beamter, dem die Handhabung über die Gesetze obliegt, muß ich an die Strafen erinnern, womit sie solche Bestrebungen bedrohen. Das Reglement für diese Universität setzt die härtesten Ahndungen auf Unternehmungen wie hier im Werke sind, und es soll sich Niemand darüber täuschen, daß er ihnen durch die Entfernung von hier entgehen kann. Alles was heutigen Tages auf deutschen Universitäten geschieht, wird in Beziehung auf die alleinige Ordnung und Ruhe des Staats beurtheilt, und was nur den geringsten Anschein von Auflehnung gegen dieselben gewinnen kann, ist dadurch zur Sache aller deutschen, ja europäischen Regierungen geworden. Wen der Arm der Gesetze treffen soll, der wird ihm gewiß nicht entgehen, und der Trost Viele in sein Unglück verwickelt zu haben, mag, wenn er ernst wird, nicht weit ausreichen.

Darum wiege sich Niemand in dem Gedanken, daß hier ein Triumph über Gesetze und ihre Vollzieher zu gewinnen sei. Es fehlt der Behörde nicht an Mitteln, jeden in die Schranken zurückzuweisen, und weder die anscheinende Selbstständigkeit, noch die Entfernung des Vaterlandes wird diejenigen schützen, deren Bestrafung für nothwendig erkannt werden sollte. Ueberlege Jeder reiflich, was er thun will. Noch ist es Zeit, von Entschließungen zurückzutreten, welche vielleicht im augenblicklichen Unmuthe, in dem Irrthum über

die wahre Lage und Verhältniſſe gefaßt werden ſind. Darum iſt bis jetzt noch keine Unterſuchung eröffnet worden, ſo leicht ſie gegen Diejenigen, welche ſich hier in beſonderer Geſchäftigkeit gezeigt haben, zu richten ſein würde. Auch dieſen will man Zeit geben, ſich zu faſſen und Rückſchritte zu thun, welche das Maß der Genugthuung, das die Sache der öffentlichen Ordnung und das Anſehen der Geſetze und die Autorität fordern könnten, zu mildern. Die unterzeichnete Stelle rechnet darauf, daß ſie auch diesmal nicht vergebens an den Ernſt der Studenten erinnern werde, welche keine Art von Trotz gegen das, was im Namen der Geſetze verfügt wird, ertragen kann. Es handelt ſich hier um wichtigere Dinge, als um einen der kleinen Siege, welche die Gutmüthigkeit einer ihrer Kraft bewußten Gewalt der irrigen Jugend früher manchmal zugeſtanden haben mag. Ergebung in die Forderungen der öffentlichen Ordnung und ihre wohlmeinenden Organe iſt das rechte Verdienſt, wonach Studierende, die ihre Zeit verſtehen, ſtreben müſſen, und Niemand vergeſſe, daß, was Einzelne fehlen, die ſchwerſten Folgen für Alle haben kann. Mit allem dieſem iſt man jedoch weit entfernt, Jemand zum Hierbleiben zwingen zu wollen, dafür aber wird geſorgt werden, daß alle Diejenigen, welche dieſe Univerſität verlaſſen, ihr für jedes damit zuſammenhängende Beginnen, verantwortlich und erreichbar bleiben. Schließe Niemand aus der vielen Nachſicht, die er erfahren, auf die Gränzenloſigkeit derſelben und bedenke ſich jeder wohl, ehe er den ganzen Reichthum der Mittel, welche den Geſetzen und ihren Vollſtreckern zu Gebote ſtehen, herausfordert.

Vor Allem aber erwäge man, daß die akademiſche Freiheit, wie ſie bisher beſtanden hat, verdient werden muß,

wenn sie fortbestehen soll, und daß Niemand über Verlust der Freiheit überhaupt klagen darf, welcher diese im Trotz gegen das Gesetz und die rechtmäßige Behörde gesucht hat.

Bonn, den 25. Februar 1823.

Der Königl. außerordentl. Regierungs-Bevollmächtigte,

Rehfues."

Aus dem Jahre 1833 existirt ein, jedoch nie in den Buchhandel gekommenes Mémoire sur le Malaise de la génération actuelle, welches Rehfues, dieser stets höher und höher strebende Mann, den Monarchen und Ministern in Schwedt und Münchengrätz zur Berücksichtigung überreichte. D. erhielt damals ein Exemplar dieser merkwürdigen, wahrhaft mit hirnverbrannten Ideen erfüllten Denkschrift. Wohin war der sonst eigentlich gemäßigte Mann seit Anfang der zwanziger Jahre gekommen! Natürlich blieb dieses Machwerk unbeachtet und möchte jetzt auch wohl schwerlich noch irgendwo zu erhalten sein. D. machte damals zuerst auf diese Denkschrift aufmerksam und notirte sich daraus Folgendes:

Rehfues charakterisirt sich selbst sehr offen durch die Schlußworte: „Il n'y a d'années il aurait trouvé lui même ses idées trop tranchantes, ses propositions trop téméraires; mais la situation du monde a pris un caractère de danger, qui exige les moyens les plus énergiques, si l'édifice social ne doit pas s'écrouler, et ensevelir sous ses débris la civilisation moderne entière, qui n'a grandi qu'avec lui, qui n'a été protégée et qui ne peut être conservée que par lui." Rehfues findet in der Aufhebung der Zünfte den Ruin der Staaten: „Parmi toutes les institutions conservatrices des états, que le vandalisme

administratif a voué de la destruction, il n'y en a aucune, qui mérite autant de ménagement, que celle des corps de métiers. Cette institution est la base la plus solide de l'ordre public dans les villes et la nourrice de toutes les vertus, sur lesquelles reposent la tranquillité des peuples et la sécurité des gouvernemens. Conservez, rétablissez l'institution des corps de métiers, und Ruhe und Ordnung kann durch keine Revolution mehr gestört werden! Auch die Geschwornen-Gerichte werden als ein tadelnswerthes, die Verbrechen vermehrendes Institut geschildert. Der Journalistik soll es verboten werden, irgend über öffentliche Angelegenheiten zu disputiren: „la sphère des journaux doit être limitée par la défense absolue de toute discussion sur les affaires publiques*)". Aller Unterricht, sowohl der öffentliche als der häusliche, soll mit militairischen Institutionen in Harmonie gebracht werden. Nachdem ferner von den Talenten unserer Zeit, und namentlich von dem eminenten Geiste zu großen Unternehmungen, von dem allgemeinen Bestreben durch solche zu gewinnen, gesprochen worden, sieht Herr Rehfues grade hierin das Hauptgefährliche der jetzigen Zeit und die hohe Nothwendigkeit, sich dieses Geistes zu entledigen, welches er dadurch am besten zu bewirken hofft, daß die Regierungen einen Kreuzzug nach Asien und Afrika eröffnen sollten, wodurch jenen Talenten, jenem Unternehmungsgeiste durch Eroberungen und Kolonie-Anlegungen ein weites Feld eröffnet werde; an solchem Kreuzzuge würden alle Talente, alle aufstrebenden jungen

*) Wie anders lautet die Inschrift, welche Rehfues an Dorow sendete, um die Herausgabe einer politischen Zeitschrift zu besorgen! Siehe Seite 236 ff. dieses Werks.

Leute gewiß Theil nehmen, und wären dieſe erſt weit auf fernen Meeren, ſo kehrte Ruhe in's Vaterland zurück! Ja wohl die Ruhe des Grabes!! Eine ſolche Expedition ſei daher Pflicht der Regierungen, denn le génie du gouvernement consiste à pressentir les besoins de l'avenir, et sa sagesse sera, de se mettre à la tête des mouvemens, qu'il ne peut pas empêcher. Unſer Jugend- und Talente-Freund empfiehlt hierbei beſonders die größte Eile und glaubt, die Eroberung von Algier einige Jahre früher, hätte den Bourbons den Thron gerettet. Zwei Hauptpunkte im Mémoire ſind: Adel und Religion. „Le culte extérieur paroit être plus fréquenté qu'autrefois. La société répugne aux plaisanteries sur les idées religieuses, et l'esprit fort est devenu ridicule; an einer andern Stelle wird ſogar unſre Zeit beſchuldigt, daß die Religion nicht mehr ihre alte magiſche Kraft ausübe sur le bien-être des hommes, et principalement sur la paix et les vertus dans l'intérieur des familles; dieſe gehen jetzt zu Tiſche und ſtehen wieder auf, ohne Gebete zu ſprechen. Vom Adel heißt es: quoiqu'on en dise, la magie conservatrice de la noblesse repose en dernier lieu sur la supposition d'une supériorité de race, qui bien que désavouée par l'histoire naturelle, n'est pas moins fertile en réalités. Presque tous les noms, que l'antiquité et l'histoire moderne ont trouvés dignes d'être conservés, appartiennent à cette classe ou à un rang semblable. Faut-il s'étonner, si l'idée s'est établie, que la noblesse est la seule pépinière d'illustration quelconque? Du moins les gouvernemens pourront inférer de là, que la noblesse et le mérite doivent être inséparables, et que ce n'est qu'au mérite, et à chaque mérite en tous les genres, que les titres de

noblesse doivent être décernés. En suivant constamment ce principe, la distinction entre la noblesse ancienne et nouvelle, qui sépare leurs forces, cessera bientôt, et la première le trouvera de son intérêt d'accueillir dans ses rangs ces récrues comme égaux, destinés à rajeunir un éclat, terni par les tems. In dieſem Geiſte iſt das Ganze gedacht und geſchrieben! Rehfues kommt gewiß noch zu dem Vorſchlag, die Menſchen durch Geſtüte wie die Pferde bearbeiten zu laſſen. —

Nachdem dieſes vorausgeſchickt, werden die nun folgenden Briefe ein doppeltes Intereſſe haben.

An Dr. Derow in Detmold.

Bonn, den 26. Auguſt 1820.

Ich benutze Ihre gütige Erlaubniß, mein ſchätzbarſter Freund, Ihnen einen Brief an Nereſſ nachzuſenden. Aus dem Brief iſt aber ein Päckchen geworden, indem ich ein Buch für den Fürſten von Hardenberg beigelegt habe, das Ihn vielleicht in dieſem Augenblicke intereſſiren wird.

Haben Sie von den Grabungen im Duisburger Walde gehört? Die Kölner Zeitung hatte dieſer Tage einen Artikel darüber. Die Sache ſcheint Ihrer Aufmerkſamkeit vollkommen würdig.

Es iſt nun hier ziemlich ſtille geworden, worüber ich eben nicht ganz unglücklich bin. Profeſſoren und Studenten ziehen nach allen Himmelsgegenden aus, und mit jedem werde ich eine Sorge weiter los. Leider iſt dies nur für einige Monate, wo ſodann das Elend wieder von vorne anfängt. Ich komme mir in der That faſt wie ein Schulmeiſter vor, der alle Halbjahre mit dem A B C wieder

von vorne anfangen muß. Rheumatiſche Regungen hi
dern mich, heute Abend eine Einladung anzunehmen, wo
wahrſcheinlich gewiſſe liebenswürdige Perſonen Hoch- u
Wohlgeboren gefunden haben würde. Warum kann ich I
nen nicht dieſes Glück verſchaffen? Sie hätten es gew
beſſer benutzen können.

Berühren Sie die Saite von Rom nicht gleich, me
ſchätzbarſter Freund, ſondern erſt nach einiger Zeit, wen
das Päckchen an den Fürſten abgegeben und das Bu
vielleicht ſchon geleſen ſein wird. Ich ſage vielleic
denn wer wird einem Mann wie dem Fürſten, der die gan
Welt kennt wie Keiner, zumuthen, noch ein Buch über ein
Theil derſelben zu leſen?

Leben Sie recht wohl und vergnügt. Finden Sie d
Fürſten geſund und heiter und Ihren Freund Koreff mu
ter! Wie immer

herzlichſt Ihr Rehfues.

b.

An denſelben in Pyrmont.

Bonn, den 4. September 1820.

Eben, mein geliebter Freund, kommen Ihre beiden Bri
vom 28. und 30. Auguſt zugleich hier an und bringen m
die erfreuliche Gewißheit, daß ſich der Fürſt ganz wohl b
findet. Möge die Brunnen-Kur dazu dienen, um ſei
Geſundheit noch mehr zu befeſtigen! Beſſeres kann de
Staate gewiß nicht widerfahren.

Wenn ich es als ein ſehr glückliches Zeichen für d
Fürſten Geſundheit anſehen darf, daß Koreff nicht m
Ihm iſt, ſo thut es mir auf der andern Seite denn de
leid, beſonders da ſeine Anweſenheit Ihre Geſchäfte gefö

dert haben würde, was ohne ihn ſchwerlich ſo der Fall ſein wird. Indeß will ich das Beſte hoffen und wünſchen, und am Ende iſt des Fürſten Geneigtheit doch die Hauptſache.

Ich habe Ihnen am 26. v. M. ein Päckchen nach Detmold geſchickt, das nun ohne Zweifel in Ihren Händen ſein wird. Laſſen Sie die Anlage an Koreff gefälligſt nach Berlin gehen. Es iſt gewiß nützlich, daß Koreff es bald erhält, indem es auch Manches über Sie enthält und er auch von Berlin aus nützlich ſein kann.

Uebrigens hat ſich hier nichts Neues zugetragen, worüber ich mich eben nicht beklage; denn das Neue iſt ſelten das Angenehme. Auch zeigten ſich ſeit einiger Zeit keine Gerüchte mehr, welche einen, wenn auch nicht mit Beſorgniß, doch mit Unmuth erfüllen können. Wir ſprechen und leſen nichts, als von dem Proceß der Königin von England, deren Unſchuld denn doch immer verdächtiger wird. Uebrigens rechne ich dieſe Geſchichte zu einer der traurigſten Begebenheiten unſrer Zeit. Die höchſte Autorität verliert durch dergleichen Erörterungen immer mehr und mehr an Achtung, und die Folgen davon können und werden nicht ausbleiben.

Drücken Sie dem Fürſten gelegentlich meine ehrfurchtsvollſten Geſinnungen aus, und leben Sie wohl und vergnügt.

Ihr Rehfues.

C.

An denſelben in Pyrmont.

Bonn, den 20. September 1820.

Sie ſind ein Mann, wie man ſagen muß, mein ſchätzbarſter Freund, der ſich zu helfen weiß und die Gedenk-

lichkeiten der Kleinmüthigen in entscheidenden Momenten verachtet. Haben Sie herzlichen Dank für Ihr Verfahren mit dem Brief an Koreff. Die Sache ist dadurch vielleicht um 100 Schritte weiter gerückt, als sonst geschehen wäre. Der Fürst hat mir überaus liebevoll geantwortet, und ich könnte mich, wenn es von Ihm ganz allein abhinge, den schönsten Hoffnungen überlassen. Laut Ihrem Begleitungsschreiben will ich diese vorerst noch mäßigen. Das Beste ist, daß ich ein überaus theures Zeichen seiner Zufriedenheit mit mir und meinen Diensten durch Ihre Güte sicher erhalten habe.

Man will Ihnen hier nicht zum Besten, wie ich Gelegenheit hatte zu bemerken. Der Fürst muß sich bestimmt aussprechen. Gut, daß er Ihnen selbst die Versicherung darüber gegeben hat.

Nichts kann erfreulicher sein als die Nachrichten, welche Sie mir über den Gesundheits-Zustand des Fürsten gegeben haben. Es ist dies ein großes Glück für den Staat. Denn wahrlich die gegenwärtige Zeit verlangt Einheit und Konsequenz in dem Staats-System. Träte er ab, so ginge Alles über dem Kampf der Partheien verloren und an das Ausland dächte man nicht, so nöthig dies auch wäre.

Ich hoffe, daß Sie dieser Brief noch in Münster finden wird. Bei mir ist Alles wohl, und meine Frau dankt für den Gruß und erwiedert ihn herzlich. Bleiben Sie gesund und kommen Sie bald wieder.

Mit herzlichster Freundschaft Ihr Rehfues.

d.

An denſelben in Cöln.

Bonn, den 9. Januar 1821.

Ihr Billet vom 6. dieſes, mein theurer Freund, hat mich doppelt überraſcht; denn ſchon vor acht Tagen war Jemand bei mir der mir verſicherte, daß Sie nach Berlin gereiſt ſeien. Alſo herzlich willkommen wieder am Rhein! Was machen Sie denn aber in aller Welt in dem finſtern Cöln, wenn es nicht eine Cour iſt? So was muß es wohl ſein! Den Antiquitäten zu Gefallen hält man es nicht ſo lange dort aus, und unſer lieblicher Muſen-Sitz, mit ſeinen liebenswürdigen Prieſtern der Muſen, hält er ſonſt gegen jeden Magnet aus — mit Ausnahme deſſen, der in ſchönen Augen wohnt. Nun denn, wohl bekomm' es Ihnen! Als ich noch jung und leichtſinnig war, ließ ich mich wohl auch von den böſen — Mädchen locken. Ich weiß alſo wohl, wie es einem unter ſolchen Nöthen zu Muthe iſt, und ich könnte füglich mit Sancho Panſa ſagen: Freund, ich weiß gewiß daß ich Dich, hinter dieſem Ofen ſitzend finden werde: denn dieſen Ofen kenn' ich, und habe ſelbſt dahinter geſeſſen.

Koreff deutet mir allerlei Räthſel an und verweiſt mich auf Sie, der ſie löſen werde. Wenn Sie alſo noch ein Reſtchen von Freiheit übrig behalten haben, ſo kommen Sie doch einmal wieder in dieſe gute Stadt. Alles Herzliche zum neuen Jahr! Unwandelbar Ihr

Nehſues.

e.

An denſelben in Bonn.

Bonn, den 24. Februar 1821.

Empfangen Sie, mein beſter Hofrath, meinen herzlichſten Dank für Ihr zweites Heft der Morgenländiſchen Alterthü-

mer. Daſſelbe wird hier und da Bauchgrimmen erregen; aber mag ſich mancher ad notam nehmen, was Sie im Vorwort ſo treffend und leidenſchaftslos geſagt haben. Leider iſt aber die Mehrzahl der Gelehrten weder treffend, noch leidenſchaftslos. Am Ende werden doch alle Ihre einſeitigen und neidiſchen Gegner beſchämt werden.

Herzlichſt Ihr Nebfues.

f.

An denſelben in Cöln.

Bonn, den 30. Mai 1821.

Anliegend, mein theurer Freund, die Reiſe-Route Sr. Majeſtät wieder zurück. Ich danke herzlich für Ihre Mittheilung, glaube aber nicht daran, weil ſonſt die Reiſe nach Töplitz wegfallen würde, was doch unwahrſcheinlich ſein dürfte.

Hier hat es dieſer Tage faſt einen Religions-Krieg gegeben. So was iſt merkwürdig in unſerer Zeit! Wenn nicht nächſtens wieder Hexen verbrannt werden, ſoll es mich Wunder nehmen. Auch dies fordert ja der Geiſt unſrer aufgeklärten Zeit!

Warum ſchreiben Sie mir denn nichts von dem Nachfolger, den man mir giebt und der Ihnen ſo nahe iſt? Von Cöln kam doch das Gerücht hierher und Sie ſollten nichts davon wiſſen? Erkundigen Sie ſich doch ein Bischen, was zu dem Gerede Anlaß gegeben hat. Etwas Wahres liegt dergleichen Dingen immer zu Grunde. Ich hoffe, daß ſich Koreff's Verhältniſſe wieder zurecht geſetzt haben. Da man in der Hauptſache nichts Entſcheidendes hört, ſo iſt mir dies ganz wahrſcheinlich. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie ihm ſchreiben und ſagen ihm, er könne ſich nur

darauf gefaßt machen, mich als einen Feind des Katholizismus verschrieen zu sehen. Vor zwei Monaten wurde ich für das Gegentheil erklärt — so muß ich jeden Narren über mich richten lassen und schweigen! Empfehlen Sie mich bestens dem Herrn Präsidenten v. Hagen. Er hat auch seine Leiden im Dienst im vollen Maße, und Gott gebe ihm Geduld, wie ich sie täglich für mich und alle diejenigen, die ich liebe und ehre vom Himmel erbitten muß.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie nicht länger aus, als Ihre Geschäfte fordern und der Erfolg begünstigt. Finden Sie Jemand, der eine Arznei hat, um Unheilbare zu kuriren, so schicken Sie mir doch gleich eine Staffette. Ich werde dann den ersten Versuch an Hundeshagen und Pr. Heinrich machen; von Ersterem ist freilich, nach dem, was Sie mir schreiben, jetzt einige Besserung zu hoffen.

Herzlichst Rehfues.

8.

An denselben in Cöln.

Bonn, den 2. Juni 1821.

Mein angeblicher Nachfolger ist niemand anders als der Herr Polizei-Präsident v. Struensee selbst, mein schätzbarster Freund. Auch habe ich nicht wenig Ursache, zu glauben, daß dieses Gerücht aus den eigenen Umgebungen desselben ausgegangen ist. Dieses nämliche Gerücht machte mich ihm dabei zum Nachfolger; andere Gerüchte, eins boshafter als das andere, geben mir andere Bestimmungen und es fehlt fast nichts mehr, als daß man mich in Konstantinopel hängen oder zum Nachfolger des Wessirs Benderly machen läßt. Sie sehen, daß bei der ganzen Sache wenigstens die türkische Prädestinations-Lehre obwaltet, und da

kann freilich nichts überraschen, was geschieht. Ich lese da-
her auch recht fleißig in der schönen Blumenlese des Herrn
von Hammer und gebe mir einen Nasenstüber, so oft
mich meine vormalige schriftstellerische Nase-Weisheit über-
reden will, daß seine Verse schlecht seien.

An Italien ist nicht mehr zu denken; denn ohne ein
Zauberer zu sein, läßt sich errathen, daß in Laibach davon
die Rede geworden ist, es würde besser um die Welt ste-
hen, wenn man jede Kaste an ihrer Stelle gelassen hätte.
Auch gestehe ich Ihnen gern, daß sich sehr viel dafür sagen
läßt; gewiß ist wenigstens, daß, wenn eine Kaste einmal zu
steigen anfängt, sie nicht mehr aufhören will und Wunder
meint welch' ein Unrecht ihr geschehen sei, wenn sie nicht
das Höchste erreicht hat.

Ich freue mich, wenn Sie den Rezensenten in der Jen.
Lit. Zeit. besser errathen haben, als ich. Damit sind mir
zwei Seelen gewonnen; die eine, daß er nicht so schlimm
ist, wie ich glaubte, die andere, daß sie besser ist, als ich
wähnte. Denn wahrlich, Sie haben großen Ruhm erworben,
wenn Ihnen nicht schlimmer mitgespielt wird, als so. In
der Sprache mancher Leute heißt eine Rezension der Art
ein sehr schonendes Urtheil.

Meine Schwägerin hat bedauert, Ihre Bekanntschaft
nicht haben machen zu können. Sie wird in den nächsten
Monaten hierher kommen und da läßt sich dieses einbringen.
Kommen Sie aber einmal wieder hierher, denn auch hier
sieht es heut aus wie Regenwetter, und das haben wir in
Venn denn doch von besserer Sorte, als in Cöln, trotz dem
Medizinal-Kollegio. Das Aergste was Ihnen passiren kann
ist, daß Sie naß werden, und davor kann Sie auch dieses
weise Kollegium, ja selbst nicht einmal die erste Abtheilung

der Regierung, welche doch für Alles ſorgt und ſelbſt noch für etwas mehr, nicht ſchützen. Alſo Gott befohlen! Kommen Sie bald, ſonſt komme ich zu Ihnen, und wenn ich Sie dann hinter Novitäten ſtatt hinter Antiquitäten ſitzend finde, ſo bin ich im Stande und — berichte.

Herzlichſt für immer Ihr
Rehfues.

h.

An denſelben in Cöln.

Bonn, den 3. Juni 1821.

Sie haben ſehr Recht! Eher wird der Papſt Domprediger in Berlin, ehe der Fürſt es zugiebt, daß Struenſee mein Nachfolger wird; er kennt ihn aus den Nachrichten, welche nach Pyrmont eingelaufen. Wenn Sie dem Fürſten ſchreiben, ſo ſagen Sie ihm, daß mir einzig und allein nur an ſeiner Beiſtimmung und an ſeiner Zufriedenheit gelegen iſt; Alles andere iſt mir gleichgültig; wenn er meine Geſchäftsführung nur billigt, ſo mag die andre Welt urtheilen, was ſie will. Nochmals und abermals haben Sie Recht! Kommt das Gerücht aus Struenſee's Umgebung, vielleicht von ihm ſelbſt, weil er meine Stelle wünſcht, ſo iſt dadurch ein neuer Beweis geliefert, daß er weder Zeit noch Verhältniſſe kennt und überall hingehören mag, nur nicht an den Rhein und beſonders nicht nach Cöln und Bonn!

Herzlichſt Ihr Rehfues.

i.

An denſelben in Cöln.

Bonn, den 5. Juni 1821.

Ihre lieben Zeilen von geſtern haben mir die erſte Kenntniß ſowohl von der 10. Thesis, als von einer An-

wendung auf Sie gegeben, und noch bis jetzt hat mir dies Niemand bestätigt. Es wird aber auch nur ein glücklicher Zufall sein, wenn ich davon mehr erfahre, indem bei dergleichen Disputationen gewöhnlich nur wenige Personen zugegen sind und wohl nie leicht Jemand, der nicht als Professor ex officio, oder als Freund des zu Promovirenden zugegen ist. Uebrigens können Sie schon daraus, daß ich nichts erfahren, schließen, daß die Sache kein Aufsehen gemacht hat. Wer da weiß, wie es bei solchen akademischen Hahnenkämpfen zugeht, der spricht nicht davon, und ich selbst habe immer noch eine schwere Jugendsünde zu bereuen, da ich einen 80jährigen Lehrer jedes Jahr einigemal durch die unverschämtesten Oppositionen gemißhandelt habe. Damals fand Niemand etwas Arges daran.

Ich kann nur rathen, die Sache, wenn sie ist — was ich noch immer bezweifle — zu ignoriren. Es wird dadurch, daß man ihr Folge geben will, nur noch Schlimmeres bewirkt, und zu einer Untersuchung eignet sich die Sache in keiner Rücksicht. War sie, so ist sie auch schon vergessen; wozu daher sie wecken? War sie nicht; warum dadurch erst ihr Leben geben? Glauben Sie mir, dies ist nur Nahrung für die Schadenfreude, der an der Wahrheit gewöhnlich nicht das Geringste gelegen ist.

Uebrigens können Sie glauben, daß unter diesen Thesen noch ganz andere sind.

Nr. 17 z. B., Compendiis studia corrumpuntur, kündigt allen Professoren in Deutschland den Krieg an, und könnte von manchem der hiesigen sehr ernstlich genommen werden, wenn man nicht wüßte, daß in Thesen Alles zu sagen erlaubt ist. Nicht besser ist Thesis XII. und andre, deren Geheimnisse

etwas tiefer liegen und die sammt und sonders nichts als Schulfüchsereien sind.

Adieu! und sein Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem

Rehfues.

b

An denselben.

Bonn, den 23. August 1831.

Der älteste meiner Zwölfe ist im Mai 100 Jahre alt gewesen und heißt Ariesem. Er ist ein armer Tagelöhner, welcher noch auf diese Weise sein Brod verdient. Er hat die Gesundheit des Königs ausgebracht.

Ich habe diese Geschichte im Jahre 1814 angefangen und alle Jahre inzwischen fortgesetzt. Mancher von den Alten ist inzwischen heimgegangen und jedes Jahr fehlen einige, für die aber immer wieder Nachwuchs da ist; denn ich lasse immer die nämlichen einladen, so lange sie am Leben sind. Kann einer wegen Krankheit nicht mehr kommen, so wird er doch nicht ausgeschlossen und ihm seine Portion nach Hause geschickt. Diese besteht in einem vollständigen guten Essen und einer Flasche Weins. Die meisten können nicht Alles verzehren und nehmen das Uebrige zur Labung für die oft noch ältern alten Mütterchen nach Hause. Wie die Anlage, wünschte ich wohl eine Benachrichtigung von dieser Feier des 3. Augusts durch die Zeitungen. Können Sie es vermitteln, so dankt Ihnen

Ihr Rehfues.

Entwurf.

Allerdings verdient die herzliche Feier des 3. August in Godesberg eine so freundliche Beschreibung, als sie die Staatszeitung bereits gegeben hat, doch darf des Ausdrucks

der Freude einer Gesellschaft von zwölf alten Leuten aus der armen Klasse hiesiger Einwohner nicht vergessen werden, welche an diesem Tage von dem Geheimen Regierungs-Rath Nehfues versammelt und durch ein Mittagessen gelabt werden. Im Jahr 1814 ordnete Herr Nehfues, damals Kreisdirektor, diese Feierlichkeit an und hat sie seitdem alle Jahre fortgesetzt. Auf diese Weise wird das Geburtsfest Sr. Majestät auf eine schöne und erhebende Art gefeiert. (Nun die Details.) Die Wünsche, welche in einem solchen Kreise für des Königs Wohl und Glück zum Himmel steigen, dringen gewiß bis zum Throne des Höchsten. Möchten sie Erhörung finden und so auch das Wohl und Glück jedes braven Preußen begründen! Mit wahrem Jugendfeuer hat der hundertjährige Greis dieses Tages Feier uns erzählt.

I.

An denselben in Berlin.

Bonn, den 9. Juni 1822.

Ihr lieber Brief vom 31. v. M. ist richtig bei mir eingegangen, mein schätzbarster Freund! Es freut mich zuerst, daß Sie sich so kräftig in das Unangenehme zu finden wissen; nur dadurch wird man desselben Meister. Daß man Ihnen nichts verschweigt, ist schon ein gutes Zeichen. Es beweist eine achtungsvolle Theilnahme an Ihnen.

Ich schicke Ihnen hier das Mémoire, welches Sie verlegen müssen, um die Zeitung durchzusetzen. Sollten Sie mit dem Fürsten selbst davon zu sprechen Gelegenheit haben, so brauchen Sie meinen Antheil daran und meine Sorge, daß der vorgezeichnete Geist gehalten werde, nicht zu verhehlen. Für den Fürsten habe ich kein Geheimniß. Bei

der Rabe von Cöln läßt ſich dies von hieraus thun. Auf Widemann iſt zu zählen. Sollten Sie die Sache noch fertig bekommen in Berlin, ſo würde es gut ſein, wenn Sie den Rückweg über Augsburg nähmen, dort im ſtrengſten Vertrauen mit Widemann ſprächen, aber wohl Achtung gäben, daß Cotta nichts erführe. Dieſer hindert Alles der Art, wo er die Hand nicht einmiſchen kann, und ſein Einfluß reicht weit.

Was Sie mir über die Stimmung gegen mich ſagen, iſt mir erfreulich. Ich verdiene es aber auch; denn ich muß es mir ſauer werden laſſen, um meinen Bienenkorb in Ordnung zu halten. Können Sie erfahren, wie der Fürſt über mich denkt, ſo ſoll es mir ſehr lieb ſein. Sagen Sie ihm, daß mein Streben nur dahin geht, nach ſeinem Sinne zu handeln, weil ich wiſſe, daß ich damit auch des Königs Intentionen entſpräche. Alles Uebrige ſei mir gleichgültig, ſo Lob, wie Tadel.

Können Sie Ihre Sammlung nicht verkaufen, ſo ſchenken Sie ſie. Dadurch endigen Sie die Sache vielleicht am beſten, und wenn auch augenblicklich damit ein Opfer verbunden iſt, ſo bringt ſich das wieder herein. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir ein Wort über Otterſtedt ſagten. Ich geſtehe Ihnen, daß mir immer bang iſt, wenn — — —

Sollte in Cöln Bericht über die Zeitung gefordert werden, ſo müſſen Sie unterlegen, daß Butte nicht darin zu arbeiten bekommt. Dieſer Mann geht ſelbſt mit ſolchen Ideen ſchwanger; aber es fehlt ihm durchaus an Maß und Takt für dergleichen; und dann hat er kein Gewiſſen, um auch das Beſte zu verderben, wenn es in ſeinen Kram eingreift.

Kimendingen iſt einer von denjenigen geſcheuten Leuten, für die man eigene Tollhäuſer anlegen ſollte. Ich hoffe, Koreff wird dafür ſorgen, von dem Sie mir nichts ſagen; was nicht recht iſt. Suchen Sie doch, wenn Sie können, Grügemann über mich auszuforſchen. Ich meine immer, daß ich in dieſem Mann nicht den beſten Freund habe. Können Sie auch Herrn v. Schuckmann und v. Kamptz über mich ſondiren, ſo iſt es mir lieb. Ich möchte Leider Vertrauen verdienen, und das iſt nicht immer leicht, wenn man durch ein medium erſcheint. Ihre perſönliche Bekanntſchaft und Verbindungen mit dieſen Männern ſind von der Art — ich weiß es beſtimmt, — daß Sie mir dieſe Wünſche leicht erfüllen können.

Alle die Meinigen grüßen herzlich. So ſehr ich mich freute, Sie wieder zu ſehen, ſo wünſche ich doch, daß Sie ſich nicht übereilten. Leben Sie wohl unter Ihren lebendigen, wandelnden Ruinen.

Herzlichſt Rehfues.

Mémoire.

Unerachtet es in den Rheinprovinzen nicht an Zeitungen fehlt, ſo vermißt man doch immer ein Blatt, das innern Gehalt genug hätte, um ſich des ganzen gebildeten Publikums dieſer Gegenden zu bemächtigen.

Alle Lokalblätter derſelben ſind auf eine niedrige Bildungsſtufe berechnet. Abenteuerliche Geſchichten und wunderähnliche Dinge ſind diejenigen Artikel, durch welche ſie vorzugsweiſe das Intereſſe ihres Publikums zu gewinnen und feſtzuhalten ſuchen. Je unwahrſcheinlicher eine Nachricht iſt, deſto eiliger wird ſie mitgetheilt. Nie iſt eine Quelle angeführt, ein Wink über die Glaubwürdigkeit gege-

den, so daß Alles, Lüge und Wahrheit, bunt durcheinander läuft und die sinnlosesten Neuigkeiten oft wochenlang in diesen Provinzen geglaubt werden. Wie die Phantasie des Volks dadurch erhitzt, sein Urtheil verwirrt und seine politische Ansicht insbesondere irre geleitet wird, fällt in die Augen.

Da Alles dies mit Lokalbeziehungen untermischt ist, so vermag sich auch keins dieser Blätter über seinen nächsten Kreis hinaus zu verbreiten. Es fehlt daher auch dem in diesen Provinzen so wichtigen Verkehr an einem Mittel, seinen Bekanntmachungen und Anerbietungen eine Verbreitung im Großen zu geben. Selbst die Staatsregierung dürfte nicht ohne Nachtheil diesen Hebel der Einwirkung auf das Volk vermissen.

Bei dieser Lage der Sachen sieht sich der gebildete Theil des Publikums genöthigt, zu fremden Blättern seine Zuflucht zu nehmen. Man greift, theils wegen der Lage der Provinzen, theils aus alter Gewohnheit und vielleicht auch aus Widerspruchsgeist, vorzüglich nach den französischen und belgischen Zeitungen. Da aber diese sämmtlich einer oder der andern politischen Partei huldigen, so kann die nachtheilige Einwirkung auf den öffentlichen Geist nicht ausbleiben.

Es dürfte vielleicht scheinen, daß die allmälige Verbreitung der Staatszeitung diesem Uebel abzuhelfen geeignet sein könnte. Allein bei allem Werthe dieses Blattes und bei dem unverkennbaren täglichen Steigen desselbigen fällt es doch nicht schwer, die Unmöglichkeit hiervon zu beweisen. Der Hauptgrund liegt in den geographischen Verhältnissen dieser Provinzen zu der Hauptstadt, wo die Staatszeitung erscheint. Der Schauplatz der meisten politischen Bewegun-

gen und der vorzüglichſte Tummelplatz der Publizität unſrer Zeit iſt in dem Süden und Weſten von Europa, welchem die Rheinprovinzen näher liegen als Berlin. Was die Zeitungen daher aus der Hauptſtadt Neues an den Rhein bringen können, beſchränkt ſich auf das, was die Staats-Regierung ſelbſt bekannt machen will, und auf die Ereigniſſe im Nord-Oſten von Europa. Alles aber, was in England und Belgien, in Spanien, Portugal und Frankreich vorgeht, folglich auch alle Nachrichten aus Oſt- und Weſt-Indien, ferner die Ereigniſſe des ſüdlichen Deutſchlands, der Schweiz, Italiens, der Berberei und ſelbſt der Levante kommen durch andere Blätter früher an den Rhein, als es durch die der preußiſchen Hauptſtadt geſchehen kann. Sogar die Erſcheinungen in den öſterreichiſchen Staaten werden durch die ſüddeutſchen Zeitungen früher verbreitet, als es durch die Staatszeitung möglich iſt.

Wenn nun erwogen wird, daß das eigentliche Leben der öffentlichen Blätter heutzutage nicht allein in dem Bericht von den Ereigniſſen, ſondern vorzüglich in den öffentlichen Verhandlungen conſtitutioneller Staatskörper beſteht, und daß der Weſten und Süden von Europa allein diejenigen Staaten umfaſſen, wo dergleichen Verhandlungen ſtattfinden, ſo dürfte der Beweis, daß die Staatszeitung die Bedürfniſſe der Rhein-Provinzen nicht zu befriedigen vermag, ſchon durch Obiges als vollkommen geführt erſcheinen. Möchte nun auch gleich aus einem beſtimmten Standpunkt nicht ohne guten Grund behauptet werden, daß es am beſten für die Ruhe der Völker wäre, wenn die Publizität ſtändiſcher Verhandlungen beſchränkt werden könnte, ſo ſind doch die Schwierigkeiten der Ausführung eines ſolchen Grundſatzes zu mächtig, um dem Glauben an ſeine Möglichkeit

Raum zu gestatten. Was daher gewünscht und erreicht werden kann, dürfte darauf hinausgehen, daß sich die Regierung selbst der Organe der Publizität versicherte und die Begründung eines Zeitungs-Instituts begünstigte, das, indem es die Neugierde des Publikums befriedigte, dennoch die Publizität des Auslandes nur in demjenigen Umfange wiedergäbe, welcher dem politischen Anstande, dem wahren Wohle des Volks und dem System des preußischen Staats angemessen wäre.

Dieses Zeitungsblatt würde, außer seinem, weiterhin anzugebenden Inhalt, sich des Publikums durch folgende anschauliche Mittel zu bemächtigen suchen:

1) Durch die Wahl des Orts, rücksichtlich der Herausgabe, rücksichtlich der Post-Kurse, des Einflusses auf die öffentliche Meinung und der Bedeutung seines innern und äußern Verkehrs. Diese Punkte bedürfen keiner nähern Entwickelung, um für die Stadt Cöln den Ausschlag zu geben.

2) Durch seine tägliche Erscheinung, um in dieser Rücksicht mit den Blättern von Belgien, Frankreich und dem südlichen Deutschland, von welchen Ländern täglich Posten und Zeitungen eintreffen, gleichen Schritt halten zu können.

3) Durch die großen Hülfsmittel, welche der Verkehr in dem damit zu verbindenden Intelligenz-Blatt finden würde.

4) Durch die Niedrigkeit seines Preises, welcher nirgends in den Rheinprovinzen über einen Louisd'or jährlich sein dürfte — ein Preis, welchem die Lokalblätter, trotz ihres beschränkten Umfangs, fast überall nahe kommen.

Was den Geist, in welchem das Blatt redigirt würde, betrifft, so müßten Besonnenheit, Anstand und Unpartheilichkeit die ersten Gesetze desselben sein.

Besonnenheit, um die Nachrichten rücksichtlich ihrer Glaubwürdigkeit zu prüfen und sie nicht früher mitzutheilen, als bis dies geschehen kann, ohne den Staat in seinen Verhältnissen zu den auswärtigen Staaten zu kompromittiren. **Besonnenheit** ferner, um Alles dasjenige aus dem Reiche des Blattes zu verbannen, was nur dazu dienen kann, die Frivolität des Publikums zu beschäftigen, den Hang zum Wunderbaren und Abenteuerlichen, sowie die Schadenfreude desselbigen zu nähren.

Anstand, um Alles entfernt zu halten, was für Einzelne und für die Staaten, die Völker und ihre Regierungen kränkend sein könnte, und was überhaupt mit Verhältnissen zusammenhängt, die in irgend einer gesellschaftlichen oder politischen Beziehung das Zartgefühl in Anspruch nehmen; folglich Vermeidung aller politischen Geheimnißkrämerei, aller Jagd nach Personalitäten und nach Lösung politischer Räthsel, sowie aller Zänkereien mit einzelnen Personen und mit anderen öffentlichen Blättern; und Anstand endlich hinsichtlich der Form, in welcher zu dem lesenden Publikum gesprochen wird.

Unpartheilichkeit, so weit sie in einem Blatte möglich ist, welches das System seiner Regierung vor allen Dingen zu befördern für die erste Pflicht und für seine nächste Bestimmung achtet, ohne sich darum das Ansehen eines halb-offiziellen Blattes geben zu wollen.

Nach dieser Darlegung der leitenden Grundsätze möchte die Angabe des nähern Inhalts der Zeitung überflüssig sein, und man darf sich darauf beschränken, zu sagen, daß sie alles Wissenswerthe, was in der Geschichte des Tages, in den Bewegungen der Literatur und Kunst, des geselligen Lebens und des Verkehrs im Handel, Fabrikwesen und der

Landwirthſchaft Neues ſich ergiebt, mitzutheilen, ſich aber in Allem wo möglich an offizielle Aktenſtücke, Bekanntmachungen konſtituirter Behörden, Berichte offizieller und halboffizieller Blätter zu halten und alles Raiſonnement über politiſche Syſteme und Regierungs-Operationen, ſowohl des vaterländiſchen, als auswärtiger Staaten, durchaus zu vermeiden hätte.

Der Titel des Blattes würde folgender ſein:

Die allgemeine Weltkunde, ein Tageblatt für die Zeitgeſchichte.

Nehſues.

2.

Koreff an Dorow in Bonn.

Berlin, den 20. December 1820.

Ich ſchrieb Dir nicht, geliebter Freund, um Dich nicht zu betrüben. Ich hatte nichts Erfreuliches zu melden. Sollte ich Dir den Sieg der Bosheit, Kabale, des Undanks und der Verläumdung über Redlichkeit, Liebe und Treue erzählen? Das iſt nichts Neues. Die Weltgeſchichte wimmelt davon. Wie Alles dies zuſammenhängt, weiß ich ſelbſt größtentheils nicht — kennt der Unſchuldige die Schlangen, die ihn in die Ferſen ſtechen? theils läßt es ſich auch keinem Briefe anvertrauen. Mein einziger Schmerz iſt, daß ich vielleicht nichts mehr für Deine Anſtalt thun kann. Ich glaubte Alles ſo ſicher, ſo gut für das theure Haupt des Freundes organiſirt zu haben — aber wer kann dafür, wenn die poſitivſten Befehle nicht reſpektirt werden und wenn Derjenige, der ſich höchlich darüber beleidigt finden ſollte und der die Macht zu ſtrafen in Händen hat, es mit

Gleichgültigkeit anſieht! Ob ich noch in der Zukunft etwas für das Inſtitut werde thun können, weiß ich nicht, das hängt von den Göttern ab. Dies aber iſt mein einziger Schmerz. Sonſt bin ich außerordentlich mit der Wendung meines Schickſals zufrieden. Ich bin durch Kabinetsordre in das Miniſterium des Kultus verſetzt, wodurch meine Lage an Solidität ungemein gewinnt und ich der Unruhe für meine Zukunft gänzlich enthoben bin. Ob ich den Vortrag beim Staatskanzler verloren habe, weiß ich zur Stunde noch nicht. Ich habe den Staatskanzler gebeten, mich in die Medizinal-Sektion zu verſetzen, weil es unmöglich iſt in beiden Sektionen zugleich zu arbeiten, weil ich meiner Wiſſenſchaft nicht den Rücken zukehren will und weil ich endlich nicht in unnützem, fruchtloſem Kampf meine Kräfte zu conſumiren geſonnen ſein kann. Noch habe ich keine Antwort. Irre Dich ja nicht, mich etwa zu bedauern. Gratuliren mußt Du mir. Wenn ich Dich und Dein ſo ſchön begonnenes Werk in Bonn erſt ſicher ſähe: dies iſt mein einziger übrig bleibender Kummer. Die Andern ſind mir alle gleichgültig. Durch dieſe Schöpfung des Fürſten glaubte auch ich auf den Dank der Rheinländer Anſpruch zu haben! Ich habe hier nur Undankbare gemacht. Gottlob! ich habe nie auf Dank von den Menſchen gerechnet. Meine Motive ſind immer edler. Viel Gutes habe ich gewollt — einiges bewirkt. Herzlich müde bin ich, denn Du haſt keinen Begriff — oder vielmehr Du kannſt ihn Dir jetzt aus Deinen eigenen Angelegenheiten entnehmen, welch' furchtbare Anſtrengung dazu gehört, um nur irgend etwas in's Werk zu ſetzen. Wo der Fehler liegt, weiß ich recht gut, doch wo wird je guter Rath bei Zeiten gehört? Die Milde und Güte des herrlichen Fürſten müßte ſich in donnernde Strenge — auch

gegen die höchſten Behörden verwandeln! Ich bin der Siſyphus-Arbeit müde — jetzt gewinne ich Zeit und kann in der Wiſſenſchaft und Kunſt vielleicht etwas Tüchtiges leiſten. In der Profeſſur bin ich beſtätigt. Meine Vorleſungen haben groſsen Succeſs. Der König hat für Auguſti, Beckedorf und mich einen Auftrag beſtimmt. Von welcher Natur, weiſs ich noch nicht. Auch arbeite ich jetzt eine groſse Oper für Spontini und werde mich, wenn die Wunden des Herzens vernarbt ſein werden, recht glücklich fühlen. Dieſe Wunden heilen langſam, denn Undank thut weh, das Laſter, die Bosheit triumphiren und die Unſchuld unterliegt, und noch dazu ſich verkannt zu ſehen, das thut fürchterlich weh. Gott behüte Dich vor ſolcher Erfahrung. Ich habe dem Fürſten das ganze Gewebe offen dargelegt: doch er glaubt es nicht, ſeine edle Natur kann es ſich nicht denken! Dieſes Verkanntſein ſchmerzt. Sonſt nichts. Im Gegentheile, ich habe viel Elemente, aus denen ſich das Glück — und ich bin beſchrieben — conſtruiren läſst. Ich bekomme meine Freiheit wieder, kann jedes Jahr wieder allein reiſen und meiner Einbildungskraft ungeſtört mich hingeben und ſo das innere Weſen wecken und bilden, was doch die Hauptſache bleibt. Theile von dieſem Briefe an Rebfues mit, was Dir gut dünkt. Nie zu viel. Bekümmre Dich ja nicht um das alberne Schwatzen der Leute. Wer Gott im Herzen, ein reines Gewiſſen, etwas im Kopfe und das Gefühl ſeiner Unſchuld und Rechtlichkeit hat, der geht durch die Labyrinthe des Lebens von unſichtbaren Engelsſchildern geſchirmt. Traure ja nicht, ſondern freue Dich mit Deinem Freunde. Lebe wohl und ſei mir ſo treu wie ich Dir.

Dein Ferdinand Koreſf.

3.

A. W. v. Schlegel in Bonn an —.

Bonn, den 11. November 1825.

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich mein langes Stillſchweigen zu verzeihen, das ich in der That nicht zu rechtfertigen weiß. Wenigſtens hätte ich Ihnen ſogleich meine lebhaft empfundene Dankbarkeit wegen der geneigten Aufnahme des Dr. Bach ausdrücken ſollen. Ich will die Verſäumniß nicht allein auf die vielen Geſchäfte und Störungen ſchieben, die mir während der letzten Hälfte des Sommers zur Laſt fielen, da ich neben dem Rektorat noch die Stelle des Herrn Regierungs-Bevollmächtigten zu vertreten hatte. Größern Antheil daran hatte meine Unentſchlüſſigkeit, ob ich Ihnen über die Sache des Prof. Heinrich ſchreiben ſollte oder nicht. Ihr letzter Brief enthielt ein ſo vollkommen richtiges Urtheil darüber, daß es überflüſſig ſchien, Ew. Hochwohlgeboren noch weiter aufklären zu wollen. Ich hatte bisher in dieſer Sache nothgedrungen gehandelt, nicht mehr gethan, als meine Stellung gebieteriſch forderte, und wurde dennoch hier von einer Parthei beſchuldigt, ein Verfolger des Beklagten zu ſein. Endlich konnte ich nach Zurückkunft des Herrn Geh. R. Nebfues das Geſchäft ganz ruhig in die Hände eines Mannes niederlegen, der für die Intereſſen der Univerſität, auch bei einem leidenden Geſundheitszuſtande, unermüdlich iſt und ſich dabei durch keine Rückſicht ſtören läßt. Gern wollte ich mir nun den verdrießlichen Handel aus dem Sinne ſchlagen, worüber ich ſchon Tribulationen genug ausgeſtanden hatte. Ich wußte wohl, es ſei kein periculum in mora; denn die laut geäußerte Hoffnung der Anhänger des Prof. Heinrich, es werde ſofort eine günſtige Entſcheidung für

ihn — warum nicht durch einen Kourier? — eintreffen, mußte mir nach Lesung seiner Vertheidigung ganz chimärisch erscheinen. Da ich aber weiß, wie viel Ueberwindung es dem uns vorgeordneten Ministerium bei seiner gewohnten Milde kostet, einen gerechten, aber streng entscheidenden Beschluß zu fassen; da ich ferner sehe, wie man Alles aufbietet, um einen Menschen von längst anrüchigem Ruf und der weder Achtung noch Mitleiden verdient, vor den natürlichen Folgen seiner, soll ich sagen Verrücktheit oder Böeartigkeit zu schützen; so will ich doch meinerseits auch nichts versäumen, was im mindesten dazu dienen kann, eine klägliche Zerrüttung aller Verhältnisse von unserer Universität abzuwenden. Ich beschränke mich dabei auf die Schilderung der Umtriebe (dies ist hier der passende Ausdruck), welche während der Abwesenheit des Geh. R. Nehfues stattgefunden haben, welche dieser also nur mittelbar erfahren konnte, und auf die Schätzung der hiesigen Wirksamkeit des Prof. Heinrich in wissenschaftlicher Hinsicht.

Zuvor muß ich um Erlaubniß bitten, ganz offen mein persönliches Verhältniß zu einem Manne darzulegen, dessen ausgezeichnete Talente ich bewundre, dessen launenhafte und leidenschaftliche Reizbarkeit ich nur beklagen kann. Es ist nothwendig, da dieser durch seinen Rang, wie durch seinen Ruf angesehene Mann, wie wohl außerhalb der Universität stehend, sich so thatig in die Sache gemischt hat, als ob sie vor sein Forum gehörte, ja als ob er schon eine Autorität über uns ausgeübt hätte.

Als man uns zuerst den Entschluß des Geh. Staatsraths Niebuhr ankündigte, sich in Bonn niederzulassen, erfreute ich mich der Aussicht auf den Umgang mit einem Manne von so gebildetem Geist, von so tiefer und umfassender

Gelehrſamkeit. Die Vorausſetzung, daß eine Kritik, worin ich meines Bedünkens einen partiellen Widerſpruch mit achtungsvoller Anerkennung vorgetragen hatte, eine nach vielen Jahren noch rege Antipathie bewirkt haben könne, iſt meiner Denkart fremd. Ich wußte nicht, daß Herr Niebuhr in Rom, wie er ſelbſt ſagt, das Gelübde gethan hatte, bei ſeiner Zurückkunft in Deutſchland an dem erſten Tadler, der ihm begegnen würde, ein Jephta-Opfer zu vollbringen. Bald mußte ich es anders erfahren. Ein Verehrer des Herrn Niebuhr, der in Rom ihm näher bekannt geworden war, ſprach von jener Recenſion nur als von einem Attentat, von einem Verbrechen der beleidigten Majeſtät. Herr Niebuhr beſuchte mich nicht, er vermied mich ſichtbar, wo wir zufällig zuſammentrafen; wohlwollende Verſuche, uns in geſellſchaftliche Berührung zu bringen, ſchlugen fehl. Ich konnte hierbei nichts thun, ich bin nicht gewohnt mich aufzudringen. Sobald ich aber das Rektorat angetreten hatte, benutzte ich die Gelegenheit, ihm mit Höflichkeit zuvorzukommen. Als das königl. Miniſterium uns ſeinen Entſchluß eröffnete, hier Vorleſungen zu halten, eilte ich dem, nicht ohne Widerſpruch auf mein Anbringen gefaßten Beſchluß des Senats, zuerſt ein Schreiben an ihn zu erlaſſen, zuvor, indem ich ihn in meinem eigenen Namen bewillkommente, ihm meine Freude bezeugte und dem Publikum durch einen Zeitungs-Artikel ſeinen Beitritt ankündigte. Hierauf wurden einige, von Herrn Niebuhr's Seite mehr als verbindliche Briefe, und nach ſeiner Zurückkunft aus Berlin Beſuche zwiſchen uns gewechſelt. Ich verſäumte den Sommer hindurch nichts, was dazu dienen konnte, ein offenes, freundſchaftliches und zuverläſſiges Verhältniß zu begründen. Dies ſchien auch einigermaßen zu gelingen, bis

das verhängnißvolle Dekret über die Suspension des Prof. Heinrich ankam. Herr Niebuhr schien mir die ganze Schuld davon beizumessen, wiewohl ich nichts dabei gethan hatte.

Ich war genau unterrichtet, daß er sich über mich nicht nur gegen Professoren, sondern auch gegen Studenten auf das heftigste geäußert hatte. Ich fuhr jedoch in der bisherigen Weise fort, als wäre nichts vorgefallen, und Herr Niebuhr nahm auch einigemal meine Einladungen an. Noch in meiner Rede bei Niederlegung des Rektorats, wo er gegenwärtig war, erwähnte ich auf das ehrenvollste seiner hiesige Wirksamkeit.

Alles dies kann mir nichts helfen: es gilt den Liebling, den Auserwählten. Wer hätte sich eine solche Disparate, wie dieses Bündniß ist, als möglich denken sollen. Wer hätte nicht erwartet, dem weiterfahrenen Manne werde die Falschheit niedriger Schmeichelei nicht entgehen, der gebildete Mann werde vor dem Gemeinen und Pöbelhaften Ekel empfinden? Die Freundschaft war durch einige gegenseitig gebilligte Emendationen zuerst gestiftet. Herr Niebuhr hatte die Autorität des Prof. Heinrich als Aegide einem Leipziger Magister entgegengehalten, ohne auf diesen sonderlichen Eindruck zu machen. Dies mochte hingehen; nun aber erklärte er seinen Schützling für den Meister im Stuhl der Sprachkritik, für den großen Krondiamanten der Grammatik, für den Einzigen, Unersetzlichen, Unerreichbaren. Er ist ihm mit einem Wort ὁ πάντα. Wie läßt sich dies anders erklären als dadurch, daß Jemand, den es sehr gekränkt hat, einmal adeptus in passiver Bedeutung und vel für an gesetzt zu haben (worüber ich mich meinerseits leicht trösten würde), für künftige philologische Arbeiten sein Vertrauen

auf die vermeintlich untrügliche Latinität seines Bundesgenossen gesetzt hat? Es ist schon beklagenswerth, wenn ein Schriftsteller von wahrem Verdienst ein ungebührliches Gewicht auf Nebendinge legt, worin er nun einmal keine sonderliche Stärke besitzt. Was soll man aber vollends sagen, wenn eine solche Grille ihn zu leidenschaftlichen Handlungen, zum Verkennen seiner Verhältniße, zur Ueberschreitung des Anstandes verleitet?

Ich sagte vorhin, daß ich große Tribulationen erlitten habe, und meine Freunde werden es bezeugen. Jedoch hatte die Sache auch ihre lustige Seite, woran sich ein unbetheiligter Beobachter wohl hätte ergötzen mögen. Von jeher hatte mich das Betragen des Prof. Heinrich an die Verse unseres alten Hagedorn erinnert:

> Allhier sind die Grammatici
> Streitbare Ziegenböcke;
> Sie dünken sich kein schlechtes Vieh,
> Das zeigt ihr stolz Geblöke.

Seine Verblendung bis zur Ankunft des Suspensions-Dekretes war unglaublich groß. Der anstößige öffentliche Auftritt, den er bei dem Besuche des Kronprinzen veranlaßte, gab davon einen auffallenden Beweis. Die leider ohne Folge gebliebene Klage des Prof. Walter liegt bei unseren Akten. Das Dekret traf eben vor der Rektorwahl ein, es hatte dem Beklagten aber noch nicht amtlich zugefertigt werden können; ich mußte ihn also zulassen und die Schmach erleben, daß ihm noch zwei meiner Kollegen, eben vor Thorschluß, ihre Stimme gaben. Am Tage nach der Zufertigung sendete Prof. Heinrich einen Anschlag-Zettel, gegen den ich nichts einzuwenden hatte. Er kam aber auch selbst, versammelte die Seminaristen im Hofe des Universi-

tats-Gebäudes um sich her, nahm einen rührenden Abschied von ihnen, weinte, oder schien wenigstens die vergossenen Thränen abzutrocknen. Die Zerknirschung war Anfangs groß. Ajax, endlich zur Besinnung gekommen, saß in seinem Zelt und betrachtete die in der Raserei erwürgten Hammel. Bald aber wurde ihm von allen Seiten Trost zugebracht. Zuerst das Kondolenz-Schreiben der Seminaristen. Dieses ward von den beiden ältesten, Brauert und Lucas (die sich zwar bei der Premotion des Dr. Bach tadelnswerth benommen, aber doch auf meine ausdrückliche Warnung in gewissen Gränzen gehalten hatten) den übrigen zur Unterschrift vorgelegt. Es war ihnen aber höhern Orts diktirt worden, und der eigentliche Verfasser war dabei aus der Rolle gefallen, indem er die jungen Leute sagen ließ, nicht nur was sie nicht sagen sollten, sondern auch was sie nicht sagen konnten. Ich habe mir keine Abschrift verschaffen können, doch sind mir Stellen daraus glaubwürdig berichtet worden. Wo Prof. Heinrich gelehrt habe, hieß es, sei die Philologie aufgeblüht, nachher wieder in Verfall gerathen. „Ihr Urtheil entscheidet über den Werth eines Menschen; wir sollten wir Sie je verkennen?" Dies sind in der That große Ungehörigkeiten, die wohl eine derbe Rüge verdienten.

Hierauf kam, aus derselben Quelle, die Supplik der Professoren. Wie es mit dem Sammeln der Unterschriften zugegangen, habe ich im Allgemeinen gleichzeitig nach Berlin berichtet. Es haben sich dabei besonders zwei Professoren thätig bewiesen, für die es grade am unschicklichsten war, weil sie, erst neuerdings angekommen, die bisherigen Verhältnisse nicht kannten. Der eine hat die Supplik mit einem Circular an seine Kollegen begleitet, der andere wiederholt einem Pedell zugemuthet, es herumzutragen, der

aber klug genug war, es zu verweigern, ehe ich es ihm ausdrücklich untersagte.

Durch solche Gönnerschaft, solche zu seinen Gunsten gemachte Parthei̇ung wurde nun der alte Trotz und Uebermuth des Prof. Heinrich bald wieder hergestellt, wie er in seiner zu Protokoll dictirten Vertheidigung am Tage liegt. Er verreiste nach Kiel, um seine Frau abzuholen. Es verlautete ein Gerücht, er werde die erledigte Stelle eines Professors der Philologie dort wieder antreten. Vergebliche Hoffnung! Man beruft ihn nicht wieder, wo man ihn einmal kennen gelernt hat.

Ich komme nun auf seine wissenschaftlichen Leistungen und seine Wirksamkeit als Lehrer. Es ist klar, daß Prof. Heinrich zu dem auswärtigen Glanze unserer Universität nichts beiträgt. Seit den sieben Jahren, die er hier zugebracht, ist keine gelehrte Arbeit von ihm, weder große noch kleine, an's Licht getreten. Man wird doch einen bloßen Abdruck der Bruchstücke des Cicero, vielleicht mit einigen Conjecturen, nicht dafür anrechnen? Er hat sich sogar wegen der versprochenen und nicht gelieferten Anmerkungen von dem Buchhändler verklagen lassen. Seine Freunde sagen, er strebe nach einer solchen Vollkommenheit, daß er sich niemals selbst befriedigen könne. Die Wahrheit ist aber, daß er sich vor scharfen Beurtheilungen scheut und überhaupt mit einer unsäglichen Sterilität des Geistes behaftet ist. Sonst hätte er ja die Gelegenheit benutzt, in akademischen Schriften mit seiner Latinität zu glänzen. Was er aber im Namen der Universität geschrieben, wird sich bequem auf zwei Blättchen bringen lassen und nur bis zur Ankunft des Prof. Näke hat er nothgedrungen die Feder angesetzt. Diesem hat er sogar das Programm für den Geburtstag Sr.

aziität zugeschoben, als an ihm als Dekan die Reihe war,
zu schreiben. Niemals hat er die Festrede bei derselben
elegenheit übernommen, wie es Andere gethan. Eine
liche Rede alljährlich zu halten, ist eine schwere Aufgabe,
eil man Gefahr läuft, sich zu erschöpfen und zu wie-
erholen; wer sie nicht ein einziges Mal schicklich zu Stande zu
ringen weiß, muß von allem rednerischen Talente entblößt
ein.

Prof. Heinrich behandelt den lateinischen Styl als ein Arcanum, das sich nur den Adepten mittheilen lasse. Dies ist baare Charlatanerie. Wer die Meisterschaft in einer Kunst besitzt, findet auch Vergnügen daran sie auszuüben und entzieht sich nicht dem öffentlichen Urtheil. An den kleinen, oben erwähnten Proben konnte ich nichts Besonders wahrnehmen, als das Peinliche und Geschraubte. Es kann nicht anders sein. Der Styl ist nur der Ausdruck des Geistes. Wer ohne wahren Gehalt nach einer zierlichen Schreibart hascht, wird nichts als gedrechselte Redensarten herausbringen.

Nicht einmal in der Grammatik und dem lateinischen Sprachgebrauch ist Prof. Heinrich so untrüglich, als er es immerfort zu verstehen giebt. Als die Fakultät dem Grafen v. Beust ein Ehrendiplom ertheilte, übersetzte er den Titel Berghauptmann durch subterraneae cohortis centurio. Wie lächerlich! Es sollte metallorum praefectus heißen. Bei dem Vorfalle, welcher den Austritt des Dr. Bach aus dem Seminarium veranlaßte, hatten nach dem Bericht des Stud. Brauert in Bezug auf Latinität sowohl der Schüler als der Lehrer Unrecht. Sowie die getadelte Redensart dasteht, ist sie allerdings nicht lateinisch und Dr. Bach hätte den Sprachgebrauch durch eine classische Autorität und nicht

durch die ſeines Schullehrers erweiſen ſollen. Allein Prof. Heinrich behauptete, adulterium könne durchaus nicht für adulteratio ſtehen, und es kommt wenigſtens viermal bei dem älteren Plinius vor: adulterium mellis, vini und noch kühner adulteria naturae, künſtliche Verfälſchung der einfachen Stoffe, welche die Natur liefert. Warum ſollte man alſo nicht ſagen können adulterium carminis? Ein junger Phyſiker und Mathematiker meldet ſich zur Habilitation und kündigt eine Theorie des Regenbogens, arci coelestis, an. Prof. Heinrich ſchreibt nach ſeiner Weiſe an den Rand: „Disce grammaticam, geometra!“ Nun findet ſich's, daß Varro und Cicero den Regenbogen nach der zweiten, den Bogen als Geſchoß nach der vierten Deklination abgewandelt haben. Dem Phyſiker war alſo nichts vorzuwerfen, als daß er eine claſſiſche, aber veraltete Unterſcheidung geltend gemacht hatte.

Ew. Hochwohlgeboren trauen mir wohl nicht zu, daß ich die Genauigkeit in ſolchen Dingen nicht überſchätze. Wer aber das ganze Weſen der Philologie darein ſetzt, kein anderes Verdienſt anerkennt und jeden Gelehrten, der ein Verſehen hierin begeht, unerbittlich verhöhnt, mit dem darf man es ebenfalls genau nehmen.

Ich bin nicht geſonnen, das Verdienſt der gelehrten Arbeiten zu verkennen, welche Prof. Heinrich vor einigen zwanzig Jahren an's Licht geſtellt hat. Damals war er beſcheiden und thätig, weil er Beförderung ſuchte; er kam eben aus einer beſſern Schule, als die ſeinige nachher geworden iſt. Wenn er jetzt in ſeinen Lehrvorträgen und gelehrten Forſchungen und in den Verhältniſſen des Lebens ſich noch eben ſo bewährte, als er in der Zuſchrift an Heyne vor dem Scut. Hercul. erſcheinen wollte, ſo würde er ein

nützliches, willkommenes Mitglied jeder Universität sein. Aber seine diktatorischen Anmaßungen bei einer so höchst beschränkten Einseitigkeit sind ganz unerträglich. Sachkenntnisse vom classischen Alterthum, ohne welche ja doch alle Interpretation ein leeres Geschwatz bleibt, vollends philosophische Ansichten sind nach seiner Lehre durchaus verwerflich und der Tod aller echten Philologie. Er hält das materielle Gerüste, grammatische Sprachkenntniß und Wortkritik für das Wesen der Sache. Auch solche Handlanger sind nützlich, nur müssen sie sich nicht für die Meister des Baues ausgeben. Vom Prof. Heinrich können seine Schüler keinen umfassenden, am wenigsten einen philosophischen Ueberblick des classischen Alterthums empfangen, weil er ihn selbst nicht besitzt. Er ist belesener in den neuern Commentatoren als in den Classikern und in beiden hat er mehr nachgeschlagen als gelesen. Wenn Ew. Hochwohlgeboren sich die Mühe geben wollen, das Verzeichniß seiner seit sieben Jahren gehaltenen Vorlesungen durchzugehen, so werden Sie finden, daß fast Alles in der Auslegung weniger Autoren besteht. Hier wo er immer dasselbe wieder durchgearbeitet hat, mag er gründlich sein. Vorlesungen über griechische und römische Antiquitäten, über Geschichte der griechischen und römischen Literatur, über Mythologie, Paläographie und Archäologie der bildenden Künste zu halten, ist er ganz unfähig: wenn es ihm auferlegt würde, könnte er nichts anders thun, als Compendien ausschreiben und diktiren, weil es ihm an einem Vorrath eigener Gedanken und Forschungen fehlt. Er sollte also seine Schüler an andere Lehrer verweisen. Aber es ist notorisch, daß er grade im Gegentheil sie davon abmahnt, und das königl. Ministerium hat es selbst anerkannt, indem es den Seminaristen

zur Pflicht gemacht, die Vorlesungen des Prof. Welcker zu hören. Kann man wohl im Ernst den Prof. Heinrich mit einem Wolf, einem Hermann, einem Böckh in gleichen Rang stellen? Wäre er aber auch ein Scaliger, ein Casaubonus, ein Bentley, so würde sein Beispiel, der Ton seiner Sitten, sein Benehmen in allen Verhältnissen jenes transcendente Verdienst mehr als aufwiegen. Grade in dem Fache, worin man den Prof. Heinrich für unersetzlich hält, besitzt unser Prof. Näke eine besondere Stärke, freilich ein Mann von ganz anderm Geist und Charakter, mit welchem Amtsgeschäfte jederzeit erwünscht sind, dessen Schüler zu sein, sehr aufmunternd sein muß. Auch sein Urtheil ist keineswegs einseitig: er ist anerkennend und empfänglich für fremdartiges Verdienst. In der Anmuth und Leichtigkeit des mündlichen lateinischen Vortrags ist er seinem Kollegen entschieden überlegen.

Wenn Ew. Hochwohlgeboren Gelegenheit gehabt hätten, hier am Orte die Lehrmethode des Prof. Heinrich zu beobachten, so würde obige Erörterung bei Ihnen, als einem Kenner der classischen Literatur, überflüssig erscheinen. So aber muß ich gewichtigen Autoritäten entgegen zu wirken suchen. Herr Niebuhr hat bei Eröffnung seiner jetzigen Vorlesungen ihn als einen Meister der philologischen Kritik bezeichnet, dessen gegenwärtiges unfreiwilliges Stillschweigen, als eine Calamität für die Universität zu betrachten sei. Das Auditorium war zahlreich besetzt, und Prof. Heinrich befand sich unter den Zuhörern. Ich enthalte mich aller weiteren Bemerkungen.

I.

Das Museum Rheinisch-Westphälischer Alterthümer in Bonn.

1. u. 2.

Wer ein Interesse an diesen Documenten (siehe Seite 247 u. 251) hat, lese sie im V. Bande von Dorow's Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Berlin, 1841.

3.

Des Fürsten Staatskanzlers Antwort an Cöln's Bürger.

Berlin, den 27. Mai 1821.

Siehe 3. Theil Seite 254.

4.

Erwiderung der Cölner Bürger an den Fürsten Staatskanzler.

Cöln, den 28. Juni 1821.

5.

Eine Professer-Kommission in Bonn.

Siehe 3. Theil Seite 247.

„Verträge soll keiner unter irgend einem Vorwand eigenmächtig verändern. Die kleinste Übertretung wird allgemeine Sache. Der Leber dieser Grundsätze ist in dem Biedersinn aller verständigen Männer; die öffentliche Stimme spricht ihn aus; seine göttliche Wahrheit überwindet Sachwalterkünste, die Freiheit unter den Gewaltigen geben ihm Sanktion."

Johannes von Müller.

„Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wahren; man muß ihr zum Trotz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen."

Goethe.

3.

An den Commerzienrath von der Leyen in Cöln.

Berlin, den 27. Mai 1831.

An Ew. Hochwohlgeboren richte ich meine Antwort auf eine mir unter dem 22. v. M. zugefertigte Eingabe mehrerer sehr achtungswürdiger Einwohner von Cöln, weil Ihr Name an der Spitze derselben steht.

Ich erkenne die Wichtigkeit der in gedachter Vorstellung angeführten Beweggründe für Aufstellung des Museums vaterländischer Alterthümer in Cöln gern an, und lasse den patriotischen Absichten und der Kunstliebe der Unterschriebenen alle Gerechtigkeit widerfahren. Aehnliche Ursache hatte bei mir die Idee erzeugt, dem Wunsche derselben zuvor zu kommen, aber wichtige Bedenklichkeiten stehen diesem Wunsche entgegen.

Auf den Vorschlag, bei Sr. Majestät auf ein Gesetz anzutragen, wodurch die Ausfuhr von Kunstwerken verboten werde, glaube ich nicht eingehen zu dürfen. Ein solches Verbot, welches von anderen Staaten retorquirt werden würde, könnte dem Ganzen der an eigenen Kunstwerken armen Monarchie mehr schaden als nützen. Indem wäre es eine Ungerechtigkeit, wenn die Regierung nicht zugleich sich bereit erklärte, alle im Lande zu verkaufende Kunstwerke selbst zu acquiriren, ein Versprechen, dessen Ausführung die Beschränktheit der Etats, aus welchem dergleichen Ausgaben bestritten werden können, für jetzt wenigstens nicht gestattet.

C. Fürst von Hardenberg.

4.

An den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg in Berlin.

Cöln, den 29. Juni 1821.

Ew. Durchlaucht höchste Verfügung vom 27. v. M. an den Commerzienrath Herstatt von der Leyen, welche uns mitgetheilt worden ist, erlauben wir uns als Organ der gesammten Bürgerschaft ganz unterthänigst zu bemerken, wie es nie die Meinung sein konnte, das Verbot der Ausfuhr von Kunstwerken verlangen zu wollen; wir wagen es, das ganz unterthänigste Gesuch dahin zu erläutern, daß wir ein Gesetz dieserhalb nur für die vaterländischen Alterthümer zweckmäßig glaubten, welche als Nationaldenkmale zur Erklärung und Aufhellung der vaterländischen Geschichte durchaus nicht zu entbehren, keineswegs aber als Kunstwerke zu betrachten sind, und in jeder andern Provinz schon, — um wieviel mehr im Auslande, — nur den Werth von Raritäten und Curiositäten haben. Geht der Provinz ein Stein mit einer denkwürdigen Inschrift aus dem hohen Alterthum verloren, so kann das Verlorne dieser Art durch kein Geld ersetzt werden, und es entsteht in der ohnehin schon so dunkeln vaterländischen Geschichte eine neue Lücke! Wir wagten um ein Verbot in dieser Hinsicht zu bitten, da ein ähnliches beinahe in allen Staaten besteht und mit der größten Strenge gehandhabt wird. Indem wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, daß Ew. Durchlaucht, einer hohen Bescheidung unerachtet, diesen Gegenstand ferner gnädigst berücksichtigen werden, glauben wir auch die Erwartung, das Nationalmuseum deutscher Alterthümer in unseren Mauern zu besitzen, noch nicht ganz aufgeben zu dürfen.

Die Bedenklichkeiten, welche sich neuerdings gegen die Ausführung dieser Ansicht, — welche Ew. Durchlaucht schon

früher und vor der Eingabe unſers unterthänigſten Geſuchs von Seiten theilten, erhoben, wird Ew. Durchlaucht Weisheit und Höchſtdero Wohlwollen für die Stadt Cöln gewiß zu beſeitigen wiſſen, zumal der Nachtheil, deſſen Ew. Durchlaucht in Beziehung auf die geringen Summen erwähnen, welche für Gegenſtände dieſer Art vom Staate gegenwärtig verwendet werden können, hier in Cöln eher als in einer andern Stadt am Rhein zu beſeitigen ſein wird, und es Ew. Durchlaucht gewiß ſehr daran gelegen iſt, daß eine Anſtalt des Staats, welche von uns Rheinländern mit ſo großer Freude aufgenommen und in ganz Deutſchland ſo vielfältig beſprochen iſt, einen raſchen und blühenden Fortgang habe. Sehr freudig würde die Stadt Cöln nicht allein für ein zweckmäßiges Lokal ſorgen, ſondern auch die Ueberzugskoſten beſtreiten und dahin wirken, daß der Anſtalt jährlich eine beſtimmte Summe zu Ausgrabungen und Sammlung zufließen ſollte.

Möchte die Stadt Cöln doch auch ferner noch im Stande ſein, zur Hebung einiger dieſer ſich der frühern Abſicht Ew. Durchlaucht und unſeren Wünſchen entgegenſtellenden Bedenklichkeiten beitragen zu können, um auch zugleich dadurch einen Beweis zu geben, wie ſehr es uns am Herzen liegt, eine Anſtalt fördern zu helfen, welche Ew. Durchlaucht geſchaffen und an deren Blühen Höchſtdieſelben Freude zu haben ſcheinen.

Schließlich wagen wir noch anzuführen, daß eine Anſtalt dieſer Art durchaus nicht für die ſtudirende Jugend ſein kann, ſondern daß ſie eine Wohlthat für die Provinz iſt, für welche die Muſeen ja auch, nach den vielfachen Bekanntmachungen, hauptſächlich geſchaffen werden ſind. Allein in der Vereinigung mit den Cölner Sammlungen kann das

Central-Muſeum eine Bedeutung erreichen, welche der Abſicht Ew. Durchlaucht entſprechen wird.

Fr. Herſtatt v. der Leyen, königl. Commerzienrath. Joh. Phil. Heymann, königl. Commerzienrath. Carl Graf zur Lippe. A. Schaffhauſen. Carl Rhodius. Kaufmann. v. Wittgenſtein. Lyversberg. Debyel. Dr. Wallraf. Dr. Willmann. v. Beywegk. Goebel. Georg Heinr. Koch. Heinr. Mertens. Fr. v. Herwegh. Casp. Langen. v. Monſchau. G. S. v. Gall. B. v. Bourſcheidt, königl. B. Oberſt. Wilh. Ant. Norrenberg. Dr. Willmann, Oberlehrer. Dr. Elkendorf, Stadtphyſikus. H. H. Löhnis. J. Herſtatt v. der Weſten. Jacob Mumm.

5.

Zur näheren Charakteriſtik dieſer hohen Orts ernannten Kommiſſion, welche über den Werth der vom Fürſten Staatskanzler geſchaffenen Anſtalt urtheilen ſollte, möge hier Folgendes bemerkt werden.

Profeſſor Welcker. Derſelbe erklärte früher ſchon ſchriftlich an D., als dieſer um ſein Urtheil über ein bei Mainz gefundenes bronzenes Gefäß bat: „Ich habe über Alterthümer dieſer Art, welche hier in ehemaligen römiſchen Provinzen gefunden werden, kein Urtheil, weil ſie oft ſehr abweichend von den antiken Kunſtwerken Italiens ſind; übrigens halte ich das Gefäß ſeiner Form nach nicht für antik.“

Profeſſor v. Schlegel, dem D. daſſelbe Gefäß zur gütigen Beurtheilung zuſendete, erklärte dagegen ſolches ſeiner Form nach für ſehr alt, höchſt merkwürdig, „wohl könne es ein altgalliſches Opfergefäß ſein.“

Herr v. Schlegel hat den vaterländiſchen Alterthümern jedoch ſtets Intereſſe und Theilnahme geſchenkt, und als D. bemerkte, daß der Herr Miniſter v. Altenſtein ſtets auf Schlegel ſich berief, von D.'s ausgegrabenen Alterthümern in Naſſau nichts wiſſen wollte, ſo ſchrieb D. an dieſen und bat, er möge ihm doch freundlichſt mittheilen, was er von dem Muſeum und ſolchen darin befindlichen vaterländiſchen, in dieſen Gegenden ausgegrabenen Alterthümern hielte. Darauf erwiederte der vorſichtige und ausgezeichnete Mann: „Hochgeſchätzter Herr Hofrath! Sie erzeigen mir die Ehre, meine Meinung wiſſen zu wollen über die Frage: ob eine Sammlung von Alterthümern und Münzen wie diejenige, welche Sie unter dem Titel: „Opferſtätte und Grabhügel der Germanen und Römer," publizirt haben, wohl geordnet und aufgeſtellt für das Studium der vaterländiſchen Alterthümer Werth hat, und in wiſſenſchaftlicher Hinſicht daher zu berückſichtigen ſein würde? oder ob dieſelbe blos als Curioſitäten-Sammlung für den durchreiſenden Fremden Intereſſe haben kann?"

„Dürfte ich nun meinerſeits fragen, in welcher Abſicht Sie von mir ein förmliches und ſchriftlich abgefaßtes Urtheil über eine Sache zu haben wünſchen, worüber Ihnen meine Anſichten aus mündlichen Mittheilungen genugſam bekannt ſind, und worüber ich ſchon vor geraumer Zeit höhern Orts befehligt worden bin, ein amtliches Gutachten einzuliefern? Der Grundſatz, daß alle Ueberreſte des claſſiſchen oder vaterländiſchen Alterthums, die irgend einige Beziehung auf Geſchichte, Geographie, Paläographie, Sprachkunde, Sitten- und Kunſtgeſchichte haben, geſammelt und aufbewahrt zu werden verdienen, weil dasjenige, was, für ſich allein betrachtet, nicht ſonderlich belehrend iſt, es durch die

Zuſammenſtellung werden kann, und weil aus einzelnen kleinen Reſultaten allmälig größere erwachſen; dieſer Grundſatz, ſage ich, bedarf meiner Beiſtimmung nicht, um allgemein anerkannt zu werden."

„Wenn aber davon die Rede iſt, ob ſolche örtliche Sammlungen für den öffentlichen Unterricht nützlich verwendet werden können, ſo wird der Geſichtspunkt völlig verändert. Im öffentlichen Unterricht müſſen größere Maſſen zuſammengefaßt und allgemeinere, ſchon ausgemittelte Reſultate mitgetheilt werden; man darf ſich dabei nicht in die Einzelheiten verlieren. So wird z. B. auf den meiſten Univerſitäten nicht einmal die Numismatik in beſonderen Vorträgen gelehrt, ohne daß man darum ihren Lektions-Katalog unvollſtändig finden könnte. Und wiederum, welchen kleinen Bezirk in dem weiten Gebiet der Numismatik nehmen diejenigen Münzen ein, welche man hoffen kann, an irgend einer Gränze des römiſchen Reichs zu finden! Die Sammlung von Mionnet's Abgüſſen wird alſo ein beſſeres Hülfsmittel für den Unterricht ſein, als eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Sammlung von Originalen; und ebenſo iſt es meines Erachtens in den übrigen Theilen der Alterthumskunde. Mit der ausgezeichneſten Hochachtung ꝛc." Dieſe Antwort war auch zugleich die beſte Unterſtützung für die Anſicht, das Muſeum nach Cöln zu verlegen.

Profeſſor Hüllmann. D. ſchenkte demſelben als altem Freund des elterlichen Hauſes das Werk: „Opferſtätte und Grabhügel." Hüllmann dankte, erklärte aber ſchriftlich: „daß er von antiquariſchen Gegenſtänden nichts verſtände, weil es nicht ſein Studium ſei."

Profeſſor Heinrich iſt der Profeſſor Heinrich aus Kiel — womit in der gelehrten und geſitteten Welt Alles geſagt iſt. —

K.

1.

a. Der Staatskanzler Fürſt **v. Hardenberg** an den Grafen **v. Bernſtorff.**

b. Antwort des Grafen **v. Bernſtorff** an den Staatskanzler.

c. Erwiderung des Fürſten Staatskanzler an Graf **Bernſtorff.**

Berlin, Juli und Auguſt 1822.

Siehe 3. Theil Seite 259 u. 263.

2.

a. Dr. **Dorow** an den Fürſten **Wittgenſtein** und Grafen **Bernſtorff.**

Berlin, den 25. October 1823.

b. Antwort.

Berlin, den 5. November 1823.

Siehe 3. Theil Seite 265.

„Ueber das Leben des Menſchen herrſcht ein mächtiges Verhängniß. Er wird mit ſeinem Daſein einem weiten Meere übergeben. Sein iſt nur der Muth und die Kraft. Aber eine ſtärkere Gewalt gibt ihm einen heitern Himmel oder Stürme, die ihm bis an das jenſeitige Ufer folgen, wo ihn der lebendige Strom des Lebens anwirft und weiter zieht.“

1.

2.

An den Staats-Minister Grafen von **Bernstorff**.

Berlin, den 29. Juli 1822.

Ich beabsichtige gegenwärtig, dem unter der Leitung des Hofrath Dorow in Bonn bestehenden Museo rheinisch-westphälischer Alterthümer eine solche Einrichtung zu geben, welche dasselbe in näheren Zusammenhang mit den übrigen Anstalten dieser Art bringt, und indem sie das Interesse für die Sache fördert, zugleich eine nicht unbedeutende Kosten-Ersparniß bewirkt. In Folge dieser Einrichtung wird der Hofrath Dorow von der Direktion der gedachten Anstalt entbunden werden und in sein früheres Verhältniß bei dem königl. Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten zurückkehren. Indem ich Ew. Excellenz hiervon vorläufig benachrichtige, überlasse ich Ihnen ergebenst, wegen Unterbringung desselben in eine ähnliche Stelle, als er früher bekleidete, oder in irgend ein anderes für ihn geeignetes Verhältniß, die nöthigen Einleitungen zu treffen; insofern sich aber dazu für jetzt keine Gelegenheit findet, ihn einstweilen bei Ihrem Bureau auf eine seinen Fähigkeiten entsprechende Weise zu beschäftigen. Er wird dort namentlich im Expeditionsfache, für welches er vollkommen qualifizirt ist, nützliche Dienste leisten können.

C. Fürst von Hardenberg.

b.

An den Staats-Kanzler Fürsten von Hardenberg.

Berlin, den 1. August 1822.

Ew. Durchlaucht sehr geehrte Zuschrift vom 29. Juli hat mich von den wohlwollenden Absichten unterrichtet, welche Hochdieselben bei der bevorstehenden Auflösung der dem Dorow bis jetzt übertragenen Direktion des Musei rheinisch-westphälischer Alterthümer in Beziehung auf die künftigen äußeren Verhältnisse desselben berücksichtigt zu sehen wünschen. Je dankbarer ich die Theilnahme und das gütige Wohlwollen unausgesetzt anerkenne, dessen sich das Ministerium in allen vorkommenden Fällen von Seiten Ew. Durchlaucht zu erfreuen hat, um desto mehr halte ich mich verpflichtet, diejenigen Hindernisse zu beseitigen, welche sich der Normirung des künftigen Bezuges des Dorow auf die Summe von Rthlr. 1200 aus der Legationskasse in der Hinsicht entgegenstellen, daß derselbe in seinem letzten Dienstverhältniß beim Ministerio nur ein etatsmäßiges Einkommen von Rthlr. 800 zu beziehen hatte, eine ihm zu conferirende etatsmäßige Stelle mit einer Besoldung von Rthlr. 1200 zur Zeit aber nicht erledigt ist. In dieser letztern Rücksicht fehlt es mir daher zwar um so mehr an Gelegenheit, demselben eine mit Rthlr. 1200 jährlich dotirte Expedientenstelle zu übertragen, als die Zahl der bereits angestellten wirklichen und Hülfsexpedienten des Ministerii so sehr bedeutend ist, daß deren mehrere erledigt werden können, ohne das Bedürfniß irgend einer neuen Anstellung nach sich zu ziehen. Dagegen werde ich sofort die erforderliche Einleitung treffen, um dem Dorow die ihm in seinem jetzigen Verhältnisse zustehende Diensteinnahme von Rthlr. 1200 jährlich so lange

unverkürzt aus der Legationskasse extraordinair zu gewähren, bis sich mir eine Gelegenheit darbietet, ihm eine seinen Fähigkeiten angemessene etatsmäßige Stelle mit dem oben angegebenen Betrage zu verleihen. Ich sehe daher der von Ew. Durchlaucht vorbehaltenen Mittheilung des Zeitpunktes, von dem an dem Dorow jenes Einkommen aus dem Fonds des Ministerii gewährt werden soll, ganz gehorsamst entgegen.

Bernstorff.

6.

An den Staats-Minister Grafen von Bernstorff.

Berlin, den 7. August 1822.

Es ist mir sehr angenehm gewesen, aus Ew. Excellenz Aeußerung zu entnehmen, daß Dieselben die erforderliche Einleitung treffen werden, um dem Hofrath Dorow sein bisheriges Diensteinkommen von Rthlr. 1200 jährlich unverkürzt aus der Legationskasse zu zahlen. Was aber das Bedenken betrifft, welches Ew. Excellenz darin finden, daß dem Dorow ein Einkommen von Rthlr. 1200 jährlich gewährt werde, so kann ich solches nicht theilen. Der Dorow hatte bereits 1816 bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein etatsmäßiges Diensteinkommen von Rthlr. 800. Da seitdem 7 Jahre verflossen, so liegt die Erhöhung desselben gar nicht außer den Verhältnissen und erscheint um so begründeter, da ihn in Hinsicht seiner Dienstführung kein Vorwurf trifft.

Ich empfehle daher Ew. Excellenz wiederholt ergebenst, auf die Anstellung des Dorow bei vorkommender geeigneter Gelegenheit gefälligst Bedacht zu nehmen.

Auf jeden Fall wird der Dorow bei seinem jetzigen Zurücktritt in Ew. Excellenz Ministerium nach seinem Ancienn[illegible]-Verhältniß rangirt werden müssen und den jüngeren nach ihm angestellten Beamten, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, nicht nachgesetzt werden können.

C. Fürst von Hardenberg.

2.

An den königlichen wirklichen Geheimen Staats-Minister
Herrn Fürsten von Wittgenstein
Durchlaucht

und

An den wirklichen Geheimen Staats-Minister
Herrn Grafen von Bernstorff
Excellenz.

Berlin, den 25. October 1823.

Ew. Durchlaucht und Ew. Excellenz erlaube ich mir für die königliche Archiv-Bibliothek das erste Heft der von mir herausgegebenen Denkmale deutscher Sprache mit dem Wunsche ganz unterthänigst zu überreichen, daß die Erhebungs-Rolle von Freckenhorst, in vielfacher Hinsicht wichtig, aus den Händen des Professors Sprikmann in Münster wieder dem königl. Archive überliefert würde.

Der verewigte Fürst Staatskanzler schenkte den Monumenten des in geschichtlicher und sprachlicher Hinsicht so wichtigen Westphalen Theilnahme und Aufmerksamkeit. Sein Wunsch, durch genaue Abzeichnungen diese Denkmale dem Publikum bekannt zu machen, ist die Veranlassung zur Herausgabe dieser Hefte.

Schon unter dem 18. December 1821 erließ der Herr Fürst Staatskanzler eine Verfügung, — welche mir durch die Herren Ober-Präsidenten am Rhein mitgetheilt wurde, — nach welcher auch die Stein-Monumente und sonstigen kirchlichen Alterthümer verzeichnet und in Beziehung zu den königlichen Archive gebracht werden sollten. Dieses war um so wünschenswerther, da Denkmale dieser Art — namentlich in Westphalen, die in früherer Zeit so häufig verschiedenen schriftlichen Ueberlieferungen theils erklaren, theils ergänzen müssen und auch für die Genealogie von unschätzbarem Nutzen sind und Berichtigungen in vielfacher Hinsicht herbeiführen, — wie solches die Monumente von Herisfeld mit beweisen könnten.

Der Herr Fürst Staatskanzler schien sich nach jener

Verfügung überzeugt zu haben, daß die vaterländiſchen Alterthümer ein vielfach größeres Intereſſe und mehr Zuſammenhang mit dem Archiv-Weſen hätten, als mit dem öffentlichen Unterricht — und den gelehrten Anſtalten, welche nach ihren kosmopolitiſchen Anſichten dieſem wichtigen Gegenſtande — dem Vaterländiſchen, nie das Intereſſe, die Liebe widmen werden, welche den entfernteſten Denkmalen der Kunſt und Geſchichte gewidmet werden.

Mit Gewißheit geht daher wohl aus der höchſten Verfügung vom 18. December die Abſicht hervor, die Monumente des Alterthums in naheſter Beziehung und Abhängigkeit zu dem königlichen Archive zu bringen.

Zur Rettung und zweckmäßigſter Ordnung der Archive iſt am Rheine und in Weſtphalen, in jüngſter Zeit, das Unglaubliche geſchehen! — Den anderen Monumenten iſt aber leider nicht dieſe Theilnahme geſchenkt, und das Merkwürdigſte, Unerſetzliche ſteht verlaſſen da und geht ſeinem beſtimmten baldigen Untergange entgegen. Beweiſe davon ſind vielfache zu liefern. In meiner Liebe für dieſen Zweig des Forſchens, des Arbeitens, wollen Ew. Durchlaucht und Ew. Excellenz den Grund, die Veranlaſſung zu dieſen Zeilen gnädigſt finden; — ich habe auf höchſten Befehl lange Zeit meines Lebens — ſeit 1817 — dieſen Arbeiten gewidmet, und es iſt mir ſchmerzhaft zu ſehen, wie in den königlichen Staaten, wo für Kunſt und Wiſſenſchaft ſo viel Großes geſchieht, wo uns ſogar über das Meer die koſtbarſten Denkmale des Alterthums zugeführt und hier einheimiſch gemacht werden, wo wir hier unter Mumien und Egyptens ſtarren Steinbildern wandeln, — dennoch die Denkmale des Vaterlandes bis jetzt keinen Platz gefunden haben, um dem Lande, welches ſtolz darauf iſt, würdig erhalten zu werden! — Damit nun neben den Sammlungen egyptiſcher und griechiſcher Kunſtwerke den Denkmalen des Vaterlandes auch ein würdiger Platz und würdige Zuſammenſtellung werde, ſchuf der verewigte Fürſt Staatskanzler die Verwaltung für Alterthumskunde, — und damit ſolche

aufblühend fortbeſtehen möchte, war es einſtens des Verewigten Abſicht, ſie in Verbindung mit dem Archive zu bringen und von demſelben abhängig zu machen, wie ſolches in Königsberg in Preußen auch wirklich der Fall ſein ſoll.

Der Däne, Schwede, Franzoſe wandelt durch die Hallen ſeiner geordneten Muſeen vaterländiſcher Alterthümer; die trefflichſten, weiſeſten Dekrete ſind über dieſen Gegenſtand daſelbſt erlaſſen und man ſendet Gelehrte in unſre Lande, wo ein ſo großer unſchätzbarer Reichthum der wichtigſten Denkmale des Alterthums iſt, — doch dieſe ſtehen noch vereinzelt, unbekannt, und das auf Allerhöchſten Befehl Gekaufte und Geſammelte liegt ſeit Jahren verpackt im Privat-Lokale!

Dorow.

Antwort.

Berlin, den 5. November 1823.

Bei Beantwortung Ihrer Zuſchrift vom 25. v. M. danken wir Ihnen für die Mittheilung des von Ihnen herausgegebenen erſten Heftes der Denkmäler alter Sprache und Kunſt ergebenſt und wir freuen uns, Ihnen die Nachricht geben zu können, daß ſich das höchſt wichtige Manuſkript der von Ihnen herausgegebenen Arckenhorſter Erhebungsrolle nicht mehr in Privat-Händen, ſondern ſchon ſeit längerer Zeit wiederum in den königlichen Archiven befindet.

Was den weitern Inhalt Ihres Schreibens, die Erhaltung der Stein-Monumente anbetrifft, ſo gehört ſolche nicht zu unſerem, ſondern zu dem Wirkungskreiſe des Herrn Staats-Miniſters von Altenſtein, welchem die Sorge für jene Denkmale und deren Erhaltung aus den Fonds ſeines Miniſteriums noch von dem Herrn Staatskanzler überwieſen worden iſt. Hierin hat diejenige Allerhöchſte Kabinets-Ordre, wodurch uns die Aufſicht über das Archivweſen — und zwar über dieſes allein — von des Königs Majeſtät übertragen worden, nichts abgeändert und wir können Sie daher mit Ihren Anträgen wegen dieſer Monumente nur an den Herrn Staats-Miniſter von Altenſtein weiſen.

Berlin den 5. November 1823.

F. zu Wittgenſtein. Bernſtorff.

L.

1.

Ueber Provinzial-Miniſter.

Denkſchrift des Präſidenten von Hippel.

Berlin, den 15. December 1821.

Siehe 3. Theil Seite 296.

2.

Ueber Provinzial-Miniſter.

Denkſchrift des Ober-Präſidenten von Vincke.

Berlin, den 13. November 1821.

Siehe 3. Theil Seite 296.

3.

Ueber die Vorſchläge zur Vereinfachung der Verwaltung.

Denkſchrift des Generals von Witzleben.

Töplitz, den 18. Auguſt 1822.

Siehe 3. Theil Seite 306.

4.

Bemerkungen über die nachgelaſſenen Vorſchläge des Staatskanzlers.

Denkſchrift des Generals von Witzleben.

Berlin, den 3. März 1823.

Siehe 3. Theil Seite 329 und 337.

„Die wahre gesetzliche Freiheit verbannt die Furcht, die Tochter der Unwissenheit; sie giebt vernünftigen Muth.“

„Ein freier Mann zu Athen, wenn ein rechtschaffener Mann es sein darf.“

Johannes von Müller.

1.

v. Hippel über Provinzial-Miniſter.

Die Denkſchrift vom 13. November d. J. beſchäftigt ſich mit dem Beweiſe, daß faſt allen Mängeln der preußiſchen Verwaltung durch die Inſtitution von Provinzial-Miniſtern abgeholfen werden könne.

Es ſoll dadurch zugleich der dreifache poſitive Zweck erreicht werden:

1) eines größern Vertrauens der Regierten zu der Regierung, des Volkes zu ſeiner Obrigkeit, mittelſt der Nähe und unmittelbaren Einwirkung der Provinzial-Miniſter, durch welche jede provinziale Eigenthümlichkeit und jedes provinziale Verhältniß ihre wichtige Würdigung in Geſetzgebung und Verwaltung erhalten ſollen;

2) der Vereinfachung und größern Zweckmäßigkeit des Geſchäftsbetriebes, weil dieſer künftig weniger auf ſchriftliche Erkundigungen und Berichte, als auf lebendige Anſchauung und thätige Einwirkung gegründet werden ſoll;

3) der daraus fließenden Erſparung an Zeit, Kräften und Geld.

Eine Prüfung der aufgeſtellten Behauptungen, mit Uebergehung bekannter Theorien, wird darthun, in wiefern durch das angegebene Mittel die Erreichung des Zweckes möglich iſt.

I. Was die geſchilderten Uebel betrifft, ſo iſt ihr Daſein zwar nicht zu läugnen, unmöglich kann aber die gegenwärtige Einrichtung der Sachminiſterien für die einzige Quelle derſelben gelten. Denn

1) das angenommene Uebermaß von Schreiberei bei den Miniſterien wie bei den Regierungen, durch Einforderung und Erſtattung von Berichten, dürfte aus folgenden ganz davon verſchiedenen Veranlaſſungen entſpringen:

a. Aus der größern Lebendigkeit in der Entwickelung des bürgerlichen Lebens — verglichen mit jener Zeit, als die Verwaltung in den Händen von Provinzial-Ministern lag. Wenn die Aufsicht über diese Entwickelung und die Leitung derselben zu einem sittlichen Ziele nicht aufgegeben werden darf, so müssen auch die Behörden in ihrer Verwaltung den lebendigen Gang gehen, den die Volksbildung geht. Ueberall muß der Geschwindschritt gehalten werden, da niemand mehr im Paradeschritt gehen will. Wo das Doppelte oder Dreifache von dem, was sonst geschah, gethan wird, muß um so viel mehr geschrieben werden, besonders so lange das System des Mißtrauens und Kontrollirens besteht, durch welches jede obere Behörde berechtigt wird, die untergebene für unredlich und unverständig zu halten und sie nach dieser Präsumtion zu behandeln.

b. Aus der größern Schreibfertigkeit des Volks, woraus beinahe Schreibseligkeit geworden, und aus dem erhöhten Selbstgefühl, das von niemand in der Welt mehr Unrecht erleiden will.

Wo noch vor zwanzig Jahren ein ernstes mündliches Wort des Gutsherrn oder des Departementsrathes hinreichte, um einen Beschwerdeführer zu beruhigen, genügen jetzt kaum schriftliche Bescheide mehr, die von dem Unzufriedenen oft nur darum nachgesucht werden, um mit denselben in der Hand die weitern Instanzen zu verfolgen. Diese aufzusuchen sind ihnen Winkel- und potentirte Konsulenten behülflich. Bleibt die Beschwerde in der höchsten Instanz unerledigt, so wird nicht selten die letzte versucht — der Weg der Publizität. Wer mag es hiernach einer Behörde verdenken, wenn sie, um ihres Ganges sicher zu sein, bis zur Anschauung der Lokal-Behörden zurückgeht? Anders werden in gleichen Fällen auch Provinzial-Minister nicht verfahren können.

c. Denn diese Genauigkeit ist zugleich eine Forderung der allgemeiner gewordenen Gründlichkeit im Arbeiten. Daß sie seit der Umschaffung der Behörden — im Jahre 1808 — in allen, von den Ministerien bis zu den Landräthen und Steuer-Inspektoren herab, herrschender geworden, daß überhaupt die ganze Beamten-Klasse an moralischem Werthe — mit geringen Ausnahmen — jetzt höher steht wie zur Zeit der Kammern und Accise-Direktionen, ist eine Erscheinung, die niemand läugnen kann, der unter oder mit und in den Provinzial-Behörden vor und nach dem genannten Zeitabschnitte gedient hat.

Eben darum, weil eine gründliche Darstellung ohne Schreibwerk nicht möglich, ist dessen mehr geworden. Selbst wo die Aufdeckung von Oberflächlichkeit, Leichtsinn, Betrug Aufsehen erregt, ist es nach meiner Erfahrung ein Beweis, daß die Aufsicht strenger geworden, daß die öffentliche Meinung sich schneller ausspricht, daß ein höherer Geist der Dienstlehre waltet, und daß eben deshalb schneller entdeckt und bestraft wird, was früher viel häufiger und länger im Verborgenen getrieben worden.

2) Langsamkeit und Schwerfälligkeit ꝛc. sind Mißbräuche, die hinwegfallen, sobald die Verwaltungs-Ressorts in den Ministerien und Regierungen richtiger geschieden sind und überall der Verfassungsgeist herrschend geworden sein wird, bei gegenseitigen Mittheilungen einander förderlich, statt hinderlich zu sein. Von Mißbräuchen, die so leicht zu heben sind, darf aber doch wohl keine Regel abgeleitet werden.

3) Die Neigung zu generalisiren ꝛc. ist in dem Wesen eines Ministers bedingt; denn eine feste Leitung des Ganzen anders als nach einer bestimmten Idee und nach einem Plane ist nicht füglich denkbar. Hiermit ist es aber sehr wohl verträglich, daß alle wesentlichen Provinzial- und Lokal-Verschiedenheiten wahrgenommen, beachtet und zu allgemeinen Staatszwecken benutzt werden. Die Pflicht der Provinzial-Behörden (Regierungen) ist es, auf diese wesentlichen Interessen aufmerksam zu sein und aufmerksam zu machen: Pflicht der Minister ist es, die Provinzial-Behörden zu hören, und ihnen zu vertrauen. Wird sie von beiden Seiten erfüllt, so können Einförmigkeit und Einseitigkeit nicht verderblich werden. Alsdann kann auch

4) die behauptete, durch den Widerspruch der Regierungen erzeugte Unsicherheit in der Verwaltung der obern Behörden nicht stattfinden. Nur Mißtrauen erzeugt Mißtrauen bis zum gegenseitigen Kampfe. In demselben stehen die Gewalt, die allgemeinere Uebersicht und die Nähe des Thrones den Ministerien, den Provinzial-Behörden aber die genauere Kenntniß der Sache und — in der Regel wenigstens — das größere Vertrauen der Regierten zur Seite.

Gegenseitiges Vertrauen wird den auf verderbliche Rechthaberei unnütz verwandten Kräften ein besseres Ziel geben.

5) Die Aeußerung über geflissentliche Herabwürdigung des ministeriellen Ansehens bei den Behörden und beim Volke theile ich mit voller Ueberzeugung, aber weder die Meinung von den Ursachen, noch von dem Mittel, sie zu heben.

Dieſe überhand genommene Oppoſition iſt eine Thatſache, die von dem Sitze der Miniſterien nicht genug gewürdigt wird, die aber alles Gedeihen der Verwaltung untergräbt.

Nach meiner Anſicht entſteht dieſe Oppoſition

a. aus dem — größtentheils unverdienten — Mißtrauen der Miniſterien gegen die Behörden;

b. aus der Vielheit der Miniſterial-Verwaltungen oder Abtheilungen, die ſo abgeſondert erſcheinen, daß nicht ſelten neben einander laufende widerſprechende Verfügungen ergehen;

c. aus der Stellung dieſer Abtheilungen, als vorgeſetzter Behörden, unter der Regide des Namens und der Gewalt der Miniſter. Dieſe Stellung erlaubt ihnen nicht, es einzugeſtehen, wenn unrichtige oder übereilte Verfügungen erlaſſen worden, die um ſo unvermeidlicher ſind, je mehr es in ihrem Intereſſe liegt, ſich durch Vielregieren einen Namen zu machen.

Die Provinzial-Behörden gegenſeitig wollen ſich nicht unter Machtſprüche beugen, wenn ſie von dem Rechte des Gegentheils überzeugt ſind.

Die Miniſter — wohl zu unterſcheiden von Miniſterien — können nur das eine Intereſſe haben, die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen. Auf ihrer Perſon ruht die Verantwortlichkeit für das Gelingen ihrer Verwaltung. Und dieſes wird bedingt durch das Vertrauen des Volkes und ſeine günſtige Meinung darüber. Gunſt und Ungunſt ſind aber — ſo lange es keine Stände giebt — abhängig von der Meinung der Behörden, die dem Volke am nächſten ſtehen und denen es zunächſt vertraut. Die Miniſter perſönlich können alſo nur das Vertrauen der Provinzial-Behörden beſitzen wollen, und ſie können es nur erwerben durch Erwiederung deſſelben.

Die Miniſterial-Abtheilungen dagegen — nicht völlig gewiß über ihre Verantwortlichkeit — eiferſüchtig auf ihre Stellung als integrirende Theile der Miniſterien — ſind geneigt, jede Freimüthigkeit der untergeordneten Behörden zu mißdeuten und ihnen das Uebergewicht ihrer Gewalt fühlbar zu machen. Wie? iſt ihnen in der Regel gleichgültig, wenn der Untergebene nur zum Schweigen gebracht wird. Zuweilen wird über der Sache die Form ganz vergeſſen und ebenſo oft aus den Augen geſetzt, daß jeder Angriff auf die Achtung der Provinzial-Behörden ſich gegen den Angreifenden kehrt und in der Regel ihn mitreißt. Den Mi-

niſtern wird ſehr oft die Mühe zu Theil, das Geſchehene wieder gut zu machen. Sie ernten ſelten Dank dafür, weil es gewöhnlich ſchwer iſt, die moraliſche Perſon der Miniſterial-Abtheilungen mit der Individualität der Miniſter nicht zu verwechſeln.

Aus dieſen allerdings wahrhaften Uebeln folgt:

b) die Ueberfüllung der Miniſterien mit Arbeitern, die ſchon deshalb da ſein müſſen, um den eben geſchilderten, bei gegenſeitigem Vertrauen leicht vermeidlichen Kämpfen gewachſen zu ſein.

II. Wenn von den Nachtheilen die Rede iſt, welche eine nothwendige Folge der Sach-Miniſterien ſein ſollen, ſo ſcheint es unerläßlich, die Vortheile, die der preußiſche Staat ihnen unſtreitig verdankt, ebenfalls unpartheiiſch auf die Wagſchale zu legen. Sie ſind geſtiftet worden — nicht als Nachahmung revolutionairer Einrichtungen, ſondern —

um eine Gleichſtellung der verſchiedenen Provinzen an Verfaſſung, Verwaltung und Beſteuerung zu befördern und dadurch die Einheit verſchiedenartiger Gebiete und Volksſtämme zu einem Volke und zu einem Reiche vorzubereiten;

alle provinziellen Hinderniſſe, die der bürgerlichen und moraliſchen Entwickelung entgegenſtanden, hinwegzuräumen;

und endlich die ſo erhobten und vereinigten Kräfte zu allgemeinen Staatszwecken zu benutzen.

Ob dieſe Zwecke durch die bisherige Geſtaltung unſerer Sachminiſterien erreicht worden, mag ein kurzer Ueberblick der letzten funfzehn Jahre in legislativer und politiſcher Beziehung entſcheiden. Es ſind in dieſem Zeitraume Geſetze gegeben worden:

über die Bildung des Heeres und deſſen Disziplin,
über die Freiheit des Erwerbes von Grundbeſitz,
über eine freiere und ſelbſtändigere Munizipal-Verfaſſung,
über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit,
über die Regulirung der bäuerlichen Verhältniſſe,
über die größere Freiheit in der Kultur von Landgütern,
über die Aufhebung des Gewerbezwanges,
über Steuergleichheit zwiſchen Stadt und Land — erſt verſuchsweiſe, zuletzt wirklich, ſeit dem Jahre 18$\frac{19}{20}$.

Schwerlich iſt die Behauptung zu dreiſt, daß dieſe Geſetzgebung nur eine Folge der Central-Verwaltung ſei, und daß ſie unter dem Kampfe mit Provinzial- und ſtändiſchen

Intereſſen, vertheidigt durch Provinzial-Miniſter, nie in's Leben getreten wäre.

Soll unſere Geſetzgebung fortſchreiten, ſo kann ſie nur aus der nämlichen Einheit hervorgehen. Es iſt ſogar nicht möglich, daß einzelne Intereſſen mit den ſchon beſtehenden Geſetzen in den Kampf gerufen werden können, ohne die vorhandenen Kräfte zu zerſplittern, und das Wohl des Staates, das eine Frucht der Geſammtkraft ſein ſoll, überall in den guten Willen der Einzelnen, — Perſonen, Korporationen, Stände, Provinzen, — zu legen, kurz ohne die bedenklichſten Rückſchritte zu thun. Schädlich kann die ſeit 1808 beſtandene Einheit der Verwaltung in ihren Wirkungen nicht geweſen ſein, — wollte man ihr auch den Rang nicht geben, auf den ſie Anſpruch macht, — da grade das glorreichſte Maaß von Leiden und Thaten des preußiſchen Volks in die Jahre 1812—1813 und 14 fällt, als alle adminiſtrative Miniſterial-Gewalt in den Händen eines Einzigen — des Staats-Kanzlers — lag. So ehrwürdig die Achtung gegen herkömmliche Rechte und Vorrechte an ſich iſt, und ſo ſicher ſie die Anſprüche auf Entſchädigung derer begründet, die ſie für das Beſte des Ganzen zum Opfer bringen, ſo lehrt doch der Vergleich mit einem Nachbarſtaate, worin dieſe Ehrfurcht zu weit getrieben wird, wie ſehr in den genannten Jahren des Ruhmes ſeine Anſtrengungen hinter den Anſtrengungen des preußiſchen Staates zurückgeblieben. Ein Vergleich unſers Finanzzuſtandes mit den Finanzen jenes Staates und mit ſeinen Arroſirungen, Reduktionen ꝛc., ſowie ſeiner Verwaltung mit der unſrigen würde zu weit führen, immer aber ſo viel beweiſen, daß Kräfte, die vereinzelt und unbenutzt gelaſſen werden, für den Staatszweck ſo gut, wie nicht vorhanden ſind.

Grade der nämliche Staat iſt es, der alle ſeine Provinzen als beſondere Reiche, — wie ſie es geſchichtlich waren, — verwaltet.

Dennoch mag eine ſolche Verwaltung jenem Staate zuträglicher ſein, als einem, der ſich nur durch die Kraft des Geiſtes (ſeit Friedrich II.) zum erſten Range emporgehoben hat, und nur durch die Kraft des Geiſtes und der Einheit auf demſelben erhalten kann.

Die ehrenvollſte Stufe — (was nicht zu viel geſagt iſt) — in Europa dürfte endlich wohl der gegenwärtige Zuſtand unſers Schulweſens einnehmen. Von allen unſern Königen iſt die geiſtige und ſittliche Kraft für die Grundlage der

politischen erkannt und dafür, daß sie ausgebildet werde, redlich gewirkt worden; und dennoch läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß in den letztverflossenen dreizehn Jahren für Kirche und Schule mehr geschehen ist, als früher in einem halben Jahrhundert. Die erste Bedingung, durch welche diese Erscheinung möglich geworden, ist der Wille des Königs, die zweite aber unstreitig die Einheit des Zweckes und der Mittel in den Händen einer einzigen, das Kirchen- und Schulwesen leitenden Ministerial-Behörde. Daß nur durch diese der gleiche Eifer in allen Provinzial-Behörden für das Elementarschulwesen angeregt, daß nur durch diese die Blüthe deutscher wissenschaftlicher Bildung für die Lehrstühle unserer Gymnasien und Universitäten gewonnen werden, daß nur durch diese die zum Theil provinzialen Hindernisse zu beseitigen gewesen, die der Stiftung neuer und der Verlegung alter Universitäten entgegenstanden, darüber ist der Beweis überflüssig, weil unläugbare Thatsachen beredter sprechen als Worte.

III. Wenn solche Vortheile hingegeben werden sollen gegen eine Verwaltungseinrichtung, unter welcher der preußische Staat seine Schmach erlitten: — (denn die Zeit Friedrich's kann man nicht in Anrechnung bringen, weil unter ihm Provinzialminister nicht schädlich sein konnten, da er selbst die sie dirigirende Central-Gewalt war und in der von ihm selbst gebildeten nur die Hälfte des gegenwärtigen Reiches umfassenden Monarchie auch sehr füglich sein eigner Minister sein konnte): so müssen ebenso genau die Nachtheile erwogen werden, die im Gefolge der neuen Einrichtung unvermeidlich sind.

Es kommt darauf an, ob die Wahl der Provinzialminister mehr durch Intrigenat und Provinzial-Kenntniß, oder durch gründliche Kenntnisse der Kirchen-, Schul-, Domainen-, Gewerbe- und Polizei-Verwaltung geleitet werden soll.

Es wird schwer sein, Männer mit allen diesen Eigenschaften ausgerüstet zu finden. Fehlen die erstern, so leiden sie an dem nämlichen Mangel, der den Sachministerien vorgeworfen wird, und es wird viele Zeit und vieles Reisen erfordern, ehe sie sich in den Besitz jener Kenntnisse setzen. Fehlen die letztern, oder werden sie nicht durch außerordentliches Talent und vorzüglichen Geschäftstakt ersetzt, so geräth die Verwaltung in die Hände der Untergebenen, in welchen sie vermöge des unmittelbaren Einflusses schlimmer aufgehoben ist als bisher.

Die redlichſten Miniſter werden mit ihrer Provinzial-Verwaltung von ihren Kollegen ſelten ohne Mißtrauen angeſehen werden. Ohne das Vertrauen der Provinz werden ſie dem Könige verdächtig werden, mit demſelben in dem Staats-Miniſterium einen ſchweren Stand haben. In beiden Fällen iſt ihre Wirkſamkeit lahm und verfehlt. Der Verfaſſer der Denkſchrift fordert eine jährlich wiederholte Bereiſung der Provinz von den Provinzialminiſtern, allein er fordert zugleich auch, daß beſondere Chefs oder Kuratoren bleiben und zum Theil aus ihnen genommen werden ſollen:

1) für allgemeine Handelsangelegenheiten,
2) für die Sicherheitspolizei, die durch einen General-Polizeiminiſter verwaltet werden ſoll,
3) für den Bergbau,
4) für die techniſche Gewerbe-Deputation,
5) für die Ober-Bau-Deputation,
6) für die mediziniſch-wiſſenſchaftliche Deputation,
7) für die wiſſenſchaftliche Unterrichts-Kommiſſion, die
8) mit der obern Leitung der kirchlichen Angelegenheiten einem Chef überwieſen werden können.

Es bleiben mithin 6 Gegenſtände (mit Ausſchluß von No. 2.), welchen die Provinzialminiſter vorgeſetzt werden ſollen, und es darf billig bezweifelt werden, ob die unter 1—7 und 8 genannten Verwaltungszweige regelmäßig ein Drittel des Jahres hindurch ihrer Chefs — als ſo lange dieſe ungefähr auf Reiſen abweſend ſein ſollen, entbehren können. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß ein ſolches Verhältniß demjenigen Miniſter, der, mit ſeinen Kollegen in Oppoſition, ihre Ueberlegenheit während ſeiner Abweſenheit fürchten muß, als Vorwand willkommen ſein wird, um ſeine Reiſe antreten und ſich nicht entfernen zu dürfen.

Es liegt in der Stellung der projekturten Miniſter, daß ſie ſehr bald feindſelig den Sachminiſtern, zu welchen ich als unerläßlich auch den Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten und den Miniſter des Innern zähle, gegenüber ſtehen werden, weil dieſe eine Mitwirkung für die ſtets höher ſteigenden Bedürfniſſe des Staats fordern müſſen, welche zu verweigern jene für Pflicht halten werden. Dieſer Kampf wird um ſo ernſtlicher werden, je mehr in demſelben, von coordinirten Behörden geführt, dem einen Theile die genauere Kenntniß der Sache, dem andern das allgemeinere und richtigere Prinzip zur Seite ſtehen wird. Der Kampf wird verderblich, wenn Provinzial-Stände da ſind, auf deren

Beistand ihr Ministerzu rechnen hat. Mit oder ohne Reichsstände entzigt er dennoch ganz unfehlbar zum zweiten Male mit dem Untergange der Provinzialminister.

Es will ferner die Denkschrift Provinzialminister, um die Regierungen und ihre Präsidien leichter zu kontrolliren.

Billigerweise darf aber deren Schlechtheit nicht im Allgemeinen präsumirt werden. Und wenn unter 24 Regierungen vier schlechte, einer strengen Kontrolle bedürftige angenommen werden, so ist der Aufwand von vier Provinzialministerien für diesen Zweck zu groß, und derselbe dadurch unstreitig leichter zu erreichen, daß vier untüchtige, zu ihrer Stelle unpassende Präsidenten durch tüchtige ersetzt werden. Wird aber eine Kontrolle für alle Regierungen nothwendig gefunden, so mag aus dem nämlichen Grunde auch neben jede andere Staats-Behörde ein besonderer Kontrolleur gestellt, und die viel gebrauchten Worte: Vereinfachung und Ersparung mögen zur bloßen Ironie werden.

IV. Die in der Denkschrift geschilderten Uebel und den Tadel unserer Verwaltung von ihr zu nehmen, weiß ich keine anderen, als die schon angedeuteten Mittel vorzuschlagen.

Sie bestehen:

In gegenseitigem Vertrauen, in der Wahl tüchtiger Beamten, deren Brauchbarkeit theils durch frühere Geschäftsführung erwiesen, theils durch die öffentliche Meinung anerkannt sein muß.

Hat man sich, was allerdings nicht immer zu vermeiden sein wird, in einzelnen Fällen geirrt, so ist der Wechsel der Beamten, ihre Verabschiedung und reichliche Abfindung ein geringeres Uebel, als die Fortdauer einer schlechten Geschäftsverwaltung.

In Vereinfachung des Geschäftsganges und in der engsten Beschränkung darauf, daß keine Behörde in den Wirkungskreis der untergeordneten hinabsteige, der Landrath nicht in die Verwaltung der Kommunen, die Regierung nicht in die Verwaltung des Landraths, die Ministerien nicht in die Verwaltung der Regierungen.

Nur wo Beschwerden abzustellen sind oder sich wirkliche Mängel offenbaren, sei das Einschreiten, Zurechtweisen, abändernde Anordnen erlaubt.

Wird endlich für die Aufstellung fester Verwaltungs-Prinzipien in allen Zweigen, wird für die Ausfüllung der noch vorhandenen Lücken in der Gesetzgebung und dafür gesorgt, daß der öffentlichen Meinung dabei eine Stimme

gestattet werde, — sei es durch Reichs- oder Provinzialstände, — so geschieht nach meiner Ueberzeugung Alles, was den Behörden das Vertrauen des Volks zuwenden und erhalten muß.

Fährt die preußische Staatsverwaltung außerdem noch fort in dem Schutze für Künste und Wissenschaften und in einer würdevollen Stellung gegen andere Mächte, so kann sie der Achtung des Auslandes ebenso gewiß sein, wie des Vertrauens im eigenen Volke.

V. Würde jedoch aus Gründen, die ich nicht kenne, die Institution von Provinzialministern für nothwendig erachtet, so kann sie meines Dafürhaltens überhaupt nur von Nutzen, oder vielmehr weniger schädlich sein, wenn

1) die Minister in den ihnen anvertrauten Provinzen residiren und mit dem gesammten Staats-Ministerium periodisch nur conferiren, um Verwaltungsberichte zu erstatten und zu erläutern und um Verwaltungs-Pläne und Etats zu verabreden.

Den wichtigsten Theil ihres Wirkens wird alsdann die Verwaltung der Domainen ausfüllen, für welche allerdings ihre Nähe und genaue Kenntniß nützlich sein kann.

2) Wenn die beiden Ministerien, nämlich das für geistliche und Unterrichts-Angelegenheiten und das Ministerium des Innern nicht eingehen.

Das Erste ist nothwendig, theils um Kirche und Schule auf dem hohen Standpunkte zu erhalten, auf welchen sie durch seine Bemühungen — wie oben ausgeführt — erhoben werden, theils um mit Würde und Festigkeit den Anmaßungen der römischen Curie zu begegnen, sowie die Richtung zu beobachten und unschädlich zu machen, welche sich höchst wahrscheinlich aus der Synodal-Verfassung der evangelischer Kirche entwickeln wird.

Das Ministerium des Innern aber halte ich nächst dem Ministerium der Justiz für das eigentliche Schutzministerium persönlicher Rechte, für das ständische Ministerium, für unentbehrlich, wenn Reichsstände berufen werden sollten, am unentbehrlichsten, wenn nur Provinzialstände zusammentreten. Es ist, wie das geistliche Ministerium die oberste leitende Behörde der sittlichen Entwickelung ist, die oberste leitende Behörde der bürgerlichen Entwickelung des Volks. Dem Ministerium des Innern liegt daher die Wachsamkeit ob, daß durch Finanz- und Militair-Verfassung dieser Entwickelung keine Fesseln angelegt werden.

Ihm gebührt daher in Vorbereitung und Berathung neuer Gesetze die bedeutendste Stimme.

Ich halte es demnach für unmöglich, daß beide Ministerien eingehen können, und würde es als ein großes Unglück betrauern, wenn es dennoch geschähe, so bequem für mich, wie für jede Provinzial-Behörde, die Nähe eines selbstständigen Ministers auch wäre.

Die Einziehung der Ministerien des Schatzes und des Handels dürfte hier keiner Erwähnung bedürfen, weil die Dauer des einen durch die Abwickelung seiner Arbeiten bedingt, die Einziehung des andern aber auch ohne Provinzialminister als möglich nachgewiesen ist.

Gegen die vorgeschlagene geographische Eintheilung der Provinzial-Ministerial-Departements würde sich nichts weiter einwenden lassen, als daß eine Berücksichtigung der besondern provinzialen Eigenthümlichkeiten bei der angenommenen Größe der Departements überhaupt nicht möglich, dieser Zweck also dadurch nicht erreichbar scheint, wenn nicht ihre Zahl mindestens verdoppelt werden soll.

Ich darf mir endlich noch die Bemerkung erlauben, daß, wenn von Erhaltung bestehender Einrichtungen die Rede ist, die Fachministerien in ihren Grundzügen seit dreizehn Jahren bestehen, daß sie Gutes gewirkt haben, und daß die Rückkehr zu den Einrichtungen vor dem Jahre 1806 einer der gewaltsamsten Rückschritte sein würde, die in unserer Verwaltung vorkommen können.

Es wird also zum Schlusse der bescheidene Zweifel nicht am unrechten Orte sein,

ob die beabsichtigten Vortheile mit den unausbleiblichen Nachtheilen neuer Provinzial-Ministerien im Gleichgewichte stehen, und ob diese Vortheile durch andere, weniger umwälzende Einrichtungen nicht leichter zu erreichen sein werden. Berlin, den 15. December 1821.

v. Hippel.

2.

v. Vincke über Sach- und Provinzial-Minister und Ober-Präsidenten.

Fast aller Adel, welcher die preußische Verwaltung mannichfach trifft, die meisten Uebel, welche dieselbe wirklich

drücken, haben nach meiner Ueberzeugung in der Verfassung der Ministerien, in deren Sonderung nach Gegenständen ihren Grund.

Sachminister mögen angemessen erscheinen für große Staaten, in welchen eine Revolution Alles eben und gleich gemacht, alle alten Verhältnisse überwältigt hat, wo alle moralischen und politischen Verschiedenheiten aus Grundsatz durchschnitten werden, um Alles zu egalisiren und zu generalisiren und dadurch das Herrschen bequemer zu machen. Da waltet die Willkühr, es herrschet die reine abstrakte Theorie; dieses Regieren bedarf keiner Kunde des Lokals und der Menschen; es centralisirt und generalisirt aus Grundsatz.

Sachminister mögen auch passend erscheinen für kleine Staaten, bei gleichförmigen, leicht übersehbaren Lokal-Verhältnissen selbst die angemessensten; sie waren auch angemessen dem politischen Zustande der preußischen Monarchie zur Zeit, wo sie in derselben, da bei deren damals beschränktem Umfange und minder grellen Verschiedenheiten den Ministern allenfalls die Möglichkeit blieb, sich mit den lokalen Verhältnissen, Gegenständen und Einwohnern aus eigener Anschauung bekannt zu machen; auch mochten politische Rücksichten bei dem Uebergewicht des französischen Kaiserreichs, sich dessen Formen zu nähern, und die Hoffnung, dadurch die Verwerfung der unmäßigen Forderungen desselben zu erleichtern, dazu damals rathen.

Allein selbst damals scheinen nur diese temporairen Zwecke bei ihrer Schöpfung beabsichtigt gewesen zu sein; sonst hätte der damit unverträgliche Regierungs-Grundsatz eines jeder Beschwerde, jeder individuellen Berücksichtigung unzugänglichen Thrones nothwendig aufgegeben werden müssen; sonst würde man nicht dabei auf halbem Wege stehen geblieben sein, die Sachminister auch mit entsprechenden, nur ihnen dienstbaren, ausführenden Organen, mit Präfekten und Steuer-, Douanen- u. s. w. Directoren ausgestattet haben; die Kollegialität in der untern Instanz ist damit unverträglich, wie eben auch unsere Erfahrung bewiesen hat.

Inzwischen sind die früheren temporellen Bewegungsgründe zu Sachministern verschwunden; der Staat hat die frühere Ausdehnung, hat solche durch in ihren physischen, moralischen und politischen Verhältnissen sehr heterogene, zum Theil weit entlegene Länder wieder erhalten; für diesen Zustand scheint das interimistische, daneben im Grund-

ſo wie in der Form nur halb durchgeführte Verwaltungs-Syſtem nicht wünſchenswerth, damit auch in ſo großem Widerſpruche, daß eine Beachtung der Verſchiedenheit, ſogar für Verhältniſſe, welche Einheit nothwendig zu fordern und ſelbſt Einförmigkeit wohl zu vertragen ſcheinen, in der Aufrechthaltung einer dreifachen Geſetzgebung und Juſtizverwaltungs-Form ausgeſprochen werden iſt.

Wenn jede Verwaltung die genaue Kenntniß des Lokals, der Einwohner und der Regierungswerkzeuge nothwendig bedingt; ſo iſt die Aufgabe der jetzigen Sachminiſter in dem weiten verſchiedenartigen Reiche ganz unausführbar, da weder ſie ſelbſt, noch ihre unmittelbaren Gehülfen je dazu gelangen können, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Theile aus eigener Anſchauung vollſtändig aufzufaſſen und richtig zu behandeln; es bleibt ihnen nur die Aushülfe der ſchriftlichen Belehrung durch die Regierungen; dieſe letztern, denen ſelbſt wieder aus demſelben Grunde,

weil geſetzlich die Wirkungskreiſe der Mitglieder nach Hauptgattungen der Geſchäfte abgegrenzt ſeyn ſollen (Reg. Inſtr. §. 22.)

und weil die viele Schreiberei zu Vereinfachungen keine Muße läßt, ihr Bezirk nicht vollſtändig bekannt iſt, müſſen, wo es Lokalverhältniſſen gilt, viele Auskunft häufig auch erſt von den Landräthen einholen. So müſſen überall Papier und Schrift das eigene Anſchauen vertreten und zu dem lebendigen Handeln auf dem Fleck die Möglichkeit rauben.

Aber noch viel untauglicher ſind die Regierungsberichte, um dem Miniſter ein treues Bild der Eigenthümlichkeiten der Einwohner zu geben; dieſe und die nicht minder nothwendig perſönliche Kenntniß, wenigſtens der Hauptorgane für die Ausführung, der Regierungsmitglieder und der Landräthe, können nur ſelbſt erworben werden, und welchen bedeutenden Einfluß hat ſolche perſönliche Bekanntſchaft und darin begründete gegenſeitige Achtung und Zutrauen auf die ganze Geſchäftsführung! Gegenwärtig möchte wohl kein Miniſter nur die Regierungs-Präſidien perſönlich kennen, die Räthe nur durch Benennung der Referenten auf den Berichten, welche beſſer gänzlich unterbleiben möchte, da ſie nie ein richtiges Urtheil über den Verfaſſer begründen kann. Auch iſt es ein unvermeidlicher Nachtheil des jetzigen Zuſtandes, daß kein Miniſter ein beſonderes Intereſſe an den ihm nur theilweiſe gehörenden Regierungen nimmt, keiner die Controlle ihrer Wirkſamkeit zu führen, angemeſſenen

Mängeln gründlich abzuhelfen vermag, und diesen Umständen muß auch die unvollkommene Besetzung derselben wohl hauptsächlich zugeschrieben werden.

Die jetzige Sachministerial-Verwaltung hat zur Folge:

1) ein Uebermaß von Schreiberei bei den Regierungen und Ministern durch Berichte, welche bei letzteren von ersteren zur Aufklärung von Lokal-Verhältnissen und bei jeder Beschwerdeführung erfordert werden müssen, dabei noch den besondern Nachtheil haben, daß darüber immer nur die Meinung derer, gegen welche reklamirt wird, gefordert werden kann;

2) eine große Langsamkeit und Schwerfälligkeit überall, wo der Gegenstand mehrere Ressorts berührt und die Kommunikation mit anderen Ministern erfordert, um einen gemeinschaftlichen Beschluß hervorzubringen;

3) eine vorherrschende Meinung zu generalisiren, die reine Theorie allein walten zu lassen, alle provinziellen Verhältnisse und oft sehr wichtige Lokal-Interessen gering zu schätzen, sobald sie nicht in die allgemeine Ansicht passen; eine Verwechselung der nothwendigen Einheit des Verfahrens, mit gar nicht wünschenswerther und im preußischen Staate unerreichbarer Einförmigkeit; daher nicht selten die allgemeinen Verordnungen und Bestimmungen, welche nur unter mannichfachen Modifikationen und Deklarationen, nach großem Aufwande von Zeit und Schreiberei, anwendbar zu machen stehen;

4) eine große Unsicherheit der Verwaltung, welche immer auf Widersprüche der Regierungen gefaßt sein muß; so viele Zweifel und Anfragen der letzteren, welche oft der Nachlässigkeit zum Deckmantel dienen müssen, da es viel bequemer ist, zu schreiben als zu handeln;

5) eine unverkennbare Herabwürdigung des ministeriellen Ansehens und der Autorität, sowohl in den Regierungen, als auch und noch vielmehr bei dem Publikum, welchem jene Mängel um so weniger unbemerkt bleiben, als es deren Wirkung empfindlich fühlt, und welches dadurch gewöhnt wird, die ungekannten oberen Staatsbehörden als seinen provinziellen Interessen feindselige Gewalten zu betrachten, zumal die Komplikation der Ressorts es oft zweifelhaft macht, an wen man sich mit seinen Anzelegenheiten wenden soll, und selten die Theilnahme und Hülfe dafür gefunden wird, welche nur eigene Kenntniß des Gegenstandes gewähren kann und gern gewährt;

6) eine große und stets anwachsende Vermehrung des Personals der Ministerien.

Die Schöpfung der Ober-Präsidenten hatte wohl vorzüglich den Zweck, diese Mißverhältnisse auszugleichen und die sachliche Behandlung mit den Lokal-Interessen zu einigen; allein sie hat solche nie zu erfüllen vermocht. Blos die Regierungen sollten verwalten, die Minister blos die Regeln der Verwaltung geben, die Ober-Präsidenten kontrolliren, daß die Regierungen verwalteten, und den Ministern die Provinzial-Verhältnisse suppeditiren; so einfach das scheint, so schwierig hat es die Erfahrung ergeben, dieses auszuführen; die Regeln haben noch nicht gefunden werden können, um jede Behörde innerhalb ihrer Schranken festzubannen, um alles Ein- und Durchgreifen in fremde Wirkungskreise abzuwehren. Ganz unausführbar scheint es, vornehmlich den Regierungen eine wirkliche Selbstständigkeit zu gewähren und die Minister lediglich auf die Aufstellung von Verwaltungsregeln zu beschränken; das Finanz-Ministerium ist schon seiner Natur nach ganz verwaltend, auch bei den anderen Ministerien findet sich mehr oder weniger Vermögens-Administration; die Regeln selbst lassen sich nur aus der Praxis bilden; überall wird durch Beschwerdeführungen die Ordnung gestört, Nachfrage und Eingreifen unvermeidlich. Die Minister müssen sich die Mittel sichern, des Königs Majestät augenblicklich Auskunft über Anfragen ertheilen zu können, und endlich würde die selbstständige Verwaltung eine viel umfassendere Kassendispesition erfordern, als den Regierungen eingeräumt werden kann. Das Eingreifen der Minister in die Detailverwaltung wird daher nie abgeschnitten werden können, noch weniger auf die Ober-Präsidenten übertragen, weil diese abwesend, durch ihre Kenntnißnahme die der Minister nicht entbehrlich machen können; auch deren Kontrollgeschäft beengt die Selbstständigkeit der Regierungen; unvermeidlich wird oft die Kontrolle selbst Verwaltung werden und dazu verführen.

Die Erhebung der Ober-Präsidenten zu Provinzial-Ministern, um als solche die Verwaltung in den Provinzen zu leiten, zur Rechenschaft darüber und zum Vortrage der Bedürfnisse ihrer Provinzen im Staatsministerium, diesem jährlich einige Monate, mit Sitz und Stimme darin, beizuwohnen: dürfte das Uebel nur vermehren. Sie würden dann, was sie nie haben sein sollen, eine wirkliche Mittelinstanz, als solche mit eigenem Hülfspersonal kostbar aus-

gestattet werden müssen; sehr bedenkliche Reibungen, die schlimmsten stets unter coordinirten Behörden, würden unvermeidlich sein, wo nicht innerlichen Krieg, häufig Stillstand der Geschäfte veranlassen; Beamte, die nur in steter Beweglichkeit ihre Bestimmung finden können, würden in sitzende und schreibende verwandelt werden.

Die Ober-Präsidenten, welche jetzt einen Aufwand von 30,000 Thalern veranlassen mögen, dürften indessen ganz entbehrlich sein, der Geschäftsgang an Einfachheit und Schnelligkeit, die Verwaltung an Energie, Gediegenheit, Erfolgsamkeit, vor allen an Vertrauen der Nation, an Achtung im Auslande außerordentlich gewinnen, wenn alle Gegenstände, welche Lokalbeachtung erfordern und keine Gleichförmigkeit gestatten, wenn die jetzt isolirten Ressorts der Ministerien des Innern, des Handels, des Schatzes, der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten nebst den Domainen- und Forstsachen unter Provinzial-Ministern nach großen geographischen Abtheilungen vereinigt würden, etwa:

1) für Preußen von 1168 □ Meilen 1,640,000 Seelen 4 Regierungen,

2) für Schlesien und Posen von 1258 □ Meilen 2,945,000 Seelen 5 Regierungen,

3) für Brandenburg, Pommern und Sachsen von 1772 □ Meilen 3,324,000 Seelen 8 Regierungen, und

4) für Westphalen und die Rheinlande von 813 □ Meilen 3,067,000 Seelen 8 Regierungen; dagegen für die eine gleichförmige Behandlung ohne Störung von Lokalverhältnissen ertragenden und erfordernden Verwaltungen des gesammten Abgabenwesens, der Justiz, des Krieges, der auswärtigen Angelegenheiten Sachminister bestehen bleiben;

mit dem Finanz-Ministerium die General- Salz-, Münz- und Lotterie-Verwaltung und die allgemeinen Handelsangelegenheiten vereinigt;

für die an keine Lokalitäten gebundene höhere Sicherheits-Polizei ein General-Polizei-Direktor angeordnet;

die ebenfalls generelle Leitung des Bergbaues, der Salzfabrikation, der Porzellan-Fabrik demjenigen Provinzial-Minister als Spezial-Departement übertragen würde, in dessen Bereich sich der bedeutendste Bergbau befindet;

als consultative Behörden für alle Provinzial-Minister

die technische Gewerbe-Deputation,

die technische Ober-Bau-Deputation,

die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen,
eine wissenschaftliche Kommission für den öffentlichen Unterricht und für geistliche Angelegenheiten

resp. bestehen bleiben und errichtet, einer jeden als Spezial-Chef einer der Provinzial-Minister vorgesetzt, der letztern auch die Universitäten, Akademien, allgemeinen wissenschaftlichen Institute, und deren Chef die allgemeinen Angelegenheiten der evangelischen und katholischen Kirche übertragen würden;

das General-Postamt, das statistische Büreau, das Staats-Archiv, wie bisher dem Staats-Kanzleramte untergeben, die General-Kontrolle, mit der General-Kassen-Direktion vereinigt würde;

die General-Schulden-Verwaltung wie jetzt bestehen bliebe. —

Die Provinzial-Minister würden im Staats-Ministerium mit den Sachministern vereinigt dann alle die Angelegenheiten berathen und beschließen, bei denen noch eine gemeinsame Berührung eintritt und für welche sich die Nothwendigkeit allgemeiner Maßregeln und provinzieller gesetzlicher Bestimmungen in den Spezial-Verwaltungen ergiebt;

sie würden jährlich einen Theil ihres Departements selbst bereisen und die übrigen durch Mitglieder ihres Ministeriums bereisen lassen; die nähere Bekanntschaft der Gegenstände, der Einwohner, der Provinzial-Beamten, durch periodisch eigene Anschauung und persönliche Berührung, würde eine große Masse von Schreiberei entbehrlich machen, und 4 bis 6 Ministerial-Räthe, in der Regel aus den Provinzial-Behörden gewählt, wahrscheinlich zu deren Erledigung ausreichen; ein einfacher, rascher, lebendiger Geschäftsgang, die Kraft und Sicherheit der Ausführung, eine sehr bedeutende Verminderung der Verwaltungskosten würden die nächsten unfehlbaren Früchte dieser Veränderung sein, die schönste, das wiederkehrende Vertrauen der Nation zu der Verwaltung, wenn jede Provinz eines bei allen wichtigen Veranlassungen ihre erheblichsten Interessen mit Sachkunde und Theilnahme vertretenden Chefs in der Nähe des Thrones versichert sein wird, an welchen sich in den ältern Provinzen theure Erinnerungen der Vorzeit anknüpfen, wo einzelnen Provinzialministern es in der Vereinigung aller Mittel und Kräfte noch möglich war, lebendige und unvergängliche Denkmale ihrer Wirksamkeit aufzustellen.

Man hat gegen die Herstellung der Provinzial-Minister erinnert:

1) Das Provinzial-Interesse würde dadurch über das allgemeine Staats-Interesse eine die Einheit befährdende Herrschaft erhalten, — allein die Einheit ist gesichert durch die jetzt allgemeine Gesetzgebung, durch die auch für künftige provinzielle Gesetzbestimmungen erforderlich bleibende Concurrenz des gesammten Staats-Ministeriums und Staatsrathes, welche bei den früheren Provinzial-Ministern nicht stattfand, sowie durch eine größtentheils gleiche Steuer-Verfassung, durch die jetzt überall gleiche Gestaltung der Behörden (außer bei der Justiz) und durch eine zu erwartende gleichmäßige Verfassung; — auf Einförmigkeit, widerstrebend der Natur der preußischen Monarchie, wird wohl gern verzichtet werden können, und Einseitigkeit zuverlässig weniger zu erwarten sein als jetzt, wo jeder nur seinen isolirten Gegenstand kennt und verfolgt. —

2) Sie würden sich nicht vertragen mit den durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 versprochenen Reichsständen, welche durchaus Sachminister, eine Sonderung des Ausgabebudgets nach dem Bedarf der Hauptgegenstände erfordern, — all..n der letztere wird aus den Provinzial-Etats ohne Schwierigkeit zusammengestellt werden können, die Reichsstände auch mit Provinzial-Ministern wohl verhandeln, von diesen alle erforderliche Auskunft noch viel zuverlässiger gewärtigen können, wenn sie einmal kommen werden; noch sind sie nicht vorhanden, auch wie es scheint zunächst nicht, wohl aber Provinzialstände zu gewärtigen, welchen bei der gleichen Aufgabe, die Provinzial-Interessen zu sichern, sehr viel besser die Provinzial-Minister zusagen werden, welche aber mit Sachministern und ohne allgemeine Stände wohl schwerlich dürften bestehen können.

3) Fast in allen großen Staaten beständen Sachminister und unser Staat würde in der Meinung des Auslandes bei der Rückkehr zu Provinzial-Ministern verlieren, — aber was bei anderen, anders gestalteten, anders constituirten Staaten paßt, darf deßhalb wohl nicht dem preußischen, unter anderen Umständen, unbedingt als Regel aufgedrungen werden, welcher in seiner heterogenen ungeschlossenen Zusammensetzung eine viel schwierigere Aufgabe zu lösen hat. — Die Meinung des Auslandes bestimmt sich vornämlich nach der innern Kraft und Konsequenz der Regierung und nach der Zufriedenheit der Regierten mit derjel-

den, welche durch Provinzial-Minister zuverlässig gewinnen müssen — vielmehr dürfte eben hierdurch auch das Zutrauen und die Achtung des Auslandes, von welchen jetzt nicht viel zu rühmen ist, der preußischen Verwaltung wieder zugeführt werden.

Sollte jedoch für Aufstellung von Provinzial-Ministern nicht entschieden werden, so dürften auch die Ober-Präsidenten nicht entbehrt werden können, als Kommissarien der Sachminister, um in ihrem Namen die ihnen unmögliche lebendige Kontrolle über die öffentliche Verwaltung in den Provinzen zu führen und die Einheit derselben für die allgemeinen Zwecke, die noch möglichste Beachtung der Provinzial-Verhältnisse zu sichern; um mehrere Regierungsbezirke befassende Gegenstände auch verwaltend zu leiten; um die Minister des störenden Eingreifens in die Detail-Verwaltung, insbesondere durch Ueberweisung der Beschwerden über Regierungs-Verfügungen zu ihrer Entscheidung, zu überheben; um selbst verantwortlich die Geschäftsfähigkeit und Pflichtmäßigkeit der oberen Provinzial-Verwaltungs-Beamten zu bewachen; um in dringenden, keinen Rekurs nach dem Centrum gestattenden Fällen die erforderlichen Maßregeln anzuordnen. Es wird dann vornehmlich dafür zu sorgen sein, daß die Ober-Präsidenten fleißig reisen, daß sie bei jeder Regierung sich jährlich eine bestimmte Zeit aufhalten müssen, daß ihnen alle Gelegenheit benommen wird, bloß sitzende und schreibende Behörden zu werden.

Berlin, den 13. November 1821.

(gez.) von Vincke.

3.

v. Witzleben über die Vorschläge zur Vereinfachung der Verwaltung.

Torlitz, den 18. August 1822.

1) Es würde allerdings zu wünschen gewesen sein, daß diesen an sich sehr zweckmäßigen Vorschlägen die Einführung einer Kommunal-Ordnung vorangegangen wäre. Man würde dadurch ein sicheres Fundament erhalten und die Aufgabe, möglichste Vereinfachung der Geschäfte, am leich-

ersten gelöst haben, indem man eine Menge kleiner Verwaltungs-Gegenstände, die der Staat nicht selbst administriren, sondern nur bevormundschaften muß, an die Kommunen hätte übergehen lassen können. Wir laboriren in unserer Verwaltung jetzt offenbar an dem Fehler: zu viel zu regieren. Zu jener Zeit, wo ein eisernes Verhängniß die Staatsmaschine zerstört hatte, war es gewiß eine heilsame Maßregel, daß der Baumeister, welchen das Schicksal ausersehen hatte, auf den Trümmern ein zeitgemäßes, dauerhaftes Gebäude aufzuführen, während des Baues sein sorgsames Auge auf alle Einzelnheiten richtete, um danach die Stellung seiner Unteraufseher zu ordnen. Jetzt aber, wo das Gebäude vollendet dasteht und höchstens in der innern Einrichtung noch hin und wieder nachzuhelfen ist, bedarf es dieser genauen Kontrolle nicht mehr.

Daß jene Ideen, die Kommunal-Ordnung voranzuschicken, nicht realisirt werden konnten, ist freilich die Schuld des Meisters nicht, und es dürfen auch deshalb die Vorschläge nicht aufgehalten werden, da späterhin immer die erforderlichen Modifikationen eintreten können.

2) Was indeß als ein sehr wesentlicher Mangel erscheint, ist, daß nirgends auf die Provinzial-Stände Rücksicht genommen und dies namentlich bei der Bestimmung über die Oberpräsidenten ganz außer Acht gelassen ist. Am wünschenswerthesten wäre es, wenn die Grenzen der Regierungsbezirke mit denen der Provinzial-Stände zusammen träfen. Dann würde der Regierungspräsident der natürliche Kommissair des Gouvernements bei den Ständen sein, und der Oberpräsidenten bedürfte man nicht. Da dies aber unter keinen Umständen zu erwarten, so werden immer so viel Oberpräsidenten sein müssen als es Provinzial-Ständeversammlungen giebt, und ich würde daher vorschlagen, die Oberpräsidenten vorläufig zum Theil in ihrer jetzigen Anzahl bestehen zu lassen, bis die Gränzen der einzelnen Provinzialverbände festgestellt sind. Dies schließt indeß weder die nothwendige Modifikation in ihrem Geschäftsverhältniß, noch erforderliche Personaländerungen aus.

3) Ich halte es für bedenklich, die Konsistorien aufzulösen und an die Regierungen anzuhängen. Es läßt sich sehr wohl vertreten, daß die geistige Pflege ebenso selbstständig stehe wie die Rechtspflege, womit indeß keineswegs einer geistlich-hierarchischen Herrschsucht mit allen ihren Uebeln die Thüren geöffnet werden sollen. Ich würde vorschlagen,

alle geistlichen Angelegenheiten durch Provinzial-Konsistorien bearbeiten zu lassen, an deren Spitze der Oberpräsident als leitendes Haupt steht. Hiernach würden auch alle geistlichen Angelegenheiten, die bisher bei den Regierungen bearbeitet wurden, in sofern sie nicht rein Temporalia betreffen, an die Konsistorien übergehen, wohin besonders die Anstellung der Geistlichen gehört. Dieser Vorschlag stimmt mit der oftmals geäußerten Ansicht Sr. Maj. nicht allein vollkommen überein, sondern an ihn würde sich auch vielleicht die Ausführung einer andern Idee des Königs knüpfen lassen, deren Realisation Sr. Majestät sehr angenehm sein würde. Es ist dies die Einführung von evangelischen Bischöfen, deren Zweck Verbreitung der Kirchenzucht und der Aufsicht auf die Geistlichen ist, wodurch demnächst der evangelischen Kirche ein ihr im Vergleich zur katholischen mangelnder Glanz gegeben würde, ohne dadurch weder ihre Form noch ihr Wesen zu verändern. Die Bischöfe, deren so viel als Provinzen, würden die ersten Räthe bei den Konsistorien sein (nicht Vicepräsidenten, damit nicht das weltliche Princip unterdrückt würde); sie hätten eine mäßige Disciplinar-Gewalt über die Geistlichen der Provinz; in bedeutenden Angelegenheiten könnten sie nur im Einverständnisse mit dem Konsistorio und mit Genehmigung des Oberpräsidenten handeln. Hierdurch würde weder Synodal- noch Presbyterial-Verfassung zerstört, da sich ihr beschränkter Einfluß nur auf die Personen der Geistlichkeit erstreckt. In wiefern den Konsistorien und den Bischöfen insbesondere eine Einwirkung auf das Schulwesen zu gestatten wäre, dürfte noch näher erwogen werden. Unnatürlich wäre es nicht, da dieser Zweig einen Theil der Verwaltung des geistlichen Ministerii ausmacht. Se. Maj. haben diese Ideen zum Theil aus einem Buche, Schubert's Schwedische Kirchenverfassung, entnommen, worin über diese Einrichtung recht viel Bemerkenswerthes zu lesen ist.

4) In Beziehung auf die Geschäftseintheilung bei den Regierungen bemerke ich zuvörderst, daß nichts heilbringender sein wird, als wenn der Präsident unter eigener Verantwortlichkeit einen selbstständigen Wirkungskreis bekommt. Nächst der falschen und hemmenden Einwirkung der Ministerien ist es jetzt vorzüglich die nichtssagende Stellung des Präsidenten, welche einer schnellen und kräftigen Verwaltung in den Weg tritt. Wenn jetzt irgend eine Maßregel durch die Stimmenmehrheit des Kollegii, vielleicht gegen die Meinung des Präsidenten, durchgesetzt wird, wo liegt dann die

Verantwortlichkeit, wenn es ein Mißgriff war? Das ganze Kollegium oder alle die Glieder, welche dafür stimmten, kann man doch nicht in Anspruch nehmen, denn sie sagten nur ihre Meinung, unbekümmert, welcher Beschluß daraus hervorgehen würde. Dies hat denn doch wohl zum Theil die minutiöse Kontrolle der Ministerien, die endlich in eine vollkommene Administration übergegangen ist, in's Leben gerufen. Man setze tüchtige Leute an die Spitze und mache sie verantwortlich, dann kann man ihnen schon einen ausgebreiteten Wirkungskreis gestatten, und es wird ein kräftiges Leben in die Verwaltung kommen. —

Sollte es nicht zweckmäßig sein, wenn die Unterabtheilungen bei den Regierungen auf die Sachministerien basirt wären? Etwa auf folgende Weise:

1. Abtheilung für das Innere und Polizei, nach Umständen in Unterabtheilungen nach diesem Haupttitel zerfallend;
2. Abtheilung für die Finanzen, nach Maßgabe der Ausdehnung zerfallend in die Unterabtheilungen:
   a. Domainen,
   b. Forsten,
   c. Steuern,
   d. Kassenverwaltung;
3. Kriegs.

Ich meine, diese Eintheilung, in welcher sich das Bild der Verwaltung abspiegelt, müßte den Betrieb erleichtern; das Personal einer Regierung würde hiernach vielleicht bestehen können aus:

1 Chefpräsidenten;
1 Vicepräsidenten, als Direktor in Abwesenheit des Präsidenten seine Stelle vertretend, und außerdem die Aufsicht auf das Materielle der Geschäftsleitung führend. Hierüber unten noch etwas mehr.
3 Geheime*) Regierungsräthe als Abtheilungschefs.
5 Regierungsräthe für die Unterabtheilungen, bei minderer Ausdehnung der einzelnen Geschäftskreise, wo einige zusammengezogen werden können, weniger.

---

*) Anmerk. Wäre es nicht gut, wenn das Prädikat Geheimer bei der Einrichtung der Titel wegfiele und durch etwas Anderes ersetzt würde? Die Benennung Geheimerath wird dadurch gar zu sehr profanirt. Man könnte statt dessen „Ober" setzen, z. B. Regierungsrath, Ober-Regierungsrath, wirkl. Ober-Regierungsrath; Finanzrath, Ober-Finanzrath; Kriegsrath, Oberkriegsrath ꝛc. — Dies nur eine hingeworfene Idee. v. Viebahn.

Das nöthige Unterpersonal, aber möglichst beschränkt, damit nicht Geschäfte creirt werden, blos um den Beamten Arbeit zu geben.

5) Man hat immer geklagt, daß sich die Chefs der Verwaltungen und vorzugsweise die Ministerien zu sehr mit dem Detail, mit dem Materiellen des Geschäfts abgeben und darüber den höhern Gesichtspunkt verlieren. Dies mag allerdings größten-theils in der Persönlichkeit des Chefs begründet sein, aber es hat mir immer die Idee vorgeschwebt, daß eine Einrichtung wie die der Secretaires généraux in Frankreich dem Uebel etwas steuern könnte. Diese Leute sind mit der Aufsicht auf die materielle Geschäftsführung beauftragt, sie sind immer au courant von Allem, sie können dem Chef stets über Alles Rede und Antwort geben, sie vertreten seine Stelle bei temporairer Abwesenheit und selbst auf sein Geheiß, wenn er anwesend und mit wichtigen Gegenständen (z. B. ein Minister mit Gesetzesentwürfen) beschäftigt ist. Der Chef, und vorzugsweise ein Minister, würde dadurch einer großen Last überhoben und auf seinen eigentlichen Beruf zurückgeführt, die Verwaltung aus einem höhern Gesichtspunkt zu betrachten, die Entwickelung in den Resultaten zu verfolgen und hiernach die nothwendigen abändernden Normen und gesetzlichen Verfügungen zu erkennen. Man könnte jene Leute sehr gut Direktoren nennen, z. B. Direktor des Finanz-, des Kriegs-Ministerii, des Ministerii des Innern.

6) Die Vereinigung der Oberrechnungskammer mit der Generalkontrolle erscheint eigentlich als völlig konsequent und nothwendig, denn wenn das Ministerium in solidum dafür verantwortlich ist, daß keine Mehrausgaben gegen den von Sr. Majestät bestimmten Etat vorkommen, so haben beide Behörden nur das Formelle der Rechnungslegung zu beurtheilen. Inzwischen ist es einleuchtend, daß unter den jetzt verwaltenden Verhältnissen das Fortbestehen der General-Kontrolle nicht zu umgehen ist. Könnte dem General-Kontrolleur aber nicht zugleich der wichtige und beibringende Beruf werden, Ersparungen und Beschränkungen auszumitteln und vorzuschlagen? Die Minister sind zwar mehrmals angewiesen, dies selbst zu thun, aber sie sind Parthei in der Sache, sie betrachten ihren Etat als ein noli me tangere. Es sind vielleicht nicht einmal die vorgeschriebenen Ersparungen vollständig zu erreichen gewesen. Der General-Controlleur ist die rechte Person, um Einschränkungen zu ermitteln. Er

kennt alle Etats, er kennt aus den Ministerial-Konferenzen, aus den Zeitungsberichten der Regierungen und anderen Quellen den Gang der Verwaltung und er ist unpartheiisch. Es würde ihm daher aufgegeben werden können: vor Ablauf jedes Etatsjahres Vorschläge zu Ersparungen zu machen. Diese würden zuvörderst im Staats-Ministerio diskutirt und demnächst mit dem Beschluß des Ministerii dem König eingereicht, dem sie vom Staatskanzler vorgetragen würden.

7) Ich schließe diesen Aufsatz mit einigen Bemerkungen über die vorgeschlagenen Personalveränderungen. Das Auflösen der beiden Ministerien des Schatzes und des Handels ist höchst zweckmäßig, sowie die Anstellung des Ministers Klewitz und des Geheimen Raths v. Ladenberg durchaus passend, die Pensionirung oder resp. Entlassung mit Wartegeld des Herrn von Oelßen scheint unerläßlich.

Was indeß die Entfernung des Ministers v. Schuckmann anbetrifft, so halte ich dieselbe für sehr schwierig, wenn ich gleich von der Nothwendigkeit überzeugt bin und die Wahl des Präsidenten v. Schönberg nicht besser getroffen werden könnte. Der v. Schuckmann wird von Personen soutenirt, die bedeutenden Einfluß haben und denen er sehr nothwendig ist. Das Ausscheiden des Ministers v. Bülow dürfte ebenfalls schwierig sein, wiewohl hieran mehr Mangel an Gelegenheit, als andere Rücksichten Schuld sind*). Von den Oberpräsidenten rede ich nicht, da ich weder ihre Zahl noch die entsprechende Eintheilung des Landes für ausführbar halte. Bei den Regierungspräsidenten glaube ich bemerken zu müssen, daß der Präsident v. Horst den Ruf eines vorzüglichen Beamten, und Richter hingegen den eines sehr schwachen Mannes hat.

4.

v. Witzleben, Bemerkungen über die nachgelassenen Vorschläge des Staats-Kanzlers.

Berlin, den 3. März 1823.

Bevor ich meine Ansichten über die nachgelassenen Entwürfe des Staats-Kanzlers ausspreche, wage ich es einige

*) Anmerkung: So eben ist mit einer Depesche vom 25. Juli die Nachricht des Todes des Gesandten v. Ramdohr eingegangen, und dadurch vielleicht allerdings eine Gelegenheit geboten sein.

v. Witzleben.

Worte über die Verwaltung des Staats im Großen und insbesondere über die Stellung des Ministerii und seines Präsidenten zu Sr. Majestät dem Könige voranzuschicken.

Wenn sich in dem Monarchen alle Gewalten wie in einem Brennpunkt vereinigen, so fließen wieder in seinen Organen, den Ministern, die verschiedenen Beziehungen der einzelnen Verwaltungszweige zusammen. Das Ministerium umfaßt daher die ganze exekutive Gewalt, wie sie als Theil der Gesammtmacht in dem Monarchen ruht, nur daß dieser das bewegende Princip, jenes das bewegende Mittel, dieser das Haupt, jenes die Glieder sind. Aus dieser unbestreitbaren Wahrheit, die sich in ihrer Anwendung bis in die kleinsten Räder der Staatsmaschine konsequent durchführen laßt, folgt: daß zwischen dem Monarchen und seinen Ministern keine Zwischenbehörde, mit vollziehender Gewalt ausgestattet, sein darf. Als Se. Majestät im Jahr 1810 den Staatskanzler auf seinen Platz stellten, war der eben ausgesprochene Grundsatz beobachtet, denn der Staats-Kanzler vereinigte mit Ausschluß der Justiz und des Kriegswesens alle Ministerien in seiner Person, und es ist unläugbar ein Fehler, daß er bei der Einsetzung eines Ministerii Sr. Majestät dem Könige nicht solche Vorschläge machte, wodurch er zwar als erster Rathgeber des Monarchen, nicht aber als Zwischenbehörde, mit mancherlei Attributen der königlichen Gewalt ausgerüstet, zwischen dem Thron und den Ministern stehen blieb. Er scheint dies selbst gefühlt zu haben, da er bei Gelegenheit von Differenzen mit dem Ministerio namentlich im Jahr 1817 und 1819 sich gegen den König in seinem eigenhändigen promemoria immer nur als 1ster Kabinetsrath aufführt. Auch hat er sich zwei Tage vor des Königs Abreise nach Verona gegen mich auf das bestimmteste dahin ausgesprochen, daß er, nachdem er Se. Majestät die Vorträge über Vereinfachung der Verwaltung, welche der Gegenstand dieses Aufsatzes sind, gemacht hätte, sich von der Administration ganz zurückziehen und nur das bearbeiten würde, was der König ihm zuweisen würde. Der oben ausgesprochene Grundsatz schließt indessen keineswegs die Stellung eines Präsidenten des Ministerii, d. i. eines Beamten aus, der ohne weder einer eigenen Verwaltung vorzustehen noch die Rechte einer executiven Behörde zu besitzen, — die Gesammtarbeiten des Ministerii leitet und die Resultate dem Könige vorträgt. Ich erlaube mir hierbei die Bemerkung, daß gar kein Grund

vorhanden zu sein scheint, warum diese Vorträge nicht in Gegenwart der beim Kabinet angestellten Personen erfolgen könnten, daß es vielmehr konsequent und nützlich wäre, wenn solches geschähe. Diese Personen, welche das Glück haben, täglich unter Sr. Majestät zu arbeiten, müssen Höchstdessen Ansichten am besten kennen und daher am ersten im Stande sein, selbst in Details, die der König nicht augenblicklich zu übersehen vermag, auf Versehe aufmerksam zu machen. Demnächst bleiben sie au courant von dem Gange der Geschäfte, wodurch es vermieden wird, daß widersprechende Verfügungen aus dem Kabinete erfolgen, da es außer den Gränzen der Möglichkeit liegt, daß Se. Majestät Alles behalten kann, was ihm der Staats-Kanzler vorgetragen hatte. Aus der Natur des Berufes eines Präsidenten folgt, daß es ein Mann sein muß, der, nächst einer vollständigen Geschäftskenntniß, Eigenschaften besitzt, die ihm Vertrauen beim Könige und Autorität beim Ministerio erwerben können. Es ist traurig, sagen zu müssen, daß vorzüglich in Hinsicht des letztern Punktes keiner der jetzigen Minister diesen Anforderungen entspricht. Da des Königs Majestät in seiner hohen Stellung so selten Meinungen unumwunden ausgesprochen hört, so halte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, die meinige so vorzulegen, als wenn ich sie jeden Augenblick vor dem ewigen Richter zu vertreten bereit sein müßte. Ich habe bei Gott dem Allmächtigen keinen andern Bewegungsgrund als des Königs Wohl, für das ich jeden Augenblick Blut und Leben zu lassen bereit bin. Und so spreche ich denn ohne Rückhalt aus, daß im ganzen Staate kein bekannter Mann existirt, der allen Anforderungen zu der wichtigen Stelle eines Präsidenten in dem Maße genügte wie der Minister von Humboldt. Ich werde ihn, sowie ich ihn kenne, zu schildern suchen, keine Fehler verschweigen aber die guten Eigenschaften gehörig würdigen.

Der Minister von Humboldt ist ein Mann von umfassendem Wissen, einem seltenen Scharfblick, gewiegter Geschäftskenntniß; er befindet sich in den besten Jahren, genießt einer zwar nicht starken, aber zähen Gesundheit und ist an stetes anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Ihm fehlt nicht eine Art Gemüthlichkeit, die wohlthuend anzieht und eine nähere Verbindung erleichtert. Er hat große Ansichten von der Staatsverwaltung, beurtheilt die preußische ungemein richtig und ist überhaupt eingeweiht in die höhere Politik und Regierungskunst. Er kennt die Zeit mit allen Schroff-

heiten und Klippen und iſt dem monarchiſchen Princip aufrichtig und treu ergeben. Man ſpricht nicht vortheilhaft von ſeiner Sittlichkeit, doch wage ich darüber nicht zu urtheilen, weil mir all' und jeder Beweis ermangelt. Sein reiferes Alter dürfte indeß wohl das Gerücht, wenigſtens jetzt, Lügen ſtrafen. Da man von Todten nur Gutes reden ſoll, ſo ſchweige ich über die Anſchuldigungen ähnlicher Art gegen einen verewigten Staatsmann. Man ſagt ferner, daß er im Auslande kein Vertrauen genöſſe. Dieſes wird des Königs Majeſtät am beſten beurtheilen können, indeß bemerke ich, daß bei aller Rückſicht auf die äußern Verhältniſſe doch die inneren die Hauptſache ſind, zumal er mit den fremden Höfen in keine unmittelbare Berührung tritt, und der König Mißgriffe nicht zulaſſen wird, welche das glückliche Einverſtändniß ſtören könnten. Daß aber die inneren Verhältniſſe durchaus eine kräftige Führung entſchieden erheiſchen, hat der König ſelbſt erkannt und ausgeſprochen, und daß dies jetzt um ſo nöthiger iſt, liegt an den ſich geſtaltenden äußeren Konjunkturen, aus welchen Verwickelungen und Kriſen dieſe uns nur hervorziehen kann.

Zweitens dürfte es wohl keineswegs unmöglich ſein, daß der Miniſter von Humboldt ſich das Vertrauen nach Außen erwürbe, wie dies auch mit dem Fürſten Metternich zum Kaiſer von Rußland geſchehen iſt, der früher ebenſo gegen ihn war, als er ihm jetzt ſein Zutrauen geſchenkt hat. Bei der Reinheit der Geſinnung des Kaiſers iſt vielleicht das Gerücht, welches in früherer Zeit des Fürſten Metternich Sittlichkeit nicht ohne Flecken ließ, ein Hauptgrund der damaligen Abneigung des Kaiſers geweſen. Wenn des Königs Majeſtät neulich bemerkte, daß ein Mann, der auf den bewegten Poſten geſtellt werden ſoll, die Opinion für ſich haben müſſe, ſo iſt dies vollſtändig bei Miniſter von Humboldt der Fall. Es mag Miniſter und Beamte geben, die gegen ihn ſind, weil ſie die Schärfe ſeines Verſtandes fürchten, die in Alles eindringt und keine Täuſchung duldet. Im Publikum iſt nur eine Stimme für ihn. Wie der Kronprinz über ihn denkt, weiß der König zum Theil ſelbſt, zum Theil geht es aus einer Unterredung hervor, die ich vor dem Tode des Feldmarſchalls Grafen Kleiſt mit ihm hatte. Bei dem Bedenken, welches ich äußerte, daß der Feldmarſchall mir weder die Eigenſchaften zu beſitzen ſcheine, welche für die Stelle eines Präſidenten nothwendig ſeien, noch insbeſondere der Erwartung, dem Mini-

sertum zu imponiren, entsprechen würde, kam der Prinz nach einer kurzen Schilderung der Minister und insbesondere des Grafen Lottum in seiner eigenthümlichen Weise von selbst auf den Minister v. Humboldt und sagte: „daß, wenn er unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln hätte, er ohne Scheu den Minister v. Humboldt wählen würde, ihn dem Könige vorschlagen könne er aber nicht."

Ich äußerte, daß hierin ein Widerspruch läge, da er auf der einen Seite seine vollkommene Brauchbarkeit anerkenne, auf der anderen wieder ein Bedenken dagegen zu haben scheine.

Darauf erwiederte er mir wörtlich: „Wenn der König ihn nimmt, so soll es mich herzlich freuen, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lebens und der Thätigkeit, die im Ministerio waren, als er darin saß."

So habe ich mein Herz ganz ausgeschüttet, und es bliebe mir nur noch übrig, einige Worte über den Mann zu sprechen, der nach dem Minister v. Humboldt der einzige im Ministerio ist, auf den sonst des Königs Wahl fallen könnte: den Grafen v. Lottum. Dieser sonst mit den herrlichsten Eigenschaften ausgestattete Staatsmann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequisit der Stelle eines Präsidenten sein muß. Zudem ist seine Gesundheit schwach, und die Verlegenheit des Königs würde nur um so größer sein, wenn auch er mit Tode abgehen sollte.

Ich wage es jetzt, zu dem Aufsatze des Staats-Kanzlers überzugehen.

Die darin vorgeschlagenen Veränderungen in der Verwaltung haben aus einem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet das Gute, daß sie keine gewaltsamen Operationen, keine totalen Umwälzungen enthalten, sondern nur beschränken und verbessern. Sie beabsichtigen insbesondere drei Zwecke:

1) Vereinfachung der Verwaltung und dadurch erzielte kräftigere und schnellere Administration,
2) Verminderung der Staatsausgaben,
3) Wie mir scheint, nothwendige Personal-Veränderungen.

Ad I. Vereinfachung zur Erhaltung einer kräftigeren Administration.

Wenn man die inneren Verhältnisse des preußischen Staats mit Unpartheilichkeit beurtheilt, so muß man zur Ehre der Wahrheit gestehen, daß ohnerachtet der vorhandenen Mängel derselbe sich doch vor allen anderen europäischen

Staaten durch eine in ihren Grundzügen zweckmäßige Organisation vortheilhaft auszeichnet. Se. Majestät hat daher vor wenig Tagen ein großes und weises Wort gesprochen, als er sich äußerte, daß Umwälzungen in der Verfassung von ihm nicht zugegeben werden würden, weil kein Mensch, und wäre er der Klügste und Unterrichtetste, die daraus hervorgehenden Konsequenzen übersehen kann, und etwas, was in der Theorie gar schön klingt, in der praktischen Ausführung nur zu leicht zum Unheil, und Verderben führt. Wir haben in dieser Hinsicht bittere Erfahrungen gemacht und es ist der Gnade des Himmels und der Weisheit des Monarchen zu danken, daß manche übereilte und bouleversirende Einrichtung nicht mehr Schaden angerichtet hat. Dessenungeachtet aber würde es sehr bedenklich sein, jetzt, nachdem ein Jahrzehend über die neue Gesetzgebung dahingegangen, dieselbe unverkennbar Wurzel geschlagen, auf die alten Einrichtungen zurückzugehen oder aufs neue wesentliche Veränderungen vorzunehmen, und darum eben ist jenes große Wort so beruhigend und erhebend. Aber der Mängel sind genug vorhanden und diese suche man auf und helfe ihnen ab.

Der preußische Staat hat drei Grundpfeiler, auf welchen seine Wohlfahrt wesentlich beruht und worin die Bürgschaft gegen innere und äußere störende Einwirkungen besteht.

Der erste ist die Anhänglichkeit seiner Bewohner an den König und sein erlauchtes Haus, und diese ist kein Phantom, kein vorübergehendes Meteor, das momentan leuchtet und finstre Nacht folgen läßt, sondern ein göttliches, dauerndes Licht, welches aus dem Glauben an die Tugenden der Herrscher-Familie hervorgeht und mit milder Klarheit die gegenseitigen Beziehungen erleuchtet. Sieben unglückschwarze Jahre haben dies gnügend bewiesen, und noch in der letzten Zeit hat ein denkwürdiger Tag tausendfaltige Proben geliefert.

Wenn man den Staat, als ein Aggregat von Familien, selbst unter dem Bilde einer Familie darstellt, so ist es eine ebenso unbestreitbare Wahrheit, daß das Oberhaupt durch seine und der Seinigen Persönlichkeit und durch ihre Familienbande, Verhältnisse unter einander, ebenso auf die große Familie seiner Unterthanen einwirkt, als der Hausvater mit seiner Gattin auf seine Kinder. Und jeder Preuße muß mit Stolz auf sein erlauchtes Herrscherhaus blicken, das ihnen ein leuchtendes Muster zum Beispiel der Einigkeit darbietet.

Der zweite Grundpfeiler ist ein wohlgeordnetes Militairsystem, welches, auf zeitgemäße Principien basirt, dem Monarchen in einer schlagfertigen Armee gegen innere und auch gegen äußere Feinde hinreichende Mittel darbietet und für außerordentliche Fälle die ganze waffenfähige Mannschaft seines Volks in seine Hände legt. Was man gegen dieses System eingewendet hat und noch einwendet, werde ich weiter unten näher beleuchten.

Die dritte Stütze endlich ist eine weise Gesetzgebung in Beziehung auf die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse. Hierin liegt meiner vollen Ueberzeugung nach eine Bürgschaft für die innere Ruhe, welche nicht genug zu würdigen ist.

Es kann hier nicht die Rede davon sein, ob es besser gewesen wäre, im Jahr 1807 bei den ersten Schritten langsamer zu Werke zu gehen, und im Jahr 1811 andere, den Lokalverhältnissen mehr anpassende Abfindungsgrundsätze und namentlich für den östlichen Theil längere Termine für die Beendigung des Geschäfts festzusetzen. Die Sache ist einmal da, Rückschritte sind unmöglich, die herrlichsten Resultate zeigen sich und die ganze Gesetzgebung ist die edelste Blume, welche der König sich in den Kranz seiner Herrschertugenden gflochten hat. Nie werden die Radikalen und alle Revolutionairs in England etwas ausrichten, denn es giebt nur freie Grundeigenthümer, das stabile Element im Staate, die bei keiner Veränderung gewinnen, wohl aber verlieren können.

Nie würde die Revolution in Frankreich ausgebrochen sein, hätte nicht der Stand der kleinen Grundeigenthümer Aussicht erhalten, sich dadurch des Feudalzwanges zu entziehen, der auf ihnen lastete. Ja vielleicht hätte sogar in Spanien, ohnerachtet der Verderbtheit seiner Regierung, die Revolution eine solche Wurzel schlagen können, hätte nicht dort ebenfalls das Feudalwesen auf der Masse des Volks gelegen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wage ich es nun, die einzelnen Zweige der Verwaltung und der Gesetzgebung zu berühren und mein Urtheil mit der Freimüthigkeit auszusprechen, welche Se. Majestät bisher immer zu gestatten geruht hat.

Innere Verwaltung.

Die innere Verwaltung, in ihren Grundzügen einfach und

gut, leidet bei der Ausführung aber an mannichfachen Mängeln. Sowie sie jetzt steht, gewährt sie dem unparteiischen Beobachter das betrübende Resultat eines langsamen und schwerfälligen Geschäftsbetriebes, in dem man Härte und Milde, Kraft und Schwäche, Willkühr und Gesetzlichkeit in gewaltigen Gegensätzen neben einander verfindet; Präsidenten ohne hinreichende Autorität, häufig von ihrem unter ihnen gegebenen Kollegio überstimmt und gezwungen Maßregeln auszuführen, die gegen ihre Meinung laufen, wodurch alle Verantwortlichkeit nothwendig geschwächt wird; Regierungskollegien, mit Beamten überladen, die Geschäfte erfinnen, um nur etwas zu thun zu haben, und dadurch eine wahre Plage für die Landräthe, diese so wichtigen Beamtenklasse, sind, welche nur an den Schreibtisch gebannt, von ihrem praktischen Beruf ganz abgezogen werden; Ministerien, die statt die Kontrolle zu führen, selbst in die Verwaltung eingreifen, die Wirksamkeit der Provinzialbehörden lähmen, aus Unkunde mit den Lokalverhältnissen und Details oft zweckwidrige Verfügungen geben und ebenfalls mit einem Beamtenheer überschwemmt sind, — dies ist ein zwar trauriges, aber treues Bild des jetzigen Zustandes. Der Geheimerath v. Ladenberg behauptet, daß der preußische Staat eine Summe von 42,000 Civilbeamten habe! Welch ungeheurer Kosten muß dies nicht machen und wie störend ist es nicht für einen raschen, kräftigen Geschäftsgang. Jetzt kostet daher auch die Civilverwaltung 15 Millionen, während die im Jahre 1804 nur 6 Millionen kostete, und das Militairwesen gegen jetzt und sonst nur eine Mehrausgabe von 3 Millionen hat. Das Uebel liegt indeß nicht im System, sondern in einer fehlerhaften Anwendung desselben. Die Mittel zur Abhülfe sind leicht und einfach. Man gebe den Präsidenten eine selbstständigere Stellung unter eigener Verantwortlichkeit und nehme ihnen alle überflüssige Beamte, man untersage den Ministerien jeden störenden Eingriff in die Provinzial-Administrationen, beschränke sie auf die obere Kontrolle der Verwaltung als den ihrer Bestimmung allein angemessenen Standpunkt und streiche ihnen ebenfalls eine Masse Beamte, die nicht fördern, sondern nur hemmen. Es giebt Ministerien, die Regierungen mit 20, 30 Räthen haben; eine sogar (Königsberg) hat deren 42. Ich glaube, daß die Ministerien nicht mehr als die Hälfte bedürfen und bei den Regierungen das Maximum 8 sein kann, wodurch alsdann jede der einzelnen Branchen von 1 Innern, 2 Polizei, 3 Domainen,

4 Forsten, 5 Steuern, 6 Kassenverwaltung, 7 Schulwesen, 8 Militairangelegenheiten mit einem Rath angesetzt ist. Ich würde hierbei vorschlagen, daß man öfters Landräthe und unterrichtete Gutsbesitzer als Räthe in die Kollegien aufnehme, damit Leute darin sind, die das Land kennen und nach der Wirklichkeit, nicht nach Theorien beurtheilen, so wie ich es auch für unerläßlich halte, daß in den Ministerien des Innern und der Finanzen Leute aus allen Zweigen sitzen.

Es dürfte nicht schwer sein zu beweisen, daß eine solche, sich analog auch auf das untere Personal ausdehnende Beschränkung, nächst einer zweckmäßigeren Geschäftsführung, eine reine Ersparniß von circa 4 — 500,000 Rthlrn. gelten würde. Man hat viel davon gesprochen, daß es heilbringend sein würde, Provinzialminister einzuführen, ich glaube aber dies unumwunden verneinen zu müssen. Existirten dieselben noch, so würde es vielleicht bedenklich sein sie aufzuheben, nachdem aber 17 Jahre darüber hingegangen sind, würde es noch viel gefährlicher sein, eine Institution zurückzurufen, die alle bestehenden Geschäftsverhältnisse verändert, die Einheit in der Verwaltung zerstört und Reibungen ohne Ende veranlassen muß, weil bei der Nothwendigkeit, gewisse Centralministerien (der Justiz, des Krieges, der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, der Polizei) beizubehalten, zwei Gattungen von Ministerien neben einander bestehen würden, die der Organisation nach coordinirt, doch in manchen Fällen auch als subordinirt erscheinen. Es muß z. B. dem Minister des Krieges, der Finanzen, der Polizei gestattet sein, allein in den Gränzen der gesetzlichen Bestimmungen liegende Verfügungen zu treffen. Wenn nun die Provinzialminister coordinirt sind, so werden sie sich nicht verpflichtet halten, dieselben auszuführen, oder sich wenigstens befugt halten, ihre auf Lokalkenntniß basirten Einwendungen zu machen. Und diese von einem einzelnen Gesichtspunkt ausgegangen, sind vielleicht nichts weniger als bedeutend, dennoch aber in wichtigen keinen Verzug leidenden Fällen die Ausführung. Man könnte sagen, daß bei solchen Gelegenheiten die Verfügungen von Sr. Majestät ausgehen müßten, wodurch Allem vorgebeugt würde. Aber abgesehen, daß der König mit einer Menge von Details beschwert würde, die Er doch nicht übersehen kann, so würde es sehr peinlich für Se. Majestät sein, von heimlichen Reklamationen der Provinzialminister verfolgt zu werden, die in ihrer gleichen Stellung auch

daſſelbe Vertrauen verdienen wie die anderen. Und wo gäbe es eine Sache, die nicht einen Tadel zuließe?

Ich behaupte es wird durch Provinzialminiſter nichts gewonnen, wohl aber verloren. Die Eigenthümlichkeit der Provinzen iſt durch ihre Provinzialbehörden geſichert, und die Einheit in der Verwaltung — die Baſis jedes monarchiſchen Staats — kann allein auf die bisherige Weiſe erhalten werden. Man müßte denn den preußiſchen Staat für das halten, wofür ihn jüngſthin ein Schriftſteller in ſeinem Buche über ſtändiſche Verfaſſung anſah, der beiläufig genug behauptete: derſelbe ſei eigentlich kein Staat im gewöhnlichen Sinne, ſondern den nordamerikaniſchen Freiſtaaten zu vergleichen, — daher ſei auch der Schleſier eigentlich kein Preuße und der König ſei nur in Preußen König, in Magdeburg aber Herzog, in Minden Fürſt und in der Grafſchaft Mark gar nur Graf. Es iſt betrübt, daß ein ſonſt gutgeſinnter Mann, der Geheimerath Schmalz, auf ſolche Abwege gerathen kann, wodurch dem monarchiſchen Princip eben ſo geſchadet wird als durch demagogiſche Grundſätze.

Was der Staatskanzler über Provinzialminiſter ſagt, iſt gewiß ſehr richtig, und die von dem Könige gemachte Bemerkung ebenſo wahr als beruhigend. Die Einführung würde aber — wie ſchon geſagt — alle beſtehenden Geſchäftsverhältniſſe verändern, die Einheit in der Verwaltung zerſtören und Reibungen ohne Ende veranlaſſen. Was man dadurch zu erreichen hofft: Wahrnehmung der beſonderen Provinzial-Intereſſen, liegt ſchon und zwar in einem noch größeren Grade in den Provinzial-Regierungen, die in kleinen Diſtrikten, als den Provinzialminiſtern zuzuweiſen ſein würden, weil eher die Lokal-Eigenthümlichkeiten berückſichtigen können. Daher glaube ich auch, daß die Anſtellung von Oberpräſidenten nicht allein überflüſſig, ſondern einer künftigen Verwaltung ſogar nachtheilig iſt. Das Argument, welches der Staatskanzler für ihre Beibehaltung aufſtellt, ſcheint mir nicht überwiegend — und es dürften um ſo eher augenblickliche perſönliche Rückſichten darauf eingewirkt haben, als er das ſpätere Eingehen der Stellen beabſichtigte. Dergleichen aber blos um deswillen beizubehalten, weil man nicht weiß, wohin mit den Perſonen, läuft den Grundſätzen einer guten Verwaltung gradezu entgegen. Ich knüpfe hieran die Entwickelung einer Idee, deren Ausführung keine Schwierigkeit hat, deren große Nützlichkeit aber einleuchtend iſt.

Ich bin hierbei von dem Grundsatz ausgegangen, daß das, was man mit den eigenen Augen sieht, allemal zuverlässiger ist, als was man aus dem Papier herauslesen kann, daß also, wenn die Verwaltung der Provinzialbehörden richtig beurtheilt werden soll, von Zeit zu Zeit Okular-Inspektionen stattfinden müssen. Zu diesen nun verwende man die jetzigen Oberpräsidenten. Man lasse zuvörderst diejenigen ausscheiden, welche nicht mehr brauchbar sind, vereinige die anderen hier in Berlin und theile sie unter dem Titel Geheimeräthe dem Staatsrath zu, der dadurch einen sehr nützlichen Zuwachs von Leuten erhält, die nicht allein die Provinzen aus eigener Kenntniß vertreten werden, sondern sich der Prüfung der vom Könige hingegebenen Gesetze mit Muße überlassen können, was bei den anderen Mitgliedern großentheils wegen überhäufter anderweitiger Dienstgeschäfte, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, unmöglich ist. Zu gewissen Zeiten würden nun diese Geheimenräthe Reisen in die Provinzen machen und dem Ministerio Bericht über den Zustand erstatten. Es brauchten dergleichen nur 4—6 zu sein, ebenso viel als jetzt nach dem Ausscheiden mehrerer mit Wahrscheinlichkeit übrig bleiben. Die Kosten würden vollständig aus den Ersparnissen der eingehenden Ober-Präsidial-Büreaus gedeckt.

Die Geheimenräthe würden eine Pflanzschule für künftige Minister sein und der König hätte den Vortheil, sie vorher kennen zu lernen. Daß dergleichen Kandidaten aber vorher, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen Kursus in der höhern Verwaltung machen, scheint sehr nützlich und es wird sich auch bald zeigen, ob sie zu hohen Stellen brauchbar sind. Mancher kann sehr geeignet für eine Spezial-Verwaltung sein, ohne einer Central-Verwaltung vorstehen zu können. Die Einrichtung stört übrigens in keiner Art die jetzige Verwaltung, sondern erleichtert vielmehr die beabsichtigte Vereinfachung. Der Ersatz würde aus den vorzüglichsten Regierungs-Präsidenten genommen.

Militairwesen.

Man hat gegen das jetzige System folgende Ausstellungen gemacht:

1) Zu großer Kostenaufwand im Verhältniß zu den finanziellen Staatskräften;

2) fehlerhafte Voraussetzungen in dem Gesetz vom 3. Sept. 1814, wonach alle waffenfähige Mannschaft im 20. Jahr

in's stehende Heer eintreten soll, was bei der Ausführung unmöglich ist, daher das ganze Gesetz als unausführbar erscheint;

3) zu kurze Dienstzeit.

Ad. 1. Es ist nicht zu läugnen, daß die Höhe des Militair-Etats nicht allein sehr bedeutend ist, da derselbe über $^1/_3$ der ganzen Staatseinnahme absorbirt, sondern daß er auch das Verhältniß bei weitem übersteigt, welches in anderen Staaten, namentlich in Frankreich, stattfindet. Dies liegt offenbar daran, daß Preußen in der Reihe der europäischen Mächte eine höhere Stellung eingenommen hat, als ihm seiner Ausdehnung und seiner Bevölkerung nach zukommt. Wer aber wollte die Verantwortlichkeit auf sich laden, dem Könige zu rathen, von einer Höhe herunterzusteigen, auf welcher der Staat sich seit dem Hubertsburger Frieden befindet? Und worin konnte allein dieses Herabsteigen bestehen, als in einer Reduktion der Kriegsmacht? Wie bedeutend aber eine solche Verminderung sein müßte, wenn sie etwas Erkleckliches leisten sollte, werde ich gleich in Zahlen zeigen. Gesetzt, man wollte den Militair-Haushalt auf $^2/_3$ der jetzigen etatsmäßigen Staatseinnahme, oder von 22 Millionen 800,000 Thalern auf 20 Millionen herabsetzen, so würde dies geschehen können:

a. durch Auflösung der gesammten Landwehr mit 1,208,970 Thalern,

b. durch Reduction höherer Offizierstellen mit 200,000 „

c. durch die Auflösung — — — —

Kann denn eine solche Reduktion stattfinden, ohne das ganze Gebäude unseres Militairsystems umzustoßen? Und was wird dadurch staatswirthschaftlich gewonnen? Eine Erleichterung von 6 ggr. pro Kopf.

Wollte man die Armee auf das beschränken, was der König nach deutscher Bundesverfassung zu geben verpflichtet ist, so würde derselbe freilich nur 80,000 Mann zu stellen brauchen, von denen im Frieden gar nur 40,000 unter den Waffen waren, also noch weniger, als nach dem Tilsiter Frieden traktatenmäßig war. Wer könnte aber einen solchen Vorschlag bei der unglücklichen geographischen und militairischen Lage des Staats zu thun wagen, ohne denselben in die äußerste Gefahr zu bringen? Aus allem diesen ziehe ich den Schluß, daß eine wesentliche dem Staatshaushalt wirklich frommende Herabsetzung des Militairetats ohne ge-

waltſame, das ganze Leben unſers Kriegsweſens zerſtörende Operationen gar nicht möglich iſt. Hiermit will ich indeß keineswegs geſagt haben, daß man nicht Erſparungen machen könne und müſſe; — ſolche aber, die einigermaßen bedeutend wären, können erſt eintreten, wenn mehrere extraordinaire Ausgaben wegfallen, die zum Theil auch als Nachzehen des Krieges zu betrachten ſind, wie Zuſchüſſe zum Penſionsetat, aggregirte Offiziers, Feſtungs- und Kaſernenbauten u. ſ. w.

Wenn einmal Alles ſtrenge auf die Friedensetats zurückgeführt iſt, wird ſich durch den höchſtwahrſcheinlich gleichbleibenden niedrigen Preis des Getreides und der Fourage vielleicht 1 Million jährlich erſparen laſſen.

Man könnte nun den Haupteinwand machen, daß der Staat gar nicht im Stande ſei, einen ſo hohen Militairetat zu erſchwingen, und daß vor dieſer wichtigen, alle übrigen Rückſichten weichen müßten. Dies zu widerlegen iſt hier nicht der Ort. Ich werde indeß bei den Finanzen darauf zurückkommen.

Ad 2. Verminderung der Staatsausgaben.

Das Mißverhältniß, welches dem Vernehmen nach leider zwiſchen Einnahme und Ausgabe beſteht und welches, wenn nicht ſchleunige Abhülfe erfolgt, einem Krebsſchaden zu vergleichen iſt, macht größte Sparſamkeit zur dringendſten Pflicht.

Nach dem Urtheil mehrerer geachteter und unterrichteter Beamten und nach meiner eigenen, durch die Stellung bei Sr. Majeſtät und durch die Arbeiten des Staatsraths über den Haushalt erworbenen Kenntniß der Finanzen iſt der Zuſtand indeß keineswegs rettungslos zu nennen, ſondern es bedarf nur zuläſſiger Einſchränkungen in den Ausgaben und ebenſo zuläſſiger Vermehrung der Einnahme, ohne neue Belaſtung der Unterthanen, ſowie einiger Regreſſiv-Maßregeln und anderweitigen Operationen, um die durch eine zu weit getriebene Liberalität veranlaßte ungünſtige Handelsbilanz und den dadurch verurſachten Mangel des baaren Geldes zu hemmen, und endlich einer ſtrengen Ordnung und conſequenten Verfolgung der ergriffenen Mittel, um allem Unheil zu begegnen, welches zerrüttete Finanzen hervorbringen müſſen.

Unter die zuläſſigen Einſchränkungen rechne ich 1ſtens die durch die projektirte Vereinfachung in der Verwaltung und die dadurch möglich werdende Verminderung des Beamten-

Heeres entstehenden Ersparnisse; 2tens die beim Militairetat bei den wahrscheinlich fortdauernden niedern Getreide- und Fouragepreisen in der Folge zu machenden Ersparnisse, sobald mehre extraordinaire Ausgaben, wie Festungsbauten, aggregirte Offiziere, aus dem Kriege herrührende Zuschüsse zum Pensions- und Wartegelderetat weggefallen sein werden; 3tens Ersparnisse an dem Civiletat der Pensionen und Kompetenzen, welche letztere, aus Traktaten herrührend, einmal ganz wegfallen werden, erstere aber durch Einführung gemäßigter, feststehender Pensionsgrundsätze allein zu vermindern sind; 4tens Ersparnisse am Diätenfonds durch Herabsetzung der Sätze, die wirklich über alle Maßen hoch sind und noch obenein die Inkonvenienz haben, daß, da Militairpersonen bei Dienstreisen keine Diäten erhalten, eine totale Ungleichheit in der Behandlung beider Beamtenklassen existirt; 5tens Verminderung der Administrationskosten bei den Domainen und zwar nicht dadurch, daß man dieses kostbare Staatseigenthum verkauft und verschleudert, sondern daß man nach der Meinung gewiegter Oekonomen lange Pachttermine einführt und den Amtleuten die Verpflichtung auferlegt, alle Bauten aus eigenen Mitteln zu besorgen, wodurch nicht allein die oft in Luxus ausartenden Domainen-Bauten wegfallen, sondern auch eine Menge von Beamten überflüssig werden.

Zu der zulässigen Vermehrung der Einnahmen ohne Belastung der Unterthanen rechne ich 1tens höhere Besteurung mancher Luxus- und anderer Objekte. Man wird hier den gewöhnlichen Einwand der Theoretiker machen, daß dadurch die Defraude befördert und sich die Einnahmen doch nur unbedeutend vermehren werde. Jenem ist indeß durch geschärfte Aufsicht an den Zollgränzen zum Theil zu begegnen und diese Aufsicht wird gewiß erlangt, wenn man den Gränzoffizianten das ganze Quantum der konfiszirten Steuerobjekte gegen Entrichtung der Gefälle überläßt, wodurch sie nicht allein einen grossern Reiz zur Aufsicht erhalten, sondern die Bestechung beinahe unmöglich wird. Was das Ergebniß anbelangt, so dürfte zu berücksichtigen sein, daß gewisse sehr gangbare Artikel, namentlich: Zucker, Kaffee und fremde Weine, auch immer so niedrig stehen, daß eine nicht unbedeutende Erhöhung stattfinden kann, die bei der grossen Konsumtion dieser Objekte die Einnahme auf eine erhebliche Weise vergrössern muß. 2tens wage ich ohne Rückhalt eine Idee auszusprechen, die mir wahrschein-

lich den Haß aller Beamten zuziehen würde, die ich indeß darum nicht minder für ausführbar, später vielleicht für unerläßlich halte. Es ist dies ein Abzug von allen Gehalten. Als dieselben nach gewissen Normalsätzen in dem Jahre 1817 festgestellt wurden, legte man offenbar die damaligen Preise der Lebensbedürfnisse zum Grunde. Dies ist auch der einzige richtige Weg, denn der Gehalt soll die Existenz des Beamten sichern. Wäre nun seit jener Zeit eine solche Erhöhung in den Preisen der Lebensbedürfnisse eingetreten, die Unmöglichkeit erwiesen, mit dem ausgesetzten Gehalt fertig zu werden, so würde der Staat nach Recht und Billigkeit haben zutreten und für die Dauer eines solchen Zustandes Zuschüsse geben müssen. Und dies würde auch wahrscheinlich keine finanzielle Schwierigkeiten gehabt haben, da eine anhaltende Erhöhung der Preise allemal eine Vermehrung der in Circulation befindlichen Geldmittel anzeigt, welches nothwendig auf die Staatseinnahme, besonders auf die indirekten Steuern, günstig influenziren muß. Jetzt ist indeß der umgekehrte Fall eingetreten und aus demselben Rechte erscheint es nicht unbillig, daß man den Beamten für die Dauer eines solchen Zustandes einen Abzug auflegt, da ihm seine Existenz weniger kostet, als bei der Normirung des Gehalts vorausgesetzt war. Schon im Jahr 1808 fand wegen der damaligen drückenden Verhältnisse eine solche Maßregel unter dem Namen Procent-Abzüge statt und Niemand hat sich darüber beschwert. Ich muß hierbei noch erwähnen, daß damals namentlich die Civil-Gehalte noch nicht die Höhe erreicht hatten, welche sie jetzt haben, daß die jetzigen Preise der Lebensbedürfnisse ungleich niedriger sind als damals und als sie vor dem Jahr 1806 standen, wo die Gehalte doch ungleich niedriger waren als jetzt, wie der oben angegebene Vergleich der Administrationskosten in beiden Zeitepochen zur Gnüge darthut. Aber mit dem Gehalte hat sich ein Uebel vermehrt, welches wie ein schleichendes Gift alle Klassen durchdringt, die Hausstände zerrüttet und einem ungemessenen und gefährlichen Aufwande die Thore öffnet. Ich meine den Luxus und die Sucht, es den höheren Klassen an äußerem Glanze gleich zu thun.

Zu den Regressiv-Maßregeln und anderweitigen Operationen zur Verhinderung des fortschreitenden Geldmangels rechne ich:

1) Erschwerung des Eingangs mehrerer Produkte und Fabrikate durch Auflegung eines Eingangszolls.

Es sind schon von vielen Seiten deshalb Klagen eingegangen, die nach meinem Bedünken sehr gegründet sind. Während das Land einen Ueberfluß an Getreide und Vieh hat, sind alle Märkte mit diesen Artikeln von dem Auslande überschwemmt, mit welchem die inländischen Verkäufer nicht Preis halten können, weil ihnen die Produktion der Abgabe wegen theurer zu stehen kommt als dem Auslande. Dieser Zustand erzeugt aber zwei Uebel, einmal kann der inländische Producent seine Produkte nicht los werden und zweitens geht das baare Geld aus dem Lande. Andere Staaten haben zu allen Zeiten, wenn es nöthig war, ähnliche Maßregeln ergriffen. England hat die Einfuhr des Getreides verboten und Frankreich die des Schlachtviehes, ohne sich durch Reciprocität seiner Nachbarn irre machen zu lassen. Warum soll Preußen allein seine Gränzen einem jeden öffnen, sein Geld abfließen sehen und im eignen Land ertödten und das blos einer Theorie wegen?

2) Operation, um dem Geldmangel abzuhelfen.

Es scheint unläugbar, daß der niedere Stand aller Produkte zum Theil durch den täglich sich mehrenden Mangel der baaren Geldmittel dauernd erhalten wird. Die östlichen Provinzen leiden so daran, daß schon bedeutende Ausfälle in den direkten Steuern stattfinden, welches diesen Mangel recht eigentlich darthut. Die folgende Idee, deren Ausführbarkeit nach meinem Bedünken gar keine Schwierigkeit hat, kann dem Uebelstande vielleicht abhelfen und hat dabei auch den Zweck, einen Staatsschatz zu bilden, ohne Anleihe und ohne die mindeste Belästigung der Unterthanen. Es werden 20—25 Millionen Tresorscheine creirt, welche den Stamm einer Königlichen Leihebank bilden, aus welcher Grundbesitzer, Städte, Kommunen, Korporationen gegen hypothekarische Sicherheit Summen vorgestreckt erhalten, die sie mit 5 vom Hundert verzinsen, wovon 4 p. C. in den Staatsschatz fließen, 1 p. C. zur Amortisation dient. Die einzige lästige Bedingung, welche man den Debitoren macht, ist die Zahlung der 4 p. C. zum Staatsschatz bestimmten Zinsen in Metallgeld, während das 1 p. C. zur Amortisation in Papier bezahlt und alljährlich öffentlich vernichtet wird. Um dem Papier einen Cours zu verschaffen, wird festgesetzt, daß alle Abgaben zur Hälfte in Papier entrichtet werden müssen, sowie die aus Staatskassen erfolgenden Zahlungen ebenfalls in Papier geschehen. Hierdurch wird immer eine Summe von circa 25 Millionen als die Hälfte

der gesammten Staatseinnahme in Circulation sein müssen; für diese Summe ist kein Schwanken des Courses zu befürchten. Da nun aber schon 11 Millionen Tresorscheine und Kassenbillets im Umlauf sind, so würde dies ungünstig auf den Cours einwirken können, wenn man dem nicht durch Realisations-Comtoirs vorbeugte. Hierzu werden die vorhandenen baaren Geldmittel des Staats und die Zinsen der ausgeliehenen Kapitalien designirt. Wahrscheinlich wird es dessen aber nicht bedürfen, denn wenn 25 Millionen gezwungen cirkuliren müssen, so können noch 14 Millionen ausgeliehen werden, bevor diese Summe erreicht ist, dann ist der erste Choc, bei allen Papieroperationen das Gefährlichste, vorüber, das Papier hat Vertrauen und Cours und 11 Millionen, die in späterer Zeit mehr in Umlauf kommen, können keinen Schaden thun. Zur Leitung des ganzen Geschäfts bedarf es keiner neuen Behörde, da die Bank oder die Seehandlung dasselbe sehr füglich übersehen können.

Man wird gegen die Operation den gewöhnlichen Einwand machen, daß die Vermehrung des Papiergeldes immer ein gewagtes Spiel ist, was spät oder früh großes Unheil hervorbringen kann.

Dieser in abstracto richtige Satz paßt aber nicht auf den vorliegenden concreten Fall. Die Regierung vermehrt nicht das Papiergeld, um sich aus einer Geldverlegenheit zu ziehen, wie dies in Oesterreich und Rußland geschehen ist, sondern sie tritt nicht eigentlich als Vater ihrer Unterthanen auf, um diesen aus Verlegenheiten zu helfen. Sie benutzt die ihr zustehende Macht, um die Operation nach allgemeinen Staatsrücksichten, die sie allein zu übersehen vermag, zu ordnen; und für Anfertigungs- und Amortisations-Kosten verlangt sie nichts als einen mäßigen Zinsfuß, in welchem zu größerer Sicherheit gleich die Amortisation des Papiers einbegriffen ist. Der Staat tritt hier, ein in der jetzigen Zeit gewiß seltener Fall, nicht als Debiter, sondern als Creditor auf; er macht keine Anleihe, er leihet aus.

Darum läuft diese Operation auch nicht gegen das Staatsschuldengesetz, denn der Staat macht dadurch keine neuen Schulden, und von einer verbotenen Vermehrung der Tresorscheine ist nirgends die Rede. Ich enthalte mich übrigens aller Details über die Bedingungen, unter denen ausgeliehen werden soll, über Sicherheit und Anführung dieser Nebenrücksichten.

In der Hauptsache ist die Idee gewiß nicht zu verwerfen, sondern mindestens einer sehr ernsten Prüfung werth.

Nothwendige Personalveränderungen.

Was endlich 3) die vom Staatskanzler für nothwendig erachteten Personalveränderungen anbetrifft, so kann man nicht verhehlen, daß sich unter den vorhandenen 8 Ministern nur 4 befinden, die ihrer Stelle gewachsen sind, nämlich die Minister Graf Lottum, von Hake, Graf Bernstorff und Fürst Wittgenstein. Der König hat neulich sämmtliche Minister so richtig geschildert, daß es zwecklos sein würde, noch ein Wort darüber zu verlieren. Die Vorschläge des Staatskanzlers scheinen daher sehr beachtungswerth und ich bemerke nur noch, daß die Entlassung des Ministers v. Altenstein mir ebenso nothwendig erscheint, weil es ihm durchaus an Kraft gebricht, um die ihm untergebene Erziehungspartie richtig leiten zu können.

Es wird allerdings eine Schwierigkeit sein, die abgehenden Minister unterzubringen, inzwischen steht der damit verknüpfte Kostenaufwand um so weniger mit dem Nutzen im Verhältniß, als das Vereinigen mehrerer Ministerien schon an sich eine Verminderung der Administrations-Kosten verbringt. Wenn die Oberpräsidenten wegfielen, so könnte die vom Staatskanzler angegebene Idee, Minister als solche unterzubringen, nicht ausgeführt werden, und es bliebe daher nichts übrig als den Ausscheidenden Wartegeld zu ertheilen und sie zu Mitgliedern des Staatsraths zu ernennen, wobei freilich zu befürchten steht, daß sie aus Abneigung gegen die neue Administration eine permanente Opposition bilden werden. Doch ist dies kein sonderlicher Nachtheil. Ob und in wiefern dieser oder jener zu einem Gesandtschaftsposten geeignet ist, wage ich nicht zu entscheiden. Wenn nun nach dem Vorschlage des Staatskanzlers die Vereinigung mehrerer Ministerien erfolgte, so würden für die Folge bleiben und besetzt werden können:

1) Ministerium des Krieges. Generallieutenant v. Hake.
2) Ministerium des Innern und der Polizei. Präsident v. Schönberg.
3) Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Min. Graf Bernstorff.
4) Ministerium der Justiz. v. Kircheisen; Substitut Präsident Graf Dankelmann in Glogau.
5) Ministerium des Kultus. Präsident v. Roß.
6) Ministerium der Finanzen. Minister Graf Lottum.

Diese Vorschläge weichen von denen des Staatskanzlers darin ab, daß 1) der Graf Dankelmann bestimmt als

Substitut des Ministers v. Kircheisen angegeben ist, während der Staatskanzler dazu, wenn ich nicht irre, auch den Präsidenten v. Gärtner nennt. Nach den mir zugekommenen Urtheilen dürfte der Erstere sowohl seiner Kenntnisse als seines Namens wegen dazu geeigneter sein. 2) Daß der Minister v. Altenstein ausfällt, in seine Stelle der Präsident Bog vorgeschlagen wird. Das Erstere scheint aus den oben erwähnten Ursachen nothwendig und das Letztere durch die individuellen Eigenschaften des ꝛc. Bog begründet. Derselbe ist ein kenntnißreicher Geschäftsmann, voll Kraft und Energie, und den von Sr. Maj. beabsichtigten kirchlichen Einrichtungen sehr ergeben, wofür die Einführung der Liturgie im Magdeburgischen, die allein sein Einfluß bewirkt hat, genügend spricht. Er hat außerdem einen guten äußern Anstand, die einem Minister nothwendige Repräsentation. Wenn er in dem ihm von Sr. Maj. übertragenen Geschäft in Kassel nicht ganz glücklich war, so dürfte dies wohl mehr an den dortigen Verhältnissen als an ihm gelegen haben, und wenn er in dem diesfälligen Bericht zu unausführbaren Maßregeln rieth, so zeugt dies zwar gegen seine Eigenschaft als Diplomat, aber es ist immer ein Beweis von Kraft, die in dem ihm zugedachten Wirkungskreis ein Haupterforderniß ist. Außerdem ist er im Besitz der allgemeinen Achtung. Der General Jagow, der lange mit ihm in Geschäftsverhältnissen gelebt hat, kann ihn nicht genug rühmen und hat ihn mir mehrmals als einen Kandidaten zum Ministerio genannt.

Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewährend wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorsehung Ihnen anvertrauten Volkes.

Was indeß auch Ew. Maj. immer zu beschließen geruhen mögen, so wird sich nie der Eifer und die treue Anhänglichkeit mindern, mit denen ich Ew. Majestät bis zum letzten Athemzuge ergeben bin.

Berlin, den 3. März 1823.

v. Witzleben.

M.

a. Fürſt **Blücher** an den Fürſten **v. Hardenberg.**

St. Quentin, den 26. Mai 1815.

b. Derſelbe an denſelben.

Novelle, den 22. Juni 1815.

c. General Graf **Gneiſenau** an den Fürſten **v. Hardenberg.**

Châtillon sur Sambre, den 22. Juni 1815.

d. Zur Charakteriſtik des Fürſten **v. Hardenberg.**

Siehe 3. Theil Seite 349 und Seite 375.

a.

An den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg.

St. Quentin, den 28. Mai 1815.

Gneisenau wird ihnen alles schreiben ich habe keine Zeit da ich gleich wider marschire. in 6 Tagen stehe ich bei Paris, die an mich gesannten Deputirten nahm ich nicht an, sie mögen nach Heidelberg gehen, und bis man mich von da Zaum und Gebiß anlegt hoffe ich mit der Hauptsache fertig zu sein, das Eisen ist warm, ich werde schmieden, denn vor Herbst muß ich zu Hause sein, ich habe so sehr gelitten, daß meines Daseins nicht lange mehr sein kann, und ich habe noch manches zu berichtigen, sie können und müssen dazu auch beitragen daß ich ins Reine komme, leben sie wohl, gott gebe daß wihr uns balde sehen, auch halten sie sich nicht zu lange auf und den Deputirten habe ich geantwortet Bonaparte todt oder seine Auslieferung und die übergabe aller Festungen an der Samber und Maas das währe die Condition, wenn sie die erfüllen wollten, wollte ich ein bisgen anhalten.

Blücher.

b.

An denselben.

Noyelle, den 22. Juny 1815.

Sind Sie nun zu Friden, in 8 tagen habe ich 2 Schlagten geliefert 5 große gefegte bestanden, und 3 Festungen eingeschlossen, aber wie viehl brave Officire haben ihr leben da bey gelass, ich nehme Ihr vortreffliches HErtz mein verehrter Freund in anspruch, wenden sie alles an, daß die Wittwen der verdienten Officire nicht unversorgt bleiben, heutte erhalte ich die nachricht, daß mir unser bester Officir Oberst v. Jastrow geblieben ist, er hinterläßt Frau und

Kinder, aber kein Vermögen. Ruhr den treuen Beistand von Gneisenau, und meinen eisernen Willen, verdanke ich den schönen ausgang, denn das Lamentiren und die Vorstellung doch ja die Truppen erholung zu gönnen haben mich beinahe rasend gemacht, und wenn ich den Menschen auch begreiflich mache, daß ich die Festungen erst hinter mich haben müsse, um sie einzuschlissen bevor ich an Ruhe denken könnte so hilft das bei Menschen die mehr ihr biegen Ich betragten nichts, nun werde ich vor die Truppen sorgen, und übermorgen mich mit Wellington besprechen, nach dieser unterhaltung und einige Tage Ruhe vor den Truppen geht die Reise vor wärts. Holk und Flemming sind gesund und unbeschreiblich glücklich dieses alles mit beygewohnt zu haben.

nun ein word von mich selbst, ich habe in dieser Zeit sehr gelitten, und meine Kräfte fangen an abzunehmen, so balde es hir zu ende geht, reise ich ab, sonst gehe ich krauff, ich wünsche nichts mehr, als mit meinen güttern in Schlesien in reinem zu sein, weil ich gleich dahin gehen und da leben will, kein Haus habe ich nicht, aber ich glaube man kann auch in ein landhäußgen Ruhig sterben. Freude habe ich auf Erden nicht mehr zu erwahrten. Das Schicksal meines zu jeder Erwartung mich berechtigten Sohnes drückt mich zu boden. leben sie wohl und denken an den sie von Hertzen innigst ergebenen

Blücher.

Napoleon hat alles verlohren sein gelt, seine Juvelen und seine ganze Equipage sind ein Eigentuhm meiner braven Truppen geworden. Die Juvelen sind dem König geschikt. Sein Huth, Degen und sein Mantel sind in meine Hände. er wurde so überrascht daß er aus den Wagen sprank, wobei ihn der Huht abfiehl, und so sprank er aufs Pferd und entflohe, ich denke es geht mit ihn zu ende. zu meiner großen Freudt sahe ich daß die Bewohner des Landes uns guht empfangen. Von Landfuhren hat man sich nichts zu versprechen.

c.

General Graf v. Gneisenau an den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg.

Châtillon sur Sambre, den 22. Juni 1815.

Endlich, verehrter Fürst, habe ich wieder einige Zeilen von Ihrer Hand zu meiner Freude erhalten. Sie wünschten

darin, daß wir unsern Krieg ebenso schnell beendigen mögen, als es mit dem Italienischen geschehen ist. Wir wollen diese Aufgabe erfüllen und, wie ich hoffe, in noch kürzerer Zeit.

Die Armee hat gute Dienste gethan. In drei Tagen zwei Schlachten geliefert, in der ersten unglücklich gefochten, in der zweiten den Feind so geschlagen, wie es in keiner Schlacht je geschehen ist; den Feind rastlos verfolgt, gestern schon in seinen Retirungen eingeschlossen und nun auf dem Marsch nach Paris, von wo wir noch sieben Märsche entfernt sind. Zu der ersten Schlacht war das 4te Armee-Korps herbeigerufen gewesen, doch unglücklicherweise kam es nicht an*). Der Herzog v. Wellington hatte verheißen, den Feind im Rücken anzugreifen; auch er kam nicht, da seine Armee, weiß der Himmel aus welcher Ursache, sich nicht konzentriren konnte. Wir waren demnach mit unserer Armee gegen des Feindes Uebermacht so unverhältnißmäßig geringeren Kräften nur unserer Standhaftigkeit überlassen; der Kampf war hartnäckig und blutig. Fast hätten wir uns Nachts nicht behauptet, da bei eintretender Dunkelheit ein unglücklicher Kavallerie-Angriff die Infanterie des Centrums der größten Gefahr bloß stellte. Unsre Kavallerie**) des Centrums floh, und unsre tapfere Infanterie mußte sich durch ihre Entschlossenheit retten; sie wies die Angriffe des Feindes ab. Das Centrum blieb eine Viertelmeile vom Schlachtfelde, den rechten Flügel sich deckend, der linke zog gegen Gembloux. Der Feind wagte nicht zu folgen. Wir hatten 10 bis 12,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren; Gefangene fast keine.

Wir stellten uns des andern Tages hinter Mont St. Guibert und bei Wavre auf. Unsre Munition war verschossen; unsre Munitionskolonne nicht zu finden. Grausame Lage: beinahe hätten wir dem Herzog Wellington nicht zu Hülfe kommen können. Mein Gefühl hierüber können Sie sich, bester Fürst, schildern. Auf einmal kam Nachricht von unsern Munitionskolonnen, wir hatten nun wieder so viel, daß wir eine ‚zweidrittel-Schlacht' liefern konnten. Das Schicksal von Europa stand auf dem Spiel; wir

*) Und so mußte die Schlacht mit dem 1., 2. und 3ten Korps geschlagen werden.

**) Die preußischen Kavallerie-Regimenter waren großentheils neue Formationen, zu drei schwachen Eskadrons. Sie hatten beinahe nur neue, ihnen durchaus ganz fremde Führer erhalten.

wagten daher die Schlacht. Die deutsche Armee hat seit 9 Uhr Morgens einen heftigen Kampf bestanden. Unsre Armee zog heran und in des Feindes Flanke. Das französische Feuer schwieg verwärts; wir kamen dadurch in des Feindes Rücken, in ein sehr spitziges Terrain, an einen Bach, der hell in breitem Grunde läuft, nur drei Uebergänge hat, und das ganze Thal ist ein sehr impraktikables Defilé. Jenseits war ein Wald, der unsre Bewegungen verbergen konnte. Der Feind hatte vernachlässigt, ihn zu besetzen; für uns war es ein Brückenkopf. Wir gelangten glücklich dahin und hielten uns verborgen.

Das Schicksal des Tages schwankte, als wir plötzlich aus unserm Hinterhalt hervorbrachen und den Feind von hinten angriffen. Er wandte nun alle seine Reserve gegen uns und focht mit dem Muth der Verzweiflung, indem er seinen Angriff auf die Wellington'sche Armee fortsetzte. Unsre Kräfte verstärkten sich aber mit jedem Augenblick, und wir rückten unaufhaltsam vor. Während der Schlacht kam uns die bedenkliche Nachricht, daß das bei Wavre stehende 3te Armee-Korps heftig angegriffen sei. Wir kehrten uns nicht daran und fochten unsere Schlacht fort, bis wir endlich Alles in die wildeste Flucht brachten. Wie wir dem Feind rastlos gefolgt sind, wie uns Bonaparte beinahe selbst in die Hände gefallen wäre, wie das brave Füsilier-Bataillon *), das ich an der Spitze hatte, seine letzte Kraft anstrengte, um stets zu verfolgen, wie ihm Bonaparte's Gepäck, dessen Diamanten, andre Kostbarkeiten zur Beute wurden, werden Sie, verehrter Fürst, bereits wissen.

Ohne auf die Verwundeten, die Schwachen, Besorgten oder Förmlichen zu hören, haben wir die Armee nicht rasten lassen, sondern sind dem Feinde durch seine Festungslinien gefolgt und werden erst morgen Rasttag machen.

Es giebt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht als die von Belle alliance, entscheidend ebensowohl durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde, als auch durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Coalition werden mit den Kongreß-Erinnerungen!

Das Schicksal Preußens liegt nun in Ihren Händen, verehrter Fürst! Jetzt ist der Moment vorhanden, wo dessen Schicksal und Sicherheit für die Dauer gegründet werden

*) Das Füsilier-Bataillon des 15. Infanterie-Regiments, geführt von dem Major v. Keller, ein älterer Bruder desselben ward als Schill'scher Offizier in Wesel erschossen.

kann. Es erregt in der Armee die höchste Indignation zu erfahren, daß die verbündeten Mächte mit den Bourbons einen Traktat abgeschlossen haben, worin ihnen sogar die Verwaltung der eroberten Länder übergeben wird. Man sagt sogar, es sei ihnen die Integrität Frankreichs garantirt!! Sie, mein verehrter Fürst, stehen unter allen Diplomaten in der Meinung der Welt hoch, was ich alles zu sagen im Begriffe bin, kann ich mir erlauben, da es keinen Schatten auf Sie wirft. Aber die übrige diplomatische Sippschaft ist durch ihre Mißgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit Verachtung belastet, daß ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn treten wollte. Es ist Zeit, daß Sie, edler Fürst, dieses Geschmeis abstreifen und in Ihrem Glanze allein bestehen.

Die Welt fordert, daß sie in Sicherheit gesetzt werde gegen den unruhigen Geist der Schlechten, aber Fähigen und Tapfern im Volke, und fordert dies mit Recht. Wehe und Schande, wenn diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen wird, um Belgien, Preußen, Deutschland zu sichern für ewige Zeiten. Die französischen Festungen Lille und Valenciennes gegen Belgien müssen aufgegeben werden: dagegen muß Luxemburg nebst dem deutschen Gebiet des Namens uns verbleiben, nebst Mainz.

Das französische Luxemburg kann dem Hause Nassau gegeben werden, und uns dagegen (unlieferlich) an dem Rheinufer.

Ansbach und Baireuth muß uns erworben werden und wir dagegen Baierns Entschädigung im Elsaß erobern. Die Festungen der Mosel und des Rheins müssen von Frankreich abgerissen werden, nebst Lothringen, und alles Land, dessen Flüsse sich in die Maas ergießen*).

Geringeres, als hier steht, darf nicht geschehen, und die Verbindung der Völker mit ihren Regierungen wird gesteigert.

Daß solche Sprache Preußen führen kann und muß, wissen Sie, verehrter Fürst, besser als ich. So hoch hat noch nie Preußen gestanden. Gott sei mit Ihnen, mein edler Fürst.

Graf N. v. Gneisenau.

*) Siehe: Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Berlin, bei Alexander Duncker. 1841. 3ter Band Seite 190.

4.

Zur Charakteristik des Fürsten von Hardenberg.

In unoquoque virorum bonorum habitat Deus.
Seneca.

Fürst Hardenberg kann nicht genannt werden ohne Blücher; Blücher nicht, ohne an Hardenberg zu gedenken. Denn sie sind die beiden geistigen diplomatisch-administrativen und schwertlichen Heros des Preußen-Volks — der Deutschen gewaltige Verfechter deutscher Befreiung vom französischen Joche. Zwar scheinen sie nach dem ersten äußern Eindruck in einem Gegensatz, etwa wie Herz und Muskel, Zartheit und Derbheit, Gedanken- und Schwertgewandtheit zu einander zu stehen. Aber wenn man in Beider Augen wesentlich doch den gleichartigen, treusinnigen, geistig sprechenden, festen Blick, in den Gesichtszügen die Entschlossenheit, in der Haltung die Mannhaftigkeit, in Wort und Ton Entschiedenheit und Gutmüthigkeit erkannte — dann gewahrte man darin Beider polarische Einheit — wie Inneres und Aeußeres, wie Politik und Waffengewalt, gleich Hirn und Hand einander bedürftig zur Erfüllung der glühendsten Vorsätze für Staatsrettung und Zertretung feindlichen Uebermuths. So reichten sie sich Beide vor, während und nach dem Kriege wie innig einander hochachtende, vertrauende, auf einander hoffende Freunde die Hand. Und wenn dem alten Löwen — Blücher — wohl über Manches, was nach seiner Ansicht ihm nicht behagen wollte, die Mähne erschüttelte und er aus tiefer Brust hervorgrollte, die verschiedenen wichtigen Zeitmomente hindurch — so ward er doch immer wieder ruhig bei der Rede und dem Anblick seines geistvollen Freundes. Man muß Beide in ihrer herrlichen Persönlichkeit — Jeder in seiner Art voll des Unaussprechlichen, — beisammen gesehen haben, um ihre gegenseitige Freundschaft in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen.

In Geist, Herz und Gesinnung waren sie durchaus Eins. Ein Lebensstrom der Liebe für König, Vaterland und Freiheit des Staats durchströmte und vereinigte Beide. Ein und dasselbe Gestirn der Ehre und des Ruhms zog ihnen voran.

Man muß Blücher geſehen haben, wie er muthig entſchloſſen und doch ruhigen Blicks eben von Angriff und Niederhau des Feindes ſprach, als wäre blos ein beſonderer Gedanke zu verarbeiten geweſen; man muß Hardenberg geſehen haben bei politiſch-ſchlauer Umgebung, mit ſeinem durchdringenden und feinen ſchlagenden Blicken, gewandtem, zarten, herrſchenden Wort und offnem heitern Viſir des geiſtdurchhellten Antlitzes, um Beide in ihrer Freundſchaft für gleiche Zwecke richtig zu verſtehen.

Blücher wäre zu diplomatiſchen Diners und Kongreſſen nur nach Siegen zu gebrauchen geweſen, denn er war ſchon an ſich gar zu ſcharf phyſiognomiſch-charakteriſirt, als daß man hatte glauben dürfen, ſo einem Kopf irgend mit Redefloskeln oder Gemüths-Aſſecurungen etwas gegen des Staates Intereſſe abgewinnen zu können: in ſeinen dicken Augenbrauen niſtete der politiſche Groll gegen jede Geſinnung, die den Bluterwerb der Siege in irgend einer Richtung ſchmälern zu wollen ſchien.

Welche helle Durchſtrahlung des Antlitzes dagegen bei Hardenberg unter Leiden und Freuden, ſowohl in den politiſchen Trauertagen des Staats und vor der Kriegs-Erklarung 1813, als auch während des Kampfes und nachher! — Immer erſchien in ihm die Entſchloſſenheit in der gefälligſten ſanfteſten Form; wie leuchtete aus dem ſanften Blau ſeiner Augen nur Edelmuth, Treuſinnigkeit und Gradheit ohne Rückhalt und Hinterliſt; wie waren ſeine Blicke nur von Geiſteslicht belebt, wie klug und unverzerrt lag die große, oft gleichſam ſtrahlende, geiſtvolle Stirn vor dem Schauenden da; wie edel geſtaltet nahm nicht die Naſe ihre Stelle ein, und wie umſpielte der Geiſt den von den Grazien gebildeten Mund. Nur die edelſten Gedanken, nur die tiefſten, reinſten Herzens-Empfindungen hatten die Lippen bewegt, ſie waren ſtets nur im Dienſt einer edelmüthigen Seele und der Gemüthsbewegungen der reinſten Menſchenliebe. Das Wohlwollen von dieſen Lippen zu vernehmen, erſchien manchem Braven als die ſüßeſte Belohnung für treue dem Staat geleiſtete Dienſte; da blickten dann die Augen ſo gutmüthig zu dem Worte mit drein; da durchzog ein ſo wunderbares Lächeln das ganze Geſicht. Man hatte etwas von einem Verklärten vernommen... Und wie Viele haben nicht dabei zu ihrem äußern großen Nachtheil die Erlangung des verdienten irdiſchen Lohnes für ihre Thaten vergeſſen!

Daß bei einem so großartigen Menschen niemals von irgend einer Würde erpressenden Affektation die Rede sein konnte, versteht sich von selbst; ein reiner hellsehender Geist verbirgt sich nicht und entehrt sich nicht durch die Formen schleichender Unseligkeit. Hardenberg blickte offen und frei Jedermann an; seine Augen haben sich nie vor irgend einem andern Menschen zu verstecken gesucht. Listigkeit durchschaute er ruhig und klug. Vor seinen Blicken konnte kein Geist und kein Herz sich verbergen.

Darum vermochte er auch der Freund der verschiedensten Menschen und Stände zu sein. Er ehrte den Menschen im wahren Sinn des Worts! Wenn andere hochgestellte Personen daher meist nur gern diniren mit Würden, so nahm Hardenberg sein Mahl dagegen am liebsten mit Menschen von Geist und Charakter und achtbaren Thaten.

O! es giebt im Leben jedes Menschen unvergeßliche Seelen-Begegnisse und so wird Keiner das heilige Feuer in sich verlöschen können, wenn er einen der wunderbaren Seelen- und Geistesgrüße von Hardenberg empfangen, die er an diejenigen zu richten wußte, welche er achtete und liebte! Oft perlten dabei, z. B. beim Abschiede vor einer Reise, wie der Thau der innigen Gemüthsbewegungen die freudighellen, liebeerfüllten Augen. Hardenberg war Mensch im ganzen hohen, edlen, reinen Sinn des Worts!

Was, von Groll und Zorn entbrannt, Blücher zur Kampf- und Schwert-Entscheidung trieb: — die heilige Volksrache zur Vergeltung tyrannischen Drucks, Lüge und Raub an Ehre — das war es bei Hardenberg, als er die Fesseln der Volkskräfte im Innern lösen half, den Menschen von der Scholle entsklavte und das Gefühl der persönlichen Menschenwürde und Achtung mehr und mehr aus dem Staube erhob.

Zahllosen Familien der Landleute, dieser Arm- und Mannskraft des Landes, die sich gleichsam eingraben mit unsäglichen Anstrengungen und Mühen in den Grund und Boden des Vaterlandes, und darum schon so natürlich fest daran haften — die Gesetze, die unter seiner Administration in Wirksamkeit traten, verschafften Eigenthum, Selbstständigkeit und Lösung von erniedrigenden Formen und Lasten der Ungebühr und Willkühr Geist und Herz beugender und verfinsternder Unterthänigkeit. Der Boden des Landes ward

fortan durch Hardenberg's weise Maßregeln nicht mehr von Sklaven, er ward von emancipirten freien Menschen gebaut und an der Produktion der ersten Lebensmittel haftet seitdem nicht mehr erniedrigende Geringschätzung und bürgerliche Verachtung.

Das Brod, das wir essen, ist seitdem nicht mit dem Jammer mehr angethan, wie es noch zum Theil die Kolonialprodukte grausig-geistig an sich tragen. Man hat es erfahren, daß der Geist, wenn er einmal aus der physischen Belastung und Verfinsterung geweckt und erwacht, nicht mehr zum Sklavenstande paßt; daher strebte Hardenberg vorzüglich nach solchen Gesetzen, welche den Geist freimachen, damit er sich nach allen Richtungen bewegen könne; Hardenberg wollte Lehrfreiheit und kein beengendes, verfinsterndes Kirchenregiment, als etwas dem Geist des frei forschenden Protestantismus Widerstrebendes!

Hat man es doch eingesehen, daß es sogar staatswirthschaftlicher Profit ist, wenn die Arbeiten nur von freien Leuten verrichtet werden.

Nicht das bloße Sinnlichkeitsgefühl; nicht die Achtung vor den ersten natürlichen Rechten, die aus der grundförmlichen gleichen Entstehung und Daseinsweise aller Menschen hervorgehen; nicht die Lehren der Moral und Religion sind es hauptsächlich gewesen, welche überall vorauf gegangen sind, um den Druck der Willkühr von den Schultern der Unterdrückten zu heben. Es ist, — wenn man die Geschichte der Staaten- und Völker-Entwickelung vorurtheilsfrei durchgeht —, einmal die Macht der Umstände gewesen und die Kraft des Geistes, der aus dem Thierzustande erwachte, und anderntheils die Betrachtung, daß es für die Staatskraft, als Vertheidigungs- und Geld- und Kapitalkraft, gleichsam baar vortheilhafter sei, wenn der Staat aus freien Leuten besteht. Seitdem hat man immer deutlicher den Geldnutzen der Freiheit eingesehen. Denn England hat sogar seine Kolonie-Sklaven mittelst großer Kapital-Ersatze, welche deren Eigenthümern bezahlt wurden, emancipirt.

Mit dem Freiwerden des Menschen vom Boden, damit der Ackersmann nicht ferner als bloßes Schollengewächs erscheine und nicht der alleinigen Hinweisung auf das Glück und den Lohn des Gehorchens in jenem ackerlandlosen höhern

Leben ferner bedürfe, ward zugleich auch der Rücken der Menschen emancipirt.

Diesem oder Jenem die Ehre geben wollen, daß der Stock abgeschafft wurde und der Soldat künftig nur angewiesen sein solle, den Feind zu schlagen, ohne erst die Lust und das Vorwärts dazu eingebläuet zu erhalten — eine solche Ehre gebührt mit Recht keinem Einzelnen, wenn auch die sprechendsten Beweise vorhanden sind und in den Akten liegen, daß Hardenberg ganz vorzüglich zur Abschaffung dieser knechtischen Strafen mitgewirkt hat. Hier ist es aber auch die Einsicht Vieler, ja der Meisten, welche hier mitwirkten, die Nothwendigkeit erheischte es. Andere, höhere Triebfedern mußten zur Befreiung des Vaterlandes in Bewegung gesetzt werden. Man mußte die Nation erst geistig fähiger machen, sich erst mehr geistig selbstständig bewußt werden lassen. Und dahin wirkte Hardenberg — ohne kleinliche Furcht, daß ihm jemals das Steuerruder entwunden werden könne!

So nur allein war jene machtvolle Begeisterung zu erzielen, die einen unsterblichen Lorbeerkranz um des Königs Haupt gewunden, weil die treue Liebe und die Herzenskraft eines ganzen Volks für seinen angestammten Herrscher und für seinen mit ihm dem Volke angestammten Ruhm diesen Lorbeerkranz gewunden. Denn der Lorbeer, den der König trägt, trägt er als Führer des Volks in jenen von großen Ereignissen gedrängtvollen, schweren, blutigen Jahren. Es ist Aller Ehre und Ruhm darin vereint, wie in Ihm alle Kraft seines Volkes.

Als der Rücken des Militairs geschützt war, da konnten alle Stände, alle Altersklassen sich neben einander reihen gegen den höhnischen Feind; da konnte Rang und Stand gegen einander aufgehen in dem großen Gedanken der Rettung des Vaterlandes; da schlug die Stunde des Todes dem übermächtigen Tyrannen; die Nemesis erwachte aus ihrem langjährigen Schlummer und gleich Unsterblichen zogen die Preußen in den Kampf. Da ward kein tobender Eifer, da ward nicht harter Zuruf, nicht pressende Mahnung, nicht gewaltsame Aufregung zum Opfer an Hab und Gut, an Arbeit und Kraft, und Beihülfe mit eigener — und der Jünglinge Mannhaftigkeit vernommen; — nein! es war das stille, doch sichere entschlossene Wirken der gesammten

großen Gemeinde des Volks! Jeder gab willig, was an Mitteln und Kräften er darzureichen vermochte. Kein Funken von Prahlsucht ward erblickt. Es war die Wärme der Vaterlandsliebe, die die Herzen bewegte. Und für ein tollzig thörigtes Hoffen und Vorausſehen, dazu waren die Umſtände nicht angethan. Wo der Feind im Beſitz der wichtigſten Gränz- und Landes-Feſtungen war; wo es an Waffen, an Bekleidung, an Geld, an äußerm Kredit gebrach; wo die Zahl der Unterthanen ſich nur kaum noch auf fünf Millionen erſtreckte und die ganze Macht Frankreichs nebſt dem ganzen übrigen Deutſchland — dem kleinen Haufen Deutſcher, die dem Franzoſenjoche ſich nicht fügen wollten, entgegenſtanden: — wer wollte und konnte da prahleriſche Erwartungen hegen?! Wahrlich! es war nicht das klügelnde Ermeſſen, welches ſo ſchaffend und gewaltig gewirkt; es war jenes wunderbare geiſtige Etwas, das zu ſeiner Zeit wie eine heilige innere Stimme in die Herzen tönte und über alle äußere Bewahrſcheinlichungen hinüber hob mit bezaubernder Macht. Eine helle Ahnung einer ſich nahenden großen Zeit durchlichtete die Nation. Da war alle Trübſal und alle Dunkelheit auf einmal aus den Gemüthern hinweggehoben. Ein wunderbarer Himmelsglanz umgab, ſtärkte ſelbſt den Kranken, Leidenden und Sterbenden in ſeinem Glauben an eine nahende Befreiung und Ruhmerhebung der Nation. Da ſprach man ernſt, entſchloſſen und wie von einer feinſten Herzensangelegenheit über Gegenwart und Zukunft, die außer allem Maße einer irdiſchen Verſtändigkeit lagen.

Für ſolche Zeit war Hardenberg der Mann durch Geiſt und Herz!

Der König hatte ſeinen unſterblichen, zutrauungsvollen Aufruf an ſein Volk erlaſſen.

Da reiften die Saaten, die die Liebe geſäet!

Da war Hardenberg bei ſeinem Könige, ſeinem Herrn, wie ſeinem Freunde bis in den Tod!

In den Jahren vorher hatte Hardenberg im großen Volks- und Weltſinn: Vorwärts gewirkt. Denn der Schlachten-Vorwärts iſt durch und mit ihm gereift. Er hat Theil an allen guten Saaten, an allen Blüthen und Früchten,

die zum Heil des Volkes emporgegangen und zum Theil schon gekrönt worden sind.

Der Genius Preußens hat Hardenberg's Haupt längst mit einem Lichtkranze umstrahlt und die Geschichte wird diesen Kranz ihm zu erhalten wissen. Er wird zu dem nächsten hellen Geistergefolge seines unsterblichen ruhmgekrönten Monarchen gehören! —

N.

Die

Königlich preußiſche Staats-Zeitung im Jahr 1827.

Siehe 3. Theil Seite 379.

„Ich habe auf den Moniteur die Seele und Kraft meiner Regierung gemacht; er war mir Vermittelung und Mittheilung bei der öffentlichen Meinung im In- und Auslande. Hatte in Frankreich einer der höheren Staatsdiener sich eines beleidigenden Irrthums schuldig gemacht, so mußten drei Staatsräthe die Sache untersuchen. Sie erstatteten mir Bericht, bestätigten die Thatsachen und erörterten die Grundsätze; ich hatte nichts weiter zu thun, als unter den Bericht zu schreiben: ausgefertigt, zur Handhabung der Gesetze des Reichs. Dies machte der Moniteur bekannt und damit hatte mein Amt ein Ende; das öffentliche Resultat war erreicht, die Meinung übte Gerechtigkeit. So war der Moniteur mein furchtbares Tribunal. Handelte sich's im Auslande um große politische Verhältnisse, um irgend einen kitzlichen Punkt der Diplomatik, so wurde die Sache auf initiative Art im Moniteur angebracht. Sogleich war die allgemeine Aufmerksamkeit angeregt, und jedermann sprach davon; die Anhänger des Thrones fanden darin eine Anweisung für sich, und zugleich war es für Alle eine Appellation an die öffentliche Meinung. Den Feind setzte ein solcher Artikel oft in Unruhe; er erschreckte ein schwankendes Kabinet, gab denen, die mit uns gingen, eine nachdrückliche Lehre."

Napoleon Bonaparte auf Elba.

Die königlich preußische Staats-Zeitung.

An den Staats- und Kabinets-Minister, Grafen von Bernstorff.

Berlin, den 30. December 1838.

Ew. Excellenz nicht entgangen sein, daß die Allgemeine Preußische Staats-Zeitung, wie sie jetzt ist, keineswegs ihrem Zwecke entspricht und der Inhalt derselben so widersprechend und ohne Charakter ist, daß die allgemeine Stimme annehmen muß, der gegenwärtige Redakteur derselben wolle oder könne mit den politischen Grundsätzen weder einig noch vertraut genug sein, um ein Zeitblatt zu redigiren, am wenigsten ein Blatt, welches das Organ der höheren Behörden sein soll und so hohen Zweck hat, als es die Leitung und Berichtigung der öffentlichen Meinung ist. Ew. Excellenz selbst haben gnädigst bemerkt, daß unter dem jetzt bestehenden Verhältnisse, das völlige Sinken dieses Zeitungs-Instituts, welches ich zeither, mit jedem Opfer und seltener Beharrlichkeit, trotz des so großen Verlustes, aus der lebendigen Ueberzeugung seines möglichen Nutzens für den Staat bei einer zweckmäßigen Redaktion, in Erwartung der letztern fortgesetzt habe, unvermeidlich ist, und es ferner zu erhalten beinahe unmöglich werden möchte. Von den Summen zu sprechen, welche ich bisher an dieses Institut verwendet und deren Nutzen mir ganz verloren ist, wenn auch Ew. Excellenz Weisheit und Gerechtigkeitsliebe den Ersatz derselben für die Zukunft mir nicht zweifelhaft sein läßt, wage ich jetzt so wenig, als ich in diesem Augenblicke des ökonomischen Mißverhältnisses desselben zu erwähnen mir erlaube, obwohl beides durch die jetzige Haupt-Redaktion sich bedingt. Da aber dieses Blatt unter der Redaktion, wie sie jetzt ist, keineswegs bestehen kann, der Nachtheil davon, wenigstens für den Augenblick, mich allein trifft und mir überdies schon früher bekannt geworden, daß Herr Dr. John nicht die Absicht haben kann, durch beharrliches Fort-

führen ſeiner Redaktion unerſetzliche Verluſte zuzufügen, vielmehr die Fortführung derſelben ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen ihm ſelbſt nicht wünſchenswerth iſt, und er deshalb meine ganz unterthänige Bitte nicht mißdeuten kann und wird; ſo geſtatten Ew. Excellenz gnädigſt:

daß ich auf eine möglichſt ſofortige Veränderung der Haupt-Redaktion anzutragen mir erlaube,

und geruhen ebenſo geneigt als wohlwollend meine ganz gehorſamen Vorſchläge, wie der Staatszeitung wieder ein neues Leben zu geben ſein möchte, anzuhören und gnädigſt zu berückſichtigen.

Von dem Geſichtspunkte wage ich auszugehen, daß Ew. Excellenz nicht allein ein ſofortiges Aufhören dieſer Zeitung, welches von Sr. Majeſtät dem Könige zwar allergnädigſt nachgelaſſen, der vielfachen Mißdeutungen wegen, die gewiß über eine ſo auffallende Begebenheit entſtehen würden — nicht zu beſchließen geruhen würden, ſondern auch dieſes Inſtitut ſelbſt als nützlich betrachten, wird es nur folgerecht, umſichtig und zweckmäßig geleitet. Denn ſollten die Erſcheinungen des politiſchen Lebens nicht aus den politiſchen Meinungen — wenigſtens großentheils — hervorgehen, ſollten ſie nicht eine ebenſo große Macht als die religiöſen Meinungen haben? Der Oeſterreichiſche Beobachter könnte hier wohl als Beiſpiel angeführt werden. Doch ſowie die letzteren ſind auch jene einer großen Verfälſchung ausgeſetzt. Allen politiſchen Umwälzungen möchten wohl ſtets zuvor Umwälzungen in der Meinungswelt vorausgegangen ſein. Auf ähnliche Weiſe ſuchten Uebelgeſinnte oder Unverſtändige in unſeren Tagen falſche Anſichten über die bürgerliche Organiſation zu verbreiten, — ja ſie gingen noch weiter, indem ſie ſich beſtrebten, die Schritte der höheren Behörden ſo darzuſtellen, als wenn ſie für das Wohl der Unterthanen höchſt gefährlich wären. Dank den weiſen Maßregeln, welche dieſe phantaſtiſchen Pläne und Ideen in ihr Nichts zurückgeführt haben! Dieſer allgemeinen Beruhigung ungeachtet ſcheinen mir aber dennoch die hohen Behörden eines öffentlichen Organs zu bedürfen, um das Publikum über ihre Abſichten, ihre Zwecke und ihre Mittel zu belehren. Ein ſolches Organ müßte die Staats-Zeitung ſein, und als ich dieſelbe von Einem Hohen Miniſterio in Entrepriſe nahm, hoffte ich auch, daß ſie der Dolmetſcher der Geſinnungen, der Gefühle unſerer Staatsmänner ſein und allen Uebelgeſinnten entgegen wirken würde, welche die beſſeren Meinungen des Volks zu unterjochen und

unſelige Theorien zu verbreiten trachten. Doch von allen dieſen Hoffnungen hat ſie bisher keine erfüllt!

Der Weg, welchen Ew. Excellenz Weisheit gewählt, den technischen Betrieb des Zeitungs-Inſtituts mir — überhaupt einem Privatmanne — in Entrepriſe zu geben, konnte bei einem paſſenden Hauptredakteur der Sache nur förderlich ſein, indem nicht geläugnet werden kann, daß eine Zeitung, die unmittelbar von der Regierung ſelbſt ausgeht, der gar zu großen Vorſicht wegen, womit jeder Artikel geprüft und abgewogen werden muß, des Hauptreizes für das Publikum ſtets entbehren wird.

Welche Macht die öffentlichen Meinungen ausüben, worüber ich meine Anſichten ſo eben auszuſprechen wagte, erlaube ich mir durch Anführung der großen engliſchen und franzöſiſchen Staatsmänner, ſelbſt Napoleon's, für weniger lautere Zwecke — zu bekräftigen, welche die Meinung des Publikums ſtets zu gewinnen ſtrebten und viel gewonnen zu haben glaubten, ſobald es ihnen gelungen war, ſich derſelben zu verſichern.

Die Staats-Zeitung, in dieſem Sinne redigirt, könnte nur wohlthätig wirken und ein ſchönes Band zwiſchen den verſchiedenen Provinzen werden, um ſo mehr, als die Staatszeitung (ſelbſt in ihrem geſunkenen Zuſtande) jetzt noch das einzige gedruckte Organ als Verbindungsmittel mit den Rheinprovinzen iſt, woſelbſt die anderen hier erſcheinenden Zeitungen nicht geleſen werden.

Damit dieſelbe aber ein geſchicktes, der Würde der Regierung angemeſſenes Organ werde, iſt hauptſächlich erforderlich, daß der Hauptredakteur ein mit unſerer Zeit vertrauter Mann ſei, daß derſelbe die verſchiedenen, ſich widerſtrebenden Anſichten kenne und genau wiſſe, wie dieſelben ſich in unſerer Zeit ausſprachen oder fortwirkten, weil die Gegenwart oft nur durch die Vergangenheit verſtändlich gemacht werden kann. Wiſſenſchaftliche Bildung allein, ohne den wichtigen politiſchen Takt, möchte zu einer ſolchen Stellung nicht hinreichend ſein.

In dem königl. Hofrathe Herrn Dr. Dorow glaube ich nicht allein, ſondern auch der mir bekannte Theil des Publikums einen Mann gefunden zu haben, welcher den Anforderungen an einen Hauptredakteur der Staats-Zeitung mehr entſpricht. Man hat zu ihm das Vertrauen, den Glauben, daß es vorzugsweiſe ihm glücken würde, das ſo gänzlich geſunkene Inſtitut in Aufnahme zu bringen. Herr Dorow,

von dem mir gesagt worden, daß er gegenwärtig in Berlin unbeschäftigt lebt und also gewiß ein Anerbieten dieser Art nicht ablehnen würde, ist durch ganz Deutschland als Mann von Verstand und Geschmack bekannt, der ein interessantes politisches Leben durchlebt haben soll und dabei vor Vielen den Vorzug und den allgemeinen Ruf genießt, daß er seine politische Meinung seit seinem ersten Bekanntwerden niemals geändert hat, sondern derselben stets treu geblieben ist. Es möchte, wenn ich es auch nicht juristisch zu beweisen vermag, nach den mir zugekommenen Nachrichten keinem Zweifel unterworfen sein, daß er ein fleißiger Mitarbeiter an der besten deutschen Zeitung — der Allgemeinen — ist, und ich hörte von mehreren unterrichteten Männern, daß Herrn Dorow's politische Mittheilungen in der Allgemeinen Zeitung durch ihren fortlaufenden Faden und deren feste Tendenz jedem aufmerksamen Leser jetzt nicht mehr unkenntlich sind. Dieses bewog sowohl mich selbst, als mehrere meiner Freunde, den Auftrag zu geben, nähere Feststellungen über diesen Gegenstand zu veranlassen, um zu ermitteln, welche Richtung seine Aufsätze in Beziehung zu Preußen nehmen; und es ergab sich, daß er, seiner ausgesprochenen Freisinnigkeit ungeachtet, stets das System seiner Regierung und die Ehre seines Vaterlandes zu befördern suchte. Selbst über die so viel besprochene Agende soll Herr Dorow schlagende und einleuchtende Mittheilungen gemacht haben, welche vielleicht nicht wenig zur richtigen Auffassung derselben — im Geiste der Regierung beigetragen haben mögen.

Obwohl ich nun den Herrn Dorow persönlich und genauer kennen zu lernen keine Gelegenheit gefunden und Ew. Excellenz Ermessen und tiefere Einsicht denselben genauer zu würdigen versteht, so habe ich doch, aus vorstehenden genau erwogenen Gründen, meine Wünsche nicht zurükhalten können, daß Ew. Excellenz Sich gnädigst veranlaßt finden möchten:

> Herrn Hofrath Dr. Dorow als Hauptredakteur der Staats-Zeitung zu ernennen und denselben in den Stand zu setzen, daß er jetzt oder spätestens zum Ende März 1827 die Redaktion übernehme und bis dahin noch alle zweckdienlichen Anstalten und Einrichtungen treffen kann, um mit dem zweiten Vierteljahre 1827 spätestens dieser Zeitung neues Leben und neuen Schwung zu geben.

Ueberzeugt, daß Herr Dr. John in jeder andern Stellung seinen Platz vollkommen würdig ausfüllen und sich dabei glücklicher fühlen wird, darf ich auch von der Bereitwilligkeit desselben hoffen, daß er selbst Alles beitragen werde, um seinem Nachfolger den Eintritt in dieses Geschäft auf jede Weise zu erleichtern.

Ew. Excellenz Gnade vertrauend sehe ich einer hochgeneigten Antwort und Gewährung meiner Bitte in kürzester Zeit entgegen, sowie die Ueberzeugung in mir lebt, daß Ew. Excellenz gnädigstes Mitwirken vom Beginn dieses Jahres an Alles das beseitigen werde, wodurch der Absatz dieser Zeitung, wie der Zweck derselben, bisher verfehlt worden. In tiefster Ehrfurcht verharre ich

Ew. Excellenz

unterthänigster Diener

Buchhändler Vetter.

An das königliche hohe Staats-Ministerium.

Berlin, den 12. März 1837.

Ew. Königlichen Hoheit und

Einem hohen Staats-Ministerium

wage ich ganz unterthänigst anzuzeigen, daß, ohne die Verhältnisse des Instituts der Staats-Zeitung gekannt, oder jemals den Gedanken gehabt zu haben, Redakteur desselben werden zu wollen, von Seiten des Buchhändlers Vetter als Entrepreneur, ohne mein Wissen und ohne daß mir dieser Mann persönlich bekannt war, der Antrag bei Sr. Excellenz dem Herrn Staats- und Kabinets-Minister Grafen von Bernstorff gemacht worden, mich zum Hauptredakteur der königlichen Staats-Zeitung bei Sr. Majestät dem Könige allerunterthänigst in Vorschlag zu bringen, welchen Antrag der rc. Vetter mir abschriftlich mittheilte und den ich hier beizuschließen mir die Freiheit nehme.

Nachdem ich den Rath und die Ansicht hoher Staatsbeamten eingeholt und ihre Zusicherung thätiger Theilnahme — im Fall mir diese Stelle werden sollte, erhalten, erklärte ich solches Sr. Excellenz dem Herrn Grafen von Bernstorff und mich bereit, die Redaktion übernehmen zu wollen, als Beweis, daß nützliche Thätigkeit mir stets angenehm ist.

Unbewußt, ob die höchsten Staatsbehörden mich zu einer so wichtigen Geschäftsführung geeignet halten werden, zog

ich dennoch genaue Erkundigungen über die gegenwärtigen mir unbekannten Verhältniſſe des Inſtituts ein.

Im Fall nun Ew. Königliche Hoheit und Ein hohes Staats-Miniſterium dieſem in ſo vielfacher Hinſicht nicht unwichtigen Gegenſtande gnädige Berückſichtigung ſchenken ſollten, — ſelbſtohne alle Rückſicht auf meine Perſon, — wage ich es, über dieſe Angelegenheit in der Anlage einige Andeutungen niederzuſchreiben über die Art und Weiſe, wie nach meiner Meinung eine Staats-Zeitung zu redigiren ſei, welchen Geſichtspunkt der Redakteur ſich dabei zu ſtellen, und die Wünſche, auf deren Erfüllung er anzutragen haben würde; hierin ſcheint mir allein wohl nur die Gewährleiſtung des Gelingens und eines wirklich wohlthätigen Einfluſſes der Zeitung zu liegen, abgeſehen davon, daß ohne Sicher- und Feſtſtellungen der Art ſich ſchwerlich ein nach meinen Anſichten geeigneter Redakteur zur Uebernahme des ſo ſchwierigen Werks finden würde.

Seit Jahren habe ich über die Herausgabe eines politiſchen Blattes nachgedacht und Verbindungen in dieſer Hinſicht zur Feſtſtellung und Berichtigung meiner Anſichten angeknüpft, wie ſolches meine ſchon im Jahre 1822 nachgeſuchte Erlaubniß zur Herausgabe einer im Sinn der Regierung redigirten politiſchen Zeitung in Cöln, in Gemeinſchaft mit dem Geheimen Regierungsrath Nehſues in Bonn, beweiſt, und bei welcher Gelegenheit ich es mir erlaubte, Sr. Excellenz dem Herrn Staats- und Kabinetsminiſter Grafen von Bernſtorff die Grundlinien aufzuzeichnen, nach denen ein ſolches Inſtitut eingerichtet ſein müßte, wenn es wohlthätig auf die Stimmung des Publikums wirken ſollte, welches damals nach unſerm Dafürhalten Gutes und Beſänftigendes hätte hervorbringen können, durch Aufhellung der Anſichten und Maßregeln der Regierung, aus der Mitte des Rheinlandes ſelbſt entſprungen. Das Geſuch wurde jedoch von dem hohen Miniſterium abgeſchlagen, weil „den ſchon beſtehenden Tagesblättern nicht noch neue zugeſellt werden ſollten.“

Da durch Sr. Majeſtät des Königs Huld und laut dem wohlwollenden Antrag des Herrn Staatsminiſters Freiherrn von Altenſtein, Excellenz, die Allerhöchſte Kabinetsordre vom 7. Juli v. J. jetzt in Vollziehung treten wird und der mir dadurch allergnädigſt beſtimmte künftige Wirkungskreis in jeder Beziehung wohlthätiger, meinen Studien und Neigungen mehr anpaſſend iſt, ſo kann ich nur für das ehrende

Vertrauen, welches mir die Redaktion der Staatszeitung zudachte, auf das tiefgefühlteste — wenn auch ablehnend danken, glaube es aber wagen zu dürfen, meine — wenn auch unvollkommenen Ansichten und Vorschläge für dieses hoch interessante Institut Ew. Königlichen Hoheit und Einem hohen Staatsministerio, wie es geschehen, ganz unterthänigst vorzulegen, indem mir dieses Institut schon deshalb stets heilig und nachdenkenswerth sein wird, da es eine Stiftung des verewigten Herrn Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg ist, welche Derselbe für wichtig und dem Staate für zweckdienlich erachtete.

In tiefster Verehrung verharre ich

Dr. Dorow.

Die Anlage zu obigem Briefe lautet:

Da die Staatszeitung ein Institut ist, welches nicht der Neuigkeitskrämerei dienen und mit Aufsätzen und Nachrichten unerheblichen Inhalts angefüllt erscheinen darf, auch nicht bestimmt sein kann, um mit den anderen politischen Blättern Wette zu laufen, so ist das tägliche Erscheinen nicht allein unnöthig, sondern auch mit der Würde und Gediegenheit einer Staatszeitung durchaus unverträglich. Die Zeitung würde also an den geeignetsten Posttagen zweimal wöchentlich ausgegeben werden. Die politischen Artikel in derselben müßten in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten theils aus französischen und englischen Zeitungen, hauptsächlich aber aus den eingehenden Gesandtschaftsberichten gearbeitet werden. Und nur in soweit würde die Staatszeitung vielleicht der besondern Mitwirkung eines geeigneten Beamten dieses Ministeriums aus der politischen Abtheilung bedürfen.

Die Haupttendenz einer Staatszeitung bleibt aber wohl stets die Vertretung der Administration, und daher dürfte es wohl am zweckdienlichsten und natürlichsten sein, dieselbe zugleich der unmittelbaren Aufsicht des königl. hohen Staats-Ministerii und besonders den hohen Ministerien der Justiz, des Innern und der geistlichen, Schul- und Medizinal-Angelegenheiten unterzuordnen.

Durch das Organ der königl. Staatszeitung können dann den Unterthanen am zweckmäßigsten Aufklärung, Erläuterungen über Gesetze u. s. w. zukommen. Die Staatszeitung wird also nur dann bestehen und ihrem Zwecke ent-

sprechen, wenn auch hier in Preußen, gleichwie in anderen Ländern, die Wichtigkeit eines solchen Instituts gefühlt wird und die höchsten und hohen Staatsbeamten sie zu ihrem Organ erheben und als Mitarbeiter die Ansichten und Meinungen des Publikums leiten und berichtigen. Alle falschen und hämischen Interpretationen würden durch ein solches Zeitungsinstitut in ihrem eignen Gifte ersticken, für Inn- und Ausland wäre das Blatt unentbehrlich und von einer nicht zu berechnenden Wichtigkeit; — fände auch in sich Mittel genug zur Deckung der Kosten. Da der Hauptredakteur nothwendig ein Staatsdiener aus solcher Klasse sein müßte, daß ihm auch eine Censur politischer Blätter anvertraut werden könnte, so bleibt er verantwortlicher Redakteur, denn es ist an sich schon Widerspruch, wenn einem Andern, noch dazu in untergeordnetem Dienstverhältnisse stehenden Beamten die dem Hauptredakteur mitgetheilten sowohl mündlichen als schriftlichen Ansichten der Minister und anderer hohen Staatsbeamten zur Censur vorgelegt werden sollen.

In dieser einzigen, jetzt zwar bestehenden Maßregel, welche die besseren Köpfe und die höhere Beamtenwelt von eignen Aufsätzen und jeder Theilnahme zurückhält, liegt allein schon der nothwendige Verfall, der Ruin dieser Anstalt.

Um Glauben und Würde im Aus- und Inlande sich wieder zu erringen und zu befestigen für immer, müßte das Institut der Staatszeitung wieder einen Platz im Staatsorganismus erhalten, wodurch auch der Hauptredakteur zum Theil die Stellung bekommt, welche er haben muß, soll er mit Nutzen und Erfolg wirksam sein.

Aus dem Gesagten ergeben sich für eine Staatszeitung, wie sie sein soll, sowie für den Redakteur mehrfache Bedingungen, ohne deren Erfüllung sich wohl kein Mann von Charakter und innerem werthvollen politischen Ansichten finden möchte, der seinen Namen und sein politisches und bürgerliches Leben einer solchen Zeitung hingeben würde.

Einem solchen Hauptredakteur müßten also, bevor er die Redaktion übernehmen könnte, folgende Sicherstellungen gewährt werden. Nämlich:

1) Die Staatszeitung erscheint zweimal wöchentlich.

2) Der Hauptredakteur ist zugleich Censor und verantwortlich für jeden Aufsatz.

3) Das Zeitungsinstitut muß durch Beiträge aus den verschiedenen Ministerien, der Provinzialbehörden, selbst der auswärtigen Gesandtschaften und Konsulate fleißig und regelmäßig unterstützt werden, und Beschleunigung hierin namentlich den unteren Behörden zur Dienstpflicht gemacht werden.

4) Zwanglose literarische Beilagen dürfen nicht fehlen, denn sie berichtigen die Urtheile des Publikums über politische Tagesschriften.

5) Ein Fonds zur Bestreitung der Kosten für Korrespondenten, Nachrichten, wissenschaftliche Aufsätze u. s. w. dürfte wohl nicht fehlen.

6) Die Staatszeitung als dienstliches und offizielles Organ der Regierung muß wieder wie früher einen Platz im Staatsadreßkalender mit seinem Hauptredakteur und Sekretair finden, denn daß dem Ersteren dieser zugegeben werden müsse, darf wohl nicht bewiesen werden.

7) Der Hauptredakteur ist Staatsdiener und als solcher mit seinem Gehalte durchaus unabhängig vom Bestehen der Staatszeitung. Denn ändert sich der politische Gang der Regierung und es wird nöthig erachtet, deshalb die Redaktion zu wechseln, so darf dieses auf den seitherigen Redakteur auch hinsichtlich seines Einkommens keinen Einfluß haben.

Da man nur einen Mann zum Redakteur wählen wird, auf dessen Patriotismus und Redlichkeit fest zu bauen ist, so darf wohl kein Bedenken getragen werden, diese sub No. 7 aufgeführte Bedingung einzugehen, welche durch die Sicherheit einer solchen Stellung dem ehrliebenden und rechtschaffenen Mann nur um so mehr Antrieb sein wird, seine Pflicht im vollsten Umfange zu erfüllen und ihn um so partheiloser und fester in seinem für den Staat nicht unwichtigen Wirkungskreise zu machen. Hat der zu erwählende Redakteur ohnehin einen geachteten Namen in der literarischen Welt, so kann der Staat um so sicherer sein, daß er diesen — als das Höchste, was ein Mann besitzen muß, — bewahren und keine Arbeit noch Mühe dabei scheuen wird! —

8) Müßte bei des Herrn Justizministers Grafen v. Dankelmann, Excellenz, darauf angetragen werden, daß die Staatszeitung bei der im Gange seienden Gesetzes-Revision dahin berücksichtigt würde, daß dieselbe zum einzigen offiziellen Organ erhoben werde bei Edikital-Vorladungen, gerichtl-

lichen Bekanntmachungen u. s. w. Der Mangel eines Blattes, welches diese für In- und Ausland, für alle Gesandtschaften, Konsulate u. s. w. wichtigen Erlasse offiziell zur Kunde bringt, ist wohl hinlänglich und oft gefühlt und ausgesprochen worden, indem die Amts-Intelligenzblätter u. d. g. diese Stelle, da sie immer provinziell sind, nicht ersetzen können.

Hof- und Staatszeitungen anderer Länder, z. B. die Wiener, die Petersburger, erfreuen sich dieser gewiß sehr gerechten, fast unerläßlichen Bedingung.

Berlin, im Januar 1827.

Dr. Dorow.

Namen-Verzeichniß

derjenigen Perſonen, deren in dieſem Werke Erwähnung geſchieht.

Alberti, Staatsrath III. 51.
Albrecht, Kabinetsrath III. 132. 290. 328.
Alexander I., III. 148. 352. 354. 368. 373. IV. 83.
Alexander, Fürſt zu Neuwied III. 292.
v. Almendingen III. 309. IV. 238.
v. Alopeus, Graf, Geſandt. III. 373.
v. Altenſtein, Miniſter III. Vorrede, 238. 241. 243. 247. 254. 272. 293. 295. 316. 319. 321. 326. 330. 340. 356 IV. 218. 263. 315. 338.
v. Alvensleben, Offizier IV. 64.
Ancillon III. 178. 211. 212. 331.
Andreä, Kaufmann III. 318.
Anhalt-Köthen, Herzogin III. 351. 352. 355.
Anhalt-Bernburg, Herzogin III. 283.
v. Antonini, Geſandter III. 227.
Arakticheieff, Graf III. 372.
Arendt, W. Fr. III. 280.
Arndt, E. M. III. 213. 271. 290. IV. 66. 74.
v. Arnim, L. A. III. 9. 12. 44. 62.
v. Arnim, Bettina, III. 51. 62. 64. 149.
v. Auer, Sekr. IV. 124.
v. Auerswald, H. III. 7. 39. 222. IV. 73.
v. Auerswald, Jos. III. 137.
Augereau, Marſchall III. 62. 349.
August, Prinz v. Preußen III. 10.
Bach, Dr. IV. 253.
v. Bachke, Profeſſor IV. 61.
Barclay de Tolly, Leg.-Sekr. III. 184.
v. Bärensprung, R.-R. IV. 107.
v. Barnekow, Offizier IV. 64.
Bartels, Amtsrath III. 56. 144. IV. 78.
Bartholdy, Hofrath III. 171.
Baumann, Präſident III. 296.
v. Beaumont, General IV. 186.
Beauharnais, Eugen III. 115.
Beckedorf, Geh. R. IV. 245.
v. Bequelin, Geh. Staatsrath IV. 108.
v. B., Geh. Staatsrath III. 90.
Behr, Reg.-Rath III. 351.
Bekker, Imm., Profeſſor III. 94.
Becker, Hofrath III. 77.
Ben-David III. 160.
v. Bennigſen, General IV. 113.
v. Berckheim, Polizei-Komm. III. 68. 77.
Bergmann, Univ.-Richter III. 276.
Bernhard v. Weimar, Herzog III. 62.
v. Bernſtorff, Graf, Miniſter III. 259. 262. 301. 307. 333. 327. 332. 363. 379. IV. 267. 315. 333. 337.
Bethmann, Friederike III. 51.

Berthollet III. 92.
Bertuch III. 59.
Beust, Graf, Berghauptmann III. 269. IV. 253.
Beyme, Großkanzler III. 10.
v. Beywegk IV. 262.
Biantaz, Claudina III. 64.
Biantaz, Unterpräf. IV. 76.
v. Bischofswerder, Fräulein III. 353. 367.
v. Bischoffswerder, Generalin III. 194.
Bischoffswerder, General III. 93.
Blanc, Prediger III. 56.
Bloney, General III. 69.
Blücher, Fürst III. Vorrede, 192. 272. 375. IV. 58. 83. 193. 212. 319. 324.
Bock, Rafael III. 11. 20. 41. IV. 28.
Bock, E. G. III. 10. 23. 218. IV. 26.
Bolzenthal, H. III. 376.
Bombelles, Graf, Gesandter III. 180. 183. 202.
Bombelles, Gräfin III. 183.
Bonaparte, Louis III. 102.
Borowski, Erzbischof III. 8. 27. 311. 354. 359.
v. Borstell, komm. Gener. III. 294.
Böttiger, Hofrath III. 197.
Bourgoing, Mlle. III. 96.
v. Bourscheidt IV. 262.
v. Boyen, Oberst IV. 70.
Brandis, Dr. III. 226.
Bremer, Dr. III. 97.
v. Brenn, Staatsminister III. 15.
v. Brinckmann, Gesandter III. 9. 10. 13. IV. 11. 23.
Broizem, Geh. Rath III. 191.
Brugmans, Professor III. 100.
Brühl, Graf III. 176.
v. Brünnow, Offizier IV. 64.
Buchholz, Professor IV. 136.
v. Bülow-Dennewitz, General IV. 58. 83.
v. Bülow, Minister III. 175. IV. 108. 298.
Busolt, Schulrath III. 29.
Butte, Reg.-Rath III. 279. IV. 237.
Buttmann, Professor III. 80. 213.
v. Byren, Offizier IV. 64.
Cambaceres, Erzkanzler III. 110. 116.
Camichel, Rittmeister IV. 169.
Carignan, Prinzessin III. 188. 202.
v. Carlowitz, General III. 152. 208. IV. 173.
Carnot, General III. 91.
Caulincourt III. 116.
Charlotte, Prinzessin von Preußen IV. 11. 17.
Chassot, Graf IV. 63. 64. 74.
Cherubini III. 367.
v. Chezy, Helmine IV. 137. 144.
Clam, Graf III. 365.
v. Clausewitz, Adjutant III. 147.
v. Clausewitz, Offizier IV. 63. 65.
Clerc, Taubstummer IV. 37.
Constantin, Großfürst von Rußland III. 353. 358.
le Coq, General III. 192.
Corvinus, Beamter IV. 77.
Cotta III. 60. 346. IV. 237.
Crelinger, Geheimrath III. 79.
Creuzer, Fr. III. 66.
Cumberland, Herzog III. 339.
Cuvier, Staatsrath III. 83. 84. 91.
v. Czernizeff, Oberst III. 88.
Dalberg, Großherzog III. 126.
v. Dalwigk, General III. 284.
v. Dalwigk, Kammerherr III. 285.
Dankelmann, Graf IV. 315.
David, Maler III. 87.
Dehoel, Dr. IV. 262.
Delattre, Louis III. 73.
v. Delitz, Offizier IV. 64.
Delius, Präsident III. 296.
Desfontaines, Professor III. 83.
v. Diebitsch, General III. 166. IV. 71.
Dieffenbach, Dr. III. 269.
Dillon, Gesandter III. 187.
Dohna, Graf, Staatsmin. IV. 73.
Dohna, Graf, Gesandter III. 220. 224.
v. Dohna, Graf Friedr. IV. 64.
v. Dohna, Graf Helv. IV. 64.
v. Dohna, Graf, General III. 10.
Döpel, Offizier III. 68.
v. Dörrenberg, Offizier IV. 63.
Douglas, Lord III. 87.
v. Droste, Gen.-Vikar III. 245.
Dunker, J. A. III. 16. IV. 26.
Duroc, Marschall III. 90.
Eichhorn, Minister IV. 164.

v. Einſiedel, Graf, Miniſter III. 191. 193.
v. Eliſenfart, General III. 25. IV. 57. 79.
Eliſabeth, Kaiſerin III. 358.
Eltendorf, Dr. IV. 262.
Emmemeſer, Dr. III. 283.
Faid III. 59.
Feuerbach III. 241. IV. 160.
Fichte III. 21.
v. Fircks, Offizier IV. 64.
Flemming, Graf III. 218. IV. 320.
Fonk III. 281.
Förſter, Fr. III. 160. 172. 214. IV. 149. 156.
Fouqué, Geſandter III. 186. 200.
Franz, Kaiſer IV. 173.
Franzoſen-Treffer III. 374.
Friccius, Gen.-Audit. IV. 73.
Friderich, General III. 354.
Friedländer, Dr. III. 107.
Friedländer, Herm. III. 11.
Friedrich Wilhelm II., III. 71.
Friedrich Wilhelm III., III. 13. 134. 148. 338. IV. 211.
Friedrich, König v. Würtemberg IV. 184.
Frieſe, Staatsrath IV. 138.
Frochot, Präfekt III. 117.
v. Gärtner, Präſ. IV. 316.
Gall, Dr. III. 85. 196.
v. Gall, G. S. IV. 262.
Gallizin, Alex. Fürſt III. 372.
Gallizin, Fürſt III. 189.
v. Gaudi, General III. 182. 205. IV. 173.
Gendorer, Carl, Offizier III. 68.
Geoffroy, Abbé III. 115. IV. 46.
Gerhard, Staatsrath IV. 77.
v. Gersdorff, General III. 202.
v. Gersdorf, Landes-Aelt. IV. 200.
Gesenius, Profeſſor III. 55.
v. Gneiſenau, Graf III. Berrete. 13. 349. 364. 375. IV. 42. 44. 61. 320.
Goebel IV. 262.
Göckel IV. 42.
v. d. Goltz, Offizier IV. 64.
v. d. Goltz, Staatsminiſter III. 80. 117. 131. 210.
Görres III. 64. 314. IV. 154. 165.
Goethe. III. 60. 66. 346. IV. 90.
La Grange III. 91.
v. Grabow, Offizier IV. 64.
Graffi, Maler III. 198.
Greuhm, Fr. III. 15.
v. Gröben, Graf Adj. III. 137.
v. Grollmann III. 330.
v. Gröning III. 103.
Groote, Graf III. 103.
v. Grunenthal, Geh. R. III. 340.
v. Gruner, Juſtus III. 176. IV. 88.
Gubitz IV. 41.
Guibal, General III. 109.
Guſtafſohn, Oberſt III. 259.
Häbler, Prediger III. 7.
vom Hagen, Hoframe III. 267.
vom Hagen, Präſident III. 251. 277. IV. 231.
v. Hake, Miniſter IV. 315.
Hamann, Joh. G. III. 5. IV. 3. 6.
v. Hammer, Joſ. IV. 232.
Händel-Schütz, Frau III. 51.
v. Hänlein, Geſandter III. 210.
v. Hanneken, Offizier IV. 64.
v. Hardenberg, Graf IV. 103.
v. Hardenberg, Fürſt III. Berrete, 50. 78. 80. 104. 118. 131. 135. 161. 169. 178. 182. 193. 205. 213. 215. 222. 229. 237. 241. 257. 260. 280. 300. 304. 311. 312. 321. 349. 368. 374. IV. 42. 61. 69. 115. 207. 213. 259. 267. 298. 319. 320. 324.
v. Hardenberg, Fürſtin III. 368.
Haſe, Ritter III. 94.
Hatzfeld, Fürſt III. 306. 363. IV. 73.
v. Hatzfeld, Werner III. 56. 251.
Hebel III. 129.
v. Hedemann, Förſter III. 290.
Heindorf, Profeſſor III. 213.
Heineken, Dr. III. 97. 99.
Heinrich, Prof. III. 247. 276. 277. IV. 231. 246. 250. 264.
Hengſtenberg, Prof. IV. 87.
Henry, Prediger III. 334.
Hermbſtädt IV. 123.
Herſtatt v. d. Weſen, J. IV. 262.
v. Hertefeld, Baron IV. 127. 161.
Herwegh IV. 262.
Heſſen-Philippsthal, Prinz IV. 63.
Heymann, Joh. Phil. IV. 262.
St. Hilaire, Marco de III. 107.
v. Hippel, Theod. G. III. 6.

v. Hippel, Staatsrath III. 135. 246. 377. IV. 275.
Hirt, Hofrath III. 79.
Hitzig, Krim.-Dir. III. 281. IV. 169.
Hoffmann, Geh. O.-R.-R. IV. 115.
Hoffmann, Juſtizrath III. 175.
Hoffmann, Kammer-Ger.-Rath III. 169. 295.
v. Holk, Offizier IV. 320.
v. Hompeſch, Miniſter IV. 196.
v. Hormayr, Baron III. 171. 374. IV. 115. 208.
v. Horn, Frau III. 375. IV. 91.
v. Horn, Oberſt III. 376. IV. 64. 74.
v. Horſt, Präſident IV. 298.
v. v. Horſt, Offizier IV. 64.
Huber, Fr. IV. 90.
Hufeland, Staatsrath III. 176.
v. Hügel, Geſandter III. 68.
Hulin, General III. 107.
Hüllmann, Profeſſor III. 247. 295. IV. 264.
v. Humboldt, Frau III. 178.
v. Humboldt, Alexander III. 65. 73. 91. 92. 122. 161.
v. Humboldt, Wilh. II. 27. 196. 296. 328. 330. IV. 103. 300.
Hundeshagen III. 292. 350. IV. 231.
v. Hymen, Offizier IV. 64.
v. Jacobi-Kloſt, Frau III. 194.
v. Jagow, General IV. 316.
Jahn, Ludwig III. 212.
Ibell, Präſident III. 311. 351.
Jean Paul IV. 3.
Iffland III. 79.
v. Ingersleben, Miniſter III. 317.
Johann, Erzherzog v. Oeſterreich III. 171. 214.
John, Dr. III. 378. IV. 337.
v. Jordan, Geſandter III. 74. 158. 170. 175. 178. 221. 239. IV. 151. 183.
Joſephine, Kaiſerin III. 124.
Jung-Stilling III. 127.
v. Kamptz, Miniſter III. 300. 309. IV. 238.
Kant, Imm. III. 5. IV. 3.
Karl Johann v. Schweden IV. 79. 80. 102.
Karl, Prinz zu Neuwied III. 350.
Kefersſtein, Oberbürgerm. IV. 78.
Keller, Oberſt III. 135.
v. Kiesewetter, Obergamtshauptm. IV. 180.
v. Kiesewetter, Landes-Aelteſter IV. 201.
v. Kircheiſen, Miniſter III. 50. 299. 352. IV. 315.
v. Klewitz, Miniſter IV. 299.
v. Kleiſt, Graf, Oeſtjägermſtr. IV. 127. 137. 138.
v. Kleiſt-Nollendorf, Marſchall III. 321. 329. IV. 71. 301.
v. Knobelsdorff, Frau III. 177. 188.
Koch, Konſul III. 8. 9.
Koch, G. H. IV. 262.
v. Köckeritz, General III. 80.
Kohlrauſch IV. 113.
Kortüm, Dr. III. 73. 179. 205. 206. 213. 218. 238. 312. 323. IV. 164. 223. 243.
v. Korff, Frau III. 9. IV. 19. 91.
Kotſchubey, Graf III. 372.
v. Kotzebue, Frau III. 59.
Kraus, Chr. Jac. III. 5.
v. Krod, Frau III. 194.
v. Krüdener, Geſandter III. 184. 203.
v. Krüdener, Frau III. 11. 125. 126. 203. 359.
Krug, Leg.-Rath III. 123.
v. Krufemark, Generalin III. 80.
v. Krufemark, General III. 9. 46. 70. 74. 83. 118. 130. 151.
v. Kügelgen, Maler III. 197.
v. Kurtzel, Oberſt III. 267. 284.
Kutuſow-Smolenſk, General IV. 194.
Lacretelle, Profeſſor III. 83.
v. Laverberg, Geh. Rath IV. 299.
Lafontaine III. 55.
La Harpe III. 93.
Laharie, General III. 109. 112.
v. Lang III. Vorrede.
Langen, Cosv. IV. 262.
Lannes, Marſchall III. 93.
Lariboiſſierre, General III. 80.
Lavater III. 27.
v. Lecebur, Lieutenant III. 331.
Leo XII., Papſt III. 340. 344.
v. Lerchenfeld, Gen.-Komm. IV. 187.
v. Lewetzow, Frau IV. 160.

Lewetzow, Professor III. 331.
v. d. Lippe, Komm.-R. IV. 259. 262.
Lichtenau, Gräfin III. 71. 92. 169. 201.
v. Lichtenberg, Baron III. 97.
Liewen, Fürst IV. 65.
Lippe, Graf Carl zur, IV. 262.
v. Loeben, Graf III. 195.
Löhnis, H. H. IV. 262.
Lottum, Graf, Staatsminister III. 266. 323. 328. 332. 378. 380. IV. 87. 302. 315.
Lubienesky, Graf III. 189.
Ludwig I. von Baiern III. 382.
Ludwig XVI., III. 103.
v. Lüttow, Oberst IV. 70.
v. Lüttow, Major III. 139.
Lurburg, Graf, Gesandter III. 184.
Lyversberg IV. 262.
Mackeldey, Professor III. 271.
v. Madai, Beamter IV. 77.
v. Madeweis, Oberpostdirektor III. 10. 13.
Mallet, General III. 109.
v. Malzahn, Leg.-Sek. III. 220.
Maret, Minister III. 91. 118.
v. Marschal, Minister III. 310.
v. Massenbach, General IV. 72.
Massieu, Taubstummer IV. 36.
Maßmann, Dr. III. 331.
Maximilian, Prinz zu Neuwied III. 292. 363.
Maximilian Joseph, König IV. 183. 186. 189. 191.
Mayr, Sincerus III. 18. IV. 28.
Meißner, Offizier III. 68.
Melesino, General III. 155.
Menzikoff, Fürst III. 372.
Menzel, Wolfg. IV. 115.
Merkel, Ober-Präs. III. 175.
v. Merian, Staatsrath III. 216. IV. 208.
Mertens IV. 262.
Metternich, Fürst III. 182. 193. 306. 364. 365. IV. 301.
Michael, Großf. v. Rußl. III. 351.
Michel, Landesverräther III. 88.
v. Mielecki, Bergrath III. 154.
v. Miltitz, Baron III. 176. 204.
Mirabeau III. 120.
Mittermaier, Professor III. 271.
v. Monbaupt, Offizier IV. 64.
Monlear, Graf III. 189. 202.
v. Monschau IV. 262.
Monteton, Major III. 101.
v. Montgelas, Graf III. 171. IV. 165. 183. 186. 188. 191. 206. 210.
Moreau, General III. 113.
Mortier, Gesandter III. 185.
Mosaua, Offizier III. 68.
Moß, Minister III. 308. IV. 315. 316.
Mahler, Kriegsrath IV. 209.
Müller, Adam, Prophet III. 216. IV. 145.
Müller, Carl, Dr. III. 140. IV. 127.
Müller, Kupferstecher III. 168.
Müllner III. 346.
Mumm, Jacob IV. 262.
v. Münchhausen, Offizier IV. 64.
v. Münchow, Professor III. 56.
Näke, Professor IV. 256.
Napoleon, Kaiser III. 42. 61. 74. 87. 89. 93. 99. 114. 116. 121. 124. 132. 162. 217. 311. 337. 346. IV. 78. 158. 322.
v. Natzmer, Gerv., Offizier IV. 64.
v. Natzmer, Hans, Offizier IV. 64.
v. Natzmer, Flügel-Adj. IV. 71. 73.
Nesselrode, Graf, Offizier IV. 64.
Nettelbeck IV. 42.
Nicolai, Sortimentsbuchhändler III. 158. IV. 95.
Nicolaus I. III. 101. 353. 358. 368.
Nicolovius, Staatsr. III. 26. 262.
Niebour, Maler III. 240.
Niebuhr, Staatsrath III. 79. 160. 167. 194. 277. IV. 247. 256.
Niemeyer, Kanzler III. 122. IV. 78.
v. Nordenacker, Oberst III. 14. IV. 23.
Norrenberg, W. A. IV. 262.
v. Nostiz, Lieutenant III. 197.
Nostiz, Graf, Offizier IV. 64.
Oldenburg, Herzog von IV. 65.
Oelsner, Leg.-R. III. 224. IV. 88.
v. Oelsen, Gesandter III. 179. 181. 220. IV. 104. 155. 298.
v. Olfers, Leg.-S. III. 9. 13. 14.
Olivier, Amateur III. 101.
Olbers, Astronom III. 103.
v. Oppen, Oberst III. 25.
v. Otterstedt, Gesandter IV. 237.
Paalzow, Frau Majorin III. 279.
Pape, Krim.-Richter III. 271. 274.
Papendiek, Oberst IV. 81.

Pappenheim, Graf III. 171.
v. Perponcher, Baron III. 9. 71.
Pestalozzi III. 27.
Peter, I. III. 101.
v. Pflugk, Offizier IV. 64.
v. Pfuel IV. 63. 65.
Philippsborn, Leg.-Rath III. 211. 379.
La Place III. 91.
Pörschke, Professor III. 21.
v. Preußer, Offizier IV. 64.
Pückler, Fürst III. 256. 298.
Radziwill, Prinzessin III. 31. 36. 49. 356.
Radziwill, Fürst III. 9.
Raucour, Madame III. 96.
v. Raumer, Fr. III. 55.
v. Raumer, Karl III. 40. 153. 157.
Rebmann, Präsident III. 268.
v. d. Recke, Elisa III. 195. 196. IV. 169.
v. Rehdiger, Staatsrath IV. 192. 194. 196.
Rehfues, Geh. Rath III. 230. 241. 252. 259. 278. 280. 283. 309. 330. IV. 218. 338.
Reichardt, Joh. Fr. III. 6. 8. 10. 26. 39. 42. 46. 53. 60. 69. 81. 104. 121. 132. 136. 150. 162. 346. IV. 77. 118.
v. Reigersberg, Minister IV. 189.
Reil, Arzt III. 27.
v. Reisach, Graf III. 171. 214. 221. 243. 273. IV. 183.
v. Reisach, Gräfin IV. 214.
Rernin, Fürst IV. 207.
Rhodius, Carl IV. 262.
Ribbentrop, Gen.-Int. III. 215. IV. 200. 212.
Richter, Präsident IV. 298.
Rienäcker, Prediger III. 56.
v. Riwa-Zinoly, Offizier IV. 64.
Robert, Ludwig III. 208. 323. IV. 177.
Robespierre III. 119.
v. Röder, Hauptmann III. 144. 149. 152. 157. IV. 74.
v. Röder, Eugen, Offizier IV. 67.
v. Rothenburg, General III. 217. IV. 79.
Rother, nachm. Minister III. 157. 158. IV. 110.
v. Rüchel, General III. 9.
Rudolph, Alois IV. 124.
Rumford III. 92.
Rust, Dr. III. 313. 315.
Sack, Geh. Staatsrath III. 132.
v. Sägebart, Gen.-Postm. III. 51.
Savary, Minister III. 107.
v. Savigny, Professor III. 51.
Schaaffhausen, A. IV. 262.
v. Schachtmeyer, Offizier III. 139.
v. Schaver, Offizier IV. 64.
Scharnhorst, General III. 10. 133. 139. 147. IV. 61. 74. 83. 103.
Scharnweber, Staatsrath IV. 104. 113.
Scheffner, Joh. G. III. 5. 18. 26. 39. 129. 198. 361.
v. Schellersheim III. 243.
v. Schenckendorff, Max. III. 11. 41. 125. 126. 129.
v. Schill, Fr. III. 68. 131. 214. IV. 41. 149.
v. Schiller, Frau III. 282.
v. Schlabrendorf, Gräfin III. 168. 177. IV. 166.
v. Schlabrendorf, Graf III. 69. 71. 81. 87. 94. 114. 118. 121.
Schleiermacher III. 52. 160. 167. 213.
Schlegel, Friedrich III. 121.
v. Schlegel, A. W. III. 247. 269. 277. 283. 320. IV. 246. 262.
Schlosser, Rath III. 64.
Schmalz, Geh. Rath III. 160. 167. 211. IV. 62.
Schneider, Pater III. 193.
Schneider, Fr. Ant. IV. 186.
Schöll, Buchhändler III. 70. 100. 238. 239. 243. 250. 319. 324.
v. Schön, Oberpräsident III. 359. 360. IV. 73. 88. 192. 194.
v. Schönberg, Präsident IV. 298.
v. Schrötter, Ferd. III. 11. IV. 11.
v. Schrötter, Kanzler III. 31.
v. Schrötter, Staatsmin. III. 8.
Schubart, C. Fr. D. IV. 120.
v. Schuckmann, Minister III. 39. 50. 131. 132. 160. 168. 176. IV. 57. 162. 238. 298.
Schultz, Staatsrath III. 15.
Schulze, Johannes III. 59. 238.
v. d. Schulenburg, Graf, Offizier IV. 64

Schulenburg, Graf, Miniſter III. 191. 204.
Schwarz, Gelehrter III. 73.
v. Schwerthof, Offizier IV. 64.
Schwind & Koch III. 8.
Segur, Graf III. 336.
Senft-Pilſach, Graf III. 193.
Seydewitz, Offizier III. 68.
Sicard, Abbé IV. 35.
Sickler, Dr. III. 59.
v. Simolin, Offizier IV. 64.
v. Stord, Offizier IV. 64.
Solms-Laubach, Graf, Oberpräſident III. 247. 252. 254. IV. 125. 138.
Soult, Herzogin III. 96.
v. Speranski III. 372.
Spiegel, Graf III. 182.
Spiegel, Graf, Domdechant III. 242. 244.
Spontini, Gatt. III. 317. IV. 245.
Sprengel, Curt III. 55.
Spurzheim, Dr. III. 85.
v. Staff, Offizier IV. 64.
v. Stägemann, Elisabeth III. 9. 375. 380. IV. 11. 89.
v. Stägemann, Fr. A. III. 9. 81. 158. 160. 166. 174. 235. 239. 280. 375. 378. IV. 11. 26. 87.
v. Stark, Oberhofpr. IV. 172.
Steffens, H., Profeſſor III. 51. 54. 86. 147. 157. 165.
v. Steigentesch, Geſ. III. 227.
Stelzer, Prokurator III. 54. IV. 76.
vom Stein, Miniſter III. 10. 15. 212. 246. 298. 272. 313. 360. IV. 61. 64. 65. 73. 87. 191. 194. 205.
Streiber, Maire IV. 78.
Stroganoff, Graf III. 372.
v. Struenſee, Polizei-Präſ. III. 230. 277. IV. 231. 233.
v. Stülpnagel, Offizier IV. 64. 67.
Stuve, Senator III. 103.
Süvern, Staatsrath III. 248.
Talleyrand III. 225.
Talma III. 95. 115. IV. 46.
v. Tarrach, Geſandter III. 14. IV. 24.
v. Tauentzien-Wittenberg, Graf III. 217. IV. 29.
Tawaß, Geſandter III. 227.
Teſchke, Reg.-Rath III. 117.
v. Tettenborn, Offizier IV. 64.
Theiner III. 377.
v. Thielau, Frau III. 151.
v. Thielmann, General III. 152. 160. IV. 108. 173.
v. Thile, Gen.-Maj. III. 216. IV. 59. 83.
Thorn, Oberſt III. 350.
Thornton IV. 104.
Tieck, Ludwig III. 63. IV. 3.
v. Tiedemann, IV. 63.
Tiedge III. 195.
Tiemar, Präſident IV. 110.
v. Treskow III. 72. 74. 94.
v. Treskow, Offizier IV. 64.
Truchſeß-Waldburg, Graf III. 6.
Tugendbund III. 23. IV. 57.
Tulein, Konſul III. 226.
Tſchoppe, Geh. Rath III. 240. 299.
Urſinus, Geh. Räthin III. 156.
Varnhagen v. Enſe, III. 138. IV. 64. 88. 91.
Veitbagen, Kriegsrath IV. 58.
v. Veltheim, Oberbergm. IV. 77.
Vetter, Stadtr. III. 379. IV. 337.
v. Vincke, Oberpräſ. III. 248. 286. IV. 209. 285.
Vieter, Prinz zu Neuwied III. 293.
Vieter, Marſchall III. 133.
v. Voß, Staatsminiſter III. 301. 316. 319. 321. 327.
Voß, Joh. Heinr. III. 66.
v. Voß, Ludw. III. Vorrede, 166. 170. 174. 179. 210. 218. 312. 374. IV. 123.
Vulpius III. 57.
v. Wallmoden, General IV. 68.
Waltraf, Profeſſer III. 246.
Walther, Dr. III. 269. 271.
v. Wangerf, General III. 191.
v. Wegenern, Kanzler III. 359.
Weimar, Großherzog v. III. 348.
Weigel, Joh. III. 351. 367.
Welder, Profeſſor III. 247. IV. 262.
Wellington IV. 330. 321.
v. Wenge, Fräulein III. 284.
Werner, F. J. III. 20. IV. 28.
Wiedemann III. 293. IV. 237.
Wieland III. 57. 61.
Will, III. 103.
Willemer III. 62.

Willmann, Dr. IV. 262.
v. Winkell, Fräulein III. 194.
v. Winzingerode, General III. 144. IV. 75.
v. Wißmann, Frau III. 67.
v. Wißmann, Präſident III. 32. IV. 88.
Wittgenſtein, Fürſt III. 79. 129. 176. 215. 308. 328. 330. IV. 101. 102. 105. 209. 211. 270. 315.
v. Wittgenſtein IV. 262.
v. Wißleben, nachm. Kriegsm. III. 138. 216. 278. 290. 296. 302. 326. 329. 332. 339. 353. 357. 364. 367. 377. IV. 293. 298.
v. Wobſer, General IV. 84.
Wolf, Fr. Aug. III. 52. 60. 107. 213.
Wolfart, Dr. IV. 127. 134. 160.
Wolfensky, Fürſt III. 146. 153.
v. Wöllner, Miniſter III. 18.
v. Wurmb, Rittmeiſter III. 283.
Wylié, Leibarzt III. 358.
v. York, General III. 25. 140. 359. IV. 63. 69.
Yſenburg, Graf III. 103.
Zeller, Schulr. III. Vorr., 26.
Zelter, Muſiker III. 30. 79. 346.
Zerboni di Sposetti III. 222. 223.
v. Zeſchau, General III. 191.
Zitterland, Dr. III. 131.
v. Zülow, Offizier IV. 64.

Druckfehler.

III. Theil.

Seite 7, 8, 39 lies Auerswald ſtatt Auerswaldt.
„ 100 Zeile 1. v. u. lies Anlage B. 2. ſtatt Anlage B. 1.
„ 117 „ 10. v. u. lies que Mr. Dorow ſtatt que le Mr. Dorow.
„ 140 u. 141 lies York ſtatt York, wobei zu bemerken iſt, daß in einem Briefe vom Jahre 1808 ſich der damalige Oberſt. York unterſchrieben hat.
„ 162. Zeile 10 v. o. lies recht fühlbar ſtatt erſt recht fühlbar.
„ 270. „ 11 v. u. lies Hannmann ſtatt Hoffmann.
„ 272 ſtatt Seite 227.
„ 335. Zeile 20 v. o. lies seule ſtatt seule.
„ 335. „ 24 v. o. lies sous ſtatt vous.
„ 378. „ 3 v. u. lies wahr ſtatt war.

IV. Theil.

Ueberall wo der Name des Generals v. York mit einfachem l geſchrieben iſt, wird gebeten ein k zu ſetzen.
Seite 11, Zeile 2 v. o. lies Karl Guſtav v. Brinckmann ſtatt Carl Auguſt.
„ 64 iſt in Zeile 9 nach dem Namen v. Zülow noch zuzufügen: v. Münchhauſen (nachmaliger Landrath).
„ 322. Zeile 3 v. u. lies Füſilier ſtatt Füſelier.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.